Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4164 | Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark | 164. Band



Pelzmodelle
Pelzjacken
Pelzmäntel
Feinste Pelzwaren

Seit 1847

Illustrierter Katalog W frei

Max Erler-Leipzig
Brühl 34/40

Der Tag

Die große Berliner Frühzeitung

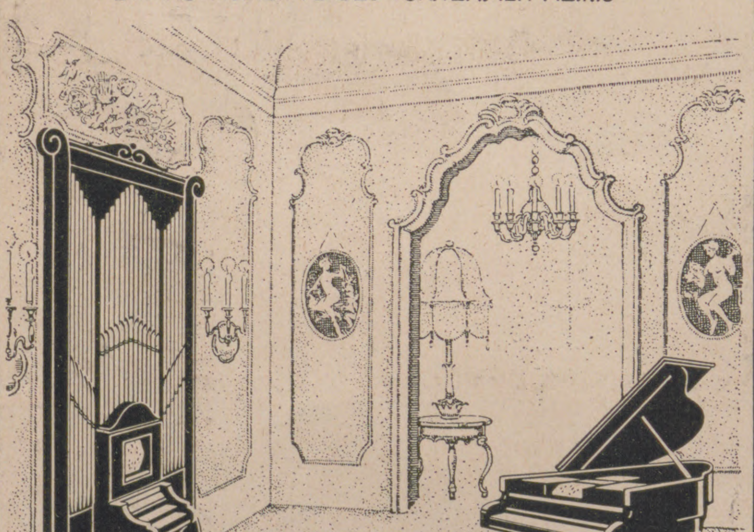
Mit acht Beilagen

Tägliche Unterhaltungs-Rundschau / Börsen-, Industrie- und Handelstag / Kirche, Schule, Heimat, Haus / Pädagogisch-akademischer Tag / Literarische Rundschau / Der Reise- und Verkehrstag / Die Welt der Frau / Sonntags: Der illustrierte Tag

Durch die Post 2.75 M. monatlich. Kostenlose Probelieferung durch den Verlag Scherl, Berlin SW 68

WELTE-MIGNON-PIANO & WELTE-PHILHARMONIE-ORGEL

DIE INSTRUMENTE DES VORNEHMEN HEIMS



DIE KUNST DER UNSTERBLICHEN
REGER - GRIEG - NIKISCH - SAINT-SAËNS - CARREÑO
LESCHETIZKY - REISENAUER - MAHLER - BUSONI
VEREWIGT IN HÖCHSTER VOLLENDUNG.

M. WELTE & SÖHNE FREIBURG I. B.
GEGR. 1832.

VERTRETEN
IN ALLEN GRÖSSEREN STÄDTEN DURCH DIE ERSTEN PIANOHÄUSER

BERLIN & HAMBURG: STEINWAY u. SONS
DÜSSELDORF, CÖLN, BARMEN: RUD. IBACH SOHN
MÜNCHEN: ALFRED SCHMID NACHF.

Sind Sie schwerhörig?

Dann erproben Sie unseren seit Jahren von vielen Schwerhörigen mit ausgezeichnetem Erfolge benutzten elektrischen Hörapparat

„Phonophor"

der jetzt nach eingehenden Versuchen wesentlich

verbessert

worden ist. Jedem Schwerhörigen ist es möglich, mit dem neuen Hörapparat mit Ohrsprecher, dessen Lautwiedergabe ganz vorzüglich ist, an jeder Unterhaltung usw. teilzunehmen. Ausstellung u. Vorführung bei unseren Technischen Büros u. Wiederverkäufern.

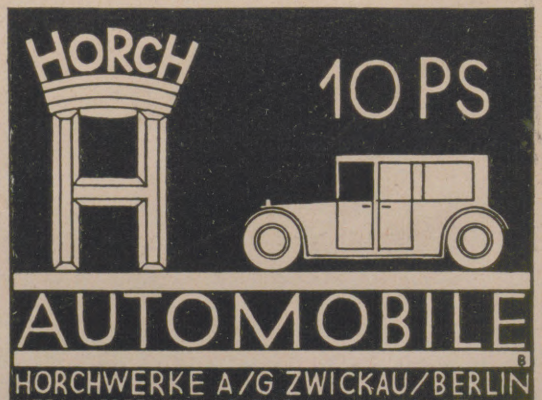
Siemens & Halske A.-G.
Wernerwerk, Siemensstadt bei Berlin
Technische Büros in allen grösseren Städten.



Ein Urteil von vielen:

„. . . . ohne Hilfe dieser Phonophore wäre ich heute nicht imstande, meinen Beruf als Kaufmann und Geschäftsmann zu erfüllen" S. N., Nürnberg.

Druckschrift u. Referenzliste auf Wunsch



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4164. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka, Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. Januar 1925.

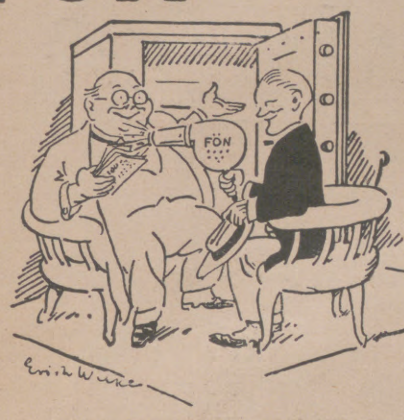
Allgemeine Notizen.

Mittelmeerfahrt des Dampfers „General San Martin“. Der Gedanke, im rauhen unfreundlichen Februar mit dem Schiff nach südlicheren Regionen zu fahren und im Verlauf der Reise die warme Sonne des Südens zu genießen, hat an und für sich schon etwas ungemein Lockendes. Von besonderem Genuß wird eine solche Seereise aber erst dann, wenn sie, wie es bei dem beliebten „General San Martin“ der Fall ist, auf einem geräumigen Dampfer unternommen wird, der nur eine verhältnismäßig kleine Gesellschaft mit sich nimmt. Der einzelne Passagier bleibt auf einem solchen Schiff Persönlichkeit und seine Wünsche und Neigungen können in weitestgehendem Maß individuell berücksichtigt werden. Auch bei geplanten Landausflügen ist es in jeder Weise angenehmer, daß die Teilnehmerzahl beschränkt bleibt. Der Dampfer „General San Martin“ ist somit ein für Touristenfahrten ganz besonders gut geeignetes Schiff. „General San Martin“ wird in dem ersten Teil seiner großen Mittelmeerreise vom 1. Februar bis zum 2. März über Lissabon, Madeira, Teneriffa, Cadiz, Neapel, Messina und Cattaro nach Venedig fahren; auf dem zweiten Teil der Fahrt werden dann Griechenland, die Türkei und Ägypten berührt.

Änderung der Anlaufhäfen der Hapag. Vor einiger Zeit wurde dem Hapagdampfer „Westphalia“ in dem irischen Hafen Queenstown ein außergewöhnlich freundlicher Empfang bereitet, bei dem die Behörden und die Bevölkerung die Hoffnung aussprachen, daß die mit der „Westphalia“ aufgenommene Verbindung auch in Zukunft bestehen bleiben möge. Die Hamburg-Amerika Linie und die mit ihr gemeinsam nach Neuyork fahrenden United American Lines (Harriman Line) haben sich nun entschlossen, von jetzt ab ihre im Nordamerikadienst verkehrenden Dampfer „Thuringia“, „Westphalia“ und „Mount Clay“ sowohl auf der Aus- als auch auf der Heimreise Queenstown anlaufen zu lassen. Von dort geht die Fahrtroute über den kanadischen Hafen Halifax nach Neuyork. Weiter sind in dem Nordamerikadienst der beiden Gesellschaften Dover und Boulogne an die Stelle der bisherigen Anlaufhäfen Southampton und Cherbourg getreten. Schon von jetzt ab sollen die Dampfer „Deutschland“, „Albert Ballin“, „Cleveland“, „Resolute“ und „Reliance“ auf der Ausreise Dover und Boulogne anlaufen, während auf der Heimreise die drei erst-

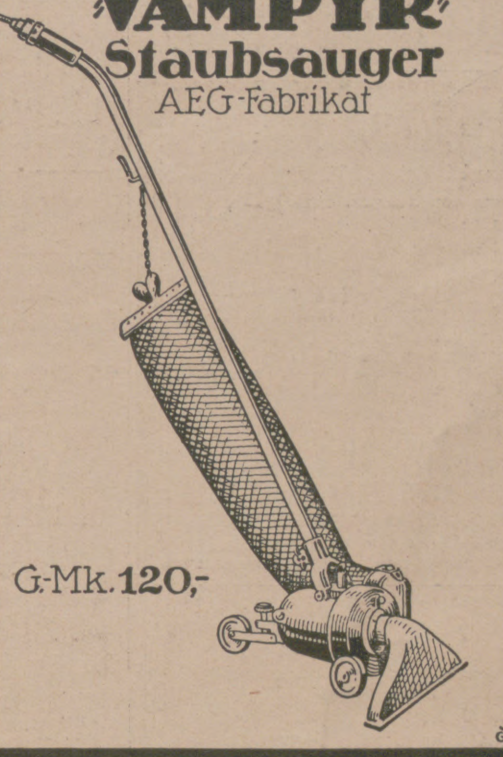
genannten Schiffe Boulogne und Dover, die beiden letztgenannten aber wie bisher Cherbourg und Southampton berühren. Dover wird in Zukunft außerdem von den Passagierdampfern des Kuba-Mexikodienstes der Hamburg-Amerika Linie, die bislang auf der Fahrt zwischen Hamburg und Kuba-Mexiko über Plymouth gingen, aus- und heimreisend angelaufen werden.

Wohin gehe ich im Winter? Aus den schweizerischen Höhenregionen wird dauernder Schneefall gemeldet. Damit ist die Ausübung allerhand sportlicher Betätigung gegeben. Während in den letzten Dezennien, außer Kranken, die Arosa, Davos, Leysin und Montana aufsuchten und sich glänzend erholten, besuchten die begüterten Kreise in der Hauptsache die größten Sportzentren, die neben der Ausübung des Sports gesellschaftliche Unterhaltung in den luxuriösen Hotels bieten. Nun aber beginnen auch werktätige Kreise den Vorteil eines Winterurlaubes, der besonders Nervösen und Blutarmen Heilung bringt, zu würdigen. Da mögen einige Anhaltspunkte über die Unterkunftsverhältnisse am Platze sein. Jeder Besucher der Schweiz sollte vor allem den „Schweizer Hotelführer“ zu Rate ziehen und die „Nützlichen Winke“ beachten, wodurch er vor vermeintlichen Überforderungen oder unliebsamen Erörterungen, die ihm wie dem Gastgeber gleich unangenehm sind, geschützt wird. Wer über eine volle Börse verfügt, der findet außer in St. Moritz in den an den Höhenzügen des Genfersees gelegenen klassischen Stätten Caux und Villars die gastfreieste Aufnahme. Ebenso vorteilhaft bekannt mit nebenbei billigerer Unterkunft ist Gstaad an der Linie Montreux—Berner Oberland, für Skifahrer ein Eldorado. Im Berner Oberland bieten Adelboden, Grindelwald, Mürren und Wengen, für ausgesuchte, wie für einfachere Ansprüche und jegliche Sportgelegenheit Unterkunft. Das gleiche gilt von dem schneereichen Andermatt (1440 m). In der Innerschweiz bietet Engelberg seinen Gästen eine wohlgepflegte Bobsleighbahn, Eissport und gesellschaftliche Spiele bei ebenfalls bescheidenen Ansprüchen, während Rigi-Kaltbad wegen der starken und langen Sonnenbestrahlung besonders für Ruhebedürftige in Frage kommt. Unter den beliebten Wintersportplätzen in Graubünden meldet sich erstmals Flims, das bei der deutschen Kundschaft keiner besonderen Empfehlung mehr bedarf. Alles in allem: Im Winter in die Schweiz!



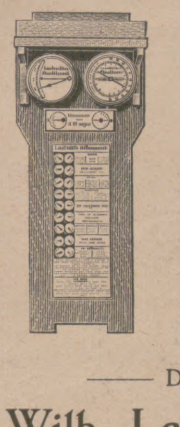
Es wird niemand einfallen, Hände und Gesicht mit Kalk zu reinigen, sondern von altersher wird dazu Seife verwendet. Warum sollten gerade die Zähne, Ihr empfindlichster und schönster Schmuck so unsachgemäß behandelt werden? Benutzen Sie nicht nur irgend eine Zahncreme, die parfümierten Kalk darstellt, sondern verwenden Sie die schäumende Zahncreme Kalodont! Kalodont ist seiner Zusammensetzung nach eine Edel-Zahncreme. Nur eine seifenhaltige Zahncreme wie Kalodont beseitigt restlos Fett und andere Unreinigkeiten von den Zähnen, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, und ist durch sein erfrischendes, angenehmes Parfüm von belebender Wirkung.















Der größte und schwerste Koran der Welt wurde kürzlich in London zum Verkauf gestellt. Er war 122 cm hoch, 76 cm breit und 30,5 cm dick, hatte Deckel von Holz, und es waren zwei Männer erforderlich, um ihn zu tragen. Von dem Text gingen 10 Linien auf eine Seite, die Buchstaben waren 10 cm hoch. Die Ränder zeigten reichliche Verzierungen mit Blumenornamenten, das ganze Buch war mit Goldbrokat eingedeckt und außerdem mit einem Umschlag versehen. Es erzielte einen Preis von 200 Pfund Sterling. Zum Vergleich hatte man neben dieses Buch den kleinsten Koran der Welt gelegt, dessen Höhe und Breite je 4 cm betrug.

Eine Bücherlotterie für die Deutsche Bücherei findet am 29. April 1925 in Leipzig statt. Lose zu je 1 Mk. 50 Pfg. können nur in einer Buchhandlung gekauft werden, die Gewinne gelten in Buchmark, d. h. für die gewonnenen Beträge liefert die Buchhandlung, in der das Los gekauft ist, Bücher, deren Wahl in Höhe des Gewinnbetrags dem Gewinner frei steht. Jedes Gewinnlos kann nur bei derjenigen Buchhandlung eingelöst werden, bei der es gekauft und deren Stempel bzw. Namenszug auf dem Los vermerkt ist. Lose sind jetzt schon zu haben. Zur Ausspielung gelangen Bücher im Wert von 116 500 Mark in 25 878 teils recht ansehnlichen Gewinnen bei 200 000 Losen. Die Gewinnliste erscheint acht Tage nach beendigter Ziehung, liegt alsdann in den Buchhandlungen aus, und kann auch von der Deutschen Bücherei in Leipzig gegen Portoersatz bezogen werden.

Das Herz- und Nervengift Koffeïn entzieht die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft dem Kaffee, ohne dessen Geschmack zu beeinträchtigen. Das ist an und für sich schon aufsehenerregend; weiß man doch, daß nikotinfreier Tabak und alkoholfreier Wein nicht schmecken. Kaffee ist nun wohl das empfindlichste aller Naturprodukte, und doch schmeckt der Kaffee Hag, dem das Koffeïn genommen ist, ausgezeichnet, ebensogut jedenfalls als wie der feinste und teuerste Kaffee mit Koffeïn. Wie ist nur solch empfindlicher Eingriff, wie die Entziehung des Koffeïns, das in der Bohne gleichmäßig verteilt ist, möglich, ohne daß der Geschmack geschädigt wird? Erst durch die Röstung entwickelt sich der würzige Duft, der Geschmack der Kaffeebohne. Nicht der geröstete Kaffee wird behandelt, sondern die rohe Kaffeebohne, die noch keinerlei Aroma besitzt. Das ist das ganze Geheimnis.

Die Nähmaschine im Haushalt. Niemals kann der Satz, daß nur das Beste auf die Dauer das Billigste ist, größere Bedeutung haben, als bei der Wahl einer Nähmaschine, die in der Familie doch ein Menschenalter aushalten soll. Einen Ratgeber für den Kauf einer Nähmaschine bildet eine kleine Schrift unter dem Titel „Was der Käufer einer Nähmaschine beachten muß", die die Phoenix-Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel in Bielefeld auf Anfrage an jedermann sendet. Das kleine Werk gibt Aufklärung darüber, wie eine gute Nähmaschine nach dem heutigen hohen Stand der Technik beschaffen sein soll und welche Leistungen man von ihr erwarten darf. Daß die Wahl bei unserer hochentwickelten heimischen Nähmaschinen-Industrie nur auf eine Maschine fallen darf, die aus einer Fabrik stammt, deren Geschäftsgewinn nicht ins Ausland wandert, sondern unserem ohnedies stark verminderten Nationalvermögen erhalten bleibt, muß als selbstverständlich gelten. Bei der Fabrik der Phoenix-Nähmaschinen ist diese Gewähr gegeben.

Illustrirte Zeitung

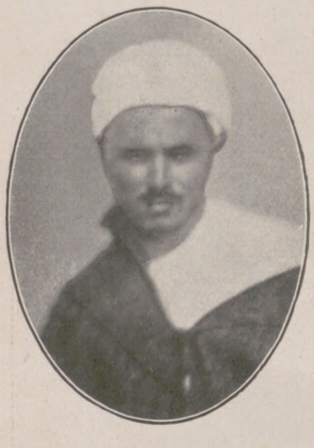


Der Beginn des Heiligen Jahres 1925: Die Öffnung der Heiligen Tür in der Peterskirche zu Rom durch Papst Pius XI. am 24. Dezember.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von M. Edmondo Abbo.

Eine der charakteristischen Zeremonien des Heiligen Jahres ist das Öffnen der Heiligen Tür, die am Ende des letzten Jubeljahres (1900) vermauert wurde. Eine solche Heilige Tür befindet sich in jeder der vier größten Basiliken Roms, in der Peterskirche, San Giovanni im Lateran (Johanneskirche), Santa Maria Maggiore und der Paulskirche außerhalb der Mauern. Die Öffnung erfolgt am Tage vor Weihnachten um 12 Uhr, und zwar in der Peterskirche durch den Papst selbst unter Teilnahme der höchsten Würdenträger der Kirche und der Spitzen der Zivil- und Militärbehörden. Der Papst klopft dreimal mit einem goldenen Hammer an die Tür, worauf die Vermauerung, die von Arbeitern an Stricken niedergezogen wird, in das Innere der Basilika fällt. Die Menge bemächtigt sich schnell der herabgefallenen Mauerstücke, die Schwelle wird mit einem in Weihwasser getauchten Schwamm abgewaschen, und der Papst tritt als Erster durch die Heilige Tür ein. (Siehe auch den Beitrag „Anno Santo" auf den Seiten 24 und 25.)

Auf verlorenem Posten: Spanien in Marokko.

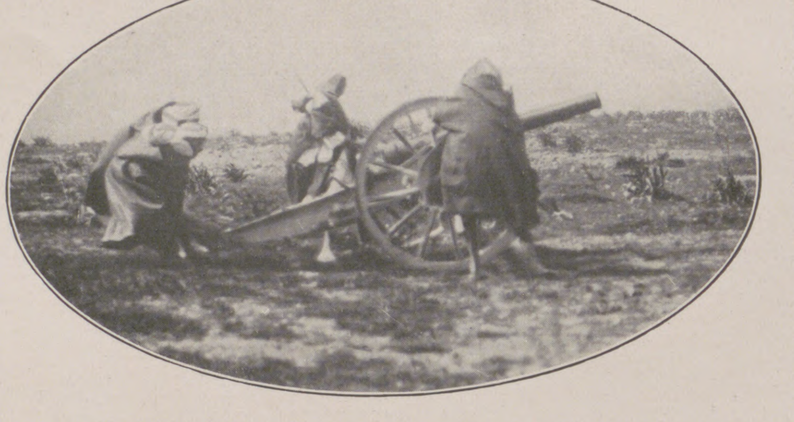


Abd-el-Krim,
der Hauptführer der marokkanischen Aufständigen, einer der erbittertsten Gegner Spaniens.





Rais-uli,
bekannter Führer der Riffkabylen, der bereits vor fast einem Jahr totgesagt wurde, ist jetzt gestorben.

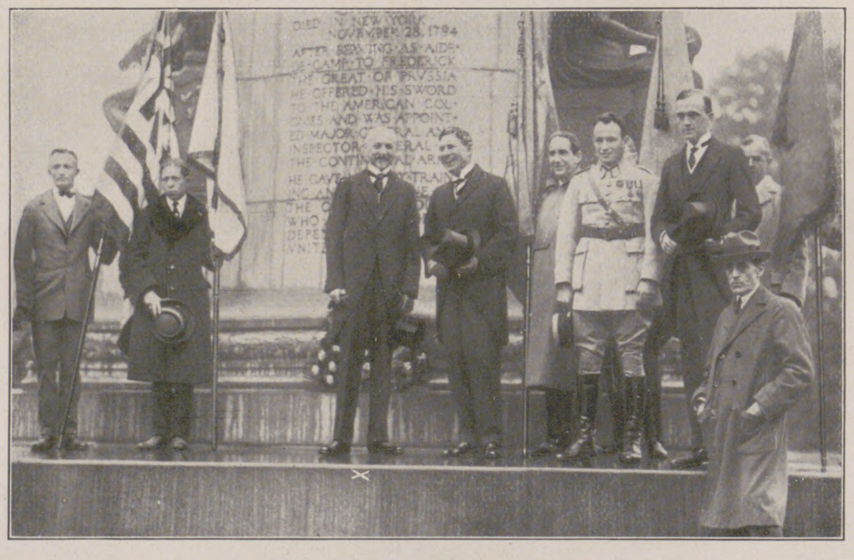


Artillerie der Riffkabylen beschießt die auf dem Rückzug befindlichen Spanier.
Oben: Spanienfreundliche Marokkaner decken durch Gegenangriff gegen die nachdrängenden Riffkabylen die Rückwärtslegung der spanischen Stellung.

Von den Kämpfen der Spanier in Marokko.

Spanien hat schwer an dem Erbe seiner großen Vergangenheit zu tragen. Seit Jahrzehnten ist es in einem Guerillakrieg um einige Quadratmeilen Landes an der mittelländischen Küste Marokkos begriffen, der dem Lande unaufhörliche Opfer an Gut und Blut auferlegte, ohne jemals einen Peso Entschädigung zu erbringen. Lediglich der Ehre der Nation zuliebe!

Nun gehören diese „Presidios“ genannten Besitzungen zu den letzten Ansprüchen spanischer Macht auf marokkanischem Gebiete. Zu einem Teile konnten sie jedoch nur eine Aufgabe als Deportationsplätze erfüllen. Namentlich die Inseln bei Melilla haben diesem Zwecke gedient. Die Stadt selbst südöstlich vom Cap Tres Forcas — wo die preußische Korvette des Prinzen Adalbert 1859 von abenteuernden Rifleuten nächtlicherweise beinahe geentert wurde — lebt fast beständig im Kriegszustande. Selbst bewaffnete Macht kann sich kaum wenige Kilometer von der Stadt entfernt zeigen, ohne Angriffen ausgesetzt zu sein. Melilla vermittelt den Handelsverkehr mit Oran und den algerischen Häfen. — Ceuta, ein alter portugiesischer Besitz, gehört seit 1570 zu Spanien und ist gut befestigt. Vom gegenüberliegenden Gibraltar ist es nur 25 km entfernt und hat eigentlich mehr politisch-strategische Bedeutung. Der Hafen ist von beträchtlicher Tiefe, so daß selbst große Handels- und Kriegsschiffe hier anlegen können. Eine in der Nähe gelegene kleine Insel bietet die (namentlich für England) verlockende Aussicht, die ganze Meeresstraße unter die Wirkung von Langrohrgeschützen nehmen zu können. Die Inselgruppe der Zafferinas ist der algerischen Küste vorgelagert, und den Engländern müßte das Wasser im Munde zusammenlaufen bei dem Gedanken, von hier aus eine Kontrolle des Verkehrs Algeriens mit Frankreich ausüben zu können. Außerdem umfaßt der Begriff der Presidios noch einige unbedeutende Inselchen und — das Recht auf die Anlegung eines Küstenplatzes bei Mogador am Atlantischen Ozean. Das Küstengebirge des „Rif“ ist eine unerforschte Wildnis. Allein das Hinterland von Ceuta macht eine gewisse Ausnahme.



Dr. Otto Wiedfeldt (×), der scheidende deutsche Botschafter in Washington, bei einer der letzten Amtshandlungen, der Niederlegung eines Kranzes am Grabe des deutschen Freiheitskämpfers General v. Steuben.

Wie alle Eroberer seit Jahrtausenden, scheiterten auch die Spanier in ihren Versuchen, das Hinterland des Küstenplatzes zu kolonisieren, an dem unbändigen Freiheitsmute der wilden Gebirgsstämme, reinblütiger Berber, der Rifioten oder „Ruafa“. In diesem Rif also bekam Spanien von jeher die härtesten Nüsse zu knacken.

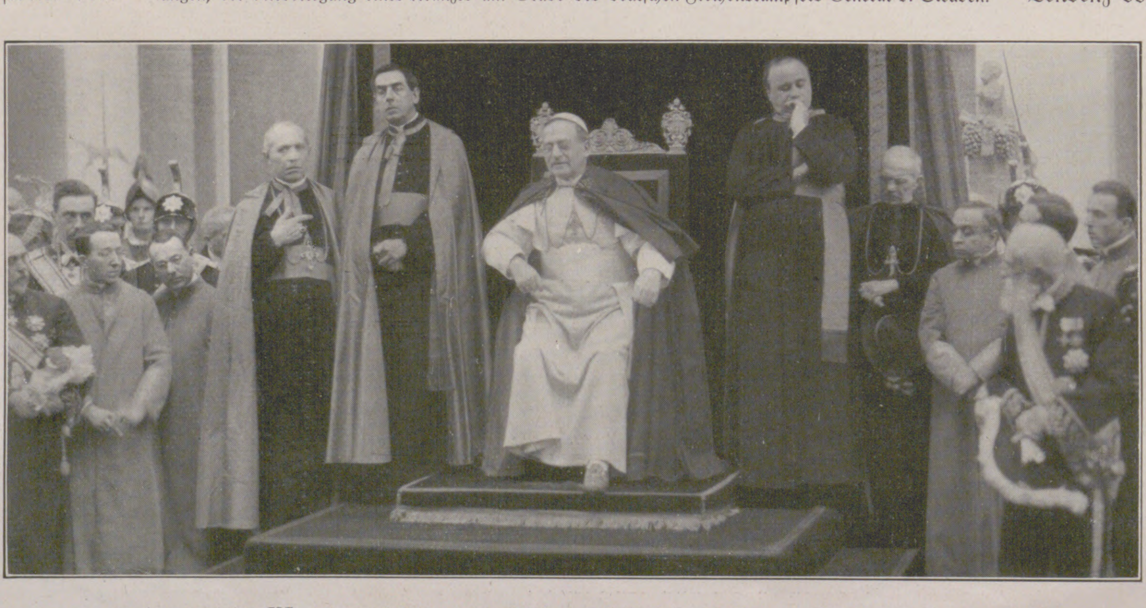
Rais-uli, der bekannteste und in der europäischen Presse zu Unrecht „Räuberfürst“ genannte Führer der Riffkabylen (Kabyle = Stamm), der jetzt gestorben ist, schien in den letzten Jahren zu der Einsicht gereift zu sein, daß nicht die bisher so erbittert bekämpften Enkel der Konquistadore die schlimmsten Freiheitsfeinde seien. Der unbekümmerte Tatendrang der Gallier im Lande des Sultans von Marrakesch und Fez jenseits des Rif hatte ihm — und nicht nur ihm — die Augen geöffnet.

Der unentwegte Bekämpfer von Spaniern wie auch Franzosen aber, Abd-el-Krim, ist für keinerlei Verständigung zu haben. „Kampf bis ans Messer“ ist seine Devise, und seine Erfolge gegen die Eindringlinge während der letzten Jahre haben die Rivalität zwischen den beiden Führern sehr zugunsten dieses ebenso unermüdlichen wie auch verschlagenen Freiheitshelden verschoben. Zwar „ihre Weine“ — nein, Waffen — kauft er gern. Die französische Waffen-Verkaufs-Agentur, die der französische Kolonial-Cäsar Lyauty hier unterhält, findet einen guten Markt ...

Das Vortreiben der spanischen Stellungen nach Süden 1921 hatte nun die Neigung Rais-ulis zur Verständigung mit den Spaniern stark abgekühlt. Als der spanische General Sylvester, den die Lorbeeren der Cortez und Pizarro nicht schlafen ließen, im Juli 1921 hier nach französischem Vorbilde eine aggressive Kolonial-Politik einzuleiten versuchte, gab er Abd-el-Krim die Gelegenheit zu dem unerhörten Vernichtungssiege von Gerdet, bei dem zwanzigtausend brave Söhne Spaniens in den düsteren Schluchten der Landschaft Anual (bei Melilla) unter den erbarmungslosen Händen der Berberkrieger die Unerfahrenheit ihres Führers mit dem Leben büßen mußten. Eine Periode verbissener, unerquicklicher Guerillakämpfe füllte die ganzen letzten Jahre aus, und ihre Folgeerscheinungen haben auch das spanische Volk innerpolitisch stark beunruhigt. Namentlich der September 1924 bildete eine Krisis von höchster politischer Spannung heraus. In den ersten Tagen des Monats hatte die Lage an der Front bedenkliche Ähnlichkeit mit der vom Juli 1921. Das Gefechtsbild in der westlichen Zone der Presidios in den Stellungen der vordersten Linie bei Scheschauen und im Tale des Wad Lau wurde völlig verändert, als die im Rücken der eigentlichen Front halbkreisförmig um Tetuan wohnenden Stämme der Beni Hozmar, Beni Yder, Beni Hassan und Uad Ras aufstanden und die Stadt einschlossen. Die Lage wurde derart kritisch, daß der Präsident des Direktoriums, Primo de Rivera, sich in Begleitung dreier Generale seiner Direktorial-Regierung am 5. September an die Front begab. In scharfem Gegensatz zu den in Afrika bewährten Frontoffizieren ordnete er die Räumung der bis 50 km von Tetuan vorgeschobenen Kampflinie an. Ebenso erzwang er, daß die an der Küste in aggressiver Tendenz vorgeschobenen Stützpunkte abgebaut wurden.

Immerhin hatte seine Taktik der Truppenaussparung bewirkt, daß seit dem 20. September nicht nur die Stadt Tetuan, sondern auch die ganze Landschaft Yebale mit dem alles beherrschenden Felsmassiv von Beni Hozmar, wo sich in den Stellungen bei Gorgues zwei Kompanien 26 Tage gegen Übermacht mit großer Tapferkeit gehalten hatten, wieder fest in spanischer Hand waren.

Ebenso wurden durch einen Vorstoß auf Xauen 16000 Mann, die von der Verbindung mit der Küste völlig abgeschnitten waren, aus recht übler Lage befreit. Der Vorstoß selbst hatte nur den Zweck, den Eingeschlossenen den Rückzug zu er-

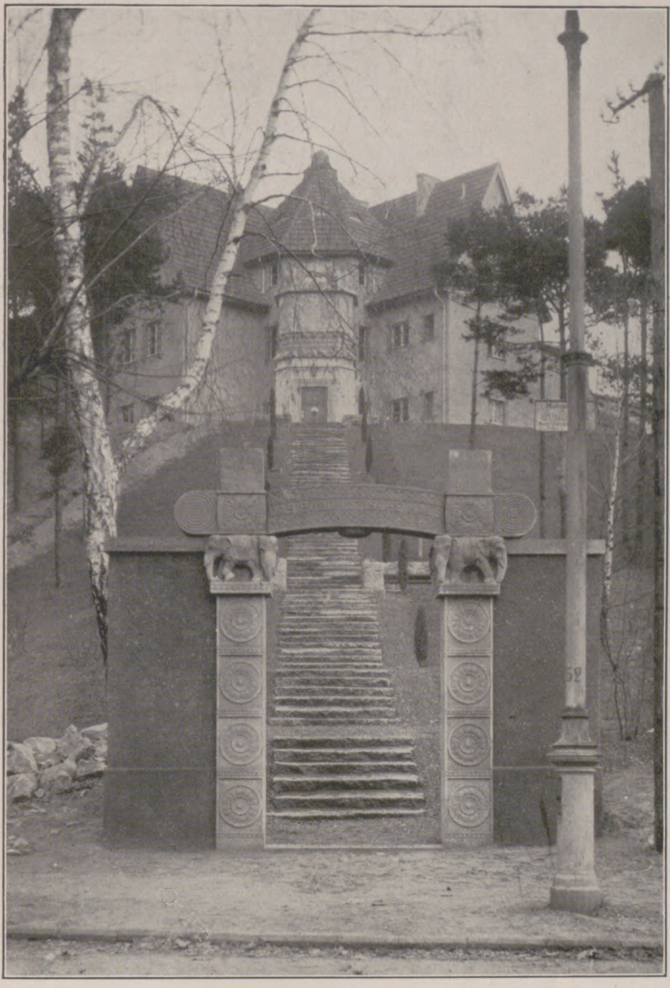


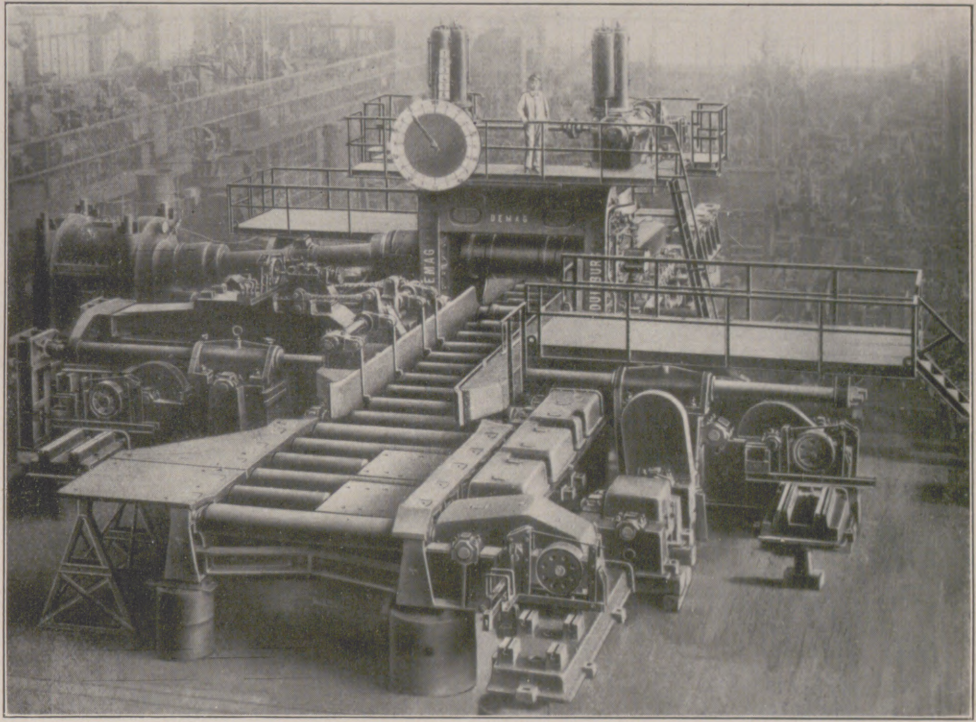
Pius XI. bei der Eröffnung der Missionsausstellung im Vatikan am 21. Dezember.





Von der Einweihung der Schwebebahn auf den Fichtelberg in Oberwiesenthal am 21. Dezember: Abfahrt des ersten Wagens.
Die Bahn führt vom Sporthotel Oberwiesenthal aus über eine 1300 m lange Strecke nach dem etwa 300 m höher gelegenen Fichtelberg und dient in erster Linie den Zwecken des Wintersports.
Im Oval: Der städtische Wasserturm in Neiße, dessen Kuppelraum zu einer Gedächtnishalle für die im Weltkriege Gefallenen ausgestattet wurde. (Phot. F. Raßmann, Neiße.)





Links: Das buddhistische Haus, das sich der Indienforscher Dr. Dahlke in Frohnau bei Berlin errichten ließ. Im Vordergrund das indischen Tempelmotiven nachgebildete Elefantentor und die von Edelwacholder flankierte Steinstufen-Treppe. — Rechts: Ein Meisterwerk der deutschen Technik: Die von der Demag, Duisburg, erbaute Duo-Umkehr-Block- und Brammenwalze, die für ein belgisches Hüttenwerk bestimmt ist.





Links: Von der Weihnachtsbescherung der amerikanischen Quarter Collection für arme Kinder im Cecilienhaus zu Charlottenburg: Aufführung des Weihnachtsspieles „Das Christkindlein in Bethlehem“. — Rechts: Von der Werbewoche in Dortmund, durch die sich die Stadt bemühte, die während der Besetzung durch die Franzosen zerrissenen Fäden mit dem übrigen Deutschland wiederanzuknüpfen: Geschicklichkeitsprüfung für Kraftwagen. (Phot. Othmer & Angenendt, Dortmund.)





Links: Verschiebung der über den Donaukanal führenden Brigittabrücke in Wien, an deren Stelle eine neue Brücke gebaut werden soll: Die 700000 kg schwere Brücke, deren Enden auf Rollwagen befestigt sind und, auf untergelegten Schienen laufend, durch Winden gezogen werden, wird auf ihren neuen, 20 m entfernten Platz befördert. Der Verkehr war nur 12 Stunden unterbrochen. — Rechts: Vom Beginn der Fuchsjagden der alten Aristokratie Roms in der römischen Campagna, an denen in diesem Jahre auch die in Rom weilenden griechischen Prinzen und Prinzessinnen teilnahmen: Die Meute, dahinter die Jagdgesellschaft.

ermöglichen. Xauen wurde geräumt, obgleich es nicht nur von strategischer Bedeutung ist. Als Mekka Ost-Marokkos steht es bei den Bergkabylen in hohem Ansehen, und sein Besitz schließt auch einen hohen politisch-moralischen Wert in sich. Die Gebirgler aber hatte die Besetzung nur zu erhöhten Anstrengungen angespornt.

Die Räumung des südlich vom Wad Lau gelegenen Geländes war vielleicht ein Wagnis, und es läßt sich ohne genaue Kenntnis der sehr zerrissenen, schwer gangbaren Gebirgsgliederung nicht beurteilen, wie lange Tetuan ohne dieses Vorgelände zu halten ist. — Nach den Versicherungen Primo de Riveras scheint jedoch nicht die Absicht zu bestehen, wesentliche Bestandteile der Presidios aufzugeben. Freiwillig wohl nicht! Der Verlauf der ganzen Rückwärtsbewegung der Front hat aber doch gezeigt, daß sie mit ihrer Meinung über das Wagnis eines solchen Manövers recht behalten haben, wie sie denn auch mit Recht behaupten, daß der Rückzug mehr Verluste gekostet hätte als die Offensive.

Moralisch scheint jedenfalls der Feldzug vorläufig für Spanien verloren. Das erhellt am klarsten aus der Tatsache, daß zur Unterwerfung des aufrührerischen Stammes der Andjaras — vielleicht gegen 10000 Mann — der kürzlich im Rücken der Front Alkazar Kisier belagerte, das unverhältnismäßige Truppenaufgebot von 20000 Mann benötigt wurde. Das gleiche Mißverhältnis ergibt sich, wenn man erwägt, daß es der spanischen Heeresmacht von 120000 Mann nicht gelang, die auf 400 bis 500 Tausend Seelen berechneten Völker des Rif zu bewältigen. —

Die wieder aus der trüben Havas-Quelle aufgeflogene Ente von der Räumung Tetuans jedoch wird zumindest verfrüht sein, oder das spanische Heer müßte sich bereits in einem Zustande gärender Zuchtlosigkeit befinden. Abd-el-Krim hat allerdings die Absicht geäußert, nicht eher zum Frieden zu kommen, bis die spanische Macht wieder bis auf ihren eigentlichen vormaligen Besitz (Bereich der Presidios Ceuta und Melilla) beschränkt sei.

An schmerzlichen Episoden, wie blutigen Überfällen und schonungslosen Niedermetzlungen einzelner Abteilungen seitens der erbitterten Rifioten, war dieser letzte Feldzug wahrlich nicht arm. Jeder Kolonialkrieg hatte bisher damit zu rechnen. Namentlich gegen die aus den Niederungen bei Tanger usw. stammenden beduinischen Hilfstruppen des spanischen Heeres wendet sich die ganze Erbarmungslosigkeit der rifiotischen Freiheitskämpfer, die wahrscheinlich auch von den kriegerischen Bergvölkern des nicht allzuweit entfernten Hohen Atlas sich beträchtlichen Zuzugs und Unterstützungen aller Art erfreuen, wie diese Völkerschaften von jeher ihre Interessen gemeinsam verfochten. Die Fremdenlegion des spanischen Heeres hat sich glänzend bewährt, ist nun aber beträchtlich dezimiert worden. Von der Kritik der spanischen Frontoffiziere wird besonders darauf hingewiesen, daß es, alten Erfahrungen zufolge, besser gewesen wäre, den Gegner selber angreifen zu lassen, wie das bisher alljährlich nach eingebrachter Ernte seine Art war. Auch das Streben, am Budget der marokkanischen Presidios Ersparnisse vorzunehmen, wird bemängelt und nicht minder der vorzeitige Rücktransport von Truppenteilen nach der Heimat; besonders aber die falsche Taktik, durch unbedachte Kundgebungen von der bevorstehenden Räumung die Kabylen zu verstärkten Angriffen zu ermuntern. Primo de Rivera hat angekündigt, daß er nicht vor Herstellung friedlicher Verhältnisse, sparsamster Verwaltung und Wirtschaftsmethoden im Rifgebiete nach Spanien zurückzukehren gedenke. Er hat sich da viel vorgenommen, und die innerpolitische Entwicklung im Mutterlande, die eine ähnliche Kurve zeigt, wie Deutschland Ende 1918, und die alle tausend Geister der Opposition mobil werden läßt, wird ihm vielleicht die Zeit dazu nicht lassen.



Umzug von Kaufleuten in Neuyork, die die Beseitigung einer alten verkehrshinderlichen Brücke an ihrer Straße und zugleich die Einweihung einer neuen (im Hintergrund) feiern. (Phot. Wipro.)

Dann fällt die reife Frucht vom Baume. Uralte Gegensätze werden wach: England — Frankreich! Auch Italien beweist plötzlich ungeheucheltes Interesse an dem billigen Braten da unten ... Und mit einem Schlage ist Frankreichs Interesse an einer konferenziären Regelung der Marokko-Frage gelöscht. Sogar Lyauty hat einstweilen den französischen Presse-Alarm abgewinkt und meldet bieder: Alles ruhig im Protektorat! Aber die hinterhältige Politik der gallischen Ränkespinner wird zunächst versuchen wollen, hier Ernte zu machen. Die französischen Truppen in Stärke von 64500 Mann stehen unmittelbar an den westlichen Abhängen des Rifgebirges, andere haben sich im Süden des Atlas und im Tale des Wad Muluya konzentriert. Sobald die beiden Gegner sich in verlustreichen Kämpfen ausgeblutet haben werden, wird Lyauty zweifellos eine schwache Stunde der europäischen Politik benutzen, seine Hand auf das entvölkerte Land zu legen, im Namen der Christenheit, der Zivilisation, der „culture“ oder was sonst mit Frankreich synonym zu sein pflegt. Natürlich liegt Old England mit Argusaugen auf der Lauer, das mit fieberhafter Eifersucht noch jeder Großmacht die Inbesitznahme des anderen Meerengen-Riegels (nach Gibraltar) verwehrt hat. Vielleicht zieht es England gar vor, von diesem zum exponierten Glacis der europäischen Politik entwickelten Presidio-Besitz, auf dem die beiden Weltmächte ihre spanischen und rifiotischen Bauern noch hin und her schieben, die spanische Nation völlig durch Ankauf zu entlasten. Hier liegt ein beispielloser Konfliktstoff aufgehäuft, wie ihn selbst der Augiasstall am Balkan nicht mehr auftreibt.





Links: Origineller Eislaufsport: Die amerikanische Kunstläuferin Marge beim Eislauf auf ihrem kleinen Eislaufplatz aus künstlichen Eisblöcken in Kalifornien. (Phot. Wipro.) — Rechts: Von der Eröffnung eines Kreuzzuges gegen die Tuberkulose in Amerika, wobei besonders die Frauenverbände für ihre Sammlungen meisterhaft zu werben verstehen: Eine Zirkuskünstlerin in der Tracht der Tuberkulose-Ritterinnen reitet eine Kirchentreppe hinunter. (Phot. Wipro.)

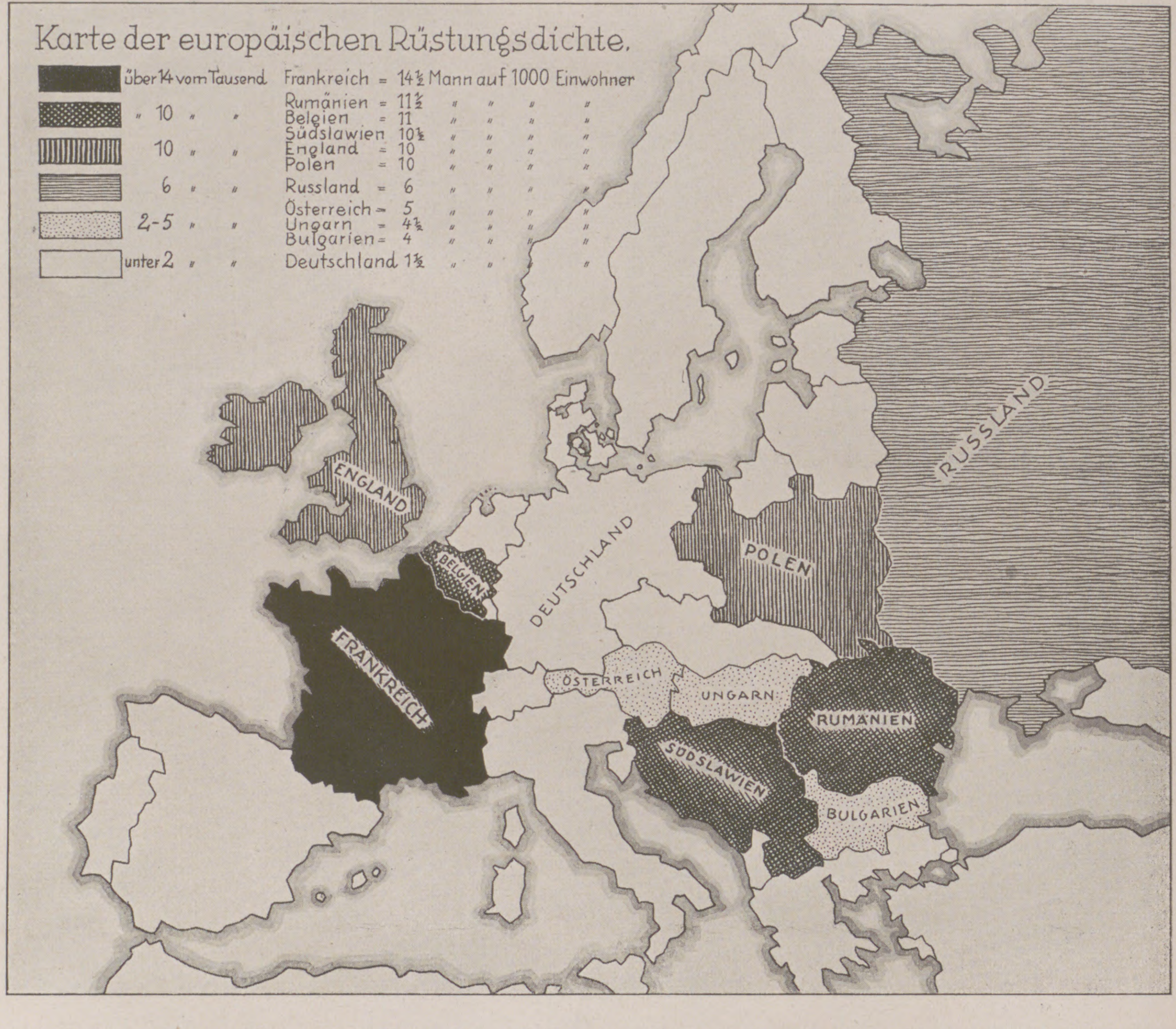


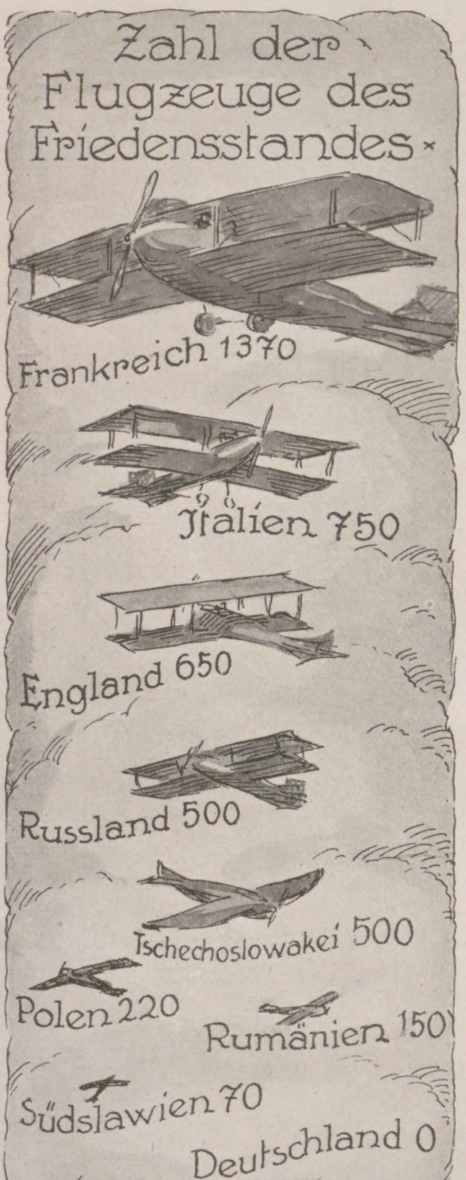
Aus Marokko: Beduinenlager vor Fez.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Fritz Grotemeyer.



Die europäischen Rüstungen und die Entwaffnung Deutschlands.



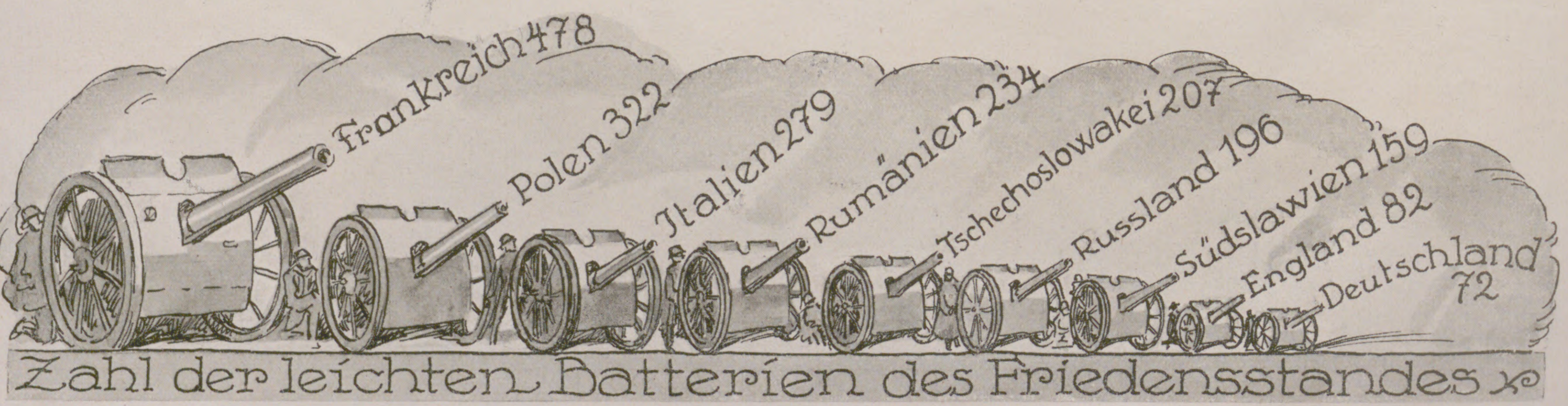


Im Vertrage von Versailles ist festgesetzt, daß Deutschland seine Rüstung ablegen solle, damit auch die anderen Mächte ihre Heere verkleinern und in der Fertigung von Kriegsmaterial einhalten könnten. Für die Flottenrüstungen ist durch das Abkommen von Washington vom Jahre 1922 zunächst für 15 Jahre dem Wettrüsten ein Ziel gesetzt. Für die Landheere ist bisher eine solche Übereinkunft nicht zustande gekommen. Die Voraussetzung hierfür — so forderte besonders Frankreich mit Recht — war, daß eine überstaatliche Abmachung den zur Abrüstung schreitenden Staaten die Sicherheit ersetzte, die sie durch Verminderung ihrer Streitkräfte verloren oder zu verlieren glaubten.

Die Genfer Protokolle sind für diesen Zweck vereinbart, und eine Bedingung, von der ihr Inkrafttreten abhängt, ist, daß auch die im Jahre 1925 stattfindende Abrüstungskonferenz zu einer Vereinbarung führt.

Zur Zeit sind die Kriegslasten in Europa sehr verschieden hoch. Legt man die Friedensstärke der Heere zugrunde, so zeigt sich, daß ihre Höhe von 1½ bis 11½ vom Hundert der Bevölkerungszahl wechselt. Stellen schon diese Zahlen die militärpolitische Lage in Europa mit erschütternder Deutlichkeit vor Augen, so ergeben sich die tatsächlichen Machtverhältnisse doch erst aus dem Vergleich der voraussichtlichen Kriegsstärken. Deutschland hat im Großen Kriege etwa achtmal mehr Männer unter den Waffen gehabt, als im Frieden seine Kasernen füllten. Wenn die Kriegsstärke Frankreichs im Verhältnis dazu geringer angesetzt ist, so ergibt sich das daraus, daß dort die allgemeine Dienst- und Wehrpflicht bis zu ihren letzten Folgerungen durchgeführt ist, während Deutschland bekanntlich vor dem Großen Kriege erhebliche Teile seiner waffenfähigen jungen Männer unausgebildet ließ und die nicht vollfelddienstfähigen überhaupt nicht zu den Fahnen rief.

Die Zahlen der Kriegsstärke für die Besiegten des Großen Krieges sind deswegen so verschwindend gering, weil sie mit der Friedensstärke übereinstimmen. Ihnen sind alle Mobilmachungsmöglichkeiten genommen, und die ihnen auferlegte Abschaffung der Zwangsdienstpflicht nimmt ihnen die ausgebildeten Jahrgänge des Beurlaubtenstandes, die das Friedensheer im Augenblick des Kriegsausbruches vervielfachen. Gegenwärtig ist nun allerdings noch in den älteren Jahrgängen eine Reihe von Männern vorhanden, die im Großen Kriege die Waffen geführt haben. Aber ihre Zahl wird mit jedem Jahre geringer; da sie ihre soldatischen Kenntnisse durch Übungen nicht auffrischen, könnten sie nur im beschränkten Maße Verwendung finden, wenn den Besiegten von Versailles nicht auch alle Kriegsvorräte verschrottet und zerstört worden wären.





Die Kämpfe des Großen Krieges hat man oft Materialschlachten genannt, weil in ihnen die Kanonen und die anderen Kriegsmaschinen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Und darüber ist nach den Erfahrungen des letzten Krieges kein Zweifel, daß die Art der Bewaffnung auch durch die höchste Aufopferungsfähigkeit der Waffenträger nicht ausgeglichen werden kann.

Auf diesem Gebiet sind die Unterschiede zwischen den Siegern von Versailles und denen, die auf ihren Bänken Platz nehmen, und den Besiegten noch augenfälliger.

Die Abrüstungskonferenz steht vor einer schweren Aufgabe. In Washington kam es darauf an, das damalige Machtverhältnis durch die Abrüstungsformel zum Ausdruck zu bringen. Schon das war nicht leicht.

Die Abrüstungskonferenz von 1925 wird vor derselben Schwierigkeit stehen. Deutschland und seine ehemaligen Verbündeten fallen bei der Rechnung aus.

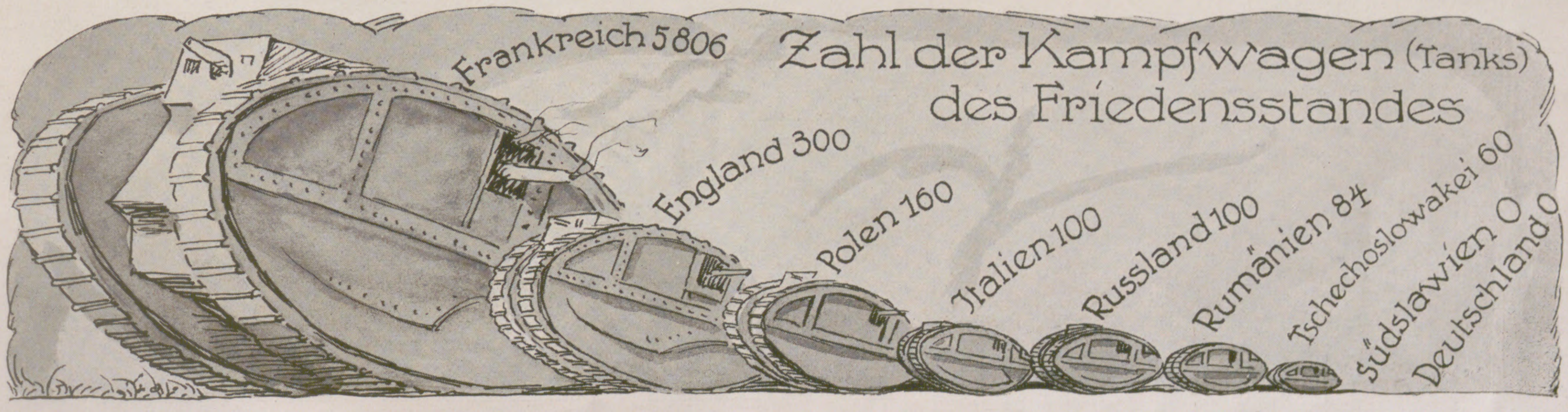


Gewiß muß unsere Forderung auf Gleichberechtigung gehen. Aber niemand wird daran denken, sie zu erfüllen — denn das würde bedeuten, daß die derzeitigen Machthaber in Europa sich ihres entscheidenden militärischen und damit politischen Übergewichtes begeben würden. Dies Übergewicht würden sie unangetastet behalten, auch wenn sie 75 Prozent ihrer jetzigen Rüstung zum alten Eisen würfen.

So bleibt also für die Abrüstungskonferenz ein großer Spielraum für ihre Arbeiten, und interessant wird sein, wie die großen Militärmächte ihre eigene Macht und die ihrer Rivalen einschätzen. Denn die Meinung voneinander wird man an der Formel ablesen können, die für die Übereinkunft gefunden wird — wenn diese Konferenz nicht schon vorher an der Furcht vor den zweifellos auf ihr entbrennenden Kämpfen stirbt.

K. v. Oertzen.





BILDER AUS SCHWEDEN.





Oben links:

Motiv aus dem Hafen von Gotenburg.

Oben rechts:

Schwedische Landschaft. (Motiv bei Eriksl und.)





Links:

Landschaft bei Ljungawerk.

Rechts:

Schwedischer Bauer.



Links:

Schwedin aus Värmland.

Rechts:

Schwedische Landschaft. (Hügelkette am Ljungan.)



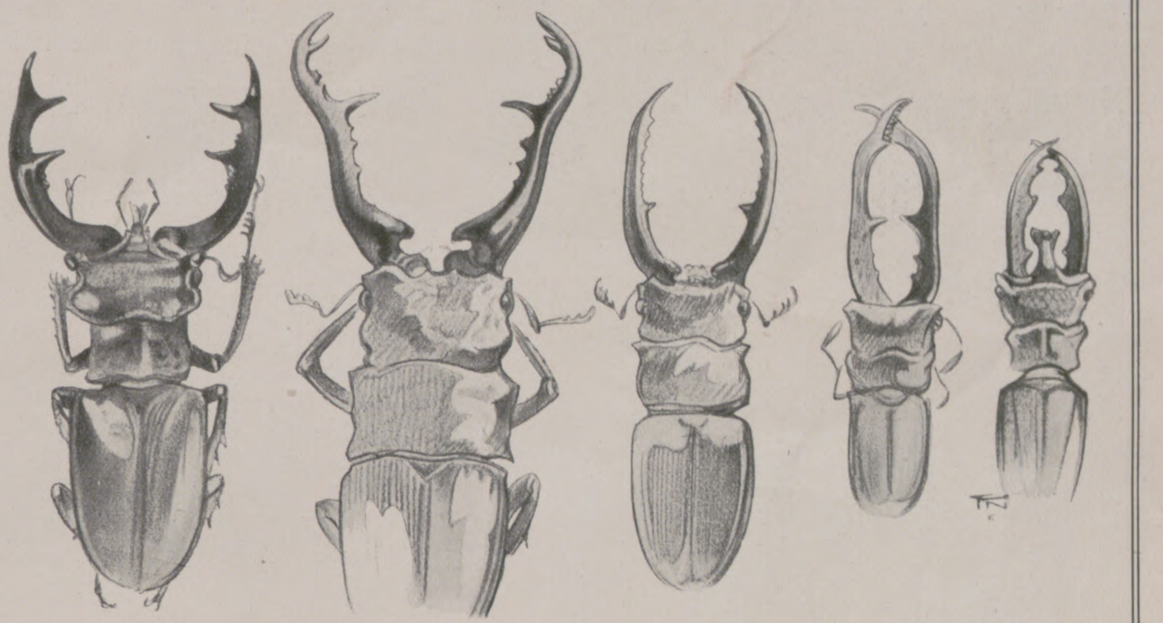
NACH AQUARELLEN VON KARL ERNST LANGE.

Gehörnte Käfer.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Paul Neumann, Karlsberg.

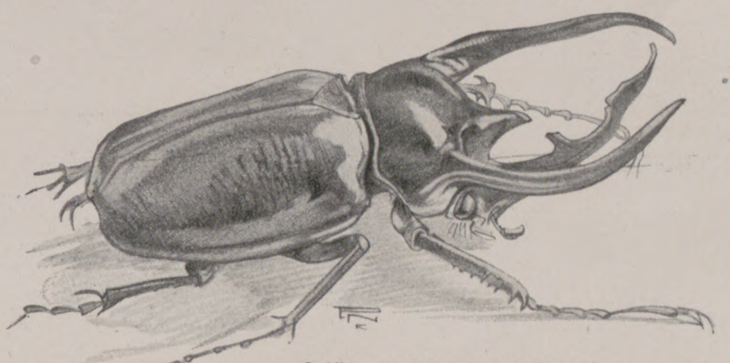


Südamerikanischer Mistkäfer (Phanaeus) mit Stirnhorn.



Verschiedenartige Hirschkäfer mit Oberkieferhörnern.

Wer kennt nicht in deutschen Landen den „Hirschkäfer“, unseren größten und auffallendsten Käfer, und wenn auch nur aus den Abbildungen unserer Schulbücher, wo er sicher nirgends fehlen wird! Seine geweihartigen Kieferhörner verhalfen ihm zu seinem Namen „Hirschkäfer“. Dieser Name ist auch trefflich gewählt, denn wer das Tier zum erstenmal im Walde findet, wird sicher infolge der ihm eigenen geweihartigen Bildung am Kopfe an den Hirsch denken müssen. So bekannt nun auch dieser Käfer sein mag, wenige werden so glücklich gewesen sein, ihn in der Freiheit lebend zu beobachten, weil er in großen Eichenwaldungen immer nur an gewissen bevorzugten Stellen, dort allerdings dann in großer Anzahl, lebt. In unseren Abbildungen sehen wir ihn und einige seiner in ihren Hörnern stark unterschiedlichen ausländischen Verwandten. Als Deutschlands größter gehörnter Käfer möge noch etwas über seine Lebensgewohnheiten berichtet werden; über die ausländischen gehörnten, die hier dargestellt sind, ist nur sehr wenig bekannt. So hat man sich viel damit beschäftigt, ob wir hier in Deutschland noch eine besondere Art von Hirschkäfern haben, deren Geweihe kleiner sind. Man findet nämlich zeitweilig nur Käfer mit viel kleineren Hörnern gegenüber den bekannten stattlichen, großgehörnten Tieren. Hierbei kommen natürlich bloß die männlichen Käfer in Betracht, da die Weibchen keine Hörner haben. Genannter Unterschied in der Geweihbildung kann verschiedene Ursachen haben, jedenfalls haben wir es trotz dieser auffallenden Äußerlichkeit nur mit einer Art zu tun. Einige Forscher meinen, die Kleinheit der Geweihe werde durch mangelndes oder nicht zusagendes Futter im Larvenzustande verursacht. Andere führen einen recht beachtenswerten Grund an, indem sie auf die Kampflust der großen Männchen hinweisen, die sich gegenseitig vernichten. Zwei einander begegnende Männchen fallen sich wütend an, bis eines unterliegt. Zuweilen fassen sie so heftig zu, daß sie einander nicht mehr loslassen können und, so ineinander verbissen, zugrunde gehen. Nun sind es gerade die größten Hirschkäfer, die solche Kämpfe auf Tod und Leben ausfechten, was besonders zur Paarungszeit häufig geschieht. So ist es allmählich dahin gekommen, daß die großen Tiere immer mehr verschwinden und die Fortpflanzung den kleineren zufällt. Dies hat zur Folge, daß bei den nun kommenden Geschlechtern die kleineren Männchen weit häufiger als die großen auftreten.



Indischer Erzleib mit drei Rückenhörnern und einem Stirnhorn.

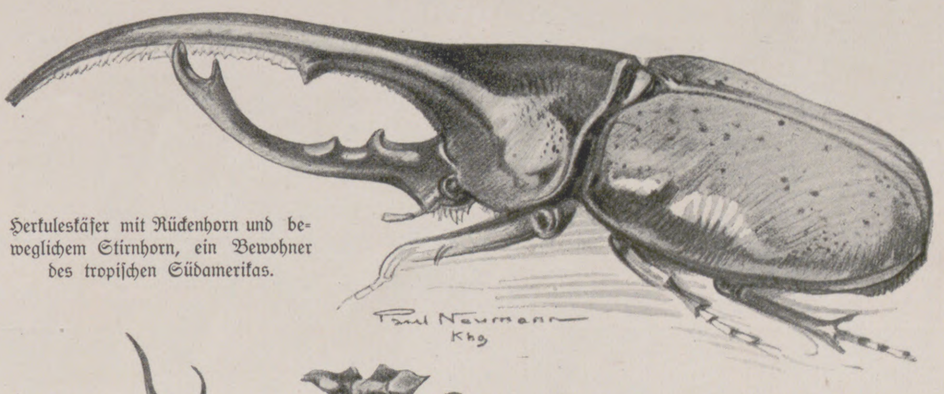


Links: Japanischer Nashornkäfer mit Stirn- und Rückenhorn. — Rechts: Chilenischer Hirschkäfer mit zweiteiligem Oberkieferhorn.

Nicht bloß die geweihartige Bildung am Kopfe der Käfer hat etwas Hirschähnliches, sie gleichen auch in ihren Kämpfen den Hirschen. Obwohl nun Hirsch und Käfer zwei ganz verschiedene und wesensfremde Gestalten sind, so liefert ihnen die Natur recht gleich aussehende Waffen.

Die alten Saurier der Vorzeit waren schon stark mit Hörnern ausgerüstet, unter den Käfern ist es die Gruppe der Dynastinen, das sind die Riesen, die sich durch gewaltige Hornbildungen auszeichnen und darin oftmals an jene alten Saurier erinnern.

Bei den Hirschkäfern bildet der verlängerte Oberkiefer die Geweihform, der chilenische Hirschkäfer besitzt sogar ein zweiteiliges Geweih mit einer Art „Augensprosse“.



Herkuleskäfer mit Rückenhorn und beweglichem Stirnhorn, ein Bewohner des tropischen Südamerikas.



Von links nach rechts: Einheimischer Nashornkäfer mit Stirnhorn; Asiatischer Rosenkäfer mit festen Stirnhörnern; Gabelnase, afrikanischer Rosenkäfer, mit Stirnhorn; Afrikanischer Rosenkäfer mit seltsam geformtem Stirnhorn; Chalcosoma Möllenkampi, ein Bewohner Borneos, mit zwei Rückenhörnern, einem kleinen mittleren und einem langen Stirnhorn.

Das Neujahrsfest im Fernen Osten. / Von Franz Otto Koch.

Mit sieben Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Chinesischer Schreiber, der seinen Schreibtisch auf dem Marktplatz aufgestellt hat und allerlei glückverheißende Neujahrssprüche auf rotes Papier schreibt. Trotz des geringen Entgeldes für seine Bemühungen macht ein solcher Schreiber bei der großen Nachfrage ein gutes Geschäft.





Chinesischer Händler in Tongking (französisches Schutzgebiet in Hinterindien) mit Feuerwerksartikeln zum Neujahrsfest.

Nebenstehend: Japanische Glückwunschkarte zum neuen Jahre.

In aller Welt wird die Jahreswende je nach Sitte und Herkommen durch verschiedene Festlichkeiten gefeiert, auch haben die verschiedenen Völker ihren besonderen Tag im Jahr, den sie als Jahresanfang bezeichnen.

Die Chinesen feiern oft das Neujahrsfest ungefähr zwei Wochen. Schon lange vor Beginn merkt man überall deutliche Anzeichen des nahenden großen Ereignisses, denn auch in den verlassensten Winkeln der elendesten Hütten wird gesäubert und geputzt. Die Pfandhäuser sind überfüllt. Wer jahrüber nichts erübrigt hat, trägt oft das Allernotwendigste zum Versatzamt, um bares Geld zu erhalten. An den Türen sieht man rote Zettel, auf denen glückbringende Sprüche geschrieben sind, und die Schreibgewandten haben alle Hände voll zu tun, Neujahrswünsche und Glückszettel herzustellen. In der Neujahrsnacht sind alle Tempel überfüllt. Mit dem beginnenden Neujahrsmorgen geht ein furchtbares Geknattere und Gekrache los, denn das Verbrennen vieler und möglichst lärmender Feuerwerkskörper gehört unbedingt zu einer richtigen Neujahrsfeier. Man macht gegenseitig Besuche und beschenkt sich; ebenso erhalten in den reichen Häusern die Dienstboten ihre Gaben. Die Kinder machen sich meist ein Vergnügen daraus, einen ihrer Kameraden als Drachen zu verkleiden und vor die Häuser zu ziehen, um Gaben einzusammeln. Diese fließen gewöhnlich ziemlich reichlich, da ein jeder auch im neuen Jahre die bösen Geister von seinem Hause fernhalten will.

Auch bei den Javanern spielt das Neujahrsfest eine große Rolle. Es



Neujahrsfeier auf einer Plantage in Java: Verteilung der in der Neujahrslotterie gewonnenen Preise.



Chinesische Neujahrsprozession.

dauert meist eine Woche. Spiel und Tanz sind die Hauptbelustigungen. Auf den Plantagen, die eine größere Anzahl Javaner beschäftigen, ruht die Arbeit, und es wird für Fleisch und Getränke in ausgiebigem Maße gesorgt. Gewöhnlich werden auch zur Unterhaltung einige eingeborene Musikanten und Tänzerinnen engagiert. Den Höhepunkt des Festes bildet jedoch die Verlosung von Geschenken aller Art, die von der Plantagenleitung gestiftet werden.

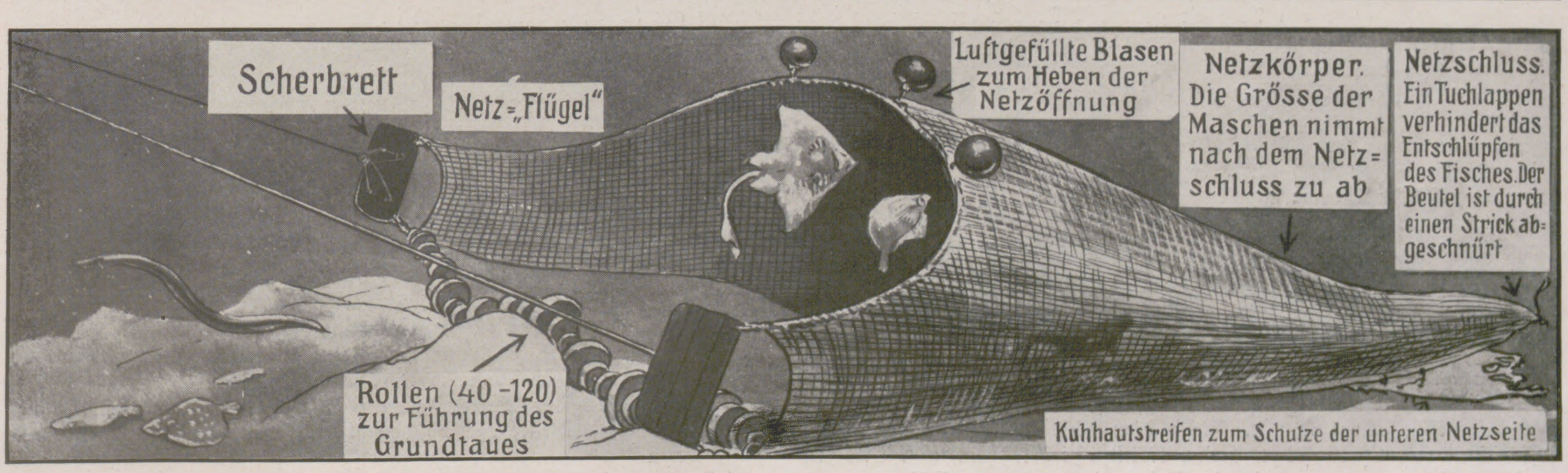
Eine gleich große Rolle spielt das Neujahrsfest bei den Japanern. Auch hier ruht für einige Tage jegliche Arbeit. Die Häuser werden mit Bambus und Fichtenzweigen (Sinnbild des ewigen Lebens) geschmückt. Den Bekannten und Geschäftsfreunden sendet man künstlerische Glückwunschkarten. Neujahr ist das Fest des Glückes bei den Japanern, und hierzu gehört auch eine „schwer" gedeckte Tafel mit den althergebrachten sieben Gerichten, die in einer großen Lackschale aufgetragen werden. Diese sieben Gerichte sind: der Reiskuchen, Orangen auf grünen Blättern, gekochte und zerquetschte Kastanien, Dattelpflaumen, getrocknete Sardinen, Hummer und ein Heringsrogen. Jede Speise hat seine besondere Bedeutung. Bei der ganzen Festlichkeit spielt auch das „Junge Wasser" eine große Rolle. Dieses wird bei den ersten Lichtstrahlen des beginnenden Neujahrstages an der Quelle geschöpft, um damit den Neujahrstee aufzubrühen. Der Brauch, am Neujahrstag sich gegenseitig Glückwünsche zu übermitteln, ist, wie wohl auf der ganzen Erde, auch bei den Japanern verbreitet.





Links: Japanischer Händler mit Hausdekorationen zum Neujahrsfest. — Rechts: Kinderumzug in Cholon (Kotschinchina) zu Neujahr. Die Kinder ziehen mit Drachen von Haus zu Haus, um Gaben zu erbetteln.





In den Fischereigründen vor Island: Bergung des Fanges auf einem Hochseefischdampfer (oben) nach Einholen des Grundschleppnetzes.

Nach einer Zeichnung von L. R. Brightwell.

Ein ergiebiges Feld für den Fischfang auf hoher See bilden die isländischen Gewässer. Hier treffen sich die Fischdampfer vieler Nationen, um Fische verschiedenster Art zu fangen. Unter diesen spielt der bis 2 m lange Klippfisch (Anarrhichas) eine große Rolle. Da er sich auf dem Meeresgrund aufhält, verwendet man zu seinem Fang das Grundschleppnetz. Etwa 40 m lang, wird es an starken Tauen vom Fischdampfer am Meeresgrund hingezogen, wobei die Scherbretter an der Seite und luftgefüllte Blasen am obern Rande den Eingang des Netzes offenhalten. Bis zu 25 kg schwere hölzerne Rollen führen das Grundtau über den felsigen oder mit Wrackstücken bestreuten Meeresboden. Nach Einholen des Fanges wird der sehr wehrhafte Klippfisch von den Fischern, die zu ihrem Schutze kräftige Handschuhe tragen, mit Holzschlegeln und Latten totgeschlagen.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter

I.

Ob der Papa bei dem trübseligen Wetter gerade bester Laune ist, dachte Max von Hochsattel ein wenig besorgt, blieb auf der Brücke stehen und sah auf den trägen und dunklen Lauf der Regnitz hinab. Ganz Bamberg lag heute in grauem Nebel, wozu es ja an einem Novembertag gewissermaßen berechtigt war. Nur die heilige Kunigunde aus Stein, die seit der Barockzeit allen Vorübergehenden ihr unabänderliches, süßes Frauenlächeln spendete, tat es auch heute. Sie hatte sich nicht anfechten lassen vom trübseligen Ausgang des, wie Max es schien, herzlich überflüssigen Krieges gegen die Preußen. Für sie besaß er nun mal eine Vorliebe, obwohl ihn bei Kissingen ein Zündnadelgeschoß recht schmerzlich in den Oberarm getroffen. Zum Glück. Ein Verwundeter ist nie am Mißerfolg beteiligt. Für Papa war die Sache viel unangenehmer; sie hatte ihm den Abschied eingebracht. Bei siegreichem Ausgang wäre er vielleicht General geworden. Jetzt mußte er sich mit dem Obersten begnügen und konnte nur noch auf eine Ehrenstellung droben in der Hofhaltung hoffen. Dort wohnte ein ebenfalls pensionierter Herr, Seine Majestät der König Otto von Griechenland. Da aber Max von ihm keine Nachrichten zu bringen hatte, sondern nur Neuigkeiten aus dem Spital wußte, wo er Kameraden und Mannschaften seines Regiments besucht, besann er sich auf Quellen der Erheiterung für Papa. Leider fiel ihm nichts ein. Ich bin doch sonst nicht so phantasielos, dachte er ärgerlich. Um eine Schnurre war ich noch nie verlegen, warum geht es denn heute nicht?

Zugegeben, er fühlte ein wenig Angst.

„Ein Offizier, der nicht an den Sieg glaubt, ist feige", sagt Clausewitz. Doch sicherlich hatte jener alte weiße Herr damit nicht einen bayrischen Leutnant von 1866 gemeint, der im Begriff ist, seinem Vater zu offenbaren, daß er eine Preußin heiraten will, und um den Segen bittet. In dieser Lage würde selbst der General von Clausewitz nicht unbedingt auf die sofortige Kapitulation der väterlichen Machtstellung vertraut haben. Max fing an zu pfeifen. Es waren die Töne zu den Worten: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan —"

Ach, auch seine Wagnerschwärmerei liebte der Vater nicht. Die Donnerwetter, daß der Sohn nicht in einem tödlich langweiligen Badeörtchen sitzen geblieben, sondern hinüber nach Meiningen, ins „Ausland", gewechselt war, um an der berühmten Bühne seinen Tenor und seine Schauspielertalente einer kleinen Schule zu unterziehen, würden sich wiederholen. Denn Max mußte ja gestehen, daß er die Preußin in Meiningen wiedergesehen. Er lachte. Ein Witz, er, der getreulich das Pennal zu Bamberg abgesessen, war zu Athen geboren! Und sie, ach — Marie Luise, die im Luisenstift zu Berlin erzogen, hatte in Smyrna das Licht der Welt oder die Sonne Homers erblickt. Man könnte wirklich meinen, Väter, die ihre besten Jahre in fernen Ländern verbracht, wären zu Hause nicht wieder ebenso eng wie jene, die ihren Ort nie verließen. Freilich, da lag noch anderes vor. Der erbärmliche Streit zwischen den einstigen Freunden. Der ganz gräßliche Streit. Vor der Frage, wie man den aus der Welt schaffen sollte, versagte auch Marie Luises liebenswürdige Klugheit. Zu lösen war dieser verschlungene Knoten nicht. Also, man versucht es mit einem Gewaltstreich, ihn zu durchschneiden. Max schob sich die Mütze etwas aus der Stirn, lachte, schalt sich töricht und lief mit großen Schritten der väterlichen Wohnung zu. Daß er vor dem köstlichen Barockladen der Firma Raulino haltmachte und seine letzte Barschaft beträchtlich verringerte, durfte nicht als Feigheit gelten. Mit Havannas war dem Vater nun einmal die Laune mehr zu verbessern als mit gefühlvollen Worten. Und was den Reiteroffizier betrifft, so hat er nicht nur die Aufgabe, zur Attacke zu sprengen, sein Dienst erfordert auch, die Stellungen der Stoßtruppen zu verschleiern. — —

„Havannas? No, Max, du hast wohl in der Lotterie gewonnen oder am Ende gar noch den Max-Joseph-Orden mit dem lebenslänglichen Ehrengehalt bekommen?"

Vater Baron Hochsattel trug zu Hause die alten Uniformen ab. Er war so erfreulich grün, sein Haar schimmerte noch fast schwarz, der Schnurr- und Knebelbart desgleichen.

„No, da setz dich. Möchtest an Kaffee? Ich hab zwar schon trunken, aber wir könnten die Wiener Maschin wieder in Gang bringen. Was meinst?"

Baron Hochsattel war Mainländer von Geburt, fränkischer Uradel. Er hatte an zwanzig Jahre in Athen gelebt. Aber er sprach altbayrisch. Mit aller Gewalt. Nach dem Krieg gegen die „Preißen" schien ihm das Ehrenpflicht. Seine Königliche Majestät, aus Griechenland vertrieben und nun seit vier Jahren in der neuen Hofhaltung zu Bamberg residierend, sprachen auch altbayrisch.

Gewiß. Wenn Papa noch mal Kaffee trank, wurde er sicher zugänglicher.

Der Papa hatte die Uniform aufgeknöpft, saß vor der Maschine und wartete, daß sie überkoche zum Zeichen der Vollendung. Er macht sich alt, dachte Max. Mit seinem schönen Gesicht, seiner herrlichen Gestalt und seinen fünfundfünfzig Jahren könnte er, wenn er wollte, noch eine prachtvolle Erscheinung sein. Aber nun läßt er sich gehen und sitzt wie ein Großvater vor der Kaffeemaschine.

„Ein Brieferl hätt ich halt, das wenn ich saget, was da drin steht, Maxel, da schaugest."

Max räusperte sich. Er mochte den naiven Dialekt nicht leiden. Er schien ihm halb idiotisch in seiner Langsamkeit und Schwerfälligkeit. Und nun gar noch als gewaltsame Angewöhnung!

„Ein Handbillett aus dem Schloß?" fragte der Sohn höflich. Der Vater zwinkerte mit den Augen. „Das bereits noch net, Maxel. Aber ein feines Brieferl immerhin. Mit einer italienischen Briefmarken. Die Bestätigung halt von net mehr und net weniger, als daß der Graf Gamba, der Bruder, für die Gräfin Guiccioli, halt die Schwester, ein' Bildhauer dungen hat, daß der ganz heimlich und ohne Sitzungen, sondern nur nach die Eindrick' und vom Sehen, eine Büsten gemacht hat vom Lord Byron. Und daß das Kunstwerk nachher verlorengegangen ist und in die Simpf g'falln, wie die Garnison auf der Flucht Missolunghi verlassen hat, bald nach dem Tod von Lord Byron."

Um zu begreifen, daß diese eigentümliche Nachricht von einer heimlich angefertigten Büste Lord Byrons, die in die Sümpfe bei Missolunghi gefallen war, vierzig Jahre später zwei Personen in Erregung versetzen konnte, müssen wir warten, bis einer der Beteiligten sie erklärt. In diesem Augenblick geschah es nicht. Der Sohn sah mit Augen um sich, als wolle er den Hamletmonolog sprechen, den Vater entstellte ein Zug von List und innigster Schadenfreude.

„Jetzt kann sich der Bilow freien."

Freuen? Bülow? Die schlanke Gestalt Maxens straffte sich zu einem Entschluß. Alle Vorsicht, alle Vorspiele waren vergessen. Der Ulan ritt die Attacke.

„Ihr müßt den alten Streit begraben, Papa. Die Marie Luise Bülow und ich, wir streiten nicht mit. Wir haben unsere alte Freundschaft von der Zeit her, als ich als Gymnasiast auf dem gleichen Schiff mit ihr zu Besuch nach Griechenland fuhr, erneuert. Jetzt müßt Ihr Väter Eueren Streit aufgeben. Marie Luise und ich — wir haben uns verlobt!"

Jetzt war der Vater einen Augenblick lang entgeistert.

„Eine Preußin? Eine Protestantin? Die Tochter von meinem Feind? Möchtest du sonst noch etwas, lieber Sohn?" Und er blickte mit großen, grauen Augen voll Spott auf den Erregten.

Max glaubte noch an faszinierende Wirkungen von Beispielen.

„Die Königinmutter ist auch eine Preußin und eine Protestantin —"

„Schon recht", antwortete der Vater. „Aber die Hochsattels sind keine königliche Familie, soviel ich weiß. Und bei allem Respekt: Hat die Königin Marie ihren Ludwig gerade mit so sehr viel Glück erzogen? Die Sache mit dem Wagner und der Wagnerei in München hätte eine gescheite Mutter wohl abzuwehren oder doch abzudämpfen gewußt."

Der Vater sprach hochdeutsch. Dies wirkte auf den Sohn fast unheimlich. Wenn der Papa offiziell wurde, drohte Gefahr.

„Wagner ist ein europäisches Ereignis, Papa. Schön, daß ein König von Bayern nicht nur altbayrische Ereignisse pflegt."

Der Oberst wandte sich der Wiener Kaffeemaschine zu. Sie war gerade am Kippen. Man mußte in der gleichen Sekunde die Spiritusflamme verlöschen. Der Oberst war ganz bei der Sache. Er hatte sich vorgebeugt, der Kopf mit dem sorgsamen Scheitel war geduckt, die Hände warteten. Ein rascher Griff: die Flamme wurde bedeckt, die Maschine schnellte zurück.

Nun lehnte sich der Oberst so recht gemächlich in seinen Sessel, strich sich den Bart und lächelte:

„Hast vielleicht schon angehalten bei meinem Feind, Seiner Hochwohlgeboren dem Freiherrn von Bülow, um das Freifräulein Tochter? Ist er halt mit einer großen Wonne bereit, für den Sohn von seinem Feind die Kaution zu stellen und die Hochzeit auszurichten? Nein? So mutig waren Seine Hochwohlgeboren der Herr Leitnant noch net? Alsdann ist die G'schicht noch unter uns?"

Oh! Max begriff, daß manche Menschen seinem Vater eine spöttische und aufreizende Wesensart zusprachen.

„Ich bin mit der Baronesse von Bülow verlobt. Daß ich dies meinem Vater mitteile, ehe ich den ihren frage, dürfte wohl korrekt sein, Papa."

Max tat sich Gewalt an, nicht heftig zu werden. Er hatte die Lehne eines Stuhls umklammert, stand aufrecht, sah den Vater fest ins Auge.

Der Oberst erwiderte den Blick kalt und klar. Man konnte nicht erraten, was in ihm vorging. Nach minutenlangem Schweigen wurden die grauen Augen freundlich, ließen kleine Spottlichter aufblitzen, und eine fast sanfte Stimme sagte:



Ragusa. Nach einem Gemälde von Franz Heckendorf.

„O mein armer Maxel, das wird eine langwierige Sach werden. Wann bist denn Rittmeister erster Klass? So gegen vierzig. Das ist in fünfzehn, sechzehn Jährchen. Mir scheint halt, die Angelegenheit ist net so aktuell, daß wir uns die Kaffeestund vergällen müßten!" Und er zog eine von den weiten, geblümten Altmeißner Tassen heran und füllte sie mit bedächtiger Umständlichkeit.

Max war dunkelrot geworden. Bis unter das lockige Blondhaar stiegen die Blutwellen. Was da der Vater sagte, hieß mit anderen Worten: Erwarte keinen Zuschuß von mir! Du kannst deine Braut heiraten, wenn du so viel verdienst, eine Familie zu gründen.

Er hatte sich das Wort gegeben, nicht ausfallend zu werden. Er hatte sich selbst versprochen, um Marie Luises Willen, sogar zu bitten, und wenn es sein mußte, zu betteln. Er schluckte die spöttische, provozierende Antwort hinunter. Er trat dem Tisch näher — Anmut in seinen Bewegungen, Ernst über den schönen Zügen.

„Papa! Bülow ist einer deiner ältesten Freunde. Ihr habt euch um ein Stück Stein verfeindet. Um zerbrochene Marmortrümmer aus Griechenland. Alle beide seid ihr keine Archäologen. Ihr müßt einsehen, daß es so nicht weitergeht. Nehmt doch unsere Liebe als den schönen Anlaß zu eurer Versöhnung."

Der Oberst sprang auf. Es war nun nichts mehr an ihm von der behaglichen großväterlichen Haltung. Er stützte die Fäuste auf den Tisch, daß die Tassen zitterten und klirrten.

„Jetzt reicht es", schrie er zornrot, und er sprach wieder sein normales Deutsch. „Wenn du hinter der Tochter von meinem Feind hergelaufen bist, so sieh zu, wie du dich aus der Affäre ziehst und deine Voreiligkeit wiedergutmachst. Ich will kein Wort mehr davon hören."

Max stand steif, nahm die Hacken zusammen, verbeugte sich leicht — und stürzte aus dem Zimmer. Er riß Säbel, Mantel, Mütze vom Kleidergestell im Flur, lief die Treppe hinunter und warf seine Enttäuschung und seinen Zorn dem Novembersturm entgegen.

II.

Der Wind stob mit aller Gewalt über den Maximiliansplatz, an dem die väterliche Stadtwohnung lag. Kein Eigentum, eine gemietete Etage, die Max nicht besonders liebte. Er hätte es vorgezogen, das ganze Jahr draußen in Seehof zu leben, dem einst fürstbischöflichen Lustschloß, das der Urgroßvater nach der Säkularisierung erworben. Doch die Entfernung von einer kleinen Stunde nach Bamberg herein war natürlich zu weit, wenn man Dienst hat.

Menschenleer lag der weite Platz. Max rannte dem Wind entgegen, kämpfte sich über den Grünen Markt und machte erst halt, als die Stimme eines Jungen ihn anrief: „Der will den Gabelmann umrenne." Ja, da stand der mächtige Brunnen mit dem Neptun und seinem Dreizack, freundlich von den Bambergern der Gabelmann genannt und rätselvollerweise das Wahrzeichen Bambergs. Als ob die Stadt am Meer oder an einem großen Strom läge!

Max wandte sich seitwärts in ein Gewinkel von Gäßchen, sah die Regnitz wieder, eilte die alte Kapuzinergasse hinauf. Ob wohl Wichie zu Hause war? Er brauchte Aussprache! Er mußte sich dem Freund offenbaren. Und wie schon von dem Gedanken etwas beruhigt, schritt er gemäßigter einem kleinen, hohen Häuschen zu.

Es war im sogenannten Handtuchstil erbaut. Die Fassade des Erdgeschosses enthielt die Haustür und daneben ein gar wunderliches Ladenfenster mit einem Schieberchen, Postschaltern ähnlich, durch das man die Ware dem Käufer gleich in die Hand gab. Das Schreibwarengeschäft der Witwe Gunda Seiling barg kein köstliches Bütten und keine mit Kronen und Wappen gezierten Briefpapiere. Sein Hauptabsatz waren Schiefergriffel, Tafeln, Bleistifte, Stahlfedern und Zehn-Pfennig-Hefte für die Schulkinder. Frau Seiling wünschte nicht, daß die Knirpse, das wilde Bamberger Kleinvolk, ihr Ladenstübchen mit Fußstapfen beflecke. Unerbittlich reichte sie Griffel und Hefte zum Fenster hinaus. Sie gab ein Heiligenbildchen drein, wenn man en gros, d. h. zwei Griffel oder gar Bleistifte auf einmal kaufte. Aber sie hielt es für sündhaft, Kinder den Lockungen ihres Ladens auszusetzen. Erwachsene, die näher treten durften, erblickten darin farbig polierte Bleistifte von A. W. und Johann Faber; sie konnten Geld anlegen in Briefpapierkassetten, und es war ihnen Gelegenheit geboten, das Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Bamberg in Rot- und Goldschnitt zu kaufen sowie mehrere Sorten volkstümlicher und christkatholischer Kalender, gedruckte Vergißmeinnichte und Paradiesgärtlein. Auch Traumbücher und Spielkarten waren zu haben, um dem allgemeinen menschlichen Bedürfnis nach Erforschung des Unbekannten und der Zerstreuung entgegenzukommen. Kleine Aktendeckel und ganze Riese von Kanzleipapier bewiesen, daß das Geschäft auch den königlichen Behörden wohlakkreditiert war. „Die Flora des Steigerwaldes" hatte es sogar verlegt, und noch gab es, zum Ausleihen, jene Bücher, die Vater Seiling einst als bewährter Meister gebunden. Seit seinem frühen Tod war die Buchbinderei eingegangen, da die Witwe keinen fremden Gesellen wollte und der einzige Sohn die väterliche Laufbahn nicht eingeschlagen hatte. Als Frau Seiling durch die Glastür die Gestalt des jungen Freiherrn von Hochsattel erblickte, stand sie rasch auf, trat in den Flur und begrüßte Max auf das respektvollste.

„Grüß' Gott, Mutter Seiling. Geht es gut? Mein Himmel, wie ist der Strumpf wieder gewachsen!" rief Max, auf das Strickzeug blickend, das ständige Zubehör der Vierzigerin. Sie war schwarzhaarig, klein und hübsch, und niemand dachte ihr den Riesen als Sohn zu, der am Ende des kurzen Korridors auftauchte. Der Koloß von Jüngling hatte äußere Reize nicht. Sein Körper, massig auf zu kurzen und ausgebogenen Beinen sitzend, bewegte sich linkisch vorwärts. Das Gesicht mit der grauen Hautfarbe, der platten Nase und dem ungeheueren Mund wäre gewöhnlich gewesen, wenn nicht stille, dunkelblaue Augen ihm einen Schimmer von Adel gegeben hätten.

„Bist gesund, Wichie?" fragte Max — und die Mutter Seiling dachte, in ihr Lädchen zurückkehrend, welch ein Glück es sei, daß ein so vornehmer und so guter junger Baron ihrem Ludwig die Freundschaft hielt. Sie hatten miteinander das Gymnasium besucht und absolviert. Der Wichie wurde Künstler. Er hatte schon ein Stipendium nach Italien gehabt. Aber er trug schlechte Kleider und wohnte bei seiner einfachen Mutter, und der Leutnant war im Glanze seiner Königsulanenuniform und ein Baron. Und immer liebenswürdig. „Weil du nur wohl bist, Wichie. Ich muß mit dir reden. Nicht sitzen. Ich kann heute nicht."

Sie waren in den Hof des Anwesens gegangen, das in ein Gärtchen und einen langgestreckten „Gartenflügel" mündete. Der helle Raum, die frühere Buchbinderwerkstatt Vater Seilings, diente dem Sohn als Bildhaueratelier.

Ein überlebensgroßes, fast vollendetes Steinbild stand da, das im Aufbau der Gestalt flüchtig an Peter Vischers Theoderich in der Hofkirche zu Innsbruck erinnerte. Den Schild zierte das Bild des Schwans, das Gesicht trug in einiger Idealisierung die Züge von Max, und das Ganze war Lohengrin, der Ritter vom heiligen Gral.

Max warf einen flüchtigen Blick auf sein erhabenes Ebenbild, riß Säbel und Mantel ab, ließ sich in die Ecke des alten Kattunsofas fallen, sprang wieder auf, suchte den Rest der teueren Havannas und bot dem Freund an.

„Wie ist es bei dir gut, Wichie! Die Mutter immer freundlich, das Häusel so still, die Arbeit so feierlich. Mir geht es heut ganz miserabel."

Der Bildhauer lächelte. Er wirkte nun wie ein überernährtes Kind. „Aber Max, erst vorgestern war ein lieber Brief aus Meiningen da. Wie kann es dir denn miserabel gehen?"

Max erzählte von seinem Mißerfolg beim Vater. Ludwig Seiling hörte aufmerksam zu. Er wußte es lange, daß zwischen dem Freund und seinem Vater eine ganz andere Lage herrschte als etwa zwischen ihm und der Mutter. In adligen Familien ging es nicht zu wie in Bürgerhäusern. Man stand höflicher zueinander, aber auch kälter und fremder. Seiner Mutter brauchte es Wichie nicht feierlich mitzuteilen, wenn sein Herz etwas bewegte. Sie erriet es von allein und war von Bekenntnissen nie überrascht. Als er vor zwei Jahren erklärte, daß er um das Stipendium nach Italien sich bewerben wolle, war sie an den alten Sekretär gegangen, hatte eine bunte Pappschachtel herausgezogen, ihm ein Häuflein Taler- und Guldenstücke gezeigt und nur gesagt: „Auf deine Reis' spar ich scho lang."

„Es ist ein Hundeleben", schloß Max aufgeregt. „Da hat man Hauslehrer gehabt, hat die Schulbank gedrückt, das Matur gemacht, die Fähnrichprüfung, die Kriegsschule, das Offiziersexamen überstanden, ist im Krieg gewesen und immer auf dem Posten, und nun, wo man darauf brennt, die Liebste heimzuführen, nun sieht man in greller Deutlichkeit: das ganze Dasein ist nichts als eine Renommage in zweifarbigem Tuch und mit goldenen Achselstücken. Man ist ein Herr, der seinen Dienst tut, und der abhängiger ist als der Tagelöhner. Da möchte man gleich den ganzen Krempel hinschmeißen."

Der Bildhauer stand schwerfällig auf, ging zu einem Wandschrank, holte Flasche und Gläser und goß einen Zwetschenschnaps ein.

„Trink, Max! Leutnant hin, Leutnant her! Wer von uns kann mit dreiundzwanzig Jahren heiraten? Und aus eigenen Mitteln eine Familie gründen? Das Streben der geistig eingestellten Jugend geht nicht um Geld. Die Frau, die wir lieben, können wir nicht in die Misere führen. Und Könige werden nur wenige mit achtzehn Jahren, wie der unsrige es wurde. Es heißt für dich, es heißt für alle, die einen höheren Beruf haben, auf Elternhilfe noch vertrauen zu müssen —"

„Ich habe ja vertraut", sagte Max spöttisch und strich sich das blonde Wellhaar aus der Stirn.

Der Bildhauer lächelte nachsichtig. Er kannte das Paktieren mit den Verhältnissen besser als der freier geborene Freund. Er wußte auch, daß man nicht immer Ideale verraten muß, wenn man der Mutter gehorcht und dem Vater Rechte läßt. Sich ausleben heißt ja nicht, sich austoben!

„Könntest du mir nicht einmal auf eine Art, daß man es auch wirklich versteht, den Streit zwischen deinem Vater und dem Brautvater erzählen? Du hast nun schon mehrmals zornig darüber gesprochen. Die Worte eines Zornigen in Ehren, aber man kennt sich darin nicht aus!"

„Alter Junge!" Max sah gerührt auf den Freund. Er war grenzenlos gutmütig und immer für andere da. „Die Sache ist so, Wichie. Mein Vater war Adjutant des Königs von Griechenland und Kommandeur einer Artillerieschule. Baron Bülow ist zur Zeit des Streitausbruchs Königlich Preußischer Konsul in Athen gewesen. Bülow interessierte sich für Ausgrabungen. Er fand ein Terrain westlich von Missolunghi, das ihm verheißungsvoll schien. Er erwirkte sich die Erlaubnis zu Ausgrabungen und bezahlte dem Besitzer der Landstrecke im voraus Pachtgeld und teilte die Vorhabung dem Kabinett des Königs mit.

(Fortsetzung folgt.)







Weiße Wolle zu karierten Breeches. Trägerin: Die Schauspielerin Hilde Wagener. Modell: Goldman & Salatsch, Wien.
(Phot. Edith Barakovich, Wien.)



Wollpaletot mit grauer und schwarzer Kreuzstichstickerei. Trägerin: Die Operettensängerin Olga Bartos-Trau. Modell: Ilse Moor.
(Phot. Zimbler, Wien.)



Oben Mitte:

Gestricktes hellblaues Kinderkleidchen.
(Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Im Oval:

Gestrickte Bluse. Dazu eine Wollkappe.
(Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Links unten:

Grau-grüne Wolljacke. Trägerin: Die Tänzerin Maria Ley. Modell: Wiener Werkstätte.
(Phot. D'Ora, Wien.)

Rechts unten:

Wolljacke mit aufgesetzter hellfarbiger Kreuzstichstickerei und braunem Wollpelzabschluß. Modell: Wiener Werkstätte.
(Phot. D'Ora, Wien.)



Die neueste Wollmode.

(Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.)

ANNO SANTO. / Von Gustav W. Eberlein, Rom.



Die Peterskirche am St. Petersplatz. Vor der Kirche der Obelisk.



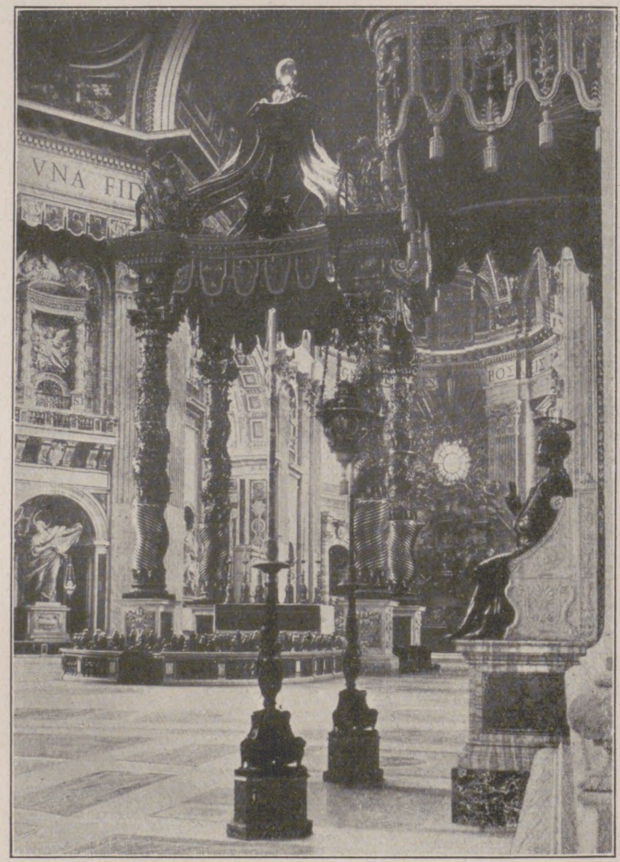
Die Heilige Treppe an dem Platz San Giovanni im Lateran, die in die Kapelle Sancta Sanctorum führt. Die 28 Marmorstufen stammen aus dem Palast des Pilatus in Jerusalem.

Als diesmal die Weihnachtsglocken läuteten, da hallte es in den Lüften mit wie ein Klang aus ferner Zeit und blaueren Weiten, da wußte die katholische Christenheit: Jetzt schlägt der Papst in Rom mit goldenem Hammer an die vermauerte, die Heilige Tür der Peterskirche! Sie bricht auf, es beginnt das Heilige Jahr!

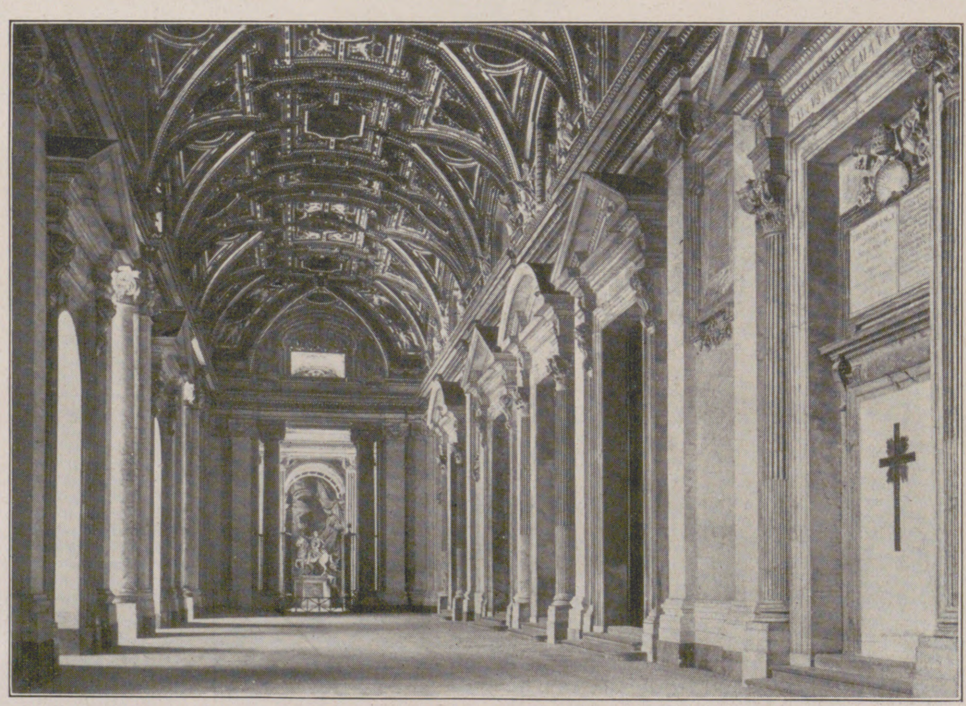
War das nicht wie ein Klopfen ans Tor der Ewigkeit? Wie oft wird man noch künftig ein Anno Santo feiern, wird Pius XI. auch noch eines erleben? Der Päpste sind nicht viele, die solchermaßen von einem langen Leben beglückt waren, denn nur alle 25 Jahre vollzieht sich, Beginn und Ende des Heiligen Jahres symbolisierend, die Zeremonie der Aufmauerung der Porta Santa in den vier Hauptbasiliken Roms und die Zumauerung zwölf Monate später, wiederum am Weihnachtsabend. Weder der Kriegspapst Benedikt XV. noch sein Vorgänger Pius X. konnte zum goldenen Hammer greifen; die vom Volk als glückbringende Reliquien davongetragenen geweihten Steine der aufgebrochenen Tür trugen das Signum Leos XIII. Er war auch der Tradition der großen Kirchenfürsten treu geblieben, der letzte bauende Papst.

Doch es ist der Wille des jetzigen Statthalters Christi, die Kirche wiederaufleben zu lassen in alter Pracht und Herrlichkeit. Sie soll auch in bestimmten Grenzen wieder weltliche Macht erringen. Daher trat Pius XI. bei seiner Krönungsfeier aus dem überlieferten Protest gegen jenes politische Italien, das den Kirchenstaat zertrümmerte, zum erstenmal heraus, indem er die jahrzehntelang verschlossene äußere Loggia der Peterskirche öffnen ließ und von ihr aus wie die Päpste vor 1870 über das jubelnde Menschenmeer da unten auf dem riesigen Platze, darüber hinaus über Stadt und Erdkreis den großen Segen erteilte, urbi et orbi. Daher betreibt er die Aussöhnung zwischen Vatikan und Quirinal, oder, um es richtiger auszudrücken, er setzt ihr keinen Widerstand mehr entgegen; die Gläubigen hoffen darum auch, er werde im Laufe des Heiligen Jahres auch mit der Tradition der freiwilligen Gefangenschaft brechen.

So war es auch wie ein Pochen an die Pforte der Geschichte, und als jene aufsprang, sah man tief in sie hinein. Welch ein Wandern! Immer geht der Schatten der Peterskirche mit und blitzt der Fischerring auf, nur sein Träger wechselt. Alle 25 Jahre steht ein Zeitenstein, dann — auf dem letzten stand das Jahr 1500 verzeichnet — treten sie allmählich weiter auseinander. 33 Jahre, 50, 100! Darüber hinaus verliert sich die Straße im Unbestimmten. Es kommt ein dunkles Tal zwischen Okzident und Orient. Biblische Gegenden tauchen auf, und der Herr spricht zu Moses am Berge Sinai: er solle die Posaunen blasen lassen durchs Land und feiern das Jubeljahr. Es gibt Historiker, die von dieser Stelle in der Heiligen Schrift den Gedanken des kirchlichen Jubeljahres ableiten, und Etymologen, die das Wort Jubiläum auf den hier gebrauchten Ausdruck quinquagesimus = fünfzig Jahre zurückführen. Wie aber kam es, nachdem wir bis zum 13. Jahrhundert im Dunkeln tappen, zu der Festsetzung einer Säkularfeier, eines alle hundert Jahre wiederkehrenden Heiligen Jahres?



Das 29 m hohe eherne Tabernakel mit dem Hochaltar, an dem nur der Papst die Messe liest, in der Peterskirche. Rechts die Bronzefigur des heiligen Petrus.



Das Atrio in der Peterskirche mit der Heiligen Tür (rechts). Bei Beginn des Heiligen Jahres wird die Tür durch den Papst selbst geöffnet, bei Beendigung schließt man sie durch eine Platte.



Die Paulskirche außerhalb der Mauern.

Es geschah, niemand weiß, wie, daß das Volk stürmisch aus der Not seiner Gewissensbedrückung heraus um Vergebung der Sünden schrie und behauptete, alle hundert Jahre pflege der Heilige Vater die Lossprechung vorzunehmen. Zwar konnten die Theologen bei aller Mühe kein Dokument über diesen Brauch auftreiben, aber es meldete sich ein alter, steinalter, 107 Jahre alter savoyardischer Berghirte, der war frischen Geistes und sagte aus, sich noch sehr gut erinnern zu können, wie ihn sein Vater als siebenjähriges Bübchen mit nach Rom genommen habe, um dort des „außerordentlichen Segens teilhaftig zu werden“. Und aufgefordert, dies feierlich zu beschwören, tat es der Greis. Nun, dem Streit wurde durch die berühmte Bulle Bonifacius' VIII. ein Ende gemacht. Gewohnheitsrecht wurde verbrieftes Recht. Und die Sünder wälzten sich in diesem Jahre des Heils in solchen Scharen nach Rom, daß sie die Straßen verstopften und zu Hunderten und Tausenden von Seuchen hingerafft, von Wegelagerern ausgeplündert und ermordet, von der Vision der niemals näherkommenden Peterskuppel bis zur Verzweiflung genarrt wurden.

Das Schwarmgeistertum des Mittelalters, das schon den Kinderkreuzzug geboren hatte, lagerte auch über diesen Pilgerzügen. Obwohl die Zeitspanne zwischen zwei Heiligen Jahren bald auf fünfzig herabgesetzt wurde, um die zwischen den Jahrhunderten Geborenen nicht schuldlos von der Gnade auszuschließen, kostete noch 1450 der Drang nach Rom ungezählten Pilgern das Leben. Wie Heuschreckenschwärme und Ameisenzüge kam es heran; an einem einzigen Tage wurden auf der Engelsbrücke zweihundert Menschen zerquetscht oder in den Tiber gedrängt. Erst als die Zeitspanne auf das noch heute übliche Vierteljahrhundert verkürzt wurde, was unter Paul II. mit dem apostolischen Brief Ineffabilis vom 19. April 1470 geschah, unter dem Druck der Reformation und schließlich mit dem schwindenden Glauben ging die Maßlosigkeit der Romwanderungen zurück. Noch jetzt aber ist es so, daß die Menge der Pilger nach bösen Zeiten anschwillt.

Das Anno Santo ist also nicht nur ein Jubeljahr der Kirche, sondern vor allem auch ein Segensjahr, das Jahr der Sündenvergebung für alle, die zu den vier großen Basiliken, das sind außer der Peterskirche die Johanneskirche, die Paulskirche außerhalb der Mauern und S. Maria Maggiore, die größte der über 80 römischen Marienkirchen, wallfahrten. In den ersten Zeiten wurden nur die Gräber der Apostel Petrus und Paulus besucht; allmählich bildete sich ein Kranz von sieben Pilgerkirchen heraus, aber nur in den vier genannten gibt es eine Heilige Tür. Zur gleichen Zeit wie der Papst in der Peterskirche vollzogen die heilige Handlung der Aufmauerung hier drei andere Kirchenfürsten, die Kardinäle a latere De Lai, Vannutelli und Pompilj. Für jedes Heilige Jahr wird das goldene Werkzeug von den Gläubigen gestiftet; ein so kostbares wie das diesjährige, von den katholischen Bistümern der ganzen Welt geschenkte, hielt seit Jahrhunderten kein Papst mehr in der Hand. Es ist übersät mit Smaragden und Rubinen und Lapislazuli. Für die Johanneskirche schenkten es die Jungkatholiken Frankreichs, für die Pauluskirche die italienischen und für S. Maria Maggiore, als Ehrendomherr, der König von Spanien.

Die Rompilger unserer Tage erwarten nicht mehr die Mühsale des Mittelalters. Nicht mehr eine Selbstgeiselung, sondern ein Vergnügen wurde die Reise in die Ewige Stadt. Selbst eine neue Straßenbahnlinie wurde errichtet, die alle vier vorgeschriebenen Basiliken verbindet.



Die Basilika Santa Maria Maggiore (Rückseite).



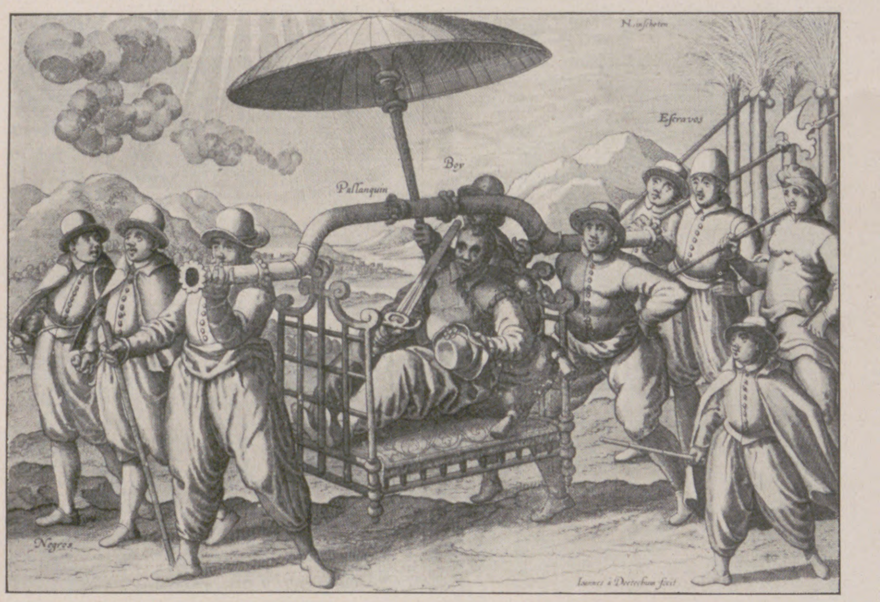
Inneres der Paulskirche außerhalb der Mauern.



Die Basilika San Giovanni im Lateran (Johanneskirche).

Römische Pilgerkirchen.

Vasco da Gama. / Zur vierhundertjährigen Wiederkehr seines Todestages. Von Privatdozent Dr. phil. Hans Plischke.



Vornehmer Portugiese in Ostindien in einer Sänfte.



Portugiesischer Kaufmann in Ostindien.

Die Nachrichten über Indien mit seinen sagenhaften Reichtümern und über das im Osten vermutete Reich des Erzpriesters Johannes spielten in den weltpolitischen Erwägungen des ausgehenden Mittelalters eine große Rolle. So setzte sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Dom Henrique, der Sohn des portugiesischen Königs João I., die Erreichung dieser Länder zum Ziel. Er hoffte, in dem damals in Abessinien lokalisierten Reich des Erzpriesters einen christlichen Bundesgenossen gegen den Islam zu finden, und glaubte, nach diesem Land auf einer Wasserstraße vordringen zu können, die von der Westküste Afrikas ostwärts führte. Denn nach einer aus dem Altertum überkommenen Meinung sollte der Nil vom Inneren Ostafrikas nach der Westküste dieses Erdteiles verlaufen. Dom Henrique sandte daher seit 1418 Schiffe an der Westküste Afrikas südwärts, die nach dieser Straße forschen sollten. Bei seinem Tode, 1460 waren die Portugiesen bis über die Bissagos-Inseln vorgedrungen. Das eigentliche Ziel, der Weg nach Abessinien, war jedoch nicht entdeckt. Man stellte daher die Fahrten ein.



Vasco da Gama.
Höchstwahrscheinlich eine zeitgenössische Darstellung.



Empfang Vasco da Gamas bei dem Samorin von Kalikut im Jahre 1498.

Die Portugiesen wurden bewogen, diese Bemühungen wiederaufzunehmen, als es mit der Mitte des 15. Jahrhunderts den Türken gelang, die Osthälfte des Mittelmeergebietes fest in ihre Hände zu nehmen. In den Jahren 1482/83 und 1484/86 fuhr Diogo Cão auf dem von Heinrich dem Seefahrer gewiesenen Weg gen Süden. Die zweite Expedition führte die Portugiesen bis nach dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika. Im Jahre 1487 verließ Bartolomeu Diaz die portugiesische Heimat. Ihm gelang es, Afrika zu umfahren und an der Ostküste bis in die Gegend des Großen Fischflusses vorzudringen. Da nun sichere Hoffnung bestand, Indien zu erreichen, taufte João II. die Südspitze Afrikas „Kap der guten Hoffnung“. Zur selben Zeit bereiste der Portugiese Covilhão von Ägypten aus den Indischen Ozean, besuchte die Küste Vorderindiens und erreichte an der Ostküste Afrikas das Sambesigebiet.

Damit war der Erfolg einer von einem tatkräftigen Führer geleiteten Expedition um die Südspitze Afrikas nach Indien sichergestellt. Die Portugiesen mußten diese Aufgabe um so eher lösen, als inzwischen die Spanier jenseits des Atlantischen Ozeans Land und damit, wie man glaubte, Indien entdeckt hatten, und da ihnen außerdem 1493 und 1494 durch die päpstliche Demarkationslinie der Ostweg nach Indien als Entdeckungsmonopol zugesprochen war. Im Jahre 1497 vertraute der König Manuel eine neue Expedition dem Sprößling einer alten portugiesischen Adelsfamilie, dem 28jährigen Vasco da Gama, an. Vier Schiffe mit etwa 150 Mann Besatzung fuhren südwärts durch den Atlantischen Ozean und erreichten die afrikanische Küste erst in der St.-Helena-Bai, nördlich von Kapstadt. Im November 1497 segelten sie um das Kap und tasteten sich an der ostafrikanischen Küste nordwärts. Am 24. April 1498 trat Vasco da Gama von Melinde aus, begünstigt durch den Südwestmonsun, die Fahrt nach Vorderindien an. Am 20. Mai erreichte er Kalikut und suchte dort vergebens die Ränke der Araber, die den neuen Konkurrenten nicht aufkommen lassen wollten, zu hintertreiben. Ende August 1498 trat er die Rückfahrt an und kehrte im Herbst 1499 in die Heimat zurück.

Die erste portugiesische Ostindienfahrt um Afrika war dank der Tatkraft und Umsicht Vasco da Gamas glücklich zu Ende geführt. Ein von orientalischen Handelsvölkern unabhängiger Weg nach dem Osten war gefunden. Die durch das Vordringen der Türken errichtete Sperre des Handelsverkehrs vom Mittelmeer nach dem Fernen Osten war gebrochen. Dieser Wandel brachte zwar den italienischen Städten Verderben und beeinträchtigte die Stellung süddeutscher Städte wie Augsburg, Nürnberg, Passau. Jedoch hob sich dadurch die Stellung Portugals, das zu Beginn des 16. Jahrhunderts große Teile Ostindiens dem Einfluß der Araber entriß und sich dort ein großes Kolonialreich schuf. Im Jahre 1524 begab sich Vasco da Gama noch einmal nach Indien. Er sollte dort der stark eingerissenen Selbstbereicherung portugiesischer Beamter Einhalt tun. Mitten in dieser Arbeit ist er, dem Portugal die Grundlagen für dies Kolonialreich verdankte, in Ostindien in der Weihnachtsnacht 1524, also vor nunmehr 400 Jahren gestorben.



Der König von Cochin auf seinem Kriegselefanten.



Ruine einer portugiesischen Festung aus dem 16. Jahrhundert in Kilwa-Kisiwani (Ostafrika).



Vorweihnachtsabend in der Mönckebergstraße in Hamburg.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.



Blick von Holmenkollen auf die Stadt mit dem Christianiafjord.



Hafenpartie.



Das Nationaltheater.



Die Karl Johans Gade, die Hauptverkehrsstraße der Stadt. Im Hintergrund das Königliche Schloß, links das Nationaltheater, rechts (dem Theater gegenüber) die Universität.

Bilder aus der norwegischen Hauptstadt Oslo, dem bisherigen Christiania.

Nach photographischen Aufnahmen von Eneret Wilse.

Christiania, das kürzlich auf ein 300 jähriges Bestehen zurückblicken konnte, ist auf Beschluß der Landes- und Stadtbehörden aus nationalen Gründen ab 1. Januar in „Oslo“ umgetauft worden. Dieser Name stammt von der alten Stadt Oslo, die um 1050 gegründet und 1624 durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Die neue Stadt, die auf der anderen Seite des Fjords erstand, erhielt dann nach dem Neugründer Christian IV. den Namen Christiania. Die alte Bezeichnung Oslo ist nun wieder zu Ehren gekommen.

Derwisch Nureddins Rache

dem Persischen nacherzählt von A. Heinicke

Eine Stunde nach Sonnenuntergang war das Kaffeehaus auf der Maidan i Schah voll Menschen. Man feierte die Nächte des Fastenmonats Ramadan. Vom Morgengrauen an, mit dem ein Kanonenschuß alle Gläubigen zur letzten Mahlzeit rief, bis Sonnenuntergang hieß es jetzt dreißig Tage lang fasten. Der Juli war heiß, und sich dabei während der langen Tagesstunden des Essens, des Rauchens, ganz besonders aber des Trinkens enthalten zu müssen, war eine Qual.

Kein Wunder, daß der süße Tee, das eisgekühlte Scherbett und die Wasserpfeife jetzt ganz besonders mundeten. Die Nacht wurde zum Tag, die Kaffeehäuser machten gute Geschäfte. Besonders das des alten Nuri auf der Maidan war stets besser besucht als alle andern. Und warum wohl? Weil der Derwisch Nureddin dorthinkam. Eines Tages war er daselbst erschienen. In seinem schmutzigen, zerrissenen Hemd, in der mit Koransprüchen benähten hohen Filzkappe, mit dem Knotenstock in der Hand, der braunen indischen Almosenschale, der klirrenden Kette um den Hals und dem abgenutzten Pantherfell auf den breiten Schultern glich er den meisten der das Land durchziehenden Bettelmönche.

Aber Nureddin konnte erzählen wie kein anderer Derwisch. Seine spannenden Märchen aus Indien, die schauerlichen Abenteuer in den wilden, einsamen Bergen von Seistan, seine wunderbaren Geschichten aus dem fernen Pharaonenland, seine Erlebnisse in Afrika, in der vielbesungenen Heimat Harun al Raschids, dem herrlichen Stambul, seine Wanderungen durch Arabien rissen die Zuhörer hin. Kaum ertönte sein lautes Ya Hack, Ya Hu im Kaffeehaus, umringte ihn alsbald eine gespannt lauschende Menge, die seine Vorträge mit Kupfermünzen und reichlichen Gaben an Brot, Früchten, Süßigkeiten, Tee und Wasserpfeifen lohnte.

Wahrlich, Nureddin war ein Wunder! Er galt für einen äußerst geschickten Mimiker, war ein vorzüglicher Bauchredner und konnte Menschen- und Tierstimmen täuschend nachahmen. Zu diesen Volksbelustigungskünsten kam aber noch eine erstaunliche Kenntnis der persischen Poesie, die auf seine Landsleute ganz besonders wirkt. Jeder Perser flicht gern in seine Gespräche Strophen der großen beliebten Dichter Hafis, Saadi, Oman Kayjam und Firdusi. Wie das aber der alte Derwisch tat, war es noch keinem seiner zahlreichen Genossen gelungen.

Kein Wunder also, daß das Kaffeehaus jede Nacht bis auf den letzten Platz gefüllt und Nureddin in wenigen Tagen stadtbekannt war. Selbst die Reichen luden ihn in ihre Wohnungen ein und lauschten mit Behagen seinen Vorträgen. Obgleich er viel Geld verdiente, gab er doch nie welches aus. Er lebte von den Kaffeehausgästen, wechselte nie sein Gewand und schlief in einer nahen Karawanserei auf dem harten Lehmboden unter freiem Himmel, als Kissen einen Stein, als Decke sein Pantherfell.

Wenn er beim flackernden Schein der pendelnden Öllampen, umringt von seiner stummen, staunenden Zuhörerschaft, seine zündenden, wunderlichen und pikanten Haremsgeschichten, die fürchterlichen Kämpfe der persischen Sagenhelden mit bösen Dschinns (Geistern) der Unterwelt zum besten gab, wenn er die Willkür der Satrapenwirtschaft scharf geißelte, da konnten seine tiefliegenden, dunklen, unheimlichen Augen so sprühend aufleuchten, daß die ihm Zunächststehenden scheu zurückwichen und nach ihren Amuletten mit den unheilbannenden Koransprüchen griffen. Denn sie alle fürchteten den bösen Blick Nureddins.

In Hamadan wußte aber niemand, wo er geboren, in welcher Stadt er aufgewachsen. Doch wer kümmert sich in Persien wohl um einen alten Derwisch! Die kommen, sind einige Tage da und verschwinden dann wieder spurlos.

*

Auf den breiten Steinfliesen vor dem von der untergehenden Sonne beleuchteten, herrlichen Landhaus, inmitten hoher Platanen und hundertjähriger Zypressen, in der Nähe der Kühlung spendenden Springbrunnen, war ein farbenprächtiger, sehr kostbarer Kaschanteppich feinster Knüpfarbeit ausgebreitet, vor dem geschäftige Diener das Aftar (Vormahl) für den Schahzade Nazir el Mamalek, den gewaltigen Satrapen der Provinz Hamadan, bereiteten. Lautlos trugen sie große chinesische Schalen mit duftendem, eisgekühltem Scherbett und silberne Tabletten mit leckeren Melonenschnitten, süßen Trauben und blutroten Granatäpfeln herbei. Einige Schritte abseits kniete ein Diener bei einem echtsilbernen Samowar, goß den aromatisch duftenden Tee auf und ordnete die vielen kleinen geschliffenen Gläser auf goldenen Untersätzen. In jedes warf er schon Zucker und legte Limonenschnitten daneben, damit sofort nach dem Sonnenuntergangsschuß der Agha und sein Hofstaat ihren quälenden Durst mit einem Glas Tee lindern konnten. Der Kaliantschi (Pfeifenverweser) hockte am nahen überlaufenden Bassin, in dem Scharen von Goldfischen hin und her schnellten, wusch den milden Schiraztabak nochmals aus, um ihm jede beißende Schärfe zu nehmen, und formte dann das feuchte Kraut geschickt in die zahlreichen bereitstehenden wertvollen silbernen und goldenen, mit Türkisen besetzten Pfeifenköpfe. Eifrig wedelte ein Junge mit einem Bastfächer die glimmenden Holzkohlen im Mangal (Kohlenbecken) zur höchsten Glut an, mit denen der feuchte Tabak in Brand gehalten wird. Die sprühenden, knisternden Funken flogen ihm nur so um die Ohren.

Abseits von diesen Vorbereitungen lustwandelte in einer der schnurgeraden, langen Alleen des großen, gutgepflegten Gartens zwischen herrlich angelegten Blumenbeeten der Schahzade (Prinz) mit seinem Wesir. Er und die ehrerbietig wartende Umgebung harrten auf den erlösenden Kanonenschuß.

Der Prinzgouverneur war ein hoher, stattlicher Mann, eine imponierende Erscheinung in seinem langen, pelzverbrämten Kermanschalmantel. Als vollendeter Höfling und besonderer Günstling des Hofes — er stammte von dem großen Perserkönig Fath Ali Schah ab — hatte er vor vielen Jahren vom Schah Hamadan, eine der schönsten Provinzen des Reiches, erhalten. Da er die jährlichen Steuern pünktlich zahlte, die Karawanenstraßen von Räubern freihielt und zur richtigen Zeit reiche Geschenke an die Minister in der Hauptstadt schickte, ließ man ihn schalten und walten ganz nach Belieben. Jedes Jahr zum Idi Naruz, dem persischen Neujahr, brachte ein spezieller Bote des Herrschers ihm das Ehrenkleid für weitere zwölf Monate.

Sein Alter — der Prinz zählte einige sechzig Jahre — sah man ihm nicht an. Aus dem wöchentlichen Bad ging er stets verjüngt hervor, denn von dem Badekünstler waren sein langer, wohlgepflegter Bart, sein Haar und die Augenbrauen mit Vasmeh tiefschwarz gefärbt. Stolz trug er die hohe, echte Lammfellmütze. Sein breiter Gürtel bestand aus einem kostbaren Kaschmirschal, aus dem der juwelenbesetzte Griff eines Dolches hervorragte. Über einer mit Gold gestickten Weste aus hellblauem Atlas trug er den langen, mit feinster rosa Yezdseide gefütterten Mantel. An seinen mit Henna rotgebeizten Fingern funkelten Rubine, Smaragden und Diamanten. Mit einem Worte, der Prinz hielt auf sein Äußeres. Man sah, daß er trotz seiner Jahre noch recht eitel war.

Er war als junger Satrap nach Hamadan gekommen, und seine Grausamkeit machte ihn bald zum Schrecken der Bevölkerung. Ganz verstohlen erzählten sich noch jetzt alte Leute in den Kaffeehäusern schier Unglaubliches von den grauenhaften Strafen, die er wegen des kleinsten Vergehens verhängt hatte. Der rotgekleidete Henker fehlte nie in seinem Gefolge, wenn er ausritt oder in der Umgebung jagte. Im Laufe der Jahre hatte es der Prinz verstanden, die besten Dörfer, die ertragfähigsten Weingärten an sich zu bringen, und galt nun als einer der reichsten Satrapen des Landes. So waren die Jahre dahingegangen; seine unmenschliche Strenge hatte nachgelassen, und obgleich das Alter ihn keineswegs drückte, überließ er die vielen Amtsgeschäfte nun gern seinem klugen Wesir, um in der Stille seines herrlichen Landsitzes ganz seinen Leidenschaften frönen zu können.

Obgleich bereits vier rechtmäßige Frauen seinen Anderum (Harem) zierten, ein halbes Dutzend Söhne die Erbfolge sicherten, suchte der liebestolle Prinz noch immer nach der schönsten Jungfrau in seiner Provinz. Dazu hatte sich im Laufe der Jahre eine große Vorliebe für den vorzüglichen Hamadanwein bei ihm eingestellt, so daß er alle Nächte der Woche, ausgenommen am Tjumä (Freitag), der der Liebe gewidmet ist, viele Stunden beim dunkelroten, feurigen Rebensaft verbrachte. Nur sein vertrautester Diener durfte dann um ihn sein. Wehe, wenn der ein Wort verraten hätte! Sein Leben wäre keinen Dinar mehr wert gewesen.

Nach dem Aftar entließ der Prinz sein Gefolge und zog sich in seine Gemächer zurück. Beim perlenden, eisgekühlten Wein lag er auf schwellenden Kissen und entlockte seiner goldenen Wasserpfeife mächtige Dampfwolken. Während sein Vertrauter ihm mit kundiger Hand die Glieder massierte und dem Gebieter die Neuigkeiten aus dem Basar mitteilte, kam die Rede auch auf den merkwürdigen Derwisch Nureddin. Dessen fast unglaubliche Talente reizten die Neugier des Schahzade, und er gab den Befehl:

„Burro in derwisch biar!" („Geh und bring den Derwisch!")

Eine halbe Stunde später stand dieser mit demütig über der Brust gekreuzten Armen vor dem Allgewaltigen, um seine Kunst zu zeigen. Lässig lauschte der Prinz, als aber Schale auf Schale des köstlichen Hamadanweines sein Blut in Wallungen gebracht hatte, war er zum verzückten Hörer geworden.

Aber wie konnte dieser Derwisch auch vortragen! Mit tiefer, einschmeichelnder Stimme hatte er mit Strophen aus Hafis, dem Lieblingsdichter des Prinzen, begonnen, von Wein und Weib gesungen. In zündenden, berauschenden Worten schilderte er intime Liebesszenen in lauschigen Haremsgärten, in der warmen, vom Duft der Orangenblüten geschwängerten Luft. Und während dort die Liebenden, be-

schattet von Zypressen, zärtliche Worte und Umarmungen tauschten, flötete schmelzend eine Nachtigall aus den nahen Rosenbüschen; in der Entfernung aber bellte ein Hund, heulte ein Schakal. Nureddin ereiferte sich mehr und mehr und nahm die Sinne seines weinvollen Gegenübers immer mehr gefangen. Er spannte und peitschte dessen Nerven aufs höchste durch immer kühnere, berückendere Liebesabenteuer. Dem Schahzade war längst das Mundstück der Wasserpfeife entfallen. Er lauschte verzückt, klatschte wie toll in die Hände und feuerte durch lauten Zuruf den Derwisch zu immer sinnlicheren Ergüssen seiner Kunst an. Als dieser aber endlich erschöpft innehielt, füllte der Prinz eine silberne Schale und reichte sie dem Derwisch. Der mußte trinken und trank, bis der Prinz lallend in seine Kissen sank.

So folgte Nacht auf Nacht, Gelage auf Gelage. Und wenn der vertraute Diener seinen gänzlich hilflosen Herrn auf das Lager geschleppt, schlich der Derwisch nach einem letzten haßerfüllten Blick auf den Berauschten hinaus, um den Rest der Nacht in einer Ecke der Karawanserei zu verbringen. Ehe er sein müdes Haupt auf den harten Stein legte, schüttelte er jedesmal ingrimmig die Fäuste. Er war seiner Rache wieder einen Schritt nähergekommen!

Und als die Mondsichel immer schmäler wurde, der Ramadan seinem Ende sich näherte, schritt der Derwisch zur Ausführung seines Planes. Wieder einmal hatte er den Schahzade durch Liebe und Wein aufs höchste erregt, da hielt er plötzlich inne und flüsterte:

„O Prinz, mag ich Euer Opfer sein! Ich muß Euch etwas mitteilen. Ich habe eine Erscheinung gehabt!“

„Eine Erscheinung?“ gähnte der Prinz. „Haha! Was war's? Der Prophet, irgendein Heiliger oder gar der Teufel selbst?“

„Nichts dergleichen, mein Gebieter. Es ist auch keine Erzählung, sondern eine wahre Begebenheit, eine ernste Sache, die mich, Euern Sklaven, ganz verwirrt. Und es muß obendrein auch ein Geheimnis bleiben, das ich nur Eurer Exzellenz mitteilen darf. Niemand weiter darf es erfahren, sonst ist alles verloren!“

„Nureddin, laß mich nicht länger warten, du machst mich neugierig“, lallte der Prinz und schob, nachdem er eine mächtige Rauchwolke durch die Nase geblasen hatte, das edelsteinbesetzte Mundstück seines Kalians wieder zwischen die Lippen.

„Wallah Billah, bei Gott, mein Prinz, die Sache ist durchaus nicht zum Lachen. Bei allen Geistern, selbst beim Teufel — möge er verflucht sein — schwöre ich Euch, Herr, daß ich die volle Wahrheit rede und nur Euer Schwur kann mir das Geheimnis entreißen!“

Aufs höchste neugierig, rief jetzt der Prinz:

„Lieber Nureddin, ich schwöre bei meiner Seele, bei meinem Barte, beim Barte des Propheten, ja, selbst beim Kopf unseres geliebten Heiligen Mortezza Ali — möge er in Frieden ruhen — niemandem werden meine Lippen dein Geheimnis verraten!“

Nach diesen Worten stand Nureddin auf, untersuchte vorsichtig Fenster und Türen, überzeugte sich, daß der Diener auf der Veranda hockte, und flüsterte dann dem Prinzen zu:

„Ich vertraue Eurem Schwur und gebe das Geheimnis preis. O Herr, Ihr werdet Euch erinnern, daß gestern bei der Jagd in den Bergen beim Bahurpaß mein Esel plötzlich lahmte und ich zurückbleiben mußte. Langsam die Höhe des Passes überkletternd, erreichte ich die Quelle unter dem wilden Mandelbaum, rastete und schlief ein. Plötzlich schreckte mich das Getrampel meines Esels auf. Er hatte sich losgerissen. Ich wollte ihn fangen, er aber lief talwärts. Schon wollte ich ihm folgen, als eine melodische Stimme mich an die Stelle bannte. Zurückblickend gewahrte ich, was ich bisher noch nie geschaut. Zwischen den Felsen saß ein Mädchen, so schön, daß Euer Sklave es nicht zu schildern vermag. Große herrliche Augen leuchteten mir entgegen, dazu ein Haar, eine Gestalt. Wallah Billah! So ein Mädchen begegnete mir noch nie auf all meinen jahrelangen Wanderungen. Seine Schönheit zu beschreiben, gebricht es selbst Nureddin, dem König der Derwische, an Worten. Füße, Arme, Brust, der ganze Körper von entzückendstem Ebenmaß, eine wohlgerundete Fülle! Dazu die Augen, der Mund, die Zähne, die kleinen Ohren, die Nase, die Hände — alles so zart und herrlich...“

„Halt ein mit deinen Ergüssen, mein Derwisch, du bist berauscht!“

„Möge Euer Schatten niemals kleiner werden, o Herr! Ich schwöre, es fehlen mir die Worte, Eure Hoheit zu überzeugen. Nein, alle Huris des Paradieses können sich nicht vergleichen mit diesem Engel. Dabei lächelte sie, daß ich mich der Erde entrückt wähnte. ‚O Mädchen,‘ stammelte ich, ‚Herrlichste, die ich je geschaut, woher kommst du? Sprich, wer bist du?‘

Traurig wies sie nach der Höhle am Kamm. ‚Dort oben habe ich Zuflucht gesucht mit meiner Mutter vor dem grausamen Vater, der mich einem Manne versprochen, den ich hasse, weil er der Todfeind meiner armen Mutter ist. Für vieles Gold und Geschmeide hat der Vater mich ihm zugesagt, aber ehe ich die Seine werde, stürze ich mich von den Felsen dort oben in die Tiefe. Händeringend haben Mutter und ich den Vater angefleht, mich nicht zu verkaufen. Alles umsonst, er ist unerbittlich. Das Gold, die Perlen und Edelsteine meines Zukünftigen haben ihn verblendet. Höhnisch hat er uns zugerufen: Wenn ihr innerhalb dreier Wochen einen reicheren Bewerber findet, willige ich in die Lösung. Es gibt aber meines Wissens nur einen reicheren Mann in der Provinz. Erfährt dieser aber von der Schönheit meiner Tochter, so verlangt er sie ohne Geld. Ich aber vergifte sie lieber!‘

‚Wer bist du, himmlisch Schöne? Wer ist dein Vater?‘ rief ich ihr zu.

Da öffnete das Mädchen die roten verführerischen Lippen, und zwischen den Perlenzähnen klang's melodisch hervor:

‚Ich heiße Schahr i Banu. Den Namen meines Vaters aber muß ich dir heute noch verschweigen.‘

‚O Schahr i Banu, sage mir armem Derwisch, aus dessen Herzen dein Anblick geröstetes Fleisch gemacht hat, wieviel muß es sein, jenen Elenden zu überbieten? Ich weiß einen, der es kann. Der reicher ist, als du denkst. Er legt dir mehr zu Füßen als jener andere. Laß mich den Versuch wagen!‘

‚Nun gut, höre. Was meinem Vater versprochen wurde, ist die Mitgift einer Prinzessin. Wer könnte sie überbieten! Oh, ich bin entsetzlich unglücklich! Es hat keinen Zweck, das alles aufzuzählen!‘

‚Sprich, sprich, süßes Kind! Vielleicht weiß ein armer Derwisch Rat‘, rief ich ihr zu.

‚So höre, was jener Feind meiner Mutter für meinen Besitz alles geboten: Zwei Jacken aus Seide, besetzt mit feinsten Bahreinperlen; einen Schleier, in dessen Ecken echte Diamanten glitzern; einen schweren goldenen Kamm, belegt mit Rubinen und Smaragden; einen Handspiegel aus Gold mit einem Kranz echter Brillanten; Ringe und Armbänder, daß ich jeden Tag der Woche wechseln kann, und dazupassende Ohrgehänge mit Perlen, so groß wie Haselnüsse.

Ist das nicht viel, viel zu viel?‘ sagte das herrliche Wesen, und traurig fügte sie hinzu: ‚O Derwisch, was nützt alles Reden! Es gibt ja doch niemanden, der so viel für eine Jungfrau opfert, und wäre sie auch schöner als alle Huris im Paradies.‘

‚Verzweifle nicht, o Schahr i Banu, ich finde ihn! Dann kann ich armer Tropf wenigstens künftighin die Luft in deiner Nähe atmen.‘ Ganz hingerissen und überwältigt von ihren Reizen, schloß ich: ‚Sei so gütig und laß mich wenigstens deine Fußspitze küssen!‘

Schnell beugte ich mich zu Boden, ihren reizenden Fuß an mich zu ziehen. Doch mit einem Schmerzensschrei fuhr ich zurück. Von meinem linken Arm floß Blut, ein kleiner Dolch blitzte in der Hand der Jungfrau.

‚Warum so grausam, Schahr i Banu?‘ rief ich. ‚Kannst du mir meinen Liebesdienst nicht besser lohnen?‘

Da kam die Holde einen Schritt näher und sagte: ‚Kein Mann darf mich berühren außer demjenigen, dem ich ganz gehöre. Hier aber hast du zur Belohnung für deine Dienste diesen Rubin. Ich vertraue dir. Ihr Derwische seid klug. Schwöre mir, daß du schweigst! Schaffe mir den Freier herbei, ich will die Königin seines Harems sein. In drei Wochen, eine Stunde vor Sonnenuntergang, findest du mich an dieser Stelle wieder. Kommst du einen Tag zu spät, so lebt Schahr i Banu nicht mehr. Aber noch eins: Komm ganz allein mit dem Erwählten. Versteckt im Felsengewirr, werde ich euch mit der Mutter erwarten. Kommt ihr aber mit Gefolge, so stürze ich mich in die Tiefe.‘

Als sie dies gesprochen, eilte sie wie eine Gazelle von dannen und verschwand hinter den Felsen.“

„Bah, bah!“ lachte der bisher schweigsame Schahzade. „Eine seltsame Geschichte fürwahr! Wo hast du die Wunde, Nureddin, und den Rubin?“

„Mein Herr und Gebieter, hier ist beides“, rief der Derwisch, entblößte seinen linken Arm und zog dann mit der Rechten den Stein aus dem Gürtel. Schweigend drehte der Prinz den herrlichen, im Kerzenlicht tiefdunkelrot funkelnden Rubin zwischen seinen Fingern. Mächtige Wolken zog er aus seinem Kalian, ungestüm blies er den Rauch durch die Nase. Seine Stirn zog sich in krause Falten, seine schwarzen Augen blickten unter den buschigen Brauen drohend auf den Derwisch, der demütig an der äußersten Ecke des herrlichen Seidenteppichs hockte. Erschrocken fuhr dieser zusammen, als der Prinz ihn andonnerte:

„Padersack (Hundesohn), gesteh die Wahrheit! Mich wirst du nicht täuschen! Padersuchte (Sohn eines verbrannten Vaters), gestehe sofort, wo hast du den Stein gestohlen! Welchem armen Weib hast du ihn für deine geheimen Künste und Heilmittel abgeschwindelt. Gesteh oder —“

Des Prinzen Augen wurden immer drohender. Nureddin warf sich zu Boden, brach in Tränen aus und jammerte:

„Agha, Agha (Herr, Herr), wie könnte ich Euch belügen! Eure Güte so lohnen, Euer Vertrauen täuschen! Bei Eurem Haupte, bei Eurem Salz — Wallah Billah — sogar bei Eurem Tod, ich schwöre, es ist die Wahrheit!“

„Wir werden sehen!“ schäumte der Prinz und klatschte in die Hände. Der Diener stürzte herein.

„Bring die Farraschen. Den Fellak (Bastonade) diesem Hundesohn, diesem Betrüger!“ donnerte er.

Und Nureddin wurde geschlagen, seine Füße hingen im Fellak, und krak, krak, krak! sausten die Hiebe auf den sich Krümmenden. Ruten brachen, neue wurden gebracht, immer toller hieben die Farraschen auf die blutenden Füße. Dem Derwisch aber entfuhr kein Laut. Der Schahzade zog an seiner Wasserpfeife und betrachtete den herrlichen Rubin.

„Schlagt, ihr Hunde, schlagt! Derwischsohlen sind hart!“

„Aman, Aman (Gnade, Gnade)!“ schrie endlich Nureddin. „O Prinz ohne Gnade, Aman!“

Ein Zeichen, die Farraschen hielten inne.

„Die Wahrheit!“ knirschte der Prinz.

„Beim Blute meiner Füße, es ist die Wahrheit!" jammerte der im Fellak Hangende.

Ein Zeichen, und wieder sausten die Ruten durch die Luft. Ein letzter Schrei, der Derwisch war endlich ohnmächtig geworden. Man löste die Schlingen am Fellak. Flopp, fielen die wunden Füße zu Boden.

„Kalian biar (Bringt eine neue Pfeife)!" schrie der wütende Satrap.

„Hinaus mit euch!" Farrasche und Fellak verschwanden. Er war allein mit dem bewußtlosen Derwisch. Eine geraume Zeit verging, Wasserpfeifen und Wein füllten sie aus. Endlich regte sich Nureddin. Mühsam auf die Hände gestützt, schaute er auf den Schahzade und begann zu wimmern. Die blutigen, geschwollenen Füße schmerzten ihn. Langsam begriff er, was geschehen war.

„O Schahzade," ächzte er, „sieben Generationen meiner Ahnen habt Ihr aus den Gräbern geschreckt mit Eurer Grausamkeit! Was kann ich anders sagen als die Wahrheit! Was wünscht Ihr zu hören! — Weh, weh, diese Schmerzen; meine armen Füße, weh, weh!"

„Die Wahrheit will ich hören, Padersack, die Wahrheit!"

„O Prinz, würde ich wieder geschlagen, ich kann nichts anderes sagen. Es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit!"

„Hinaus, Padersuchte! Hinaus!" tobte der Prinz, „oder — Burro Gumschoh (Hol' dich der Teufel)! Aus meinen Augen, Bastard!"

Stöhnend vor Schmerz, kroch der Derwisch auf allen vieren hinaus.

Der Prinz blieb allein, sah auf den Stein, hielt ihn gegen das Windlicht, drehte ihn auf der Handfläche hin und her, hüllte ihn in dichte Rauchwolken, warf ihn auf den Teppich und hob ihn wieder auf. Endlich klatschte er in die Hände. Der Diener erschien.

„Holt sofort den Rebbi Jusef!"

Nach geraumer Zeit erschien der zitternde Jude, bekannt als der beste Edelsteinkenner in Hamadan.

Ohne ein Wort zu sprechen, warf der Schahzade ihm den Stein vor die Füße. Der Alte zog aus seiner Kaftantasche eine sorgfältig in Lappen eingewickelte Lupe, betrachtete den Stein, schüttelte den weißen Kopf, strich den langen Bart, blickte wieder auf den Stein und dann auf den Prinzen.

„Nun?" sagte dieser.

„O Hoheit, o Agha, der Stein ist echt. Solch herrlichen Rubin sahen meine Augen seit langem nicht."

„Burro!" Der Jude schlich sich rückwärts zur Tür hinaus. In Gedanken versunken, blieb der Schahzade zurück. Er rauchte hastig, trank viel und ließ den Rubin nicht aus der Hand. Als der Morgenschuß von der Ark (Zitadelle) der Stadt dumpf herübertönte, sank er in die Kissen, drückte den Stein an die Lippen und lallte: „O herrliche Schahr i Banu, du sollst die Mitgift haben."

*

Der arme Nureddin lag derweilen in einer Ecke der Karawanserei. Die Schmerzen waren heftig, er stöhnte und ächzte und bestrich die wunden Füße mit Eigelb. Schlaf fand er nicht. Seine Augen sprühten Flammen des Hasses. Tagelang konnte er sich nicht vom Platz rühren. Er hörte nichts vom Schahzade, und doch flüsterte er höhnisch: „Das Gift wirkt. Die Schahr i Banu wird ihre Mitgift haben, und Nureddin seine Rache nach fünfundzwanzig langen Jahren!"

Langsam wurden die Füße besser, der Haß aber tiefer. Und als er das erstemal wieder ins Kaffeehaus humpeln konnte, rauchte er Wasserpfeifen mit den Farraschen, die ihn so geschlagen hatten. Aber ihnen grollte er nicht, er hatte ihnen vielmehr längst verziehen.

Tage verstrichen. Der Prinz war wie umgewandelt. Den Rubin ließ er nicht aus der Hand. Seit Tagen hatte er seinen Anderum nicht besucht. Seine vier Gattinnen erkundigten sich stündlich nach seinem Befinden, ließen dem Agha keine Ruhe. Ihr Koja Baschi, der oberste Eunuch, wurde mit Fragen bestürmt, aber auch er wußte keine Antwort. Schließlich schlug er vor, einen berühmten Hakim (Doktor) aus Teheran zu holen, um den gemütskranken Agha zu heilen.

Je mehr sich die Umgebung den Kopf zerbrach, desto mehr verliebte sich der Prinz in das von Nureddin entworfene Bild der himmlischen Schahr i Banu. Nur noch zwei Tage fehlten bis zur festgesetzten Stunde. Wollte er sie sein eigen nennen, mußte er eilen.

Kurz vor Sonnenuntergang flog ein Farrasch, Nureddin zu holen. Um ihn schneller zur Stelle zu bringen und seiner Eitelkeit zu schmeicheln, war ein reichgesattelter Esel aus des Prinzen Stall befohlen.

Als der Derwisch in das Gemach des Schahzade humpelte, war er die tiefste Unterwürfigkeit; schwer stützte er sich auf seinen Knüppel und blieb an der Schwelle stehen, ein Bild tiefster Zerknirschung.

„Tritt näher, Derwisch — es ist alles vergeben und vergessen", rief der Prinz.

„Weh, weh," seufzte der Arme, „nie werde ich die Schläge vergessen, nie. Bis zu meinem Tode werde ich daran denken. Oh, ich bleibe ein elender Krüppel!"

„Hier hast du eine Medizin", rief der Satrap und warf ihm einen mit Silber gefüllten Beutel vor die Füße. Der Derwisch hob ihn mühsam auf und ließ ihn verschwinden.

„Komm, Nureddin, schenke mir ein. Laß uns vergnügt sein! Vergiß deine Schmerzen! Fülle deine Schale, nimm die Tar (Gitarre) zur

Hand und singe mir von den überirdischen Reizen der herrlichen Schahr i Banu."

Und während der Derwisch sang, das Mädchen in den glühendsten Farben wieder und wieder dem Agha vor die Augen zauberte, goß der Verliebte Schale auf Schale hinunter. Schließlich trällerte er sogar mit. Ein Liebeslied nach dem andern mußte der Derwisch vortragen. Indes sich der Prinz seinen Träumen hingab, sich die holde Schahr i Banu als das köstlichste Kleinod seines Anderum vorgaukelte, summte es als Kehrreim in den Ohren Nureddins:

„Das Gift hat gewirkt. Der Fisch sitzt im Netz, er ist gefangen!"

Endlich hob der Prinz die Hand. „Scheich Nureddin" — zum erstenmal gab er dem Derwisch diesen Ehrentitel — „laß es genug sein für heute. Mitternacht ist vorbei, und morgen heißt es frisch sein für den Ritt in die Berge zur himmlischen Schahr i Banu. Geh und bringe jenes Bündel dort aus der Nische."

Sich schwer auf seinen Stock stützend, schleppte es Nureddin zum Sitz des Schahzade. Schnell schlug dieser die seidene Umhüllung auseinander, und da lagen all die Kostbarkeiten, die feinen Hüllen, die Perlen, die Steine, Armbänder und Ringe. Es glitzerte und sprühte im flackernden Kerzenlicht. Reichlicher, als Nureddin geglaubt, war die Schahr i Banu bedacht. Wie verliebt mußte der Prinz sein! —

Und als der Derwisch zu seinem Lager schlich, war er mit einem vom Schahzade abgelegten Kaschmirrock bekleidet — er hatte ein Ehrenkleid erhalten. In seinem Innern jubelte es: „Der Fisch ist in meinen Händen. Er kann mir nimmer entrinnen!"

Am nächsten Nachmittag verließ eine kleine Kavalkade den Garten. Im schnellen Tempo ging's in die Berge. Voran ritt der Prinz auf einem wundervoll aufgezäumten arabischen Hengst. Frisch aus dem Bad war er zu Pferd gestiegen. Sein Badediener hatte ihn nicht schön genug machen können; beinahe hätte er die Bastonade erhalten. Blauschwarz schimmerten sein langer Bart, das Haar, die Augenbrauen. Kostbar war sein Gewand, ein herrlicher Kaschmirumhang hing von seiner Schulter. In der mit Ringen geschmückten Hand spielte das leichte spanische Rohr.

Nureddin ritt ein starkes Maultier. Schmunzelnd drückte er die Beine fest an die Satteltaschen, denn dort lagen die Geschenke verborgen für die herrliche Schahr i Banu. Jeder Schritt brachte ihn endlich seiner Rache näher.

Am Fuß der Berge wurde im Schatten einer alten zerfallenen Karawanserei gerastet. Der Prinz gebot seinem Gefolge, hier zurückzubleiben, und ritt mit dem Derwisch davon. Langsam ging es vorwärts — der Weg durch das Steingeröll, die Schluchten entlang an den Abhängen war mühevoll. Immer dringlicher wurden die Fragen des Prinzen, ob man noch nicht an Ort und Stelle sei.

„Alan (gleich), Agha — alan", antwortete Nureddin. — Das letzte Stück bis zum Kamm mußte zu Fuß zurückgelegt werden. Man band die Tiere an einen Baum. Mühsam erklomm der Prinz die Höhe; keuchend, hinkend folgte der Derwisch, sich schwer auf seinen Stock stützend.

„Dort ist der Mandelbaum, die Quelle", rief endlich der Derwisch.

„Allhamdullilah", seufzte der Prinz und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Dort ist die Quelle!" donnerte plötzlich eine ganz fremde Stimme hinter ihm. Im selben Moment wirbelten ihn kräftige Fäuste zu Boden. Das haßerfüllte Gesicht Nureddins beugte sich über den Liegenden. Im Nu waren dem Prinzen Hände und Füße gefesselt. Der plötzliche Überfall hatte den Schahzade betäubt, ihn völlig widerstandslos gemacht. Jetzt aber schäumte er auf.

„Hundesohn! Sohn eines verbrannten Vaters! Bastard! Was wagst du? Was fällt dir ein? — Nieder auf die Knie! — Ich lasse deinen Hundeleib vor dem Kanonenrohr zerfetzen!"

Verzweifelt zerrte der Überwältigte an seinen Fesseln; es nützte alles nichts. Ohnmächtig, hilflos lag er da, und mit Schrecken wurde es ihm klar, daß er sich selbst in die Hände eines Todfeindes gegeben hatte.

Hochaufgerichtet stand der Derwisch vor ihm, alle Unterwürfigkeit und Zerknirschung war verschwunden, und zischend rief er dem Gefesselten zu:

„Jetzt bist du Hundesohn in meiner Gewalt. Schreie, soviel du willst, hier hört dich niemand. Fünfundzwanzig Jahre habe ich geduldig gewartet, bis ich mich an dir rächen konnte. Voll und ganz will ich jetzt die Rache genießen. Denk an Nasrullah, den Goldschmied aus dem Basar Abassi. Damals, als du junger Hundesohn Satrap von Hamadan geworden, da kanntest du kein Erbarmen, als man mich anklagte, einen Rubin aus dem zur Reparatur mir anvertrauten Kalian gestohlen zu haben. Da schau her" — Nasrullah entblößte seinen Rücken — „nicht genug, daß die Bastonade meine Füße zu Blutklumpen verwandelt hatte, auch meinen Rücken ließest du zu rohem Fleisch zerfetzen. Zerstört hast du mein häusliches Glück, als gebrandmarkter Dieb mußte ich verschwinden.

Jede Stunde während der letzten fünfundzwanzig Jahre haben mich diese Narben daran erinnert, blutige Rache an dir zu nehmen. Jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen!"

Wütend stürzte sich Nasrullah auf den Prinzen und bearbeitete dessen Körper mit dem Knüppel, bis der also Mißhandelte wimmernd um Gnade flehte.

„Gnade dir, du Hundesohn? Nein! Nie und nimmer!“ Und weiter sausten die Schläge auf den Schahzade nieder, bis sein Gewand blutig war und eine tiefe Ohnmacht ihn umfing. Erst dann ließ der Goldschmied von ihm ab, erst dann hatte er seiner Rache Genüge getan.

Schnell raffte er alle Wertsachen zusammen, zog dem Bewußtlosen die Ringe von den Fingern, nahm seinen zu Boden gefallenen kostbaren, pelzverbrämten Mantel und die wertvolle Lammfellmütze zu sich und ließ den noch immer Bewußtlosen also liegen. Auch den Rubin vergaß er nicht. Dann löste er die Fesseln, eilte behend zu den Tieren zurück und schwang sich mit all den Kostbarkeiten auf das Pferd des Prinzen. Bald war er in der rasch hereinbrechenden Dunkelheit über dem Kamm des Gebirges verschwunden. — —

Am nächsten Morgen fanden die Diener ihren Herrn zitternd, jammernd und blutend zwischen den wilden Felsen umherirrend. Räuber hätten ihn und Nureddin überfallen und den letzteren fortgeschleppt. Das glaubte zwar niemand. Wer aber wagte dem Allgewaltigen zu widersprechen! Wochenlang lag der Prinz krank, aber kein Wort kam über seine Lippen, nie erwähnte er das Vorgefallene. — —

In den dämmerigen, verzweigten Basaren von Damaskus hat ein alter Goldschmied einen kleinen Laden. Sein Geschäft geht gut; er scheint reich zu sein. Hier und da hat er Edelsteine und Perlen zum Verkauf. Im ganzen Basar ist er beliebt, und seine zahlreichen Kunden rühmen hauptsächlich sein hervorragendes Erzählertalent. Manche verkürzt er ihnen durch seine packenden Geschichten. Und hat er ihnen in besonders guter Laune wieder einmal die Geschichte der himmlisch schönen Schahr i Banu erzählt, dann zeigt er wohl auch zum Beweise für deren Wahrheit einen herrlichen Rubin, der ihm aber für nichts in der Welt feil ist.

Aus Wissenschaft und Technik.

Amundsen und der Nordpol. Seit vielen Jahren ringt der jetzt 52jährige Amundsen mit dem Nordpol. All seine vielen kleineren Polarfahrten, dann die berühmt gewordene erste zusammenhängende Bezwingung der „Nordwestpassage“ durch die engen, meist vereisten Meeresstraßen am Nordrande des amerikanischen Kontinents entlang vom Atlantischen zum Stillen Ozean (1903—1906) und schließlich die noch berühmtere Eroberung des Südpols dienten mindestens zum Teil der Vorbereitung, dem Sammeln von Erfahrungen und Kenntnissen für das eigentliche Lebensziel, das sich der zähe Norweger gesetzt hat — die Bezwingung des Nordpols. — Bekanntlich suchte Nansen 1893 dadurch zum Nordpol zu gelangen, daß er sich in der Gegend der Neusibirischen Inseln einer Meeresströmung anvertraute, die 12 Jahre zuvor, 1881, Trümmer eines anderen Schiffes, der „Jeanette“, in mehrjähriger Treibfahrt am Pol vorbei nach der Küste Ostgrönlands getragen hatte. Um zu den Neusibirischen Inseln zu gelangen, kämpfte er sich an der Nordküste Asiens hin westwärts; während die „Jeanette“ nordöstlich der Neusibirischen Inseln untergegangen war, wurde Nansens Schiff „Fram“ nordwestlich von ihnen vom Eise eingeschlossen, trieb infolgedessen in beträchtlicher Entfernung am Pol vorbei, und auch durch einen Vorstoß zu Schlitten konnte Nansen selbst nicht weiter als auf 400 km an den Pol herankommen. Auf dieser Erfahrung fußend, beschloß Amundsen, sich auf jeden Fall, wie einst die „Jeanette“, östlich der Neusibirischen Inseln vom Eise einschließen zu lassen, in der Überzeugung, daß er von dort aus mit dem Treibeis ungefähr über den Pol hinweggeführt werden würde. Schon für 1911 hatte er sich vorgenommen, die Beringstraße nordwärts zu durchqueren, um sich dann etwa nördlich von der Wrangelinsel dem Eise anzuvertrauen; im letzten Augenblick entschloß er sich aber, erst noch rasch einen Abstecher zum Südpol zu machen! Dann trat er 1918, nach einer durch den Krieg erzwungenen Pause, endgültig die große Nordpolfahrt von Kristiania aus an, ostwärts an der Nordküste von Asien hin, wie einst Nansen. Sie war aber nicht gerade vom Glück begünstigt. Im Sommer 1918 gelangte Amundsens Schiff „Maud“ etwa bis zum Kap Tscheljuskin, dem nördlichsten Punkt Asiens. Hier mußte er überwintern, kam erst im Hochsommer 1919 wieder frei, gelangte aber in diesem Sommer noch glücklich über das Nordenskiöldmeer und durch die enge Durchfahrt zwischen den Neusibirischen Inseln und dem asiatischen Festland. Nun stieß Amundsen nach Nordosten vor, um die für sein Einfrieren in Aussicht genommene Gegend zu erreichen, kam aber bald an eine Eisbarriere, die ihn statt nach Norden nach Südosten zur Anjoninsel an der ostsibirischen Küste östlich der Kolymamündung führte. Hier erfolgte die zweite Überwinterung, 1919 auf 1920. Im Jahre 1920 ging Amundsen zunächst noch weiter ostwärts und durch die Beringstraße nach Nome in Alaska, um seine Vorräte zu ergänzen. Als er dann von neuem durch die Beringstraße ins Eismeer vorstieß, ließen ihn Eisberge nur bis zum Kap Serdse-Kamen an der Nordküste der Tschuktschen-Halbinsel (nordöstlichstes Sibirien) kommen. Hier erfolgte in ungünstiger Stelle die dritte Überwinterung, 1920 auf 1921, die durch häufige Stürme dem Schiff große Gefahren und schließlich einen Bruch der Schraube brachte. Zur Behebung des Schadens mußte die „Maud“ 1921 nochmals durch die Beringstraße und an der pazifischen Küste Nordamerikas südwärts bis zu den Docks des Hafens Seattle gehen. Als das Schiff 1922 von neuem das Eismeer aufsuchte, da war die Lage für Amundsen, der die unfreiwillige Unterbrechung zu einem Besuche Norwegens benutzt hatte, inzwischen eine ganz andere geworden. Er hatte darauf verzichtet, sich für einige Jahre auf seinem Schiffe während dessen Treibfahrt gewissermaßen lebendig begraben zu lassen, und zog es vor, selbst unterdessen den Versuch zu machen, die unbekannten Teile des Polarbeckens mit dem Flugzeug zu erkunden. Ihn sollte die „Maud“ daher samt dem Flugzeug und dessen Führer nur bis zur Nordspitze Alaskas, zum Kap Barrow, bringen, das als Ausgangspunkt des Polfluges ausersehen war. Dieser Plan mißlang; die „Maud“ stieß 1922 in der Beringstraße auf so viel Treibeis, daß sie in diesem Jahre nicht mehr rechtzeitig bis Kap Barrow kam. Wir müssen heute sagen: zu Amundsens Glück, denn damals waren die Vorbereitungen nach keiner Richtung

so weit fortgeschritten, daß mit einer erfolgreichen Durchführung des Wagnisses hätte gerechnet werden können. — 1923 gelangte Amundsen zwar (auf fremdem Schiffe) rechtzeitig nach Point Barrow, der Polflug kam aber trotzdem nicht zustande. Für 1924 entschloß sich Amundsen, wie noch in allgemeiner Erinnerung ist, den Polflug in umgekehrter Richtung, von Spitzbergen nach Alaska, zu versuchen. Die Ausführung dieses Planes scheiterte im letzten Augenblicke am Geldmangel, doch hat der unermüdliche Amundsen, der sich zur Zeit auf einer Vortrags- und Werbereise in den Vereinigten Staaten von Amerika befindet, diesen bereits wieder so weit überwunden, daß mit der Ausführung dieses Versuches im kommenden Jahre mit ziemlicher Sicherheit gerechnet werden kann. Kehren wir nun vom Besitzer der „Maud“, der sich in wenigen Stunden über die polaren Eiswüsten hinwegschwingen will, zu dem Schiffe selbst zurück, das dazu verdammt war, in das Treibeis eingefroren und allen dessen unendlich langsamen und verzwickten, auf Meeresströmungen beruhenden Ortsbewegungen, aber auch dessen furchtbaren mahlenden Zusammenschiebungen und Pressungen ausgeliefert, nach mehrjähriger Treibfahrt entweder im Europäischen Nordmeer wiederaufzutauchen oder — zugrunde zu gehen. Unser Kärtchen, das den Weg des Schiffes vom Winter 1922 auf 1923 bis zur Gegenwart nur in seinen gröbsten Zügen aufzeigt, belehrt uns, daß seine Aufgabe für diesmal ungelöst geblieben ist: das Schiff konnte nicht an den Neusibirischen Inseln vorbeikommen. Wie ein drahtloses Telegramm des Kapitäns Wisting, des Führes des Schiffes, meldet, kam die „Maud“ am 9. August dieses Jahres an der aus der Karte ersichtlichen Stelle vom Eise frei, fand aber den Weg nach Norden und Nordwesten versperrt, mußte umkehren und sich zwischen den Neusibirischen Inseln hindurch gegen die Nordküste Asiens wenden. Am 27. August war es nahe Kap Baranow östlich der Kolymamündung gelangt, als es sich auch hier wieder vor einer Eisbarriere sah. Um zu der unvermeidlich gewordenen neuen Überwinterung nicht in einer gefährlichen Lage gezwungen zu werden, zog sich Wisting nun wieder ostwärts zu den Bäreninseln vor der Kolymamündung zurück; vor einer derselben, der Viersäuleninsel, wird das Schiff seine siebente Überwinterung nach seiner Ausfahrt, die sechste im Eise, zu überstehen haben. Es hat durch die Eispressungen ein kleines Leck erhalten, das aber dem Schiffe nicht unmittelbar gefährlich zu werden braucht. Bedenklicher ist, daß der Schmierölvorrat fast verbraucht ist. Wünschen wir der schwergeprüften Bemannung, daß die jetzt im Gange befindliche Überwinterung im Eise wenigstens die letzte sei und der nächste Sommer ihr die Befreiung aus den Fesseln des Eises, der Kälte und des ermüdenden Gleichmaßes bringe. Zehn Menschen sind es, die schon so lange auf der „Maud“ aushalten, darunter ein Sohn eines anderen bekannten Polarforschers, nämlich Dr. Sverdrup. Amundsen hatte übrigens schon im vergangenen Sommer versucht, das Schiff von der offenbar nutzlosen Treibfahrt zurückzurufen, doch leitet die Polaratmosphäre im Sommer die Wellen der drahtlosen Telegraphie nicht genügend; deshalb hat die Kulturwelt auch jetzt erst wieder eine Nachricht vom Schiffe selbst empfangen.

Dr. W. Gerbing.



Übersichtskarte zu Amundsens bisherigen und geplanten Nordpolfahrten.

Karl Ernst Lange.

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 16.)

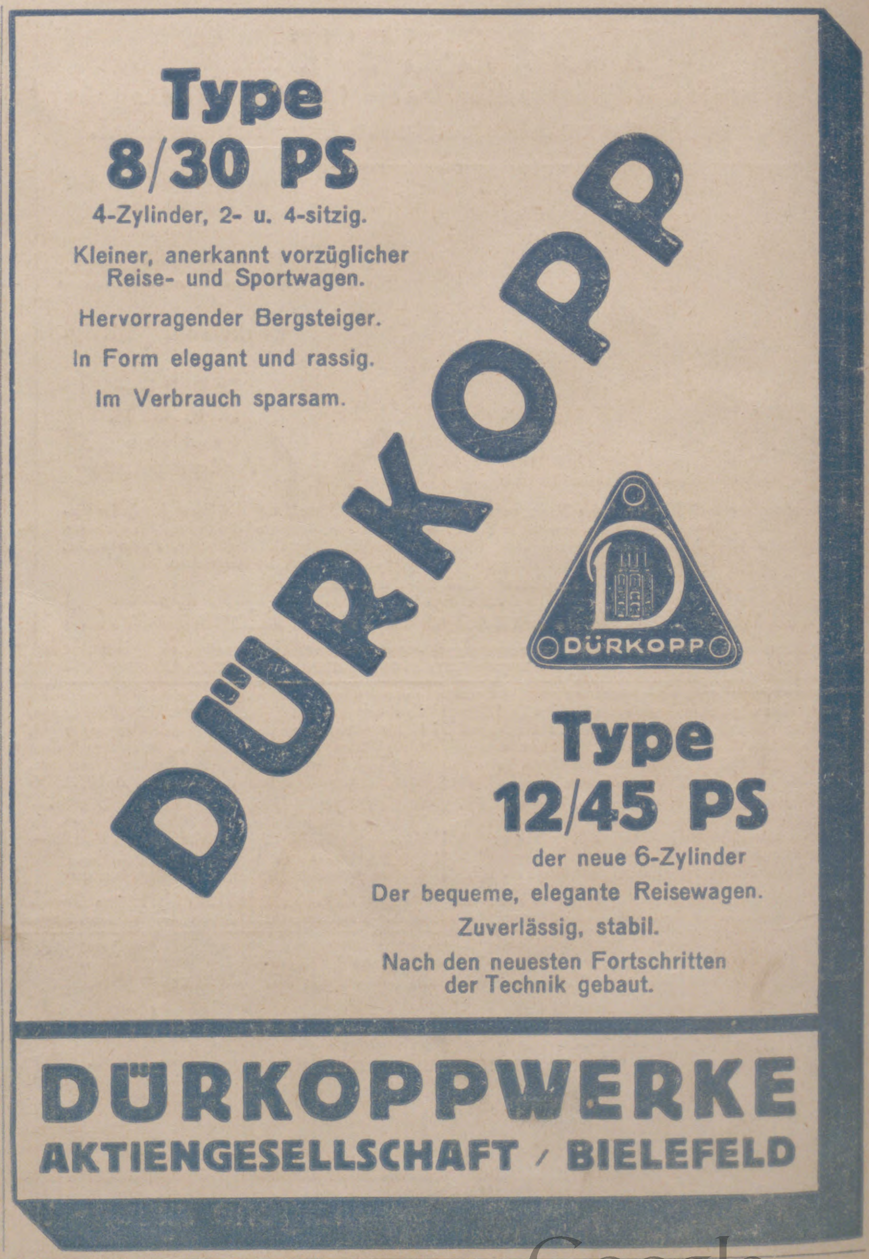
Jungen aufstrebenden Talenten wird es heutzutage nicht leicht gemacht, sich durchzusetzen, wenn sie der herrschenden Stilrichtung nicht Tribut zollen. Als Expressionist hat man es bequemer. Man braucht nur die Extravaganzen der anerkannten Modegrößen zu imitieren oder resolut zu übertrumpfen, und alsbald hat man seinen „Namen“, den alle Kundigen lobend nennen. Kein Wunder, wenn die überwiegende Mehrzahl aller jungen Künstler sich diese schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen will und also immer noch und immer wieder im Expressionismus macht, obwohl sich die Anzeichen dafür mehren, daß die Herrschaft dieses letzten Modestils nicht mehr allzulange

dauern dürfte. Der tapferen Jugend, die, eigenem Gefühl und eigenem Erleben vertrauend, sich ihren Weg quer durch die Modeströmung zu bahnen sucht, unangefochten vom Spott der Zeitgenossen, winken einstweilen weniger äußere Erfolge, aber sie kann sicher sein, daß sie in der kommenden Neuorientierung der Kunst eine um so bestimmendere Rolle spielen wrid. Ein gesundes, energisch seinen Weg zwischen den Parteien gehendes Talent präsentieren wir heute unseren Lesern in dem Maler der Aquarelle aus Schweden, Karl Ernst Lange. Der Künstler hat sich aus bescheidenen Anfängen, aus eigener Kraft in zähem Ringen emporgearbeitet und gibt heute, in der Mitte der Dreißiger stehend, Proben eines Könnens, das auf allen Gebieten der freien und angewandten Künste sich tummelt und in seinem kraftvoll sicheren Sichhingeben an die Natur, dem es doch zugleich nicht an fortschrittlichem Geiste fehlt, recht günstige Eindrücke erweckt, die Hoffnungen auf starke kommende Leistungen entstehen lassen. Karl Ernst Lange ist Sachse, er wurde in Meißen geboren und hat die Künstlersehnsucht seines Vaters, eines talentierten Blumenmalers der Meißner Porzellanmanufaktur, geerbt. Im Lehrerberuf stehend, hat er die Kunstgewerbeschule in Dresden besucht und sich durch eifrigste künstlerische Selbstbetätigung in allen möglichen Techniken weitergebildet. Endlich setzte er es durch, daß ihm Urlaub und Mittel zum einjährigen Studium an der Dresdener Akademie bewilligt wurden. Seither ist er als freier Künstler tätig. In letzter Zeit trat er wiederholt mit größeren Kollektivausstellungen eigener Werke an die Öffentlichkeit und fesselte die Aufmerksamkeit durch die ungewöhnliche Vielseitigkeit seiner Motive und seiner technischen Leistungen als Zeichner, Maler, Aquarellist, Radierer und Holzschneider. Es sprach sich in diesen Arbeiten neben dem durchgebildeten Können ganz offenkundig ein starkes Suchen, eine elementare Sehnsucht nach Natur und doch auch nach größerem Stil aus. Sehr deutlich klingt dies auch aus den schwedischen Aquarellen, die den Natureindruck mit energischem, fast heftigem Zufassen festhalten und ihn dabei doch auch schon, konzentrierend und stilisierend, auf eine höhere, individuellere Stufe der künstlerischen Form heben. In diesen Aquarellen liegt Kraft, Individualität, Zukunft. Es ist ganz zweifellos: von dem Künstler, der sie schuf, darf man etwas erwarten. —y.









Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Pfeffer; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI.

Illustrirte Zeitung



Nr. 4165 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band



Wie eine
geheimnisvolle Beschwörung des Künstlers

so faszinierend wirkt die Wiedergabe der Musik durch Instrumente und Schallplatten der weltbekannten Marke „Die Stimme seines Herrn"

Zu haben in allen offiziellen Verkaufsstellen der Deutschen Grammophon-Akt.-Ges. (kenntlich durch obige Schutzmarke) und im

GRAMMOPHON-SPEZIALHAUS

Berlin W 8, Friedrichstrasse 189 (zwischen Kronen- und Mohrenstrasse)
Berlin W 50, Tauentzienstrasse 13 (Ecke Rankestrasse)

Ferner in: Breslau, Gartenstrasse 47 / Düsseldorf, Königsallee 78 / Elberfeld, Herzogstrasse 30 / Essen, Kornmarkt 23 / Kiel, Holstenstrasse 40 / Köln, Hohe Strasse 150 / Königsberg i. Pr., Junkerstrasse 12 / Leipzig, Markgrafenstrasse 6 / Nürnberg, Königstrasse 63.





Zu bedeutend ermässigten Preisen

Rundfunk Geräte

nach Telefunken-Patenten

Empfangs-Apparate, Hoch- und Niederfrequenzverstärker, Kopfhörer

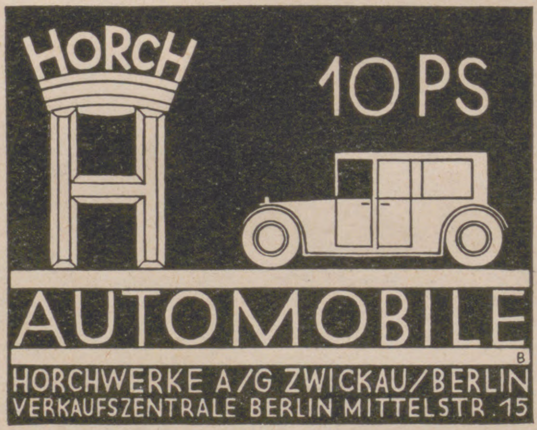
Lautsprecher, Anodenbatterien, Heizbatterien, Antennen-Anlagen

Verlangen Sie unsere Druckschrift!

SIEMENS & HALSKE

Wernerwerk, Siemensstadt bei Berlin

Technische Büros in allen grösseren Städten.





Dr. Lahmann's Sanatorium Weisser Hirsch-Dresden

Chefarzt Prof. Dr. L. R. Grote

Physikalisch-diätetische Heilweise — Psychotherapie — Inhalatorium
Insulinbehandlung — Frauenklinik

Die Anstalt ist in der Lage, sämtliche Krankheiten nicht ansteckender Art durch Anwendung aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel spezialistisch zu behandeln

Gesamttagespreis (normale Kur, ärztliche Behandlung, Verpflegung, Wohnung) **von 17 Goldmark an.** Prospekte kostenfrei.

Herbst- und Winterkuren.

Kurhaus Bad Nassau

Sanatorium für Nerven- u. innere Kranke

Ruhiger, angenehmer Herbst- und Winteraufenthalt

Ärztliche Leiter:
Dr. R. Fleischmann **Dr. Fritz Poensgen**

Waldsanatorium Schwarzeck
in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Feinste
TAFELBUTTER
liefert direkt an Verbraucher
in Postkolli unter Nachnahme
die Molkerei in Waren-Müritz (Mecklenburg).

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4165. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. Januar 1925.

Allgemeine Notizen.

Die Münchener Universität ist im Winterhalbjahr 1924/25 von 6934 Studierenden besucht (um 1068 weniger als im vorigen Winter). Theologie studieren 178, Jurisprudenz 1919, Nationalökonomie 611, Forstwissenschaft 221, Medizin 1104, Zahnheilkunde 89, Tierheilkunde 130, Philosophie erste Sektion 1380, zweite Sektion 637, Pharmazie 161. Nach der Nationalität sind 3228 Bayern und 2680 nichtbayerische Reichsangehörige.

Jahrtausendfeier der Rheinlande. Der Verein Kölner Presse veranstaltet am 17. Januar ein großes Pressefest, das als Auftakt zur Jahrtausendfeier der Rheinlande gedacht ist. Es wird aus einer öffentlichen nationalen Kundgebung in der Großen Messehalle bestehen, für deren musikalischen Teil einer der hervorragendsten deutschen Dirigenten gewonnen ist. Ein geschlossener Festabend, verbunden mit künstlerischen Darbietungen in sämtlichen Räumen des Messehofes, wird sich anschließen. Dem Ausschuß sind die Spitzen der Reichs- und Staatsbehörden, führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aus Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft des Rheinlands beigetreten. Die Stadt Düsseldorf kündigt verschiedene bedeutende Veranstaltungen an: Neben einer Ausstellung des Verkehrs- und Schiffahrtswesens wird der Verein Deutscher Eisengießereien, der dieses Jahr in Düsseldorf tagt, eine große Ausstellung bieten. Außerdem wird das Düsseldorfer Stadion im Mai mit sportlichen Veranstaltungen eröffnet werden. Eine rückschauende Ausstellung über die letzten hundert Jahre rheinischer Kunst, eine Ausstellung moderner Kunst und eine Blumenausstellung sind vorgesehen. Duisburg beginnt bereits zu Ostern mit einer eigenen Ausstellung der Industrie und Schiffahrt. Für die Festwoche sind besondere Aufführungen im Stadttheater, die auf die Rheinlande Bezug nehmen, vorgesehen. Zur Einweihung des neuen Stadions stehen große Fußballspiele auf dem Programm. In Koblenz soll im Jubiläumsjahr, vom 15. Juli bis zum 15. September, eine große Weinbauausstellung stattfinden, die ein Gesamtbild des gegenwärtigen Standes des Weinbaues und der wissenschaftlichen Grundlagen der Weinkultur geben wird. Sämtliche Regierungen der am Weinbau beteiligten Länder haben ihre Mitwirkung zugesagt. Trier plant ein mittel-

rheinisches Musikfest und im Anschluß daran ein Bühnenfest, beide im Monat Mai. Ein Preisausschreiben unter den rheinischen Komponisten soll die beste Tondichtung herausfinden. Die Handwerker- und Kunstgewerbeschule zeigt eine Ausstellung ihrer Erzeugnisse und damit zugleich eine Ausstellung der Trierer Künstlergilde. Im Herbst d. J. wird die große rheinische landwirtschaftliche Ausstellung in Trier stattfinden. Eine größere Zahl sportlicher Feste, unter anderm olympische und römische Spiele sowie eine Jubiläumsregatta, unter Beteiligung von Hamburg und Berlin, sind für die Mitte des Sommers vorgesehen. — Für ein Plakat der Jahrtausend-Ausstellung der Rheinlande in Köln schreibt der Oberbürgermeister einen Wettbewerb unter den deutschen Künstlern aus. Preise sind 1500, 1000 und 500 Mark, für weitere Ankäufe stehen 1000 Mark zur Verfügung. Im Preisgericht sind der Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob, der Direktor der Kunstgewerbeschule Professor Elsässer, der Stadtbaurat Bolte und Professor Verbeck in Köln.

Der Ausschuß für das Niederrheinische Musikfest hat in seiner Sitzung in Anwesenheit des Regierungspräsidenten Graf von Adelmann und des Oberbürgermeisters Adenauer einstimmig die Abhaltung des 94. Musikfestes in Köln beschlossen. Es wurde in Aussicht genommen, das Fest in den Tagen vom 11. bis zum 14. Juni 1925 in der großen Messehalle abzuhalten.

Internationale Skimeisterschaften finden noch statt 24. und 25. Januar in Reichenhall: Bayerische Skimeisterschaft, und in Kamnitztal: Deutsch-böhmische Skimeisterschaft; 1. und 2. Februar bei Budapest: Ungarische Skimeisterschaft; 6. bis 8. Februar in Lahti: Finnische Skimeisterschaft; 7. und 8. Februar in Engelberg: 19. Großes Skirennen der Schweiz, und in Kitzbühel (Tirol): Skimeisterschaften von Deutschland und Österreich; 9. bis 15. Februar auf Mont Revard: Französische Skimeisterschaft; 12. bis 15. Februar in Johannisbad: Mitteleuropäische Skimeisterschaften; 19. Februar: 50-km-Langlauf in Holmenkollen; 21. bis 24. Februar auf Cortina d'Ampezzo: Italienische Skimeisterschaft; 22. Februar in Holmenkollen: 18-km-Langlauf; 22. Februar bei Tegernsee: Verbandsstaffellauf von Deutschland und Österreich; 23. Februar in Holmenkollen: Sprungkonkurrenzen.

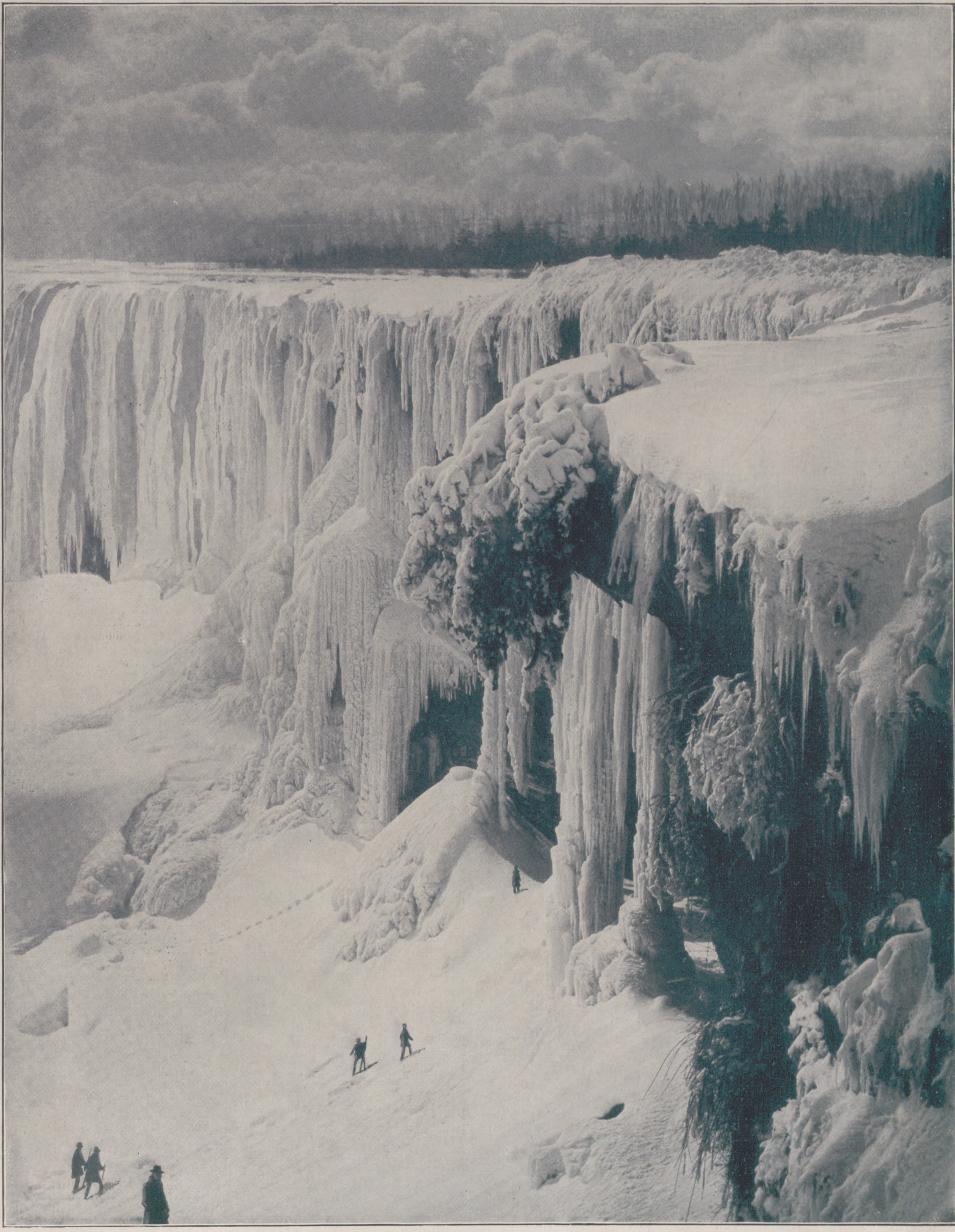
Der Bobklub Garmisch-Partenkirchen hat große Vorbereitungen für den Winter getroffen. Bis zum 15. März

sind eine erhebliche Anzahl von Rennen vorgesehen. Als Hauptereignis wird eine Rennwoche anschließend an die deutsche Meisterschaft vom 25. bis zum 29. Januar, endend mit der Austragung des Wanderpreises des Deutschen Bobsleigh-Verbandes, abgehalten. In Kitzbühel wird Anfang Februar die Tiroler Bobmeisterschaft ausgefahren, so daß für die Bobfahrer Gelegenheit besteht, nach dem Garmischer Rennen auch an der Tiroler Meisterschaft sich zu beteiligen. Mit großen Kosten hat der Bobklub seine Bahn am Rissersee in erstklassige Verfassung gebracht. Die Bayernkurve wurde noch vollendeter ausgebaut, ein mit allen Neuerungen ausgestatteter elektrischer Aufzug eingebaut. Start und Ziel wurden mit elektrischem Aufzug versehen und eine neue große Tribüne mit einer elektrischen Zeitzeigeuhr in die Kurve gebaut, so daß die Bobbahn Rissersee als eine der neuzeitlichsten Süddeutschlands bezeichnet werden muß.

Der Skiklub Partenkirchen verfügt seit Erbauung der neuen Kochelbergschanze über die zurzeit vollkommenste und größte Sprunganlage. Das offizielle Eröffnungsspringen an der neuen Kochelbergschanze findet am 25. Januar statt, am 28. Februar und 1. März das Wettersteinrennen um den silbernen Ski des S. C. P., am 1. Juni Deutschlands letzte und höchste Veranstaltung, das Pfingstrennen am Zugspitzplatt.

Wintersport in Finnland. Finnland, das Land der zehntausend Seen, hat in den letzten Jahren auch im Winter eine große Anzahl von Touristen angelockt, wozu Finnlands ideales Skigelände erheblich beigetragen hat. Demgemäß ist auch das Wintersportprogramm in der Hauptsache auf den Skisport zugeschnitten. An großen Veranstaltungen sind vorgesehen 24. bis 25. Januar 30 km-Skilaufen, 28. Januar bis 1. Februar vereinigtes Hügel- und Terrainskilaufen, 28. Februar bis 1. März Meisterschaftswettkämpfe des finnischen Schutzkorps, 8. März 60 km-Skilaufen. Der 22. Februar wird in ganz Finnland durch Abhaltung lokaler Kämpfe als Skilauftag gefeiert. Auch sonst bietet sich dem Touristen täglich allenthalben Gelegenheit zur Ausübung von Skilauf, Skijöring, Eislaufen in den landschaftlich reizvollen Gegenden. Um möglichst vielen Wintersportfreunden eine Wintersportreise nach Finnland zu ermöglichen, veranstaltet die bekannte Stettiner Reederei Rud. Chr. Gribel noch mehrere Gesellschaftsfahrten am 17., 31. Januar, 14., 28. Februar und 1. März.

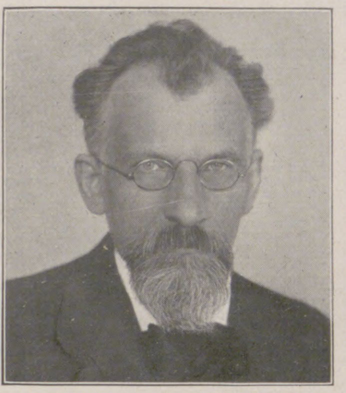
Illustrirte Zeitung



Der Niagarafall im Winter.



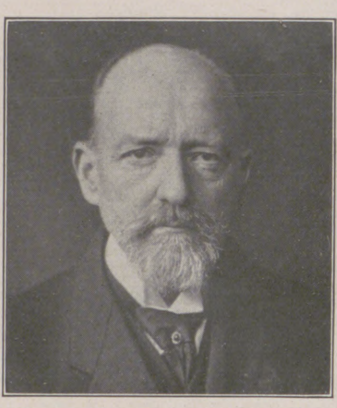
Carl Spitteler,
der bekannte schweizerische Dichter, Preisträger des literarischen Nobelpreises, † zu Luzern im Alter von 79 Jahren.



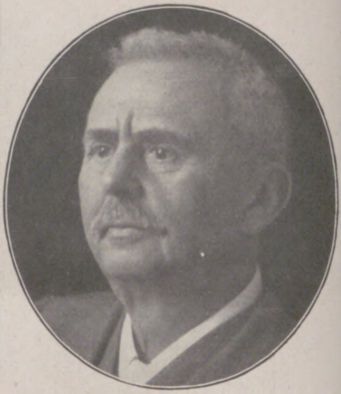
Professor Dr. Hans Pfitzner,
namhafter Komponist, Generalmusikdirektor in München, wurde zum Ritter des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt.



Sophie Hoechstetter,
die bekannte Erzählerin, Verfasserin unseres gegenwärtigen Romans „Der wunderschöne Streit“.



Professor Bodo Ebhardt,
Geheimer Hofbaurat, bedeutender Architekt und Burgenforscher, feierte am 5. Januar seinen 60. Geburtstag.



Professor Dr. Cornelius Gurlitt,
Geh. Hofrat, ehemals Professor der Baukunst und Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Dresden, geschätzter Kunstschriftsteller, beging am 1. Januar seinen 75. Geburtstag.

Das Jahr der Festigung. / Von Dr. Hermann Diez.

Man hat sich daran gewöhnt, von dem „Wunder der Rentenmark“ zu sprechen, und so verhängnisvoll es wäre, wenn das deutsche Volk den Glauben an sich selbst auf etwas anderes gründen wollte als auf die in ihm ruhenden Kräfte und den Entschluß, sie bis zum Äußersten in den Dienst des Wiederaufbaues zu stellen, so ist doch in dem abgelaufenen Jahre 1924 vieles geschehen und gelungen, was nicht nur der Kleinmütige und der Schwarzseher, sondern noch mancher andere für unmöglich gehalten hätte. Die am 15. November 1923 geschaffene Rentenmark hat sich in dem festgesetzten Wertverhältnis zum Dollar erhalten lassen und hat, nachdem sie ihre ausgezeichneten Dienste getan, einer neuen Reichsmark Platz machen können, für die in den Schatzkammern der Reichsbank ausreichende Deckung an Gold und Devisen vorhanden ist. Bei näherer Betrachtung bleibt allerdings von dem Wunder nicht allzuviel übrig. Der Entschluß, die Notenpresse stillzulegen, die dem Reiche bisher von der Reichsbank immer wieder gewährten ungedeckten Kredite mit einem Male abzuschneiden, die neue Währung der Spekulation des Auslandes zu entziehen, die Ausgaben des Reiches durch rücksichtslosen Beamtenabbau und äußerste Sparsamkeit zu vermindern, gleichzeitig aber die Steuern auch auf die Gefahr eines empfindlichen Eingriffes in die Vermögenssubstanz hin bis zur äußersten Grenze des Tragbaren zu erhöhen und so den Haushalt des Reichs endlich wieder ins Gleichgewicht zu bringen, mußte in der Praxis von sehr viel größerer Bedeutung sein als die Eigenart des Geldzeichens der „Zwischenlösung“, mit all den hochansehnlichen Namen, die schließlich doch keine greifbare Deckung darstellten. Aber immerhin, eine seelische Kraft, die allein Wunder zu tun vermag, war doch wirksam: die Unterschriften unter den Rentenbankscheinen waren Sinnbilder des zurückkehrenden Glaubens des deutschen Volkes an sich selber, und das Vertrauen des Auslandes ist, wenn auch zögernd, gefolgt.



Generalmajor Maercker,

Ritter des Ordens Pour le mérite mit Eichenlaub, verdienter Kolonialpionier, besonders dadurch bekannt, daß er als Kommandeur des Wehrkreises IV während der politischen Unruhen in Mitteldeutschland 1919 und 1920 die Ruhe und Ordnung wiederherstellte, † am 31. Dezember zu Dresden im Alter von 59 Jahren.

Freilich ist diese Heilung der deutschen Wirtschaft, die übrigens durch den Tod von Hugo Stinnes († 10. April) einen ihrer Führer verloren hat, nicht schmerzlos vor sich gegangen. Der Gehalts- und Lohnempfänger mußte die Festmark als eine Erlösung empfinden, die ihn die Kargheit seiner Entlohnung und wohl auch die Tatsache vergessen ließ, daß das Wertverhältnis: eine Billion Papiermark = eine Rentenmark eine unerhörte Verteuerung der Lebenshaltung in sich schloß; die Millionen von Kleinrentnern aber sahen ihre Vermögen endgültig zerronnen, ihre bisherigen Unterhaltsquellen völlig versiegt und sich selber dem Hunger preisgegeben oder auf eine Unterstützung angewiesen, die nur das Verhungern verhindern konnte und dabei doch namenlose seelische Pein in sich trug. So dauern die Nachwirkungen des verlorenen Krieges und der Nachkriegszeit mit ihren furchtbaren Mißhandlungen, namentlich durch den mörderischen Ruhreinbruch, in ungezählten Tausenden von häuslichen Tragödien fort, in deren ganzen Jammer niemand hineinsieht. Aber auch das sichtbare äußere Wirtschaftsleben mußte schwer unter der jähen Umstellung leiden. Geldknappheit und Kreditnot, Absatzstockung im Inland sowohl, wo die Kaufkraft des Publikums zu mangeln begann, als auch nach dem Ausland, für das die deutschen Preise sich mit einem Schlage bis zur Wettbewerbsunfähigkeit steigerten, die daraus mit Notwendigkeit hervorgehenden Betriebseinschränkungen, die Flucht unter die „Geschäftsaufsicht“ zur Vermeidung des Konkurses, die Riesenverluste, die bei der Umstellung auf die Goldmarkbilanz auch zahlenmäßig zutage traten — das alles bedeutete doch nicht nur die unvermeidliche Reinigung des Wirtschaftslebens von den krankhaften Auswüchsen und den zahllosen rein spekulativen Schwindelgründungen der Inflationszeit, sondern zugleich auch eine Wirtschaftskrisis, die das deutsche Volk in seiner Gesamtheit stark in Mitleidenschaft zog.



Die von den österreichischen Staatsbahnen am Tamischbachturm in Steiermark erbaute Lawinenbeobachtungsstation. Sie ist mit meteorologischen Görz-Instrumenten ausgerüstet und wird Mitte Januar in Betrieb genommen werden.

Das wäre in noch viel höherem Maße geschehen, wenn nicht die internationalen Bemühungen um eine Regelung der Reparationsfrage, die noch vor Ende des Jahres 1923 bis zur Einsetzung von zwei Sachverständigen-Ausschüssen durch die Reparationskommission gediehen waren, erfreuliche Fortschritte gezeitigt hätten. Ihr Ergebnis war schließlich der sogenannte Dawesplan, so genannt nach dem amerikanischen Ausschußvorsitzenden General Charles Gates Dawes, der am 9. April der Kommission übergeben, zunächst von dieser, dann von den alliierten Regierungen gutgeheißen und nach kurzer Frist auch von der deutschen Regierung grundsätzlich angenommen wurde. Es stand von Anfang an fest, daß das Gutachten nur als Ganzes angenommen oder verworfen werden könne. Die Ablehnung hätte uns erneut in Gegensatz zu der ganzen Welt gebracht; auf der anderen Seite war es jedoch klar, daß die der deutschen Wirtschaft angesonnenen Leistungen ohne Wiederherstellung der wirtschaftlichen und finanziellen Einheit Deutschlands nicht denkbar waren, und nur unter dieser Voraussetzung konnten Reichsregierung und Reichstag die Gesetzentwürfe und Anordnungen vorbereiten, die den Dawesplan in die Wirklichkeit umsetzen wollten. Zur Lösung dieser Aufgaben war die Londoner Konferenz bestimmt, die am 16. Juli unter dem Vorsitz des englischen Ministerpräsidenten Macdonald zusammentrat, um zunächst den verbündeten Regierungen Gelegenheit zu geben, ihre Ansichten unter sich zu klären. Am 2. August erging sodann die Einladung an die deutsche Regierung, ihre Vertreter zu der Konferenz zu entsenden, und so begab sich unter der Führung des Reichskanzlers Marx und des Außenministers Dr. Stresemann eine deutsche Delegation nach London. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Konferenz, die noch bis zum 16. August dauerte, die erste seit dem Kriege war, an der Deutschland unter voller Gleichberechtigung teilnehmen konnte, und zwar was die äußeren Formen wie auch den Geist des Zusammenarbeitens anlangt. Was erreicht wurde, entsprach nicht genau den Voraussetzungen, unter denen die Reichsregierung die Annahme des Dawesgutachtens ausgesprochen hatte, war aber offenbar ein so gewaltiger Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand, daß niemand die Verantwortung für die Ablehnung der Londoner Beschlüsse übernehmen konnte. So nahm der Reichstag am 29. August in einer ganzen Reihe von Abstimmungen die einzelnen Gesetze an, die zur Durchführung des Gutachtens notwendig waren.

Wir sind damit bei den parlamentarischen Verhältnissen angelangt, die in dem abgelaufenen Jahre eine ganz besondere und nicht immer erfreuliche Rolle gespielt haben. Das tritt schon äußerlich zutage in der Tatsache, daß im Laufe des Jahres 1924 der Reichstag zweimal aufgelöst und neu gewählt wurde. Die erste Auflösung erfolgte am 13. März, und zwar im Zusammenhang mit den Ermächtigungsgesetzen. Die Wahlen am 4. Mai ergaben nun eine große Mehrheit für ihre Verlängerung, so daß die politische Arbeit im Innern wie nach außen erfreuliche Fortschritte machen konnte, zugleich aber bargen die Stärkeverhältnisse der Parteien den Keim zu neuen parlamentarischen Schwierigkeiten in sich. Die Deutschnationale Volkspartei, deren erster Führer, Dr. Karl Helfferich, am 23. April bei einem Zusammenstoß der Gotthardschnellzüge bei Bellinzona einen tragischen Tod erlitten hatte, bildete mit 106 Abgeordneten die stärkste Fraktion; dazu kamen 32 völkische Abgeordnete der Nationalsozialistischen Freiheitspartei, 15 der Wirtschaftlichen Vereinigung, die ebenfalls der Rechten zuzuzählen ist, und 4 der Deutschsozialen Partei. Dagegen war die Mitgliederzahl der Sozialdemokratischen Fraktion auf 100 zurückgegangen, namentlich infolge der Fortschritte der Kommunisten, die mit 62 Abgeordneten in den Reichstag einzogen. Die Mitte mit 65 Zentrumsmännern, 44 Volksparteilern, 28 Demokraten und 16 Mitgliedern der Bayrischen Volkspartei war also verhältnismäßig schwach, und insbesondere die Volkspartei



Fan Noli, der Ministerpräsident Albaniens, der durch Achmed Zogu gestürzt wurde.





Blick auf die Hafenstadt Valona, die provisorische Hauptstadt Albaniens, die jetzt ebenfalls von den Aufständischen eingenommen wurde.

Links nebenstehend: Achmed Zogu, der Führer der Aufständischen und ehemaliger Ministerpräsident, dessen Regierung im Juni 1924 durch die Fan Nolis abgelöst wurde.

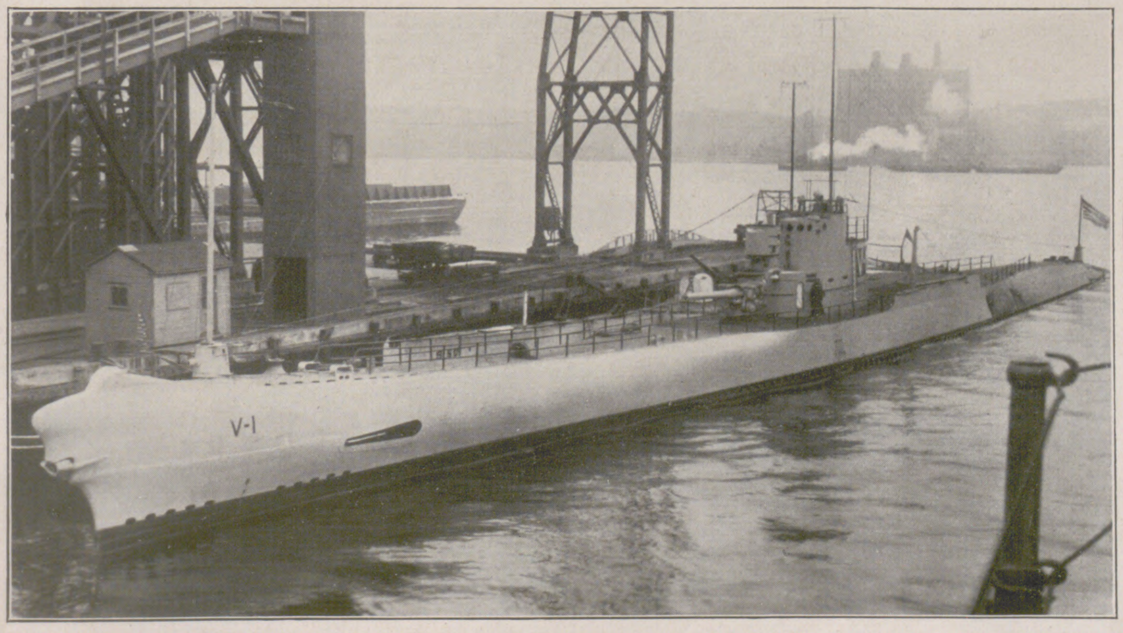
Zur Revolution in Albanien.





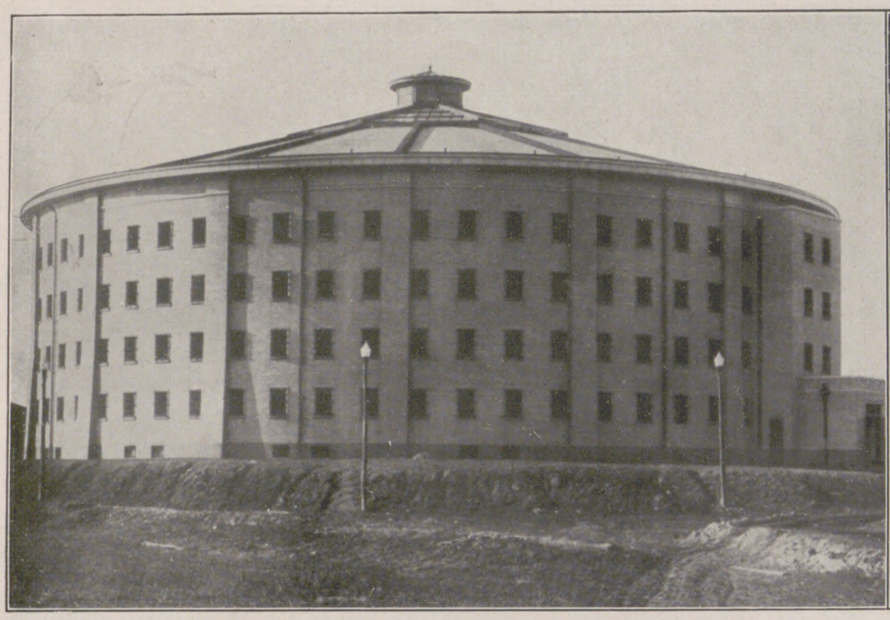
Präsident Calles bei Ablegung seines Amtseides. (Phot. Wipro.)
Links nebenstehend: Das Stadion der Stadt Mexiko, in dem die Amtsübergabe stattfand. (Phot. Wipro.)

Von der feierlichen Amtseinsetzung des neuen Präsidenten von Mexiko.





Links: Ein neuer amerikanischer Unterseeboot-Typ: V–1, das größte Unterseeboot der amerikanischen Marine. — Rechts: Die im Druid-Hill-Park in Baltimore aufgestellte Sonnenuhr, von der man die Zeit aller Hauptstädte der Welt ablesen kann.





Links: Eines der kreisrunden Gebäude, aus denen das Gefängnis besteht. Diese Gebäude sind vollkommen für sich abgeschlossen, und ihre Beaufsichtigung innen und außen ist gleich leicht. Jede Zelle hat ein großes Fenster. — Rechts: Das Innere eines Gefängnisgebäudes. Der aufsichtführende Beamte kann von einem in der Mitte des Gebäudes angebrachten Sicherheitsturm durch die Glastüren sämtlicher Zellen sehen und somit jeden Gefangenen genau überwachen. (Phot. Wipro.)

Das modernste Gefängnis der Welt: Das neue Gefängnis in Stateville in Illinois.

drängte auf eine Erweiterung der Regierung nach rechts, zumal nachdem die Deutschnationalen am 29. August dem Reichsbahngesetz zu der verfassungsmäßig erforderlichen Zweidrittelmehrheit verholfen hatten, indem sie sich bei der entscheidenden Abstimmung in dem Verhältnis „halb und halb" spalteten. Dieser Versuch der Bildung eines „Bürgerblocks" scheiterte schließlich an dem Nein der Demokraten, ohne deren Mitwirkung auch das Zentrum in die neue Kombination einzutreten sich weigerte. So wurde der Reichstag am 20. Oktober wieder aufgelöst. Die am 7. Dezember vollzogenen Neuwahlen beseitigten jedoch die vorhandenen Schwierigkeiten nicht, denn wenn die Sozialdemokraten einen großen Stimmenzuwachs (von 6,10 auf 7,88 Millionen) aufwiesen und mit 130 Abgeordneten als weitaus stärkste Fraktion in den neuen Reichstag einzogen, während die kommunistischen Mandate auf 45 zurückgingen, so hatten doch auch die Deutschnationalen eine erhebliche Steigerung ihrer Wählerstimmen aufzuweisen (von 5,71 auf 6,20 Millionen), allerdings auf Kosten der Völkischen, deren Stimmen von 1,9 Millionen auf 0,9 Millionen sanken. Versprach also die Schwächung der radikalen Flügelparteien eine etwas glattere Abwicklung der parlamentarischen Geschäfte, als sie dem Halbjahrsreichstag von 1924 beschieden gewesen war, so hatten sich die Hemmnisse für eine Regierungsbildung eher verstärkt, zumal unter der Einwirkung des überaus schroffen Wahlkampfes und des Verlangens der Deutschnationalen nach einer ausgesprochenen Kursänderung sowohl in der inneren als auch in der äußeren Politik nun auch das Zentrum seine Mitwirkung an der Schaffung einer Rechtsregierung entschieden ablehnte, während die Deutsche Volkspartei auf ihrem Standpunkte beharrte. Unter diesen Umständen mußte die Neubildung der Regierung bis über die Schwelle des neuen Jahres verschoben werden.

Ließ sich bei alledem die Außenpolitik, deren augenblicklicher „Primat" von allen Seiten anerkannt wird, im großen und ganzen geradlinig durchführen, so hat an der fortschreitenden Besserung der internationalen Lage in der zweiten Hälfte des Jahres 1924 der Sturz Poincarés und Millerands durch den Ausfall der französischen Kammerwahlen vom 11. Mai einen erheblichen Anteil. Das Amt des Ministerpräsidenten übernahm der Führer des Linksblocks, Herriot; zum Präsidenten der Republik wurde an Stelle Millerands, der mehr und mehr zum Bannerträger des Nationalismus geworden ist und sich nunmehr im Amte nicht halten konnte, Doumergue gewählt. Das Zusammenarbeiten von Herriot und Macdonald ermöglichte den fruchtbaren Verlauf der Londoner Verhandlungen. Inzwischen ist nun aber auch in England ein gründlicher Wechsel eingetreten. Die Regierung der Arbeiterpartei, deren Stellung insbesondere durch den äußerst unpopulären Vertrag mit Sowjet-Rußland erschüttert war, erlitt am 8. Oktober im Unterhaus eine schwere Niederlage und löste tags darauf das Parlament auf. Die am 29. Oktober vollzogenen Neuwahlen ergaben jedoch einen überraschenden Sieg der Konservativen, die in dem neuen Unterhaus 407 von 615 Mandaten innehaben, während die Sitze der Arbeiterpartei auf 152, die der Liberalen auf 40 zurückgingen.



Das schwere Unglück eines Reiseflugzeugs des Luftexpreß London-Paris, das kurz nach dem Start auf dem Flugplatz zu Croydon am 24. Dezember abstürzte: Das zertrümmerte Flugzeug. Der Flugzeugführer und die sieben Reisenden fanden den Tod.

Auf Grund der Londoner Konferenz, deren Schlußprotokoll am 30. August unterzeichnet wurde, trat zunächst eine Reihe von Erleichterungen ein, die mit lebhafter Freude begrüßt wurden. Die Zollgrenze im Osten des besetzten Gebietes wurde aufgehoben, die ausgewiesenen Beamten konnten in ihre Heimat und in ihre Ämter zurückkehren, eine allgemeine Amnestie gab vielen Hunderten von Eingekerkerten die Freiheit wieder, und man konnte es in den Kauf nehmen, daß sie auch dem Separatistengesindel zugute kam, durch dessen Treiben die Festmark und der Kursschauer des Frankens einen Strich gemacht hatten, die Eisenbahnregie wurde aufgehoben, mit der Räumung der widerrechtlich besetzten Gebiete wenigstens ein Anfang gemacht und die endgültige Räumung für spätestens August vereinbart. Die sogenannte Dawes-Anleihe in Höhe von 40 Millionen Pfund Sterling wurde auf allen Auslandsbörsen, wo sie aufgelegt wurde, hundertfach überzeichnet und stärkte die Hoffnung auf eine





Zur Annahme des sogenannten Spinnwahlrechts durch den indischen Nationalkongreß, wonach die Qualifikation als Mitglied des Kongresses davon abhängig gemacht wird, daß der Kandidat monatlich mindestens 2000 Yard Garn selbst spinnt oder spinnen läßt. Links: Akalis beim Eintreffen auf dem Versammlungsort mit ihren Spinnrädern. Rechts: Khaddars bei ihrer Webearbeit vor dem Kongreßzelt.



Zum Jahreswechsel im Riesengebirge: Silvesterfeier auf einer Baude.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hans Hähnel.





Links: Szenenbild aus dem „Südseespiel“ von Emil Brust in der Volksbühne zu Berlin. Links (mit Speer und Schild): Carl Ludwig Achaz; daneben im Hintergrund: Herta Reiß. — Rechts: Von der Uraufführung der japanischen Legende „Der Teemeister“ von Melchior Vischer im Alten Theater zu Leipzig: Der Teemeister Rikyu (Hans Zeise-Gött) inmitten seiner zwölf Jünger als Hüter der heiligen Teeschale. (Phot. S. Genthe, Leipzig.)

Das Leben der Völker im Fernen Osten in szenischer Darstellung auf der deutschen Bühne.

baldige Wiedergenesung der deutschen Wirtschaft. Leider erscheinen jedoch alle diese vielversprechenden Ansätze am Ende dieses Jahres bedroht durch den Beschluß, die Kölner Zone zu dem im Friedensdiktat vorgesehenen Termin, 10. Januar 1925, nicht zu räumen. Der Beschluß, der von der immer schon berüchtigten Pariser Botschafterkonferenz einstimmig gefaßt worden ist, wird damit motiviert, daß Deutschland seinen Entwaffnungsverpflichtungen nicht nachgekommen sei, wie die im Laufe der letzten Monate vorgenommene Kontrolle ergeben habe, eine Behauptung, die aber nur die Tatsache verschleiern soll, daß Frankreich die Kölner Zone aus Zweckmäßigkeitsgründen besetzt sehen will, solange seine Truppen noch im Ruhrgebiet stehen. So führt das alte Unrecht mit logischer Konsequenz zu neuen Gewaltakten; vergebens sucht man aber nach einer Erklärung für diesen plötzlichen Wechsel in der Haltung Herriots, dessen Stellung freilich nie sonderlich stark gewesen ist.



Szenenbild von der Aufführung des Stückes „Alkestis“ von Egon Wellesz am Reußischen Theater zu Gera. Musikalische Leitung: Dr. Ralph Meyer. Spielleitung: Hanns Schulz-Dornburg. Inszenierung: Hans Blanke. (Phot. Hans Jahr, Gera.)



Lotte Medelsky,
die Heroine des Wiener Burgtheaters. (Phot. Setzer, Wien.)

Daß mit England ein Handelsvertrag zustande gekommen ist, daß mit Frankreich aussichtsreiche wirtschaftspolitische Handlungen fast bis zum Abschluß gefördert werden konnten, daß auch mit Italien und Rußland Verhandlungen im Gange sind, mit letzterem nach einer mehrmonatigen Periode der Verstimmung, die sich an einen Zwischenfall im Gebäude der russischen Wirtschaftsvertretung in Berlin anschloß, tritt gegenüber den neuesten politischen Ereignissen in den Hintergrund, und zusammen mit der unsicheren inneren Lage ergibt sich am Jahresschlusse ein Bild, das keinen Zweifel darüber läßt, daß die im Jahre 1924 eingetretene Festigung eben doch nur einen vorläufigen und bedingten Charakter trägt, und daß all die Ansätze zu einer Besserung wieder zerstört werden können; nur die Gefahr einer gewaltsamen Bedrohung der Reichsverfassung von innen her scheint erheblich verringert. Eine noch schwebende Frage ist der Beitritt Deutschlands zum Völkerbund. Ebenfalls unter den Nachwirkungen der Londoner Konferenz wurde am 23. September von der Reichsregierung der Antrag auf Aufnahme Deutschlands in Genf gestellt, und zwar unter gewissen Voraussetzungen, die sich auf die Einräumung eines ständigen Sitzes im Völkerbundsrat, sodann aber auf die etwaige Verpflichtung Deutschlands bezogen, an gewissen bewaffneten Schritten teilzunehmen oder den Durchmarsch fremder Truppen zu gestatten, Eventualitäten, die durch das am 2. Oktober angenommene Genfer Schieds- und Sanktionsprotokoll immerhin in den Kreis der Möglichkeiten gezogen sind. Es liegt auf der Hand, daß auch diese Entwicklung jetzt wieder in Frage gestellt erscheint.



Das Kind auf der Bühne: Else von Möllendorff, Tochter des Theaterdirektors Kurt von Möllendorff, als Peterchen und die viereinhalbjährige Ruth-Iris Witting, Tochter des Tenor-Buffos Witting der Berliner Staatsoper, als Anneliese in dem Märchenspiel „Peterchens Mondfahrt“ im Berliner Theater zu Berlin. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Baronin Allette de Brieß,
die Siegerin bei dem in Brüssel veranstalteten Schönheitswettbewerb „Welches ist der kommende Kinostar Belgiens?“ Die Dame stammt aus dem ehemals deutschen Gebiet Malmedy. (Phot. Pro Arte, Brüssel.)

Einen wahren Höhepunkt deutschen Lebens — um mit etwas Erfreulichem zu schließen — bildete der unter der Leitung Dr. Eckeners am 12. Oktober angetretene und unter dem Staunen der Welt glänzend durchgeführte Flug des Luftschiffes Z. R. III von Friedrichshafen nach seiner Bestimmungsstation Lakehurst bei Newyork.



Im Winter auf der Zugspitze. Blick von dem Münchener Haus auf den Ostgipfel der Zugspitze.



Der amerikanische Kunstläufer Howard Nicholson mit Katie Schmidt beim Training in St. Moritz für die am 31. Januar und 1. Februar in Davos zum Austrag gelangenden Internationalen Meisterschaften: Eine Fußspirale.



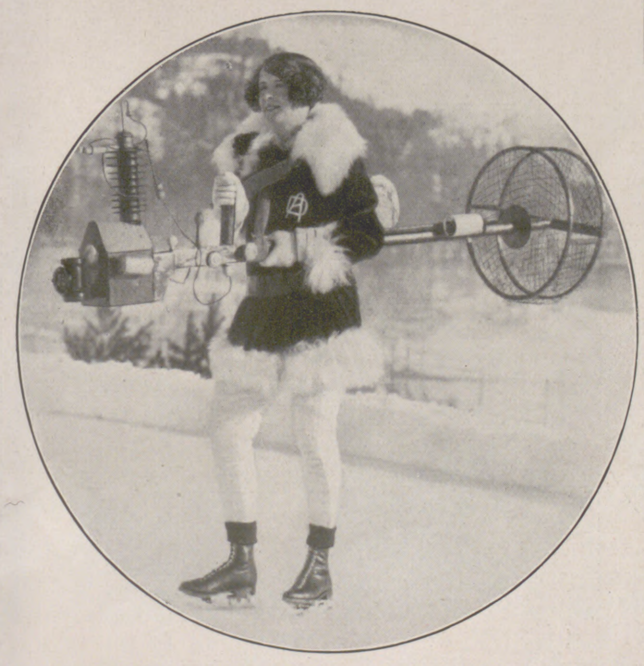
Fräulein Haaß und Herr Petersdorf beim Üben der Aeroplan-Figur für die Eislaufwettkämpfe in Davos.



Frau Brockhöft, Berlin, die deutsche Meisterin im Kunstlaufen, und Herr Keller, Zürich, beim Training im Paarlaufen in Davos.



Ein neuer amerikanischer Sportauswuchs: Polospiel mit Motorrädern auf dem Eise.



Miß Zoe Hall beim Ausprobieren ihres mit einer 1,5-P. S.-Petroleummaschine ausgerüsteten „Motopellers“ in St. Moritz. Der Apparat ermöglicht es ihr, mit großer Schnelligkeit über weite Flächen zu fahren.



Vom Internationalen Eishockey-Turnier um den Pokal von Davos: Interessanter Moment aus dem Wettspiel des Berliner Schlittschuhklubs gegen Oxford-Universität I, das Berlin 3 : 2 gewann.

Internationaler Wintersport.

DAS GESTECKTE KLEID.



Abendkleid aus goldblauem Metallbrokat mit großem Rückendekolleté.



Gebundene Krawatte und gesteckte Kappe aus goldgrünem Band.



Schicke Tuchdrapierung. Trägerin: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti. (Phot. Müller-Hilsdorf, München.)







Links: Stilvolles Abendkleid aus blaugoldfarbenem Metallbrokat mit einem schwarzen Velourschiffonrock. — Im Oval: Hausempfangskleid aus Silberlamé. Darüber ein Umhang aus Silberspitze. — Rechts: Dunkelbraunes Velourschiffonbrochécape mit hellgrauer Straußbordüre.

Mit Ausnahme der Abbildung oben rechts: Trägerin: Die Schauspielerin Grell Scherk; Stoffe: Sigmund Kis, Wien; Phot. Trude Fleischmann, Wien. Sämtliche Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Siehe hierzu den Beitrag auf S. 71.)

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter.

(1. Fortsetzung.)

Mein Vater fand dasselbe Terrain, bezahlte dem Besitzer der Landstrecke aus der Militärkasse Geld für die anzurichtenden Verwüstungen und hielt ein Artilleriemanöver mit Schießübungen darauf ab.

Als der Baron Bülow mit seinen Arbeitern kam, um graben zu lassen, fanden sie auf den Feldern die Trichter der Artilleriegeschosse. Ich will dich nicht mit allen Einzelheiten belasten. Bülow warf meinem Vater böse Absicht vor. Mein Vater behauptete, nichts von Bülows Plänen gewußt zu haben. Der Besitzer des Terrains, der sich zweimal hatte bezahlen lassen, stellte sich an, als habe er die Artillerie im Dienste der Ausgrabungsgesellschaft geglaubt. Bülow konnte nachweisen, daß er ein Schreiben an die Militärbehörde gesandt; mein Vater behauptete, es nicht gelesen zu haben.

Es stand Behauptung gegen Behauptung. Die Herren, die bisher gute Freunde gewesen, sagten sich keine Liebenswürdigkeiten. Es kam aber bald, daß sie einander mit den schönsten Grobheiten aufwarteten.

Dann: Auf dem durch die Geschosse schwerer Artillerie verwüsteten Gelände wurde von Bülow eine zerschmetterte männliche Büste gefunden. Er erklärte die Trümmer für einen Apoll des Praxiteles und meinen Vater für einen Barbaren.

Mein Vater besichtigte die in drei Stücke gerissene Büste und erklärte mit großer Seelenruhe, sie trüge die Züge Lord Byrons und sei eine neue Dilettantenarbeit aus einem alten Marmorblock. — Der König, der beigezogen wurde, den aber andere Sorgen drückten, befahl, die Büste zu verpacken, die Kiste zu plombieren und nach Athen zu senden.

Ehe sie dort vor das Forum von wirklichen Kennern kam, trat die Revolution ein, und mit den Besitztümern des Königs ist auf langen Wegen jene Kiste in einen Keller der Bamberger Hofhaltung gelangt, wo sie sich nun in Gesellschaft sehr vieler uneröffneter Gepäckstücke aus Griechenland befindet. Seine griechische Majestät hören nicht mehr gern von Griechenland, und bisher hat ihm niemand damit kommen dürfen, die alten Sachen auspacken zu wollen.

Die verschlossene Kiste wurde nun zum Schmerze der beiden Väter. Hast du die Sache bisher begriffen?"

„Ich glaube wohl", antwortete der Bildhauer. „Baron Bülow denkt, dein Vater habe mit Absicht sein Ausgrabungsfeld zerstören lassen, und der Baron Hochsattel ist empört, daß sein alter Freund ihm eine solche Ranküne unterschob. Darüber verzankten sie sich. Aber was ist nun mit der Kiste?"

Max stieß Rauchwolken in die Luft und sagte gefaßt: „Das Schrecklichste. Baron Bülow konnte es nicht verschmerzen, daß er in Griechenland keine nennenswerten Funde machte. Und so setzte er sich — mittlerweile in Ruhestand und in der Heimat — an seinen Tisch und schrieb eine Broschüre: ‚Der zerschmetterte Apoll.' Darin bewies er, daß durch meinen Vater ein unersetzliches Kunstwerk vernichtet sei, denn den Trümmern fehlt die Nase. Mein Vater wird in der Broschüre ein Barbar genannt. Der Barbar ergriff hierauf die Feder, schrieb die Broschüre „Die zerbrochene Byronbüste", nannte den alten Freund Bülow einen Antikenfex und brachte sechs oder acht Aussprüche von Bekannten, die damals an Ort und Stelle in der Büste die Züge Lord Byrons zu erblicken versicherten. Mein Vater wurde ordentlich poetisch und schrieb ganz rührsam, wie man den Lordbefreier in altem Marmor porträtiert habe und das nicht sehr gelungene Werk von Dilettantenhand dann bei der Flucht der Besatzung von Missolunghi in die Sümpfe gefallen sei — analog jener alten Kapsel, die Byrons Herz barg. Was sagst du dazu, Wichie?"

Der Bildhauer lächelte sanft und melancholisch.

„Zunächst dies: ich hätte dem Herrn Baron gar nicht solche Ausflüge in Mythenbildung zugetraut. Alle Achtung! Nun weiß ich auch, woher du gewisse Schwärmereien hast. Da Byrons Herz in die Erde um Missolunghi versank, warum nicht auch seine Büste? Es liegt eine Feinheit in dieser Nachfolgeschaft der Büste. Aber hat dein Herr Vater den Beweis, das Byron sich in Missolunghi porträtieren ließ?"

Max zwinkerte mit den Augen und gab eine kleine Schwäche der Angelegenheit preis.

„Das fragten auch die drei Rezensenten, die die Broschüre meines Vaters fand! Und seither sitzt mein Vater und liest alle Erinnerungsbücher an Byrons Aufenthalt in Missolunghi. Und was hat er entdeckt? Es steht nirgends, daß Byron k e i n e Büste machen ließ! Ja, mein Alterchen, es steht nirgends geschrieben, daß du k e i n e Schwiegermutter hast. Also wird sie wohl existieren! So dachte ich bis heute. Aber eben hat mir mein Vater eröffnet, er habe einen Brief mit der Bestätigung erhalten, daß wirklich eine Büste gemacht worden ist."

„Nun, Gott sei Dank, Max —"

„Wie? Gott sei Dank? Nein, Barmherzigkeit! Und mille tonneres! Denn jetzt wird mein Vater wieder eine Broschüre schreiben — und Vater Bülow erneut kränken. Wie soll das zu der Versöhnung führen, die Marie Luise und ich brauchen?

Wichie, ich habe mir schon alles überlegt. Es gibt nur zwei Wege: entweder verschwindet die unselige Kiste, oder ich heirate heimlich Marie Luise in England und werde dann Schauspieler in Meiningen. Beides wäre so horrend, daß die Väter sich darüber aussöhnten."

Er sprang auf und begann zu sprechen:

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
Des wütenden Geschicks erdulden, oder,
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden —"

„Guter Max, du deklamierst ja wunderschön. Weit über Hausgebrauch", unterbrach ihn Wichie Seiling. „Aber wird denn die Baronesse Bülow eine Schauspielersfrau werden wollen? Oder eine Bühnenlohengrin-Gattin?"

III.

Die Frage wurde nicht weiter erörtert. Mutter Seiling trat auf. Sie brachte einen kleinen Imbiß und sagte, sie hätte sich nicht ungerufen hereingetraut, doch da wäre soeben ein Brief gekommen.

Der Sohn nahm ihn, warf einen flüchtigen Blick darauf und reichte ihn Max. Dieser bekam die Nachrichten von seiner Verlobten über die Adresse des Bildhauers.

Während Frau Seiling leise eine Ecke des großen Arbeitstisches deckte, war Max ans Fenster getreten und las:

„Mein liebster Junge, mein goldiger Max, tausend Dank für Deine lieben, lieben Zeilen. Ich bitte Dich flehentlich, sprich noch nicht mit Deinem Vater, wie Du es vorhast. Ich bin voll Angst, Du könntest es tun, und wage doch nicht, zu telegraphieren. Denn, ach! Heute versendet Papa seine zweite Broschüre über den gräßlichen Streit. Ich wußte wohl, daß er daran schreibt, aber die Drucklegung hat er mir ganz verheimlicht. Und nun liegt plötzlich dieses œuvre in Stößen von Exemplaren auf seinem Tisch, und er schreibt Widmungen an alle erdenklichen Gelehrten und wissenschaftlichen Gesellschaften hinein. Ich sah eben Johann mit den ersten Kreuzbandsendungen zur Post gehen. Natürlich hat Dein Vater Exemplar Nr. 1 erhalten. Es wird wohl gleichzeitig mit diesem Brief (ich schreibe in fliegender Hast hinterdrein) in Bamberg einlaufen. Mein liebster Junge, einige Blicke, die ich in den Text tat, zeigten mir, daß er keineswegs versöhnlich gehalten ist. Vielmehr beweist Papa, daß während Lord Byrons Wirken in Griechenland keine anderen als politische, militärische Personen, Ärzte, Sekretäre und Dienerschaft mit ihm in Berührung kamen. Wie er die Hypothese Deines Vaters tituliert, wage ich gar nicht zu wiederholen.

Mein guter Max, wir stehen also vor einem neuen Sturm. Aber — Du mußt mich bewundern, daß ich die Fassung hatte, erst dies Sachliche zu schreiben — denke Dir, wie glücklich ich trotzdem bin!

Denn: übermorgen abend — wirklich übermorgen abend, werden Papa und ich in Bamberg ankommen! Die Majestäten haben Papa und mich eingeladen. Papa ist von der Ehre ganz bezaubert — und was ich fühle, brauche ich Dir wohl nicht zu schildern. Auf vierzehn Tage bin ich im gleichen Ort wie mein liebster Junge, sehe von der Hofhaltung herunter auf die Stadt, in der Du wohnst —"

„Marie Luise kommt", rief Max jubelnd dem Freund zu.

„Ist's möglich? Hierher? Allein?"

„Laß mich erst zu Ende lesen!"

Und Max erblickte im letzten Schein des sinkenden Lichts die zärtlichsten Worte von Wiedersehensfreude und die köstlichsten Pläne, wie Marie Luise trotz des Zwangs, unter dem sie als Gast der Majestäten stehen würde, auf tägliches Sehen mit Max hoffe. Er solle nur einstweilen mitdenken, wie man ein Wiedersehen zwischen den feindlichen Vätern zustande bringen und dabei sie versöhnen könne.

„Wichie, das ist wundervoll! Wichie, wir bekommen doch hier das Atelier, uns zu treffen? Marie Luise muß jeden Tag Einkäufe bei Mutter Seiling im Laden machen — und dann können wir hier bei dir ganz allein sein!"

Der Bildhauer ließ sich stürmisch von Max umarmen und kargte nicht an Ausrufen der Begeisterung über die herrliche Wendung.

„Da wird dein Herr Vater selbstverständlich zu irgendwelchen Essen oder Gesellschaften auf die Residenz geladen — und vor dem König können die Broschürenschreiber sich nicht streiten. Wer weiß, in der Hofluft werden sie ganz von selbst wieder die alten zueinander."

Er lachte gutmütig. „Komm, Max, was die Mutter uns hergerichtet hat, ist freilich kein königliches Souper. Aber wir stellen trotzdem die Hoftafel vor. Setz' dich und iß. Und du wirst sehen, man kann mit jemand, der am gleichen Tisch ißt, doch keine Feindschaft haben."

Max kam in seine Sofaecke. Er glühte und strahlte vor Glück. Helles Rot stand auf seinem lichten Gesicht, die blauen Augen waren wie andachtsvoll geweitet. Der Bildhauer mit dem unförmigen Körper und dem unschönen Gesicht empfand: Er ist wirklich eine Lohengrinerscheinung, der Max, so ein rechtes Meisterstück der Natur. Und das Gute dabei ist, daß er's nicht weiß oder wenigstens nicht tut, als ob er es wüßte. Er betrachtete die herbe Wangen- und Kinnlinie des gesunden, noch ein wenig traumbefangenen Gesichts und seufzte leise. Hatte er nicht schon zu früh die Liebste gefunden? Kam bald ein Flitterwochenrausch und in gemäßer Zeit wieder ein kleiner Max? Und der Bildhauer begrub eine vage Vorstellung von Ungewöhnlichstem an Schicksal, was für Max die Zukunft hätte bergen können —

Doch plötzlich lachte er. Eben hatte Max noch mit erschauernder Stimme gesagt (wie sie zu jemand so paßte, der so gern Gedichte deklamierte): „Sie ist wie eine Blume, so hold, so schön, so rein!", und nun saß er, mit den schmalen Aristokratenhänden das eiserne Besteck dieses Hauses meisternd, und aß wie ein hungriger Wandersmann die „Fleischbaunzer" aus Mutters Küche.

Wie gesund er war! Bei all seinem, trotz der vielen Zitate so ganz echten Lyrismus war er erdfest, blühend in Kraft.

„Max, hör' mal. Wenn du deiner Baronesse eine Botschaft zum Empfang auf die Residenz schicken willst — ich mein' halt, Blumen oder so was — da ist mein Freund Kilian oben, der Sohn vom Stallmeister Reinhart. Die Mutter tut Aushilfsdienste als Kammerfrau. Der Kilian besucht das Gymnasium, er ist vierzehn und ein Charakter. Ich geb' ihm Nachhilfestunden im Französischen, wo es hapert. Auf den Kilian ist Verlaß."

„Du denkst doch an alles, Wichie. Tausend Dank. Wie treffe ich Kilian?"

Der Bildhauer wollte eben nähere Erklärungen geben, da entstand Geräusch auf dem Hof, ein zaghaftes Pochen an der Tür. Und die alte Köchin des Obersten trat auf, berichtete unter vielen Entschuldigungen, Herr Oberst fluchten ganz gräßlich und suchten Baron Max überall; sie aber sei zu Frau Seiling nach zwei Ries Papier gesandt und wolle nur sagen, Herr Baron Max möchten doch schnell heimgehen und vielleicht erzählen, er habe noch Verwundete besucht. Denn der Herr Oberst Baron seien in großem Zorn über des Herrn Baron Max Abwesenheit.

„Hat mein Vater vielleicht etwas mit der Post bekommen?" fragte Max ahnungsvoll. — Jawohl, was Gedrucktes. Das läse er, und die Stühle fielen dabei um. — Die Botin entschwand.

Der Bildhauer bewunderte ihre Kunst des Ausdrucks: „‚Herr Baron lesen, und die Stühle fallen dabei um.' — Da weiß man Bescheid."

„Allerdings", bestätigte Max und war von bangen Ahnungen erfüllt.

Als er nach Hause kam, fand er seinen Vater bleich vor Zorn und Erregung. Er reichte dem Sohn stumm die neue Bülowsche Broschüre. Sie mußte schon mehrmals durchgelesen sein, denn rote und blaue Striche, Ausrufe- und Fragezeichen bedeckten die Ränder.

„Lies!" sagte der Vater gebieterisch. Max saß vor der Tischlampe nieder und bemühte sich, seine Gedanken auf die ihm so lächerliche Angelegenheit zu lenken. Bald aber war er gefesselt. Papa Bülow verfügte als Norddeutscher über eine gute rhetorische Begabung und schrieb einen gebildeten, gepflegten Stil. Er hatte zu einer leichten Ironie auch ein wenig Geist. Und so war denn auf eine weltmännische, elegante Art „der gute Oberst Freiherr von Hochsattel" mit all den Derbheiten und Draufgängereien seiner Verteidigungsschrift gar fein und ironisch widerlegt. In keinem Brief, keinem Tagebuch, keinem Memoirenwerk jener Männer, die Lord Byrons Umgebung in Griechenland und speziell in Missolunghi bildeten, war auch nur der leiseste Hinweis, daß der Freiheitskämpfer sich dort zeichnen, malen oder modellieren ließ. Und daß Lord Byron dem trefflichen Haudegen Gebsattel gerade im Traume erschienen sei und ihm erzählt habe, eine Byronbüste wäre in die Sümpfe von Missolunghi gefallen, sei ja ein recht hübsch erfundenes Erlebnis, aber es gehöre vor das Forum der Traumdeuter und nicht vor das der Wissenschaft.

Rote und blaue Striche, gräßliche Betitelungen und hohnvolle Ausrufezeichen umkränzten die Schlußsätze: „Nachdem ich im ersten Teil dieser Broschüre die hohe Bedeutung meines Fundes nachgewiesen habe, erübrigt es sich, die Träume des Obersten Freiherrn von Hochsattel zu deuten. Es bleibt immerhin ein interessantes psychologisches Kuriosum, daß ein alter Feldsoldat nicht das Märchen von hundert gewonnenen Schlachten, sondern die Romanze von einer versunkenen Dichterbüste der amüsierten Mitwelt zum besten gibt."

Max fühlte die kleinen grauen, stark überbuschten Augen des Vaters unbeirrt auf sich gerichtet. Er mußte daher sich heimliche Mühe geben, seine Züge zu beherrschen, um nicht zu lächeln bei manchem erheiternden Satz. Als er gegen den Schluß kam, fand er auch, so war es nicht mehr schön, und Baron Bülow ging zu weit mit den Waffen, die ihm freilich der Gegner selbst in die Hand gegeben.

„Was sagst du nun?" rief der Oberst drohend, als Max sich entschließen mußte, das Heft aus der Hand zu legen.

„Du wirst antworten wollen", antwortete Max beklommen. „Aber könntest du nicht vielleicht das Ganze ignorieren?"

„Wie? Ich? Ich soll mir das gefallen lassen?"

Max sehnte sich nach einer Zigarre und blickte scheu um sich. Das Zimmer war eigentlich so behaglich und gemütlich. Große Ölgemälde, Bildnisse von Vorfahren in grünem Jagdgewand, hingen da; alte vornehme Schränke ragten auf, und die Möbel waren mit braunem Leder behaglich überzogen. Hier sollte eigentlich kein Ärger sein.

„Gefallen lassen? Wenn du keine Notiz davon nimmst, was geht es dich an, Papa? Dann existiert es nicht. Was man nicht statuiert, das gibt es nicht."

Da lächelte plötzlich der Oberst. „Hübsch gesagt. Mein Kompliment, Max. Ich werde mir das für eine andere Gelegenheit merken. Was aber meine Antwort an Bülow betrifft, Gott sei Dank, die ist schon fertig. Sie liegt da. Sie muß nur sauber ins reine geschrieben werden. Denn morgen früh um sechs fängt der Drucker an zu setzen. Ich werde Dampf dahintermachen. Übermorgen nachmittag ist das erste Exemplar fertig. Dann werden wir sehen, wer zuletzt lacht."

Der arme Max versuchte keinen Widerspruch mehr. Er kannte den Vater zu gut. Das wird ja nett, dachte er, gerade wenn Bülows ankommen, ist das neue Unglück fertig. Aber vielleicht kommt dadurch alles zum Klappen. Wir kriegen ein schönes Gewitter, und das reinigt vielleicht die Luft.

„Du schreibst eine schöne, rasche Hand, Max — also sei so freundlich — die Nacht über muß gearbeitet werden. Du bist ja noch in Urlaub und kannst dich morgen ausschlafen."

Auch das noch? Max sollte die Sache abschreiben? Er sah schon den Vater mit seinen Kielfedern hantieren. Das Ries Papier von Mutter Seiling, Barmherzigkeit!

„Da muß ich noch mal weg, Papa. Ich kann nicht mit Kielen schreiben, und meine Stahlfedern sind kaputt."

Er lief in sein Zimmer, steckte sich Federn ein, stürzte aus dem Haus und rannte zum Postamt. Dort gab er eine Depesche an Marie Luise auf. Tagesbestellung. Gerichtet an eine alte Dame zu Meiningen, die Bescheid wußte.

Als er wieder heimkam, fand er den großen Tisch bei seinem Vater überdeckt und Papier und Schreibgerät und eine Flasche Wein für den Kanzlisten aufgestellt. Der Oberst, beinahe gerührt über die Willfährigkeit seines Sohnes, bezeichnete die Seitenzahlen seiner Handschrift noch mit riesenhaften roten Ziffern und sagte, er müsse die Nacht noch ein Vorwort entwerfen, das der neuen Bülowschen Broschüre Rechnung trage. Daher wolle, müsse er Max allein lassen. —

Draußen wehte der Novembersturm, fegte über das ungeheuere, leere Viereck des Maximiliansplatzes, riß an Läden und Schornsteinen und war ein schöner Aufruhr für den, der wußte, die Geliebte wird bald kommen, und es wird Frühling sein, obgleich die Natur so anders sich gebärdet.

Max schrieb und schrieb. Große, deutliche Buchstaben füllten Seite auf Seite und bewiesen, daß keine Persönlichkeit, die Lord Byron je nahegestanden, in ihren Briefen, Tagebüchern und Werken je erwähnt habe: In Missolunghi wurde keine Büste von Lord Byron gemacht.

Die Aufzählung all der Literatur kam.

In keinem der Werke war auch nur die leiseste Andeutung zu finden, daß Lord Byron sich in Missolunghi nicht porträtieren ließ.

Max starrte entgeistert an, was er zu Papier brachte. Er konnte sich nicht verhehlen, es war ein arger Unsinn. Mein Himmel, zu welch leeren Spitzfindigkeiten treibt Menschen die Rechthaberei! dachte er betrübt. Der Papa, der seinen vornehmen Namen, eine ehrenvolle Laufbahn hat, und der doch wirklich auch von Ansehen etwas vorstellt, gibt sich so preis. Pfuscht in Gebiete, die er kaum ahnt. Was würden gelehrte Leute dazu sagen? Plötzlich lächelte Max. Die Gelehrten hatten eben leider noch gar nichts gesagt! Das war der stille Kummer der beiden Broschürenschreiber!

Von der wunderbaren Logik, daß es also keine historische Widerlegung der Behauptung Hochsattels gäbe, ging die Schrift nun zum Indizienbeweis für die Existenz einer Büste über. Der Papa wurde geradezu lyrisch. Max mußte abschreiben:

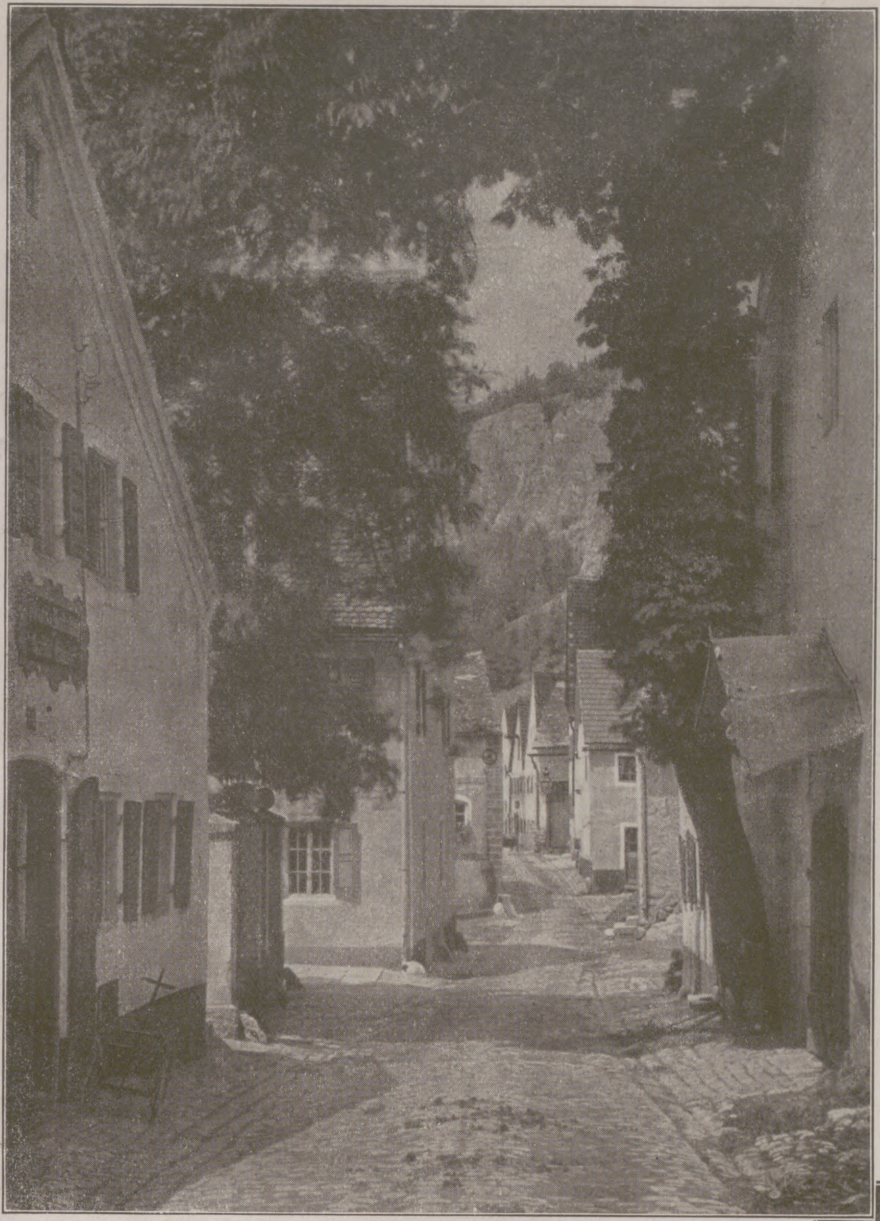
„Wie naheliegend, wie begreiflich, wie sonnenklar ist es hingegen, daß Teresa Gräfin Guiccioli, geb. Gräfin Gamba, den Herzenswunsch hatte, von dem fernen Freund ein Bildnis zu erhalten."

Max mußte lächeln.

Die Gräfin Teresa Guiccioli! Sie war ihm durch den Streit längst keine Unbekannte mehr. Sein Vater zeigte sich sonst gar nicht als Verteidiger oder gar Bewunderer von Leidenschaften, die das Band der Kirche nicht sanktioniert hatte. Dafür gab es sonst bei ihm vielleicht ein Augenzwinkern oder ein Witzwort. Doch durch den Streit hatte sich sein Standpunkt geändert.

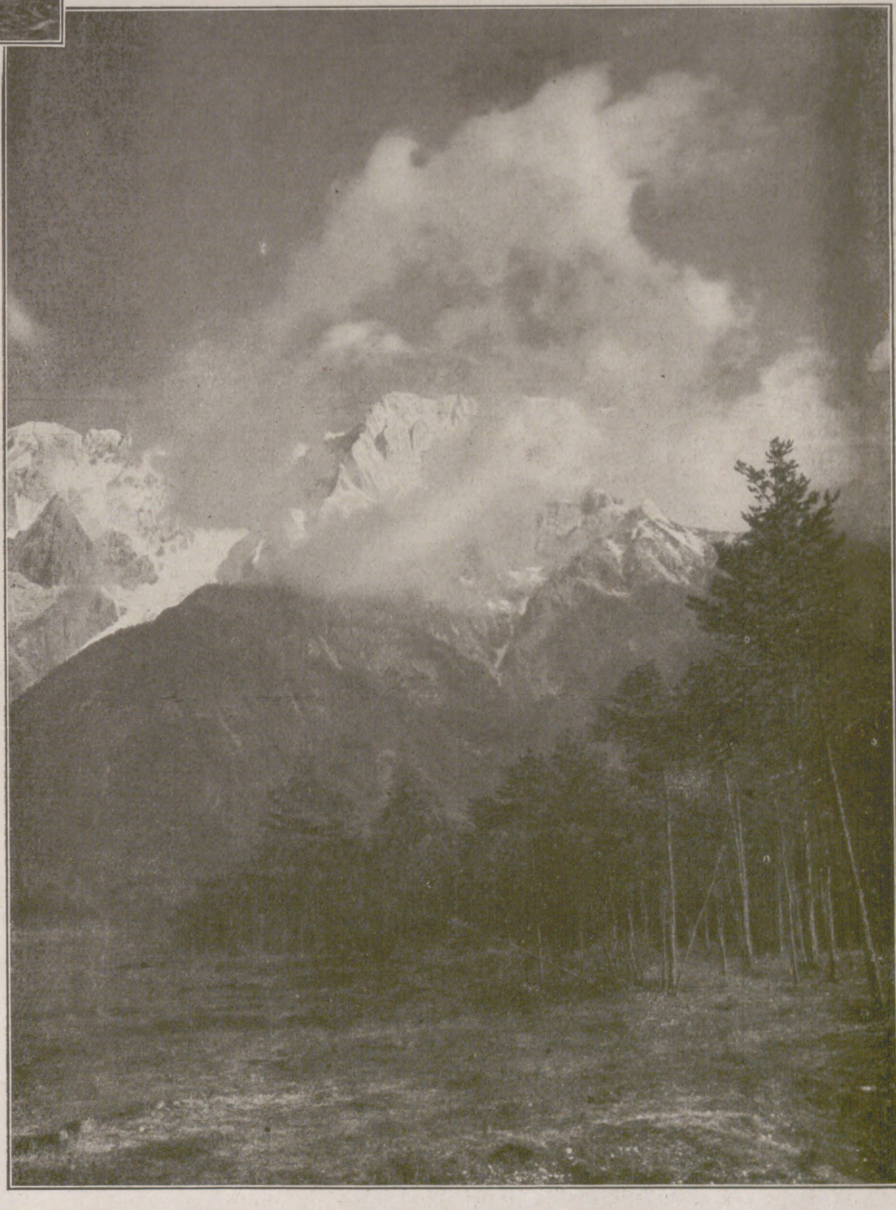
„Teresa Gräfin Guiccioli," schrieb Max den Text ab, „eine der schönsten und bedeutendsten Damen ihrer Zeit, hatte in Übereinstimmung mit ihrem Vater und ihrem Bruder, den Grafen Gamba, die Trennung von einem alten und unwürdigen Gatten erreicht und stand in einem bräutlichen Verhältnis zu Lord Byron. Wie tief und groß ihre gegenseitige Liebe war, beweisen ihre Memoiren und Lord Byrons Briefe. Ehe die Hochzeit zwischen Teresa und Byron stattfinden konnte, rief den Lord seine Mission nach Griechenland. O grausame Trennung! Gleich Hero und Leander sahen die Liebenden das Meer zwischen sich. Gleich Iphigenia stand Teresa, ‚das Land der Griechen mit der Seele suchend'. Doch sie konnte nicht zu dem Verlobten eilen, nicht die Kriegsschauplätze betreten. Dies verbot die politische Lage, verboten die Schranken ihres Geschlechtes. Wie natürlich ist es da, daß sie wünschte, ein neues Bildnis ihres Helden zu erblicken! Wie selbstverständlich, daß man im Lande der Plastik, eben in Griechenland, sich durch einen Bildhauer darstellen ließ!"

(Fortsetzung folgt.)









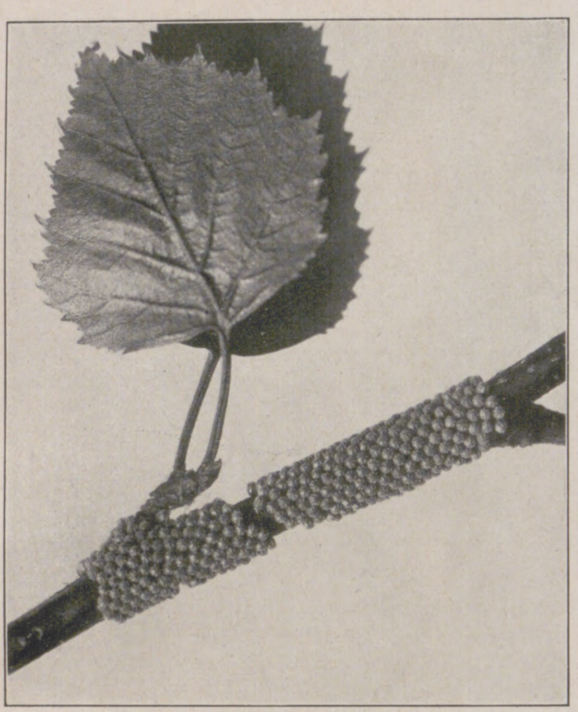
Oben links: Altbayrisches Städtchen. — Oben rechts: Frühling. — Unten links: Hochgebirgsdorf. — Unten rechts: Ziehende Wolken.

Kamerakunst.

Nach photographischen Aufnahmen von Max Näther

Merkwürdige Eiablagen bei Insekten.

Von Willy Ramme, Berlin.



1. Eierablage des Trauermantels um einen Zweig.



2. Die reizvoll geformten Eier des Trauermantels in starker Vergrößerung.

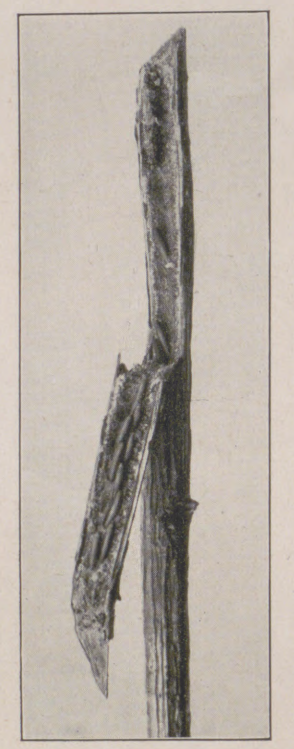


3. Auf einem Stein abgelegtes Eierpaket der Gottesanbeterin; darüber das Tier selbst.

Die Erhaltung des Individuums und die Erhaltung der Art sind die hauptsächlichsten Triebfedern im tierischen Leben, vulgär ausgedrückt: der Hunger und die Liebe. Bei der Erhaltung der Art ist es jedoch nicht allein mit der Erzielung der Nachkommenschaft getan, sondern es muß auch für deren Ernährung und Schutz Sorge getragen werden. Dies übernehmen beispielsweise bei den Säugetieren und Vögeln die Eltern. Bei anderen Tierordnungen jedoch, wie bei den Insekten, bei denen im allgemeinen die Larven erst lange nach dem Absterben der Eltern aus den Eiern schlüpfen und nur in seltenen Fällen, wie bei Ohrwürmern und manchen Wanzen, die Mutter noch einige Zeit bei den Jungen bleibt, muß schon die Ablage der Eier so geschehen, daß die jungen Larven sofort einen gedeckten Tisch vorfinden. Auch müssen die Eier während der oft langen Ruhe gegen allerlei Einflüsse der Witterung oder des Mediums, in dem sie sich befinden, wie etwa des Wassers, geschützt werden.

Dies alles wird nun auf die mannigfachste und oft merkwürdigste Art und Weise erreicht. Am einfachsten geht die Eiablage noch bei den Insekten vor sich, deren Larven oder Raupen an Pflanzen leben, wie die der meisten Schmetterlinge und zahlreicher Käfer. Hier werden die Eier einfach an die Rinde, die Zweige oder die Blätter der Futterpflanze geklebt. Zuweilen geschieht dies in der Weise, daß Ei neben Ei rings um einen Zweig gelegt wird, wie beim Ringelspinner, der davon auch seinen Namen trägt, oder auch beim Trauermantel. Abbildung 1 zeigt einen Birkenzweig, der von diesem schönen schwarzbraunen, mit gelblichweißem Rand geschmückten Falter in wundervoller Gleichmäßigkeit mit Eiern belegt wurde, und Abbildung 2 einen Teil dieser reizvoll geformten Eier in starker Vergrößerung.

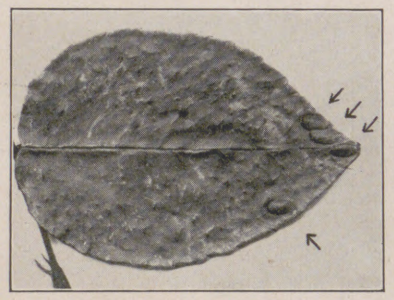
Wenn Eier überwintern müssen, werden sie zuweilen dadurch gegen die Unbilden der Witterung geschützt, daß das Weibchen die Eier mit seiner dichten Afterwolle, die sich durch Reiben leicht ablöst, vollkommen bedeckt. So machen es der Schwammspinner und der Goldafter.



5. Himbeerstengel mit Eiern der Feldheuschrecke.

In eine aus dem Darm stammende schaumige, an der Luft erhärtende Masse hüllt eine Fangheuschrecke, die sogenannte Gottesanbeterin, ihre Eier. Abbildung 3 zeigt auf einem Stein im Vordergrund das Eierpaket, darüber dessen Urheberin. Selbst stundenlanges Eintauchen in Wasser läßt keine Spur davon zu den zu beiden Seiten der Längsachse in Reihen geordneten Eiern dringen. Auch viele Feldheuschrecken bedecken die in die Erde gelegten Eier mit solchem Schaum; andere wieder schieben das Hinterleibsende von oben in abgebrochene Himbeerstengel und legen die Eier in das weiche Mark, wo sie völlig sicher ruhen (Abbildung 5; Stengel aufgeschnitten, die eine Hälfte heruntergeklappt).

Ganz merkwürdig gehen manche Laubheuschrecken vor, z. B. aus der ostafrikanischen Gattung **Eurycorypha**, deren Weibchen die flachen, ovalen Eier mittels einer sichelförmigen Legeröhre am Hinterleibsende vom Rande her in Rosenblätter schieben, so daß sie beiderseits von Blatthaut bedeckt sind (Abbild. 4). Ähnlich machen es auch manche amerikanische Laubheuschrecken, und so passierte es denn bei einer im Berliner Zoologischen Museum aus Mexiko eingelaufenen Sendung, daß ein Heuschreckenweibchen, das durch Äther nur betäubt, dann in eine Zeitungspapiertüte eingepackt und wiedererwacht war, in seinem unwiderstehlichen Drang zur Eiablage in den Rand des Papiers fünf Eier geschoben hatte. Das dünne, weiche Papier war mittels der Legeröhre gespalten worden. Selbst mit einem feinen Federmesser gelang es nicht, dies dem Tier nachzutun.



4. Rosenblatt mit eingelegten Eiern der Laubheuschrecke.

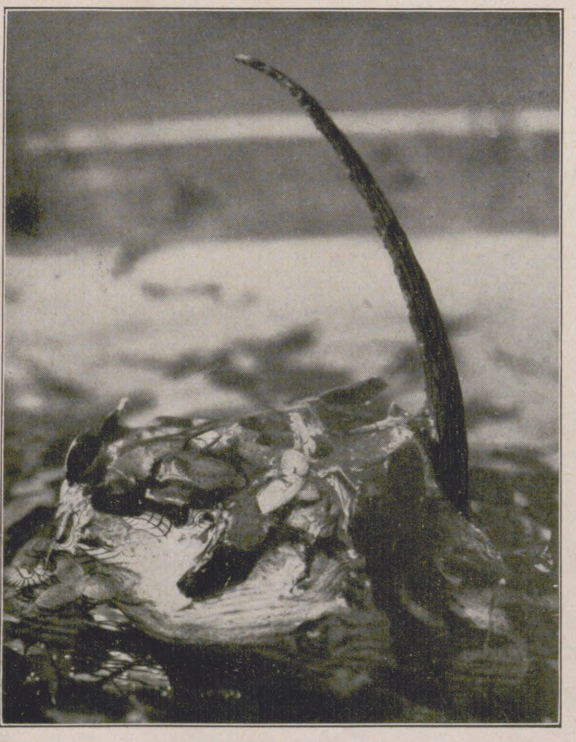


6. Eierhäufchen der Bremse auf dem Blatt eines Uferbaumes.

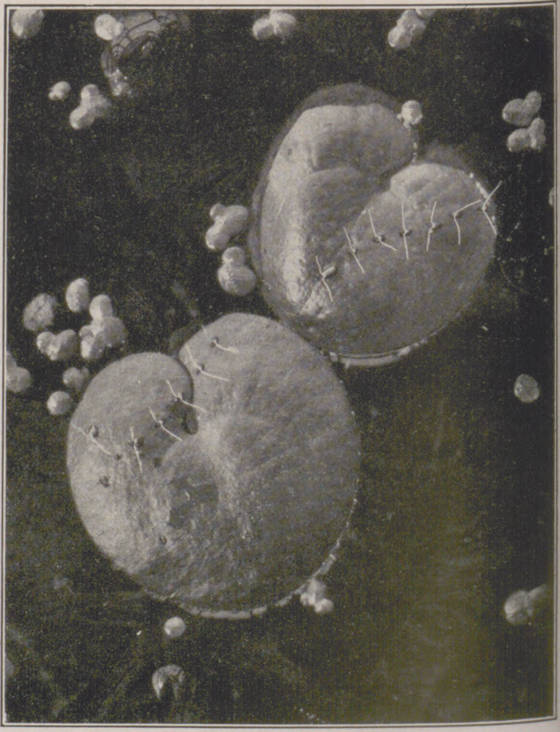
Leben die Larven eines Insekts im Wasser, wie die der „Bremsen“ genannten Fliegen, so legt das Weibchen die Eier in einem Häufchen auf ein Blatt eines Uferbaumes (Abbild. 6), von dem dann die ausschlüpfenden Larven direkt ins Wasser fallen. Erfolgt die Ablage im Wasser selbst, so findet man oft sehr sinnreiche Einrichtungen, um die Eier, die gleichfalls des Luftsauerstoffes bedürfen, wenn sie nicht zugrunde gehen sollen, mit diesem zu versehen. So fertigt der Kolbenwasserkäfer ein weißliches Gespinst an, das, mit Luft gefüllt, im Wasser schwimmt und oben meist von etwas emporgehobenen Wasserpflanzen bedeckt ist (Abbild. 7). Es läuft in ein langes, bräunliches Gespinstrohr aus, durch das den in dem Gespinstbeutel ruhenden zahlreichen Eiern ständig frische Luft zugeführt wird.

Eine der eigenartigsten Einrichtungen aber finden wir bei den Eiern der Wasser-Stabwanze. Hier ist jedes einzelne der Eier, die mittels der langen, am Hinterleib des Weibchens befindlichen Legeröhre von oben meist durch die Blätter an der Oberfläche schwimmender Wasserpflanzen geschoben werden, mit zwei schneeweißen porösen, als Ventilatoren dienenden Fäden versehen. Abbildung 8 zeigt zwei Froschbißblätter, durch die sich eine lange Reihe solcher Wasserwanzeneier zieht. Das Ei selbst befindet sich unter dem Blatt im Wasser, die Atemröhren dagegen ragen über dem Blatt in die Luft.

Bei den Mistkäfern und Pillendrehern legt das Weibchen die Eier in sogenannte „Brutpillen“ aus Mist, nachdem diese in unterirdisch angelegte Kammern transportiert worden sind. Die „Totengräber“ genannten Käfer wiederum graben verendete kleine Säugetiere und Vögel in die Erde ein und belegen sie mit Eiern, so daß die junge Brut an dem Kadaver reichliche Nahrung vorfindet.



7. Im Wasser schwimmender, mit Eiern gefüllter Gespinstbeutel des Kolbenwasserkäfers. Durch das senkrecht stehende Gespinstrohr wird den Eiern Luft zugeführt.



8. Von Eiern der Wasserstabwanze durchzogene Froschbißblätter.



Straße in der Chinesenstadt von Neuyork. Nach einem Gemälde von Kurd Albrecht.

Sardinenfischerei in Neapel.

Auf der breiten, am Meeresufer entlangführenden Via Caracciolo in Neapel sieht man an sonnigen Tagen fast immer eine Anzahl Leute, die endlose Taue aus dem Wasser ziehen. Es sind Sardinenfischer. Draußen auf dem Meere schaukeln ihre kleinen Boote, von denen aus sie, einige hundert Meter vom Ufer entfernt, die Netze auswerfen, die dann Zug um Zug von Männern, Frauen und Kindern eingezogen werden. Dieses Einholen, das oft über eine Sunde dauern kann, ist nicht leicht, da das engmaschige Netz im Wasser großen Widerstand leistet. Sobald es sich in der Nähe des Landes befindet, eilen einige Fischer ins Wasser, um den Fang möglichst schnell in Sicherheit zu bringen. Oft befinden sich 50 bis 100 Pfund dieser kleinen silbernen Fische im Netz. Da aber beim Auswerfen und Einziehen ungefähr 25 Leute beschäftigt sind, ist die Beute für den einzelnen nicht allzugroß. An sonnigen Tagen wird das Netz zwei- bis dreimal ausgeworfen, an trüben Tagen ruht der Fischfang, weil die Sardinen dann nicht an die Oberfläche des Meeres kommen. Die schwere Arbeit würde sich an solchen Tagen nicht lohnen. Von dem Fang der Sardine leben viele Menschen, sie hat für das Mittelmeer dieselbe volkswirtschaftliche Bedeutung wie die Sprotte für die Nord- und Ostsee. Eingesalzen oder uneingesalzen in Olivenöl eingelegt (als Ölsardine) geht sie in alle Welt und erfreut sich wegen ihres zarten, schmackhaften Fleisches allgemeiner Beliebtheit.



Anbordnehmen von Tauen und sonstigen Geräten vor der Ausfahrt des Bootes.



Beim Einziehen des Netzes.

Die Eisengewinnung primitiver und moderner Art.

Ein Vergleich der hochentwickelten Eisenhüttentechnik Europas mit der in den Kinderschuhen steckenden Eisengewinnung technisch-primitiver Länder, beispielsweise Afrikas, ist besonders anregend auch deshalb, weil sich erkennen läßt, nach welchen Gesichtspunkten die moderne Technik, also nicht nur die Eisenhüttentechnik, sich überhaupt entwickelt hat. — In der primitiven Technik überall die Betätigung menschlicher körperlicher Kräfte, in Europa der Ersatz der menschlichen Arbeit durch die Maschine. Dort das fast völlige Fehlen wirtschaftlicher Erwägungen, hier das bewußt-wirtschaftliche Arbeiten zum Zwecke der Erreichung höchster Leistung mit geringstem Aufwande an Material und Energie. In Afrika wird einfach das eisenhaltige Erz niedergeschmolzen durch Holzkohlenfeuer, wobei die Verbrennungsluft durch handbetriebene Blasebälge unter geringer Pressung zugeführt wird. In Europa wird die Schmelzung durch Hüttenkoks bewirkt, bei dessen Bereitung wertvolle Nebenprodukte zahlreichen anderen Industrien dienstbar gemacht werden, und die Verbrennungsluft wird durch 1000pferdige Gebläse in den unteren Teil des neuzeitlichen Hochofens gepreßt. Dabei werden die Gebläse angetrieben durch Gaskraftmaschinen, deren Antriebsgas das Gichtgas ist, ein dem oberen Teil des Hochofens entweichendes, jedoch noch brennbares Gas. Ein Teil dieses Gases wird im neuzeitlichen Betriebe außerdem zum Vorwärmen der in den Hochofen zu pressenden Luft verwendet. Hierzu dient der im Bilde dargestellte Cowpersche Winderhitzer, ein etwa 20 m hoher, mit Steinkanälen durchsetzter Zylinder, in dem Gichtgase zur Verbrennung gebracht werden. Die hierbei erhitzten Steinkanäle geben die Wärme an die Gebläseluft ab. Bei der primitiven Eisenbereitung wie im modernen Hochofenbetriebe wird schließlich das geschmolzene fertige Roheisen aus dem unteren Teile des Ofens abgestochen. Eine große Rolle spielen beim neuzeitlichen Hochofenbetrieb die Transporteinrichtungen. Müssen doch täglich hunderttausende Kilogramm an den Hochofen herangebracht, an die obere Öffnung befördert und schließlich das fertige Roheisen abtransportiert werden. Auch das als Schlacke bezeichnete Abfallprodukt muß zur weiteren Verarbeitung zu Schlackensteinen, Schlackenzement usw. fortgeschafft werden. Unser Bild zeigt vor allem den sehr interessanten Schrägaufzug für den Möller, die zur Roheisenerzeugung nötige Mischung von Eisenerz und Koks mit einem Zuschlag von Kalkstein. Während dieser Möller den Hochofen von oben nach unten durchwandert, treten nach erfolgter Schmelzung chemische Umsetzungen ein, die schließlich das Roheisen zur Folge haben.

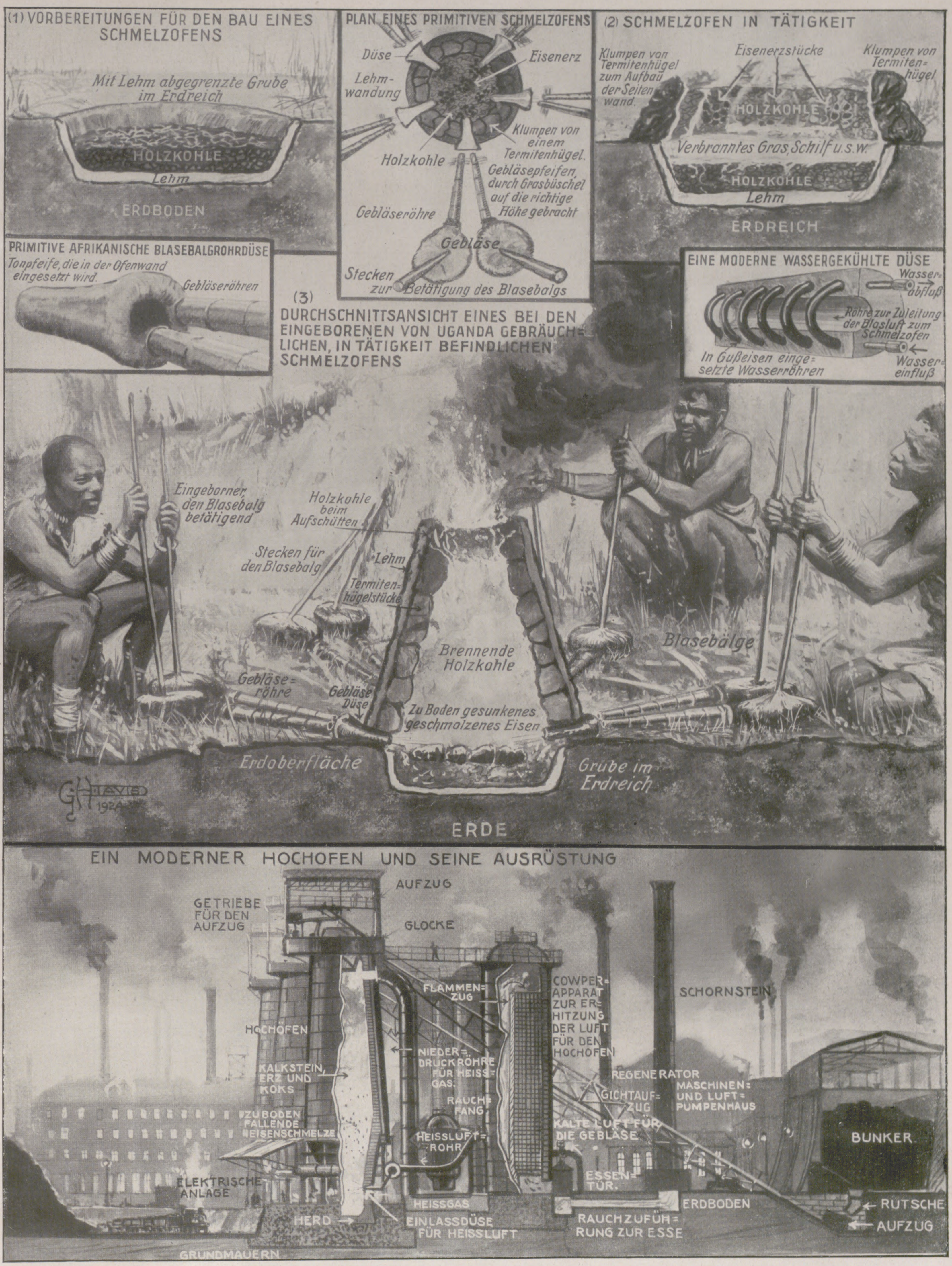






Sichten des Fanges. Im Oval: Landen des Netzes. Auf dem Fischmarkt in Santa Lucia.

Aus der Tätigkeit der Sardinenfischer in Neapel.



Die primitive Art der Roheisengewinnung bei den Eingeborenen Afrikas (oben) im Vergleich zu einer Hochofenanlage der modernen Eisenindustrie.

Nach einer Zeichnung von G. H. Davis.

(Vgl. hierzu den Beitrag „Die Eisengewinnung primitiver und moderner Art" auf der vorhergehenden Seite.)

















Von links nach rechts:

Obere Reihe:

Tschikosche, ungarische Pferdehirten.

Beim Zubereiten des Mittagessens.

Tschikosch beim Einfangen eines Pferdes mittels eines Lassos.

Mittlere Reihe:

Tscharda, Schenken der Pußta.

Eine Schürde.

Alter Schafhirte auf der Weide.

Untere Reihe:

Schafhirte beim Zurichten eines Schaffelles.

Pfeife rauchender Schafhirte, auf einem Esel reitend.

Sommerwohnung des Tschikosch.

Ein junger Bursche trägt die Mahlzeit in die Pußtenhaus.





Bilder aus der Hortobágyer Pußta in Ungarn, der größten Weide Europas.

DER BERGSEE.

ERZÄHLUNG VON SERENA FLOHR.

Wie weit ist's noch bis zum Rauhensteiner See?"

Der Gefragte, der behaglich lang ausgestreckt auf der Bank vor dem stattlichen, breitgiebeligen Bauernhause der Sonntagsruhe pflegte, hob ein wenig den Kopf und musterte blinzelnd den jungen Mann, der, Antwort erwartend, vor ihm stehen geblieben war.

„Lei zwoa Stund", erwiderte er dann langsam, überlegend und fügte nach einem Zögern mit halber Stimme hinzu: „Aber gehn 'S liaber nit aufi!"

Darauf ließ er den Kopf wieder auf die Bank zurücksinken, als wolle er damit anzeigen, daß seine Auskunft erschöpft sei. Begreiflicherweise war jedoch Heinz Sorantin, der Bergwanderer, durch diese Worte neugierig geworden und wünschte zu wissen, weshalb ihm der Bauer vom Besuche des hoch in den Bergen einsam gelegenen Sees abriet. Aber er hatte gut fragen. Offenbar war dem Manne jede weitere Frage ungelegen, und es schien, als bedauere er bereits, überhaupt einen Rat erteilt zu haben. Er starrte vor sich in die Luft hinauf und brummte nur halblaut: „Es tut kei Guat nit, es tut kei Guat nit!", so daß der Fremde schließlich halb lachend, halb ärgerlich meinte, wenn er keine richtige Aufklärung erhielte, würde er nur noch begieriger, den See zu sehen, und nun ginge er natürlich erst recht hinauf. Worauf der Bauer nur kurz und ablehnend entgegnete:

„Tun Sö, wie Sö wölln, i hab g'redt!"

Mit diesen Worten wollte er dem anderen zu verstehen geben, daß er ja freie Wahl habe, die Warnung zu beachten oder auch nicht, selbst aber nicht weiter gefragt sein wollte. Es blieb Heinz Sorantin daher nichts anderes übrig, als weiterzugehen. Er grüßte und nahm seinen Weg wieder auf, an einigen Bauern vorbei, die die kurze Unterredung mit angehört hatten und ihm jetzt stumm, die Hände in den Hosentaschen, nachblickten, zwischen den wenigen Häusern des kleinen Nestes durch, dem ansteigenden Walde entgegen.

Wider Willen war er nachdenklich geworden. Weshalb hatte der Alte ihm die geforderte Erklärung verweigert? Aus einem besonderen Grunde oder nur, weil er zum Reden zu faul gewesen? Warum mochte er ihm von dem Besuche des kleinen Sees abgeraten haben? Vielleicht nur aus der Befürchtung heraus, es könnten die fremden Menschen dort oben irgend etwas Besonderes entdecken und dann in Scharen herkommen? — Denn die Gegend, die Heinz Sorantin durchwanderte, lag abseits vom Verkehr, fern der Bahn, hatte keine Autostraßen, und in einigen der kleinen Dörfer, die er durchschritten, hatte er nicht einmal ein Wirtshaus gesehen. Die Leute betrachteten ihn scheu und waren verschlossen und wortkarg, ohne gerade unfreundlich zu sein. Man fühlte, sie waren fremde Gesichter nicht gewohnt und verlangten nicht darnach. Sie wollten in ihrem weltentrückten Leben nicht gestört sein.

Heinz Sorantin, der auch gern seine eigenen Wege ging, hatte sich für seinen heurigen Urlaub wieder ein Stückchen unbekanntes Land auf der Karte zusammengesucht, hatte irgendwo unten im Tal die Bahn verlassen, war den Menschen, dem Lärm und Getriebe, der Hast und Eile entschlüpft und war in ruhiger Beschaulichkeit, mit offenen Augen tausendfache Schönheit in sich aufnehmend, hierheraufgestiegen. Das kleine Fleckchen, das auf der Karte als „Rauhensteiner See" hoch im Gebirge eingezeichnet war, reizte und lockte ihn. Er malte sich im Geiste aus, wie es dort oben aussehen könnte, und war nun neugierig, wie es in Wirklichkeit sein würde. Denn meist, wenn wir etwas mit dem leiblichen Auge erschauen, das lange vorher unseren Geist beschäftigt, sieht es immer anders aus, als wir es uns vorgestellt hatten. Das wußte aus vielfacher Erfahrung auch Heinz Sorantin.

Kaum hatte er jetzt das letzte Haus des Weilers hinter sich, stieg der Weg schon jäh in den Wald. Es hatte vorher gewitterartig geregnet. Ein trüber Himmel, der sich nur langsam und zögernd aufhellte, lag über den Bäumen, und im Walde war es naß und kühl. Der junge Mann verlangsamte seinen Schritt und atmete tief, denn die Luft war rein und voll des würzigen Geruches. Ein Wasserschlänglein, das sonst wohl hellklar sein mochte, jetzt aber durch den Regen bräunlich getrübt war, eilte an ihm vorbei zu Tal, ab und zu seinen Weg kreuzend, so daß er es mit einem großen Schritt übersetzen mußte. Dann wieder ging es zeitweise eben über weichen, braunen Waldboden, der dem Fuße wie der köstlichste Teppich schien, und prächtige Adlerfarne standen hoch und breit in den Lichtungen. Zwei Knaben kamen ihm entgegen, naß vom Regen, große Reisigbündel schleppend, glotzten den Fremden erstaunt an und drückten sich rasch an ihm vorbei. Heinz Sorantin wollte, ihrer gewahr werdend, irgendeine Frage über den Weg nach dem See oder die Entfernung bis zu diesem an sie stellen, um zu sehen, wie sie sich dazu verhalten würden, aber dann unterließ er es, da ihm einfiel, daß die scheuen Kinder wahrscheinlich überhaupt nicht den Mund zu einer Erwiderung öffnen würden. Doch als bald darauf eine feste, rotwangige Dirn den Weg herabkam, ebenso reisigbeladen wie die Knaben, und mit einem leisen „Grüß' Gott" an ihm vorbeiwollte, blieb er stehen und fragte sie freundlich, ob dies der richtige Weg nach dem Rauhensteiner See sei. Verlegen strich sich die Kleine die regennassen Haare an den Schläfen zurück und richtete ihre blauen Augen groß und mit einem erschrockenen Ausdruck auf ihn. Dann aber wandte sie sich halb zurück und zeigte den Weg entlang, den sie soeben gekommen war.

„Gradaus geht's noch a Weil bis zum schmalen Steigl, da müaßen 'S den Weg verlassen und 's Steigl aufi, nachdem kemman 'S zum See."

Sie nahm ihr Bündel wieder auf und wollte weiter, verhielt aber dann doch noch und sagte hastig und scheu:

„Aber i, i gang nit hin!"

Gleich darauf war sie lautlos auf nackten Sohlen von ihm fortgeeilt, ehe er noch Zeit gefunden, eine weitere Frage zu stellen. Er blieb verdutzt stehen, blickte ihr nach und wollte sie zurückrufen, aber rasch verschwand sie hinter den dichten Stämmen, da der Weg eine Biegung machte. Heinz Sorantin zuckte die Achseln und stieg langsam weiter bergwärts. Es muß doch etwas dahinterstecken, sagte er zu sich selbst, die Leute hier herum meiden den See und scheuen ihn. Na, mir kann es recht sein, wenigstens wird mich niemand dort oben stören, und vielleicht komme ich auch diesem Geheimnis auf die Spur. Und er pfiff sich eins und schritt frohgemut weiter. Nadelbäume wechselten mit Laubbäumen, das helle saftige Grün der Buchenblätter stand gut zu dem ernsten Dunkel der Tannen und Fichten, im feuchten Boden blühte die dunkelrote Akelei, und die weißen Kerzchen der wohlriechenden Kuckucksblume leuchteten hell auf. Hinter der eisernen Tür eines kleinen Wasserschlosses tobte dumpf das gefesselte Bergwasser, und in einer halbverfallenen Waldhütte lag glänzendbraunes Laub vom Vorjahre zu Hauf. Die Wolken verzogen sich nach und nach. Blaue, ein wenig ausgewaschene Flecke, die langsam größer wurden, zeigten sich am Himmel, und ab und zu blitzte schon wieder ein Sonnenstrahl hernieder, der goldene Kringel und Streifen in den frischgrünen Wald warf, die sonderbar huschende und tanzende Schatten schufen. Einmal sprang eine große, warzige Kröte knapp vor Heinz Sorantins Fuße mitten vom Weg in das Moos, so daß er fast erschrocken einen Augenblick seinen Schritt hemmte.

Und dann erspähte er endlich einen schmalen Pfad, der rechts ziemlich steil ins Dickicht führte. Er verließ den ausgetretenen Weg und preßte sich durch die Bäume in den Steig. Es war leicht ersichtlich, daß er gar nicht oder kaum benutzt wurde. Denn die Zweige wuchsen drüber hin und her, und abgefallene Tannennadeln und dürre Blätter lagen ungestört auf dem Boden. Jetzt kam der Wanderer viel langsamer vorwärts als bisher. Immer wieder mußte er sich mit dem Stocke Platz schaffen, und fortwährend glitten hinter seinem Rücken die Zweige rauschend wieder zusammen. Es dünkte ihn fast, als hätten Baum und Strauch ihm am liebsten den Weg versperrt, als zürne ihm der ganze Wald, daß er hierhergekommen und mit seinem Schreiten den wundersam klingenden Frieden störte. Der Pfad wurde noch steiler. Heinz Sorantin blieb stehen, um einmal tüchtig auszuschnaufen und sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Er lugte angestrengt vorwärts, aber der grüne Vorhang war schier undurchdringlich. So klomm er denn immer weiter und höher, bis endlich zu seiner Linken ein großes graues Etwas durch die Stämme, Äste und Zweige ihm entgegenschimmerte. Im Näherkommen, während der Pfad weniger steil wurde, gewahrte er einen mächtigen Felsblock, der ihn weit überragte, und der sich ihm quer in den Weg zu stellen schien. Da tat er noch ein paar rasche Schritte, dann stand er erschöpft und atemlos still. Die Höhe war erreicht.

Als er sich ein wenig von der Anstrengung des letzten Wegstückes erholt hatte, blickte er um sich und sah achtungsvoll auf den steinernen Kerl vor ihm. Der lag böse und drohend da. Schlammiges Wasser umgab seinen Fuß, nur auf einer Seite führte knapp der Weg in nasser, schwarzer Erde an ihm vorbei. Der Wanderer tat vorsichtig ein paar große, hüpfende Schritte, bis er wieder auf festem Boden stand. Und als er jetzt das Auge hob, blitzte es silbern durch die Bäume zu ihm herüber — der See! Rasch trat er vor, bis dicht an das Ufer, und ein Ruf des Staunens, des Entzückens entrang sich seinen Lippen. Vor ihm lag in tiefberyllgrüner Klarheit ein kleiner Bergsee. Dunkle Tannen, hinter denen sich steile Berge emporreckten, standen zu beiden Seiten des Sees bis hart an das Wasser, und auch rings um Heinz Sorantin säumten dichte Bäume das Ufer. Aber die vierte, ihm gegenüberliegende Seite öffnete sich zu einer sanft ansteigenden, unendlich heiteren Wiese, auf der die lachendsten Bergblumen in gottseligster Buntheit und Farbenfreudigkeit um die Wette blühten. Ein paar buschige Sträucher standen oben am Horizont, und darüber blaute der sehnlichste Sommerhimmel, an dem jetzt nur noch ein paar kleine, ganz strahlend weiße Wölkchen standen, die eben,



Neue evangelische Kirchenmalerei: Chorwand und Altar der neuen evangelischen Kirche zu Wolfratshausen in Oberbayern mit den Gemälden von Hermann Neuhaus.

Das neue Kirchlein in Wolfratshausen, ein Schatzkästlein evangelischer Kirchenkunst, ist sowohl nach seinem Bauplan als auch in seiner Innenausstattung ein Werk des Kunstmalers Hermann Neuhaus. Durch den Krieg und die schwere Nachkriegszeit verzögert, brauchte das Werk etwa 20 Jahre zu seiner Vollendung. Unser Bild aus dieser Kirche zeigt die prachtvoll bemalte Chorwand und die Altarnische. Rechts an der Chorwand befindet sich die „Bergpredigt“, links die „Heilung der Gichtbrüchigen“ und über dem Chorwandtorbogen das „Jüngste Gericht“. Diese drei Gemälde, die dem Besucher der Kirche beim Eintritt gegenübertreten, sind von Neuhaus in glückhafter Weise in den Raum hineinkomponiert und meisterlich zueinander abgestimmt. Ebenso künstlerisch wirkt das Altarbild des „Auferstandenen Heilands“.

bevor sie in die unermeßlich weite Welt reisten, einen letzten Blick auf diesen einsamen, in unberührter Schönheit still daliegenden See warfen. In flimmernder Bläue wölbte sich der weit offene Himmel, und es schien, als wüchse die ganze Blumenpracht der fröhlichen Bergwiese geradeswegs in ihn hinein. In ihrem letzten Winkel, dort, wo die hohen Bäume begannen, stand eine kleine graue, rot bedachte Mühle. Vielleicht mochte sie einmal nützliche Arbeit geleistet haben, jetzt lag sie halbverfallen und geduckt, ganz bescheiden im Schatten, als wolle sie um alles nicht dem Beschauer, der drüben, aus der Tiefe des Waldes emportauchend, am sehnlich erhofften Ziel steht, mit ihrer grauen Gewöhnlichkeit die Schönheit des Anblicks verderben. Sie ahnte wohl nicht, wie sehr sie zu diesem Stückchen Märchenerde dazugehörte. Ein winziges, bäumebestandenes, grasbewachsenes Inselchen lag gegen die Mitte des Sees zu, umspült von dem träumetiefen, ernsten Wasser. Hohes, feines Schilf kränzte die Ufer, und an der geheimnisvollen Pracht halberschlossener, in matter Weise schimmernder Wasserrosen, die, gehütet von ihren schönen, runden Blättern, wie müde Seufzer entschlafener Geister auf dem Wasser ruhten, konnten Heinz Sorantins Augen sich nicht satt sehen. Er stand und schaute, lange, lange Zeit — zuletzt griff er sich an die Stirn. Beinahe fürchtete er, eine grobe Hand werde ihn gleich wach rütteln, als müsse er mit diesem Erwachen auch dieses Märchen vor ihm versinken. Der Bauer fiel ihm ein, das junge Mädchen. Beide hatten sie ihm abgeraten, hierheraufzugehen. Warum? — Weil sie das Geheimnis der unsagbaren Schönheit dieses verborgenen Sees hüten wollten? Unsinn — was kümmert diese Menschen, die ihr Leben lang in harter, mühevoller Daseinsplage stehen, die Schönheit der Natur! Nein, nein, das konnte es nicht sein! Und neuerdings kreiste dies Rätsel in seinem Gehirn.

Er trat zurück vom Ufer auf den Weg und beschloß, den See zu umgehen, um hinüber auf die sonnenumfangene Wiese zu gelangen. Links schien ihm keine Möglichkeit hierzu geboten, da fiel der Wald allzu steil ins Wasser ab. Aber auf der rechten Seite führte ein schmales Weglein längs des Randes. Langsam ging er weiter. Er kam an einem Bootshaus vorbei, das zum Teil schon im Wasser versunken war. Von einem Kahn war nichts mehr zu sehen. Dann wurde einmal der Weg ganz bedenklich eng, weil ein großes Stück vom Uferrand sich losgelöst hatte und eingesunken war. Wohl, weil einst in dunkler Nacht ein Sturm den stolzen Baum gestürzt hatte, der im Fallen das Erdreich, in dem er tief wurzelte, mit sich gerissen hatte. Heinz Sorantin sah leidvoll das mächtige Gerippe tot im Wasser liegen. Es schauderte ihn fast, als er durch diesen Anblick an das Vergehen alles Lebenden erinnert wurde, und ein jähes Sehnen nach der hellen Sonne dort drüben erfaßte ihn so stark, daß er seine Schritte beschleunigte, um aus den tiefen, feuchten Schatten, die hier lagen, herauszukommen. Und befreit atmete er auf, als er in die Helle trat. Voll und warm schien nach dem Regen wieder die Sonne, und wie fließendes Silber, leicht bewegt, schimmerte die Oberfläche des Wassers. Von hier aus zeigte sich der See viel freundlicher, heiterer, gewährender. Und dennoch lag trotz allem Sonnenschein, trotz aller Buntheit der sanft ansteigenden Wiese, trotz dem sorglosen Winde, der übermütig spielend das feine Schiff hin und her neigte, trotz all dieser lächelnden, leise verträumten Sommerseligkeit ein Hauch heimlicher Schwermut wie eine bange Frage über allem.

Heinz Sorantin stand mitten im weichen, sumpfigen Grasboden, seine Augen aber liebkosten schönheitstrunken immer wieder das köstliche Kleinod vor sich und gingen fast ehrfürchtig zu den hohen Bergspitzen empor, die in ihrem ewigen Ernste hoch hinter dem dunklen Tannenwalde aufragten, als seien sie mächtige Hüter dieser göttlichen Einsamkeit. Ein unwiderstehliches Verlangen überkam ihn, die Kleider von sich zu streifen und in das grünsilberne Wasser da vor ihm zu



Russisches Landhaus. Nach einem Gemälde von Konstantin Korowin.

(Mit Genehmigung der Gemäldegalerie Carl Nicolai, Berlin W.)

tauchen. Und doch hielt eine sonderbare Scheu ihn davor zurück, die seltene Klarheit, die stolze Ruhe des Sees zu stören. Langsam schlenderte er zur geduckten, kleinen Mühle hinüber und schritt dann höher, bis der Boden trocken wurde. Dort legte er seinen Rucksack zu Boden und warf sich in das kühle, duftende Gras. Ganz, ganz still war's um ihn. Nur einige Insekten umsummten ihn, und ab und zu sprang klatschend unten ein Frosch ins Wasser.

Der junge Mann atmete tief und ruhevoll. Wo war die Welt, wo waren die Menschen mit ihren Sorgen und Nöten, mit ihrem Drängen und ihrer Unruhe — wie weit, wie unendlich weit! — Und er pries den unbekannten Grund, der dieses Stückchen Erde in Verruf gebracht haben mußte, daß es so vollkommen gemieden wurde. Weiß Gott, was für ein böser Geist hier umgehen sollte! — Heinz Sorantin lächelte belustigt vor sich hin und entzündete eine Zigarette, die er voll Behagen rauchte. Wie wohl einem gelegentlich die Dummheit der anderen tun konnte!

Ein prächtiger Zitronenfalter gaukelte dicht an seiner Nase vorbei, ließ sich für Augenblicke auf eine Skabiose nieder und flog dann weiter, höher. Er folgte ihm mit dem Auge, bis er es blinzelnd vor dem Sonnenlichte senken mußte. Aber jäh blieb sein Blick auf einer sonderbaren, unerwarteten Erscheinung haften. Oben, wo der lichte Horizont liebevoll sich zum Wiesenplane neigte, stand eine hellgekleidete junge Dame, bückte sich, um eine Blume zu pflücken, und schritt langsam tiefer, immer wieder sich zu den Blumen herabneigend. Als sie des Fremden gewahr wurde, blieb sie wie zögernd stehen, und Heinz Sorantin, der sich bei ihrem Anblick unwillkürlich aus seiner bequemen Lage erhoben hatte, kam es vor, als gleite ein Zug flüchtigen Unmuts über ihr Gesicht. Aber sie war sehr hübsch und gefiel ihm, und er war jung und allein und durch all die genossenen Naturschönheiten in einer seltsam erregten Stimmung, die wie der süße, leichte Rausch eines großen Glückes auf ihn wirkte. Sonst hätte der für gewöhnlich ein wenig weltfremde, zurückhaltende junge Mann, in dessen Leben die Frauen bisher fast keine Rolle gespielt hatten, wohl kaum den Mut gefunden, der ihn dazu drängte, die Fremde höflich zu grüßen und sie kurz entschlossen anzusprechen.

„Verzeihung," begann er kühn, „falls Sie durch meine Anwesenheit sich irgendwie gestört fühlen sollten, gnädiges Fräulein! Aber ich bin ein ganz harmloser Wandersmann, der nichts will, als die reine Schönheit dieses verborgenen Fleckchens möglichst lange genießen. Man hat mich zwar im Dorfe unten gewarnt, heraufzugehen, allerdings, ohne mir den Grund hierfür zu nennen, was mich natürlich nur in meinem Vorhaben bestärkte. Sie scheinen übrigens auch nicht ängstlich zu sein", fügte er zuletzt mit einem bewundernden Blicke hinzu.

Die junge Dame hatte während seiner Rede ihr anfängliches Zögern aufgegeben und war langsam näher gekommen. Als er dies bemerkte, bückte er sich rasch, nahm seinen Wetterkragen aus dem Rucksack und breitete ihn geschäftig auf dem Grase aus.

„Bitte," sagte er dann fröhlichen Mundes mit einer einladenden Handbewegung, „wollen Sie nicht Platz nehmen? Da wir zwei Mutige einander hier getroffen haben, finde ich es am zweckmäßigsten, wenn wir vereint etwaigen Gefahren und Schrecknissen, die da kommen könnten, entgegentreten. Und damit Sie ganz sicher gehen: Heinz Sorantin ist mein Name, Doktor aller Weltweisheit — oh, wieviel mag mir dazu fehlen! — eine kurze Urlaubsfahrt genießend, zur Stunde als Ihr ergebenster Ritter und Beschützer zu jedem Kampfe mit allen Geistern und Gewalten, die uns vielleicht bedrohen, unerschrocken und furchtlos bereit."

Sie hatte lächelnd seinen Worten gelauscht. Als er geendet, reichte sie ihm die Hand.

„Ich war nur anfangs ein wenig ungehalten, als ich Sie entdeckte," gestand sie offen, „denn ich bin es so gar nicht gewohnt, hier andere Menschen zu treffen. Aber jetzt freue ich mich." Und dann ein wenig leiser und flüchtig: „Ich heiße Elma."

„So kommen Sie öfter hierher?" verwunderte er sich lebhaft. „Ihnen ist diese wunderbare Gegend schon bekannt?"

Sie setzte sich auf den ausgebreiteten Mantel und nickte.

„Ich bin wie daheim hier."

„Wohnen Sie in der Nähe? Aber hierherum ist doch weit und breit kaum ein Ort."

Er hatte sich ebenfalls zu Boden gleiten lassen und zog seine Karte hervor, auf der er eifrig die Gegend abzusuchen begann. Sie sah ihm eine Weile schweigend zu.

„Stecken Sie das Zeug nur wieder ein", gebot sie dann lachend mit einer abwehrenden Handbewegung. „Sie fänden doch nicht, was Sie suchen. Übrigens, nehmen Sie an, ich wohne in der Mühle dort."

Er blickte verblüfft von seiner Karte auf.

„In dem halbverfallenen Häuschen drüben? Das ist doch unmöglich! Sie belieben zu scherzen."

„Sie müssen es auch nicht glauben", entgegnete sie ruhig. Und dann, nach einer Pause sinnend: „Eigentlich mag ich die Mühle, so gut sie auch in das Landschaftsbild passen mag, nicht recht leiden. Sie erinnert mich irgendwie an meine Erzieherin. Die sah auch so unscheinbar aus, stand immer bescheiden im Hintergrund und war doch ewig an meiner Seite und beobachtete mich unablässig. Und dieses geduckte Häuschen ist gerade so. Es tut, als wollte es ängstlich in den Wald hineinkriechen, und steht doch so, daß es einem nicht aus den Augen kommen kann, wenn man sich den See ansehen will. Es hat in seiner Bescheidenheit etwas Aufdringliches. Nicht?"

Heinz Sorantin mußte, trotz seiner wachsenden Verwunderung ob ihrer Schilderung, lachen. Es war im Grunde sehr köstlich, was sie sagte, aber doch machte ihn ihre Art immer neugieriger, denn sie war sonderbar und völlig verschieden von der allgemein gewohnten. Ihre Ausdrucksweise, ihre Kleidung, ihr ganzes Gebaren zeigten die gebildete Frau, aber — wer war sie eigentlich? Aus ihrem Namen konnte er auch nicht klug werden. Elma! Sollte dies ihr Rufname sein? Es war doch nicht üblich, daß man diesen allein nannte. Hundert Fragen hätte er am liebsten zugleich an sie gerichtet, und doch besann er sich vergeblich, wie er beginnen sollte. Sie hatte die gepflückten Blumen jetzt vor sich liegen und ordnete sie liebevoll zu einem Strauße. Mitten aus dieser Beschäftigung heraus fragte sie unvermittelt:

„Wie ist's in der Welt draußen. Was treiben die Menschen? Erzählen Sie mir von ihnen!"

Er richtete sich auf. Große Verblüffung malte sich auf seinen Zügen.

„Sie fragen sonderbar. Darf ich vorerst mit einer anderen Frage entgegnen? Wo leben Sie, wenn nicht in der Welt?"

„Die Männer scheinen noch neugieriger zu sein als wir Frauen", lachte sie ihn aus, ohne seine Wißbegier weiter zu befriedigen. Er fühlte sich ein wenig beschämt und bemühte sich, sein Erstaunen ob ihrer merkwürdigen Frage zu verbergen. Und nach einer kleinen Weile der Überlegung begann er:

„So will ich Ihnen denn sagen, daß dort unten," er wies mit der Hand in die Richtung, aus der er gekommen war, „immer der gleiche Hexenkessel brodelt. Die Menschen sind nach wie vor die gleichen. Sie neiden einander alles; sie sind böse, falsch, feige, hinterhältig, geizig, und sie sind gut, hilfreich, tapfer, liebevoll und mitleidig. Es ist immer dasselbe. Es war immer so und wird immer so sein. Ich kann Ihnen nichts Neues erzählen."

Die Blumen waren geordnet. Sie faltete die Hände im Schoße und blickte mit ihren großen klaren Augen über das leichtbewegte Wasser. Tiefer stand die Sonne, stärker strich die Luft durch Tann und Busch, ließ das Schilf lauter flüstern und kleine Wellen des Sees gluckend an das Ufer stoßen.

„Ich weiß, ich weiß," sagte sie versonnen und nickte mit dem Kopfe, „ich habe es erlebt, alles, das Gute und Schöne und das Böse und Häßliche. Nichts ist mir fremd geblieben. Nicht die heißeste Liebe und nicht der tiefste Haß. Ich habe mit ihnen allen gelacht, gescherzt und mich gefreut und habe mit ihnen gebangt, getrauert und gelitten. Ich war unsagbar glücklich und grenzenlos unglücklich. Ich kenne alles — von den unschuldsvollen, sanften Tändeleien erwachender Kinderseelen angefangen bis zu den düster glutenden Leidenschaften der Wissenden, die bis zum letzten Ende gegangen sind. Ich weiß um die zarteste heimliche Sehnsucht und um das tollste, hemmungsloseste Verlangen. Ich habe tausend jubelnde Freuden empfunden und brennendste Verzweiflung gefühlt. Ich kenne den ruhigen, gesunden Schlaf der Gerechten, Gütigen, und ich verstehe die Pein und Qual der Bösen, Verlorenen. Die besten, die edelsten Taten sind in meinem Gedächtnis, und ich könnte von schweren, dunklen Verbrechen erzählen. Alles, alles weiß ich!"

Sie hatte zuletzt rasch und hastig die Worte hervorgestoßen, als zwänge sie eine innere Macht, dies Bekenntnis abzulegen, das in furchtbar jähem Wechsel aus den lichtesten Höhen in schwärzeste Tiefen der menschlichen Seele stieß. Jetzt schwieg sie mit festgeschlossenen Lippen, aber ihre Augen ruhten mit einem unergründlichen Ausdruck auf Heinz Sorantins in bebender Erregung blaß gewordenen Zügen. Er hatte in atemloser Spannung gelauscht. Ein dumpfes Grauen umhüllte ihn wie ein schwerer, grauer Mantel. Konnte ein vernünftiger Mensch so sprechen? — Und doch schaute die Fremde jetzt wieder so ruhig vor sich hin, als hätte sie niemals solch unheimliche, unbegreifliche Rede geführt. Lange blieb es still zwischen den beiden. Heinz Sorantin schwieg, verstört, benommen, verwirrt. Endlich begann sie wieder zu sprechen, mit einer Stimme, in der es wie von verhaltenem Weinen zitterte.

„Da bin ich hier heraufgeflüchtet, habe alle und alles hinter mir gelassen und habe mich in der Einsamkeit verborgen. Der Wald, die Wiese, der See, sie haben mich liebevoll aufgenommen und haben mir Schutz und Schirm gewährt. Die unten werden mich wohl vergessen haben, vielleicht auch haben sie mich gesucht und nicht gefunden. Mag sein, daß eine andere, ihnen unbemerkt, mich ersetzt, meinen Platz eingenommen hat. Es ist ja so lange her, Jahr reiht sich an Jahr; es werden zehn, und es werden ihrer hundert —"

Heinz Sorantin fühlte das Grauen in sich stärker werden. Kein Zweifel, das schöne Wesen mußte wahnsinnig sein. War irgendwo ihren Hütern entwichen und trieb sich nun allein im Walde umher. War es nicht seine Pflicht, sie mit sich ins Tal hinunterzunehmen? — Während er noch die Möglichkeit hierzu überlegte, streckte das junge Geschöpf den Arm aus und zeigte auf den See.

„Sehen Sie dort im Schilf den weißen Kahn? In diesem fahre ich zur kleinen Insel hinüber, die niemand anders kennt als ich, und mitunter, in lauen Sommernächten, bade ich in dem stillen Wasser. Oh, Sie wissen nicht, wie herrlich das ist! Die Menschen im Dorfe unten

WERKE HANS HOLBEINS DES ÄLTEREN

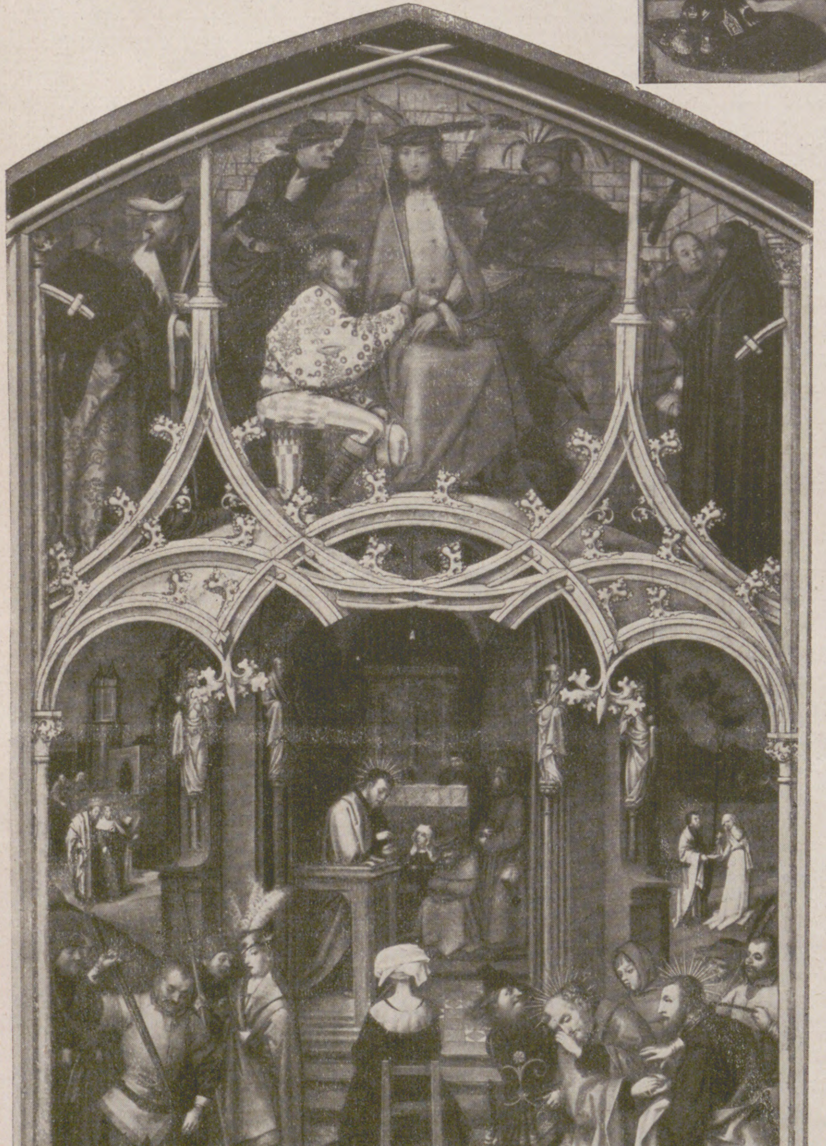
ZUM 400JÄHRIGEN TODESTAG DES BERÜHMTEN AUGSBURGER MALERS







Links: Beschneidung Christi. (Augsburg, Dom.) — Mitte: Marter des Jakobus des Älteren. (Nürnberg, Germanisches Museum.) — Rechts: Verklärung Christi auf dem Berge Tabor. (Augsburg, Galerie.)



Paulusbasilika. (Augsburg, Galerie.)



Der erste Schritt. (Augsburg, Galerie.)

Nach photographischen Aufnahmen des Kunstverlags Fritz Hoefle Augsburg. (Hierzu der Beitrag über den Künstler auf S. 68.)

kommen niemals hierherauf; sie meiden den See, denn sie glauben, er sei verzaubert und fordere alljährlich ein Opfer. Vielleicht hat mich einer von ihnen, der es trotzdem gewagt hat, weil seine Neugier stärker war als seine Furcht, einmal in einer Mondnacht belauscht und hat dann erzählt, er habe die böse Nixe, die Beherrscherin des Sees, leibhaftig gesehen." Sie lachte leise ein klangvolles Lachen. „So habe ich denn Ruhe vor ihnen allen. Begreifen Sie nun, daß ich bei Ihrem Anblick heute so erstaunt war. Einer, der mich zu stören wagt — nach langer Zeit!"

Wieder ging ihr rätselvoller Blick zu ihm, dem der Kopf wirbelte von ihren Worten. Zugleich fühlte er kalte Angst in sich aufsteigen vor etwas Schrecklichem, Unfaßbarem, das er nicht kannte, und dem er doch ohnmächtig gegenüberzustehen glaubte. Wie mit unsichtbaren Händen nahm eine dunkle, fremde Macht Besitz von seiner Seele. Er kam sich gebunden, geknebelt vor, und doch saß er frei und unberührt auf der bunten Wiese. Da raffte er sich gewaltsam zusammen, hieb mit dem Arm durch die Luft, als wolle er irgendein unsichtbares Schreckgespenst verscheuchen, holte tief Atem, und sich zu der Fremden wendend, fragte er, um den Bann zu brechen, kurz, mit rauher Stimme gerade heraus:

„Ja, um des Himmels willen, wer sind Sie denn eigentlich?" —

Der lange Sommertag war zur Neige gegangen, die Dämmerung fiel ein, dunkel ragten die Berge in den Abendhimmel, ernst und düster standen die Bäume um den See, der jetzt schwarz und drohend in seinem Kreise lag. Laut quakten die Frösche, und stärker noch als vorher rauschte das Schilf. Wie ein heller Fleck leuchtete der weiße kleine Kahn aus dem Dunkel. Heinz Sorantin kam mitten in dem Aufruhr, in dem alle seine Sinne sich befanden, der Gedanke, wie sonderbar es sei, daß er früher, im hellen Tageslicht, als er hergekommen war, den Kahn nicht bemerkt hatte. Er strengte sein Gedächtnis an, konnte sich aber nicht erinnern, ihn gesehen zu haben.

Da stand die junge Fremde vom Boden auf, reckte ihre schlanke Gestalt und breitete weit die Arme, als wolle sie all die nächtliche Stille um sich umfassen. Dann wendete sie sich voll Heinz Sorantin zu, der beklommen ob seiner ein wenig scharf gestellten Frage, etwas abseits stehend, in einem unerklärlichen Wirbel der Empfindungen sie betrachtete. Da hörte er ein helles, spöttisches Lachen.

„Wer ich bin, willst du erfahren? — Doktor aller Weltweisheit, warum hast du soviel studiert, wenn du mich noch nicht erkannt hast? — Jetzt heiße ich Elma, ich sagte es schon — aber vielleicht hieß ich einmal Lilith oder Sulamith, Semiramis oder Kleopatra, vielleicht Aspasia, Lukrezia Borgia — oder ich war Roswitha von Gandersheim oder die thüringische Elisabeth, auch die große Katharina, möglicherweise Charlotte Corday! Einerlei, ich kann nicht alle die Namen aufzählen, die ich besessen haben mag. Ich weiß es nicht mehr. Du kannst mich nennen, wie du willst, und du kannst mir alles glauben und nichts, wie es dir beliebt. Ich habe die Wahrheit gesprochen und habe dich belogen — ich bin, wie ich war und wie ich ewig sein werde — — Kennst du mich noch immer nicht, du hochgelehrter Mann?"

Und wiederum lachte sie, aber jetzt war es ein zärtliches, silberhelles Lachen, das in unendlicher Süße in der Abendluft verschwebte.

Rund kroch hinter den Bäumen, dort, wo ein tiefer Sattel zwei Berge trennte und einte, ein gelber Mond hervor, Sterne blitzten auf am dunkelblauen Himmel, über den See lagerten sich weiße dichte Schleier und krochen weiter über die sumpfige Wiese und kamen langsam höher, immer näher zu den beiden.

In Heinz Sorantins Brust klopfte heiß und stürmisch sein junges Herz, urplötzlich erweckt. Wild drängte das rote Blut durch seine Adern.

„Oh, ich verständnisloser Narr, der ich dich mit albernen Fragen quälte!" stieß er bebend, in jähem Begreifen hervor. „Vergib mir, Elma, du Schönste, du Herrlichste, daß ich lebensfremder, in tote Bücher vergraben gewesener Mann dich erst so spät erkenne. Wie konnte ich ahnen, daß ich in dieser weltfernen Einsamkeit sehend werden würde, daß ich hier mein Glück finden würde — dich — das Weib!"

Mit einem tiefen Seufzer sank er, die Arme breitend, ihr zu Füßen.

Aber seine Hände griffen ins Leere, und sein Kopf, der sich an ihre Knie schmiegen wollte, fiel hart zu Boden. Da fuhr er erschrocken wieder in die Höhe. Und griff sich an die Stirn. Schaute verwirrt um sich. Wo war sie, die ihn, den spröden, nüchternen Menschen, bezwungen? Sollte er alles nur geträumt haben? — Allein stand er zu nächtlicher Stunde auf der feuchten Wiese, über ihm funkelten boshaft die Sterne, und der alte Mond stieg unbekümmert höher auf seiner Bahn. Ein jäher Schmerz packte Heinz Sorantin, der mit harten Fingern sein pochendes Herz umkrallte. Hatte sie ihn verlassen, jetzt, da er, eingehüllt in flammende Leidenschaft, sie endlich erkannt hatte? — Verzweiflungsvoll wendete er den Kopf. — Und schritt sie nicht dort unten langsam auf das Wasser zu? Dorthin, wo im Schilf der kleine weiße Kahn liegen mußte. Hell schimmerte ihr Kleid in der Sommernacht und zeigte ihm den Weg. Besinnungslos folgte er

ihr, stürzte den Abhang hinunter, hastete über die sumpfige Wiese, in der sein Fuß fast versank. Immer näher kam er ihr — endlich, da war das Ufer, da lag der Kahn, den sie bestiegen hatte, und in dem sie, licht und wesenlos wie ein zarter Nebelstreif, hochaufgerichtet stand. Noch einen Schritt tat er und hatte sie erreicht, ein Sprung, und er war bei ihr.

„Elma!" rief er laut und jubelnd, in toller Siegerfreude. Und der Ruf blitzte auf, verklang trunken in der Stille der Nacht — —

Aber plötzlich gurgelte das Wasser laut und böse. Ein erstickter Aufschrei erscholl und brach sich schrill und entsetzensvoll in den Felsen auf der anderen Seite des Sees. Hart warfen sich die Wellen an das Ufer, weite Kreise trieben fast bis zu der kleinen Insel hinüber. Langsam nur beruhigte sich das Wasser, und dann lag der See wieder still, leer und dunkel, bis die ersten Mondesstrahlen, die das Wasser trafen, es silbern aufblitzen ließen.

*

Die Bauern im Dorfe unten sahen den Fremden nicht mehr zurückkommen. Doch keiner von ihnen ging hinauf, nach ihm zu suchen. Es wäre ja doch vergebens, sagten sie sich, der oben brauchte keine menschliche Hilfe mehr. Weshalb hatte er auch nicht auf sie gehört! Sie wußten es doch: In dem bösen, dunkelgrünen Wasser ruhte so mancher, den im Laufe der Zeit vergebliche Neugierde hinaufgelockt hatte. Denn der unergründlich tiefe See wahrte stumm sein Geheimnis und gab seine Opfer nicht wieder heraus.

Hans Holbein d. Ä. Ein Augsburger Maler des 15. Jahrhunderts.

Zur Erinnerung an seinen vor 400 Jahren erfolgten Tod. (Hierzu die Bildertafel auf Seite 66.)

Der ältere Holbein gehört zu jenen Malern, die zu allen Zeiten ein gewisses Ansehen genossen haben. Es sind jetzt vier Jahrhunderte verflossen, seitdem der Meister, eine Künstlerpersönlichkeit, deren Arbeiten dem Kunstforscher heute noch viele Rätsel aufgeben, ferne von der Vaterstadt Augsburg in Armut und Not gestorben ist. Da ist es wohl am Platze, dieses genialen Künstlers kurz zu gedenken, dessen Ideen seiner Zeit weit vorauseilten, des Meisters, der, wenn ihm selbst ein voller Erfolg auch versagt blieb, in seinen Söhnen weiterlebte, und dessen Kunst durch Hans Holbein den Jüngeren in bezug auf Porträtmalerei zu stolzen Höhen emporgeführt wurde, Höhen, die ohne die grundlegende Erziehung des späteren englischen Hofmalers durch seinen Vater nie denkbar gewesen wären.

Hans Holbein ist ein Augsburger Kind gewesen; als Sohn eines Lederers erblickte er in der freien Reichsstadt um 1473 das Licht der Welt. Vier Schwestern und ein Bruder, Sigmund Holbein, teilten mit ihm die trüben Jugendjahre; die Eltern lebten nicht gut miteinander, ja zeitweise sogar getrennt. Früh starb auch der Vater.

Das alles hat auf den werdenden Holbein abgefärbt. Bei allem Idealismus ist ihm zeitlebens ein Hang zum Grübeln, ein pessimistischer Zug geblieben, immer wieder wandelt er das Thema vom Tode ab, hart neben dem Leben wohnt der Tod, und immer wieder finden sich die abstoßend häßlichen, mit einem erschreckenden Realismus gemalten Hinrichtungsszenen auf seinen Gemälden. In stolze Festesfreude, in Szenen voll Leben und Lust dringt plötzlich alles vernichtend der Tod.

Wo Hans Holbein die ersten künstlerischen Eindrücke empfing, ist noch nicht bekannt, doch lassen die Frühwerke erkennen, daß Martin Schongauer zu Colmar, ebenfalls ein Augsburger Bürgerssohn, der schon allein durch seine Stiche ganz Deutschland und Frankreich damals seinen Stil aufzwang, auch auf Hans Holbein einen nicht nur oberflächlichen Einfluß ausgeübt hat.

Die frühesten erhaltenen Werke Hans Holbeins, vier Tafelbilder mit Szenen aus dem Marienleben, die ursprünglich für Kloster Weingarten in Württemberg bestimmt waren, sind jetzt in den Dom zu Augsburg gelangt und lassen uns Holbein in gemeinsamer Tätigkeit mit dem Ulmer Bildschnitzer Michael Erhart erkennen. Mit einem Verwandten dieses, dem bekannten Bildhauer Meister Gregor Erhart, hat Hans Holbein später viel zusammengearbeitet.

Von 1494 an ist Hans Holbein in Augsburg selbst nachweisbar; er erwarb ein heute noch erhaltenes Haus am vorderen Lech und heiratete. Zwei Söhne, Ambrosius und Hans, wurden ihm geschenkt, und er erlebte wohl einige Jahre ruhigen Familienglückes.

Verschiedene der damals entstandenen Werke (Afraaltar) finden sich in Eichstätt und Basel.

Bedeutender aber ist die Marienbasilika von 1499 (Galerie Augsburg), ein breites, spitzbogiges Bild, mit einer Krönung der Jungfrau Maria, einer lieben Geburt Christi und einer Enthauptung der heiligen Dorothea.

Die Marienbasilika ist der Versuch, ein Tafelbild in der Art eines Glasgemäldes auszuführen, und dieser Versuch ist überraschend gelungen. Die zarte, duftige Madonna aus Kloster Buxheim und eine Passionstafel in Augsburg (Galerie) sind etwa gleichzeitig. In diese Zeit gehört ferner ein vor nicht zu langer Zeit ins Kunsthistorische Museum zu Wien gelangtes Madonnenbild.

Alsbald nach Fertigstellung des ersten Hauptwerkes, eben der Marienbasilika, ging Hans Holbein gemeinsam mit seinem Bruder Sigmund und dem Augsburger Maler Bernhard Beck nach Frankfurt a. M., wo er für die Dominikaner einen dort noch erhaltenen Passionsaltar malte bzw. malen ließ. Das bedeutendste daran sind die Bildnisse auf dem Stammbaum Christi und der Dominikaner auf der Rückseite.

Zwei weitere Passionsfolgen sind gleichzeitig eine grau in grau gemalte zu Donaueschingen, deutlich alles schmückende Beiwerk abstreifend auf die Stilbühne, indem sie, ihrer Zeit weit vorauseilend, das Figürliche in den Vordergrund schiebt. Eine andere (sogenannter Kaisheimer Altar) in München (Alte Pinakothek) wirkt durch ihre lichte helle, ganz italienisch gesehene Farbenfreudigkeit. Bedeutender sind drei koloristisch interessante Passionsdarstellungen in Augsburg (Galerie). Hans Holbein kehrte von der Frankfurter Reise, die ihn wohl auch nach Köln und dem Niederrhein geführt hatte, nach Augsburg zurück, bestärkt in der Ansicht, daß eine Reform des deutschen Kunststiles ausgehen müsse von einem Bekenntnis zum Realismus. Von einer italienischen Renaissance, die die deutsche Kunsttradition vernichten mußte, wollte unser Meister nichts wissen. So ist die 1503—1504 ent-

standene Paulusbasilika (Galerie Augsburg) bewußt ein Werk, das sich gänzlich von der von den Buchdruckern und Burgkmair schon nach Augsburg gebrachten „welschen Manier" fernhielt und nach Art der alten Niederländer in breiter, figurenreicher Darstellung die ganze Legende des Titelheiligen erzählt, wobei auch der Künstler selbst mit seiner ganzen Familie auf der „Taufe des Paulus" Platz gefunden hat.

Diese Paulusbasilika gehört zum Köstlichsten, was wir an Werken mittelalterlicher Malerei in Deutschland noch besitzen, und ist ein schöner Höhepunkt altschwäbischer, von Flandern her beeinflußter Malerei.

Schon vorher lieferte Hans Holbein Entwürfe zu Glasgemälden, wie solche im St.-Ulrichs-Museum zu Augsburg, in der Sakristei des Reichsgotteshauses St. Ulrich und Afra in Augsburg und im Dome zu Eichstätt noch erhalten sind. Diese Tätigkeit Hans Holbeins für Glasmaler war lange Zeit überhaupt nicht mehr bekannt.

Auch die Silberstiftzeichnungen des Künstlers dürfen nicht vergessen werden, denn diese in Basel, Berlin, Kopenhagen, Chantilly und anderswo befindlichen Handzeichnungen, meist Porträtköpfe bekannter Persönlichkeiten, sind ein ganz eigenartiger Schatz, wie ihn kein anderer Maler in gleichem Umfange nochmals hinterlassen hat. Wir blicken hier dem Meister gewissermaßen in die Werkstätte, denn diese Zeichnungen, vielfach schnell hingeworfene Studienköpfe, waren nie für die Öffentlichkeit, sondern dazu bestimmt, gelegentlich für Gemälde Stoff an charakteristischen Köpfen bei der Hand zu haben.

Ein einzigesmal hatte Hans Holbein Gelegenheit, seine Porträtkunst richtig verwenden zu können, nämlich auf dem Votivbilde der Familie Schwartz, wo Ulrich Schwartz, seine drei Gattinnen und zahlreichen Kinder zu einer überaus lebensvollen Gruppe vereinigt sind (Maximiliansmuseum Augsburg). Viel von Hans Holbeins Werken ist verloren, so der Altar der St.-Moritz-Kirche zu Augsburg, der sogenannte Silberaltar des Augsburger Domes; anderes, wie ein Altar der heiligen Kreuzkirche zu Augsburg, ist nur in Kopien (ca. 1600) im Augsburger Bischöflichen Museum auf uns gekommen.

Von 1512 an wendet Hans Holbein ebenfalls Renaissanceornamente auf seinen Gemälden an. Er erfindet eine ganze Ornamentenskala, die von Architekten, Goldschmieden, Buchdruckern und Graphikern übernommen wird. Der Altar des Katharinenklosters (Galerie Augsburg), darunter das liebe Bild „Der erste Schritt", fußt trotz der Renaissanceornamente im Grunde genommen doch noch ganz auf der altschwäbischen Malerei.

Sogar der Sebastiansaltar (Pinakothek München) ist nochmals ein Versuch, das, was gut und dauerhaft war an der altschwäbischen Kunst, hinüberzuretten in eine neue Zeit; nochmals wird alle Schönheit der altdeutschen Kunstrichtung aufgezeigt, unterstützt durch realistische Bestrebungen. Aber schon die Flügeltüren dieses reifen Werkes mit den Idealgestalten der heiligen Elisabeth und Barbara sind reine Werke der Renaissance, und die Entwicklung Hans Holbeins zur italienischen Renaissance ist vollendet auf dem jetzt in Lissabon befindlichen „Brunnen des Lebens", seinem reifsten Werke, wo sich unter einem prunkvollen Triumphbogen eine Schar heiliger Frauen nach der Art Ghirlandajos um die Madonna mit dem Kinde gruppiert.

Um 1517 erfolgte Hans Holbeins Vermögenszusammenbruch, sein eigener Bruder Sigmund ging klagbar gegen ihn vor. So verließ der Meister für immer seine Vaterstadt unter Hinterlassung seines Hauses, um in Isenheim im Elsaß eine gastliche Freistätte zu suchen und zu finden. Unter dem Jahre 1524 meldet das Handwerksbuch der Maler von Augsburg mit kurzen Worten seinen Tod.

So hatte ein Künstlerleben voller Ideale und Pläne aufgehört, und Augsburg merkte nicht einmal, was es mit Holbein verloren hatte, den Künstler nämlich, der allein das Zeug gehabt hätte, die deutsche Malerei vor der Verwelschung zu bewahren, wenn die Zeitgenossen ihn verstanden hätten.

Aus Wissenschaft und Technik.

Neuere Forschungen über Eingeweidewürmer. In weitesten Kreisen des Volkes herrscht immer noch die vollständig irrige Meinung, die Eingeweidewürmer seien zwar unangenehme, aber im übrigen mehr oder minder harmlose Gäste des Menschen. Nur von der Trichine weiß man, daß sie schwerste Krankheiten hervorzurufen vermag und unter Umständen sogar ihren Wirt töten kann. Indes ist dieser Wurm dank der in allen Kulturländern der Erde peinlich geübten Fleischbeschau immer seltener geworden. Die Wissenschaft, insonderheit die neuere Forschung hat verschiedene der häufigsten Eingeweidewürmer als äußerst gefährliche Parasiten festgestellt, und zwar werden die Schädigungen in allererster Linie in der Ausscheidung von Giftstoffen erblickt. Beispielsweise vermag der sogenannte breite Bandwurm (Dibothriocephalus latus) unser Blut sogar tödlich zu vergiften, wenn die von ihm ausgeschiedenen Stoffe in den Blutkreislauf gelangen. Andere Krankheitsbilder können sich einstellen, wenn die Eingeweidewürmer uns beträchtliche Nahrungs- oder Blutmengen entziehen, wenn sie den Darm verletzen und dadurch Eingangspforten für Bakterien schaffen, Blutgefäße oder den Leberzellengang verstopfen, in die Lunge gelangen usw. Derartige Erscheinungen treffen wir besonders bei Anwesenheit von solchen Würmern im menschlichen Körper, die gerade zu den harmlosesten im Volksmunde zählen, bei den weitverbreiteten Spulwürmern oder auch bei den Oxyuren. Der menschliche Spulwurm (Ascaris lumbricoides) lebt im Dünndarm des Menschen und namentlich der Kinder, der Spring- oder Madenwurm (Oxyuris vermicularis) im Dickdarm und verursacht besonders des Nachts beim Befallenen heftigen Juckreiz im After. Häufig infiziert man sich mit Spulwurmeiern durch den Genuß von gejauchtem Gemüse, das vorher nicht einer entsprechenden Reinigung unterzogen worden ist. Eingehenden und voneinander unabhängigen Untersuchungen verschiedener Forscher, wie denen der Amerikaner Ransom und Schwarz, des Engländers Stewart u. a., ist es gelungen, die Entwicklung dieses Tieres, deren Kenntnis bis vor kurzem noch lückenhaft war, einwandfrei geschlossen nachzuweisen. Der Hergang ist demnach folgender: Die aufgenommenen Eier gehen durch den Magen und gelangen in den Dünndarm, wo die Embryonen ausschlüpfen. Während ein Teil davon mit dem Kot nach außen gelangt, begibt sich ein anderer auf die Wanderschaft durch die Darmwand. Diese Larven gelangen in die Lymph- und Blutgefäße, in die Leber, von da durch die Pfortader in die rechte Herzhälfte und in die Lunge, von hier weiter in die Luft- und Speiseröhre, sodann wiederum in den Magen und Darm, wo der Wurm schließlich verbleibt und zahlreiche Eier produziert. Während der Wanderung, die bis zu zweieinhalb Monaten dauern kann, haben die Larven ein großes und stetiges Wachstum zu verzeichnen. Diese Wanderungen entdeckt zu haben, ist das spezifisch Neue in unserem Wissen von der Entwicklung des Spulwurmes. Die Wanderung kann auch etwas anders verlaufen; die Larven können in das linke Herz und in das Gehirn gelangen, auch auf dem Wege irgendwo umkommen. Da in der Regel die Infektion mit Spulwurmeiern beim Menschen nur gering ist (z. B. sporadische Verteilung der Eier auf Gemüse), so sind die Folgen gewöhnlich nicht allzu schlimm. Wo aber eine größere Anzahl von Eiern in den Körper gelangt, erzeugen die wandernden Larven, vielfach bei Kindern, hohes Fieber, Husten und Lungenentzündungen. Der japanische Professor Koino hat an sich selbst einen derartigen Versuch gemacht, eine große Anzahl von Eiern zu sich genommen und alle diese genannten Erscheinungen über sich ergehen lassen. Die Larven des erwähnten Spring- oder Madenwurmes wandern nicht. Ihre Übertragung erfolgt gewöhnlich durch die Hand. Vorsicht und Reinlichkeit sind daher die ersten Voraussetzungen, um der Ansteckungsgefahr zu entgehen.

Prof. Dr. Schmid.

Die höchste Schattentemperatur. Alle Wärme- und Kälteangaben der Wetterstationen beziehen sich auf „geschützte" Thermometer, d. h. auf solche Wärmemesser,

die durch Holz- oder Blechgehäuse besonderer Art vor Wärmestrahlungen der Sonne oder einer besonnten Wand oder einer sonstigen Wärmequelle geschützt sind, da man nur die Temperatur der Luft kennenlernen will und die Angaben durch jene Strahlungen gefälscht werden. Solche Fälschungen sind meist unabsichtlich, jedoch gibt es auch absichtliche. So hatte man früher in dem „klimatischen Luftkurort“ Neuschmecks in der Tatra die Thermometer in einem schwarzgestrichenen Holzkasten an der Südseite eines Hauses angebracht. Sie zeigten nun Temperaturen, die nicht der Höhenlage des Ortes von 1000 m entsprachen, sondern sogar noch die am Fuß der Tatra in der Ebene beobachteten übertrafen! Da also durch solche unberufene Strahlung die Temperaturen entstellt werden können, benutzt man für klimatische Schilderungen nur einwandfreie Schattentemperaturen. Daß auch sie eine sehr ansehnliche Höhe erreichen können, sollen die folgenden Zahlen lehren. In Berlin beträgt die höchste bis jetzt beobachtete Temperatur 38° C; in den nördlichen Mittelmeerländern sind 40° im Sommer öfter zu beobachten. Kommt dann noch eine hohe Luftfeuchtigkeit dazu, wie ich es auf der griechischen Insel Zante erlebte, so wird die Schwüle fast unerträglich. Weit übertroffen aber werden diese Grade durch die des Todestales in Südkalifornien (im Nordosten von Los Angeles), wo schon die Monatsmittel im Juli 39° und im August 38° (Berlin 19° und 18°) betragen, und wo als höchste Temperatur 56,8° gemeldet wurde. Bei dieser Hitze sind Menschen wahnsinnig geworden. Neuerdings aber hat man aus einem Orte Nordafrikas Meldungen bekommen, wonach dort dem Todestale ein ernster Wettbewerber entsteht. In Azizie, 40 km südlich von Tripolis, haben siebenjährige Beobachtungen einen Höchstwert von 58,0° am 13. September 1922 ergeben. Die niedrigste Temperatur betrug —0,5°, so daß hieraus eine absolute Schwankung von 58,5° folgt. Wenn solche Schwankung an sich nichts Seltenes ist — in Berlin z. B. beträgt sie 69° im Freien — so muß man bedenken, daß sie sich in Azizie ganz oberhalb des Gefrierpunktes abspielt, während sie sonst meist halb darüber, halb darunter liegt. Von Temperaturen über 50° erwähne ich die von 53° in der Uarglaoase in Algerien und von 52° in Jacobabad in Vorderindien. Der stundenlang bestrahlte Sand kann sich dabei auf 80° erhitzen.

Prof. Dr. C. Kaßner.













Für die Frauenwelt.

Das gesteckte Kleid. (Hierzu die Bildertafel auf Seite 52.) Die mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe, die sogenannten „Metallbrokate", dominieren in der jetzigen Mode und bestricken allein schon durch ihre Pracht und den wundervollen Faltenwurf. Der Wiener Maler Ladislaus Czettel hat die Idee gehabt, mit ganzen Stoffstücken und großen Nadeln die neueste Linie festzuhalten, und die größten Künstlerinnen lassen sich von ihm die Kostüme, seien es nun antike Gewänder oder moderne Kleider, arrangieren. Beim Vormittagskleid gesellt sich zu der bisherigen Westenform die gebundene Krawatte und eine gesteckte Kappe in Barettform. Nachmittags zum Tee ist ein Velourschiffonbrochécape in Dunkelbraun mit Straußfedernrüsche und engen Ärmeln sehr schick. Empfängt man abends Gäste, so wird gern die gewickelte Linie, die in eine Schleppe ausgeht, gewählt: silberschimmernder Lamé, darüber eine wundervolle Silberspitze als Umhang; ein Stück gleicher Spitze als Stirnband. Geht man abends aus, so kann man sich auf zweierlei Arten kleiden. Das kleinere Abendkleid besteht aus schwarzem Velourschiffonrock, der tief unterhalb des Schlusses bauschig fällt, dazu ein blaugoldfarbener Metallbrokat mit Dekolleté und einer einseitigen Echarpe. Liebt man es, mit einem recht großen Dekolleté zu erscheinen, dann arrangiert man den Metallbrokat vorn ziemlich hoch, befestigt ihn im Rücken mit einer Rose und läßt ihn in eine lange Schleppe ausfallen. Denn es paßt durchaus nicht, ein kurzes Kleid in dieser Weise zu dekolletieren. Überall, wo das gesteckte Kleid bis jetzt gezeigt wurde, fand es großen Anklang, so daß man sich für seine Zukunft viel versprechen kann.

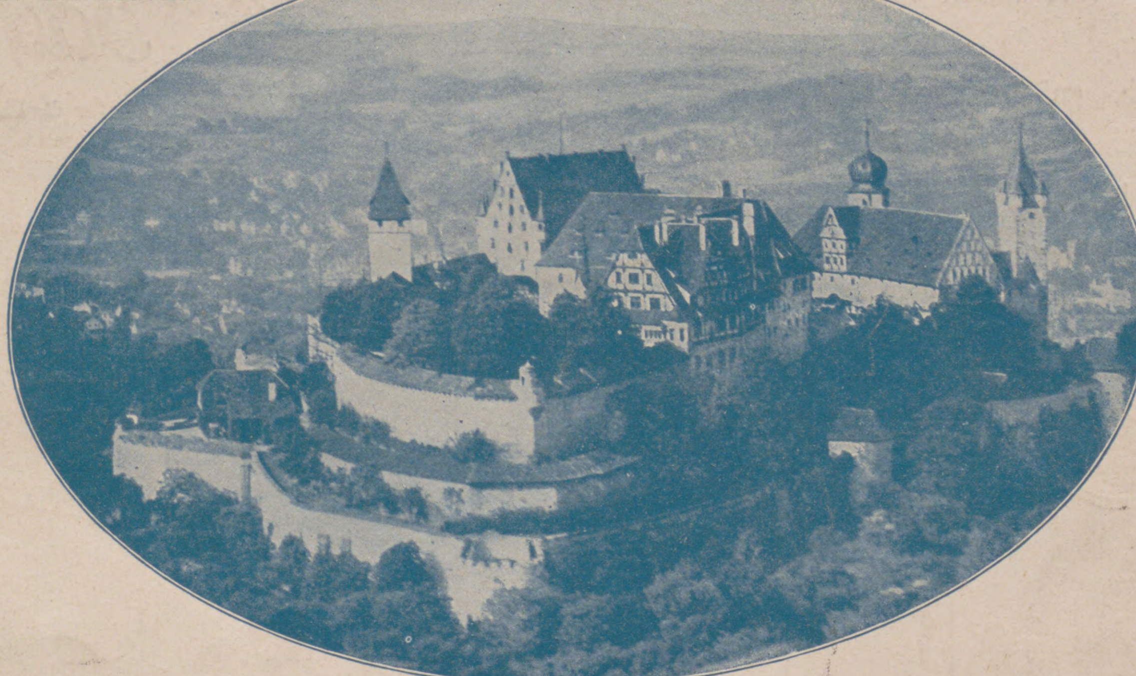
Claire Patek, Wien.

Die neue Handtasche. Die kleine Frauenhand, die schon den schweren, nicht schließenden Pelzmantel kreuzen muß, hat Mühe, auch noch die große, mit hohen Initialen geschmückte Handtasche aus weichem Leder zu halten. Deswegen muß diese augenblicklich dem ganz kleinen Moirébeutelchen weichen, der mit lebhaft gefärbter Seide bestickt und mit einem Monogramm aus bunten Steinen verziert wird.

Auf vielfache Anregung erschien als Sonderdruck:

Festungsweihe und Heimatfest Coburg 1924

In einer künstlerisch ausgestatteten Mappe (Format 40×29 cm) wurde eine Fülle von Bildern nach Künstlerzeichnungen und wohlgelungenen Photographien vereinigt, die einen nachhaltigen Eindruck von den Schönheiten der



Veste Coburg

und dem Leben und Treiben bei den Feierlichkeiten der Einweihung vermitteln. In den beigegebenen, fesselnd geschriebenen Artikeln ist alles zur Erläuterung Notwendige gesagt. Der Sonderdruck, auf schwerem Kunstdruckpapier hergestellt und mit einem sehr wirksamen Umschlag versehen, ist eine wertvolle Gabe für jeden Freund deutscher Überlieferung. .. .. Preis Mark 1.50 zuzüglich Porto.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder von der

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Str. 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Jokai tér 3.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Ludwig Danziger: Markt in Lauban.

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4166 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4166. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. Januar 1925.

100 000 Mark

für den besten Zeitungsroman.

Die unterzeichneten Verlage setzen als Preis für den nach dem Urteil eines Preisrichter-Kollegiums besten Zeitungsroman 100 000 Mark aus. Das Manuskript soll bis längstens 30. September 1925 vorliegen.

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echt deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Ein erhöhtes Augenmerk ist den besonderen Anforderungen zuzuwenden, die der Zeitungsroman stellt und die in erster Linie darin bestehen, daß, da der Zeitungsroman in täglichen Fortsetzungen erscheint, jede dieser Fortsetzungen in sich die Leser interessieren und sie in Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten muß: daß also ausgedehnte Landschaftsbeschreibungen, weitschweifige Zustands- und Milieuschilderungen, Häufungen von psychologischen Einzelheiten usw. im Unterschied zum Buchroman dem Wesen des Zeitungsromans entgegenstehen.

Zwecks Erlangung eines hervorragenden Zeitromans von hohem künstlerischen Wert, der zugleich auch politisch und kulturell erzieherisch wirken soll und nicht zuletzt die schon erwähnten besonderen Erfordernisse des Zeitungsromans erfüllt, hat sich der Verlag des Hamburger Fremdenblattes in Gemeinschaft mit dem Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten entschlossen, dieses Preisausschreiben zu veranstalten mit einem Preis, der über die herkömmlichen Romanhonorare weit hinausreicht. Sind sich doch die beiden Verlage bewußt, daß es sich nicht nur um die Erlangung eines solchen hochstehenden Zeitungsromans handelt, sondern mehr noch darum, das Interesse unserer besten Dichter und Schriftsteller wieder dem Zeitungsroman zuzuwenden und so das allgemeine Niveau des Zeitungsromans zu heben. In Erkenntnis dieser kulturellen Mission haben sich deshalb die beiden Verlage zu einem außergewöhnlichen Opfer entschlossen.

Der Umfang der Romane soll 40 bis 50 Fortsetzungen zu je 200 Druckzeilen nicht wesentlich übersteigen. Schriftsteller, die am Wettbewerb teilnehmen wollen, werden ersucht, ihre Manuskripte in sieben Durchschlägen an das Berliner Büro der Münchner Neuesten Nachrichten, Berlin W, Kanonierstraße 40, bis spätestens 30. September 1925 eingeschrieben, anonym, jedoch mit einem Kennwort versehen, einzusenden. Die Einsender der Romane werden gleichzeitig ersucht, ihre Adresse, getrennt von den Manuskripten, in Sonderkuvert verschlossen, mit dem Vermerk „Betr. Roman-Wettbewerb" an Herrn Notar Dr. Wäntig, Hamburg, Adolphsbrücke 4, bis spätestens 19. Dezember 1925 einzusenden. Dem Notar obliegt es, diese Kuverts erst nach Beendigung der Prüfung der Manuskripte und nach erfolgter Preisvergebung am 20. Dezember 1925 dem Preisrichterkollegium uneröffnet zu übergeben.

Mit Erwerb des Abdruckrechts gehen alle Rechte, mit Ausnahme des Rechtes der Buchausgabe und der Verfilmung, an die unterzeichneten Verlage über. Die Auszahlung des Preises erfolgt am 21. Dezember 1925.

Sofern eine überragend gute, allen Anforderungen entsprechende Arbeit nicht eingehen sollte, bleibt es dem Preisrichter-Kollegium überlassen, für die beiden besten Werke je 50000 Mark zu gewähren.

Die Erstveröffentlichung des preisgekrönten Werkes erfolgt gleichzeitig im „Hamburger Fremdenblatt" und in den „Münchner Neuesten Nachrichten".

Das Preisrichter-Kollegium bilden:

Hans Friedrich Blunck, Hamburg.
Albert Broschek, Verleger des Hamburger Fremdenblattes.
Gustav Frenssen, Barlt (Holstein).
Frau **Ricarda Huch**, München.
Bernhard Kellermann, Berlin.
Dr. **Tim Klein**, München.
Landgerichtspräsident **Wilhelm Mayer**, München.
Max Alexander Neumann, Feuilletonleiter des Hamburger Fremdenblattes.
Dr. **Trefz**, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.
Verlag des Hamburger Fremdenblattes.

Allgemeine Notizen.

Für die Deutsche Buchausstellung in Barcelona bereitet der Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Leipzig einen Katalog als Führer für die Besucher der Ausstellung vor. Der Katalog wird in spanischer Sprache gedruckt. Er wird das nach Wissensgebieten geordnete Verzeichnis sämtlicher zur Ausstellung gelangenden Werke — mehr als 6000 Bände — enthalten, ferner einen einleitenden Aufsatz und eine Reihe von Abbildungen. Die bibliographische Arbeit hat die Deutsche Bücherei in Leipzig übernommen, die Ausstattung der Leipziger Akademieprofessor Steiner-Prag.

Eine Deutsche Gesellschaft für Auslandkunde hat sich in Hamburg in enger Anlehnung an das Geographische Seminar der Universität gebildet. Sie will eine wissenschaftlich und praktisch vertiefte Kenntnis des Auslandes in Deutschland verbreiten und dem Ausland die wertvollen Seiten der deutschen Industrie und des deutschen Handels zeigen. Zur Erreichung dieses Zweckes will die Gesellschaft vor allen Dingen wirtschaftlich-wissenschaftliche Erkundungen in für Deutschland wichtigen Ländern durchführen, die der deutschen Wirtschaft zugute kommen sollen. Ferner will sie planmäßige Gruppenführungen ausländischer Kaufleute in Deutschland veranstalten.

100000-Mk.-Preisausschreiben für einen Zeitungsroman. Zwecks Erlangung eines hervorragenden deutschen Zeitungsromans haben sich zwei der größten deutschen Zeitungen, das Hamburger Fremdenblatt und die Münchner Neuesten Nachrichten, zu einem Preisausschreiben vereinigt, das in weitesten Kreisen Aufsehen erregen und dem Zeitungsroman zweifellos neue Begabungen zuführen wird. Für den bestbefundenen Roman ist ein Preis von 100000 Mark ausgesetzt. Werden vom Preisrichterkollegium, dem namhafte literarische Persönlichkeiten angehören, zwei Arbeiten als gleichwertig erklärt, so wird jeder der beiden Arbeiten die Hälfte des Preises zuerkannt. Über alles Nähere unterrichtet das Inserat auf Seite 75 der heutigen Nummer.

Zur Erlangung eines künstlerischen Plakates für die „Internationale Kunstausstellung auf der Jahresschau Dresden 1926“ ist unter den deutschen Künstlern ein Wettbewerb ausgeschrieben worden. Der Entwurf muß so gehalten sein, daß er auch als Briefkopf und zu Reklamezwecken Verwendung finden kann. Größe im

Hochformat 90:60 cm. Farben: bis zu drei. Text: Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden Internationale Kunstausstellung 1926 Mai—Oktober. Für die vier besten Entwürfe stehen 2500 Mark zur Verfügung, die nach Maßgabe der eingesandten Arbeiten voll zur Verteilung gelangen. Der erste Preis ist nicht unter 1000 Mark. Preisrichter sind Prof. Albiker, Prof. Feldbauer, Dr. Grohmann, Geheimrat Gußmann, Stadtrat Dr. Krüger, Präsident der Jahresschau, Architekt Pietzsch, Prof. Sterl und Bildhauer Rudolf Born. Einsendung unter einem Kennwort; Name und Adresse des Künstlers sind im verschlossenen Umschlag beizulegen. Die Einlieferung der Entwürfe hat bis zum 10. Februar 1925 an die Geschäftsstelle der Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden in Dresden-A., Lennéstraße 3, zu erfolgen.

„Wintertage im Schwarzwald“ betitelt sich eine vom Badischen Verkehrsverband herausgegebene reich illustrierte Werbeschrift über Wintersport und Winterkuren in anschaulicher Darstellung der Entwicklung und des jetzigen Standes der verschiedenen Wintersportarten im Schwarzwald mit einer Würdigung der besonderen Vorzüge des Schwarzwaldes für Winteraufenthalt und einem ausführlichen Hotelverzeichnis mit allen wünschenswerten Angaben. Die jedermann dienliche Schrift kann durch den Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe, Kaiserstraße 145 kostenlos bezogen werden.

Das Tiroler Wintersport-Programm, das in Ausstattung und Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ist vom Tiroler Landes-Verkehrsamt in Innsbruck, Landhaus, kostenlos erhältlich.

Die Wintersaison in der Schweiz behandelt in gleichfalls ausführlichster Weise eine Zusammenstellung der sportlichen Ereignisse, Feste, Ausstellungen usw., die von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich und Lausanne kostenlos bezogen werden kann.

Die Zahl der motorsportlichen Veranstaltungen wird dieses Jahr gegenüber dem vergangenen beträchtlich verringert werden. Die zehn großen Motorrad-Veranstaltungen 1925 sind: 1. bis 2. März Deutschlandfahrt (international ADAC.); 17. Mai Großer Preis von Deutschland auf der Solitude-Rennstrecke bei Stuttgart (international); Ende Mai Sechstagefahrt (DMV.). Anfang Juni Opelbahnrennen (DMV); 21. Juni Goldener Pokal des ADAC. in der Eifel (international); Ende Juni Räderrennen in Swinemünde (DMV.); 19. Juli Deutsche

Straßenmeisterschaft 1925 bei Schleiz (ADAC.); Ende Juli Inselbergrennen (DMV.); 20. September Internationales Motorrad-Bahnrennen und Deutsche Bahnmeisterschaft (ADAC., Stadion Elberfeld); Ende September Avus-Rennen (DMV.).

Die Schweizer Automobil-Rennen finden dieses Jahr statt: 21. März Sternfahrt nach Genf (Automobilausstellung); 22. März Kilometerrennen in Genf; 28. April Bergprüfungsfahrt Dornach—Gempen; 31. Mai Bergprüfungsfahrt auf den Monte Ceneri; 7. oder 14. Juni Bergrennen Biaufond—Chaux de Fonds; 21. Juni Grafehort-Engelberg-Rennen; 28. Juni Rheineck-Walzenhausen-Rennen; 5. Juli Gurnigel-Rennen; 19. Juli Bergrennen auf den Zugerberg und schließlich am 8. und 9. August internationales Klausen-Rennen.

Gegen die Herkunftsbezeichnung „Bavaria" hatte die Vereinigung amerikanischer Bürstenfabrikanten bei dem Board of United States General Appraisers in Neuyork ein Verfahren gegen eine amerikanische Importfirma von Bürstenwaren anhängig gemacht, in der Absicht, einen sogenannten „test case" für die Markierung mit dem Land der Herkunft zu schaffen. Importierte Bürsten waren mit „Bavaria" als Ursprungsland markiert worden. Die Vereinigung der Bürstenwarenfabrikanten machte geltend, daß Bayern kein Land sei, sondern nur ein Teil Deutschlands, und daß deshalb Deutschland als Ursprungsland hätte angegeben werden müssen. Der Board of United States General Appraisers hat den Antrag der Bürstenfabrikanten-Vereinigung jedoch mit der Begründung abgewiesen, daß die Herkunftsbezeichnung „Bavaria" korrekt sei; diese Entscheidung ist, wie bemerkt wird, besonders für Importeure deutscher Einfuhrartikel von großer Wichtigkeit. — In einem vor der gleichen Behörde zur Verhandlung gekommenen anderen Fall hatten die Importeure gegen die von der Zollbehörde wegen ungenügender Markierung der Ware verfügte Erhebung des zehnprozentigen Zuschlagszolles Protest eingereicht. Der Einspruch der Importeure wurde unter der Begründung abgelehnt, daß zwar die Absicht bestanden habe, die Ware mit dem Land der Herkunft „Deutschland" zu bezeichnen, daß aber die Bezeichnung mit so kleinen Lettern vorgenommen worden sei, daß es Schwierigkeiten mache, sie zu lesen. Das widerspreche den Vorschriften des Gesetzes und die Erhebung des Zusatzzolles sei daher gerechtfertigt gewesen.



Wie zart ist Deine Haut!

Die Frische und Zartheit der Jugend kehrt wie durch Zauber zurück—und wo die Jugend schon fliehen will, hält Khasana-Crème sie in ihrem Bann.

Diese zarte, weiche, in der Haut verschwindende Crème, wundervoll parfümiert mit dem unvergänglichen Khasana, sollte Deine Haut Tag und Nacht schützen —und bedenke: auf Khasana Crème. haftet Dein Puder besser.

Dr. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT AM MAIN
Fabrik feiner Parfümerien

Parfum	*Kopfwasser*
Puder	*Toilettewasser*
Taschenpuder	*Eau de Cologne*
Puderpapier	*Brillantine*
Talkpuder Seife	*Badesalz*

Wer auf eine sorgsame Pflege seiner Fingernägel bedacht ist, verwende Dr. Albersheim's ***Darupan-Nagelpflegemittel.***

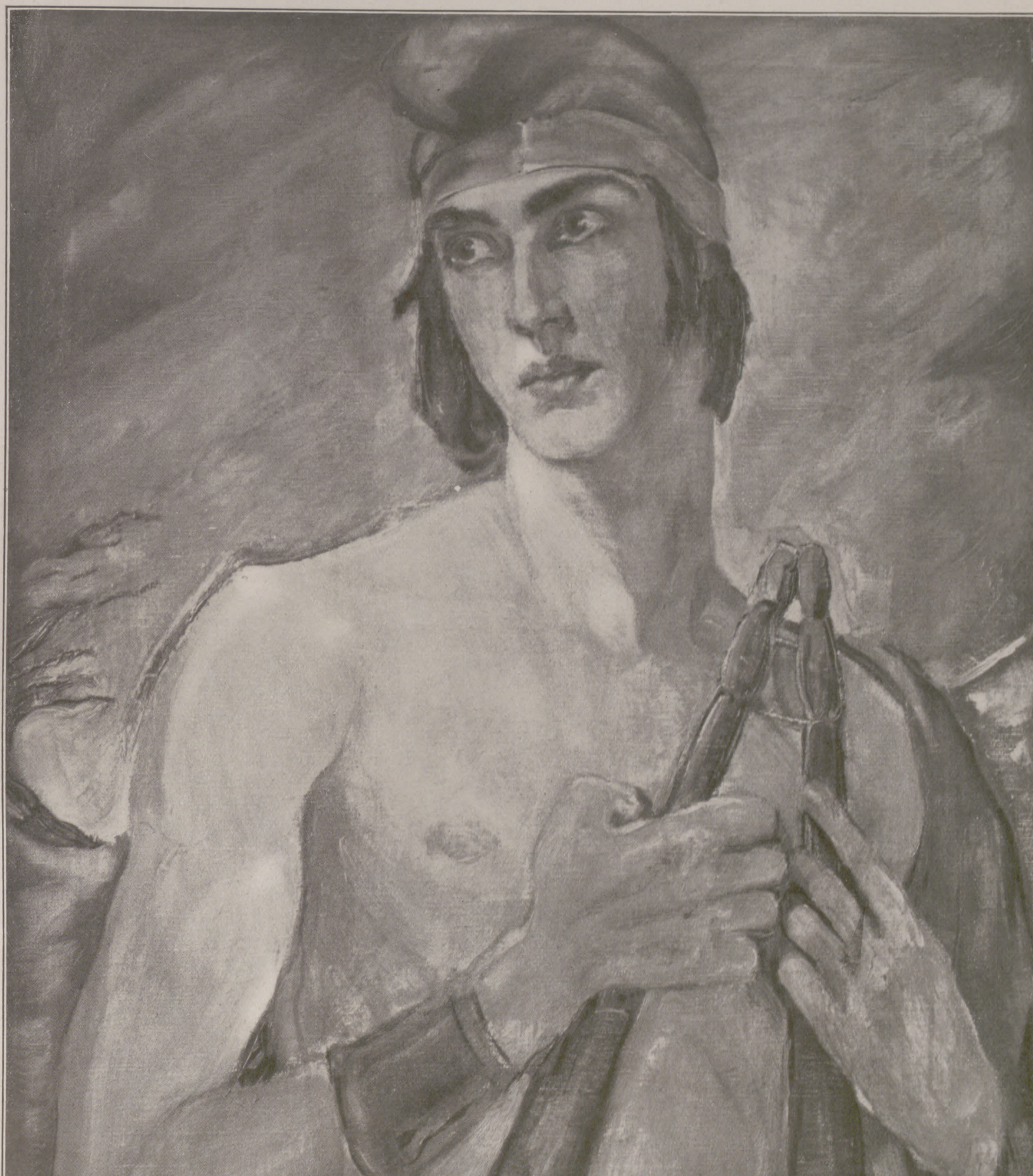


Hautcrème

KHASANA

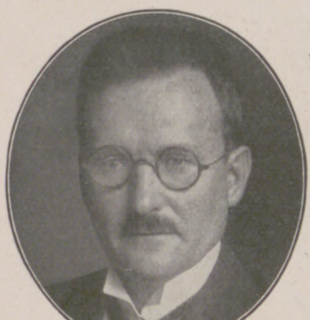
der unvergängliche Duft

Illustrirte Zeitung



Paris mit der Hirtenflöte.

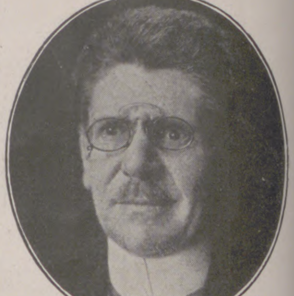
Nach einem Gemälde von Arthur Grunenberg.



Paul Löbe (Soz.), Präsident.



Die Reichstagsabgeordneten beim Verlassen des Domes, in dem der Gottesdienst vor der Reichstagseröffnung stattfand.

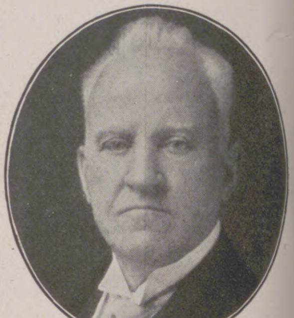


Dr. Johannes Bell (Zentrum), 2. Vizepräsident.



Walther Graef (Deutsch-Nat.), 1. Vizepräsident.

Der Zusammentritt des neuen deutschen Reichstags in Berlin am 5. Januar und das neugewählte Reichstagspräsidium.



Dr. J. Rießer (D. Volksp.), Geheimer Justizrat, 3. Vizepräsident.

Kurioses von der „Sowjetkultur".

Der Bolschewismus ist nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller Hinsicht revolutionär. Das Alte, Bisherige, Hergebrachte in Trümmer zu schlagen, alles, was zu dem verhaßten bürgerlichen Kapitalismus in irgendeiner Beziehung steht, mit Stumpf und Stiel auszurotten, die gesamte bürgerliche, kapitalistische Kultur von der Bildfläche auszulöschen, um an ihre Stelle eine „proletarische Kultur" zu setzen, das haben die Machthaber des Kreml nicht nur von jeher gefordert, sondern auch verwirklicht. Den nachhaltigsten Einfluß bei diesen niederreißenden Bestrebungen üben in Sowjetrußland die kommunistischen Jugendverbände (Komssomolzy) aus. Ihre Angriffe haben sich hauptsächlich gegen die bisherigen Hauptstützen der russischen Kultur, Kirche und Schule, gerichtet, auf die ihr Einfluß geradezu verheerend gewirkt hat. Es soll nicht bestritten werden, daß die proletarischen Kulturbestrebungen der Bolschewisten Neues und Eigenartiges, besonders auf dem Gebiet der bildenden Kunst und des Theaters, hervorgebracht haben, aber dieses Neue ist doch sehr oft mit dem Fluch der Lächerlichkeit behaftet. Einige ausgewählte Beispiele mögen dem Westeuropäer einen Begriff von dieser merkwürdigen Sowjetkultur geben.



Eine der vielen Wohltätigkeitsveranstaltungen in Berlin: Verabreichen eines Topfes Kaffee und zweier Schrippen an jeden Besucher der Zweig-Schrippenkirche in der alten Klosterkirche.

Vor nicht langer Zeit erschien in Rostow am Don ein Buch unter dem Titel „Die neuen Vornamen", in dem der Verfasser über 300 neue sowjetrussische Vornamen aufzählt, die, wie er schreibt, „aufs engste mit der Revolution verknüpft sind und die Hoffnungen der gesamten Arbeiterklasse zum Ausdruck bringen". Über die alten russischen Vornamen, die bekanntlich größtenteils dem Heiligenkalender entstammen, macht er sich natürlich lustig. Die Mehrzahl der neuen Namen bezieht sich auf den Namen Lenin oder die Namen anderer hervorragender Revolutionshelden, z. B. Iljitsch (Vorname Lenins), Ninel (aus Lenin), Wil (aus den Anfangsbuchstaben von Wladimir, Iljitsch, Lenin), Wilen, Lenul (Lenin-Uljanow), ferner Rosa (Rosa Luxemburg), Lunatschara (Lunatscharsky) Dsersh (Dsershinsky, der berüchtigte Chef der Tscheka), Bucharisa (Bucharin), Marxina (Marx), Engfried (Friedrich Engels), ferner gibt es Vornamen wie Avantgarde, Apparat, Kompart, Narkom (Narodnych Kommissarow), Smytschka (Zusammenschluß von Stadt und Land). Im Ussurigebiet tauschte ein kommunistischer Jugendverband sämtliche bisherigen Vornamen gegen kommunistische um, wie Kim (gebildet aus den Anfangsbuchstaben von Kommunistitscheski International Molodjoshi), Sownarkom (Sowjet Narodnych Kommissarow). Einer legte sich sogar den besonders geschmackvollen Vornamen Zirkular zu. Die weiblichen Mitglieder wählten sämtlich den Vornamen Ideja (Idee) und ließen sich zur Unterscheidung Nummern beilegen, so daß es eine Ideja Nr. 1 usw. gibt. Dem Sohn eines kommunistischen Eisenbahners wurden folgende Vor-, Vaters- und Familiennamen gegeben: Kim Iljitsch Lenin — Transportnik — Profinterner. Im Protokoll der kommunistischen Zelle wurden diese Namen folgendermaßen begründet: „Lenin ist die Verkörperung der Partei, Transportnik weist auf die Zugehörigkeit des Kindes zur Berufsklasse der Transportarbeiter hin, Profintern ist die Gewerkschaftsinternationale, und die Endung ‚er' ist angehängt worden, weil alle deutschen Familiennamen auf ‚er' endigen, und weil das Kind im November 1923 geboren wurde, als sich wichtige Ereignisse im Revolutionskampfe des deutschen Proletariats abspielten." Sapienti sat!

Eine äußerst radikale Propaganda für die Notwendigkeit der Körperkultur machten eines Tages in den Straßen Moskaus vier Jünglinge und vier Mädchen, selbstverständlich Mitglieder des kommunistischen Jugendverbandes, also Komssomolzy, die, sämtlich splitternackt, nur eine blutrote Schärpe mit der Aufschrift: „Fort mit dem Schamgefühl!" um die Brust geschlungen, die lebhafteste Aufmerksamkeit des Publikums erregten. Es waren hübsche, von der Sonne braungebrannte, etwa zwanzig Jahre alte Menschen, die unweit des Telegraphenamtes eine Trambahn bestiegen, wo sich alsbald ein Sturm der Entrüstung erhob, so daß schließlich der Wagen halten mußte und ein Schutzmann herbeigeholt wurde. Diesem Hüter der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit wiesen jedoch die Nacktrevolutionäre eine schriftliche Erlaubnis des Moskauer Sowjets vor, die ihnen tatsächlich gestattete, im adamitischen Kostüm durch die Moskauer Straßen zu lustwandeln.



Das Mikrophon als Hilfsmittel zur Ermöglichung des Kirchenbesuches Schwerhöriger.

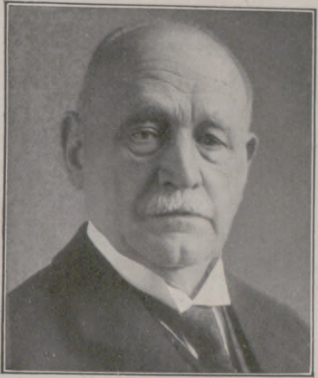
In der St.-Johannis-Kirche in Berlin wurde von der Kanzel bis zu den Bänken für Schwerhörige eine Telephonleitung gelegt, so daß diese mittels der an den Ohren fest anliegenden Kopfhörer das ins Mikrophon auf der Kanzel gesprochene Wort des Predigers gut vernehmen können.



Margarete Behm (M. d. R.),
Vorsitzende des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen, wurde von der Medizinischen Fakultät der Universität Greifswald zum Ehrendoktor ernannt.



Prof. Dr. Ernst Bumm,
Geh. Med.-Rat, berühmter Frauenarzt, Leiter der Berliner Universitäts-Frauenklinik, † am 2. Januar an den Folgen eines Gallensteinleidens in München im 67. Lebensjahr.



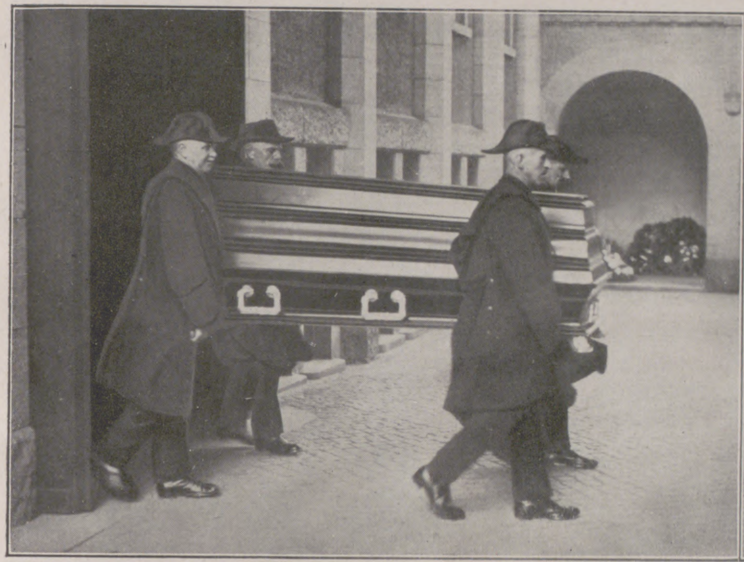
D. Reinhardt Moeller,
Wirklicher Geheimer Oberkonsistorialrat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates, trat nach 33jähriger Tätigkeit im Oberkirchenrat zu Berlin in den Ruhestand.



Ferdinand Löwe,
Direktor der Wiener staatlichen Musikakademie und Direktor des Wiener Chorvereins, der berühmte Brucknerdirigent, † am 6. Januar zu Wien im Alter von 60 Jahren.



Elisabeth Freifrau v. Heyking,
die Verfasserin d. weltberühmten „Briefe, die ihn nicht erreichten“, † in der Nacht zum 5. Januar zu Berlin, 63 Jahre alt. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)





Die Beisetzung des Generalmajors Maercker auf dem Urnenfriedhof in Dresden-Tolkewitz am 3. Januar: Links: Überführung des Sarges zur Kapelle. — Rechts: Vorbeimarsch der Reichswehr.



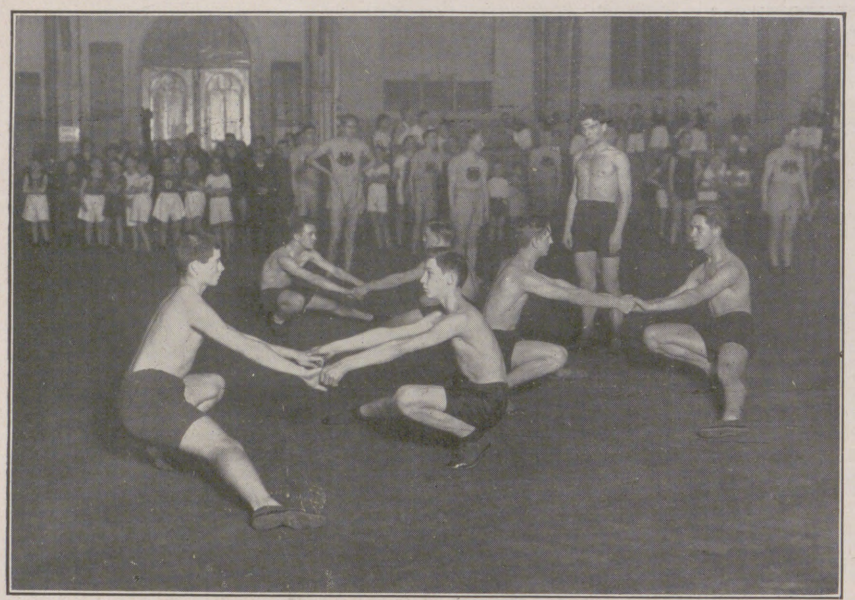


Von den politischen Unruhen in Italien: Eine Straßenszene in Rom. — Links nebenstehend: Die große Unwetterkatastrophe in England: Blick auf die Themse an der Cleopatra-Säule in London. Seit 1893 hat die Themse einen solchen Wasserstand nicht wieder erreicht.





Links: Von der Konferenz der alliierten Finanzminister in Paris unter dem Präsidium Clémentels: Blick in den Sitzungssaal. — Rechts: Zum Abschluß der Antibolschewistischen Alliance, an der vor allem Bulgarien und Rumänien beteiligt sind: Der rumänische Außenminister Duca (links) mit dem bulgarischen Ministerpräsidenten Bankoff nach dessen Ankunft auf dem Bahnhof in Bukarest.





Links: Die neuzeitlichen Turnvorführungen des Verbandes Brandenburgischer Athletik-Vereine in der Turnhalle Prinzenstraße zu Berlin am 4. Januar: Gymnastische Turnvorführungen einer Jugendabteilung. — Rechts: Zum Eishockey-Freundschaftsspiel zwischen dem Berliner Schlittschuhklub und der Oxford-Universität anläßlich des Internationalen Eishockey-Turniers um den Pokal von Davos: Dr. Holsboer vom Berliner Schlittschuhklub wird nach dem Siege Berlins über Oxford (7 : 2) von sportbegeisterten Freunden über die Bahn getragen. Sieger im Internationalen Eishockey-Turnier wurde die Oxford-Universität, da Berlin nicht dem Internationalen Eishockey-Verband angehört. Berlin hat sich aber in dem Freundschaftsspiel als die beste Eishockey-Mannschaft Europas erwiesen.

Derartige Fälle von Nacktkultus haben sich übrigens oftmals ereignet. Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß der Kommissar für Volksgesundheit, Semaschko, sich im Gegensatz zu dem Moskauer Sowjet nachdrücklich gegen derartige Extravaganzen ausgesprochen hat.

Die öffentliche Verhöhnung der Religion und der orthodoxen Kirche gestaltet sich bei den großen Kirchenfesten, Weihnachten und Ostern, zu gewaltigen kommunistischen Volkskundgebungen, und die Spalten der Sowjetblätter sind dann stets angefüllt mit den begeisterten Schilderungen derartiger revolutionärer Demonstrationen. In Leningrad fand zu Ostern vorigen Jahres „der Ansturm gegen den Himmel" an 120 Punkten statt, d. h. hier wurden Versammlungen des „Komssomol" abgehalten, die von 150000 Jugendlichen besucht waren. Über den Hergang der kommunistischen Osterfeier in Leningrad berichtete die „Prawda", das Hauptorgan der Partei: „Die Komssomol-Ostern gestalteten sich zu einem wahren Triumph des Verstandes. Es wurden von den Komssomolzy selbstverfaßte Theaterstücke aufgeführt, wie z. B. ‚Das Wunder', ‚Der Sturm gegen den Himmel', ‚Der Apostel Petrus' u. a. Auf allen Punkten wurde die Feier durch einen Vortrag eines Parteigenossen eingeleitet. Auf der Chalturinschen Fabrik wurde eine Gerichtssitzung inszeniert, auf der als Angeklagte die Bibel figurierte, deren Rolle von einem Arbeiter gegeben wurde. An die Angeklagte wurden Fragen gerichtet, die sie mit Textstellen aus dem Alten und Neuen Testament beantwortete. Diese Antworten wurden von dem Ankläger — der Wissenschaft — ohne große Mühe widerlegt und herzlich belacht. Das Urteil lautete: ‚Die Bibel muß vernichtet werden und aus allen Bibliotheken verschwinden; nur so viele Exemplare sollen übrigbleiben, wie zu wissenschaftlichen Studienzwecken erforderlich sind.'" Mit Bedauern müssen aber die Sowjetblätter feststellen, daß die Kirchen an den Feiertagen überfüllt waren. Man ist daher in letzter Zeit, wenigstens höheren Orts, bemüht, den Bauer, der doch nun einmal die Masse des russischen Volkes ausmacht, in religiöser Hinsicht nicht mehr so sehr zu verärgern.

Obgleich, wie Gorki berichtet, Lenin Tolstoi äußerst schätzte und verehrte, hat es doch nach dem Tode Lenins dessen Frau fertiggebracht, einen Prozeß gegen den bereits vor 13 Jahren verstorbenen Tolstoi vor dem Moskauer Volksgericht anzustrengen, der sich gegen die Werke Tolstois richtete, die Frau Lenin „als Gift, ärger als Opium, und erfüllt mit kleinbürgerlichen Tendenzen" bezeichnete. Bei der Verhandlung erklärte sie: „Unsere Aufgabe ist es, das russische Volk vor dem schädlichen Einfluß Tolstois zu schützen. Deshalb beantrage ich, daß Tolstois Werke konfisziert werden, vor allem seine Romane ‚Anna Karenina' und ‚Auferstehung'." Ihre Rede machte auf die Zuhörer großen Eindruck. Die Verteidigungsrede hielt der Kommissar für Bildungswesen, Lunatscharski, der ausführte: „Ich soll Tolstoi verteidigen in einem Gebäude, wo der Geist Lenins herrscht, und die öffentliche Anklage sagt mit Recht, daß die Werke Tolstois ‚Anna Karenina' und ‚Auferstehung' der bürgerlichen Weltanschauung Ausdruck verleihen. Ich will Tolstoi nicht verteidigen, bitte aber das Volksgericht um Milderung des Urteils, weil der Beschuldigte zu einer Zeit lebte, da eine Diktatur des Proletariats und seiner Kultur noch nicht bestand. Ich bin der Ansicht, daß wir dem Gift in Tolstois Ansichten wehren müssen, denn wir haben heute unseren eigenen Tolstoi, Dostojewski und Turgenjew — das sind Lenin, Bucharin und Sinowjew." Das Gericht verkündete dann nach kurzer Beratung folgendes Urteil: „Leo N. Tolstoi, ehemaliger zaristischer Offizier und Großgrundbesitzer, vor 13 Jahren verstorben, ist schuldig, Schriften verbreitet zu haben, welche die Weltanschauung der Bourgeoisie predigen. In Anbetracht dessen, daß Tolstoi im Zeitalter der bürgerlichen Kultur lebte und Lenins große Ideen nicht kannte, beschließt das Gericht, daß aus allen öffentlichen und privaten Bibliotheken wenigstens diejenigen seiner Bücher ausgeschaltet werden sollen, die auf das Volk einen verderblichen Einfluß auszuüben vermögen. Darum werden diese seine Werke konfisziert und vernichtet werden. Das eingestampfte Papier muß dann zu neuem Papier verarbeitet werden, für den Druck der Bücher Lenins, Sinowjews und Bucharins. Dieses Urteil soll unverzüglich vollstreckt werden."



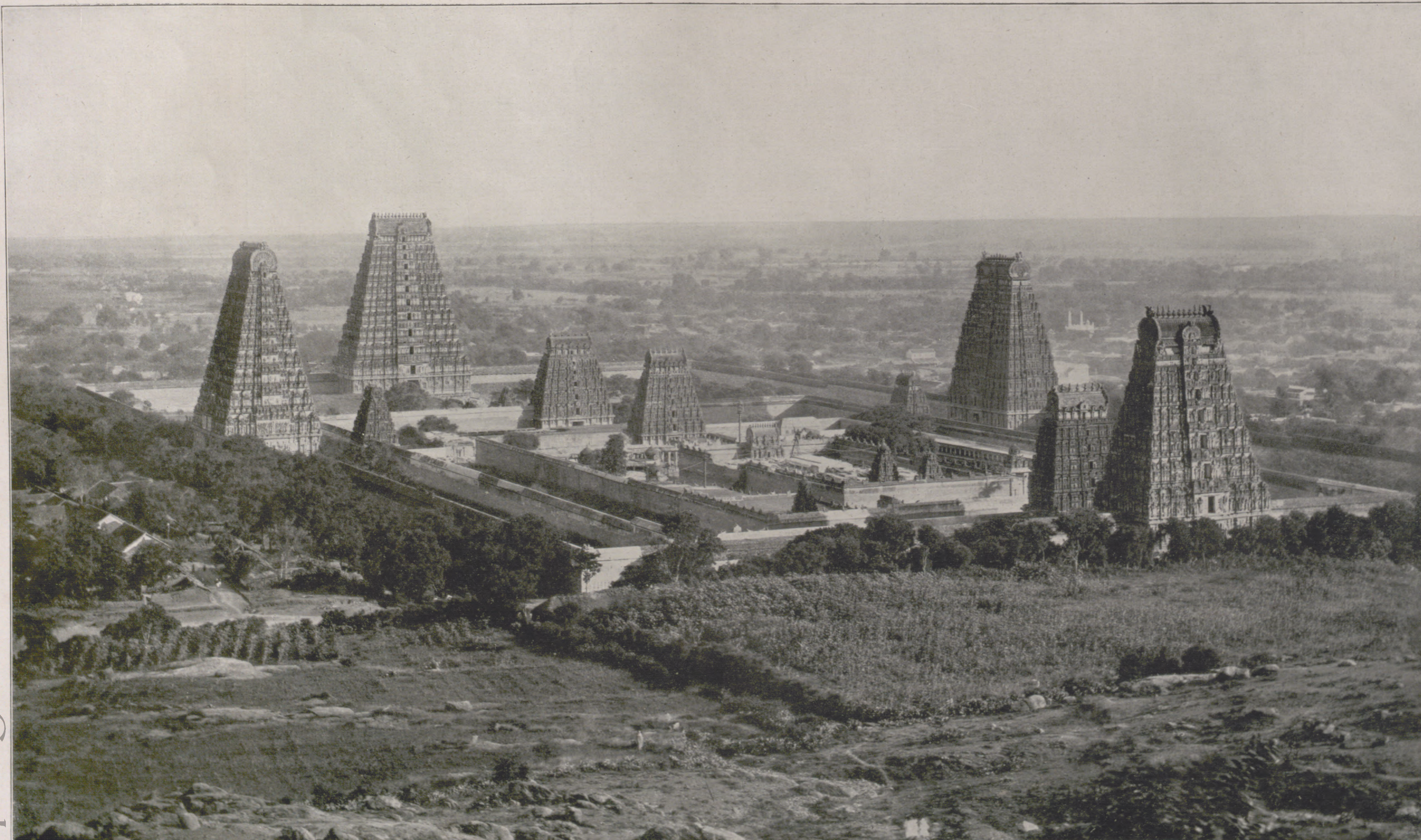
Von der Uraufführung des Spiels „Der Kreidekreis" nach dem Chinesischen von Klabund in der Schauburg zu Hannover am 3. Januar: Tschang Haitang (Friedel Mumme) und ihr Bruder Tschang Ling (Fritz Reichert) sind auf dem Wege nach Peking im Schneesturm vor Erschöpfung zusammengebrochen (IV. Akt). Regie: Dr. Rolf Rönnecke.

Ein überaus eigenartiges Experiment stellt die Kinder-Sowjetrepublik Leninsk in der Nähe von Kiew dar, die dazu dient, echte Bolschewisten heranzuzüchten, die später verantwortliche Stellungen im Staate einnehmen sollen. Diese Kolonie beherbergt 862 Kinder, 70 Erzieher und fast ebenso viele niedere Angestellte. Die gesamte Verwaltung dieser Kolonie liegt jedoch in den Händen der Kinder selbst, die in einzelne Gruppen, sogenannte „Kollektive", eingeteilt sind. In jedem Kollektiv gibt es mehrere Kommissionen, wie eine Schul-, Küchen-, Wäsche-, Bäckereikommission, deren Vorsitzende das Exekutivkomitee des Kollektivs bilden. Jedes Kollektiv sendet mehrere Vertreter in den Sowjet von Leninsk, aus dessen Mitte dann das Zentralexekutivkomitee gewählt wird. Um sich in der Dialektik im bolschewistischen Sinne zu üben, finden regelmäßig Diskussionsabende statt. Auch eine Zeitschrift wird unter dem Namen „Leninsk" in einer Auflage von 300 Exemplaren herausgegeben, deren sämtliche Beiträge von den Kindern geliefert werden, und die von ihnen in einer eigenen Druckerei gesetzt und gedruckt wird. Die in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel berühren Fragen aus dem Leben der Kinderrepublik, aber auch die schwierigsten sozialistischen Probleme werden hier von den Kindern behandelt. Wie, kann man sich leicht vorstellen! In der Schule gibt es keine Klassen, sondern nur „Kabinette" für die einzelnen Fächer. „Die Schüler", schreibt die „Iswestija", „können ihre Zeit verbringen, wie sie wollen; sie können, solange es ihnen gefällt, in einem beliebigen Kabinett arbeiten, nur müssen sie am Ende eines jeden Monats eine Prüfung im Rahmen des geforderten Programms bestehen." Neben diesen Kabinetten gibt es noch Werkstätten zur Ausbildung der Handfertigkeit der Kinder. Bei den in die umliegenden Dörfer unternommenen Ausflügen treten die Zöglinge als kommunistische Agitationsredner auf!

W. L.



Ein neues „Gesellschaftsspiel": Autorennen im Ballsaal. Szene aus dem Eichberg-Film „Die Motorbraut".



Indische Tempelanlage: Blick auf die Tempelbauten von Tiruvannamalai in Südindien.

Nach einer photographischen Aufnahme von Erwin Drinneberg.

Bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. läßt sich die Geschichte der Baukunst in Indien verfolgen. Sie nimmt in ihrer höchsten Entwicklung, die bis zum Einbruch der Mohammedaner im 11. Jahrhundert dauerte, die hervorragendste Stellung unter den bildenden Künsten dieses Landes ein. Dem tiefreligiösen Sinn der Inder gemäß äußerte sich der Ausdruck architektonischen Könnens besonders in Tempeln und Pagoden, die in ihrer ornamentalen und bildnerischen Ausstattung einen erhebenden Anblick gewähren. Vielfach finden sich ganze Anlagen von solchen Kultgebäuden, die auf den Europäer äußerst eindrucksvoll wirken. Eine der prächtigsten dieser Architekturgruppierungen bildet die Tempelanlage in Tiruvannamalai bei Madras in Südindien.



Frauenbildnis (die Gattin des Künstlers).

Nach einem Gemälde von A. Paul Weber.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter

(2. Fortsetzung.)

Der Abschreiber seufzte. Ein Mitgefühl für seinen Vater stieg in ihm hoch. War es nicht kindliche Pflicht, einen älteren, als Offizier verdienten Herrn von der Veröffentlichung einer derartigen „wissenschaftlichen" Arbeit abzuhalten? Max goß sich Wein ein, unterbrach die Schreiberei, wandelte im Zimmer auf und ab, trat an ein Fenster.

Wolkenfetzen jagten über den nächtlichen Himmel. Der Sturm brauste. Der weite Platz vor dem Hause war völlig menschenleer. Es mußte schon nach Mitternacht sein.

Ob Marie Luise wohl schlief? Oder ob sie die Freude auf die Reise unruhig machte? Licht zog über Maxens Gesicht. Wenn sie nur erst da war! Dann wollten sie lachen über all den Unsinn. Wenn sie lachend und froh miteinander vor die Väter traten, würden dann nicht ihre grämlichen Stirnen sich entwölken? Max pfiff ein Liebesliedchen, seufzte und begab sich wieder zu der Schreiberei zurück. Er blätterte in den Papieren, zählte erleichtert — er mußte nur noch sieben Folioseiten abschreiben — und setzte die Feder wieder an.

Ah! Da kam die Wendung. Das französisch verfaßte Original und die Abschrift des „Brieferls", von dem heute der Vater gesprochen, lagen da.

„Mein Herr Oberst, Herr Baron,

auf Ihre sehr schmeichelhafte Frage, die mich ungemein ehrt, antworte ich Ihnen sehr gern, was ich weiß. Obwohl heute sechsundsechzig Jahre alt, erinnere ich mich doch gut, daß im Jahre 1824 sich zu Missolunghi ein junger Bildhauer griechischer Nation aufhielt. Man nannte ihn den Pilger, weil er immer von seiner abgelegenen, uns unbekannten Wohnung in den Sümpfen herübergelaufen kam, den Lord zu erblicken. Er versuchte mehrfach Annäherungen an Fletcher, den Kammerdiener Sr. Lordschaft. Doch Fletcher sprach nur englisch und war überhaupt sehr unzugänglich. Einmal jedoch gab Herr Graf Pietro Gamba dem Pilger eine Audienz. Seine Lordschaft waren schon zu leidend, um einem Künstler zu sitzen. Der Bildhauer sagte meinem damaligen Kollegen (wir waren Angestellte des Traiteurs), er mache das Bild Lord Byrons aus dem Gedächtnis. Ich erinnere mich des Pilgers gut. Er war nicht arm, denn er brachte uns einmal vorzüglichen Wein mit. Doch nannte er nie seinen Namen. Ich hoffe, daß diese meine Mitteilungen Ihnen, Herr Baron, von Nutzen sein können.

Ihr liebenswürdiges Schreiben traf mich nicht mehr in Athen, ich bin durch Erbschaft in den Besitz des Hotels Ifigenia in Brindisi gelangt, wo es mich außerordentlich ehren würde, den edlen Herrn Baron als Gast zu begrüßen.

Genehmigen Herr Baron den Ausdruck meiner tiefsten Ehrerbietung

Alexandre Chrysilenti
Propriétaire."

Der Sohn sah auf die Federzüge des einstigen Küchengehilfen, die seinem Vater den Beweis für seine Behauptungen gaben.

Was würden andere Menschen dazu sagen? Immerhin, es war wenigstens der Nachweis, daß es zu Missolunghi einen Bildhauer, beschäftigt mit einer Byronbüste, gegeben. Seufzend schrieb Max die väterliche Übersetzung des Hotelwirtbriefes ab.

Es war gegen drei, als er den letzten Federzug tat. Er taumelte in sein Zimmer, legte Marie Luises Brief unter sein Kopfkissen und schlief ein.

Als der gute Max wieder erwachte, wurde er gebeten, sich rasch zum Mittagessen anzuziehen. „Beeile dich," rief der Oberst, „du kannst unrasiert kommen, denn es ist Kriegszeit."

Ja, es schien wahrhaftig Kriegszeit. Neben den Gedecken lagen die ersten Bürstenabzüge aus der Druckerei. Sie wimmelten von Fehlern. „Ich habe Dampf dahintergemacht. Zum Glück gibt es gerade zwei stellungslose Setzer in der Stadt, die eingestellt wurden. Wir müssen heute und morgen den ganzen Tag korrigieren!"

IV.

Zu Meiningen gab es auch eine Schreibstube, eröffnet von dem Konsul Freiherr von Bülow. Seine Kanzlistin hatte es aber äußerlich leichter als ihr guter Max; sie mußte nur Adressen liefern. Sie waren auf einer langen Liste aufgezeichnet und umfaßten alle gelehrten Gesellschaften und Universitätsprofessoren der Kunstgeschichte und Altertumskunde Deutschlands. Ferner war der deutsche Adel hinzugezogen, sofern er nicht nur seinen Weizen baute, sondern auch mal ein Buch las. Es handelte sich also um eine sehr große Anzahl von Adressen.

Marie Luise von Bülow tat ihre Arbeit in einer höflichen Gelassenheit. Ihre schmalen, schönen Hände ergriffen immer wieder eine Broschüre, ihre dunklen Augen überblickten die vom Verfasser eingeschriebene Widmung. Dann wurde das Exemplar in einen Umschlag mit dem Monogramm des Vaters und der Freiherrnkrone gesteckt, von einem Schnürchen umkreuzt und mit der Adresse versehen. Während dieser stillen Beschäftigung sah Marie Luise ab und zu auf ihren Vater, der an der Schmalseite des langen Tisches saß und unermüdlich neue Widmungen schrieb.

Baron Bülow war guter Laune. Sein schmales Diplomatengesicht hatte etwas Farbe und anscheinend weniger Fältchen als sonst. Die kleinen Bartstreifen an den Wangen und über der Lippe zeigten sich noch blond, schienen nur ein wenig überpudert. Das Monokel sprach von Unternehmungslust, die zu den überfeinen, fast ein wenig altdamenhaften Zügen sich ganz gut anließ.

Wie mache ich es denn nur? dachte Marie Luise zum hundertstenmal. Die Broschüre dürfte nicht in alle Welt gesandt werden. Wäre sie lediglich eine dilettantenhafte Plauderei gewesen, so hätte es ja noch angehen mögen. Aber die Verspottung eines alten Freundes durfte sich ein Bülow nicht leisten. Auch wenn dieser Freund keinen Sohn Max hätte! Marie Luise ersehnte all jene Zufälle herbei, die in ratloser Lage schon so oft gehofft wurden: einen kleinen Zimmerbrand, der Aufschub brachte; eine Sensationsnachricht, die völlig ablenkte; ein Telegramm, das zu sofortigem Aufbruch rief, oder auch nur einen Besuch, mit dem man sich jede Minute beschäftigen müßte. Sie horchte, ob die Hausglocke nicht ging; ja, sie hörte sogar auf die Schritte der Vorübergehenden vor den Fenstern. Dann wieder maß sie mit den Augen die Broschürenstöße ab. Wenn sie sich erbot, sie selbst zur Post zu tragen, und sie dann bei einer Freundin zur Verwahrung deponierte? Dies schien ihr der letzte Ausweg. Bis die Antworten der Beschenkten nicht einliefen und der Vater seine höflichen Karten schrieb, ob nicht Postverlust vorläge, kam das Erlebnis des Aufenthaltes in Bamberg dazwischen. Und damit doch wohl die Entscheidung.

Marie Luise war schon mehrmals fest entschlossen gewesen, es so zu machen. Aber es bedeutete doch schließlich einen Betrug. Und eine Bülow tut so etwas nicht. Aber, du lieber Himmel, es war doch recht schwer für eine Neunzehnjährige, zwei Väter zu beschützen, den einen vor einem Fauxpas, den anderen vor einer Verspottung.

„Papa," rief sie plötzlich, sprang auf und reckte ihre vornehme, schlanke Gestalt, „ich habe solche Sehnsucht ins Freie. Wir müssen auch noch Briefmarken holen, der Vorrat reicht nicht. Komm doch mit in den Englischen Garten."

Baron Bülow lächelte leicht. „Wie, mein liebes Kind, bei diesem schauderhaften Wetter sollen wir promenieren? In Gummischuhen und mit dem Waterproof? Welche Idee! Was du immer für emanzipierte Gedanken hast."

Wie hübsch, daß er wenigstens nicht „Reverien" sagt, dachte die Tochter. Sie litt unter der zeitgemäßen Liebhaberei des Papas für französische Floskeln wie Max unter dem gelegentlichen Altbayrisch des Vaters.

„Ach, komm", sagte sie. „Ich möchte noch nach den Pferden sehen. Im Stall ist es schön warm. Wir erzählen Norman und Pußta, daß wir morgen früh einen feinen Ritt machen. Du bist so überanstrengt, Papa. Du mußt mal heraus aus der ewigen Schreibarbeit."

Sie trat frisch und herzlich zu ihm, ließ das Feuer ihrer schönen, dunklen Augen spielen und die Altstimme ein wenig schmeicheln.

„Wie? Wo ich mit einer äußerst wichtigen Sache ganz beschäftigt bin, soll ich ausreiten? Und jetzt in den Stall gehen? Du behandelst die Pferde wie Prinzen."

„Deine Vergleiche sind entzückend, Papa", lächelte die Tochter, beugte den kleinen Kopf mit der Überfülle braunen, gewellten Haares und nahm dem Vater sanft die Feder aus der Hand. „Im Zwielicht verdirbt man sich die Augen. Du hast heute genug gearbeitet. In Wahrheit, Papa, wir müssen noch zu deinem Schneider gehen. Die Sachen für Bamberg, besonders die Fracks müssen aufgebügelt werden. Hilmar macht es einmal nicht richtig."

Das wirkte. Der Baron vergaß für den Augenblick die Broschüre und beredete Toilettenfragen. Aber dann war er doch nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen.

„Es ist Teezeit", sagte er. „Erlassen wir uns um der dringenden Geschäfte willen das Umkleiden. Wenn du gestattest, komme ich, wie ich bin, in deinen Salon."

Auch gut. Marie Luise zündete die Flamme unter dem alten russischen Samowar an, bereitete die Sandwiches, die man nicht Butterbrote nennen durfte, und stellte mit der unerläßlichen Dienerhilfe alle Bülowsche Pracht aus Silber auf den Teetisch. Baron Bülow hatte stets die Gebärden, als befände er sich in großem Kreise. Er war immer in Hofluft. Seine Tochter, die lieber ritt, las oder wanderte, als in seidenen Gewändern im Knickse vor durchlauchtigsten Herrschaften oder Hoheiten zu versinken, hatte ihre Frische aus dem anderen Blut der mütterlichen Abkunft. Marie Luise wartete in Geduld, bis der Papa fragte, ob sie gestatte, daß er rauche, und sah gefaßt dem größten Umstand zu, bis die Zigarre abgeschnitten, das Spitzchen zur Bereicherung von Waisenhäusern verwahrt war, und bis die Lampe

brannte, die man „rauchverzehrend" nannte. Dann, als endlich jene Wölkchen aufstiegen, um durch die kunstreiche Erfindung eines Platinröstchens sofort vernichtet zu werden, sagte Marie Luise wie lässig:

„Ich merke erst jetzt, was für ein schweres Leben die Gelehrten haben. Da schreibt man ein Werk, wie du deine Broschüre, Papa, und dann kommen die Rezensenten und fallen darüber her. Es sind doch wohl nie Herren von Familie. Niemand würde sich gestatten, über deine Lebensführung, deine Berufstätigkeit eine Kritik zu äußern. Nur der König oder der Herzog waren zu letzterem befugt. Aber sobald du etwas drucken läßt, kann jeder hergelaufene Mensch sich anmaßen, deine Ruhe zu stören."

Sie sagte es ein wenig wehleidig, kam sich wie eine Komödiantin vor, und wußte doch, wenn je, heiligt hier der Zweck das Mittel.

Der Baron legte die Zigarre fort und rieb nervös seine ringbeschwerten Hände aneinander.

„Peinlich genug, aber que faire?"

Marie Luise rückte an der Kristallflasche mit Curaçao.

„Ein wenig in den Tee, Papa, nicht wahr? — Es wird nicht angenehm sein, wenn während unseres Aufenthalts bei den griechischen Majestäten die Zeitungsrezensenten Angriffe bringen. Und da Rezensenten ja vom Angriff leben, bleibt dieser gerade den geistvollen Veröffentlichungen nicht erspart."

Der Baron sprang auf. Er durchmaß, lautlos über orientalische Teppiche schreitend, das Zimmer.

„Verzeih. Was du da sagst, ist nicht ohne Richtigkeit."

„Besonders, weil König Otto sehr die Ruhe liebt. Natürlich muß deine Arbeit herauskommen. Aber sollten wir nicht warten, bis wir in Bern sind? Dort, unter den vielen neuen Eindrücken und in deiner alten, dir so lieben Gesellschaft, wirst du lächelnd das lesen, was dich hier in Deutschland doch zuweilen ärgern könnte. Denke nur daran, wie es dich voriges Jahr erregte, als die Münchener Presse es wagte, den jungen König Ludwig wegen seiner Begeisterung für die Kunst Richard Wagners anzugreifen. Was dich zu deiner Broschüre veranlaßte, ist ebenfalls Kunstbegeisterung —"

Der Baron hatte sich wieder gesetzt. „Dem bietet ein Edelmann die Stirn", antwortete er stolz. „Aber, immerhin, ich muß deinen Weitblick loben, mein liebes Kind. Es wäre vielleicht nicht ganz delikat, wenn die griechischen Majestäten gerade während unseres Aufenthalts am Hofe das unvermeidliche Zeitungsgewäsch über meine Arbeit lesen müßten. Ich werde mir, was du sagst, durch den Kopf gehen lassen. Es beschlafen. La nuit porte conseil."

Und er lehnte sich ein wenig ermattet zurück. Es war, als habe grauer Puder sein Gesicht bestäubt. Leises Mitleid überschlich die Tochter. Man sah zuweilen Papa seine sechzig Jahre an. Sah den kommenden Abstieg nahen. Warum durfte sie in dieser abendlichen Stunde nicht so sein, wie es natürlich gewesen wäre? Dem Vater sagen, so wie dich die Mutter geliebt hat, so liebe ich nun meinen Max? Sag' doch ja zu unserem Glück, das dann erst vollkommen sein kann. Laß diese unglückliche Streiterei um ein zerbrochenes Marmorbild. Laß den Lebenden ihr Recht.

Aber sie wußte zu genau, dieser einfache Weg ließ sich nicht beschreiten. Zu früh außer Dienst gestellt, hatte sich der Vater in die Büstenangelegenheit verrannt, die er als eine öffentliche betrachtete. Für den Sohn seines Gegners konnte er nicht durch Bitten und Worte gewonnen werden. Da mußte wohl ein Wunder eintreten.

„La nuit porte conseil?" wiederholte sie zum letzten Wort. „Ach, Papa, ich glaube, der gute Rat ist schon gefunden! Ich mache heute abend noch alles postfertig und packe es dann in den großen Koffer. Kurz vor unserer Abreise von Bamberg bewirken wir die Absendung. Das bedeutet nur eine Verzögerung von vierzehn Tagen, und jede Unannehmlichkeit ist dann ausgeschlossen."

Baron Bülow umarmte seine kluge Tochter. — —

Am übernächsten Tage saßen Bülows im Zuge.

V.

Der gute Max schien mit einer Verfrühung der Königlich Bayrischen Eisenbahn zu rechnen. Denn schon eine Stunde vor der normalen Zeit lief er auf dem Bahnhof von Bamberg umher. Nicht in Uniform, sondern in einem Zivil, das man die derzeitige Bayrische Nationaltracht nennen konnte. Ein weiter Stehkragen mit einem fingerbreiten schwarzen Selbstbinder erhob sich aus der Fülle des überweiten, rauhen dunklen Überziehers. So trug sich der junge König. Das aufstrebende bayrische Kunstgewerbe hatte sich noch nicht der Herrenkleidung bemächtigt, der alte, ehrliche, geräumige Münchner Schnitt war guter Ton. Nur Diplomaten waren so unpatriotisch, ihre Kleider in London oder Wien machen zu lassen. Ein runder schwarzer Filzhut, ebenfalls im königlichen Geschmack, deckte Maxens Blondhaar. Er sah nicht anders aus als alle bayrischen Herren: wie in erborgtem Zeug. In Uniform zu kommen, wäre freilich schöner gewesen. Doch Papa Bülow sollte nicht sofort an den unerwünschten Freier erinnert sein, wünschte Marie Luise. Und wenn Gäste vom Hof eingeholt werden, dürfen sich andere Personen nicht dazwischendrängen. Also, die Liebenden würden keine Worte, nur Blicke tauschen können. Doch wenn Marie Luise in ihren Residenzgemächern angelangt war, dann würde Kilian, der Sohn des Stallmeisters, auftreten und mit den respektvollsten Grüßen seiner Mutter, der Aushilfskammerfrau, einen Rosenstrauß überreichen. Oh, dieser Rosenstrauß im November! Er hatte eine ganze Geschichte!

Bekanntlich wohnen vor Bambergs Mauern die Gärtner. Ihre Siedelungen umgürten die Stadt und machen sie fast ebenso berühmt wie der Dom. Ganz Franken und halb Thüringen versorgen die Bamberger Gärtner mit Obst, Gemüse und Blumen, und nur jene andere Stadt, die auch einen Dom aufzuweisen hat, das alte Erfurt, ist ihnen Konkurrenz. Die Gärtner von Bamberg bürden zum Fest der Kräuterweihe oder Mariä Himmelfahrt sich und das Bild der Madonna bekränzen und es durch die Straßen und die Augustsonne tragen.

Man hatte viele von ihnen gekannt. Aber die ganze Fülle von Repräsentanten und Repräsentantinnen der Zunft war erst gestern und heute morgen vor seine Augen getreten. Das kam von dem Rosenstrauß! Gemeinhin denkt der Mensch, des Sommers berühmte letzte Rose entblättert sich in ersten Oktoberschauern. Der gute Wichie hatte Max belehrt, daß man auch im Dezember noch Rosenknospen finden kann, bis man die Stämme eindeckt. Und so waren die Freunde durch den Gartenring gezogen, der Bamberg umgibt. Der immer schwerer werdenden Stiefel ungeachtet, war es sehr hübsch gewesen. Mittels des Besuchs von dreißig bis vierzig Gärten, die in Novemberfeuchte fast ertrunken schienen, war ein Strauß von zwanzig Knospen und sechs noch halbwegs erblühten Rosen zustande gekommen, der sich sehen lassen konnte. Nur würde ihm ein geheiztes Zimmer schaden, wußte Wichie. Daher dürfe das „Bouquet" erst abgegeben werden, wenn die Herzensdame eingezogen war. Und dann fand sie ein Billett darin, das sie bat, am nächsten Morgen im so nahe gelegenen Dom die Messe zu hören. Die Nachricht, ob sie einwilligen würde, brauchte Marie Luise keinem Boten anzuvertrauen. Denn, o Glück, eines ihrer Fenster ging auf das Rosengärtlein der einstigen Fürstbischöfe hinaus. Und den Schlüssel zu diesem Rosengärtlein hatte Max in seine Hände gebracht.

Er lachte. Der Novembersturm jagte über den Bahnsteig und trieb Menschen zur Eile an, die einem Personenzug aus Nürnberg entstiegen. Dann lag der Bahnhof wieder still. Die Uhren gingen nicht vorwärts. Endlich hörte Max das weiche Anrollen eines Hofwagens. Und endlich erschien im Glanze seiner blausilbernen Livree und mit dem Lackhut ein königlicher Lakai, dem langsam und fröstelnd der dienstituende königliche Kammerherr Baron Leisner zur Seite der Hofdame Gräfin Reventlow folgte. Beim Anblick dieser Gestalt schwoll Max das Herz — nicht aus Neigung für die Gräfinwitwe, sondern weil es eine große Ehrenerweisung war, daß sie die junge Baronesse einholte. Er trat beiseite, unters Publikum, um nicht bemerkt zu werden.

Der Zug fuhr ein. Max mußte an sich halten, daß er nicht dem Lakaien nachstürzte, der rotsamten sich öffnenden Wagentür zu.

Und dann sah er Marie Luise. Sie hatte einen raschen Blick über den Bahnsteig geworfen — ihn aber noch nicht gesehen. Nun mußte sie Gräfin und Kammerherrn begrüßen. Oh, wie entzückend sie war! Wie strahlend sie aussah! Gekleidet nach der Reisemode, erfunden von der Kaiserin Eugenie: ein winziges Filzhütchen auf dem reichen, dunklen Haar, gestickte, herrenartige Wäsche an Hals und Handgelenken, die nicht zu ausschweifende Krinoline mit Grazie meisternd, von dem halblangen, weiten Samtmantel weich umhüllt, machte sie die wunderschönste Verbeugung und einen etwas oberflächlichen Handkuß. Die Hofdame deutete eine Umarmung an, und der Kammerherr schien vergnügt. Auch Papa Bülow. Er ging nun mit der Gräfin voraus. Marie Luise aber rief dem Kammerherrn etwas zu, deutete in die Natur, lenkte seine Blicke auf Wolken oder Bäume — und reckte den schlanken Hals. Da endlich sah sie Max. Sie hob die schmale Hand, er war durch ihren Blick sekundenlang im Paradies — und dann sah er nur noch ihren Mantel, die stolze Nackenlinie — stürzte durch den Bahnhof und konnte noch einmal ihr Lächeln sehen, ehe sie in die Hofkutsche stieg. — Der Lakai sprang auf den Bock — die Räder rollten.

„Bist du es, Elfe von Brabant,
Erkennst du mich als deinen Liebsten an?"

variierte Max und dachte nicht daran, daß ein königlicher Leutnant, der auf der Straße singt, vielleicht auffällt. Er ging nach Hause. Die Dunkelheit brach rasch herein. Max hatte vor, mit dem Vater zu essen und ihm dann zu sagen, daß er den Abend bei Freund Seiling verbringen wolle. Denn: um Mitternacht würde er unter Marie Luises hochgebauten Fenstern stehen, berichtete ihr das Billett im Rosenstrauß.

Als Max seine Wohnung erreichte, fiel ihm im Arbeitszimmer des Vaters eine gewisse Unordnung auf. Die Etuis seiner Orden standen offen und leer auf dem Schreibtisch, frische und angebrauchte Handschuhe lagen umher. Im Schlafzimmer verstärkte sich der Eindruck, daß der Vater einen wichtigen Besuch mache. Der neue Frackanzug war herausgelegt, ebenso Uniformstücke. Die Galauniform fehlte. Was bedeutete das? Max rief unruhig die alte Wirtschafterin.

„Herr Baron sind auf die Residenz gefahren, zur kleinen Audienzstunde. Herr Baron wollen Seiner Majestät die Broschüre überreichen."

O großer Gott, war sie denn schon fertig, und wußte der Vater schon, daß Bülows eingeladen, als Gäste auf der Residenz, während er zur kleinen Audienzstunde wartete, ob er Zutritt bekam?

In welcher Wut würde er zurückkehren? — —

(Fortsetzung folgt.)



Der Stapellauf des neuen Kleinen Kreuzers „Emden“ in Wilhelmshaven am 7. Januar: Frau v. Müller, die Gattin des verstorbenen Kommandanten des alten Kreuzers „Emden“, beim Vollziehen der Taufe. Nach einer Zeichnung für die Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.

Auf der Marinewerft zu Wilhelmshaven lief der etwa 6000 t große Kreuzer „Emden“, das erste nach dem Kriege erbaute deutsche Kriegsschiff, als hundertster Neubau der Werft vom Stapel. Außer der Marineleitung waren die Heeresleitung, die führenden Schiffahrtskreise, die Präsidenten der Senate von Bremen und Hamburg und andere führende Persönlichkeiten vertreten. Die Taufrede hielt Admiral Zenker (auf der Taufkanzel rechts), die Taufe vollzog Frau v. Müller (auf der Taufkanzel links). Der neue Kreuzer der Reichsmarine ist nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages erbaut worden, wonach die Wasserverdrängung 6000 t nicht überschreiten darf Er soll mit acht 15=cm=Geschützen ausgerüstet werden und eine Geschwindigkeit von 29 Seemeilen in der Stunde erreichen.

Aus dem japanischen Alltagsleben.

Von Felix Baumann.



Japanischer Bettler.

Der ahnungslose Fremdling zuckt erschrocken zusammen und glaubt, ein Gespenst gesehen zu haben. Aber mitten im nächtlichen Tokio? — Und doch! Denn schon schellt es wieder, und eine zweite gespensterhafte Figur saust an dem Fremdling vorüber. Abermals ein Schellengeläute und — husch! — erscheint eine dritte, fast paradiesische Gestalt. Diesmal hat der Fremdling den sonderbaren nächtlichen Geist näher in Augenschein nehmen und sich überzeugen können, daß der Schellenläufer ein gewöhnliches japanisches Menschenkind gewesen ist. Einer der Fanatiker, die trotz der empfindlichen Winterkälte fast gänzlich unbekleidet von Tempel zu Tempel und von Schrein zu Schrein eilen, um durch ein eiskaltes Sturzbad Absolution zu erhalten.

Denn mit dem Beginn der Winterkälte setzt das „Kanmairi" ein — die Befolgung des alten Kaltbad-Aberglaubens, der schon so vielen Söhnen des Landes der aufgehenden Sonne verhängnisvoll geworden ist. Zu Hunderten sieht man die kaum bekleideten abergläubischen „Sünder" mit dem Glöcklein am Gürtel durch die Straßen rennen und oft stundenlang vor einem Tempel warten, ehe ihnen, der Reihe nach, das erlösende Bad zuteil wird. Das Wasser verkörpert nach japanischer Ansicht die Reinheit, und nur die unbekleideten Büßer, die das eiskalte Bad über sich ergehen lassen, dürfen auf die Erhörung ihrer Gebete hoffen. Schon diese nächtliche Szene beweist, daß, so modern auch die Einrichtungen und viele Formen der Lebensführung in Japan geworden sind, sich doch vieles in dem äußeren Bilde der Straßen und Häuser in seiner bunten östlichen Vielgestaltigkeit und Eigenart erhalten hat. Selbst mitten in der Großstadt Tokio wird der Europäer den Eindruck einer fremdartigen Kultur und Weltauffassung nie verlieren. Trotz der im amerikanischen Stil aufgeführten Riesenbauten und des hastenden und oft lebensgefährlichen Autoverkehrs. Der beschauliche stille Volkscharakter des Japaners, der sich in erster Linie auf der Straße auslebt, hat sich durch den Fortschritt, obwohl dieser einen sprengenden Keil in die tausendjährigen Überlieferungen, mitten zwischen früher erworbene Rechte und veraltete Überzeugungen getrieben hat, nichts von seiner Ruhe und Gelassenheit nehmen lassen.

Auf der Straße spielt sich das ganze häusliche Leben ab; hier offenbaren sich den Blicken viele der intimeren Szenen, die bei uns zwischen die vier Wände verbannt sind. Doch vor allem verleihen die charakteristischen japanischen Typen den Straßen in Nippon eine besondere Note.

Ein Morgen in Tokio. Kaum ist die Tempelglocke verklungen, schon ertönt der Ruf: „Natto — na—atto!" Der hausierende Bohnenverkäufer erscheint auf der Bildfläche. Ihn lösen die Bäcker und Milchleute mit ihren Anpreisungen ab. Jetzt kommt der Zeitungsjunge, der das „Allerneueste" verkündet. Dem Jungen folgt ein anderer Bohnenverkäufer mit dem Rufe: „Tofu!" Das Erscheinen der zahlreichen Bohnenverkäufer ist auf den Umstand zurückzuführen, daß man sich in den meisten Haushaltungen des niederen japanischen Volkes fast nur auf die Bereitung von Reis und Tee beschränkt und die anderen Sachen von den fliegenden Händlern bezieht.

Nachdem auch die Fisch- und Gemüsehändler die japanischen Hausfrauen befriedigt haben, ebbt die Tokioer „Morgenflut" ab. Man gewahrt nun die Bettelpriester, die mit einem kleinen Becken von Haus zu Haus ziehen und Almosen erbitten. Doch bald erschallen neue Straßenrufe, wie die des Karrenmannes mit seinen Bambuswaren, der Kesselflicker und Pantoffelausbesserer, des umherziehenden Böttchers und des Pfeifenreinigers. Unter allen diesen wird besonders der letztere von den Japanern mit großer Sehnsucht erwartet. Denn die japanische Pfeife mit der Spitze und dem nur kleinen Pfeifenkopf aus Metall verlangt öfters einen Ersatz des zwischen diesen beiden Teilen befindlichen Bambusrohres. Der „Raoya" genannte Pfeifenmann hat auf seinem Wägelchen einen kleinen Dampfkessel angebracht. Der Dampf treibt eine kleine Pfeife, deren schriller Ton schon von weitem den „Raoya" ankündigt. Er wechselt das Bambusrohr aus und reinigt im heißen Dampf Spitze und Pfeifenkopf vom Nikotin.

Nehmen wir noch den „Mushiya", der in kleinen Käfigen die bei den Japanern beliebten Grillen und Johanniskäferchen feilbietet, den Vogelhändler, die blinden Masseusen oder „Amma san", die sich, den Stab in der Hand, mit melancholischem Pfeifen die Straßen entlang tasten, den Lumpensammler, die Spielzeugverkäufer, die fahrenden Sängerinnen, die auf Musikinstrumenten ihren Gesang begleiten, den „Daiho", der armen, schreibunkundigen Leuten gegen eine geringe Entschädigung die notwendigen Dokumente anfertigt, und die umherziehenden Gaukler, so offenbart sich unseren Augen ein kaleidoskopartiges japanisches Straßentypengemenge, das den Charakter dieser Leute ins rechte Licht rückt.



Sängerin mit ihrem Musikinstrument.



Japaner bei der Herstellung von Kuchen aus Reismehl und Wasser.



Fahrender Böttcher.



Vogelhändler.



Frühlingsfest.





Links oben:
Japanerin beim Färben.

Rechts oben:
Japaner bei der Herstellung von Silberwaren.

Links nebenstehend:
Japanerin mit ihrem Kinde.

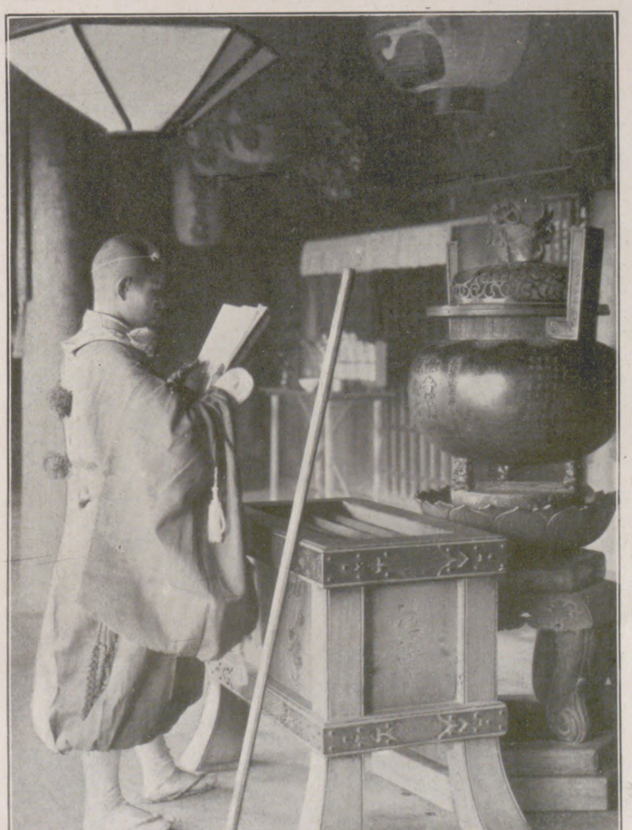




Der erste Namenstag.

Rechts nebenstehend:
Japanischer Holzschuhmacher.





Priester beim Gottesdienst.

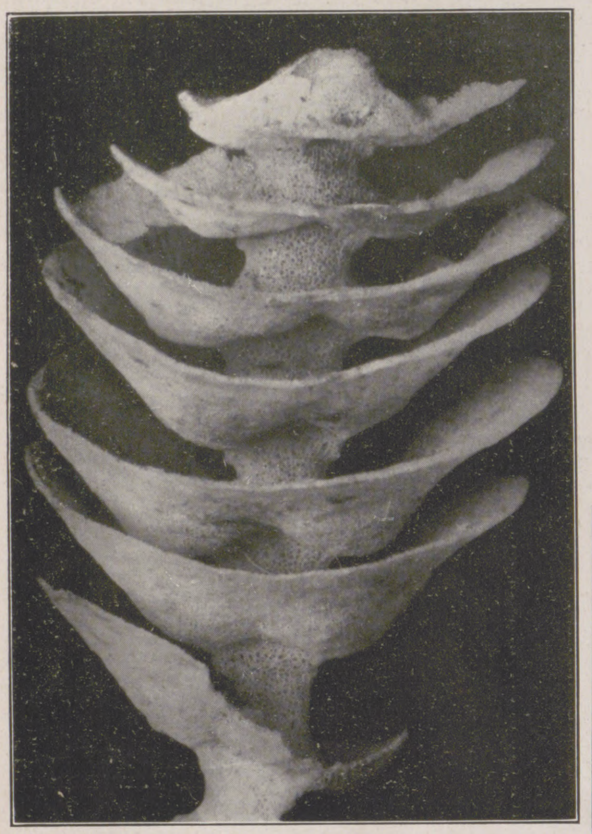


Tempelfest.

Bilder aus dem japanischen Volksleben.

Tiefseeforschung in Nordwestdeutschland. / Von Dr. A. Schrammen.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



1. Versteinerter Glasschwamm.

Es gibt wohl kein Fleckchen unseres Gestirns, das nicht während der unvorstellbar langen Dauer der Erdentwicklung öfters von Meeresteilen bedeckt gewesen wäre. Zumal Nordwestdeutschland hat immer wieder an diesem niemals unterbrochenen, wenn auch kaum merklichen Wechsel von Land und Wasser Anteil gehabt. Beredte Zeugen sind die versteinerten Überreste der Tiere, die in den Meeren der Vorzeit lebten. Sie sagen dem Forscher: Hier brandeten Wogen an steiler Küste, dort verwandelten in geringer Tiefe Korallentierchen den im Meerwasser gelösten Kalk in kunstvolle Bauten. Wo jetzt Wald grünt, tummelten sich in seichten Buchten Herden gefräßiger Meeressaurier, und über jener lachenden Flur lag einst das schwere Dunkel ozeanischer Abgründe.

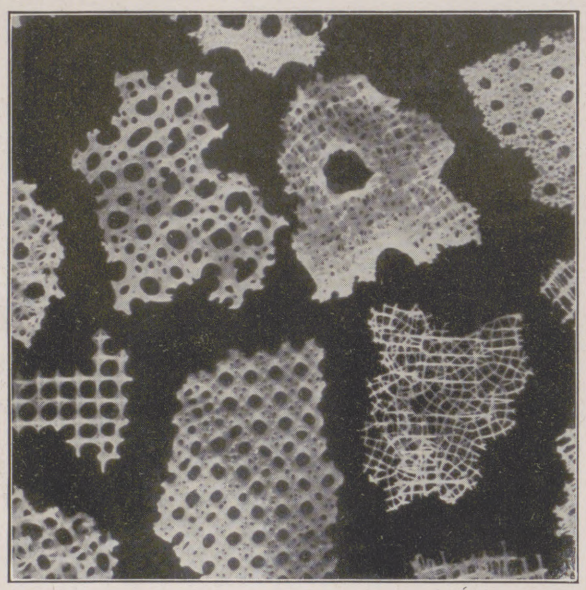
Bei dem Dörfchen Oberg, unweit der Stadt Peine in Hannover, lag noch vor wenigen Jahren eine kleine Mergelgrube. An jenem nur wenige Geviertmeter großen Plätzchen fand der Verfasser in Schichten der Kreideformation Massen von vorweltlichen Tierarten aus Gruppen, die lebend erst durch die Tiefsee-Expeditionen näher bekannt geworden sind. Und zwar waren namentlich sogenannte Kiesel- oder Glasschwämme in einer Formenfülle vertreten, die beispiellos dasteht. Dazu kam eine Schönheit der Erhaltung, selbst der allerwinzigsten Gebilde, die alles weit übertrifft, was bisher an solchen Dingen in den Erdschichten gefunden wurde.

Abbildung 4 zeigt Reste versteinerter Glasschwämme, die größtenteils zu Arten gehören, die schon lange vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde ausstarben. Bei Oberg gibt es Gesteinsbänke, die mit derartigen Fragmenten vollkommen durchsetzt sind. Dazwischen liegen neben Schälchen einzelliger Organismen zahllose sogenannte „Schwammnadeln“ (Abbild. 2). Abbildung 6 veranschaulicht die ungemeine Zartheit mancher Schwammgerüste. Es ist gewiß staunenswert, daß derart feine Gewebe die Jahrmillionen in den Erdschichten fast unbeschädigt überdauern konnten. Die Abbildungen 1 und 5 bringen versteinerte Arten zur Darstellung, von denen nahe Verwandte noch heute in der Tiefsee leben. Aus der Familie, zu der das an einen Korallenstock erinnernde Stück (Abbild. 5) gehört, sind auch lebende Arten schon länger bekannt. Der in seinem eigenartigen Aufbau anfangs einzig dastehende Glasschwamm der Abbildung 1 hat aber erst neuerdings Anschluß an noch jetzt vorhandene und in der Nähe der Philippinen lebende Formen gefunden. Abbildung 3 zeigt einige zum Teil an Fachwerk erinnernde Bauformen der Schwammskelette in schwacher Vergrößerung.

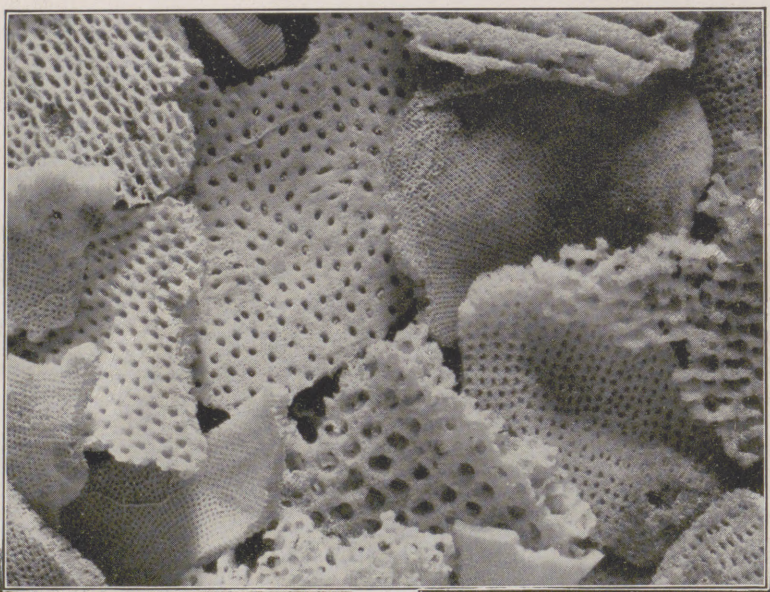
Die Oberger Glasschwämme ermöglichen eine ziemlich sichere Tiefenbestimmung der entsprechenden Bezirke des Kreidemeeres. Etwa schon aus der großen Häufigkeit von Glasschwämmen Schlüsse auf die Tiefe des ursprünglichen Standorts ziehen zu wollen, geht nicht an, weil Schwämme in den verschiedensten Meerestiefen vorkommen. Die Durchforschung der Ozeane hat aber ergeben, daß gewisse Arten und Artgemeinschaften nur in größeren Tiefen leben. Konnte die Untersuchung des Gesteins den Nachweis erbringen, daß nahe Verwandte jener an die Tiefe gebundenen lebenden Arten und ähnliche Artgemeinschaften auch versteinert vorkommen, so war die Annahme berechtigt, daß die ausgestorbenen Arten unter ähnlichen Lebensbedingungen wie ihre jetztzeitlichen Verwandten gestanden haben. Dieser Nachweis ist geglückt. Legt man den Durchschnitt der Tiefenzahlen der lebenden Arten zugrunde, so wird die Wassersäule, die Teile der Provinz Hannover in dem Abschnitt der Kreidezeit bedeckte, aus dem die hier abgebildeten Glasschwämme stammen, auf etwa 600 m Höhe zu schätzen sein.

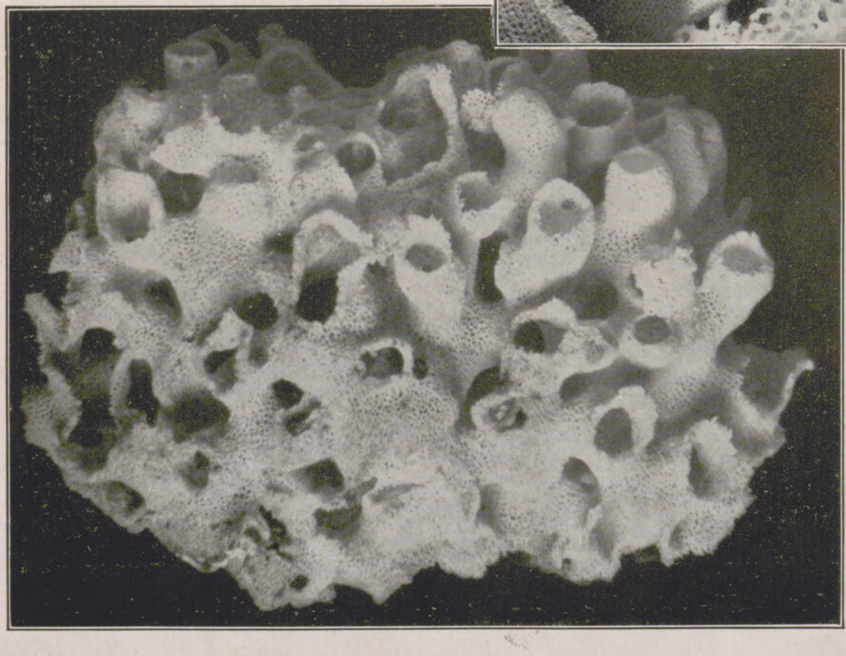


2. Schwammnadeln (vergrößert).



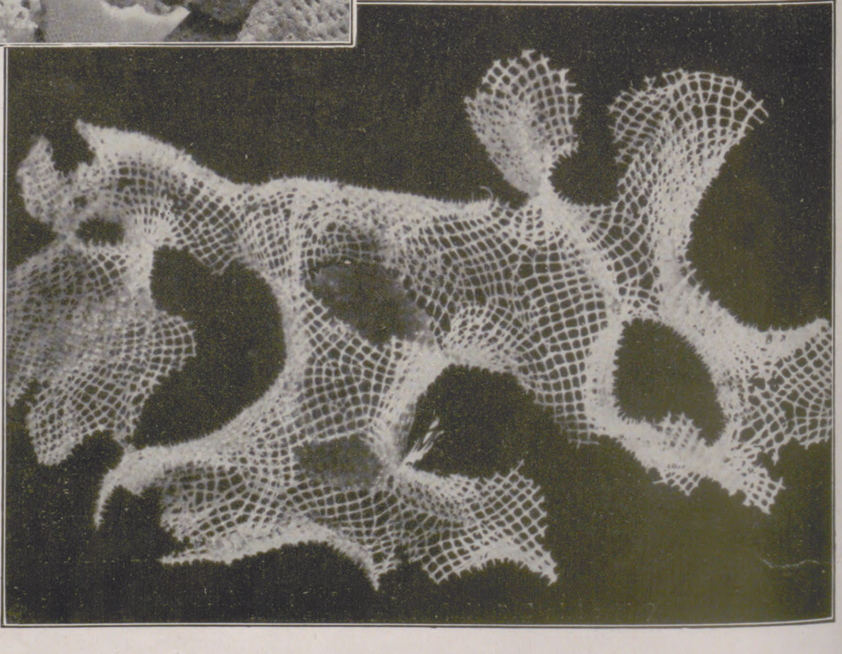
3. Skeletteile versteinerter Glasschwämme (schwach vergrößert).





5. Versteinerter Glasschwamm.

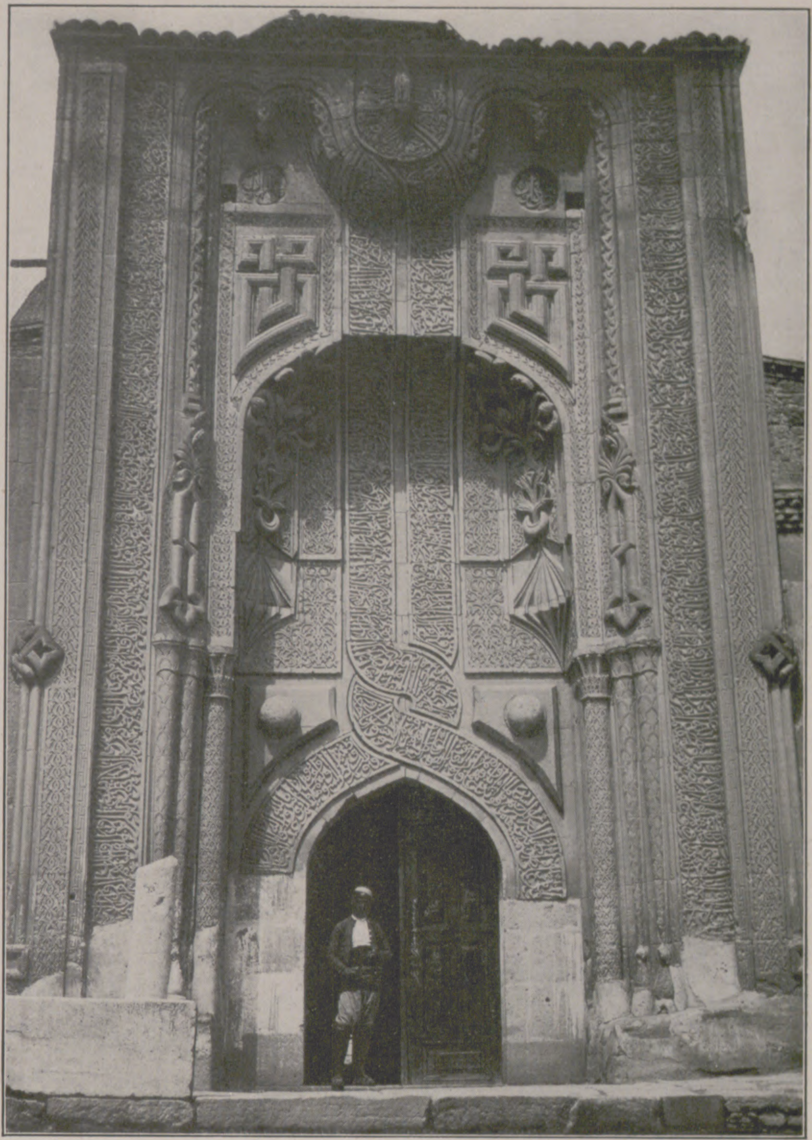
4. Oben: Bruchstücke versteinerter Glasschwämme.



6. Versteinertes Schwammgerüst (Glasschwamm).



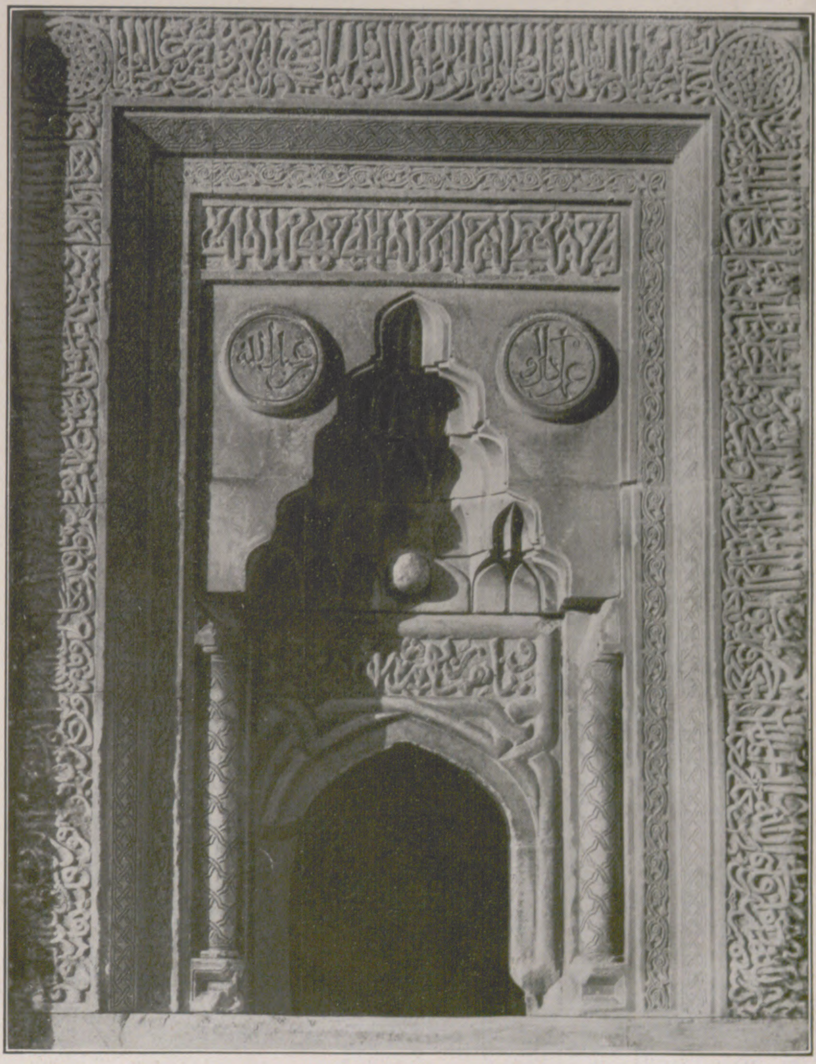
Außenpforte der Ruine Sultan Han in der Nähe von Konia.



Indsché-Minareli-Moschee in Konia.



Portal der Sirtscheli-Medresse in Konia.



Brunnen in der Nähe der Sahib-Ata-(Laranda-)Moschee in Konia.

Bauten aus der Zeit der Seldschukenherrschaft in Kleinasien.

(Siehe hierzu den Beitrag „Seldschukische Architektur" auf Seite 106.)



Moderne große Federnrüsche. Trägerin: Die Tänzerin Lucy Kieselhausen. (Phot. D'Ora, Wien.)



Vielfarbiger Riesen-Federnkopfputz, mit Straß und Perlen besetzt. Trägerin: Die Tänzerin Spinelly. (Phot. D'Ora, Wien.)

Exotisches in der Mode.

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Als Kleid geraffter Metallbrokat. Trägerin: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti. (Phot. Müller-Hilsdorf, München.)







Links: Silbertuch mit langen silbergrauen Seidenfransen. Dazu Silberturban mit Perlengestänge. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.) — **Mitte:** Mantel mit Kopfhülle aus goldrosa schimmerndem Lamé. Trägerin: Die Künstlerin Fritzi Massary. (Phot. D'Ora, Wien.) — **Rechts:** Pyjama aus längsgestreiftem, türkisblau-silbernem Metallbrokat. Dazu ein hochgeschlossen angeordnetes Schultertuch aus Silberspitzenstoff, nach rückwärts geschlagen. Stoffe: Sigmund Kis, Wien. Gesteckt von Ladislaus Czettel. Trägerin: Die Schauspielerin Gretl Scherk. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

DON JUAN REDIVIVUS

SEVILLANER NOVELLE VON ERICA GRUPE-LÖRCHER, SEVILLA

Sevilla richtete sich zu seinem Renommierbummel.

Don Juan Bonal stieg ruhig und gelassen vom ersten Stockwerk in den mit weißen Marmorfliesen bedeckten Innenhof seines Hauses hinab. Warum sollte auch er, der reichste Junggeselle von Sevilla, sich für irgend jemand und irgend etwas beeilen?

Drunten reichte ihm der Diener den Hut und das frisch gefüllte Zigarettenetui. Während Don Juan sich gelassen eine Zigarette anzündete, plätscherte der hohe Strahl des Springbrunnens in der Mitte in seiner Nähe und übersprühte rings die vielen grünen Topfgewächse und Fächerpalmen in ihren Kübeln, die den lieblichsten Schmuck des Hofes bildeten.

Was alles hätte dieses flüsternde Wasser erzählen können! Von Generationen des Hauses, die vorher hier in diesem Hause gesessen, in dem nun der letzte Sproß im sorglosen Genießen lebte. Klagten nun die flüsternden Tropfen, daß immer nur Geliebte durch diese Räume schritten, die schnell wieder entglitten? Daß noch immer nicht der Zauber eines duftigen weißen Brautschleiers und der Hauch schwerer süßer Orangenblüten vom Brautkranz einer rechtmäßigen jungen Gebieterin an all den grünenden Gewächsen und dem weißen Marmorbecken vorbeigeschwebt waren?

„Ich habe Zeit!" war das Leitwort Don Juans. Und so ließ er sich auch Zeit mit dem Heiraten. Er ließ sich auch jetzt Zeit, zur allwöchentlichen Renommierfahrt im Auto zu erscheinen, bei der sich ganz Sevilla draußen im Parke Maria-Luisa und am Ufer des Guadalquivirs begegnete, und die immer eine bunte Heerschau schöner Frauen und Mädchen bot. Denn er liebte in allem die Höhe, den Kulminationspunkt, auch in gesellschaftlichen Dingen — so auch beim Renommierbummel. —

Vor der Tür des Hauses, das, wie die meisten alten Patrizierhäuser, in einer der schmalen Straßen der alten Stadt lag, übergab der Chauffeur dem Herrn das Auto. Don Juan liebte es, auf dem Wagenkorso selbst zu steuern. An einer Biegung der nächsten Straße stoppte er.

„Holla! Don Luis! Wohin?"

Ein schlanker junger Mann blieb auf den Anruf stehen.

„Einen Spaziergang zum Park hinaus machen."

Don Juan öffnete den Schlag neben seinem Sitze: „Bitte, mein Wagen steht Ihnen zur Verfügung. Bereiten Sie mir das Vergnügen, mich zu begleiten."

Don Luis de Lara lächelte und stieg ein.

Es war eine Kaffeehausfreundschaft. Don Juan als der Reiche und Unabhängige gab sich den andern gegenüber immer gern als den Freigebigen. Der junge Don Luis besaß zwar den Marquisentitel einer alten Familie, aber er war, wie so viele Altadelige, vermögenslos. Dafür aber war er strebsam und von einem Fleiß wie wenige seiner Kaffeehausfreunde. Er arbeitete täglich viele Stunden, und deswegen imponierte er im stillen dem sorglos genießenden Don Juan vielleicht am meisten.

Der Wagenkorso befand sich auf der Höhe. Es gelang Don Juan nur mit Mühe und Geschicklichkeit, sich mit seinem Wagen in die schier endlose Reihe der eleganten Herrschaftsequipagen und Autos hineinzubugsieren, die teils in der Allee am Guadalquivir, teils um das reiche Rondell des Parkes hinauf und hinab fuhren. Unwillkürlich wurde man durch das vordere Gefährt gezwungen, Schritt zu fahren. So blieb Muße genug, die an der andern Seite Vorüberfahrenden zu mustern. Don Juan Bonal war in Sevilla geboren und aufgewachsen. Er kannte alle Familien der Stadt. Und wenn eben auch ein elegant gekleidetes Ehepaar in elegantem Gefährt mit Kutscher und Diener in Livree auf dem Bock und zwei Pferden von sichtlichem Wohlstande zu zeugen schien, so wußte doch Don Juan genau, daß hinter den Kulissen jenes Hauses die Lebensführung fast an Dürftigkeit streifte. So begegnete man noch manchen, die schmuckbeladen sich in die Polster ihrer Privatequipage lehnten und daheim anspruchslos speisten. Don Juan warf seinem jungen Gefährten diese und jene Bemerkung daraufhin zu, die jedoch ohne Bissigkeit waren.

Plötzlich brach er mitten im Plaudern ab. Sein Freund sah ihn überrascht an. Don Juan raunte ihm zu: „Sehen Sie dort das entzückende junge Mädchen?"

Dem Freund blieb eben noch Zeit, ein Gefährt zu überfliegen, das durch sein typisch-andalusisches Gepräge auffiel.

Ein viersitziger Wagen auf hochroten Rädern trug auf vier Pfosten ein Dach gleich einem schwarzen Baldachin. Man war den Typ dieser Wagen bei den reichen Gutsbesitzersfamilien gewohnt, die oft von auswärts nach Sevilla kamen. Auf dem Bock saß der Kutscher in andalusischer Tracht: dem breitrandigen hochköpfigen Hut, dem kurzen boleroartigen Rock mit breitem Leibgurt, Beinkleidern, die in hohen, gelben, weichen Schaftstiefeln steckten und an den Knien je ein Bündel von feinen Lederstreifchen aufwiesen. Er hielt eine Peitsche mit einem sehr langen Stiel steif über den Pferdeköpfen. Neben ihm saß ein gleichgekleideter Diener, die Arme verschränkt. Die hellbraunen, glänzenden Pferde waren ungewöhnlich hoch gewachsen und temperamentvoll. An ihren Köpfen hingen kleine Wollbüschel in den spanischen gelbroten Farben. Am Lederzeug, an ihren Leibern entlang und über den Rücken hin zogen sich gleichfalls Reihen gelbroter Pompons.

Im Innern des offenen Wagens saßen neben einer älteren Dame drei junge Mädchen. Elegant, geschmackvoll nach der Mode gekleidet. Unter den drei Schwarzäugigen fiel eine Blondine auf, die mit auf dem Vordersitz saß. Ihr hatte der halblaute Ausruf der Bewunderung von Don Juan gegolten.

„Ob es eine Engländerin ist?" fragte er nun.

Als der Freund sich nochmals umsah, sprengte ein Reiter dem Wagen nach und hielt sich dann neben ihm. Don Juan bemerkte es und pfiff leise zwischen den Zähnen. Der Reiter auf dem rassigen, tänzelnden Schimmel war ein Herr in mittleren Jahren, stark, fast korpulent, aber sichtlich durch Reiten trainiert. Auch er trug vollkommen andalusische Tracht. Das volle, regelmäßig geschnittene Gesicht wirkte sympathisch.

Don Juan, die Hand am Steuer, neigte sich dem Freunde zu: „Das ist Señor Valdiz. Er besaß in der Nähe von Sevilla eine große Züchterei von Kampfstieren. Auf dem Wege nach Cordova, wissen Sie? Man sieht die weißen Häuser seines Anwesens von der Eisenbahn aus. Aus seiner Zucht kamen fast immer die besten Stiere für die Stiergefechte. Jetzt hat er sich zur Ruhe gesetzt und ist nach Sevilla gezogen. Wahrscheinlich, um seine beiden Töchter gut zu verheiraten. Aber sie sind langweilig. Und die eine, die noch für etwas witziger gelten könnte, hat einen unschönen Mund. Da können sämtliche Pariser Modellhüte nichts verschönern. Señor Valdiz ist ein ausgesprochener Deutschenfreund."

„Kennen Sie ihn? Haben Sie mit ihm gesprochen?" fragte Don Luis nicht ohne Hintergedanken, denn auch auf ihn hatte die reizende Blondine Eindruck gemacht. Er war so verwegen, anzunehmen, die Dame habe beim Vorbeifahren nicht nur Don Juan mit ihrem Blicke gestreift, sondern auch ihn.

„Ich lernte ihn bei einem Stiergefecht kennen. Er sagte mir, er habe ein Haus gekauft. Die jüngste Tochter kehre jetzt bald aus einer Pension in Deutschland zurück. Er halte die deutsche Erziehung für vortrefflich."

„Und diese junge Dame! Diese entzückende Blondine! Was glauben Sie? Ist sie nicht vielleicht eine Deutsche?"

Der ganze Korso stockte plötzlich vorübergehend. Irgendwo, vielleicht an einer der Kreuzungen der Parkwege, hatte wahrscheinlich der diensttuende Polizist die Hand erhoben und die Weiterfahrt verhindert. Don Juan lehnte sich in die Polster zurück.

„Sie mögen recht haben, Don Luis. Man ist es hier gewohnt, auf der Straße viele Engländerinnen zu treffen, weil die nahen großen Bleilager und Minen in den Händen englischer Gesellschaften sind. Aber ich reime es mir so zusammen, daß die Jüngste, Agueda, aus der deutschen Pension zurück ist und diese Dame eine deutsche Freundin von ihr sein dürfte."

Könnte man sie doch kennenlernen! dachte Don Luis heimlich, aber er meinte im stillen, der Wunsch sei aussichtslos.

„Ist sie eine Deutsche, um so besser", sagte Don Juan. „Ich habe stets eine Vorliebe für die deutschen Damen gehabt. Sie sind klug, gebildet, vielgereist, meist temperamentvoller als unsere Damen. Man unterhält sich gut mit ihnen. Sie haben viel gesehen und einen weiten Gesichtskreis. Sie sind in ihrer Art oft Schönheiten. Dieses herrliche blonde Haar! Dios! Wie ich dieses blonde Haar entzückend finde!"

Dem jungen Marquis Don Luis de Lara tat das Herz ein wenig weh. Auch er fand die Unbekannte entzückend. Auch er betete, wie die meisten seiner Freunde, diese schönen, stattlichen ausländischen Blondinen an. Aber — wann und wo würde er Gelegenheit haben, sich ihr zu nähern? Dagegen würde Don Juan, der so viele gesellschaftliche Beziehungen hatte, seine Brücken zu ihr zu schlagen wissen.

Don Juan lächelte in sich hinein: „Ich werde mich in den nächsten Tagen an Señor Valdiz heranzuschlängeln wissen!" Dabei sah sein kräftiges, rundes bartloses Gesicht sehr zufrieden aus.

Ein Ruck ging durch die Wagenreihe. Die vorderen Gefährte setzten sich wieder in Bewegung. Aber Don Juan genügte es jetzt nicht mehr, in der Reihe mitzufahren. Er warf prüfende Blicke zu beiden Seiten und nach vorn, und dann gab er dem Steuer einen Druck — und brach mit seinem Auto aus der Reihe aus!

Man hatte eben das asphaltierte Rondell des Parkes verlassen und konnte nun auf einer breiten und schattigen Allee einen eignen Kurs steuern, um andere Wagen zu überholen. Er nahm ein rascheres Tempo. Der Wagen schoß schnell dahin. Don Luis drückte bei dem scharfen Luftzug den hellgrauen Filzhut etwas tiefer in die Stirn. Dann nahm er ihn ab und preßte ihn unter den linken Arm. Er war mit dem Gedanken beschäftigt, was sein Freund mit dem plötzlich schnel-

leren Tempo beabsichtige, und war sich selbst nicht bewußt, wie er mit seinem vollen, tiefschwarzen Haar, das die schöne hohe Stirn freiließ, als Männerschönheit einen ansehnlicheren Anblick bot als mit dem Hute.

Don Juans Aufmerksamkeit war ganz auf einen Punkt gerichtet. Er spähte vorwärts, als sei er einem Wilde auf der Spur. Einem Wild, das man umstellen müsse.

Don Luis de Lara merkte es — und lächelte.

Der Wagen flog dahin. Der Abend senkte sich herein. Eine köstliche Kühle breitete sich aus. Fern, über den Ausläufern der Sierra Morena, zuckten die Strahlen der untergehenden Sonne und übergossen den westlichen Himmel mit feuerrotem Leuchten. Aber über dem Guadalquivir verschwamm das Rot bereits in die blaue Dämmerung des Abendhimmels, und die funkelnde Pracht des Sirius gleißte aus dem tiefen Vergißmeinnichtblau. Rings am weiten Horizont war kein Wölkchen zu sehen.

„Da sind sie", flüsterte plötzlich Don Juan. Der Freund neigte sich neugierig ein wenig zur Seite. In fast unmittelbarer Nähe sprengte der Reiter neben dem Wagen mit den drei jungen Mädchen dahin. Don Juan ließ seinen Wagen langsamer fahren. Unauffällig, scheinbar völlig harmlos, überholte man jetzt die Equipage.

Don Juan grüßte zuerst zu den vier Damen hinüber, dann zum älteren Herrn. Der Reiter dankte äußerst höflich, aber doch in einer Haltung, als könne er sich nicht recht besinnen, den Herrn aus dem Auto zu kennen. Auch Don Luis de Lara grüßte jetzt hinüber, in Wirklichkeit sah er dabei nur die schöne blonde junge Fremde. In den Straßen von Sevilla begegnete man oft Blondinen, denen man sofort die Ausländerin ansah. Aber die in dem Wagen dort war besonders anziehend. Rein, frisch, unberührt, mit welch reizend lächelnder Grazie! Sie grüßte und dankte wieder. Wie stach ihre bewegliche Anmut, ihre Liebenswürdigkeit gegen das unbewegliche, unberührbare Mienenspiel der beiden jungen Andalusierinnen ab!

Don Luis de Lara schlug das Herz schneller. Die Fremde hatte ihn mit einem Blicke gestreift. Aber dann waren ihre Augen, nachdem sie auch Don Juan überflogen, ohne scheinbar größeres Interesse an diesem zu gewinnen, wieder auf den Jüngeren gerichtet geblieben.

„Bei der Straßenbiegung dort vorn lassen wir den Wagen noch einmal an uns vorbei!" raunte Don Juan dem Freunde zu. Die schnell hereinsinkende Dämmerung bemerkend, fügte er hinzu: „Ich werde absichtlich nicht meine Lampen am Auto anzünden! Dann wird mich sicher der Polizist an der Straßenkreuzung anhalten, und unterdessen lassen wir sie nochmals an uns vorüberfahren."

Don Luis schwieg. Die Klugheit gebot ihm, sich nicht merken zu lassen, wie auch ihn die junge Fremde entzückte. Don Juan aber plauderte weiter: „Ich weiß nicht, wo Señor Valdiz sein Haus hat. Aber ich werde mich nachher an ihn heranzupirschen suchen."

Don Luis aber blieb von jetzt an so wortkarg, daß es dem Freunde hätte auffallen müssen, wenn er nicht selbst innerlich so beschäftigt gewesen wäre. An der Straßenkreuzung kam alles, wie beabsichtigt. Das Auto lenkte aus der Wagenreihe heraus. Als die Lampen auf den Wink des Polizisten angezündet wurden, ritt Señor Valdiz vorbei. Wieder streifte der Blick der Blondine erst flüchtig Don Juan, um dann abermals auf dem Jüngeren haftenzubleiben, als sie seinen Blick aufleuchtender Bewunderung sah.

Die weitere Verfolgung von Reiter und Wagen war nicht leicht. Denn in der Nähe der Stadt lichtete sich die Wagenreihe, da einzelne Gefährte teils nach rechts, teils nach links abbogen. Es war möglich, daß es Señor Valdiz auffiel, falls er sich einmal zufällig umsah, wenn das Auto ihnen ständig folgte.

„Was sollen wir tun?" fragte Don Juan den jüngeren Freund, als vor ihnen der Reiter und der Wagen immer mehr ins Gewirr der alten schmalen Straßen einbogen. „Wenn wir ihnen noch länger folgen, fällt es auf!"

„Wie wär's, wenn ich jetzt ausstiege? Ich allein kann ihnen zu Fuß unauffälliger folgen, Don Juan. Wenn ich Straße und Hausnummer weiß, sage ich es Ihnen morgen im Kaffeehaus."

Don Juan stimmte dem Vorschlag zu. Er öffnete den Schlag, reichte dem Freund die Hand hinaus und wehrte jedem Dank für die Wagenfahrt auf das liebenswürdigste. „Also, Don Luis! Wir sehen uns morgen im Kaffeehaus, und Sie bringen mir die Adresse der jungen Dame. Dann biete ich alles auf, um sie kennenzulernen."

Don Luis de Lara war vom Glück begünstigt. Er sah nach einer Weile, wie der Reiter vor einem der äußerlich schlichten zweistöckigen, hellen Häuser hielt, die im Innern jedoch so entzückende Anlagen, Innenhöfe aus Marmorplatten, Treppenhäuser, Fontänen und Söller mit Blumenanlagen bargen.

Die Straße war schwach beleuchtet. Señor Valdiz stieg vom Pferde und übergab es dem Diener. Im Stehen wirkte er in seiner andalusischen Tracht noch stattlicher. Dann half er den jungen Damen beim Aussteigen.

Die junge Blondine benutzte den Moment, um über die Straße zu sehen. Sekundenlang stutzte sie. Sie ahnte, daß in geringer Entfernung, im Halbschatten eines andern Hauseinganges der junge Herr stand, der sie vorhin aus dem Auto gegrüßt. Kam er ihretwegen bis hierher?

Und als sie Señor Valdiz die Hand beim Aussteigen reichte, lächelte sie voll heimlicher Freude.

*

Der junge Marquis Luis de Lara hielt Wort. Als am andern Tage Don Juan ihn im Kaffeehause erwartete, beschrieb er ihm Straße und Haus.

„Wie könnte man mit ihr bekannt werden?" sinnierte Don Juan. „Wäre man ihr nur einmal irgendwo vorgestellt, dann fänden sich Wege, ihr näherzukommen."

Don Luis lächelte in sich hinein — und schwieg.

In den engen, gebogenen Straßen mit den zweistöckigen Häusern lebte und webte seit Jahrhunderten ein eigenes Fluidum. Am Tage war alles sonnig, von hellster Lebensfreude erfüllt, voll familiärer Stimmung. War das, weil die Menschen sich gegenseitig so gut kannten, die, sich in den schmalen Straßen gegenüber wohnend, sich immer in die Fenster schauen mußten?

Oder kam es daher, daß breite Sonnendächer sich von Haus zu Haus spannten, um die glühende Hitze abzuhalten, die so die Häuser fast miteinander verbanden? War es, weil der Duft blühender Rosen an all den Fenstergittern zum Nachbarhaus hinüberschwebte? War es, weil, wenn man, am Anfang der Straße stehend, einen Blick hinabwarf, all der Blumenreichtum an Gitterfenstern und platten Dächern eine einzige Farbensymphonie war von Rosen, Geranien, Verbenen, Petunien, Heliotropen und all den andern unzähligen Kindern Floras, die da unmittelbar neben- und übereinander blühten?

Don Luis de Lara kannte den Zauber der alten Straßen seiner Heimatsstadt. Er wußte, der war nie größer als in den Nachtstunden, wenn nach der Tagesglut erquickende Kühle die Stadt überhauchte und der dunkelsamtene bestirnte Himmel sich über die gesegnete Ebene von Andalusien spannte. Obgleich er ein schöner Mann war und ihm mancher Blick aus Mädchenaugen mehr oder minder verstohlen hinter den blumenumrankten Gitterfenstern nachging, hatte er sich bisher doch dem üblichen Troubadourdienste entzogen. Während seine anderen Freunde und Bekannten abends vor den Fenstergittern mit den Angebeteten flüsternde Zwiesprache hielten, lernte er fremde Sprachen. Er sprach bereits vorzüglich Englisch. Da die Handelsbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland nach dem Kriege wieder lebhafter wurden, hatte er auch mit dem Deutschen begonnen.

Jetzt ging der junge Marquis de Lara langsam, unauffällig auf der Straße hin und her und sah nach dem Hause, in dem er die junge Fremde wußte.

Ein Diener zog droben auf dem platten Dach das Sonnendach zurück. Zwei junge Mädchen neigten sich über die niedrige Balustrade des Söllers herab. Es waren die Blondine und eine der Valdizschen Töchter.

Als er in gebührender Entfernung vom Hause war, zog er den Hut. Sie stutzten, sahen ihn an und erwiderten seinen Gruß. Noch einige Male ging er hin und her. Dann verließ er die Straße. —

In Deutschland hätten zwei junge Mädchen bei solch einem Anlaß die Köpfe zusammengesteckt und gekichert. Dolores Valdiz aber warf die Mantille ein wenig zurück und meinte gelassen: „Edith, ich glaube, es ist der junge Mann, der Sie neulich auf der Spazierfahrt vom Auto aus so bewundernd ansah!"

Edith lächelte. Auch sie hatte ihn erkannt. Wie poetisch — und unzeitgemäß ritterlich waren doch hier in Spanien noch die jungen Herren, die sich Zeit nahmen, einer jungen Dame Fensterpromenaden zu machen! Sie fragte zurück: „Kennen Sie den Herrn?"

Dolores Valdiz war immer in Spanien geblieben, während ihre jüngere Schwester Agueda durch ihr Pensionsjahr in Deutschland, das sie mit Edith zusammengeführt, sich spanische Eigentümlichkeiten etwas abgewöhnt hatte. Da Dolores deswegen bereits seit ihrem zwölften Jahre an wußte, wie man sich bei beginnenden Liebesabenteuern zu benehmen hatte, sagte sie zur Pensionsfreundin ihrer Schwester:

„Ich weiß nicht, wer es ist. Jedenfalls gehört er nicht zu der Zahl unserer Nichtstuer, die einzig vom Gelde ihres Vaters leben. Die haben wir, bevor wir nach Sevilla kamen, schon genug kennengelernt. Wenn wir beim nächsten Wagenkorso am Donnerstag wieder ausfahren, wird er es bestimmt einrichten, Ihnen zu begegnen. Dann ist es an Ihnen, wenn er Ihnen gefällt, ihm durch ein leises Lächeln oder leises Neigen des Kopfes zu zeigen, daß Sie ihn beachtet haben."

Edith lachte. Sie konnte sich in die abgezirkelten Formen der Sevillaner Auffassung nur schwer finden.

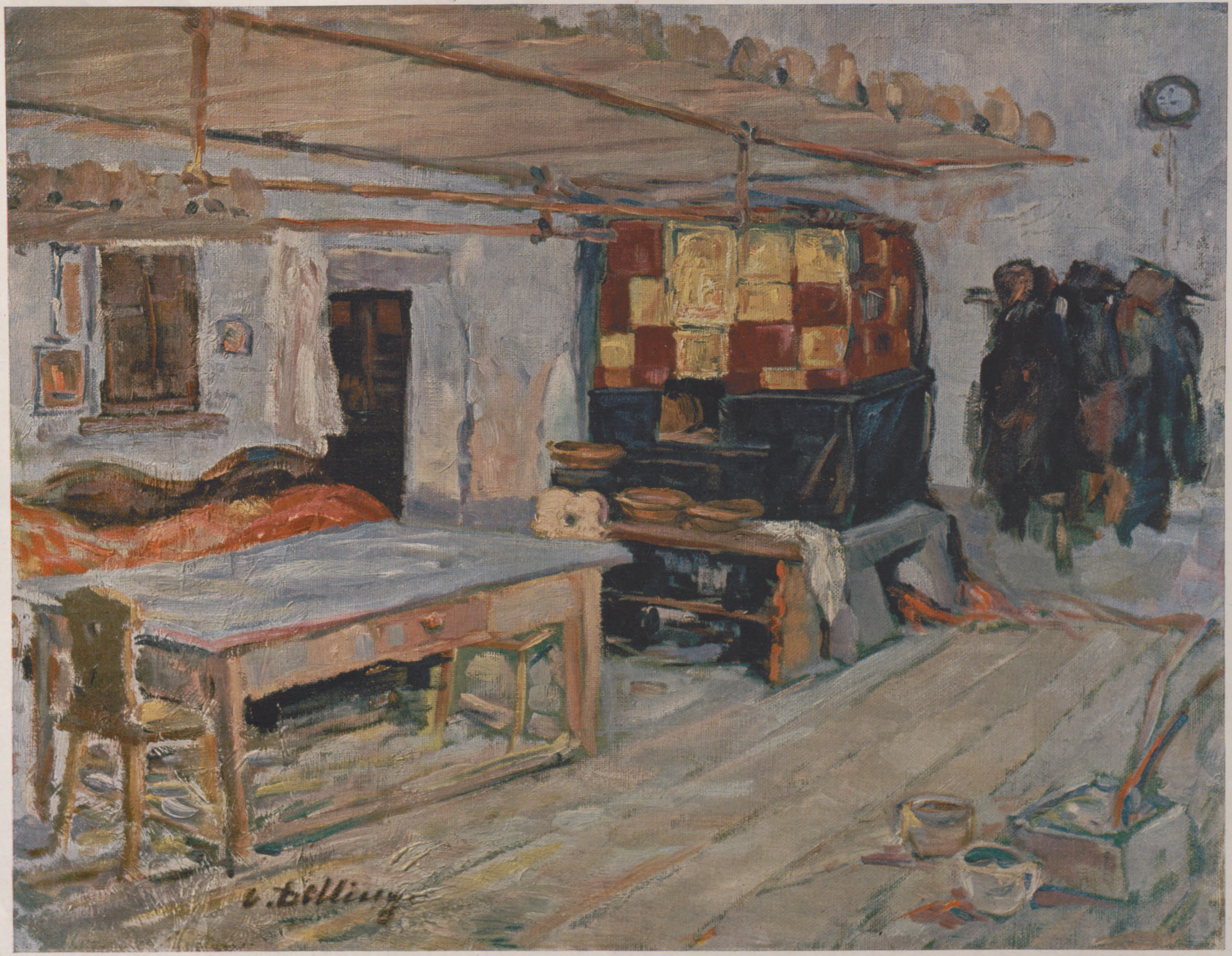
*

Edith unterwarf sich auch nicht in allem der hiesigen Konvention. Sie ging allein aus und betrachtete die herrlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt, für die, die Kathedrale ausgenommen, die beiden Andalusierinnen nicht viel übrig hatten. Denn zu Ostern erwartete sie ihren Vater, der zu einer Erholungsreise nach Sevilla kommen wollte, um sie wieder abzuholen.

Am liebsten ging sie allein im Parke Maria-Luisa spazieren, der die am besten gepflegte, berühmteste Parkanlage von Spanien bildete. Sie hatte während der Pensionszeit mit Agueda Valdiz Freundschaft gehalten, weil sie die natürliche Güte und Herzlichkeit des jungen Mädchens schätzte. Ihr zuliebe lernte sie Spanisch und übte es dann für die Reise nach Sevilla ernstlich weiter. Aber den beiden jungen Spanierinnen fehlte vollkommen die Fähigkeit, sich in die Natur einzuleben und sie zu genießen.

Deswegen verließ Edith an einem Nachmittag allein zu einem Spaziergang das Haus. Nur der muntere Foxterrier des Hauses Valdiz, Floco, durfte sie begleiten.

(Fortsetzung folgt.)



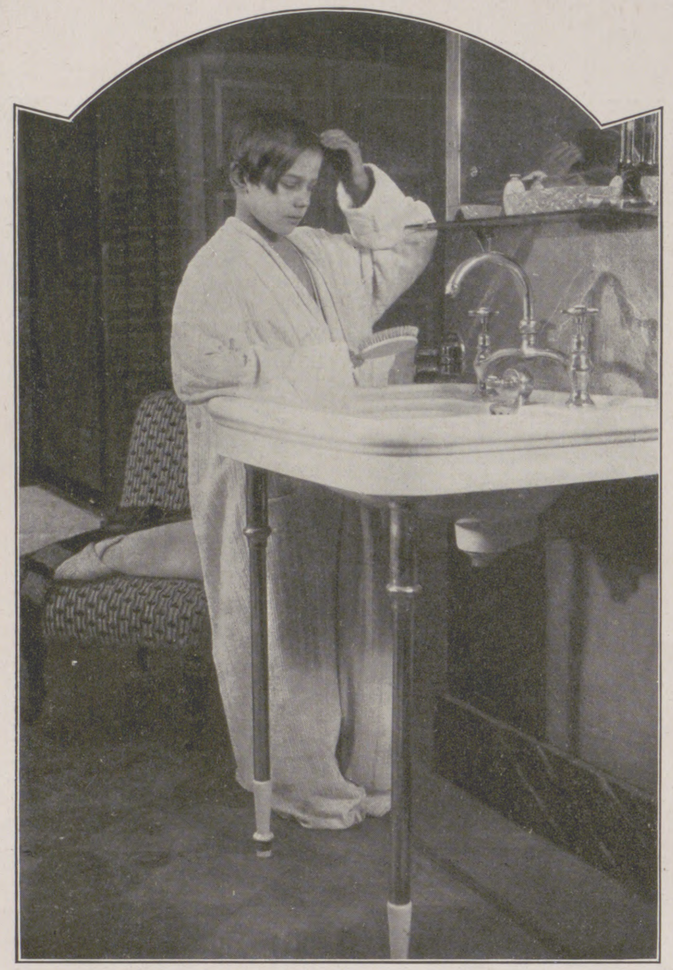
Töpferstube in Kohren (Sachsen). Nach einem Gemälde von O. Delling.

Das Kind im Film.

Eine Plauderei über unsere jüngsten Stars und ihre Arbeit von Heinrich Fraenkel.

Daß Tiere und Kinder die beliebtesten Filmschauspieler sind, hat seinen guten Grund. Sie sind nämlich die besten Filmschauspieler. Die ungezwungene Natürlichkeit, die ein für den Beruf begabtes Kind vor der Kamera zeigt, kann auch der berühmteste und gewandteste Darsteller nicht „nachspielen".

Es wäre freilich verfehlt, nun schon zu glauben, daß jedes hübsche Kind ein prädestinierter Filmstar und damit berufen sei, den glücklichen Eltern den Genuß einer Stargage, womöglich Jackie-Cooganschen Formats, zu verschaffen. Und gewiß hat es gerade in den letzten Monaten, zur Zeit der Jackie-Coogan-Reise, manche Enttäuschung für Tausende von nach Stargage gierigen Eltern gegeben, die, ihre hoffnungsvollen Sprößlinge an der Hand, in den Vorzimmern unserer Filmregisseure warteten. Zunächst einmal eignet sich durchaus nicht jedes



Peter Eysoldt in „Mutter, dein Kind ruft".



Jackie Coogan als Oliver Twist.

hübsche Gesicht für photographische und filmische Wiedergabe. Daß der Besitz eines sogenannten „Filmgesichtes" ein besonderer Glücksfall ist, hat sich auch in Laienkreisen schon ziemlich weit herumgesprochen. Vor allem aber erfordert natürlich die Eignung zum Filmdarsteller eine ausgesprochene mimische Begabung, die gewiß noch viel seltener ist als das „richtige Filmgesicht". Und das gilt nicht nur für den erwachsenen Darsteller, sondern auch für das Kind.

Wenn wir auch bei der Betrachtung von Kinderszenen gerade durch die Natürlichkeit in den Bewegungen des Kindes und das scheinbare völlige Fehlen jeglichen „Spiels" besonders erfreut werden, so wäre trotzdem die Annahme durchaus verfehlt, daß es leicht ist, selbst ein sehr intelligentes Kind im Aufnahme-Atelier dazu zu bewegen, sich so natürlich zu gebärden wie etwa in seinem Spielzimmer. Der Regisseur und die besonders bei unseren jüngsten Stars meist assistierende Mutter haben die schwere Aufgabe, die natürliche Befangenheit zu bannen, in der sich das Kind bei der Aufnahme befindet. Bei den gewandteren Kinderdarstellern ist das freilich erheblich leichter.

Von diesen Filmkindern ist gewiß Jackie Coogan der berühmteste und begabteste. Über ihn wird unten noch einiges zu sagen sein, weil an einem praktischen Beispiel der allgemeine Begriff des Filmkindes am besten zu erfassen ist. Nicht viel



Die kleine Baby Peggy.



Amerikanische Filmkinder.

weniger berühmt ist Jackies kleine Landsmännin Baby Peggy, die erst vier Jahre alt ist. Trotzdem ist sie nicht das jüngste der hier abgebildeten Filmkinder. Diesen Ruhm darf die kleine Schauspielerin Susi Fischer für sich in Anspruch nehmen, die trotz ihrer drei Jahre schon manche hübsche Filmszene gespielt hat. Peter Eysoldt, dessen darstellerische Begabung in den hier wiedergegebenen Abbildungen deutlich ersichtlich wird, ist schon eins der reiferen unter unseren Filmkindern. Er ist jetzt bereits ein kleiner Mann und wird sicher bald „richtige"



Nils Edwal in „Nju".



Susi Fischer in dem Film „Die lockende Gefahr"



Der kleine Peter Tittert.



Aus einem amerikanischen Film.



Peter Eysoldt in den „Schmugglern von Bernina".



Martin Hertzberg in „Carlos und Elisabeth".

Rollen" spielen können. Schon in frühester Kindheit zeigte er, ein echtes Schauspielerkind (seine Mutter ist die berühmte Künstlerin Gertrud Eysoldt), hervorragende Begabung vor dem Souffleurkasten wie vor der Kamera. Auch Martin Hertzberg und Tibor Lubinsky sind gewandte kleine Schauspieler, denen der Regisseur ohne Zögern die schwierigste Rolle anvertrauen kann.

Für Kinder dieser Reife und Begabung, für diese berühmtesten unserer Kinderstars, die große Rollen spielen müssen und können, ist natürlich die Filmaufnahme keineswegs mehr ein unbewußtes kindliches Spiel, sondern eine durchaus bewußte Arbeit, die sich von der der erwachsenen Kollegen nur dadurch unterscheidet, daß sich der elastische jugendliche Körper und Geist besser für jene Wiedergabe fremder Handlungen und Stimmungen eignet, worin eben die Tätigkeit des Schauspielers besteht. Die kleinen Stars sind durchaus in der Lage, jene starke geistige und körperliche Konzentration aufzubringen, die jede schauspielerische Leistung erfordert.

In ganz besonders hohem Maße gilt dies für den begabtesten aller kindlichen Stars, für Jackie Coogan, der erst elf Jahre alt ist und trotzdem schon größere schauspielerische Gewandtheit besitzt, als sie mancher seiner Kollegen in Jahrzehnten erwirbt.

Selbstverständlich sind das kostbare Leben und die Arbeitszeit eines solchen Kindes genau geregelt. Jackie darf zum Beispiel nie länger als fünf Stunden täglich im Atelier beschäftigt sein, und ein Teil dieser Zeit sowie zwei weitere Stunden dieses Tages sind der allgemeinen Ausbildung gewidmet.



Tibor Lubinsky in „Lucrezia Borgia".

Jackies freilich wird diese Fiktion durch eine sehr geschickte Propaganda und die Erziehung dieses überaus lenkbaren Knaben aufrechterhalten. Der Junge macht also nach außen hin den Eindruck eines durchaus harmlosen und unverbildeten Kindes. Und im Verkehr mit Presseleuten und „Publikum" spricht er grundsätzlich nur von seinen Spielsachen. Fragen beantwortet er höflich und geschickt, und im übrigen benimmt er sich wie jeder gut erzogene Junge seines Alters. Als ich ihn vor einigen Monaten in London kennenlernte, unterbrach ich die Erzählung über seine schönen Spielsachen mit der Frage: was er denn lieber tue, Filmen oder Spielen. Und nach einer kleinen Kunstpause antwortete der kleine Schauspieler, mit einem koketten Seitenblick zu den ihn umgebenden strahlenden Eltern und Propagandachefs: „Oh, Filmen natürlich." Dann erzählte er weiter von seinem schönen großen Segelboot, das auch eine so bemerkenswerte Rolle in seinem neuesten Film „Little Robinson Crusoe" spiele. Und dann tat er so, als ob er anfangen wolle, mir den Inhalt des Films und weitere Einzelheiten zu erzählen, unterbrach sich aber plötzlich und sagte mit einem nicht minder koketten Blick zu den erfreuten Beteuerern: „Aber ich werde mich hüten, Ihnen das alles zu erzählen. Wenn es so weit ist, müssen Sie ins Kino gehen und sich den Film ansehen!" Also wie gesagt: „Ein herziges Kind", und man muß schon etwas näher hinsehen, um zu erkennen, daß hinter der hübschen Maske ein kleiner Mensch steckt, der für die Dollarmillion, die er jährlich verdienen soll, schwerer arbeiten muß als mancher, der ihm an Jahren um ein Menschenalter voraus ist.

Unmöglich ist es natürlich, daß ein Kind, das eine solche Leistung zu bewältigen hat und in solchem Maße verwöhnt und verhätschelt wird, die Harmlosigkeit seiner weniger berühmten Altersgenossen bewahren kann. Im Falle

Daß also gerade die besten und berühmtesten unserer Kinosterne, trotz ihrer Leistung, auch ihre Kindlichkeit bewahren, wird man mit gutem Gewissen nicht behaupten können.



Aus dem Film „Steuerlos". In der Mitte: Maria Jacobini.



Das beliebte amerikanische Filmkind Baby Peggy (in der Mitte).

Rückkehr deutscher Missionare nach Ostafrika.



Vom Beginn der deutschen Mission in Deutsch-Ostafrika: Pioniermissionare vor ihrem Zelt.



Hüttenkirche in Sango bei Moschi.

Seit Ende 1924 ist die über die deutschen Missionare in unseren ehemaligen Kolonien des äquatorialen Afrikas verhängte Sperre aufgehoben, wenigstens in den unter britischer Verwaltung stehenden Gebieten. Für Ostafrika ist das von besonderer Bedeutung, weil hier das Missionswesen beider Konfessionen in der deutschen Kolonialzeit einen starken Aufschwung genommen hatte. Für die evangelischen Missionen verwandte sich der in London eingesetzte Internationale Missionsrat mit gutem Erfolg, so daß man um die Jahreswende in den Missionshäusern von Leipzig, Berlin, Herrnhut und Bethel für die Rückkehr in die verlassene Arbeit rüsten konnte.

Den deutschen Missionsgesellschaften ist noch nicht die völlige Wegefreiheit zugestanden. Aus jeder der oben erwähnten Missionen werden zunächst nur je zwei zurückkehrende Missionare zugelassen. Da es sich aber um die Wiederbesetzung sehr weiter Gebiete zwischen Tanga und dem Kilimandjaro sowie von Daressalam nach dem Nordende des Njassasees handelt, die in der Vorkriegszeit mit nahezu 200 Missionskräften besetzt waren, vermöchten diese wenigen Männer doch nur den weiteren Verfall der verlassenen Gebiete einigermaßen aufzuhalten. Es ist darum zu hoffen, daß ihnen bald weitere Männer und Frauen folgen können.

Die Leipziger Mission hielt am Epiphaniasfest ihre Abschiedsfeier. Zwei ihrer bewährten Ostafrikaner, Raum und D. Gutmann, wurden mit ihren Frauen in der Nikolaikirche durch den Landesbischof D. Ihmels feierlich ausgesegnet. Eine das weite Gotteshaus bis in die äußersten Winkel füllende Gemeinde gab Zeugnis von dem großen Interesse, das die ganze Stadt an der Wiederaufnahme der Missionsarbeit nahm. Die beiden Sendboten haben schon jahrzehntelang am Kilimandjaro gewirkt.

Wenn sie, wie zu erwarten, im Februar dieses Jahres an die Stätte ihres Wirkens zurückkommen, finden sie dort das Werk der Leipziger Mission fast unversehrt. Das ist ein Vorzug vor den anderen evangelischen Missionen. Die Stationen der Berliner Mission und der Brüdergemeine in der südlichen Hälfte des jetzigen Tanganjika-Territoriums hatten in der Kriegszeit auch äußerlich stärker zu leiden, teilweise bis zur vollständigen Zerstörung. Die Bethel-Mission in Usambara und die Leipziger am Kilimandjaro nebst Nachbargebirgen blieben dagegen verschont. Leider verlor erstere in der Nachkriegszeit auch ihren letzten europäischen Missionar, so daß die Negergemeinden zuletzt sich ganz überlassen blieben. Dagegen behielt das Leipziger Missionsfeld jederzeit einige führende Männer. Die Leipziger Gesellschaft hat zufolge ihres kirchlich-ökumenischen Charakters auch Freundeskreise außerhalb der deutschen Grenzen. Es war ein Glück für sie, daß in der kritischen Zeit zwei



Pfarrer Johannes Raum (links) und D. Bruno Gutmann von der Leipziger Mission, die neben Missionaren der anderen deutschen Missionen nach dem Kriege ihre Missionstätigkeit in Ostafrika wiederaufnehmen.

(Sonderaufnahme für die „Illustr. Ztg." von Hoffmann & Jursch, Leipzig.)

Männer ihres Arbeiterstabes von estnischer Staatsangehörigkeit dort bleiben konnten. Zuletzt trat mit Zustimmung der britischen Behörde auch die amerikanische Augustanasynode als Platzhalterin ein. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der gute Beharrungszustand des Missionsfeldes auch der treuen Mitarbeit eingeborener Gehilfen zu verdanken ist. Da die Mission erst vor etwa 30 Jahren ins Land kam, kann von einer Reife des Missionsfeldes und einer Selbständigkeit der werdenden Negerkirche natürlich noch nicht die Rede sein. Es gibt zum Beispiel noch keine eingeborenen Pastoren mit der Weihe zum geistlichen Amt. Aber unter den von Missionar Raum einst ausgebildeten Lehrern sind nicht wenige begabte und treue Männer, die sich schon in der Kriegszeit als Amtsgehilfen der Missionare auszeichneten und seit deren unfreiwilligem Weggang neben ihrem Schuldienst auch die Sonntagspredigt und den Unterricht der Taufbewerber übernahmen. Da die Seelenzahl der ältesten Stationen das erste Tausend erreicht oder überschritten hat, ist das eine beachtenswerte Leistung.

Eine sehr empfindliche Schädigung des Missionswerkes liegt in der mit den Kriegsjahren fortgeschrittenen Einschränkung und schließlich gänzlichen Einstellung der Krankenpflege, der Handwerkerschule und ähnlicher wirtschaftlicher Unternehmungen, die das Wohl der eingeborenen Bevölkerung bezwecken. Die ärztliche Mission war unter den Händen eines tüchtigen Arztes und mehrerer Diakonissen zu schöner Entwicklung gekommen. In Madschame hatte man ein größeres Krankenhaus, in Moschi und Mamba Pflegehäuser kleineren Umfanges gerade fertiggestellt, als die Stillegung dieses ganzen Arbeitszweiges durch den Krieg erfolgte. Das jetzige Fehlen eines geschulten Handwerkerstandes wird sich sofort fühlbar machen, wenn die Missionare in die mehr oder weniger verfallenen Wohnhäuser zurückkehren, Wiederherstellungs- oder Neubauten von Kirchen und Schulen vornehmen usw. Missionar Gutmann zeigte schon in der Vorkriegszeit den Eingeborenen den Weg zur Errichtung von kleinen Kirchen in bodenständiger Form. Er legte, wie das Bild der Kapelle von Sango zeigt, den Rundling der Dschaggahütte zugrunde, gab aber seiner „Hüttenkirche" durch Oberlicht und vergrößerte Eingänge bessere Beleuchtung und Lüftung. Kleine Kirchen dieses Stils können die Neger selbst bauen. Sie reichen aber nur für einige hundert Besucher aus. Der sonntägliche Gottesbesuch auf den Hauptstationen geht aber weit über diese Zahl hinaus. Die Mission braucht daher in Zukunft technisch geschulte Männer, um diesen gesunden Gedanken einer in Afrika bodenständig werdenden Kirchenbauweise auch bei größeren Bauten zur Anwendung zu bringen.

Prof. D. Paul.



Vom Gottesdienst heimkehrende Dschaggachristen.



Glockenstuhl in Mwika am Kilimandjaro.

Zum Wiederbeginn der deutschen Missionstätigkeit in Ostafrika.



Preisgekrönter Peking-Erpel



Erbitterte Nachbarn



Preisgekröntes Brahma-Huhn



Blick in die Ausstellungshalle



Ein Ausreißer



Eine moderne Hühnervilla

Die 50. Jubiläumsschau des Leipziger Geflügelzüchtervereins, zugleich 5. Landesschau des Verbandes Sächsischer Geflügelzüchtervereine auf dem Ausstellungsgelände zu Leipzig vom 2. bis zum 4. Januar. Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Planetenzusammenkunft und Sonnenfinsternis am 24. Januar.

Ohne daß die meisten Menschen etwas davon gemerkt haben, bereitete sich schon seit Beginn des gegenwärtigen Monats ein Abspiel kosmischer Ereignisse am Sternenhimmel vor, wie es in derartiger Zusammendrängung schon lange sich nicht mehr dargeboten hat.

Daß zwei Planeten einander auf ihren verschlungenen Bahnen rings um den Tierkreis begegnen, ist nicht so sehr selten, aber daß gleich drei der hellsten Großwandelsterne ganz dicht beisammen zu bequemer Beobachtungsstunde (7 Uhr morgens) aufgehen, und daß auch noch am nämlichen Tage nachmittags eine totale Sonnenfinsternis stattfindet, das dürfte sich nur nach vielen Hunderten von Jahren, wenn nicht nach Tausenden, wiederholen.

Um sogleich eine klare Übersicht der Verhältnisse zu erlangen, die das kosmische Schauspiel bedingen, betrachte man unser erstes Bild. Man sieht darauf in das übliche Gradnetz der geraden Aufsteigung (AR) und Abweichung (D) eingetragen für 7 Uhr morgens mitteleuropäischer Zeit (MEZ) die Orte von Merkur, Venus und Jupiter vom 9. Januar bis zum 10. Februar, außerdem die Standorte der Sonne vom 20. bis zum 25. Januar und die Stellungen der abnehmenden Mondsichel für den 22., 23. und 24. Januar.

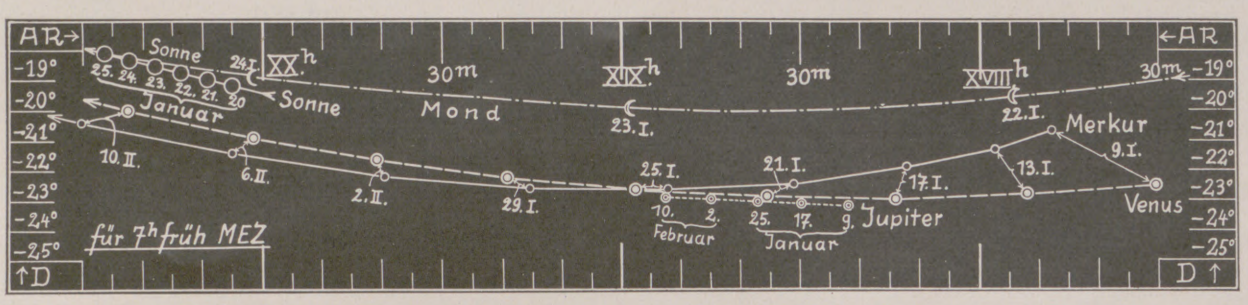
Wie man sofort erkennt, bewegt sich von allen genannten Gestirnen der Mond weitaus am schnellsten, denn er verschiebt sich täglich um mehr als eine ganze Stunde gerader Aufsteigung von rechts nach links im Bildfelde. Das ist auch für unsern Himmelsbegleiter auffallend viel; seine höchste mögliche Leistung erklärt sich aber daraus, daß sich der Mond am 23. Januar um $^1/_2$3 Uhr nachmittags MEZ in seiner erdnächsten Stellung befindet, eine Tatsache, die auch für die Totalität der am 24. Januar nachmittags erfolgenden Sonnenfinsternis von größter Bedeutung ist. Die äußerst schmale Mondsichel am Morgen des 24. Januar ist natürlich nicht mehr zu sehen. Wie unser Bild zeigt, schneidet denn auch die Mondbahn schon bald darauf, noch am Nachmittag des 24. Januar, in die Sonnenbahn ein, wodurch eben die noch zu besprechende Sonnenfinsternis hervorgerufen wird.

Die Sonne, in der linken Ecke der Zeichnung, bewegt sich täglich regelmäßig um vier Zeitminuten gerader Aufsteigung von rechts nach links. Die Durchmesser des Sonnenkreises im Bilde wie auch der Mondsichel sind maßstäblich richtig.

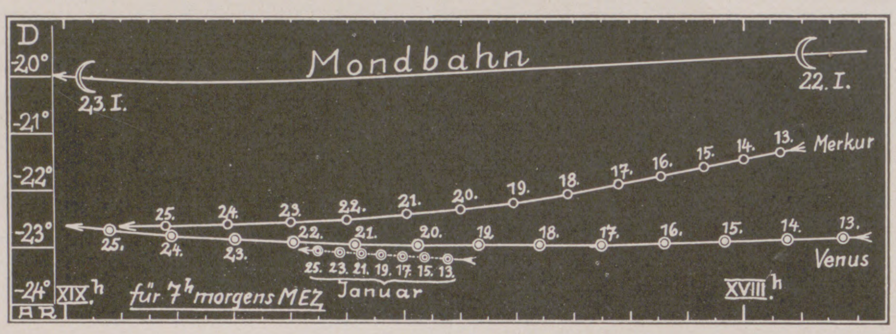
Von den Planeten läuft Jupiter weitaus am langsamsten. Er bewegt sich verhältnismäßig am tiefsten im Bilde, gemächlich und nahezu gleichmäßig rechtläufig, das ist von rechts nach links, voran.

Reizvoller und verwickelter ist dagegen das Bewegungsspiel von Merkur und Venus, die beide von vier zu vier Tagen eingetragen sind. Wie man erkennt, läuft Merkur anfangs etwas langsamer als Venus und wird infolgedessen von ihr am 16. Januar überholt. Aber sein Lauf wird später schneller als der von Venus, so daß er den Stern der Liebesgöttin am 3. Februar wiedereinholt. Er geht um 8 Uhr morgens an diesem Tage nur 0,6° oder wenig mehr als einen Vollmondsdurchmesser südlich an Venus vorbei, während diese am 16. Januar $8^1/_2$ Uhr früh ihrerseits 1,1° südlich an ihm vorbeigezogen war.

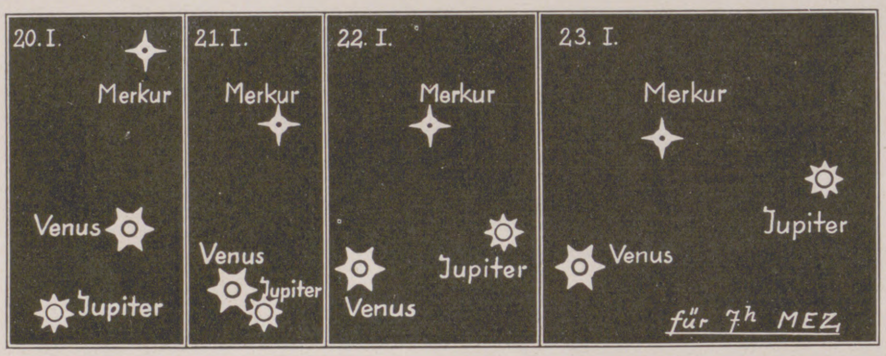
Viel bemerkenswerter als diese Doppelbegegnung von Merkur und Venus unter sich sind die Konjunktionen beider unteren Planeten mit dem Himmelsriesen Jupiter. Venus überholt den langsam hinschleichenden Stern des Zeus am 21. Januar um 4 Uhr morgens MEZ und geht nur 0,2° oder weniger als $^1/_2$ Vollmondsdurchmesser nördlich an ihm vorbei. Freilich hat sich der Abstand bis gegen 7 Uhr morgens, um welche Zeit beide Körper erst aufgehen, schon wieder etwas vermehrt, aber er ist doch immer noch so klein, daß auch nur wenig kurzsichtige Augen die gewaltig strahlenden beiden Planeten fast zu einem Gestirn zusammenschmelzen sehen.



1. Übersicht der Bewegungsverhältnisse der an den Zusammenkünften und der Finsternis beteiligten Himmelskörper.



2. Vergrößerte und wesentlich genauer gehaltene Darstellung der in der Abbildung 1 veranschaulichten Verhältnisse in der Zeit vom 13. bis zum 25. Januar.



3. Sonderdarstellung der gegenseitigen Stellung der drei großen Planeten Jupiter, Venus und Merkur für 7 Uhr morgens vom 20. bis zum 23. Januar. Jedes Teilbild gibt den Anblick der drei Wandelsterne kurz nach ihrem Aufgang über dem Südosthorizont.



4. Sonderdarstellung des Gesamtanblicks des östlichen Sternhimmels am 24. Januar um 7 Uhr morgens, kurz nach dem Aufgange des Dreigestirns Venus, Merkur, Jupiter.



5. Verlauf der Sonnenfinsternis für die westlichen Grenzgebiete Deutschlands.

Der Mond tritt dabei, von rechts nach links sich bewegend, etwa um 4 Uhr mitteleuropäischer Zeit (MEZ) an die Sonne heran und beginnt dort in einem Punkte, der 118° (rechtsherum gezählt) vom höchsten Punkte der über Südwest stehenden Sonnenscheibe absteht, in sie einzudringen (linkes Bild). Nach einer halben Stunde ist bereits mehr als die Hälfte des Sonnendurchmessers verdeckt (mittleres Bild). Etwa um 5 Uhr 5 Min., das ist bei Sonnenuntergang, erreicht die Finsternis den Höchstwert, bis zu fast 80 Proz. (rechtes Bild. In Gestalt dieser schmalen, goldenrot lohenden Riesensichel geht die Sonne in den Städten am Rheine unter.

Merkur steht an diesem Morgen (vgl. auch Abbild. 2 und 3) noch rechts oberhalb etwas entfernter. Dafür ereilt ihn der Konjunktionsmoment in der folgenden Nacht, am Morgen des 22. Januar um 5 Uhr MEZ. Er zieht 0,6° nördlich an Jupiter vorüber, also ebenfalls recht dicht, so daß eine Vollmondscheibe sich eben noch zwischen beide Planeten zwängen ließe. Bis Merkur und Jupiter aufgehen, ist freilich auch diesmal wieder der gegenseitige Abstand ein wenig größer geworden, doch nicht so viel, denn es handelt sich ja nur um knappe 2 Stunden seit dem Augenblick größter Annäherung.

Wie Abbildung 2 erkennen läßt, beginnt am 22. Januar auch der Mond in bezug auf die Gesamtkonstellation eine erhebliche Rolle zu spielen. Am 21. noch zu weit und hoch rechts oben am Himmel, steht er am Morgen des 22. immerhin schon so nahe links von dem aufgehenden Dreigestirn, mit dem er sich fast zugleich über den Gesichtskreis erhebt, daß ihn das Auge mit in die Konstellation einbezieht, zumal seine Sichel sich außerordentlich zart und fein dem Gesamtbilde einfügt. So erhält also auch der Morgen des 23. Januar seinen ganz besonderen Reiz.

Aber auch der 24. bietet ein wundersames Bild. An diesem Morgen „stört“ die Mondsichel nicht mehr, sondern Merkur, Jupiter und Venus gehen in prachtvoller Gruppierung am Südosthorizonte allein im dämmernden Himmel strahlend auf (Abbild. 3 und 4). Besonders im Opernglas oder Feldstecher ist das Bild von einer seltenen Weihe und Schönheit. Und es ist im Hinblick auf die große Helligkeit der Venus sogar möglich, alle drei Gestirne mit solchen Gläsern bis in den hellen Vormittag hinein zu verfolgen.

Der Mond ist, wie bereits bemerkt, an diesem Morgen der Sonne schon zu nahe, um noch gesehen werden zu können. Und wirklich, um 1 Uhr 41 Min. nachmittags MEZ berührt sein Halbschattensaum auch bereits den Erdball in einem Punkte im Golf von Mexico. Um 3 Uhr 2 Min. streift die Schlagschattenspitze des Mondes selbst die Erde, an einer Stelle wenig westlich von dem letzten der großen nordamerikanischen Seen. An diesem Punkte setzt die sogenannte totale Sonnenfinsternis ein. Von ihm aus läuft dann der ungefähr kreisförmige, wenige Zehner von Kilometern breite Schlagschattenfleck des Mondes über den Erdball, quert das Seengebiet, geht knapp nördlich an Neuyork vorüber, trifft den Atlantischen Ozean, um gegen 4 Uhr in die Gewässer nördlich von Irland einzutreten, bis die Totalität zwischen den Shetland- und den Färöer-Inseln um 4 Uhr 45 Min. nachmittags MEZ ihr Ende findet. Die Totalitätszone berührt in Europa leider kein Land, mit Ausnahme der Funkstation auf der winzigen Rockall-Insel, die eben noch gestreift wird. So werden also nur die amerikanischen Sternforscher, denen diesmal die Lage der Totalzone äußerst günstig entgegenkommt, eingehendere Forschungen über die Sonnenkorona und die sonstigen Erscheinungen in der Umgebung der total verfinsterten Sonne anstellen können. In Deutschland selbst ist die Finsternis überhaupt nur in ihrem Ausklange teilweise sichtbar. Verhältnismäßig am besten sind die Gebiete an der Westgrenze Deutschlands daran, vor allem von Mannheim rheinabwärts einschließlich des an Holland grenzenden Streifens bis zur Insel Borkum. Hier erreicht die Finsternis nahezu 80 Proz., d. h. es werden bis zu 80 Proz. des Durchmessers der Sonnenscheibe von dem in sie eindringenden Monde verdeckt. Leider geht für die meisten Orte die Sonne schon einige Minuten, bevor der theoretische Höhepunkt erreicht würde, unter.

Um einige Daten zu geben, seien genannt: Düsseldorf 76 Proz., Beginn 3^h $59{,}1^m$, Höchstwert 5^h 2^m. Frankfurt a. M. 72 Proz., Beginn 4^h 2^m, Höhepunkt 5^h 4^m. Straßburg 70 Proz., Beginn 4^h $3{,}6^m$, Höchstwert 5^h 6^m.

Im übrigen Deutschland erreicht die Finsternis kaum nennenswerte Prozente. Auch geht die Sonne schon unter, bevor sich die Erscheinung zum Höhepunkte entwickelt.

Max Valier, München.



Ein Chlorodont-Straßenbahnwagen im Rahmen des bekannten Dresdner Städtebildes.
Eine vorbildliche Neuerung (Einheitswagen) in der Städtereklame, wofür Dresden das Monopol besitzt.

Waldstimmen. / Von Luise Glaß.

Er und sie hielten sich für echte Kinder, Kenner und Liebhaber der Natur. Kaum irgend etwas schien ihnen wichtiger, als sie zu erkennen und zu lieben. Was sonst wohl konnte so für alle Wechselfälle des Lebens Erläuterung und Wertmesser sein denn sie, die Beständige, die Treue, die große Künstlerin mitsamt all den „unbegreiflich hohen Werken", heute noch „herrlich wie am ersten Tag"!

Aber obgleich er sowohl wie sie auf diese Wahrheit schworen, verstanden sie einander doch nicht. Denn sie liebte die Natur in der duftenden Blume, dem singenden Vogel, im schimmernden Tropfenfall des sprühenden Quells. Er aber suchte seine Wahrheit und gab seine Liebe an den langsam wachsenden, seinen Standpunkt haltenden „ewig getreuen" Stein. Wer dem seine Geheimnisse abtrotzte, hatte das All in der Hand. Vögel — Blumen — rinnendes Wasser — Wolken unterliegender Himmelsglanz war flattriges, unzuverlässiges Gewese. War Frauenart, setzte er hinzu, wenn ihm Ärger in die Ohren raunte.

Sie aber haßte den Stein, das Hindernis der Fruchtbarkeit, der ein starrer, roher, gefühlloser Gesell war — wie die Männer, setzte sie hinzu, wenn sie Grillen gefangen hatte.

Zu Hause ging jedes einen anderen Weg. Er las sein berühmtes Kolleg, versenkte sich in seine Steinsammlungen, schrieb an seinem Buch über die Entstehung und die Muttergesteine der Drusen und ließ sich häufig nur widerwillig bei den Mahlzeiten sehen. Was Wunder, wenn es wenig Freude machte, die zu bestellen.

Freude machte ihr der Garten hinter dem grauen Hause voll Gestein und Buchwerk. Ein Garten, der unter ihrer zärtlichen Hand gedieh. Freude machten ihr die Vögel, denen sie Nistplätze schaffte für den Sommer und reiche, gesicherte Futterstellen für die harten Monate. Dann prangten auch die Fenster voll Alpenveilchen und Primeln. Hyazinthe, Tulpe und Krokus verkündeten den Frühling, und alles blühte ihr wieder von Jahr zu Jahr, nur der „steinerne Gatte" kam durchaus nicht zum Blühen. Fehlte ihr da die zärtliche Hand?

Es fragte sie niemand danach, und sie selber tat solche Frage erst recht nicht. Sie lebte ihrem Garten und haßte die Ferien, von denen er einen Teil für Reisen bestimmte. Sie mußte mit. „Das gehört sich so, Reisen verlangt die Gesundheit." Sie mußte von ihrem Garten weg: ungern im Spätsommer, am unliebsten im Frühling, wenn alles keimte und trieb.

Einen Wunsch da- oder dorthin gab es nicht — dem wurde sofort der Garaus gemacht, wenn er sich keine Beute versprach. Und auch wenn sie das Richtige gefunden zu haben meinte, das beiden lieb sein konnte, wurde ihre Wahl hin und her gewendet und schließlich begraben. Er hatte ja seinen Plan schon längst fertig: sein Buch verlangte ihn so, und sein Buch ging über aller lebendigen Frauen Wunsch — das hätte selbst die Eigensinnigste einsehen müssen. Nun hatten sie wieder einmal um die Osterzeit ihre Koffer gepackt, nach einem Welteckchen, von dem sie durchaus nichts wissen wollte. Mißmutig hatte sie sich von ihrem Garten getrennt. Aber das Eckchen war schön, und da sie nicht so eigensinnig war, wie er annahm, so gestand sie sich das zu, und sie hätte ihre helle Freude daran gehabt, wenn sich nur jemand mitgefreut hätte. Aber der nächste Jemand stand und klopfte und hatte weder Augen noch Sinne für etwas anderes als den Stein, der ihm eine Druse geben sollte, weil es zu seiner Lehrmeinung paßte, und der sich ihm trotzig verschloß. „Eigensinnig wie ein Frauenzimmer." Sie stand unter einem Vorsprung des Gefelses, um das allein er sich kümmerte, und sah landein. Er zerhämmerte hinter ihr die Kuppe, die sich durch Moos und Dornicht zum Licht emporgedrängt hatte.

Sie sah über das Tal: Wiese und Wald, Acker und Ortschaft, himmelan zeigende Kirchlein. Ein bescheidener Fluß wand sich durchs Grün, trieb Mühlen, warf die Räder rauschend und blitzend rundum. Ein leichter Wind fingerte in den duftenden Nadeln der Wettertanne neben ihr, schwang sich durch das Geäst des aufrauschenden Bergs zu Tal, lief wellend über das grüne Winterkorn und sang: Frühling, Frühling! — Und Frühling, Frühling! antworteten ihm Wald und Flur, Hecke und Busch, die Lerche überm Feld, die Amsel auf dem Wipfel, der am höchsten ragte: Frühling, Frühling! Ich bin da, ich freue mich deiner! Freuet euch mit!

Nur der Stein sang nicht, knirschte und zischte den Hammer an und hielt das Geheimnis fest, das er umschloß.

Ein Falke flog auf und zog schlanken Fluges einen Bogen in das Vergißmeinnichtblau, das sich über den deutschen Frühling spannte. Sein Lenzgespiel folgte mit hellem Schrei. Er senkte sich, sie stieg; sie flohen, sie suchten einander; sie verflochten ihre Kreise.

Die Frau am Bergrand atmete tief, dann wandte sie den Kopf ein wenig und sagte: „Schau doch, wie schön das ist: Frühling und hoher Tag."

„Ja, ja", sagte der Mann und tat einen harten Schlag. „Ich sehe schon noch, das läuft mir nicht weg."

„Aber die Stunde läuft! Wir entlaufen der Sonne, der wellende Wind legt sich, die Falken kreisen nicht mehr, Wolken verschatten die Schönheit, Nebel frißt sie auf."

„Schweig!" rief er ärgerlich. „Wenn du den Mund auftust, ist's Übertreibung und Klagegesang."

Da lachte sie und ging davon, der Quelle zu, die leise hinterm Buschholz rieselte.

„Wo läufst du hin?" schrie er erbost.

„Zur Quelle", klang es zurück; ferne schon, halb verschlungen von dem Singsang des Windes, dem Schrei des Falken, dem Krähenruf aus der Tiefe und dem leisen Rinnen und Gurgeln der Quelle.

Zornig schlug der Mann auf den Stein; der schrie hell und gell wie der Falk, aber er barst nicht.

„Das Weib ist mir entgegen", sagte der Mann. „Sie will meine Arbeit nicht, sie stößt meine Freude mit dem Fuß weg, sie gießt Galle in meine Honigstunden. — Wozu heiratet man? Wozu heiratet man?"

Krach, krach, krach! grollte bei jeder Frage der Hammer den Stein an, und von dessen Stirn herab sagte eine nachdenkliche Stimme: „Ja, wozu?"

Der Mann fuhr auf und starrte empor. Da lag einer auf dem Leib in der Sonne, die das Gefelse zärtlich gewärmt hatte, wie alles, was ihr stillhält — lag und sah herab von seinen verschlungenen Armen, die das spitzbärtige Kinn trugen. Darüber gutmütige Augen, spitzige Ohren, spöttischer Mund, und der wiederholte: „Ja, wozu?" Und da keine Antwort kam, fuhr er fort: „Zu welchem Behufe nahmst du dir ein Weib ins Haus? Auf daß sich dein Wesen einseitig verdopple, oder daß sie ihm Fülle gebe und Ergänzung und das andere, was ihm fehlt? Ja, wozu? Zweisamkeit, die nicht reicher macht, verarmt."

„Schwätzer!" rief der Mann und hämmerte weiter. Der Pankopf verschwand, und der Stein barst. Aber er hatte den Forscher betrogen. Die erhoffte Druse war nicht darin. Spaltungen, leerer Raum, aber bröcklig, adrig, kein hohles, kristallgeschmücktes Rund.

Wie hatte er sich so irren können? Er! — Der Mann warf den Hammer zu Boden, riß sich am Haar, stöhnte, stampfte das Moos, wandte sich von dem Betrüger, und der Zorn tat, was die Liebe nicht vermocht hatte: er sah landein.

Schön war's. Die Sonne stand in schimmernder Herrlichkeit überm Tal, lockte alle Kräfte, durchleuchtete alle Farben, verklärte das Häßliche, erhöhte das Wohlgestalte. Aber die Wolke war da, schob sich empor, warf dunkle Schleier vorauf, bald würde sie die Strahlende decken.

„Die Stunde läuft“, tönte die Rede der Frau in des Mannes Ohr wider, als habe sich der Klang darin gefangen, und der Zorn drehte ihn wieder um. Er griff den Hammer vom Boden auf und schlug eine Elle weiter zur Linken einen derben Brocken ab.

Da schob sich der Kopf wieder vor, der Kopf mit den guternsten Augen und dem lachenden Mund.

„Suchst du Ruhm?“ kicherte er. „Ist ein stachlichter, kältender Mantel. Suchst du Gold?“ — Da wurde der lachende Mund ernst. „Ist der Frühling nicht schöner als eure Erfindungen? Schöner als das gelbe Zeug, das ich in den Tiefen versteckt habe, und das die Menschen entzweit, seit sie es ans Licht gebracht und durch ihre gierigen Prägungen entweiht haben? — Suchst du Kenntnisse? Heu statt blumiges Gras? Stroh statt wellende Ähren? Lasten statt leichte Füße? Ist das blühende Land nicht schöner als euer Buchstabenwerk, und wenn sich alle Büchernarren hochachtungsvoll davor verbeugen? Seiner Brüder Freund ist, der Ährengold aus Schollennacht lockt. Nur die Tintennarren, die Maschinennarren, die Banknarren preisen Steingold, geschändetes Gold, über Ährengold.“

„Ksch!“ machte der Mann, als fliege ihm eine Hornisse um die Stirn, und schlug wilder auf das Gestein.

„Suchst du Edelkristall? Gelben Topas, grünen Chrysopras, veilchenfarbenen Amethyst? Klopf' an das Herz der Frau statt an den Stein. Dort ist kein Geröll und Gesplitter. Klopf', klopf'! Je fester die Rinde, je schwerer sich's auftut, desto sicherer wirst du Edelgut darin finden. Goldene Gedanken, rote Liebe, veilchenblaue Gefühle, rosenrote Zärtlichkeit. Klopf' an ihr Herz statt an den Stein. Es ist Frühling, Frühling, Frühling!“

„Dummes Zeug“, brummte der Mann in den Frühlingsgesang hinein, den der Pansruf entfesselt hatte. „Dummes Zeug, das Steinklopfen ist mein Beruf.“

„Das eine tun, das andre nicht lassen“, sagte die Stimme aus der Frühlingsluft. Aber der Steinklopfer schlug nur heftiger zu, um das Tirili in den Lüften zu übertönen, und der Felsen zersprang.

Aber er warf zornig einen derben Splitter gegen den Feind, traf seine Stirn, warf ihn zu Boden, rötete sich mit seinem Blut.

Als der Mann wieder zur Besinnung kam, war da weder Pankopf noch Stimme, noch Frühlingszauber, aber der geborstene Stein hatte eine kostbare Druse aufgetan — halb stak sie im Felsen, halb lag sie dem Gelehrten zu Füßen. Seine Berechnung hatte gestimmt.

Das Gepolter drang bis zu der Frau.

„Unhold“, sagte sie und setzte sich müde an der Quelle nieder. Aus Gras und Moos quoll sie lustig hervor, lief über einen rohgehöhlten Sandstein, hüpfte in schimmerndem Bogen zwei Hände breit von ihm herab, sah sich zwischen Ranunkel, Vergißmeinnicht und Sauerklee die Welt an und lief singend und plaudernd davon. Kam und lief, quoll und rann, und grüßte das Licht.

„Du lieber Waldfrieden,“ sagte die Frau, „Frieden selbst in der Rastlosigkeit. Wie kann man dich stören? Du holder Frühling, wie kann man dich mißachten? Sonne, warme, getreue, lebenspendende Sonne, wer mag sich nicht an dir freuen? Ach, wozu habe ich mich einem Manne geschenkt.“

Da klang es, als lache der Bach; lieb, leise und gutmütig, aber doch, als lache er jemand aus, und ein Stimmchen, fein wie der Singsang des jungen Gewässers, sprach: „Geschenkt? Hast du dich ihm wirklich geschenkt?“

„Die Frau, die eines Mannes Namen trägt, hat sich verschenkt, hat sich verloren“, sagte das Menschenkind an der Quelle und schaute sich um, wer da spräche.

Saß dort unter dem Bogen, mit dem der Quell vom Steine sprang, nicht ein winziges Weiblein? Zart, schimmernd, taufein wiegte es sich auf einem Vergißmeinnichtzweig, und das Wasser rann wie eine schimmernde Glocke über das Weiblein hin, ohne es zu berühren. Nur ein paar Tropfen hatten sich zu ihm verirrt und lagen ihm wie ein Diamantkrönchen im Haar. Und die singende, schwingende Stimme, die durch den Wasserschleier drang, sprach weiter: „Liebe schenkt sich und verliert sich doch nicht. Liebe sagt ja, denn nein kann sie nicht buchstabieren; Liebe sucht des anderen Freude; Liebe hält des anderen Torheit für süßes Kinderspiel.“

Die Menschenfrau sprang auf und hielt sich die Ohren zu. Jedes Wort ein Vorwurf — wer mag das hören? Aber waren die Hände zu schmal, oder drang ihr das Frühlingslied in die Adern und wurde von dem tanzenden Blut weitergetragen — sie hörte.

„Liebe schenkt sich wie die Sonne zur Sommerzeit. Wozu nahmst du einen Menschen an die Hand, wenn er frieren soll?“

Ich friere auch, dachte die Menschenfrau, und die Stimme antwortete ihren Gedanken: „Was du wärmst, gibt dir Wärme zurück, hin und her fließt die Welle des Bluts, Herz an Herzen klopft es am innigsten.“

Des Steinklopfers Frau preßte die Hände fester aufs Ohr und entlief dem Singsang der Quelle, lief blindlings davon und kam zu dem Felsen, wo der Mann, die Druse in der Hand, grollend auf die Amethystenherrlichkeit starrte, die ihn verwundet hatte.

„Ach du“, entfuhr es ihr.

„Ach du“, gab er zurück.

Nun sah sie das Blut an seiner Stirn und erschrak. „Es ist nichts“, grollte er ihren besorgten Blick an.

Dann blickte sie auf seine Hand.

Veilchenfarben reckten die schön gebauten Sechsecke ihre Spitzen ins Tageslicht; wie von Künstlerhand geformt wuchsen sie aus dem Grund des Muttersteins auf. Die Sonne streichelte sie, lockte Flimmer und Schimmer aus ihrer klaren Durchsichtigkeit — alle lila Töne, vom Fliederblau bis zum Tiefsamt des Stiefmütterchens, brachen aus dem geöffneten Halbrund hervor.

„Wie schön!“ sagte die Frau in gedankenloser Freude.

Da starrte er sie an, als sei sie ein Wunder, und fand sie in ihrem selbstvergessenen Entzücken schöner als den ersehnten Kristall in all seiner Herrlichkeit. Er warf ihn ins Moos, umfaßte ihre Schulter, drehte sie landein, deutete über Wald und Flur, Ortschaft und Fluß, umschrieb Himmel und Ferne mit weiter froher Gebärde und sagte: „Ja, ja, du hast recht, es ist schön, es will genossen sein.“

Dann küßte er sie, und sie gab es zurück, denn der Frühling war nun auch in ihnen, wie in den spielenden Falken in der Luft und den Blüten des jungen Jahres um sie her.

Die Zote. Von Wilhelm Lichtenberg.

Ihre Abstammung ist zweifelhaft geblieben. Manche sagen, sie stamme von Aristophanes her, manche versteigen sich nur bis zur Frau v. Pollack. Manche zitieren als ihre Väter Boccaccio, Casanova und Balzac — andere wieder wollen gerade noch den Mikosch zugestehen . . . Aber das ist Sache der Weltanschauung. Kurz aber — sie ist da, und sie geht von Mund zu Mund, von Salon zu Salon, von Tingeltangel zu Tingeltangel — mit einem Wort: sie ist durch die Jahre nicht flügellahm geworden.

Eine Zote ist jener Moment, wo dem Reinen die Totalität der Reinheiten ein Schnippchen schlägt, ist das Ding, das man einer Dame fünf Minuten nach der Hochzeit ruhig erzählen kann — denn jetzt darf sie es ja schon hören — die Dosis, die gerade hinreicht, um sich bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen. Die Zote ist der Schlüssel zu den kleinen Menschlichkeiten der anderen, die Bacchusnacht des guten Tones . . . Manch eine Dame mag ihrem zudringlichen Gesellschafter zugerufen haben: „Mein Herr — benehmen Sie sich! Und erzählen Sie mir lieber einen pikanten Witz.“

Denn die Zote ist eben jenes Geheimnisvolle, das man niemals schwarz auf weiß besitzt, für das es keinen schlagenden Beweis gibt, das gewisse Etwas, das man nicht eingestehen muß — manchmal vergißt man sie, manchmal behält man sie, und wenn es einem in den Kram paßt — dann muß man sie auch nicht verstehen! Das ist eben das gesellschaftlich Bezwingende an ihr, daß sie jeder hören kann und keiner verstehen muß. Denn Zoten sind so raffiniert, nichts geradeheraus zu sagen! Sie arbeiten immer mit Rückendeckung. Und der Erzähler hat immer noch die Möglichkeit, wenn er nach so einer Zote zu hören bekommt: „Pfui, Sie Schlimmer!“ zu erwidern: „Nein — was Sie aber wieder denken!“ ... Jede andere Gemeinheit ächtet im gesellschaftlichen Verkehr. Die Zote — diese garstige Allerweltsvettel — öffnet Türen und Tore. Was nicht durch sachlichste Argumente erreicht werden kann, gelingt durch das Einstreuen einer saftigen Zote.

Die Zote hat einen kurzen Atem. Die Pointe muß gleich nach der Introduktion kommen. Sie ist der Flirt unter den Gemeinheiten. Es ist nichts — und es ist doch etwas ... Und deshalb läßt man sie sich gefallen. Sie stellt sich viel dümmer, als sie ist, und wirbt so um Wohlwollen für sich und ihre üblen Zwecke. Sie hängt sich an die Frau v. Pollack oder an den albernen, kulturlosen Mikosch. Hört man sie aber, dann wird jeder Entrüstete ausrufen: „Diese unmögliche Frau Pollack!“, und niemand wird dem Zotenbringer eine deutliche Gemeinheit sagen. Oder — sie verkriecht sich in den letzten Winkel eines Gassenhauerrefrains, und auch dort ist sie sicher. Denn nach der ersten Entrüstung wird so ein Schlagerlied Nationalgut — es brüllt es der Chorus der Betrunkenen, es summt es die Mama an dem Bettchen der kleinen Anneliese, die Feuilletonisten zitieren es, kurz — die Zote hat gesiegt. Es kommt nur auf das Gewand an, das sie sich umlegt.

In früheren Zeiten servierte man Zoten in feiner geschliffener, exklusiverer Form. Geschäftstüchtige Theaterdirektoren spielen heute noch die „Lysistrata“; „Tausendundeine Nacht“ sind Märchen für Kinder von acht bis vierzehn und von fünfzig bis siebzig Jahren, der „Dekamerone“ wird sicher noch immer häufiger als der „Messias“ von Klopstock gelesen, und Casanova dürfte gleich nach der Courths-Mahler rangieren. Dann aber ging es mit der armen Zote bergab. Sie verstieg sich immer mehr in Niederungen — sie erschien nicht mehr im Buchhandel — sie wurde was Pikfeines für intime Herrengesellschaften ... Erst viel später etwas schrecklich Aufregendes für die bekannten „Mädel unter sich“. Sie schöpfte ihre Werke nicht mehr aus den Situationen der menschlichen Schwachheiten, sondern kam, gichtisch geworden, auf den Krücken einer unvollkommen beherrschten Sprache, der Jargonverdrehungen daher. Zwischen dem Busen des Meeres und dem der Frau Pollack konnte — oder wollte sie nicht mehr unterscheiden, sie profitierte aus der Wortarmut unserer Sprache, die für zwei verschiedene Dinge nur ein und dasselbe Wort hat.

Varietékomiker machten sie zu ihrer Spezialität, und keine Zensur der Welt vermochte ihnen etwas anzuhaben, denn die Zote wußte nur zu gut ihre Mimikry zu bewahren und hatte auf ihren Schild geschrieben: „Dem Reinen ist alles rein.“ Auch die Zote ... In der Operette gibt sie den geeigneten Auftakt zum Boston der Versöhnung ab. Witzblätter borgen von ihr den Text zum Dreifarbendruck des Fleisches. Sie ist von keiner Seite anzugreifen — die Zote, denn sie kann stets im geeigneten Moment so eine unschuldige Schnute ziehen und mit der harmlosesten Miene von der Welt sagen: „Ich? Pfui, Sie Schwein!“ ...

In letzter Zeit allerdings ist sie von der nüchternen Prosa zum romantischeren Vers übergegangen. Solange man die Wiener Gemütlichkeit, den kleinen Kohn und das Feinsliebchen unterm Rebendach besang, solange die Barden der Volksmuse nur zu versichern hatten, daß es nur eine Kaiserstadt gebe, daß man mit seiner Mandoline so eigenartige Sachen machen könne, und solange der Imperativ aus Lebenshunger und Genießerfreude sich zu dem Ausruf komprimierte, daß Karlinchen zu kommen habe, mußte die Zote in heimlicher und verschwiegener Wanderung von Mund zu Mund gehen. Seitdem aber die Shimmys und verschiedensten Trotts alle die Körperteile besingen, die sich beim Tanzen in Bewegung setzen, ist die Zote in die Volkspoesie eingedrungen. Sie wird von allen Brettln und Operettenbühnen in das Volk hineingekitzelt. Man ist neuerdings mit der süßen Klingelfee aus nicht wiederzugebenden Gründen unzufrieden, versteht jene Damen nicht, die statt viel süßerer Dinge — ausgerechnet Bananen haben wollen, und man merkt es ganz deutlich, wie sich schließlich die ungeduldige Jugend mit dem Refrain in die Sache mengt: „Wenn du nicht kannst, laß mich mal!“

Es hat sich eben alles von Grund aus verändert! Früher einmal konnte man sich noch darüber amüsieren, wenn die oftmals zitierte Frau v. P. die historische Laune eines Malers mit der physiologischen Regel ihres Weibtums verwechselte. Heute, an den Reim gebunden, muß man naturgemäß etwas deutlicher werden. So bleibt zu hoffen, daß sie an ihrer Deutlichkeit auch langsam zugrunde gehen wird. Ohne die Devise: „Dem Reinen ist alles rein!“ ist sie nichts, die Zote. Denn sie lebt von dem Erröten des Jünglings, dem verständnisinnigen Lächeln des Mannes, dem Aufkreischen der Frauen. In den Schaufenstern der Musikalienhandlungen, neben Weber und Beethoven, verliert sie ihren Reiz. Nur darin liegt ihre suggestive Stärke, daß der Jüngling von ihr sagt: „Ich verstehe sie schon“; — der Mann: „Ich verstehe sie noch“; — die Frau: „Ich darf sie nicht verstehen.“

Aus Wissenschaft und Technik.

Seldschukische Architektur. (Hierzu die Bildertafel auf S. 93.) Wer unter den weitgespannten Wölbungen der Sultansmoscheen am Goldenen Horn gestanden hat, wer das Licht des aufsteigenden Tages auf den Spitzen ihrer hohen, schlanken Minarette erglühen sah, wer ihre seltsam getürmten vielkuppeligen Massen als blaue Silhouetten vor der Glut des Abendhimmels sich abhebend erblickte, der wird mit anspruchsvoller Erwartung neuen Denkmälern türkischer Architektur entgegenschauen, die ihm die Fortsetzung seiner Reise nach Osten in Kleinasien bringen soll. Vielleicht wird er enttäuscht werden, denn in Kleinasien findet der Kunstfreund kaum Bauten, jedenfalls nicht in ähnlich gehäufter Fülle, die als so makellose Schöpfungen raumgestaltender und zugleich landschaftsbetonender Baukunst anzusprechen sind wie die, welche das Osmanentum in seiner gepriesenen Hauptstadt hervorgebracht hat. Trotzdem aber wird der Reisende auf der Hochfläche Anatoliens, in den Städten Akschehr, Konia, Beischehr, Karaman und an anderen Orten monumentale orientalische Bauten einheitlichen oder seltsamen Charakters finden, die sein Interesse aufs stärkste fesseln müssen. Es handelt sich um die Bauten der Seldschukenherrscher, die rund zwei Jahrhunderte vor den osmanischen Türken als deren Bruderstamm und Vorläufer ein mächtiges Reich, das bis nach Mesopotamien und Syrien sich erstreckte, aufgerichtet hatten. Wenn diesen seldschukisch-türkischen Bauten auch die gesteigerte Silhouettenwirkung und die klare Gliederung der osmanisch-türkischen Bauweise abgeht, so eröffnet sich doch in ihnen das Gebiet orientalischer Dekoration — eine Stärke bei der Mehrzahl der Ostvölker — in vollendeten Beispielen überraschender Kunstfertigkeit und wirkungsvollen Geschmackes. Wie ihre Nachfolger in der Herrschaft, die Osmanen, von Osten gekommen, verleugnen die seldschukischen Baumeister diese Herkunft nicht: Bauelementen und dekorativen Schmuckformen begegnen wir in ihren Werken, die über Persien und Turkestan bis nach China sich verfolgen lassen, und die auch in den islamischen Bauten Indiens uns entgegentreten. Ob es geschichtliche Zufälle sind, beispielsweise von Fürstenhöfen auf den Eroberungszügen mitgeführte Baumeister, oder ob es sich dabei um parallele, logische Entwicklungen handelt, angelehnt an die diesen Gebieten gemeinsame Religion und an ihre Kultforderungen, wissen wir nicht und werden es sobald nicht

ergründen können. Die neuere türkische Geschichtschreibung will in dieser Zusammengehörigkeit großen Wurfes, die natürlich auch die osmanischen Bauten und die Moscheen in den Sultanstädten Brussa, Nizäa, Adrianopel und Konstantinopel miteinbezieht, die kulturelle Verkörperung der politisch-geschichtlichen Tatsache sehen, daß Türkvölker oder Türkdynastien es waren, die in all diesen Ländern und bis nach Afrika hinüber in den Jahrhunderten des Glanzes die Herrschaft ausgeübt haben. Die machtvollen Khane, Beis und Sultane, ihre Kriegsscharen, Bauern und Hofkünstler waren Nachkommen der nomadischen Steppenbewohner mongolischer Gebiete, und auf die Kunst jener früheren Zeiten, die Kunst der Frauen am Webstuhl und des Beschlagschmiedes in der Feldwerkstatt, geht ihre hochgesteigerte Baudekoration zurück. Ist die ragende Portalwand der seldschukischen Moscheen und Medressen (Hochschulen) nicht ein steingewordener Gebetteppich, an gleichfalls steinernen Nägeln aufgehängt? Ist das Innere dieser gemauerten Zelträume nicht mit besonderen unvergänglichen Steinteppichen ausgestattet, für die die Kunst eines Steinmetzen nicht mehr ausreichte, für die vielmehr der Fayencetöpfer seine glühenden Glasuren ausgießen mußte, um die Behausung des Fürsten oder den Andachtsraum Allahs würdig zu gestalten? Sind die gefältelten steinernen Mützen, die über einzelnen der innen kreisförmigen Kuppeln aufgerichtet sind, nicht wie eine lebendige Erinnerung an das Zelt? Bewunderungswürdig ist diese Kunst der seldschukischen Steinmetzen, die der Phantasie des Teppichwebers in nichts nachsteht, aber so fein arbeitet und so liebevoll und so technisch vollendet, als wolle sie trotz der ungleich zäheren Materie mit dem farbigen Reiz gewebter Wandbehänge in Wettbewerb treten. Man hat von jenem anderen Pol, der mehr konstruktiven Bauweise, die in ihrem Aufbau auch die statischen Gedanken zum Ausdruck bringt und von den Säulen Athens an für die arische Kunst ein Wesentliches geblieben ist, an jenen asiatischen Bauwerken vielfach Kritik geübt, eben weil sie mit ihrer überquellenden Ornamentik wie unter einem bunten Faltenwurf die einzelnen Glieder des Bauwerkes verbergen, nach deren logischer Erkenntnis es den Abendländer unbewußt verlangt. Die seldschukische Bauweise nimmt hier eine Mittelstellung unter der asiatischen Baukunst ein. Ihre Schöpfungen sind trotz des scheinbar grundsätzlichen Verleugnens konstruktiver Gedanken nicht annähernd so zügellos wuchernd wie brahmanisch-indische oder chinesische Bauten. Sie wirken vielmehr wie eine Vorbereitung auf die osmanisch-türkische Baukunst, die sie abgelöst hat, und der es gegeben war, ihrerseits wieder, beeinflußt durch die arischen Elemente der hellenisch-byzantinischen Kultur, in deren Kreise sie hineintrat, einerseits und das östliche Erbe unerschöpflicher Dekoration andererseits, einen neuen, gestrafften und geklärten Orientstil zu schaffen, der, mit östlichem wie mit westlichem Maßstabe gemessen, als hohe künstlerische Leistung anerkannt werden muß. Die Denkmalspflege, die seit Jahrzehnten eine Sorge die Türkei bereisender Kunstfreunde war, ist mit der neuen politischen Ära in ein besseres Fahrwasser geraten. Trotz der sehr beschränkten Mittel der Nachkriegsperiode denkt man daran, eine planmäßige Denkmalspflege einzurichten, und ein deutscher Fachmann hat im Sommer 1924 die seldschukischen Kulturstätten aufgesucht, um der Angora-Regierung mit Erhaltungs- und Besserungsvorschlägen näherzutreten. Kl.

Neue Wege der Schutzimpfung. Auf dem Innsbrucker Naturforscherkongreß berichtete Dr. W. Böhme, Dresden, über neuartige, durch die Haut vorgenommene Schutzimpfungen gegen verschiedene Infektionskrankheiten. Nach dem neuen Verfahren wurden bei Rotlauf bereits über 76000 Impfungen vollzogen. Eine gleiche Schutzimpfung wurde gegen Diphtherie ausgearbeitet, deren klinische Gangbarkeit durch Geheimrat Schloßmann nachgeprüft und bestätigt wurde. Weitere aussichtsreiche Versuche bei Tuberkulose sind im Gange. Ewald Schild, Wien.

Der Automobilkompressor. Vor kurzem ist das Klausenpaßrennen zum ersten Male ganz und gar mit Kompressorwagen und unter dauernder Betätigung des Kompressors gefahren worden. Hatte der Kompressor bisher mehr die Bedeutung eines Hilfsgerätes, das im äußersten Augenblicke eingesetzt werden konnte, um die Leistung des Motors bis auf das höchste zu steigern, so nähert er sich jetzt schon mehr einem dauernd zu gebrauchenden Bestandteile eines Kraftwagens. Freilich mit einer Einschränkung, er kommt vorläufig nur für Rennwagen in Frage. Der gewöhnliche Wagen ist ihm noch nicht gewachsen, denn die Steigerung der Beanspruchung des Wagens, vor allem der Lager durch den Kompressor ist so bedeutend, daß nur der besonders dafür gebaute Rennwagen sie aushält. Gelänge es, ein Lagermetall zu finden, das diesen erhöhten Beanspruchungen gewachsen ist, so würde der Kompressor wohl bald auch beim gewöhnlichen Gebrauchswagen zu finden sein. Die Leistungssteigerung des Motors durch den Kompressor beträgt rund 50 Proz. Beispielsweise leistet der 6/25 P. S.-Mercedes-Wagen mit Kompressorbetätigung 38 P. S., der 10/40-Wagen derselben Fabrik mit Kompressor 60 P. S. Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache. Bisher ist nur Daimler mit einem Kompressor auf den Markt gekommen, verschiedene andere Fabriken arbeiten daran, sie werden bei ihren Wagen zweifellos eine ähnlich starke Leistungserhöhung erzielen. Der hohe Wert des Kompressors besteht darin, daß er eine Arbeit, die bisher der Motor so nebenbei machen mußte, in einen eigens dafür gebauten Apparat verlegt und dadurch viel gründlicher und rationeller ausführt. Diese Arbeit ist das Ansaugen und Durchmischen der Luft-Brennstoff-Mischung. Bisher besorgte dies der Motor bei seinem ersten Hube. Geht der Kolben nach unten, so saugt er Luft an, die über den Vergaser wegstreicht und Benzin mit sich reißt. Eine richtige Durchmischung beider findet eigentlich gar nicht statt. Dieses Gemisch berührt nun Teile von höchst verschiedener Temperatur, infolgedessen findet auch eine Kondensation der einzelnen Bestandteile statt, die selbst bei dem besten Brennstoffe verschiedene Siedepunkte haben. Die Folge ist eine schlechte Verbrennung. Was in den Zylinder gelangt, ist auch eigentlich kein Gas, sondern ein Nebel, der den Zylinder abkühlt, so daß ein Teil der bei der Verbrennung erzeugten Wärme auf diese Weise verlorengeht. Endlich leidet der ganze Motor unter dem Nachteil der sogenannten schädlichen Räume. Darunter ist der Teil des Zylinders, der sich über dem Kolbenboden befindet, zu verstehen. Bei der Verbrennung des Gemisches füllt sich dieser Teil mit verbrannten Gasen, die der Kolben nicht hinauszudrücken vermag, und die deshalb ständig von dem Zylinderraume abzuziehen sind. Alle diese Übelstände beseitigt der Kompressor. Er besteht aus einer Doppelflügelpumpe, die in einem dem Motor vorgeschalteten Aluminiumgehäuse läuft. Sie saugt die Luft statt des Kolbens an und zieht sie über die Auspuffrohre hinweg und durch eine Vorwärmekammer an, so daß sie bereits mit hoher Temperatur in den Vergaser gelangt. Dadurch wird viel mehr Benzin verdampft, und die nachteilige Abkühlung des Zylinders fällt weg. Das Gas-Luft-Gemisch wird ferner von der Pumpe gut durcheinandergerührt, und da es eine ziemlich hohe Temperatur hat, kommen die einzelnen Bestandteile nicht zum Kondensieren. Endlich sorgt die Druck erzeugende Pumpe dafür, daß auch die schädlichen Räume mit Gemisch gefüllt werden. Natürlich entsteht bei der Betätigung des Kompressors ein viel größerer Brennstoffbedarf, der durch eine besondere Brennstoffpumpe gedeckt werden muß. Die Betätigung des Kompressors ist derart, daß die Brennstoffpumpe zwangsläufig mit in Tätigkeit gesetzt wird. Dazu dient der gewöhnliche Fußgashebel. Wenn er halb niedergetreten wird, so gibt er, wie immer sonst bei vollständigem Niedertreten, Vollgas, wobei die Luft auch auf dem normalen Wege angesaugt wird. Tritt man ihn aber ganz durch, so wird der gewöhnliche Luftweg gesperrt und der Weg über das Gebläse eingeschaltet. Gleichzeitig wird eine Kupplung zusammengedrückt, die das Gebläse und zugleich die Brennstoffpumpe in Tätigkeit setzt. Dadurch wird erzielt, daß der Kompressor erst in Gang kommt, wenn der Motor mit Vollgas läuft, was ja auch der Natur der Sache entspricht. Wenn ein Wagen bei schlechten Wegen oder starken Steigungen stark nachläßt, so kann man ihm auf diese Weise wieder die volle Geschwindigkeit geben. Dipl.-Ing. Dr. Hamm.

Die alte und die neue Zeit. Sind beide wirklich unvereinbar?

(Zu der ganzseitigen farbigen Illustration „Ein Chlorodont-Strassenbahnwagen“ auf Seite 103).

Unter den schönsten Städten der Welt steht ohne Zweifel Dresden mit in erster Reihe. Man mag sein Stadtbild, das, von der Elbe geweitet, Natur und Kunst köstlich vereint, betrachten, von welcher Seite man auch wolle, es ist einzigartig in jeder Hinsicht. Seine vielen Baudenkmäler einer lebensfrohen, durch und durch künstlerisch empfindenden Zeit, gehören zu den architektonischen Wunderwerken Europas. Und wenn die berufenen Stellen in heissem Bemühen darüber wachen, dass diese durch Kunst und Erinnerung gleich geheiligten Zeugen einer grossen idealistischen Vergangenheit in ihrer klassischen Schönheit nicht durch allzustarke Äusserungen unserer heutigen materialistischen Zeit übertönt werden, so kann man ihnen nicht dankbar genug sein. Aber sehr oft schiessen diese Stellen in ihrem Eifer auch über das Ziel hinaus, vor allem dann, wenn es sich um das vielgeschmähte Wort Reklame handelt. Reklame ist not! Heute mehr denn je. Das weiss jeder Kaufmann, jeder Volkswirt. Sie kann und wird aber auch den empfindsamsten Ästheten nicht unangenehm berühren, wenn sie sich der Umgebung restlos anpasst, einen eigenen künstlerischen Stil verrät und ethische Gesinnung in sich trägt, d. h. wenn sie mit dem Willen zur Qualität verbunden ist. Und diese drei Grundforderungen einer künstlerisch und sittlich vollkommenen Aussenwerbung erfüllt in jeder Hinsicht die neueste, höchst originelle und wirkungsvolle Reklame der Dresdner Leo-Werke, die durch ihre mannigfaltigen Qualitätserzeugnisse, vor allem durch die bekannte Chlorodont-Zahnpasta in der Tube seit vielen Jahren einen Weltruf geniessen. Die Firma lässt seit kurzem auf verschiedenen Strassenbahnlinien Dresdens ihre Chlorodontwagen laufen, die mit ihren zwei einzigen grossen Farbflächen weiss und blau – bekanntlich die charakteristischen Farben der Chlorodont-Packung — das Auge sofort auf sich lenken. Jedwede bizarre Linienführung und aufdringliche oder schreiende Beschriftung ist, wie das Originalbild auf Seite 103 zeigt, peinlichst vermieden. Der in den Formen und Farben waltende einheitliche Geist erweckt ästhetisches Wohlbehagen, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Gerade diese Reklame ist Wille, starker Wille, der den schwächeren unter seinen Einfluss zwingt. Vor allem aber erkennt man aus ihrer glücklichen Einfügung in das Dresdner Stadtbild, dass alte und neue Zeit keine Gegensätze zu sein brauchen, sondern dass sie sich sogar sehr gut ergänzen können. W. B.

Grotrian Steinweg

Fabriken in Braunschweig. Homogene Klaviere

besitzen eine auf das **höchste gesteigerte** und **verfeinerte Klangschönheit** und alle anderen **hervorragenden Eigenschaften**, durch die sie als **deutsches Erzeugnis** einen **Ehrenplatz** in der **Welt** einnehmen.

Hauptniederlagen:

Berlin W 9,	**Düsseldorf**	**Hannover**	**Königsberg i. Pr.**	**Leipzig**
Bellevue-Str. 6 A.	Graf-Adolfstr. 60/62	Langelaube 47	Handelshof, Hansaring	Dittrichring 18

Die Wunderkraft des Lichtes als Verjüngungsmittel!

Die Sollux-Lampe nach Dr. CEMACH — Original Hanau — erzeugt leuchtende Wärmestrahlen und erzielt durch ihre wundervolle Hyperämiewirkung (Blutüberfüllung der Hautblutgefässe), die sehr tief geht und sehr lange anhält, **Erfolge bei der Verjüngungs-Therapie nach Dr. von Borosini.** Sie erzielt ferner, meist schon nach einmaliger Bestrahlung



Kleine Sollux-Lampe – Orig. Hanau – nach Dr. Cemach; Tischmodell.

Schmerzfreiheit und schnelle Heilung bei Entzündungen

z. B. bei Entzündungen der Mandeln, des Mittelohres, der Stirn-, Siebbein- und Kieferhöhlen, des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Hoden, Nebenhoden, Prostata, der Sehnenscheiden und Gelenke, der Lungen und des Rippenfells; ferner bei Neuralgien (häufig auch Ischias), Furunkeln, Hämorrhoiden, Drüsen. **Bei jeder Erkrankung, die als „Entzündung" irgendwelcher Art bezeichnet wird,** sollte zunächst stets die „Sollux-Lampe — Original Hanau" — herangezogen werden. Angenehme, schmerzlose Anwendung. Stromverbrauch nur 300 Watt. **Preis rund G.-M. 115.— franko Haus.** Bei Bestellung bitte Netzspannung angeben. Originalfabrikat der **Quarzlampen-Gesellschaft G. m. b. H., Hanau am Main, Postfach 169.**

Ein Segen für jede Familie!

Warme Umschläge, ihre Schmutzerei und Unbequemlichkeit sind überholt!

Die Sollux-Lampe — Original Hanau — erzeugt im Gegensatz zu der bekannten Hanauer Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" keine ultravioletten, kalten Strahlen, sondern **leuchtende Wärmestrahlen**, die eine wohltuende, nachhaltig wirkende, sehr tiefgehende Hyperämie (Blutüberfüllung) erzeugen. Wer sich näher unterrichten will, **befrage seinen Arzt** und lese die Schriften: **„Die Hyperämiebehandlung" von Dr. Heusner,** geheftet G.-M. 0.20; **„Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" von Dr. von Borosini,** kartoniert G.-M. 1.60. Porto und Verpackung zu Selbstkosten. Versand unter Nachnahme durch den **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach 172.**

Die beste Schuhpflege mit Eg-Gü in der Tube

Eg-Gü ist das vollkommenste höchstprämiierte Schuhpflegemittel und wirkte durch seine Veredelung in Qualität sowie Verpackung bahnbrechend auf dem Gebiete der neuen Schuhpflege. Eg-Gü ist die Original-Tubenkreme und wurde bisher

von keiner Nachahmung erreicht!

Patente

unt. Garantie. Gratisbroschüre. Mässige Preise.
Patentkontor „Record", Berlin S 42



Halali ist der eleg. u. vornehm. Promenad.- u. Reisehut.
Halali imponiert d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckg.
Halali ist d. Ideal eines Sport-, Jagd- u. Touristen-Hutes.

Nächste Bezugsquellen zu erfragen bei:
Halali-Compagnie m. b. H., Frankfurt a. M. 29, Moselstr. 4.
Nachahm. werd. gerichtl. verfolgt.

Metallbetten

Stahlmatr., Kinderbetten dir. an Priv., Katal. 100 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).



DETEKTIVE KLANTE

vom ehemal. Geheimdienst des Kaisers. Langjähr. Tätigkeit am Berliner Polizei-Präsidium.
Zuverlässige Ermittlungen. — Beobachtungen. — Auskünfte.
Berlin W. 8, Friedrichstrasse 63. Fernruf: Merkur 5213.

SCHÖNHEIT

Rosigen Teint, weiße Hände, weiche, glatte Haut erzielt mein

„KREM BIRKON"

Nicht fettend. Unentbehrlich bei spröder Haut, Frost, Wundsein, Röte, Mitessern und Sommersprossen. **Tube 1.- u. 2.- M.**

Alleiniger Hersteller:
FRANZ SCHWARZLOSE,
BERLIN, Leipziger Straße 56, Friedrichstraße 183, Joachimsthaler Straße 41
sowie in allen besseren Parfümerien und Drogerien

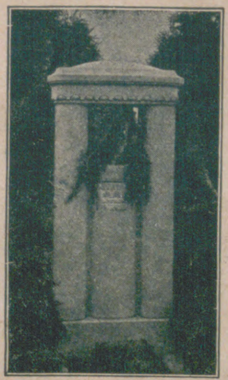
Er ist in der Tat vorzüglich

der coffeinfreie Kaffee Hag, und wenn Ihr Mann das nicht glaubt, so bekehren Sie ihn am besten dadurch, daß Sie, ohne daß er es weiß, ihm coffeinfreien Kaffee Hag vorsetzen. Er wird den besonders feinen Wohlgeschmack und das edle Aroma loben und außerdem erweisen Sie dadurch ihm und sich selbst gesundheitlich einen Dienst, denn alle schädlichen Wirkungen des gewöhnlichen Kaffees auf Herz, Nerven, Nieren und Verdauung werden vermieden.

HAG

Schont Herz und Nerven!

Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst



Leiter: Prof. Dr. v. Grolman,
Wiesbaden, Kapellenstr. 41,
versendet reich illustr. Prospekt sowie gegen Portoersatz (30 Pfg. in Briefm.) aus ihrem ca. 2500 Entwürfe umfass. Vorlagematerial f. d. einzelnen Fall passend zusammengest. Auswahlkoll.; dsh. Grabgröße u. falls möglich ungefähre Preislage (einfach, mittel oder hoch) angeben.
Ca. 30 künstlerische Mitarbeiter aus den Kreisen unserer ersten Architekten und Bildhauer.
Zweigstellen in mehr wie 50 deutschen, österr. u. schweizer Städten.
Lieferung nach jedem Ort.
Komitees für Kriegerehrungen empf. wir zur Orientierung unsere Sammlung von über 100 Originalentwürfen.
Man beziehe sich auf diese Anzeige.



Vaillants Gasbadeöfen

Illustr. Katalog 17 kostenlos.
Joh. Vaillant, Remscheid.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Jokai tér 3.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

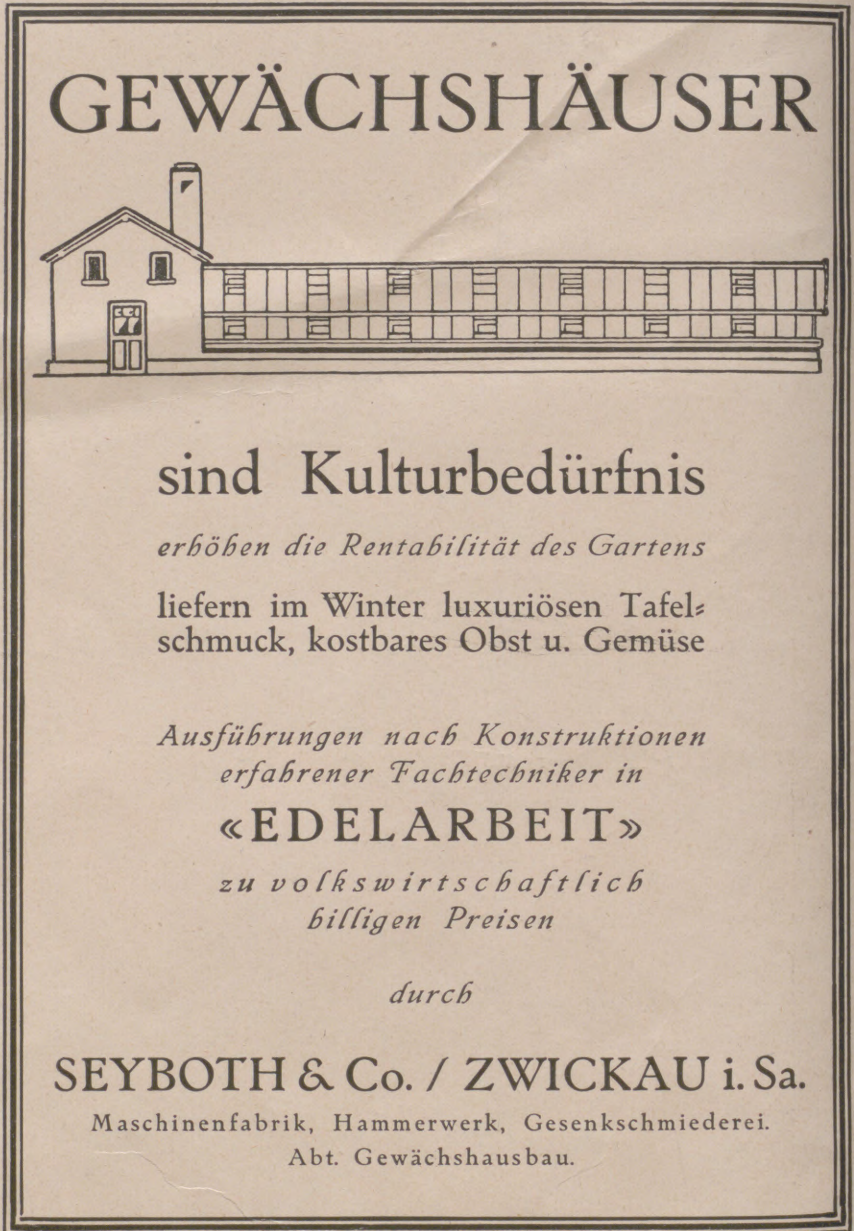


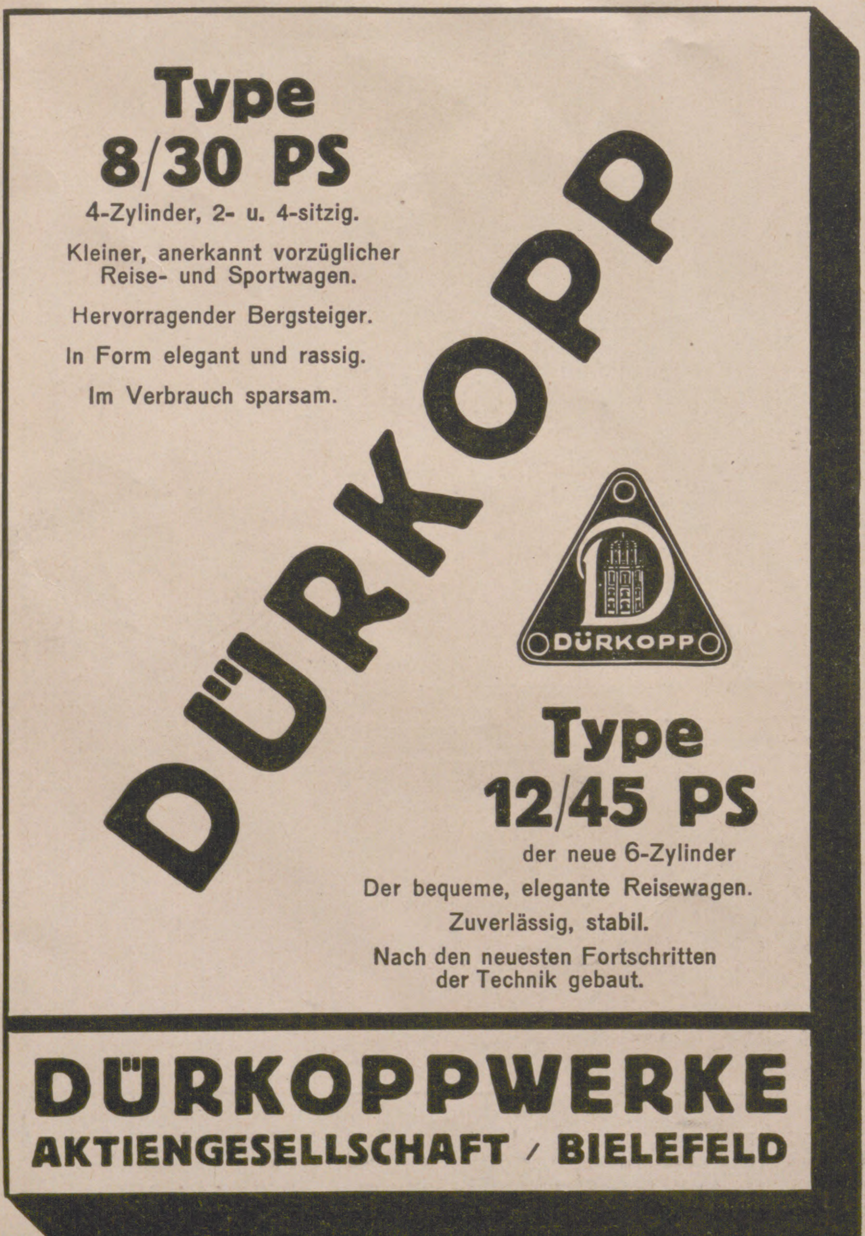
VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4167 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band


PETERS UNION
CORD
Peters Union „Rotsiegel“-Cord.


HORCH
10 PS
AUTOMOBILE
HORCHWERKE A/G ZWICKAU/BERLIN
VERKAUFSZENTRALE BERLIN MITTELSTR. 15


GEWÄCHSHÄUSER
sind Kulturbedürfnis
erhöhen die Rentabilität des Gartens
liefern im Winter luxuriösen Tafelschmuck, kostbares Obst u. Gemüse
Ausführungen nach Konstruktionen erfahrener Fachtechniker in
«EDELARBEIT»
zu volkswirtschaftlich billigen Preisen
durch
SEYBOTH & Co. / ZWICKAU i. Sa.
Maschinenfabrik, Hammerwerk, Gesenkschmiederei.
Abt. Gewächshausbau.


Type
8/30 PS
4-Zylinder, 2- u. 4-sitzig.
Kleiner, anerkannt vorzüglicher Reise- und Sportwagen.
Hervorragender Bergsteiger.
In Form elegant und rassig.
Im Verbrauch sparsam.
DÜRKOPP
DÜRKOPP
Type
12/45 PS
der neue 6-Zylinder
Der bequeme, elegante Reisewagen.
Zuverlässig, stabil.
Nach den neuesten Fortschritten der Technik gebaut.
DÜRKOPPWERKE
AKTIENGESELLSCHAFT / BIELEFELD


S·M·Künstler-Notenrollen
Aufnahmen erster Künstler.
Laufend Neuheiten u. Schlager.
Zu haben in Musikalien- u. Musikinstrumenten-Handlungen
Abonnements innerhalb Deutschlands
Felix Schüller A.-G.
Dresden A. 29

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4167. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. **22. Januar 1925.**

Allgemeine Notizen.

Deutsches Händelfest in Leipzig. Das für Ende September 1924 geplante dreitägige Händelfest ist nunmehr endgültig auf die Zeit vom 6. bis zum 8. Juni 1925 festgesetzt worden. Die Programme werden alle Gebiete des Händelschen Schaffens umfassen. Die Geschäftsstelle des Deutschen Händelfestes befindet sich in Leipzig, Nürnbergerstraße 36 (bei Breitkopf & Härtel.)

Ausfuhrhandel. Für alle am Exporthandel beteiligten Firmen dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß in die neue, soeben erschienene 12. Auflage von Meier's Adreßbuch der Exporteure auch die Adressen einer großen Anzahl von Importeuren des europäischen Auslandes sowie die Artikel, die sie importieren, aufgenommen worden sind. Aber nicht nur nach dieser Seite hin ist das in der Handelswelt beliebte Werk erweitert worden, sondern es ist auch das Adressenmaterial der überseeischen Länder erheblich vermehrt worden. Das Werk bietet nunmehr etwa 7000 Exporthandelshäuser und Einkaufshäuser an den Haupthandelsplätzen Europas unter Angabe der Artikel, die sie exportieren sowie ihrer Absatzgebiete, ungefähr 55000 Importeure und Handelshäuser in rund 1500 Städten des europäischen Auslandes und der überseeischen Länder nebst Angabe der Waren, die sie importieren, rund 15000 Export-Fabrikanten, Schiffahrtsgesellschaften, Spediteure usw. nach Branchen geordnet. Für alle Firmen, die ihren Ausfuhrhandel erweitern wollen und neue Absatzgebiete suchen, ist das Werk unentbehrlich. Der Preis des ca. 1200 Seiten umfassenden, in Ganzleinen gebundenen Buches ist Rmk. 25.—. Zu beziehen ist das Buch vom Verlag von Meier's Adreßbuch der Exporteure, Rudolf Dudy, Hamburg, Alsterdamm 2.

Neue Auslandvertretungen des Leipziger Meßamts sind wie folgt besetzt worden: in Afghanistan G. Silbermann, i. Fa. Deutsch-Afghanische Compagnie, Kabul; in Belgien Joseph Thys, Brüssel; in Chile Otto Haer und Herbert Müller, Chef der Firma Foesch & Co., Santiago; in Cuba Walter Himml, Havanna; in Polnisch-Oberschlesien S. Szuward, Kattowitz; in Schottland A. Schultz, i. Fa. Schultz & Co., Ltd., Glasgow; in Transkaukasien Emil Franke, Tiflis; in den Vereinigten Staaten ist in Newyork im Hinblick auf die Bedeutung des Platzes neben der bisherigen Vertre-

tung noch eine Generalvertretung W. Schüngel, Generalagenten des Norddeutschen Lloyd, übertragen worden.

Freigabe der Auslandreisen. Mit Rücksicht darauf, daß die bestehende Steuerfluchtgesetzgebung mit dem 31. Dezember 1924 ihr Ende erreicht hat, ist im Interesse der Verkehrsförderung die bisher für die Ausreise aus dem deutschen Reichsgebiet erforderliche steuerliche Unbedenklichkeitserklärung der Finanzämter im allgemeinen fortgefallen. Damit ist die Möglichkeit geschaffen, für deutsche Reichsangehörige den Sichtvermerkszwang zu beseitigen und für Nicht-Reichsangehörige mit Wohnsitz oder dauerndem Aufenthalt in Deutschland den Ausreisesichtvermerkszwang wesentlich abzuschwächen. Vorläufig können wieder 500 Reichsmark in voller Höhe in inländischen Zahlungsmitteln (Gold- und Silbermünzen ausgeschlossen) ins Ausland mitgenommen werden. Für höhere Beträge ist die Genehmigung des zuständigen Finanzamts zunächst noch erforderlich.

Aufruf bulgarischer Kassenbons. Gemäß Erlaß des bulgarischen Ministerrates vom 24. Oktober 1924 werden alle abgestempelten Kassenbons über 1000 Lewa zum 31. Januar d. J. aufgerufen. Der Umtausch solcher Bons findet spätestens bis zum 31. Januar d. J. nur an den Schaltern der Bulgarischen Nationalbank statt. Diese Frist wird auf keinen Fall verlängert werden.

Umtausch von tschechoslowakischen Staatsnoten. Mit dem 31. Dezember 1924 haben auch die tschechoslowakischen Staatsnoten im Wert von 1.— und von 50.— tschechoslowakischen Kronen ihre Gültigkeit als gesetzliches Zahlungsmittel verloren. Sie werden nur noch bis zum 31. Dezember 1926 bei dem Bankamt des tschechoslowakischen Finanzministeriums in Prag sowie bei allen seinen Filialen eingetauscht.

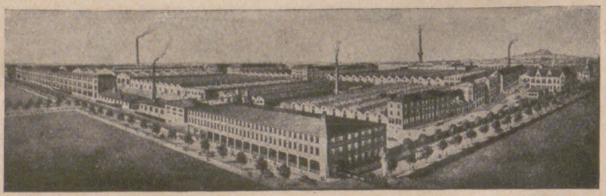
Die Kölner Frühjahrsmesse ist verschoben worden, um einen größeren zeitlichen Abstand von der Anfang März stattfindenden Leipziger Messe zu gewinnen. Ferner ist in Anpassung an vielfach lautgewordene Wünsche aus Kreisen der technischen Industrien die Dauer der Technischen Messe auf zehn Tage verlängert worden, damit weitesten Kreisen Besuch und eingehende Besichtigung der Messe ermöglicht werden. Die Termine sind nunmehr: Allgemeine Messe vom 22. bis zum 27. März; Technische Messe vom 22. bis zum 31. März.

Eine neue Omnibusbauart. Die Schweizerstadt Bern hat eine neue Omnibuslinie eingerichtet und zu diesem

Zweck sieben neue M. A. N.-Saurer (Nürnberg)-Stadtomnibusse in Betrieb genommen. Die Kosten für eine Straßenbahn hätten $2^1/_2$ Millionen betragen, während das Anlagekapital für die sieben Omnibusse nur 400 000 Franken ausmacht. Es handelt sich also um eine gewaltige Ersparnis, abgesehen von der großen Bequemlichkeit, die diese prachtvollen Omnibusse bieten. Der ganze Karosserieraum, einschließlich Führerraum, ist nach außen vollständig abgeschlossen. Die Karosserie ist an die Spritzwand angeschlossen, aber derart zusammengefügt, daß dieselbe nach rückwärts abgehoben werden kann, ohne die Aluminiumspritzwand zu demontieren. Sitze und Rückenlehnen sind gepolstert, Überzug in echtem Leder. Der Karosserieraum wird durch eine Auspuffheizung erwärmt. Er hat 25 Sitzplätze und 15 Stehplätze, im ganzen somit Raum für 40 Fahrgäste. Eine Faltentür rechts für Normalbetrieb für Ein- und Aussteigen. Eine Faltentür links für rasche Entleerung bei größerem Andrang. Die Türen reichen bis auf die unterste Aufstiegstufe und bieten keine Möglichkeit zu dem gefahrvollen Aufsteigen während des Fahrens.

Alle neuen Peters-Union-Cordreifen (Normal-, Duplexnietengleitschutz-, Drahtwulst-, Ballonreifen usw.) tragen ein einvulkanisiertes Rotsiegel als Kennzeichen für die Entwicklung der allgemein beliebten Peters-Union-Fabrikate zur höchsten Stufe moderner Pneumatik-Reifen-Technik. Die Verwendung des reibungslosen Cordstoffes ohne jeden Schußfaden in allen Rotsiegel-Cordreifen ist bekannt und bedeutet einen wichtigen Faktor für die unerreichte Haltbarkeit dieser Qualitätsreifen.

Die gefährliche Bisam-Ratte hat bereits weite Gebiete in Bayern, Sachsen, Thüringen besiedelt und ist vergangenes Jahr auch in Schlesien eingedrungen. Es ist durchaus notwendig, Bisamratten sofort festzustellen und zu vernichten. Eine ausführliche Beschreibung der Bisamratte, der ersten Kennzeichen für ihr Vorhandensein sowie der Mittel und Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung enthält das Flugblatt Nr. 64 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft: Die Bisamratte. Das Flugblatt ist zum Einzelpreis von 10 Rpf. zu beziehen; von 10 Stück an ermäßigt sich der Stückpreis auf 5 Rpf., von 100 Stück an auf 4 Rpf. Die Bestellungen können auf der Zahlkarte aufgegeben werden, mit der der Kostenbetrag auf das Postscheckkonto der Biologischen Reichsanstalt, Berlin Nr. 75, zu überweisen ist.



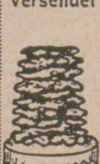












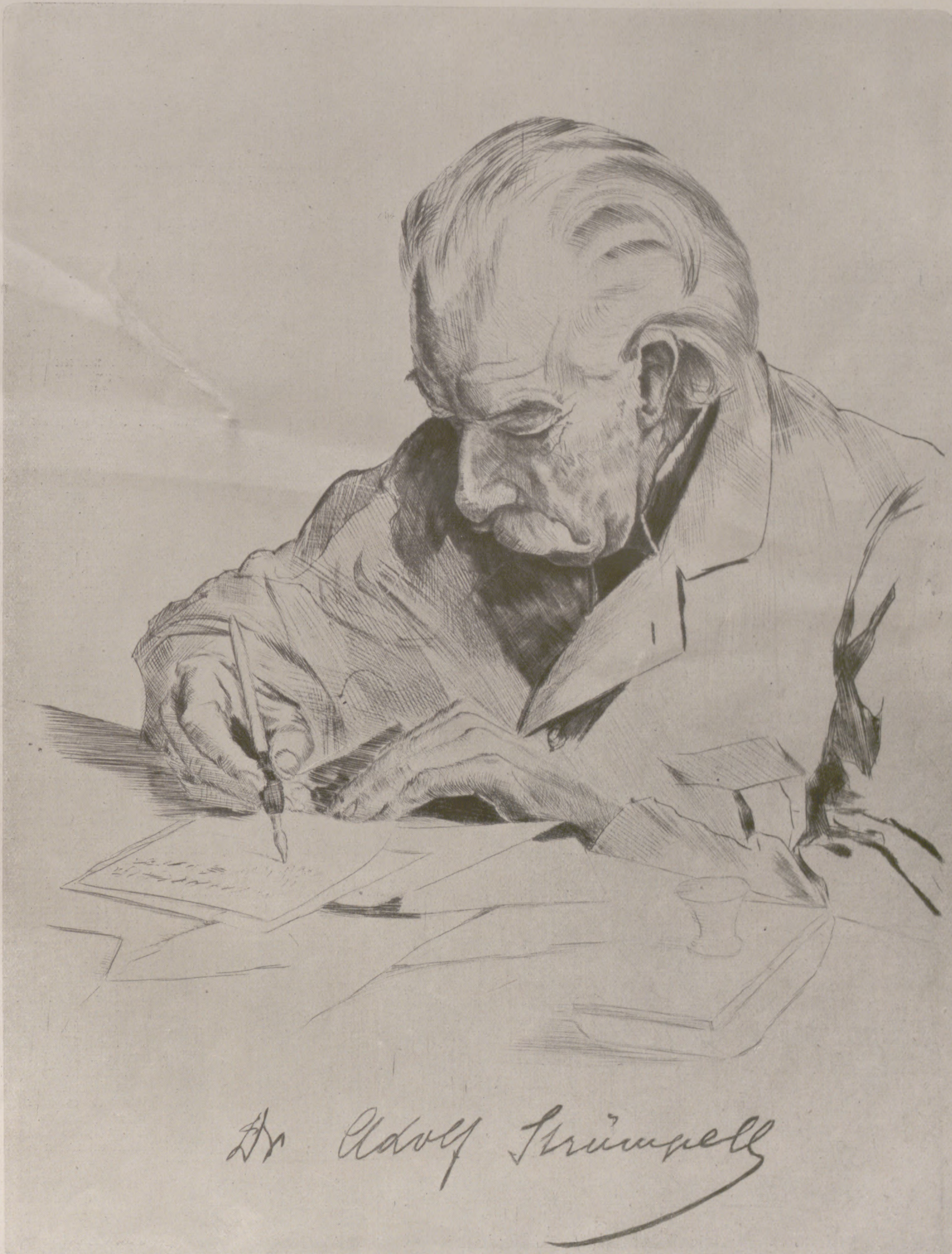





H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.-G.
HANNOVER
DER BUTTER-KEKS
BAHLSEN
LEIBNIZ
HANNOVER
LEIBNIZ-
KEKS
TET
TET-PACKUNG
ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG


FEURICH
Flügel - Pianinos
Einbaupianos
JULIUS FEURICH - PIANOFORTEFABRIK - LEIPZIG

Illustrirte Zeitung



Zum Ableben des berühmten Leipziger Klinikers am 10. Januar.

Nach einer Radierung von Werner Kollath.

Der am 10. Januar verstorbene Geheime Medizinalrat Dr. Adolf Strümpell, ordentlicher Professor der Medizin an der Universität Leipzig und Direktor der Medizinischen Universitätsklinik, korrespondierendes Mitglied der Academia Medico-Fisica in Florenz, wurde am 28. Juni 1853 auf dem Gut Neu-Autz in Kurland geboren. Als hervorragender Vertreter der inneren Medizin war er weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus berühmt. Seine hauptsächlichen Forschungen lagen auf dem Gebiet der Pathologie des Nervensystems. Strümpells „Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten“, eines der verbreitetsten Lehrbücher der Medizin, ist in acht fremde Sprachen übersetzt, darunter ins Türkische und Japanische, und in etwa 70000 Exemplaren über die ganze Erde verbreitet. Noch vor kurzem erschienen seine Lebenserinnerungen „Aus dem Leben eines deutschen Klinikers“.




Das schwere Eisenbahnunglück auf dem Bahnhof Herne in Westfalen, wo der D-Zug Berlin-Köln auf einen dort haltenden Personenzug auffuhr. Links: Blick auf die zertrümmerten Wagen. Rechts: Die völlig zerquetschten letzten Wagen des Personenzuges. Das Unglück hat bis jetzt 25 Todesopfer gefordert.

Zu- und Abnahme der Menschheit. / Von Dr. A. Wirth.

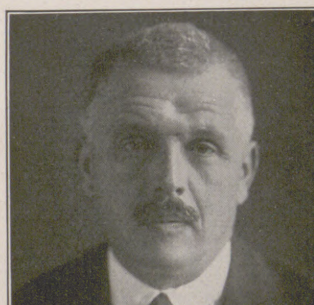
Vor mehr als hundert Jahren lebte und wirkte ein englischer Theologe namens Malthus. Dieser Mann Gottes, der in Cambridge sich einer geistlichen Pfründe erfreute, veröffentlichte 1798, mitten in den Napoleonischen Kriegen, ein Werk, das bis heute nicht aufgehört hat, die Menschheit in Erstaunen und Furcht zu versetzen. Das Werk hatte so viel Erfolg, daß sein Urheber von der Theologie abtrünnig und Professor der Geschichte und Volkswirtschaft an dem Kollegium wurde, das die Ostindische Kompanie zu Haileybury errichtet hatte. Der Titel des Werkes hieß „Essay über die Grundsätze der Bevölkerungslehre“. Und was hat daran die Zeitgenossen und die Nachfahren so sehr in Aufregung gesetzt? Malthus verfocht darin den Satz, daß die Menschen rascher zunähmen als die Nahrungsmittel, die sie nötig haben. Die Mittel aber, diese fürchterliche Spannung zu beseitigen? Wiederum Dinge, die einem Schauder erregen können. Nämlich, was ja auch jetzt vielfach gepredigt wird, Enthaltsamkeit, also möglichste Verringerung der Kinderzahl, und dann, was noch schlimmer ist, Not und Laster. In dem Elend, das zu gewissen Zeiten in der Entwicklung der Völker regelmäßig wiederkehre, sieht Malthus die wirksamste Schranke, eine bedrohlich anschwellende Überzahl unseres Geschlechts zurückzudämmen. Inzwischen hat die Erfahrung bewiesen, daß Malthus geirrt hat. Und zwar ist gleich ein doppelter Irrtum zu rügen. Europa besaß nämlich zur Zeit, als die „Grundsätze“ veröffentlicht wurden, etwa 200 Millionen Einwohner. Kurz vor dem Weltkriege aber hatte es sich auf 445 Millionen erhoben. Diese unvergleichlich größere Menge lebte jedoch unzweifelhaft viel bequemer, reichlicher und nach gangbaren Begriffen glücklicher als ihre Vorfahren vor drei Menschenaltern. Umgekehrt leben heutzutage, da durch den großen Krieg eine empfindliche Abnahme der Gesamtmenschheit eingesetzt hat, die meisten Völker unter viel mißlicheren, schlechteren wirtschaftlichen Verhältnissen als 1914.

Mir ist kein Buch bekannt, das die Wandlungen der Kopfzahl in den einzelnen Erdteilen seit dem Dämmern der Geschichte erörterte. Begreiflicherweise ist ein solches Buch nicht leicht zu schreiben, denn in den meisten Ländern hat eine Zählung — und wie oft ist diese nicht einmal zuverlässig! — erst vor einem Jahrhundert begonnen, und in gar manchem liegt sie selbst heute noch im argen. Das erste Reich, in dem eine Volkszählung stattfand, ist wahrscheinlich Ägypten gewesen. Doch streitet es sich um diesen Ruhm mit China. Ich würde dem Lande der Pharaonen, wo ja auch die Verhältnisse klar und übersichtlich lagen, den Vorzug geben. Legendarisch sind dagegen die meisten älteren Zahlen, die uns die fünf Bücher Mosis überliefern. Schon Voltaire hat die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß man „sechshunderttausend Mann zu Fuß ohne die Kinder“, die aus Ägypten ausgezogen seien, unmöglich in der Wüste hätte ernähren können. Aus dem malerischen Abschnitte des Weltkrieges, der sich in der Nähe des Suezkanals abspielte, wissen wir Lebenden ja zur Genüge, wie schwer es ist, selbst mit den Mitteln heutiger Intendantur auch nur eine Truppe von 20000 Mann genügend zu verpflegen.

Etwas glaubhafter sind die Ziffern der altchinesischen Geschichte, jedoch sind sie noch immer abenteuerlich genug. So ist einmal die Rede von einem Heere, das aus einer Million Streitern bestanden habe. Überhaupt neigt man jetzt der Ansicht zu, daß alle Ereignisse in China, die vor 500 v. Chr. liegen, mehr oder weniger dem Reiche der Sage zugewiesen werden müssen. Man kann lediglich die Schätzung wagen, daß um die Zeit des Konfuzius China etwa 60 Millionen Menschen beherbergt habe; wahrscheinlich sind es aber sehr viel weniger gewesen. Ausgerechnet China ist es übrigens, das trotz seiner immerhin alten Kultur und




Von der Weltreise des Kreuzers „Berlin“, des Schulschiffs für Offiziersanwärter, der am 1. November seine Fahrt nach Westindien und Mexiko angetreten hatte: Oben: Die Mannschaft der „Berlin“ beim Baden in der Soldaten-Bai auf Sankt Thomas. Unten: Der Kreuzer im Hafen von Santa Cruz.









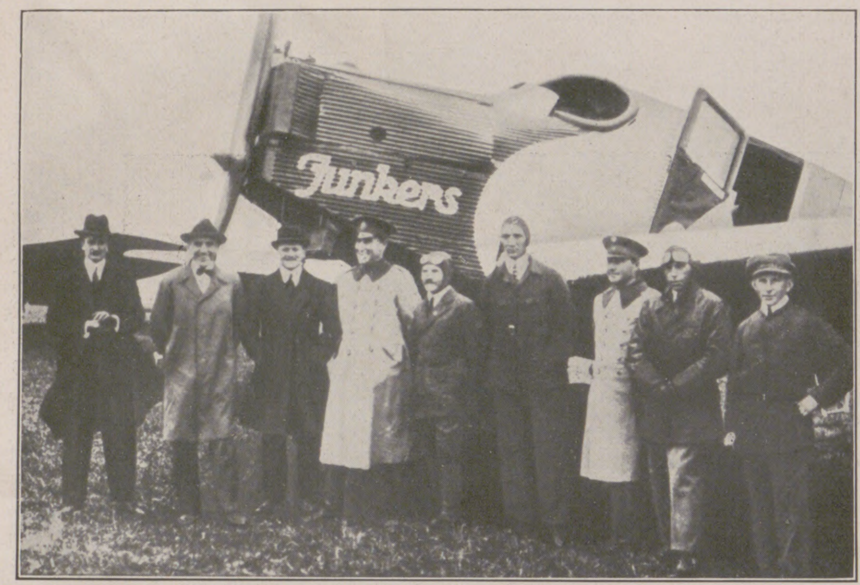

Das neue Reichskabinett.

Von links nach rechts. Oben: Dr. Geßler, Reichswehrminister; Wirklicher Geheimer Rat Albert Neuhaus, Reichswirtschaftsminister; Stingl, Reichspostminister. Unten: Dr. Gustav Stresemann, Reichsminister des Auswärtigen; Dr. Heinrich Brauns, Reichsarbeitsminister; Dr. Hans Luther, Reichskanzler; Gerhard Graf v. Kanitz, Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft; Martin Schiele, Reichsminister des Inneren.



Der Puderball im Konzertsaale des Ausstellungspalastes zu Dresden am 10. Januar. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Hans Hähnel.

Der Puderball, eine Veranstaltung der Dresdener Frauenortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland, bildet eins der größten und vornehmsten Ereignisse des gesellschaftlichen Lebens der sächsischen Hauptstadt. Sein Ruf ist weit über die Grenzen Sachsens hinausgedrungen. Alle Damen sind verpflichtet, weiße Perücken zu tragen oder sich das Haar zu pudern. Sie erscheinen in Gesellschaftskleidern oder Rokokokostümen, die Herren in roten oder schwarzen Fracks. Der Reingewinn des Puderballs dient dem kulturellen Zweck der Erhaltung des Deutschtums, insbesondere der deutschen Schulen in den besetzten, abgetrennten und gefährdeten Gebieten.





Links: Die erste Überfliegung der Anden durch zwei deutsche Verkehrsflugzeuge der Junkers-Expedition in Südamerika: Eins der Flugzeuge auf dem Flugplatz Junin in Buenos Aires vor dem Start. — Rechts: Die Wiederbelebung des Flugwesens in Steiermark: Das von dem Fliegerverein in Graz erbaute Flugzeug „Styria" nach seiner Landung auf dem Flugplatz Thalerhof bei Graz.

trotzdem, daß es die früheste, noch jetzt erscheinende Zeitung der Welt besitzt und trotz seiner so überaus verzweigten und ausgebildeten Bureaukratie heutzutage die schlechteste Statistik hat. Das heißt, in Beziehung auf Menschen. Unvergleichlich genau und vorzüglich ist nämlich die Statistik der Waren, insonderheit des Außenhandels. Dagegen ist die Höhe der Bevölkerung so wenig bekannt, daß die gangbaren Zahlen um fast 200 Millionen schwanken, zwischen 270 und 460 Millionen. So stellt das Reich der Mitte den ärgerlichsten Stein des Anstoßes dar, wenn man die Gesamtbevölkerung unseres Planeten errechnen will.

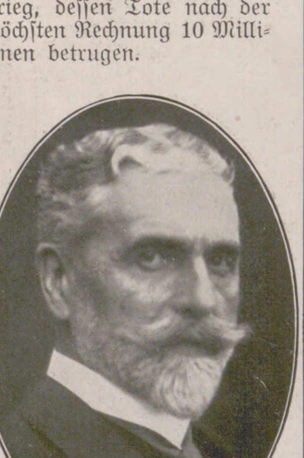
Ein anderes Kreuz der Forscher, ein unbekanntes X der Mathematiker, ist die heutige Kopfzahl in Sowjetrußland. Schon im alten Zarenreiche war es mit der Genauigkeit amtlicher Erhebungen nicht sonderlich bestellt; so herrscht nur eine Stimme darüber, daß der Zensus von 1897, der noch vielen Büchern der Gegenwart zur Grundlage dient, völlig mißlungen sei, und auch der Zensus von 1910 war keineswegs ohne Lücken. Nur so war es möglich, daß die einen Gewährsmänner um die Wende des Jahrhunderts die Zahl der Russen auf 66, die anderen auf 100 Millionen bemaßen. In jedem Fall darf man annehmen, daß die wirkliche Menge der Untertanen des Zaren größer war als die amtlich erfaßte. Denn warum? Genau wie in der Zeit der Geburt Christi, als seine Eltern nach Bethlehem zogen, um sich „schätzen" zu lassen, unternimmt eine Regierung die mühsame und kostspielige Bestandsaufnahme einer Bevölkerung in allererster Linie für Steuerzwecke. Was ist nun begreiflicher, als daß, wer nur irgend kann, sich einer solchen „Schätzung" entzieht? Wir wissen ja, wie selbst in dem überorganisierten Ordnungsstaate Deutschland Hunderttausende sich dauernd oder zeitweilig, ohne polizeilich registriert zu sein, in einer Stadt aufhalten können. Genug, die Bevölkerung des Zarenreiches wurde vor dem Kriege zu 150 bis 175 Millionen angenommen. Gegen 3 Millionen blieben tot auf den Schlachtfeldern oder sind kurz darauf an ihren Wunden gestorben. Hierauf aber brach die Revolution aus. Die Mißwirtschaft des Sowjet, Hinrichtungen, Hunger und Seuchen haben einen abermaligen Abgang verursacht, der verschieden angesetzt wird, von 20 bis 50 Millionen. Auch die kleinste Ziffer würde erweisen, daß die Revolution mehr Opfer erfordert hat als der gesamte Weltkrieg, dessen Tote nach der höchsten Rechnung 10 Millionen betrugen.



Zum 50 jährigen Bestehen der Städtischen Taubstummen-Schule in Berlin am 16. Januar: Eine Klasse beim Unterricht in Wort- und Satzübungen.

Aus unserer Gegenüberstellung der europäischen Ziffern von heute und der Zeit des Malthus geht hervor, daß zum mindesten in unserem Erdteil die Zunahme der Kopfzahl seit 1800 gewaltiger gewesen ist als in der ganzen vorausgehenden Zeit. Noch viel bedeutender jedoch, geradezu schwindelerregend, war die Zunahme in Amerika. Die Vereinigten Staaten beherbergten, als sie ihre Unabhängigkeit erklärten, nicht mehr als 3,4 Millionen Menschen und noch 1800 nur 5,3 Millionen. Seitdem hat sich die Bevölkerung vereinundzwanzigfacht. Das ist eine Tatsache von mehr Gewicht als sämtliche Kriege Napoleons und die Staatskunst Bismarcks und Cavours. Und dennoch eine Tatsache, die von unseren Geschichtschreibern und nicht minder von unseren Weltpolitikern nicht genügend gewürdigt wurde, denn fast keiner von ihnen hat das entscheidende Eingreifen der Union in den Weltkrieg und die jetzige überragende Bedeutung der Vereinigten Staaten vorausgesehen. Immerhin bewährt sich auch hier der alte Spruch, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Solange nämlich Kolonien sozusagen frisch sind, ist die Kinderzahl geradezu erstaunlich. Später aber, wenn Reichtum und Luxus überhandnehmen, wie einst in Sybaris, geht der Bestand der Familien rasend schnell zurück.

Bei den Buren, die selbst heute noch, Jahrhunderte nach der ersten Siedlung, in einfachen, natürlichen Verhältnissen leben, und ähnlich bei vielen Kanadiern kann man zwanzig Kinder und mehr in demselben Hause sehen. Umgekehrt würde eine solche Hochflut bei den Yankees geradezu gegen den guten Ton verstoßen, es sei denn in einigen wenigen Staaten des noch urtümlichen, überwiegend landwirtschaftlichen Westens. Am schlimmsten ist es natürlich in den Großstädten. Roosevelt, der sich manchmal als Cato Censor fühlte, entsandte einmal eine Kommission, um die Familienverhältnisse zu prüfen. Und was fand sie? In 45 Häusern der 5. Avenue, der Milliardärsstraße, nicht mehr als 19 Kinder. Dergestalt sind die Vereinigten Staaten auf die Einwanderer angewiesen. Das sind meist junge, tatkräftige Leute, die den Aufschwung in die Bevölkerungsbewegung bringen. Der Zustrom der Einwanderung hat schon in manchen Jahren den Pegel der Million überschritten; im ersten Dezennium unseres Jahrhunderts hat er $8\frac{1}{2}$ Millionen Europamüde an die Gestade der Union geworfen. Um so empfindlicher war der Rückschlag, der durch den Weltkrieg eintrat. Ohnehin



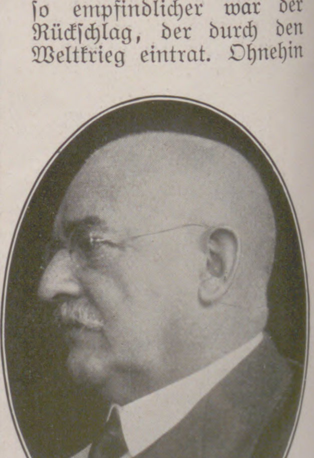
Dr. Ludwig Strecker,

Geheimer Kommerzienrat, Seniorchef des Musikverlags B. Schott's Söhne, Mainz, konnte auf eine 50jährige Geschäftstätigkeit zurückblicken.



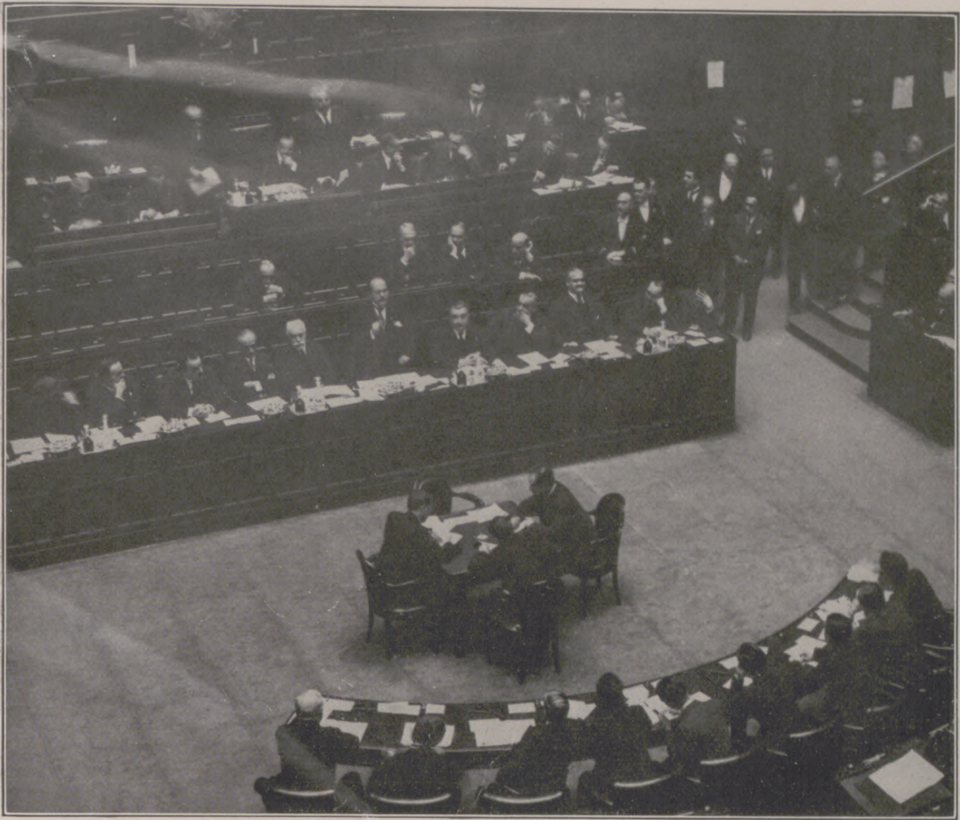
Ehrung Dr. Eckeners durch den Wirtschaftlichen Verband bildender Künstler Münchens im Festsaal des Künstlerhauses zu München am 12. Januar.

In der Mitte Dr. Eckener; links von ihm: Professor Löwith, der Vorsitzende des Wirtschaftlichen Verbandes bildender Künstler; hinter diesem stehend: Karl Scharnagl, Erster Bürgermeister von München; neben ihm, zwischen den beiden Stühlen: Dr. Küfner, Zweiter Bürgermeister von München.



Geh Reg.-Rat Prof. Duisberg,

Generaldirektor der Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer & Co., Leverkusen, der Nachfolger Dr. Sorges als Vorsitzender des Präsidiums im Reichsverband der deutschen Industrie.





Links: Ein historischer Tag im italienischen Rumpfparlament: Mussolini (in der vorderen Reihe mit geballten Fäusten stehend) während seiner Rede am 3. Januar, die in den Worten gipfelte: „Nur die Gewalt kann entscheiden." Durch diese Rede wurde die Unterdrückung der Opposition eingeleitet. — Rechts: Anhäufung von Kunstschätzen und Reliquien in einer Kirche Neuyorks: Die Kirche am Broadway, die amerikanischer Sammeleifer mit Gegenständen der erwähnten Art aus aller Welt angefüllt hat.





Von der Missionsausstellung im Vatikan. Links: Der Papst bei seinem Rundgang durch die Ausstellung. — Rechts: Blick in den „Hof der Pinien", in dem sich die Pavillone der Ausstellung befinden.





Links: Der Kampf der amerikanischen Regierung gegen den Alkohol-Schmuggel: Einige der neuen, äußerst schnellen und mit einem Geschütz versehenen Motorboote, deren Aufgabe es ist, an der Küste von New Jersey auf Schmuggler Jagd zu machen. — Rechts: Frank B. Kellogg, bisher amerikanischer Botschafter in London, der Nachfolger des Staatssekretärs der Vereinigten Staaten Charles Evans Hughes. (Phot. Wipro.)





Links: Die Deutsche Seewarte in Hamburg, deren 50-Jahrfeier als Reichsanstalt am 9. Januar stattfand. Sie bildete eine von dem Wirklichen Geheimen Rat Prof. Dr. v. Neumayer durchgeführte Neuorganisation der von dem Nautiker v. Freeden im Jahre 1867 gegründeten Norddeutschen Seewarte. (Phot. Hans Breuer, Hamburg.) — Rechts: Die beiden Lenbach-Häuser in München, in deren Räumen von der Stadt München eine städtische Gemäldegalerie untergebracht werden soll. Die überaus wertvolle Lenbachsammlung ist der Stadt von Frau v. Lenbach zum Geschenk gemacht worden.

hatte sich das Tempo der Volkszunahme drüben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verlangsamt. Einst betrug sie 36 Proz.; sie sank und sank, bis auf 22 Proz. bei dem Zensus von 1910, und jetzt ist sie gar bei 14 Proz. angelangt. Ich denke hier mit einigem Lächeln an zwei Prophezeiungen, die ich in einer Zeitschrift des Jahres 1884 las: die Vereinigten Staaten würden 1950 eine Viertelmilliarde und Australien 50 Millionen Einwohner haben. Die Ziffer für die Union wird, selbst bei allergünstigsten Umständen, 180 Millionen nicht erreichen, Australien vollends hat gegenwärtig nur fünf Millionen Einwohner, ist also sehr weit davon entfernt, jene Prophezeiung zu erfüllen, und das, obwohl kein einheimischer Krieg, keine auffallende Epidemie in dem fünften Erdteile gewütet hat. Man sprach früher gern von dem Wachstum amerikanischer Städte. In den letzten Jahrzehnten, in dem Zeitalter eines riesenhaft entwickelten Verkehrs, haben gar manche andere Städte es den amerikanischen gleichgetan oder haben sie noch übertroffen. Man braucht bloß an Ludwigshafen, an Essen und Gelsenkirchen zu erinnern. Das auffallendste Beispiel rasend schnellen Wachstumes bietet wohl Casablanca. Dieser an der atlantischen Küste Marokkos gelegene Ort war noch vor einem halben Menschenalter ein Städtchen von knapp 4000 Einwohnern, wovon vielleicht ein Zehntel sich europäischer Herkunft rühmen konnte; heute umfaßt die schrankenlos sich ausdehnende Stadt eine Viertelmillion, zu allermeist Weiße aus aller Herren Ländern. Sämtliche Häfen des Nahen Orients haben sich im letzten Menschenalter stark vergrößert. Das gleiche Bild bietet sich auf der Halbinsel von Malakka, in China, Korea und Japan. Nun ist die Bevölkerung gerade der Hafenstädte, abgesehen von dem beständigen Auf und Ab, dem fließenden Hin und Her ihrer Seeleute und Krämer, verhältnismäßig leicht zu erfassen. Um so schwerer ist es, zu befriedigenden Ergebnissen über die Kopfzahl der Binnenstriche zu gelangen. Wir haben schon erwähnt, welch peinliche Klüfte bei den Schätzungen im Reiche der Mitte sich auftun. An und für sich sind die höheren Zahlen im Orient keineswegs unwahrscheinlich. Der Pascha oder der Mandarin führt an die Zentralregierung die Steuern ab und gibt zu dem Behufe eine beliebige Stadt mit beispielsweise 4000 Bürgern an, während sie in Wirklichkeit 40000 hat. Er unterschlägt 36000 Menschen oder vielmehr deren Steuern.

Mehrere Fälle der Art sind von der türkischen Herrschaft im Westbalkan und nicht minder von China bezeugt. Ich kann da einen weiter greifenden Fall aus der jüngsten Gegenwart im Fernen Osten namhaft machen. Er betrifft Korea. Bis zur japanischen Eroberung wurden in den Handbüchern dem „Lande des Morgenstrahls“ nur $5^3/_4$ Millionen zugebilligt. Bei jedem japanischen Zensus aber stieg und stieg die Zahl, bis aus ihren verborgensten Schlupfwinkeln alle Bewohner der Halbinsel aufgescheucht waren, und siehe da, die Zahl ist auf $17^1/_2$ Millionen gestiegen! Sicherlich nicht durch natürliche Vermehrung, sondern eben durch die Vervollkommnung der Zählmethoden. Daß allerdings auch das natürliche Wachstum der Ostasiaten nicht unbeträchtlich sein kann, beweist Japan, dessen Statistik mit ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit geführt wird. Das „Land der Götter“ hat einen jährlichen Geburtenüberschuß von etwa 400000 Seelen. Da konnte auch der Verlust von 150000 Toten, den das vernichtende Erdbeben von 1923 brachte, nur eine zeitweilige Verringerung schaffen. Die gleiche Erscheinung in Indien. Trotz der ungeheuerlichen Opfer, die Jahr für Jahr Hunger, Pest und Cholera forderten, trotz der Grippe, die im Jahre 1920 in der ganzen Welt wütete, und die allein Indien um 12 Millionen Menschen beraubt haben soll, ist die Bevölkerung der Himalajahalbinsel dennoch gestiegen.



Szenenbild von der Uraufführung des Schauspiels „Maria Orlowa“ von Otto Zoff im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 9. Januar. Inszenierung: Otto Werther. Bühnenbilder: Hanns Gröninger. Von links nach rechts: Otto Werther als Dr. Sokoff; Raimund Janitschek als Straßensänger; Käthe Wittenberg als Maria; Robert Nhil als de Bouchy. (Phot. H. J. Meisner, Hamburg.)

Vor dem großen Kriege konnte man die Gesamtbevölkerung unseres Planeten auf $1^2/_3$ Milliarden schätzen. Die Frage erhebt sich: Ist sie jetzt gesunken? In Frankreich, ja! Ganz gewiß auch im alten Königreiche Serbien. Ohne allen Zweifel vollends in Sowjetrußland. Dagegen ist sie in den deutschen Landen trotz aller Einbußen durch Krieg, Hunger, Tuberkulose, Grippe und andere Krankheiten dennoch um einige Hunderttausende angeschwollen, am meisten verhältnismäßig in Bayern. Letzthin jedoch verrät die Kurve des Geburtenüberschusses gerade in Deutschland einen bedenklichen Niedergang. Gehoben hat sich die Zahl in Italien, Spanien und Großbritannien. Stark gehoben hat sie sich, zum Teil durch die wieder ungestüm einsetzende Zuwanderung, so ziemlich in allen Republiken Lateinisch-Amerikas. Sollen wir aber die Summe von dem allem ziehen, so werden wir dennoch zu dem Schluß kommen, daß die Erde heute weniger Menschen trägt als im Juli 1914. Schuld daran ist einzig und allein Rußland. Selbst im ungünstigsten Falle kann indessen die Abnahme der Gesamtbevölkerung der Erde nicht mehr als $1^1/_4$ Proz. ausmachen. Was will das besagen gegenüber den Einbußen, die der Schwarze Tod um 1350 verursachte, und die in manchen Gegenden Europas sich bis zu 60 Proz. und noch mehr steigerten, oder gegen die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, der die Hälfte, nach einigen Gewährsmännern sogar zwei Drittel unserer Bevölkerung verschlang!



Berlin als „Wintersportplatz“: Die neu errichtete, 31 m hohe Skisprungschanze bei „Onkel-Toms-Hütte“ im Grunewald.







Wintersport in St. Moritz.

In der Mitte: An der großen Kurve der Bobsleigh-Bahn während eines Rennens.



Die neue Lohnerschanze in Adelboden in der Schweiz. (Phot. E. Gyger, Adelboden.)





Vom Wintersport in Garmisch-Partenkirchen: Links: Karl Neuner, der Sieger im $16^1/_2$-km-Skiganglauf beim Eintreffen am Ziel. (Phot. B. Johannes, Garmisch-Partenkirchen.) — Rechts: Moment aus dem Flachrennen auf der Winterrennbahn in Garmisch-Partenkirchen am 10. und 11. Januar. (Phot. R. Rudolphi, Garmisch.)

Internationaler Wintersport.

Für den Abend



Schwarz-goldenes Brokatkleid mit breiter Schärpe im Rücken, aus der eine seitliche Schleppe herausfällt. (Phot. Lipnitzki.)



Mit Silberperlen bestickte Abendrobe aus silbergrauem Crêpe de Chine. Von der Schulter fällt der moderne Tüllschal herab, der beliebig drapiert werden kann. Am Saum des Kleides eine breite Silberfranse. Dazu Kappe aus Silbersamt. Modell: Regina Friedländer, Berlin. (Phot. A. Binder, Berlin.)



Originelles, in chinesischem Stil bunt bemaltes Goldlamécape mit Skunkskragen. Auch der runde schwarze Samthut zeigt asiatisch anmutende weiße Ledermotive. (Phot. Lipnitzki.)



Elegantes Abendkleid aus hellgrünem Taft mit Silberspitze und Orchideenbukett. Der schürzenartige Überwurf zeigt eine neuartige Verarbeitung von gefälteltem grünen Seidenband. (Phot. Lipnitzki.)



Kleiner runder Hut aus schwarzem Panne mit Panneflügeln, zu einem mit Skunks verbrämten Sealmantel getragen. (Phot. Lipnitzki.)



Abendtoilette aus grün-silbernem Lamé mit Rückenträgern aus Straß. Eigenartige Raffung und origineller Rückenausschnitt. Dazu Straßdiadem mit schwarzer Jettagraffe. (Phot. Lipnitzki.)

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter

(8. Fortsetzung.)

Der Oberst Freiherr von Hochsattel befand sich wirklich im Vorzimmer des Königs von Griechenland und wartete in Gesellschaft eines Domherrn, ob Seine Majestät wohl allerhuldvollst geruhen würden, heute die kleine Audienz abzuhalten, die vor der Abendtafel anberaumt war, falls er Lust zu einem Gespräch hatte. Zutritt besaßen ohne Vormeldung der Adel und die Geistlichkeit. Oft aber ging man unerledigt wieder fort, der König war viel kränklich und dadurch launenhaft.

Baron Hochsattel, im vollen Waffenschmuck, ging nervös auf und ab, die Broschüre haltend und zuweilen mal darin lesend. Sie war noch druckfeucht — des Mittags erst hatte er den Abzug auf Velinpapier erhalten; vor einer Stunde erst war die Lederumhüllung fertig geworden, in der sie, wie ein Heft, durch Bänder gehalten, ruhte. Die Eile der Herstellung hatte ein schönes Geld gekostet — aber das war notwendig. Schlag auf Schlag mußte sie dem Bülowschen Angriff folgen.

Der Domherr war mit kühlem Gruß zur Audienz verschwunden. Baron Hochsattel atmete auf. Also, der König empfing. Gottlob! Draußen freilich war man herzlicher von Seiner Majestät behandelt worden als daheim im alten Bamberg. Doch allerdings, der König war verärgert und kränklich.

Als Baron Hochsattel vor ihm stand und — nun doch einigermaßen erregt — seine schön umhüllte Broschüre überreichte, fiel ihm auf, daß der König sehr guter Laune schien. Er schlug das Titelblatt auf, las, lächelte und sagte: „Griechenland — Ausgrabungen. Ja, ich erinnere mich. Bülow hat mir auch dieser Tage etwas über jene letzten Ausgrabungen unter Meiner Regierung gesandt. Sehr schön. Das trifft sich ja gut. Sie können es nach der Abendtafel gleich mit Bülow besprechen, mein lieber Baron Hochsattel. Bleiben Sie zu Tisch."

„Eure Majestät sind zu gnädig. Danke gehorsamst. Verzeihen Majestät, mit wem geruhten Eure Majestät zu sagen, daß ich es besprechen soll?"

Der Wittelsbacher lächelte gemütlich.

„No halt mit dem Bülow, lieber Baron. Der Bülow und seine bildhübsche Tochter sind vorhin angekommen. Ihre Majestät und ich hatten Lust auf Gäste. Da werden die Bülows zwei Wochen hier sein."

Ein Gespenst hätte den Obersten nicht so erschrecken können, wie es diese Nachricht tat. Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, die Hände zu zittern begannen. Vor dem Angesicht des Königs mußte er sich fassen.

Der König klingelte. Ein Lakai bekam die herrlich gebundene Broschüre, mit dem Befehl, sie zu Baron Bülow zu tragen, der die Freundlichkeit haben wolle, sogleich zu lesen, um sich mit dem Verfasser nach Tisch noch unterhalten zu können. Dann beendete der König die Audienz, ein Dritter wartete noch.

Der Oberst war wieder im Vorzimmer. Er warf wilde Blicke um sich und versuchte, mit seinem Verstand die Lage zu durchdenken. Der Bülow und die Tochter genossen die Auszeichnung, Königliche Gäste zu sein! Waren da. Wußte Max drum? War vielleicht hier schon gegen ihn ein Komplott fertig? Nun, da sollten sie Franz Hochsattel kennenlernen! Aber von Grund aus kennenlernen!

„Wo versammelt man sich zur Abendtafel?" herrschte er einen Lakaien an. Und dann schritt er durch den langen Kaisersaal in einen stolzen, mit köstlichen Louis-XVI-Möbeln aus der Zeit des Fürstbischofs Franz von Erthal geschmückten Salon.

Nun mochte der Bülow nur kommen. Und Baron Hochsattel wälzte die ironischen und vernichtenden Sätze durch sein Hirn, mit denen er den einstigen Freund begrüßen würde.

Doch wie es bei solchen Plänen meistens geht, die Erfüllung wird immer anders, als man denkt. Erstens kamen vor dem Bülow die Hofchargen und erheischten jene nichtigen und doch so wichtigen Gespräche, die Konvention ersonnen hat. Und dann trat von Bülowscher Seite nicht der Konsul, sondern die Tochter allein auf.

Parbleu, eine schöne Person! Die Hofdame bewirkte die Vorstellung. Und wenn man nicht ein Barbar war, so mußte man zu diesen „Neunzehn Jahren" wohl sagen, daß man sie doch schon kenne, von vor zehn Jahren her.

Die „Neunzehn Jahre" waren ganz unbefangen, sprachen: „Exzellenz haben sich gar nicht verändert."

Exzellenz angeredet zu werden, findet niemand beleidigend. Die Kleine mußte natürlich denken, er sei es geworden.

„Papa liest Ihre Broschüre, Exzellenz. In der Eile vor Tisch wird er es leider nicht so gründlich können, wie es eine wichtige Angelegenheit erheischt."

Donnerwetter. Die war keck und gefaßt. Der Oberst verbeugte sich leicht, zwinkerte mit den Augen. Dieses dunkle Mädchen wußte sich auch anzuziehen. Sie war kühn. Sie wagte die Farbe der alten Jungfern und Witwen und Bischöfe zu tragen. So allerhand Zeugs in starkem Violett, lila Bänder, lila Schleifen schwebten über den Wogen des weißen Kleides.

Eine Flügeltür wurde aufgestoßen: die Majestäten traten ein. Gleichzeitig von anderer Seite der Freiherr von Bülow. Man versank in Verbeugungen. Ihre Majestät, die geborene Oldenburgerin, war wie immer etwas wilder Laune. Oder, wie ein Franzose von ihr gesagt hatte: „La reine a trop de santé, la reine est toujours décidée." Sie erzählte, halb lachend, halb nervös, es spuke im Schloß. Die Nacht habe sie den Marschall Berthier gehört. Ja, völlig genau gehört, wie der Geist des Marschalls das Fenster aufriß, aus dem er sich einst stürzte. „Es hat geklirrt", rief die Königin mit schriller Stimme. „Es hat schauerlich geklirrt."

Niemand wollte die Allerhöchste Huld und Gnade verscherzen durch die naheliegende Bemerkung, daß Fenster in alten Schlössern und in Sturmnächten öfters klirrten. Auch da, wo keine französischen Marschälle sich durch Fenster in Tiefen stürzten.

„Teuerste Amalie —" sagte der König matt und ließ den geplanten Satz in der Luft stehen.

„Ich habe vom Herrn Bischof das Zimmer neu weihen lassen", rief die Königin.

Bülow machte zwei Schritte auf Hochsattel zu. Sie hatten einander vier Jahre nicht gesehen. Sollten sie einander die Hand reichen? Sagten sie noch du?

Sie maßen sich mit den Augen. Bülow, der kleinere, wirkte weltmännisch elegant. Vor seinem Frack, seinem Lackschuh, vor seinem hohen, roten Ordensband mit Stern um die weiße Binde fühlte der Oberst seine Uniform schlecht gemacht, seine Orden wie Denkmünzen, seine Stiefel kommissig. Na, ein alter Feldsoldat ist kein Parkettlöwe, keine Hofschranze.

„No, Bülow?"

„Na, Hochsattel?"

„Lang net g'sehn."

„In der Tat, sehr überraschend heute."

„Mir san hier auch net im Hintertreffen, Bülow."

„Hatte schon Gelegenheit, ganz frühlingshafte Lyrismen über Gräfin Guiccioli zu lesen, Hochsattel."

„Schon zu End damit?"

„Ja. Brief von einem Hotelwirt. Sehr volkstümlich. Wußte bisher nicht, daß frühere Küchenjungen sich zu Kunstkennern aufschwingen —"

„Ja, das Volk entwickelt sich, Bülow."

„Ah, sozialistische Neigungen, Hochsattel?"

„Versteht sich, versteht sich, Bülow. Versteht sich ganz von selbst, wo die Familie seit fünfhundert Jahren den Wittelsbachern dient."

Der seine Urheber bezaubernde Dialog wurde beendet: man schritt zur Tafel.

Der Bülow saß neben der Königin, seine Kleine neben dem König und er, der Oberst, unten „bei die Hofschranzen". Der eingeschobene Gast. Nun, das Essen war gut, und er konnte so abseits seine Pfeile spitzen gegen den Bülow.

Ihre Majestät die Königin hatte schon wieder ein anderes Thema, das sie laut verkündete: Napoleon und Eugenie waren bei ihr in Ungnade gefallen. In der Tat, man könne nicht mehr nach Paris. Man solle die Krinoline abschaffen, um ihre Erfinderin zu brüskieren. Die Königin dachte laut. Und für ihren Gatten war das oft schmerzlich. Ei, wie gewandt der Bülow war! Das reine Büchlein „Wie mache ich geistreiche Konversation?"

Er verbeugte sich gegen ein Bild an der Wand, das die Königin, einer Carmen ähnlich, in griechischer Nationaltracht darstellte.

„Eure Majestät geruhten ja schon, ein Beispiel zu geben. Wie ich höre, hat die Queen neuerdings in Balmoral großes Gefallen an der Hochländertracht. Seine Königliche Hoheit der Prince-consort soll sie schon tragen."

Ihre Majestät antwortete lachend und hörbar:

„Die Queen im kurzen Röckchen? Süperb!" Der König räusperte sich diskret.

Die Scherze seiner Gattin wirkten nicht immer erfrischend auf ihn. Er fand, daß Königinnen nicht über andere Königinnen sich amüsieren sollten.

Die kleine Bülow nahm wieder das Wort:

„Als bei meiner Präsentation in Windsor Castle Ihre britische Majestät geruhten, mich anzusprechen, fragten Sie mich, ob ich Ihre griechische Majestät je gesehen hätte. Da mußte ich lachen. Und die Queen sagte: 'Happy child.'"

Ist die keck, dachte der Oberst. Aber das Flunkern wird ihr zu Bamberg schon vergehen.

Nach der Tafel wurde ein Rauchzimmer geöffnet. Obgleich Ihre Majestät es nicht liebten, unter Damen noch auszuharren. Wer höfisch klug war, verkniff sich die Zigarre für den Heimweg oder wartete, ob Ihre Majestät das Rauchzimmer betraten. Sie hatte in Griechenland Geschmack an einer Zigarre gefunden. Aber der entthronte König wurde ungern an griechische Sitten erinnert. In West-

europa rauchten nur unmögliche Freigeister, wie eine gewisse George Sand, die Anbeterin von Franz Liszt, dessen Tochter Cosima mit jenem Wagner im Einverständnis war, sonderbare Leute, die den königlichen Neffen und Jüngling in München umgarnt hatten.

„Die Herren wollen sich aussprechen", sagte der König zu Bülow und Hochsattel und wies nach dem Rauchzimmer. Sie gehorchten dem königlichen Wink, und niemand folgte ihnen.

Die beiden Herren vermochten nicht sogleich das höfische Lächeln abzulegen. Bülow, der an ewige Verbindlichkeiten Gewöhnte, bot seinem Feind sogar nach dem Herkommen Feuer.

Das Gespräch kam nicht sofort in Gang, weil die beiden Herren in Zweifel waren, ob der Streit und die öffentlichen oder doch wenigstens gedruckten Angriffe gegeneinander das alte Du zwischen ihnen noch zuließen.

Sie schwiegen also zunächst, zogen heftig an ihren Zigarren und waren etwas umständlich, die Rokokosessel am Rauchtisch einzunehmen. Endlich sagte Baron Bülow:

„Seine Majestät wünschen eine Aussprache über die Broschüren betreffs meines Fundes bei Missolunghi. In der Tat, ich muß gestehen, was ich soeben gelesen habe, nämlich daß ein Gasthausbesitzer in seiner Küchenjungenzeit vor zweiundvierzig Jahren einen Bildhauer in Missolunghi gekannt haben will —"

Hochsattel verlor höfliche Haltung und Diplomatie.

„Das paßt dir net, alter Freund. Ich glaub's gern. Bist eben widerlegt mit deiner Schreiberei — und die Märchen, die du mir zudenkst, hat nunmehr der Freiherr von Bülow geschrieben. Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Baron Bülow war mit sozusagen gönnerhaften Empfindungen in dieses königliche Rauchzimmer getreten. Sie verflogen vor solcher Aussprache.

„In der Tat, ich muß ernstlich bitten. Solche Anulkereien wie die Sache mit dem Gastwirt gehören vielleicht in eine bayrische Bierzeitung, sind aber absolut unstatthaft meiner wissenschaftlichen Arbeit gegenüber."

Voller Freude sah Hochsattel, daß Bülow sich erregte.

„Ja, ich kann es nicht leugnen, meine Pille ist ein wenig bitter für den Freiherrn von Bülow. Konnt' sie halt nicht diplomatisch überzuckern. Bin ein alter Feldsoldat. Wenn man mich halt einmal nötigt, zu schießen, dann kann ich nicht mit Bonbons aufprotzen. Dann muß schon eine Kugel herausfahren."

Nun lächelte Bülow in freudiger Genugtuung. Er machte eine vornehme, glatte Handbewegung und erwiderte:

„Immer derselbe. Ganz echt. Eine Hochsattelsche Kanonenkugel hat bekanntlich den Apoll eines griechischen Meisters zertrümmert. Indessen wäre es vielleicht für einen alten Feldsoldaten keineswegs eine Unehre, sondern im Gegenteil direkt ein Zeichen von Mut —"

„Wenn er um Frieden bäte?" fragte der Oberst sehr freundlich. Bülow war kurzsichtig. Er hatte zum Rauchen das Monokel abgelegt. So sah er nicht, daß in den Zügen des Obersten sich eine Tücke vorbereitete.

„Ja, äh — Frieden, aber natürlich unter Anerkennung meines Standpunktes. Man könnte dies ja, ohne die Angaben jenes Gastwirtes gänzlich zu desavouieren, in einer konziliaten Form, die ohne Zweifel sich finden ließe —" Bülow ließ seinen Satz in der Luft stehen, er nahm im Sitzen eine verbindliche Haltung an, fingerte sein Monokel aus der Frackweste und lächelte.

Der Oberst wartete, bis das Bülowsche Auge wieder bewaffnet war, und saß so recht breit und gemütlich im Schmucke all seiner Orden und Denkmünzen da.

„Die lieben Kinder wollen das ja auch", sprach er nun mit sanfter Stimme. „Und ich gestehe, die Baronesse Marie Luise von Bülow ist eine Zierde der Weiblichkeit und des Freiherrlich von Bülowschen Hauses. Ich mach' dem Vater der jungen Dame mein Kompliment. Da ist Welt und Erziehung und Anmut und ein bißchen Keckheit, die man gar gern sieht, besonders wenn sie so erfrischend in die Hofluft hineinsprudelt."

Er lachte, seine Augen blitzten: Nun kam seine Pointe.

„Aber wenn du meinst, alter Bülow, du hast deine Luise gegen den alten Feldsoldaten ausgespielt wie euer preußischer Friedrich Wilhelm seine Luise gegen den Napoleon, da irrst du dich!"

Baron Bülow sprang auf. „Wie? Ich nehme ja Rücksicht — aber ich muß auf das äußerste bitten, meine Tochter aus dem Spiel zu lassen."

Oberst von Hochsattel lachte so herzlich, wie er nur vermochte.

„Herr Baron kommen aus Meiningen. Vom Theaterherzog. Spielen gut, Herr Baron, sehr gut.

Nur bei meinem Max, da sind die Schauspielerkünste noch net so perfekt ausgebildet. Mein Max ist ein treuherziger Bursch. Der hat das feine Plänchen von Euer Hochwohlgeboren verraten. ‚Wir lieben uns, versöhnt euch auf der Stelle und schafft einen Taschentraualtar herbei', hat er gesagt."

Der Baron Bülow war vor Erregung erblaßt.

„Ist das ein schlechter Scherz? Meine Tochter — Max Hochsattel! Ich bin völlig konsterniert!"

„Daß es verfrüht herausgekommen ist, daß Euer Gnaden den Heiratsvermittler spielen —"

In einer fast jugendlichen Gebärde des Zornes reckte sich Bülow steil auf:

„Nehmen Sie das Wort zurück!"

Sie standen einander gegenüber, Haß im Blick für Sekunden. Aber schon wieder lächelte der Oberst.

„So tu mich halt fordern, Bülow. Ja so, du därfst das nicht. Als Logierbesuch von einem König därf man kein Duell entrieren."

Eine Totenstille breitete sich aus. Hochsattel genoß seine Triumphe, Bülow rief alle Strenge gegen sich selbst auf, um hier, in den königlichen Gemächern, sich zu keinem Rachewort hinreißen zu lassen.

Die Königin trat ein. Brausend wogte ihre Krinoline, schrill war die befehlende Stimme:

„Rasch, rasch, eine Zigarre für drei Züge! Eine kostbare Nachricht, Bülow —"

Bülow bediente zitternd die königliche Gastfreundin. Ihre dunklen Augen blitzten, sie atmete hastig:

„Kurier von Seiner Majestät unserm Neffen. Der König kommt morgen abend auf eine Woche zu Uns. Bülow, Sie verstehen das. Sie müssen hier aus den französischen Möbeln für Seine Majestät den König eine Gemächerflucht wie in Versailles zusammenstellen. Versailles ist sein Ideal. Sie machen das, Bülow —" sie warf die Zigarre, aus der sie einige Züge geraucht, mit rascher Gebärde fort.

„En avant, Bülow! Der König hat sich schon zurückgezogen. Kommen Sie zum Conseil —"

Sie brauste schon der Tür zu, besann sich, nickte halb im Gehen dem Obersten höchst lässig zu.

Als dieser wieder aus seiner Verbeugung emportauchte, sah er nur verlassene Räume um sich und kam sich vor, wie mit schlichtem Abschied entlassen.

Doch auf der Treppe wurde er schon wieder fröhlich. Dem Bülow saß der Hieb. Und der Heiratsplan des Sohnes mit der Tochter des Feindes durfte wohl als erledigt gelten.

VI.

Max stand in der Novembernacht und wartete, an den Fenstern seiner Marie Luise möge Licht aufflammen. Es waren die Räume mit dem Blick nach dem Rosengärtlein der Fürstbischöfe. Und drei Geschoß hoch lagen sie. Und die Geschosse maßen zusammen wohl gut fünfzehn Meter. Da gab es keine hörbare Vermittlung. Nur im Sternenschein ein wenig den Anblick, ein Händewinken und ein Antwortbrieflein, das die Geliebte herabwarf.

Freilich, Max hätte sehr gern gesungen: „Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir" oder etwas ähnliches. Aber in einem fürstbischöflichen Gärtlein und angesichts der Mauern einer jetzt königlichen Residenz und vor allem zur Wahrung des Geheimnisses ging das nicht. Max wanderte die schmalen Umfassungswege des Gartens ab. Er hatte sich natürlich verfrüht. Die Mitternacht war noch gar sehr fern. Die Sterne schienen. Gespensterhaft lag das kleine Lusthaus hinter dem einzigen Baum des Gartens, einer riesenhaften Blutbuche. Es raschelte noch welkes Laub zu Füßen des turmartigen Stammes. Um die Zeit vergehen zu lassen, begann Max auszuzählen, wie viel Schrittweite das Geäst hatte, und errechnete, wie viele Menschen unter dem Laubdach stehen könnten. Eine ganze Eskadron, eine halbe Eskadron? Er mußte lachen. Weil nun nicht eine Eskadron Verehrer vor Marie Luises Fenster stand, die man erst besiegen mußte, um zum Ziele zu gelangen. Er pfiff leise vor sich hin, froher Laune, froher Hoffnung. Morgen früh sprach er Marie Luise in der Messe. Dann würden sie das Stelldichein bei Seiling verabreden. Er war nicht bange, daß sie sich freimachen konnte, ein wenig einkaufen zu gehen oder sich Sehenswürdigkeiten anzusehen. Sie hatte ein hübsches Zeichentalent, das der Vater sehr schätzte. Sie ging oft mit ihrem Skizzenbuch durch alte Städte und Dörfer. Freilich, im November?

Max hob das Gesicht aus seinem Mantelkragen, atmete tief. Es lag wie Föhnwind in der Luft. Wie ein Märzabend ließ sich der November an und als wollten die Veilchen blühen. Heute vormittag war er draußen in Seehof gewesen, dem lieben, ein wenig stillosen, wunderlichen Landschloß mit seinen Kuppeln, seiner Verlassenheit. Eigenhändig hatte er dem alten Verwalter geholfen, das Kaminholz aufzuschichten. Viel Kien und Fichtenzapfen und große Scheite. Hatte Felle und Decken herbeigeschleppt, Liköre und den Samowar — und angedeutet, vielleicht würde er nächster Tage Herrschaften mit herausbringen.

Plötzlich war Licht oben in Marie Luises Zimmern. Max sprang über Gartenbeete, zog ein Taschentuch, postierte sich und wartete klopfenden Herzens, daß ein Fenster sich öffne. Doch wunderlich genug: nur flüchtig erschien oben Marie Luises Schattenriß — ein zweiter, männlicher, trat an die Stelle! O lieber Gott, dachte Max, der Papa Bülow will vor Schlafengehen noch mit seiner Tochter plaudern. Wenn ihm doch recht bald der Gesprächsstoff ausgehen möchte!

Auf den Baron Bülow war diesen Abend viel eingestürmt. Die häßliche Affäre mit Hochsattel, die Nachricht, daß seine Tochter unaufrichtig gegen ihn sein solle, der beglückende königliche Wunsch, für den jungen, seltsamen König mit künstlerischem Talent stimmungsvolle Gemächer zu gestalten. Eine köstliche Nuance, empfand Bülow, dessen monarchisches Hirn auch hinter hingeworfenen Launen und Verfügungen bei Majestäten stets noch tiefe Feinheiten und Offenbarungen der mystischen königlichen Seele erblickte. Auch dann, wenn Amalie vormals von Griechenland außer einer Königin oft eine recht unbeherrschte Dame war.

(Fortsetzung folgt.)



Russisches Dorf. Nach einem Gemälde von Konstantin Korowin.

(Mit Genehmigung der Gemäldegalerie Carl Nicolai, Berlin W.)

Thingvellir,

das isländische Freiluft-Parlament.

Von Dr. Adrian Mohr.

Sieben Meilen landeinwärts, heute durch eine Autostraße mit der Landeshauptstadt Reykjavik verbunden, liegt die heiligste Stätte, die das an geschichtlichen Erinnerungen wahrlich nicht arme Island trägt: Thingvellir, der Ort, an dem fast 900 Jahre lang alljährlich der altisländische Reichstag (das Althing) zusammentrat, Gesetze beriet und erließ und Recht in Fehden und Streitigkeiten sprach. Mögen die Kulturvölker unserer Zeit ihre Parlamentsgebäude noch so gewaltig und prunkhaft errichtet haben, in London oder Paris, in Quebec oder auch in Berlin — ihrer aller Glanz muß verbleichen gegenüber der erhabenen Schönheit jenes Ortes, den Altislands germanische Recken ihrem Reichs-Thing erkoren. Nichts von pomphaften Baulichkeiten! Unter freiem Himmel tagte man, in freier Natur — aber was für einer Natur! Rings in weitem Umkreise alte und auch tätige Vulkane, belebt vom Dampfe Hunderter heißer Quellen, im Süden der klare Spiegel des größten isländischen Binnensees, auf einer wilden, zerklüfteten Lava-Ebene, in Ost und West begrenzt von zwei gewaltigen Schluchten, jede 10 km lang mit 30 bis 40 m hohen Lavawänden, und unter dem feierlichen ewigen Rauschen eines brausenden Wasserfalles: in solcher Umgebung tagten die Häuptlinge des altisländischen Freistaates! Hier tagte die Landesvertretung auch in späteren Zeiten der Unterdrückung, bis zum Jahre 1798. Um sich her die erhabenste Natur, über sich nichts als den blauen Himmel mit der sommers fast nicht untergehenden Sonne: das war die Örtlichkeit, wo vor tausend Jahren Gesetze gegeben wurden, die noch heute die Bewunderung unserer Juristen finden, wo die Adelsgeschlechter ihre Blutfehden feierlich abschworen, aber oft genug erst recht aneinandergerieten und an Ort und Stelle erbitterte Schlachten ausfochten. Die altisländischen Sagas wissen viel davon zu berichten. — In der „elften Sommerwoche“, die nach noch heute landesüblicher Berechnung zwischen dem 18. und 24. Juni beginnen kann, kamen die Adelshäupter und die Gekürten zusammen — nicht allein, sondern mit zahlreichem Gefolge, nicht selten mit Weib und Kind. In Hütten, die schnell errichtet wurden — Wände aus geschichteten Steinen, darüber ein Zelttuch als Dach — hauste man, fliegende Händler, Gaukler und Schankwirte hatten sich eingefunden, und es entwickelte sich ein Leben und Treiben wie bei uns im Mittelalter auf der Pfingstwiese. Mauerreste und fast alle Örtlichkeiten, an denen die verschiedenen feierlichen Handlungen des Opfers, der Beratung, der Gesetzesverkündung, des Rechtsfindens vor sich gingen, findet der Reisende noch vor, der heutigentags die geschichtlich wie durch eine erhabene Natur geweihte Stätte bewundert. Was an Bauten zur Zeit auf Thingvellir steht — Kirche, Bauernhäuser, Gasthäuser — ist jung. Zwei Häuser etwas abseits erinnern an die Königsbesuche in den Jahren 1907 und 1921, während deren die Thingvellir-Ebene sich festlich belebte wie einst vor Jahrhunderten. Im Jahre 1930 wird Thingvellir abermals große Festlichkeiten sehen und wohl wiederum einen Besuch des isländischen und zugleich dänischen Königs: Es gilt die Feier der tausendsten Wiederkehr des Jahres, da auf Thingvellir das erste Althing zusammentrat. Ganz Island rüstet schon jetzt, dieses Erinnerungsfest würdig zu begehen.



Blick auf Thingvellir, die Stätte des altisländischen Reichstages. Auf dem Lavarücken zwischen den beiden tiefen Spalten im Vordergrund sollen die beschlossenen Gesetze feierlich verkündet worden sein. Im Hintergrund das Thing-Tal-Wasser, Islands größter Binnensee. Dahinter der halb erloschene Vulkan Hengill, an dem noch heute Hunderte heißer Quellen entspringen.



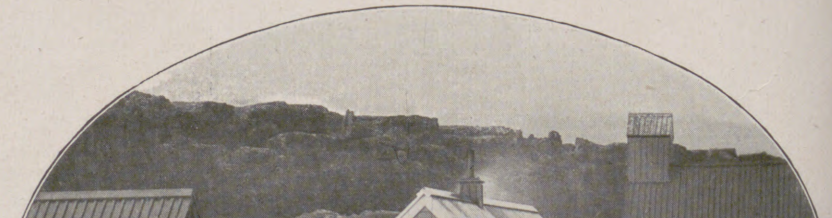
Blick über das Tal nach Nordosten. Im Hintergrund der erloschene Vulkan Aurmannsfell. Aus ihm ergoß sich die Lava, die heute das ganze Tal bedeckt.



Die berühmte Almannagjau (All-Manns-Schlucht), die Zugangsstraße zum Thing-Tal. Die fast 10 km lange Kluft ist gegen 20 m breit und von 30 m hohen Lavawänden eingefaßt.



Ausgang aus der Almannagjau. Die neuzeitliche, auch für Automobile fahrbare Straße senkt sich zum Thing-Tal hinab.



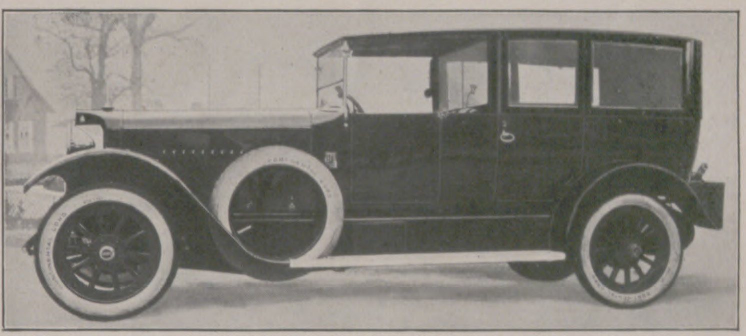
Bauernhäuser und Kirchlein. Im Hintergrund die östliche Wand der Almannagjau. Der ständigen Erdbebengefahr halber sind die Häuser aus Holz errichtet. Die aufgeschichteten Steine sollen die Häuser gegen die Gewalt der ungeheueren Orkane schützen.

Die Bedeutung der Deutschen Automobil-Ausstellung 1924

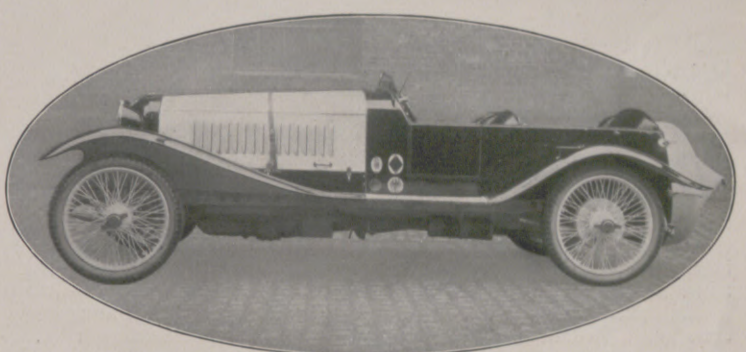


Die Deutsche Automobil-Ausstellung in Berlin im Dezember 1924 stand unter einem ganz besonderen Zeichen, der allgemein empfundenen Frage: Wie kommen wir gegen Ford auf? In der Tat ist das heute nicht eine, sondern die Lebensfrage der deutschen Automobilindustrie. Die Riesenerzeugung der Fordschen Werke, die den für uns unbegreiflich billigen Preis dieses Wagens bedingt, droht die deutsche Industrie völlig zu vernichten, falls sie bei uns eindringen kann. Eine glatte Abweisung an den Grenzen kommt nicht in Frage, weil das eine ungebührliche Benachteiligung der Verbraucher bedeuten würde, die diese sich nicht gefallen lassen würden. Eine ähnliche Riesenerzeugung bei uns plötzlich zu erreichen, ist aber natürlich auch unmöglich; der Absatz läßt sich nicht erzeugen. Nur organisatorische Maßnahmen, und zwar solche großen Stiles, können hier helfen.

Wie weit wir noch von amerikanischen Möglichkeiten entfernt sind, zeigt eine Betrachtung der erzeugten Mengen. Während im Fordschen Werke täglich mehr als 10000 Wagen hergestellt werden, gibt es in Deutschland kaum eine Fabrik, die mehr als 10 Wagen eines Typs täglich fertigstellt. Setzt man Vierzylindermotoren voraus, so bedeutet das einen einheitlichen Bedarf von 40 Kolben, 40 Pleuelstangen, 10 Wellen, 10 Zahnrädern jedes Typs, 10 Gehäusen, 10 Zylinderblöcken, 80 Ventilen usw. Bei so geringen Umsatzziffern ist es aber eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, wirkliche Massenfabrikation einzurichten. Sondermaschinen und Automaten, z. B. für die Kolbenherstellung, könnten im Bruchteil eines Arbeitstages den gesamten Monatsbedarf herstellen, die ganze übrige Zeit würden sie unbenutzt, Raum beanspruchend und Zinsen fressend, herumstehen, d. h. sie würden mehr kosten als nützen. Die zu ihrer Anschaffung notwendigen Kapitalien könnte unter diesen Verhältnissen keine deutsche Automobilfabrik aufbringen.

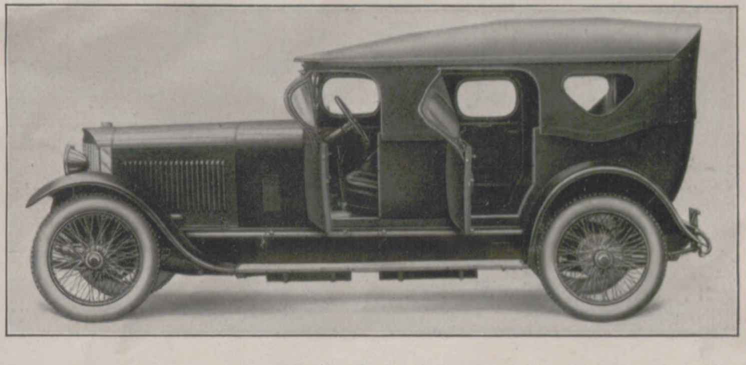


Sechszylindriger Reise- und Luxuswagen (12/45 P. S.) der Dürkoppwerke A.-G., Bielefeld.



2-Liter-Sportwagen der Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.-G.

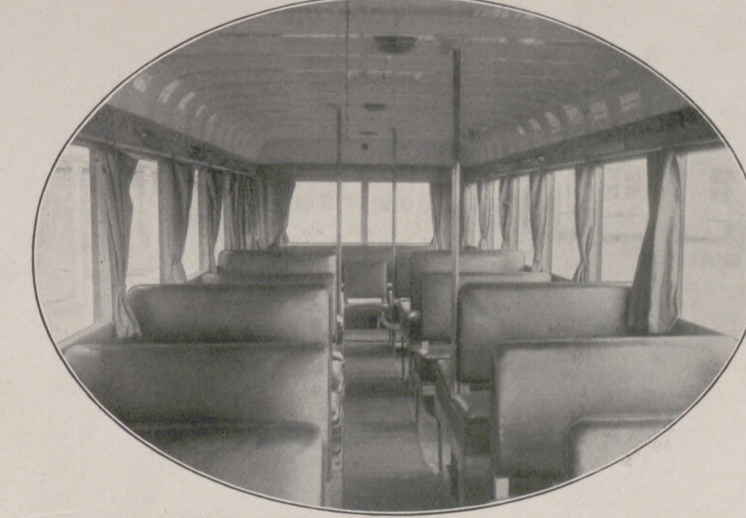
Die Notwendigkeit der Herstellung eines billigen Wagens besteht aber unvermindert fort, und man muß der deutschen Industrie nachsagen, daß sie in Anbetracht der bestehenden Schwierigkeiten Erstaunliches in dieser Hinsicht geleistet hat. Bei einem Vergleich der Preise mit denen ausländischer Wagen ist immer die hohe Steuerlast zu berücksichtigen, die auf der deutschen Erzeugung ruht. Der fertige Wagen kostet 15 Proz. an Luxussteuer; viele Einzelteile, die fertig bezogen werden, kosten — oft mehrmals — Umsatzsteuer, so daß, knapp gerechnet, 25 Proz. des Verkaufspreises als Steuer anzusprechen sind. Der Betrieb wird erschwert durch die nach der Leistung des Motors abgestufte Kraftwagensteuer. Zieht man das in Betracht, so verringert sich der Unterschied im Preise zwischen deutschen und amerikanischen Wagen beträchtlich. Großes Aufsehen erregte auf der Automobilausstellung z. B. ein Leichtkraftwagen der Deutschen Werke A.-G. in Spandau, der als Viersitzer gebaut und mit einem 5/20-P.S.-Motor ausgerüstet ist.



11/40-P. S.-Sportwagen mit geschlossenem Verdeck der Firma Benz & Cie., Mannheim.

Einen anderen Weg zur Herstellung eines leichten und billigen Wagens, speziell für den Stadtverkehr, ist die Hannoversche Maschinenbau A.-G. (Hanomag) gegangen. Unter den älteren bekannten Kleinfahrzeugen sind das Wanderer-Püppchen, das eine größere Schwester bekommen hat, und der kleine Neckarsulmer Wagen, von den neueren die Konstruktionen von Opel zu erwähnen.

Die auf den Automobilausstellungen der letzten Jahre und auch auf der vorjährigen in zahlreichen Ausführungen gezeigten Konstruktionen, die einen billigen Wagen durch Umbau eines leichten Wagengestells um ein Motorrad zu erzielen suchen, können hier wohl übergangen werden. Denn mit der Schaffung eines guten und nicht zu teuren Kleinkraftwagens verlieren sie allesamt den Boden unter den Füßen, und dieser Zeitpunkt dürfte bald erreicht werden. Sie sind nur ein deutliches Anzeichen dafür, wie dringend und allgemein das Bedürfnis nach einem billigen Wagen empfunden wird.

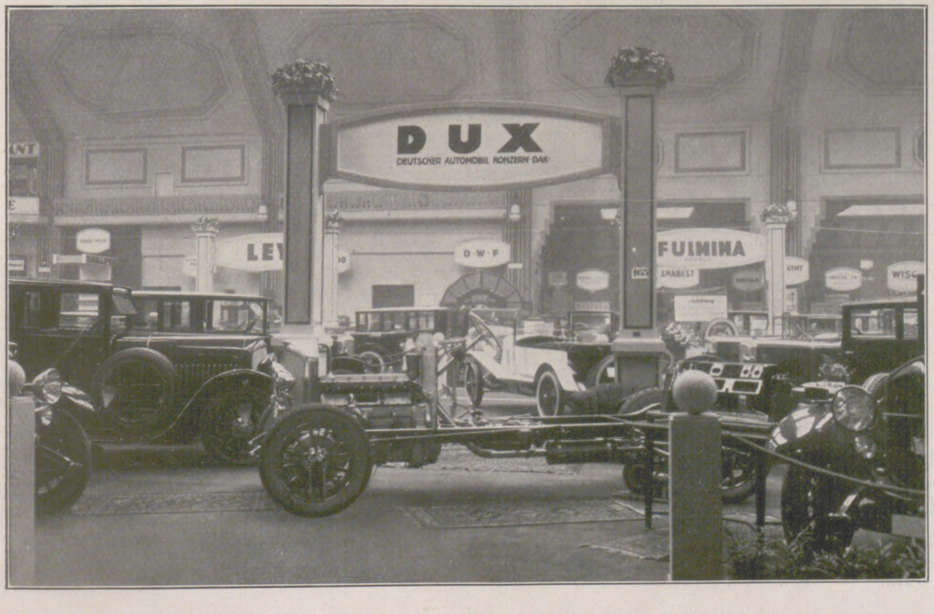


Rechts nebenstehend:

Innenansicht des Sechsrad-Omnibusses der Vogtländischen Maschinenfabrik A.-G., Plauen.

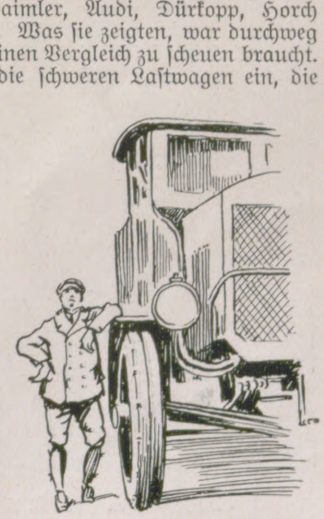
Eines Umstandes muß noch gedacht werden, der den Kleinkraftwagen heute viel eher möglich macht, als es noch vor wenigen Jahren der Fall war. Das ist der große Fortschritt in der Bereifung. Die Ballon- und Riesenluftreifen, die sich den Unebenheiten der Fahrbahn sehr viel besser anpassen als die früheren Luftreifen und viele Stöße schon an der Lauffläche unmittelbar abfangen, ermöglichen es, mit dem neuen Kleinwagen bei ziemlich hoher Geschwindigkeit auch schlechte Straßen zu befahren. Damit ist manches berechtigte Vorurteil gegen die ganze Bauart aus dem Wege geräumt.

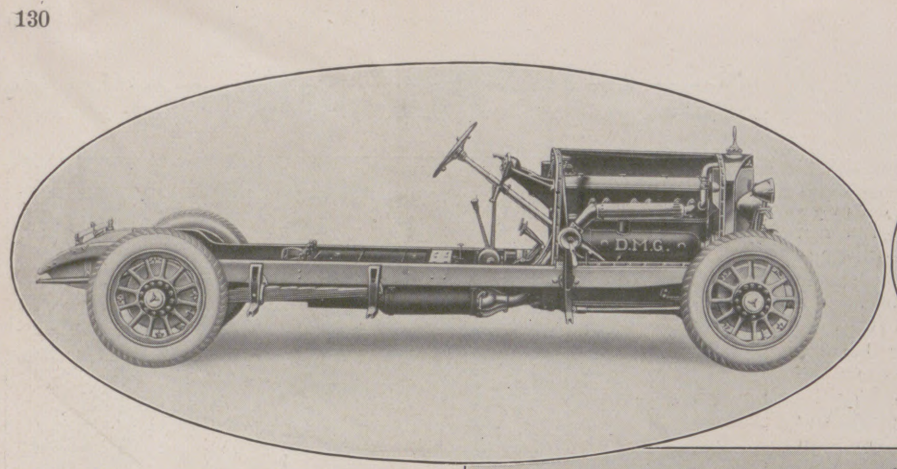
Wie das Kleinauto, so ist auch sein großer Bruder dem Zuge nach Verbilligung unterworfen. Man sucht überall nach Vereinfachung, ohne die Solidität zu gefährden; auch an Gewicht wird zu sparen gesucht, weil hiervon in besonderem Grade der Verbrauch an Gummi abhängt. Von den großen Wagen waren die alteingeführten Marken wie G.D.A., D.A.K., Benz, Daimler, Audi, Dürkopp, Horch mit ihren wohlbekannten Typen vertreten. Was sie zeigten, war durchweg hochwertige deutsche Qualitätsarbeit, die keinen Vergleich zu scheuen braucht.



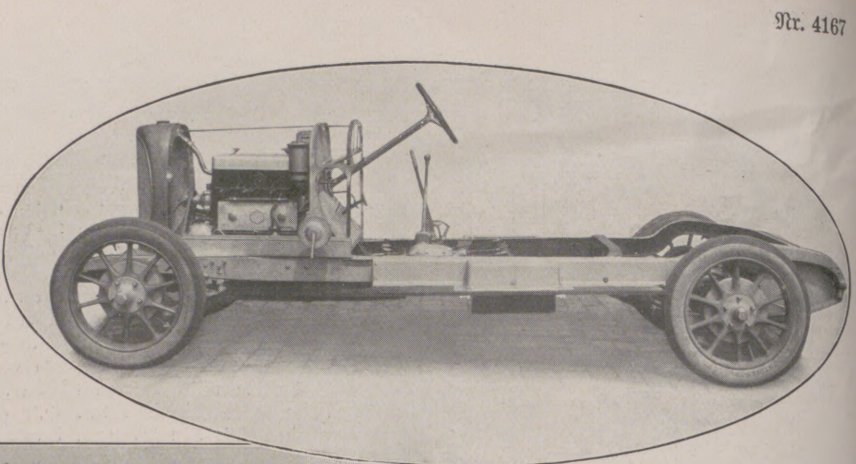
Ausstellungsstand der Dux-Automobil-Werke A.-G., Wahren bei Leipzig.

Einen Platz für sich nahmen diesmal die schweren Lastwagen ein, die das letzte Mal im Sportpalast untergebracht waren, und denen jetzt die neue Halle zur Verfügung stand. Besonderes Interesse erregten die Wagen mit Sauggasmotor, die von einigen Firmen ausgestellt waren. Neuheiten waren sonst vor allem bei den Omnibussen zu sehen, einem Sondergebiet, das jetzt anfängt, einen besonderen Aufschwung zu nehmen. Der Personenomnibus war bisher in Deutschland ein nicht sehr eingeführtes Verkehrsmittel; die Erkenntnis, daß er für unsere Großstädte geradezu das Verkehrsmittel bildet, ist erst in letzter Zeit gewonnen worden. Um die große Menschenmenge des großstädtischen Arbeitsverkehrs zu befördern, mußten aber die Omnibusse stark vergrößert werden, das ging jedoch nicht mehr bei Ver-

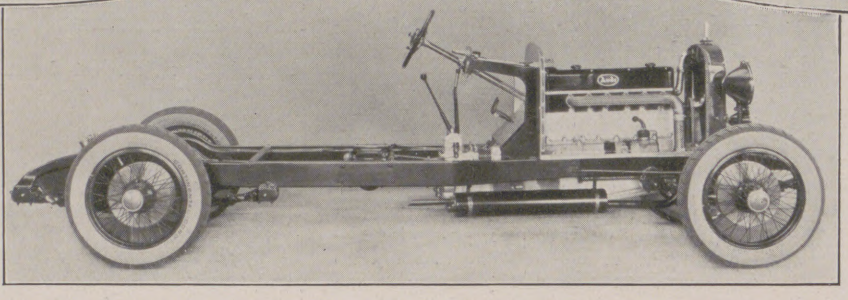




Fahrgestell des sechszylindrigen 24/100/140=P. S.=Mercedes=Wagens der Daimler=Motoren=Gesellschaft, Stuttgart=Untertürkheim.



Fahrgestell eines 10/45=P. S.=Wagens der NAG, Berlin=Oberschöneweide.



Fahrgestell (Magnetseite) eines sechszylindrigen 18/70=P. S.=Wagens der Audiwerke A.=G., Zwidau i. Sa.

wendung der herkömmlichen vier Achsen. Der sechsachsige Omnibus, der infolgedessen entstand, hat aber, wenn nur eine Hinterachse angetrieben ist, große Neigung zum Schleudern, dem abzuhelfen, verschiedene Konstruktionen ersonnen worden sind. Auf diesem Felde haben die Firmen H. Büssing, Braunschweig, und Vogtländische Maschinenfabrik A.=G., Plauen, ihren alten guten Ruf wiederum bewährt, indem sie das nicht ganz leichte Problem, einen Omnibus mit sechs Achsen zu bauen, der aber nicht zum Schleudern neigt, auf sehr elegante Weise gelöst haben.

Wie aber kommen wir nun zu dem wirklich billigen und leistungsfähigen Wagen ohne große Neuanlagen, für die das Kapital nicht aufzubringen ist? Ford kann uns den Weg weisen, obwohl sein Beispiel nicht nachzuahmen ist. Schon heute fertigt keine Automobilfabrik ihre Kühler, Laternen, Anlaßmaschinen, Zündmagnete und viele andere Teile selbst an, sondern sie werden aus Spezialfabriken bezogen. Das ist ohne weiteres möglich, weil diese Teile an Wagen beliebiger Bauart in stets gleicher Größe verwendet werden. Es wird Sache der Konstruktionsbureaus sein, die Fabrikation so zu normalisieren, daß dasselbe mit anderen Teilen, wie Kolben, Ventilen, Pleuelstangen, Zahnrädern usw., auch geschehen kann. Dann ist es möglich, Spezialfabriken mit Spezialmaschinen zu errichten, deren jede gar nicht einmal sehr groß zu sein braucht und doch den Bedarf vielleicht der ganzen deutschen Automobilindustrie decken kann. Natürlich gehört dazu auch eine Verständigung der einzelnen Fabriken untereinander über die einzuhaltenden Maße. Der Normenausschuß der deutschen Industrie wäre hierfür der gegebene Vermittler.

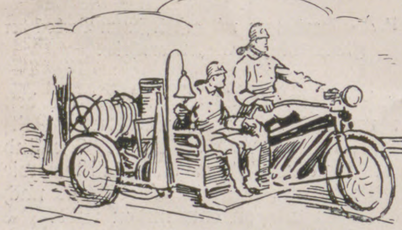
Überblicken wir das Ganze, so erscheint es gar nicht als unmöglich, der Konkurrenz Amerikas die Spitze zu bieten. Organisatorische Maßnahmen, in viel geringerem Grade technische Fortschritte sind es, die nötig sind. Nicht zu vergessen ist auch der rasche Umlauf des Kapitals, der die amerikanischen Fabriken auszeichnet. Während eine deutsche Fabrik etwa alle vier Monate ihr Kapital einmal umschlägt, gibt es amerikanische Firmen, die es fünfzigmal (!) im Jahre umschlagen. Was das bei unseren hohen Zinssätzen ausmacht, ist leicht zu berechnen.

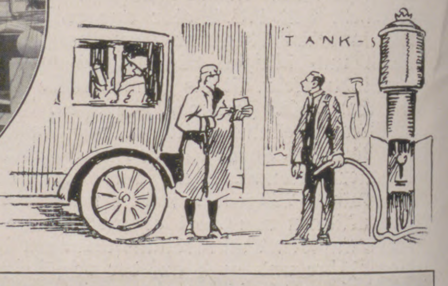
Auch der Staat hat ein nicht nur wirtschaftliches Interesse an dieser Entwicklung. In Amerika besitzt im Durchschnitt des ganzen Landes jeder siebente Einwohner ein Auto, in Kalifornien sogar jeder dritte. Das Gefühl der Verbitterung und des Neides, das bei uns den zu Fuß ins Freie wandernden Großstädter erfüllt, wenn er den Staub schlucken muß, den ihm das Auto des Reichen ins Gesicht wirft, kann dort gar nicht aufkommen, denn alle fahren in gleicher Weise Auto, und wer sich heute einen Ford kauft, hofft doch bestimmt, in zwei bis drei Jahren — länger behält der Amerikaner seinen Wagen selten — eine bessere Marke erstehen zu können.

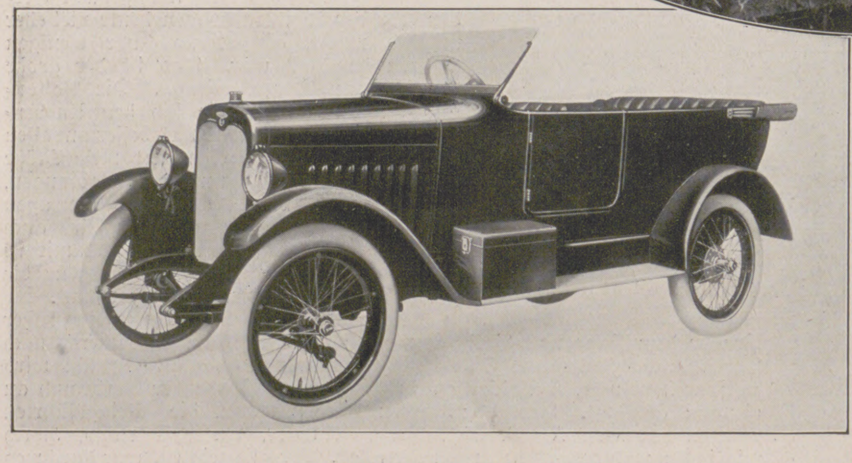
Dipl.=Ing. Dr. Arthur Hamm.



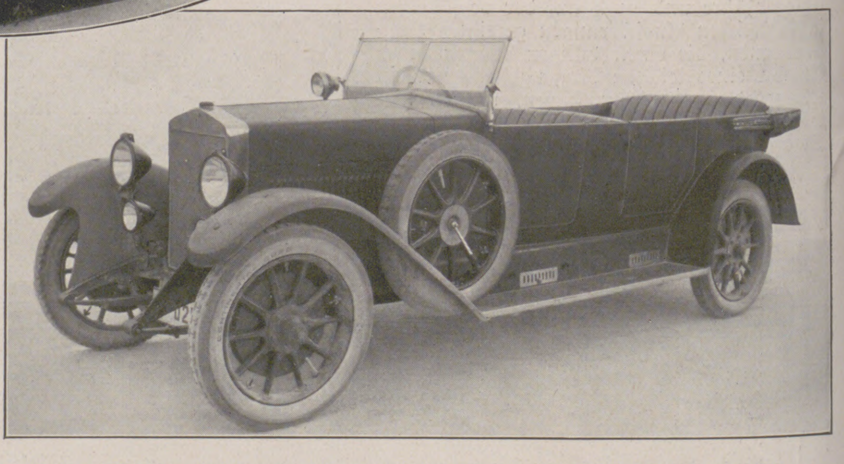
Links nebenstehend: Ausstellungsstand der Presto=Werke A.=G., Chemnitz.



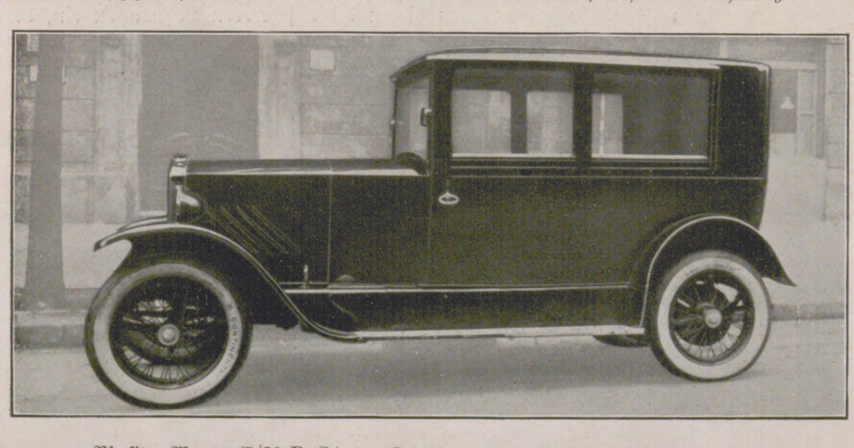




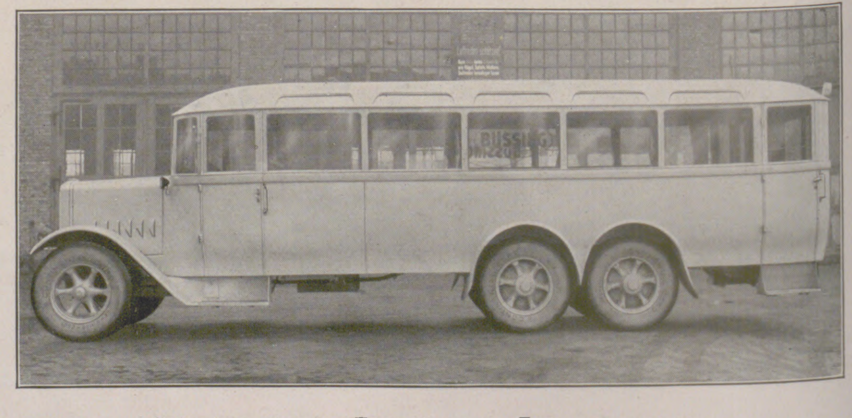
Viersitziges 5/15=P. S.=Automobil der Wanderer=Werke A.=G., Schönau b. Chemnitz.



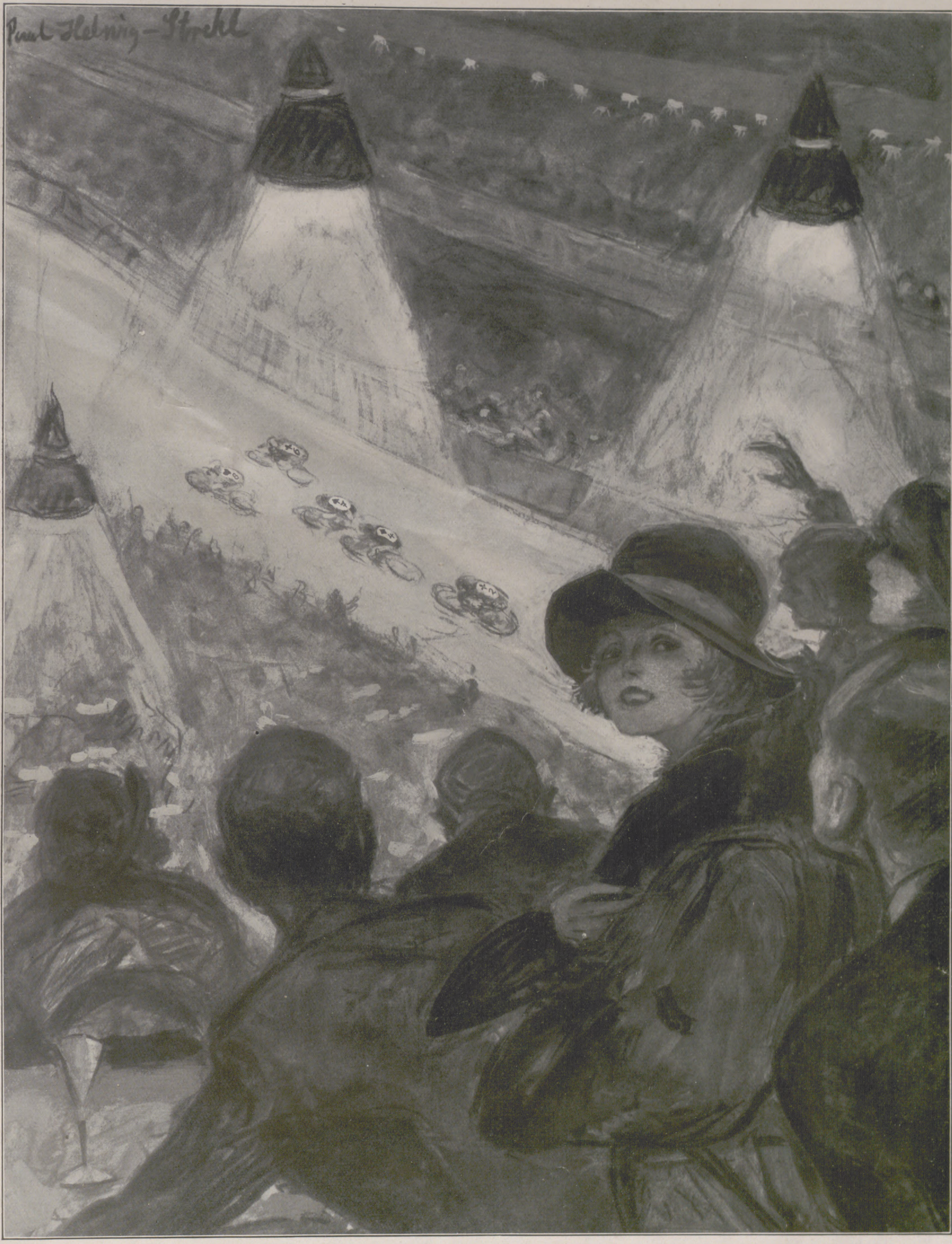
10/50=P.S.=Wagen mit von oben gesteuerten Ventilen und Vierradbremse der Horchwerke A.=G. Zwidau i. Sa.



Viersitzer=Wagen (5/20 P. S.) der Deutschen Werke A.=G., Haselhorst=Spandau.



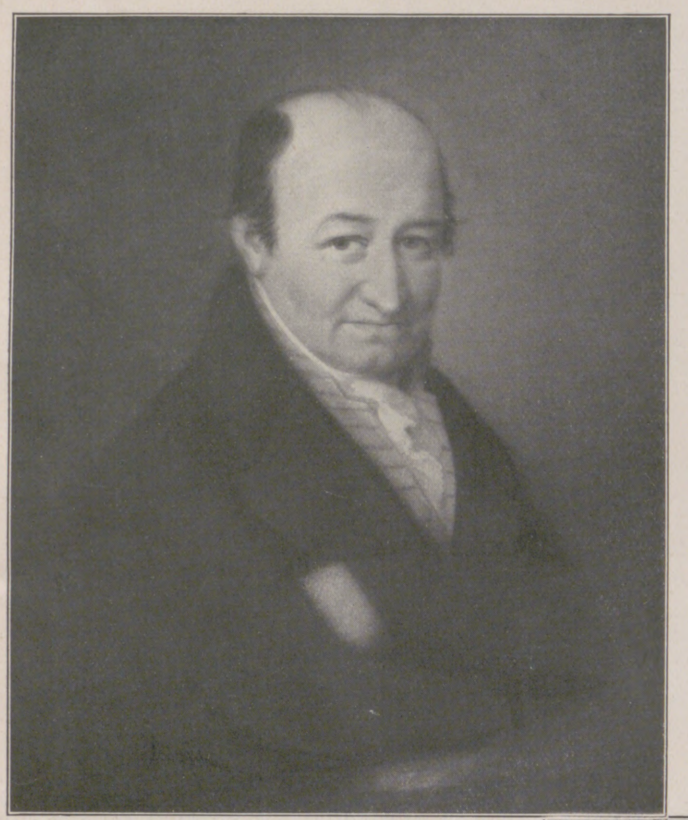
Sechsrad=Omnibus der Automobilwerke H. Büssing, Braunschweig.



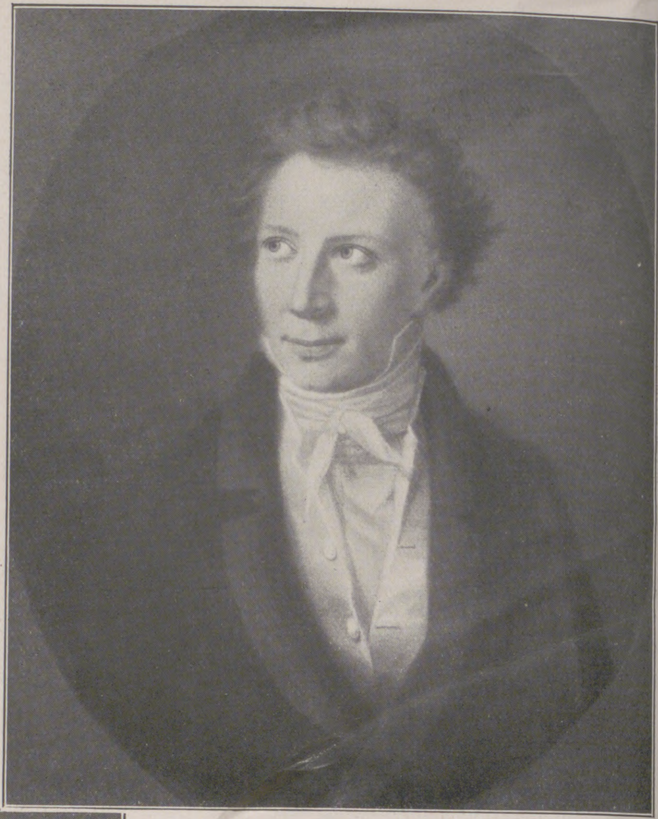
Zum Sechstagerennen in Berlin vom 16. bis zum 21. Januar: Ein aufregender Moment.

Nach einer Zeichnung von Paul Helwig-Strehl.

VERSCHOLLENE DEUTSCHE MALER: DIE KREULS.



Männliches Bildnis, 1817. Von Johann Lorenz Kreul.



Kotzebue. Von Johann Friedrich Karl Kreul.

Von den Nürnberger Kreuls, Vater und Sohn, weiß man heute in Deutschland so gut wie gar nichts mehr. Vor ein paar Jahren entdeckte ich in der Berliner Nationalgalerie jenes Jean-Paul-Bildnis des älteren Kreul wieder, das Jean Paul selbst als sein bestes Bildnis bezeichnet hatte, und das hier unter einem ganz anderen Namen verborgen war. Noch im vorigen Jahre fand ich bei einer Ausstellung in Gera zwei ausgezeichnete Kreulsche Pastelle, auf die man hier als auf eine neue Entdeckung lokaler Malerei stolz war. Den meisten Wandermalern und Stadtkünstlern des 18. Jahrhunderts ist es ja in Deutschland so gegangen. Keine Öffentlichkeit nahm sich ihrer an, kein Museumsdirektor und kein Publizist hatte an ihnen, wenn sie nicht gerade in einem der Brennpunkte deutschen Lebens saßen, das geringste Interesse. Sie fristeten ihr Leben mit dem Herummalen in den städtischen Familien und dem Wandern auf die benachbarten Güter, und ihr Werk wurde mit den Familienmitgliedern verstreut, die dann aus der Gegend fortzogen. Einen bescheidenen Teil des Werkes der Kreuls vermochten wenigstens das Germanische Museum und das Stadtmuseum in Nürnberg zu retten, die überhaupt in dieser Hinsicht für die Zukunft der deutschen Kunstgeschichte besonders dankenswerte Arbeit geleistet haben. Aber mit alledem sind die Kreuls noch nicht aus ihrer bescheidenen Versenkung für das deutsche Empfinden aufgetaucht. In großen öffentlichen und privaten Sammlungen sind die Kreuls, zwei der besten Bildnismaler, die Deutschland überhaupt um 1800 besaß, fast gar nicht vertreten; eigentlich bin ich nur in der sehr merkwürdigen alten Sammlung Buchner in Bamberg auf eine Dosenarbeit und die beiden glänzenden Bildnisse eines Fräuleins v. Wolzogen von dem älteren Kreul gestoßen.

Der Vater Kreul, der meist Kreul senieur signierte, wurde 1765 zu Erlbach in Bayern geboren, lernte bei Zwinger in Nürnberg und blieb dort seßhaft, wobei ihn allerdings die übliche Not der damaligen Maler zwang, häufiger die Stadt zu verlassen und Monate lang durch kleinere und größere Nester zu pilgern, um dort bei den wohlhabenden Bürgern Bildnis- und andere Aufträge zu suchen. Trotz seiner bürgerlichen Seßhaftigkeit und seines eisernen Fleißes, die ihm gestatteten, seinen 1804 bei einem Aufenthalte in Ansbach — bei diesem Aufenthalt entstand das Bildnis Jean Pauls — geborenen Sohn Johann Friedrich Karl in München regulär studieren zu lassen, ist der ältere Kreul, als er schließlich 1830 starb, sicherlich nicht im Besitze eines irgendwie wesentlichen Vermögens gewesen. Denn der Sohn setzte die an sich schon erhebliche Produktivität des Alten mit ungeschwächten Kräften fort, und zwar häufig in Bildern, hinter denen die Wünsche der Besteller peinlicherweise deutlich werden. Der alte Kreul ist offenbar seinem eigentlichen Berufe nach Dosenmaler gewesen — so ziemlich die am schlechtesten bezahlte künstlerische Tätigkeit des 18. Jahrhunderts — und seine vielfach vorhandenen Dosen tragen mit derberem Zugreifen jenen aus Frankreich überkommenen, mitunter recht freien Charakter, der mit der bürgerlich genauen Persönlichkeit des Malers nicht das geringste zu tun hatte. Ebenso bewegte sich der Sohn ganz in der Richtung der Münchner Genremalerei, gleichfalls weniger aus Neigung als aus Notdurft. Typisches Malerschicksal der Zeit noch nach dem Tode der Künstler ist es, daß man fast immer derartigen Werken der Kreuls begegnet, während davon, daß der ältere Kreul das beste Bildnis Jean Pauls und der jüngere Kreul das beste Bildnis Kotzebues malte, auch die illustrierteste Literaturgeschichte nichts weiß, sondern mit der Wiedergabe der miserabelsten Stiche sich begnügt.



Jean Paul. Von Johann Lorenz Kreul. (Berlin, Nationalgalerie.)

Der Vater Kreul hatte eine Fähigkeit der Charakterisierung, eine Natürlichkeit der Auffassung und eine aus blauen und grauen Tönen diskret gewobene Melodie der Farbigkeit in seinen Bildnissen, die ein Werk von ihm, wenn man es in irgendeiner Masse trifft, mit unverkennbar genialen Zügen adeln. Er malte auch in Öl und war der berufene Bildnismaler großen Stils. Der Sohn, nicht ganz so ursprünglich und ein wenig durch München verdorben, weicher, ohne weichlich zu sein, besaß doch die ganze ästhetische Feinfühligkeit des Vaters und bei schwächerer Charakteristik eine Schönheit der Stoffmalerei, die etwas von den Miniaturen des Alten auf das größere Format übertrug. Beide Maler, unermüdlich, niemals im Bildnis schmierend, trotz aller materiellen Nöte des Lebens immer weiter wachsend und sich erziehend, sind für diese Treue gegenüber ihrer künstlerischen Lebensaufgabe von ihrer Nation zu Unrecht vergessen worden. Und doch werden sie einmal in einer neuen deutschen Kunstgeschichte einen ersten Platz einnehmen.

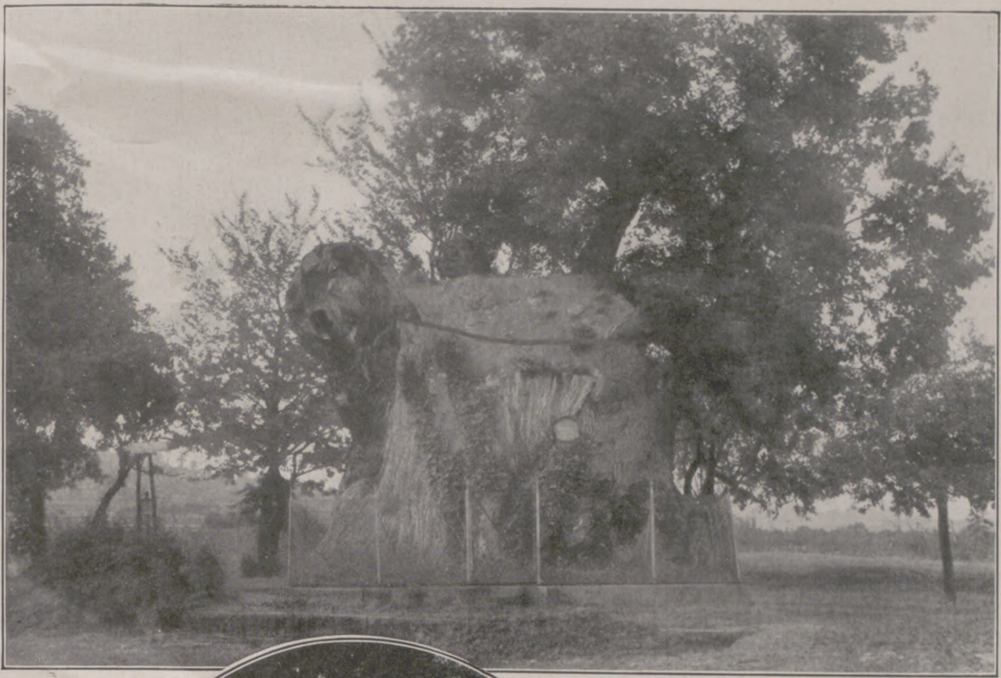
Lothar Brieger.



Dame aus dem Nürnberger Patriziat. Von Johann Lorenz Kreul.

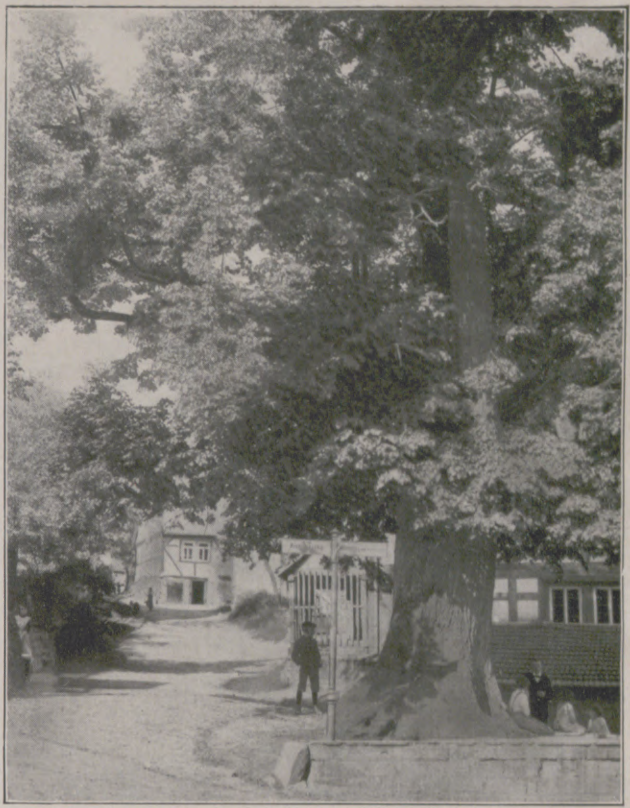


Frau Dr. Geist, 1838. Von Johann Friedrich Karl Kreul.



Die tausendjährige Linde bei Staffelstein in Oberfranken.

Rechts nebenstehend: Alte Linde in Groß Blankenbach im Spessart.







Das „Wartbäumchen" bei Windecken (Kreis Hanau). Diese Linde hat nachweislich schon im Dreißigjähr. Kriege gestanden. Links: Alte Linde zu Geisenheim am Rhein.





Alte Linde auf dem Schloßberg in Tübingen.

Alte Dorflinde in Heigenbrücken im Spessart.

Alte Linden in Süd- und Westdeutschland.

Nach photographischen Aufnahmen von G. E. Urff, Hanau.

Grab- oder Mordwespen.

(Hierzu der Artikel in der Rubrik „Aus Wissenschaft und Technik".)



Siebwespe (Crabro cribrarius *L.*).



Spinnentöter (Sceliphron destillatorius *Jll.*).



Gemeine Sandwespe (Ammophila sabulosa *L.*).



Töpferwespe (Trypoxylon figulus *L.*).



Wirbelwespe (Bembex rostrata *L.*).



Glattwespe (Mellinus sabulosus *F.*).



Schmuckwespe (Harpactes tumidus *Panz.*).

DON JUAN REDIVIVUS

SEVILLANER NOVELLE VON ERICA GRUPE=LÖRCHER, SEVILLA

(1. Fortsetzung.)

Als Edith die hohe verschnörkelte Gittertür des Innenhofes hinter sich zugezogen hatte, stutzte sie flüchtig. Aber sie täuschte sich nicht. Schräg gegenüber schritt der junge Herr über die Straße, den sie neulich beim Wagenkorso bemerkt. Wieder grüßte er aus höflicher Entfernung. Dann verschwand er an einer nahen Straßenbiegung.

Gedankenvoll ging Edith durch einen Teil der krummen, schmalen Altstadt zum Park hinaus.

Der Park war jetzt in der Hitze des Spätnachmittages eine wahre Oase. Oft fuhr sie mit den Valdizschen Töchtern im Wagen hierheraus. Aber dann hielt man sich immer auf den breiten Wegen und Alleen. Wiederholt hatte sie deswegen allein die schmalen und malerischen Wege durchkreuzt. Nun schritt sie der lieblichen Insel zu, auf der viele Pfauen im Freien lebten. Eben wollte sie einem der Händler einige Erdnüsse zum Verfüttern abkaufen, als sie in geringer Entfernung ihren Verehrer auftauchen sah. Er lächelte, als er sie in ihrer Verwirrung eine kleine Ente füttern sah, die zutraulich auf sie zugewatschelt kam. Dann verschwand er wieder hinter den Kakteen, Bambusstauden, niedrigen Fächerpalmen und blühenden Rosenranken.

Ob Edith dann am Rondell zwischen Palmen und Rosen ein Weilchen saß oder an geradlinig geschnittenen Hecken von wilden Myrten und rauschenden, flüsternden Fontänen und Wasserkünsten entlangstreifte, immer wieder erschien der elegante junge Mann, in dessen dunklen Augen so viel Unaussprechliches lag. Sie ging zuletzt mit gesenktem Kopfe dahin und sann und sann. Was enthielt dieser Blick? War es Anbetung, Verehrung, der Wunsch, sie kennenlernen zu dürfen? Und doch schien er zufrieden, ihr von Ferne folgen zu dürfen. Lag nicht in diesen wundervollen Augen neben einiger Schwärmerei ein gut Teil unbewußter, uneingestandener Trauer? Der Terrier trabte immer neben Edith her. Er durchstreifte die Gebüsche, griff ahnungslos daherwatschelnde Enten an, überraschte große Frösche, die behaglich auf den Rändern einsam gelegener Fontänen saßen, und schaute ab und zu fragend seine junge Dame an, die sich sonst mehr mit ihm zu beschäftigen pflegte.

Auf einmal riß er sie gewaltsam aus ihrer Versunkenheit. Ein großer Goldfischteich war ringsum mit steinernen Umrandungen eingefaßt. An drei Seiten standen wildüberwucherte Pergolas. Von den Laubgängen hingen in dichten Dolden lila Glyzinen herab und mischten ihren schweren süßen Duft mit zahllosen Jelängerjelieberblüten, die sich von unten an Stäben und Stangen den Glyzinen entgegenrankten. Von den Bäumen ringsum spannen sich Zweige wilder Rosen in ihrer roten Pracht zu den Stangen der Laubgänge hinüber.

Neben all den andern Tieren, die sich an die täglichen Spaziergänger gewöhnt hatten, waren auch die Goldfische zahm. Sowie jemand am Rand des Wassers erschien, schossen sie von allen Seiten zusammen und warteten auf die zugeworfenen Brotkrümel.

Als Edith sich dem Goldfischteich näherte, rannte ihr Floco voraus.

„Floco!" rief sie warnend, weil er sich rücksichtslos zwischen den großen Blumentöpfen hindurchzwängte, die den steinernen Rand des Teiches einsäumten. Aber der Hund achtete nicht auf ihren Zuruf.

Er schoß auf die Fische zu — und versank im Wasser.

„Floco!" schrie sie entsetzt.

Da hörte sie hinter sich rasche Schritte. Ein Herr eilte heran, warf seinen Hut auf den Boden und kniete schnell am Rand der Brüstung. Floco hatte sich zwar wieder hochgearbeitet. Sein Kopf ragte aus dem Wasser, er schwamm geschickt. Aber trotzdem wäre er kaum allein wieder ans Ufer gekommen, denn die Brüstung war zu hoch und zu glatt von innen. Er konnte sich nirgends anklammern.

Der junge Herr griff hinab und packte den Hund, hob ihn aus dem Wasser und setzte ihn auf den Boden. Floco schüttelte sich sofort, daß dem jungen Mädchen die Wassertropfen auf das helle Seidenkleid flogen.

Edith und der Fremde sahen sich jetzt an. Es war — ihr stiller Verehrer. Er hatte sofort übersehen, daß ihm das Schicksal gar keine bessere Anknüpfungsmöglichkeit hätte bieten können als die Vorwitzigkeit dieses Hundes.

Erstaunt und erfreut hörte er jetzt, wie die Dame in recht gutem Spanisch ihm dankte. Sie verstand seine Sprache! Sie dankte ihm und bedauerte, daß er, obwohl er den rechten Rockärmel in der Eile zurückgestreift, an Ärmel und Manschette naß geworden war. Aber er wehrte lächelnd ab. Sie lachten nun beide über den Hund, der bereits munter, als sei nichts vorgefallen, herumsprang.

Dann fragte Don Luis sie, ob er sie ein wenig begleiten dürfe. Sie sagte es ihm zu. Sie kannte wohl die spanische Sitte, daß ein junges Mädchen außerhalb des Hauses niemals ohne weibliche Begleitung gehen durfte. Aber sie als Ausländerin setzte sich über diese rückschrittliche, einengende Ansicht hinweg.

Es war alles ringsum so stimmungsvoll und lieblich. Aufbrechende Rosen schlangen sich zu ihren Häupten, zu ihren Füßen, zu ihren Seiten in langen Ranken von Baum zu Baum. An schmalen Holzgestellen und -leisten kletterten die edelsten Rosen empor und vermischten ihren feinen Duft mit dem schweren Hauch der Orangenblüten ringsum.

Die sinkende Sonne schien immer rötlicher durch all das feine Blätterwerk der Bambusse. Unter hochstämmigen Baumriesen standen Fächerpalmen und bizarre Kakteen schon im Halbschatten. In dem Gebüsch der nicht sehr hohen Orangenbäume begannen die vielen hundert Nachtigallen zu schlagen. Die waren nicht scheu, huschten jetzt fast über die Köpfe der beiden jungen Menschen hinweg und setzten sich ihnen zu Häupten, als beide sich zum Ausruhen auf eine der schmucken Bänke niederließen.

Es war beiden, als seien sie sich nie ganz fremd gewesen. Edith sprach von Deutschland, ihrer Heimat, und den langen schweren Kriegsjahren und wunderte sich und war angenehm überrascht, wie gut der junge Marquis über die Lage Deutschlands, seinen heldenhaften Kampf gegen die Übermacht und sein Wiedererstarken, gerade auch auf wirtschaftlichem Gebiete, unterrichtet war. Das Herz ging ihr auf, als er schilderte, welche Sympathien Deutschland schon vor dem Kriege in Spanien besessen, und wie man nie hier daran gezweifelt habe, Deutschland werde sich bald wiederaufraffen.

Die Hände im Schoß, hörte sie ihm zu. Sie dachte, daß mancher Deutsche nicht den starken Glauben an sein eigenes Vaterland besaß, wie er ihr hier bei dem vornehmen jungen Spanier entgegentrat.

Dann mußte sie ihm aber auch von sich selbst erzählen. Was er vermutet, bestätigte sich. Sie war eine Pensionsfreundin von Agueda Valdiz und hatte diese hierher nach Sevilla begleitet, um nach den Osterfeierlichkeiten von ihrem Vater wieder nach Deutschland abgeholt zu werden.

Da sah er, daß er mit jedem Tag ihrer Anwesenheit hier geizen müsse!

Der Abend sank nun schnell herein. Die Tauben waren schon auf all die Verzierungen geklettert, die an den schmucken Pavillons angebracht waren, um hier ihre Nachtruhe zu verbringen. Der traurige Ruf eines einsamen Nachtvögelchens erklang in den Zwischenpausen der Nachtigallengesänge.

Edith und Don Luis schritten langsam dem Ausgang des Parkes zu. Sie beratschlagten, wann ein Wiedersehen möglich sei.

Ob sie zum ersten Stiergefecht kommen würde? Sie meinte, es sei wahrscheinlich, denn im Hause Valdiz war es als ein großes bevorstehendes Ereignis besprochen worden. Don Luis bat, ob er dann in einer der Zwischenpausen es sich erlauben dürfe, in der Loge der Familie Valdiz sie aufzusuchen?

Edith sagte es ihm zu. In der Nähe des Parkausganges trennten sie sich. Als sie nun schnell der Stadt zuging, sah er ihr noch nach. Wer wußte, wie sich noch alles gestalten würde? War er nicht trotz seiner Armut ein Liebling des Schicksals gewesen, so oft und in manchen Dingen?

So wollte er auch jetzt seinem guten Stern vertrauen.

Und in der Freude seines Herzens drückte der junge Marquis einem zerlumpten kleinen Zigeunerkind, das sich zwischen Kakteen und einer Wolke von Straßenstaub aus einem Straßengraben bettelnd auf ihn stürzte, ein größeres Geldstück in die Hand.

*

Es war heute wie damals, als in den Arenen draußen vor den noch jetzt als Ruinen wohlerhalten über die Ebene ragenden Toren von Sevilla die einstigen Bewohner der Iberischen Halbinsel, die Römer, den Kampfspielen zusahen.

Vom Frühjahr bis zum Herbst bot sich allsonntäglich das gleiche Bild. Die neue Arena erhob sich in massivem Bau unmittelbar am Hafen. Nicht nur auf den größeren Zufahrtsstraßen, sondern auch durch all die kleineren Nebenstraßen und Gassen ergoß sich der Strom der Zuschauer.

Bei der ersten Corrida, dem ersten Stiergefecht, durfte doch auch Don Juan Bonal nicht fehlen! Trotzdem beeilte er sich auch heute nicht, rechtzeitig zu kommen, denn er hatte sich mit zwei andern Freunden eine Loge zu sechs Plätzen fest gemietet.

Am Haupteingang regelten mehrere Beamte der Guardia Civile, der ausgezeichneten spanischen Polizeitruppe zu Pferde, die Zufahrt und Abfahrt der langen Wagenschlange. Ernst, würdevoll in strammer Haltung, saßen sie auf ihren hohen Pferden in ihrer Festuniform: weißen Beinkleidern in hohen schwarzen Stulpstiefeln, dem schwarzen Uniformrock mit den schwalbenförmigen feuerroten Aufschlägen, der weißen Weste und dem schwarzen Dreimaster.

Im weiten Rund der Arena ein unentwirrbares Gewimmel. Es mochten mehr als fünfzehntausend Menschen anwesend sein. Es flutete und krabbelte durch die vielen Tore und kleinen Aufgänge und dann zwischen den terrassenförmig sich aufbauenden Sitzen hin und her. Ein

langgezogener Trompetenstoß ertönte. Eine ruckweise Bewegung ging plötzlich durch die Menge. Alles starrte auf die Loge des Präsidenten, die dieser soeben mit den Schiedsrichtern betreten hatte. An der Brüstung hinter den lang herabwallenden Samtdraperien nahm er Platz.

„Sentarse!" schrien die Leute erbost denen zu, die vorn neugierig die Hälse reckten und sich erhoben hatten: „Setzt euch!"

Denn jetzt zog die Quadrilla ein!

Sogar Don Juan vergaß, mit seinem Opernglas das Rund der Logen abzustreifen, in denen er die schönen Frauen und Mädchen von Sevilla wußte.

Die Militärmusik setzte mit dem feurigen Toreromarsch ein.

Eine der Türen der Arena öffnete sich. Prächtige Männergestalten im altspanischen Kostüm traten heraus. In der Sonne funkelten die reich mit Gold gestickten Kniehosen und Boleros, die sich über den Schultern zu breiten Epauletten wulsteten. Farbige Seidenstrümpfe leuchteten in Lila, Kirschrot oder Goldgelb über den flachen, schleifengeschmückten Lackschuhen. Vom Kopf herab baumelte unter den schwarzen Dreimastern das festgeflochtene, winzige schwarze Zöpfchen. Die Hände um die Falten des Mantels aus weicher kirschroter Seide geschlungen, schritten sie majestätisch und doch voller Grazie nebeneinander in den gelben Sand der Arena. Von allen Plätzen jubelte man dem Einzug der Toreros zu.

Hinter ihnen ritten auf mageren Schindermähren, denen das eine Auge zugebunden war, die Pikadores in Eisenrüstungen, die sie unter der andalusischen Tracht trugen. Ihre hohen, dicken Lanzen ragten in die Luft. Dann schlossen sich zwei Dreigespanne mit sehr robusten Pferden an, die hinter sich an starken Seilen massive eiserne Widerhaken herzogen, an denen nach beendetem Kampfgange die Kadaver der getöteten Pferde und des erlegten Stieres aus der Arena geschleift werden sollten.

In feuerroten, teils auch weißen Blusen beschlossen einige Burschen das Ende des Zuges, die den schwerverwundeten Pferden mit einem kurzen Dolch den Gnadenstoß ins Gehirn zu geben und dann gleich abzusatteln hatten.

Alle überholend, sprengten jetzt zwei Reiter in schwarzer Samttracht mit einem Barett mit wehender weißer Feder, aus der Zeit Karls des Fünften, in die Arena, hielten vor der Loge des Präsidenten und baten um Herabwerfen des Schlüssels zur Käfigtür, um den Kampf beginnen zu können. Im nächsten Moment flog im weiten Bogen der große Schlüssel herab, die Reiter setzten durch die Arena zur gegenüberliegenden Seite, warfen den Schlüssel einem wartenden Burschen zu, und dieser öffnete die Tür zum Käfig des Stieres.

In atemloser Spannung verharrte die Menge. Die Musik spielte weiter. Da brach ein kolossaler Stier mit glänzendem hellbraunen Fell aus der Tür des seit Stunden verdunkelt gehaltenen Käfigs, stürmte bis in die Mitte der Arena und blieb dann, geblendet von dem prallen Sonnenlicht, stehen.

Er stutzte. Sah sich rings um. Blies die Nüstern auf und scharrte ungeduldig im Sand. Was war das? Eine unruhig wogende Menschenmenge! Die lärmte und schrie, in Tausenden von Frauenhänden wippten die Fächer auf und nieder. Was bedeutete das für den jungen Riesen, der bisher sein Leben frei draußen auf den Weiden geführt und bis jetzt kaum einige von diesen kribbelnden kleinen Menschen gesehen?

Ha dort, der Knirps, der wagte es, ihm aus geringer Entfernung einen roten Fetzen vor die Augen zu halten und damit hin und her zu fackeln! Mit tiefgesenktem Haupte stürmte der Stier jetzt auf den Kecken zu, der im letzten Augenblick geschickt seitwärts auswich und den Angreifer an sich vorbeistürmen ließ.

Dann rannte er auf eines der drei Pferde zu, die in gleichmäßiger Entfernung voneinander an der Holzrampe der Arena hielten. Der Angriff wurde vom Reiter zu einem schnellen geschickten Stich mit der Lanze benutzt, die sich tief in den Nackenwulst des Stieres bohrte. Blut rann aus der Wunde dem Stier über die Hufen herab. Das Pferd brach mit den Bauchwunden, die ihm der Angriff des Stieres mit seinen Hörnern gerissen, mit herausquellenden Eingeweiden und einem Strom von Blut zusammen. Dunkles Rot ergoß sich in den gelben Sand. Einer der Rotblusigen sprang herzu und gab dem Pferd mit dem kurzen Dolch den Gnadenstoß ins Gehirn. Stallknechte knüpften dem verendeten Tiere schnell das Sattelzeug ab, hoben es auf die Köpfe und trugen es aus der Arena. Dann wurde ein langes Sackleinentuch über den Kadaver des Pferdes gebreitet, um es den Blicken und der Wut des Stieres zu entziehen.

Der Kampf wälzte sich, an Hartnäckigkeit zunehmend, jetzt zur andern Seite der Arena hinüber.

Don Juan und seine Freunde waren in ihrem Interesse vollkommen in den Verlauf des Kampfes verstrickt. Der Stier war ein schönes, außerordentlich kräftiges, wildes Tier. Die Bandilleros stießen ihm die langen, schlanken Eisenstäbe mit Widerhaken zielsicher im Vorbeilaufen in den Rücken, um seine Kraft zu schwächen und zugleich seine Wut zu steigern.

Nun trat der Held der Arena, ein berühmter Matador, vor die Loge des Präsidenten, schwenkte den Zweimaster mit einer unnachahmlichen Gebärde von stolzer Ritterlichkeit nach oben und bat damit um die Erlaubnis des Präsidenten, den Stier jetzt erlegen zu dürfen.

Ein Wink gewährte es ihm.

Die schlanke, sehr lange, spitze Degenklinge blitzte in der Hand des Stierkämpfers. Er stand sekundenlang, wie aus Erz gegossen, mit der halberhobenen Hand mit dem Degen auf eine bestimmte Stelle auf dem Rücken des Stieres zielend. Der Stier, erschöpft, aus mehreren Wunden blutend, in halb ohnmächtiger und dennoch immer aufs neue angreifender Wut, stand für Momente in geringer Entfernung von ihm und scharrte ungeduldig im Sand. Unwillig warf er immer wieder den mächtigen Kopf zurück, um die sechs langen, schwankenden Eisenstäbe loszuwerden, die ihm mit ihren Widerhaken im Rückenwulst staken.

Im nächsten Moment wagte er noch einmal einen Angriff auf den Torero. Der aber rannte, den Bruchteil dieser Sekunde nützend, dem Stier entgegen und stieß ihm den langen, schlanken Degen so tief in eine bestimmte Stelle zwischen Nacken und Rücken, daß nur noch der Degenknauf aus dem hellbraunen Fell heraussah.

In den Reihen der vielen Tausenden brach ein Jubelschrei aus. Die Zielsicherheit und die geschickte Hand des Toreros hatten einmal wieder ihren Ruf bewährt. Mit diesem einzigen Stich hatte er das Herz des Tieres getroffen! Das Tier wankte. Ein Blutstrom brach aus dem Maul. Der Koloß sank verendend im gelben Sand der Arena zusammen.

Die Männer erhoben sich und schrien ihre Rufe der Bewunderung und der Anerkennung dem Torero hinab. Die Fächer der Damen wippten erregt in den Händen, und aus mancher der schwarzen Spitzenmantillen flog eine leuchtend rote Nelke in weitem Bogen dem bewunderten Stierkämpfer zu.

Dann brachen aus allen Ecken und Enden Männer über die Türen der Holzbarriere zur Arena herein, liefen über den Sand auf den Torero zu und hoben ihn auf ihre Nacken, um ihn dann rundherum zu tragen, während der übrige Teil der Zuschauermasse in begeisterte Ovationen ausbrach.

Das Händeklatschen, Jubeln und Rufen wollte kein Ende nehmen.

Inzwischen aber waren die zwei Dreigespanne mit den massigen Pferden hereingekommen, um die verendeten Pferde und den erlegten Stier herauszuschleifen.

Don Juan hatte sich erhoben und tauschte mit seinen beiden Freunden seine Eindrücke aus. Plötzlich stutzten sie, da der Jubel ringsum unvermittelt in Proteſtrufe umschlug. Was gab es?

Die Rot- und Weißblusigen hatten mit den Lenkern der Dreigespanne unabsichtlich gegen eine der zahlreichen Vorschriften des Stierkampfes verstoßen. Es war nicht angängig, daß die Pferde vor dem toten Stiere herausgeschafft wurden. Der tote Riese, der sich so herrlich und kraftvoll gewehrt, mußte auch als Erster herausgeholt werden!

Deswegen brach plötzlich wieder jubelnde Zustimmung aus, als der tote Stier jetzt noch einmal unter der allgemeinen Ehrung rings um die Arena geschleift wurde. Alles erhob sich, alles klatschte ihm noch Beifall! Da hielt das Dreigespann plötzlich an einer bestimmten Stelle. Alle Blicke wandten sich dorthin. Es war die Loge, die sich unmittelbar über der Tür zum Käfig der Stiere befand. Von allen Seiten, aus den Sitzreihen, von den Logen herab winkte man nun zu dieser Loge hin.

Da erhob sich ein Herr in mittleren Jahren in andalusischer Kleidung, der auf dem Mittelplatz dieser Loge gesessen, und trat an die Brüstung heran. Er zog den breitrandigen schwarzen Hut und schwenkte ihn als Ehrung zu dem toten Stier herab.

Da richtete Don Juan sein Opernglas auf den Herrn. Er erkannte Señor Valdiz. Die Ovation des Publikums galt dem herrlichen Kampfstier, den Valdiz auf seinen Weiden großgezogen hatte. Nun winkte der Besitzer seinem Tier, das sich so tapfer in der Arena gewehrt, seinen letzten Gruß zu.

Dann beruhigte sich der Enthusiasmus der Zuschauer. Der braune leblose Koloß verschwand jetzt an den starken Seilen des einen Dreigespanns. Die Arenadiener harkten den gelben Sand wieder glatt. Die Musik spielte in der Zwischenpause ein Konzertstück. Die Leute verließen teilweise ihre Sitze und fluteten plaudernd durcheinander.

Don Juan stand noch immer und sah mit seinem Opernglas zur Loge des Señor Valdiz hinüber, den er sofort erkannt hatte, als er bei der Ovation an die Brüstung der Loge getreten war. Er gewahrte auch mehrere Damen bei Valdiz, vermochte sie aber nicht zu erkennen, da das Sonnendach sie ihm in seiner etwas höher gelegenen Loge zum Teil verdeckte.

Gewiß war jetzt auch diese entzückende blonde Fremde in jener Loge! Daß er daran nicht eher gedacht hatte! Wenn er sich jetzt beeilte, konnte er noch hinübergehen. Obgleich er den Gutsbesitzer bisher nur flüchtig durch ein Zusammentreffen im Kaffeehause kannte, wollte er jetzt doch ihn aufsuchen.

Deswegen entschuldigte er sich bei seinen beiden Freunden. Diese entließen ihn mit dem verständnisvollen Lächeln, das man ihm immer entgegenbrachte, wenn man ihn auf einer Fährte zu einer Familie mit hübschen und liebenswürdigen Töchtern sah.

Es war nicht leicht, durch das Menschengewimmel zur gegenüberliegenden Seite hinüberzukommen!

Doch Don Juan drängte sich hindurch.

Als er die Tür zur Loge der Familie Valdiz öffnete, fand er bereits um Señor Valdiz eine Gruppe von Herren, die ihn zu diesem prächtigen Exemplar seiner Zucht beglückwünschten.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Wintersportsonntag im Harz: Das improvisierte Tänzchen vor der Rückfahrt in die Stadt.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.

Römische Marionetten







„Der Zahn des Königs Fanfan".





Links oben: „Gelegenheit macht Diebe" (Rossini). — Rechts oben: Der Sultan und seine Frau in dem Stück „Der armselige Guerrino" (nach Cavicchioli). — Links nebenstehend: Figurine aus „Betly" (Donizetti). — Rechts nebenstehend: „Der gestiefelte Kater." — Links unten: Der Hauptdarsteller im „Scheck auf die Ehe". — Mitte unten: Figur aus der Oper „Die diebische Elster" (Rossini). — Rechts unten: „Die schöne Schläferin im Walde."
(Phot. Preß-Photo-News-Service.)

Viel mehr als in Deutschland wird die Marionettenkunst in den romanischen Ländern gepflegt. Besonders in Italien hat sie eine Höhe erreicht, die ernste Würdigung verdient. Hier, wo der primitive Puppenspieler eine der typischen Erscheinungen des Straßenbildes ist, gibt es jetzt zwei große ständige Marionettentheater, das „Teatro Girolamo" in Mailand und das „Teatro dei Piccoli" in Rom. Vor allem in dem letzteren werden mit entzückend geschnitzten Puppen kleine Opern aufgeführt, deren Musik und Text travestiert sind. Die Musikbegleitung wird bei diesen Vorstellungen von wirklich guten Musikern auf kleinen Instrumenten gespielt. Obgleich nun dieses Theater eigentlich als Kindertheater gedacht ist, setzt sich sein Publikum doch zu einem sehr großen Teile aus erwachsenen Personen zusammen.







Das alte Fräulein. / Von Richard Rieß.

Nirgends ist man einsamer als in der großen Stadt. In den Steinkolossen hausen die Menschen dicht nebeneinander. Und doch kennt kaum einer den andern. Was wußte ich von der alten Dame, die schon jahrelang, gerade über mir, das Atelier des vierten Stockwerks bewohnte? Nichts! Nur gerade den Namen. Und dies: daß sie ihr Hündchen, einen kleinen braunen Dackel mit schmalem Köpfchen, unendlich zu lieben schien. Sie putzte es vielfach mit farbigen Seidenbändern. Auch die Leine, an der sie das Tierchen spazieren führte, war bunt geschmückt und glich einem Karnevalsband. Die Gassenbuben lachten und riefen wohl auch hinter dem Fräulein her, wenn es vorüberging: schmal, ein wenig vornübergeneigt, und mit behutsamen Schritten, als fürchte es, auf den Steinen des Bürgersteigs auszugleiten.

Eines Tages hatte ich, bei der Heimkehr mit dem Dämlein zusammentreffend, Gelegenheit, einen der Lausbuben zu fassen, der die zärtlichen Worte nachäffte, mit denen die Alte ihr Hündchen aufzumuntern pflegte. „Oooh . . . komme doch, Liebling . . . oooh!“ rief der Lümmel. „Aber gern“, sagte ich, obwohl ich offensichtlich nicht gemeint war, und verabfolgte ihm ein nützliches Andenken auf die linke Wange. Aus den wäßrigen Augen des Fräuleins traf mich ein ängstlicher, dann aber ein dankbarer Blick. Sie wurde rot, als ich ihr den Vortritt ins Haus ließ. „Sie müssen den Buben verzeihen“, sagte ich. „Diese böse Zeit ist schuld, daß die Jugend verwahrlost.“ — „Verwahrlost, ja“, erwiderte sie mit einem feinen, dünnen Stimmchen und trippelte durch den Korridor.

Der Zufall fügte es, daß gerade anderntags der Postbote an meiner Tür schellte, eines Päckchens wegen, das, für das alte Fräulein bestimmt, droben nicht hatte abgegeben werden können. Die Empfängerin war, wie es schien, ausgegangen. So machte ich mich denn gegen Mittag auf den Weg, um das mir anvertraute Gut seiner Empfängerin zuzustellen. Hundebellen empfing mich, als man mir öffnete.

„Für Fräulein von Rogosinski“, sagte ich lächelnd.

„Natürlich, ich. Aber natürlich, natürlich.“ Sie war sichtlich erregt. „Wir haben uns ja noch gar nicht vorgestellt. Paula von Rogosinsky. Mein Papa war der Gutspächter von Groß-Leerbeutel in Schlesien.“ Ihre Stimme klang voller bei diesem stolzen Bekenntnis. Als ich nun auch meinen Namen nannte, den sie genau so gut kennen mochte wie ich den ihren, trat sie einen Schritt zurück und verneigte sich mit einer selbstbewußten Koketterie, die fratzenhaft wirkte. Aber Mitleid mit diesem armen, vorgestrigen Mädchen verbot jede Kritik. Jäh wandte sie sich: „Oooh . . . komm doch, Liebling . . . oooh . . .“, rief sie dem Hunde zu, der das Paket anzubeißen versuchte. „Sie verzeihen schon,“ sagte sie, indem sie das Päckchen ergriff und die Schnur zu lösen begann, „Mädchen sind neugierig.“ Dabei lächelte sie wieder und zwang mich durch eine rührend hilflose Bewegung, näherzutreten.

Das Atelier: Wohnraum und — wie der merkwürdig aufgebettete Diwan verriet — auch Schlafzimmer, war mollig warm und roch nach Nest. Es war bunt hergerichtet, überladen mit Kleinigkeiten: Nippes, Vasen, Fächern und Photographierahmen. Der verschnörkelte Schreibtisch aber, auf dem kein Fleckchen frei war, etwa zu beschreibendes Papier aufzunehmen, war mit Bildern in goldenen und schwarzen Stehrähmchen überladen. Ich trat näher und fand — auf allen Bildern dasselbe junge, keck dreinschauende Gesicht. Bald schaute es aus einem großen Kopfbild siegesgewiß in die Welt, bald zierte es einen feschen Leutnant. Ein Tennisspieler sah aus ihm gespannt dem Ball entgegen, dann wieder gehörte es einem vergnüglichen Kartenspieler, der mit zwei Kumpanen genrebildhaft um einen Tisch gruppiert war. Halbaufnahme, ganze Figur, Seitenbild, ernste Miene, lachend, Ulkaufnahme, es gab kaum eine Möglichkeit lichtbildnerischer Pose, die auf diesem Schreibtisch und mittels des einen jugendlichen Gesichtes nicht ihre Erfüllung gefunden hätte.

Das Fräulein bemerkte, daß ich die Bilder aufmerksam betrachtete, und schien ihre Genugtuung darin zu finden. Lächelnd trat sie näher und spielte verlegen mit den Fransen der gestickten Tischdecke. „Es war mein Bräutigam“, sagte sie und blickte dabei zu Boden, als hätte sie etwas Ungehöriges gesagt. Und da ich nicht gleich etwas erwiderte, begann sie mich mit einem Wortschwall zu überschütten. Sie warf ihre Sätze wie einen Schutzwall vor sich. Sie wollte sich hinter ihrer Suada verstecken und gab sich doch immer offener preis.

„Ein schöner Mann“, sagte sie. „Und er hat mich so innig — innig geliebt. Wie schön er es immer sagte ‚Paula! Pau—la!‘ So süß kann das nur einer sagen, der aus guter Familie ist. Und Reiteroffizier. Und ganz furchtbar . . . furchtbar verliebt obendrein. So einer war mein Bräutigam. Da . . . sehen Sie uns beieinander . . .“

Sie holte aus der Schublade des Schreibtisches das Album „Poesie“ hervor, auf dessen erster Seite ein Liebhaber-Lichtbild eingeklebt war: der fesche Leutnant und — ja, ja, das war das alte Fräulein, wie es leibte und noch heute lebte. „Vor dreißig Jahren“, sagte sie und nickte dazu. „Man war damals voller Liebreiz.“ Nein, weiß der Himmel, das war „man“ damals nicht. Du warst das nicht, Urbild dieser Photographie, Paula von Rogosinski. Dreißig Jahre ist diese Photographie alt? Und zeigt doch fast das gleiche Gesicht, das schon aus dem Kinderwagen altklug, mickrig lächelnd und ohne den Stempel freudigen Lebens geblickt haben mag. Der Leutnant neben ihr hielt die Reitgerte zwischen den Händen zum Bogen gerundet und schaute seine Dame von der Seite an. Mit den Augen der Liebe? „Wir waren ein Herz und eine Seele. Unzertrennlich. Wenn er Krocket spielte . . . ich sah nur zu. Ich eignete mich nicht für dergleichen Spiele . . . Aber die Kugel trieb ich ihm zu. Mit meinem Fuße. So! Sehen Sie.“ Und sie hob den Fuß und stieß ihn gegen einen imaginären Ball. Dabei hüpfte sie und wuchs mit jeder Bewegung tiefer ins Groteske. „Da . . . ich hab' auch ein Krocketbild von uns.“ Richtig, sie war festgehalten, wie sie mit dem Fuß gegen den Ball stieß; der Spieler hatte sich auf seinen Holzstock gestützt und lachte. Aus Liebe? Aus Jugendübermut. Warum lachte er denn gar so herzlich? Fräulein von Rogosinski betrachtete seligen Blickes die vergilbte Photographie. „An diesem Tage, müssen Sie wissen . . .“ — ihre Stimme wurde leise und geheimnisvoll — „an diesem Tage . . . ge . . . stand . . . er mir . . . Oh, es ist wonnig-schön, wenn Herz sich dem Herzen erklärt . . .“

Es geschah, daß ihr bei diesen Worten ihr Zwicker von der Nase fiel, und so unterbrach sie sich ein wenig, hüstelte beim Wiederaufsetzen und fuhr alsdann fort: „Er sagte also zu mir . . . und ich werd' es nie vergessen, solang ich atme: ‚Warte nur ein wenig. Dann will ich vor deinen Vater hintreten‘ . . . Ich hatte meinen lieben Papa damals noch, wenn er auch schon im Lehnstuhl gefahren wurde . . . er litt nämlich am Rückenmark . . . ‚hintreten werde ich‘, sagte er, ‚und um dich werben. Kämpfen will ich um dich‘, sagte er. ‚Ich könnt' ja mein Lebtag nimmer lachen, wenn ich dich nicht bekäme.‘ Das sagte er. Und seine Kameraden riefen ‚Bravo!‘ Und sein Intimus, Oberleutnant Graf Hauck . . . sehen Sie, ich weiß alles noch ganz genau . . . der zog seine Kognakflasche . . . es war eine Reiseflasche, die Hauck immer bei sich trug . . . er war auch immer so ein lieber, lustiger Mensch . . . er zog sie hervor und sagte: ‚Aufs Wohl des heimlichen Brautpaares. Prosit reihum!‘ Und dann haben wir alle getrunken. Und ich war sehr glücklich. Und wurde sehr traurig . . .“ Ich erwiderte nichts. Sie aber fuhr bald fort, mit unendlich trübem Blicke . . . wie Hunde schauen, die nicht begreifen können, warum ihr Herr sie anschrie, so sah das alte Fräulein, traurig-melancholisch dem Schicksal ins Antlitz . . . „Ich bin eine kleine Witwe geworden. Einen Tag, bevor er um meine Hand anhalten wollte, ist mein Erich gestorben.“ — „Gestorben“, sagte ich und empfand nun selber das Wirken eines höheren Drahtziehers. — „Er war ja so ritterlich. So uneigennützig . . . so gern bereit, für andere einzutreten. Ein fremdes Mädchen war in seiner Gegenwart von einem Studenten beleidigt worden. Ein armes schönes Mädchen. In einer Bar, in der mein Erich oft ein Gläschen trank. Sein Freund Horst . . . der dort auf dem Bilde

zu sehen ist... ja dort... rechts... auf dem Rennplatz-Bilde... der hat's mir gesagt... nachher... Ein echter Ritter kämpft für die Frauen... Und mein Erich ist in diesem edlen Kampfe gefallen..."

Sie trocknete die Tränen, die sie während dieser Erzählung vergossen hatte. Dann trat sie vor den Schreibtisch und ließ liebevolle Blicke über all die Bilder gleiten. Sie streichelte dieses und jenes und flüsterte: „Guter Erich... Frauchen denkt an dich... wart' nur ein Weilchen... dann sind wir beieinander... für immer..."

„Kann man leben ohne Liebe? Jeder Mensch muß Tempelhüter sein. Sonst stirbt das Ewige in ihm." Sie sagte das schnell wie ein Bekenntnis. Und wie nach einem Bekenntnis fühlte sie sich verwirrt und beschämt und suchte eine Wendung. Da fand sie das Paket und öffnete es. Ich wollte gehen. „Da... bleiben Sie noch ein wenig... da, sehen Sie Erichs Grab. Es ist in Schlesien. Ich lasse es pflegen. Ich bin ja die Nächste dazu. Vater und Mutter weggestorben... er ist der Einzige gewesen... Ich laß es pflegen und jedes Jahr photographieren... damit ich doch sehe, ob's gut im Stande ist. Da... das Bild."

Ich empfahl mich bald. Aber die Gedanken an das alte Fräulein und ihre Liebe verließen mich nicht. Hatte der schöne, junge Kerl das verhutzelte, reizlose Mädel wirklich geliebt? Seine Blicke... die Äußerung vor der beabsichtigten „Verlobung": „Ohne dich würd' ich im Leben nichts mehr zu lachen haben." Verteufelter Doppelsinn... das Duell um eine andere...? War's nicht vielmehr ein Phantom, das alles Leben und Denken der einsamen Jungfer erfüllte? Sie wurde verspottet und glaubte sich geliebt. Verspottet von unbekümmerter Jugend, die mit ihrer Seele spielte... und ein Größerer sprach, ehe es dem armen Wesen furchtbar tagen mußte? Göttliche Nemesis, die eine Schuld strafte und einem armen, ins Unglück hineinwachsenden Menschen eine Lebensidee gab? O Segen der Lüge und der Blindheit!

Ich kam von nun an öfters mit dem alten Fräulein zusammen. Einmal fand ich sie dabei beschäftigt, alle Bilder ihres „Bräutigams" neu zu ordnen. Sie hatte sie aus dem kleinen Rahmen genommen, die sie zu säubern gedachte. Sie duldete, daß ich die Kartons in die Hand nahm und aus der Nähe betrachtete. Auf der Rückseite des einen fand ich eine Bleistiftzeile. Ich sah näher hin... Griechische Buchstaben. „Eine griechische Widmung", sagte ich. Das Fräulein blickte auf und erkannte das Bild in meiner Hand. Hastig riß sie es an sich. „Nicht lesen... nicht lesen... Er hat es eigens verboten. Er hat ja einen geheimen Glücksspruch daraufgeschrieben... Schicksals-Hieroglyphen... Aber ich dürfe es nie jemanden lesen lassen... Geheime Mächte... Sie verstehen... Oh, mein Erich war so klug! Sie haben es doch nicht gelesen...? Ich schüttelte den Kopf, aber ich fühlte, daß ich errötete. Ja, ich hatte es gelesen, und ich sah über dreißig Jahre hinweg: Keckes Spiel mit einem Herzen, ein Spiel, das die Schicksalsfügung zum Segen kehrte, indem es einem Menschenleben Freude und Glauben geben sollte. Auf dem Bilde hatte ich den Satz gelesen: *»Αυς Λῖεβε — Σπᾶζ μοῦζ σεῖν«*, in deutschen Lettern: „Aus Liebe — Spaß muß sein!"

Aus Wissenschaft und Technik.

Grab- oder Mordwespen. Die Tierwelt richtet sich nicht nach dem Gebot: „Du sollst nicht töten", und zu dem Morde gesellt sich häufig genug auch die Grausamkeit; ein treffendes Beispiel dafür bieten uns die Grab- oder Mordwespen. Auf Seite 134 ist eine Anzahl von Vertretern dieser Gruppe der Hymenopteren oder Hautflügler etwas vergrößert abgebildet; die richtige Größe gibt das jedem Tier beigegebene Strichschema an. Sie sind recht verschieden in Färbung und Körpertracht; namentlich gibt ihnen der gestielte, oft, wie bei der Gattung Sceliphron, sehr lang gestielte, nicht selten aber auch nur anhängende Hinterleib das verschiedenartigste Ansehen. Viele Arten, besonders die kleineren, sind einfarbig schwarz, die meisten aber sind auf glänzend schwarzem Grunde mit lebhaft gelben, weißlichen oder roten Zeichnungen versehen, und so vereinigen sich Gestalt, Farben und deren Verteilung, um die Grabwespen, ähnlich wie die von mir ebenfalls in dieser Zeitung (Nr. 3395) geschilderten Schlupfwespen, mit zu den zierlichsten und anmutigsten Erscheinungen unter den Hymenopteren zu machen. Dazu kommt, daß sie Kinder der schönsten Jahreszeit sind, und wenn das Auge des sinnigen Naturfreundes sich auf der einen Seite an der Anmut dieser Tiere ergötzt, so sind sie ihm auf der anderen Seite, schaut er sie in seinen Kästen, eine Erinnerung an vergangene sonnige Tage voll ungetrübten Naturgenusses und eine Hoffnung auf kommende neue. Da auch ihre Artenzahl, verglichen mit den Schlupfwespen, viel geringer ist, also ein leichter zu bewältigendes Arbeitsmaterial vorlag, so war es natürlich, daß die Gruppe der Grabwespen unter allen Hautflüglern die ersten gründlichen Bearbeitungen erfahren hat. Es ist hier nicht der Ort, auf systematische Unterschiede einzugehen; bemerkt sei nur, daß die Familie in weit über tausend Arten über die ganze Erde verbreitet ist. Die Grab- oder Mordwespen führen eine wunderbare Lebensweise. Sie graben sich ihre Brutgänge und Brutzellen in der Erde oder in Lehmwänden, daher Grabwespen, oder sie nagen sich in Holz oder benutzen von anderen Insekten, namentlich Käfern, hergestellte Bohrlöcher. Für jedes Ei legen sie eine besondere Zelle an und tragen als Futter für die Larven eine hinreichende Anzahl von Insekten, Insektenlarven oder Spinnen ein. Diese Tiere werden durch Stiche in das an der Bauchseite liegende Nervensystem gelähmt und der Bewegung beraubt; letzteres geschieht bei den Spinnen meist noch durch Abbeißen der Beine. So können die armen Opfer nicht leben und nicht sterben, sie werden bei lebendigem Leibe aufgezehrt; die Wespenlarve hat immer frisches Fleisch, sie lebt sozusagen von Konserven. Welch grausame und doch wieder wunderbare Natureinrichtung! Die meisten Grabwespen versorgen ihre Brut gleich für die ganze Larvenzeit mit Nahrung und verschließen dann die Brutröhren; andere wieder, wie z. B. die im Sande nistenden Bembexarten, verproviantieren die Larven immer wieder von neuem. Interessant ist es, daß von den einzelnen Arten immer nur bestimmte Insektengruppen eingetragen werden. So füttern, um die abgebildeten Arten herauszugreifen, die größeren Crabroarten ihre Brut mit großen Fliegen, z. B. Regenbremsen; die durch den langen Hinterleibsstiel ausgezeichneten, vorzugsweise in wärmeren Ländern lebenden Sceliphronarten machen Jagd auf Spinnen; die gemeine Sandwespe (Ammophila sabulosa) schleppt große Raupen, namentlich Eulenraupen, in ihr Nest; Trypoxylon figulus trägt Blattläuse und kleine Spinnen in seine im Holze liegenden Brutröhren, nachdem er vorher diese durch Lehmwände in Zellen geteilt hat, zuletzt verschließt er den Eingang zur Röhre ebenfalls mit Lehm; man hat deshalb der kleinen schlanken schwarzen Wespe den Namen Töpferwespe gegeben. Die Arten von Bembex versorgen die Brut mit größeren Fliegen. Auf kleine Fliegen fahndet der zierliche Mellinus sabulosus; er legt sein Nest in sandigen Böschungen an. Der am Hinterleibe rot gezeichnete Harpactes tumidus, der ebenfalls in sandigem Boden nistet, jagt für seine Brut kleine Zikaden. Andere Grabwespen tragen wieder Käfer ein, die durch Stiche zwischen dem ersten und zweiten Brustring in einen Scheintod verfallen; so versorgt eine in Südeuropa vorkommende Art der über die ganze Erde verbreiteten Gattung Cerceris ihre Larven ausschließlich mit Prachtkäfern und hat deshalb den Namen C. bupresticida erhalten. — Bietet schon das Treiben der Grabwespen selbst dem Beobachter unerschöpflichen Stoff, so entwickelt sich daneben ein gar merkwürdiges Schmarotzertum, auf das näher einzugehen hier der Raum verbietet. Gar viel faules Gesindel lungert um die Bauten der Grabwespen, um in einem unbewachten Augenblick in das Nest einzudringen und sein Kuckucksei zu legen. Zu dieser Schmarotzergesellschaft gehören in erster Linie die wunderbar schönen, in ein gleißnerisches Prachtgewand gekleideten Goldwespen. Was für ein Entzücken für den Entomologen, wenn er an Nestern der Bembex die pracht-

volle, malachitgrün und rosa gefärbte Parnopes grandior fängt, nicht bloß eine der schönsten Goldwespen, sondern eines der schönsten Insekten überhaupt! Können wir uns über den französischen Entomologen Fabre wundern, wenn er in einem sterilen Fleck Erde, dem, wie er in seinen „Souvenirs Entomologiques“ sagt, kein Mensch eine Handvoll Samenkörner anvertrauen mochte, sein Paradies fand? Dort gaben sich ja alle seine geliebten Hymenopteren ihr Stelldichein. Da gab es Arten, welche Stoffe webten, andere wieder, die aus Blättern und Blüten Tapeten herstellten; da gab es solche, die sich auf Papier- und Pappenfabrikation verstanden; da gab es Zimmerleute, die in Holz arbeiteten, Maurer, die aus Mörtel Bauten ausführten; da gab es vor allem seine besonderen Lieblinge, die Jäger, die Grabwespen, die allen Arten von Wild nachstellten. So trug das unfruchtbare Stückchen Erde reiche Frucht. Die Landleute, die zeitig morgens zu Markte gingen, sahen Fabre in seine Beobachtungen vertieft auf dem Boden liegen, und wenn sie mittags heimgingen, da lag er immer noch in der glühenden Sonne. Sie hielten ihn für verrückt. Geistiger Gewinn ist heutzutage für viele Menschen etwas Unverständliches. Ich weiß nicht, ob Fabre solchen Leuten gegenüber bereits das Rezept anwandte, das ich gebrauche. Man braucht nur, um den Verdacht der Verrücktheit abzuwenden, zu betonen, daß das Beobachten und Fangen von Insekten außerordentlich viel Geld einbringt, und man wird für den vernünftigsten Menschen der Welt gehalten.

Prof. Dr. O. Schmiedeknecht.

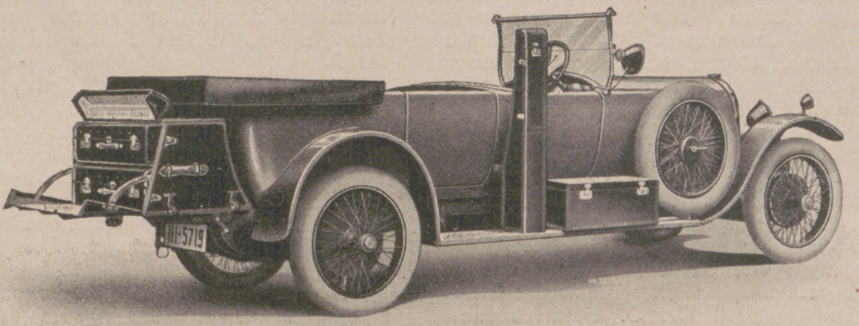
Die Arbeitsleistung des Herzens. Die Arbeit, die die linke Herzkammer bei jeder Zusammenziehung zu leisten hat, um den großen Kreislauf des Blutes durch den ganzen Körper in ständiger Bewegung zu halten, ist ganz außerordentlich groß. Eine kurze technische Berechnung wird das erweisen. Sie findet sich in dem bei Bergmann, München, neu erschienenen Buch von W. Schweisheimer: „Das Herz und die Blutgefäße. Ein Wegweiser zur richtigen Lebensführung für gesunde und kranke Menschen.“ Die Herzkammer muß das Blut in die große Körperschlagader, die Aorta, hinauspressen und dabei den Druck überwinden, der im Gefäßsystem herrscht. Die Menge des bei einer Zusammenziehung (Systole) des Herzmuskels ausgetriebenen Blutes beträgt beim Menschen ungefähr 50—100 g. Die Gesamtarbeit der linken Kammer bei ihrer Systole beträgt nach Tigerstedt 68—137 Grammeter. Diese Arbeit wird zum größten Teil zur Überwindung des Widerstandes im Gefäßsystem benutzt und nur zu einem ganz kleinen Teil dazu, der Blutmasse die erforderliche Geschwindigkeit zu erteilen. Andere Berechnungen ergeben eine tägliche Arbeitsleistung der linken Herzkammer von über 10000 Kilogrammetern. Das Herz arbeitet etwa mit $^1/_{500}$ Pferdestärke. Die Anzahl der Zusammenziehungen des Herzmuskels beträgt in der Minute durchschnittlich rund 70, also im Laufe des Tages 70×60×24, das ist über 100000 am Tage. Man sieht schon aus diesen Zahlen, welch enorme Arbeitsleistung der Körper lediglich zur Aufrechterhaltung seines inneren Betriebes zu leisten hat, und versteht, daß ein großer Teil der mit den Nährstoffen eingeführten und dann chemisch verwandelten Energien hierfür Verwendung finden muß. Die energische und unermüdliche Arbeit des Herzens geht noch eindrucksvoller aus der Höhe der Geschwindigkeit hervor, mit der es das Blut ständig durch die Adern preßt. Man nimmt an — ganz genaue Messungen sind nur sehr schwer durchführbar — daß die Blutmenge im Körper etwa 7% des gesamten Körpergewichtes entspricht. Bei einem Körpergewicht von 70 kg würde die Blutmenge also rund 5 Liter betragen. Abweichungen von dieser Durchschnittszahl nach oben und unten sind selbstverständlich, brauchen hier aber nicht berücksichtigt zu werden. Die Geschwindigkeit, mit der nun das Blut durch die Adern „jagt“, ist so groß, daß diese ganze Menge Blut in weniger als $^1/_2$ Minute durch den ganzen Körper hindurchgetrieben wird. Das Blut, das in dem Augenblick von der linken Herzkammer ausgepreßt wird, ist also in der angegebenen Zeit wieder zum Herzen, seinem Ausgangspunkt zurückgelangt. Über diese Tatsache herrschen im allgemeinen noch falsche Vorstellungen; sie erhärtet indes mit am besten den Eindruck von der außerordentlichen Kraftleistung, die das Herz Tag und Nacht hindurch zu bewältigen hat. Das Herz muß sich selbst natürlich auch ernähren, so gut wie jeden anderen Teil des Körpers. Das geschieht durch die wichtigen, von der Aorta zum Herzen zurückgehenden Kranzgefäße. Ihre Schädigung ist deshalb von Bedeutung, weil sie dem Herzmuskel dann nicht genügend Nährstoffe mit dem Blut zuführen und damit seine Leistungsfähigkeit zum Teil herabsetzen. Es ist das gerade so, als wenn ein Fabrikmotor, der die ganzen Anlagen in einer Fabrik zu treiben hat, nicht mehr mit genügend Betriebsstoff gespeist wird. Er würde dann rasch versagen, und es muß rechtzeitig Sorge getragen werden, daß die Zufuhr des Betriebsstoffes in der einen oder anderen Weise sichergestellt wird.

Der Triller beim Singen. Die physiologischen Einzelheiten des Gesanges sind noch nicht in wissenschaftlicher Weise geklärt. Seit langem hat Max Nadoleczny genaue methodische Untersuchungen darüber angestellt. Er berichtet in einem Buch über seine „Untersuchungen über den Kunstgesang“. Er kommt dabei zu bemerkenswerten Ergebnissen über das Trillern im Kunstgesang. Der Triller verdankt danach seine Entstehung einer fortlaufenden, durch Rückstoß gebundenen Schüttelbewegung des Kehlkopfes während der Stimmgebung nach oben vor- und nach unten rückwärts, die teils durch willkürliche Impulse, teils unwillkürlich, vielleicht mit dem Puls, rhythmisiert wird. Diese Kehlkopfbewegungen werden begleitet von gleichartigen Mitbewegungen der Zunge und des weichen Gaumens. Je gleichmäßiger unter sich und je häufiger in der Zeiteinheit diese Trillerschläge ablaufen, desto besser ist die Stimme geschult, desto reiner und richtiger klingt der Triller. Die Schlagzahl in der Sekunde scheint in höheren Lagen absolut größer zu sein als in tiefen, daher trillern auch hohe Stimmgattungen mit größerer Schlagzahl besser als tiefe, denen der Triller „nicht liegt“. Das Maximum von 8,5 Schlägen in der Sekunde erreichte ein bekannter Bühnentenor, ferner drei Konzertsängerinnen mit Bühnenpraxis (8 und 8,4 Schläge); die übrigen Sänger und Sängerinnen brachten es meistens, wenn sie geschult waren, auf 4,5 bis 6 Schläge, wenn sie nicht geschult waren, nur auf 3,5 bis 5,5 Schläge. Mit der Tonstärke steigt bei den meisten Versuchspersonen die Höhe der Ausschläge. Beim Schwelltriller läuft wie beim Schwellton die Abwärts- (und meist Vorwärts-) Bewegung des Kehlkopfes einher. Bei langen Trillern wird eine gewisse Rhythmisierung deutlich, und als Ermüdungserscheinung läßt sich bisweilen eine Abnahme der Schlagzahl um höchstens 1 bis $1^1/_2$ Schläge in der Sekunde nachweisen. Den Triller können einige den Kehlkopfbewegungen beim Singen von sogenannten einzelnen Vorschlagsnoten ähnliche Stöße einleiten, die noch nicht aneinandergebunden sind. Die musikalische Nachschlagsfigur am Schluß des Trillers erleichtert den Übergang von der mechanisierten, teilweise nicht mehr willkürlich und bewußt geleiteten Bewegung zur gewöhnlichen willkürlichen Tongebung. Im Trillern geübte Versuchspersonen können, wie Nadoleczny darlegt, beim Anhören von gesungenen Trillern unbewußte Kehlkopfbewegungen ausführen oder ansetzen, die der Trillerbewegung ähneln. Ungeübte Sänger bilden schlechte Triller, deren Schlagzahl klein, deren Kurven unregelmäßig und nicht rhythmisiert sind.

ZWECKMÄSSIGE AUTOMOBIL-AUSSTATTUNG.

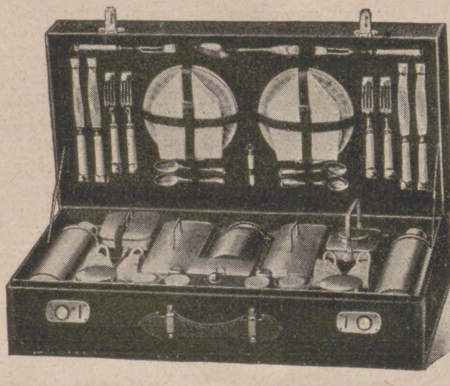
Die Deutsche Jubiläums-Automobil-Ausstellung in Berlin vom 10. bis zum 18. vorigen Monats hat den vielen Tausenden von Besuchern den untrüglichsten Beweis der hohen Blüte der deutschen Automobil-Industrie und deren verwandten Fabrikationszweige erbracht.

Beschäftigen wir uns an anderer Stelle der vorliegenden Nummer unserer Zeitung mit dem Kraftfahrwesen als einem der wichtigsten Faktoren deutschen Wirtschaftslebens im allgemeinen, so wollen wir uns hier besonders den Auto-Finessen zuwenden, hat sich doch die Innenausstattung eines Wagens individuell den Bedürfnissen seines Besitzers anzupassen.



Tourenwagen mit Mädlers Auto-Brücken-Koffer (mit zwei Innenkoffern), Gewehrkoffer und Auto-Seiten-(Trittbrett-)Koffer.

Was in dieser Beziehung die nun beinahe 75 Jahre bestehende Weltfirma Moritz Mädler in Leipzig-Lindenau an Autokoffern und Auto-Ausrüstungsstücken zur Schau brachte, erfüllte jedermann mit heller Freude über deren hervorragend gediegene, besonders geschmackvolle Qualitätsarbeit.



Mädlers Menage-Koffer.

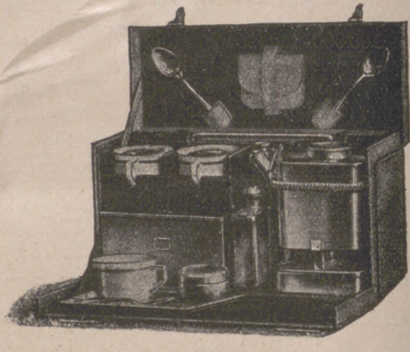
Wir führen unsern Lesern einige der Mädlerschen Erzeugnisse vor Augen. Zunächst einen Touren-Wagen mit Mädlers Auto-Brückenkoffer, zwei Innenkoffern, Gewehr-Koffer und Auto-Seiten-(Trittbrett-) Koffer. Eine glänzende stilvolle und praktische Ausrüstung selbst für den verwöhntesten Geschmack.

Zu einem Auto sowohl für das schönere Geschlecht als auch zu einem Herrenauto, nicht minder für den reisenden Geschäftsmann gehören aber auch Dinge der Bequemlichkeit, wie z. B. die Mädlerschen Menage-Koffer für zwei und mehr Personen, die alles und jedes in denkbar bester Ausführung enthalten, was man während der Fahrt zu einer Mahlzeit braucht. Ähnliches gilt von Mädlers Tee-Köfferchen, die gleichfalls in verschiedenen prächtigen Ausführungen zu haben sind.

Es versteht sich von selbst, dass die in der ganzen Welt besten Rufes sich erfreuende Firma Moritz Mädler alles in unübertrefflicher Weise herstellt, was zur eleganten und zweckmässigen Reiseausrüstung irgendwie gehört. Eine Übersicht davon gewährt der neueste reich illustrierte Mädler-Katalog für Autozwecke, der unsern Lesern auf Verlangen kostenlos von genannter Firma zur Verfügung steht. Auch empfiehlt es sich, sich die ebenfalls reich illustrierte Mädlersche Preisliste über sonstige Koffer, andere feine Lederwaren und Ledermöbel kommen zu lassen. Ferner bieten die reichhaltigen Ausstellungen in den eigenen Verkaufsräumen der Firma Mädler günstige Gelegenheit zur Auswahl von Gegenständen, die alle miteinander den verwöhntesten Geschmack, das höchste Kulturbedürfnis befriedigen.

Die eigenen Verkaufslokale der Firma Moritz Mädler befinden sich in Leipzig, Petersstrasse 8, Berlin W., Friedrichstrasse 62, Hamburg, Jungfernstieg 6—7, Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 29, Köln a. Rh., Hohestrasse 129.

—l.



Mädlers Tee-Köfferchen.

Für die Frauenwelt.

Für Kostümbälle. Die Zeit der Maskenbälle und Kostümfeste ist gekommen. Sich verkleiden, um seine wirkliche Persönlichkeit für ein paar Stunden gegen eine Gestalt aus früheren oder modernen Zeiten einzutauschen, nicht mehr sich selbst sein, indem man sich tanzen, leben, lachen sieht, ist der immer wiederkehrende Traum einer jeden Frau! Es gibt natürlich sehr viele Arten, sich zu verkleiden, und hier sollen nur einige Anregungen gegeben werden. Alles ist hübsch, alles ist drollig, vorausgesetzt, daß eine Idee mit Geschmack und Takt durchgeführt wird, und daß man eine Epoche und eine Linie wählt, die mit dem Typus und der Silhouette harmoniert. Natürlich gibt es die Hilfsquelle des Schminkens, aber diese soll den Charakter der Physiognomie nicht ganz verändern, sondern nur dazu dienen, ihn zu unterstreichen. Man braucht sich auch nicht einzubilden, daß die klassischen Kostüme der Pierrots, Kolombinen, Harlekine und Spanierinnen veraltet seien. Geistreiche Leute werden diese auch immer in einer geistreichen und neuen Art verkörpern. Nachstehend einige Ideen für neue Kostüme: Kambodscha: Goldener Kopfschmuck, der auf ein schwarzes Samtkäppchen gesetzt wird. Beinkleider à la Perserin aus Goldlamé, schwarzsamtener, mit bunten Pailletten bestickter Überwurf mit Doppelvolant, der mittels Drahtes weit absteht. Viele Armbänder. — Sezessionistin: Eine Art Seidenkombination, die in kubistischer Weise mit Augen, vielfarbigen Gliedmaßen, Würfeln usw. bemalt ist. Kopfschmuck aus Pappe, der Schiffsschornsteine und eine Leiter darstellt. — Mondschein-Pierrette: Kostüm aus silbergrauer Fulgurante mit nachtblauem Tüll. Schwarze Samtkappe. — Spanierin: Kurzes, nach unten zu sehr weit ausfallendes Volantkleid aus grünem Tüll. Schwarzer, rot-grüner gestickter Schal, riesenhafter Haarkamm, der mit rot-grünen Fäden besponnen ist. —

Romantische: Kleid aus weißem Atlas mit weißen Musselinvolants. Girlande von schwarzen Samtblumen.

Altes Kristall. Nachdem Kristall lange Zeit hindurch in die Schränke verbannt worden war, wird es wieder sehr modern. Heute sieht man wieder geschliffene Flakons, dicke, wie Kelche schwere Trinkgläser, alte Schalen, Früchte, die von dem feenhaften Baum, genannt Kronleuchter, gefallen zu sein scheinen, und Anhängsel, die göttliche Tränen der Kandelaber waren. Kann man je etwas geheimnisvoll Poetischeres für eine Nachtlampe finden als eine elektrische Birne, die mit sanfter Helligkeit die bunten Gläser eines böhmischen Kristalls erleuchtet? Gibt es etwas Dekorativeres als zwei mit kristallenen Trauben und Äpfeln beschwerte Kristalltablette, die an beiden Enden einer Tafel aufgestellt sind und mit der saftigen Verführungskunst eines wirklichen Fruchtkorbes wetteifern? Auf dem Toilettentisch, auf dem moderne, gemalte und bunte Gläser zwischen Puderdosen und Büchsen stehen, erinnern geschliffene Kristallflakons die vergeßlichen Damen daran, daß geschmackvolle Frauen früher schönes Kristall liebten. Für den biegsamen Stil einer Rose und für Veilchensträuße gibt es nichts Hübscheres als eine Kristallvase. Und welche Frau hat in diesen Wintertagen, in denen der geringste Sonnenstrahl wie ein Wunder wirkt, auf die Etagere oder den Kamin eine kristallene Schale gestellt, in der sich das himmlische Gestirn in tausend Flammen widerspiegelt? Welche andere Fee, wenn nicht die Hausfrau, die ihr Heim liebt und es mit allem verschönt, was ihr Klugheit und Geschmack eingeben?

Der Schleier kehrt zurück, und eine elegante Dame kann ihn schon jetzt ohne Zögern wieder tragen. Bald wird er unentbehrlich sein. Aus leichtem, aber festem Tüll in Wabenmuster, oft nur den oberen Teil des Gesichts bedeckend, bewahrt er dem Teint seine hübsche Frische und gibt dem Gesicht gleichzeitig einen ätherischen, zarten Reiz.

Ein neues Nadeletui besteht in einem Büchschen aus Galalith, Jade oder Schildpatt und umschließt außer Faden und Nähnadeln noch den unentbehrlichen Fingerhut. Es ist so sinnvoll erdacht und so bequem, daß es leicht in der Handtasche auf Spaziergängen mitgenommen werden kann.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Jokai tér 3.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4168 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4168. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 8 Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. Januar 1925.



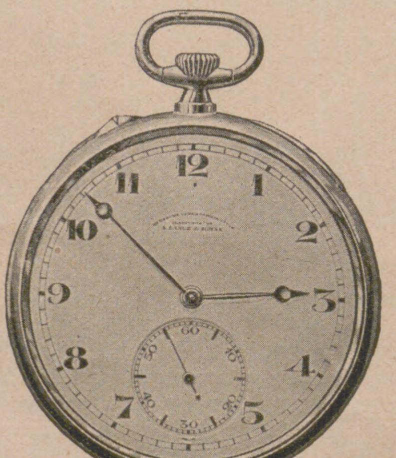
Allgemeine Notizen.

Das Große Berliner Februar-Reit- und Fahr-Turnier fällt diesmal in die Tage vom 12. bis zum 22. Februar. Es ist das die Zeit der Großen landwirtschaftlichen Woche, zu der die Landwirte aus ganz Deutschland in Berlin zusammenkommen. Die zehntägige Februar-Pferdeschau steht an Ausdehnung um vier Tage hinter dem glanzvollen November-Turnier etwas zurück, dürfte aber ebenso wertvoll werden. An Geldpreisen gibt diese Pferdeschau 120000 Mk. Dazu kommen 20000 Mk. Reiseentschädigungen und für 20000 Mk. Ehrenpreise. Die Schau soll wieder das beste Material aus allen deutschen Pferdezuchtgebieten zusammenführen. Züchterisch werden Höhepunkte des Programms die großen Meisterschaften für das beste Pferd aus den Materialprüfungen, für das beste Reitpferd, für das beste Jagdpferd sein. Dazu kommt der Sankt-Georg-Siegerpreis für das beste Pferd aus der Privatzucht. Das Preußische Landwirtschafts-Ministerium hat 5000 Mk. für eine Prüfung der Pferde aus Privatzucht bewilligt. Das Reichslandwirtschafts-Ministerium schreibt gleichfalls eine Konkurrenz mit einem Preis von 3000 Mk. aus. Publikum und Pferdezüchter haben die Anregung der Preußischen Gestütsverwaltung, ihr bestes Zuchtmaterial bei dem Turnier im Sportpalast zu zeigen, freudig und dankbar anerkannt. Nachdem im Februar v. J. die hannoverschen Hengste und im November v. J. die ostpreußischen Hengste in Berlin waren, wird im Februar d. J. eine 16 Köpfe starke Quadrille von Hengsten aus Westfalen, Schleswig-Holstein, Brandenburg und Pommern erscheinen, so daß Gelegenheit gegeben ist, nach Hannover und Ostpreußen auch das beste Zuchtmaterial der anderen deutschen Warmblutzuchtgebiete kennenzulernen.

Die Mittelmeer- und Orientfahrten der Reederei Victor Schuppe mit deren Doppelschraubendampfer „Peer Gynt“ erfolgen zunächst vom 6. Februar bis zum 2. März von Genua über Neapel, Alexandrien (Kairo), Konstantinopel, Piräus (Athen), Messina und zurück nach Genua. Die folgende Reise geht von Genua über Neapel, Messina, Syrakus, Palermo, Cagliari (Sardinien) nach Genua. Für diese Reisen sind Landausflüge zu den interessantesten Punkten der betreffenden Länder vorgesehen. Es ist das Prinzip der Reederei Victor Schuppe bei billigster Gestaltung der Reisen den Passagieren das











denkbar Möglichste zu bieten. Ausführliche Prospekte durch die Passage-Abteilung der Reederei Victor Schuppe, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 30 sowie durch alle größeren Reiseagenturen des In- und Auslandes.

Pilgerfahrten nach Italien. Im Verlauf dieses Jahres werden sich viele nach Rom begeben, die den Wunsch haben, auch andere Stätten in Italien aufzusuchen. Um all den Wünschen nachzukommen, sind im Einverständnis mit der Offiziellen Geschäftsstelle für Rom-Pilgerfahrten in Würzburg vom Mitteleuropäischen Reisebureau in Berlin, Potsdamer Bahnhof außer direkten Fahrten bis Rom auch solche vorgesehen, die den Pilgern Gelegenheit geben, andere Städte Italiens zu besuchen. Dabei soll auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Pilger dadurch Rücksicht genommen werden, daß der Preis dem Maß der Bequemlichkeit angepaßt wird, die der einzelne in Anspruch zu nehmen wünscht. So ist in Gruppe I Beförderung in 1. Klasse, Unterbringung in den besten Hotels der besuchten Städte vorgesehen, in Gruppe II Beförderung in 2. Klasse (in Italien 1. Klasse), Unterbringung in Hotels I. Ranges, in Gruppe III Beförderung in 3. Klasse (in Italien 2. Klasse), Unterbringung in Hotels 2. Ranges. Audienz beim Papst ist allen Teilnehmern der Pilgergemeinschaftsfahrten zugesichert.

Die Daten aller wichtigen englischen Pferderennen der Saison 1925 sind jetzt festgelegt worden. Die wichtigsten sind folgende: 25. März Lincolnshire Handicap; 27. März Grand National Steeple Chase; 21. April Great Metropolitain Stakes; 2. April City and Suburban (Epsom); 29. April 2000 Guineas; 18. Mai Newmarket Stakes; 27. Mai Englisches Derby; 29. Mai Royal Oaks; 17. Juni Royal Hunt Cup; 18. Juni Ascot Gold Cup; 24. Juli Liverpool Cup; 9. September St. Leger (Doncaster); 14. Oktober Cesarewitch Stakes; 28. Oktober Cambridge Stakes; 20. November Derby Cup.

Der Erfolg der deutschen Filme in England. In einer Übersicht über die erfolgreichen Filme, die in London voriges Jahr aufgeführt wurden, betonen die „Times" den besonderen Wert der deutschen Filme; sie heben den Nibelungen-Film hervor, den sie als einen der großen künstlerischen Darbietungen des Jahres preisen. „Die deutsche Industrie", heißt es dann weiter, „hat unsern „Filmmarkt" mit einer großen Anzahl von vortrefflichen Werken versorgt, überhaupt sind aus Mitteleuropa einige der vortrefflichsten Filme des Jahres gekommen."


Hildebrand
Kakao
Schokolade
Pralinen
Keks
Vorzüglich für Reise & Sport.
Höchste Auszeichnung:
„Staatsmedaille in Gold“


TET
TET
H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER
BAHLSENs
Pangani-
Gebäck

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Auf der Fahrt zum Wintersport. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Hanns Langenberg.



Dr. Krohne, Reichsverkehrsminister.



Das nach Ernennung der zu beiden Seiten abgebildeten Minister nunmehr vollständige neue Reichskabinett bei der Vorstellung im Reichstag am 19. Januar: Reichskanzler Dr. Luther (×) während seiner Programmrede.
(Die Porträte der übrigen Minister sind auf Seite 118 der Nr. 4167 der „Illustrirten Zeitung" wiedergegeben.)



Dr. v. Schlieben, Finanzminister.



Dr. Frenken, Reichsjustizminister.



Dr. Kiep, Reichspressechef.

Sowjet-Rußland als Seemacht.

„Die Sehnsucht nach dem Meere ist stets die durchgehende Triebkraft der russischen Politik gewesen." Diese Worte des schwedischen Geschichtsforschers Kjellén weisen auf eine geschichtliche Tatsache hin, die sich aus der besonders für die Wirtschaft so unglücklichen geographischen Lage Rußlands erklärt. Ist doch die gewaltige Festlandmasse des Europäischen Rußlands vom Weltmeer, ohne das Handel und Wirtschaft eines großen Volkes undenkbar sind, abgeschlossen. Nur durch „Flaschenhälse" hat es Zutritt zu halb verschlossenen und versperrten Binnenmeeren, zur Ostsee und zum Schwarzen Meer, denn die öden Ufer des Eismeeres kommen praktisch nicht in Betracht.

Durch den Weltkrieg ist Rußland um zwei volle Jahrhunderte seiner staatlichen Entwicklung zurückgeworfen worden, und die Sowjetunion befindet sich in maritimer Hinsicht in der gleichen Lage wie das Zarenreich zur Zeit Peters des Großen, als die schwedischen Provinzen Livland, Estland, Ingermanland, Karelien, Finnland die Ostseeküste verriegelten, während türkisches Gebiet den Zugang zum Schwarzen Meer versperrte. Im Frieden zu Nystadt 1721 erhielt Rußland die Ostseehäfen und begründete damit seine Stellung als Seemacht. Sowohl der Krimkrieg 1853—1856 als auch der Russisch-Türkische Krieg 1877—1878 stellten nichts anderes dar als den mißglückten Versuch Rußlands, die Suprematie auf dem Schwarzen Meer zu erringen, um durch die Dardanellensperre in das ersehnte Mittelmeer zu gelangen. — Was der Eroberer Zar Peter wollte, will auch heute in verstärktem Maße die imperialistische und militaristische Sowjetregierung, und Trotzki hat in seiner in der Marineakademie gehaltenen Rede offen ausgesprochen, daß die Sowjets sich bemühen, die Rote Flotte so auszubauen, daß sie sich im Schwarzen Meer wie in der Ostsee gegen jede fremde Macht behaupten kann. Mit Stolz nennt die sowjetrussische Presse die Ostsee „Nasche morje" (unser Meer). Nach dem durch den Versailler Vertrag bedingten Ausscheiden der deutschen Kriegsflotte stellt Räterußland heute die stärkste Seemacht in der Ostsee dar. Die baltische Rote Flotte ist zahlenmäßig nicht groß, aber sie setzt sich aus erstklassigen und aufs beste ausgerüsteten Einheiten zusammen und genügt vollkommen



Vom 6. Deutschen Frontsoldatentag in Magdeburg: Die große Parade vor dem Bundesführer Seldte, Admiral Scheer und General Sixt v. Arnim am 18. Januar, dem Tage der Reichsgründung.



Die Tagung des Verbandes Deutscher Privatbankiers zu Dresden am 18. Januar: Während der Rede des schwedischen Nationalökonomen Professor Gustav Cassel, Stockholm (am Pult). Am Tische: Bankier Alfred Maron (×), der Vorsitzende des Verbandes Deutscher Privatbankiers; Reichsminister a. D. Dr. Dernburg (××). (Phot. Bruno Wiehr, Dresden.)

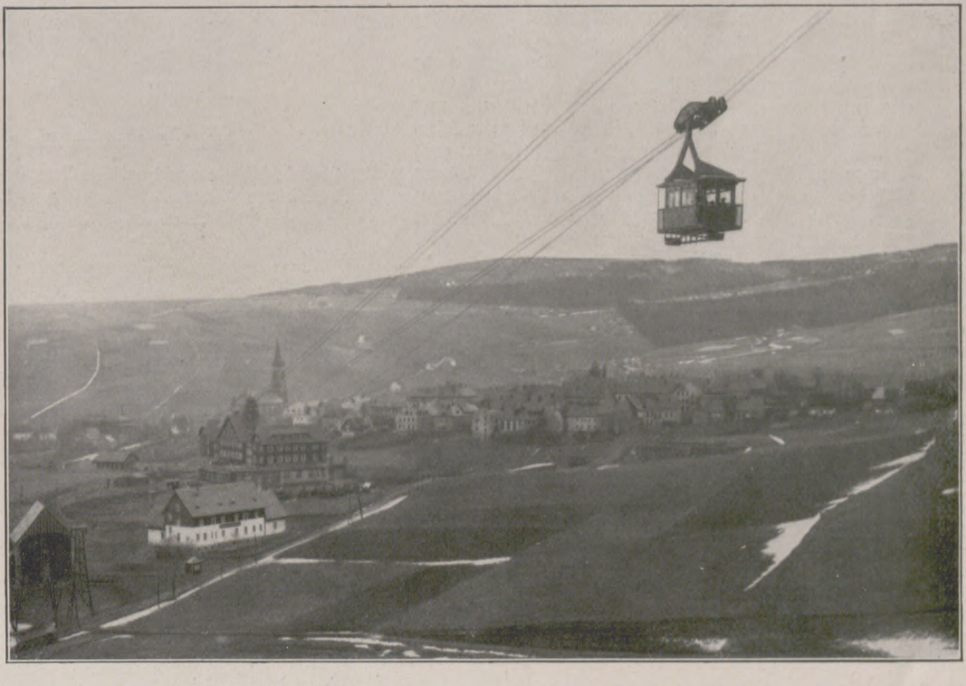




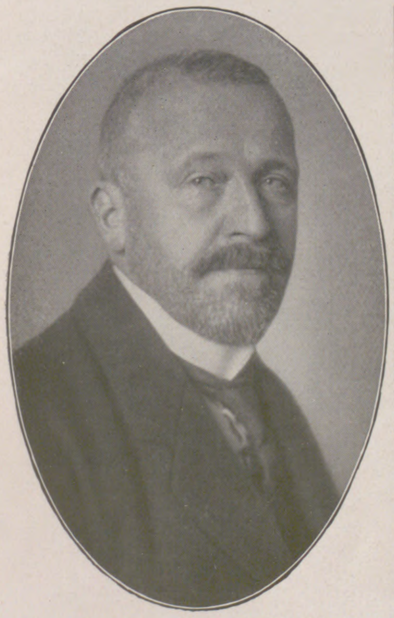
Zum 350. Todestag Barbara Uttmanns, der Begründerin der erzgebirgischen Spitzenklöppelei, am 14. Januar: Ihr Denkmal auf dem Marktplatz in Annaberg.

Rechts nebenstehend: Die Reichsgründungsfeier im Lichthof der Technischen Hochschule zu Berlin am 17. Januar: Während der Festrede Dr. Eckeners.





Links: Erbohrung einer Erdgasquelle in Gramzow bei Prenzlau (Uckermark): Das Bohrgerüst im Garten der Klosterschule. Die Erdgasquelle wurde bei Brunnenarbeiten in geringer Tiefe aufgefunden. (Phot. Wipro.) — Rechts: Die vor kurzem in Betrieb genommene Schwebebahn auf den Fichtelberg: Blick auf Oberwiesenthal mit dem Sport-Hotel, in dessen Nähe sich die Talstation der Bahn befindet.



Dr. Erich v. Drygalski,

Professor für Erdkunde an der Universität München, bekannter Südpolforscher, wird am 9. Februar 60 Jahre alt.

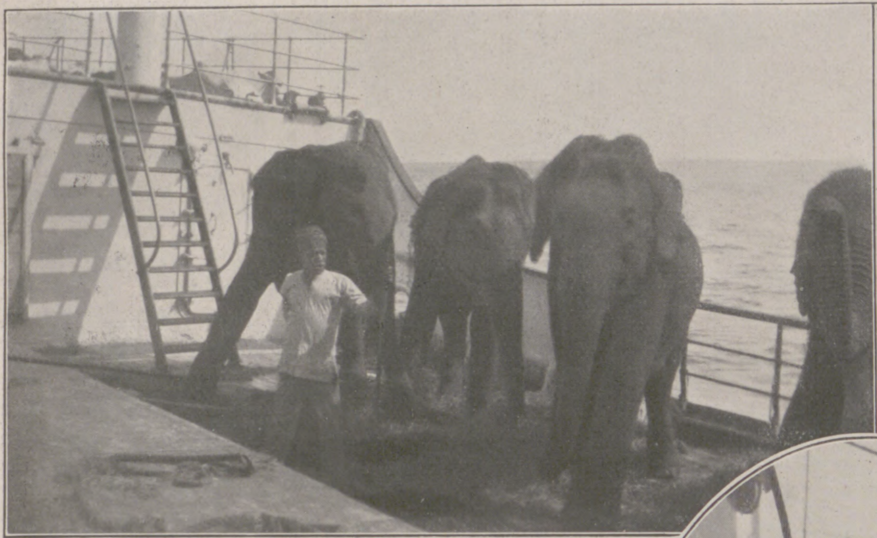


„Der sterbende Krieger" des Denkmals für die im Weltkriege Gefallenen der Stadt München: Die Plastik im Atelier seines Schöpfers, des Bildhauers Professor Bernhard Bleeker, vor der Überführung in die Innenhalle des Denkmals. (Die Außenansicht des Ehrenmals siehe in Nr. 4163 der „Illustrirten Zeitung".) (Phot. Webel-Grüning, München.)

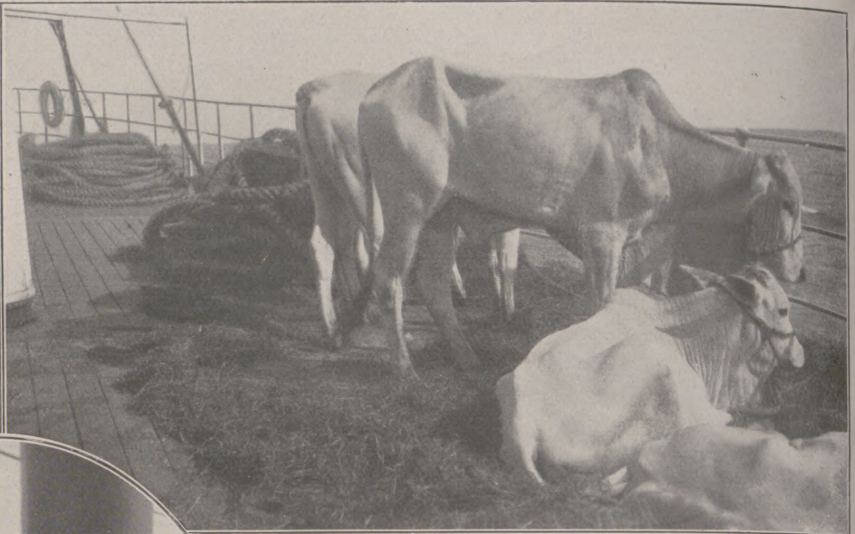


General Karl Litzmann,

Ritter des Ordens Pour le mérite mit Eichenlaub, erfolgreicher Heerführer im Weltkrieg, Eroberer von Kowno, feierte am 22. Januar seinen 75. Geburtstag.



Elefanten auf dem Deck.



Indische weiße Ochsen auf ihrer Bord-„Wiese“.



Indische Esel in ihrem „Stall“.

Ein Hagenbeck-Tiertransport auf dem Dampfer „Wartenfels“ der Hansa-Linie von Colombo auf Ceylon nach Hamburg. (Phot. Paul Rennefeld, Wilhelmshaven.)

den Ansprüchen der modernsten Kriegstechnik. Aus dem Nachlaß des zaristischen Rußlands übernahmen die Sowjets in der Ostsee vier Dreadnoughts von je 23000 t, von denen „Marat“ und „Pariskaja Komuna“ völlig ausgebaut sind, ferner drei Schlachtschiffe von 18000, 17000 und 13000 t, fünf Panzerkreuzer und acht leichte Kreuzer von 6000 bis 7500 t, siebzig Torpedoboote und zwölf U-Boote. Hierzu kommen noch vier Schlachtkreuzer von je 32000 t, die sich bei Ausbruch der Revolution gerade im Bau befanden. Für die Wasserflugzeuge stehen spezielle Flugzeugmutterschiffe zur Verfügung. Die in Riga erscheinende russische Zeitung „Segodnia“ veröffentlichte kürzlich das neue für vier Jahre vorgesehene Flottenbauprogramm der Räterepublik. Der baltische Teil des Flottenbauprogramms umfaßt den Bau von zwei leichten Kreuzern, jeder zu 3000 t Deplacement mit einer Schnelligkeit von 23 Knoten. Ihre Bewaffnung besteht aus sechs sechszölligen, vier 75-mm- und zwei 47-mm-Flugabwehrgeschützen. Beide Schiffe sollen im Jahre 1927 vom Stapel gelassen werden. Vier Zerstörer von 1400 t Deplacement, versehen mit Parsons-Turbinen und mit einer Schnelligkeit von 36 Knoten, sollen im Jahre 1926 fertiggestellt sein. Sie werden mit vier vierzölligen und zwei 47-mm-Geschützen bestückt sein. Sieben U-Boote von 950 bis 1150 t, mit einer Geschwindigkeit von 13 Knoten über Wasser und 9 Knoten unter Wasser, werden ebenfalls gebaut, desgleichen drei zum Kampf gegen U-Boote bestimmte Motorboote von 48 Knoten. Für das Schwarze Meer werden ein leichter Kreuzer, acht Zerstörer und zwölf U-Boot-Abwehrmotorboote erbaut. Das Geschwader im Fernen Osten erhält sechs neue Kanonenboote von 1300 t Deplacement mit 12 Knoten Geschwindigkeit, von denen vier für den Pazifik und zwei für die nördlichen Gewässer bestimmt sind. Dieses Flottenbauprogramm wurde von dem sowjetrussischen Exekutivkomitee ratifiziert, das für das Jahr 1924 einen Kredit von 50 Mill. Goldrubel gewährte.

Der Mannschaftsbestand der Marine, für die eine vierjährige Dienstzeit besteht, setzt sich größtenteils aus Mitgliedern des kommunistischen Jugendverbandes (Komsomol) zusammen, und wie die Rote Armee, ist auch die Rote Marine ein politisches Instrument und ein Agitationsapparat größten Ausmaßes in den Händen der Sowjets. Politische Kommissare überwachen die Marine und tragen dafür Sorge, daß unter den Matrosen auch die richtige kommunistische Gesinnung herrscht. Die Offiziere der Roten Flotte unterscheiden sich in ihrer Uniformierung kaum von den früheren zaristischen Seeoffizieren. Sie tragen mit goldenen Streifen versehene Mützen, ebensolche Ärmel und Degen.

Ein gewisses Aufsehen in der ganzen Welt und nicht geringe Beunruhigung bei den Küstennachbarn der Räteunion haben die wiederholten großen Flottenmanöver der Roten Flotte hervorgerufen, die sowohl in der Ostsee als auch im Schwarzen Meer stattfanden. Diese in der Tat großzügigen Flottenmanöver stellten eine offensichtliche Demonstration allen den Staaten gegenüber dar, auf denen der finster drohende Schatten des Kremls ruht. Nach den im Juni 1924 im Finnischen Meerbusen erfolgten Manövern wurde am 24. Juni auf der Reede von Kronstadt eine imposante Flottenparade abgehalten, an der zehn Mitglieder des gerade in Moskau tagenden Kongresses der Kommunistischen Internationale als Ehrengäste teilnahmen. Nach der Parade führten die Kriegsschiffe verschiedene Evolutionen aus, denen die „Roten Ehrengäste“ auf dem Torpedobootzerstörer „Stalin“ beiwohnten. Im September fanden Manöver in noch größerem Ausmaße statt. Nach einer Übungsfahrt, die fünf Tage gedauert und sich über eine Entfernung von 2750 Werst erstreckt hatte, kehrten die Schiffe auf die Kronstädter Reede zurück. Das Linienschiff „Marat“ (früher Sewastopol) und die Zerstörer gelangten auf ihrer Fahrt bis zur polnischen Küste an der Danziger Bucht und näherten sich auf dem Rückwege bis auf 50 Meilen der schwedischen Küste. Die übrigen Schiffe fuhren in Sicht der finnländischen, estländischen und lettländischen Küste, der sie sich auf 40 km näherten, und wo man ihr Geschützfeuer deutlich vernehmen konnte. Auch bei den im Schwarzen Meer veranstalteten großen Manövern war das Geschützfeuer der Roten Schwarzmeer-Flotte an der rumänischen und der bulgarischen Küste deutlich vernehmbar. Nachts näherten sich die Schiffe auf ihren Übungsfahrten der Küste, die sie mit ihren weitreichenden Scheinwerfern taghell beleuchteten, so daß die Bevölkerung der Dobrudscha angstvoll in das Innere des Landes floh. An diesen Manövern beteiligten sich übrigens auch Land- und Luftstreitkräfte. Nach den Manövern begaben sich die Schiffe in die Häfen der Krim und des Asowschen Meeres.

Großen Wert legt Moskau darauf, daß die rote Sowjetflagge auch auf dem Weltmeer gezeigt wird. Zu diesem Zweck haben der geschützte Kreuzer „Awrora“ und das

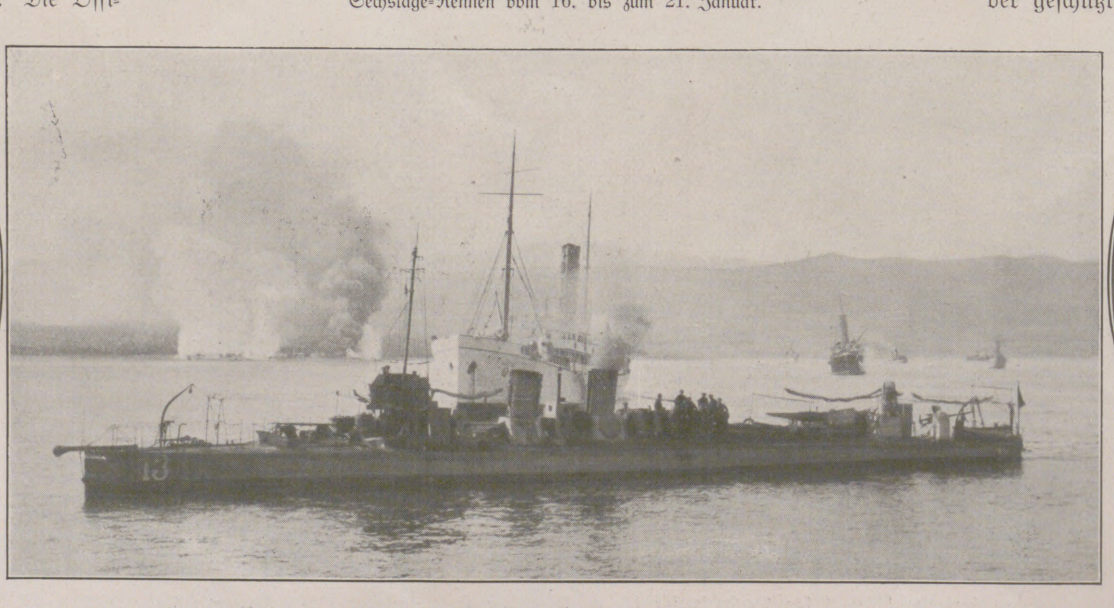


Die Rennfahrer Aerts, Belgien (links), und Rütt, Deutschland, die Sieger im 13. Berliner Sechstage-Rennen vom 16. bis zum 21. Januar.

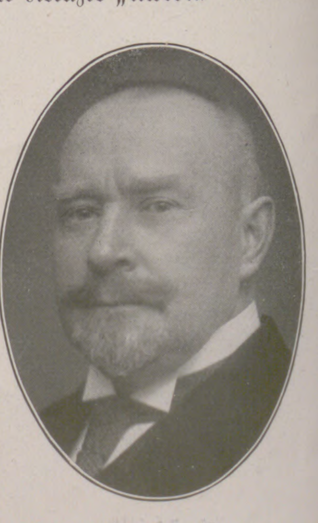


Dr. Benno Rüttenauer,

namhafter Münchener Schriftsteller, wird am 2. Februar seinen 70. Geburtstag feiern können.



Von den spanischen Kämpfen in Marokko: Die Räumung des Wad-Lau-Gebietes durch die Spanier. Im Hintergrund: Das brennende spanische Lager. Vorn: Ein Torpedoboot und ein Lazarettschiff. (Phot. Wipro.)



Franz Hermann Meißner,

der verdiente Verwaltungsdirektor des Berliner Zoologischen Gartens, † am 14. Januar im Alter von 61 Jahren.

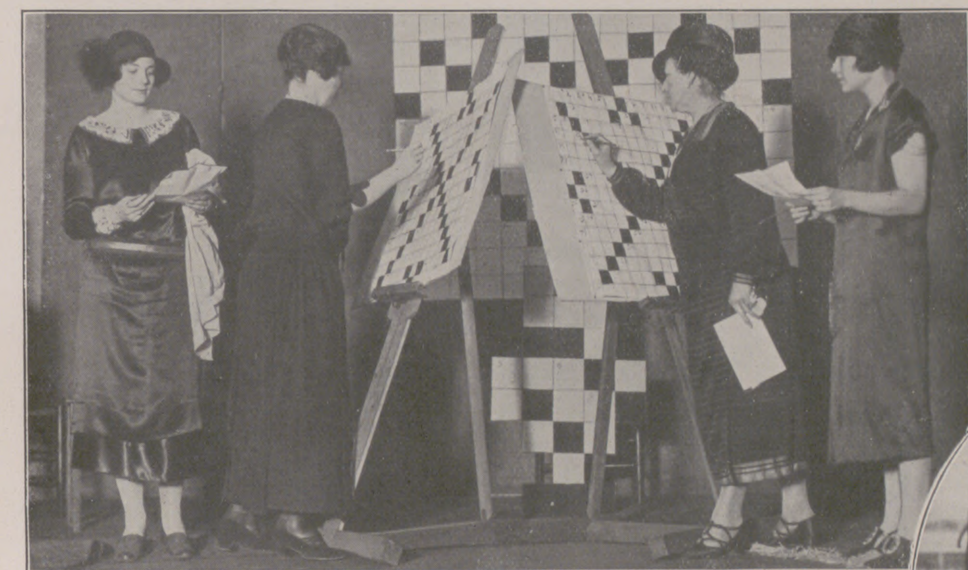




Links: Ein Ausstellungssaal. — Rechts nebenstehend: Der Burnham-Wolkenkratzer, in dem die Ausstellung erfolgte.

Die Erste Deutsche Buch-Ausstellung in Chicago vom 1. bis zum 14. Januar.

Um dem geistigen Amerika das deutsche Buch wieder näherzubringen, veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für Ausland-Buchhandel, Leipzig, in Chicago eine Bücherschau, in der mehr als 10000 Werke deutscher Literatur und Wissenschaft von der reichen deutschen Geistesarbeit, vor allem des letzten Jahrzehnts, vor der amerikanischen Öffentlichkeit Zeugnis ablegen konnten. Die Ausstellung hatte so großen Erfolg, daß sie drei Tage über die festgesetzte Zeit verlängert werden mußte.



Links nebenstehend: Ein Beispiel der epidemischen Kraft neuer Gesellschaftsspiele: Meisterschafts-Wettkampf im „Kreuzwortspiel". An der rechten Tafel: Ruth von Phuk, die Weltmeisterin des Kreuzwortspiels.

Diesem neuen Spiel, das dem Mitwirkenden verzwickte Rätsel zu lösen aufgibt, sind in Amerika alle Kreise, jung und alt, in Gesellschaft und Schule, in leidenschaftlicher Weise ergeben. Es hat auf seinem raschen Siegeszuge durch Europa auch in Deutschland Aufnahme gefunden.



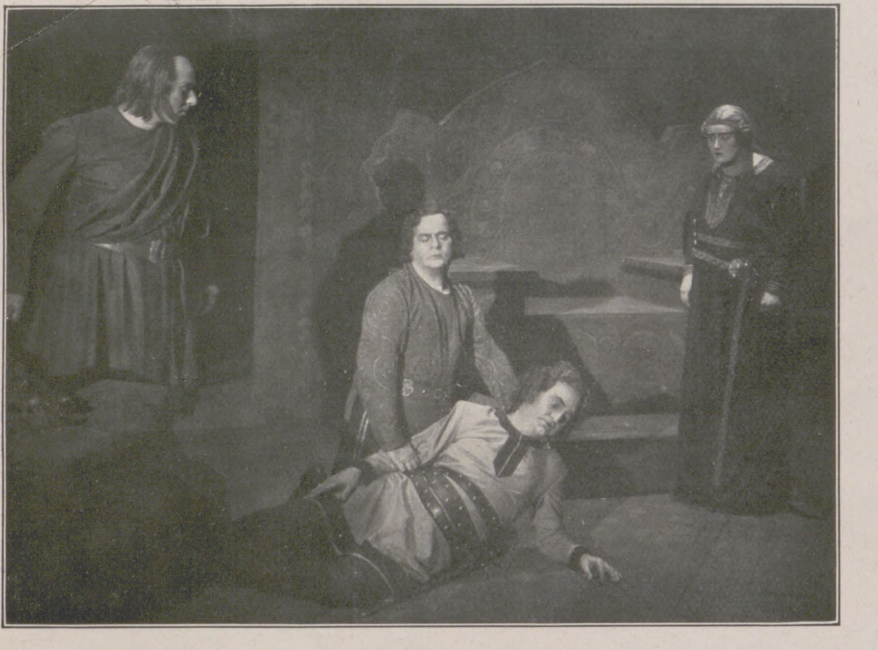


Königin Viktoria Eugenia von Spanien bei der Ankunft auf der königlichen Besitzung „Venta de la Rubia" zur Teilnahme an der von ihr veranstalteten Fuchsjagd. — Links nebenstehend: Der russische Botschafter Karachan (×) in Peking mit chinesischen Gästen vor der russischen Botschaft. Der Name dieses Botschafters wurde im Zusammenhang mit der Revolution in China viel genannt.





Ägypten im Zeichen der Neuorganisation: Polizei in neuer Uniform mit Stahlhelm, im Laufschritt nach der Stätte ihrer Tätigkeit eilend. — Links nebenstehend: Aus dem Geschäftsleben in Japan: Eine der engen Straßen im Geschäftsviertel zu Tokio. Hier kann der Japaner alles, was er zum Leben braucht, erhalten.



Szenenbild von der Uraufführung der Musiktragödie „Island-Saga“ von Georg Vollerthun, Dichtung von Berta Thiersch, im Nationaltheater zu München am 17. Januar. Inszenierung: Prof. Wirk. Von links nach rechts: Jul. Gleß als Isla; Otto Wolf als Glum der Ire; Friedrich Brodersen als Helgi; Elisabeth Ohms als Thordis. (Phot. Fritz Heyden, Obermenzing.)



Die Neuaufführung von Lessings „Emilia Galotti“ im Schauspielhaus der Sächsischen Staatstheater zu Dresden: Erich Ponto als Marinelli, Felix Steinböck als Hettore Gonzaga. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)



Gruppe von dem Gauklerfest „Dalai Lama“ der Studierenden der Akademie der bildenden Künste zu Dresden am 24. Januar. Obere Reihe rechts: Der Maharadscha von Assuh (Otto Vetter). Mittelgruppe links: Der Dalai Lama (Bardon), rechts: Der Gauklerkönig (Hans Fritz Verner).



Die Uraufführung des Nachtstückes „Die Bacchantinnen“ von Hugo Wolfgang Philipp im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart am 17. Januar: Szenenbild. Inszenierung: Dr. Wolfgang Hoffmann Harnisch. Bühnenbilder: Felix Cziossek.

Kanonenboot „Kraßnaja Swesda“ eine große Auslandsfahrt angetreten. Der Kreuzer „Worowski“, der in Neapel den Besuch des italienischen Kreuzers „Mirabello“ in Petersburg erwiderte, hat auf seiner Weiterfahrt Colombo auf Ceylon aufgesucht, und das Schulschiff „Towarischtsch“, mit 35 Schülern der Seetechnischen Schule an Bord, hat eine sechsmonatige Übungsfahrt in den Atlantischen und Indischen Ozean unternommen. Auf Befehl des Marinekommissars werden 25 Kriegsschiffe der baltischen Roten Flotte nach dem Fernen Osten gesandt, um den sowjetrussischen Interessen an dem Ausgang des Bürgerkrieges in China wirksamen Nachdruck zu verleihen.

Die imperialistischen Ziele der sowjetrussischen Flottenpolitik enthüllten sich sehr deutlich auf der Flottenabrüstungskonferenz in Rom, die schließlich an den übertriebenen Forderungen Moskaus scheiterte. Verlangten doch die sowjetrussischen Vertreter das Recht, die Rote Flotte auf 490000 t zu vergrößern, und beanspruchten sogar, größere Linienschiffe bauen zu dürfen, da diese für die Sowjetunion unentbehrlich seien. Schließlich erklärten sie sich mit 280000 t zufrieden, jedoch unter der äußerst bezeichnenden Bedingung der Ostsee als „mare clausum“ für alle nicht an der Ostsee liegenden Staaten. Die Erfüllung dieser Bedingungen würde aber bedeuten, daß Sowjetrußland eine größere Flotte besitzen würde als alle anderen Ostseestaaten zusammengenommen, und damit wäre Moskaus maritime Vormachtstellung in der Ostsee ein für allemal gesichert gewesen. Schweden hatte vernünftigerweise, aber ohne Erfolg vorgeschlagen, jedem der Anliegerstaaten 60000 t zu gestatten, was der durch den Versailler Frieden festgesetzten Größe der deutschen Flotte entsprochen hätte.

Die Rote maritime Expansionspolitik bedroht in der Ostsee in erster Linie die baltischen Randstaaten und Finnland, im Schwarzen Meer die Türkei und Rumänien, wo der beßarabische Konflikt diese Frage bereits hat akut werden lassen, und indirekt auch Polen, das durch den 1921 abgeschlossenen Bündnisvertrag mit Rumänien zur Sicherung Beßarabiens gegen Sowjetrußland verpflichtet ist. In bezug auf die Randstaaten hat bereits Lenin, wie Tschitscherin in seinem Gedächtnisartikel in der „Iswestija“ ausführt, eine sehr unzweideutige Stellung eingenommen, als er während des Polnisch-Russischen Krieges in den Tagen, da die Roten Armeen dicht vor Warschau standen, das gewaltige Vorteile bietende französische Verständigungsangebot zurückwies, weil er sich unter keinen Umständen damit einverstanden erklären wollte, daß auf der einzuberufenden Konferenz auch die Beziehungen zwischen Räterußland und den baltischen Staaten geregelt werden sollten. Die drohende Rede Trotzkis gegen Lettland anläßlich der Übergabe eines von lettischen Kommunisten für die Rote Armee gestifteten Flugzeuges, in der er den Wunsch unverhüllt aussprach, daß die Rote Fahne über Riga wehen möchte, und sogar andeutete, daß „dieser Augenblick vielleicht nicht einmal sehr entfernt sei“, sowie der bei den Verhandlungen in London gemachte Versuch, England zu einem politischen Desinteressement an den baltischen Staaten zu veranlassen, die ihre staatliche Existenz bekanntlich dem englischen Interesse verdanken, zeugen von der zielbewußten Intensität, mit der die Sowjets an die Wiedererlangung der früheren russischen Kriegshäfen an der Ostsee denken.

Im Schwarzen Meer schuf das zaristische Rußland seit 1871 eine starke Flotte als Angriffswaffe gegen Konstantinopel, ohne jedoch das Mittelmeer erreichen zu können. Die bezüglich der Meerengen seitens der Entente Rußland während des Weltkrieges auf Kosten der Türkei gemachten Versprechungen wurden dem Roten Rußland gegenüber nicht erfüllt. Der Weg der russischen Aspirationen auf Konstantinopel führt über das von den beiden anliegenden Ländern heiß umstrittene Beßarabien, über das aber auf der Wiener Konferenz eine Einigung mit Rumänien nicht erreicht wurde.

Bekanntlich zielen die Bestrebungen Moskaus dahin, als mächtigen Stützpunkt am Schwarzen Meer eine „Kommunistische Moldauer Republik“ zu schaffen, die aus Beßarabien, der Donaumündung, der Bukowina und Karpathenrußland bestehen würde. Die Annäherung Sowjetrußlands an Italien, die den Abschluß einer gegen die Türkei gerichteten Militärkonvention zum Ziele hat, ist ein weiterer Beweis für das zielbewußte Vorgehen der Sowjetunion, ihre Seemachtstellung im Schwarzen Meer so sehr wie möglich zu befestigen.

Winfried Lüdecke, Freie Stadt Danzig.



Der Kommers Alter Leipziger Waffenstudenten im Großen Saal des Zoologischen Gartens zu Leipzig am 21. Januar.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Der als Reichsgründungsfeier veranstaltete Festkommers vereinte alte und junge Waffenstudenten, verbunden in der alten Treue zu Vaterland und Volk. Diese Treue weiterhin zu bewahren, dazu forderte Präsident Dr. Ebert (A. H.-Grimmensiae) in seiner Begrüßungsansprache auf. Die von dem gleichen Gedanken getragene Festrede hielt Geheimrat Professor Dr. Wiedenfeld.

Interessante Stätten aus Nürnbergs Umgebung. / Von Dr. Alfred Kuhn.



Innerer Burghof von Schloß Cadolzburg bei Nürnberg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Burgeingang von Schloß Cadolzburg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)

Wer heute nach Nürnberg kommt und die prächtigen Denkmäler deutscher Vergangenheit bewundert, wer die alten Städtlein Frankens durchwandert, auf hohen Wehrgängen steht und auf den geruhsamen Marktplätzchen, wo die Brünnlein rauschen und weitläufige Rathäuser mit gotischen Fenstern die Wacht zu halten scheinen, der denkt kaum daran, daß nicht viel mehr denn 100 Jahre ins Land gegangen sind, seitdem man zuerst auf all diese wundersamen Zeugnisse deutscher Vergangenheit aufmerksam geworden. Noch das 18. Jahrhundert hatte die Gotik als einen barbarischen Stil bezeichnet und hatte entfernt, was überhaupt nur von alten Dingen zu entfernen möglich war.

Ein harmloser Student, Wilhelm Heinrich Wackenroder, ist es gewesen, der um die Osterzeit 1793 mit seinem Freunde Tieck eine Reise durch Franken unternahm, die sich bis ins Fichtelgebirge erstreckte. Da zuerst sahen die beiden das alte Nürnberg. In einem Büchlein „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, das 1797 in Berlin herauskam, waren diese Eindrücke niedergelegt. Hier findet sich auch ein „Ehrengedächtnis unseres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers“, das mit den Worten beginnt: „Nünberg! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendig wimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte. — Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünscht! Wie oft ist sie in meinen Gedanken wieder vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Büchersälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beim Dämmerlicht der kleinen, rundscheibigen Fenster saß und über den Folianten des wackeren Hans Sachs, oder über anderem, alten, gelben, wurmgefressenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düsteren Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemalte Fenster all das Bildwerk und die Malereien der alten Zeit wunderbar beleuchtete! —“

Dieses Buch hat in Deutschland großes Aufsehen erregt. Wohl hatte Goethe schon 20 Jahre vorher in seinem Schriftchen „Von deutscher Art und Kunst“ auf das Straßburger Münster hingewiesen und den Geist Erwins von Steinbach beschworen, aber die neue Welle des Klassizismus war über die Zeit hinweggeeilt und hatte die Liebe für die Monumente des deutschen Mittelalters verschüttet. Das Verdienst der Romantiker ist es gewesen, all diese Dinge zu neuem Leben erweckt zu haben, und noch heute müssen wir ihnen darob Dank wissen.



Stadttor im Marktflecken Cadolzburg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)

In unseren Tagen ist die Kenntnis Nürnbergs allgemein geworden. Wenige Deutsche gibt es, die nicht mindestens einmal in ihrem Leben von den Höhen der alten Burg auf das Gewimmel der Häuser herabgeblickt haben, deren „unzählig Zahl“ schon Hans Sachs in seinem Lobspruch der Stadt Nürnberg 1530 gerühmt hat. 528 Gassen soll es damals gegeben haben, wohlgepflastert, 12 Röhrenbrunnen und 116 Schöpfbrunnen, 11 steinerne Brücken, dreifache Ringmauern und 183 Türme. Viel ist noch davon erhalten und das meiste jedem Gebildeten bekannt.

Nicht so die alten Städte und Städtlein, die im Umkreis der freien Reichsstadt liegen. Wer kennt wohl Forchheim mit der alten Kaiserpfalz? Wer hat je das Wenzelschloß in Lauf an der Pegnitz besucht? Wer das Stadttor dort bewundert? Wer kennt wohl den Marktflecken Cadolzburg im Ansbachschen? Wer das Nürnberger Pfalzschloß in Hersbruck?

Glänzende Feste wurden bei verschiedenen Besuchen der deutschen Kaiser in Nürnberg gefeiert, so zur Zeit des Burggrafen Friedrich VI. und seiner Gemahlin, der schönen Els von Bayern. Konradin von Hohenstaufen hielt sich vor dem Zug nach Italien 1265 dort auf, ebenso Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Ludwig der Bayer. Friedrich I. weilte meist auf der Cadolzburg, wo er dann auch 1440 verstarb.

Mögen diese Zeilen dazu gedient haben, das Interesse des Fremden, der nach Nürnberg kommt, über den engen Kreis der Stadt hinauszulenken. Auch Altdorf mag er besuchen, jenseits des „Laurenzer Waldes“, mit seinem Pflegerschloß und seiner alten Universität, auf der noch Wallenstein studiert hat.



Schloß Cadolzburg, vom Westen aus gesehen. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)

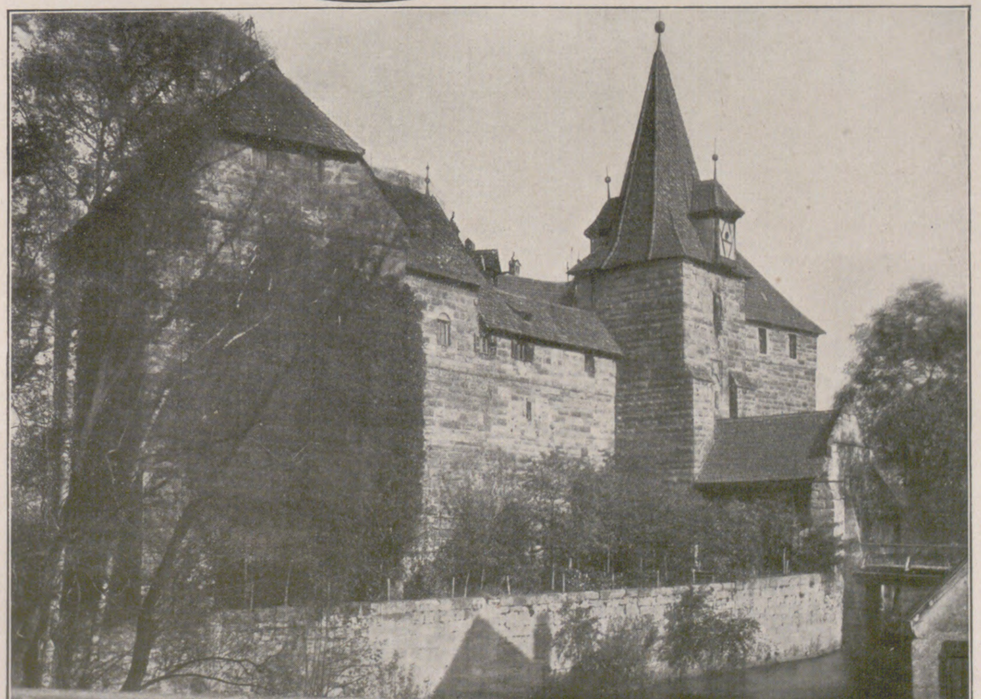








Nürnberger Pfalzschloß in Hersbruck a. d. Pegnitz. (Phot. D. Nagel, Nürnberg.)
Links oben: Pfarrkirche in Kraftshof. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.) Rechts oben: Kaiserpfalz in Forchheim. (Phot. Kaun.) Links nebenstehend: Auf den Ruinen der 1780 abgebrannten Kirche in Heilsbronn aufgebautes Bauernhaus. (Phot. Kaun.)



Wenzelschloß in Lauf a. d. Pegnitz. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Stadttor in Lauf a. d. Pegnitz. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)

Interessante Stätten aus Nürnbergs Umgebung.



Das Zugspitzgebiet, von Kaltenbrunn aus gesehen.

Nach einem Aquarell von J. Hellmann.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter.

(4. Fortsetzung.)

Marie Luise hatte im Vorzimmer ihrer beiden Gemächer dem Vater gesagt, er sei müde und solle nicht länger aufbleiben. Doch dieser wehrte ab: „Gewiß bin ich fatiguiert, gewiß bin ich etwas abgespannt — und muß auch ruhen, um morgen ganz auf dem Posten zu sein. Indessen, ich habe mit dir zu reden!"

Marie Luise überlief ein kleines Frösteln. Kam es von der Kühle des Zimmers, in dessen Kachelofen zwar noch Scheite knisterten, aber nicht vermochten, den großen Raum gleichmäßig zu erwärmen? Oder davon, daß sie den offiziellen Klang in der Stimme des Vaters hörte? Sie rückte ihm einen Stuhl zum Ofenplatz. Doch Bülow blieb stehen, sah die Tochter halb besorgt, halb mißbilligend an. Er wäre aber nicht der Diplomat, auf den er so großen Wert legte, gewesen, wenn er nicht Umschweife gemacht hätte. Seine Rede begann mit dem der gebildeten Welt bedeutungsvollen und unseren Bekannten besonders wichtigen, sehr entlegenen Missolunghi in Westgriechenland. Die Tochter vermochte eine nervöse Ungeduld nur mühsam zu bemeistern. Drunten in dem feuchten Garten und in der Novembernacht stand ihr geliebter Max. Er fror wohl sehr.

„Lieber Papa, noch diese Nacht vom Streit aus Missolunghi?" unterbrach sie ihren Vater endlich.

Baron Bülow zog die Augenbrauen hoch. „Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen", sagte er etwas scharf und sprach weiter. Die Tochter hatte die vorgebrachten Dinge schon allzuoft gehört. Ihre Gedanken waren draußen in der Novembernacht; ihre nackten Schultern zitterten ein wenig. Sie war völlig unvorbereitet, als der Vater in ganz fremd anmutender Kürze und in befehlerischem Ton ihr plötzlich zurief:

„Hast du mir ein Einverständnis mit Baron Max Hochsattel verborgen?"

Jähe Röte überflog ihre Wangen. Und dieses unglückliche Zeichen verbot jede Ausflucht.

„Lieber Papa. Ich wagte noch nicht — in Anbetracht deines Streites mit Maxens Vater —"

Der Freiherr von Bülow schien wie zu Eis geworden.

„Eine Bülow macht keine Liebelei."

„Es ist eine Verlobung, Papa."

Herr von Bülow zerknitterte sein weißes Taschentuch.

„Eine Verlobung gibt es nicht ohne die Zustimmung des Vaters. Sie ist nicht eingeholt. Infolgedessen besteht diese Verlobung nicht. Du wirst die Güte haben, das schriftlich zu bestätigen, und zwar gerichtet an Seine Hochwohlgeboren den Freiherrn Franz von Hochsattel, Oberst a. D. — Dahier."

Marie Luise überlief ein Zittern.

„Papa, aber lieber Papa —"

„Ich habe gesprochen," sagte der Vater, „und du wirst gehorchen. Es sind Gründe dafür vorhanden. Der schmerzliche Mangel an Vertrauen, den du mir bewiesen hast, ruft für mich die peinlichste Lage hervor. Dieser alte Oberst mit seiner mehr als törichten Broschüre und seiner Kommisuniform zu einem intimen königlichen Familiensouper hat die Stirn gehabt, mich — äh — mich einen Heiratsvermittler zu nennen. Sobald wir die Residenz verlassen haben, werde ich ihm meine Zeugen schicken, sofern er nicht auf den Brief von dir hin revoziert!"

Schatten fielen auf Marie Luises Gesicht. In der Tat, das war sehr Peinliches. Sie rang nach Worten. Sie wollte beweisen, daß sie nichts für cholerische Anfälle des Obersten könne und man ihn wohl so ernst nicht nehmen solle. Aber — wie gut wußte sie zugleich, welche Frau siegt nicht bei einem erregten Mann durch kluges Manövrieren!

„Es ist ja fürchterlich, Papa. Ich bin untröstlich. Wie tausendmal gern hätte ich dir von Max gesprochen. Aber ich wagte es nicht, wegen des Streites. O guter, einziger Papa, hab' doch Erbarmen! Es war mir schon immer so entsetzlich, daß wir im neunzehnten Jahrhundert die Familien Montechi-Capuletti aufführen sollten. Und nun gar noch soll ich wie die Luise Millerin von Schiller sein, die in einer schauerlichen Nacht auf Befehl des Sekretärs Wurm einen Brief schreibt."

Sie konnte die Worte nicht mehr zurückrufen. Sie waren hervorgestürzt und taten gräßliche Wirkung.

„Man sagte mir in Meiningen, daß der junge Baron Hochsattel sich gern hinter den Kulissen bewege. Ich errate die Quelle deiner höchst deplacierten theatralischen Vergleiche. Schön. Ich werde also dem Vater dieses hoffnungsvollen jungen Mannes mitteilen, daß sein Sohn bei meiner Tochter nichts mehr zu suchen habe."

Marie Luise machte eine flehende Gebärde. „Ich liebe ihn, Papa. Du weißt doch, was das ist. Fragtest du erst deinen Vater, ehe du wagtest, meine Mutter zu lieben?"

Sie sah so süß aus. So weich und hingebend. Herr von Bülow aber wurde nicht gerührt. Er antwortete gemessen:

„Ich war, wie du weißt, schon mit fünfzehn Jahren vater- und mutterlos. Ich sehe nun, du bist nicht reif genug, hier das Schickliche zu sehen, das Notwendige zu erkennen. Ich habe selbst zu handeln. Was dich betrifft, so hast du Hausarrest, außer wenn die Befehle unserer Gastfreunde dawider sind."

Barmherziger Gott! Marie Luise erschrak noch mehr. Der Vater konnte Ernst machen mit solchen Drohungen. Ihrer verheirateten, älteren Schwester Marie Ann war noch als Braut Stubenarrest zudiktiert worden. Es ging sogar eine Familiensage von „ein paar überziehen". „So überhöfliche Herren, wie Papa ist," sagte Marie Ann, „haben einen Fonds vom Pedanten und Schullehrer und strengem Richter in sich."

„Papa. Im Ernst. Du kannst nicht im Residenzschloß von Bamberg deiner neunzehnjährigen Tochter noch Kinderstube beibringen wollen und vor den Herrschaften und dem Hof deiner Tochter eine Strafe zudiktieren."

„Ich kann nicht, ich kann nicht?" fuhr Baron Bülow auf. „Wir werden ja wohl sehen, was ich kann."

Die Tochter lenkte ein. „Wenn wir hier fort sind, kannst du alles. Den Obersten fordern und mich einsperren. Aber hier im Schloß ist alles Privatleben ausgelöscht. Zum Beispiel: Ich werde hier in die Messe gehen müssen. Die Königin, obwohl aus evangelischem Hause, legt Wert darauf, wenn sie auch selbst morgens lieber schläft. Ich bemerkte beim Auspacken, daß die törichte neue Jungfer einen Kasten mit notwendigen Bändern und dergleichen Kleinkram vergessen hat. Ich werde vor dem Diner in die Stadt müssen, Ersatz einzukaufen. Du bist vollbeschäftigt mit der künstlerischen Umgruppierung der Zimmer für den König. Überhaupt, wir müssen uns darauf konzentrieren, den jungen König irgendwie zu gewinnen. Das heischt viel Klugheit. Wenn er wünschen würde, die Sachen aus Griechenland zu sehen, müßte sein Onkel sich doch entschließen, die Kisten öffnen zu lassen. Deine Fehde mit dem Obersten ist erst dann für dich, Papa, ganz siegreich beendet, wenn du die Büste ausgeliefert erhältst und Archäologen dir deine Ansicht bestätigt haben."

Sie hatte das Richtige getroffen. Der Vater verließ sie etwas freundlicher, als er gekommen. Er sprach ihr noch flüchtig von einem Attaché, den sie in Rom kennenlernen würde, und über den man einen kleinen Leutnant wohl rasch vergäße.

Endlich konnte Marie Luise ans Fenster eilen. Sie winkte in die Tiefe des dunklen Mauergrabens hinab — und sah Maxens Tuch wehen. Dann trat sie zurück, kritzelte auf ein Papier, daß sie ihn ewig liebe, morgen zur Messe käme, und daß ihr Papa nun gerade so zornig sei wie seiner. Aber nur Mut, die Festungen würden kapitulieren müssen. Sie steckte, weil sie keine andere Beschwerung fand, einen Taler in den Briefumschlag, kritzelte dazu: „Den Taler mußt du morgen früh in den Opferstock werfen", band eine Haarschleife und eine von Maxens Rosen um das Ganze und warf es hinunter in die Tiefe. Max gab Handküsse zurück — und suchte dann den Heimweg.

Bamberg war nur noch von den Sternen beleuchtet in dieser Nachmitternachtsstunde. Die Schritte hallten, als stapfe ein vorweltlicher Riese an den schönen Häusern vorüber und wolle das Pflaster zermalmen.

Im Gewinkel schützender Mauern zog Max Wachsstreichhölzer heraus und las die Liebesbotschaft. Und er vergaß alle Väter, die doch noch nicht kapituliert hatten.

Marie Luise schlief trotz aller Sorgen gut, denn sie war jung. Aber schon lange, ehe die Glocken vom Dom zur Messe läuteten, war sie wieder fertig angezogen. Sie hatte die Hilfe der Jungfer nicht benutzt. Sie fand auch ohne jeden Beistand den Weg zur großen Repräsentationstreppe. Wer in die Messe geht, braucht sich nicht aus dem Hause zu schleichen. Der königliche Lakai, ein älterer Mann, wünschte wohlgefällig guten Morgen und sprach, den Weg zum Dom könne man nicht verfehlen, denn da drüben, über dem Platz, stünde er.

Es war noch ein wenig neblig. Wie ein verzaubertes Bild lag der alte, herrliche Residenzplatz, vom Schloß, vom Dom, von der alten Hofhaltung und nach der Stadt zu von einer seltsam schönen, vasen- und urnenbekrönten Schmuckmauer in weitem Wurf umschlossen. Mein Gott, wie war es hier schön! Marie Luise, die trotz ihrer Jugend ein durch viele Reisen gebildetes Stilgefühl hatte, mußte stehen bleiben: Es ist gar kostbar, wenn dem Glück ein schöner, edler Schauplatz wird. Sie wäre gewiß auch in das Fabrikviertel einer Stadt gelaufen, um ihren Max wiederzusehen, und auch ein Rendezvous in einer noch so öden Gegend wäre ihr zum Paradies geworden — doch diese feierliche, aus alten Zeiten ragende Schönheit der Architektur überschüttete sie mit fast weihevollen Gefühlen.

Sie kam in die Größe des Domes, der voll erhabenen Ernstes, ohne jeden kleinlichen Schmuck seine Halle breitet. Ein paar alte Leute nur knieten im Gestühl.

Wo war Max? Unter dem Reiter? Ihr Blick suchte ein frei stehendes Monument, etwa wie Fridericus Rex unter den Linden in Berlin. Doch sie fand nichts dergleichen. Da fühlte sie plötzlich ihre Schulter leise berührt, fühlte eine Wange an ihrer; es sah ja niemand zu, Max konnte das wagen.

Und er führte sie, leise schreitend, in ein Gestühl hinter Pfeilern, wo man ganz im verborgenen saß. Für Augenblicke waren die feindlichen Väter vergessen. In Weihrauchduft und der Welle hallender Priesterworte flüsterten sie einander ihre Dinge zu. „Beim Bildhauer Seiling, Kapuzinergasse, wart' ich gegen zwölf Uhr, Liebste. Du gehst, angeblich Papier und dergleichen zu kaufen." Sie sagte ihm die Neuigkeit, daß der König Ludwig käme. Dieser müsse den Streit schlichten. Vom Griechenkönig sei nichts zu hoffen, er wolle nur seine Ruhe. „Du willst wohl mit dem König flirten? Er ist gefährlich schön." Sie lachte. „Du mußt mir den Reiter zeigen, Max, damit ich doch noch etwas anderes als dich im Dom gesehen habe." — „Erst wenn die Messe aus ist", antwortete Max und nahm ihre morgenkühlen Hände in die seinen, um sie zu wärmen. Dann standen sie vor dem Reiterlein unter dem gotischen Spitzbogendach. Sie sahen seine kühne, stolze Haltung, sein Gralsrittergesicht, umgeben von brausendem, strengem Haar, und Marie Luise bewunderte das gotische, seltsame Roß.

„Guter Reiter, brich eine Lanze für uns, und wir wollen dich ewig lieben", sagte sie leise.

Da fuhr ein Schreck durch ihr Herz. Mein Gott, sie hatte das Böseste ja vergessen gehabt: die neue peinliche Beleidigung von Maxens Vater gegen den ihrigen.

„Du Max — es ist gestern so weit gekommen, daß mein Vater den Obersten fordern muß!"

Max wurde blaß, als er die Sache erfuhr. „Das wird mein Vater zurücknehmen. Ich werde es ihm sofort sagen."

„Aber, liebster Max, du kannst das nicht. Du kannst doch nicht erzählen, daß du mich in der Messe getroffen hast. Oder bist du täglich hier in der Messe?"

Er küßte sie rasch und sann nach: Nein, das ging nicht. Aber ein Duell zwischen den Vätern? Es mußte unter allen Umständen verhindert werden. Und zwar rasch, rasch. Doch wie?

„Wir müssen, bis wir uns bei Seiling treffen, einen Ausweg gefunden haben", flüsterte Max.

Und dann trennten sie sich. Max blieb unter dem Domportal stehen und sah Marie Luise nach, bis ihre schlanke Gestalt in der Residenz verschwand.

Die sonderbaren Beter aus der Messe kamen unbehelligt wieder zu ihren grausamen Vätern.

Oberst Hochsattel saß vor seinem Kaffee und war unruhig. Wohin war der Max schon in aller Frühe gelaufen? Vielleicht zum Rasieren? Das war so eine neue Mode, daß man es nicht selbst lernte! Oder ließ er sich gar die Haare brennen und frisieren wie der König? Wo Max doch natürliche Locken besaß! Vater Hochsattel hatte sich etwas Hübsches ausgedacht in der Nacht. Der Max war doch noch in Urlaub, von der Verwundung her, aber doch, gottlob! wieder recht gut beisammen. Der Max mußte heute eine Reise antreten, noch am Vormittag. Hinauf ins Bayreuthsche, wo die Hochsattels ein Waldgut hatten. Da mußte er anordnen, was zu schlagen war. Auf der Stelle sollte er abreisen, damit dem Bülow ein Streich gespielt wurde.

Wenn nur der dumme Brief da auf dem Frühstückstisch nicht gewesen wäre! Vor zehn Minuten von einer Ordonnanz gebracht. Was konnte das sein? Mußte Max wegen der Ankunft des Königs Dienst tun? Max trat ein. Nein, gottlob! nicht mit gebrannten Haaren wie ein „Büchsier", aber so sonderbar ernst. Natürlich wußte er, daß die lieben Bülows eingezogen. Der Vater erwiderte kurz die Begrüßung.

„Habe gestern abend mit deinen lieben Bülows bei der Hoftafel gesessen. Und sonnenklar meine Stellung präzisiert. Aber davon nachher. Lies erst deinen Brief."

Max entfaltete das dienstliche Schreiben, überflog den Inhalt und reichte es höflich dem Vater.

Der las, während seine Züge erstarrten, daß der Sekondeleutnant Freiherr Max von Hochsattel zum Ehrendienst für Seine Majestät den König auf die Residenz befohlen sei und heute mittag halb ein Uhr sich dort beim Hofmarschall zu melden habe. Und zwar in kleiner Uniform.

Wütend rief der Oberst: „Sollst wohl mit deinem rasierten Milchgesicht einen Pagen machen und die Schüsseln auftragen? Oder der Bülowschen die Schleppe?"

„Auch dagegen könnte ich nicht revoltieren, Papa. Befehl ist Befehl. Aber Herrgott, Papa, das ist Chance. Wenn ich Adjutant würde!" Und er stieß heraus, da müsse er sich den Vormittag über tummeln. Zu den Kameraden laufen. Sich orientieren. Rasch dachte er dabei daran, in der Duellsache vielleicht Rat zu finden.

Der Oberst konnte nicht widersprechen. Er hätte es schöner gefunden, wenn man ältere, verdiente Herren, Obersten zum Beispiel, zum Ehrendienst herbeigezogen hätte. Und er fühlte sich wiederum, als sei er auf schlichten Abschied gestellt. Der Bülow, der elendigliche Bülow, der sitzt nun im Fettnapf, erzürnte er sich. Der nimmt vielleicht Gelegenheit, sich beim jungen König einzuschmeicheln, und kriegt noch ein diplomatisches Amt in München. Während verdiente Obersten des Morgens Zeit haben, das „Bamberger Tageblatt" bis in die letzte Anzeige zu lesen. Und er fand, es gäbe nur eine volle, satte, herrliche Genugtuung für ihn, nämlich die erneute Lektüre seines eigenen Meisterwerkes, der frisch gedruckten Broschüre.

Er hatte mit herzlichem Behagen die ersten Seiten gelesen, da fuhr er plötzlich auf, eilte in sein Schlafzimmer und kleidete sich um. Der Bülow, ja, der Bülow mußte ihm doch heute seinen Zeugen schicken! Der gute Bülow durchirrte den Morgen die ganze Residenz und suchte unter all den ihm völlig fremden Herren einen Zeugen, um ihn, den Obersten, zu fordern.

VII

Max, schon im vorgeschriebenen Dienstanzug, lief unruhig bei Freund Seiling umher und wartete auf Marie Luise. Er war in großer Ungeduld und Bangigkeit. Wie hübsch hatte der gute Wichie alles gemacht. Eine Flasche Tokaier, Biskuits, hübsche Gläser und ein großer Strauß Eibengrün standen auf dem Tisch, auf Mutter Seilings weißester Serviette. Was für eine süße Stunde konnte kommen, wenn die neue, gräßliche Sache nicht wäre! Er besann sich, ob er Wichie um Rat fragen solle, scheute sich aber, diesen peinlichen Fauxpas seines Vaters einem Zivilisten preiszugeben. In Duellangelegenheiten war der gute Wichie das reine Kind.

Es klingelte draußen. Max rannte den Korridor entlang. Enttäuscht blieb er stehen. Es kam nicht Marie Luise, sondern Kilian, der Gymnasiast. Um's Himmels willen, sie würde doch nicht absagen lassen? „Was ist denn, Kilian? Haben Sie einen Auftrag von der Baronesse?"

Der Sechzehnjährige lachte übers ganze Gesicht, das unter einem wahren Strohdach blonder Haare stand.

„Vom Herrn Baron von Bülow", sagte er. „Der richtet nämlich die Zimmer für den König ein! Und da habe ich, weil ich mich anbot, mit die Möbel zu stellen, ihm gesagt, es gäbe in der Stadt eine herrliche Lohengrinfigur! Da ist der Baron Feuer und Flamme. Und hinter mir kommen bereits Lakaien und ein Wagen, sie abzuholen."

Baron Bülow ließ die Statue holen, zu der er Modell gestanden! Was für ein Witz!

„Aber hören Sie, mein verehrtester Herr Kilian, Ihr Einfluß geht schon so weit, daß Sie Künstler wie Herrn Seiling protegieren?"

Der Junge warf sich in die Brust. „Jawohl, ich habe das gemacht! Ich, der Kilian. Freilich, daß ich nur freiheraus sage, der Herr Kammerherr war auch dabei, und der weiß über Herrn Seiling Bescheid."

Wichie und Mutter Seiling kamen herbeigestürzt, betroffen und verwirrt von der Ehrung, die ihrem Hause widerfuhr, durch den Eintritt eines königlichen Lakaien und die Vorfahrt eines königlichen Gärtnerwagens, besetzt mit Bediensteten und mit Stroh. Was für ein Tumult! Der Lakai förderte einen Brief des königlichen Kammerherrn heraus, während die Bediensteten schon in das Atelier eindrangen und ihre Kräfte an dem steinernen Lohengrin maßen. Sie sahen ein, daß man zu seiner Fortschaffung noch mehrere Männer sowie Seile und Tragbänder haben müsse.

Plötzlich stand Marie Luise wie ein hereingewehter Lichtstrahl im Raum. Sie winkte Max mit der Hand, eilte in instinktiver Sicherheit auf den Bildhauer zu und berichtete, sie komme als Abgesandte ihres Vaters, das Kunstwerk zu beurteilen! Der Künstler möge nur verzeihen, wenn sie es schon, ohne es gesehen zu haben, wunderschön gefunden hätte!

Der gute Wichie Seiling strahlte und machte furchtbare Verbeugungen und hatte Filzschuhe an den ohnedies nicht schmalen Füßen; und es mangelte ihm ein Rock. Er war gestört worden beim Umkleiden.

Die Ehrungen beraubten ihn der Sprache.

Das Atelier konnte nun nicht den Liebenden als Ort der Aussprache dienen. Mutter Seiling raffte den Tokaier und die Biskuits zusammen und nötigte das Paar hinauf in ihre gute Stube. Dort war es sehr kalt, die Ripsmöbel steckten in Kattunhüllen, nur die Pracht eines mit Tassen und Andenken gefüllten Glasschrankes glitzerte.

„Guter Max, ich könnte ja vor Vergnügen singen über diese Lohengrinsache. Mein Vater läßt dein Bild holen, um es für den König aufzustellen! Wie ist der Lohengrinmax schön und edel! Aber als ich hierher beordert wurde, mußte ich auch zur Post. Ein Telegramm nach Nürnberg aufzugeben. Papa ruft seinen alten Freund Tucher hierher, der ihm Sekundantendienste tun soll, weil Papa hier sich nicht einem fremden Herrn anvertrauen kann. Es ist ganz entsetzlich. O Max, ich habe das Telegramm noch nicht aufgegeben. Aber was tun wir nur?"

Und sie sank auf einen verhüllten Stuhl. Er eilte besorgt zu ihr.

„Nein, nein, mir ist nichts, ich bin nur so fürchterlich gelaufen, damit wir mehr Zeit gewinnen. Mein Max, was machen wir denn nun?"

Er küßte sie heftig und stieß heraus: „Sofort, wenn ich auf der Residenz mich zum Dienst gemeldet habe, gehe ich zu meinem Vater und verlange, daß er die Beleidigung zurücknimmt."

„Wird er es auch tun?" fragte Marie Luise.

„O nein! Er wird es sicher nicht tun. Aber i ch habe dann wenigstens getan, was ich konnte."

Er riß seine Uhr heraus. „Um Gottes willen, ich muß weg. Ich habe gerade noch sechs Minuten für den Weg, zu dem man fünfzehn braucht. Verzeih, mein Herz, ich muß rasen." (Fortsetzung folgt.)

FÜR DEN FASCHING







Historisches Faschingskostüm „Alt-Hellas“. Trägerin: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Rechts nebenstehend: Weiß-silbernes Faschingskostüm „Die Schlange“. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Unten: Ein Paar in Altwiener Tracht. Träger: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti und Willi Fränzl. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)



Überwurf aus schwarzer Spitze. Trägerin: Die Filmschauspielerin Lilith Adams. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Oben Mitte: Rosa Silberbrokatkleid mit rosa Straußfederboa. Dazu eine weiße Perücke, die den Bubikopf verdecken soll. Trägerin: Die Filmschauspielerin Eri Eva. Modelle: Friedländer, Berlin (Kleid); Winzer, Berlin (Perücke). (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Unten: Originelle Krinoline. Trägerin: Die Schauspielerin Emmy Sturm. (Phot. Willinger, Wien.)

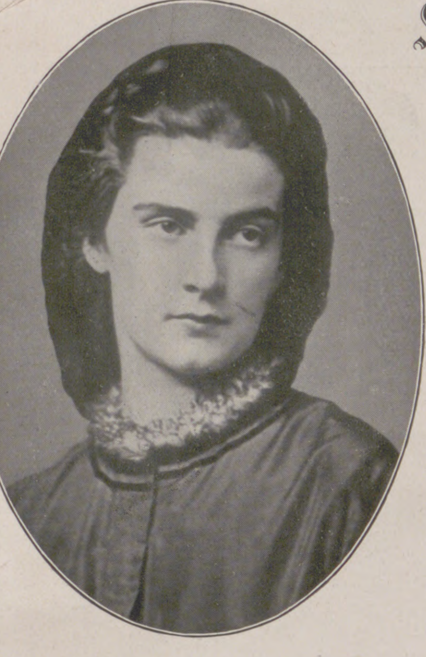




Aufnahmen mit Ausnahme der Abbildung oben Mitte durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Königin Marie von Neapel.

Von Richard Graf Du Moulin Eckart.



Königin Marie von Neapel nach ihrer 1861 erfolgten Vertreibung. (Mit Genehmigung des Kunstverlags Max Stuffler, München.)



Besuch der Königin Marie in den Forts des belagerten Gaeta, einer im Norden Neapels liegenden kleinen Festung.



König Franz II. von Neapel (1836—1894), Gemahl der Königin Marie.

Es gibt Gestalten, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinragen, und über die sich der Schleier des Vergessens breitet, während man ihre historische Erscheinung klar und deutlich vor Augen hat. Erst die Kunde von dem Verscheiden gemahnt uns, daß sie neben uns gewandelt und uns in ihrer Ruhe und Würde ein Bild schönster und edelster Art zu gewähren vermochten. So die Königin Marie von Neapel, die am Morgen des 19. Januar in München gestorben ist. Wer sie noch in den letzten Jahren stolz und aufrecht und doch mit jenem wunderbaren Auge, das schon hinüber in die andere Welt gerichtet war, geschaut, der war immer ergriffen von dem unendlichen Zauber dieser wirklich erhabenen und edlen Frau, die gerade in höchster Schlichtheit und Natürlichkeit die ganze Majestät ihres Wesens zeigte. So einfach sie sich gab, so unmittelbar sie im Gespräche, so gütig sie gegen jeden, der ihr begegnet, so wundersam konnte sie dem erscheinen, dem sie ihr Denken und Fühlen erschloß. Denn bis zum letzten Atemzug war sie nicht bloß die hervorragende Frau, die zu Tat und Werk des Tages Stellung zu nehmen vermochte, sondern auch die Fürstin, die in reiner und reifer Resignation auf ihr langes Leben zurückgeblickt hat.



Aus der Zeit der Belagerung von Gaeta: Zurückgeschlagener Ausfall der Neapolitaner am 28. November 1860.

„Es geht ein dunkler Geist durch unser Haus!“ Dieses Wort hätte auch die Königin Marie sprechen können. Sie war die Tochter jenes wackeren, liebenswürdigen Herzogs Maximilian von Bayern, dessen Töchter alle berufen schienen zu schönstem Glück. Elisabeth ward die Gattin des Kaisers von Österreich und ist eine Frau von seltener Eigenart gewesen, deren Leben durch jene unsinnige Mördertat am Genfer See furchtbar und unheimlich geendet hat. Ihre Schwester Sophie war die Braut des jungen bayrischen „Elfenkönigs“, und an ihre zarte Erscheinung waren die schönsten Hoffnungen des bayerischen Volkes geknüpft. Aber — Riß und Bruch, schließlich ein Ende in den Flammen. Die andere Schwester Helene hatte als Gattin des Erbprinzen von Thurn und Taxis ein Leben voll schönsten Wirkens aus dem Engeren im Weiteren vor sich. Aber der junge Gatte starb allzufrüh. Als Witwe hat sie des Erbes ihrer Kinder gewaltet. Gräfin Trani kniet heute als letzte Überlebende an ihrer Gruft. Marie aber hat in jungen Jahren dem Kronprinzen Franz vom Königreich beider Sizilien am 8. Januar 1859 die Hand gereicht. Die 18jährige (geboren 4. Oktober 1841) trat die Reise nach dem schönsten Königreich der Welt an und schien in diesem Zauberland einem Leben voll Sonne und Glück entgegenzusehen. Es war eine glanzvolle Feier, als sie in Bari dem Kronprinzen am 3. Februar 1859 persönlich angetraut wurde. Schon nach wenigen Monaten starb der König, und ihr Gemahl trat das verhängnisvolle Erbe an, ein Reich, das einem wahren und echten Könige in der Tat die schönsten und herrlichsten Aufgaben gestellt hätte. Aber schwach war der Vater gewesen, schwächlich war der Sohn. Und an seiner Seite stand die jugendliche Gattin, die kaum den Mädchenjahren entwachsen war und nun zu gleicher Zeit Königin und Weib werden mußte. Denn ganz Italien war von ungeheurem Werdedrang erregt. Nur ein Fürst von stärkster Kraft und echt königlichem Zielbewußtsein hätte dieser Entwicklung Halt zu gebieten vermocht. Aber König Franz war nicht der Mann, den Wogen der nationalen Revolution sich entgegenzustellen, die nun von Garibaldi gegen dieses Königreich beider Sizilien gelenkt wurde. Der Beginn der Revolution war der Anfang vom Ende. Die junge Königin sah, wie alle Bande der Treue sich lösten, wie Fahneneid und Treueid zerschmolzen in der Weißglut dieser stürmischen Tage, und sie mußte aus dem Paradies der königlichen Paläste weichen und auf der Festung Gaeta die letzte Zuflucht suchen. Sie zog den Gatten mit sich. Denn sie war entschlossen, als Königin zu leben und zu sterben. In der jungen Seele hatte das jähe Erwachen aus Kindheit — und Mädchentraum einen starken Heroismus gezeitigt. Sie übernahm gewissermaßen das Kommando über die kleine Schar, die sich mit in dieses Felsennest Gaeta zurückgezogen hatte. Eine Belagerung begann — die größte Aktion in diesem merkwürdigen Zuge Garibaldis, bei dem eigentlich nur von Übergabe und Flucht die Rede war. Tag um Tag stand sie auf den Wällen mitten im Tosen des Geschützkampfes und wies alle Warnungen mit jener bitteren Ironie ab, die sich ihrer im Hinblick auf ihr Schicksal bemächtigt hatte. Sie hoffte, in diesem Kampfe den Tod zu finden, den Tod einer echten Königin. Aber jeder Tag brachte neue Katastrophen, bis schließlich das Pulvermagazin in die Luft flog, wobei ein großer Teil der Besatzung getötet wurde. Von Grauen durchschüttelt, waltete sie inmitten der zahllosen Leichen als Samariterin. Aber die Kapitulation war dadurch unvermeidlich geworden. Am Jahrestage ihrer Vermählung, am 3. Februar 1861, wurde die völlig zusammengeschossene Festung übergeben. Stolz und ungebeugt schritt sie aus den Toren von Gaeta und verweigerte den Verzicht auf die Krone. Sie ging nach Bayern in das elterliche Haus zurück.

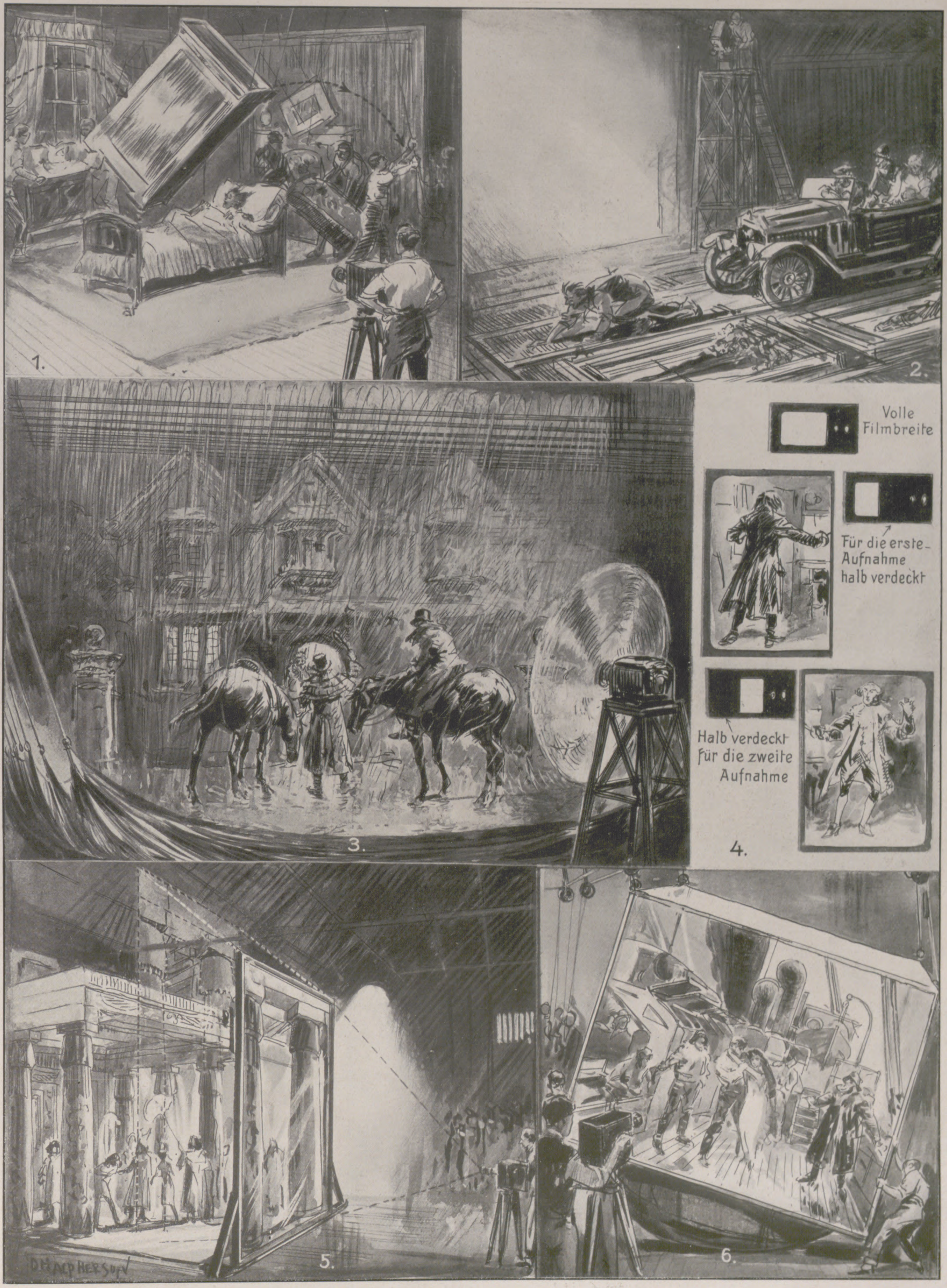


Königin Marie, die heldenmütige Verteidigerin von Gaeta.

Aber nun begann für sie ein anderes, stilles Heldentum, das länger als 60 Jahre gewährt hat. In Bayern war zunächst ihres Bleibens nicht. Sie zog zu ihrem Gatten nach Frankreich. Dort lebte das ungleiche Königspaar teils im Palais de Naples in Neuilly, teils in dem Palais auf dem Boulevard Maillot. Ihr Haus war den Traditionen ihrer Familie gemäß ein Heim von Kunst und Künstlern. Im Jahre 1894 ist ihr Gatte gestorben. Sie blieb sich gleich, und wenn sie sich nun vielfach zu immer längerem Aufenthalt in ihrer bayrischen Heimat und in dem ihr teuren München einfand, so war sie hier der Gegenstand der Verehrung eines kleinen Kreises, aber immer die Königin.

Zum Ableben der 83jährigen ehemaligen Königin beider Sizilien Marie von Neapel, der ältesten Wittelsbacherin, am 19. Januar.

Mit Ausnahme des Porträts der Königin nach zeitgenössischen Darstellungen aus der „Illustrirten Zeitung“.



Tricks bei Filmaufnahmen. Nach einer Zeichnung von D. Macpherson.

Wahrheit und Dichtung in geschickter, eindringlicher Art zur Vorführung zu bringen, bildet oft eine schwierige Aufgabe für den Filmoperateur. Wie sich dieser auch da zu helfen weiß, wo er an Zeit und Geldaufwand sparen muß oder ihm sonst die Möglichkeit für Wirklichkeits- und Naturaufnahmen verwehrt ist, zeigen anschaulich die Einzelbilder unserer Zeichnung. — 1. Der fliegende Kleiderschrank. Dieser wird an starken Drähten emporgezogen, und die Bewegungen des Schrankes können in aller Ruhe aufgenommen werden. 2. Verfolgung eines Mannes durch ein Auto an der Hauswand empor. In Wirklichkeit kriecht der Mann und fährt das Auto bei der Aufnahme über eine am Boden liegende gemalte Hauswand. 3. Bei Wind und Regen. Aus durchlochten, in etwa 6 m Höhe verlaufenden Röhren spritzt das Wasser nach oben, um alsdann in Tropfen als Regen herabzufallen; das Wasser wird in einem aufgespannten Segeltuch gesammelt. Ein Flugzeug-Motor und -Propeller (rechts im Bilde) erzeugt die Windbewegung. 4. Die Doppelgängerrolle. Bei der ersten Aufnahme wird die eine halbe Seite des Filmstreifens durch einen Schieber im Aufnahmeapparat verdeckt, bei der zweiten, in der derselbe Schauspieler die Gegenrolle spielt, die andere, bereits belichtete halbe Seite. 5. Das Filmbild mit gewaltigen Architekturen. Hinter einer bemalten Glaswand spielt sich während der Aufnahme die Handlung ab. Die Ausmaße der Abbildungen auf der Glaswand erhalten hierbei die gewollte Erhöhung (als Schattenriß angegeben). 6. Auf schlingerndem Schiff. Die Bewegungen des Schlingerns werden mit Hilfe eines Ballrollers unter dem „Deck" und über Rollen laufender Drähte erzielt.









Obere Reihe.

Links: Fellah beim Korndreschen.

Rechts: Reinigen des Korns.

Mittlere Reihe.

Links: Auf dem Wege zum Markt.

Rechts: Primitiver Büffelpflug.

Im Kreis:

Arabische Getreidemühle.







Durch einen Ochsen betriebene Sakije (Schöpfrad) zur Bewässerung der Felder.

Rechts nebenstehend: Beduinische Schafhirten.

Die Landwirtschaft am Nil.

DON JUAN REDIVIVUS

SEVILLANER NOVELLE VON ERICA GRUPE-LÖRCHER, SEVILLA

(2. Fortsetzung.)

Auch Don Juan ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und überhäufte ihn mit einer Selbstsicherheit mit Komplimenten, als sei er seit Jahr und Tag ein guter Bekannter des Gutsbesitzers, so daß dieser unwillkürlich auch in diesen Ton verfiel, ihm die Hand vertraulich auf die Schulter legte und ihm dankte. Während Señor Valdiz dann noch allerlei für den Kenner interessante Einzelheiten zu erzählen begann, überblickte Don Juan verstohlen die übrigen Anwesenden in der Loge. Aber ohne aufzufallen, konnte er die Damen nicht genau sehen, die sich augenblicklich mehr rückwärts unter dem Sonnendach aufhielten. Mit geschickter Wendung unterbrach deswegen Don Juan den Gutsbesitzer mit der Frage, ob er ihn vielleicht seinen Damen vorstellen möge. Er bäte um diese Gunst!

In dem Augenblick, als Don Juan sich bei der Vorstellung über die Hand der Gattin des Señor Valdiz neigen wollte, entdeckte er zu seinem maßlosen Erstaunen seinen Freund Don Luis de Lara im Gespräch mit der blonden Fremden!

Wie mochte es dem, zum Kuckuck, gelungen sein, sich bereits an diese fremde junge Dame heranzupirschen?

Nach seiner Gattin stellte nun Señor Valdiz weiter vor: „Meine Tochter Dolores. Meine Tochter Agueda. Und diese junge Dame ist ein lieber Besuch aus Deutschland, der meine Tochter hierher begleitete: Doña Edith —"

Den Familiennamen hörte Don Juan nicht mehr. Es genügte ihm, zu wissen, daß sie Edith hieß. Die junge Dame schien ihn plötzlich wiederzuerkennen. Aber ihr leises Lächeln wußte er nicht zu deuten. War es Liebenswürdigkeit, Verschmitztheit — oder gar Spott?

Die Freunde begrüßten sich nun ebenfalls. Am liebsten hätte Don Juan Don Luis gefragt: „Wie kommen Sie hierher?"

Aber Edith beantwortete ihm jetzt seine Frage, wie ihr denn das Stiergefecht gefalle, in überraschend gutem Spanisch. Sie würde also auch jedes Wort zwischen den beiden Freunden verstehen.

Don Juan nahm seinen Hut unter den Arm, zog sich einen Stuhl an die andere Seite der jungen Dame und versuchte, Don Luis aus dem Felde zu schlagen. Er war bezaubert von der jungen Fremden! Sie unterhielt sich gewandt in der fremden Sprache und konnte auf alles, was er aufgriff, eingehen. Sie war gerade im Begriff, ihm und Don Luis von ihrer Reise in die Schweiz zu erzählen, als ein langgezogener Trompetenstoß den Beginn des zweiten Kampfganges anmeldete.

Señor Valdiz und seine Gattin waren so liebenswürdig, die anwesenden Herren zum Bleiben in dieser Loge aufzufordern, da die Zeit zu kurz gewesen wäre, um noch zu den entfernten Logen zu kommen. So blieb auch zum stillen Bedauern von Don Juan sein Freund Don Luis hier!

Agueda und Dolores schienen in das neu beginnende Schauspiel vertieft zu sein. Hinter ihren Mantillen aber nickten sie sich verständnisinnig zu und amüsierten sich über das Kreuzfeuer von Blicken, dem ihre junge deutsche Freundin zwischen den beiden Herren ausgesetzt war.

Edith fühlte mit feinem Instinkt heraus, daß Don Juan ein gewiegter Frauenkenner war. Deswegen deutete sie sein Bemühen, Eindruck auf sie zu machen, sofort richtig.

Aber der junge Marquis gefiel ihr viel besser. Seit sie ihm im Park begegnet war, ahnte sie seine beginnende Zuneigung zu ihr. Sie würde ihm wohl auch tieferes Interesse entgegenbringen, wenn sie Gelegenheit hätte, ihn näher kennenzulernen. Er war frisch, war jung. In seiner Art, sie zu umwerben, lag so viel zurückhaltende Zartheit, daß sie fühlte, er sei kein Mädchenjäger.

Die Freunde unterhielten sich lebhaft mit ihr und ließen ihr kaum Zeit, an den Einzelheiten des Kampfganges teilzunehmen. Don Luis de Lara bemerkte ganz deutlich, wie Don Juan sich scheinbar unauffällig über die Tageseinteilung der jungen Deutschen zu orientieren suchte. Wann die Stunde ihrer täglichen Ausfahrten oder Spaziergänge sei, wie lange sie in Sevilla zu bleiben gedenke, und wann sie ihren Vater aus Deutschland erwarte?

Das war für den jüngeren Freund ein Anlaß zu geheimer Belustigung, denn deutlich hörte er aus ihren Antworten heraus, daß sie alles ungewiß ließ, auch Zeit und Stunde ihrer Ausgänge. Don Luis hatte sie diese Fragen viel besser und — genauer beantwortet!

Da er wußte, wann und wo er die Angebetete wieder im Park sehen durfte, war er klug genug, sich in der nächsten Zwischenpause zu verabschieden, um seinen Platz aufzusuchen. Agueda hatte vorhin ihre Eltern durch einige hingeworfene Worte gebeten, den jungen Marquis zu einem Besuch in ihrem Hause aufzufordern. Das war geschehen, ehe Don Juan die Loge betrat.

Don Juan ließ ihn gern jetzt scheiden. Denn nun blieb ihm Zeit, sich um die Gunst der jungen Fremden zu bewerben.

*

Sevilla stand im Zeichen seiner Semana Santa!

Zu Beginn der heiligen Osterwoche waren Tausende und aber Tausende zur herrlichen alten Kathedrale gepilgert, um die langen Palmenzweige weihen zu lassen und sie dann für ein ganzes Jahr als geweihten Schmuck an den Gittern der Hausbalkone zu befestigen.

Seit Tagen brachten die Züge aus allen Teilen des Landes, besonders von der nördlich gelegenen Hauptstadt Madrid, ungezählte Reisende, die den berühmten nächtlichen Prozessionen der frommen Bruderschaften von Sevilla zusehen wollten.

Herrlich hob sich der weiße Glockenturm der Kathedrale, die Giralda, vom vergißmeinnichtblauen Himmel ab, der sich nach Sonnenuntergang im Schein des aufsteigenden Vollmondes über der Stadt wölbte. Die Santa Juana, die Schutzpatronin der Stadt, in der Hand die aufgerollte Fahne des Glaubens, stand umkreist von den unzähligen schneeweißen Tauben, die in all den zierlichen Bogennischen des Turmes nisteten.

Drunten drängte sich eine vieltausendköpfige Menge auf dem Platze um die Kathedrale und in den engen gewundenen Straßen der alten Stadt. Lange Züge tauchten immer wieder auf, Prozessionen, die schweigend, unter dem Glanz von unzähligen Kerzen, durch die Straßen zogen.

Don Juan stand abermals zum Ausgange bereit. Aber dieses Mal nicht im Promenadenanzuge. Heute umhüllte ihn ein absonderliches Gewand. Eine weite Kutte aus schwarzer glänzender Seide umgab ihn bis zu den Fußknöcheln herab. Ein Gurt aus geflochtenen Strängen hielt das Gewand um die Hüften zusammen. Über Brust und Rücken fiel eine breite Stola aus lila Seide, die in der Mitte der Brust ein gesticktes Medaillon mit Abzeichen und uralten Insignien und Buchstaben trug.

Gedankenvoll hatte er eben den zweiten Lackschuh angezogen, während ihm eingefallen war, daß es in der Bruderschaft, der er nach alter Familienüberlieferung angehörte, Mitglieder gab, die bei den stundenlangen Prozessionen barfuß durch Straßen und Kirchen schritten. Nein, er legte kein Gelübde, keinerlei Buße in dieser Form ab! Wenn er auch nicht zu den ernsten Mitgliedern dieser Bruderschaft gehörte, so zog er dennoch nicht die äußersten Konsequenzen seiner weltlichen Anschauungen und Neigungen und trat etwa aus dieser Bruderschaft aus. Er hielt sich eben an die Erfüllung der äußeren Formen, spendete reiche Summen zur Ausschmückung und Instandhaltung der Heiligenaltäre, der Pfarrkirche, die den besonderen Stolz des Kirchspiels bildete, und fehlte nie bei den großen Prozessionen, die in der Osterwoche und zum Fronleichnam abgehalten wurden.

Beim Ankleiden zur Prozession, die seine Bruderschaft in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag unternahm, verloren seine Gedanken immer mehr sich ins Weltliche. Er dachte an die schöne blonde Edith. Auch er war inzwischen offiziell zum Besuch im Hause Valdiz gewesen und war freundlich aufgenommen worden. Don Juan Bonal besaß Vermögen, Ansehen und Verbindungen. Wenn er auch in dem Rufe stand, jedem schönen Mädchen den Hof zu machen, dem endgültigen Schritt zur Heirat aber immer zu entgehen, so bestand doch durch seine Vermittlung wieder die Möglichkeit zu anderen reichen Partien für die Valdizschen Töchter.

Für Don Juan aber war der Besuch im Hause Valdiz nur die ersehnte Brücke zu Doña Edith gewesen. Es gab viele schöne Mädchen in Sevilla. Aber doch keines reizte ihn so wie die blonde Deutsche in ihrer heiteren, sicheren, weltgewandten Art, ihrer Schelmerei und Klugheit, ihrem weiten Blick und der für ihre Jugend großen Lebenserfahrenheit.

Immer öfter dachte er daran, in Edith endlich die gewünschte Repräsentantin für sein Haus zu finden. Er war sich bald darüber klar, daß er zum erstenmal in seinem Leben ernstlich verliebt war! Alle anderen Abenteuer vorher waren nur Tändeleien gewesen. Wenigstens Tändeleien von s e i n e r Seite aus. Aber er wußte nicht, ob er bei Edith vorwärtskam, wie sie innerlich zu ihm stand. Ob sie ahnte, daß er ernstlich gewillt war, um sie zu werben, falls er sich nur ein wenig mehr Gewißheit darüber verschafft, keinen Korb von ihr zu erhalten?

Don Juan sann und sann und merkte nicht, daß sein Diener seit einiger Zeit wartend neben ihm stand und die lange Wachskerze hielt, die Don Juan während der Prozession tragen sollte. Endlich raffte er sich auf, als vom nahen Turm der Kathedrale die Matracca hart und laut klapperte, das Holzgestell, das vom Gründonnerstag bis Ostersamstag die Stelle des Glockengeläutes und des Stundenschlages über der Stadt einnahm, da in diesen Tagen keine Glocke ertönen, kein Wagen auf der Straße fahren durfte.

Es war höchste Zeit für Don Juan Bonal, sich zur Kirche seiner Bruderschaft zu begeben, von der aus die Prozession dieses Kirchspiels beginnen sollte. So stieg er jetzt die Marmortreppe zum Innenhof hinab und zog die hohe, spitz aufragende Kapuze über Kopf und Gesicht, so daß nur zwei Schlitze für die Augen freiblieben.

Dann schritt er durch die engen, alten Straßen seiner Kirche zu.

*

Wer an diesem Tage nicht völlig gebrechlich oder bettlägerig war, den fand man in diesen Tagen in den Straßen oder in der Kathedrale von Sevilla. Selbst Greise und Krüppel schleppten sich auf Krücken heran. Stunde um Stunde wartete man, wenn eine Bruderschaft mit ihren Heiligenaltären vorbeigeschritten war, auf die folgende Prozession.

An diesem Tage mußte Edith Lorenz zu Hause bleiben. Aber das fiel ihr nicht schwer. Zwar waren ihr seit langem Wunderdinge von den Prozessionen erzählt worden, von den verschiedenen Gewandungen der einzelnen Bruderschaften, dem Reichtum und den Kostbarkeiten, mit denen man besonders in diesen Tagen die Statuen der Madonnen der einzelnen Pfarreien schmückte.

Gestern noch hatte sie in der Kathedrale den Lichterglanz des gewaltigen Grabes Christi gesehen. Auch der Anblick der ersten Prozessionen war ihr noch vergönnt gewesen, mit dem Zauber, der von dem herrlich gezierten Madonnenaltar im Glanze von vielen hundert brennenden Kerzen in der hohen alten Kirchenhalle ausging.

Aber dann hatte sie sich draußen im Zwielicht von Mondschein, Kerzenlicht und matten Straßenlaternen den Fuß auf den ausgehöhlten, ausgetretenen Stufen zur Kathedrale vertreten. Zum Glück hatte der Valdizsche Wagen in der Nähe gewartet. Heute durfte sie nicht ausgehen. Aber sie wollte nicht, daß ihretwegen jemand zu Hause bliebe. Eine befreundete Familie des Hauses hatte Vater, Mutter und Töchter Valdiz eingeladen, da ihr Balkon dem Hauptportal der Kathedrale gegenüberlag, um den Prozessionen zuzusehen.

Da es Sitte war, auch der Dienerschaft zu den Stunden der hauptsächlichsten Prozessionen freizugeben, lag heute das Haus des Señor Valdiz leer und still da. Doch Edith empfand die Einsamkeit nicht drückend. Sie hoffte, der junge Marquis würde auch heute am Hause vorbeipromenieren. Jeden Tag war er zur verabredeten Stunde vorbeigekommen und hatte zu ihr zum Fenster hinaufgegrüßt.

Auf einem ihrer letzten gemeinsamen Spaziergänge im Park hatte er ihr erzählt: das sei hier Recht und Sitte der Liebenden. Seit Jahrhunderten gab es diese nicht zu dichten eisernen Gitterstäbe vor den Erdgeschoßzimmern. Dahinter wuchsen von innen heraus aus hangenden Töpfen duftende Rosen, Geranien und was es sonst noch an Rankendem oder Blühendem gab. Am Abend, wenn der Mondschein den weißen Turm der Giralda noch heller und noch eigenartiger erscheinen ließ, klangen in den schmalen, stillen Straßen die Schritte des Anbeters. Immer ging er hin und her, bald gegenüber, bald am Hause vorbei, bis innen sich das kleine Holzgitter in halber Höhe des Fensters öffnete, das am Tage Unberufenen den Einblick ins Erdgeschoßzimmer verwehrte. Dann erschien die Angebetete, und es begann die flüsternde Zwiesprache der Liebenden. Täglich neu — und doch seit Jahrhunderten dieselbe.

Edith saß am Fenster, träumte und las und dachte an die schönen, immer ein wenig traurigen dunklen Augen des jungen Marquis. Bald, in wenigen Tagen, würde ihr Vater kommen! Einige Wochen wollte er zur Erholung hierbleiben. Dann sollte sie ihn heimbegleiten. Und dann hieß es Abschied nehmen von ihrem jungen Ritter, dem schönen, im Umwerben so taktvollen und entzückenden Manne. Wenn er jedoch ein entscheidendes Wort sprach, dann wollte sie dem Vater ihre Neigung gestehen. Denn der Vater konnte es gewiß möglich machen, dem künftigen Schwiegersohn eine Stellung in seiner Fabrik oder sonst einem Werk, mit dem er in Beziehung stand, zu verschaffen.

Edith sann und vergaß darüber den Schmerz des verbundenen Fußes. Die Tür des Zimmers, das, wie alle Räume im Hause, zum Innenhofe, dem patio, führte, stand offen. Das gleichmäßige Plätschern der großen Fontäne im Hofe unten drang nach oben.

Da klangen Schritte in der schmalen Straße! Edith spähte vom Fensterplatz herab. Es war der Marquis! Jetzt sah er empor und grüßte. Sie dankte. Da blieb er stehen, sah sich schnell auf der Straße um und gab ihr ein Zeichen. Zuerst verstand sie nicht. Dann wiederholte er die Bewegung. Sie blieb auch dieses Mal ihr rätselhaft. Das beunruhigte sie, denn sie glaubte, er habe ihr irgend etwas zu sagen und sie zu bitten.

Deswegen gab sie ihm ein Zeichen, sie würde jetzt in das Erdgeschoßzimmer neben der Haustür hinabsteigen. Ein glückliches und erfreutes Lächeln huschte über seine Züge.

Drunten schob Edith vorsichtig das halbhohe zierliche Holzgitter von der Fensterscheibe weg. Vor dem Gitterfenster stand der junge Marquis. Sie öffnete nun auch die Scheibe und reichte ihm zur Begrüßung die Hand durch die eisernen Gitterstäbe. Er zog sie schnell an die Lippen. Dann sagte er, er habe von ihrem Unfall erfahren und bedauere ihren Hausarrest — und doch beklage er ihn nicht ganz, denn nun dürfe er sie ungestört sehen!

Anfangs hielt Edith den Holzladen nur ein klein wenig offen, so daß sie gerade hinausspähen konnte. Aber dann wurde sie mutiger. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Alles, was außerhalb des Bannkreises der Kathedrale und der Prozessionsstraßen lag, war wie ausgestorben.

Es war eine Stunde voll stiller Romantik und geheimnisvollen Zaubers, der beiden das Herz aufgehen ließ!

Er sprach davon, wie sie sein Leben und seine Gedanken ausfülle, seitdem er sie kennengelernt habe. Wie seine Liebe zu ihr auf den ersten Blick erwacht sei.

Sie hörte zu, wie in einem Traum befangen. War er bisher bei den Begegnungen am Tage immer voller Zurückhaltung gewesen, so kleidete er jetzt seine Anbetung in die blumenreichste Sprache. Für Sekunden schloß sie die Augen und überließ sich ganz dem wohlklingenden Zauber seiner Stimme.

Ob sie ihn liebe? Ob er auf Gegenliebe rechnen dürfe?

Eben hatte sie ihm ihre Hand durch die Gitterstäbe gereicht. Jetzt antwortete sie ihm mit einem stummen Druck.

Ob er es wagen dürfe, um ihre Hand anzuhalten, wenn ihr Vater einträfe? Er könne ihr kein glänzendes, aber ein wohlangesehenes Heim bieten. Einen Namen von gutem alten Klang. Das alles entzückte sie fast noch mehr als seine Anbetung, denn sie wußte: er ahnte nicht, daß sie in der Heimat als vermögendes Mädchen, für eine gute Partie galt.

Deswegen sagte sie ihm zu.

Ihm aber war es, als sänken alle Sterne, die am dunkelsamtnen Nachthimmel über ihnen standen, gleich einem goldenen Funkenmeer rings um ihn nieder.

Neben ihnen wuchsen in einigen Töpfen, die innen an die Gitterstäbe gebunden waren, edle Rosen. Ihr zartes Rosa schien Edith die sprechendste Farbe zu der poetischen Liebesstimmung dieser Stunde. So pflückte sie die schönste der Halberblühten und reichte sie ihm hinaus.

Und er, der Ritterliche, zog wieder ihre Hand an ihre Lippen, um ihr mit dieser stummen Geste für alles zu danken, weil ihm dieser Strom von Glück alle Worte versagte.

Und wie es schon so oft beim Fensterln in Sevilla geschehen, wie der Mond es schon so oft von seinem hohen Beobachtungsposten aus mit angesehen: sie neigte ihr Gesichtchen beim Flüstern immer näher und näher an die Gitterstäbe, bis er zuletzt die Hände durch das Gitter streckte — und ihren Kopf zu sich heranzog. Er küßte ihre Wange. Dann ihr schönes Blondhaar, das zuerst damals seine Blicke auf sie gelenkt.

Das alles geschah so natürlich, so selbstverständlich und trotzdem mit solcher Zartheit, daß Edith sehr wohl merkte: der junge Marquis de Lara hatte das Küssen durchs Fenstergitter bisher kaum geübt!

*

Schon drei volle Stunden währte die Prozession, der Don Juan angehörte. Es war eine reiche Pfarrei. Außer dem Altar mit der Madonna wurden noch ein Altar mit der Darstellung von Christus in Gethsemane und einer mit der Kreuzesabnahme herumgeführt. Immer wieder mußte der voranschreitende Konfrater mit dem hohen silbernen Stabe aufstoßen und dadurch das Zeichen zum allgemeinen Halt geben, um den Männern, die die schweren Altäre auf ihren Nacken trugen, ein kurzes Ausruhen zu gestatten.

Es war eine Frühlingsnacht voll süßer Lauheit, in der nur ab und zu ein Windhauch über die Stadt dahinfuhr. Der Durst stieg jetzt mit der körperlichen Ermüdung. Auch Don Juan Bonal schlug jetzt die erhitzende Kutte vom Kopfe etwas zurück und ließ sich an einem Kaffeehaus an einer Straßenecke eine Limonade reichen. Sein Kollege, der neben ihm in der Prozession schritt, folgte seinem Beispiel. Die kleinen Chorknaben, die unmittelbar die Weihrauchfässer in den silbernen Ketten schwangen, zündeten sich vorwitzig eine Zigarette an den hohen tragbaren silbernen Leuchtern an. Ein Mann rückte eine Leiter an den Madonnenaltar heran und begann, die durch den Luftzug ausgelöschten Kerzen wiederanzuzünden, bevor man jetzt die Kathedrale durchzog. Auch die Soldaten in Galauniform, die mit ihrem kurzen, prägnanten Trommelwirbel oder mit hohen Trompetentönen die Madonnenaltäre geleiteten, benutzten diese Pause dazu, eine Erfrischung zu nehmen.

Da hörte sich Don Juan angesprochen. Er wandte sich um und sah einen Freund, den er gleichfalls durch den täglichen Kaffeehausbesuch kannte. Da Don Juan für Augenblicke die vermummende Kapuze zurückgeschoben hatte, war der andere auf ihn aufmerksam geworden.

Unter der Bruderschaft dieser Pfarrei besaßen beide gemeinsame Bekannte. Plötzlich meinte der andere: „Don Luis scheint sich nicht viel um die heutige Prozession zu kümmern!"

Don Juan horchte auf. Er setzte das hohe, erst halb geleerte Limonadenglas ab. Das Gefühl von irgend etwas Unbehaglichem, ihm Ungelegenem kroch in ihm hoch.

„Wie meinen Sie das, Don Alberto?"

„Nun, ich habe ihn eben beim Fensterln überrascht. Vielleicht war es das erstemal in seinem Leben. Denn sonst pflegte er ja nicht viel Interesse für die Frauen zu haben."

Don Juan lächelte im ersten Moment. Er dachte nicht im entferntesten daran, daß diese Bewerbung durch ein Sevillaner Gitterfenster etwa Edith betreffen könne. Vielmehr glaubte er, Don Luis sei sonst irgendeiner andalusischen Circe in die Hände gefallen und scheide nun als Nebenbuhler bei der schönen Deutschen immer mehr aus. Zwei Männer mit einem Holzgestell waren inzwischen an den zweireihigen Linien der Bruderschaft entlanggegangen und hatten ihnen frische Kerzen angeboten, die sie auf dem Gestell trugen. Auch Don Juan ergriff mechanisch die schlanke neue Kerze, die ihm einer der Männer anstatt seiner niedergebrannten reichte.

Plötzlich gab ihm ein Impuls die Frage an Don Alberto ein: „Sie sahen Don Luis beim Fensterln? Ach, wie amüsant! Wir werden ihn morgen im Café necken! Er hielt doch sonst immer so auf standesgemäßen Umgang!"

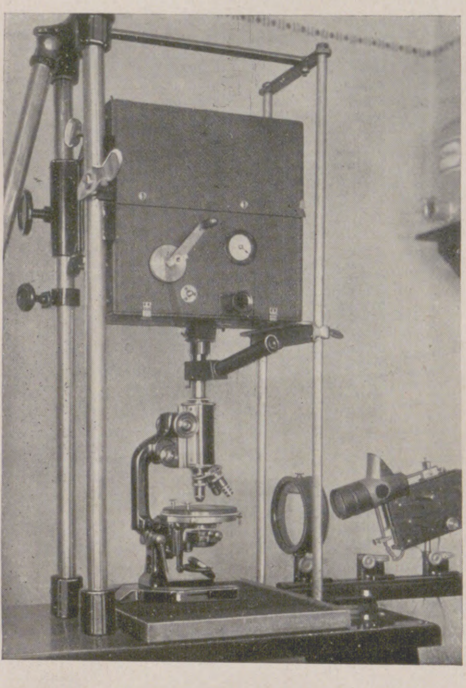
(Fortsetzung folgt.)



Dachse. Nach einem Gemälde von W. Arnold.

(Aus der Mappe „Die Jagd geht auf“, einer Sammlung künstlerischer Jagdbilder, erschienen im Verlag von J. J. Weber in Leipzig.)

Kinematographie des Unsichtbaren. / Von Ewald Schild, Wien.



Eine mikrokinematographische Aufnahmeeinrichtung.

Die Volkstümlichkeit der Wissenschaft des Kleinsten wurde sehr gefördert, als es gelang, erfolgreich das Mikroskop mit dem Kinoapparat in Verbindung zu bringen und dadurch die mannigfaltigen Lebensformen der Welt des Unsichtbaren in ihrer unglaublichen Vielgestaltigkeit auf den Filmstreifen zu bannen. Die Mikrokinematographie ist ein leider noch sehr wenig bearbeitetes Teilgebiet der endlich emporblühenden wissenschaftlichen Kinematographie.

Die Mikrokinematographie oder, wie man sie auch bezeichnen könnte, die „Kinematographie des Unsichtbaren“ ist eine schwierige Aufnahmemethode, die, abgesehen von den vielfältigen technischen Behelfen, Geschick und Ausdauer erfordert.

Wie bei jeder Kinoaufnahme, sind auch bei Aufnahmen aus der Welt des Unsichtbaren die „Darsteller“ das Wichtigste. Unsere Darsteller haben aber den schätzenswerten Vorzug, immer zur Stelle zu sein, nie oder doch nur höchst selten zu versagen und im allgemeinen auch keine so harten Anforderungen an die Nerven des Aufnehmenden zu stellen wie ihre menschlichen „Kollegen“. Jeder Wassertropfen, einem beliebigen Teich oder Tümpel entnommen und unter den Bereich der winzigen Objektivlinse des Mikroskops gebracht, zeigt uns eine unglaubliche Fülle reichen, wimmelnden Lebens. Das Licht der Bogenlampe bei der Aufnahmeeinrichtung zuckt auf — und nun beginnt die „Jagd im Wassertropfen“. Die Kontrollbeobachtung, die, unabhängig von der Aufnahme, das Bild zu beobachten erlaubt, das auf dem Filmstreifen entsteht, zeigt nach Klarstellung des Bildes als ersten Darsteller eine Amöbe, das primitivste tierische Lebewesen, das wir kennen. Sie ist wohl einer der kleinwinzigsten Erdenbürger, dessen Körperchen nur aus einem einzigen „Lebensbaustein“, einer Zelle, besteht. Bedächtig wälzt sich das Lebenswunder durch das Gesichtsfeld, die Kurbel am Aufnahmekino tritt in Tätigkeit, und schon sind die interessanten Bewegungsvorgänge, das „Fließen“ des Plasmaklümpchens, festgehalten. Bei Geduld und Ausdauer gelingt es auch unschwer, Nahrungsaufnahme und Vermehrung zu beobachten und bildlich festzuhalten. Die Amöbe frißt mit ihrem ganzen Körper, ein eigener „Mund“ fehlt, vielmehr werden Nahrungspartikelchen von dem Schleimklümpchen einfach umflossen, auf diese Weise in das Innere des Zelleibes gebracht und dort der chemischen Verarbeitung überantwortet. Auch die Fortpflanzung ist bei solchen einzelligen Lebewesen keine besonders verwickelte Angelegenheit; sie besteht darin, daß sich die Zelle einfach teilt und aus dem ursprünglichen „Muttertier“ zwei Tochtertiere werden, die einander wie ein Ei dem anderen gleichen.



Der Wasserfloh (Daphnia), ein Kleinkrebs. A = Auge; D = Darm; H = Herz; R_1 und R_2 = Ruderfühler.

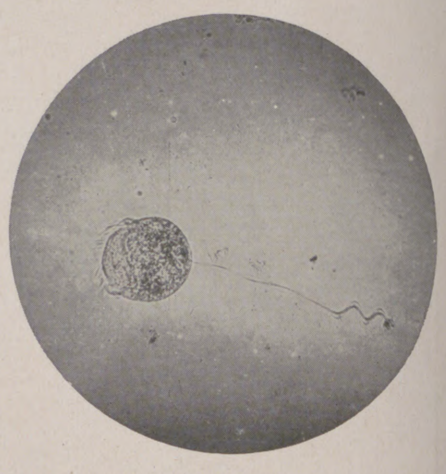
Eine winzige Verschiebung des Traggläschens, und wir haben eine Kolonie der „Glockentierchen“, wohl eine der zierlichsten Lebensformen der Welt des Unsichtbaren, vor uns. Den absonderlichen Namen erklärt der Anblick des Zellkörperchens, der an ein winziges Glöckchen erinnert. Jedes Glöckchen hängt mit einem dünnen Faden an seiner Unterlage. Da — ein blitzschneller Ruck, und zuckend hat er sich zusammengerollt, das Glöckchen mit sich niederreißend. Aber schon nach wenigen Augenblicken entfaltet sich der spiralig zusammengezogene Faden; das Glöckchen, das sich zu einer Kugel zusammenrollte, blüht wieder auf. Nach einer Sekunde reißen die Stiele ihre Glöckchen abermals zurück, und so könnten wir stundenlang das wirbelnde und zappelnde Auf- und Abtanzen verfolgen.

Kaum ist die Kurbel am Aufnahmekino zum Stillstand gekommen, tritt neues abenteuerliches Leben der Kleinwelt in den Kreis des Gesichtsfeldes. Robuste Gesellen rudern mit mächtigen Rädern am Kopfe umher. Diese Rädertierchen gewinnen allgemeines Interesse dadurch, daß sie (und mit ihnen noch einige andere Gruppen niederer Lebewesen) imstande sind, lebensbedrohende Umstände, zum Beispiel das Austrocknen des Wohngewässers, einfach dadurch zu überdauern, daß sie sich einkapseln und bei Eintritt günstiger Lebensumstände wieder zu neuem Leben erwachen.



Fäulnisbakterien. (1400 fach vergrößert.)

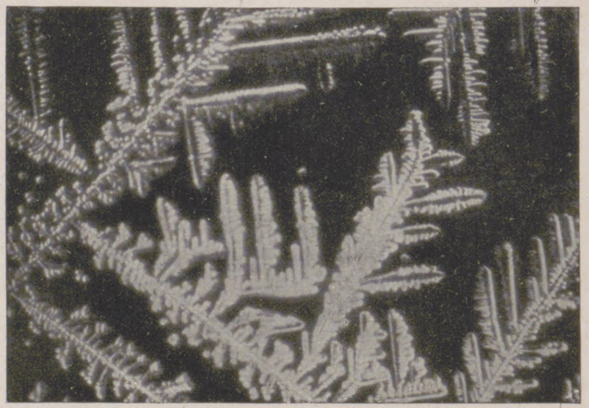
Unser Wassertropfen birgt aber noch andere Wunder! Da sehen wir ein „biologisches Unikum“ in Gestalt des Kugeltierchens Volvox. Mehr als 10000 Lebensbausteine setzen diese Lebenskugel zusammen, die von Ernst Haeckel als eine „wahre Wunderkugel, ein echtes, lebendes Ahnenbild der höheren Tierheit und des Menschen“ bezeichnet wurde. Plötzlich ein gewaltiger Ruck — und im Sehfeld taucht ein winziges, kaum ein Millimeter großes Krebschen auf. Sylphidenhaft durchsichtig ist der Körper und gewährt uns ungehindert Einblick in das Getriebe lebenstätiger Organe. Wir haben den Wasserfloh (Daphnia), das berühmte Forschungsobjekt, vor uns. Seine Heimat sind Tümpel, Teiche und Auwässer, die er in gewaltigen Mengen bevölkert. Da haben wir das beutelförmige, primitive Herz unseres Wasserflohes. In regelmäßigem Tempo zieht es sich rhythmisch zusammen, das „Pulsieren“ des Herzens tritt so sonnenklar zutage, als würde ein Anatom ein noch zuckendes, lebenswarmes Menschenherz vorweisen. Kein geringeres Interesse beanspruchen die anderen Innenorgane: die Speiseröhre mit dem anschließenden Darm, die paarigen Eierstöcke mit dem Brutraum, in dem die Eier die Entwicklung bis zum fertigen Jungtier durchmachen, die großen Ruderfühler, das mächtige Auge usw.



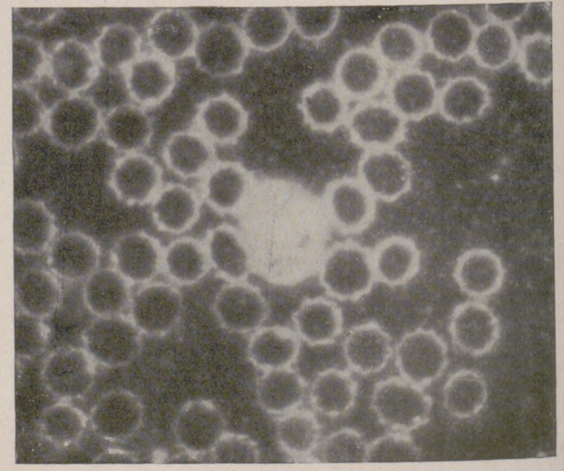
Das „Glockentierchen“, ein einzelliges Lebewesen unserer Gewässer. (600 fach vergrößert.)

Sind nun derartige Aufnahmen für die so wünschenswerte biologische Bildung im Unterricht und auch für weiteste Kreise von wesentlichster Bedeutung, weil sie vertieften Einblick in die Wunder um uns gewähren können, so fesseln den Fachmann noch schwierigere Probleme. Mit Erfolg gelang beispielsweise die kinematographische Festhaltung mikroskopischer Wachstumsvorgänge an Kristallen, deren dekorative Regelmäßigkeit wohl mit zu dem Schönsten gehört, was die Welt des Unsichtbaren zu bieten vermag. Man muß nur einmal beobachtet haben, wie die schlanken, vielfach verästelten Kristallnadeln des Salmiaks aus der übersättigten Lösung mit ungeahnter Formenschönheit emporschießen, und man wird vom unmittelbaren oder durch den Film ermöglichten Anblick dieser köstlichen Gebilde ein unauslöschliches Erinnerungsbild bewahren.

Von besonderer Bedeutung für Forschung und Unterricht wurde endlich die Verbindung des Kino-Aufnahmeapparates mit dem Ultramikroskop (eigentlich „Übermikroskop“). Peinlichste Sorgfalt und Genauigkeit des Aufnahmeleiters sind bei den komplizierten technischen Behelfen, die dabei in Anwendung gelangen, wesentliche Vorbedingungen des Gelingens. Mit Hilfe unserer besten gewöhnlichen Mikroskope, an sich wahre Wunderwerke der Technik, können wir noch Körperchen wahrnehmen, die eine „Größe“ von mindestens fünfzehntausendstel Millimeter besitzen. Tiefer herunter können wir nicht gelangen, nicht weil unsere Apparate noch zu unvollkommen sind, sondern weil uns das Licht und unser Auge einen endgültigen Strich durch die Rechnung machen. Soll nämlich ein geformtes Körperchen im gewöhnlichen Mikroskop noch sichtbar werden, dann muß es zumindest die Größe einer Lichtwelle besitzen. Da aber die kleinsten Wellen (die violetten des Spektrums) vier zehntausendstel Millimeter lang sind, ist leicht einzusehen, daß auch unter den günstigsten Bedingungen die Sichtbarkeitsgrenze oberhalb dieses Wertes liegen muß. Nun gibt es aber Teilchen des Stoffes, die so klein sind, daß sie selbständig gar keine Wellen aussenden, sondern höchstens die Lichtwellen ablenken, brechen oder zerstreuen. Im gewöhnlichen besten Mikroskop bleiben sie demnach unsichtbar. Beim Ultra- oder Übermikroskop treten aber besondere Beleuchtungsmethoden in Anwendung, die seine Leistungsfähigkeit steigern. So können, im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit unserer gewöhnlichen Mikroskope, die Körperchen noch um das Hundertfache kleiner sein, damit wir sie als kleinste Sonnen auf dem dunklen Gesichtsfeldgrund des Ultramikroskopes sehen können. In Zahlen ausgedrückt, entspricht dies einer Teilchengröße bis zu fünf millionstel Millimeter! Selbst wer gewohnt ist, häufig mit solchen „Größen“ umzugehen, kann unmöglich behaupten, davon eine klare Vorstellung zu besitzen, so unfaßbar ist diese Kleinheit, für die nicht einmal unsere Sprache eine Wortformel besitzt.



Wachstumsvorgänge an Salmiakkristallen. (800 fach vergrößert.)



Menschliches Blut im ultramikroskopischen Kinobild. (600 fach vergr.) Die roten Blutkörperchen sind als weiße Ringe zu erkennen. In der Mitte des Bildes ein weißes Blutkörperchen.

Dieses unglaubliche Sehvermögen hat der Forschung unschätzbare Dienste erwiesen. Ja, im Grunde genommen, ist sie eben erst dabei, planmäßig mit diesem ausgezeichneten Hilfsmittel Erfolg an Erfolg zu reihen. Sie machte uns mit der Welt der Kolloide bekannt, die nicht zuletzt gewichtige Bausteine für die Erklärung des Lebenswunders verspricht und eine Fülle neuer Tatsachen und Probleme zeitigt.

Die modernen ultramikroskopischen Aufnahmeweisen waren aber auch für viele biologische Objekte von größtem Werte. Erst mit ihrer Hilfe konnten beispielsweise die lebenden Erreger der Syphilis, der Schlafkrankheit usw. bildlich festgehalten werden, Aufnahmen, deren überragender Forschungs- und Anschauungswert von einziger Bedeutung ist.

Ein neu aufgefundenes antikes Grab in Rom.

Von Gustav W. Eberlein.

Zwischen abscheulichen Mietkasernen, neben einer nicht schöneren Garage in dem übervölkerten Quartier vor dem Lateran fährt der Spaten in die Erde. Man will ausschachten für den Bau eines neuen jener Behausungsungetüme, die man hier Palazzo nennt, und stößt — ins Leere. Nein, in ein Grab. In ein mächtiges antikes Grabgebäude, das einst mehrere Stockwerke hoch über die Erde hinausragte, wie es jetzt noch mehrere Stockwerke tief hinuntergreift. Die Nachfahren derer, die hier



Die „Kammer der elf Männer", in denen man die Apostel oder Propheten des Alten Testaments zu erblicken glaubt. Sie sind mit solcher Meisterschaft gemalt, daß italienische Gelehrte darin den Schlüssel für die römische Malerei vom Ende des 2. Jahrhunderts ab erkennen.



Porträtfigur.

schlummern, haben es, als sie eine ihnen zweckmäßiger scheinende Baracke bauen wollten, einfach auf dem Straßenniveau abgeschnitten, nachdem sie den Tempel ausgeplündert hatten.

Tempel? Ja, und auch Grab. Beides. Näheres läßt sich noch nicht sagen. Wir tappen wie bei fast allen Ausgrabungen der letzten Jahre im finstern und wissen nicht einmal, ob der Wandschmuck noch heidnisch oder schon christlich ist, ob die elf Männer, die uns in einer der Kammern so lebenswarm anschauen, Propheten des Alten Testaments oder die Apostel sind, oder gar Figuren des cäsarischen Roms. Sie tragen die weiße Tunika und haben doch so ausdrucksvolle Züge, daß man geneigt ist, an Porträte aus jüngster Zeit zu glauben. In anderen Gemächern wieder drängt sich die Geschichte vom Sündenfall auf, Adam und Eva weilen im Paradies, schon von der Schlange bedroht. Dann — der gute Hirte, weidende Schafe zu seinen Füßen. Auch er so sprechend — es gibt Gelehrte, die darüber in Entzücken geraten, weil sie meinen, das erste authentische Bild Christi vor sich zu haben.

Die Zweifel aber finden reiche Nahrung in den Fresken, die in Massendarstellungen Volksszenen schildern, darunter ein unverkennbarer Auflauf auf dem Forum. Eine weite Landschaft dahinter scheint die römische Campagna zu sein. Das ist alles mit unerhörter Meisterschaft gezeichnet und gemalt, mit dem Verismus der etruskischen Kunst, und von absoluter Originalität. Für die Geschichte der römischen Malerei sind die Bilder von unschätzbarem Wert. Eine so reiche Sammlung von Freskenporträten beispielsweise steht einzig da in der gesamten klassischen Kunst.

Biblische Vorbilder? Das Buch Hiob? Die Odyssee? Wir wissen es nicht. Geheimnis ruht über Geheimnis. Denn da sind auch Särge, das Kopfende gegen Süden gerichtet; da sind Grabmäler und Mosaike und Inschriften, die von der Bestattungsgruft der Familie Aurelia sprechen. Vielleicht auch lag hier tief unter der Erde das Versammlungshaus einer geheimen vorchristlichen Sekte, in dem sich nach und nach andere Religionen einnisteten.



Treppenanlage des unterirdischen Tempels am Viale Manzoni in Rom mit Blick in das ausgemalte Grabgewölbe der Familie Aurelia (1. oder 2. Jahrhundert n. Chr.)



Monumentale, einst mit Marmor verkleidete und von Säulen (deren Ziegelkerne daneben liegen) flankierte Pforte im Hintergrund des unteren Cubiculum.

Pelzhandel auf Kamtschatka. / Von K. Stricker.



Löschen von Waren auf Kamtschatka an offener Küste.



Kamtschadalenfamilie vor ihrer Behausung.

Von einer Hamburger Firma erhielt ich den Auftrag, zum Einkauf von Pelzen auf Kamtschatka Handelsniederlassungen zu gründen. Pelze gegen Bargeld einzukaufen, ist nicht vorteilhalt, weil die Händler sehr hohe Preise fordern. Von den Eingeborenen selbst kann man nur kaufen, wenn man Waren nach Kamtschatka bringt und dort überwintert. Ich lebte damals schon einige Jahre in Wladiwostok, von wo aus Kamtschatka noch etwa acht bis zehn Tagereisen mit einem Frachtdampfer entfernt liegt. Mein Reiseziel war Uka, eine kleine Kamtschadalen-Ansiedlung an der Ostküste der Halbinsel. Ich hatte Gelegenheit, einen Dampfer zu benutzen, der Uka anlief, und kam mit meinen Waren wohlbehalten dort an. Mindestens für zwölf Monate war ich nun von aller Welt abgeschnitten. Es war gut, daß ich zu meiner Hilfe aus Wladiwostok zwei Chinesen mitgenommen hatte, denn bei den Eingeborenen kann man schwerlich auf Arbeitshilfe rechnen. Sie waren eifrig damit beschäftigt, Lachse zu fangen und als Wintervorrat zu trocknen. Ich erwarb in der Ansiedlung, die aus nur vier Kamtschadalen-Familien bestand, ein aus dicken Balken zusammengezimmertes Blockhaus, stellte die mitgebrachten Waren zum Verkauf aus und hatte somit die erste deutsche Handelsniederlassung in dieser weltvergessenen Gegend errichtet. Bald kamen auch die Eingeborenen aus den weiter entfernt gelegenen Ansiedlungen herbei und versorgten sich mit Waren. Sie werden meist auf Kredit bezogen und dann im Winter durch Pelze bezahlt. Der Sommer war sehr schön, es herrschte beständig eine warme Witterung; nur die Mückenplage war fast unerträglich, so daß man ständig einen Mückenschleier tragen mußte. Da die Haupthandelszeit im Winter ist, war geschäftlich wenig zu tun. Ich ging daran, mir für den Winter Holzvorrat aus einem nahe gelegenen Birkenwald zu verschaffen, außerdem machte ich Jagd auf Flugwild. Gänse, Enten und Schnepfen gab es in Menge, auch war die Jagd auf Schneehühner sehr ergiebig. Meine beiden Chinesen machten sich an das Einsammeln von Beeren, die in überreicher Fülle dort gedeihen. Mitte September bekamen wir starke Nachtfröste, auch setzten bald Schneestürme ein. Mitte Oktober war der Winter da. Unter den Eingeborenen begann jetzt ein regsames Leben. Der Frost und die Schneedecke hatten nach allen Richtungen sichere Verbindungswege hergestellt, der Hundeschlitten wurde hervorgeholt, die Jagd auf die Pelztiere begann. Für die Zobeljagd, die in der Hauptsache betrieben wurde, versahen sich die Jäger reichlich mit Proviant, Hundefutter (getrocknetem Lachs), Zelten und sonstigem Zubehör, da sie sich längere Zeit, weit entfernt von ihrer Behausung, im Walde aufhalten mußten. Die Pelzjäger haben einen äußerst anstrengenden Beruf, reich an Strapazen und Entbehrungen, denn ein Zelt- und Lagerleben bei — 25 bis — 30 Grad R. in Eis und Schnee gehört jedenfalls nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Ich hatte einmal Gelegenheit, mich drei eingeborenen Pelzjägern auf einer Zobeljagd anzuschließen. Es war eine äußerst beschwerliche Reise mit dem Hundeschlitten, und wir gebrauchten, um in die Jagdgründe zu gelangen, vier Tage. In einem Birkenwald, dem Lieblingsaufenthalt der Zobel, machten wir halt und bauten unser Zelt auf. Frühmorgens begleitete ich einen der Eingeborenen auf seinem Pirschgang. Da gerade Neuschnee gefallen war, fiel es nicht schwer, Zobelspuren, die am Fuße einer dicken Birke endeten, zu verfolgen. Wir umstellten die Birke mit einem feinmaschigen Zobelnetz und hielten auch einen Hund in der Nähe. Der aufgeschreckte Zobel kam mit einem gewaltigen Satze hervor, geriet in das Netz, konnte sich aber bald wieder befreien. Wir nahmen die Verfolgung sofort auf, und es gelang uns, den Zobel, der sehr schön in Haar und prachtvoll in Färbung war, in kurzer Zeit zu erlegen. Acht Tage pirschte ich in dieser Weise mit den Pelzjägern. Während dieser Zeit wurden vier Zobel, ein Kreuzfuchs und ein Fischotter erbeutet. Die Jäger verblieben noch weitere vier Wochen in den Wäldern und hatten eine Gesamtausbeute von 38 Zobeln, 5 Füchsen und dem Otter.



Handelsniederlassung in Uka.

Die ersten Zobel erhielt ich aus dem nächstgelegenen Dorfe Cholula. Es waren Kronenzobel von schöner dunkler Färbung und mit regelmäßig verteilten Silberspitzen. Bald entwickelte sich ein reger Handel. Von weither kamen die Eingeborenen auf ihren Hundeschlitten angefahren und brachten Pelze. Es waren hauptsächlich Zobelfelle, Rot-, Kreuz- und Silberfüchse. Die Füchse sind auf Kamtschatka besonders voll im Haar, dabei seidenweich und prachtvoll gezeichnet. Ich hatte unter meinen Waren auch Fensterglas und Lampen mitgebracht, Dinge, die den Eingeborenen nicht bekannt waren. Sie hatten bisher die Fenster mit zusammengenähten Seehundsdärmen bespannt, die nur durchscheinend waren. Als Beleuchtung verwandten sie Trangefäße mit Moosdocht. Die Eingeborenen beherrschten alle sehr gut die russische Sprache; untereinander unterhielten sie sich aber in ihrer Muttersprache, einer eigentümlichen Sprache mit vielen Gurgel- und Schnalzlauten. Sie waren höflich, äußerst feinfühlig, das Alter und die Frauen wurden dort geehrt.

Um die Weihnachtszeit kehrten alle Jäger von ihren Jagdzügen zurück. Die alten Schulden wurden beglichen und neue Waren entnommen. Sie hatten gute Beute gemacht, und so herrschte ein fröhliches Leben. Es wurden Festlichkeiten veranstaltet, nach den Klängen der Harmonika endlose Tänze aufgeführt, und alt und jung stampfte in den engen Stuben durcheinander. Um auch aus entlegeneren Ansiedlungen von den nomadisierenden Volksstämmen Pelze gegen Waren zu erhalten, hatte ich Hausierer angestellt. Auf Hundeschlitten wurden die notwendigen



Zobel im Netz.



Hausierer mit ihrem Hundeschlitten.


Xaver Scharwenka.

Letztes Urteil von Professor Scharwenka über Feurich-Flügel

Berlin d. 21 Januar 1924.

Sehr geehrter Herr Kommerzienrat

Empfangen Sie den Ausdruck herzlichsten Dankes für den prächtigen Konzertflügel, den Sie mir zum Musikfest in Salzwedel zur Verfügung zu stellen die Güte gehabt haben.
Gern spreche ich es Ihnen aus, daß dieses Instrument das Vollkommenste darstellt, was mir in den langen Jahren meiner Tätigkeit begegnet ist.
Die edle, machtvolle, in allen Lagen gleichmäßige Fülle des Tones entzückte mich ebenso, wie die wunderbar ausgeglichene Mechanik, die auch die subtilsten Anschlagsnuancen willig und in vollkommenster Weise ermöglichte.
Es war wie ein Heldenkampf zwischen Klavier und dem 90 Mann starken Orchester, bei dem mein „Feurich" sich gegen die mächtige orchestrale Tonfülle dominierend und siegreich behauptete.
Daß das Instrument die helle Bewunderung auch der anwesenden Kenner erregte, möchte ich ganz besonders erwähnen.
Ich freue mich, bei meinem demnächstigen Klavierabend in Berlin mich dem Publikum in Gesellschaft meines Feurich vorstellen zu können und ich würde es sehr begrüßen, Sie unter den Zuhörern zu wissen, damit Sie Zeuge Ihres Triumphes sein können.
Inzwischen mit nochmaligem Dank und verehrungsvollen Grüßen

Ihr ergebenster
Xaver Scharwenka

Julius Feurich, Hofpianofortefabrik, Leipzig

Gegründet 1851

Eigene Verkaufsstellen in Leipzig, Dresden, Berlin, Dortmund, London.

Waren verpackt, und die Hausierer mußten sich bemühen die Nomaden, die mit ihren Renntierherden in der unermeßlichen Tundra hin und her zogen, aufzufinden. Es war dies sehr beschwerlich. Sie mußten oft wochenlang unterwegs sein, doch lohnte es sich meistens. Die Nomaden, ganz vorzügliche Jäger, konnten infolge ihrer Ungebundenheit die besten Jagdgründe ausfindig machen und sich nach Belieben lange Zeit dort aufhalten, da sie ja ihren ganzen Hausstand immer bei sich haben. Einmal schlug auch ein Nomade, ein Tschuktsche, ganz in der Nähe von Uka sein Zelt auf. Er versorgte sich fast für ein ganzes Jahr mit allen möglichen Waren. Ich handelte sehr schöne Pelze von ihm ein, auch einige außergewöhnlich große schwarze Bärenfälle.

Im Mai begann die Schneeschmelze. Die Eingeborenen hielten sich jetzt wieder meistens in ihrer Behausung auf, und der Handel stockte vollständig. Ende Juni waren die meisten Flüsse eisfrei. Es erschienen ungeheure Lachszüge, die flußaufwärts zogen, um zu laichen. Gänse, Enten und Schnepfen stellten sich wieder in großer Anzahl ein. Anfang Juli traf der Dampfer ein, der nach sechzehnmonatiger Abgeschlossenheit Handelsgüter und Nachrichten für mich brachte. Die eingehandelten, bereits gut verpackten Pelze wurden verfrachtet. Ich selbst reiste mit dem Dampfer nach Wladiwostok, um weitere Vorbereitungen zwecks Gründung von Handelsniederlassungen an anderen Orten von Kamtschatka zu treffen.

Der göttliche Funke. / Von Wilhelm Lichtenberg.

Rolf L'Orange hatte nun zwanzig Jahre seines Lebens als Provinzschauspieler zugebracht. Es war ihm nie zum Bewußtsein gekommen, daß er eigentlich etwas abseits der großen Welt stand, im Schatten eines Ruhmes, der so verlockend sein konnte. Er spielte Hamlet und Romeo, Carlos und Clavigo, spielte sie in jedem Jahr anderswo, und das gerade, dieser ständige Wechsel des Schauplatzes, machte ihm einen unsagbaren Reiz aus, den er nicht missen wollte. Daß er im Schatten stehen mußte, machte er den andern zum Vorwurf, die blöde genug waren, achtlos an seiner Genialität vorbeizugehen und ihn nicht an den Platz zu stellen, der einzig von ihm, Rolf L'Orange, ausgefüllt werden könnte.

Die Frauen aber greifen mit böser Hand in jedes Männerschicksal ein. So auch die Gattin L'Oranges. Sie war keine Ophelia, keine Julia, keine Eboli. O nein! Sie saß, ein abgehärmtes, müdes Weiblein, zu Hause — wenn sie überhaupt irgendwo zu Hause waren — und betreute die sechs Kinder, die Rolf vor der Welt verleugnete, ebenso wie er es mit seiner Gattin tat. Was sollte auch Clavigo mit Weib und sechs Kindern anfangen? Das blieb besser Geheimnis. Und dagegen hatte die stille Frau auch nichts einzuwenden. Sie ging nicht auf die Straße, mied die Menschen und wußte, daß die Benefizgeschenke ausbleiben würden, träte Rolf mit seiner vielköpfigen Familie vor die Öffentlichkeit. Nur gegen eines wandte sie sich plötzlich: Sie wollte nicht mehr Saison um Saison von einem Ort zum andern wandern; sie wollte, selbst mit ihrem Elend, irgendwo seßhaft werden und in Ruhe weiterleben. Rolf wies diesen Gedanken zuerst empört von sich! Ein Künstler gehört der Welt, meinte er, und wer sitzt, versauert. Und er hatte doch die Verpflichtung, an allen Orten seine Kunst zu zeigen! Damit gab sich die Frau nicht zufrieden.

Selbst Gattinnen von Romeos vermögen mit einiger Beharrlichkeit etwas zu erreichen, und Frau L'Orange fand in diesem Fall ihre Beharrlichkeit dem Widerstrebenden gegenüber. Sie hatte einen Onkel in der großen Stadt, der auf den Leiter einer größeren Bühne Einfluß hatte. An den wandte sie sich um Fürsprache, und wirklich kam ein Antrag, der den gefeierten Heldenspieler aus der Provinz nach der Hauptstadt berief. Es gab ein dreijähriges Engagement, eine gute Gage. Das alles gab es, und die Frau malte sich nun schon zitternd aus, wie das sein könnte, wenn man einmal zu Palmarum nicht sein Bündel schnüren müßte, sondern auch noch im Mai und gar im Juni seine Gage bekäme. Wie das sein müßte . . . Und daß die beiden ältesten Kinder auch einmal eine Klasse an einem Orte absolvieren könnten und nicht immer die Klassen wiederholen müßten, weil man die Dinge doch in jeder Schule anders lernt und die Komödiantenkinder an sich nirgend gern gesehen sind.

Rolf wollte von einem solchen Engagement zuerst nichts wissen! In die Großstadt gehen — er, der gottbegnadete L'Orange, dem die Weiber hier in Leitmeritz so nachliefen, der hier einen Pikkolomini gespielt hat, den die Leitmeritzer nicht so bald vergessen werden, und der in Ingolstadt heute noch unvergessen ist? Nein, nimmermehr! Diesen Bonzen in der Hauptstadt, die durch Kriecherei und Unfähigkeit emporgekommen sind, die Stichwörter bringen? Ein Knecht sein, wo er hier ein Gott war, wo bei seinem letzten Ehrenabend hundertfünfzig Personen von der Kasse weggeschickt werden mußten, weil das Haus schon zwei Tage vorher ausverkauft war? Dazu gibt sich Rolf L'Orange niemals her! Bis sich seine Frau hinter die Kinder steckte. Die liebte er. Wenn er sich auch gezwungen sah, sie zu verleugnen, so waren sie ihm doch ans Herz gewachsen. Sie sollten einmal sein Andenken hochhalten, die Erben seines Ruhmes sein. Und als dann die Kinder baten, sie möchten so gerne nach der großen Stadt, und sie wollten die Mutter nicht mehr so traurig sehen, und der Vater würde auch dort ein großer Mann werden, gab er nach und unterschrieb den Vertrag. Die Argumente leuchteten ihm ein, und besonders das letztere bestach ihn. Warum sollte es einem großen Künstler nicht auch durch sein Können gelingen, sich seinen Platz zu erobern? Er wollte es mit jenen arrivierten Nichtskönnern aufnehmen! Er — Rolf L'Orange.

So siedelten sie in die große Stadt über. Rolf wurde unglücklich. Noch ehe er ins Theater kam. Er wandelte siegessicheren Schrittes durch die Straßen, so wie er es in Leitmeritz und Ingolstadt ausprobiert hatte, aber kein Mensch kümmerte sich um ihn . . . Er blitzte die Frauen an — aber sie reagierten nicht darauf. Man kannte ihn nicht. Allerdings, in Ingolstadt hatte man ihn in den ersten paar Tagen auch nicht erkannt, aber man hatte ihm nachgesehen und vermutet, daß hier ein Freudenspender durch die Straßen der Stadt wandle. Ein Beglücker. In der Hauptstadt machte sich niemand Gedanken über ihn. Im Theater beachtete man ihn nicht. Der Direktor empfing ihn kurz und schien sogar etwas verwundert, die Kollegen drückten sich um ihn herum.

Dann kam die erste Rolle. Oh, L'Orange war es gewohnt, Rollenhefte in die Hand gedrückt zu bekommen, die gewichtig und umfangreich waren. Diesmal war es nur ein schmächtiges Heftchen, in dem kaum drei Sätze standen. Drei, übrigens ganz bedeutungslose Sätze. Er nahm es zähneknirschend, er studierte diese drei Sätze nicht, er probte teilnahmlos, er spielte ingrimmig und ohne Anteilnahme. Das ihm!

Aber dieser Ochse von einem Direktor verstand es nicht besser! Die Rollenhefte wurden nicht umfangreicher, und manchmal blieben sie ganz aus. Dieser Menschenhändler und sadistische Leuteschinder konnte auch auf diesem bescheidensten Posten auf Rolf L'Orange verzichten. Schmach über ihn! Rolf litt, litt — wie Richard Wagner in Riga gelitten haben mußte, Schiller auf der Karlsschule, Mark Anton auf dem Forum. Das unterdrückte Genie. — Bis es eines Tages im Theater hieß, als nächste Neueinstudierung werde „Hamlet“ gegeben werden. Hamlet!!! L'Oranges beste Rolle! Die Passauer wissen es. Konnte man da an ihm vorbeigehen? Konnte dieser gewissenlose Ignorant, dieser kapitalistische Nichtskönner den Hamlet anders besetzen? War er fähig, seine Unfähigkeit so weit zu treiben? Für jeden Fall beschloß er nachzuhelfen. Er meldete sich in der Sprechstunde des Direktors. Oh, wie er dieses aufgeblähte System haßte!! Sprechstunde! In Leitmeritz gab es keine Sprechstunde. Da ging man an die Kasse, dort saß der

Herr Direktor, und man bekam, was man wollte. Er ging also in die Sprechstunde und machte den Direktor aufmerksam, daß er so glücklich wäre, über den augenblicklich hervorragendsten Darsteller des Hamlet auf deutschen Bühnen zu verfügen. Der Direktor lächelte nur und meinte, er werde gelegentlich daran denken. — Als dann der Hamlet ausgeteilt wurde, bekam L'Orange den Marzellus zugewiesen. Den Marzellus... Den Hamlet spielte dieser krummbeinige, schielende, heisere, temperamentlose, affektierte Nichtskönner, auf den diese albernen, vertrottelten Großstädter schworen. Und er — nur Marzellus. Gut. Nur Marzellus. Na, wartet nur, ihr Verschwörerbande. Marzellus wird in den Vordergrund treten.

Noch nie hatte er an dieser Schmierenbude mit solchem Feuereifer probiert. Es fiel auf, und er heimste sogar ein Lob des Regisseurs ein. Er lachte innerlich. Noch gar nichts. Noch lange nichts. Ihr sollt sehen! Und staunen!

Der Abend kam. L'Orange lief die Zeit vorher schon in einem Fieber umher. Er bestellte die paar Bekannten, die er hatte, für den Abend ins Theater. Und auch seine Frau mußte gehen. Die war schon seit vielen Jahren nicht mehr im Theater gewesen, nicht einmal in Ingolstadt, als Rolf den Hamlet selbst gespielt hatte. Und nun sollte sie Zeugin seines Marzellus sein? Aber auch die beiden ältesten Kinder mußten mit; Rolf meinte, es würde für ihn ein großer Abend.

Die erste Szene ging glatt vorbei. Marzellus besprach mit seinem Wachegefährten die Erscheinung, die allnächtlich in des weiland Königs Gestalt auf der Terrasse von Helsingfors wandelte, Marzellus sprach mit edelstem Ausdruck. Man beachtete ihn nicht. Auf Marzellus achtet man nicht. Auf Marzellus nicht. Nein. Aber auf Hamlet doch? Wie? Na, man wird ja sehen!!

Die Vorstellung nahm ihren Verlauf. Marzellus hatte seine Rolle erledigt, der Geist von Hamlets Vater gespensterte nicht mehr über die Terrassen der Königsstadt. Er stand aber hinter den Kulissen und achtete gespannt auf die Szenenfolge. Die Schauspieler hatten von Hamlet Lehren empfangen, dem König war angesichts des Schauspiels übel geworden, Ophelia bekam den Auftrag, in ein Kloster zu gehen; und nun sollte die Szene kommen, da Hamlet den Monolog von Sein oder Nichtsein spricht. Marzellus—L'Orange stand noch immer hinter den Kulissen.

Die Szene wurde umgebaut, es hieß „Bühne frei", der Vorhang hob sich, und Hamlet stand zum Auftritt bereit, ließ nur noch eine kleine Pause, um das Publikum erwartungsvoller zu stimmen.

Diese Pause benutzte Marzellus. Er war nicht mehr einer von den Söldnern des Dänenprinzen — nein, jetzt war er wahrhaftig der Prinz selber! War Hamlet in höchsteigener Person. Rolf trat vor, verneigte sich vor dem Publikum und begann den Hamletmonolog zu sprechen. Man war zuerst verdutzt, dann regte es sich hinter der Bühne, man versuchte den entfesselten Komödianten von der Szene zu holen — er ließ sich aber nicht dazu bewegen. Dann fiel der Vorhang. L'Orange lief vor den Vorhang. Den Hamletmonolog mußte er zu Ende rezitieren. Das gelang ihm auch. Und dann trat er freiwillig ab. — Die Vorstellung war in eine Farce ausgeartet, der Direktor tobte. L'Orange wurde sofort entlassen.

Zu Hause weinte die Frau, wimmerten die Kinder. Nur Rolf blieb unerschüttert. Er war mit sich zufrieden und wies die Gattin zurecht: „Was weinst du? Noch nie habe ich den Monolog so herrlich schön gesprochen."

Morgen wollte er wieder ein Engagement suchen, wo er sich nicht mehr auf den einen, kleinen Monolog beschränken müßte, sondern den ganzen, großen Hamlet spielen dürfte! Wozu Seßhaftigkeit, wozu die Zufriedenheit einer bürgerlichen Frau und sechs entarteter Kinder, die allesamt nicht den göttlichen Funken haben konnten, der ihn beseelte? Weg damit!

Übrig blieb, daß er den Großstädtern einmal wenigstens ein Teilchen seines Hamlets vorgespielt hatte. Und das genügte ihm. Den Unterschied werden die Verständigeren in dieser Herde schon gemerkt haben. Und Verständige gibt es in Ingolstadt mehr als in dieser großen, dummen Stadt...

Aus Wissenschaft und Technik.

Der Drahtfunk. Bei der Einrichtung des Rundfunkwesens ist bisher so sehr von der räumlichen Ausbreitung der elektrischen Wellen (Raumfunk) Gebrauch gemacht worden, daß man eine andere Art, durch elektrische Wellen Nachrichten zu übermitteln, daneben wenig beachtet hat. Im stillen hat sich aber neben dem Raumfunk der Drahtfunk, d. h. die Fortleitung elektrischer Wellen längs Drähten, immer mehr entwickelt und scheint für die Zukunft bedeutende Aussichten zu haben. H. Schulz und K. W. Wagner geben in der „Elektrotechnischen Zeitschrift" eine Übersicht über die bisher erreichten Erfolge, aus der folgendes entnommen sei: Bei dem Drahtfunk handelt es sich darum, elektrische Wellen längs Drähten fortzuleiten und nicht, wie beim Raumfunk, von einer Antenne nach allen Seiten in den Äther auszustrahlen. Beim Drahtfunk können daher elektrische Wellen in bestimmte Richtungen gezwungen und Mitteilungen geheim befördert werden. Er wird nur dort wirtschaftlich sein, wo bereits Drahtverbindungen bestehen, d. h. längs Fernsprechleitungen oder längs Hochspannungsleitungen oder im Lichtnetz einer Stadt. In allen diesen Fällen hat die Übermittlung weniger durch atmosphärische Beeinflussung zu leiden als beim Raumfunk, der ja gerade durch diese Störungen große Nachteile besitzt. Der Drahtfunk längs Fernsprechleitungen ist schon seit längerer Zeit in den Dienst der öffentlichen Fernmeldung gestellt worden. Von den großen Firmen der drahtlosen Telegraphie sind betriebssichere Apparate geschaffen worden, die es ermöglichen, die bestehenden Fernsprechleitungen für den Drahtfunk auszunutzen. Zugleich mit der gewöhnlichen Telegraphie läuft längs den Leitungen der Drahtfunk, ohne daß Störungen eintreten. Neue Leitungen brauchen daher nicht gebaut zu werden, und darin besteht gerade heutzutage ein großer Vorteil. Infolge dieser Sachlage hat sich der Drahtfunk in der letzten Zeit ganz ungewöhnlich schnell entwickelt, so daß heute bereits rund 12000 Verbindungskilometer durch Drahtfunk überbrückt sind, während neue Drahtfunkverbindungen über mehr als 3000 km im Bau sind. Der Drahtfunk ist besonders dort am Platze, wo man mit sog. Saisonverkehr rechnen muß, und es ist z. B. Berlin mit Hirschberg im Riesengebirge durch Drahtfunkeinrichtungen verbunden, die nur dann in Tätigkeit treten, wenn in der Hochsaison eine Verkehrsflut eintritt. — Bei der zweiten Art des Drahtfunks, nämlich der Fortleitung der Wellen längs Hochspannungsleitungen, handelt es sich im wesentlichen darum, das Hauptkraftwerk mit den einzelnen Verteilungskraftwerken telephonisch zu verbinden. Auch hier werden die elektrischen Schwingungen als Überträger benutzt und die Schwingungen längs der Hochspannungsleitung fortgeleitet. Hochspannungsleitungen bilden bei ihrer guten Isolation eine vortreffliche Fernleitung für alle derartige Nachrichtenströme. Es muß aber dafür gesorgt werden, daß auf der Sende- und auf der Empfangsseite die Hochspannung nicht in die Fernsprechapparate eintreten kann. Die einzelnen Stationen müssen also weitgehend gesichert werden sowohl durch empfindliche Schmelzsicherungen als auch durch Überschlagssicherungen für Hochspannungen. Es muß ferner dafür Sorge getragen werden, daß, wenn Hochspannungsstörungen eintreten, wobei Teile der Hochspannungsleitung ausgeschaltet werden, trotzdem die elektrischen Wellen durch Überbrückungsstrecken ihren Weg ungehindert längs den Leitungen finden können. Diese Umstände bedeuten zwar Erschwerungen, aber sie haben nicht verhindern können, daß sich diese Anwendung des Drahtfunks immer weiter eingeführt hat. Der Wellenbereich, den man für diese Zwecke benutzt, liegt zwischen 600 und 2000 m. — Der Drahtfunk im Lichtnetz einer Stadt entspricht in seiner Anwendung am meisten dem bisherigen Raumrundfunk. Dem Lichtnetz werden hochfrequente Wechselströme übergelagert und diese mit dem Mikrophon besprochen. Amerika, das auf diesem Gebiete führend vorangegangen ist, hat auch

die Verwertung des Drahtfunks im Lichtnetz bereits weitgehend ausgebildet. So hat z. B. die North-American-Company diese Methode in einigen Städten im Betrieb. Die Empfangsanlage wird ähnlich wie Glühlampen in das Lichtnetz einer Stadt eingeschaltet. Es werden sowohl Kristalldetektoren-Empfänger verwendet, bei denen eine Monatsmiete von 2 Dollar, als auch Röhrenempfänger, bei denen eine Monatsmiete von 5 Dollar zu entrichten ist. Der Wegfall der Antenne gibt dieser Einrichtung unzweifelhaft einen großen Vorzug gegenüber der Methode des gewöhnlichen Raumfunks. Man kann auch in der Weise verfahren, daß ein gewöhnlicher Rundfunkempfänger drahtlose Rundsprüche aufnimmt und sie als Drahtfunk in das Lichtnetz einer bestimmten Stadt weitergibt. Ludwig Thor.

Ein Heilserum gegen Fleischvergiftung. In neuerer Zeit hört man wieder mehr vom Botulismus, jener eigenartigen Nahrungsmittelvergiftung, bei der die Störungen seitens des Magen-Darmkanals vollkommen zurücktreten gegenüber Störungen seitens des Zentralnervensystems (Sehstörungen, Schlingbeschwerden, Lähmungserscheinungen). Während bei den häufigsten Nahrungsmittel-, insbesondere Fleisch-, Wurst-, Fischvergiftungen, die in der Regel durch Bakterien aus der Typhusgruppe (Paratyphus-, Enteritisbazillen) verursacht werden, die Darmerscheinungen, Durchfall und Erbrechen, das klinische Krankheitsbild beherrschen, ist das beim Botulismus nicht der Fall. Hier handelt es sich vielmehr um eine echte Vergiftung mit schwerer Beeinträchtigung des Zentralnervensystems. Die Erkrankung hat eher Ähnlichkeit mit gewissen Vergiftungen durch pflanzliche Alkaloide und ist auch mit der Methylalkohol-Vergiftung öfter verwechselt worden; mit Fieber geht sie meist nicht einher. In jüngster Zeit ist die Aufmerksamkeit auf den Botulismus von neuem dadurch gelenkt worden, daß ein polyvalentes Serum gegen die Erkrankung von Prof. Hetsch aus dem Frankfurter Institut für experimentelle Therapie hergestellt und den Ärzten übergeben wurde. Während beim Typhus und Paratyphus die Krankheitserreger selbst in den menschlichen Körper eindringen, ihn überschwemmen und dadurch eine echte Infektionskrankheit hervorrufen, ist der Botulismus die Folge eines Bakteriengiftes, das von dem Bacillus botulinus im Inneren von längere Zeit aufbewahrten oder konservierten Nahrungsmitteln gebildet wird. Der Bacillus botulinus wurde im Jahre 1895 von van Ermenghem entdeckt und näher beschrieben. Er gedeiht nur bei Luftabschluß, siedelt sich daher im Innern schlecht geräucherter oder konservierter Fleisch-, Fisch- und Wurstwaren, seltener auch in Gemüsekonserven an und bildet unter Geruchsentwicklung ein scheußliches, sehr widerstandsfähiges Gift, das die genannten Krankheitserscheinungen beim Menschen hervorruft. Der Keim selbst vermag (im Gegensatz zu den Paratyphus- und Typhusbazillen) weder im Körper des Menschen noch in dem anderer Tiere zu leben, sondern er ist ein richtiger saprophytischer Fäulniserreger, der nur in totem Material zu existieren vermag und darin sein Gift bildet. Prof. Hetsch schreibt darüber: „Der Bacillus botulinus wirkt bei Menschen und Tieren nur dadurch krankmachend, daß seine während der saprophytischen Wucherung erzeugten Giftstoffe zur Wirkung kommen. Die zur Vergiftung führenden Nahrungsmittel enthalten oft nur wenig Fäulniskeime und brauchen deshalb keine putriden Veränderungen zu zeigen. In anderen Fällen aber weisen die Konserven stärkere Veränderungen auf und fallen bei der Zubereitung durch ihren Geruch oder die Bildung von Gasblasen auf. Nicht alle Teile, z. B. von Würsten, Schinken oder Fischkonserven, enthalten das Gift in gleicher Menge. Gewissermaßen in Inseln wächst der anaerobe Erreger des Botulismus in den Konserven und führt zur Giftentwicklung nur an den Stellen, an denen er sich vermehrt hat. Damit hängt es zusammen, daß keineswegs immer alle Personen, die solche infizierten Nahrungsmittel genossen haben, erkranken.“ Ist der Botulismus glücklicherweise auch keine sehr häufige Erkrankung — L. Bitter hat für Preußen aus den Jahren 1898 bis 1919 223 Erkrankungen mit 27 Todesfällen und außerdem in den nichtpreußischen Gebieten Deutschlands 75 Erkrankungen mit 21 Todesfällen zusammengestellt — so machen doch die Schwere der Krankheitserscheinungen und ihre hohe Sterblichkeit eine wirksame Behandlung sehr wünschenswert. Eine Heilserumtherapie gegen den Botulismus wurde schon früher versucht, zuletzt mit gutem Erfolg in Amerika, nachdem dort festgestellt worden war, daß zwei verschiedene Typen des Bacillus botulinus (Typus A und B) existieren. Ein Heilserum wird daher nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn es polyvalent wirkt, d. h. auf die Gifte beider Typen eingestellt bzw. mit ihnen hergestellt ist. Ein solches polyvalentes Botulismus-Antitoxin ist jetzt auf Veranlassung des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. von den Höchster Farbwerken hergestellt worden, das nach den bisher vorliegenden Tierversuchen auch bei Erkrankungen des Menschen wirksam zu sein verspricht. Das endgültige Urteil freilich steht noch aus, bis praktische Erfahrungen über seine Wirksamkeit beim Menschen vorliegen. Dr. G. Wolff.

Kohlenstoffwanderungen. Weiße Sterne kennen keine feste chemische Verbindungen; alles ist in gasförmigem Zustand vorhanden. Auch unserer Erde war der Kohlenstoff als Gas eigen, als sie sich noch in diesem Entwicklungszustand befand. Mit ihrer Abkühlung entstanden chemische Verbindungen der verschiedensten Elemente. Glutflüssige Magmen bildeten sich, die wiederum gasförmige Verbindungen aufsaugten. So muß auch nach Ernst Fulda ursprünglich der Kohlenstoff in Form von Kohlensäure in der kieselsäurereichen Magmenhülle der Erde vorhanden gewesen sein. Der metallische Kern des Erdmittelpunktes enthält natürlich Kohlenstoff auch als Eisenkarbid im gelösten Zustande. Sobald die Silikate abkühlen, schlagen sie die Kohlensäure nieder. Die Kohlensäure teilt sich der Lufthülle mit. Natürlich muß gerade dieser Vorgang beim Erkalten der allerersten Erstarrungskruste auf unserer Erde einen großen Anteil am Liefern von Kohlensäure gehabt haben, und nachträgliche und jetztzeitige Vulkanausbrüche sind stets Kohlensäure abgebende Prozesse. Die Uratmosphäre ist demnach vielleicht ein Gemisch von Kohlensäure und Stickstoff gewesen. Den ersten Pflanzen — vielleicht schwebende Bakterien — war es vorbehalten, im Sonnenlicht die Kohlensäure zu spalten. Der Atmosphäre wurde durch die assimilierende Tätigkeit der ersten Pflanzen Sauerstoff zugeführt. Der Kohlenstoff ist so zum Baustein des Pflanzenkörpers geworden. Zur Devon- und Karbonzeit sehen wir individuenreiches Landpflanzenleben gedeihen. Das bis in diese geologischen Erdperioden im Wasser beheimatete tierische Leben wurde durch Landwärtswandern der Pflanzen auch aufs Land gezogen. Es lebte von den Pflanzen und brauchte zum Oxydieren des Kohlenstoffes den durch die Pflanzenarbeit erzeugten Sauerstoff. Die das Leben aufbauenden Kohlenstoffverbindungen können nur innerhalb der Grade 0 bis 40 sich entwickeln. Entweder tritt dann der Kältetod ein, oder Wüste stellt sich hindernd jeder Lebensentwicklung in den Weg. Wenn pflanzliches oder tierisches Leben stirbt, dann kann bei genügend vorhandenem Sauerstoff sich der Leichenkohlenstoff zur Kohlensäure oxydieren, oder es bilden sich im Beisein von Regenwasser organische Säuren, die Silikate zersetzen und kohlensaure Kalke neu bilden, die, im Wasser gelöst, dem Weltmeer zugeführt werden. Der kohlensaure Kalk bietet Pflanzen und Tieren einen willkommenen Baustein für Gerüst und Skelett. Beim Absterben der organischen Substanz setzt sich der Kalk im Meere in den Kalklagern ab. Es kann auch geschehen, daß sich Pflanzen oder Tiere unter vollständigem Luftabschluß umsetzen, dann entsteht in diesem Fall aus Pflanzen zunächst Torf und durch Inkohlung Braunkohle oder hochprozentige Steinkohle, während aus Tierleichen Erdöl sich bildet. Alle Kalklager der Welt enthalten jedoch viel mehr reinen Kohlenstoff als alle Kohlen- und Petroleumlagerstätten. Der Mensch führt den Kohlenstoff als Kohlensäure beim Brennen von Kohlen, Erdöl, Holz und Kalk wieder der Atmosphäre zu. Die Pflanzenwelt ist der Regulator dafür, daß nicht zu viel Kohlensäure der Luft zugeführt werden kann, da sie den Kohlenstoff zum Aufbau ihres Körpers verwendet. Erkaltet die Erde einmal, dann hört die Kohlensäurezufuhr aus dem Erdinnern auf, aller Kohlenstoff muß sich im Kalk binden, und die Erde stirbt durch den Kältetod den Kalktod. Rudolf Hundt.

Für die Frauenwelt.

Je eleganter eine Frau ist, um so mehr Phantasien erlaubt sie sich. Soll das vielleicht so viel heißen, daß sie alles kauft, was sie in Versuchung führt? Natürlich. Aber in diesem Augenblick ist das nicht sehr kostspielig, denn ihr Ehrgeiz erstreckt sich auf leicht zu verwirklichende Wünsche. So schön ihre echte Perlenkette auch sein mag, sie übt keine Anziehungskraft mehr auf sie aus. Es gab eine Zeit, wo falsche Perlen ihre Nebenbuhlerinnen, die echten, nachzuahmen suchten, aber heute ist keine Rede mehr davon. Die Kolliers wachsen zusehends und sind rosa, blau, grün, rot! Die Dame fragt in der Hauptsache danach, ob sie kleidsam sind. Sicherlich, wenn die Trägerin hübsch und schick ist. Aber — Hand aufs Herz! — liegt in einem, wenn auch noch so kleinen, aber echten Kollier nicht mehr Vornehmheit? Und wenn es noch weiß wäre! Sind diese großen blauen, rosa, grauen und silbernen Perlen, die in den Handel gebracht werden, wirklich sehr... geschmackvoll?

Die Garnierung aus Wildleder ist eine der reizendsten Neuheiten, die die Mode augenblicklich gefunden hat. Kragen, Ärmelaufschläge und Gürtel werden aus Wildleder hergestellt und mit Gold-, Silber- oder Stahlborte umrandet. Dieses Nichts genügt, um auch dem einfachsten Kleid einen Schick zu verleihen, der nichts Banales hat und auch nicht Gefahr läuft, gleich der Verallgemeinerung zu verfallen.

Besuche werden immer seltener gemacht, denn die Menschen gewöhnen sich daran, sich weniger zu sehen und weniger aneinanderzudenken. Es handelt sich also nur um die unbedingt notwendigen, offiziellen Besuche, zu denen die Frauen natürlich besonders elegant erscheinen möchten. Da ist es in erster Linie der Hut, dem ihre ganze Aufmerksamkeit gilt. Es gibt die hellen Aigretten auf dazupassender, seidenbespannter Form, dann die leicht männlich anmutende Kopfbedeckung mit dem Akanthusblatt und schließlich die seitlich gehobenen aus Gold-Chevreau. Aus diesem feinen Leder lassen sich nämlich Hüte genau so leicht herstellen wie Schuhe. Als ganz neu und dekorativ für Besuchemachen gilt die Hermeline-Toque, der lange Ohrringe ein besonders apartes Aussehen geben.

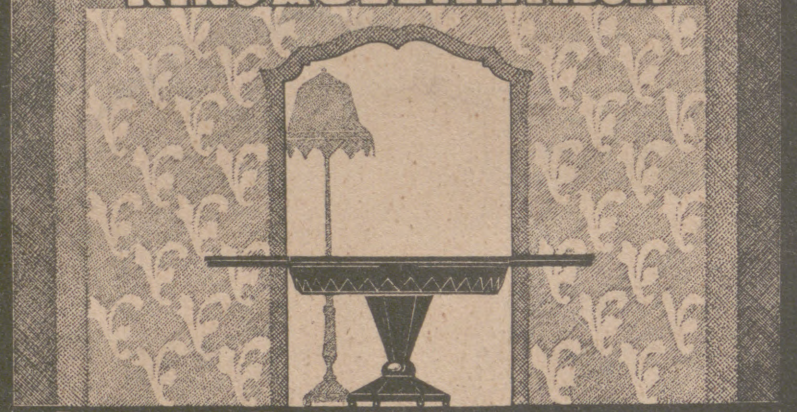
Liebfrauenbier

Bewährt – Begehrt – Berühmt

HACKERBRÄU 14 17 MÜNCHEN

D.R.P.

LIEGNITZER RINGAUSZIEHTISCH



Durch einen Handgriff rund zuvergrössern.

Jede Stilart! 4 Grössen! In allen Möbelgeschäften!

Gewächshäuser



sind Kulturbedürfnis – erhöhen die Rentabilität des Gartens liefern im Winter luxuriösen Tafelschmuck, kostbares Obst und Gemüse

Ausführungen nach Konstruktionen erfahrener Fachtechniker in

„Edelarbeit"

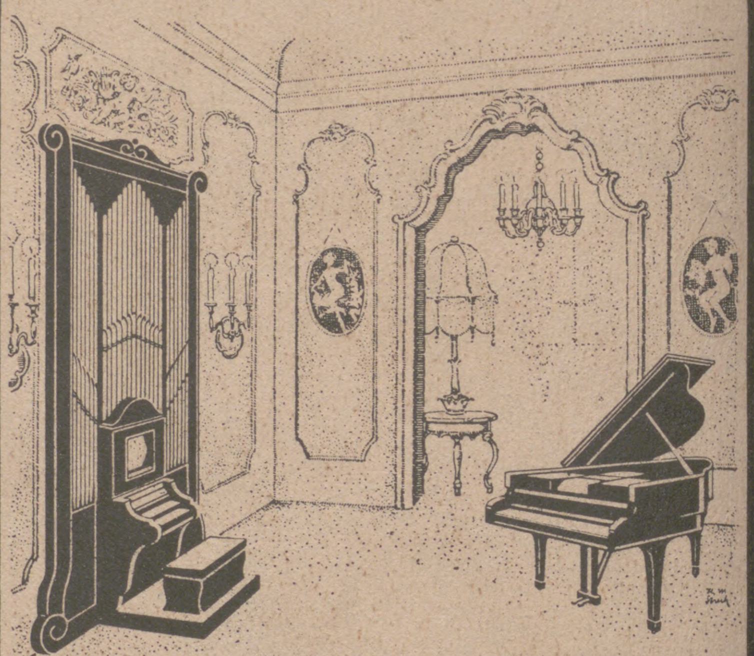
zu volkswirtschaftlich billigen Preisen durch

SEYBOTH & Co. / ZWICKAU i. Sa.

Maschinenfabrik, Hammerwerk, Gesenkschmiederei. Abt. Gewächshäuser.

WELTE-MIGNON-PIANO & WELTE-PHILHARMONIE-ORGEL

DIE INSTRUMENTE DES VORNEHMEN HEIMS



DIE KUNST DER UNSTERBLICHEN
REGER – GRIEG – NIKISCH – SAINT-SAËNS – CARREÑO
LESCHETIZKY – REISENAUER – MAHLER – BUSONI
VEREWIGT IN HÖCHSTER VOLLENDUNG.

M. WELTE & SÖHNE FREIBURG I. B.

GEGR. 1832.

VERTRETEN
IN ALLEN GRÖSSEREN STÄDTEN DURCH DIE ERSTEN PIANOHÄUSER

BERLIN & HAMBURG:	STEINWAY u. SONS
DÜSSELDORF, CÖLN, BARMEN:	RUD. IBACH SOHN
MÜNCHEN:	ALFRED SCHMID NACHF.

Aderverkalkung Erregungszustände, geschwächte Herzkraft. – Verlangen Sie Gratisbroschüre über Dr. Weises giftfreie Hauskuren. **Dr. Gebhard & Co., Berlin W 30 b/77.**

Die Kunst des Skatspiels.

Ein Lehr- und Nachschlagebuch von **Arthur Schubert.** Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Skatordnung. Preis: gebunden in Pappe 2.65 R.-M., in Leinen gebunden 3.– R.-M. **Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Strasse 1 7.**

DETEKTIVE KLANTE

vom ehemal. Geheimdienst des Kaisers. Langjähr. Tätigkeit am Berliner Polizei-Präsidium. Zuverlässige Ermittlungen. – Beobachtungen. – Auskünfte. **Berlin W. 8,** Friedrichstrasse 63. Fernruf: Merkur 5213.



Rassehunde-Zuchtanstalt u. -Handlung Arthur Seyfarth, Köstritz 2 (Thüringen)

Gegründet 1864

Versand aller Rassen vom klein. Salon- bis zum gross. Schutzhund. Export nach allen Weltteilen. **Illustr. Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung aller Rassen Mk. 1.–**



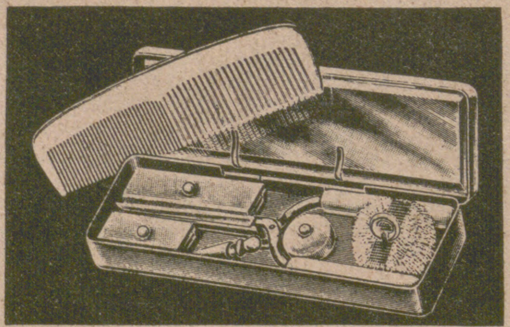
Browning (deutsche) Kl. 7,65 M. 17.- Kl. 6,35 M. 17.- Mauser M. 30.-, Jagdwaffen. Radioapp. alle Stat. hörb. M. 50. **Benekendorff, Berlin-Friedenau.**

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenfrei. J. J. Weber, Leipzig 26.

„TOILETTA"

Der kleine Begleiter der Dame für die Handtasche

Der schönste und begehrteste Geschenkartikel.



Unentbehrlich in der Handtasche.

Echt versilbert.

Praktisch. Billig.

D. R. P. ang.
D. R. G. M.
und viele Auslandspatente

Im Sommer und Winter, beim Tanz, beim Vergnügen, beim Sport, auf der Reise bei jeder Gelegenheit, gebraucht die Dame den kleinen Begleiter. Er ist das praktischste für die Handtasche. Enthält: Haarbrennapparat, Brennschere, Feuerzeug, Kamm, Spiegel, Puderdose, Puderquaste, Dose für Lippen und Polierpaste, Manicure, Nähzeug, Lockennadeln.

Nachnahme 5,50 Mark frei Haus.

Toiletta-Vertrieb, Dresden-A 19, Tschimmerstr. 20.

Balsamana

Rasier-Seife



C. H. Oehmig-Weidlich, Zeitz.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert [illegible] in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI. Jókai tér 3.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

Nr. 4169 — Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark — 164. Band


F·WOLFF & SOHN·KARLSRUHE·
KALODERMA
SEIFE
PUDER
GELEE
LUDWIG HOHLWEIN
MÜNCHEN


Felsche
SCHOKOLADE
KAKAO
PRALINEN
KRAEMER & VAN ELSBERG G.m.b.H. KÖLN


HORCH
10/50 PS
MIT VIERRADBREMSE

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4169. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 5. Februar 1925.

Allgemeine Notizen.

Einladung der deutschen Architekten nach Neuyork. Im Frühjahr d. J. veranstaltet das American Institute of Architects bei Gelegenheit seiner Jahrestagung eine internationale Architektur-Ausstellung in Neuyork. Der Präsident des Institutes, D. Everett Waid, und der Leiter der Architectural League of New York und des Ausstellungskomitees, Harvey Wiley Corbett, haben dem Bund deutscher Architekten zu Händen seines Vorsitzenden Geheimrat Cornelius Gurlitt eine Einladung gesandt, sowohl an der Jahrestagung als auch an der Architektur-Ausstellung teilzunehmen. Diese Ausstellung, an der sich die Hauptkulturländer beteiligen, wird sich um die Jahresausstellung der Architectural League of New York und die jährliche Ausstellung aller Landesbezirke des American Institute of Architects gruppieren.

Rekordbau einer Tankanlage. In Hamburg ist eine neue Großtankanlage in Betrieb genommen worden, deren ungemein kurze Bauzeit in Fachkreisen aufs höchste überrascht hat. In unmittelbarer Nähe der zahlreichen Großtanks am neuen Hamburger Petroleumhafen sollte infolge plötzlich auftretenden Bedarfs eine neue Tankgelegenheit für Überseedampfer geschaffen werden, wofür nur eine kurze Bauzeit eingeräumt werden konnte, weil für das in Übersee eingekaufte Rohöl, dessen Eintreffen in Europa infolge unabänderlicher Ladedispositionen der Tankdampfer festlag, entsprechender Tankraum in den vorhandenen Lagerstätten der Hamburger Importfirma — es handelt sich um die Ernst Schliemannschen Ölwerke G. m. b. H. — nicht noch zur Verfügung stand. Der Bauauftrag erfolgte am 1. August, knapp drei Wochen später wurde bereits mit der Montage auf der Baustelle begonnen und noch nicht zwei Monate später stand der zunächst unbedingt erforderliche Tankraum in zwei großen Behältern von je 3300 cbm und einem kleineren von 1500 cbm fix und fertig zur Verfügung. Eine Leistung sondergleichen, durch die die beiden Tankdampfer sofort nach Ankunft gelöscht werden konnten. Die Anlage, auch von späteren drei kleineren Tanks, wurde von der Lauchhammer-Rheinmetall A.-G. (LRA) in Berlin ausgeführt, die als Konstruktions- und Vertriebs-Gesellschaft der Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G. in Berlin und der Rheinmetall A.-G. in Düsseldorf unter den mitkonkurrieren-

Mystikum-Compact. Diese Bezeichnung hat die Parfümerie Scherk für ihren neuen, reizenden Puder, der in der flachsten Damenbesuchstasche untergebracht werden kann, gewählt. Hiermit hat die Firma aber auch wirklich einem Bedürfnis abgeholfen, und die Damenwelt wird ihr für diese wundervolle Lösung der gerade jetzt zur Ballsaison so wichtigen Frage dankbar sein. In eleganter, sehr flacher Golddose mit Spiegel und feiner, flacher Quaste befindet sich in kompakter Form der an sich schon durch Qualität und Parfümierung berückende Mystikum-Puder. Und welch praktische Idee: Die kleine Golddose hat einen Metalleinsatz und nach Verbrauch des Puders ist nur der Kauf eines neuen Einsatzes für 85 Pfennig notwendig, um diese kleine, sehr haltbare Golddose wieder neu zu füllen. Zwölf verschiedene Färbungen sorgen dafür, daß jede Dame den für sie passenden Ton erhält. Die Originaldose kostet mit Puder, Quaste und Spiegel nur Mk. 1,75.

den Firmen die Garantien für pünktliche Lieferung bot, da sie sich auf einen eigenen Stab von Fach-Ingenieuren und die enge Verbindung mit den Walzwerken und Bearbeitungswerkstätten der LHL stützt, wodurch schnellster Materialbezug und schnellste Bearbeitung sichergestellt sind.

Die Leipziger Untergrund-Meßhalle, das erste unterirdische Meßgebäude der Welt, ist soweit vorgeschritten, daß ihre Eröffnung zur diesjährigen Frühjahrsmesse gesichert ist. Diese Untergrund-Meßhalle ist in ihrer Konstruktion ein Wunderwerk der Technik; sie hat eine Länge von 89 m, eine Breite von 40 m und eine Höhe von 5 m und enthält 200 Ausstellungskojen oder -stände, die von den Ausstellern der früheren oberirdischen Meßhalle Markt belegt sind. Der gesamte Bau hat einschließlich der Ausschachtungsarbeiten etwa ein halbes Jahr gedauert. Auf dem Marktplatz mußten nicht weniger als 18000 cbm Erdmassen ausgebaggert und fortgeschafft werden. Zur Errichtung des aus Eisenbeton hergestellten Gebäudes sind 4800 t Kies, 120 t Eisen und 590 t Zement erforderlich gewesen, 3400 qm des Marktplatzes sind unterkellert worden. Die Untergrund-Meßhalle ist mit den modernsten Beleuchtungs-, Heizungs- und Lüftungsanlagen versehen, gegen Feuersgefahr ist sie durch sinnreiche Vorkehrungen gesichert. Mit dem Bau der Untergrund-Meßhalle erfolgten umfassende Straßenbauarbeiten und die Neuherrichtung des alten Marktplatzes.

Höntsch's diesjähriger Gartenbaukalender ist dieser Tage in 24. Auflage erschienen. Er ist wie seine Vorgänger ein anerkennenswertes Werk, das über alle Fragen des praktischen Lebens Aufschluß gibt. Die fachwissenschaftlichen Abhandlungen stammen von ersten Autoren; der sonstige Inhalt ist mit großer Sorgfalt bearbeitet. Die Firma Höntsch & Co. in Dresden-Niedersedlitz hat mit diesem in Gärtnerkreisen beliebten Nachschlagebuch ihren vortrefflichen Weltruf aufs neue bekräftigt.

Die Rheinische Automobilbau A.-G., Mannheim erwarb nach Abtretung Elsaß-Lothringens die Patentlizenzen des seit zwanzig Jahren erprobten, weltberühmten Systems Bugatti für Deutschland. Der deutsche Rabag-Bugatti-Wagen kann als ein Wunder der Technik angesprochen werden. Seine Rennlaufbahn 1924 ist eine Kette bedeutungsvoller Siege. Er gewann unter anderm den Großen Preis von Stolzenfels, den Großen Herbstpreis in der Eifel, Krähbergrennen im Odenwald, Feldbergrennen im Taunus, Herrenalbbergrennen,

Jubiläumsturnier Frankfurt, Flach- und Bergrennen des hessischen Automobilklubs, 24-Stundenfahrt im Taunus, Solitude-Rennen und das Kleinautorennen im Taunus über 500 km. Alles gegen schwerste Konkurrenz.

Der Evangelische Filmdienst in Dresden, dessen vortreffliche, leicht zu handhabende Filmosto-Apparate in neuester Zeit starken Absatz gefunden haben, lenkt sein Augenmerk auch auf Arbeiten und Werke der Kirche. Unter Mitarbeit des Sekretariats der Lutherischen Konferenz ist es gelungen, einen aus 58 Einzelbildern zusammengesetzten Filmstreifen „Lutherisches Einigungswerk" herzustellen, der die Entwicklung dieses Einigungswerkes von 1868 an bis in die Tage des Eisenacher Weltkonvents im vorigen Jahr vortrefflich veranschaulicht. Da die kleine, leicht zu versendende Film-Rolle zu niedrigem Preis zu haben ist, so kann der Ankauf und die Vorführung dieses schönen Bildwerkes, das mit den entsprechenden gedruckten Erklärungen vom Evangelischen Filmdienst in Dresden, Pestalozzistr. 12 bezogen werden kann, angelegentlich empfohlen werden.

Asthmakranke, an Kurzatmigkeit usw. Leidende werden auf die Broschüre: „Die sichere Hilfe!" hingewiesen, die kostenlos von der Firma „RIM" Reinhardt & Jordan, München 102, Müllerstraße 15 auf Wunsch versandt wird.

Bad Reichenhall (mit Bayerisch Gmain) ist ein Jahreskurort und Wintersportplatz mit weltberühmten Kurmitteln, modernsten Hotels und gut bürgerlichen Unterkünften. Er bietet in seiner unmittelbaren Umgebung im Tale, auf den umliegenden Höhenzügen und Bergen reichlich Gelegenheit zur Ausübung jeglichen Wintersports und ist der Ausgangsort für viele lohnende Skitouren in die umliegenden Berge. Ein Wintersport-Führer von Bad Reichenhall, mit einer Skiläuferkarte 1:50000, bearbeitet vom bayerischen Skiverband (Verlag Oskar Brunn, München) gibt darüber genauen Aufschluß.

Einen jugendzarten, rosigen Teint zu erzielen bedarf man einer guten Hautcreme, wie z. B. Plumhoffs Rosencreme zur Morgentoilette und tagsüber sowie Plumhoffs Coldcream regelmäßig jeden Abend. Beide Cremes ergänzen sich sehr glücklich in ihrer Zusammensetzung. Die Firma „RIM" Reinhardt & Jordan, München 102, Müllerstraße 15 versendet an alle Damen, die Interesse an einer Hautpflege auf wissenschaftlicher Grundlage haben, auf kurzes postkartliches Verlangen kostenlos die lesenswerte Broschüre: „Der erste Schritt zu sieghafter Schönheit."


STOLLWERCK
GOLD
Schokolade
Pralinen
HEINE MANN


ILLEMANN LEIPZIG
Antisepton



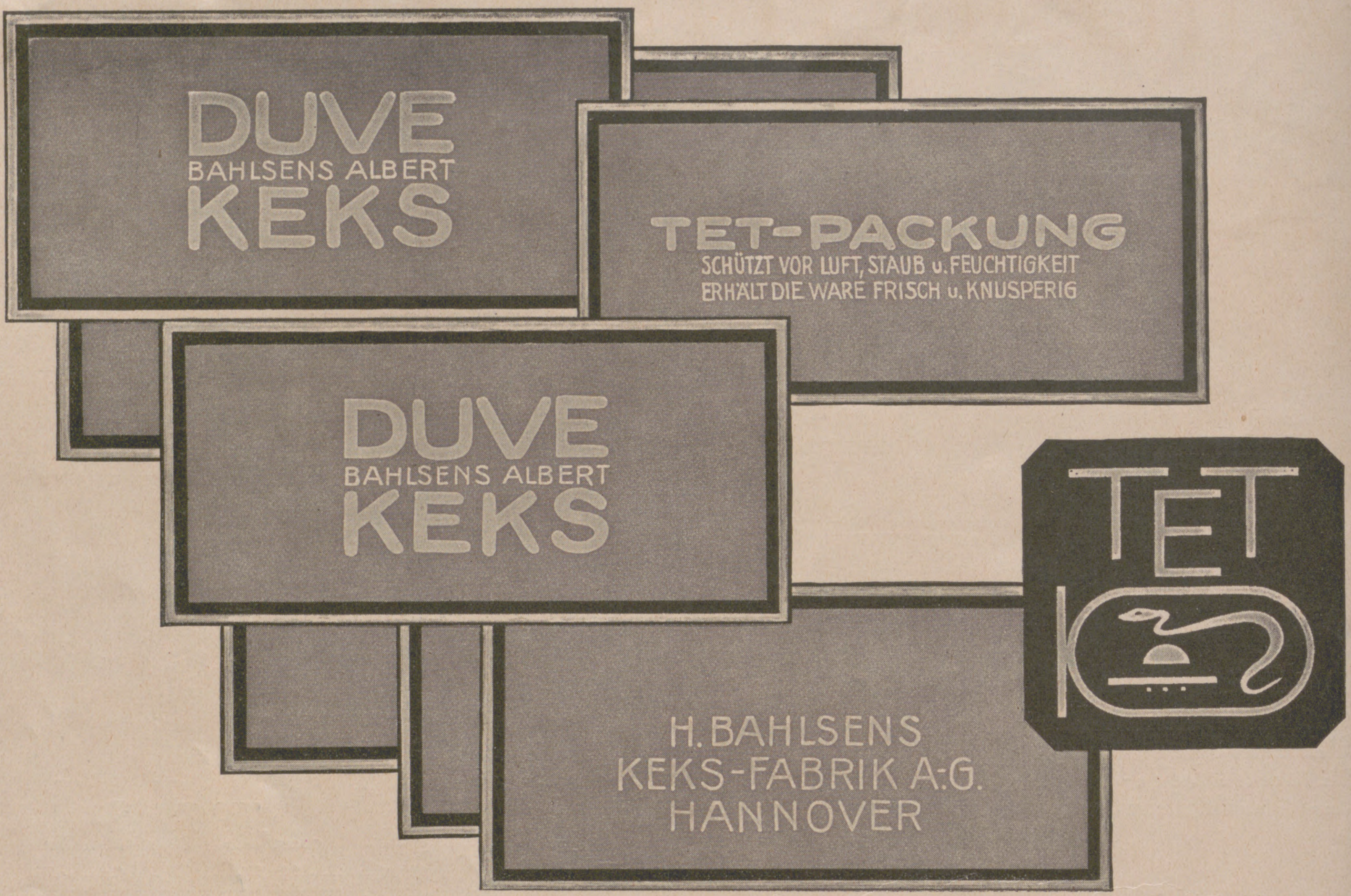



Deinhard!
Wo Mosel u. Rhein sich vermählen
Wo Coblenz und Deutsches Eck
Von Kraft und Treue erzählen
Da findest Du deutsche Art
Im perlenden Sekt „Deinhard."
Deinhard & Co. Coblenz
gegründet 1794
Sektkellerei


„Jeden Morgen"
ein Paar gutgeputzte Schuhe anzuziehen, ist einer der kleinen Lebensgenüsse. Jeden Morgen ist es ein Vergnügen zu sehen, wie fein sie glänzen, seitdem ich sie mit braunem oder dunkelbraunem Erdal pflege.
Erdal
mit dem Rotfrosch
Hersteller: Werner & Mertz A.-G. Mainz


AUGUST FÖRSTER
LÖBAU i/SA. + GEORGSWALDE TSCHECHOSLOWAKEI
FLÜGEL
PIANOS
HARMONIUMS
Berlin W. 35
Potsdamerstr. 105a
Dresden
Waisenhausstrasse 8


Zur Haar-Pflege
PERU TANNIN WASSER
Peru-Tannin-Wasser
Schutzmarke: Die Töchter des Erfinders


DUVE
BAHLSENS ALBERT
KEKS
TET-PACKUNG
SCHÜTZT VOR LUFT, STAUB u. FEUCHTIGKEIT
ERHÄLT DIE WARE FRISCH u. KNUSPERIG
DUVE
BAHLSENS ALBERT
KEKS
TET
H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.G.
HANNOVER


Ica
Cameras
für Sport, Reiſe,
Beruf u. Wiſſenſchaft
in höchſter Vollendung.
Verlangen Sie Preisliſte C koſtenlos
Ica-Photo-Bedarf
Unbedingt zuverläſſige Qualität.
Ica-A.-G. Dresden 34


RÖNISCH
FLÜGEL PIANINOS
Die Instrumente
des Künstlers und
des anspruchsvollen
Musikfreundes.
LUDWIG HUPFELD A.G.
LEIPZIG
BERLIN, HAMBURG, LEIPZIG, DRESDEN,
WIEN, AMSTERDAM, HAAG, UTRECHT,
BARCELONA, LONDON.

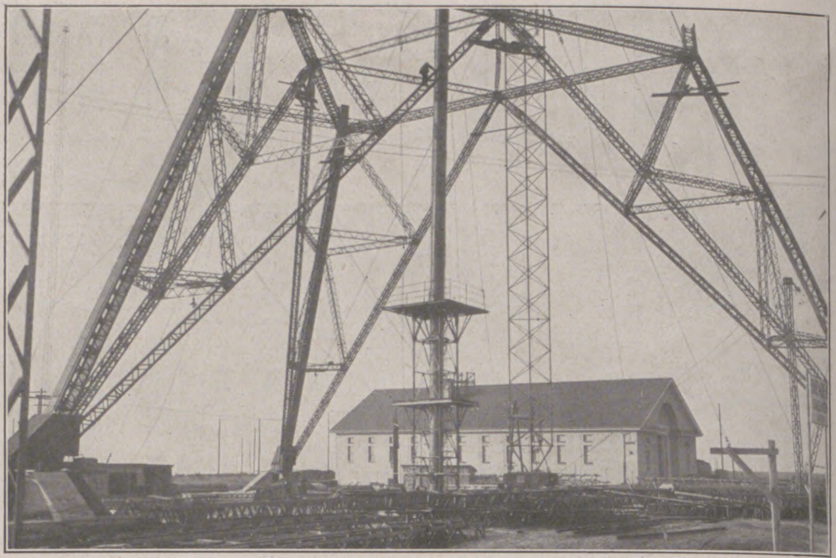
Illustrirte Zeitung



Schlittensport in St. Moritz: In einer Kurve der Cresta-Run.

Nach einer Zeichnung von Howard K. Elcock.





Links: Ein Haus ohne Fenster; Das Lichthaus der Osram G.m.b.H. am Warschauer Platz in Berlin, dessen Eröffnung am 29. Januar erfolgte. Das Haus soll wissenschaftlichen und technischen Untersuchungen über die zweckmäßigsten Methoden der künstlichen Beleuchtung dienen. — Rechts: Der größte Funkturm Deutschlands, der in Königswusterhausen errichtet wird: Montieren des 255 m hohen Turmes.

Kausalität und Statistik.

Von allen rein philosophischen Gedanken hat der Begriff der Kausalität auf die Gestaltung der Entwicklung der Menschheit den zweifellos größten Einfluß ausgeübt. Er hat den Aberglauben zurückgedrängt und den Glauben an Wunder von der Außenwelt ins innere Erleben der Menschenseele verlegt, er hat die naturwissenschaftliche Erkenntnis der Neuzeit ermöglicht und endlich die Umwälzungen herbeigeführt, die auf der Entwicklung der Technik und Industrie beruhen. Nicht von jedem ist diese Richtung als ein Fortschritt begrüßt worden, und die Klage darüber, daß die Herrschaft der logischen Kräfte des menschlichen Geistes das Leben seines schönsten Schmuckes entkleiden, ertönt ergreifend in den „Göttern Griechenlands“ von Schiller:

„Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.“



Von dem Großfeuer in der Komturenstraße in Tempelhof bei Berlin am 27. Januar, dem ein Fabrikgebäude zum Opfer fiel: Blick auf die Trümmerstätte.

Aber andererseits sagt Goethe im „Faust“ durch Mephistopheles:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft, —
So hab' ich dich schon unbedingt.“

Der Gedanke, daß die Natur begreifbar sei, der seit den großen Erfolgen der Mechanik für die Menschen anfing, selbstverständlich zu werden, ist mit der Überzeugung identisch, daß alles Naturgeschehen sich auf die Kausalität, auf unverändert gültige Naturgesetze zurückführen lasse. Nun ist es aber schon längst klar gewesen, daß auch bei vollständig bekannten Naturgesetzen keine Möglichkeit besteht, sich Rechenschaft von allen Einzelheiten des Naturgeschehens zu geben, weil die Vorgänge so verwickelt sind, daß man sich auf die Betrachtung des Ablaufs der einfacheren Vorgänge beschränken muß. Dies tritt besonders augenfällig hervor, wenn wir daran denken, daß schon das berühmte Problem der drei Körper, das die Bewegung eines Planeten mit zwei Monden behandelt, in seiner Allgemeinheit bereits die Kräfte der mathematischen Analyse übersteigt. Es ist daher von vornherein klar, daß es ein völlig aussichtsloses Unternehmen wäre, die Bewegung der auch nur in dem kleinsten Körper vorhandenen Atome im einzelnen zu verfolgen. Für die exakte Naturforschung war es daher kein Abweichen von ihren bewährten Bahnen, wenn sie sich einer Methode bediente, die schon lange bekannt und von den berühmtesten Mathematikern logisch durchgearbeitet war, der Statistik. Die Ergebnisse statistischer Methoden können, wenn sie auf sicherer Grundlage beruhen und sich auf eine genügend große Zahl von Einzelfällen beziehen, das Eintreten bestimmter Ereignisse praktisch mit der gleichen Sicherheit voraussagen, wie es die Naturgesetze zu tun vermögen. Daß auf 100 Mädchengeburten 105 Knaben kommen, ist eine so sichere Tatsache, daß bei genügend großer Zahl ein solches Verhältnis immer vorausgesagt werden kann. Niemand zweifelt daran, daß hierfür ein besonderer Grund vorhanden sein muß. Unser Kausalbedürfnis ist nicht befriedigt und kann durch die Statistik allein nicht befriedigt werden. Indessen muß ein wesentlicher Unterschied beachtet werden. Wenn wir bei der Bewegung der Atome statistische Methoden anwenden, oder wenn wir die Statistik auf die Sternenwelt anwenden, wie es in der modernen Astronomie in steigendem Maße geschieht, so legen wir den Vorgängen doch die bekannten Naturgesetze zugrunde. Unser Kausalbedürfnis ist dann befriedigt, weil wir sehen, daß wir die Statistik nur deshalb anwenden, weil wir sonst der Vielheit



Das neue Reichskabinett während der Beratung über die Kölner Zwischennote im Reichskanzler-Palais am 26. Januar.

Am Tisch sitzend von links nach rechts: Hintere Reihe: Reichspostminister Karl Stingl; Reichsminister des Innern Martin Schiele; Reichskanzler Dr. Luther; Reichswirtschaftsminister Wirklicher Geheimer Rat Albert Neuhaus; dahinter die Staatssekretäre und Ministerialräte. Vordere Reihe: Reichsernährungsminister Gerhard Graf v. Kanitz; Reichsarbeitsminister Dr. Heinrich Brauns; Reichsfinanzminister Dr. v. Schlieben; Reichsaußenminister Dr. Gustav Stresemann; Reichsverkehrsminister Dr. Krohne. Hinter Dr. Stresemann stehend: Reichsjustizminister Dr. Frenken. (Phot. Wipro.)



Lic. Dr. Friedr. K. Otto Dibelius,

Oberkonsistorialrat, wurde als Nachfolger des verstorbenen D. Axenfeld zum Generalsuperintendenten der Kurmark ernannt.



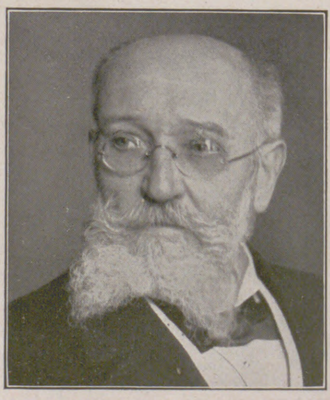
Prof. Dr. Eduard Meyer,

bekannter Historiker, langjähriger Vertreter der alten Geschichte an der Universität Berlin, feierte am 25. Januar seinen 70. Geburtstag.



Generaldirektor Ernst Schleifenbaum,

stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes der Mansfeld Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, Eisleben, † in der Nacht zum 23. Januar im Alter von 54 Jahren.



Dr. Paul Felisch,

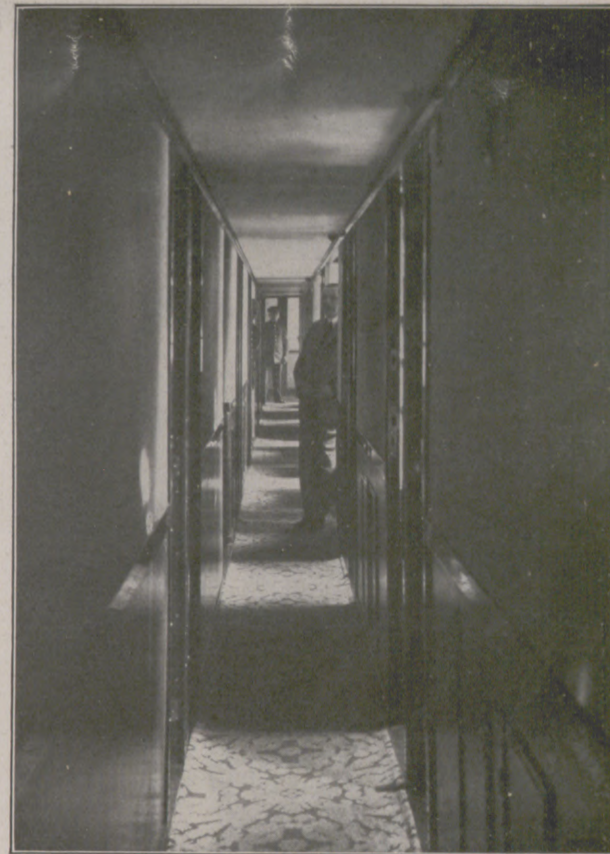
Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat, besonders verdient um die Jugendwohlfahrtspflege, feierte am 23. Januar sein 50jähriges Dienstjubiläum.



Dr. Johannes Popitz,

Professor für öffentliches Recht an der Universität Berlin, wurde zum Staatssekretär im Reichsfinanzministerium ernannt.





Von der deutschen Vortragsreise des schwedischen Nationalökonomen Professor Gustav Cassel (×) im Auftrage der Nordischen Gesellschaft in Lübeck: Das Festessen in der Lübeckschen Gesandtschaft in Berlin. — Nebenstehend: Ein neuer, einbettiger Schlafwagentyp auf der Strecke Berlin-München: Blick in den Gang eines Wagens, zu dessen beiden Seiten sich die Kabinen befinden. (Phot. Wipro.)



Prinz Friedrich Sigismund von Preußen, einer der erfolgreichsten Reiter im deutschen Turniersport 1924, beim Sprung in einem Hindernisrennen.



Vom Abschluß der Trabrenn-Woche in Garmisch-Partenkirchen am 26. Januar: Ein spannender Endkampf. (Phot. B. Johannes, Garmisch-Partenkirchen.)





Links: Eine athletische Kraftprobe: Der Weltmeister-Ringer Westergaard-Schmidt beim Ziehen eines beladenen Möbelwagens durch die Straßen Spandaus. Veranlassung zu dieser Krafttat war eine Wette. — Rechts: Von der Weltreise des Kreuzers „Berlin" nach Westindien und Mexiko: Eine Negerschönheit beim Kohlenzutragen an Bord des Schiffes auf Sankt Thomas.



Empire-Girls.



Links nebenstehend: Vergessene Walzer. Links: Fräulein Davis; rechts: Fräulein Pauli.

der Erscheinungen nicht Herr werden können. Etwas ganz anderes ist die Geburtenstatistik, weil wir hier nur einfach abzählen dürfen, über die Gründe bestimmter Zahlenverhältnisse aber nichts aussagen können.

Die Anwendung der Statistik auf die Atomlehre hat große Erfolge gebracht. Wir haben die Zahl und Größe der Atome messen lernen, wir haben die Geschwindigkeiten und frei zurückgelegten Wegstrecken der Atome eines Gases bestimmen können, wir haben die im Mikroskop sichtbaren Bewegungen kleiner Teilchen auf die Bewegungen der Atome zurückzuführen und ihrer Größe nach zu berechnen vermocht, es haben sich sogar die allgemeinen Gesetze der Wärmelehre aus den Atombewegungen ableiten lassen. Die Statistik in Verbindung mit den bewährten Gesetzen der Mechanik und Elektrodynamik schien das Fundament zu sein, auf dem nun das ganze Gebäude der Physik sich würde auf bauen lassen.

Als nun indessen der Versuch gemacht wurde, diese Statistik auch auf das Licht anzuwenden, das von Atomen ausgesandt wird, und das wir erst wahrnehmen können, wenn eine größere Zahl von Atomen sich an seiner Aussendung beteiligt, da stieß man auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ergaben sich Folgerungen, die den einfachsten Tatsachen der Beobachtung ins Gesicht schlugen. Aber nun entstand die große Frage: Wo liegt der Fehler? Sind unsere bisher so glänzend bewährten Naturgesetze falsch, oder ist es die Art der statistischen Behandlung?

Das Aufwerfen dieser Fragen hat die ganze theoretische Physik in eine Krisis gebracht, die sie noch lange beschäftigen wird. Sie sucht einen Ausweg durch Einführung einer ganz neuen Theorie, der Quantentheorie. Wenn die Relativitätstheorie sich einer so großen Volkstümlichkeit erfreut, die im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Gemeinverständlichkeit steht, so ist die Quantentheorie für die Physik von ungleich größerer Bedeutung. Die Relativitätstheorie hat zwei Wirkungen vorausgesagt, die, wenn sie sich bestätigen, unsere Erkenntnis wesentlich erweitern: die Ablenkung des Lichtstrahls und die Verschiebung der Spektrallinien durch die Schwerkraft der Sonne. Beide Wirkungen können nur von Astronomen geprüft werden, für die Physik sind sie zunächst ohne Bedeutung. Demgegenüber greift die Quantentheorie an die Wurzeln unserer physikalischen Erkenntnis. Wenn wir von der Quantentheorie sprechen, so tun wir das im Sinne des üblichen Sprachgebrauchs. Eine Theorie im eigentlichen physikalischen Sinne ist sie nicht, denn von dieser verlangt man lückenlosen, logischen und widerspruchsfreien Aufbau, von dem die Quantentheorie bisher weit entfernt ist.

Es ist nicht ganz leicht, den Inhalt der Quantentheorie überhaupt, fast unmöglich, ihn gemeinverständlich auszudrücken. Sie behauptet, daß die Aussendung des Lichts mit Vorgängen verbunden ist, die den Gesetzen der Mechanik und des Elektromagnetismus widersprechen. Ohne auf die dann geltenden Gesetze eingehen zu können, behilft sie sich mit mathematischen Ansätzen, die eine Art Statistik enthalten, aus der sich in der Tat überraschende Ergebnisse ableiten lassen. So ist

Aus der neuen Revue „Hunderttausend Dollar“, die gegenwärtig im Krystallpalast-Variété in Leipzig zur Aufführung gelangt. (Phot. Ernst Schneider, Berlin.)





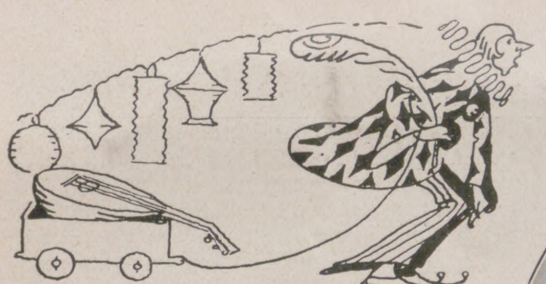


Links: Die Uraufführung des Spiels „Der Lampenschirm“ von Curt Götz in den Kammerspielen zu Berlin am 16. Januar: Szene aus dem 2. Akt. Links: Curt Götz; rechts: Valerie v. Martens. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) — Mitte: Von der Uraufführung des Mysteriums „Die Erlösung des Johannes Parricida“ von Heinrich Lilienfein im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 17. Januar: Grazia (Emmy Sonnemann) und Johannes Parricida (Hans Illiger). (Phot. Hermann Eckner, Weimar.) — Rechts: Von der Uraufführung des Schauspiels „Lebensballade“ von Walter v. Molo im Schauspielhaus zu Leipzig am 24. Januar: Der Konsul (Walter Reymer) und des Direktors junge Frau (Grete Doerpelkus). Inszenierung: Direktor Fritz Viehweg. (Phot. E. Genthe, Leipzig.)



Der Opernball der Staatstheater in Berlin im Opernhaus am 23. Januar.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.











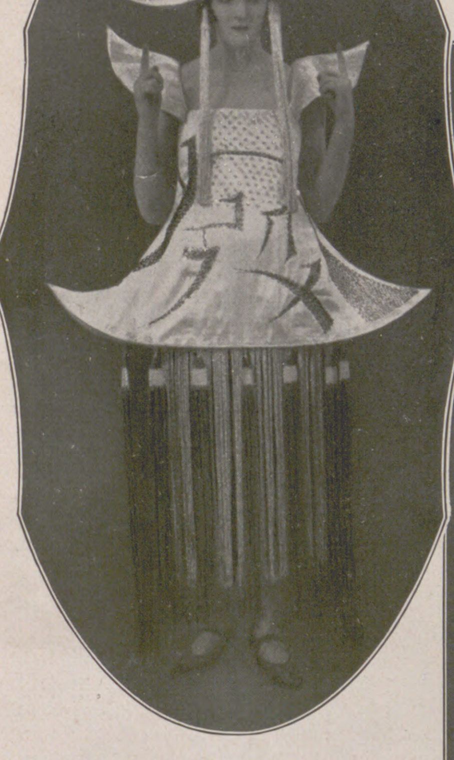
„Alt-Wien.“ (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Links nebenstehend:

„Pierrot.“ Entwurf: Prof. Haas-Heye. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Rechts nebenstehend:

Die „Garçonne“. Eine Parodierung der neuesten männlichen Damenmode. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



„Mah-Jong.“ (Phot. Ernst Schneider, Berlin.)



Harlekingruppe. Entwurf: Prof. Haas-Heye. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Chinesisches Kostüm. Entwurf: Prof. Haas-Heye. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Faschingskostüme.

es möglich gewesen, in das Wirrsal der Spektrallinien, die für jedes chemische Element zu Hunderten und Tausenden beobachtet werden, weitgehend Ordnung und System zu bringen. Sie ist aber nicht imstande, anzugeben, wie die bisher aufgestellten Naturgesetze abgeändert werden müssen, um zur Quantentheorie zu führen.

Die Quantentheorie in ihrer jetzigen Gestalt kann nur eine Durchgangsperiode der theoretischen Physik sein. Niemals kann die Statistik, wie widerspruchsfrei sie sonst auch sein mag, der physikalischen Weisheit letzter Schluß sein. Niemals wird der menschliche Geist dabei stehenbleiben; denn das Kausalitätsbedürfnis wird sich immer wieder einstellen und verlangen, daß die Gesetze aufgedeckt werden, die zur Quantentheorie führen.

Die physikalische Lehre vom Licht hat einen unbefriedigenden Weg eingeschlagen. Als vor hundert Jahren die Wellenlehre siegreich durchdrang, da glaubte man allgemein, das Licht sei ein ähnlicher Vorgang wie der Schall, nur daß er sich in dem sehr viel feineren Luftäther abspielen sollte. Dann setzte die elektromagnetische Lichttheorie an die Stelle der einfachen, mechanischen Schwingungen elektromagnetische, die man sich viel schwerer vorstellen konnte. Nun kommt gar die Quantentheorie und spricht überhaupt nicht mehr von Wellen, sondern von mathematischen Wahrscheinlichkeiten, ohne auf die Elementarvorgänge überhaupt noch einzugehen. Aber eine Statistik ohne die kausalen Unterlagen wird die Physik niemals als etwas Endgültiges anerkennen.

M. Wien.





Eine Folge der lang anhaltenden Trockenheit in Salzburg: **Links**: Der zu zwei Dritteln ausgetrocknete Wiestaler Stausee des Salzburger Elektrizitätswerkes. Die aus dem Eise ragende Ruine, ein ehemaliges Gasthaus, liegt bei normalem Wasserstand etwa 8 m unter dem Wasserspiegel. — **Rechts**: Das ausgetrocknete Staubecken des Strubklammwerkes, eines Spitzenwerkes der Wiestaler Hauptanlage.

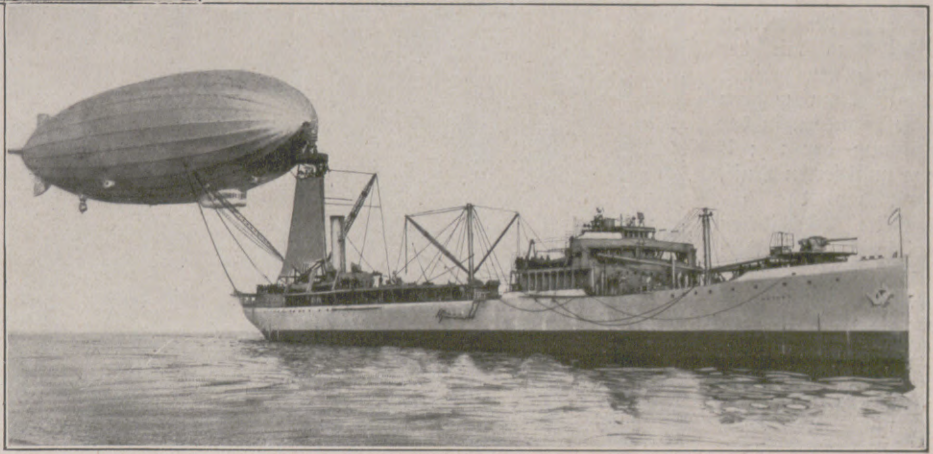




Gruppenbild der Ehrenpräsidenten: Guillermo Kammann (1); Ulrich v. Hassell, Generalkonsul in Spanien (2); Alfonso Sala y Argemí (3), Dr. Hans Praesent, Bibliothekar der Deutschen Bücherei (4); Emilio Barrera Luyando (5): Joaquín Milans del Bosch (6); Richard Linnemann, Schatzmeister des Börsenvereins (7); Max Roeder, Präsident des Börsenvereins (8); Pedro Llosas Badía (9). — **Links nebenstehend**: Blick in den Musiksaal.

Die Deutsche Buchausstellung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, Leipzig, im Regierungspalast zu Barcelona, die am 20. Januar im Beisein der Spitzen aller katalonischer Behörden und der deutschen Kolonie eröffnet wurde.





Von den Versuchen, das Luftschiff „Los Angeles“ (Z. R. III) auf hoher See zu verankern: „Los Angeles“ am Ankerturm des Schiffes „Patoka“. — **Links nebenstehend**: Neuartige englische Rettungsboote: Ein Boot, das nicht durch Ruder, sondern durch Hebel, die eine Bootsschraube in Bewegung setzen, fortbewegt wird.

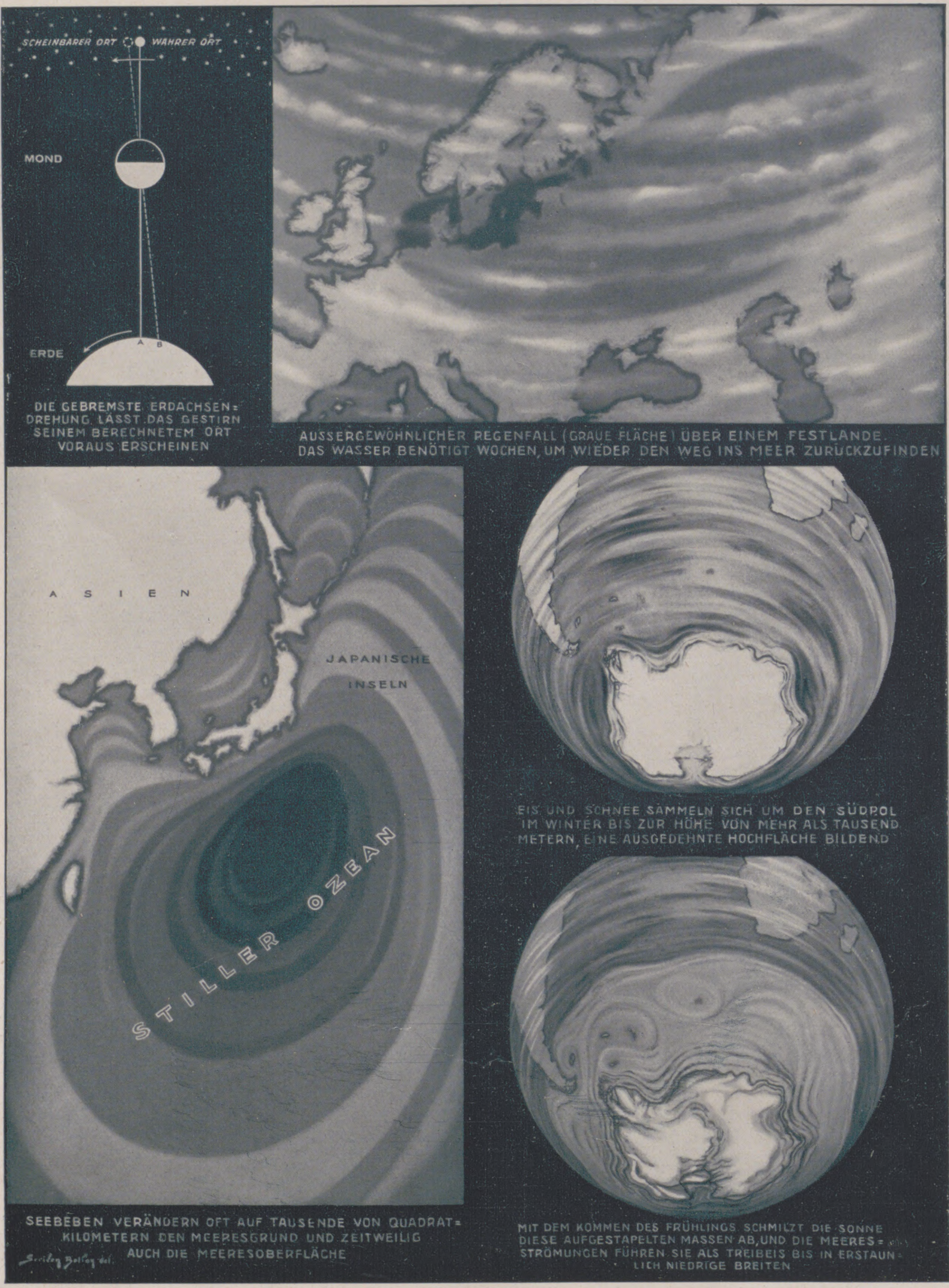




Links: Von den Kämpfen der Spanier in Marokko: Übergabe einer Fahne an die marokkanischen Hilfstruppen für ihre hervorragenden Leistungen durch den Großwesir (×) des spanischen Schutzgebietes. (Phot. Wipro.) — **Rechts**: Die Brutanstalt einer neuzeitlich eingerichteten Geflügelfarm in Welwyn (England).

Kosmische Wirkungen auf die Erdachsendrehung. / Von Max Valier, München.

Beobachtungen am Observatorium zu Greenwich und an anderen Sternwarten haben die Tatsache bestätigt, daß verschiedene Himmelskörper, wie die Sonne, der Mond und Merkur, gegenwärtig ihren berechneten Stellungen am Himmel ein wenig voraus sind. Die Mathematiker sind geneigt, diesen Umstand einer zeitweiligen Verlangsamung der Erdachsendrehung zuzuschreiben. Wieso aus einer solchen ein scheinbares Vorauseilen der genannten Körper vor ihrem rechnungsmäßigen Orte am Himmel sich ergibt, ist aus dem ersten Teilbilde der Tafel in der linken oberen Ecke des Gesamtbildes leicht zu erkennen. Wir sehen dort die Erde unten, darüber den Mond. Nehmen wir nun an, die Erde drehe sich regelmäßig, wie von jeher, immer weiter um ihre Achse, dann würde sich der Beobachter auf ihr (z. B. am Meridiankreis der Sternwarte zu Greenwich) in einem gewissen Augenblicke in dem Punkte A befinden und den Mond am Himmel unter den Fixsternen an einer Stelle stehen sehen, die im Bilde als „wahrer Ort“ des Mondes gekennzeichnet ist. Hat sich aber die Erde — ohne daß wir etwas davon merkten — in Wirklichkeit nicht gleichmäßig, sondern vorübergehend langsamer gedreht, dann befindet sich der Beobachter in dem angenommenen Augenblicke noch nicht, wie er meint, im Punkte A, sondern erst im Punkte B. Da der Mond von der Bremsung der Erdachsendrehung nicht betroffen ist, steht er für sich im Himmelsraum natürlich an der nämlichen, richtigen Stelle, aber er erscheint dem in B befindlichen Beobachter nun nicht in der Richtung des weißen Scheibchens mit der ausgezogenen Linie, also nicht am „wahren Orte“, sondern in der Richtung der von B aus punktierten Linie, dort, wo das gestrichelte Scheibchen zwischen den Fixsternen liegt. Der Beobachter, der von der veränderten Erdachsendrehung nichts weiß, sie also nicht bemerkt hat, glaubt nun natürlich nicht, daß er sich am falschen Punkte befindet, sondern meint, in A zu sein und nicht in B. Infolgedessen schließt er zurück, daß der Mond sich nicht an der berechneten Stelle befindet, sondern diesem Orte vorausgeeilt ist.



DIE GEBREMSTE ERDACHSENDREHUNG LÄSST DAS GESTIRN SEINEM BERECHNETEM ORT VORAUS ERSCHEINEN

AUSSERGEWÖHNLICHER REGENFALL (GRAUE FLÄCHE) ÜBER EINEM FESTLANDE. DAS WASSER BENÖTIGT WOCHEN, UM WIEDER DEN WEG INS MEER ZURÜCKZUFINDEN

SEEBEBEN VERÄNDERN OFT AUF TAUSENDE VON QUADRATKILOMETERN DEN MEERESGRUND UND ZEITWEILIG AUCH DIE MEERESOBERFLÄCHE

EIS UND SCHNEE SAMMELN SICH UM DEN SÜDPOL IM WINTER BIS ZUR HÖHE VON MEHR ALS TAUSEND METERN, EINE AUSGEDEHNTE HOCHFLÄCHE BILDEND

MIT DEM KOMMEN DES FRÜHLINGS SCHMILZT DIE SONNE DIESE AUFGESTAPELTEN MASSEN AB, UND DIE MEERESSTRÖMUNGEN FÜHREN SIE ALS TREIBEIS BIS IN ERSTAUNLICH NIEDRIGE BREITEN

Wahre oder scheinbare Veränderung der Erdachsendrehungszeit unter dem Einfluß kosmischer Wirkungen?
Nach einer Zeichnung von Scriven Bolton.

Daß diese ganze Ableitung geometrisch einwandfrei ist, wird jedermann selbst einsehen. Die Frage ist nur, ob es auch wirklich denkbar ist, daß die Erdachsendrehung zeitweilig nicht ganz gleichmäßig erfolgt, sondern Bremsungen erleidet. Wenn Ursachen erfindlich sind, welche eine wahre oder scheinbare Veränderung der Erdachsendrehungszeit bewirken können, dann wird nämlich das ganze Problem für die Sternforschung höchst bedeutsam, da damit ein Grunddogma in sich zusammenfällt: der feste Glaube an die vollkommene Gleichmäßigkeit der Erdachsendrehung.

Nun machen die englischen und amerikanischen Forscher in der Tat verschiedene Gründe geltend, die für die Möglichkeit einer vorübergehenden Veränderung der Erdachsendrehzeit in Betracht kommen können. So weist das rechte obere Teilbild der Tafel auf einen außergewöhnlich gewaltigen Regenfall hin, der sich über weite Ländergebiete erstreckt und eine beträchtliche Niederschlagshöhe liefert. Ein solcher Regenfall bedeutet, auf den Erdball bezogen, eine Gleichgewichtsverschiebung, denn es wird eine Wassermenge von soundso vielen Millionen Tonnen, die sich einige Zeit vorher noch im Meere befand, hier über ein Landgebiet geworfen und liegt wie eine Last auf diesem. Man bedenke, daß bei nur 1 mm Niederschlagshöhe schon 1 kg Wasser auf dem Quadratmeter Erdboden liegt. Nun können aber 10 bis 20 und mehr Millimeter Niederschlag auf Hunderttausenden von Quadratkilometern liegen. Eine solche Verlagerung bedeutender Massen muß auf die Erdrotation wie eine Bremse an einem Wagenrade wirken. Eine weitere Ursache gewaltiger Verlagerungen des flüssigen Elements bilden die Seebeben. Bei solchen wird oft der Meeresgrund auf Tausende von Quadratkilometern in beträchtlichem Maße gehoben oder gesenkt, so daß das Wasser nach anderen Gebieten abströmen oder aus anderen Gegenden herzuströmen muß, um den geänderten Bedingungen Rechnung zu tragen. Das linke untere Teilbild der Tafel sucht eine Vorstellung dieser Möglichkeit einer Störung des Gleichgewichts des Erdballs und der Achsendrehung anschaulich zu machen. Am gewaltigsten aber sind wohl die Massenverschiebungen, die sich allmählich dadurch vollziehen, daß besonders am Südpol die Eiskappe im Winter sich zu einem ungeheure Massen aufstapelnden Tafel-Hochlande auswächst, während mit Frühlingsbeginn die allgemeine Schmelze einsetzt und die verdrifteten Eisberge bis in niedrige Breiten herabgelangen. Diese drei Ursachen können sehr wohl die Gleichmäßigkeit der Erdachsendrehung stören, indem sie diese bald ein wenig über das mittlere Maß beschleunigen, bald abbremsen. Ob davon aber der ganze Erdkörper mitgenommen wird, bis zum Kern hinein, das ist doch noch eine offene Frage. Man kann sich nämlich auch denken, daß die sogenannte starre Erdkruste, so hart sie uns erscheinen mag, nicht nur vertikalen Hebungen und Senkungen gefügig ist (wie sie in der sogenannten lithosphärischen Ebbe und Flut längst nachgewiesen sind), sondern auch in ihrer eigenen Fläche Dehnungen und Stauchungen erleiden kann, etwa wie die Kopfhaut eines Menschen bis zu einem gewissen Grade am Schädel verschiebbar ist. Man kann sich also gut vorstellen, daß nicht nur eine wahre Rotationszeit-Änderung der Erde möglich ist, sondern auch eine nur scheinbare, derart, daß wohl der ganze Erdball sozusagen gleichmäßig weiterrotiert, daß aber die Oberfläche selbst unter den Wirkungen der „Bremsklötze“ bald etwas elastisch zurückgehalten wird, bald wieder, wenn die „Bremsen“ sich lockern, in ihre Ausgangslage zurückschnellt. So könnte also jeder Ort auf der Erde, z. B. der Felsen, auf dem eine Sternwarte steht, mit dem ganzen Lande, in dem er aufragt, seine geographische genaue Lage fortwährend ändern. Nachdem am Äquator 31 Meter gleich einer Bogensekunde in Länge sind, würde eine Verschiebung um 3,1 m schon 0,1“ entsprechen, ein Betrag der in den feinsten astronomischen Messungen schon fühlbar wird, und den man der Elastizität der „starren“ Erdkruste wohl zutrauen mag.

Sollte die Zukunft zeigen, daß derartige kurz dauernde, wenige Stunden (!!) umfassende Schwingungen der Orte um ihre mittlere Lage öfters vorkommen, ja, daß eigentlich kein Ort auf der Erde dauernd genau an seiner Stelle bleibt, daß wir also die ganze Erdoberfläche als beweglich in bezug auf den Erdkern betrachten müssen, dann würde dies die furchtbarsten Wirkungen für alle rein astronomischen Arbeiten haben, besonders für die Sicherheit der trigonometrisch gemessenen Fixsternparallaxen. Es wäre durchaus möglich, daß sich herausstellt, daß die meisten bisherigen Messungen am Sternhimmel falsch gewesen sind, und daß die Widersprüche, die oft zwischen den Ergebnissen verschiedener Beobachter in Amerika und Europa zutage getreten sind, sich auf die Unregelmäßigkeit der Drehung der Erdoberflächenpunkte um die Erdachse zurückführen lassen.

Dünnerwerden.

Von Dr. W. Schweisheimer.

Mit sechs Abbildungen nach Zeichnungen von Alfred Seckelmann.



Ich glaube, ich werde zu schwer!



Ärztlicher Rat: „Iß dieses, und dein Körper wird deinem Gaumen danken."

Nicht die Wissenschaft stellt die erste Diagnose, daß es geraten ist, dünner zu werden, sondern das tägliche Leben. Der Schneider, der Maß zu einem neuen Anzug nimmt, äußert sich achselzuckend über die Zunahme des Bauchumfangs. Die Schneiderin, deren Modellkleider nicht mehr wie angegossen passen, macht zart darauf aufmerksam, daß das nicht an ihren Kleidern liege, die durchweg nach „Normalfiguren" gearbeitet seien. Weniger zurückhaltend ist die Freundin, die besorgt, aber nicht eigentlich unglücklich die Umfangzunahme der Freundin vermerkt.

Die Mode propagiert zur Zeit das Schlanksein. Was bis dahin leichte Unbequemlichkeit war, wird nun zur seelischen Bedrängnis. Die Mode des Schlankbleibenwollens, soweit sie nicht in lächerliches Übermaß ausartet, ist gesundheitlich begrüßenswert. Wie manches andere recht Vernünftige kommt sie aus Amerika und England, wo sportliches Leben günstige Voraussetzungen geschaffen hat.

Nach dem 30. Lebensjahr neigt der Körper zum Fettansatz. Die alte Regel, man solle nicht mehr Kilogramm wiegen, als die Körpergröße in Zentimetern über 1 Meter beträgt (also ein Mann von 1,80 m Größe rund 80 kg, eine Frau etwas weniger), gibt nur einen ungefähren Anhaltspunkt.



Morgendliche Ausarbeitung.

Die häufigste Ursache des Dickwerdens ist zu reichliche Zufuhr von Nahrungsstoffen bei ungenügendem Verbrauch von Spannkräften. Werden dem Körper mehr Nahrungsstoffe zugeführt, als er verbrauchen kann, so lagern sie sich als Fett in den Fettdepots unter der Haut und in und zwischen den Organen ab. Daneben gibt es eine konstitutionelle, oft erbliche Fettsucht, und auch Störungen der inneren Sekretion können übermäßigen Fettansatz bedingen. Das sind die selteneren Fälle.

Zum Dünnerwerden führen im allgemeinen zwei Wege. Sie müssen gleichzeitig gegangen werden: Verringerung der Stoffeinnahmen und Steigerung der Stoffausgaben. Verringerung der Stoffeinnahmen bedeutet Herabsetzung der Nahrungsmenge. Wesentlich ist die richtige Auswahl der Stoffe, an denen gespart wird. Die Eiweißzufuhr (Fleisch, Ei) darf nicht unter ein gewisses Maß herabgehen. An Kohlehydraten (Zucker, Kartoffeln, Mehlspeisen) kann leichter gespart werden. Am wichtigsten ist die Verminderung der Fettzufuhr (Butter, fette Saucen). Alkoholische Getränke, die als Nährwertspender dienen, sind zu streichen. Die Kur soll nur langsam und allmählich, aber stetig wirken. Wo quälendes Hungergefühl auftritt, kann die Ernährung nicht lange ohne Schädigung, namentlich der Nerven, durchgeführt werden.



Vierfache Entfettungskur.

Die Geschmacksrichtung des einzelnen kann oft den richtigen Fingerzeig geben. Zulagen von Obst und Gemüse (Traubenkuren) gleichen aus, was an stärkeren Spannkraftbildnern vorher entzogen wurde. Wirkliche Entfettungskuren lassen sich nicht ohne ärztlichen Rat durchführen. Gewaltkuren rufen Schädigungen hervor und erzielen niemals Dauererfolge.

Beim Entzug von Flüssigkeit leiden viele Menschen schwer. Ist er wirklich nötig? Nein. Genuß von Bier und Wein muß zwar aufs äußerste eingeschränkt werden. Aber der Entzug von Wasser ist im allgemeinen unnötig. Der Körper wird dadurch wasserärmer und somit leichter. Hier liegt aber eine Täuschung vor; man will ja nicht das Gewicht des Körpers durch Wasserentzug herabsetzen, sondern überflüssiges Fett abbauen. Diesem Ziel kommt man durch Entzug von Wasser nicht näher.

Vermehrung der Stoffausgaben hat Abbau von Fett im Gefolge. Leibesübungen tragen dazu bei. Persönlichen Liebhabereien kann man dabei möglichst entgegenkommen. Immer gilt es, durch Muskelarbeit mehr Spannkräfte zu verbrauchen, als mit der Nahrung eingeführt werden, und dazu die Fettdepots anzugreifen. Sport ist vortrefflich, seien es Rasenspiele oder Tennis, Reiten oder Bergsteigen, Tanzen oder das ganz besonders wirksame Schwimmen. Häusliche Freiübungen, Gymnastik oder Übungen an Turnapparaten dienen dem gleichen Ziel. Zuweilen genügt eine geringfügige Änderung in der Lebensweise, namentlich bei älteren Personen, bei denen Übertreibungen besonders zu meiden sind: Gehen statt Fahren zur Arbeitsstelle, längere Spaziergänge. Der Besitz eines eigenen Autos läßt kaum mehr einen Schritt zu Fuß gehen und wird daher Anlaß zum Dickwerden.

Neben diesen beiden Hauptpunkten treten sogenannte „Entfettungskuren" zurück. Medikamente (meistens Schilddrüsensubstanz, Jod usw.) können am falschen Platz großen Schaden anrichten. Die Badekuren und Trinkkuren mit Glaubersalzwässern (Marienbad, Karlsbad) oder Kochsalzwässern (Kissingen, Homburg, Wiesbaden usw.) wirken nur zum Teil durch ihre spezifische Salzwirkung; ausschlaggebend ist auch bei ihnen richtige Diät und Lebensweise, wie sie im Verlauf der Kur eingehalten werden. Die Heilquellen unterstützen allerdings die Diätkur in guter, wenn auch zuweilen anstrengender Weise. Gegen allzu große Fettansammlung ist man auch schon operativ vorgegangen. Die Qualen und Anstrengungen, denen sich Frauen in manchen mit Massage, Gummibinden usw. arbeitenden Schönheitsinstituten unterziehen, um abzunehmen, sind von Sinclair in einem seiner Romane eingehend geschildert worden. Ohne richtige Kost sind aber auch diese Dinge von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Mit am wichtigsten für den Erfolg der angewandten Maßnahmen ist die Benutzung der Wage. Nur regelmäßiges Wiegen und Eintragen der Ergebnisse in eine Tabelle gibt Gewißheit über die Zweckmäßigkeit der Bemühungen. An der Wage ist zu ersehen, ob die Herabsetzung des Gewichtes langsam und gleichmäßig erfolgt, oder ob eine schädliche Gewichtsabnahme überstürzt eingesetzt hat. Auf jeden Fall muß mit ruhiger Energie vorgegangen werden, nach vorbedachtem Plan, nicht aber mit heftigem Ungestüm, das gleich wieder nachläßt.



Reiten auf dem elektrisch betriebenen Kamel.



Promenade in Marienbad, dem Dorado der Wohlbeleibten.







Eine neue, abgeplattete Form bei den ersten Frühjahrshüten aus Pedal mit Tuchapplikationen (links) und aus Pedal mit Hermelinkopf. Modelle: Berteaux, Wien.

Links nebenstehend: Mantel aus Ottoman ramagé. Dazu kleiner hoher Hut. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. Modelle: Schostal & Laderer, Wien.

Rechts nebenstehend: Blauer Ottomanmantel mit aparter, reich mit Jettperlen besetzter Chenillestickerei. Trägerin: Die Filmschauspielerin Gritta. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.





Schwarzer, mit sibirischem Wolf verbrämter Tuchmantel und aufgeschlagener kleiner Hut mit Band.
Modelle: Berteaux, Wien (Hut); S. Ungar, Wien (Mantel).



FRÜHJAHRSHÜTE UND -MÄNTEL

Nutriamantel mit Westenform in Beige, die kommende große Mode. Dazu rostfarbener Grosgrainbandhut. Trägerin: Die Berliner Schauspielerin Charlotte Ander. Modelle: Berteaux, Wien (Hut); S. Ungar, Wien (Mantel).

Seidenhut mit spitz angeordneten Reihern zu Pelzcape in Westenform. Die Weste besteht aus kornblumenblauer Seide.
Modelle: Berteaux, Wien (Hut); S. Ungar, Wien (Cape).

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Phot. Zimbler, Wien.) (Vgl. Beitrag auf Seite 220.)

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter.

(5. Fortsetzung.)

Während Max sie umarmte, sagte Marie Luise: „Warte auf dem Residenzplatz auf mich, ehe du nach Hause gehst, ehe du mit deinem Vater sprichst."

„Das ist ein glänzender Gedanke!" rief er und enteilte.

Marie Luise stand vor dem Prunkschrank Mutter Seilings. Sie sah ein Reh aus braunem, ein Hündchen aus blauem Glasfluß, eine Rose aus Porzellan, eine Tasse mit der Inschrift „Denkmahl ewiger Freundschaft" — und sah es nicht. Hinter ihrer schönen, reinen Stirn flogen die Gedanken.

Der alte Baron Hochsattel war ein Draufgänger mit zu früh brachgelegtem Betätigungsdrang. Er wußte recht genau, daß sein Gegner als schlechter, kurzsichtiger Schütze galt und ihn auch keineswegs schwer verwunden wollte, es sei denn, daß es der Zufall mache. Ob aber der hitzige, jähzornige Oberst in die Luft schoß, konnte niemand wissen. Ihrem Vater drohte also Gefahr.

Sie mußte um jeden Preis abgewendet werden.

Selbst um den Preis, daß eine bisher als tadellos bekannte junge Dame sich das Prädikat „extravagant" holte, den vernichtenden Richterspruch der Gesellschaft. Sie zauderte noch minutenlang, ihren abwesenden Blick auf die Herrlichkeiten der Kleinbürgerstube gerichtet, das gläserne Reh, das blaue Hündchen, die Rose aus Porzellan.

Dann wandte sie sich — und stieg in das Buchbinderlädchen hinab. Und die knicksende Mutter Seiling hörte sich angesprochen:

„Ich habe eine große Bitte, Frau Seiling. In einer ernsthaften Angelegenheit muß ich dem Vater von Baron von Hochsattel, dem Herrn Obersten, einen Besuch machen. Würden Sie mir die große Freundlichkeit erweisen, mich in das Haus zu begleiten?"

Die Mutter Seiling sagte kurz: „Ich?" und fuhr dann fort: „Auf der Stelle. Ich brauche nur mein Umschlagetuch. Ich kann fort, wie ich gehe und stehe. Weil ich doch im Vorzimmer auf die gnädige Baroneß warte."

Marie Luise lächelte.

Die kühnen Jungfrauen von 1866 treten nicht auf wie jene Johanna von Orleans, allein mit Pfeil und Panzer ihrer heiligen Mission gerüstet. Eine junge Dame von 1866 muß eine Dame d'honneur haben. Sonst wird sie auf ewig gerichtet. Und es gibt keine Rettung mehr für ihren Ruf.

Die Sitte ist heilig. Das ganz Lächerliche der Zeitsitte aber milderte sich in dem Fall durch die Tatsache, daß Marie Luise, auf sich allein gestellt, das Haus wohl sehr lange hätte suchen müssen.

O Väter, dachte Marie Luise von Bülow, ihr schafft es, daß ich mit der Witwe eines Buchbinders und mit der Mutter eines künftigen Praxiteles in die Arena trete, halb tragisch, halb lächerlich — und gar völlig als eine Opernheldin.

Aber was ist da zu tun? Weil Max und ich einander lieben, dürfen doch nicht die ergrauten Väter mit Pistolen auf den Duellplatz treten und Dinge tun, die sie später in tiefster Seele bereuen würden.

Frau Seiling wollte nicht wie eine Stumme neben der eleganten jungen Dame sein. Sie sprach daher von der Witterung und tadelte die Feuchtigkeit in der Luft.

„Vom November darf man nicht verlangen, daß er wie der Juni sich anläßt", meinte Marie Luise.

Sie sah, wie durch einen Schleier verhangen, alte, hohe, fremde Häuser, fühlte sich von Nebeln umgeben und vom Geheimnis des Ortes.

Sie legte sich Sätze zurecht. Memorierte sie ängstlich. Sie begannen mit einem ungewöhnlichen Schritt, wurden verworfen, weil das leicht an einen Fauxpas anklang; sie erhoben Vorwürfe, und Klugheit sagte, daß man damit keinen Menschen gütig stimmt.

Und plötzlich war Marie Luise im Arbeitszimmer des Obersten.

Er war noch nicht der Überraschung Herr geworden, statt eines Kartellträgers die Tochter Bülows gemeldet zu bekommen. Erst nachdem sein geübtes Auge die Verlegenheit auf den Zügen der jungen Dame sah, wurde er guter Laune. Er rückte ihr den Plauderstuhl neben seinem Schreibtisch zurecht und sagte:

„Besuch aus der Residenz habe ich lange nicht erhalten. Um so erfreuter, Baronesse."

Sie überlegte, ob man bei einem Feind Platz nähme, blieb stehen und sagte ein wenig überstürzt:

„Ich bin ohne Wissen meines Vaters mit einer Bamberger Frau hier, die mir den Weg zeigte.

Sie haben meinen Vater beleidigt, Baron Hochsattel. Und zwar auf Grund eines falschen Verdachts. Mein Vater hat es durch Sie erfahren, daß Ihr Sohn und ich eine Neigung füreinander haben —"

Der Oberst antwortete vorschnell und nicht gerade angenehm:

„Und da gab es für die schöne Tochter einen Krach?"

Er bereute sogleich, biß sich auf die Lippen, wollte mit hastigen Handbewegungen seine unvorteilhafte Bemerkung wiederauslöschen und fand nur den Nachsatz:

„Entschuldigen Sie, bitte, aber was habe ich bei der Sache zu tun?" Es wurde ihm unbehaglich. War das Mädel gekommen, ihn zu überrumpeln?

Marie Luise antwortete kurz und knapp:

„Sie haben meinen Vater, den Freiherrn von Bülow, einen Heiratsvermittler genannt. Und zwar nicht im Scherz, sondern mit der vollen Absicht, eine Ehrenbeleidigung auszusprechen."

Dem Obersten wurde ein wenig schwül. Er fühlte sich von seinem Uniformkragen beengt und rang nach einer Antwort. Auf den Angriff der Tochter war er nicht vorbereitet, und die Rede floß ihm besser, wenn er sie lange vorher bedenken konnte.

„Eine Ehrenbeleidigung? No, no — alle Eltern, wo erwachsene Kinder haben, betreiben ein wenig das Metier. Ich habe durchaus nicht gesagt, daß der Baron Bülow ein Heiratsvermittlungsbüro aufgetan hat, wie man es neuerdings in den Zeitungen annonciert liest."

Marie Luise stand in Pein. Sie hatte sich ihren Besuch hier kurz und kühn gedacht. Nun redete der Oberst das schwierige Thema breit. Und sie stand da als die, der man angeblich eine Heirat hatte vermitteln wollen. Sie raffte sich zusammen.

„Ihr Takt als Edelmann und Offizier wird Ihnen doch kaum gestatten, mit mir, Bülows Tochter, die unschöne Sache zu einem Konversationsstoff zu machen. Sie wissen es genau, Baron Hochsattel, daß Sie meinen Vater beleidigen wollten. Ich bin gekommen, Ihnen die Versicherung zu geben, mein Vater wußte nichts von meinen Beziehungen zu Ihrem Sohn. Nachdem Sie erfahren haben, daß Ihre Bemerkung, ob im Scherz oder Ernst gemacht, jeder Grundlage entbehrt, werden Sie nicht zögern, sie zu revozieren. Und zwar, ehe mein Vater Ihnen seinen Zeugen schickt."

Hübsch sieht sie aus, fühlte der Oberst. Er sagte: „Oho, Sie sind aber heroisch. Nehmen Sie doch endlich Platz, Baronesse. Da Sie einmal die Liebenswürdigkeit haben, mich alten Soldaten aufzusuchen, könnten wir doch hübschere Dinge miteinander plaudern. Sie werden bald nach Rom reisen. Darf ich fragen, ob mein Max auch zu der Reise eingeladen ist?"

Sie empfand bitterlich, daß es seine Folgen hat, wenn man die Form des Gesellschaftlichen außer acht läßt. Aber nein, sie war nicht hierhergekommen, um sich unverrichteter Dinge heimschicken zu lassen. Zorn stieg in ihr auf und gab ihr eine stolzere Haltung.

„Ich bin nicht in eigener Angelegenheit hier, Baron Hochsattel. Ich bin nicht einmal eine Bittende. Ich habe Sie nur aufmerksam gemacht, daß Sie in einem Irrtum gehandelt haben. Ein Edelmann setzt nicht auf einen Irrtum ein Duell mit einem früheren Freund."

Der Oberst wandte etwas geniert den Blick von ihr und trat einen Schritt zurück gegen seinen Schreibtisch.

Er sah ein, daß er keine glänzende Rolle spielte. Und daß ein Duell, wobei schließlich beide innerlich gezwungen waren, in die Luft zu schießen, für ältere Herren nicht gerade ein Ruhmesblatt war. Er antwortete:

„Sie treten hier als Ihr eigener Zeuge auf, Baronesse. Ich akzeptiere dies und werde das Nötige veranlassen."

Er wandte sich mit knapper Bewegung auf sie zu, rückte wieder einladend an dem Stuhl, und plötzlich fühlte sich Marie Luise schwach werden. Eine Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn traf sie als ein Quälen. In welche Lage hatte sie sich gebracht! Sie fühlte plötzlich, der Oberst gab nach, und doch würde er ihr dies nie verzeihen.

Sekundenlang verschwamm ihr das Zimmer, wie in aufgelösten Konturen, in Unwirklichkeit. Sie rang nach einem Wort, das begütigen, befreien, die gespannte Situation auslöschen konnte.

Aber sie fand nichts. So sagte sie, ganz Dame, ganz Norddeutsche, ohne jede überschwengliche Betonung:

„Ich danke Ihnen", verbeugte sich und ging, ehe der Oberst ihr einen Händedruck anbieten konnte.

Er kam ihr noch zuvor und öffnete die Tür nach dem Vorzimmer, woselbst sich ihm der Anblick von Frau Seiling bot. Er sagte heiter einige höfliche Sätze.

Sie war klug, die Kleine. Sie kam mit einer Ehrengarde! Und war doch nicht ganz klug: denn nun brauchte der Oberst nicht mehr zu raten, wo es für seinen Max ein trautes Stelldichein mit der schönen Bülow gab! —

Eine kleine Weile war es dem Obersten sehr unbehaglich zumute. Die Kleine hatte ihn reingelegt. Und das würde er ihr nicht vergessen. Der Brief mußte nun geschrieben werden. Eine öde Sache.

Doch als Briefpapier vor dem Schreiber lag, sah er die Geschichte schon ein bißchen anders an, und die Feder flog:

„Lieber Bülow, wenn man heroische Töchter als Zeugen schickt —"

Nein, er durfte das Mädel doch nicht verraten. Ein kräftiger Riß teilte den Bogen. Ein neuer wurde aufgelegt.

„Lieber Bülow, wenn Du selber sagst, daß uns die lieben Kinder gegenseitig recht düpiert haben —"

Nein, mit „wenn" darf man nie eine Sache anfangen. Und überhaupt, das war eine Schwäche von ihm, mit Bülow immer mal dazwischen den alten Ton zu reden.

Endlich kam der Brief zustande:

„Euer Hochwohlgeboren

spreche ich mein Bedauern aus, daß ich mich hinreißen ließ, Euer Hochwohlgeboren einen Heiratsvermittler zu titulieren, und nehme ich dies zurück. Habe eingesehen, daß Euer Hochwohlgeboren nicht nötig haben, für Baronesse nach Freiern zu suchen. Was aber die sogenannte Verlobung zwischen Baronesse Tochter und dem Leutnant Max Freiherrn von Hochsattel, meinem Sohn, anbelangt, so gestatte ich mir zu bemerken, daß ich erst dann den Eintritt in verwandtschaftliche Beziehungen zu Euer Hochwohlgeboren erwägen werde, wenn Euer Hochwohlgeboren öffentlich erklären, in dem wissenschaftlichen Streit gegen mich voll und ganz unrecht zu haben.

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Hochsattel
Königl. bayr. Oberst a. D."

So! Nun hatte es der Bülow.

Der Oberst siegelte das Schriftstück, übergab es Maxens Burschen, es sofort auf die Residenz zu tragen.

VIII.

Als der Bursche jene schmale steile Gasse zum Domplatz hinaufging, die so freundlich und anheimelnd der Katzenberg genannt ist, sah er seinen Leutnant im Gespräch mit einem eleganten Fräulein stehen. Sie schienen ihm beide ein wenig traurig, und er wollte mit einem respektvollen Gruß vorüber. Doch als der Herr Leutnant den Brief in seiner Hand sah, rief er ihn an, ließ sich die Adresse zeigen und sagte etwas zu der jungen Dame. Und dann warf er wie ein Junge die Mütze in die Luft, und das schöne Fräulein lachte. Der Herr Leutnant konnte so lustig sein!

Marie Luise eilte dem Boten nach.

Sie fand die Residenz in fieberhafter Erregung. Es war, als seien sämtliche Gärtner von Bamberg mobil gemacht, die ganze stattliche Gilde. Ein Wald von Lorbeer, Oleander, Palmen wurde angefahren, die Kübel über Treppen und Korridore geschleppt.

Marie Luise lief durch lange Gänge an geschäftigen Menschen vorüber und fand endlich ihren Vater.

Er stand neben dem Bildhauer Seiling und neben der Lohengrinstatue, um die eben ein romantischer Wald gebaut wurde.

„Papa," sagte Marie Luise, „hier wird das Postamt um elf geschlossen — ich kam zu spät. Ich wollte dir dies nur sagen und gehe dann sofort wieder in die Stadt, um die Depesche nach Nürnberg aufzugeben."

Vater Bülow lächelte erfreut. „Es macht nichts, Kind, es macht gar nichts. Das Telegramm ist nicht mehr nötig. Doch davon später. Gestatte, daß ich dir Herrn Bildhauer Seiling vorstelle." Er machte seine höfisch eleganten Handbewegungen: „Herr Seiling — meine Tochter."

Die Vorgestellten verbeugten sich voreinander.

Befreiend sagte Seiling: „Herr Baron hatten die Güte, in dem Lohengrin eine gewisse Ähnlichkeit mit einem hiesigen Offizier zu erkennen. In der Tat war Baron Hochsattel so freundlich, mir etwas Modell zu stehen. Es wäre nämlich außerordentlich schwierig, eine Rittergestalt nach einem gewerbsmäßigen Modell zu machen. Das Ritterliche ist nun einmal nicht der Ausdruck bürgerlichen oder geschäftlichen Daseins."

„Sehr wahr", bestätigte Vater Bülow und fuhr fort: „Es ist mir sehr wichtig, in Ihnen einen Künstler zu treffen, der die Antike genau studiert hat, und zwar auf einer italienischen Studienreise. Hier in diesem Schloß, mein lieber Herr Seiling, befindet sich nämlich eine Skulptur —"

Um Gottes willen, dachte Marie Luise, jetzt kommt es: der gute Seiling muß die Streitsache hören. Doch ehe Bülow weitersprechen konnte, stieß ein Lakai eine Flügeltür auf, und das Königspaar erschien.

Die Königin, krinolinenumstarrt, eilte auf den steinernen Lohengrin zu, der König, in einem schlecht geschneiderten Zivilanzug, wirkte als kränklicher älterer Herr. Was dem Gesicht einst die Jugend an Reiz gegeben, war lange verschwunden. Ein melancholischer Schnurrbart hing über dem zu großen Mund, die Wangen waren eingefallen, die Augen matt und etwas leer im Blick.

„Der Lohengrin, ja, ja, der Lohengrin. Die große Mode jetzt." Dann sagte er einige wohlgesetzte Phrasen zu Seiling, um fortzufahren:

„Habe schon gehört, da hat der Hochsattelmax Modell gestanden. Einer unserer schönsten Leutnants hier in Bamberg. Er kann auch singen. Seine Majestät der König, mein Neffe, liebt das. Der soll sich heute abend hinter das Gebüsch stellen und uns den Lohengrin singen, macht sich besser als jemand vom Theater."

Der König sprach ein wenig den altbayrischen, langsamen Dialekt. Ihre Majestät unterbrach ihn mit einer klirrenden Stimme. „Ja, das wirkt diskreter. Und Sie, kleine Bülow, Sie spielen doch so ausgezeichnet Klavier. Ein Flügel soll herein. Sie spielen aus dem Lohengrin. Die Gräfin wendet Ihnen die Noten um, abgemacht."

Vater Bülow stand betreten. „Eure Majestät wollen allergnädigst erlauben, meine Tochter kann doch nicht die Prätention haben, sich als Virtuosin vor Seiner Majestät dem König zu produzieren!"

Doch die Königin Amalie ließ den Einwand nicht gelten.

„Seine Majestät unser Neffe — nun ja, er ist sehr zart und sehr eigentümlich. Sänger und Musik sollen unsichtbar sein, für ihn allein da und nicht da. Eine solche Aufgabe lösen am besten die Vorgenannten. Es handelt sich dabei nicht nur um musikalischen, sondern auch um gesellschaftlichen Takt."

Vater Bülow blieb nichts übrig, als sich stumm zu verbeugen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Die Königin sprach von Takt. Ihr eigenes Maß darin war nicht gerade verschwenderisch zu nennen. Ihre anderen, majestätischen Eigenschaften überwogen.

Doch, que faire? Widerspruch gab es nicht. Und vielleicht verfiel Marie Luise in eine kleine Schwärmerei für den schönen, jungen, einsamen König, sah einen Mann von wahrhafter Distinktion, die der Konsul von Bülow jemand nicht zusprechen konnte, der Modell stand und als Ariensänger dilettierte.

*

O wunderlichste Szene!

Ein Saal der Residenz war durch Lorbeer- und Oleanderwände so geteilt, daß ein Drittel des Raumes, wohlversehen mit einer eigenen Tür, abgesondert blieb für den Flügel, die Klavierspielerin und den Sänger. Dieser mußte hinter dem grün umwandeten Lohengrinbild Stellung nehmen. Betrat der junge König den Salon, so befand er sich unter köstlichen Möbeln im Geschmack von Versailles, unter Teppichbildern aus Aubisson, unter strahlenden Kerzen. Zugleich aber erblickte er — von den Möbeln in entsprechender Entfernung gehalten — sein Idealbild, den Schwanenritter.

Und wenn nun Ludwig II. diesem Abgott seines wagnerschwärmenden Herzen sich näherte, sollten der Flügel und Maxens Stimme ertönen:

„Im fernen Land, unnahbar Euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt."

Herrlich, prächtig und sinnreich, fanden die griechischen Majestäten. Vater Bülow teilte diese Ansicht nicht. Nur sein Lieblingswort „que faire?" konnte ihn beruhigen, ihm zur Ergebung helfen. Denn nun waren der Leutnant und Sänger und der Klavierauszug des Lohengrin herbeigeholt, und das durch alle Vaterschwüre getrennte Paar mußte notwendigerweise die Proben abhalten, um vor dem König zu bestehen. Zum Glück war wenigstens im Augenblick der Aufführung die Gräfin Hofdame vorhanden und verhinderte, daß der Leutnant die gefällige Situation für Privatzwecke ausnutzen konnte.

Er sang ja recht hübsch. Doch Vater Bülow wollte es scheinen, als fordere er Schwierigkeiten geradezu heraus, um die Probe zu verlängern.

„Bitte, noch einmal diesen Passus; bitte, noch einmal beginnen, Baronesse", klang es immer von neuem.

Den beiden, die auf eine so wunderliche Weise zusammengeführt waren, gelang es, sich über allerlei zu verständigen, was ihnen gerade am Herzen lag. Marie Luise und der Vater waren natürlich zur Familientafel zugezogen. Max hatte als diensttuender Offizier der königlichen Ehrengarde Quartier im Schloß. Ob es möglich sein konnte, sich nach Tisch zu treffen? „Was ziehst du an?" flüsterte Max. Ja, eine große Frage. Die noch wichtigere war: „Was hat der Oberst geschrieben?"

Max begann mit frischem Aufgebot:

„Im fernen Land, unnahbar Euren Schritten",

und es durchschauerte Marie Luise wie eine mystische Botschaft. Sie wurden beide von einem leisen Fieber erfüllt. Es war doch seltsam genug, so ganz allein vor dem jungen König diese Musik zu machen.

Plötzlich kam ein Lakai und rief Baron Bülow. „Marie Luise, du mußt an deine Abendtoilette denken. Beeile dich", befahl der Vater. Sie lächelte Max zu: „In Gottes Namen, es wird schon wunderschön werden", und lief dann beschwingt, vor innerlicher Freude glühend, hinauf in ihre Zimmer.

Ein Kammermädchen wartete schon mit Plätteisen und Plättbrett. Weiße Röcke flogen, ein Seidenkleid flirrte aus dem Schrank, überall waren Kleinigkeiten zu tun. Oh, wie wunderschön ist es, wenn man köstliche Sachen herausholen kann, sich damit zu schmücken für den Geliebten! Sie wählte unter den Parfüms. Ein wenig „Esbouquet", ein wenig „Königin der Nacht" und sehr viel Kölnisches Wasser, dachte Marie Luise. Sie strich über die Flakons auf dem Toilettentisch, sah silberne Bürsten und Büchsen blitzen, zog Schiebladen auf und wühlte unter der Batistwäsche.

Ach, all diese lieben Dinge!

Die Zeiten sind vorbei, da man gleich Aphroditen nur mit Schaum gewandet ist oder gleich Eva nur den Mantel seiner Haare und paradiesische Kränze trägt. Es ist Recht und Pflicht, so allerlei köstliche und weiche Dinge um sich zu hängen, und die Mode wollte nun einmal die Corsage, wollte durch ein kleines Gebilde aus weißer Seide und Fischbein dem Körper Halt und eine betonte Form geben. Die Mode wird immer von denen verachtet, die sie nicht mitmachen können, dachte Marie Luise, oder die gegen den Geist ihrer Zeit protestieren.

(Fortsetzung folgt.)



Serenissimus auf Reisen.

Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg.

(Mit Genehmigung von F. A. Ackermanns Kunstverlag in München.)

Ohne Pflug und ohne Dünger: Neue Verfahren der Bodenkultur.

Seit geraumer Zeit bemüht man sich, durch geeignete Verfahren den Ertrag des Bodens zu erhöhen, ein Streben, das besonders durch den Krieg und die Wirtschaftsnot der Nachkriegszeit aktuell geworden ist. So hat man zum Beispiel durch die Anwendung elektrischer Ströme einerseits und künstlicher Beleuchtung andererseits einen nennenswerten Mehrertrag erzielt. Ferner hat man Kohlensäuredüngung und ganz neuerdings nach dem Vorgang von Popoff auch „Stimulierung" des Saatgutes angewandt.

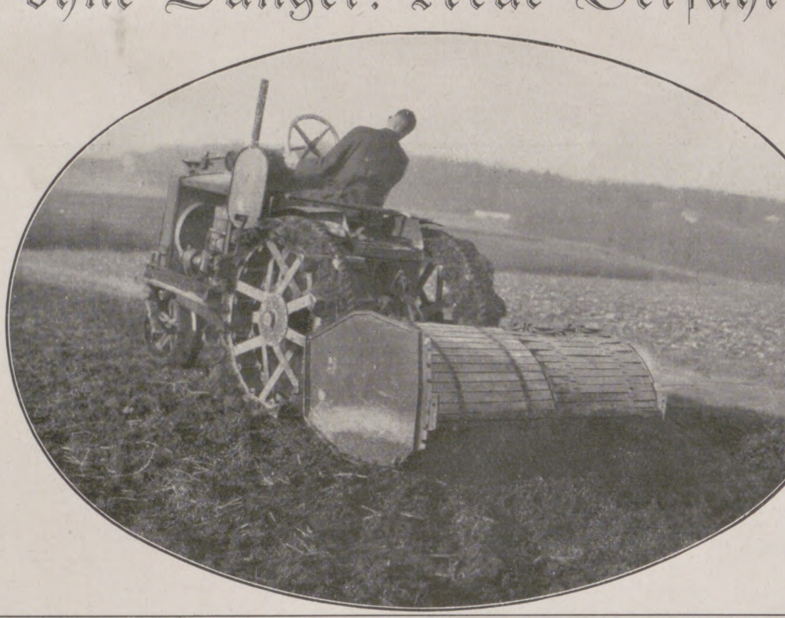
Auf dem Versuchsgut Hohenhof bei Hagen in Westfalen sind nun im Laufe der letzten Jahre auf Anregung und unter Leitung des Besitzers Eberhard Osthaus sehr bemerkenswerte Versuche ausgeführt worden, die in vieler Hinsicht eine Umwälzung der bisher im Ackerbau üblichen Verfahren in Aussicht stellen. In seinem Bestreben, die Technik der Landwirtschaft und besonders die der Bodenbearbeitung zu verbessern, hat Osthaus in einer nach den Ideen des Ingenieurs und Idealisten v. Meyenburg gebauten eigenartigen Maschine die beste Möglichkeit zur Erreichung dieses Ziels gesehen.

Es handelt sich um eine sogenannte Bodenfräse, die sich aber nicht nur von dem sonst üblichen Pflug, den sie zu ersetzen bestimmt ist, sondern auch von anderen Maschinen desselben Namens durch ihre originelle Konstruktion und Funktionsweise unterscheidet. Im Gegensatz zu allen anderen der Bodenkultur dienenden Maschinen schlägt sie nämlich nicht mit starren, unnachgiebigen Messern in den Boden, sondern greift mit biegsamen, nachgiebigen Arbeitswerkzeugen, wie mit lebendigen Organen, wie mit den Tatzen und Krallen eines Tieres, in den Boden hinein. Jedem Stein, jedem harten Gegenstand weicht die Maschine trotz ihrer großen Umdrehungsgeschwindigkeit geschmeidig aus.

Dieses tatzenartige Arbeitswerkzeug, die eigentliche Fräse, ist an einen selbstfahrenden Motor angekuppelt und erzeugt bei richtiger Gangart der Triebräder, geeigneter Tourenzahl und passender Schnitttiefe in jedem Boden eine Struktur von bisher unerreichter Feinheit und Güte, und zwar in einem einzigen Arbeitsgang und ohne erhebliche Kosten.

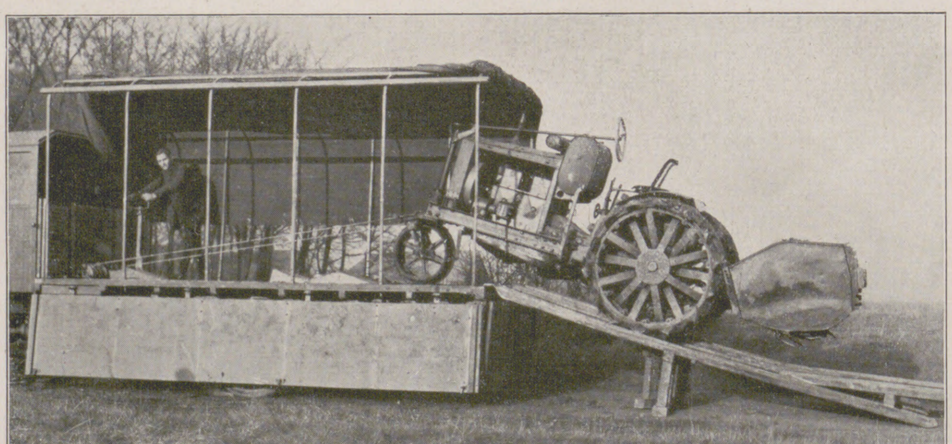
Die „Krallen" des Arbeitswerkzeuges sind hochelastische, federnde Stahlhaken, die an ebenso elastischen Federn, den sogenannten „Tatzen", rings um die Fräswelle befestigt sind, sich leicht auswechseln lassen und stoßfrei die Erde anpacken, sie energisch durchwühlen, zermalmen und in gutgekrümelter Form nach hinten abwerfen. Mehrere derartige Werkzeuge sind auf eine Welle aufgesetzt und bilden die quer zur Fahrtrichtung liegende sogenannte Frästrommel.

Die Maschine ersetzt aber nicht nur die Arbeit des Pfluges, sondern auch die von Egge, Walze, Spaten, Rechen und Hacke. Das in einem einzigen Arbeitsgang gewonnene Saatbett hält die Feuchtigkeit vorzüglich, ist gleichmäßig und reichlich durchlüftet und damit erwärmt, so daß die dem Pflanzenwachstum förderlichen Kleinlebewesen günstige Lebensbedingungen finden. Durch die rauhe Sohle des gefrästen Bodens dringt ferner der Frost weit tiefer hinein als durch die glattgestrichene Pflugsohle, und zwischen Bodenkrume und Untergrund besteht ein gleichmäßiger Übergang. Der Boden saugt die Feuchtigkeit auf wie ein Schwamm und leitet den Überschuß nach unten; die lockere Struktur verhindert jedes Austrocknen und regt die chemische Tätigkeit außerordentlich an. Besonders auffällig ist im Frühjahr die gleichmäßig rasche Erwärmung des Bodens. — Auch im Kampf gegen das Unkraut ist die neue Maschine ein vorzügliches Hilfsmittel: Unkrautsamen läuft in dem flach gefrästen Boden rasch auf und wird bei der nächsten Bearbeitung vernichtet, während er beim Pflügen zu tief eindringt und im Bodeninneren keimfähig bleibt.





Vergleichende Darstellung des Ertrages bei Ackerbeet- und bei gewöhnlicher Kultur. Links: Ähren des Versuchsgutes Hohenhof bei Hagen i. W. (Ackerbeetkultur 1924, ungedüngt, Boden gefräst); rechts: Ähren eines normalen Bauernackers. (4/5 natürlicher Größe.) — Im Oval: Die 10-P. S.-Gutsfräse auf Lehmboden.



Hochwinden der etwa 50 Zentner schweren Gutsfräse in den Transportwagen mittels einer eingebauten Schneckenwinde durch nur einen Mann.

Einer der Hauptvorzüge des neuen Verfahrens ist es, daß gefräster Boden ohne vorheriges „Abruhen" sofort besät oder bepflanzt werden kann. Aus diesem Grunde vermag die Fräse in die Fruchtfolgen und damit in die ganze Bewirtschaftungsweise weitgehend einzugreifen; manche Kulturen, die bei Pflugbearbeitung auf das Frühjahr verschoben werden müssen, können noch mit Winterung bestellt werden. Ferner ermöglicht die in einem einzigen Arbeitsgang saatfertig machende Fräse in weit stärkerem Maße als bisher den Anbau von Stoppelfrüchten und damit eine weiter gehende Nutzbarmachung größerer Flächen für die menschliche Ernährung.

Während ein Pflug als tote Masse mit großem Kraftaufwand fortgeschleppt werden muß, arbeitet die Fräse wie eine wühlende Walze in der Richtung der Vorwärtsbewegung und verbraucht hierfür keine besonders wesentliche Kraft; ja, in Wirklichkeit drückt die Fräse sogar nach vorn.

Ferner hat Osthaus in letzter Zeit mit größtem Erfolg an Stelle der gewöhnlichen Feldbestellung ein Verfahren benutzt, das er Ackerbeetkultur nennt, und das ohne Anwendung irgendwelchen Düngers eine außerordentliche Erhöhung des Ertrages bewirkt. Das Saatgut wurde auf kaltem Frühbeetkasten breitwürfig ausgesät, und nachdem die jungen, feinen Pflänzchen (natürlich ohne Glasbedeckung) eine Höhe von etwa 12 bis 15 cm erreicht hatten, wurden sie auf einem mit der Fräse bearbeiteten Acker ausgepflanzt. Trotzdem dies durch Gerichtsgefangene, d. h. von nicht sachkundiger Hand und daher ohne große Sorgfalt, geschah, entwickelten sich die Pflänzchen zum Herbst zu äußerst gleichmäßigen, gut ausgebildeten Stauden mit überaus kräftigen Halmen und erreichten noch vor dem Winter eine Höhe von etwa 18 bis 20 cm. Auffällig war das Verhalten der Pflanzen während der starken Winterperiode, und zwar sowohl unter Schnee als auch bei starkem Frost auf offenem Felde. Die Pflanzen wiesen nämlich ein tiefdunkles, gesundes und üppiges Grün auf, das den Acker schon auf mehrere hundert Meter Entfernung kenntlich machte. Die Frühjahrsentwicklung aber erfolgte so rasch, daß die Pflanzen den Boden völlig beschatteten und ein Austrocknen das ganze Jahr hindurch vermieden wurde.

Aus jedem Korn entwickelten sich bei Roggen bis zu 25, bei Weizen bis zu 32 einzelne Halme. Die einzelnen Roggenkolben waren ungefähr doppelt so lang wie bei normalen Ähren und hatten durchschnittlich 100 einzelne Körner. Der Durchschnittsertrag des einzelnen Saatkorns betrug damit mehr als das 2000fache.

Diese vorzüglichen Ergebnisse wurden erzielt, obgleich sich der Abstand zwischen den Pflanzen (20 cm) als zu gering erwiesen hatte und die Pflanzen sich gegenseitig drückten. In diesem Jahre sollen daher dieselben Versuche mit größerem Abstand (30 cm) wiederholt werden, und bei dieser Gelegenheit dürften sich noch weit bessere Ergebnisse erzielen lassen als bisher.

In seinem Bestreben, die auf seinem Versuchsgut ausgearbeiteten Verfahren der Allgemeinheit zugänglich zu machen, hat Osthaus kürzlich einen Schnellastwagen nebst angehängtem Wohnwagen zum Transport der neuen Maschine bauen lassen und diese zunächst zu einer Versuchsreise in das Königsmoor bei Bohmte im Bezirk Osnabrück geschickt. Dort ließ er mit besonderem Erfolg Ödland kultivieren: die mit Spezial-Werkzeugen ausgerüstete Fräse verwandelte buschhohe alte Heide in zwei Arbeitsgängen in sofort saatfertiges aufgelockertes Kulturland. Schon auf seiner ersten Versuchsreise konnte der Transportwagen zu einer Anzahl Vorführungen auf schwierigem Gelände benutzt werden.

Besonders bei den Versuchen, dem Ackerbau durch Kultivierung von Ödländereien ein immer weiteres Feld zu erschließen, dürfte die neue Maschine Hervorragendes leisten.

Dr. Alfred Gradenwitz.



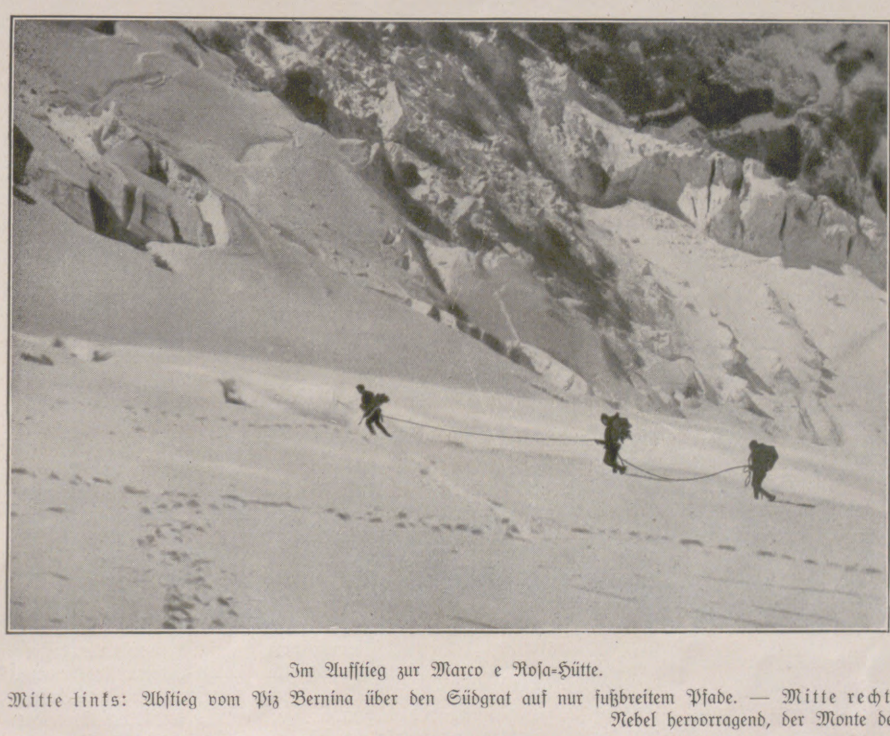
Ein Filmphotograph bei der Arbeit auf dem Piz Languard (3268 m).



Überschreiten einer Gletscherspalte im Aufstieg zum Piz Bernina.







Im Aufstieg zur Marco e Rosa-Hütte.



Auf dem Gipfel des Piz Bernina.

Mitte links: Abstieg vom Piz Bernina über den Südgrat auf nur fußbreitem Pfade. — Mitte rechts: Die Marco e Rosa-Hütte (3598 m) des Italienischen Alpenklubs. Im Hintergrund, aus dem Nebel hervorragend, der Monte della Disgrazia (3678 m).

Eine Winterbesteigung des Piz Bernina (4055 m), des höchsten Gipfels der Ostschweiz.

Um das „Verhältnis der Menschen zum Berge" in leicht zugänglicher Weise zur Darstellung zu bringen, unternahm eine Expedition mit der Kamera die Besteigung des Piz Bernina, des gewaltigen Viertausenders. Sie war ausgerüstet und geleitet von dem Internationalen Forschungsinstitut für wissenschaftliche Kinematographie in Zürich. (Phot. Preß-Photo-News-Service.)

O T T O A L T E N K I R C H

Der Sächsische Kunstverein zu Dresden hat zu Ehren des 50. Geburtstages von Professor Otto Altenkirch eine Sonderausstellung von etwa 60 seiner Gemälde veranstaltet. Es sind ausschließlich Landschaften, nur Motive deutschen Landes, ja, fast nur Bilder aus zwei engen Heimatbezirken des Meisters. Das kennzeichnet seine Art und sein Wesen aufs trefflichste. Im Norden von Dresden streckt sich die Heide und umschließt, ganz nahe der Stadt, den alten Exerzierplatz „Heller“, eine Sandwüste, angelehnt an leicht gewellte Hügel, die Hellerberge. Ein altes Gasthaus „Zum letzten Heller“, ein halb zerfallenes Gehöft, das Hellergut, bringen mit alten Baulichkeiten romantische Stimmungen in die Einsamkeit. Dies schlichte Stück Natur ist voll malerischer Reize, wechselvoll verschieden im Wandel der Jahreszeiten, recht erkennbar nur dem Künstlerauge, das mit unermüdlicher Liebe und mit schlichter Seele darauf ruht. Hier hat Otto Altenkirch eine große Zahl seiner schönsten Bilder geschaffen. Denn er hat beides: die Liebe zum Schlichten und die Seele der Natur. Er ist kein Abmaler und kein Stilist; er ist ein Entdecker der Tiefe unter und hinter dem Einfachen. Das Muldental bei Reinsberg mit dem alten Schloß Bieberstein, das ist seine zweite Heimat. Sie bringt ihm die Reize sprudelnden Wassers zu, das Glitzern bewegter Flächen, das Spiegeln ruhiger Weiher. Hier gleichfalls Einsamkeit, Einfachheit, Naturfrieden, die bunte Palette des Herbstes und die feuchtschimmernden Farbschattungen des Winterschnees. Auch anderwärts sieht Altenkirch immer



Im Moor.



An den Schatzeichen.



Einsame Höhe.

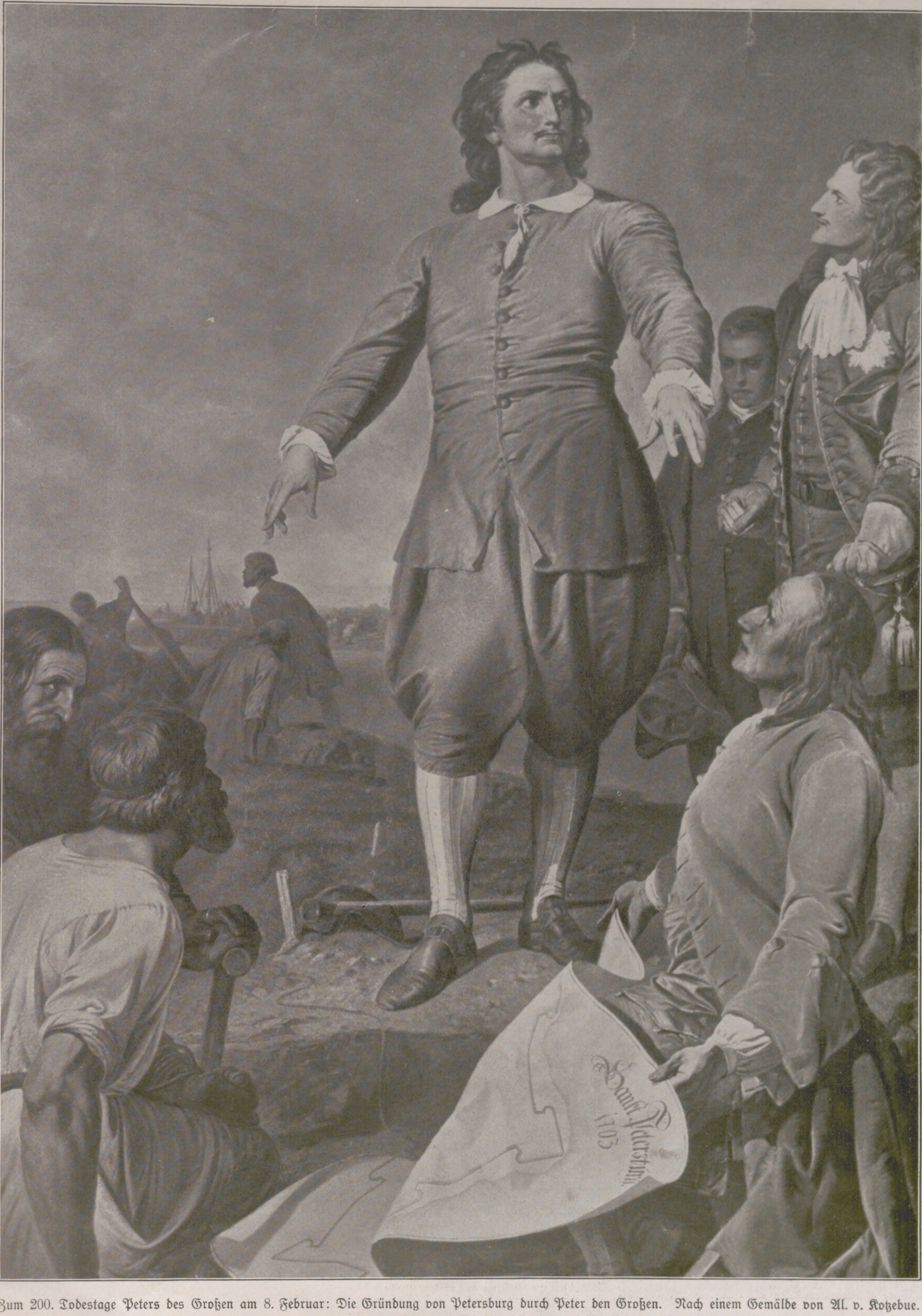


Schloß Bieberstein.

die schlichtesten Motive, die anderen nichts sagen. Er liebt die weiten Flächen unter hohem Himmel, die müde Dehnung einer Landstraße, die einsame Kiefer hoch überm Heideland, die Kornpuppen auf flachem Stoppelfeld, ein fernes Vorwerk am Horizont und immer darüber den stimmungsreichen, lebensvollen, wolkenbelebten Luftraum.

Otto Altenkirchs Malweise ist die des malerischen Impressionismus. Er ist der einmal gefundenen Technik ohne viele Experimente treu geblieben. Zart und duftig tönt er das Farbenspiel oder setzt hellere und grellere Lichter mit erstaunlich sicherer Spachteltechnik auf. Er arbeitet unmittelbar vor der Natur. Was er seinen akademischen Lehrern Eugen Bracht und Emanuel Hegenbarth verdankt, hat er selbständig und seinem einfachen, natürlichen Wesen gemäß umgebildet. Das Handwerkliche sitzt ihm in den Fingern, gehorcht ihm ganz zuverlässig. Er kam vom Malerhandwerk her. Am 2. Januar 1875 in Ziesar bei Magdeburg als Sohn eines Sattlers geboren, war er bei einem Berliner Malermeister in der Lehre. Als Handwerksbursche zog er durch Deutschland und Österreich nach Rumänien, zeichnend und malend. Unter Mühen und Arbeiten wurde er Schüler Brachts in Berlin und kam mit ihm an die Dresdner Akademie, die er 1906 verließ. Seiner handwerklichen Geschicklichkeit wie seiner Künstlerschaft verdankte er die Berufung als Bühnenmaler an das Dresdner Hoftheater. Hier hat er als Leiter des Malsaals von 1910 bis 1920 gewirkt; 1917 erhielt er den Professorentitel. Künstlerisch war der rechte Mann am rechten Ort. Den Realismus und Illusionismus, wie ihn sein Vorgänger Rieck gepflegt hatte, galt es zu überwinden, parallel der Wandlung des Bühnenstils vom Naturalismus zum freien Impressionismus. Altenkirch hat für Oper und Schauspiel wundervolle malerische Entwürfe geschaffen, die besonders ein inniges Mitwirken der Landschaft am Bühnenwerke erreichten. Seine noch heute in der Dresdner Oper verwendete Szenerie zu Wagners „Ring“ hat symbolhaltige Größe.

Dr. Felix Zimmermann.



Zum 200. Todestage Peters des Großen am 8. Februar: Die Gründung von Petersburg durch Peter den Großen. Nach einem Gemälde von Al. v. Kotzebue.

Peter der Große, am 9. Juni 1672 geboren, bestieg 1682 den Thron. In den Jahren 1697 und 1698 weilte er in Westeuropa, dessen Kultur und Wissenschaft er dann in seinem Lande einführte. Politisch richtete er sein Augenmerk darauf, Zugänge zum Meere, besonders zur Ostsee, zu erhalten. 1703 gründete er in der eroberten schwedischen Provinz an der Mündung der Newa eine neue Residenz, Sankt Petersburg. Wie andere Städte, so hat auch Petersburg seine Geschichte. Der Name ist ein Spiegel der wechselvollen politischen Ereignisse. Aus Petersburg wurde zu Anfang des Weltkrieges Petrograd, aus Petrograd wiederum Leningrad. Wie wird der nächste Name lauten?

Schiraz, die Heimat von Hafis und Saadi. / Von Alfred Heinicke.

Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Eingebettet zwischen fruchtbaren, gutbewässerten Feldern und herrlichen Obstgärten, aus deren hellem Grün sich das Sattdunkel der schlanken, kerzengerade gen Himmel strebenden Zypressen malerisch abhebt, liegt das eng zusammengedrängte Häusermeer der Hauptstadt von Farsistan im weiten Tal und dahinter die glitzernden, schneebedeckten Berge, die es von allen Seiten umgrenzen.

Die imposanten, zwiebelförmigen, mit blauen, gelben und grünen Fayencen belegten Kuppeln der drei größten und schönsten Moscheen in Fars, die mächtige Ark (Zitadelle) mit ihren hundertjährigen Baumriesen und den sie umgebenden hohen, mit gewaltigen Ecktürmen versehenen Mauern, ferner die lange Kuppelreihe des in ganz Persien und weit hinein nach Vorderasien berühmten, im byzantinischen Stil erbauten Basars Vaquil sind unvergeßliche Eindrücke für jeden Fremden, der zum ersten Male die Heimat von Hafis und Saadi betritt.

Schiraz zählt ungefähr 70- bis 80000 Einwohner indogermanischer Abstammung und hat eine jüdische Kolonie von etwa 3000 und eine armenische von ungefähr 500 Seelen. Europäer leben in ziemlich großer Anzahl in der Stadt.

Schiraz ist die wichtigste Handelszentrale des südwestlichen Persiens. Die wirtschaftlich bedeutende Karawanenstraße, die Farsistan von Süd nach Nord durchquert, und deren Endpunkte der Hauptgolfhafen Buschir und Teheran, die Hauptstadt des Reiches, sind, bringt pulsierendes Leben in die einstige Hauptstadt des alten Persis. Und dennoch hat sich das Leben der Bewohner wenig geändert. So wie der Fellah des Niltales an seinen 4000 Jahre alten Sitten und Gebräuchen festhält, genau so patriarchalisch sind die Farsbewohner geblieben.



Die Gerichtshalle mit herrlichen Fayencen in der Ark (Zitadelle).

Diese bedürfnislosen Leute leben in ihren würfelförmigen, nach der Straße fensterlosen, zum Teil aus ungebrannten Lehmziegeln erbauten Flachdachhäusern. Ein kleiner Hof oder winziger Garten mit einem Wasserbassin, umgeben von niederen, fensterlosen Wohnräumen und Nebengemächern, genügt den mittleren und niederen Klassen. Die dicken Wände wie auch das Lehmdach halten die Hitze ab; nur durch eine niedrige Brüstung vom Nachbarhaus getrennt, dient es in heißen Sommernächten als Aufenthalt nach Sonnenuntergang und während der Nacht als Schlafstätte. In der kalten Zeit, wenn es in den Bergen schneit und in den Tälern regnet, hockt alt und jung um das mit glühenden Holzkohlen gefüllte Feuerbecken (Mangal). Der Kursi, ein tischartiges Gestell, wird des Nachts über das Mangal geschoben, darüber eine dicke Filz- und Wattedecke gebreitet; rundherum am Boden auf dem Zimmerteppich schläft dann die Familie. Alle Füße sind unter der Decke dem Wärme spendenden Mangal unter dem Kursi zugekehrt.

Ebenso einfach wie die Hütte ist das wenige Hausgerät. Die Räume sind mit Matten, Filzen, aber auch mit feinen Perserteppichen ausgelegt, sie dienen als Tisch-, Sitz- und Schlafgelegenheit. Kahl sind die Wände; Möbel wie bei uns kennt man in Persien nicht. In einfachen, mit rotem Leder überzogenen Truhen werden Kleider und Wertgegenstände aufbewahrt, und die zu einem Bündel zusammengerollten Betten liegen tagsüber in der Ecke des Zimmers oder im dunklen Nebenraum. Die wenigen irdenen Eß- und die kupfernen Kochgerätschaften stehen irgendwo; hat die Familie eine Küche, so ist es ein dunkler, schwarzverräucherter Raum.

Erstaunlich eng, wie in den meisten persischen Städten, sind die winkligen, holprigen, im Sommer staubigen, im Winter schlammigen Straßen. Meist ungepflastert, mit Unrat bedeckt und durch übelriechende Kloaken verpestet, sind sie gerade breit genug, daß zwei beladene Esel mit Mühe sich aneinander vorbeidrängen können. Diese namenlosen Gassen, die einem Irrgarten gleichen, mit den ängstlich verschlossen gehaltenen Haustüren, an denen oft kunstvoll aus Eisen oder Kupfer gearbeitete Klopfer verraten, daß in den heutigen Persern noch recht viel Kunstsinn steckt, führen nach dem Basar oder auf die wenigen öffentlichen Plätze, wo die schönsten, leider von der Zeit recht mitgenommenen Bauwerke der Stadt liegen. — Schah Kerim Khan (1725) war der Schöpfer der Ark, des Basars Vaquil (Vakil) und einiger Schulen und Moscheen. Alle sind mit herrlichen, wohlerhaltenen Fayencen geschmückt. Farbensatte Friese, wunderbar dargestellte Jagdszenen, Bilder aus dem persischen Hofleben und der Mythologie fesseln hier das Auge des Beschauers.

Sehenswert ist der mächtige, hohe Spiegelglas-Audienzsaal der Ark; wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht mutet diese Halle an, wenn sie an hohen Festtagen im vollen Lichterglanz ihrer vielen Kristalleuchter erstrahlt. Ganz wundervolle Fayencen, leider nur zum Teil erhalten, zeigt die älteste Schule, die Medresse Khan, die ganz dem Verfall preisgegeben ist.

Der interessanteste Teil von Schiraz ist der Basar Vaquil. Er ist das Herz der Stadt, hier pulsiert Leben; in den mehrere Kilometer langen, halbdunklen Bogengängen offenbart sich die Bedeutung der Stadt für die Distrikte der großen Provinz. Alle Arbeit, jedes Handwerk liegt ausschließlich in den Händen der Männer. Bemerkt man Frauen im Gewühl, so sind es Käuferinnen. Sie gleichen in ihrer eigentümlichen Straßentracht huschenden Phantomen. Ganz verhüllt, in einem bis zur Erde reichenden, faltigen Umhang, stecken die Beine in weiten, an den Knöcheln fest anschließenden Pluderhosen, die als Strümpfe enden. Die beliebteste Fußbekleidung sind die kleinen blauen, grünen, hellgelben und saffianroten Pantoffel mit nach oben gebogenen Spitzen. Sogar die Hände müssen in den weiten Falten des schwarzseidenen oder blaubaumwollenen Umhangs verborgen sein. Das Gesicht verdeckt der bis zu den Knien reichende, weiße Leinenschleier. Eine Doppelspange aus Gold oder Silber hält ihn an den oberen Ecken am Hinterkopf zusammen. Neugierige Augen blitzen durch das aus weißer Seide gehäkelte, weitmaschige, in Nasenhöhe eingesetzte Fenster.

Stolz, ihrer Würde bewußt, schreiten die Männer einher; in Persien gelten sie wirklich als Herren der Schöpfung; die Frauen dagegen herzlich wenig, sie sind nur zur Arbeit da und um dem Manne die männlichen Nachkommen zu sichern.

Wie überall in Persien, herrscht auch im Schirazbasar der Brauch, daß die verschiedenen Gewerbe beieinander sitzen. Handwerk reiht sich hier an Handwerk, Laden an Laden. Der kleine, oft recht düstere Raum ist Verkaufsladen und Werkstätte zugleich. Auf dem Podest, an den Wänden, überall, wo sich ein Plätzchen findet, baut jeden Morgen der Verkäufer seine Waren höchst dekorativ auf. Tagsüber sitzt er, die Wasserpfeife rauchend, inmitten der Waren oder arbeitet zwischen seinen Gesellen und Lehrbuben im schwach erleuchteten Hinterraum, der abends, nach Basarschluß, alle Waren wiederaufnimmt.



Ein Melonen- und Granatäpfelladen. An einem Granatäpfelkorb vorn lehnt die einfache Balkenwage, deren Gewichte aus Stein bestehen.

Alle verrichten ihre Arbeit auf ebener Erde. Der Schreiner kennt keine Hobelbank. Wenn er eine Planke zersägt oder ein Brett behobelt, hält er es mit Hand und Fuß und sitzt mitten im Gewühl der Passanten. Jeder Vorübergehende macht einen Bogen um den versperrten Weg. Der Straßenbarbier rasiert seine Kunden mitten unter den hin und her hastenden Menschen. Alles schreit, lacht und zetert durcheinander, daß man oft sein eigenes Wort nicht versteht.

Obst ist wohlfeil, der Fruchtbasar ist eine Sehenswürdigkeit. An den sonnigen Hängen der das Schiraztal umgebenden Berge wird vorzüglicher Wein gebaut. In den vielen dicht am Basar angrenzenden Karawansereien tätigt der Großhandel bedeutende Umsätze. Hier, in diesen geräumigen Plätzen, liegen die Geschäftslokale der „Tujars" (Großkaufleute). Die verschiedensten Importe stehen hoch aufgestapelt vor ihren Räumen oder liegen im wildesten Durcheinander, so wie sie von dem Rücken der Tiere gefallen sind, im großen Hofe umher.

An anderen Stellen wieder werden die Exporte, die vielartigen Erzeugnisse Persiens, zum Versand nach der Küste vorbereitet, Opium wird zubereitet, wertvolle Gummisorten, viele Ballen Teppiche, große Haufen Mandeln liegen im Hof. Ein buntes, lebendiges Bild von Handel und Wandel, und über dem Ganzen breitet sich der wolkenlose, tiefblaue iranische Himmel.

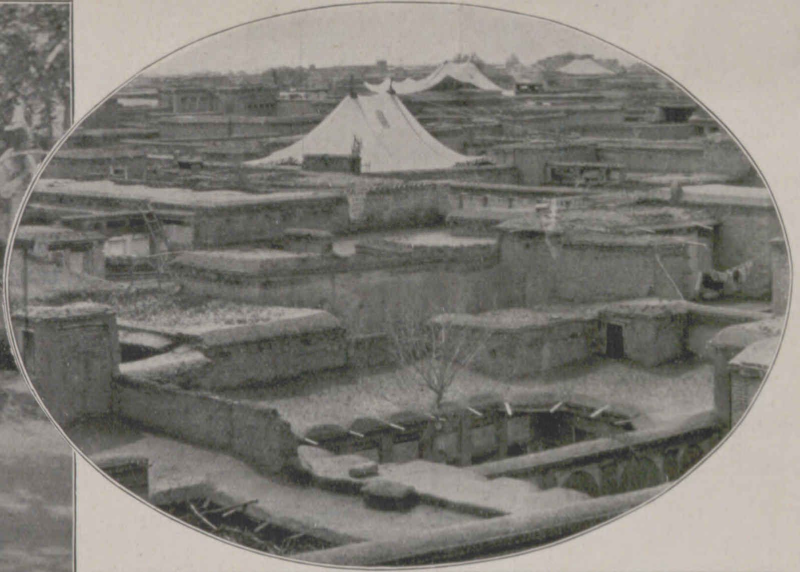


Wächter für die Nacht vor dem Eingang eines Basars.



Ein Straßenbarbier.







Obenstehend.

Links: Im Kaffeehaus. Hier sitzen nur Männer bei Tee, Kaffee oder Sorbett und mit dem Kalian (Wasserpfeife). Frauen ist der Zutritt nicht gestattet.

Rechts: Blick auf die Flachdächer der Stadt.

Nebenstehend.

Links: Persische Frauen auf der Straße. Schleier und Umhang verdecken die ganze Gestalt.

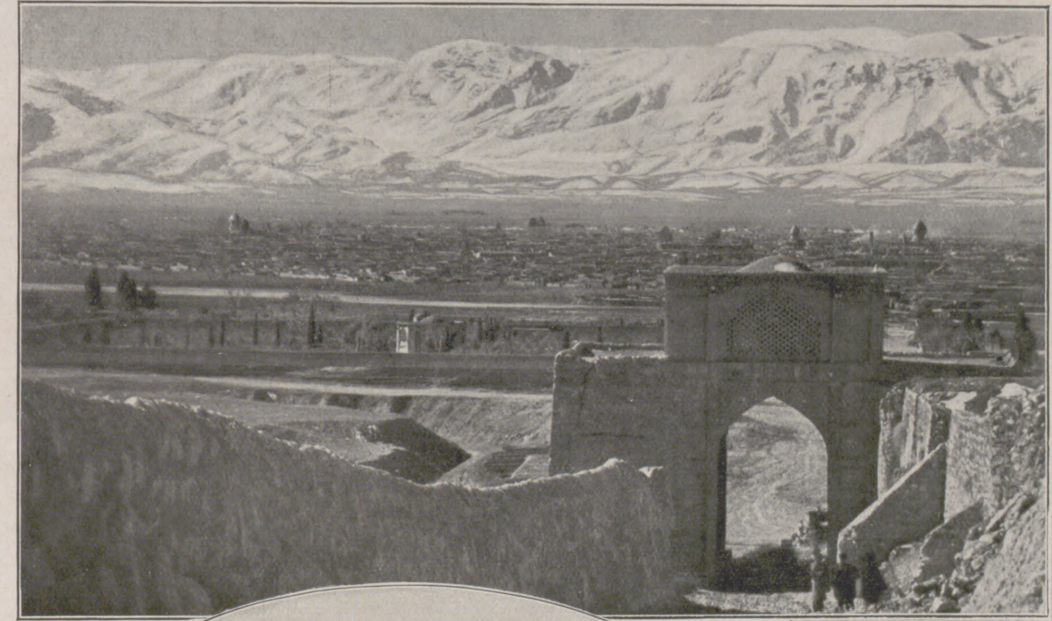
Rechts: Teilansicht der alten Medresse Khan (Hochschule) mit prachtvollen Fayencen.

Untenstehend:

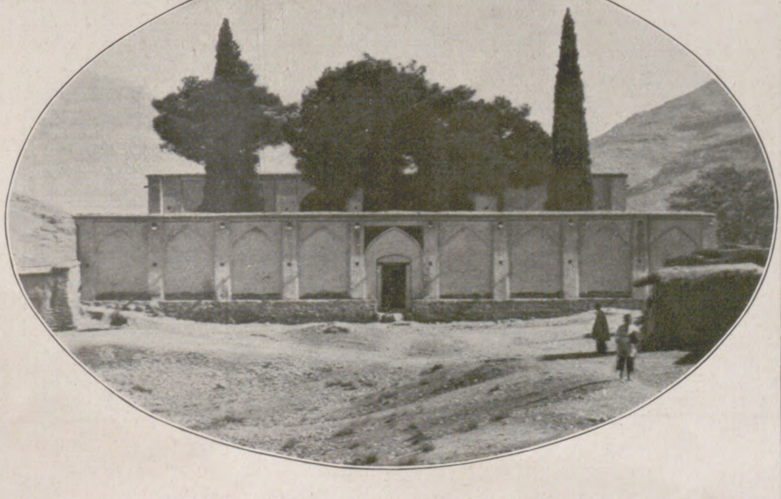
Links: Schiraz, vom Koran-Tor (Ispahan-Tor) aus gesehen.

Rechts: Persische Kaufleute auf dem Wege zum Basar.









Das Grabmal Saadis, des berühmten Dichters der Perser.

Rechts nebenstehend:
Die Ark, der Wohnsitz des Provinzstatthalters.



Bilder aus Schiraz, der wichtigsten Handelszentrale des südwestlichen Persiens.



Rochetta und Ponalestraße bei Riva am Gardasee.

Nach einem Gemälde von Heinrich Lietzmann.

DON JUAN REDIVIVUS

SEVILLANER NOVELLE VON ERICA GRUPE-LÖRCHER, SEVILLA

(3. Fortsetzung und Schluß.)

Oh, die Straße, in der er vorm Gitterfenster stand, ist durchaus standesgemäß! Und das Haus, vor dem er stand, hat, soviel ich unterrichtet bin, vor einiger Zeit Señor Valdiz gekauft. Wissen Sie, Don Juan, der Gutsbesitzer auf dem Wege nach Cordova, der die erstklassigen Kampfstiere züchtete!"

Don Juan ließ fast die Kerze fallen. Er sah den andern ganz entgeistert an. Der starrte ihm wieder ins Gesicht und dachte im stillen, daß er den immer fröhlichen und immer jovialen Don Juan noch nie mit einem Ausdruck so impulsiven Entsetzens gesehen habe.

„Interessiert sich Don Luis für eine der beiden Töchter?" fragte er dann zurück. „Aber das könnte er doch auf leichterem Wege haben, da Don Luis im Hause des Señor Valdiz verkehrt!"

Don Alberto zuckte leicht die Achseln, rollte sich eine frische Zigarette und bot Don Juan sein mit feinstem Tabak gefülltes Etui an. Aber dieser dankte und stellte sich durch sein impulsives Entsetzen in den Verdacht, er selbst habe vielleicht nach langem Suchen und Hin- und Herpendeln ein Interesse für eine der beiden Valdizschen Töchter. Deswegen beeilte sich Don Alberto, für Don Juan hinzuzusetzen: „Oh, es handelt sich wohl kaum um Doña Dolores oder Doña Agueda bei Don Luis. Denn der Zufall fügte, daß ich eben am Hause der Familie Lopez vorbeiging und oben auf dem Balkon Señor und Señora Valdiz mit ihren beiden Töchtern bemerkte."

Don Juan sah nicht, wie rings um ihn die Anstalten getroffen wurden, die Prozession wieder in Gang zu setzen. Die dreißig Männer, die mit dicken gewulsteten Tüchern die schweren Heiligenaltäre auf ihrem Kopfe trugen, schlüpften wieder unter den Vorhang, der vom Altar an allen vier Seiten herabhing, um die Füße der Männer den Blicken zu verbergen. Trotzdem drängte sich jetzt noch im letzten Moment von der einen Seite ein Verkäufer mit Karamelbonbons, von der andern Seite ein Händler an Don Juan heran, der in einem flachen Armkorbe Berge von den appetitlich abgekochten rosigen Riesenkrabben anbot, die er eben bei der Gruppe von Soldaten in gutem Maße abgesetzt. Don Juan wollte ihn mit einer abwehrenden Bewegung wegscheuchen, als Don Alberto ihn heranwinkte und ihm einige Krabben abkaufte, um sie nun mit spitzen Fingern auseinanderzureißen und als pikante Zugabe zum goldigen Manzanillawein zu verspeisen.

„Ist es Tatsache, daß Sie die beiden Töchter eben bei ihren Eltern auf dem Balkon von Lopez sahen, Don Alberto?"

Der Gefragte blickte auf und hielt in der gespreizten Rechten gerade einen abgeschälten Krabbenleib. Er hatte den fröhlichen Don Juan noch nie mit einer solchen Grabesstimme reden hören. Zum Kuckuck! Was hatte denn dieser verwöhnte Frauenkenner und Frauenliebling nur an diesen beiden Señoritas Valdiz gefunden, die doch keiner in der Stadt als besondere Schönheiten ansah?

„Aber ganz gewiß habe ich mich nicht getäuscht, Don Juan!"

„Und Sie sahen zur selben Stunde Don Luis trotzdem vorm Gitterfenster des Hauses Valdiz?"

„Gewiß! Es ist noch keine halbe Stunde vergangen. Sie wissen, man ist hier ja gegenseitig kordial. Man ist diskret! Wenn man sieht, daß einer von unsern Bekannten vor einem Gitterfenster einer Angebeteten seine Liebesschwüre zuflüstert und um Gnade fleht — dann tut man so, als habe man nichts bemerkt, und verläßt rücksichtsvoll, sogar möglichst schnell die Straße. Denn es liegt ja im Charakter unserer Stadt, daß abends sich alles Leben auf die paar Hauptstraßen und Plätze zusammendrängt und all die andern, schmalen alten Straßen still und diskret daliegen. Sonst hätten sich diese abendlichen Rendezvous vor den Gitterfenstern der Angebeteten nicht so stark seit Jahrhunderten ausgeprägt."

„Aber wer sollte es denn im Hause des Señor Valdiz gewesen sein, mit der Don Luis eben am Fenster sprach?" unterbrach Don Juan, ungeduldig werdend, den lebhaften Redeschwall des andern.

Der Freund kippte das Gläschen Manzanilla hinunter. „Was weiß ich? Ich kann mir nicht denken, daß ihn irgendeine Angestellte des Hauses anziehen sollte — bei seinem Adelsstolz!"

Don Juan warf einen Blick zum Himmel. Dort droben stand der Vollmond in silberner Pracht und ließ den Nachthimmel heute in zartem Vergißmeinnichtblau erscheinen. Ach, er hätte Don Juan Auskunft auf die ihn so quälende Frage geben können, er, der Silberleuchtende, der in alle Gassen und Winkel der Stadt hineingucken und den verschwiegensten Küssen an den Gitterfenstern zusehen konnte!

„Sie haben nichts von der Dame hinterm Gitter sehen können, Don Alberto? Gar nichts? Ich weiß ja, daß die selbstverständlichste Diskretion eines Caballero es erfordert, nicht genau hinzusehen, wenn man solch ein Pärchen sieht. Aber immerhin —"

„Nichts konnte ich von ihren Zügen erhaschen, Don Juan! Denn Don Luis hatte die Umsicht besessen, seinen Hut zwischen die Stäbe des Gitters ans Fenster zu zwängen, und so bildete dieser einen gewissen Schutz für die Dame gegen etwa aufdringliche Blicke von Vorübergehenden."

„O dieser Raffinierte!" seufzte Don Juan. Aber er brach ab, da sein Konfrater, der neben ihm in der Prozession schritt, jetzt auf ihn zukam und ihm bereitwillig seine neue Kerze an der seinigen anzündete. Don Juan dankte ihm und stemmte das hohe, schlanke Licht im schiefen Winkel auf den rechten Oberschenkel, jeden Moment bereit, in der Reihe der andern wieder weiterzuschreiten.

„Soll ich Ihnen irgendeinen Gefallen erweisen, Don Juan?" fragte Don Alberto noch schnell. Don Juan riß sich zusammen. Was für Möglichkeiten hatte er, hinter diese Sache zu kommen? Sie waren gering genug!

„Don Alberto! Wenn Sie jetzt noch einmal zum Balkon des Hauses Lopez hinaufsehen könnten, sehr genau — verstehen Sie? Sehr genau sich die einzelnen Personen ansehen —"

„Gewiß, das kann ich! Wenn Sie das beruhigt. Das wird mir bestimmt nicht schwer, denn soviel ich eben sah, waren nur sechs Personen auf dem Balkon. Zudem haben Lopez eine kleine Nische unmittelbar über dem Mittelbalkon. In der steht eine Madonnenstatue, und vor dieser brennen jede Nacht zwei Öllämpchen zur Weihe. Es fällt also genügend Beleuchtung auf den Balkon, um jeden erkennen zu können!"

Don Juan winkte bereits den Kellner herbei, um zu zahlen und sich dann gleich auf den Weg zu machen. „Es handelt sich für mein Interesse darum, ob außer den beiden Töchtern des Señor Valdiz noch eine blonde junge Dame mit auf dem Balkon ist. Sie wird Ihnen, falls Sie zugegen ist, sofort durch ihre Schönheit und ihr wundervolles blondes Haar auffallen."

„Ah, eine Inglesa!" meinte Don Alberto und verstand nun das besondere Interesse des gewiegten Frauenkenners an der Affäre. Nun ja, eine schöne blonde Inglesa konnte man nicht alle Tage in Sevilla hofieren!

„Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, Don Alberto! Sie werden verstehen? Und wenn Sie selbst je in eine ähnliche Lage kommen — Sie dürfen jederzeit auf meine Dienste rechnen!"

Vorn gab es einen Ruck. Die Männer hatten den Altar wieder emporgehoben. Leise zitterte von der Erschütterung die strahlende goldene Krone auf dem Haupte der Madonna, die weißen Lilienbüsche zu beiden Seiten des Altars schwankten ein wenig hin und her, und im neu entzündeten Glanz des hundertfältigen Lichtermeeres, das sich zu ihren Füßen breitete, schwebte die Mutter Gottes in ihrem weit auseinander wallenden goldbestickten Purpurmantel über die Köpfe der Menge davon.

Im letzten Augenblick fiel es Don Juan ein, daß er vergessen hatte, die Kapuze wieder über das Gesicht zu ziehen. Er streifte den Seidenstoff herab. Ein Gefühl von Trauer, von Ekel, von Zerfahrenheit kam über ihn. Mit aller Deutlichkeit fühlte er in dieser Stunde, wie sein Herz zum erstenmal, zum allerersten mal in eine wirkliche Liebe verstrickt war. Das alles vorher war Tand, Spielerei, Amüsement gewesen!

Und zum erstenmal brannte sein Herz, weil er die Möglichkeit ahnte, daß ihm der Gegenstand seiner Liebe und Huldigung nicht, wie sonst, wie ein reifer Apfel in den Schoß fiel, sondern ihm zu entgleiten drohte.

*

Es war etwa drei Viertelstunden später. Das herrliche Miserere, von Männerstimmen gesungen und von den schwermütigen Celloklängen untermalt, war in den hohen Hallen der Kathedrale entschwebt. Die Mitternacht neigte sich dem neuen Tag entgegen. Mit dem angebrochenen Karfreitag nahten sich die kostbarsten und historisch wertvollsten alten Altäre zum Durchzug durch die Kathedrale.

Gab es unter den vermummten Brüdern, die in der Prozession der reichsten Pfarrei der Stadt jetzt in die Kathedrale einzogen, einen zweiten, der so zerstreut, der mit so weltlichen Gedanken beschäftigt war wie Don Juan?

Der Gedanke war absurd, aus der Prozession ausbrechen zu wollen, um selbst der Affäre nachzugehen, die ihn jetzt innerlich so glühend beschäftigte, wie ihn noch nie eine Angelegenheit beschäftigt hatte. Nein, noch für lange Stunden war er an die Erfüllung dieser Zeremonie gefesselt, bis in das Frührot des Karfreitags hinein, wenn man die kostbaren Altäre wieder in die Pfarrkirche geleitete! Er sah nicht, mit welchem Ernst die anderen Bekannten und Freunde vor ihm und hinter ihm in der gleichen vermummenden Gewandung dahinschritten. Einige mit erhobenem Haupte, als sähen sie in die Ferne über die Köpfe der Menge hinweg. Andere gingen mit gesenktem Blick, in sich versunken, zum Teil mit entblößtem Fuße über die Steine und Straßen und Wege.

Feierlich flackerten die Kerzen in ihren Händen, ihr Schein fiel auf die hohen silbernen Stäbe mit den altertümlichen Abzeichen und ließen sie alle wie Gestalten aus längst versunkenen Zeiten erscheinen.

Nur unter der Seidenkapuze des Don Juan schlug das wacheste Leben, die weltlichste Eifersucht. Nie im Leben hatte er bisher dieses Gefühl kennengelernt! Jetzt aber stürzte es sich wie mit Krallen über ihn. Wie, ein so völlig Unvermögender, ein Unerfahrener im Minnedienst wie Don Luis sollte ihm den Rang ablaufen? Ja, diese deutschen Frauen waren eben Charaktere mit ausgebildetem Willen und Wissen!

Aber noch gab er nicht die Hoffnung auf. Schließlich, wenn Don Luis auch wirklich eben vor dem Hause des Señor Valdiz am Gitterfenster gesehen worden war —

Als die Prozession in der Kathedrale eine Pause machte und der ganze Zug wieder hielt, fühlte Don Juan, wie eine Hand sich halb von hinten leicht auf seinen Arm legte. Er wandte sich um und erblickte Don Alberto.

„Ich habe mich überzeugt", sagte dieser sehr schnell und sehr leise. Dann sah er sich in der allernächsten Umgebung um. Aber niemand achtete viel auf sie beide, denn unmittelbar vor ihnen war der Altar der Madonna abgesetzt. Und die Zuschauer, besonders die Mädchen und Frauen, drängten herzu, um nun in Ruhe die märchenhafte Pracht des Gewandes und der Kostbarkeiten an Geschmeide zu bestaunen, die fromme Gläubige ihr seit Jahrzehnten als Weihe zu Füßen gelegt.

So hatte sich gerade um die beiden eine kleine Lücke gebildet. Don Juan ließ zur Vorsicht die Kapuze über das Gesicht gesenkt, um nicht von den Umstehenden erkannt zu werden, falls der eine oder der andere ein Wort auffing.

„Was sahen Sie, Don Alberto?"

„Das, was ich Ihnen schon vorher erzählte. Sechs Personen standen auf dem Balkon. Das unterliegt keinem Zweifel. Die Beleuchtung war günstig. Zwei Herren und vier ganz dunkelhaarige Damen mit schwarzen Spitzenmantillen."

Don Juan richtete sich aus der etwas gebückten Stellung vom Horchen auf. Dabei hob er auch die lange Kerze, die eben zu tropfen begann.

„Und dann eilte ich schnell noch einmal in die Straße vor das Haus des Señor Valdiz", berichtete der andere weiter. Don Juan biß die Zähne zusammen. Er beherrschte sich in seiner Spannung gewaltsam.

„Und was sahen Sie?"

„Nichts!" — Da legte es sich etwas wie Entspannung über Don Juan. — „Nichts war mehr zu sehen! Die Straße lag völlig leer. Kein Mensch mehr zu sehen. Sämtliche Läden unten waren hinter den Gittern geschlossen. Alles schien einsam und still.

Da zog sich Don Juan die Vermummung über das Gesicht glatt. Niemand sah, daß er seit Stunden zum erstenmal wieder lächelte. Es war das Lächeln der Hoffnung. Das alles war ja schon wie ein Spuk verschwunden! Vielleicht war es wirklich gar nur ein Spuk in dieser zauberhaften Frühlingsnacht! Wer weiß, der gute Don Alberto hatte sich doch verguckt, als er Don Luis zu sehen glaubte!

Und Don Juan, in dem unverbesserlichen Optimismus seines berühmten Vorfahren, faßte von neuem den Vorsatz, sich nicht aus dem Felde schlagen zu lassen, sondern bei der nächsten Gelegenheit sein Herz und seine Entschlüsse der bezaubernden blonden Doña Edith zu eröffnen!

*

Sevilla rüstete sich abermals zu seinem Renommierbummel!

Dieses Mal intensiver, festlicher, prangender denn je. Bald nach Ostern begannen die Ferias, die Kirchweih, an der aber nach jahrelang gepflogener Sitte nicht nur das einfache Volk teilnahm, sondern selbst die Reichen und Reichsten. Längst war dadurch die eigentliche Veranlassung der Ferias in den Hintergrund gerückt: der Frühjahrs-Viehmarkt! Für die Interessenten zogen auch jetzt noch die Bauern aus der Umgegend mit ihren Maultieren, Mauleseln, Pferden, Ziegen und Schweinen herbei, die draußen auf einem freien, öden, von der Sonne durchglühten Platze vor der Stadt zum Verkaufe angeboten wurden.

Dicht bei den müden, abgerackerten, geschundenen Tieren aber war eine kleine Stadt aus dem Boden geschossen. Ein kleines weißes schmuckes Holzhäuschen erhob sich neben dem andern an beiden Seiten der breiten Promenadenstraße. Alle sahen sie hell, lachend, einladend aus. Einige waren mit bunten Girlanden, mit einem Schmuck von farbigen elektrischen Körpern, mit frisch und flott bemalten Wänden und Fähnchen und bunten Wimpeln besonders hübsch geziert. Hier gaben die einzelnen wohlhabenden Familien in den Häuschen, die sie für diese Tage gemietet, für ihre Bekannten und Freunde an den vier Tagen ihren allabendlichen Cercle.

Es war ein Fest von Licht und Blumen, von Musik und schönen Frauen, so recht, wie es für die lachendste Stadt von ganz Spanien, für Sevilla, paßte!

Abermals stieg Don Juan heute zum Renommierbummel die Stufen zu seinem marmornen Innenhof hinab. Heute war er im ganz besonders elegant gewählten Dreß. Der Schneider hatte die Ruhe der letzten Nächte daranwenden müssen, den neuen Anzug für Don Juan fertigzustellen.

Er ließ heute den Blick über die Flucht der Zimmer, die sich im großen Viereck um den Innenhof reihten, mit größerer Aufmerksamkeit als sonst gleiten. Ja, es war alles in tadellosem Zustande. Und wenn diese schöne Doña Edith ihm ihr Jawort gab, dann konnte sie bald als Gebieterin in dieses Haus einziehen, das schon seit Jahren der Herrin harrte.

Alles würde er ihr zu Füßen breiten! Diese schönen Räume, diese antiken und kostbaren Skulpturen, alten Altarschreine, Schnitzereien, Bronzesachen, vorzügliche Kopien seiner berühmten Sevillaner Landsleute Velasquez und Murillo. Diesen Flor schöner Palmen und blühender Blumen. Diese wohlgeschulte Dienerschaft, die jedes Winkes gewärtig war.

Ach, jetzt sah er ein, wie hohl, wie leer sein Leben bisher doch gewesen war! Dieses Dahingleiten Jahr um Jahr an Vergnügen, Genuß und Zerstreuung. Dieser ewige Wechsel von Liebesabenteuern! Das sollte jetzt ein anderer Lebensabschnitt werden, wenn diese kluge, weitgereiste, anregende und gut gebildete deutsche Señorita in ihrer blonden Schönheit als Kameradin neben ihn trat! Eine Individualität! Eine eigne Persönlichkeit! —

Drunten wartete der Chauffeur mit dem Auto. Heute lenkte Don Juan nicht selbst, denn er wollte unabhängig vom Wagen sein. Wenn er jetzt Edith irgendwo in Begleitung ihrer Gastgeber entdeckte, wollte er seinen Wagen verlassen, sich zu ihnen gesellen und womöglich seinen Plan zur Bewerbung ausführen.

Es war, als ob Sevilla in diesen Tagen den ganzen Flor seiner schönen Frauen und Mädchen zur Schau stelle! Jetzt spielte sich die Höhe des nachmittaglichen Wagenkorsos draußen in der breiten Promenadenstraße zwischen all den schmucken Holzhäuschen ab, die man zu den Feriatagen, der Kirchweih, neu erbaut. Ein langer Korso von Gefährten fuhr hinauf und hinab. So konnte man sich gegenseitig gut betrachten. Und kritisieren! Die Frauen suchten sich gegenseitig auszustechen. Zu diesen hohen weltlichen Feiertagen prangten die Damen alle im Schmucke ihrer weißen Spitzenmantille. Über sehr hohen Kämmen fielen sie bis an die Stirn über das dunkle Haar und umrahmten die feingeschnittenen Gesichter in lieblicher Wirkung. Neben der weißen Mantille durfte der Manton de Manila nicht fehlen: das große kostbare Umschlagetuch aus weicher Seide, mit sehr langen Fransen, in den verschiedensten Farben köstlich bestickt in erhabenen Blumenmustern.

Don Juan fuhr in seinem Auto die ganzen Wagenreihen auf und ab. Er entdeckte nirgends die Familie Valdiz noch Edith. Verstimmt und verdrossen fuhr es deswegen nach dem Hause Valdiz. Der Diener kam auf sein Anläuten herabgeeilt und meldete: die Herrschaften seien zur Feria hinausgefahren, denn Señor Valdiz habe die Caseta Nr. 80 gemietet, um dort für die vier Festtage seine Bekannten zu empfangen. Der Vater von Doña Edith sei auch aus Deutschland eingetroffen, im Hotel de Madrid abgestiegen und habe sich ebenfalls mit der Familie in das Holzhäuschen auf dem Festplatze hinausbegeben.

Das befriedigte Don Juan. Nun wußte er, wo er Doña Edith zu suchen hatte. Ihren Vater kennenzulernen, würde ihm angenehm sein. Denn bei der nächsten schicklichen, sich bietenden Gelegenheit würde er ihn zu sich in sein Haus zum Frühstück bitten.

Zu Hause ließ er sich eilig das Abendessen servieren. Zündete sich nach der Mahlzeit eine Zigarette an und bestieg gleich darauf wieder sein Auto. Jetzt war er behaglicher gestimmt als vorhin und genoß die blendende Illumination.

Unter dem Lichtermeer wogte eine tausendköpfige Menschenmenge. Es schien auch heute, als ob in ganz Sevilla kein Mensch zu Haus geblieben sei.

Der Chauffeur stoppte vor der Caseta Nr. 80. Don Juan sprang aus dem Wagen und bestimmte, er solle nachts zwischen drei und vier Uhr hier wieder vorfahren. Man lebte in der Nacht und schlief am Tage.

Señor Valdiz hatte eines der größten Holzhäuschen gemietet, das nicht so eng war wie viele andere. Der äußere Schmuck des Häuschens war prächtig. Valdiz hatte ein kleines Orchester bestellt. Während Don Juan die kleine Holztreppe emporstieg, hörte er Musik und sah die beiden Valdizschen Töchter in ihren andalusischen Kostümen die Sevillana tanzen.

Don Juan wollte zuerst die Gastgeber begrüßen. Die Señora Valdiz prangte heute gleichfalls in ihrer weißen Spitzenmantille. Dabei trug sie einen Schmuckreichtum zur Schau, der selbst den an Schmuck gewöhnten Augen des Don Juan überladen schien.

Sie fragte, ob Don Juan nicht bei ihnen verweilen und vielleicht am Tanze teilnehmen möge? Aber Don Juan lächelte in vollkommener Zerstreutheit. Sein Auge suchte die Caseta ab. Wie war es möglich? Dort, etwas abseits von dem kleinen Orchester, den Reihen der Tanzenden und den übrigen zwanglos sich Unterhaltenden, saß ein junges Paar unter der entzückenden Beleuchtung von einer Kette roter Lampions.

Das war Doña Edith! Und neben ihr? Himmel, war das nicht abermals sein Freund Don Luis?

Über ihn schoß plötzlich wie ein versengendes Feuermeer, was bei der Prozession Don Alberto ihm von der Entdeckung am Gitterfenster des Señor Valdiz erzählt. Er hatte sich von seiner Bestürzung noch nicht gefaßt, als Edith ihn bei einer Wendung des Kopfes erblickte. Sie sagte Don Luis schnell einige Worte, dann erhoben sich beide und gingen auf Don Juan zu.

Man tauschte die ersten herkömmlichen Worte. Dann zog der junge Marquis den Arm von Edith durch den seinen und sagte mit voll-

endeter Ritterlichkeit und Eleganz: „Sie gestatten, Don Juan, Ihnen in Doña Edith meine Braut vorzustellen.“

Don Juan krampfte seine Hand um den Hut, den er noch in der Hand behalten. Also war neulich die Entdeckung vom „Fensterln“ des jungen Marquis doch richtig gewesen! Und hinter dem Gitterfenster hatte ganz bestimmt die schöne deutsche Blondine mit ebensolcher Geschicklichkeit zum Anhören der Liebesschwüre gesessen, wie nur irgendeine Sevillanerin es konnte!

Es hieß jetzt nur, sich mit äußerer Sicherheit aus der Affäre zu ziehen und nicht die Rolle des Blamierten zu spielen. Don Juan war Weltmann genug, um sein Gesicht sofort in liebenswürdigstes Lächeln zu legen, die Hand von Edith an seine Lippen zu ziehen und ihr seine Glückwünsche auszusprechen.

Dann schüttelte er Don Luis die Hand. Er sah ihm in die schönen dunklen, ausdrucksvollen Augen, die heute zum erstenmal nicht mehr diesen eigenen Hauch von Trauer trugen. Don Luis war ihm immer ein lieber Freund gewesen. Er war ein famoser, prächtiger Kerl. Ein erstklassiger Charakter. Und wenn diese deutsche junge Dame ihn sich zum Gatten erwählte, so gab sie den Beweis, daß sie neben dem Geschmack, sich einen so schönen Mann auszusuchen, einen vortrefflichen Blick für die Eigenschaften eines Bewerbers besaß.

Don Luis de Lara hielt tapfer dem fragenden Blicke des älteren Freundes stand. Er ahnte, was in Don Juan vorging! Aber — in Liebessachen war sich jeder schließlich selbst der Nächste! Don Juan hatte von Jugend an das Füllhorn des Reichtums über sich gewußt. Doch das Schicksal hatte auch dem vermögenslosen jungen Marquis gar manche Hilfen und Freundlichkeiten gereicht. Zuerst die Vorwitzigkeit des Foxterriers im Park als schicklichen Anknüpfungspunkt. Dann das romantische Stündchen der Aussprache im Mondschein. Und nun kam der Vater der Geliebten, mit dem er sich sofort gut auf Englisch verständigen konnte, und entpuppte sich als ein großzügiger Geschäftsmann, der den Bewerber der einzigen Tochter mit offenen Armen aufnahm. Er wäre schon an und für sich in der Lage gewesen, sich aus Liebhaberei und zur Staffage des Namens einen spanischen Marquis als Schwiegersohn zu leisten. Aber er vermochte ihm auch in seinen Unternehmen in Deutschland eine aussichtsvolle Position zu bieten.

Denn das Schicksal warf nun im ewigen Abwägen, im Heben und Senken der Schicksale dem jungen Marquis de Lara jetzt Glücksblumen und Glückszeiten in den Schoß, nachdem er bisher sein Leben lang die Armut seines alten Adelsnamens tapfer durch Arbeit niedergerungen. Ja, Don Juan, du aber schrittst stets im sorglosen Genießen dahin!

Die Sevillana war zu Ende. Das Orchester setzte mit einem modernen Twostep ein. Don Luis fieberte förmlich vor Freude, jetzt zum erstenmal tanzen zu dürfen. Sie sagte ihm zu. Er legte den Arm um sie. Beide verabschiedeten sich von Don Juan durch ein fröhliches Kopfnicken. Dann schritten sie im abgezirkelten Tanze dahin.

Don Juan sah ihnen nach. Das alles hättest du auch haben können, sagte er sich.

Können! Aber — es war nicht möglich gewesen. Denn sie hatte nicht gewollt.

War es nicht vielleicht eine herbe Lektion des Schicksals: daß hier, wo er zum erstenmal in seinem Leben wirklich gewollt, sie nicht gewollt hatte? Denn wie oft hatte er vorher in seinen Liebeständeleien sich nicht binden wollen, während die andere es ernst genommen!

Die ganze junge Welt in der Caseta des Señor Valdiz tanzte nun den Twostep mit. Don Juan fehlte vollkommen die Lust, sich am Tanze oder an der Unterhaltung zu beteiligen. Du liebe Zeit! Was hatte er in den vorhergehenden Jahren hier auf den Ferias geflirtet! Hatte unermüdlich und fesch bei den Sevillanas all die rhythmischen Drehungen und Wendungen mit den hübschen Sevillanerinnen mitgetanzt und zwischen all den flatternden weißen Spitzenmantillen und dem Kastagnettengeklapper hindurch sich gewunden. Hatte ihnen die Köpfe verdreht — und war dann lachend wieder zu anderen, zu neuen gegangen!

Don Juan redivivus!

In einem unbeobachteten Augenblick schlich er sich über die zierliche Holztreppe zur Caseta hinaus und verschwand geschickt im Gewimmel der Fußgänger. Was ging ihn heute all dies Treiben an?

Erst als er die stilleren, einsameren Straßen der eigentlichen Stadt wiedererreicht hatte, verlangsamte sich sein Schritt. Er blieb stehen, nahm den Hut in der warmen Frühlingsnacht ab und starrte zur hellen schlanken Giralda empor. Es war, als ob all die alten Straßen und Häuser und Gebäude der alten Stadt zu erzählen begännen. Gerade ihm zu erzählen begännen von den Zeiten, in denen sein Urahn, der erste Don Juan von Sevilla, durch diese Straßen gegangen war und damals ebenfalls die Herzen der Frauen und Mädchen von Sevilla geknickt, die hinter diesen malerischen Gitterfenstern gelebt!

Und wenn ihn auch heute nicht der düstere Komtur aus dem Klostergange holte, so war doch die Strafe ihm immerhin empfindlich genug, daß der jüngere, vermögenslose Freund ihm die wegerobert hatte und als Gattin ihm entführte, der er seine erste wirkliche Zuneigung zugewandt hatte!

Unter Freunden. / Humoreske von Max Dürr, Maulbronn.

Vom alten Turme der St. Michaelskirche schlug es gerade zwei Uhr, als Lukas Roselieb die breite Uhlandstraße hinabging. Er war vergnügt, weil er soeben mit Hempel ein vorteilhaftes Geschäft abgeschlossen hatte, und besah im Vorübergehen das prächtige Schaufenster des Goldwarenhändlers Bojeck. — Wenn ich wäre wie Lazarus Trojan, so würde ich jetzt bei Bojeck eintreten und würde mir einen Ring, eine Busennadel oder dergleichen kaufen, dachte er. Dieser Trojan ist ein Tor, ein Verschwender, und er versteht es nicht, sein Geld zusammenzuhalten. Es ist merkwürdig, wie viele Leute es gibt, die das Geld zum Fenster hinauswerfen. Tröpfe, erbärmliche Tröpfe! Ich bin überzeugt, es gewährt dasselbe Vergnügen, von Zeit zu Zeit diesen Tand hier in der Auslage zu sehen, wie ihn an sich selbst herumzuschleppen mit der fortwährenden Angst, etwas davon zu verlieren oder, was noch schlimmer ist, bestohlen zu werden!

Verächtlich spuckte er aus und wandte sich zum Weitergehen. Aber er erschrak nicht wenig, als er plötzlich Nikodemus Kapol auf sich zukommen sah, ohne daß noch eine Möglichkeit bestand, ihm auszuweichen.

Nikodemus Kapol befand sich Tag für Tag in Geldverlegenheit und brandschatzte seine Freunde und Bekannten in unbarmherzigster Weise. Jedermann kannte seine Redensart: „Nebenbei gesagt, denken Sie sich einmal in diese peinliche Lage, mein Bankier läßt mich seit drei Tagen auf dem trockenen sitzen. Können Sie mir bis morgen oder übermorgen mit ein paar Mark aushelfen?“

Heute schien übrigens Nikodemus Kapol ausgezeichneter Laune zu sein, die Röte der Gesundheit lag auf seinem dicken freundlichen Gesichte, und er begrüßte Roselieb mit großer Herzlichkeit. „Wie sich das hübsch trifft! Es ist ja kein Mensch mehr hier. Ajasse ist fort, Bareis ist fort, Trojan ist heute morgen ins Bad abgereist. Man ist wahrhaftig in dieser großen Stadt einsam wie in einer Wüste! Wo gehen Sie hin, Roselieb? Aber gleichviel, ich gehe mit Ihnen, ich habe Zeit!“

Lukas Roselieb empfand diese herzliche Begrüßung ungemein peinlich. — Das ist die Strafe, dachte er. Wäre ich nicht bei Bojeck stehen geblieben, wäre ich meiner Wege gegangen, so wäre ich wahrscheinlich mit Kapol gar nicht zusammengetroffen. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn wieder loswerden könnte! — Und ohne dem unaufhörlichen Geplauder Kapols Gehör zu schenken, ging er mit bewölkter Stirne neben ihm her.

Aber Kapol beachtete die Wortkargheit seines Begleiters nicht im mindesten; er war so heiter und frohgemut, daß er sich versucht fühlte, allen diesen fremden Menschen, die an ihm vorüberkamen, die Hand zu drücken und ihnen eine Freundlichkeit zu sagen. Mit einem Male faßte er Roselieb am Ärmel. „Halten Sie, Roselieb, halten Sie!“ sagte er. „Ich schlage vor, wir trinken unsern Kaffee zusammen. Das ist ein ausgezeichneter Gedanke. Was sollen wir länger hier auf der Straße herumlaufen? Bei Koster können wir ja doch weit gemütlicher zusammen plaudern und unsere Gedanken austauschen. Ich fühle ein wahres Bedürfnis, mit Ihnen wieder einmal bei Koster zu sitzen, denn Sie sind wirklich ein lieber Kerl!“ —

Als sie an einem der kleinen runden Tische bei Koster saßen, bestellte Kapol zwei Tassen Kaffee für sich und Roselieb, Kuchen und Zigaretten. „Sehen Sie, Roselieb,“ sagte er, „so ist's mir wohl, so gefällt es mir! Zusammen mit einem guten Freunde, eine Tasse guten Kaffees vor sich, einige gute Zigaretten dazu! Herz, was willst du noch mehr?“

Je mehr er sprach, um so unbehaglicher fühlte sich Lukas Roselieb. — Nun wird er gleich anfangen, dachte er, und mich um Geld angehen. Dieser schändliche Mensch! Während ich spare, während ich arbeite, um mein Vermögen auf der Höhe zu erhalten, verpraßt er alles, verschleudert er alles auf nutzlose Weise, lebt er auf meine Kosten, gerade als ob es so sein müßte! — Mit Unwillen sah er, wie Kapol schon die dritte Zigarette anzündete. Aber plötzlich kam ihm ein guter Gedanke, und dieser Einfall machte ihn so glücklich, daß er seine frühere Heiterkeit wiedergewann. „Kapol,“ sagte er, „welche Sonderbarkeiten geschehen auf der Welt, in diesem Leben!“

Kapol blies eine Rauchwolke von sich und fächelte sie mit der Hand auseinander. „Gewiß, gewiß! Sie haben sehr recht, Roselieb! Man sollte nicht glauben, was für Zufälligkeiten das Leben aufzuweisen hat. Nebenbei gesagt, denken Sie sich einmal in diese peinliche Lage . . .“

Lukas Roselieb erschrak, obwohl er auf alles vorbereitet war. „Nur einen Augenblick noch,“ sagte er hastig, „lassen Sie mich geschwind ausreden, was mir heute begegnet ist. Können Sie sich vorstellen, was für ein Mensch dieser Jobst ist? Und ich hielt ihn für meinen besten Freund! Jeder Mensch kann einmal in Geldverlegenheit geraten, und ich muß Ihnen gestehen, obwohl ich es ungern tue, daß ich seit zwei Tagen in einer fürchterlichen Klemme bin. Ich habe Verluste gehabt, meine Ausstände sind nicht eingegangen. Ich gehe also zu Jobst. ‚Jobst,‘ sage ich, ‚Sie sehen mich in der peinlichsten Verlegenheit. Können Sie mir auf einige Tage eine kleine Summe borgen? Es handelt sich um fünfzig Mark, nicht mehr.‘ Glauben Sie, er hätte es getan? Mit den unglaublichsten Ausflüchten hat er mich abgewiesen! Oh, oh, in der Not lernt man seine Freunde kennen! Ich sage Ihnen, seit heute habe ich bittere Erfahrungen gemacht!“ Er seufzte tief auf und stützte traurig die Stirn in die flache Hand, während er verstohlen nach Kapol hinüberschielte, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte gemacht hatten.

Tatsächlich war Kapol sehr niedergeschlagen, und sein gutmütiges Gesicht zeigte eine auffällige Betrübnis. „Das ist unrecht, das ist sicherlich ein sehr großes Unrecht von Jobst“, erwiderte er bekümmert und kratzte sich hinter dem Ohr. „Sie auch, Roselieb, Sie auch?!“

Dann schwiegen beide einige Zeit, und es schien, als ob Kapol den Geschmack an seiner Zigarette verloren hätte, seine Blicke suchten unruhig in dem großen Saale umher. Plötzlich fuhr er auf und nahm seinen Hut. „Ach, war das nicht Manternach?“ sagte er schnell. „Er ist gerade nach oben gegangen, und ich muß ihm noch etwas mitteilen. Ich komme sofort wieder.“

Lukas Roselieb war glücklich. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Kapol ihn angelogen hatte, daß er die Gelegenheit nur ergriff, um zu verschwinden und ihn, Roselieb, mit der Zeche zurückzulassen, und er beglückwünschte sich selbst wegen seines guten Einfalles. — Auf diese Weise bin ich mit einem blauen Auge davongekommen, dachte er, andernfalls hätte er mich mindestens um zwanzig Mark geschröpft, dieser nichtsnutzige Kerl.

Er trank in aller Ruhe seinen Kaffee aus und rief, nachdem er etwa fünf Zeitungen flüchtig gelesen hatte, den Kellner, um zu bezahlen. Er war so vergnügt, daß er sogar entgegen seiner Gewohnheit ein reichliches Trinkgeld verabreichte.

Mit einem Male sah er zu seinem Entsetzen Kapol, der eilig zu ihm zurückkam, und dessen gutmütiges Gesicht vor Freude strahlte. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ,“ sagte Kapol keuchend, „aber dafür bringe ich Ihnen gute Nachricht! Vortrefflich! Vortrefflich!“ Ganz außer Atem ließ er sich wieder am Tische bei Roselieb nieder. „Ich gehe also die Treppe hinauf, zum Billardsaal, aber nirgends ist ein Manternach. Natürlich habe ich mich getäuscht. Dagegen sehe ich Koster selbst, der seine Gäste begrüßt. Mir kommt ein Gedanke, und ich nehme ihn auf die Seite. ‚Denken Sie sich,‘ sage ich zu ihm, ‚Roselieb ist in Geldverlegenheit, aber er getraut sich nicht, es Ihnen zu sagen, Sie aufzusuchen. Können

Sie ihm auf einige Tage zweihundert Mark leihen? Er sitzt unten beim Kaffee, ganz verzweifelt!' — Koster ist ein vornehmer Charakter. ‚Roselieb hat bei mir unbegrenzten Kredit', sagt er einfach, und siehe da, hier sind die zweihundert Mark!"

Mit einer rührenden Freude breitete Kapol die Scheine auf dem Tische aus. „Nun ist uns geholfen," fuhr er fort, „ich nehme hundert, und Sie nehmen hundert!"

Sofort teilte er das Geld. „Ach, wie es mich freut, Roselieb, daß ich Ihnen auch einmal einen guten Dienst leisten konnte! Glück muß der Mensch haben, Glück!"

Lukas Roselieb seufzte tief auf. „Ja," sagte er, „Sie haben ganz recht, Glück muß der Mensch haben! Aber ich denke, wir gehen jetzt nach Hause. Ein andermal sehen wir uns wieder, mein Lieber." Und er nahm sich vor, daß es ihm niemals wieder vorkommen sollte, mit Kapol zusammenzutreffen.

Der verliebte Hase. / Von Svend Fleuron. (Deutsch von Hermann Kiy.)

Er hieß „Lampe" wie alle anderen Hasen: aber der Hasenname war ihm vorläufig ganz entfallen, so viel hatte er im Kopf.
Im Winter, wenn er in seinem Lager saß und philosophierte, konnte ihm das Namenwesen wohl einfallen; jetzt stellte ihm das Leben, wie gesagt, andere Aufgaben.

Er träumt, träumt und träumt, selbst wenn er am allereifrigsten dahinhüpft, träumt von einer kleinen Häsin, einer leichtfüßigen, flinken Dame mit gelbem Sonnengeflimmer in den Sehern und lieblichem Gewimmer um die Nase. Er träumt stets davon, dicht bei ihr zu sitzen oder zu laufen, dahinzusausen, wenn sie läuft.

Wie wunderlich!

Für gewöhnlich machte er sich ja nichts aus seiner eignen Rasse, und nichts in ihm zog ihn zu den Häsinnen hin. Von dem Augenblick an, da er von der Brustwarze seiner Mutter abgelassen, hatte er immer an sich selbst genug gehabt. Die beste Gesellschaft war seine eigene. Er besaß keine Herdenlust, kein Verlangen, sich mit den anderen Hasen zusammenzutun, mit ihnen zu essen und in der Ohrensprache zu reden.

Das war nichts Individuelles für ihn; es war ein Zug der Rasse, ein gesegnetes Geschenk des Schöpfers. Aber jetzt — jetzt tauchte immer häufiger der Gedanke an andere Langohr-Wesen in seinem Bewußtsein auf, und er verspürte brennende Lust, seine Nase gegen die jenes Hasenfräuleins zu reiben.

Er schlief nie mehr am Tage, war immer unterwegs und konnte sich nicht setzen, bevor er genau wußte, wo sie, die Bezaubernde, sich niedergesetzt hatte. Es gab keine kühlen Stellen im Heidemoor mehr; er mochte sich in das nasse Erdloch verstecken, die Erde kam ihm doch immer glühend vor.

Eines Tages, als ich ihn traf, durchlebte er eine seiner ulkigsten Situationen . . .

Die Mittagshitze lag noch drückend zwischen den Dünen, nur über den offenen Kamm hin strich die frische Brise. Ein Spiegelgeglitzer der blanken neuen Triebe des Sandhaargrases, ein Fliegensummen, das das Rauschen der Fichtennadeln in der kurzen Sommerstille übertönte.

Dort kam er durch das Heidekraut auf der Wegspur in der Schonung herangetrollt, starräugig, beschmutzt und benommen — reif, einem Fuchs in den Rachen zu fallen.

Er erreicht eine heikle Stelle; die Spur der Geliebten läßt sich auf einmal schwer weiterverfolgen. Mit einem Bums! mäßigt er die Geschwindigkeit. Mit weit gespreizten Hinterläufen, die Nase unausgesetzt senkend, sitzt er da und befragt die Erde. Über jeden Grashalm gleiten forschend seine Knurrhaare. Ob nicht ein Hauch ihrer Fährte darin sei? Von Herzen hofft er, während er langsam wie eine Schnecke über den Boden kriecht. Aber schon drei Schritte weiter versagt seine winzige Hoffnung. Nun, so muß er zurück und, wenn das nichts hilft, sich daranmachen, im Kreise herumzulaufen.

Hier ist er an dem springenden Punkt.

Viele andere Freier trifft er auf seinem Wege.

Einige sausen noch eifriger umher als er; ihre ruckelnden Rückenbuckel werden immer wieder über dem Heidekraut sichtbar. Wenn er sich aufrichtet und Männchen macht, sieht er, wie sie sich auf dem Wege, den auch er soeben mühsam hat untersuchen müssen, vorwärts tasten. Andere haben die Sache längst aufgegeben; sie sitzen nach Art der Katzen mit gespitzten Ohren und sehen unschlüssig vor sich hin. Oder sie kriechen schon in irgendeinem bequemen Zufallslager zusammen. Die heftig atmenden Flanken zeigen, wie sehr ihnen ein kühles Lüftchen not tut.

Heißa, hopp . . . an den armen Kerlen vorüber! Er wußte nicht, daß sie zu einem viel weiter vorgerückten Stadium auf dem Liebespfade gelangt waren als er.

Binnen kurzem, wenn auch er die letzten Kräfte bei dem Versuch eingebüßt hat, die kunstvoll verschlungenen Spuren des kleinen Hasenfräuleins zu entwirren, werden jüngere Herren an ihm vorübereilen, ihm ihr Mitleid und ihren Hohn durch einen Streich auf den Hinterlauf und durch Ohrensprache kundtun:

So ein armseliger Bursche, seine Kräfte haben nicht ausgereicht!

Auf einmal sieht er sich einem groben, mürrischen Kerl gegenüber, einem garstigen Nebenbuhler.

Uh, wie lang seine Ohren da werden! Er reckt sie empor, legt sie zurück . . . Noch fühlt er, daß er in voller Kraft ist. Die gelben Augen schießen wilde Blitze, der struppige Bart umbraust die Lippen. Er erhebt sich, steht wie ein kleiner Faun auf der Spitze der Hinterläufe, um sich im nächsten Augenblick in Boxerpositur zu stellen.

Der Grobian vor ihm hatte schon den ersten Stoß bereit. Unter starken Knurrlauten ging der merkwürdige Boxkampf vor sich. Eine ganze Viertelstunde dauerte er, und der verliebte Hase bearbeitete seinen Gegner nach allen Regeln der Kunst. Ein paarmal wich der Grobian durch plötzliche Seitensprünge den hitzigen Ausfällen des wütenden Kleinen aus; aber dieser zwang ihn, von neuem Front zu machen.

Eine Dampfwolke hüllte die beiden ein, der Dampf war Wolle. Nachdrücklich klopften sie einander den Pelz . . . Schließlich taumelte Herr Grobian ein paar Schritte zurück und sank scheinbar leblos zu Boden . . .

Er aber eilte weiter, immer weiter, bis er auf einer Heidekrautfläche in der Schonung wieder einen neuen springenden Punkt erreichte.

— —

Mit nachsichtigem, verzeihendem Lächeln verließ ich ihn, wie ein alter Graihase, der allerlei weiß.

Aber zwei Kilometer weit davon, auf Sören Peters sandigem Ackerboden, sah ich die kleine Hasenschönheit, die ihnen allen den Kopf verdrehte.

Sie hatte die Burschen zum besten gehabt. Entzückt darüber, hier in Ruhe sitzen zu können, fraß sie mit großem Appetit vom Möhrengrün.

Dicht dabei war der alte Widder mit Wiederkäuen beschäftigt, und brummend ließ sich der Sommerwind vernehmen.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die „Ausrottung" der nordamerikanischen Blizzards. Nach neueren Mitteilungen hat sich in den Vereinigten Staaten in letzter Zeit ganz ungewollt und unerwartet eine sehr erfreuliche klimatische Wandlung durch menschliche Einwirkung vollzogen. Wenn es sich bestätigt, was man dort mit Bestimmtheit wahrgenommen zu haben glaubt, so würde hiermit ein erster, aber um so bedeutungsvollerer Beweis vorliegen, daß unter gewissen Umständen durch künstliche Beeinflussung und technische Einwirkungen sogar der Witterung beizukommen ist, die in ihren Launen bisher aller menschlichen Eingriffe spotten zu wollen schien. Es wird nämlich behauptet, daß in den amerikanischen Oststaaten die Blizzards seltener geworden seien, jene gefürchteten eisig kalten Schneestürme, die eine der bedenklichsten Witterungseigentümlichkeiten Nordamerikas sind. Einer der größten klimatischen Vorzüge Mitteleuropas besteht ja darin, daß die hier vorkommenden großen Stürme so gut wie ausnahmslos warm sind. Je heftiger bei uns ein Sturm im Winter daherbraust, um so höher pflegen die Temperaturen zu steigen, denn unsere großen mitteleuropäischen Stürme kommen fast sämtlich aus westlichen Richtungen (SW bis NW), also vom Ozean her, der im Winter stets wärmer als das Festland ist. Stürme aus Norden, Osten und Süden treten immer nur örtlich auf, haben daher für das gesamte Land keine große Bedeutung. In sehr seltenen Fällen, meist nur in Jahrzehnten einmal, kommen wohl blizzardähnliche Erscheinungen bei uns vor, Nordstürme mit schwerem Schneetreiben, aber auch sie sind niemals mit stärkerem Frost verknüpft, finden vielmehr bei Temperaturen um Null Grad herum statt, da ja nördlich von Deutschland die im Winter abermals warme Ostsee liegt, die selbst unseren Nordwinden eine gewisse Wärme verleiht. Anders in den Ländern, wo sich nach Norden hin auf Tausende von Kilometern kaltes Festland erstreckt. In Skandinavien, im inneren Rußland, selbst schon im Baltenland, in Innerasien sind die Schneestürme aus Nord ebenso gefürchtet und gefährlich wie in den nördlichen Vereinigten Staaten und in Kanada, wo sie allerdings sehr oft und besonders heftig vorkommen. Weite Landstriche sind vornehmlich der regelmäßigen winterlichen Blizzards wegen der menschlichen Bewirtschaftung in großem Umfang entzogen. Auch in den kulturell hochstehenden Teilen der Vereinigten Staaten sind nun die Blizzards von jeher zu Hause; von einem gewaltigen Temperatursturz begleitet, brechen sie herein und wirbeln gelegentlich riesenhafte Schneemengen herunter, wie man sie in dieser Massenhaftigkeit in den mitteleuropäischen Ebenen nicht und nur allenfalls in unseren Gebirgen kennt. Bei einem Blizzard in den Tagen vom 11. bis zum 14. März 1888 fielen im Staate Neuyork bis zu 147 mm Niederschlag als Schnee, was einer nahezu zehnmal so hohen Schneedecke entsprechen würde (bei uns ist schon ein Schneefall von 10 bis 20 mm am Tage eine Seltenheit und bildet ein sehr starkes Verkehrshindernis). Die Blizzards kommen westlich vom Mississippi häufiger als im Osten vor und entstehen auf der Rückseite von Luftdruckwirbeln, die den Kontinent von West nach Ost durchwandern. Im Stillen Ozean bilden sich diese Wirbel und nehmen dann ihren Weg quer durch den Kontinent. Es wird nun behauptet, die Zugbahn dieser Sturmzentren sei neuerdings eine andere und ungefährlichere geworden, und diese Behauptung wird auch in ganz einleuchtender Weise begründet. Seit längerer Zeit sind in den Wüstendistrikten des amerikanischen Westens, in Kalifornien, Arizona, Utah, Nevada usw., großartige Arbeiten im Gange, durch künstliche Bewässerung neuen Kulturboden zu gewinnen. Noch sind diese Arbeiten bei weitem nicht abgeschlossen, aber schon die bisher durchgeführten Bewässerungsarbeiten sollen eine ganz unvermutete Folge gezeitigt haben. Die großen Trockengebiete wiesen im Winter, wie es überall der Fall zu sein pflegt, starke nächtliche Ausstrahlung und Neigung zur Ausbildung barometrischer Hochdruckgebiete von hoher Beständigkeit auf. Durch die künstliche Bewässerung ist nun, wie es heißt, das Klima daselbst feuchter und der hohe Luftdruck im Winter seltener geworden. Die barometrischen Sturmwirbel, die vom Stillen Ozean kamen und ehedem nördlich am Hochdruck der Trockenzone vorbei in den inneren Kontinent wanderten, sollen nun wegen der Auflockerung des barometrischen Maximums südlichere Bahnen einschlagen und die alten Zugstraßen immer häufiger meiden. Die Folge besteht eben in einem Seltenerwerden der durch sie hervorgerufenen Blizzards. Sollten diese Beobachtungen, die mit der Theorie der Sturmwirbel in gutem Einklang stehen würden, sich im Laufe langjähriger weiterer Erfahrungen bestätigen, so wäre ein überaus bedeutsamer kultureller Fortschritt zu verzeichnen, dessen Wichtigkeit dadurch nicht vermindert würde, daß er von der amerikanischen Menschheit ohne direkte Absicht und sozusagen nur durch einen Zufall erzielt wurde. Ein völliges Verschwinden, eine eigentliche „Ausrottung" der Blizzards ist ja keinesfalls zu erhoffen, am wenigsten für Kanada, dessen Witterung schwerlich durch die Vorgänge in den westlichen Vereinigten Staaten nennenswert beeinflußt werden kann. Aber schon eine Verringerung jener schlimmsten winterlichen Klimaplage Nordamerikas wäre ein hocherfreuliches Ereignis, so daß man den weiteren Nachrichten über den Gegenstand mit großem Interesse entgegensehen darf. Daß der Mensch auch die Witterung zu seinen Gunsten ändern kann, wäre ein Erfolg von größter grundsätzlicher Bedeutung.

Dr. R. Hennig.

Künstliche Lebensunterbrechung der indischen Fakire. Die Berichte über indische Fakire, denen eine Unterbrechung ihrer Lebenstätigkeit gelungen sein soll, werden im allgemeinen skeptisch beurteilt. Eingehende wissenschaftliche Beobachtungen fehlen, und die Beurteilung ist im wesentlichen auf Laienberichte angewiesen. In seinem neuen Buch über „Hunger und Unterernährung" erwähnt Morgulis den Bericht über einen Amritsarfakir, der 40 Tage lang begraben war, dann ausgegraben wurde und wieder zum Leben erstand. Vor dem Begräbnis hatte der Fakir unter strenger Bewachung ein Training von 20 Tagen durchgemacht. Er trank nur Milch und nahm außerordentliche Mengen von Abführmitteln zu sich. Am verabredeten Tag vollzog er vor einer Reihe auserwählter Gäste eine Anzahl tiefer Einatmungen, worauf er zu Boden fiel und bewegungslos liegen blieb. Er wurde in einen festen Sarg gelegt und in einem besonders errichteten Mausoleum begraben. Die Bewachung des Grabes war Tag und Nacht sehr streng. Als am Ende der 40 Tage der Sarg ausgegraben und der Deckel beseitigt wurde, schien es dem Fakir nicht schlecht zu gehen, er sah nur etwas blässer aus. Er wurde sofort von einem Diener versorgt, den er für den Zweck vorher unterwiesen hatte. Um seinen Herrn zum Leben zu erwecken, legte ihm der Diener zunächst die beiden Hälften eines frisch gebackenen Brotes an den Kopf. Der Zweck war offenbar, die Gehirntemperatur rasch zu erhöhen und den Blutkreislauf im Gehirn zu beleben. Der nächste Schritt der Wiederbelebung, die Massage der Glieder, hatte den Zweck, den äußeren Blutkreislauf anzuregen. Es besteht hier eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Verhalten der Körperwärme bei Tieren, die aus dem Winterschlaf erwachen. Bei Winterschlaf haltenden Tieren kommt es in der kurzen Zeitspanne, die das Erwachen einnimmt, zu einer ungeheuren Wärmeentwicklung. Im übrigen scheint die willkürliche Hemmung der Lebenstätigkeit bei den indischen Fakiren in einer Hinsicht bereits eine wissenschaftliche Erklärung gefunden zu haben, nämlich durch die Hemmung der Herztätigkeit. Eine Reizung des „herumschweifenden" Nerven (Nervus vagus) — eines Nerven, der vom Gehirn ausgeht und zu sehr vielen Organen in seinen Ausläufern führt, was ihm auch seinen Namen eingebracht hat — kann unmittelbar eine Verlangsamung des Herzschlages oder sogar völligen Herzstillstand hervorrufen. Ein Ast des Nervus vagus versorgt auch die Kehlkopfmuskeln, und eine Reizung der betreffenden Kehlkopfmuskeln kann zu solchen Veränderungen im Ablauf der Herztätigkeit führen. Willkürliche Zusammenziehungen der erwähnten Muskeln konnten im Experiment das Herz zum Stillstand bringen. Eine ähnliche Wirkung kann auch durch Reizung bestimmter Nervenfasern (Sympathicusfasern) in der Bauchhöhle zustande gebracht werden. Das beobachtete „Tiefatmen" des indischen Fakirs hat möglicherweise die Hemmung der Herztätigkeit durch

Kontraktion der beeinflussenden Muskelpartie im Kehlkopf bewirkt. Der Trick der indischen Fakire, mit dem sie zweifellos die Herztätigkeit zu beeinflussen imstande sind, ist nicht sicher bekannt. Es handelt sich dabei jedenfalls um nichts Geheimnisvolles oder Un- bzw. Übernatürliches, sondern um eine geschickte Benutzung eingehender physiologischer Kenntnisse. Auch bei anderen Gelegenheiten zeigen die Fakire ja, daß sie physiologische Tatsachen kennen und ausnutzen, von denen wir noch nichts wissen.

W. Sch.

Menschenaffen im ehemaligen Deutsch-Ostafrika. Unter den Entdeckungen der großen Afrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg erregte die Auffindung von Menschenaffen, und zwar einer neuen Schimpansenart, in den Bambuswäldern an den Abhängen der Virungavulkane auf der Grenze der Landschaften Ruanda (jetzt belgisch) und Uganda (britisch) nördlich vom Kiwusee Aufsehen. Im März 1919 hat nun der englische Kapitän Philipps am Vulkan Muhawura (4129 m) auch noch Gorillas entdeckt. Er hatte in etwa 3950 m Höhe auf einer Lavaebene sein Lager aufgeschlagen, als er plötzlich in einiger Entfernung aus einem Dickicht von Hagenien und Baumlobelien zwei Köpfe herauslugen sah, die er für die von Pygmäen hielt; als gleich darauf ein Schnee- und Graupelsturm einsetzte, flüchteten die beiden über eine freie Fläche in den tiefer liegenden Bambuswald, und nun zeigte sich erst, daß es sich um riesige Menschenaffen handelte. Das größere Männchen hielt sich fast aufrecht und unterstützte das Weibchen sorgsam beim Überwinden eines Felsabhanges. In der Folgezeit ist es dann öfters gelungen, von den im Virungagebiet häufigen Lavahöhlen aus das Leben und Treiben der Tiere zu beobachten, und es sind schließlich auch zwei Exemplare, ein Männchen und ein Weibchen, erlegt worden, wodurch ihre sichere Bestimmung als Gorillas möglich wurde. Ein in Gefangenschaft geratenes Junges wurde sehr zahm, erlag aber nach einigen Monaten einer Lungenentzündung. Schon vor dem Weltkriege hatte übrigens der deutsche Kolonialoffizier v. Beringe einen Gorilla im östlichen Kongostaat erlegt, und 1912 war der englische Kapitän Reid im Kajongourwald in Uganda auf ein gorillaartiges Tier gestoßen, das er aber nicht erlegen konnte, weil sein Gewehrträger ihm versehentlich ein ungeladenes Gewehr zureichte.

Dr. W. G.

Für den Büchertisch.

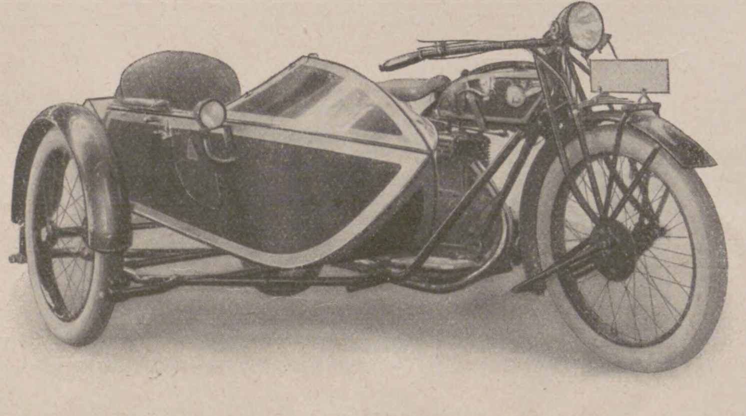
Bücher zur Kunst. Keine Stadt ist wohl so reich an Künstlerchroniken wie München; bildet doch, entsprechend der Umgebung, das Heitere und Sinnfällige den Hauptcharakterzug der Münchner Kunst schon seit mehr als hundert Jahren. Von dem nach München verpflanzten Niederländer Horemans bis zu den Malern des „Simplizissimus“ und der „Jugend“ schwelgen sie alle in Humor und Sinnenfreude die in der sogenannten Gelegenheitskunst, bei Festen und Ausflügen am reizvollsten in die Erscheinung treten. Diese zerstreuten Dokumente der Feder, des Bleistifts oder Pinsels, wie sie durch die mannigfaltigsten Anregungen — Faschingsscherze, Stammtischrunden, Sonnwendfeiern, Kirchweihen, Waldfeste, Jubiläen usw. — hervorgerufen wurden, gesammelt und mit den notwendigen Erläuterungen, die zugleich als eine Kulturgeschichte intimer Künstlergeselligkeit anzusprechen sind, herausgegeben zu haben, ist ein schätzenswertes Verdienst Georg Jacob Wolfs, der im Verein mit F. Wolter unter dem Titel „Münchner Künstlerfeste“ (Verlag F. Bruckmann, München) das reizende Kaleidoskop zusammengestellt hat. Beginnend mit den romantischen Mondscheinbrüdern, zu denen Schwanthaler, Quaglio, Pocci gehörten, werden bis zu den neuzeitlichen Schwabinger Bauernkirchweihen sorgfältig die einzelnen Etappen ausgelassener Künstlerlaune, wie sie sich bei bestimmten Anlässen kundgeben, sowie die Lokale, in denen sie sich austoben konnte, sorgfältig registriert. Besonders reizvoll sind die verschiedenen Eintragungen in die Gästebücher, vor allem die der Frauenchiemseechronik. — Während hier dem Künstlerhumor ein Denkmal errichtet wurde, führt eine andere Publikation uns auch, aber nur teilweise, in die Münchner Kunst. Sie heißt „Die blaue Blume“ (Gesellschaft für christliche Kunst, München) und schildert, Dichtung und Malerei geschickt verbindend, die romantische Sehnsucht nach dem seltsamen Blümlein Wunderhold. — In dem gleichen Verlag erschien ferner eine Mappe, die das Beste von Matthäus Schiestl, diesem neuzeitlichen Romantiker mit tiefem religiösen Einschlag, in ausgezeichneten farbigen und schwarzen Reproduktionen vereinigt.

Jahrtausendfeier in Köln.

Das Jahr 1925 ist für die Rheinlande von ganz besonderer Wichtigkeit, da alsdann 1000 Jahre verflossen sein werden, seitdem sie durch König Heinrich I. mit dem Deutschen Reich dauernd verbunden wurden. Aus diesem Anlass rüsten sich die massgebenden Stellen im Reich und in den Einzelstaaten sowie die gesamten Rheinlande von der Pfalz bis zu den Niederlanden, um das welthistorische Ereignis in angemessener Weise zu begehen. Eine besonders eigenartige Note erhält die Gedächtnisfeier dadurch, dass gerade in diesem Zeitpunkt fremde Truppen das Land besetzt halten. Diese merkwürdige Tragik der Geschichte führt auf der einen Seite dem ganzen deutschen Volk lebhaft vor Augen, wie diese Lande an der Westgrenze im Lauf aller Jahrhunderte bis in die Gegenwart für die Gesamtheit oft und schwer gelitten und geopfert haben. Sie enthält auch eine Mahnung an das übrige Vaterland, der Gebiete im Rheinland, die nichts sind und sein wollen als deutsch und nur deutsch, niemals zu vergessen. In verständnisvoller Würdigung der Bedeutung des Geschehnisses haben der Herr Reichspräsident, der Herr Reichskanzler und zahlreiche Reichs- und Staatsminister ihre Teilnahme an der Hauptfeier in Köln, der alten Metropole des Westens, zugesagt. Auch in andern Städten, wie Coblenz, Trier, Duisburg, Düsseldorf und Aachen, werden besondere Veranstaltungen stattfinden, jedoch wird ihnen nur örtliche Bedeutung zukommen. Dagegen wird die Feier in der alten Römerstadt mit dem ewigen Dom eine grosse, zentralgedachte Kundgebung werden, weshalb auch die Spitzen aller Behörden gerade in dieser zusammenkommen. Eine ganz besonders hervorragende Stellung im Kreis der für Köln anlässlich der Gedächtnisfeier beabsichtigten Veranstaltungen wird der Jahrtausend-Ausstellung zukommen, die in den grossen Ausstellungshallen im Rheinpark einen Überblick über die gesamte geschichtliche, künstlerische und wirtschaftliche Entwicklung der Rheinlande seit ihrer Zugehörigkeit zum Reich bieten wird. Im Vordergrund des Interesses wird die staatliche Entwicklung stehen, die sich im wichtigsten Zeitabschnitt, dem Mittelalter, wesentlich auf ständischem Boden vollzog. Um die gewaltige nationale Idee des römisch-deutschen Kaisertums mit der Fülle seiner herrlichen Erinnerungen werden sich die Landesherren, insbesondere die Kurfürsten, der Adel, Bürger und Bauern gruppieren. Den Rahmen zu diesen Abteilungen bildet eine Schilderung der geographischen Beschaffenheit des Landes, da sie in gewisser Beziehung die Grundlage für die historisch-politische Entwicklung bietet. Einen hervorragenden Platz wird die kirchliche Kunst mit den wunderbaren Werken, besonders der Goldschmiedearbeit, beanspruchen. Die Kathedralen, die Stiftskirchen, die Dorf- und Pfarrkirchen, die Klöster nach den einzelnen Orden gegliedert, werden sich dem Auge des Beschauers zeigen, war doch die kirchliche Kunst im Mittelalter gleichbedeutend mit der Kunst überhaupt. Wegen der Reichhaltigkeit des Materials werden die mittelalterliche und moderne Malerei sowie die Plastik für sich gesammelt in besonderen Räumen ausgestellt. Das gleiche gilt für das Kunstgewerbe, das durch die Ansammlung einer kaum jemals gesehenen Fülle feinster Arbeiten überraschen wird. Ein besonders farbenprächtiges und schönes Bild werden die Darstellungen des Theaters, des geselligen Lebens, des Spiels und der Jagd bieten. Ein ganz eigenartiges Interesse für den Fachmann wie für den Laien verspricht endlich noch die Abteilung, die die Entwicklung der rheinischen Industrie, des Handels und Verkehrs zur Darstellung bringen wird. So wird die Ausstellung in Köln in diesem Jahr neben ihrer grossen wissenschaftlichen und kulturellen Wichtigkeit ganz besondere nationale Bedeutung haben, da sie die Rheinlande als einen wesentlichen Bestandteil des grossen deutschen Vaterlandes zeigen wird, mit dem es die gemeinsame Geschichte, Sprache, Wirtschaft und Kultur untrennbar verbindet.

Das neue D-Rad.

Die grosse Nachfrage nach einem Kraftrad, das grosse Leistungsfähigkeit mit bequemer Handhabung, Übersichtlichkeit und leichter Zugänglichkeit aller Teile verbindet und ein sicheres und ruhiges Fahren auch mit Beiwagen gestattet, hat die Deutsche Werke Aktiengesellschaft veranlasst, trotz den guten Fahreigenschaften des von ihr bisher gebauten Zweizylinder-Rades an dessen Stelle ein neues Modell mit stehendem 4-P.S.-Einzylinder-Motor von 496 ccm Hubvolumen und mit drei Geschwindigkeiten auf den Markt zu bringen.



D-Rad mit Beiwagen der Deutschen Werke Aktiengesellschaft in Haselhorst-Spandau.

Die Herstellung dieses neuen D-Rades geschieht im Werk Haselhorst bei Spandau der Deutschen Werke A.-G. nach neuzeitlichem Arbeitsverfahren und unter Verwendung besten Materials. Alle Teile sind genau lehrenhaltig und gestatten so jederzeit ein leichtes Auswechseln. Alle vorkommenden Gewinde sind metrische Gewinde nach DJ- bez. KR-Normen. Es ist das rassige Kraftrad für Sport und Beruf. Auf der Berliner Jubiläums-Automobilausstellung im Monat Dezember wurden vier Ausstattungsformen dieses neuen Modells gezeigt, und zwar ein Rad mit Karbid-Beleuchtung, eins mit elektrischer Beleuchtungsanlage, eins mit Seitenwagen und eins mit Lieferwagen. Verkaufsstelle in Gross-Berlin, Unter den Linden 19.

Asien-Bücher. Dem vielumstrittenen Buche von Ferdinand Ossendowski „Menschen, Tiere und Götter“ ist nun ein neues gefolgt unter dem Titel „In den Dschungeln der Wälder und Menschen“ (Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M.). Anhaltende Spannung, anschauliche Erzählung sind auch die charakteristischen Merkmale dieses Werkes. Der Phantasie ist dabei vielleicht weniger Spielraum gewährt als in dem erstgenannten Buche; denn hier zeigt sich uns der Verfasser nicht als der von den Bolschewisten durch Urwald und Wüste gejagte Flüchtling, sondern als Forscher, der mit scharfer Beobachtung Natur und Völker sieht. Die Eindrücke rühren von Reisen her, die noch in der Vorkriegszeit unternommen wurden. Man lernt Sibirien kennen, wie es damals war, mit der sittlichen Verkommenheit und Roheit russischer Offiziere, Soldaten, Beamten und Händler, ferner das Elend verbannter Sträflinge und der in der Taiga hausenden Flüchtlinge, die vor dem rächenden Arme der Justiz hier Unterschlupf und Schutz suchten. Dazwischen ziehen friedliche Szenen aus dem Leben der Nomadenvölker vorüber, deren religiöse Gebräuche und seltsame Sitten der Verfasser sehr lebendig zu schildern weiß. — Das Buch des Leipziger Universitätsprofessors Hans Driesch und seiner Gattin Margarethe „Fern Ost. Als Gäste Jungchinas“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig), das aus den unmittelbaren Eindrücken entstanden ist, die gelegentlich einer Vortragsreise gesammelt wurden, dürfte im Hinblick auf die jüngsten Kondottierenkämpfe im Reiche der Mitte, die wieder das Interesse für dieses alte Kulturland aufs neue aufleben ließen, als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis des Riesenreichs anzusprechen sein. Während die Betrachtungen des bekannten Philosophen sich dem wirtschaftlichen und geistigen Leben zuwenden, sich über die Erziehung der jungen Chinesen verbreiten, den amerikanischen Kultureinflüssen nachgehen und die den Deutschen dort erwachsenden Aufgaben eingehend darlegen, läßt uns seine Gattin in netten feuilletonistischen Aufsätzen einen Einblick in das Alltagsleben der Chinesen, in Theater und Gesellschaft tun; man erfährt, wie in China und Japan gegessen wird, wie man Feste feiert, wie man einkauft, und wie sich das Familienleben in ganz anderen Bahnen als bei uns bewegt. So haben beide Verfasser in gegenseitiger Ergänzung zusammen ein Buch geschrieben, das Unterhaltung und Belehrung aufs glücklichste vereint. Dr. V. T.

Für die Frauenwelt.

Frühjahrs-Hüte und -Mäntel. Noch ist der Winter nicht vorbei, und doch kommen schon die ersten Frühjahrshüte der Modeateliers heraus. Pedal ergibt mit Grosgrainband eine Zusammenstellung, die ebenso reizvoll wie schick ist. Schwarz spielt neben braunen und vor allem lila Tönen eine große Rolle. Lila macht man hauptsächlich in Velours fürs Frühjahr, und zwar für die glücklichen Rivierabesucherinnen. Wer aber in der Großstadt seinen Frühling begrüßen will oder muß, kann dies mit Grazie in Schwarz mit rotem Grosgrainband, das sich breit und ohne jeden weiteren Aufputz einer Masche, bloß streng herumgelegt, zeigt, oder in Pedal mit Grosgrain in Schwarz oder in braunem Pedal mit braunem Grosgrain. In den Formen beherrscht wieder die absolute Einfachheit, die uns nun schon seit einigen Jahren entzückt, die Hutmode. Man bleibt bei den kleinen Hüten, da sich die großen als zu unpraktisch erwiesen haben. Nur haben sich da allerlei Veränderungen in der Form vollzogen. Aus dem kleinen runden Glockenhut ist ein spitziger Hut geworden; er ist vollkommen dem kleinen Bubikopf der Damen angepaßt, der durch das immer kürzer gehaltene Haar unter einem großen Hut lächerlich aussehen würde. Der spitze kleine Hut wandelt sich aber bereits in der Art des Bolerotoquehutes, der entzückend wirkt und das Modebild wirksam belebt. Die Kostümmode weicht immer mehr der Mantelmode oder Paletotmode, die vollkommen gerade und einfach ist, wie es die schlanken Linien der modernen Damen verlangen.

Claire Patek.

Mandarinen werden nicht mehr in Schalen und Körbe gelegt, sondern man macht amüsante Kränze aus ihnen, jede Frucht in einem kleinen, vergoldeten Etui. — Aus Metall? — Nein, aus gutem, durchbrochenem Glanzpapier.

Das goldene Brautkleid. Bei einer vor kurzem in London gefeierten großen Hochzeit trug die Braut ein Kleid aus Goldspitze über goldenem Grund. Ihr goldener Schleier fiel über eine goldene Schleppe, die sich ihrerseits wieder anmutig um goldene Schuhe legte. Das übliche weiße Brautbukett wurde durch goldene Lilien ersetzt. Aber ... aber ... es ist nicht alles Gold, was glänzt!

Mantelgarnierungen aus Menschenhaaren. Die Nachricht von dem Garnieren von Mänteln mit menschlichen Haaren scheint fast unglaublich und ist doch wahr. Man will auf diese Weise die herrlichen Frauenhaare verwenden, die zu opfern die Mode vorschreibt. Einen Kragen mit blonden oder braunen Haaren zu zieren, den Schmuck seines eigenen Kopfes ständig unter den Augen zu haben, scheint für die Frauen ein angenehmer, heiterer Gedanke zu sein!

Blumensträuße auf den Hüten. Auf den kleinen, seitlich etwas gehobenen Formen der neuen Kopfbedeckungen wird man im Frühjahr Blumensträußchen sehen, die, etwas spitz gesteckt, leicht über den Hutkopf herausragen. Der aufgeschlagene Rand wird mit einer Seide in der Farbe der Blumen abgefüttert.

Tischdekoration. In dieser Zeit der gesellschaftlichen Empfänge ist es der Ehrgeiz jeder Hausfrau, die schönste Tischdekoration zu haben. Infolgedessen sehen wir wieder herrliche Tischtücher aus kostbaren Spitzen. Man legt sie über einen leuchtenden weißen Atlasgrund, was den Spitzen einen makellos reinen Glanz verleiht. Viele Damen verwenden auch wieder Kandelaber an jedem Ende der Tafel und schmücken sie mit Lichten. Blumen werden nicht mehr in hohe Körbe getan, da das einander gegenübersitzende Leute geniert, sondern in flache Schalen. Der höchste Schick verlangt sogar einen Blumenteppich, dessen Blumen von den Stengeln befreit worden sind, direkt auf den Tisch zu legen. Zwischen den Rosen und Parmaveilchen befinden sich für jeden Gast Früchte. — Und das schöne Tischtuch? — Ach ja!

Das Alte kommt wieder. Es war vorauszusehen, daß die aus vielen verschiedenartigen, bunten Stoffstückchen zusammengesetzten Bettdecken, zu deren Herstellung die Damen einst unendlich lange Mußestunden verwandten, wieder zum Vorschein kommen würden, daß sie, die verdammt waren, mit Abscheu auf Böden, in Koffer und Schubläden geworfen zu werden, im Triumph wieder hervorgeholt würden, um die modernen Wohnungen zu schmücken. Vorauszusehen war, daß man sie als Übergardinen an den Fenstern, als Streifen auf den Kaminen, als Decken auf den Sofas und als Teppich auf den Teppichen wiedersehen würde. Und daß die moderne Dame bei ihrem Anblick etwas verblüfft, aber doch entzückt ausrufen würde: „Was?! Großmutter war auch schon Kubistin?"







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

Nr. 4170 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4170. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 12. Februar 1925.



Liebfrauenbier

Bewährt – Begehrt – Berühmt

Hackerbräu 1417 München

TECHNIKUM MITTWEIDA

Direktor: Dipl.-ing. Hofrat Prof. A. Holzt

Höheres technisches Institut

für Elektro- und Maschinen-Technik.

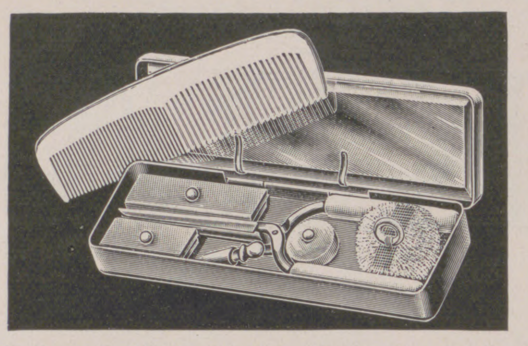
Sonderstudienpläne für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Reichausgestattete elektrotechnische und Maschinen-Laboratorien.
Lehrfabrikwerkstätten für Praktikanten.

Programm vom SEKRETARIAT DES TECHNIKUMS MITTWEIDA in Sachsen.

„TOILETTA“

Der kleine Begleiter der Dame für die Handtasche

Der schönste und begehrteste Geschenkartikel.



Unentbehrlich in der Handtasche.

Echt versilbert.

Praktisch. Billig.

D. R. P. ang.
D. R. G. M.
und viele
Auslandspatente

Im Sommer und Winter, beim Tanz, beim Vergnügen, beim Sport, auf der Reise bei jeder Gelegenheit, gebraucht die Dame den kleinen Begleiter. Er ist das praktischste für die Handtasche. Enthält: Haarbrennapparat, Brennschere, Feuerzeug, Kamm, Spiegel, Puderdose, Puderquaste, Dose für Lippen und Polierpaste, Manicure, Nähzeug, Lockennadeln.

Nachnahme 5,50 Mark frei Haus.

Toiletta-Vertrieb, Dresden-A 19, Tschimmerstr. 20.

Winterkuren im Herzheilbad Altheide

Das neue Winterkurhaus ist eröffnet!

Sprudel- und Moorbäder im Hause. Behaglich eingerichtete Zimmer und Gesellschaftsräume. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise. Gelegenheit zum Wintersport. – 12 Aerzte. – Ausgezeichnete Heilerfolge bei Herz-, Nerven-, Frauenleiden. Auskunft bereitwill. durch

Badeverwaltung Altheide, Schlesien

KURHAUS für Nervenkranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst



Leiter: Prof. Dr. v. Grolman, Gegründet 1905.

Wiesbaden, Kapellenstr. 41, versendet reich illustr. Jubiläums-Prospekt sowie gegen Portoersatz (30 Pfg. in Briefm.) aus ihrem ca. 2500 Entwürfeumfass. Vorlagematerial f. d. einzelnen Fall passend zusammengest. Auswahlkoll.; dsh. Grabgrößeu. falls möglich ungefähre Preislage (einfach, mittel oder hoch) angeben. **Ca. 30 künstlerische Mitarbeiter** aus den Kreisen unserer ersten Architekten und Bildhauer. **Zweigstellen** in mehr wie 50 deutschen, österr. u. schweizer Städten. Lieferung nach jedem Ort. **Komitees für Kriegerehrungen** empf. wir zur Orientierung unsere Sammlung ca. 100 Originalentwürfe. Man beziehe sich auf diese Anzeige.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür. — Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig 26.

Pädagogium Neuenheim - Heidelberg.

Seit 1895 Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta - Reifeprüfung.** Reife für Ober II u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eigene Landwirtschaft.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Prosp. fr.

Rassehunde-Zuchtanstalt u. -Hdlg. Arthur Seyfarth, Köstritz 2 (Thüringen)



Gegründet 1864

Versand aller Rassen vom klein. Salon- bis zum gross. Schutzhund. Export nach allen Weltteilen. **Illustr. Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung aller Rassen Mk. 1.—**

GARDONE-RIVIERA

OBERITALIEN MILDESTES KLIMA

GRAND-HOTEL

Unübertroffen in Lage, Komfort und Verpflegung.
Neuer Besitzer: Cav. A. Ferrario. Direktion: Em. Meisser.

BRIXEN

südlich des Brenner

der ideale und billigste Frühjahrs-Aufenthalt

Auskunft: Kurverein Brixen.

Rad-Jo

für werdende und stillende Mütter

Stärkungsmittel

Radjosan

zur Nervenstärkung und Kräftigung

Tausende von Zeugnissen bestätigen die erfolgreiche und angenehme Wirkung unseres Stärkungsmittels **Rad-Jo,** wofür die Firma **volle Garantie** übernimmt. Daher sollte im Interesse der werdenden Mutter und des zu erwartenden Kindes **keine Geburt ohne Rad-Jo** stattfinden.

Reines Blut und gesunde Nerven sind die wichtigsten Lebensfaktoren. Zu deren Wiedererlangung und Erhaltung ist **Radjosan** ein erstklassiges Stärkungs- und Kräftigungsmittel. Zahlreiche Zeugnisse beider Geschlechter bestätigen es.

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Radjopofthof.

Aufklärende Schriften und Zeugnisse kostenlos.

Aderverkalkung Erregungszustände, geschwächte Herzkraft. — Verlangen Sie Gratisbroschüre über Dr. Weises giftfreie Hauskuren. **Dr. Gebhard & Co., Berlin W 30 b/77.**

Hueck & Co., Bremen.

Spezial-Versandhaus für

Kaffee • Tee • Kakao

ganz frische, allerfeinste, reine Qualitäten garantiert.

Nur direkter Versand an Verbraucher ohne Zwischenhandel, deshalb billigste Preise.

Vom Guten das Beste.

Bitte fordern Sie neueste Preisliste und machen Sie einen Versuch! Nicht Zusagendes wird bereitwilligst zurückgenommen. Lieferungen von mindestens 5 Pfund an portofrei, versichert, einschließlich Verpackung.

Damen und Herren als Vertreter gesucht.



WEILWERKE A.-G. FRANKFURT A/M. RÖDELHEIM

Tangermünder



TANGERMÜNDER SCHOKOLADENFABRIK FR. MEYER & CO. TANGERMÜNDE

Hausfrauen! kauft nur Scheuertücher



zu haben in allen einschl. Detailgeschäften

Grossisten zum Bezuge weist nach:

Gebrüder Friese, Aktiengesellschaft Kirschau Bez. Dresden.

Allgemeine Notizen.

Freigabe der Auslandreisen. Entgegen unserer Mitteilung in Nr. 4167 vom 22. 1. 25 wird uns von zuständiger Stelle mitgeteilt, daß mit dem Außerkrafttreten des Kapitalfluchtgesetzes Zahlungsmittel und inländische Wertpapiere wieder ohne Bankvermittlung, also auch ohne Kapitalfluchterklärung und ohne finanzamtliche Genehmigung, nach dem Ausland gesandt und persönlich nach dem Ausland mitgenommen werden können.

Das Deutsche Tonkünstlerfest wird in diesem Jahr in Kiel stattfinden. Der Vorstand des Deutschen Musikvereins verfolgt damit den Zweck, auch wieder einmal den Norden mit einer solchen, für das deutsche Musikleben wichtigen Veranstaltung zu berücksichtigen. Für das Jahr 1926 dürfte die Stadt Braunschweig starke Anwartschaft auf dieses Fest haben. Braunschweig hatte sich schon beworben und auch schon Vorbereitungen getroffen.

Das 19. Schlesische Musikfest wird, wie nun endgültig feststeht, in den Tagen vom 7. bis zum 9. Juni d. J. in Görlitz stattfinden. Siegfried Ochs, der Leiter des Philharmonischen Chors in Berlin, wird das große Händelsche Chorwerk des ersten Festtages leiten. Wilhelm Furtwängler hat die Leitung der Orchester- und Chorwerke des zweiten und dritten Tages übernommen. Ferner führt das gesamte Philharmonische Orchester aus Berlin den orchestralen Teil aus.

Deutschland auf der Ausstellung in Monza. Nachdem endgültig entschieden ist, daß Deutschland auf die Teilnahme an der großen Internationalen Kunstgewerbeausstellung in Paris 1925 verzichtet — die Reichsregierung lehnte die sehr verspätete Einladung Herriots ab, und zwar aus finanztechnischen Gründen —, nachdem ferner der Plan einer Sonderausstellung des deutschen Kunstgewerbes in einer Großstadt des Westens mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit fallen gelassen worden ist, nahm das Reich eine Einladung Italiens zur Beteiligung an der Internationalen Kunstgewerbeausstellung, die vom Mai bis zum Oktober 1925 in Monza bei Mailand stattfinden soll (Mostra delle Arti decorative internazionale), an. Der Deutsche Werkbund teilt hierzu mit: „Die Leitung der Ausstellung liegt in den Händen von Dr. Walter Riezler, der bei der Durchführung seiner Aufgabe im Einvernehmen mit dem Deutschen Werkbund handelt. Der Umfang der deutschen Ab-

teilung ist gering; es stehen ihr etwa acht mittelgroße Räume zur Verfügung. Es kommen daher für die Ausstellung nur ausgesuchte Einzelgegenstände von höchster Wertigkeit in Frage. Da in Italien ein Umschwung des Geschmacks in der Richtung auf die moderne Form deutlich zu bemerken ist, darf man erwarten, daß Erzeugnisse des deutschen Kunstgewerbes von ausgeprägter und ausgereifter Form dort sehr wohl Verständnis finden werden. Ein Verkauf der ausgestellten Gegenstände ist möglich, doch erscheint uns die Wirkung auf die Anknüpfung von Beziehungen wichtiger. Die Transportkosten von der Sammelstelle ab werden vom Reich getragen; eine Miete wird nicht erhoben. Nähere Auskunft wird von der Geschäftsstelle des Deutschen Werkbundes in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 36a gern erteilt."

Die kostbare Wasa-Bibliothek, die von dem König Gustav III. von Schweden begründet und von Gustav IV. weiter ausgebaut wurde, vererbte sich auf die Königin Carola von Sachsen, die aus der Familie der Wasa stammte. Diese Büchersammlung, die an Pracht und Seltenheit der Werke wie an geschichtlichem Wert ihresgleichen sucht, wurde von dem Hamburger Antiquariat L. Friederichsen & Co. erworben und in einem besonderen Raum aufgestellt. Natürlich war in Schweden der Wunsch rege, die Bibliothek, die mit dem schwedischen Königsgeschlecht so eng verknüpft ist, zurückzuerwerben, und dies ist geschehen, so daß die Wasa-Bibliothek in ihre Heimat zurückkehrte.

Deutsche Verkehrsausstellung München 1925. Die große Bedeutung des deutschen Werbewesens für die mannigfachen Zweige des Verkehrs wird auf der Deutschen Verkehrs-Ausstellung in München einen beredten Ausdruck finden. Die Verkehrswerbung wird in einer allgemeinen Abteilung geschlossen ausgestellt und soll die Werbemittel der sämtlichen auf der Ausstellung vertretenen Verkehrsgruppen sowie der Fremdenverkehrsvereine und Kurorte veranschaulichen. Nähere Auskunft durch die Geschäftsleitung der Deutschen Verkehrsausstellung in München, Theresienhöhe 4a oder die Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung in Berlin W. 35.

Für die Leipziger Reklamemesse, die bisher aus Raummangel auf ein Stockwerk im Bugra-Meßhaus angewiesen war, sind für die bevorstehende Frühjahrsmesse vom 1. bis zum 7. März d. J. die prächtigen Räumlichkeiten und Hallen, vor allem auch die Oberlichtsäle der Staatlichen Akademie für graphische Künste

und Buchgewerbe zur Verfügung gestellt. Damit erfährt die Leipziger Reklamemesse eine Förderung, die sie in die Lage versetzt, in eindrucksvoller Weise alles das aufzunehmen und vorzuführen, was die deutsche Werbemittelindustrie den Reklameinteressenten, zu denen ja jeder der nahezu 180 000 betragenden Besucher der Leipziger Messe zählt, zu bieten vermag.

Inserierte Waren verkaufen sich am besten. Die Merchants' Association of New York (Nationale Kleinhändler-Vereinigung) veranstaltete Prüfungen über den Erfolg bei angekündigten und nicht angekündigten Waren. Zwei ähnliche Gegenstände wurden in demselben Laden zum Verkauf gestellt. Einer war inseriert, der andere nicht. Der inserierte wurde 87,6 mal, der nicht inserierte 3,6 mal verkauft und in 8,8 Fällen äußerte der Kunde keine besonderen Wünsche, welche der beiden Artikel er haben möchte. In einem andern Fall zeigte sich sogar, daß ein angekündigter Gegenstand, der noch teurer war als der nicht inserierte, bedeutend öfter verkauft wurde, nämlich 60,6 mal gegenüber 24,2 mal des nicht inserierten. Bei dieser Probe waren es 15,2 Fälle, in denen die Kunden besondere Wünsche nicht äußerten.

Änderung der Postkartengröße. Auf dem Postkongreß in Stockholm sind die Postvereinsländer übereingekommen, die im Weltpostverkehr für Postkarten bisher vorgesehenen Höchstmaße von 9×14 cm mit Wirkung vom 1. Oktober d. J. an heraufzusetzen. Man hat sich auf die Höchstmaße von 10,5×15 cm geeinigt. Hieran ist aber die Verpflichtung geknüpft worden, die gleichen Höchstmaße auch für Postkarten des inneren Verkehrs der Länder festzusetzen. Die bisher für den inneren deutschen Verkehr zugelassenen Postkarten mit den Höchstmaßen von 10,7×15,7 cm müssen daher abgeschafft werden. Der Aufbrauch der Bestände darf nur noch für eine gewisse Zeit gestattet werden. Mit der Vereinheitlichung der Vordrucke werden alle Weiterungen beseitigt, die die Verwendung der für den inneren Verkehr zugelassenen Postkarten in der Größe von 10,7×15,7 cm im Verkehr mit dem Ausland häufig zur Folge hatte. Die Hersteller und Verbraucher von Postkarten werden gut tun, sich beizeiten auf die Neuerung einzurichten. Die amtlich ausgegebenen Postkarten werden in einiger Zeit in der Größe von 10,5×14,8 cm (Größe DIN A 6) hergestellt werden. Den Postkartenherstellern wird empfohlen, sich diesem Vorgehen anzuschließen.

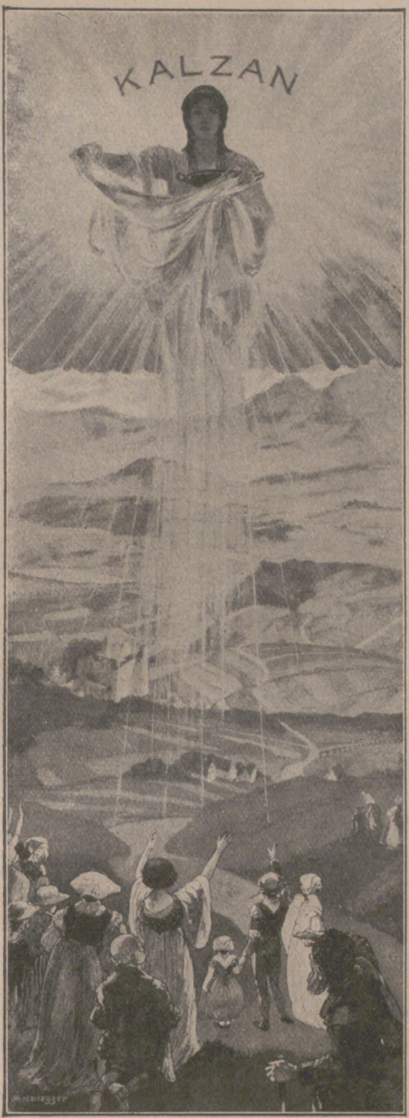

Hildebrand
Kakao
Schokolade
Pralinen
Keks
Vorzüglich für Reise & Sport.
Höchste Auszeichnung:
"Staatsmedaille in Gold"
ERNST PLATZ


Das Beste, was Deiner am Rhein harrt
ist Deinhard
KABINETT
HOCHGEWÄCHS
LILA
DEINHARD
Coblenz


Eri
Schuhpflegemittel
Eri
Eri Lederpolitur


Lebona Berlin
VERODOR
verhütet Transpiration
ÜBERALL ERHÄLTLICH


MEINE
PFAFF
MEINE FREUDE
HERVORRAGENDSTES DEUTSCHES ERZEUGNIS
G·M·PFAFF·KAISERSLAUTERN
GEGR·1862



Erhaltung unserer

Kraft und Gesundheit

Der Kalkmangel unserer Nahrung ist die Ursache vieler Schwächezustände. Wissenschaftlich erprobt als zuverlässiges Mittel zur Anreicherung der täglichen Nahrung mit Kalk ist

Kalzan

Calcium-Natrium-Lacticum, geschützt durch Deutsches Reichspatent Nr. 297761
Nach Vorschrift der Universitätsprofessoren Emmerich und Loew

Mehr als zweitausend ärztliche Autoritäten haben den Wert des Kalzans gutachtlich bezeugt

Eine **aufklärende Schrift** über die große **Wichtigkeit genügenden Kalkgehalts unserer Nahrung,** besonders

bei **Alterserscheinungen — Ermüdungszuständen — Blutarmut — Asthma chronischem Schnupfen — Heufieber**

bei **Englischer Krankheit (Rachitis) Scrophulose — Hautausschlägen Nachtschweißen**

für **werdende und stillende Mütter,** sowie für **die Entwicklung und Zahnung der Kinder**

versendet auf Wunsch kostenlos Johann A. Wülfing, Berlin SW 48, Friedrichstraße 231

Kalzan in Packungen zu 90 und 45 Tabletten in Apotheken und Drogerien

---

Ausschneiden! In einen Briefumschlag stecken und offen einsenden! Falls nur Name und Adresse: Drucksachenporto. Bei Zusätzen und Streichungen (Unterstreichungen): **Briefporto** **Ausschneiden!**

Senden Sie mir kostenlos und portofrei: 1. eine **Probe** Kalzan-Tabletten*) 2. Ihre Broschüre: „Kalkmangel eine Quelle vieler Leiden"*) oder 3. „Kalkreichere Nahrung für unsere Frauen"*) *) Nichtgewünschtes durchstreichen!

Name und Stand: ....

Ort und Straße: ....

L. J. Z.



Nur infolge unserer Einführungs-Reklame-Tage!

Gültigkeit des Inserates bis 15. März 1925

Bei Bestellung der epochemachenden Erfindung

Schweizer Patent 95072 ***Radio-Komposition Z. R. III*** *D. R. P. a.*

Zu dem Reklamepreis von 2 R.M. (Ladenpreis 2.50 R.M.)

Was ist Radio-Komposition? Z. R. III?

Eine Erfindung, welche in keinem Betriebe, keiner Werkstatt, keinem Haushalte fehlen darf! Jedermann muss dieselbe unbedingt besitzen, da jeder Laie, ja jedes Kind, sofort durchgebrannte oder defekte Töpfe, Eimer, Giesskannen, Milchkrüge, Badewannen usw. von **Aluminium, Emaill, Kupfer, Messing, Schwarz-, Weiss- oder Zinkblech haltbar reparieren kann.**

Ohne Lötkolben! Ohne Salmiak! Ohne Lötsäure!

Die Sendung für 2 R.M. reicht für 100 grosse Reparaturen aus. Bestellen Sie heute noch! Legen Sie den Betrag von **nur 2 R.M.** Ihrem Briefe bei, oder zahlen Sie den Betrag auf Postscheckkonto Leipzig 112491 ein. Wir senden Ihnen das gewählte Reklame-Geschenk und die Radio-Komposition sofort zu. Nachnahme 2.50 R.M.

Appelt & Co., Dresden-A. I/27, Telephon 28250

Unsere grosse Garantie: Geld zurück, wenn kein Erfolg.

Für diesen Millionen-Schlager Vertretungen überallhin zu vergeben. Erforderliches Kapital 300—2000 R.M., je nach der Grösse des Bezirks. Nur ernsthafte Bewerber finden Berücksichtigung.







Ein Dietrich-Gobiet-Flugzeug auf der Wage. Alle am Zugspitz-Flug teilnehmenden Flugzeuge wurden nach ihrer Landung gewogen.
Links nebenstehend: Das Segelflugzeug „Dessauer“ mit dem Führer Fuchs nach dem Start auf dem Kochelberg.





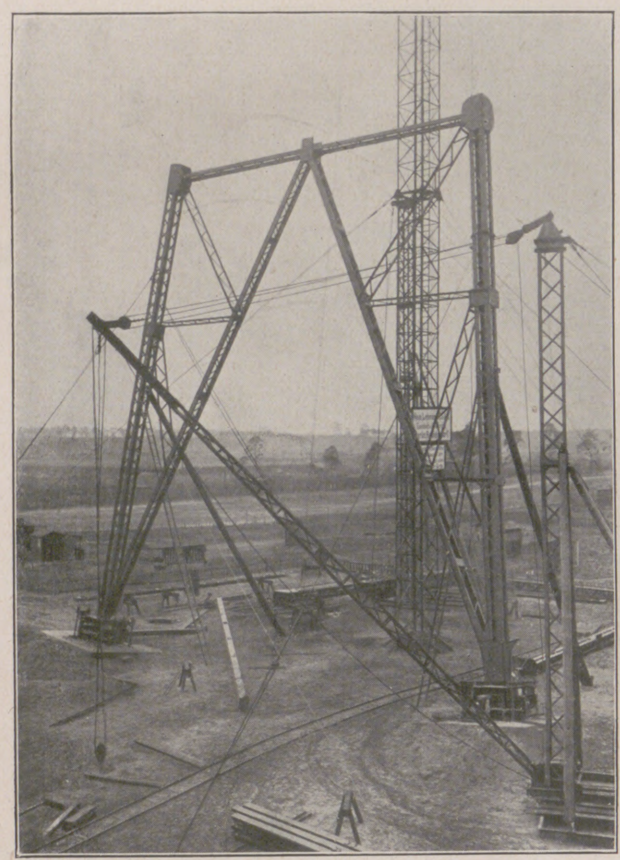
Auf dem Flugplatz in Garmisch. In der Mitte oben: Das Segelflugzeug „Dessauer“; rechts: Eine landende Dietrich-Gobiet-Maschine.
Im Oval: Der Sieger im Zugspitz-Flug Botsch vor seinem Bahnbedarf-Kleinflugzeug (14,5-P. S.-Blackburnemotor).





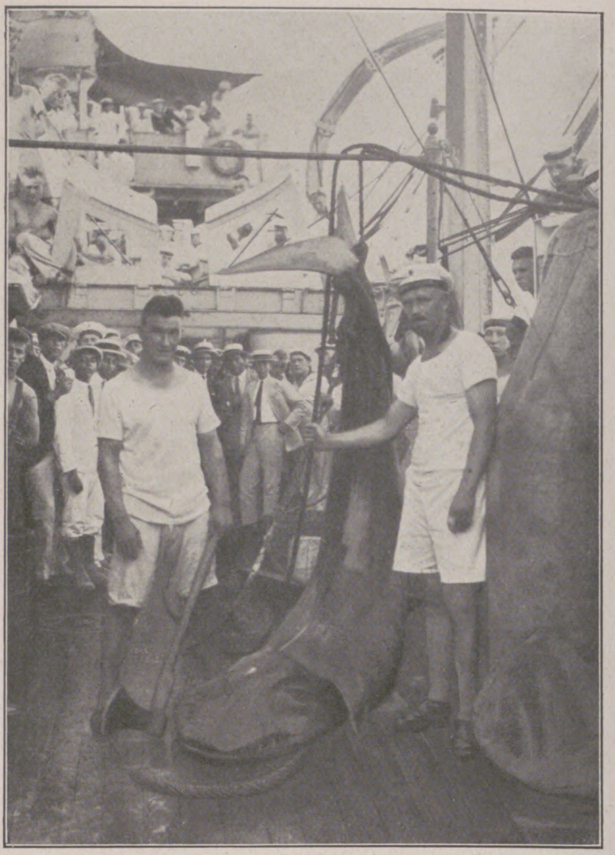
Links: Der Flieger Oberleutnant Udet, der Zweite im Zugspitz-Flug, auf Udet-Eindecker mit Gräfin v. Einsiedel als Passagier, beim Umkreisen des Münchner Hauses. — Rechts: Der bayrische Handelsminister Dr. v. Meinel, unter dessen Ehrenschutz der Zugspitz-Flug stattfand, mit Gemahlin auf dem Flugplatz. Von links nach rechts: Rittmeister Braun, Dr. v. Meinel und Gattin, Kampfflieger Udet.

Der erste Deutsche Winter-Flugwettbewerb für Motorflugzeuge und Segelflugzeuge im Hochgebirge: Der Zugspitz-Flug in Garmisch-Partenkirchen am 31. Januar und 1. Februar.



Der Aufbau des neuen, 130 m Höhe erreichenden Funkturms am Radiohaus beim Bahnhof Witzleben in Charlottenburg: Die Verankerung der Träger für den Funkturm.

auf diesem Gebiete, der Standard Oil Trust, griff seit der Jahrhundertwende auch auf die Alte Welt über, setzte sich in der russischen Produktion, wo bislang Nobel und Rothschild das Feld beherrscht hatten, fest, sowie in der rumänischen, wo deutsche Bankgruppen beteiligt waren, gründete 1906 in England die British Petroleum Co. und schloß 1907 mit den kontinentalen Gesellschaften in Bremen die Europäische Petroleum-Union. Diesem bedrohlichen Umsichgreifen traten nun aber die Engländer entgegen: es entstanden 1907 die Royal Dutch Shell Combine, eine britisch-holländische Verbindung, und 1909 die Anglo-Persian Oil Compagny. Diese beiden Gesellschaften haben sich planmäßig und mit größter Energie darangemacht, alle noch irgendwie erreichbaren Ölvorkommen in ihre Hand zu bringen. Sie wurden dabei wirksam von der englischen Regierung unterstützt, während das Vorgehen der amerikanischen Konkurrenz rein privatwirtschaftlich war, und so gelang es ihnen vielfach, dieser den Rang abzulaufen. England verfügte 1914 bereits über 25 Proz. der bekannten Ölvorkommen der Erde, und dieser Anteil ist in und nach dem Kriege stark erweitert worden; heute soll es praktisch schon die Hälfte — die Standard Oil über ein Drittel — der Weltproduktion kontrollieren.



Von der Kreuzerfahrt des deutschen Kriegsschiffes „Berlin“ in den westindischen Gewässern: Ein beim Aufenthalt im Hafen von Cartagena (Kolumbien) gefangener Haifisch an Bord.

infolge des Krieges von Amerika überholt worden; so ist die europäische Kohlenförderung von nahezu der Hälfte der Weltförderung im Jahre 1913 auf reichlich zwei Fünftel im Jahre 1921 zurückgegangen. Dazu kommt die bei der großen staatlichen Zersplitterung sehr fühlbare ungleichmäßige Verteilung der Bodenschätze.

Der Kampf um Kohle und Eisen hat sich bisher vorwiegend auf dem politisch zerklüfteten Boden Europas abgespielt, wenn auch internationale Streitigkeiten um Kohlenfelder in China, auf Borneo, Sachalin und Spitzbergen schon vor dem Weltkriege stattfanden. Eine spätere Zeit wird jedoch noch große Kämpfe um die Kohlenreserven in bisher wenig erschlossenen Ländern sehen, und dann wird China im Vordergrunde stehen, das 17 Proz. der Weltkohlenvorräte, vermutlich aber noch weit mehr besitzt.

Ein heißer, weltumspannender Kampf ist hingegen schon seit dem Beginn unseres Jahrhunderts um den neben der Kohle wichtigsten Energiestoff, das Erdöl, entbrannt. Zwar machen die Petroleumvorräte von den gesamten Energiemengen, die in Kohle, Torf, Holz, Erdöl und Wasserkräften aufgespeichert sind und insgesamt auf etwa 9330 Milliarden t Steinkohlenwert geschätzt werden, nur 11 Milliarden t, d. i. nur 0,1 Proz., aus, aber gerade dieses verhältnismäßig geringe Vorkommen in Verbindung mit seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeit und dem riesig zunehmenden Bedarf macht das Erdöl zu einem besonders begehrten Produkt. Von Jahr zu Jahr steigert sich mit dem Bedarf auch die Erzeugung auf der ganzen Erde fieberhaft. Es wurden 1900 20,24, 1913 52,82, 1922 aber 119 Mill. Metertonnen auf der Erde gewonnen. Die Vereinigten Staaten stehen mit 75,55 Mill. = 65,5 Proz. der Weltproduktion weitaus an der Spitze (1913 30 Mill.); es folgt Mexiko mit 27,73 Mill. = 21,2 Proz. (1913 erst 7 Proz.). Rußland, das 1901 noch reichlich die Hälfte der Weltproduktion lieferte und 1913 mit 17,5 Proz. an zweiter Stelle stand, hat (1922 mit 3,6 Proz.) die Vorkriegsleistung nicht wieder erreicht, wie auch Galizien und Rumänien. Dagegen ist sie in Persien und Südamerika bedeutend gesteigert, auch Niederländisch- und in geringerem Maße Britisch-Indien weisen Zunahmen auf. Dies sind die gegenwärtigen Haupterzeugnisgebiete.

Die nordamerikanische Union ist der größte Produzent, aber auch der stärkste Verbraucher von Petroleum, sie ist zugleich führend in den Monopolzielen der Trustbewegung. Von dort gingen daher die Antriebe auf internationale Beherrschung der Produktion und des Welthandels in Erdöl aus. Die erste amerikanische Riesenbildung



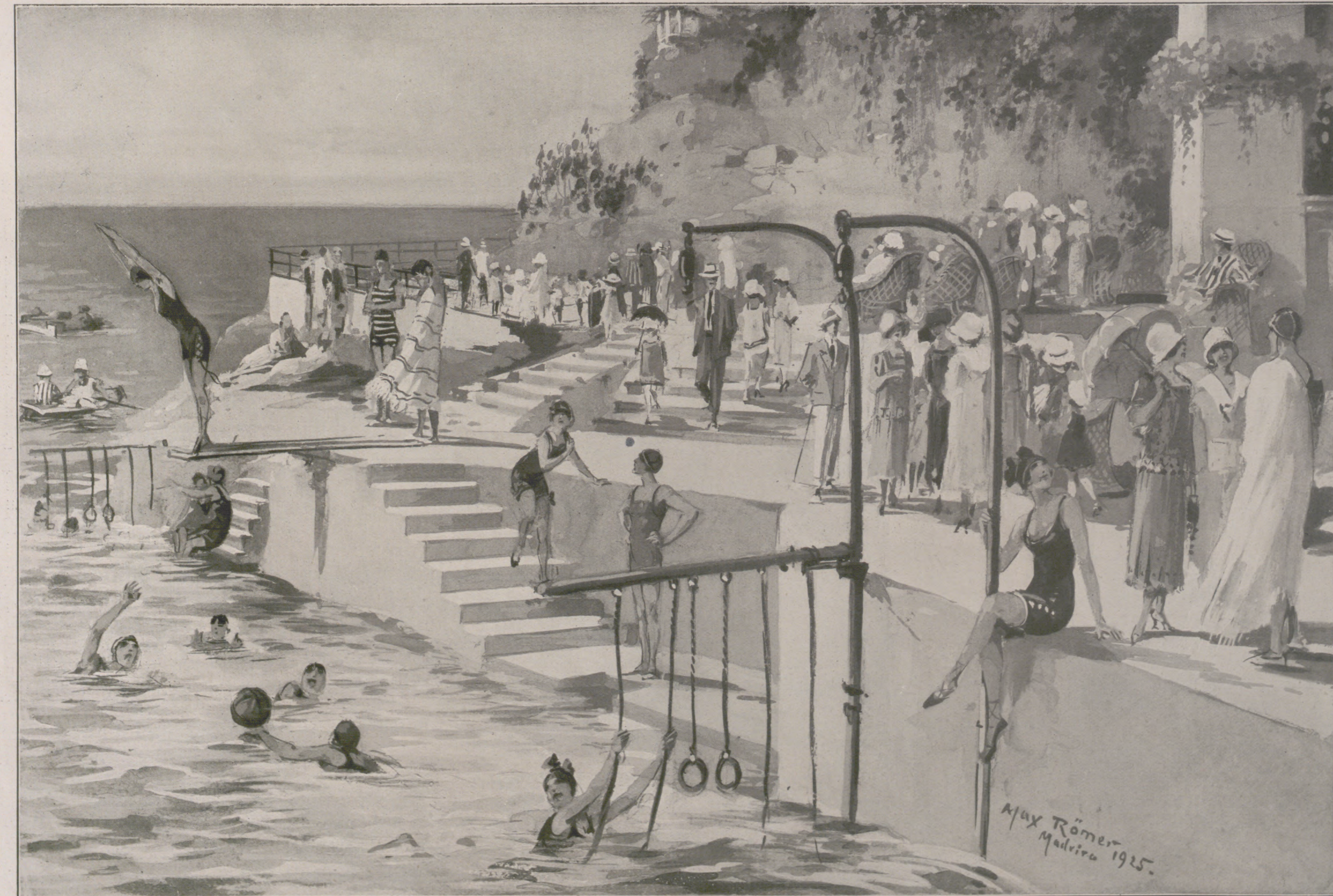
Eine Unterhaltung mit Schwierigkeit zwischen dem größten und dem kleinsten Mann der Welt: Der 23 Jahre alte holländische Riese Janne van Albert (2,69 m) und der 29jährige Zwerg Seppe Toni (0,90 m) aus Appenzell, die sich gegenwärtig im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin dem Publikum zeigen.



Die Eisenbahnkatastrophe auf der Strecke Berlin-Frankfurt a. O. durch Zusammenstoß zwischen Personen- und Eilgüterzug: Die Trümmer der ausgebrannten Wagen. Der Brand entstand durch Platzen der Gasbehälter in den zum Glück unbesetzten Abteilen.

Während der amerikanische Einfluß in England ausgeschaltet wurde (1911), haben die Engländer in Nordamerika, wo 40 Proz. der Produktion noch in den Händen vieler kleiner Unternehmungen zersplittert waren, einen namhaften Teil der Erzeugung an sich gebracht, desgleichen in Mexiko. In Südamerika entstand ein wahrer Wettlauf zwischen Engländern und Amerikanern, in Indonesien, Persien und Mesopotamien stießen die Interessen scharf aufeinander. Die englische Regierung hat sich unmittelbar nach dem Weltkriege, den, nach dem Ausspruch des englischen Ministers Curzon, das Petroleum gewonnen hat, der Ölfrage mit gesteigerter Intensität angenommen; sie hat, schon 1914 beginnend, einen wesentlichen Anteil an den beiden großen Gesellschaften an sich gebracht und so deren Interessen zu den ihrigen gemacht. Gegen den englischen Öl-Imperialismus trat nun auch die amerikanische Regierung entschieden auf, um so mehr, als der Bedarf dieses petroleumreichsten Landes durch die rasend fortschreitende Automobilindustrie und den Übergang zur Ölfeuerung in der Schiffahrt derart stieg, daß er 1921 die gesamte Landeserzeugung (64,7 Mill. t) um 11,8 Proz. übertraf und erhebliche Mengen, vorwiegend aus Mexiko, eingeführt werden mußten, und als ferner die amerikanischen Vorkommen bei Fortdauer der gegenwärtigen Förderung in zwei bis drei Jahrzehnten erschöpft sein dürften. Es kam zu scharfen Noten, doch wurde die Spannung durch den „Ölfrieden“ von Washington 1921 beigelegt. Ein angelsächsisches Weltmonopol scheint im Bereich der Möglichkeit zu liegen.

Dies ist eine bedrohliche Aussicht für die dritte Macht, die seit dem Kriege als großer Ölinteressent auf den Plan getreten ist, Frankreich. Dieses hat das ergiebigste und aussichtsreichste deutsche Vorkommen, das bei Pechelbrunn im Elsaß, durch den Kriegsausgang gewonnen und hofft die eigene Landesproduktion an Öl und Öl-Derivaten auf die Hälfte seines Jahresbedarfs steigern zu können; daneben hat es sich durch starke Kapitaleinlagen Ölreserven in Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei und auch wieder in Rußland gesichert. In die deutschen Interessen in Rumänien haben sich England und Frankreich, 1920 in San Remo, geteilt; dagegen zog Frankreich in Asien gegen England den kürzeren, denn dieses überließ ihm nur 25 Proz. der deutschen Beteiligung an der Turkish Oil Co. und von der Zukunftsausbeute der von verschiedenen Seiten — auch Amerika und der Türkei — heiß umstrittenen Ölfelder von Mossul. Deutschland hat durch den Krieg den besten Teil seiner ohnehin geringfügigen Vorkommen sowie die gleichfalls bescheidenen Interessen,



Seebad mitten im Atlantischen Ozean.

Nach einem Aquarell von Max Römer.

Unser Bild zeigt das Badeleben an der Terrasse des Reid's Palace Hotel in Funchal auf Madeira im Monat Januar.



Die deutsche Uraufführung der in das Leben und Treiben der Eskimos einführenden Oper „Kaddara" von Hakon Boerresen, Text von Dr. Norman Hansen, in der Komischen Oper zu Königsberg i. Pr. am 31. Januar: Szenenbild. (Phot. Fritz Krauskopf, Königsberg i. Pr.)



Die Uraufführung des Singspiels „Häusliche Szene" von E. Mörike bei der Wiedereröffnung der „Retorte" in Leipzig am 31. Januar: Präzeptor Ziborius (Alfred Burger) und seine junge Frau (Lotte Gühne). Dekorative Ausstattung: O. J. Olbertz. (Phot. E. Genthe, Leipzig.)

die es im Auslande, vor allem in Rumänien und der Türkei, besaß, verloren. Zudem weist der an Frankreich abgetretene elsässische Erdölbezirk eine beständige Produktionssteigerung auf (1910 34172 t, 1921 59000 t), während die uns verbliebenen Erdölvorkommen, fast alle im Hannoverschen gelegen, von Jahr zu Jahr abnehmen (1910 110996 t, 1921 30500 t). Einen Ersatz bietet nur die Gewinnung von Heiz-, Treib- und Schmieröl, Benzol und Paraffin aus Stein- und Braunkohle und für die Zukunft etwa die Gewinnung aus Ölschiefer. Diese ist noch zu umständlich und kostspielig, um mit den einstweilen verfügbaren billigeren Petroleum-Erzeugnissen des Auslandes konkurrieren zu können. Immerhin hat man in dem erdöllosen Großbritannien die schottischen Ölschiefervorkommen auszubeuten begonnen, und Deutschland würde aus seinen auf 117 Milliarden t geschätzten Vorkommen seinen Ölbedarf auf ungemessene Zeit decken können, was im Hinblick auf die begrenzte Lebensdauer des Petroleumvorrats der Erde Beachtung verdient.

In der wirtschaftlich und politisch so bedeutsamen Weltölfrage stehen wir Deutschen zunächst jedenfalls als unfreiwillig unbeteiligte Zuschauer zur Seite. Wir können so ganz unbefangen feststellen, daß in ihr der kapitalistisch-imperialistische Geist des Zeitalters in reinster und konzentriertester Prägung sich darstellt. Die Öltrusts sind Ausbeutungsunternehmungen von denkbar größter Ausdehnung, was Kapitalballung, Wirkungsbereich und auch die Organisation betrifft, denn sie umfassen das Produkt in seinem ganzen Werdegang, d. h. die Produktion, Raffinerie, Transport (mit eigener Tankflotte) und Vertrieb. Die bedeutendsten, mit Angabe ihrer Jahresproduktion in Millionen Tonnen, sind: in Amerika Standard Oil 30, Doheny 5, Sinclair 2; in England Royal Dutch 17, Anglo-Persian 3, Burmah $1^1/_2$. Aber auch die Regierungen haben sich, teils kontrollierend und vorwärtsdrängend, wie die englische und französische, teils nur Interessen schützend, wie die amerikanische und die russische, hineingemischt, in Vertretung militärisch-politischer Macht- und Sicherheitsfragen. Während man die betörenden Weisen vom „Schutz der kleinen Nationen" und vom „Grundsatz der offenen Tür" unter Fußtritten gegen Deutschland weiter erschallen ließ, hat man machtlose Staaten, wie Persien, genötigt, ihre zukunftsreichsten Besitztümer gegen Trinkgelder aus der Hand zu geben. Auch andere Ölbesitzer, wie Holland (Indonesien), Portugal (Angola) und Mexiko, sind gerade durch diesen ihren Reichtum in vermehrte Abhängigkeit von den Weltmächten geraten. Deutschland ist insofern nicht ganz unbeteiligt an der Weltölfrage, als es obendrein den Prügelknaben abgeben muß für die um die Schätze der Welt sich katzbalgenden Mächte, sind doch die französischen Verzichte in der mesopotamischen Ölfrage offenbar mit englischen Zugeständnissen an Rhein und Ruhr erkauft worden.

Denn was hier zwischen hochkapitalistischen, international vertrusteten, durch „Macht" gestützten Ausbeutungsunternehmungen sich abspielt, ist Kampf, unblutig zwar, doch erbarmungslos und stumm würgend, und auch in ihm heißt es „Vae victis!" Und es gilt weiterhin für die kleinen Staaten, daß der Besitz heißbegehrter Bodenschätze ihnen zum Verderben gereicht, indem er sie mit dem Mächtigeren verstrickt und sie in deren Abhängigkeit bringt. Endlich noch dies: ein Staat, der nicht über die kriegsnotwendigen Rohstoffe verfügt, kann als wirkliche „Großmacht" nicht gelten, denn er entbehrt der „Autarkie", der Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen und seine eigene Politik zu treiben; er ist auf Anlehnung, Lavieren und Konjunkturbenutzung angewiesen. Dafür ist Italien ein schlagendes Beispiel. Da es fast nichts an Kohle, Eisen und mineralischen Ölen besitzt, ist es wirtschaftlich und politisch immer stark vom Auslande abhängig. Wie früher an Deutschland und England, so lehnt es sich seit dem Kriege an dieses und Amerika an; um deutsche Reparationskohle zu erhalten, zieht es auch wohl mit Frankreich an einem Strang. Jedenfalls wird Italien trotz brennenden Ehrgeizes wegen dieser seiner Schwäche nie eine Großmacht sein können. Hat sich doch auch Deutschland als solche nicht behaupten können, weil der Rohstoffmangel ihm im Kampf mit der Welt zum Verhängnis wurde. Japan sind gleichfalls enge Grenzen gesteckt, da es Rohstoffe bei weitem nicht ausreichend besitzt; in Öl ist es von den Angelsachsen völlig abhängig und würde einer gemeinsamen Aktion von dieser Seite aus fast wehrlos gegenüberstehen. Nur die Beherrschung Chinas, wo es sich schon reiche Eisenerz- und Kohlenlager gesichert hat, würde Japan eine hinreichend breite Basis geben, um neben den Weltmächten gleichwertig dazustehen. Dem Ideal der „Autarkie" kommen immer noch die Vereinigten Staaten am nächsten, denn sie erzeugen im geschlossenen Staatsgebiete jederlei Bedarf in reichem Maße — von Rohstoffen mangelt es nur an Nickel, Zinn und Kali — so daß sie ganz allein einen Krieg von beliebiger Dauer aushalten können. Ja, sie sind imstande, schon durch Versagen ihrer Ausfuhr nach irgendeiner Richtung maßgebenden Druck auszuüben, da sie stärkster Erzeuger von so wichtigen Dingen, wie Petroleum, Kupfer und Baumwolle, sind. England hat im Mutterlande Kohlen und Eisen genug, seine Ölversorgung aber liegt im indopazifischen Gebiet zerstreut; es ist für den Kriegsfall auf Vorratswirtschaft angewiesen. Zwar besitzt es den weitaus größten Teil aller über die Meere verteilten Kohlen- und Ölversorgungsplätze — von den Anfang 1923 vorhandenen 344 Bunkerplätzen waren nur 70 in amerikanischem Besitz — aber diese werden im Kriege mit starken Seemächten immer gefährdet sein. Für Frankreichs Machtstreben bedeutet seine trotz aller Gewinne immer noch schwache Rohstofflage die schwerste Sorge, und seine rücksichtslose und unruhige Politik wie sein Drang nach der Beherrschung des Ruhrgebiets sind großenteils daraus zu erklären. Wir aber müssen uns gegenwärtig halten, daß unsere wichtigsten Interessen jeweils nur Kompensationsobjekte im Mächtekampf um die Rohstoffe sind.



Die Uraufführung von Edward Stuckens Mysterium „Lucifer" im Schauspielhaus der Sächsischen Staatstheater zu Dresden am 29. Januar: Drittes Bild. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)



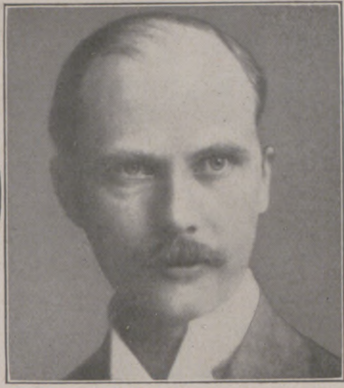
Prof. Eduard v. Gebhardt,
der bekannte Meister religiöser Malerei, gestorben in Düsseldorf im Alter von 86 Jahren. (Siehe Tableau Seite 247.)



Maurus Jokai,
der berühmte ungarische Romanschriftsteller, dessen 100jährigen Geburtstag am 19. Februar die literarische Welt feiern kann. (Siehe auch Beitrag auf Seite 259.)



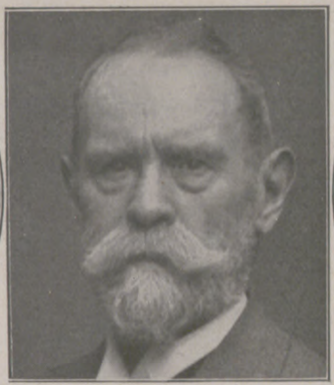
Dr. Svante Elis Strömgren,
Direktor der Universitätssternwarte in Kopenhagen, wurde zum Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt.



Ministerpräsident Sandler,
der Nachfolger des wegen schwerer Krankheit zurückgetretenen schwedischen Ministerpräsidenten Branting.



Johann Stüdl,
der Begründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, † zu Salzburg am 29. Januar, 85 Jahre alt.



Prof. Dr.-Ing. Josef Stübben,
Geheimer Oberbaurat, der bekannte Städtebauer, feierte am 10. Februar seinen 80. Geburtstag.



Prof. Dr. Ludwig Prandtl,
Göttingen, hervorragender Vertreter auf dem Gebiete der angewandten Physik, wurde am 4. Februar 50 Jahre alt.





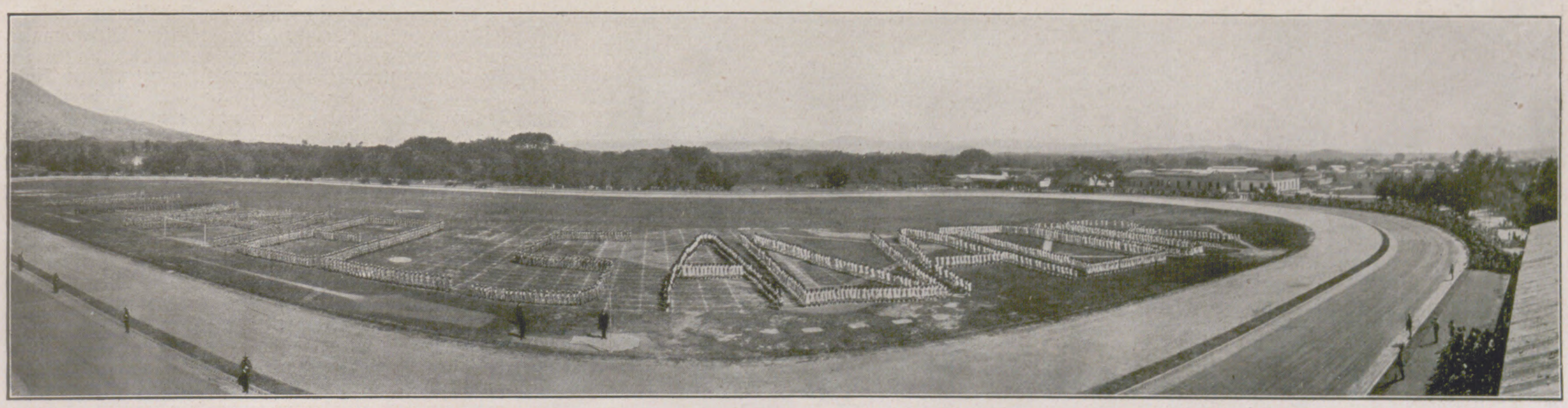
Der Wikinger-Tag in Lerwick auf den Shetland-Inseln: Der Jarl und sein Gefolge. Die Feier dieses Tages, bei dem die Verbrennung einer Norse-Kriegsgaleere den Hauptinhalt bildet, erfolgt Ende Januar jedes Jahres.

Links nebenstehend: Ein seltener Fang: Ein weißer Elefant, der kürzlich von einer Jagdexpedition in Birma (Hinterindien) gefangen wurde.





Links: Die wissenschaftliche Ausnutzung der Sonnenfinsternis am 24. Januar in Amerika: Einstein-Kameras der Yale-Universität in New Haven zur Nachprüfung der Einsteinschen Theorie. (Phot. Wipro.) — Rechts: Die Siegerinnen in der Damenkunstlauf-Weltmeisterschaft in Davos am 31. Januar und 1. Februar: Frau Jaros-Szabo (Österreich), 1. Siegerin (rechts), und Frau Brockhöft (Deutschland), 2. Siegerin.



Die große sportliche Veranstaltung in San Salvador, der Hauptstadt der zentralamerikanischen Republik El Salvador, im November 1924: Der Huldigungsreigen „VIVA EL SALVADOR" der Schulen unter der Leitung des zur Zeit dort weilenden deutschen Studienrats Heber aus Hannover. (Phot. Mexicana.)

HUGO VOGEL



Professor Dr. h. c. Hugo Vogel.

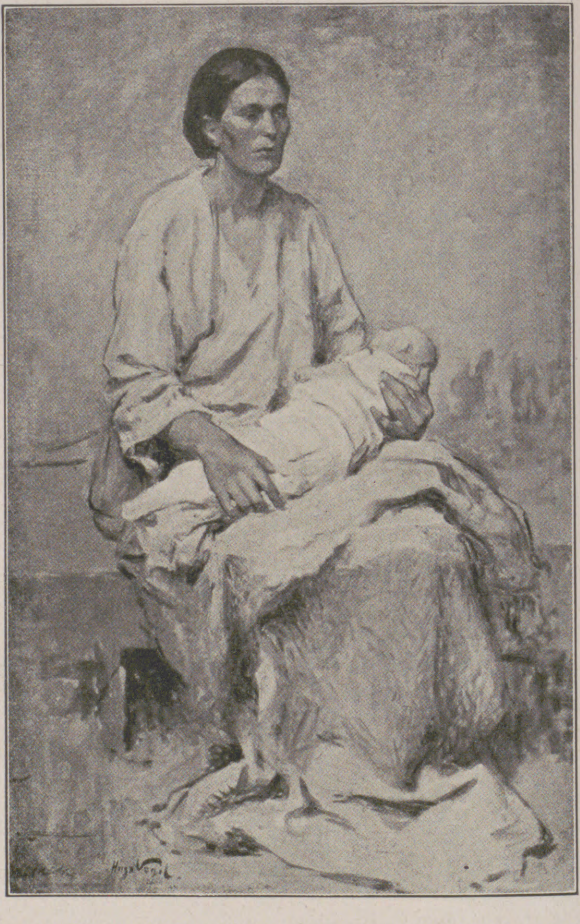


Petri Fischzug. (Galleria d'Arte moderne, Venedig.)



Junger Wilddieb.

„Ein Bild soll für die Augen ein Fest sein", belehrte der große Tintoretto einst seine Schüler. So hat auch Hugo Vogel seine Kunst früh aufgefaßt, als er bei Eduard v. Gebhardt an der Düsseldorfer Akademie studierte. Seine ersten großen Gemälde „Luther predigt während seiner Gefangenschaft auf der Wartburg", 1883 (Kunsthalle zu Hamburg) sowie „Der Große Kurfürst empfängt die Refugiés", 1885 (Rudolphinum in Prag) zeigen bereits bei meisterhafter Diktion ein blendendes Kolorit. Als er 1888 nach Berlin als Professor an die Hochschule für bildende Kunst berufen wurde, nahm er später längeren Urlaub, um in Paris noch einmal gründlich Akt zu studieren. Die neuen Eindrücke kamen ihm beim Auftrage für die Fresken im Berliner Rathause gut zustatten. Durch den Staatsauftrag für das Merseburger Ständehaus vor eine bedeutende Aufgabe gestellt, beschloß Vogel, Italien zu besuchen und sich in dem alten Kunstlande umzusehen. Die Wandgemälde zu Merseburg lassen der Landschaft den Vortritt und sind mit den ins Freie gelegten historischen Vorgängen in ihrem monumentalen Stil für die Augen aller Betrachtenden ein Fest und ein Neues.

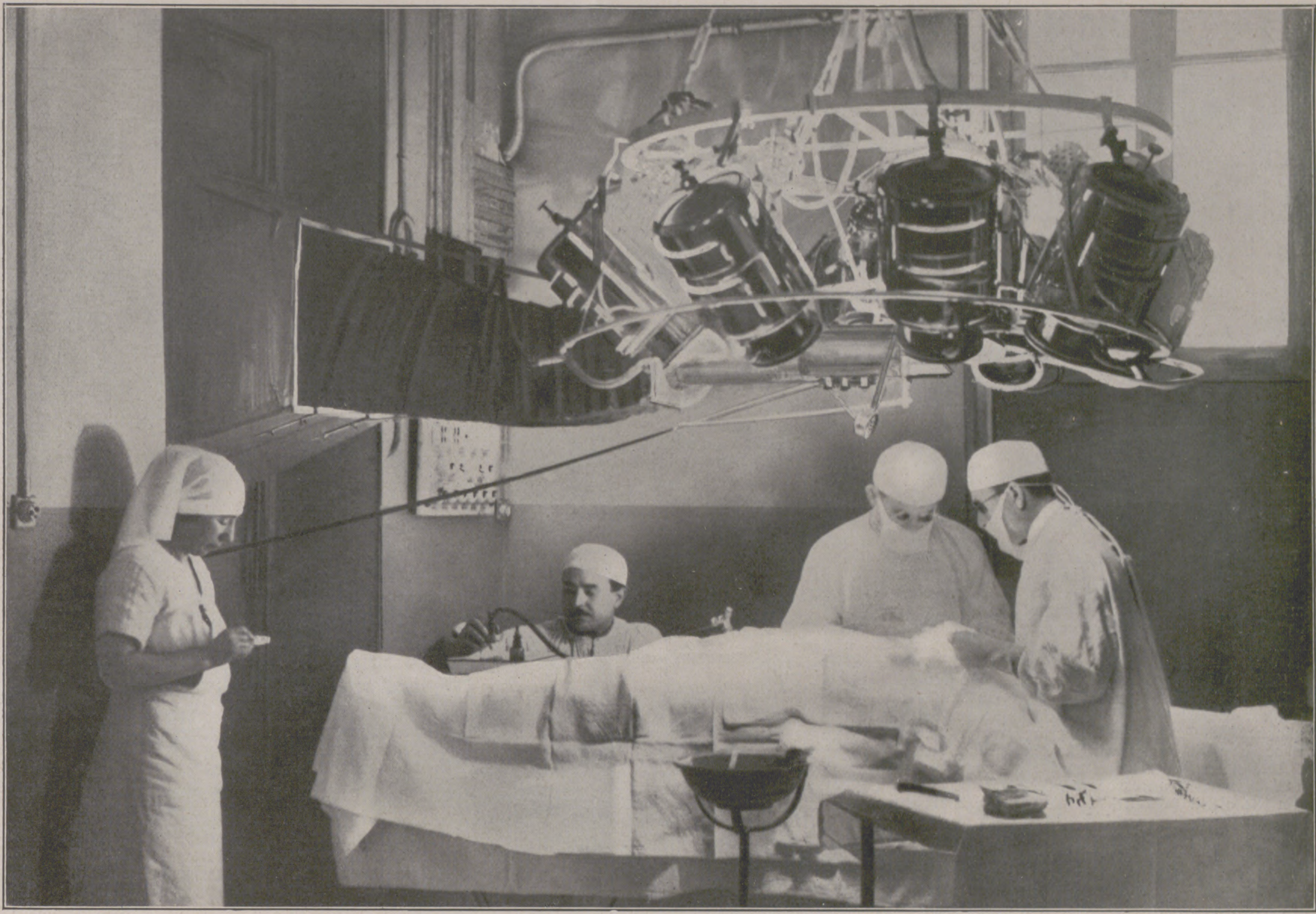


Mutter und Kind. (Studie zu dem Wandgemälde „Das vorgeschichtliche Zeitalter" im Hamburger Rathaus.)

Während des Wilhelminischen Zeitalters ward Professor Hugo Vogel einer der gesuchtesten Bildnismaler, und seine Schöpfungen zieren heute viele Villen der Vornehmen und Reichen Norddeutschlands. Den Gipfel aber erreichte Vogels Kunst in den Wandgemälden des Hamburger Rathauses; vorher hatte der Meister sich in der Handelsempore bereits durch sein prachtvolles Gemälde des Hamburger Senats vorteilhaft bekannt gemacht. In den mächtigen Rathausfresken, die die Gegend bei Hamburg an der Elbe vor der Besiedlung bis zur Neuzeit in fünf Werken schildern, hat Professor Vogel das elementare Ausmaß für unsere Zeit gefunden. Im letzten Bilderfries gelingt ihm restlos die Darstellung der zyklopischen Wucht eines modernen Welthafens. Vor diesen Bildern, über die wir in Nr. 3443 einen größeren Beitrag gebracht haben, wird die kommende Künstlerjugend inne, daß sie bei Vogels Hamburger Schöpfungen wiederanknüpfen muß, um die alte Tradition siegreich weiterzuführen. Dem Meister aber, der am 15. Februar seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, wünschen wir noch viele Jahre frohesten Schaffens. Geo Hunold.



Messe im Marienmonat. (St. Gudule, Brüssel.)



Der Kranke, der Chirurg und seine Assistenten unter dem Episkop.

Der Verlauf ist wie bei jeder Operation. Oberhalb des Kranken sind die zehn lichtstarken Episkoplampen angebracht. Mit Hilfe eines Prismas über dem Platz des Operateurs wird jeder Handgriff in den Vorführungsraum geworfen, an dessen Wand sich die Schwester lehnt. Unterhalb des Prismas befindet sich das Mikrophon, das die Worte des Chirurgen in den Vorführungsraum leitet.



Die Projektion der Operation.

Auf dem Schirm im verdunkelten Vorführungsraum ist das Operationsfeld (eine Stelle am Hals) in seinen natürlichen Farben in beträchtlicher Vergrößerung zu überblicken. Links ist der Trichter des Lautsprechers zu sehen, aus dem die vom Chirurgen während der Operation gesprochenen Worte ertönen.

Moderne medizinische Unterrichtsmethoden.

Das Episkop, von dem im deutschen medizinischen Unterricht schon seit nahezu 20 Jahren Gebrauch gemacht wird, erobert sich immer umfassendere Bildungs- und Belehrungsmöglichkeiten. Die beiden Abbildungen lassen die Vorteile dieser indirekten Lehrmethode für die Übermittelung chirurgischer Kenntnisse erkennen. Der operierende Arzt muß ja immer auf Wahrung möglichster Keimfreiheit bedacht sein, und je weniger Zuschauer im Operationssaal anwesend sind, um so geringer ist die Gefährdung der Operationswunde. Die episkopische Projektionsmethode gestattet, die Operation im keimfreien Operationssaal vorzunehmen und doch den genauen Verlauf einer Hörerschaft sichtbar zu machen. Die Lernenden sitzen im Nebensaal, verfolgen auf der Projektionsleinwand jeden Handgriff und werden außerdem durch eine Telephonleitung über jedes Wort des Operateurs unterrichtet. Das Mikrophon, das die Worte aufnimmt und weiterleitet, ist unterhalb der Beleuchtungsapparate angebracht.

Die Schauspielerfamilie Thimig. / Von Max Hayek.



Hugo Thimig mit seinem Sohn Hermann. (1892.)



Hugo Thimig als Stadtmusikus Miller in „Kabale und Liebe“. (Phot. Residenz-Atelier, Wien.)



Hermann Thimig mit seinem Töchterchen Christel. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Für Anhänger der Vererbungstheorie wird der Fall der Schauspielerfamilie Thimig eine erquickende Bestätigung sein. Hugo Thimig, der Erste in dieser Familienreihe, Jubelsenior, geborener Sachse (Dresdener), 70 Jahre alt (er spielt bei Reinhardt mit der Passion seines Jüngsten), Mitglied des Burgtheaters durch ein halbes Jahrhundert, Direktor dieser Bühne von 1912 bis 1917, Hofrat, Bibliophile, Mann von umfassender Bildung, Historiograph, ist ein Künstler von unvergleichlicher Begabung. Sein älterer Sohn Hermann, ein Schauspieler von außerordentlichem Format, eine Vis comica von durchschlagender Kraft — sein Truffaldino im „Diener zweier Herren“ war nach dem Worte eines Kenners der stärkste Theatererfolg, den Berlin seit vielen Jahren sah. Die deutsche Bühne hat nur noch einen Schauspieler gesehen, der den Diener zweier Herren mit so hinreißender Komik, mit einem so opulenten Humor zu spielen vermochte: den Vater Thimig, dessen verjüngtes Abbild der Sohn ist. Helene, die einzige Tochter des Hauses, eine vollendete Künstlerin voll bedeutender Wesenszüge, gotisch herb, deutsch in jeder Bewegung, eine Darstellerin von Genie, wo es gilt, zarte, leidende Geschöpfe zu zeigen, seelenvolle Menschenblüten, unerfüllte Frauen, Märtyrerinnen, wenngleich ihr auch anmutige Heiterkeit und sogar burlesker Spaß eigen sind. Und endlich Hans, der Jüngste, ein echtes Theaterkind, reif über seine Jahre, ein Talent, das, obwohl es sich jetzt noch in der Linie Hugo—Hermann zu bewegen scheint, im Eigentlichsten doch zur seelenhaften Kunst der Helene Thimig neigt: es ist ein Schauspieler-Familien-Quartett, wie es in solcher Qualität auf der deutschen Bühne kaum je gesehen wurde und nicht so bald wieder gesehen werden dürfte.

Hugo Thimig betrat die Bühne des Wiener Burgtheaters zum ersten Male im Jahre 1874. Dingelstedt, der ihn engagiert hatte, vermehrte das berühmte Ensemble der „Burg“ damals mit ihm um einen Künstler, der dem Theater jahrzehntelang zu höchster Zier gereichte. Die Rollen zu nennen, die er in all der Zeit gespielt hat — vom Truffaldino und Lanzelot Gobbo bis zum Menenius im „Coriolan“ ist hier nicht gut möglich, das Register wäre zu lang. Aber unstreitig bedeuten sein „Schmock“ in Freitags „Journalisten“, sein „Striese“ im „Raub der Sabinerinnen“ — um nur zwei Leistungen aus ungezählten herauszugreifen — hochragende Gipfel deutscher Schauspielkunst. Was er schuf, trug seine einzigartige Marke. Ein kernhafter, von Humor übersprudelnder



Helene Thimig als Smeraldina und Hermann Thimig als Truffaldino im „Diener zweier Herren“. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Mensch spielte sich selber in ungeheurer Freude am Spielen mit saftigster Lustigkeit und burlesker Laune, die sich in Kapriolen überkugelte, vor den Leuten und riß alles mit. Ein feiner Kunstverstand, der die noble Linie des Burgtheaters wahrte, hob seine Leistung in die Sphäre der Meisterschaft. Er spielte alles auf Thimigsche Art, und jede Rolle, in der er „er“ sein durfte, war ein Volltreffer. Der Name Thimig auf dem Theaterzettel verbürgte den genußreichen Abend. Er war und ist der Schauspieler, an den zu denken erquickt.

Es wurde gesagt, daß er als junger Mann einst den Lanzelot Gobbo gespielt habe. Man konnte Papa Thimig vor wenigen Jahren noch am Burgtheater den alten Gobbo spielen sehen und das Früchtchen Lanzelot war damals sein Sohn Hans (der indessen auch zu Reinhardt in die Josefstadt übergesiedelt ist). In einem Stücke „Mein Vater hat recht gehabt“ spielte dann Papa Thimig mit seinem Sohne Hermann, in „Kabale und Liebe“ bei Reinhardt spielte er den Miller und Helene Thimig die Luise, im „Diener zweier Herren“ traten dann drei Thimigs gemeinsam auf: Hugo als Pantalone, Hermann als Truffaldino und Helene als Smeraldina. Was aber — trotz Ben Akiba — noch nicht dagewesen sein dürfte, ist das interessante Geschehen, daß alle Kinder der Familie, soweit sie schauspielern (ein Sohn, Fritz, ist Landwirt), den Lanzelot Gobbo gespielt haben! Jeder anders und jeder à la Thimig. Und so konnten die wohlgeratenen Sprößlinge ihrem Vater zu dessen 70. Geburtstag (16. 6. 1924) ihre Konterfeie als Lanzelot widmen, so daß nun im Thimigschen Hause vier junge Lanzelots bildlich unter Glas und Rahmen zu sehen sind.

Bleibt also noch ein Wort über Frau Hofrat Fanny Thimig zu sagen, diese liebenswürdige, wohlwollende Dame, diese so fürsorgliche Hausmutter, die ihre gewinnende Freundlichkeit und ihr sonnenheiteres Wesen den Kindern in die Wiege gelegt hat. „Ob es gelang, ein rechtes Paar zu finden, das sieht man an den Kindern!“ — Hans Sachsens Weisheit taugt hierher. Der Lorbeer, den sich Papa Thimig so reich erworben hat, er ziemt wohl auch dieser wunderbaren Frau und Mutter.

Wien wird demnächst in einer Aufführung der Nestroyschen Posse „Das Haus der Temperamente“ die vier Thimigs vereinigt spielen sehen, ein Ereignis, dem ungezählte Augenzeugen gewiß sind, und das in seiner Seltenheit theatergeschichtliche Bedeutung hat.



Hugo, Helene, Hermann und Hans Thimig als Lanzelot Gobbo. (Von links nach rechts.)

Für den Fasching



Pagenkostüm aus Silberstoff. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)



Reich besticktes ungarisches Bauernkostüm. Trägerin: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)



Die Schauspielerin Erika Wagner als „Kaiserin Katharina von Rußland".







Fräulein Arender als Rokoko-Midinette. (Phot. Zimbler, Wien.)

Unten Mitte:
Goldbesticktes Directoirekostüm aus rotem Samt und weißer Seide. Trägerin: Die Operettensängerin Olga Bartos-Trau. (Phot. Residenz-Atelier, Wien.)

Unten rechts:
Die Zöpfe am Bubikopf. Die aus goldgelber Seide geflochtenen Zöpfe sind an einem Häubchen befestigt. Trägerin: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Sämtliche Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Burg Leyen an der Mosel. Nach einem Aquarell von Hans Rud. Schulze.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter

(6. Fortsetzung.)

Da man sich aber doch mal anziehen muß, ging es Marie Luise weiter durch den Sinn, ist es überheblich, wenn man nicht ein wenig nachdenkt über die Zeitmode. Denn sie ist doch stets im Zusammenhang mit dem Gefühl der Sitte unserer Gegenwart. Warum hielt sich die Krinoline? Ganz gewiß, um die Frau weiblicher und damit hilfloser sein zu lassen, um die Kontraste zwischen den Geschlechtern zu betonen. Dies war nicht so sehr töricht, denn die Schranken des Geschlechts zu vergessen, kann mutig, aber selten vorteilhaft sein. Das weibliche Geschlecht hat die großen Vorrechte des mitleidigen Handelns, der Güte gegenüber dem Gesetz, des Erfühlens der Dinge. Der Frau ist der Traum geschenkt und das Empfangen, in alle Ewigkeit und auch dann, wenn sie einst Gesetze mitformen würde und Ämter im Staate hätte. Ja selbst in diesen noch unausdenklichen Zeiten, wo über den Geschlechtern die Menschlichkeit herrschte, würde die Menschlichkeit der Frau immer noch ein anderes Gesicht tragen als die des Mannes.

So viele Gedanken um eine Krinoline? Ach Gott, ja. Marie Luise sollte zwei Väter besiegen, indem sie sie versöhnte.

Das konnte nun und nimmer mit Waffen geschehen. Denn wahrhaft zu siegen heißt nie, Unterlegene zu schaffen, sondern sich Verbündete in den Gegnern zu gewinnen.

Ältere Herren wollen nicht niedergeschmettert werden, sondern Liberalität ausüben können. Sie tuen dies lieber einer Heiteren gegenüber als einer Verzweifelten. Ein Kleid kann sehr viel zur Unterstützung der Heiterkeit beitragen, besonders wenn man das süße Wissen besitzt, dem Geliebten darin zu gefallen.

Wer mit Heroen zu tun hat, mag sein blaues Leuchten in den Staub der Heerstraßen stellen, wie Klythia, die Wegewarte. Die Heroen und die Götter oder die Weisen und die Dichter sehen nicht das unscheinbare Gewand, sondern nur das blaue Leuchten der Seele. Aber alte Militärs und Diplomaten haben andere Augen, und gut ist's, ihnen eine Freude bereiten zu können.

Plötzlich war Max im Zimmer. Marie Luise stand fast das Herz still vor Schreck. Wenn Papa kam und ihn sah! Aber Max war von Helle überschimmert, lief zu der Chaiselongue mit dem Seidenkleid, lief zu den Laden der Kommode, tauchte seine Hände in Weiß, führte weiße Wellen an seine Lippen, rannte zum Toilettentisch, tropfte sich Parfüm über die Hände — lachte warm und froh, winkte ihr zu und war wieder aus dem Raum.

Ach, der tolle, liebe, zärtliche Junge! Sie trat zur Tür, sah ihm nach, sah ihn jählings auf dem Korridor ausbiegen, rätselhaft verschwinden und erblickte ihren Vater auf den oberen Stufen der Treppe.

Sie ging ihm rasch entgegen.

„Papa, verzeih, ich brenne vor Ungeduld, was der Oberst geschrieben hat."

„Begleite mich, bitte, auf mein Zimmer. Du kannst dann auch die Abschrift meiner Antwort lesen, die ich soeben besorgt habe."

Marie Luise nahm Kenntnis vom Brief des Obersten und erschrak. Die Antwort des Vaters war eine Art ironischer Kopie und verschärfte die Lage noch mehr.

Kummervoll las Marie Luise:

„Eurer Hochwohlgeboren geziemende Entschuldigung höflich quittierend, beehre ich mich, Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen, daß ich die sogenannte Verlobung für null und nichtig erkläre und erst dann wieder gesellschaftliche Beziehungen zu Euer Hochwohlgeboren in Erwägung ziehen werde, wenn Euer Hochwohlgeboren öffentlich erklären, in dem wissenschaftlichen Streit gegen mich voll und ganz unrecht zu haben.

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

von Bülow

Königl. preußischer Konsul z. D."

Marie Luise wollte etwas erwidern. Doch der Vater sagte kurz: „Du kennst nun die Lage. Ich erwarte von dir, daß du dich danach richtest und benimmst. In einer Stunde kommt der König. Du wirst schon in Dinertoilette sein während dieses Klavierspiels, das ich leider nicht verhindern konnte."

Sie machte eine flehende Gebärde. „Lieber, guter Papa, nicht wahr, du hast den Brief nur so zu deiner Erleichterung geschrieben. Was in aller Welt soll denn einmal diesen Streit beendigen? Ich hatte so gehofft —"

„Daß ich nachgebe? Bitte, kein Wort mehr von der Sache. Wenn dieser Leutnant dich so liebt, kann er sich ja Mühe geben, seinen Vater zurechtzubringen."

Marie Luise fühlte sich schwach werden. Der arme Max stand so ohnmächtig vor seinem Vater wie sie vor dem ihren. Nur ein Wunder noch konnte diese beiden Starrköpfe besiegen und wieder zu Freunden machen. Aber wie schafft man Wunder herbei? Verzweiflungsvolle Frage!

Plötzlich flammte es in Marie Luise auf: Der junge König muß uns helfen!

IX.

Neben ihrem Vater an einem Fenster des Schlosses stehend, erwartete Marie Luise das Schauspiel des Einzugs. Der weite Dom- und Residenzplatz war von Menschen übersät. Zum erstenmal kam der schöne einundzwanzigjährige König in seine fränkischen Provinzen, in diese alte fürstbischöfliche Stadt. Nicht nur Bambergs Bewohner, auch das Landvolk war herbeigeeilt zu diesem Schauspiel, diesem Glück für loyale Herzen.

Marie Luise erblickte Gruppen über Gruppen von bäuerlichen Gestalten in bunter Tracht: junge Fränkinnen und ihre Burschen, Mütter und Väter mit kleinen Kindern, alte Weiblein und stattliche Bäuerinnen, gebückte Graúköpfe und breite Bauern, mit Talern und Ketten behängt.

Ein leises Prickeln überkam Marie Luise: es war entschieden hübscher, hier oben und gewissermaßen mitbeteiligt zu stehen, als auf der Straße um einen guten Sichtplatz zu kämpfen. Max war am Bahnhof zum Empfang. Er würde mit einreiten und dann, gleich ihr, an den Platz eilen, wo der König mit den Lohengrinklängen begrüßt und überrascht werden sollte.

Vom Platz herauf drang Lärm — die Menschen bewegten sich und standen plötzlich alle wie von einem Sturm schräg geweht. Ein Ulanentrupp ritt ein, schöne Gestalten auf prächtigen tänzelnden Pferden. Marie Luise sah, wie Max den Blick zu ihr heraufrichtete und im Vorbeigaloppieren grüßte.

Dann kam der Wagen mit den beiden Königen. Es war eine prunkvolle geschlossene Hofkutsche.

Ja, man hatte nicht gewußt, ob Seine Majestät bei allerhuldvollster Laune waren und geruhen würden, sich dem Volk zu zeigen. Marie Luise nahm den weißen Langschal fester um ihre Schultern und sagte: „Ich muß gehen, Papa."

Der Vater begleitete sie bis zu der Tür. Sie trafen mit Max zusammen. Er flüsterte rasch:

„Der König wird nur auf einen Augenblick bei Ihrer Majestät eintreten, dann in sein Schlafzimmer und darauf in den Lohengrinsalon geführt werden." Und er stieß die Tür auf, um Marie Luise den Vortritt zu lassen.

Sie befanden sich einen Augenblick allein. Er suchte ihre Lippen. „Ich getraue mich kaum, dich anzufassen," flüsterte er, „um das wunderschöne Kleid nicht zu verderben. Sag' mir nur schnell, was haben unsere Väter einander geschrieben?"

„Die Schwüre erneuter Feindschaft, bis jeder erklärt, in dem Streit unrecht zu haben!"

„Nun, dann helfe uns der Heilige Gral."

„Oder der König, sein Adorateur."

Sie standen einen Augenblick Hand in Hand in dem köstlichen Raum. Beide so wohlgebildet von der Natur und festlich geschmückt, beide im Glanz ihrer Jugend, im Wiederschein ihrer Neigung.

Max lächelte. „O Marielu, ich möchte mit dir durch den Saal tanzen!"

„Komm," flüsterte sie, „der König kann ja jeden Augenblick eintreten." Und sie eilten an ihre Verstecke. Die Gräfin Ehrendame erschien. Max rückte ihr einen Stuhl herbei. Sie wollten die Lichter löschen, da Marie Luise auswendig spielen konnte. Die Gräfin ordnete an, sobald man höre oder durch die Gebüsche auch sehen könne, daß der König den Saal betrete, solle das Lohengrinvorspiel beginnen und dann Maxens Gesang folgen.

Sie warteten. Flüsternd fragte die alte Dame: „Sie wurden Seiner Majestät am Bahnhof vorgestellt. Wie ist er denn?"

„Wie die Photographien," antwortete Max. „Wunderschön — aber Sie werden fast erschrecken, Gräfin, wenn Sie ihn gehen sehen. Es ist so pomphaft. Wie ein Theaterschritt. Er setzt die Füße ganz weit aus, fast könnte man sagen, er schleudert sie von sich. Er macht nicht, wie wir, den selbstverständlichen Doppelschritt, sondern nach jedem Aufsetzen des Fußes eine Pause, als läge ein Entschluß dazwischen. Dies ist so sonderbar, daß man erschrickt, und man erschrickt auch vor seinen Augen. Sie sind immer fort, auch fort von dem, den er anblickt."

Sie hörten Geräusch, eilten an ihre Plätze. Sie konnten den hellerleuchteten Saal einigermaßen überblicken und waren selbst im Dämmer.

Ludwig II. trat durch die Mitteltür ein. Riesengroß, jugendlich schmal, das fast geisterbleiche Gesicht scharf sich abhebend von dem schwarzbraunen, der Mode und dem eigenen Geschmack gemäß in

breit ausladenden Scheiteln gebrannten Haar. Er trug den Frackanzug mit einem Ordensstern. Diese schwarze seltsame Gestalt ging langsam mit sonderbaren Schritten in den Raum — sah erstaunt um sich, spähte plötzlich wie in Mißtrauen nach der grünen Wand — und lächelte, als die Musik begann. Der König lächelte, als ob er es für ein großes Publikum täte: emphatisch und theatralisch. Dann schritt oder wankte er auf den steinernen Lohengrin zu und hob die schwärmerischen Augen zu der Gestalt.

Marie Luise, geistesgegenwärtig und gewandt, schuf einen Übergang von Tönen und begann die Vortakte zu der Gralserzählung. Eine Freudigkeit überkam ihr Herz. Sie war nun ganz bei der Sache und spielte, als wäre es ihr eigener Traum. Und sie erbebte, als die Stimme des Geliebten wundervoll rein und wie vom Schauer des Geheimnisses durchdrungen einsetzte:

„Im fernen Land, unnahbar Euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt",

klang es auf. Sie glücklich. Sie war so glücklich. Ein Verschweben aller Dinge war um sie gebreitet, und die Musik, die ihren Händen so mühelos entquoll, ward ihr selbst zum Rausch.

„Vom Gral ward ich daher zu Euch gesandt:
Mein Vater Parsifal trägt seine Krone.
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt —"

Ihre Finger überglitten noch Akkorde. Dann war es totenstill. Sie merkten nun beide, den Rückzug hatten sie nicht im Programm vorgesehen. Konnte er geräuschlos sein? Gab es nicht zum wenigsten das Knacken des alten Parketts?

Da plötzlich hörte sie eine etwas brüske, sonderbare, aber doch angenehme Stimme:

„Der Sänger erscheine!"

Verwirrt suchte Max einen Weg durch die Lorbeerkübel. Die Gräfin nahm Marie Luises Arm und flüsterte: „Gehen wir rasch. Es wäre indiskret, zu bleiben."

Max besann sich, daß der König überschwengliche Verbeugungen heischte, dann blickte er auf.

Und er erschrak. Ihm war, als läge etwas unerklärlich Unheimliches um diesen Jüngling, der König war, Fanatikeraugen und ein frauenhaftes Lächeln hatte. Er stand da, wie festgebannt im Ausschreiten, hatte die Rechte seiner weißen, vornehmen Hände auf die Brust gelegt, die andere in erstarrter Gebärde ausgestreckt.

„Wer sind Sie?"

„Zu Befehl, Eure Majestät. Der Königlich Bayrische Sekondeleutnant im I. Ulanenregiment Max Freiherr von Hochsattel."

Der König starrte ihn an.

„Max — Max — warum heißt man Max? Warum heißt man nicht wie Herr Walter von der Vogelweide?"

Vor Königen ist man kein Dialektiker. Max rang nach Worten, bis ihm einfiel: „Zu Befehl, Eure Majestät, ich bin Max getauft, weil ich geboren wurde unter der glorreichen Regierung von Eurer Majestät höchstseligem Herrn Vater, Seiner Majestät weiland König Maximilian II. von Bayern, dessen Armee mein Vater anzugehören die Ehre hatte."

Der König wies mit befehlerisch ausgestreckter Hand nach dem steinernen Lohengrin.

„Das Bild mahnt. Stimme nicht verderben bei Rekrutendrill! Für Mich singt Walter. Kann Walter ohne Musik singen? Oder deklamieren?"

„Zu Befehl, Eure Majestät. Ich kann ohne Musik deklamieren." Er mußte innerlich lachen und überlegte sein Repertoire.

Ein Zug von List überspielte das Gesicht des Königs, dieses sonderbarste Gesicht mit der edlen Stirn, den Flammenaugen, dem idealen Mund und der eine Spur nach innen gebogenen Nase, die es bewirkte, daß man Ludwig II. wohl auch außerordentlich hübsch nennen konnte. Der vollen Vollendung der Formen aber tat die Nase doch einen leisen, wenn auch liebenswürdigen Abbruch.

„Heute — wenn all das, was sein muß, vorüber" — der König zog ein Blatt aus der Fracktasche und las ab: „Diner, Ausfahrt, Fackelzug, Audienzen — dann wird Walter den Marquis Posa deklamieren und den Tell —"

Er sah Max wie beschwörend an und winkte dann mit der Hand die Entlassung. — —

Ein höfisches Familiendiner war Marie Luise nicht neu. Sie wußte, daß es weder bedeutungsvolle Gespräche noch Vorkommnisse geben würde. Der junge König war teilnahmlos und wie in Gedanken versunken, als die griechischen Majestäten, die Damen und Herren ihrer vertrautesten Umgebung und ihre Gäste, Vater und Tochter Bülow, vorstellten. Er behielt das zerstreute Wesen auch bei Tisch. Er sah wundervoll aus, zart und schwärmerisch. Den Teller häufte er sich wahllos und nervös, saß vor ungeheuren Portionen und rührte die Speisen kaum an. Marie Luise, die junge Dame von vollendeter Erziehung, fühlte bald, der König war teils unsicher, teils stolz bis an die Grenze der Eitelkeit, er betonte Würde und Majestätsbewußtsein und war irgendwie ungewandt und halb verlegen. Die Unterhaltung wurde von der Königin bestritten. Ihre schrille Stimme beherrschte die Tafel, ließ den königlichen Neffen manchmal wie aus Träumen aufzucken und Antworten geben, die nicht völlig paßten.

„Muß man durch die Stadt fahren?" fragte er plötzlich.

Der gute König Otto meinte, die Bamberger hofften doch so darauf.

„Aber dann rasch, rasch", flüsterte Ludwig. Die Königin beeilte sich, die Tafel aufzuheben.

Als fühle er, vielleicht nicht sehr liebenswürdig gewesen zu sein, trat Ludwig II. rasch an die alte Hofdame und murmelte ein paar Worte, stürzte mit seinem ausladenden Schritt auf Vater Bülow, auf Marie Luise zu, drückte ihnen die Hand und lächelte und sagte:

„Sie sind auch hier fremd?" Es klang wie halb kindlich, halb vertraulich, als wolle es besagen: „Man fühlt sich nicht so recht wohl."

Baron Bülow und seine Tochter waren für den Abend entlassen. Die griechischen Majestäten fuhren mit Ludwig II. durch die beleuchtete Stadt.

„Wir können den Fackelzug von meinem Fenster aus sehen", sagte Bülow. Marie Luises Schritt schleppte. Sie hoffte, sie würde doch Max vielleicht noch auf einem der Korridore, auf den Treppen treffen.

Da rannte ein Lakai auf Baron Bülow zu:

„Entschuldigen Herr Baron, haben Herr Baron vielleicht einen vollständigen Schiller bei sich?"

Bülow musterte den himmelblauen Silberbetreßten.

„Weder einen vollständigen noch einen halben Schiller", antwortete er halb lachend. „Was wollen Sie damit?"

Der Lakai flüsterte: „Der junge Herr Baron von Hochsattel muß den ganzen Schiller auswendig lernen für Seine Majestät den König. Und es ist kein Schiller net im Schloß. Allmächt — da fallt mir ein, vielleicht beim Kilian. Entschuldigen 'S, Herr Baron."

Vater Bülow vergaß auf einen Augenblick, daß der Leutnant Max von Hochsattel für ihn doch nicht existierte.

„Da wäre der junge Herr ja untergebracht", entfuhr es ihm.

Sie betraten ein anderes Stockwerk. Da kam Max gelaufen. Frisch und unbekümmert, als sei nie etwas geschehen, grüßte er und redete den Baron an:

„Verzeihen Sie gütigst, Baron Bülow. Sie kennen doch die Bibliothek. Gibt es denn wahrhaftig keinen Schiller im Schloß?"

Bülow lächelte sarkastisch.

„Ich würde nach Hause senden, Baron. Das wäre rasch getan", antwortete er trocken.

„Wozu ist denn Schiller nötig?" fragte Marie Luise.

„Seine Majestät haben befohlen, daß ich ihm heute nacht den Marquis Posa und den Tell deklamiere."

Die Liebenden tauschten einen langen Blick.

„Es handelt sich wohl um ein Engagement ans Hoftheater? Bonne chance", sagte Bülow, bot seiner Tochter den Arm und beendete die Begegnung.

Der arme Max. Der gute Max. Der geliebte Max. Nun mußte er wie ein Schuljunge sitzen und Monologe aus dem Tell auswendig lernen. Der arme, gute, geliebte Max hatte so eine Plage! Während sie, die doch gewillt war, alle Unbilden des Daseins mit ihm zu teilen, als ein völlig unnützes und zweckloses Geschöpf an Fenstern umherstand, mußte er wie auf ein Examen memorieren! Hinter ihrem tiefen Mitleid erhob sich aber doch die Erkenntnis, daß Max Eindrücke gemacht haben müsse, die von unübersehbarem Vorteil sein konnten.

Wenn Max nicht nur deklamieren mußte, sondern vielleicht auch ein Wort sprechen durfte, kam vielleicht die Sache mit der versiegelten Kiste und Büste ins Rollen. Sie erschrak, als der Wagen mit den drei Majestäten zurückkehrte. So rasch! Max war gewiß noch nicht fertig.

Nun begann der Fackelzug des Landwehrregiments.

Sie sah auf das Wechselspiel von Licht und Schatten wie auf einen Spuk. Hörte Hochrufen, Klänge, die der Novemberwind abgerissen herauftrug, sah das Menschentreiben, das Aufblitzen von Helmen und Waffen — und dahinter in einer gleichsam ewigen Ruhe den feierlichen Dom und das stille große Gebäude der alten Hofhaltung.

Ein Schauer überlief sie. Das war die Stadt, der Maxens Familie entstammte. Die wunderlich betriebsame Stadt, überragt von Hügeln und Kirchen. Beherrscht von dem erhabenen Dom, der einen unerbittlichen Ernst und die Hoheit der alten Kirche verkündete.

Heute war ihr Max ein Lohengrinsänger, ein Schillerrezitator. Und ein junger Leutnant und Weltmann. Das Katholische in ihm bewirkte jetzt ästhetische Neigungen. Würde es nicht einstmals sich erheben als eingeborene Weltanschauung, als Forderung? Als sehr unerbittliches Gesetz?

Und sie fühlte plötzlich, daß die Väter vielleicht nicht so ganz unrecht hatten, wenn ihnen eine Verbindung zwischen Angehörigen zweier Konfessionen kein leichter Schritt schien, sondern eine schwerwiegende Angelegenheit.

In Nachdenken versunken, saß sie endlich in ihrem einsamen, nächtlichen Zimmer.

Sie und der Geliebte bewohnten zur Stunde ein Königsschloß, waren von Glanz und Machtfülle umgeben und hatten teil an den Dingen hier.

In Wahrheit aber konnten sie sich unter die Ärmsten und Unfreiesten rechnen: Max besaß kein mütterliches Erbe und brauchte Zuschuß vom Vater, um Offizier sein zu können. Sie selbst verfügte nur über ein ganz geringes Vermögen von ihrer Mutter her. Wenn die Väter ihre Verlobung nicht billigten, lagen unabsehbare Jahre des Wartens vor ihnen.

(Fortsetzung folgt.)



Der arme Lazarus. (Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)



Der Gang nach Emmaus.



„Wir aber hofften, er würde Israel erlösen." (Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

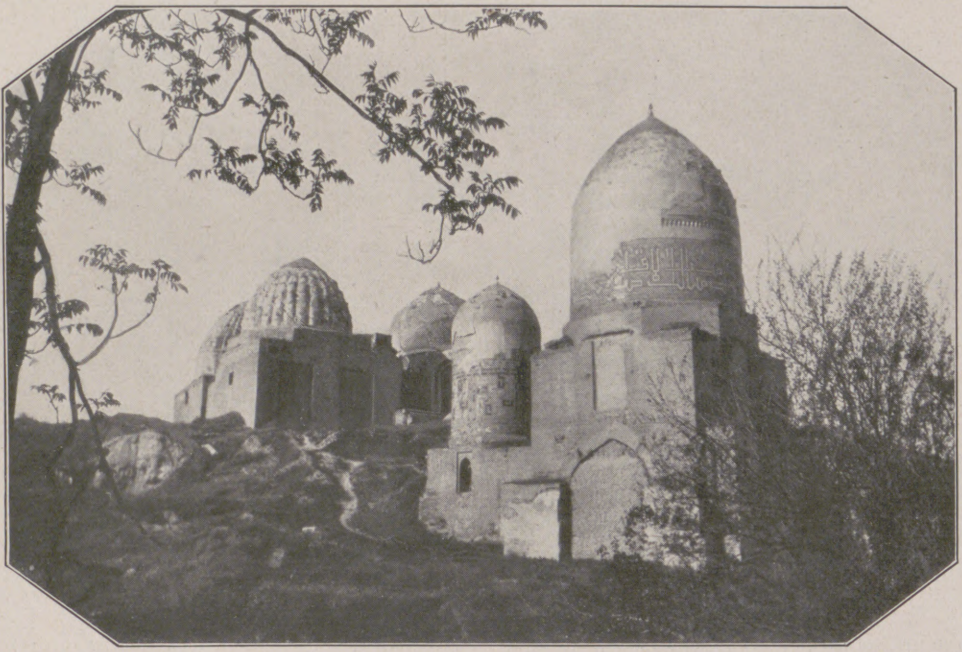
Zum Ableben des besonders auf dem Gebiete der neueren religiösen Genremalerei bedeutenden Historienmalers Prof. Eduard v. Gebhardt (geb. 13. Juni 1838) in Düsseldorf am 3. Februar: Charakteristische Werke aus dem reichen Schaffen des Künstlers.

(Eine ausführliche Würdigung der Künstlerschaft Gebhardts brachte die „Illustrirte Zeitung" in Nr. 3834.)

Samarkand. / Von Dr. Ernst Cohn-Wiener.

Es gibt Städte, seltene Kleinodien, die sich im vollen Leben der Gegenwart allen Glanz einer großen Vergangenheit bewahrt haben, deren Monumente nicht als tote Überbleibsel, sondern als lebendige Mittelpunkte in der Gegenwart stehen. Ist obendrein das Leben so farbig, sind die Bauten so glanzvoll wie in Samarkand, so ist das Erlebnis lebender Schönheit unvergleichlich vollkommen.

Samarkands Glanz ist die Schöpfung Timurs. Was es vorher war, als Alexander der Große, die Könige von Baktrien, die alt-islamischen Herrscher, Dschingis-Chan und seine Nachkommen hier residierten, liegt begraben unter den Schutthügeln der nahen Ebene Afrosiab. Timur ist der Schöpfer des neuen Samarkands. Er reguliert seine Straßen und füllt es, wenn er von seinen Zügen an die Wolga, nach Persien, Vorderasien, Indien hierher zurückkehrt, mit glänzenden Bauten. Aus allen eroberten Ländern schleppt er Architekten, Künstler und Handwerker hierher. So wird die Stadt zum künstlerischen Zentrum der islamischen Welt. Und als im Jahre 1403 eine Gesandtschaft des Königs von Kastilien hierherkommt, beschreibt ihr Führer mit immer neuem Erstaunen die Pracht seiner Hofhaltung, Empfänge und Paläste; von ihnen steht heute nur noch einer als karger Rest.



Blick auf die Mausoleen von Schach-i-Sindah.

Die reizvollsten Schöpfungen Timurs sind die Mausoleen von Schach-i-Sindah, unmittelbar im Nordosten der Stadt. Es ist eine heilige Stätte, das Grab eines Vetters des Propheten, von dem die Sage erzählt, er herrsche lebendig thronend im Paradies. In dieser heiligen Nähe bestattete Timur seine Schwestern und Brüder in Grabkapellen von märchenhafter Schönheit. Hat man sich von dem Anblick losgerissen, den das Kuppelgedränge des Hügels von weitem gewährt, und das hohe Eingangstor durchschritten, so sieht man durch einen schneeweißen Bogen am Ende des Treppenaufganges ihre Fronten lichtblau schimmern. Es ist wie ein Zauberweg. Alle diese Fronten sind mit Ornamentfriesen bekleidet, die in senkrechten Streifen nebeneinander laufen, Flechtbänder, Rosettenreihen, Schriftfriese, Blütengeflecht, alles glasiert, meist hellblau und strahlend im Sonnenlicht. Hohe Eingangsnischen durchbrechen diese Fronten und führen in Innenräume, die von Kuppeln mit der gleichen zierlichen Ornamentik bekrönt sind. Es ist ein Triumph edelster Kleinarbeit; denn diese Bauten sind nicht groß und wirken allein durch die Zartheit ihres Gefüges.

Monumental im wahrsten Sinne ist dagegen die große Moschee am Reisbasar Bibi Chanim. Sie ist ein Bau größten Maßstabes. Ein riesiges Eingangstor, von Türmen flankiert, führt zu dem 88 m langen Hof. An zwei Kuppelbauten vorbei durchschreitet man ihn, um zum Hauptbau zu gelangen, einem Rundbau hinter einem Turmportal, über dem sich auf mächtigem Tambour die Reste einer lichtblau glasierten Kuppel emporrecken. Obgleich der Bau im vollen Verfall sich befindet, ist er doch mit seinen großen Flächen, über die großzügige Ziegelmuster gebreitet sind, von glanzvoller Größe. Im gleichen Stil hat Timur sein Grabmal, Gur-i-Mir, gebaut. Auf achteckigem Unterbau reckt sich die hohe Kuppel, unter der der Leib Timurs unter einem Grabstein aus tiefdunklem Nephrit ruht.

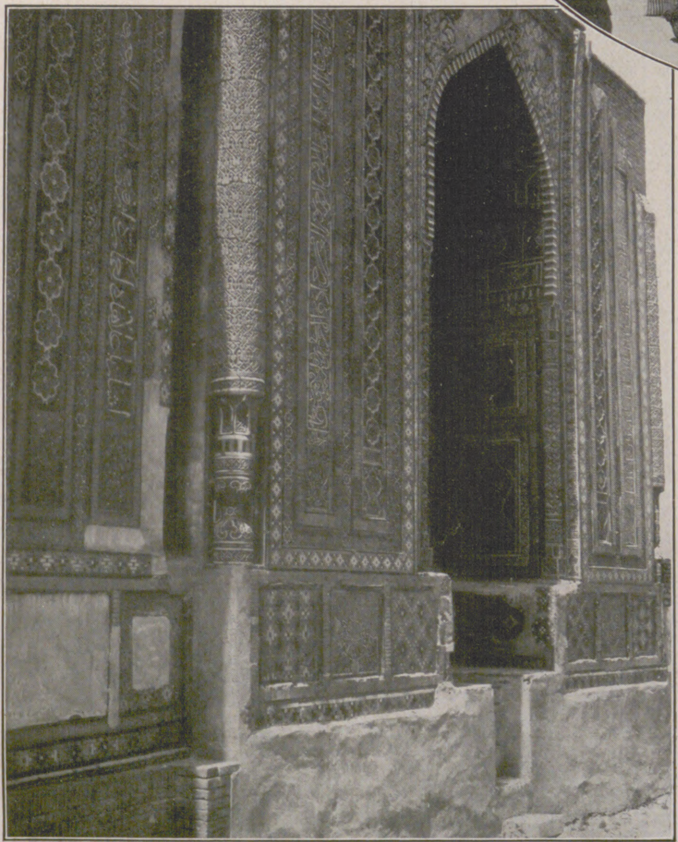
Diesen Bau, wie übrigens auch die Anlage von Schach-i-Sindah, schloß Timurs gelehrter Enkel Ulug Beg mit einem monumentalen Eingangstor. Der Stil hat jetzt gewechselt. Reiches Mosaik, aus buntfarbig glasierten und zu Mustern geschnittenen Ziegelstücken zusammengefügt, bildet hier den Schmuck. Die Ornamentmotive sind, wie diese Technik, persisch. Die Bauten sind äußerst schmuckreich und glänzender als die Timurs. Deren Schönheit war weises Maßhalten zugunsten der architektonischen Form, die Zeit seines Enkels fordert den Glanz.

Ulug Begs Werk ist auch die Hauptmoschee am Marktplatz der Stadt, dem Registan, zu der später zwei andere Moscheen hinzugefügt wurden, um den Platz zu füllen. Ein mächtiges Eingangstor, von hohen Minaretten flankiert, führt zum Hof, den die Zellen der Schüler umgeben. Heute noch sitzen wie einst im Schatten dieses Tores die Märchenerzähler, und wenn an hohen Festtagen sich die festlich gekleidete Menge der Andächtigen vor ihm zum Gebete drängt, sich rhythmisch neigt und niederwirft, ist es wie die Auferstehung der alten feierlichen Pracht.

Um diese Bauten lärmt das geschäftige Leben der Stadt. In den engen Gassen des Basars, jede einem anderen Gewerbe zugehörig, klingen die Hämmer der Kupferschmiede, tönt der derbe Schlag des Grobschmiedes, hängt blutiges Schaffleisch, stehen Säcke mit Reis, Rosinen, Baumwolle, bieten reiche Greise mit langen weißen Bärten kostbare Stoffe und bunte Chal'ate an. Vor den offenen Läden drängen sich zu Pferde, zu Esel oder zu Fuß die Käufer, und zwischen ihnen winden sich schreiend die Brothändler, ihre Ware in Körben auf dem Kopf, geschickt hindurch. Lange Dromedarkarawanen, die Nase jedes Tieres mit langem Strick ans vordere gefesselt, der Führer auf einem Eselchen voran, stelzen hochbepackt nach den Karawansereien. Frauen schreiten daher, die Mäntel über dem Kopf, dichte schwarze Schleier vor dem Gesicht, unerkennbar, Gestalten ohne Zug und Form. Es ist der Mann, der dieser Kultur das Gepräge kraftvoller Schönheit gab. Die Frauen verschwinden in den Häusern, die nach außen nur nackte Wände zeigen, aber innen glanzvoll bunte Räume bewahrt haben. Denn das Haus ist unbetretbares Heiligtum, nur der vordere Hof ist dem Fremden zugängig, der der Frauen aber streng verschlossen. — Die beigegebenen Abbildungen sind Wiedergaben nach photographischen Aufnahmen mit einem Goerz-Taro-Tenax-Apparat.



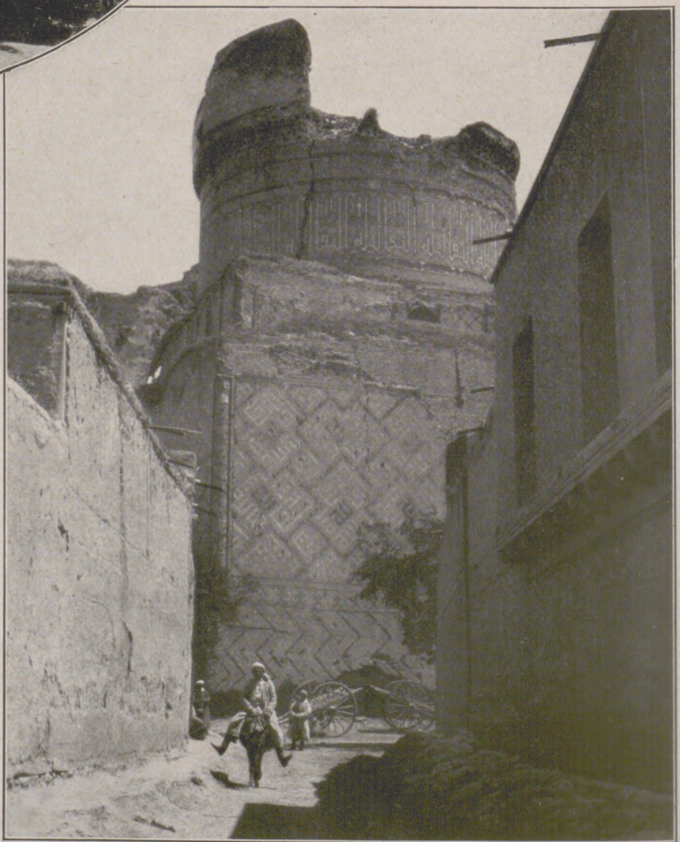
Moschee Bibi Chanim.



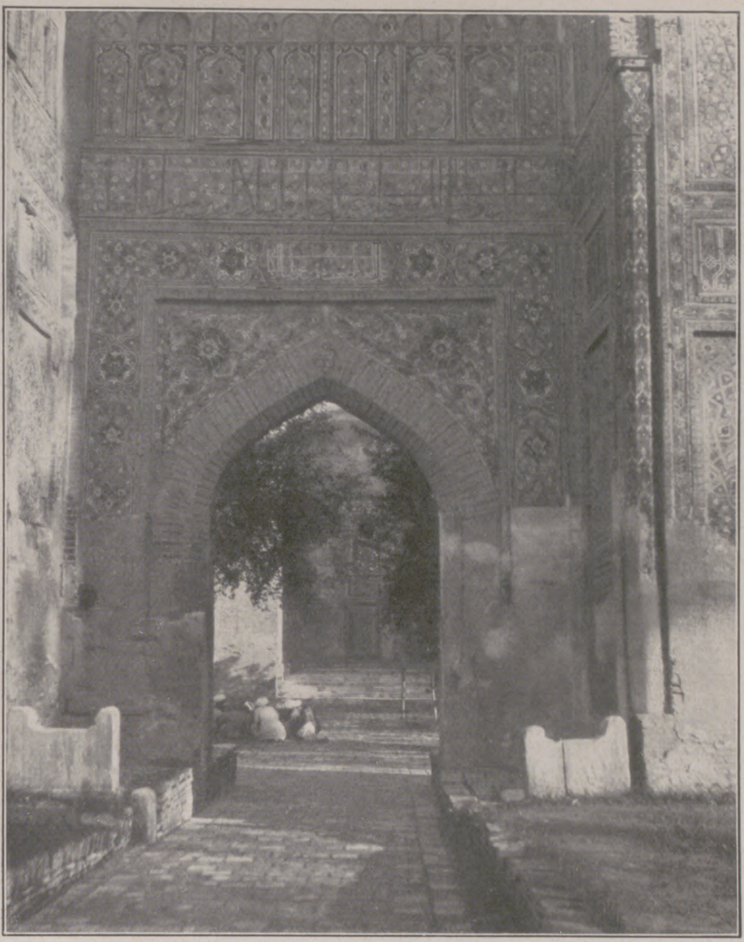
Eingang zu einem Mausoleum.



Ein Mann aus dem Volke.

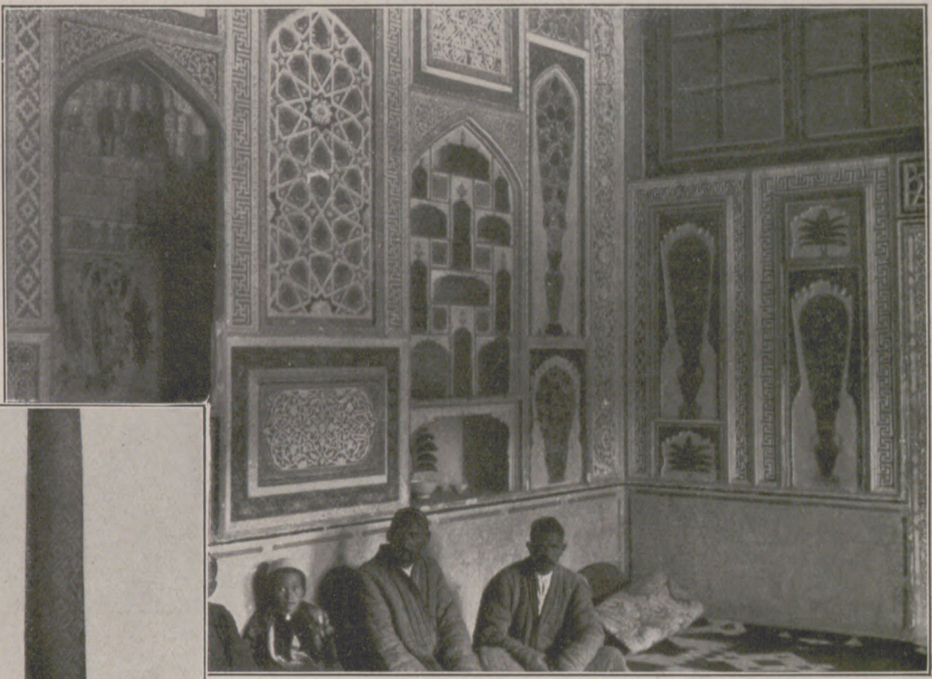


Rückseite des Hauptbaues der Moschee Bibi Chanim.

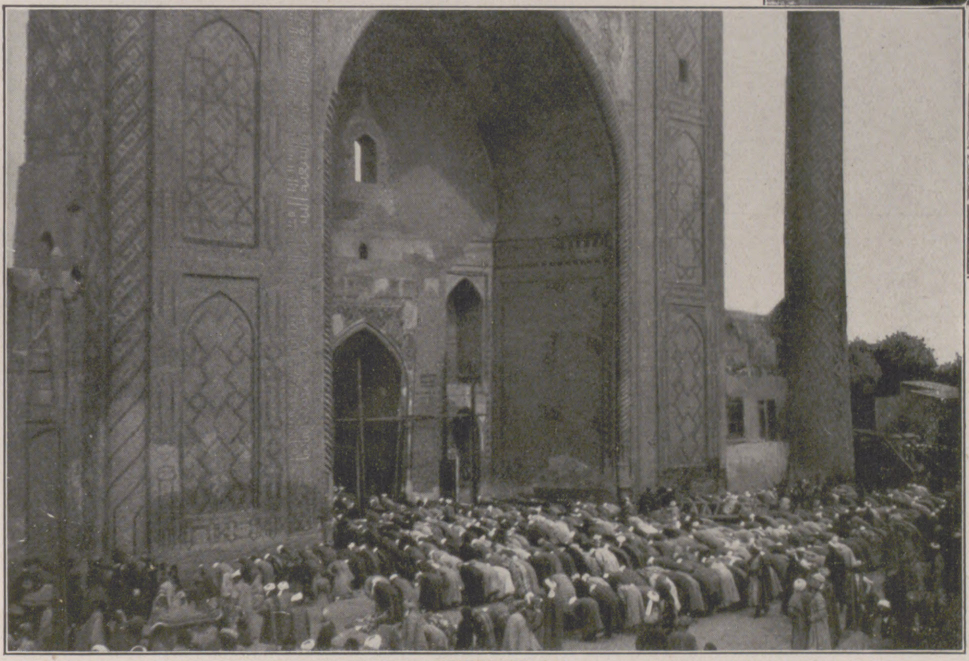


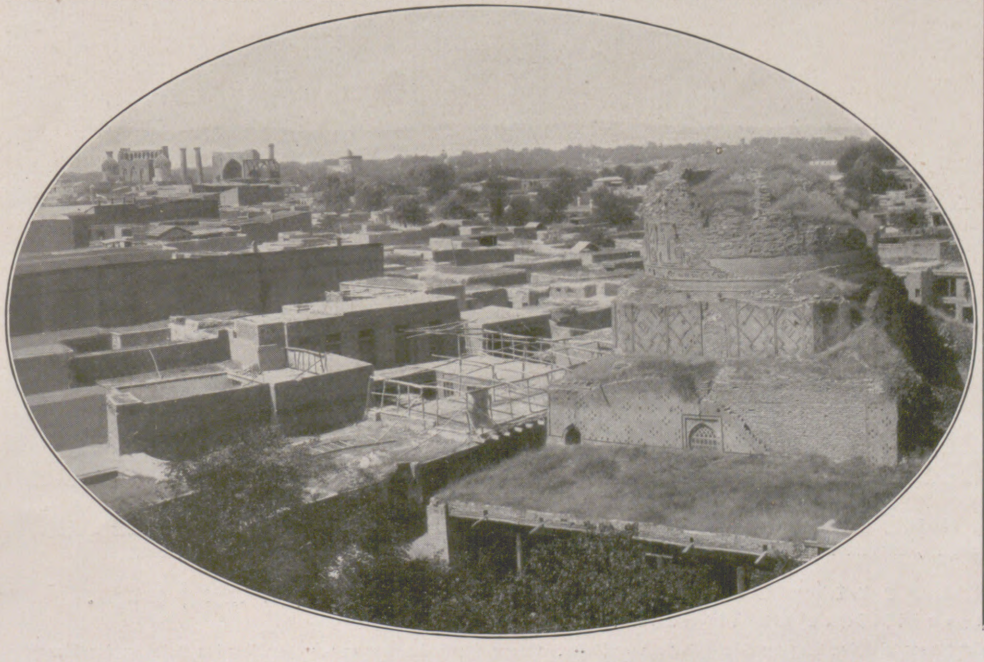


Eingangstor zu Timurs Mausoleum, Gur-i-Mir.
Rechts oben: In den Gärten.



Zimmer in einem islamischen Haus.
Links nebenstehend: Gottesdienst vor der Moschee Ulug Beg.



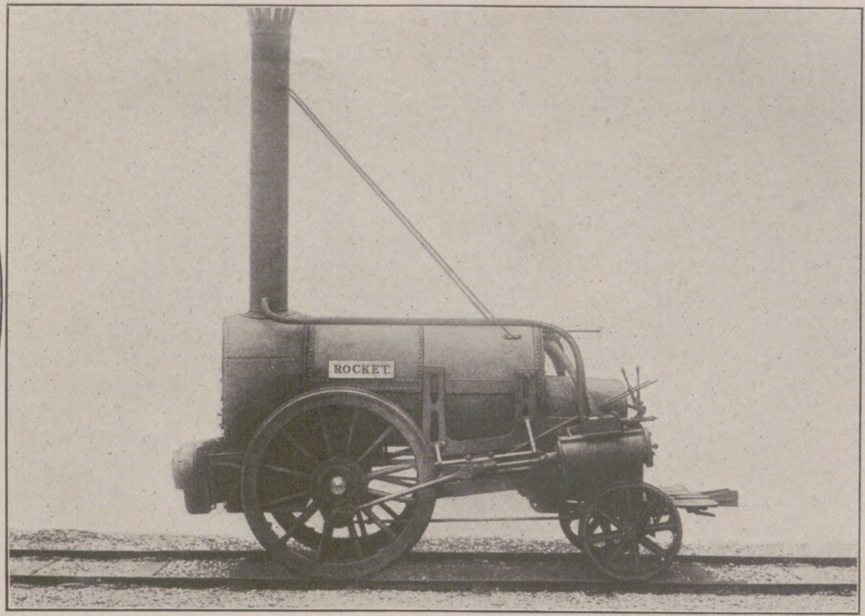


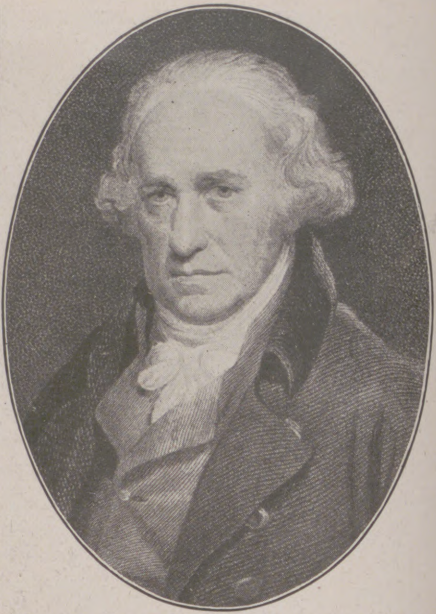
Samarkand, vom Hauptportal der Moschee Bibi Chanim aus gesehen. Im Hintergrund die Moscheen am Registan.



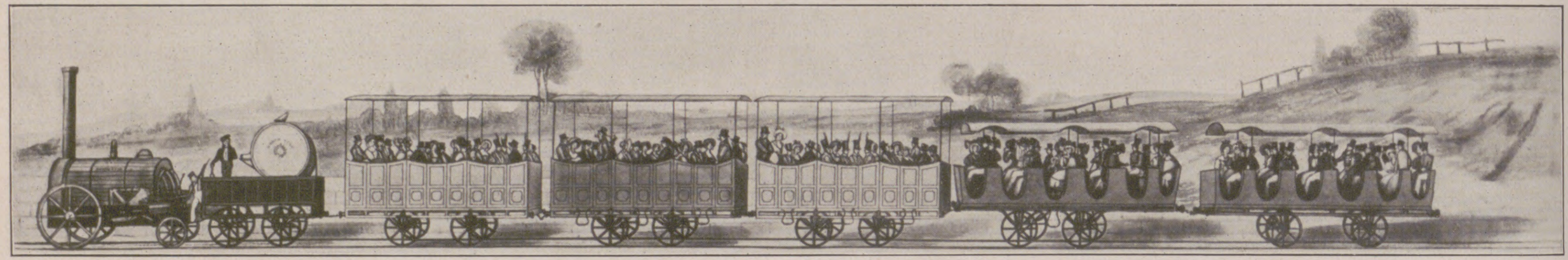
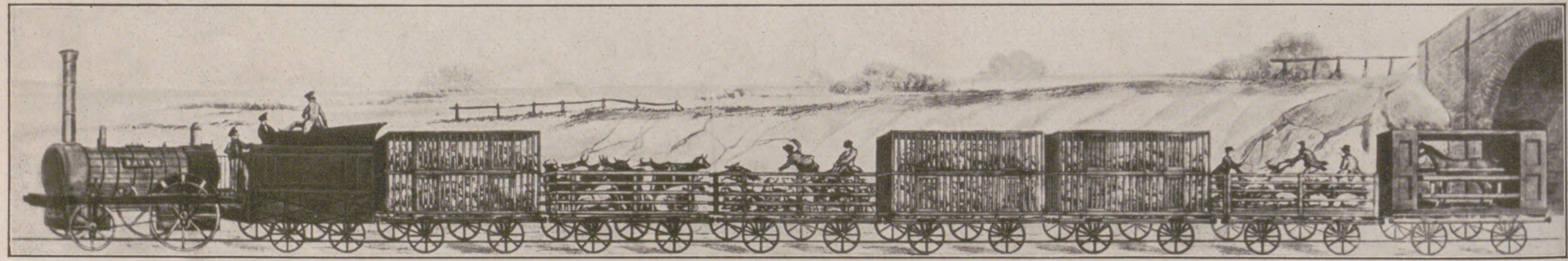
Gur-i-Mir, das Mausoleum Timurs.

Aus Zentralasien: Bilder von Samarkand.

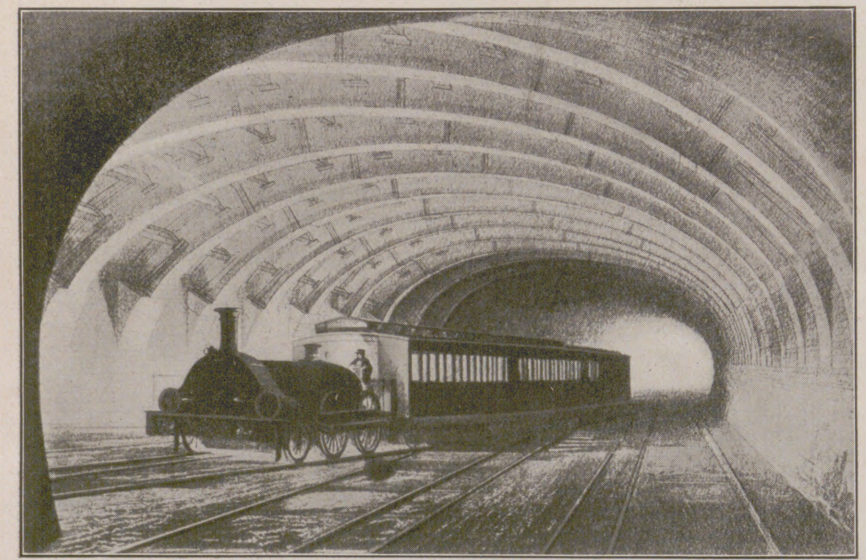





Links: George Stephenson (1781—1848), der Hauptbegründer des Eisenbahnwesens. — Mitte: Die von Stephenson erbaute Lokomotive „Rocket“ für die Liverpool-Manchester-Eisenbahn. Der „Rocket“ zog das Fünffache seines Gewichts und legte bereits bis zu 32 km in der Stunde zurück. — Rechts: James Watt (1736—1819), der Erfinder der Niederdruck-Dampfmaschine.

Auf der Strecke der 1830 eröffneten Eisenbahnlinie Liverpool-Manchester: Oben: Zug mit geschlossenen Postwagen für Reisende 1. Klasse. — Mitte: Offene Wagen 2. Klasse. — Unten: Viehtransport.




Links: Ausgebauter Tunnel. Charakteristisch für den Anfang des Eisenbahnwesens ist die breite Schienenspur, die nach und nach der jetzigen Normalspur weichen mußte. — Rechts: Der Bahnhof in Liverpool 1834. Zwischen den mittleren Gleisen noch die Anlage des Kapels, an dem mittels Dampfmaschinen auf den Stationen Wagenzüge hin und her gezogen wurden.

Ein Kulturjubiläum: Die Hundertjahrfeier des Eisenbahnwesens.

Nach zeitgenössischen Abbildungen.

Mit seiner glänzenden Erfindung der Niederdruck-Dampfmaschine im Jahre 1770 hatte der Engländer James Watt den Weg zur Dampfeisenbahn erschlossen. George Stephenson war es vor allem, der den Gedanken der Benutzung der Dampfmaschine auf selbstlaufendem und ziehendem Gestell, der Lokomotive, aufgriff und selbst Lokomotiven erbaute. Stephenson kann den Ruhm für sich beanspruchen, der eigentliche Begründer der Lokomotiveisenbahn zu sein. Im Laufe des Jahres 1825 erbaute er die Bergwerksbahn zwischen Stockton und Darlington in England. Bald wurden neue Eisenbahnstrecken in England errichtet, besonders nunmehr auch für Personenbeförderung. Der europäische Kontinent folgte, wenn auch anfangs etwas zögernd. In raschem Siegeszuge eroberte sich die Dampfeisenbahn bald die ganze Welt. Durch ihre Erleichterung des Warenaustausches, vor allem aber dadurch, daß nunmehr die Völker bequemer sich in ihren Sitten und Gebräuchen kennenlernen konnten, hat die Eisenbahn seit ihrem Bestehen eine Kulturtat allerersten Ranges vollbracht. Mit vollem Recht feiert darum heute die Menschheit die Erbauung der Bahn Stockton—Darlington vor hundert Jahren als ein Jubiläum des Eisenbahnwesens und der Kultur.

Die Seele der Inderin

Von Paul Grabein

In dem traulichen Hinterzimmer der alten Weinstube saßen wir, wie gewöhnlich am Sonnabendabend, um beim kühlen Moseltrunk in anregender Unterhaltung Gedanken über alles auszutauschen, was der Tag oder der Gang des Gespräches gerade mit sich brachte. Heute war das Beisammensein besonders fesselnd geworden. Ein Mitglied unserer Tafelrunde hatte einen alten Freund mitgebracht, der auf einige Tage zum Besuch in unser Nest gekommen war. Dr. M., ein weitgereister Mann, hatte vieles und Ungewöhnliches gesehen und wußte geistvoll davon zu erzählen. Der Lauf der Unterhaltung hatte sich schließlich den Fragen des Okkultismus zugewandt, und wir waren so auch auf das Problem der Seelenwanderung gekommen. Wie es unter aufgeklärten und gebildeten Männern nur natürlich war, wurde über dies Thema von den meisten von uns in etwas ironischem Tone gesprochen. Nur der kleine Amtsrichter, der in dem Geruch stand, ein heimlicher Spiritist zu sein, behandelte die Sache ernsthafter. Er erinnerte daran, daß es wohl jedem von uns hin und wieder begegnet sei, daß er glaubte, eine Situation schon einmal erlebt zu haben, vor langer, langer Zeit. Und er fragte, ob diese dämmernde, ungewisse Erinnerung nicht als ein Beweis dafür angesehen werden könne, daß die Seele bereits ein früheres Leben geführt habe. Wir schüttelten hierauf ungläubig die Köpfe. Doch da ergriff plötzlich Dr. M. das Wort:

„Wenn ich gewiß wäre, meine Herren, Sie nicht damit zu langweilen, so möchte ich Ihnen ein seltsames Erlebnis erzählen, das zwar abenteuerlich klingt, dessen Wahrheit ich Ihnen aber voll verbürge."

Wir alle beeilten uns zu versichern, daß wir mit größter Spannung seine Erzählung erwarteten, und Dr. M. begann darauf folgendermaßen zu berichten:

„Es ist nun schon an dreißig Jahre her, da war ich in Paris. Ich saß in einem Café am Boulevard, schlürfte meine Eislimonade — es war ein heißer Sommertag — und betrachtete das bewegte Straßenleben vor mir. Da wurde ich plötzlich aus meinem Schauen aufgestört durch einen alten Herrn mit langem, weißem Bart, der fragte, ob er sich an meinen Tisch setzen dürfte. Da die übrigen Plätze sämtlich besetzt waren, so fand ich das begreiflich und bat ihn höflich, Platz zu nehmen. Der alte Herr, der, eine Zigarette rauchend, schweigend, in ernstem Sinnen vor sich hinblickte, begann mich bald zu fesseln.

Er hatte etwas in seinem Gesicht, das mich, ich weiß nicht, warum, zu ihm hinzog, und so knüpfte ich denn eine Unterhaltung mit ihm an, auf die er nach anfänglicher Zurückhaltung schließlich einging, als er merkte, daß ich manches von der Welt gesehen hatte. Ich kam unter anderm dazu, einige Bemerkungen über Indien zu machen, in dem ich mich mehrere Jahre aufgehalten hatte, um archäologische Studien zu treiben, und erwähnte bei dieser Gelegenheit auch einen Ausflug in das wilde Bergland von Arawali. Bei der Nennung dieses Namens fuhr mein Gegenüber zusammen und sah mich mit einem langen, fast mißtrauischen Blick an. Ich fragte, darüber verwundert, ob ihn diese weltentlegene Gegend denn besonders interessiere, und erhielt nach einer kleinen Pause die zögernd abgegebene Antwort, daß er selber dort gewesen sei. Nun war das Staunen an mir, denn die Arawalikette pflegte nicht gerade das Ziel der gewöhnlichen Indienreisenden zu sein. Doch, meine Herren, lassen Sie mich nicht weitschweifig werden und Ihnen kurz berichten, daß mein neuer Bekannter nach einigen abwehrenden Bemerkungen mir schließlich eine seltsame Geschichte erzählte, über die er sonst zu niemandem zu sprechen pflegte.

Er war — wie er mir mitteilte, ohne seinen Namen zu nennen — ein Maler gewesen, der in seiner Jugend, in den fünfziger Jahren, als ein aufstrebendes Talent Beachtung fand. So war ihm denn auch das Glück zuteil geworden, an einer kleinen wissenschaftlichen Orientreise teilzunehmen, die ein feingeistiger, sich mit Altertumskunde beschäftigender Aristokrat in der Mitte des genannten Jahrzehnts veranstaltete. Die Reise hatte die kleine Gesellschaft durch Persien nach Ostindien geführt, das von ihr vom Westen nach Osten völlig durchquert wurde, ein Unternehmen, das damals nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten und Gefahren zu bewerkstelligen war. Gegen den Schluß der Reise, die sich reich an wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbeute erwies, war man auch in das unwirtliche Bergland von Arawali gekommen, das mit seinen wildzerklüfteten Bergen, Schluchten und reißenden Gebirgsbächen den Reisenden manche Mühseligkeiten schuf. An einem Abend war man in einem engen Felstal von einem orkanartigen Sturm überfallen worden, doch war es der Gesellschaft gelungen, sich in eine versteckte Höhle zu retten, die einem der eingeborenen Führer in einer nahegelegenen Schlucht bekannt war. Hier brachte man die Nacht zu. Der Aufenthalt war zwar nicht angenehm, denn eine eisige, trockene Luft lagerte in dieser Berghöhle, und der Sturm, der den Rauch eines anfangs entfachten Feuers mit wilder Gewalt in das Innere des Raumes zurückjagte, zwang die Reisenden, das Feuer wieder zu löschen. Dennoch war das Verweilen an diesem Orte nicht wertlos für die Expedition. Es stellte sich heraus, daß der Teil des Berges, in dessen Innerem man lagerte, aus einer Gesteinsart bestand, die sich nur selten in einer solchen mächtigen Schicht in andere Steinmassen eingesprengt findet und die Eigentümlichkeit besitzt, in ihr eingeschlossene organische Körper in hohem Grade vor der Verwesung zu schützen.

‚Wir sollten,' so erzählte der Maler, ‚bald selber Gelegenheit haben, uns von der wunderbaren Gabe dieses Gesteins auf die seltsamste Art zu überzeugen. Als der Tag angebrochen war, die Macht des Sturmes sich aber noch nicht gelegt hatte, begannen wir, uns etwas näher in unserm Asyl umzusehen. Mit Blendlaternen leuchteten wir den Hintergrund der Höhle ab. Sie verengerte sich zu einem schmalen Gang, der von Geröll verschüttet war. Es erschien uns ziemlich wahrscheinlich, daß die Spalte dahinter noch weiter in das Innere des Berges hineinführte und nur durch einen Bergsturz in alter Zeit verschüttet war. Wir machten uns deshalb an die Arbeit, das Geröll zu beseitigen und uns einen Eingang in die von uns vermutete Fortsetzung der Höhle zu schaffen. Nach längerer, ziemlich mühseliger Arbeit war es uns in der Tat gelungen, einen Weg durch die Trümmerwand zu bahnen. Dahinter gähnte uns eine tiefe, schwarze Höhle an, aus der uns eine eiskalte, trockene Luft entgegenschlug. Unser eingeborener Führer unternahm es, sich als Erster durch den niedrigen Gang hindurchzuzwängen und den dahinterliegenden Raum zu betreten. Kaum war er jedoch dorthin verschwunden, als wir einen lauten Schrei des Entsetzens vernahmen. Wenige Minuten später kam der Mann mit verstörten Mienen, vor Schreck noch am ganzen Leibe fliegend, wieder zu uns zurück. Er hatte da drinnen eine menschliche Gestalt, anscheinend eine Tote, am Boden liegen sehen. Wir glaubten nicht recht zu hören. Ein Mensch dort drinnen in der Höhle, die vielleicht seit Jahrtausenden von der Außenwelt abgeschlossen war? Es war ja nicht denkbar! Aber unser Führer verschwor sich hoch und teuer, daß er sich nicht getäuscht hätte. Nun, wir beschlossen, die Sache näher zu untersuchen. Zwei Herren der Gesellschaft und ich unternahmen es, dies Abenteuer zu bestehen.

Auf Händen und Füßen krochen wir durch den niederen Gang und gelangten so in die hintere Höhle. Wir richteten uns auf. Der Schein unserer Laternen erhellte den Raum, und richtig — nur wenige Schritte vor uns — saß an dem Boden, an die Felswand gelehnt, eine menschliche Gestalt. Wir schauerten erst zusammen, traten dann aber beherzt näher und beleuchteten das geheimnisvolle Wesen. Es war — das sahen wir nun — eine Frau, die dort ruhte, und wir sahen weiter, daß wir es mit einer Toten zu tun hatten. Der starre Blick der weitgeöffneten dunklen Augen verriet es sofort. Wie aber kam diese stille Schläferin, aus deren Leib das Leben anscheinend erst wenige Stunden entflohen sein konnte, in diese seit geraumer Zeit verschlossene Höhle? Das Wunder sollte sich schließlich erklären. Der gelehrte Führer unserer Expedition löste es uns. Die Art der Kleidung und des Schmuckes der Toten, die übrigens auf deren vornehmen Stand schließen ließen, sowie die Schriftzeichen auf einem Armreifen gaben die untrügliche Gewißheit, daß die Verstorbene bereits vor anderthalb Jahrtausenden aus dem Leben geschieden war. Wir hatten also einen höchst seltenen Fund gemacht. Die von uns entdeckte Höhle war ein Seitenstück zu der berühmten Kapuzinergruft bei Palermo und den wenigen ähnlichen Orten. Infolge der kalten, trockenen Luft, die, dank der Gesteinsart, in dieser Höhle lagerte, war der Körper ein und ein halbes Jahrtausend hindurch unversehrt geblieben. Aber wie war die Tote hierhergekommen? Entweder war sie in dieser Höhle — vielleicht auf der Flucht oder bei einem Stelldichein — von dem Bergrutsch überrascht, vom Schreck getötet und für immer von der Welt abgeschlossen worden, oder man hatte — die konservierende Kraft des Gesteins kennend — die in ihrem Heim Verschiedene hier beigesetzt. Wer mochte sich darüber Gewißheit verschaffen?

Ich nahm ein hohes Interesse an unserer Entdeckung. Der Gedanke, einem völlig intakten Menschen gegenüberzustehen, der vor fünfzehnhundert Jahren über die Erde gewandelt war, packte mich mächtig, und ich ergriff mein Skizzenbuch und den Stift, um die Tote abzuzeichnen. Mein Werk gelang mir selten gut. Nach einer Stunde hatte ich auf dem Papier ein getreues Abbild der schönen Toten, das selbst den ganz unbeschreiblichen, starren und doch so charakteristischen Blick der wunderbaren dunklen Augen so natürlich wiedergab, daß meine Gefährten darüber staunten. Inzwischen hatte sich unser gelehrter Führer des näheren mit der Inschrift auf dem Armreif beschäftigt. Es war ihm gelungen, die Zeichen zu entziffern; sie lauteten: „Ihn gab zum Gedenken Bana." Es war offenbar ein Geschenk des Geliebten, der Bana hieß.

Mit der Tatsache bekannt, daß ein solcher konservierter Körper, sobald er an die Luft kommt, zerfällt, verließen wir dann die Höhle und verschlossen sie so dicht wie möglich. Wir setzten unsere Reise fort und beschlossen, in Kalkutta den Behörden von unserer wunderbaren Entdeckung Kenntnis zu geben. Vielleicht gelang es dann der

Wissenschaft, durch geeignete Maßnahmen die Tote zu erhalten. Indessen, der Versuch war vergebens. Als nach mehreren Monaten eine wissenschaftliche Expedition nach der Höhle aufbrach, fand sie dort nur noch ein Skelett. Der von uns hergestellte Verschluß war wohl nicht fest genug gewesen, mehrere Steine waren herausgefallen, und eindringendes Raubzeug hatte sein Zerstörungswerk an dem schönen Leib der Toten nur allzugut verrichtet. Bloß die goldenen Schmucksachen waren erhalten und wurden als einziges Überbleibsel des seltsamen Fundes ins Museum nach Kalkutta gebracht.

Ich mußte freilich noch oftmals an unser Abenteuer denken, und meine Phantasie beschäftigte sich viel mit dem rätselhaften Schicksal der schönen Toten. Ich hatte nach meiner Skizze später in Paris ein lebensgroßes Bild gemalt, das höchstes Aufsehen erregte und schließlich von einem Kunstfreund angekauft wurde, der es der Gemäldegalerie seines Pariser Hotels einverleibte.

Mehrere Jahre nach diesem Vorkommnis saß ich eines Abends in der Oper; es wurde dort zum ersten Male das Werk eines jungen italienischen Komponisten gegeben, der in Mode kam. Schon den ganzen Abend war mir in einer der gegenüberliegenden Logen eine Dame aufgefallen, die sich dort in Begleitung eines Herrn aufhielt. Beide hatten ein fremdländisches Aussehen, etwas gelben Teint, und namentlich das Antlitz der dunkeläugigen, schönen jungen Dame übte einen ganz besonderen, dämonischen Eindruck auf mich aus, so daß ich sie auch während des Spieles aufmerksam mit meinem Glase betrachtete. Da, während einer aufregenden Szene auf der Bühne, die die Unbekannte mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, sah ich plötzlich in ihrem Gesicht, in ihren Augen einen Ausdruck, der mich bis ins innerste Mark durchrieseln ließ. Diesen unbeschreiblich starren, entsetzten Ausdruck hatte ich schon einmal gesehen — das waren die Augen der Toten in der Höhle der Arawaliberge!

Seit diesem Augenblick kamen mir jene Augen nicht mehr aus dem Sinn und ließen eine seltsame Gedankenkette in mir entstehen, auf die ich wohl besonders durch meine Beschäftigung mit okkultistischen Schriften gebracht worden war. Ich war nämlich halber Anhänger der Seelenwanderungstheorie geworden. Warum, so fragte ich mich nun, sollte es nicht möglich sein, daß die Dame in der Oper, die Seele meiner alten Inderin trägt? Die Augen sind der untrügliche Spiegel der Seele, und mir schien es festzustehen, daß diese zwei seltsam gleichen Blicke, die ich gesehen, nur das Spiegelbild ein und derselben Seele sein konnten.

Von meiner fixen Idee getrieben, stellte ich Nachforschungen über die Person meiner Unbekannten an, und ihr Ergebnis schien meine abenteuerliche Vermutung seltsamerweise noch zu bestärken. Sie war die Frau eines Attachés an der britischen Botschaft, eines Mr. S., der sie aus Indien, wo er mehrere Jahre in Diensten gestanden, mitgebracht hatte. Sie sollte mütterlicherseits von einem uralten eingeborenen Fürstengeschlecht abstammen. Dieses wunderbare Spiel des Zufalls — oder war es vielleicht kein solcher? — trieb mich immer tiefer in meinen Gedanken hinein und drängte mich schließlich dazu, eine Probe zu machen, die meine Vermutung vielleicht bestätigen konnte. Ich sagte mir, daß einer Seele auf ihrer Wanderung auch in einem neuen Leibe gewisse Erinnerungen an bedeutsame Momente ihres früheren Lebens wohl bewahrt bleiben müßten. Ein solches, wichtigstes Moment im Seelenleben einer Frau ist aber unzweifelhaft die Liebe; also schloß ich, müßte die Seele meiner Unbekannten vielleicht darauf reagieren, wenn ich ihr durch ein geeignetes Wort die Erinnerung an den Geliebten in jenem früheren Dasein wachriefe.

Es gelang meinem eifrigen Bemühen, mein Vorhaben auszuführen. Ich wußte mir Zutritt zu einem Maskenfest zu verschaffen, das von dem Attaché und seiner Gattin besucht wurde. Ich wählte das Kostüm eines indischen Prinzen und benutzte eine günstige Gelegenheit, die Dame in einem abseits gelegenen Wintergarten zu überraschen. Während sie hier, in einem Sessel ruhend, der fernen Musik lauschte, trat ich plötzlich auf sie zu und fragte sie dreimal mit geheimnisvoller Stimme und eindringlicher Gebärde: „Denkst du an Bana?"

Sie sah mich beim ersten Male erstaunt an, dann nahm ihr Auge einen träumerisch sinnenden Ausdruck an, und sie fuhr sich, wie jemand, dem ganz fern und ungewiß eine dunkle Erinnerung aufdämmert, langsam mit der Hand über die Stirn. Ich war von dieser kaum erhofften Bestätigung einer abenteuerlichen Vermutung so aufgeregt, daß mir das Herz bis in den Hals hinauf schlug. Endlich faßte ich mich und wollte eine weitere Frage an sie tun, die immer noch in Gedanken verloren war, als plötzlich ein lauter Trupp aus der Gesellschaft hereinbrach und sich ihrer bemächtigte.

Es war nur natürlich, daß ich mich nach diesem unleugbaren Erfolge immer unwiderstehlicher dazu getrieben fühlte, das Rätsel ganz zu enthüllen, dessen Auflösung mir vorschwebte. Ich hatte inzwischen im Hause des Mr. S. Zutritt gefunden und war so oft in der Nähe des Gegenstandes meiner geheimsten Gedanken. Doch vermied ich es selbstverständlich, der Dame von meiner Idee auch nur die leiseste Andeutung zu machen. Es war in jener Zeit Mode, sich in der vornehmen Welt mit spiritistischen Künsten zu beschäftigen. Darauf baute ich meinen Plan, der von der Erwägung geleitet war, daß es den stärksten Eindruck auf die Seele machen müsse, plötzlich die körperliche Hülle vor sich zu sehen, in der sie selber einstmals gelebt hatte. Ich wußte also eine Sitzung zu veranstalten, in der ich versprach, einen Geist erscheinen zu lassen. Im stillen hatte ich alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um mein Vorhaben mit größter Wirksamkeit auszuführen.

So kam der betreffende Abend heran. Die kleine Gesellschaft, in deren erster Reihe Mrs. S. saß, hatte in einem völlig verdunkelten Raum Platz genommen. Ich wußte durch die üblichen Taschenspielerkünste die Geister klopfen, schreiben, die Anwesenden zupfen und stoßen zu lassen und sorgte so für die geeignete Stimmung, den Geist einer indischen Fürstin erscheinen zu lassen.

Eine geheimnisvolle, verborgene Musik ertönte leise, schwere aromatische Dämpfe aus Räucherpfannen, die ich hinter dem Vorhang im Nebenzimmer aufgestellt hatte, übten eine narkotisierende, die Sinne umnebelnde Wirkung auf die Zuschauer aus. Dann teilte sich langsam der Vorhang. Die Gesellschaft, die schon jetzt von einem leisen Schauder überschlichen wurde, sah in einen von magischem Schein nur matt erhellten Raum, der von aufwallenden, violett gefärbten Rauchwolken durchzogen wurde. Doch plötzlich verteilte sich der Nebel, und aus der Dämmerung tauchte vor den Blicken, immer lebhaftere Farben gewinnend, eine weibliche Figur in altertümlicher orientalischer Tracht auf, die halb liegend sich an eine Felswand lehnte und ihre dunklen, geheimnisvollen Augen mit einem unbeschreiblich starren, halb entsetzten Ausdruck auf die Zuschauer richtete. Es war mein Gemälde der Toten aus der Arawalihöhle, das ich von dem Besitzer entliehen hatte, und von dem ich durch eine Spiegelvorrichtung der Gesellschaft ein Abbild vorführte. — Diese starrte atemlos, mit banger Spannung auf die geisterhafte Erscheinung. Unverwandt richtete ich meine Blicke in höchster Erwartung auf die erste Stuhlreihe, da — plötzlich ein halblauter Schrei und ein dumpfer Fall: Mrs. S. war ohnmächtig zusammengesunken.

Unsere Sitzung wurde natürlich mit diesem unvorhergesehenen Zwischenfall aufgehoben. In fieberhafter Erregung irrte ich die halbe Nacht auf den Straßen umher. Es konnte kein Zweifel mehr sein. Meine Vermutung war richtig: Ich hatte die Seele der Inderin gefunden! Die Macht der Erinnerung, die sie beim Anblick ihres einstmaligen Körpers überkam, hatte sie überwältigt. Nun galt es, den einmal angesetzten Hebel der Erinnerung in richtiger Weise weiterzugebrauchen, um vielleicht nie geahnte Entdeckungen zu machen. Kaum konnte ich den nächsten Vormittag erwarten, an dem ich zu der Wohnung des Attachés eilte, um mich nach dem Befinden der Hausfrau zu erkundigen. In der Portierloge, wo ich meine Karte abgab, erfuhr ich, daß Mrs. S. schwer an einem Nervenfieber erkrankt sei und ohne Besinnung liege. Am dritten Tage war sie eine Leiche. An der Schwelle des großen Geheimnisses des Lebens, dicht vor der Lösung hatte mir der Tod mit höhnischem Grinsen also die Pforte zugeschlagen.'

So erzählte der alte Maler und verließ mich bald darauf."

Als Dr. M. geendet hatte, schwiegen wir zunächst alle eine Weile. Endlich machte sich einer von uns Luft:

„Ach was! Der Alte wird übergeschnappt gewesen sein!"

„Der Gedanke liegt nahe", ging der Erzähler auf diese Bemerkung ein. „Auch ich hatte ihn zunächst. Aber was sagen Sie dazu, meine Herren? Ich ließ mir, von Neugierde getrieben, auf dem Archiv der Universität die alten Jahrgänge der Pariser Tageszeitungen aus der Mitte der fünfziger Jahre vorlegen und durchstöberte sie gewissenhaft. Und richtig, in den Nummern vom 23. Februar des Jahres 1857 fand ich übereinstimmend die Notiz über einen sensationellen Vorfall in der Gesellschaft. Es hieß da, Mrs. S., die junge, blendend schöne Frau des Attachés an der britischen Botschaft, sei während einer Geisterbeschwörung in einer spiritistischen Sitzung en petit comité von einem Gehirnschlag betroffen worden und nach drei Tagen gestorben. Während dieser Zeit habe sie im Delirium das niemandem verständliche Wort ‚Bana' beständig gesprochen. Und weiter, meine Herren! Ich bin in späterer Zeit wieder einmal nach Ostindien gekommen. Als ich in Kalkutta war, versäumte ich nicht, einen Gang in das indische Nationalmuseum zu machen. Und ich fand in der Tat in einem Schrank einige Goldschmuckgeräte, darunter einen altertümlichen, mit Schriftzügen bedeckten Armreifen. Wie ich aus dem Katalog ersah, die Beigabe eines Skelettfundes, den man in einer Berghöhle gemacht habe. Die Lettern auf dem Armreif sollten nach Angabe des Katalogs den Sinn haben: ‚Ihn gab zum Gedenken Bana.' — Was sagen Sie dazu, meine Herren?"

Wir alle schwiegen still.

Dämmerung. / Von Erich v. Beckerath.

Wenn ich einsam auf der Halde
Steh' im Abendsonnenlicht,
Ist's, als ob am nahen Walde
Leise eine Stimme spricht,

Hörbar nicht und doch vernommen
Durch die tiefe Abendglut,
Bis das letzte Licht verglommen
Schlummernd hinter Wolken ruht:

„Frieden geb' ich deinem Schweigen,
Ruhe deinem Angesicht,
Stille deinem stummen Neigen
Und mein letztes, tiefstes Licht."



Der letzte Abschied der Leidtragenden von der zur Verbrennung geschmückten Leiche.



Verbrennung auf einem Scheiterhaufen.

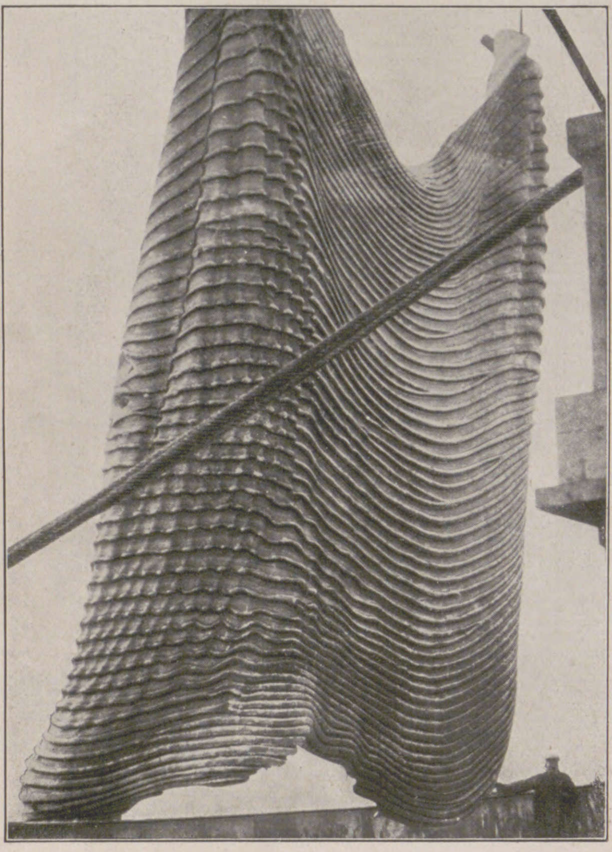
Leichenverbrennung in Südindien.

Das klassische Land der Leichenverbrennung ist Vorderindien. Stirbt dort ein Mitglied der höchsten Kasten, so wird von Söhnen und Enkeln des Verstorbenen die Leiche sorgfältig rasiert, in seidene Tücher gehüllt und geschmückt. Verwandte tragen sie zum Verbrennungsplatz. Nachbarn begleiten den Trauerzug und werfen über den Toden hinweg Blumen, Süßigkeiten und Geldmünzen unter das Volk. Der Leichnam wird auf einem von Baumstämmen errichteten Scheiterhaufen verbrannt. Am vierten Tage werden die Asche und die Reste der Gebeine gesammelt, nach dem Ganges gesandt und seinen Fluten übergeben. Alljährlich werden für die Ernährung der Seele im Jenseits Opfer gebracht. Diese bestehen aus Kugeln von Reis, Milch und Blumen. Von Vorderindien aus hat sich die Leichenverbrennung über Hinterindien bis nach Indonesien verbreitet, wo sie außer bei den Bewohnern der Insel Bali auch bei einem Teil der Battaker auf Sumatra und bei einigen Dajakstämmen auf Borneo vorkommt. Mit dem Buddhismus kam diese Sitte nach Tibet, wo heute noch die Lamas verbrannt werden.

Walfischfang.

Von Edvard Welle=Strand.

Der Walfischfang ist uralt. Schon in den ältesten Zeiten hat man an den verschiedenen Küsten Europas Walfische gejagt, und die primitivste Art des Walfischfanges wird noch heute auf den einstmals Norwegen, heute Dänemark gehörigen Färöer=Inseln nördlich von England betrieben. Dort wird der sich zeigende Schwarm von Walen — der Walfisch erscheint bedeutend häufiger in Gesellschaft als allein — in einer Art Kesseltreiben zur See von einer Reihe von Booten an Land gejagt und, sobald er hilflos am Strande liegt, mit Speeren getötet. Für die Bewohner dieser an Naturschätzen armen Inseln ist dieser Erwerbszweig eine wichtige Einnahmequelle.

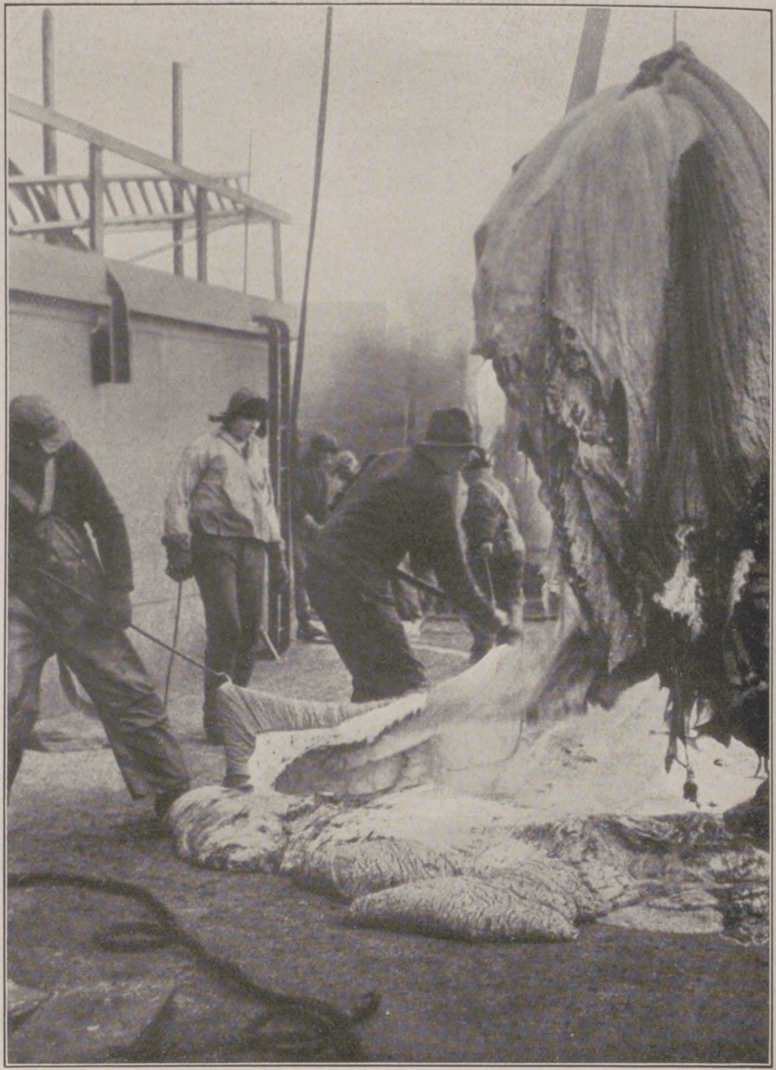


Die zwölf Meter lange Haut eines Walfisches beim Heben an Bord eines Walfangdampfers.

Mehrmals hat im Wirtschaftsleben der Völker der Fang dieser großen Meeresungetüme eine Rolle von Weltbedeutung gespielt. Im siebzehnten Jahrhundert entfalteten Engländer und Holländer an allen Küsten des Nördlichen Eismeeres eine so große Fangwirksamkeit, daß ungezählte Millionenwerte — also für die damalige Zeit ganz phantastische Summen — eingebracht wurden. Die zweite Periode des Walfischfanges fällt ins achtzehnte Jahrhundert, als englische Auswanderer erst an den Küsten ihrer neuen, nordamerikanischen Heimat und dann von Weltmeer zu Weltmeer den Walfang in ähnlich großem Stil betrieben. Über tausend Walfängerschiffe, für damals gleichfalls eine Riesenzahl, sollen auf allen Weltmeeren herumgesegelt sein.

Anders wurde es zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, mit dem eine förmliche Revolutionierung des Walfanges erfolgte, und zwar durch verschiedene in Norwegen erfundene technische Neuerungen, die zur Folge hatten, daß der Walfang nunmehr auch auf die größeren Walarten ausgedehnt wurde, an die man sich bisher nicht herangewagt hatte. Während der Walfischfang bisher kosmopolitisches Gepräge hatte, nahm er jetzt einen speziell norwegischen Charakter an. Die neuen Einrichtungen waren norwegisch, norwegisch war die Bedienungsmannschaft, und norwegisch nicht zuletzt die Initiative. Sven Foyn hieß der Mann, der die am meisten revolutionierend wirkende Erfindung der Harpunkanone machte. An der Spitze der Harpune befindet sich eine große Sprenggranate, durch die, wenn sie im Innern des harpunierten Tieres platzt, der Wal bedeutend schneller getötet und damit die Jagddauer verkürzt wird. Eine kräftige Leine hält die aus der Kanonenmündung abgeschossene Harpune auch weiterhin mit dem Fahrzeug in Verbindung, und nach dem Verenden des Wals wird dieser mit gewaltigen Winden in das Fahrzeug gehoben.

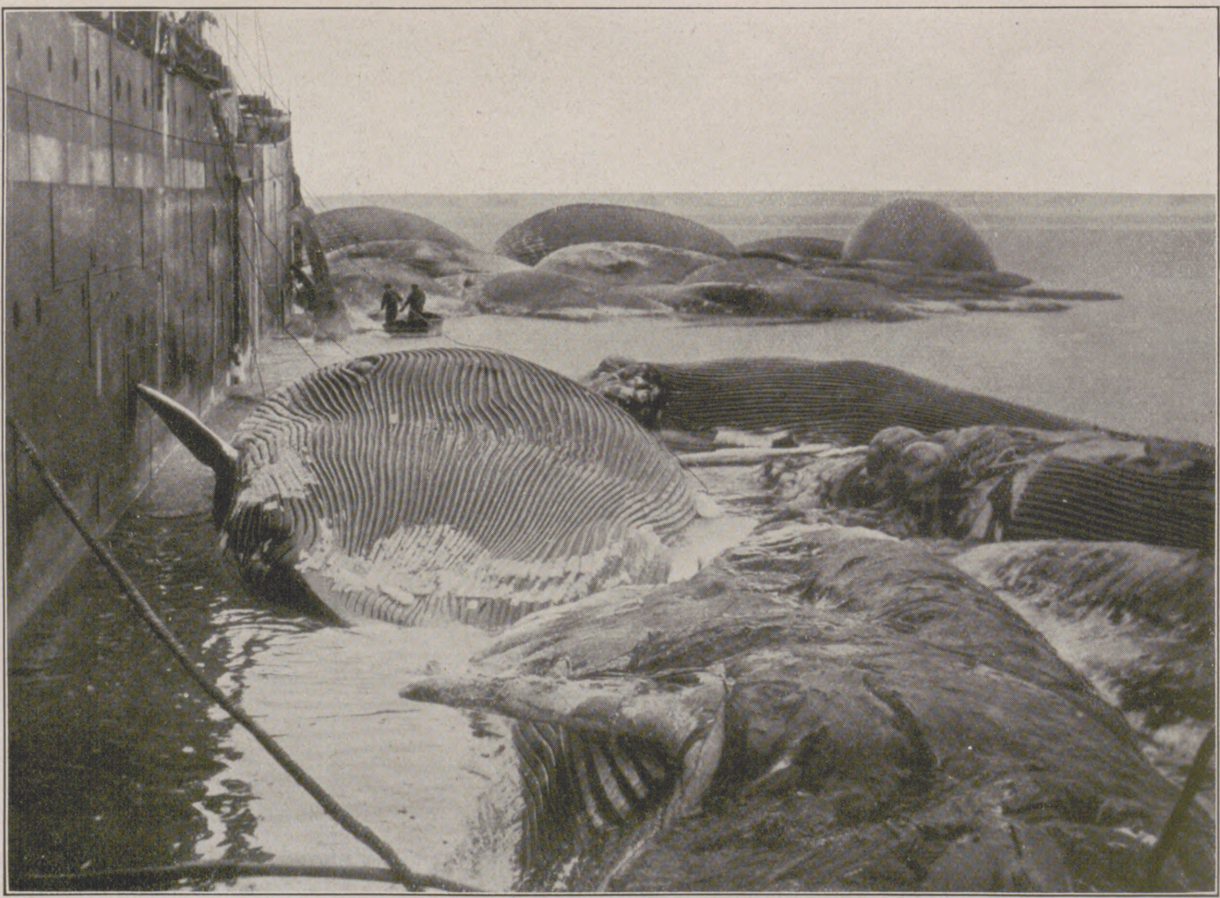
Spannend ist so eine Walfischjagd. Sobald man den weißen Spritzer in der See gewahr wird, den der Wal hinterläßt, manövriert das Walfängerschiff an den Wal oder Walschwarm heran. Die Harpunkanone wird gerichtet und in passender Nähe abgefeuert. Der Schuß knallt, die Leine springt mit der fliegenden Harpune und spannt sich, wenn der getroffene Wal in rasender Fahrt von dannen schießt und dabei das Schiff unter hoch aufspritzendem weißen Schaum an der Leine mitzieht. Oft kommt es vor, daß eine solche Todesfahrt stundenlang dauert; manchmal wiederum wird das Tier beim ersten Schuß sogleich getötet.



Aufschneiden der Zunge eines Blauwales auf dem Deck.

Vor etwa 15 Jahren hat Norwegen den Walfang an seiner Küste verboten. Man hatte entdeckt, daß der Walfisch für die Heringsfischer ein sehr nützliches Tier ist, da er die Heringsschwärme vor sich her treibt und den Fischern so den Heringsfang leicht macht. Weniger angenehm betraf dieses Verbot natürlich die Walfischfänger, die sich nun ein neues Tätigkeitsfeld suchen mußten. Aber sie fanden es rasch und unschwer. In den fernsten südlichen Breitengraden, von Afrika bis zur Antarktis, an allen Küsten südlich des Äquators, am meisten aber in Afrika und Südamerika sowie in Australien, wird heute Walfischfang mit hauptsächlich norwegischen Walfangbooten getrieben. Zum Aufblühen dieses für das Wirtschaftsleben Norwegens so wichtigen Erwerbszweiges haben besonders die „Schwimmenden Küchen“ beigetragen, große Schiffe, auf denen das Walöl gleich frisch nach der Tötung des Opfers an Bord gekocht wird.

Viele Nationen haben in letzter Zeit die verschiedenen Walfang=Methoden von den Norwegern gelernt, und nicht uninteressant ist es, daß die gelehrigsten Schüler hier, wie immer, die Japaner gewesen sind, denn Japan besitzt heute eine bereits ganz ansehnliche Walfängerflotte. Immerhin scheinen die Japaner das Walschießen doch nicht ganz gelernt zu haben, denn die an Bord dieser japanischen Boote befindlichen Walschützen sind — norwegischer Nationalität.



Achtzehn getötete riesige Blauwale im Schlepptau eines großen Walfängerschiffes.

Auf dem Walfischfang im Südlichen Eismeer.

(Phot. Sport and General Preß Agency, London.)

Der Stein. / Skizze von Josef Stollreiter.

Justus Grachten ging Jahrzehnte hindurch immer ein und denselben Weg. Über die steinerne Brücke, die die vier Eisriesen seit fernsten Jahrhunderten bewachten, über die der begeisterte Heerbann der Kreuzfahrer einst palästinasehnsüchtig und tatendranggefoltert mit wehenden Fahnen zog, vorbei an dem uralten, gewaltigen, burggleichen Dom, dessen wuchtiger Bau in Wettersbrünsten finster drohte, zu Boden drückte, und aber im strahlenden Sonnenfeuer wie ein heiliges Fanal der Gottesherrlichkeit gleißte und lohte, vorbei am zeitgrauen Königsschlosse, in dessen Mauern lang ausgestorbene Geschlechter regierten, rasten, litten, leiden ließen und an sich selbst verdarben.

Hoch oben an der mächtigen Fassade des ehernen Trutzbaues klotzte ein Stein, reckte sich weit vor, als wollte er zur Erde stürzen und stürzen. Jahrhunderte hing er so oben, immer zu fallen bereit.

Aber jedesmal, wenn Justus Grachten unter ihm vorbeiging, mußte er angstvoll emporsehen, und jedesmal schlug er ein hastiges Tempo an, um vorbeizukommen, ehe das graue Dräuen ihm auf den Kopf stürzen und ihn unter sich begraben könnte. Er brachte es aber auch nicht fertig, auf der anderen, gegenüberliegenden Seite vorbeizugehen. Der Stein wirkte auf sein Blut, auf seine Nerven wie ein Magnet. Zuweilen spielte er sogar in seine Träume und sah ihn am nächsten Tage, wenn er unter ihm wegschritt, an, als wollte er ihn an den Traum erinnern.

Eine Unsumme Lebensarbeit, hart und unsagbar schwer, schluckte Justus' Zeit restlos ein. Seine Nächte dazu, seine Sonn- und Feiertage, seine Sehnsüchte, seine Sonnenatemzüge, die süßen, abenteuerlichen Lichtes trunkenen Mondennächte, die warmen, lauen Sommer und die in Schneeschweigen gebetteten Winter.

Atom um Atom mußte er sich sein Leben, seine Daseinsmöglichkeiten erkämpfen und erringen.

Spät nahm er ein Weib. Eine Blüte, wie von Wundern hingeschneit, wie aus duftzarten Staubfäden gewoben und mit süßem, zauberhaft goldenem Vogelblut durchstrahlt. In ihre Augen hatte sich der Himmel vor der entgötterten Menschheit der Tage geflüchtet, und der hohe Duft aller Keuschheit sang in ihrem Sonnenstrahlenleib. Ihre Regungen glichen dem Wehen Zephirs in Blütenfeldern, und in ihr Goldhaar hatte der Himmel seinen letzten Märchenüberschwang vor der Habgier der Menschen, die um Gold die Erde verheeren und verwüsten, gerettet.

Tief wie ein Bergsee schwieg und klang ihre Liebe.

Aber ihm fehlte zum vollen Glücke, zum vollen Auskosten des Wunders, das ihm geworden, wieder die Zeit. Arbeit und Schaffensdrang verschlangen ihn.

Die Blüte reifte und trug Früchte in den Lebenssommer hinein.

Aber wenn sie des Sonntags, die kurze Spanne Zeit, die ihm der Schaffenssturm ließ, die Kinder ausfuhren, glücklichen Lächelns voll, zogen sie immer an dem Stein vorbei und schauten hinauf. Zuweilen zeigte er diesen Gesellen auch den Kleinen, die dann immer jubelten und die strahlenzarten, süßen Ärmchen emporstreckten.

Still und tränenden Auges, in sich gekehrt, folgten sie eines Tages der jüngsten Blüte ihrer Seelengemeinschaft hinaus zum Kirchhof, dem Acker Gottes, wo jeglicher, gleich einem Saatkorn, das in der Scholle überwintern muß, in die dunkle Furche sinkt.

Und auch dieser Weg führte an dem Stein vorbei, wie alle und wie einst auch der Myrtenpfad zur Trauung nach der Kirche Sankt Barbara.

Dann kam ein großes Sterben ins Land und trug auf den menschenfrachtbeschwerten Armen auch Justus Grachtens Weib auf den Kirchhof, vorbei an dem Stein. Und es war Justus, als flöge der, gleich einem Banner im Winde, hin und her, lüstern, über ihn herabzustürzen und ihn zu zermalmen. Aber zu den Verlangenden, zu den Geschlagenen, die verzweifelt mit allen Fasern nach ihm schreien, kommt der Tod nicht. Sie wären ihm keine Beute, denn sie fielen ihm kampflos, ergeben in den Schoß. Und auch der Tod will erringen, erstreiten, was er besitzt. Der Regen rann in das offene Grab, als weinte der Himmel, aufgelöst in Tränen, und die Winde heulten wie die Seufzer des Ewigen und beugten die Bäume tief zur Erde. Die Scholle fiel auf den Sarg wie tönendes Eisen.

Justus starrte auf dem Rückweg zu dem Stein empor. Er saß breit in der riesigen Mauer, und ein höhnisches Grinsen streckte sich quer über ihn hin. Er ging ganz langsam, blieb unter ihm stehen. Vergebens. Das steinerne Tier hob sich nicht aus seinem breitmäuligen Frohlocken.

Dann kamen Arbeit und Lebenskampf wieder und rissen den Mann aus seiner Apathie in den Wirbel des Tages, in dem er nun schleppte wie ein krankes Tier.

Nach einem Jahre trug man sein letztes Kind an dem Stein vorbei, in die Saatenfurche Gottes.

Er litt nicht mehr darunter. Er konnte nicht mehr leiden. Er schrie auch nicht mehr nach dem Tode, ihm fehlte auch dazu die Kraft. Unter dem Stein flog er nun immer vorbei. Er brachte die Energie, gleichgültig zu sein, nicht mehr auf und begann den Tod, so ersehnt er ihm war, zu fürchten. Seine Angst vor dem Stein stieg ins Grenzenlose. Er sandte Episteln an die Zeitungen, wies auf die Sturzgefahr des Blockes hin.

Man lachte über den Angsthasen und schrieb von allen Seiten wieder: Der Herr Einsender brauchte ja nicht den Weg zu gehen, und andere könnten eben keine Angst aufbringen.

Justus sah das alles klar, er mußte aber auf dieser Seite gehen, sein Blut warf ihn da hin, wie ein Wirbel von Eisen und Unwiderstehlichkeit. Seine Füße gingen keinen anderen Weg, sie hatten die Herrschaft über ihn gewonnen. Sein Atem stieß, wenn er vorüberhastete, wie ein Erdbeben, seine Brust arbeitete, als wollte sie alle Organe jäh aus sich hinausschleudern.

Er erkrankte, konnte aber nicht liegen, er mußte ja an dem Stein vorbei. Hastig, atemlos, von Furien gehetzt.

Eines Morgens wollten seine Füße nicht mehr mit. Es war, als schleppte er Zentner dahin. Fiebernd kroch er in sich zusammen.

Sein Blick hing schon von weitem an dem Stein. Bebte der nicht? Wuchs er nicht aus der Wand wie ein Arm, der Tod und Verderben herunterdroht? Bröckelten nicht Mörtel, Staub und Kies herab?

Jetzt stand er unter ihm, wollte hasten und konnte nicht weiter. Seine Füße lasteten wie Blei, wie an den Boden festgeschmiedet. Lahmheit befiel ihn, und er mußte nur immer und unverwandt emporsehen. Ein Fieberfrost warf ihn wie sturmgeschüttelt hin und her. Staub quoll aus den Mauerfugen, der Stein löste sich, schwankte, stürzte.

Justus' Augen rissen sich weit, angelweit auf. Mörtel, Kalk, Geröll peitschten wie scharfe Nadeln sein Gesicht; er sank lautlos in die Knie und breitete die Arme weit aus, den Tod zu empfangen.

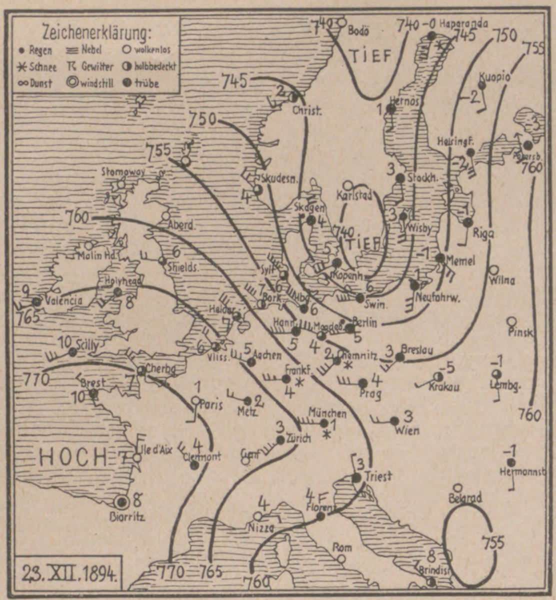
Donnertosend polterte der Stein auf die Straße, zerbröckelte und schüttete sich hoch, ein Grabhügel, aus dem Himmel gefallen, über den alten, lebenvernichteten Mann, der so viele Jahre, Jugend und Lebenszeit, Weib und Kind, von ihm erfüllt und durchängstigt, vorübergetragen.

Als man den Verschütteten freigeschaufelt, lag er mit ausgebreiteten Armen und gestreckten Beinen, wie Christus am Kreuze. Sein Gesicht war hart, wie gemeißelt, seine Augen geschlossen, und aus seinen beiden Pulsen rann scharlachen Blut.

Wie ein hungriges Auge starrte die Stelle, der der Stein entsprungen, auf die erschreckte Straße herab, die Scharen und Scharen von Menschenvolk um den Toten türmte, der mit weitausgebreiteten Armen in die Unendlichkeit verweht.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die wichtigsten winterlichen Wetterlagen. Unsere Winter in Deutschland weisen bekanntlich sehr verschiedenartigen Charakter auf. Während von Zeit zu Zeit ein Winter kommt, wie der vorjährige, der Monate lang hintereinander mit nur geringfügigen Unterbrechungen überwiegend Frost und eine lang dauernde Schneedecke bringt, entbehrt in anderen Jahren der Winter fast völlig der nennenswerten Kälte und des Schnees und beschert uns dafür, was wahrlich kein Vorzug ist, viel Wind, Sturm, Regen und Wolken. Wieder andere Winter tragen Mischcharakter und sind in der ersten Hälfte ganz anders geartet als in der zweiten, oder es treten mitten in einem sonst warmen und milden Winter ein paar Tage oder auch Wochen allerstrengsten Frostes auf. Völlig einheitlich ist ja überhaupt kein Winter geartet; man kann immer nur von einem Vorwiegen des einen oder anderen Wettersystems sprechen. Jede besonders charakteristische Winterwitterung spiegelt sich in einer zugehörigen, eigenartigen Luftdruckverteilung über Europa wider oder ist, besser gesagt, die Folge einer solchen Luftdruckverteilung. Es ist



2. Mildes Winterwetter, Regen und Sturm.

daher ohne weiteres möglich, Wetterkartentypen zu konstruieren, die uns die über kürzere oder längere Zeit sich erstreckende Herrschaft des strengen Frostes und der milden Witterung, der Schneeverwehungen und der Regenwitterung, der Winterstürme und des ruhigen Winternebels vor Augen führen. Zeiten besonders strengen Frostes sind in unserm Klima einmal durch wolkenlose Witterung (unter Umständen jedoch mit Bodennebel) ausgezeichnet und außerdem entweder durch Windstille oder durch mäßig lebhafte Winde aus Ost bis Nordost. Diese Tatsache verdient besondere Beachtung. Im Winter sind unsere Hauptkältebringer durchaus nicht die Nordwinde, die im Rufe besonderer Kälte stehen und im späteren Frühjahr in der Tat auch die größte Frostgefahr bringen (wobei die NW-Winde noch gefährlicher als die reinen N-Winde sind), sondern sämtliche Winde aus östlichen Richtungen. Selbst die SO-Winde sind dann in der Regel kälter als die N-Winde. Am schlimmsten aber sind die NO- und O-Winde, zumal wenn sie längere Zeit anhalten und mit Stärke 4 bis 6 der 12-teiligen Beaufort-Skala daherwehen (höhere Windstärken werden sie kaum je erreichen). Das Charakteristikum der Wetterlagen der Perioden strengsten Frostes besteht in einem ausgedehnten Hochdruckgebiet über Nordosteuropa. Je höher das Barometer über Nordrußland ansteigt, um so stärkere Kälte pflegt in Deutschland überall dort einzutreten, wo die östlichen Winde hingelangen. Unsere Karte 1 zeigt uns einen besonders typischen Fall dieser Art. In dem sonst ziemlich milden Winter 1906/07 stellten sich seit dem 21. Januar einige Tage sehr strenger Kälte ein. Die Ursache war der beispiellos hohe Luftdruck über Nordeuropa, den uns die Wetterkarte erkennen läßt. Niemals vorher und nachher haben wir in Europa so hohe Barometerstände erlebt wie an den Tagen des 22. und 23. Januar 1907. Am Morgen des 23. brachte es Riga fast auf genau 800 mm Luftdruck. Eine eisige Oftströmung von zum Teil ziemlicher Heftigkeit über Deutschland war die Folge. Die Wetterkarte läßt dies klar erkennen. Eine zweite Möglichkeit der Entstehung strenger Kälte ergibt sich, wenn Deutschland im Kern des barometrischen Hochdrucks liegt. Nicht durch Luftzufuhr aus dem kalten Osten und Nordosten, sondern durch Ausstrahlung des Erdbodens in klaren Nächten entwickelt sich dann der strenge Frost, zumal dort, wo völlige Windstille herrscht. Nur selten wird die Kälte dann ebenso



1. Strenge Winterkälte.



3. Starker Schneefall.

stark wie im ersten Fall, auch ist sie, infolge der ruhigen Luft, sehr viel leichter erträglich und angenehmer, aber sie pflegt dafür in der Regel auch ziemlich lange anzuhalten, freilich in wechselnder Stärke, und gelegentlich kann diese Wetterlage einen ganzen Monat in den Ruf besonderer Strenge bringen, wie es am charakteristischsten im Dezember 1879 der Fall war. Dieser Wettertyp ist es aber auch, der zu unseren wundervollsten Winterlandschaftsbildern Veranlassung zu geben vermag: den herrlichen Rauhreifbildungen unter strahlend blauem Himmel, die wohl das Schönste sind, was des Winters Künstlerhand zu schaffen imstande ist. Die strenge Kälte und die ruhige Luft lassen aus dem in den Nacht- und Morgenstunden sehr häufigen, dichten Nebel Millionen kleiner weißer Eiskristalle auf Bäumen und Sträuchern ausscheiden, die dann beim Zerreißen des Nebels im Sonnenschein in Millionen goldener Funken blitzen. Sobald bei uns im Winter westliche Winde von längerer Dauer auftreten, gibt es Tauwetter, unter Umständen selbst ziemlich warmes Wetter. Die Lage Deutschlands zum Atlantischen Ozean und zur „Warmwasserheizung“ des Golfstroms macht diese Tatsache erklärlich. Dabei gilt die Regel, daß es um so wärmer zu sein pflegt, je heftiger die westlichen (besonders südwestlichen) Winde im Winter wehen. Unsere höchsten Wintertemperaturen überhaupt stellen sich mit Vorliebe bei vollem W- oder SW-Sturm ein. Wehen die westlichen Winde nur schwach, so ist leichter und selbst mäßiger Frost nicht ausgeschlossen, doch ist das Tauwetter unbedingt die Regel, das leider besonders oft zu den berüchtigten Regen- und Matschwetter unserer Wintermonate wird. Das milde Wetter ist im allgemeinen unangenehmer als ein klarer, sonniger Frosttag, zumal die milde Witterung in der Mehrzahl der Fälle mit dichter Wolkendecke und viel Feuchtigkeit erkauft werden muß, nicht selten auch mit den gefürchteten Winterstürmen. Unbedingt am angenehmsten ist die milde Witterung, wenn die westlichen Winde bei hohem Barometerstand und entsprechend heiterem Wetter als leiser Luftzug auftreten. Diese sehr sympathische Wetterlage, die mitten im Winter Frühlingstage vortäuschen kann, stellt sich ein, wenn über Mitteleuropa hoher Druck, aber ein wenig südlich von Deutschland liegt. Auch bei einer Lage des höchsten Luftdrucks im Südosten des Erdteils haben wir oftmals ähnlich schöne und milde Winterwitterung zu verzeichnen. Wenn dagegen das barometrische Hoch im SW des Erdteils liegt, über Spanien und dem Biskayischen Golf, so herrscht in Deutschland zumeist recht unruhige Witterung, da Luftdruckwirbel über Nordeuropa dann unser Wetter stark beeinflussen. Viel Regen, gelegentlich auch einige Schneeböen, dazu heftige Winde, oft volle Stürme aus westlichen Richtungen sind die Folge. Karte 2 führt uns einen solchen Fall vor, der an der deutschen Nordsee zu einer richtigen Wetterkatastrophe Veranlassung gab, da die daselbst nach NW gedrehten Stürme eine ungewöhnlich schwere Sturmflut hervorriefen. Daß es sonst in Deutschland allenthalben unter der Wirkung der starken Luftzufuhr aus Westen für die Jahreszeit milde ist, beweist ein Blick auf die neben den Städtenamen in die Karte eingetragenen Temperaturen. Vielfach fallen Niederschläge, teils in Form von Tauschnee (Chemnitz, Frankfurt, München), teils als Regen (Berlin, Nordseeküste). Die weitaus meisten Schneefälle in Deutschland erfolgen bei westlichen Winden, sind aber infolgedessen zumeist auch von geringer Beständigkeit der Schneedecke, da diese Westwinde entweder bei Tauwetter auftreten oder einen Umschlag zu Tauwetter nach sich ziehen. Diese Schneefälle gehen zuweilen bei stürmischem Wetter in Form schwerer Böen nieder, haben also den Charakter von Schneesturm, der in unserm Klima glücklicherweise fast stets bei Tauwetter auftritt, und sind hier und da selbst von kurzen Wintergewittern begleitet. Doch führen die bei Westwind auftretenden Schneefälle nur selten zu dauerhaften und dichten Schneedecken, obwohl auch solche Fälle bei rechtzeitigem Umspringen des Westwindes vorkommen. Stärkere Schneefälle bei ausgeprägtem, beständigem Frostwetter sind bei uns eine durchaus nicht häufige Erscheinung. Die lang andauernden, kräftigen Schneefälle, die zur Bildung bedeutender Schneedecken Anlaß geben und ohnehin in der Ebene oft jahrelang ganz fehlen, stellen sich am häufigsten bei Temperaturen in der Nähe des Gefrierpunkts ein. Je kräftiger der Frost ist, um so seltener und unergiebiger werden die etwaigen begleitenden Schneefälle. Karte 3 zeigt uns den typischen Fall eines ebenso zeitlich wie räumlich ausgedehnten Schneefalles, der sogar in ganz ungewöhnlich früher Jahreszeit, schon im November, sich einstellte, während sonst die großen und dauerhaften Schneefälle in der deutschen Ebene erst nach Weihnachten die Regel sind. Wie fast stets, ist die Ursache ein flaches, nur sehr langsam nach N-NO sich fortbewegendes Tief über Mitteleuropa. Glücklicherweise kommt diese Wetterlage, die im Winter in der Regel zu starken Schneeverwehungen und Verkehrsstörungen Anlaß gibt, nur ziemlich selten vor. Die noch selteneren stärkeren Schneefälle bei höherem Frostgrade ergeben sich dagegen zumeist dann, wenn hoher Luftdruck über Nordeuropa liegt, eine vorwiegend nordöstliche, lang anhaltende Luftströmung zu einer längeren Periode mäßig strengen Frostes in Deutschland geführt hat und dann das Barometer von Süden her zu fallen beginnt. Diese Luftdruckverteilung mit ihren Folgen gehört aber zu den ziemlich seltenen Vorkommnissen. Dr. R. Hennig.

Vererbung der musikalischen Begabung. Über die Erblichkeit der musikalischen Begabung liegen statistische Anhaltspunkte bisher nur in ganz unzulänglicher Anzahl vor. Wohl ermöglicht ein Überblick über die Familiengeschichte berühmter Musiker zuweilen die Erkennung allgemeiner Grundsätze der Vererbung, aber das große Zahlenmaterial, das in Ermangelung von Versuchen gefordert werden muß, fehlt noch durchaus. Große Lücken machen hier einen sicheren Schluß nahezu unmöglich. Als sehr bedeutsam muß daher ein neues Buch der hallischen Professoren Haecker und Ziehen angesehen werden, das sich mit der „Vererbung und Entwicklung der musikalischen Begabung“ in origineller wissenschaftlich-statistischer Weise beschäftigt. An Hand ausführlicher, sorgfältig ausgedachter Fragebogen haben sie die Musikalitätsgeschichte mehrerer tausend Menschen verfolgt. Ihre Ergebnisse, die sie selbst in sachlicher Hinsicht noch nicht für allgemeingültig betrachtet wissen wollen, gipfeln in folgenden Punkten. In Ehen, bei denen eins der Eltern musikalisch ist, das andere nicht (diskordante Ehen), überwiegen die männlichen sehr ausgeprägt musikalischen Nachkommen über die weiblichen; vor allem gilt das, wenn die Mutter der musikalische Teil ist. Die positive Belastung ist in diskordanten Ehen wirksamer als die negative. Die Vererbung der Musikbegabung folgt den Mendelschen Vererbungsgesetzen. In den positiv-konkordanten Ehen, wenn also beide Eltern musikalisch sind, kommen etwa 40% sehr ausgeprägt musikalische und fast 40% musikalische Nachkommen vor. Aber es finden sich — ein Befund, der auch mit sonstigen praktischen Erfahrungen übereinstimmt — hier auch wenig musikalische und gänzlich unmusikalische Nachkommen. Das Auftreten einer solchen Vererbungstatsache ist ja bei der Betrachtung längerer Vererbungsreihen nichts Auffallendes. Zwei Hauptfolgerungen ergeben sich aus den von Haecker und Ziehen aufgestellten Statistiken: männliche Personen sind für musikalische Belastung im allgemeinen etwas empfänglicher, und die musikalische Belastung von seiten der Mutter ist im allgemeinen wohl etwas wirksamer. Die Entwicklung der musikalischen Begabung weist zwei Gipfelpunkte auf. Bei musikalisch sehr veranlagten Personen zeigt sich die Musikbegabung, wie auch sonstige Beobachtungen erweisen, oft schon vor dem Ende des zweiten Lebensjahres, besonders bei den erblich Belasteten. Doch wird hier die Musikbegabung von den musikalischen Eltern gewöhnlich leichter und früher entdeckt als in anderen Fällen, auch ist die Anregung auf musikalischem Gebiet größer. Häufig kehrt die Angabe wieder, daß musikalische Begabung in Gestalt richtigen Singens schon vor dem Sprechenlernen auftrat. Kurz vor der Pubertät macht sich die musikalische Begabung oft stärker geltend und wird daher leichter bemerkt. Beachtenswert ist die Feststellung, daß von 46 komponierenden Personen,

deren Angaben zuverlässig sind, 13 (28%) keine Gelegenheit hatten, früh oder sehr früh Musik zu hören. Es zeigt dies, daß sich kompositorische Begabung unabhängig von musikalischen Anregungen in der Kindheit entwickeln kann. Eine sichere Beziehung (Korrelation) zwischen musikalischer und mathematischer Begabung konnten Haecker und Ziehen mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Material nicht nachweisen. Auffallend hoch ist der Prozentsatz der mathematischen Begabung bei negativ-musikalisch veranlagten männlichen Personen, so daß man fast versucht wäre, hier an ein Äquivalent zu denken. Ebenso ergab sich umgekehrt ein niedriger Prozentsatz mathematischer Begabung bei den sehr musikalisch veranlagten männlichen Personen. Beim männlichen Geschlecht besteht nach dem vorliegenden Zahlenmaterial wahrscheinlich eine Korrelation zwischen musikalischer und zeichnerischer Begabung, eine noch größere offenbar zwischen musikalischer und dichterischer Begabung. Beim weiblichen Geschlecht sind diese Korrelationen unsicher, zeichnerische rezeptive Begabung scheint beim weiblichen Geschlecht gegenüber dichterischer zu überwiegen. Es sind das durchweg sehr wichtige und in mancher Hinsicht aufschlußreiche Befunde, die auch erzieherisch von praktischer Bedeutung werden können. W. Sch.

Das Hören der Fische. Die Frage, ob die Fische hören, ist von der Wissenschaft wiederholt aufgeworfen und noch bis vor kurzem verneint worden. Man stützte sich hauptsächlich auf die anatomische Beschaffenheit des Ohres dieser Tiere und glaubte, in dessen Labyrinth lediglich ein Organ des statischen Sinnes zu erblicken. Wie kommt das? Das sogenannte Labyrinth unseres Ohres besteht der Hauptsache nach aus den beiden Vorhofbläschen, an die sich, und zwar an jedes, ein Kanalsystem anschließt. Es sind das die drei halbkreisförmigen Kanäle, die man die drei Bogengänge nennt, und die in Spiralwindungen verlaufende Schnecke. Alle diese Hohlräume sind von Flüssigkeit erfüllt, in die feine Haare hineinragen. In den beiden Vorhofbläschen sieht man über diesen Haaren kleine mikroskopische Kalkkörperchen schweben, die sogenannten Gehörsteinchen oder Otolithen. Dieser Apparat vereinfacht sich zusehends, wenn wir in der Reihe der Wirbeltiere und noch weiter herabsteigen. Aber man bemerkt selbst bei den meisten wirbellosen Tieren noch immer mit Flüssigkeit erfüllte Bläschen, die mit Hörsteinchen ausgestattet sind. Kein Wunder, daß man zu der Annahme kommen konnte, es wäre der Gehörsinn unter den Tieren außerordentlich weitverbreitet. Nun machte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Entdeckung, daß Tauben, denen man die Bogengänge fortnahm, starke Bewegungsstörungen zeigten. Sie konnten sich kaum mehr über die Lage ihres Kopfes orientieren und sich beim Fliegen nicht mehr im Gleichgewichte halten. Die gleichen Beobachtungen vermochte man bei den verschiedensten Tieren, namentlich auch bei Wasserbewohnern, festzustellen. Zweifellos besitzen die Tiere einen sogenannten statischen Sinn, der an besondere Organe im Ohr gebunden ist. Voreilig war wohl die Behauptung, daß keiner der Fische hören und durch Schall gereizt werden könnte. Man folgerte weiter, es sei unmöglich, Schall ohne Erschütterung im Wasser zu erzeugen. Aus freier Luft dringe fast kein Schall ins Wasser, und im Wasser werde fast kein Schall erzeugt. Also hören die Fische nicht. Indes, die Tatsachen sprechen anders. H. N. Meier erbrachte einwandfrei den Nachweis, daß der Zwergwels (Amiurus nebulosus) auf einen Pfiff hin stets im Aquarium die Flucht ergreift. Noch weiter in der Untersuchung auf diesem Gebiete ging v. Frisch, indem er den Zwergwels auf Töne dressierte. Sooft er ihm Futter (geschabtes Fleisch) darreichte, pfiff er mit dem Munde. Um jede Gesichtswahrnehmung auszuschließen, wurden dem Fische die beiden Augen entfernt. Sechs Tage nach Beginn der Dressur wußte das blinde Tier bereits zu reagieren. Der Wels kam aus seiner Tonröhre, seinem Versteck im Aquarium, heraus, sobald gepfiffen wurde, und schwamm dann suchend im Wasser umher. Die Reaktion erfolgte durchschnittlich schon nach 4,8 Sekunden. Um mechanische Übertragungen der Töne, etwa vom Fußboden aus zum Aquarium, auszuschalten, wurde eine dicke Filzschicht unter den Glasbehälter gelegt. So ist einwandfrei erwiesen, daß der Zwergwels auf Töne reagiert. Es ist aber noch der Nachweis zu erbringen, ob die Reaktion über das Labyrinth erfolgt. Prof. Dr. Schmid.

Mannweiber in China. Die von der „National Geographic Society" ausgesandte Expedition hat im westlichen China eine Art moderner Amazonen oder Mannweiber aufgefunden, worüber Frederick Wulsin, der Leiter der Expedition, folgende interessante Einzelheiten zu erzählen weiß: Der Stamm ist mongolischer Abstammung und bewohnt jenen wenig bekannten Teil des westlichen Chinas, wo die Quellgewässer des Yellow River oder Goldstromes liegen. Die Gelehrten meinen, daß dieser Stamm und andere ihnen verwandte Stämme sich seit Jahrhunderten im Herzen Asiens befunden haben und ein Gemisch vieler Rassen sind. Man glaubt aus gewissen Merkzeichen annehmen zu können, daß die Region des Goldstromes zu den Rassenansammlungspunkten gehört, von wo aus die früheren asiatischen Wanderungen ausgegangen sind. Die neuentdeckten Frauen beherrschen die Männer ihres Stammes, sind nicht auf persönliche und physische Reize angewiesen, um sich unter den Männern ihres Stammes zu behaupten, und kapitulieren auch nicht vor den Folgen des Alters. Beide Geschlechter rauchen eine Art herben Krautes, das dem Tabak ähnelt. Das Ackerland ist rar und kann nur wenige Familien ernähren. Den Frauen ist es daher gestattet, mehrere Ehemänner zu haben, auch sind Zeitehen gültig, mögen sie nun für sechs Monate, sechs Wochen oder sechs Tage abgeschlossen werden. Die Sprößlinge solcher Ehen betrachten als Vater jeden, den ihnen ihre Mutter als solchen bezeichnet. Die anderen „Ehemänner" sind die „Onkel" der Kinder. Familiennamen sind unbekannt, das Kind wird bezeichnet als Sohn oder Tochter dieser oder jener Frau. Jeder Kauf oder Verkauf geschieht durch die Frau oder zum mindesten mit ihrer Einwilligung; sie führt die Familienkasse und sämtliche Angelegenheiten des Haushalts. In einigen Teilen des Landes ist das „Hutwahlfest" bekannt, das wir bei vielen mosleminischen, mongolischen und tibetanischen Stämmen antreffen. Ein Mann kann, alter Sitte gemäß, die Kopfbedeckung jedes Mädchens oder jeder Frau nehmen, die er in den Tempelstätten trifft, und sie muß dann ohne weitere Zeremonien seine Frau — auf Zeit werden. Verbrechen sind häufig, aber selbst das schwerste Verbrechen ist durch Zahlung einer bestimmten Summe gutzumachen. Komprimierte Teeziegel werden als Tauschmittel benutzt. Der höchste Preis in Tee wird angelegt für das Leben eines Priesters — bisweilen bis 200 Ziegel, der niedrigste Preis für das Leben eines Fremden, das nur auf zwei bis drei Teeziegel abgeschätzt wird. Dr. Fk.

Neue Wege zum Aufsuchen von Erzlagerstätten. Von einem französischen Gelehrten, Professor Schlumberger, sind jetzt Versuche unternommen worden, die elektrischen Ströme nutzbar zu machen, die von einer Erzlagerstätte ausgehen, um diese nachzuweisen. Er fand, daß von schwefligen Erzen solche elektrische Ströme ausgehen. Sie beschreiben einen Kreislauf und entstehen in der obersten Zone, der sogenannten Oxydationszone, laufen durch die gesamte Erzlagerstätte, teilen sich dem anstehenden Gestein mit und finden durch diese ihren Weg von der Erdoberfläche zur Erzlagerstätte zurück. Man erklärt sich diese Erscheinung durch die Berührung des Grundwassers mit den Metallen. In Nordamerika, im Ducktown-Distrikt (Tennessee), sind durch diese Erscheinung Erzfelder, die Pyrit, Magnetkies und Kupferkies enthalten, nachgewiesen worden. Von Schlumberger ist bei seinen Versuchen auch festgestellt worden, daß Anthrazitkohle zu den Bodenschätzen gehören, von denen elektrische Ströme ausgehen. Er machte an Anthrazitflözen Versuche, die zwischen alten Geröllschichten, sogenannten Konglomeraten, eingeschlossen waren. Die auf diese Weise nachgewiesenen Erzfelder von Südburg in Nordamerika lagerten sogar unter einer 60 bis 70 Meter dicken Decke von eiszeitlichem Lehm und Ton, durch die hindurch die elektrischen Ströme festgestellt werden konnten. In Ontario hat man auf diese Weise Goldfelder nachgewiesen, aber nur da Erfolg gehabt, wo das Gold als goldhaltiger Kies vorhanden war, während überall da, wo das Gold als Freigold auftrat, diese elektrischen Ströme vom Gold nicht ausgingen. Rudolf Hundt.

Literatur und Kunst.

Maurus Jokai. (Zu seinem 100jährigen Geburtstag am 19. Februar). Der ungarische Dichter Maurus Jokai zählt zu den zahlreichen Schriftstellern, die, vor die Berufswahl gestellt, sich für das Studium der Rechtswissenschaft entscheiden, ohne innerlich irgendwelche Beziehungen zur Jurisprudenz zu haben. Sobald sie sich dann auf schriftstellerischem Gebiete durchgesetzt haben, pflegen sie den Akten endgültig Valet zu sagen, um sich der Freiheit des literarischen Schaffens zu erfreuen. Die Universitäten, an denen Maurus Jokai sich dem Studium der Rechte widmete, waren Preßburg, Papa, wo sich Beziehungen zu Petöfi, dem andern großen ungarischen Dichter, ergaben, und Kecskemet. Obwohl Jokai schon als 21jähriger junger Mann durch das Advokatendiplom das verbriefte Recht erhielt, sich als Jurist zu betätigen, übte er den Beruf eines Advokaten niemals aus. 1846 ließ er vielmehr, nachdem er schon mit siebzehn Jahren ein Drama geschrieben hatte, den Roman „Werktage" erscheinen, der ihn sofort bekannt machte und ihm zahlreiche Leser zuführte. Das angesehenste belletristische Wochenblatt, das damals in Ungarn erschien, die „Lebensbilder", sicherte sich den jungen erfolgreichen Autor als Redakteur. Das Jahr 1848, an dessen Ereignissen Jokai lebhaft interessiert und beteiligt war, zwang ihn, einige Zeit im Lande umherzuirren, bis die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung ihm die Möglichkeit gab, sich wieder seinem Schaffen in Ruhe zu widmen. Zudem berief man ihn ins Abgeordnetenhaus, und 1897 wurde der Dichter zum lebenslänglichen Mitglied des Magnatenhauses ernannt. Die Tageszeitung „Vaterland" und später das Blatt der Regierung „Nation" bildeten die Wirkungsstätten Jokais in seinen ferneren Lebensjahren. Auch die humoristische Zeitschrift „Komet", die der Dichter einige Zeit redigierte, durfte sich seiner häufigen Mitarbeit rühmen. Am 5. Mai 1904 starb Jokai. Betrachten wir die Fülle und die Mannigfaltigkeit seiner Werke, so müssen wir diesen Ungarn zu den fruchtbarsten

Poeten aller Zeiten zählen. 300 Bände umfassen seine Dichtungen, und, was das Wunderbare ist, kaum eine Arbeit ist darunter, die nicht die Eigenart seines literarischen Profils zeigt. Eugen Sue und Alexander Dumas sind die Schriftsteller, von denen Jokai ausging. Aber bald löste er sich von ihnen, um seine Eigenart zu entwickeln, die aus einer seltsamen Mischung von Humor, ungehemmt quellender Phantasie und einer Fähigkeit, selbst die einfachsten und nicht immer kurzweiligen Dinge fesselnd und anmutig zu gestalten, besteht. Die Charakterzeichnung ist Jokai weniger wichtig; auf sie hat er nie großen Wert gelegt, ein Mangel, der durch den Reichtum seiner Vorzüge ausgeglichen wird. Auch nur die Titel seiner Erzählungen, Novellen, Dramen usw. aufzuführen, würde zu weit führen. Nur einiges sei erwähnt. Da ist der von dem Sechsundzwanzigjährigen geschriebene Roman „Siebenbürgens goldene Zeit“, dem „Der Mann mit zwei Hörnern“ und „Die Türkenwelt in Ungarn“ folgten. Da finden wir die auch in Deutschland vielgelesenen Erzählungen „Ein ungarischer Nabob“ und „Zoltan Karpathy“, ferner „Der Zigeunerbaron“, „Die Frau mit den Meeraugen“ und „Das Herz auf der Stirn“. Unter den dramatischen Arbeiten des Dichters ragen hervor „Manlius Sinister“, „König Koloman“, „Die Märtyrer von Sziget-Var“ und „Milton“. Zahllose Skizzen, Novellen, Erinnerungen u. a. erschienen zwischen diesen Hauptwerken. Ungarn nennt, neben Petöfi und Johann Arany, Jokai seinen bedeutendsten Dichter, einen Poeten von seltener Fülle des Weltbildes und stets hohem literarischen Rang. Hans Gäfgen.

Lyrik. Anthologien deutscher Lyrik besitzen wir in großer Zahl. Aber eine Anthologie, bei deren Zusammenstellung nicht der subjektive Geschmack des Herausgebers, sondern die Selbstbewertung der zu uns sprechenden Dichter maßgebend war, fehlte bisher auf dem Büchermarkt. Diesen glücklichen Gedanken, die lebenden Dichter selbst zur Auswahl des Gebotenen zu veranlassen, hat nun Albert Sergel in die Tat umgesetzt. Er bietet unter dem Titel „Saat und Ernte“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig) eine Anthologie, die man schon um des berücksichtigten Prinzips willen über alle anderen Erscheinungen dieser Art stellen muß. Doch außer dem Vorzug, daß hier von jedem Dichter das gebracht wird, was er als sein Eigenstes und Bestes erkannt hat, wäre noch ein anderer zu betonen, nämlich

der, daß viel Ungedrucktes hier zum erstenmal zur Veröffentlichung gelangt. Auch die bei anderen derartigen Unternehmungen eingehaltene Gepflogenheit, häufig nur Dichter einer und derselben Richtung zu Worte kommen zu lassen, konnte vermieden werden, da jedem, unbekümmert um Parteiung und Clique, ein gleichmäßiger Raum zur Verfügung gestellt wurde. Bedauerlich ist es nur, daß einige unserer bedeutendsten Lyriker, wie Stefan George und Rilke, durch Rücksichten gebunden, sich nicht an der Sammlung beteiligt haben. Sie würde die Bedeutung eines Spiegels zeitgenössischer Lyrik sonst noch vollkommener erfüllt haben, als sie es jetzt schon tut. — Noch eine andere Anthologie liegt vor, die eine Auswahl poetischen Schaffens von einem Volke bringt, dessen Leistungen auf diesem Gebiet bei uns noch fast unbekannt sind. Es handelt sich um eine Blütenlese „Lettische Lyrik" (Verlag A. Gulbis, Riga). Die zur Zeit beste deutsch-baltische Dichterin Elfriede Eckardt-Skalberg, die selbst beachtenswerte Proben eigener Verskunst veröffentlicht hat, besorgte zum größten Teil die Übersetzung. Unzweifelhaft liegt in dem lettischen Volke eine tiefe Begabung für Lyrik; namentlich Naturstimmungen finden einen zarten und feinen Ausdruck. Aber eine ethnographisch-originelle Note tritt nicht in die Erscheinung. Alle diese Dichter — es sind ihrer eine beträchtliche Anzahl — stehen stark unter deutschem, russischem und französischem Einfluß. Akurater, Rainis und die Dichterin Aspasia hinterlassen den besten Eindruck. Bei den übrigen handelt es sich nur um bescheidene Begabungen.

Dr. V. T.

Die Auferstehung nennt sich das neueste Werk des Arztes und Chirurgen Prof. Dr. Eugen Holländer, dem wir die Werke über Medizin in der klassischen Malerei usw. verdanken. Diesmal führt er sich als Dichter ein und legt dabei sein Glaubensbekenntnis ab. Den Wunderglauben bekämpfend, erörtert er in gebundener Rede die historische Figur des Welterlösers und kommt dabei auf die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Kreuzigungsarten zu sprechen. Die farbigen Skizzen Dürers und eine auch sonst herrliche Ausstattung machen dem Verlage F. Fontane & Co. in Berlin alle Ehre. Möge das Werk, das einer Vertonung harrt, verständnisvolle Leser finden, zu denen nicht nur Ärzte, sondern auch alle sonstigen Gebildeten gehören sollten.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Jokai tér 3.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4171

Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark

164. Band

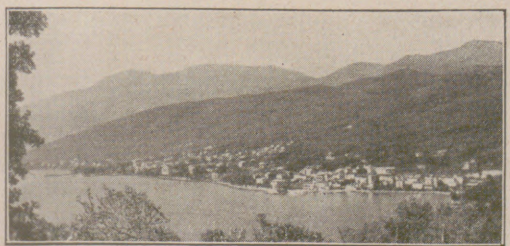
Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4171. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 19. Februar 1925.







NSU MOTORRÄDER



Unsere Sportmodelle
befriedigen durch erhöhte Schnelligkeit ein gesundes Sportbedürfnis des Motorradfahrers. Die gute Konstruktion gestattet dem Besitzer, sich an Prüfungsfahrten auf längsten und schwierigsten Strecken mit Erfolg zu beteiligen. Aber auch im täglichen Gebrauch des Motorrades verbürgt die Bauart eine absolute Betriebssicherheit und Leistungsfähigkeit von langer Dauer.

NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G.-NECKARSULM

In der Sammlung Webers Illustrierte Handbücher erschien:

Die Kunst des Skatspiels.

Ein Lehr- und Nachschlagebuch von
Arthur Schubert, Herausgeber der Neuen Allg. Deutschen Skatordnung.

Preis: in Pappe gebunden 2.65 Reichsmark, in Leinen gebunden 3.— Reichsmark.

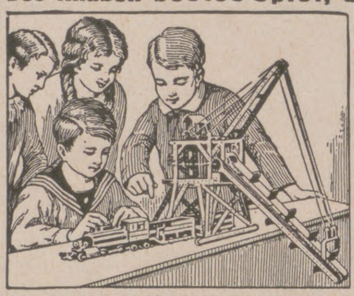
Schuberts „Kunst des Skatspiels“ ist das erste Skatlehrbuch, das nicht nur für den Altenburger Skat, sondern auch für alle seine zahlreichen Abarten, wie z. B. für den Strichskat der Studenten, für das Spielen mit Paßtmirnicht und den so beliebten Leipziger Skat mit Farbengucki nach Wertreizen, einheitliche und folgerichtige Spielgesetze aufstellt, indem es die bewährten Regeln der Skatordnung sinngemäß auf die vielen Ortsgebräuche anwendet. Durch zahlreiche Beispiele und ausgeführte Musterspiele werden die Anfänger mit den Spielgesetzen der Theorie des Skatspiels, anschaulich bekanntgemacht und durch einen „klugen Kiebitz“ auch in die Geheimnisse einer feinen Spielführung und damit zugleich auch in die Praxis selbst eingeführt.

Es ist aber auch das erste lückenlose Nachschlagebuch für alles, was einem Skater von Interesse ist. Es enthält eine vollständige Geschichte der Entwicklung dieses echt deutschen Kartenspiels und seiner Literatur vom Merinospiel der Altenburger Brommegesellschaft an bis zu dem deutschen Vergleichsskat als einen veredelten Vereinswettkampf zur Feststellung der wirklichen Skatmeister. Es gibt für die meisten Skatausdrücke die sprachlichen Quellen an und widmet auch dem Verhältnis des Skats zu Kunst und Wissenschaft, vor allem auch zur Zahl, einen breiten Raum. Ein gegen 1200 Stichworte umfassendes Schlagwörterverzeichnis zeugt von dem vielseitigen Inhalt und erleichtert den Gebrauch des Buches aufs beste.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenlos.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Des Knaben bestes Spiel, das ist und bleibt



Stabil.

Lehrt mit 1000 zu bauenden Modellen spielend
die Grundlagen der Technik.
Zu haben in besseren Spielwaren- und optischen Geschäften.
WALTHER & Co.,
Berlin SO 36, Grünauerstr. 21.
Fabrik technischer Lehrmittel.
Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.



Ein kleines Wunder.
Die Schreibmaschine für 39 Mk.
1 Jahr Garantie. — 6 Durchschläge.
Sichtbare Schrift. Kein Spielzeug.
Normalwalzenlänge.
Auf Wunsch bequeme Ratenzahlung!
Prospekt und Schriftprobe 50 Pfg.
Vertreter gesucht.
F. Danziger, Berlin NW 21,
Turmstrasse 19/29. — Postscheckkonto 78029.

DETEKTIVE KLANTE

vom ehemal. Geheimdienst des Kaisers. Langjähr. Tätigkeit am Berliner Polizei-Präsidium.
Zuverlässige Ermittlungen. — Beobachtungen. — Auskünfte.
Berlin W. 8, Friedrichstrasse 63. Fernruf: Merkur 5213.

TRANCE

DER TALISMAN DER DAME

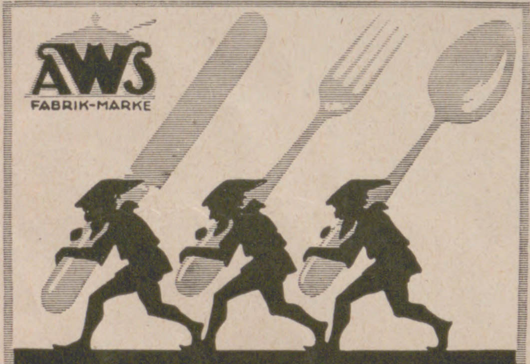
DER BELIEBTE MODEDUFT



Parfüm
Seife
Puder
Brillantine
Kopfwasser
Toilettewasser
Eau de Cologne

TERAS HAUS
MAX SCHWARZLOSE
BERLIN

AWS
FABRIK-MARKE



Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften
WELLNER-SILBER-BESTECKE
BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER
SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK
ALLEINIGE FABRIKANTIN: AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.

TÜRK & PABST
Feinkost-Fabrikate

Einen Genuß kann sich Jedermann leisten
mit
TÜRK & PABST's
Feinkost-Fabrikaten

T. & P.'s Kochbuch
senden kostenlos!

Frankfurt am Main

Cirine flüssiges Bohnerwachs



Kinderleichtes Arbeiten.
Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken **Deutschland:** Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 1;
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger;
Deutsch-Oesterreich: Oesterr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg.
Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäss?“

Knippenbergs Patentmatratze

ist die beste!
Langjährige Garantie.
Dreifache Federung, lang, quer und vertikal.
A. Knippenberg, Matratzenfabrik, Ohrdruf i. Thür.
Beratende Druckschrift C zum Ankauf von Polstermöbeln auf Wunsch umsonst

---

SELBSTRASIERER!
+ Wie Gift +
schneiden Ihre Rasiermesser und Klingen, wenn Sie zum Abziehen den echten
Acodra Diamant
verwenden. Kein Schleifen mehr notwendig.
Hunderte Dankschreiben liegen vor.
Preis nur 1 R.M., Nachn. 1.30 R.M.
für eine Garnitur, ausreichend für 4 Jahre.
In 4 Jahren 3½ Millionen Stück verkauft.
Garantie:
Geld sofort zurück, wenn kein Erfolg.
Bethge Compagnie, Dresden A 27,
Zwickauerstrasse 71 / Postscheckkonto Dresden 7128.

VORWERK – TEPPICHE
DECKEN – MÖBELSTOFFE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK & C°, BARMEN

Karmelitergeist
Amol



Beliebtes
Haus- und Einreibemittel
In Apotheken und Drogerien erhältlich

Allgemeine Notizen.

Der diesjährige 40. Balneologenkongreß wird vom 3. bis zum 8. April in Karlsbad, Marienbad und Franzensbad tagen. An diese Tagung wird sich die Versammlung des Standesvereins reichsdeutscher Badeärzte anschließen.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hält ihre 31. Wander-Ausstellung von Dienstag, den 16. Juni bis zum Sonntag, den 21. Juni d. J. in Stuttgart ab.

Rhein, Ruhr und Saar. Der „Saar-Verein“ spricht die dringende Bitte aus, bei allen Kundgebungen, die sich mit dem vergewaltigten Westen des Vaterlandes beschäftigen, in Versammlungen, in Aufrufen, bei Sammlungen, in der Presse, in den Volksvertretungen usw. die Saar ausdrücklich mit zu benennen; es handelt sich um einen Einfluß, der nur zu oft unterschätzt wird. An der Saar kämpft seit mehr als vier Jahren ein geknechtetes Volk für sein Deutschtum und seine Freiheit mit dem gleichen Bekennermut und mit der gleichen Zähigkeit, wie das Volk an der Ruhr. Die Kämpfer an der Saar wollen mitgenannt sein, sie wollen es hören und sehen, daß man ihre vorbildliche Treue kennt und nicht geringer schätzt, als die Treue am Rhein und an der Ruhr. Die deutsche Haltung der Bevölkerung an der Saar, die allen Gefahren, Leiden und Versuchungen der Fremdherrschaft zum Trotz offen zu Tage tritt, ist einer der wenigen wirklich wichtigen Aktivposten unserer Politik: ihn zu erhalten und zu pflegen ist vaterländische Pflicht, und dazu kann die ausdrückliche Erwähnung der Saar bei allen Kundgebungen mithelfen. „Rhein, Ruhr und Saar“ sind ein guter Dreiklang, der kurz und treffend drei bezeichnende Stufen zum Ausdruck bringt: die Saar, das Gebiet, das entgegen dem ausgesprochenen Willen der Bevölkerung einer fremden selbstherrlichen Regierung unterstellt ist; der Rhein, der auf Grund des Diktates von Versailles unter einer Militärdiktatur schmachtet; das Ruhrgebiet, in das der Feind ohne jede Rechtsgrundlage eingebrochen ist. Der „Saar-Verein“ bittet, seinen Wunsch weiterzuleiten und zu verbreiten, so gut es geht. Man halte auch den „Saar-Freund“, Mitteilungsblatt des Bundes „Saar-Verein“, dessen Geschäftsstelle in Berlin SW 11, Königgrätzerstraße 94 ist.

Deutsche Bücherspende in Spanien. Die Bayerische Landesvereinigung des Verbandes Deutschland-Spanien hat auf Anregung der Prinzessin Ludwig Ferdinand eine Büchersammlung durchgeführt, die als Grundstock











für eine neue Bibliothek der Militär-Akademie in Guadalajara bei Madrid dienen soll, deren 28000 Bände durch einen Brand vernichtet wurden. Durch diese Sammlung wurden im ganzen 835 Einzelbände aufgebracht, die an die Prinzessin zugleich mit den vor drei Jahren für die Nationalbibliothek in Madrid gesammelten Ausgaben übergeben wurden. Der spanische Konsul in München Caballero dankte für diese großherzige Schenkung und wies dabei auf die wohltuend berührende Haltung der deutschen Presse gegenüber Spanien in der Gegenwart hin.

Ein köstliches Buch von Rudolf Sendig ist dessen reichillustrierter Band in drei Teilen „Im Hotel“. Der jugendfrische Lebenskünstler, in selbstloser Menschenliebe aufgehende ehemalige Generaldirektor der „Dresden-Schandauer Hotelunternehmungen Rudolf Sendig“ sagt von seinem 400 Seiten und 180 Abbildungen umfassenden Werk „Bedenklich klingt's und indiskret, doch nur für den, der's falsch versteht. Entrüstet Euch drum nicht zuvor, 's ist alles Scherz nur und Humor!“ Das prächtige Buch kostet 7 R.-M. 50 Pfg. und ist in allen Buchhandlungen erhältlich oder von Georg Stilke in Berlin N. W. 7, Dorotheenstraße 65, und vom Verfasser Rudolf Sendig in Bad Schandau a. d. Elbe zu beziehen.

Antiseptische Mittel in Laienhänden. Jedes antiseptische und jedes desinfizierende Mittel hat den Zweck, kleinste, aber teilweise sehr zählebige Organismen, nämlich Fäulnis- und Krankheitskeime, möglichst schnell und sicher abzutöten. Die Stoffe, die diesen Zweck am gründlichsten erfüllen, z. B. Arsen und Quecksilber, sind starke Gifte und zu Heilzwecken nur vom Arzt in besonderen Fällen und mit größter Vorsicht anzuwenden. Von einem idealen antiseptischen und desinfizierenden Mittel muß man verlangen, daß es schnell und sicher Bakterien aller Art vernichtet, für höher organisierte Tiere und Menschen aber ungiftig ist, einerlei, ob es durch den Magen oder durch offene Wunden in den Organismus gelangt, keine ätzende oder hautreizende Wirkung hat, auch nicht auf die empfindlichen Schleimhäute, sich in jedem Verhältnis mit Wasser mischen oder darin auflösen läßt und daß der Preis eine ausgiebige Anwendung ermöglicht. Ein solches, sehr gutes Mittel für die Hausapotheke ist das von den Ärzten und Zahnärzten als kräftiges und dabei ganz ungefährliches Antiseptikum und Desinfiziens hochgeschätzte Chinosol. Es ist nicht teuer und hat alle die Eigenschaften, die man von einem

Ein Hohn in unserer vorgeschrittenen Kultur.

Im Fremdenzimmer meines Gastgebers rieb ich mit meiner Fingerspitze leicht über die Wand. Mein Finger sah aus, als hätte ich damit den Schornstein ausgewischt. Er war voll Schmutz, jahrealtem, verhocktem Staub. Wer mag wissen, wieviel Bazillen in jedem Quadratzentimeter heimtückisch lauerten! Ich wollte, ich hätte meinem Gastgeber — durch die Blume — sagen dürfen, wie widersinnig es sei — aber, er war mein Gastgeber, der noch dazu besonders große Stücke auf eine geleckte, fleckenlose Wohnung hält! Er, der Bedauernswerte, wußte gar nicht, daß es Tapeten gibt, die mit Wasser und Seife gewaschen und im Notfall desinfiziert werden können. Aber ich sandte ihm anonym ein Musterbuch mit Tekko und Salubra, und ich fühle mit Genugtuung, die Sache wieder gutgemacht zu haben. — In dieser Nummer wird auf Seite 270 auf die Tekko- und Salubra-Tapeten besonders hingewiesen. Es ist ein weiser Gedanke, die Hygiene in jeden Wohn- und Arbeitsraum zu verpflanzen. Es wäre erfreulich, wenn durch diese Anregung der Fortschritt in dieser Hinsicht in besseren Fluß käme; ist doch Hygiene Volkswohl.

idealen Präparat für diese Zwecke verlangen muß. Der billige Preis ermöglicht weitgehende Anwendung auch in der Tierheilkunde und die vielen Anwendungsformen (Tabletten, Pulver, Salbe, Coldcream), in denen es in den Apotheken und Drogerien zu haben ist, machen es sehr vielseitig verwendbar, z. B. gegen Schnupfen, zur Zahnpflege, zum Gurgeln, bei Frauenleiden usw.

Echtfarbige Indanthrenwaren. Der Zug der Zeit geht mit Notwendigkeit auf Farbenechtheit aller Textilwaren, in deren Wesen und Bestimmung Dauer liegt. Unsere Farbstoff-Industrie unterstützt diese Richtung mit allen Mitteln. In den Farbstoffen, die man zusammenfassend Indanthrene genannt hat, stellt sie den Färbern für alle Pflanzenfasern (besonders Baumwolle, Leinen) ein vielfarbiges Sortiment von unerreichter Licht- und Waschechtheit zur Verfügung. Die Textilindustrie hat die in den Indanthrenen liegenden Werte erkannt und bringt indanthrenfarbige Textilien heraus, die in Auswahl, Geschmack und Ausführung, vom einfachsten Stoff bis zur wertvollen Decke, kurzhin als mustergültig, als Qualitätsware im höchsten Sinne bezeichnet werden können. Um dem Publikum die Sicherheit zu geben, echtfarbige Waren zu erhalten, sind in Berlin W. 9, Potsdamerstraße 10—11, München, Maximilianstraße 35 und Frankfurt a. M., Kaiserstraße 19 Indanthrenhäuser errichtet worden; große Geschäfte, in denen nur rein indanthrenfarbige Textilwaren unter Garantie direkt an den Verbraucher verkauft werden. Man lasse sich von dem einen oder andern dieser drei Indanthrenhäuser Muster kommen — Bestellungen von 20 Reichsmark an erfolgen portofrei —. Jedem Indanthrenhaus liegt der richtige soziale Gedanke zu Grunde, daß ausnahmslos jedermann Anspruch hat, für sein Geld mit Sicherheit das Beste und damit auch das Billigste zu erhalten, was es zur Zeit gibt. Die Indanthrenhäuser geben der Richtung nach Echtfarbigkeit einen sinnfälligen Ausdruck und ihre Wirkung ist in mehr als einer Hinsicht eine weitreichende und wohltätige. Die bisherigen Erfahrungen zeigen deutlich, daß das verbrauchende Publikum den in ihnen liegenden gesunden Gedanken verstanden hat und zu würdigen weiß. Für indanthrenfarbige Waren ist eine Handelsmarke geschaffen worden: eine im Oval stehende, von Sonne und Regen getroffene massive Säule. Die Säule deckt die mit ihr ausgezeichneten Waren und bürgt für deren Farbenechtheit.



Welche Ihrer Räume liegen auf der Südseite?

Rücken Sie ein Bild auf irgendeiner Wand Ihrer Wohnung beiseite, so starren Ihnen Farbunterschiede entgegen, die ein Verstellen der Möbel oder ein Umgruppieren der Bilder unmöglich machen.

Sie fragen: „Welche Tapeten verschießen denn nicht?" — O doch, es gibt zwei Arten, die nicht verschießen, und zwar nur zwei, nämlich Tekko und Salubra. Sie sind die einzigen, die mit den gleichen Farben hergestellt sind, welche der Kunstmaler für seine Ölgemälde braucht, mit Ölfarben!

In Wasser unlösliche Ölfarben! — Und daher nehmen diese Tapeten auch keine Feuchtigkeit, keinen Geruch, Rauch oder Staub in sich auf. Flecken von Schmutz, Rotwein können jederzeit abgewaschen werden, wie die Kreide von der Wandtafel. Sie mögen jedes Tekko- oder Salubra-Muster der Sonne aussetzen, so lange es Ihnen beliebt.

Welch mannigfaltige Wirkungen zaubert doch der Kunstmaler mit seinen Ölfarben hervor! Genau so mannigfaltig sind die Farbeffekte in Salubra- und Tekko-Tapeten vom zartesten Pfirsichhauch bis zur reichsten Prunkwirkung, wie sie nur selten noch in alten Palästen angetroffen wird. Tekko und Salubra besitzen einen eigenartigen Farbenschmelz, den andere Tapeten nicht haben. Dieser Farbenschmelz ist es, der Stimmung in die Räume zaubert und der die Tapeten als Hintergrund für Ihre Möbel und Kostbarkeiten so notwendig macht, wie die Goldfassung für den Edelstein.

Die Tekko- und Salubra-Musterkarten sollten Sie sich sogleich im nächsten erstklassigen Tapetengeschäft ansehen, dann werden sich Ihnen neue Umgebungen erschließen, die Sie sich im Traume nicht schöner und herrlicher ausmalen könnten. Umgebungen, in denen Sie sich erst richtig wohl fühlen, und die Ihre Gäste nie genug bewundern können. Tekko- und Salubra-Muster, sowie Bild-Serie „Farbe im Raum" kostenlos von der

SALUBRA A. G., GRENZACH 4 A (BADEN)

Nahezu achtzig Zimmer unseres Hauses sind seit mehr denn 12 Jahren mit Salubra und Tekko ausgestattet.

In all den Jahren hat keine dieser Tapeten, trotz wiederholtem Abbürsten mit Seifenlauge, eine Einbusse an Farbe und Glanz erlitten u. scheinen dieselben nahezu unverwüstlich.

Köln, den 23. Nov. 1922
Dom-Hotel

Verlangen Sie unter Berufung auf die Illustrirte Zeitung, Leipzig, Werbeschrift 4 A. Sie ist ein Schmuckstück, die Ihnen manchen nützlichen Wink für die geschmackvolle Ausstattung Ihrer Räume, Wahl der Tapeten usw. erteilen wird. Die Schrift ist von Kunstmaler H. Weber für sie gezeichnet und harrt bloß Ihres Winkes.

Illustrirte Zeitung



Faschingsball.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hans Hähnel.

Karnevalslust. / Von Hans Ostwald.



Vorbereitung zum Karneval. Nach einem Gemälde von Pieter Jacobsz Codde (1599—1678).



Ein Maskenscherz. Nach einem Gemälde von Kaspar Netscher (1639—1684).

Welche Zeit, welche Menschen hat es nicht gelockt, sich in andere Zeiten zu verwandeln, zu versenken? Andere zu werden! Sich zu verkleiden und zu vermummen! Einen neuen Menschen anzuziehen! Jeder möchte einmal aus seiner Haut heraus. Des Lebens ewig gleichgestellte Uhr in einem neuen Rhythmus pendeln lassen, neue Stunden schlagen hören. Die Lust am Verkleiden haben wir ja alle geerbt. Wie gern spielten wir nicht schon als Kinder Indianer und Farmer oder Gendarm und Räuber! Wie gern hängten sich unsere Schwestern und Freundinnen allerlei Schleier und Schleppen um, wollten schon Braut sein und waren doch kaum reif für die Schule!

Und die Erwachsenen? Spielen die nicht ebensogern mit im großen Mummenschanz? Welch eine Lust und Freude ist nicht schon in den Vorbereitungen zu finden! Da fällt der alte Adam mit den Alltagskleidern von der Seele und wird mit ihnen in die Ecke geworfen. Heiter und eifrig schlüpft selbst der sonst so schwerfällige Mensch in die bunten Gewänder. Und er zieht einen neuen Menschen an. Er verwandelt sich auch in seinem Innersten. Und hält die verzerrte Maske vor sein Gesicht und fragt: „Wer bin ich?"



Kostümball. Nach einem Gemälde von Max und Gabriel Francken (Mitte des 17. Jahrhunderts).

Wer weiß aber, ob nun nicht sein wahrer Mensch zum Vorschein kommt? Vielleicht ist der Schüchterne, der nun mit den Damen seine kecken Scherze treibt, der jeden mit seiner Pritsche schlägt, der an jedem Glase nippt, und der alle Schönen umarmen möchte — er ist vielleicht der Durchtriebenste und hat nur Scheu gehabt, sein wahres Gesicht zu zeigen, ist vom Alltagsleben gehemmt worden, so recht von Herzen Mensch unter Menschen zu sein, sich zu offenbaren, wahrhaftig zu sein.

Ja, in dem Kostüm einer anderen Zeit, eines andern Erdteils, eines uns sonst fernen Berufes und Lebensweges sind wir oft wahrhaftig, werden wir oft wir selbst.

Wir verraten uns.

In der Larve — haben wir uns entlarvt!

Das fremde Kostüm ist gefährlich. Es verlockt uns, aus uns herauszugehen und die Maske des Alltagsmenschen abzuwerfen. Gut, daß wir eine Larve vorhaben! Sonst könnte uns jeder Hanswurst auf den Grund der Seele hinabsehen.

Und das ist nicht nötig.

Wir spielen ja nur.

Wir meinen es nicht ernst.

Es ist ja doch nur ein Spaß für wenige Stunden.



Maskentreiben. Nach einem Gemälde von Antoine Watteau (1684—1721).

Wir brauchen also alles nicht ernst zu nehmen. Es ist ein frohes Spiel, die dunkle, eintönige Länge der Winterabende abzukürzen. Die Sonne, die ihre kürzesten Tage hinter sich hat, kehrt zurück. Die Tage beginnen länger zu werden. Manche Stunden lassen ahnen, daß der Frühling, daß neues Leben kommen will. Und die Freude darüber äußert sich in Scherz und Mummerei.

Wir wissen, daß die südlichen Länder den Karneval mit besonderer Lust und Hingabe feiern. Aber auch die Völkerschaften, die in den Rheinebenen und den benachbarten Ländern den Kampf mit dem Leben führen, wissen die Fastnachtszeit zu ihrer Lust und Erquickung auszunutzen. So haben denn auch die Maler jener Landschaften in jener Zeit, als ihre Kunst in Blüte stand, dem bunten Treiben vielerlei bunte und lustige Szenen abgelauscht.

Jedoch waren Fastnachtsspiele schon lange vorher überall beliebt. Und gerade in jener Gegend, wo germanische und gallische Völker sich gemischt hatten, im nördlichen Frankreich, blühten diese Spiele. Aus alten Sagen und Chroniken ist noch deutlich der Ursprung der Fastnachtspiele zu erkennen. Sie waren Überbleibsel altheidnischer Frühlingsfeiern und anderer Feste, die von der Kirche ungern gesehen wurden, aber anerkannt werden mußten. Alte Götter kehrten in Verkleidung wieder. Der Harlekin hatte mit dem uns jetzt geläufigen Begriff keine Beziehung, er war der Anführer des wilden Heeres. Dieser aber war niemand anders als Wodan, der verjagte Gott, der immer noch oft durch die Lüfte tobte und gern im Übergang vom Winter zum Frühjahr harmlose christliche Priester schreckte.

Wie oft hier bloß Schreckgesichte furchtsamer Priester aufgezeichnet wurden, wie oft es sich um Berichte auf Grund scherzhafter Mummerei handelte, bei der das Volk absichtlich sich in die Hülle des wilden Jägers vermummte, bald im ernsten Glauben an den gestürzten Gott, bald in heiterer Erinnerung an alte Frühlingsspiele — wer will das heute nach tausend und einigen hundert Jahren entscheiden? Jedenfalls geht aus dieser Herkunft des Harlekins hervor, daß auch die nordischen Völker stets Lust am Mummenschanz hatten, daß der Karneval also nicht allein aus dem Süden stammt — sondern daß alle Völker ihr freudiges, farbiges Spiel trieben und aus dem Einerlei des Alltags hinausstrebten.



Faschingszug. Nach einem Gemälde von Reinhold Dieffenbacher.

Münchner Faschingsbriefe. / Mitgeteilt von Eugen Kalkschmidt.

Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen von Hermann Ebers.

Dr. med. Wandelmann an Direktor K. in Berlin-Halensee.

München, 3. Februar.

Lieber Paul, Du fragst, was eigentlich hier mit dem Fasching bei uns los ist? Du scheinst sogar nicht abgeneigt zu sein, eine kleine Geschäftsreise mit diesem idealen Zwecke zu verbinden! Wie einst im Mai — wann war's doch? Anno 1912, glaube ich. Herrgott, wie die Zeit vergeht! Ihr auf Eurer Berliner Drehscheibe merkt das nicht so — aber wir schon. Fasching? Was haben wir alten Knaben da zu suchen? Soll ich mit 48 Jahren als Maharadscha auftreten und eine Lieblingsfrau für den Foxtrot suchen, den ich nicht kann? Du denkst an den „Zirkus Reinhardt" im Deutschen Theater damals und an den Bal paré mit der goldblonden Wienerin aus Buchara — ich seh' Dich noch die Sektflasche auf Deiner ehrenwerten Platte balancieren, in jeder Hand einen Pfauenwedel. Und dann die „Frassä", vierter und fünfter Akt! Ja, es war schön, weil wir jung und schön waren. Aber jetzt?



„O Gott! Papa als Pallas Athene!"

Es ist ja ein Mordsbetrieb bei uns, im Durchschnitt am Abend vierzig Veranstaltungen mit verlängerter Polizeistunde bis drei Uhr. Dann muß überall Schluß sein. Ausgenommen natürlich die Atelierfeste. Wo kommen nur die Leute alle her? Wo nehmen sie das Geld her? Die Künstler vor allem? Alle Welt stöhnt über die schlechten Zeiten, verlangt Zahlungsaufschub, meine Liquidationen vom Januar sind noch nicht einmal zur Hälfte herein — und nun? Alle großen Bälle und Kostümfeste gerappelt voll, Odeon-Kasino, Cherubin-Palast, Bonbonniere, Boccaccio, Annast, Benz und wie sie alle heißen; die kleineren Tanzstätten sind ebenfalls von Mitternacht ab an den drei Tanztagen der Woche gefüllt.

Woher ich das weiß? Ja, mein Lieber, wozu habe ich denn meinen Vetter Franz? Der kam eines Tages aus Neuß angereist, weil sie doch am Rhein heuer keinen Karneval haben. Er müsse sich wieder einmal „ausstrudeln", sagte er, nahm sofort einen Tanzkursus „für Fortgeschrittene" — ich vermute stark, es war ein „Sonderkursus für Ältere" — und stürzte sich hinein in die wogende Flut. „Na," sagte Helene skeptisch, „wenn das man gut geht." — Du weißt, meine Frau kann ihn nicht leiden, obwohl oder vielleicht weil er ihr vor zwanzig Jahren klangvolle Verse geschickt hat. Er wollte sie trotzdem auf den Bühnenball mitnehmen, aber sie mochte nicht, weil das eine importierte Sache ist; „Dienstbotenball" wie in Berlin, also fad. Jetzt haben sie sich auf das Pressefest „Alt-München" geeinigt. Da geht es biedermeierlich zu in Kostüm und altmodisch im Tanz, moderne Tänze sind verboten. Helene findet das ganz in der Ordnung. Sie seien anstößig, diese Schiebetänze, sagt sie. Ja, Helene erstaunt mich jetzt manchmal durch ihre scharfen Bemerkungen, sie war eigentlich sonst nicht so. Weißt Du noch, damals beim Schwabinger Bauernball, in der Almhütte, wie wir da auf vier Quadratmetern Bodenraum zu vier Paaren die Française drehten? Melodie:

„Kein Hütermadel mag i net,
Das hat kein' dicke Wadel
net —
Juchhe! Juchhe! Tralli, trallo,
tralla!"



Klubball im Odeon-Kasino.

Na ja, wenn man eine siebzehnjährige Tochter hat... Überhaupt ist der Fasching heute ja nicht mehr das, was er war. Der Schwung fehlt, der Überschwang, die fröhliche Verrücktheit. Franz, dieser Spießbürger aus der Provinz, will das nicht zugeben. Er meint, wenn ein paar Schwabinger Malmädeln ihn frozzeln, seinen Sekt trinken und seine Zigaretten rauchen — er könne sich was auf seinen „Erfolg" einbilden. Er ist in einem fort „entzückt". Trottel!

Also, wenn ich ehrlich meine Meinung sagen soll — der Fasching ist eine überlebte Sache. Eine Angelegenheit der Vergnügungsindustrie, der Wirte, Kellner, Kraftfahrer, Garderobe- und Putzfrauen — und der Gemeindekasse, die ihre saftigen Steuern einkassiert. Störend, kostspielig und albern. Gereifte Männer wie wir gehen diesem kindischen Lärm am besten stillschweigend aus dem Wege. Wenn man nur immer wüßte, wie und wohin? Drei Wochen dauert der Spektakel schon, und drei Wochen stehen uns noch bevor. Franz hat sich übrigens entschlossen, noch eine Woche zu bleiben. Verrücktes Huhn!

In memoriam!

Dein Theodor.



Auf dem orientalischen Fest „Der dicke Pascha oder die gute Wurzen".

Nachschrift am 4. Februar.

Gestern, als ich den Brief abschicken wollte, überfiel mich Franz plötzlich mit zwei Karten zur Schwabinger Bauernkirchweih. Mit Händen und Füßen hab' ich mich gewehrt, aber beide, Helene und Franz, haben mich dann doch herumgekriegt. „Geh nur, mein Alter, es wird dir guttun", sagte Helene mit ihrem eigentümlichen Lächeln. „Mein Alter" — auch so eine merkwürdige neue Angewohnheit von ihr. Na, kurz und gut — ich zog mit Franz los, in meiner kurzen Wichs, die den Vorzug hat, daß sie echt ist; bis auf die Genagelten, da hab' ich Haferlschuhe vorgezogen. Ich will dir sagen, ich ging hauptsächlich Deinetwegen hin, um einiges Beweismaterial zu sammeln. Aber aufrichtig: ich bin gar nicht dazugekommen. Zuerst war man ja ein bißchen betäubt, denn die Jugend tobte schon reichlich, als wir gegen zehn anrückten. Aber dann wurde es ganz fidel. An unserem Tisch saß allerlei Volk, und ein reizendes Mädel fragt mich auf einmal, ob ich ihr nicht den abgebrochenen Absatz am Schuh anleimen könne, ich sähe so aus wie ein Leimsieder. „Nein," sagte ich, „ich bin ein Schuster, der Pech hat." — „Um so besser," sagte sie, „mit Pech und Schwefel geht's auch." Na, so schwefelten und schwafelten wir eine ganze

Weile, dann tanzten wir, ich glaube, es war ein „Java", und es ging wunderbar. Einfach hinreißend. Das Mädel — sie ist Studentin der Geologie und steht mitten im Doktor — war aber auch zu nett. Ein goldiger Käfer! Mehr sag' ich nicht. Wozu auch. Wenn du wissen willst, wie 's zugeht, so komm! Helene grüßt. Sie meint, du könntest ganz gut bei uns wohnen, wenn Franz weg ist.

Semper idem!

Th.

* *
*

Annemarie Lucius an Brigitte B. in Königsberg.

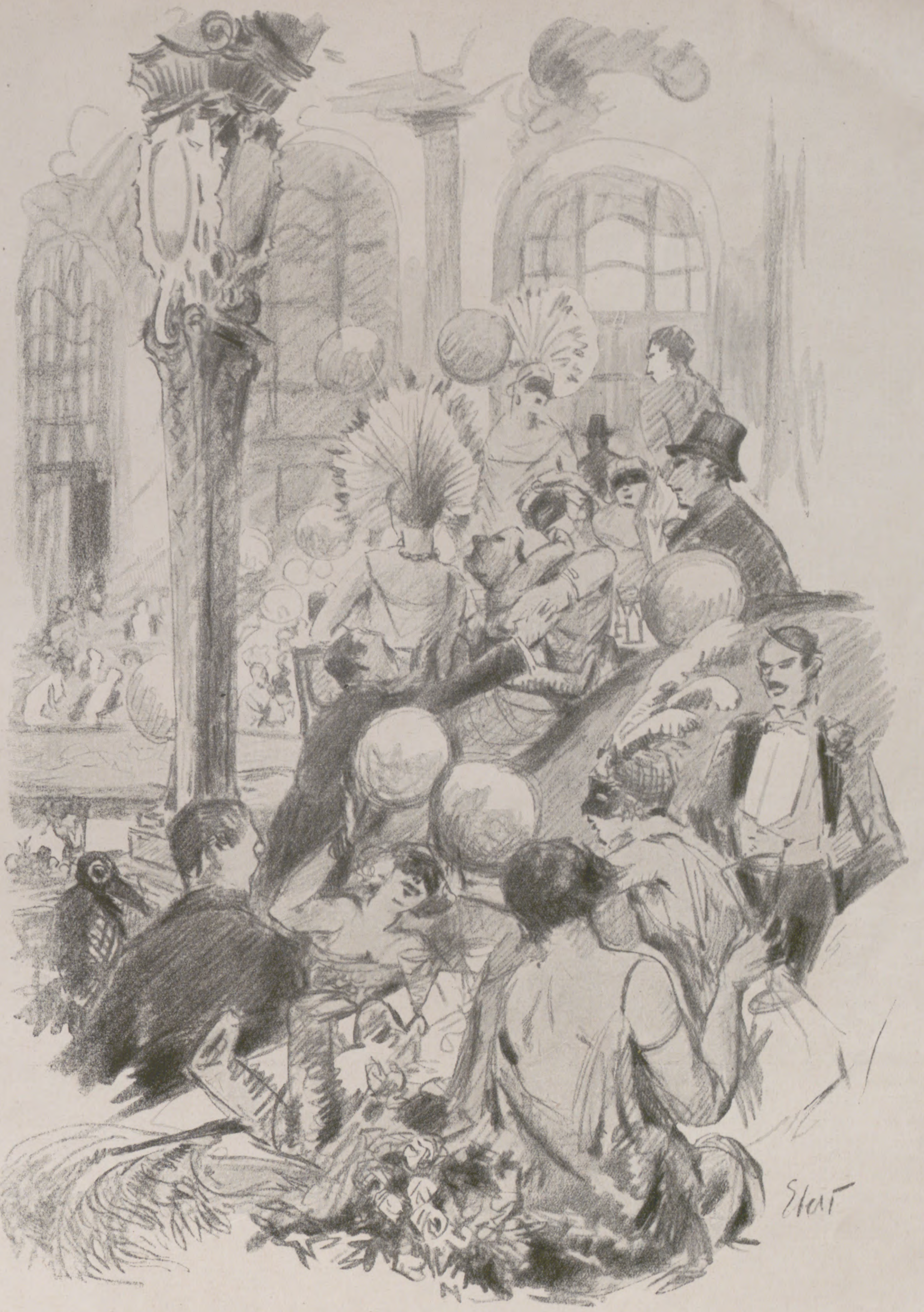
München, 7. Februar.

Liebste Gitta, es ist eine Schande, daß ich dir noch immer nicht geantwortet habe. Aber sieh mal, hier ist jetzt doch der Fasching ausgebrochen, das ist so was Ähnliches wie der Karneval am Rhein, aber viel länger, denn der Fasching dauert hier wochenlang, bis zum Aschermittwoch, dann ist's mit einem Ruck zu Ende, und alle Leute gehen darauf sofort in Sack und Asche auf einen Klosterberg hier in der Nähe, um Buße zu tun, wobei sie entsetzlich viel Bier trinken. So sagte neulich unser Professor in der Akademie, aber er meinte wohl was anderes damit. Er ist überhaupt viel sanfter seit dem Fasching, gar nicht mehr so kurz und grob, und manchmal macht er sogar einen Witz, den verstehe ich zwar meistens nicht, aber das macht nichts. Es ist wirklich lustig hier, liebste Gitta. Die ganze Stadt kommt mir vor wie ein Faschingsfest, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie das ist. Schon wenn man durch die Straßen geht und in die Schaufenster sieht — was für reizende Kostüme in Gold-, Silber- und Seidenstoffen! Alles möglichst orientalisch und überhaupt märchenhaft. Auch der Kopfschmuck. Fast alle Tage ist irgendein großes Künstlerfest, oder wenigstens ein paar kleinere, da zaubern die Maler in ein paar Stunden so ein Lokal völlig um. Heute kann man am Bosporus, morgen in Kairo und übermorgen beim Nabob von Bimba oder in Venedig tanzen. Die Leute sind zu komisch hier, Du glaubst gar nicht, wie. Sie laufen am Abend kostümiert und maskiert durch die Straßen zu irgendeinem Fest, und von da wieder in ein anderes. In der Elektrischen sitzt plötzlich so eine Maske neben Dir, ein weißer Bubikopf, ein Harlekin oder ein Feuerfresser, bemalt und gepudert. Das ist oft ganz unheimlich lustig, so wie wenn man im Theater wäre, und zwar auf der Bühne, mittendrin. Man weiß nur nicht immer, was man sagen soll. Nämlich, wieweit es ernst ist. Denn eigentlich ist es doch nur Spaß. Aber es gibt viele, die machen richtig ernst und spielen ihre Rolle durch, als ob sie das gelernt hätten. Das ist drollig, sag' ich Dir; nein wirklich, ich wollte, Du könntest nur mal drei Tage hier so mitmachen wie neulich, auf dem Atelierfest. Wir haben zwei Kunstschüler bei Tisch, die luden unsere ganze Pension in das Atelier eines Freundes in Schwabing. Jeder konnte kommen, wie er wollte, aber maskiert. Ein großes Grammophon machte Musik, der ganze Raum war von Menschen voll, und schrecklich lustig waren wir alle. Man ist immer gleich „per Du" mit allen, und das wird mir furchtbar schwer, denn sie sind mir doch gar nicht vorgestellt. Aber wenn man sich mal dran gewöhnt hat, geht es wie geschmiert. Das war mein Anfang, und nun soll ich durchaus auf „die Große Glocke" gehen, das wird ein Künstlerfest der Reklame, wo alles in „Packungen" erscheinen soll. Ich weiß noch nicht, wie ich das Kostüm zurechtschneidern soll, aber die Künstler sind so findig, sag' ich Dir, die helfen uns schon, haben sie versprochen.

Ach, liebste, beste Gitta — eigentlich ist es himmlisch, daß es so was gibt. Man kann es auch gar nicht beschreiben, obwohl man mittendrin ist. Man muß es erlebt haben oder erleben wie

Deine

Annemarie.



Bal paré im Deutschen Theater.

* *
*

Studiosus Henfling aus Guben an stud. rer. techn. P. M. in Hannover.

Edler Peter! Bewölkten Hauptes wie der gewaltige Zeus grüße ich Dich feierlich, aber ich weiß das Datum nicht, nein, absolut nicht, ich kann mich nicht besinnen. Ich bin heut ziemlich früh nach Hause gekommen, so gegen sechs, am Morgen, meine ich. Dies Datum ist mir klar. Glaubst Du, daß der alte Noah schon eine christliche Zeitrechnung gehabt hat? Wie ich drauf komme? Ja, Mensch, ich komme doch eben aus der „Arche Noah" im Deutschen Theater. Kolossal fein, sage ich Dir. Ich habe nie geglaubt, daß auf dem Ararat so viele hübsche Mädels Platz hätten. Das große und das kleine Asien wogten da in einer zauberhaften Farbenmischung. Kostüme — einfach fabelhaft! Ich habe darüber beinahe das Tanzen vergessen. Aber dann kam Palitzki, du weißt schon, der gereizte Intellektuelle aus dem Osten, und hielt mir seinen Salm über den modernen Tanz „als Sport". Er sagte: „Der neue Tanz ist aus dem Geist der Verkehrsregelung geboren. Man treibt Gymnastik nach Synkopen. Die Muskeln sind nicht dazu da, um auf Kathederbänken in



Pressefest „Alt-München".



Gauklertag.



„Hurra, die Weißwürst!“

Schwielen umgewandelt zu werden. (Hübsch, nicht?) Bei richtiger Einstellung verliert der Tanz die erotische Atmosphäre, er wird nach Punkten gewertet, und der Spaß hat ein Ende.“

Dabei sahen wir vom Balkon auf den wogenden Saal, in dem die Schleier, Turbane, Reiherfedern durcheinanderwirbelten und die Menschen sehr vergnügt waren. „Punkte,“ sagte ich, „nanu? Das ist ja Blödsinn. Wer mag denn an so was denken?“ — „Der denkende Mensch hat die Pflicht, zu denken“, sagte Palitzki gereizt. — „Meinetwegen,“ sagte ich, „denken Sie, was Sie wollen. Ich gehe jetzt tanzen und denke an gar nichts.“ — Damit ließ ich diesen Gehirnakrobaten stehen. Ich glaube, er steht jetzt noch da und denkt.

Der dicke Leu und Sibylle, die ich unvermutet aufgabelte, schleppten mich dann mit ins Café Luitpold. Nur mit Mühe kamen wir hinein, denn schon vor elf Uhr war alles voll. Hier war die Ballonschlacht in vollem Betrieb. Man bombardiert sich nämlich mit kleinen Bällen, statt mit Luftschlangen, die heuer verboten sind. Ja, und der „Donisl“ ist auch verboten, Du weißt doch, wo man in der Frühe hingeht, um vier etwa, und Weißwürste ißt. Das ist zu gefährlich, hat die Polizei angeordnet, weil es dabei Massenansammlungen auf dem Marienplatz gibt. Na so was. Demnach aßen wir die weißen Würste im Luitpold und tranken Bock dazu. Sibylle und ihre Freundin schielten stark nach dem Sekt, aber wir sagten: „Das ist kein richtiges Gewächs für die Morgenstunde“ und bestellten Kaffee. Da waren sie zufrieden, und wir tanzten wieder, immer den Gang hinauf und hinunter.

Sibylle war so fidel, sie wollte durchaus meinen Turban einem düsteren alten Herrn an den Kopf werfen. Weil es aber das beste Sofakissen meiner Wirtin ist, litt ich es nicht. Der alte Herr kam dann an unsern Tisch und bestellte Danziger Goldwasser. „Morgenstunde hat Gold im Munde“, sagte er und lachte andauernd. Da sahen wir, daß er schon reichlich Gold im Munde trug, denn die Plomben blitzten nur so. Dann wurde er ernsthaft und hielt uns einen Vortrag über den Fasching. Dies sei gar kein richtiger Fasching, nein, denn warum? Die Überlieferung sei verlorengegangen. Die jungen Leute wüßten das nicht so, aber er kenne den Münchner Fasching seit dreißig Jahren, und früher sei alles ganz anders gewesen. Wie noch nicht so viele Berliner dabei waren. Überhaupt, die Norddeutschen verstünden die süddeutsche Heiterkeit nicht. Sie könnten nur schlechte Witze darüber machen. Ja, das alte München! Dabei wurde er ganz gerührt und fing an, im Dialekt zu singen. Es klang aber so schauderhaft, daß wir ihn fragten, wo er denn her sei. „Aus Stettin“, sagte er etwas kleinlaut. Aber er käme jedes Jahr nach München, weil es die schönste Stadt auf der Welt sei. Und dann begann er wieder:

„So lang der alte Peter,
Der Petersturm noch steht . . .“

Na, da überließen wir ihn seinem Kummer. Es war sowieso Schluß, und der dicke Leu sagte, jetzt bliebe uns nur noch der Hauptbahnhof. Da sind wir also hinein und kauften uns zur Sicherheit eine Karte nach dem Südbahnhof. Eine Menge Masken kugelten da herum, ziemlich gemischtes Volk. Die kamen von den Redouten im Löwenbräu und Kils Kolosseum und mußten vor Tagesanbruch verschwinden, denn wer sich am Morgen im Kostüm erwischen läßt, wird auf die Wache gebracht. Wir hatten bald genug, brachten die Mädchen nach Hause, und ich ging noch zum dicken Leu auf die Bude. Er läßt dich übrigens fragen, wann du ihm die fünfzig Mark schicken willst? Er braucht sie dringend. Ich könnte sie auch brauchen.

In diesem Sinne

Dein alter H.



Auf der Schwabinger Bauernkirchweih.



En avant tous.



Die Tänzerinnen Jelena Korolewna und Lore Wigand.

Wiener Fasching.

Von Herbert Bauer.

In Wien ist der Karneval, jung wie je, mit rauschenden Fanfaren in die Tanzsäle eingezogen, und die unverwüstliche Lebensfreude einer Stadt, in der ein Dichter einst, beim „Höchsten Heurigen", die Worte fand: „Verkauft's mei G'wand — i fahr' in Himmel!" — die Lebensfreude dieser Stadt beherrschten und der Übersee-Import des Jazz und Shimmy, des Tango und Foxtrot noch fehlte. Durch die nachtdunklen Gassen und Straßen sausen die Autos, und aus erleuchteten Fonds funkeln erwartungsvolle Mädchenaugen, glänzen rosige Frauengesichter. Herren in Frack und Smoking werden



Die Filmdiva Maria Corda (rechts) mit einer spanischen Kollegin.



Erhascht.



Frl. Poldi Stern.

hat über alle Nöte der Zeit gesiegt und mit noch halbleerer Tasche Feste der Jugend und Schönheit gefeiert! Ja, der Wiener Fasching von 1925 mit seinen grandiosen Bällen und Redouten, mit seinen in tausend Lichtern erstrahlenden Sälen, seinen bezaubernden Frauen, die in ihrem Charme und Chic, in ihrer Anmut und Heiterkeit aufs neue beweisen, daß Wien Wien bleibt: er steht hinter seinen schönsten und reichsten Vorgängern nicht zurück und ist, in Erwägung der Zeitläufte, in Wahrheit ein Wunder, das nur Wien und sein Genius ermöglichen. Der „Concordia"-Ball der Wiener Schriftsteller und Journalisten, das große Ereignis der Saison, das alles vereinigt, was in Wien Rang und Namen hat, war heuer glänzender und festlicher als je, der „Böse-Buben-Ball", die Alland-Redoute, die Volkstheater-Redoute, das Théâtre paré in der Staatsoper, die Bürgerbälle, die traditionellen Narren-Abende des Wiener Männergesangvereines und des Schubertbundes, der Ball der Bühne und Mode und wie sie alle heißen mögen: es ist ein Treiben wie in den alten Zeiten des Wiener Faschings, da der Walzer und die Quadrille die Säle dahingetragen: Festlichkeit ist da, Freude! Es ist eben Fasching, und die Philosophie des wienerischen Menschen ist heute wie je: „Nobel geht die Welt zugrund'!"



Die Kabarettkünstlerin Christa de Bynos.



Reizende Masken.

Wiener Ballschönheiten.

(Phot. Atelier Willinger, Wien.)

Aphorismen.

Die Augen der Liebe sind blind, aber allsehend die Augen des Hasses.

Beim Mann ist seine Zukunft, bei der Frau ihre Vergangenheit das Ausschlaggebende.

Auswege finden Frauen immer, Durchwege selten.

Daß eine Frau kokett ist, merken bloß die andern Leute; das Opfer ihrer Verführungskünste merkt es nie.

Das Beständigste an jeder Liebe ist die Furcht vor dem Ende.

In dem Augenblick, da man zu vergleichen anfängt, hat das Schiff der Liebe schon ein Leck bekommen.

Wenn eine Frau aus ihrer natürlichen Rolle der Passivität zur Aktivität übergeht, so ist es eine weder tiefste, ehrlichste, selbstloseste Leidenschaft oder um den Sieg kämpfende, rücksichtslose Koketterie.

Hanns Lechner.

Der Verlobungsbrief im Wandel der Zeiten

von Karl Ettlinger

Um 1600



Hertzlipste Junckfrau Gret, oh lasset nuhn
Auff dihsem Brifleyn holt di blawen Äugleyn ruhn,
Aufdaß ir kündig seyd, was mihr im Busen brennet,
Es seind der Fatklen Gluht, so mann die Liepe nennet.
Nit wi der Heydengodt eynst Ledan sich genahet,
In Schwahnes Ongestalt imbrunstigk si umfahet,
Neyn, erbar, tugendsamb, on Sundenlust im Buhsen
Werpf ich anbehtent mich zu Ewren Venusfußen.
Drumb gönnet Eynlaß mihr in Ewres Hertzens Schreyn,
So wirt di Wält hinfür eyn Freutengertleyn seyn.
So aper nit ir wöllt mihr solcher Huld geweren,
Wehmihr, so wirt meyn Hertz der Helle Brant verzeren
Unt wirt der güftig Tranck alß Labsahl mihr wüllkomen,
So eynst Herrn Sokratem in seynen Leip gekomen.
Derhalben flüstret Ja unt endiget meyn Leyden,
Dan sol mich umb meyn Glukk Herr Kröhsus selpst beneyden!

Um 1720



Die schönsten Nelken, so seyn Gärtlein ziren,
Ihr Schäfer legt sie stumm in Ihre Hand:
Sie mögen Sie, o Chloë, persuadiren,
Wie heyß meyn amuröses Herz entbrannt!

Statüengleych erscheynen Ihre Glider,
Der Rose gleycht der Wangenpracht Coulör,
Blikkt Ihres Auges Demant auff mich nider,
Versirt mich solches Glück zum Grandseigneur!

Und wann Sie voll Humeurs mit mir parliren,
Indeß Ihr Lächeln mich favorisirt,
Fühl' in der Brust ich Amorn guberniren,
Deß Pfeyl meyn gantzes Daseyn perforirt!

O lindre meyner Pulse wild Gehämmer,
Sprich, Rosenmund, was längst ich expektirt',
Hauch': „Meyne Lämmer seyen deyne Lämmer!"
Und Daphnis schmilzt, von Chloën embrassirt! —

Um 1850



Mit Erlaubnis Deiner lieben Eltern
Schreib' ich Dir nach gutem Väterbrauch.
Jetzt, da sie den Rüdesheimer keltern,
Reifte meines Herzens Beere auch.

Dennoch würd' ich nie dies Schriftstück wagen,
Drin ich deutlich meine Lieb erklär',
Wenn ich nicht bereits schon sozusagen
Deiner werten Neigung sicher wär'.

Ohne nämlich daß ich dreh' und deutel'
Gilt zum Beispiel als Beweis mir fast
Jener rotgetupfte Tabaksbeutel,
Den Du neulich mir gehäkelt hast!

Ferner hat mir Deine Lieb' verraten,
Dorothee, geehrtes Ideal,
Daß mich mittags zum Kaffee geladen
Deine Mutter sechs-, nein siebenmal!

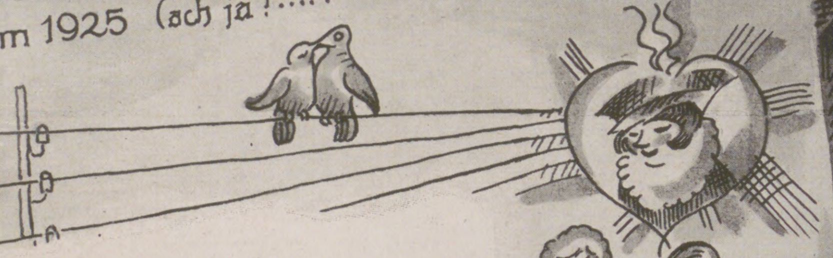
Oh, wie ließ mein Herz der Kuchen pochen,
Den Du selber zubereitet hast!
Und Du kannst auch sicher Rindfleisch kochen
Und was sonst in meinen Haushalt paßt.

Und ich sprach errötend: „Ja, ich glaube,
Dieses ist für mich die rechte Frau!"
Und drum küßte in der Fliederlaube
Ich von Deinem Mund der Lippen Tau.

Kurz und gut, es ist kein Grund vorhanden,
Daß ich meiner Glut geböte Halt!
Auch mein Prinzipal ist einverstanden
Und erhöht mir nächstens das Gehalt.

Daß sich meine Schmerzenssehnsucht linder',
Bitte ich Dich mit bewegtem Blut:
Werde Du die Mutter meiner Kinder,
Bitte, teures Mädchen, sei so gut!

Um 1925 (ach ja!.....



Bitte, sage Deinem Alten,
Diesem ollen Dusselmann,
Daß er mir den wohlgestalten
Buckel runterrutschen kann!

Sag', sein Segen is mir schnuppe,
Bist Du, Schatz, nur lieb und brav!
Denn Du bist die feschste Puppe,
Die ich je im Kintopp traf.

Weißtde noch, Du kesse Katze,
Wie das reizend war und nett?
Ich saß auf dem ersten Platze
Mit 'nem Dritten-Platz-Billett.

Während ich mich so bethät'ge,
Mimt die gute Mia May,
Und ich sage zu Dir: „Gnäd'ge,
Wird Dir auch so heiß dabei?"

Und nu wird geheirat', Kleine,
Denn bei mir heißt's: Dalli, fix!
Und warum auch nicht? Ich meine:
Du hast nix und ich hab nix!

Immer rin in das Vergnügen,
In den Ehestandssalat!
Wenn wir später Kinder kriegen,
Die ernährt schon Vater Staat!

Sorgen machen ist der Brauch nicht,
Das ist unmoderne Art —
Keine Wohnung ham merr auch nicht —
Was man da an Arbeit spart!

Nur nicht lange Vorbereitung:
Setz' Dein Hütchen auf aus Samt,
Mit dem Ausruf „Frohe Scheidung!"
Stiefeln wir auf's Standesamt! —





Um 2025



Es rasseln die Maschinen.
Die Liebe ist zerschellt.
Wir müssen Geld verdienen,
Nur Geld, nur Geld, nur Geld.
Des Herzens süßes Toben
Hat weggewischt ein Schwamm...
Und will man sich verloben,
Genügt ein Telegramm.

O. J. Olbertz



Im Atelier bei der Arbeit.

Es ist heute bei Kostümfesten nicht mehr wie einst in Schwabing, wo die Kunstschüler mit Muße und Seelenruhe ein halbes Jahr an den Vorbereitungen für ihre Künstlerfeste arbeiteten, wo einfach alles von ihnen selbst ausgeführt wurde und dann genial ausgedachte Überraschungen und feenhafte Dekorationen, mit unglaublich geringen Mitteln hergestellt, den überraschten Festbesucher erwarteten. Jetzt, und ganz besonders in Berlin, macht man die Sache einfacher: ein oder mehrere Künstler schaffen die Entwürfe; dann gibt man einer großen Dekorationsfirma den Auftrag und läßt von ihr alles anfertigen. — Heute jagt hier ein Fest das andere. In den großen Sälen Berlins wird morgens oft die Dekoration des Festes vom Vorabend abgenommen, und am selben Abend muß dann schon wieder die neue fertig stehen. Eine Veranstaltung im alten, Schwabinger Stil wird dagegen das Gauklerfest „Flitternacht“ der Schule Reimann (Berlin) darstellen, wofür die Schüler eigenhändig die Dekorationen anfertigen und im Saale anbringen werden. Das Fest findet zu Fastnacht im Zoo statt. Man wird da entzückende Kostüme zu sehen bekommen. Kein Herr darf in Frack oder Smoking erscheinen, auch Alpentrachten oder gar bloßer Kopfschmuck werden nicht geduldet. Noch sind die Schüler und Schülerinnen mit den Vorbereitungen beschäftigt. Überall herrscht fabelhafte Geschäftigkeit und Begeisterung für allerhand verrückte Ideen. Zarte Finger führen voll Eifer die Nadel und umnähen Hunderte von Reifen mit Gold- und Silberpapier. Von hohen Maibäumen herab sollen diese dann zum Feste lustig in der Höhe schaukeln. Dort lehnen noch rohe Bretter an der Wand, aus denen man Hampelmänner aussägen will, die auch, zu allen Gliederverrenkungen bereit, von der Decke herabhangen werden. Hier sind eifrige Hände dabei, riesige Vogelkäfige zu zimmern, die dann, bespannt und mit Vogelsilhouetten beklebt, als originelle Beleuchtungskörper dienen sollen. Da wieder liegen fleißige Gestalten auf ebener Erde und bekleben nach vorliegenden kleinen Entwürfen Riesenbahnen mit buntem Papier. So entstehen darauf lustige Groteskfiguren. Diese Streifen sind bestimmt, abwechselnd mit gefalteten Goldpapierbahnen die Pfeiler des Saales zu schmücken. Vieles, was hier gebaut, geklebt und gezimmert wird, bleibt vorläufig noch ein Rätsel. Die Flitternacht erst wird es lösen. Alles tut zwar mächtig geheimnisvoll, aber man hört doch munkeln von einem richtigen Karussell, von Türmen, Tempeln und glühenden Schlangen ...



Transport der fertigen Dekorationen zum Festlokal.

Vorbereitungen zum Künstlerfest.

Nach Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.



Die letzte Nuance.



Sooo willst du gehen ...?



ABSEITS.

NACH EINEM GEMÄLDE VON KONSTANTIN SOMOW.

Der hypnotisierte Fasching

Eine Münchner Karnevalsgeschichte von Ernst Hoferichter / Illustriert von Hans Friedrich-Lpzg.



Pepi Loichinger, der Kgl. Bayr. Hatschier a. D., saß auf seinem rosendurchwebten Kanapee und ging mit dem einen Auge die eingravierten Buchstaben seines Maßkruges aus. Das andere hielt er feiertagshalber geschlossen.

Von den Schnurrbartenden, die wie geknickte Dachrinnen nach unten hingen, tropfte dann und wann zurückgehaltener Morgenkaffee in die Tiefe.

Da mit einem Male wurde das Idyll zerrissen. Draußen rief die Gattin gleich einer Dampfsirene:

„Pepi, es is was in Briefkasten neigfallen ...“

Pepi stand auf und tauchte es eigenhändig heraus. Und weil auf dem Umschlag gedruckt war: „Spar- und Sterbekassenverein Fröhlichkeit“, vermutete er: „Da werd wieda einer gstorben sei, und da möchtens dafür wieder a Sterbemarkl habn ...“ Aber er las — und so, daß er das Fettgedruckte, wie das Schweinerne aus einem Gulasch, zuerst vorwegnahm: „Einladung ... Ew. Hochwohlgeboren ... Fasching ... Eine Überraschung für unsere Mitglieder ... Kostümball ... Eine Nacht im Orient ... Zutritt haben nur Masken in türkischer, indischer oder ähnlicher Tracht.“

Im Hirnkasten des Hatschiers Loichinger kratzte es wie von einer ausgespielten Grammophonplatte. Er überlas es dreimal, viermal ... Nur langsam, wie durch ein verstopftes Ausgußrohr, sickerte diese Nachricht in sein Innerstes hinein, von dem es dann brockenweise begriffen wurde.

Bisher hatte nämlich dieser Verein Jahr für Jahr im Fasching den so allerweltbewährten „Oberbayerischen Bauernball“ abgehalten. Und Pepi Loichinger erschien dann immer als „Birkenstoaner Goaßbua“ mit einem Osterbetzl am Strick. Diesem Einfall entlockte er immer neue Situationen — und viele kamen nur dieses Spaßes wegen.

Jetzt aber sollte auf einmal alles anders werden ...?

Eine Nacht im Orient ...! Türkische Trachten ...!

Er drückte die Augen zu und versuchte sich irgend etwas dabei vorzustellen.

Zuerst mußte er an die Abbildungen auf dem Deckel seiner Zigarrenkisten denken. Dann fiel ihm „türkischer Honig“ ein. Und gleich darauf „Türkenkaserne“. Diese Vorstellung währte nur einen Augenblick. Sie schien ihm zu wenig weit entfernt und konnte ihm auf die Dauer keine türkischen Empfindungen vermitteln. Er schweifte weiter aus, wurde ganz wahllos — und faßte schließlich, um endlich zu handgreiflicheren Bildern von jenem Orient zu kommen, alles Fremde und Exotische zusammen, das ihm auf dieser geistigen Reise in den Blick lief.

So wurde das Morgenland im Hirnkasten des Hatschiers Loichinger zu einem Nebeneinander von arabischem Haaröl, amerikanischen Schneeflocken, Kokosnüssen und einem Fußabstreifer mit eingeflochtenem „Salem Aleikum“.

Das Zimmerfräulein kam in die Küche.

Ihr Gesicht glich einem angebissenen Apfel, der wurmig ist. Früher war sie Paradedame bei einer Raubtierschau, jetzt — Aufkäuferin von Wirrhaar und Kautschukgebissen. Sie nannte sich Johanna Hummel und schrieb „Liebe“ mit h ... Und Loichinger erzählte ihr alles.



„I koan do net als Goaßbua und mit an Osterbetzerl in a ‚Orientalische Nacht‘ gehn ...! Wenn i nur wüßt', wie i da jetzt hinkomma sollt ...!“

„Genga S' halt als ‚Maharadscha‘ ... Als oaner, der nur a paar Bettücha onhat und allersets geliebt wird ...“

„Na, unkeuschlich derf i net gehn. Da tat mi mei Frau mit der Schweinspladern daschlagn ... Und schaun S', Fräulein Hansi, i woas ja gar net, wie i mi als a solchener fremdländischer Tüppus benehmen sollt. I hab ja gar koa Ahnung, wie sich a solchener Mann seinem Maßkrug gegenüber benimmt.“

Indessen bekam Fräulein Hansi einen glücklichen Gedanken.

Sie hatte einmal mit einem Wanderphotographen Tür an Tür gewohnt, der sich in seinem Nebenberufe mit Fahrradreparaturen, indischer Philosophie und Hypnotismus beschäftigte. Sie selbst hatte seine Macht über geistige Kräfte an ihrem eigenen Leib erfahren, als er sie damals hypnotisierte — mit ihm in die Isarauen zu gehen. „Also, Herr Loichinger, mit dem red i amal. Der zuggeriert Ehna ganz einfach ein türkisches Feuer und einen indischen Geist ein — und schon san S' a Maharadscha ...!“

„Da moana S' denn, daß mi der für die ‚Nacht im Orient‘ richti herrichten könnt?“ —

„O mei, der hat scho ganz andre Sachen gmacht!“ Der verkehrt mit alle Geister grad so, als wia wenn mir a Hendl rupfen oder mit oan von der Post redn ... Und a paar Geister hat er, di mögn nur Apfiküchln und an Käskuachn ...“ Und bald war Pepi Loichinger damit einverstanden, daß der geistige Arbeiter kommen sollte.

Als dann gleich darauf die Frau Hatschier von einem kurzen Dienstgang in ihrer Eigenschaft als Hebamme zurückkehrte, erfuhr sie alles.

Fräulein Hansi tat, was ihr aufgetragen war — — —

Und an jenem Tag lagen schon von Mittag an über alle Betten der Familie Loichinger die Fastnachtskostüme ausgebreitet. Die ganze Wohnung roch nach Orient ...

Das Zimmerfräulein hatte sich auf ihren Domino einige Dutzend blecherne Halbmonde aufgenäht — und die „Haremsdame“ war fertig.

Frau Loichinger fand aus ihren jungen Tagen einen knallroten Unterrock, umschlang die Hüften mit einem Sofaläufer und färbte sich Wangen und Lippen mit Zichoriepapier.

Dem Pepi war unter dem türkischen Faltenwurf seines wallenden Gewandes der Hosenträger gerissen.

„Hättst doch dös größere Bettuch nehma sollen ...!“

Er band sich noch die Bettvorlage als Wohlstand bezeichnende Schärpe um die Bauchgegend. Und über dem Kopf drehte er sich aus einem Handtuch den Turban. — — — Da läutete es dreimal.

Der bestellte Hypnotiseur war gekommen. Er hieß Peter Morasch und stammte aus Tschechien oder Polen. Sein Antlitz glich einem verrutschtem Abziehbild. Die Nase saß als falsch gesetztes Ausrufezeichen nicht ganz mittendrinn. Da er von der Familie Loichinger ebenfalls auf den orientalischen Ball eingeladen war, kam er als „Derwisch“ kostümiert. Die veilchenblaue Jacke war vorne lose zusammengesteckt und ließ die Tätowierung gut leserlich offen stehen.





Pepi Loichinger saß auf dem laubfroschgrünen Küchenstuhl. Peter Morasch strich ihm mit den Fingerspitzen und Handballen im Gesicht herum. Und davon bekam er zunächst die Empfindung des Einseifens und Fliegenfangens.

Der Derwisch stellte sich der Reihe nach die Fragen vor, wie sie auf Seite II seines wissenschaftlichen Werkes: „Broschüre, Wie werde ich Hypnotiseur?“ abgedruckt waren. „Bittäh, bis Müdwerden kommt — immer Augen geradeaus stellen . . .!“

Peter Loichinger sah dadurch schnurgeradeaus durch die Glastür des Küchenkastens. Da standen der Reihe nach die Kaffeetassen seiner Gemahlin. — „So mein ch Herr, denken ch jetzt stark an Indisches Urwald! Dschungel! Halbmond!“ — Loichinger aber las unentwegt die Aufschriften der Tassen ab: „Gruß aus Tegernsee!“ — „Nur ein Viertelstündchen!“ — „Trinkt Malzkaffee!“ — „Auf der Alm da gibts ka Sünd!“ —

„Jetzt sehen Sie Goldenes Horn mit Bosporus . . .!“

Aber der bayerische Hatschier hing seinen Blick fest in den bronzierten Henkel der Milchkanne ein — und er sah nichts als dies, daß am Schnabel ein Eck abgebrochen war . . .

„Nun langsam Deckel von Augen ch herablassen . . . blaue Flut kommt — Meereswogen der Dardanellen . . .!“

Pepi dachte gerade an Bachauskehr, und so wollte lange kein Wasser kommen . . . Aber ganz allmählich machte ihn das eintönige Getuschel müde, und in seinem Hirnkasten begann alles, wie auf einer Malerei mit Wasserfarben, durcheinanderzulaufen . . . In der Zuckerdose warf der Kleinhesseloher See eine spritzende Brandung über den Rand, daß das Wasser aus den Schubläden des Küchenkastens rann . . . Um die Petroleumlampe wuchsen Kokosnußstauden . . . Heimatliches und Exotisches, Häusliches und Überseeisches begann in diesem Dickicht ein friedliches Familienleben . . . Affen und Kanarienvögel sprangen von Ast zu Ast, Kinihasen und Feuersalamander liefen an den Wänden seines Hirnkastens entlang . . .

Weit von draußen her hörte er die Stimme: „Ein ch Harem —! Bittäh ch hereintreten . . .“ Perser Teppiche lagen zu seinen Füßen. Er ging auf echt türkischen Fleckerlpantoffeln durch Musik und Duft von Räucherschalen . . . krumme Säbel hingen an der Wand.

„Sie sind hier — der ch Herr . . .!“

Da lächelte Pepi, als ob er beim Anstehen an der Hofbräuhausschenke ausnahmsweise außerhalb der Reihe bedient würde — und feixte gerade einer Haremsangestellten ins Gesicht. Er breitete umfangend die Arme aus —

Und da machte sich die Familie Loichinger auf den Weg zum Ballokal. Pepi ging in der Mitte. — Maharadschalächeln verklärte sein Angesicht. Zu seiner Rechten wackelte seine Gattin gleich einer portopflichtigen Dienstsache. — Und links umfing ihn das Zimmerfräulein, die Haremsdame. Die rauschte in dem morgenländlerischen Domino wie eine Schaumrolle in ihrem Einwickelpapier — und tanzte schon voll Ungeduld am Rinnstein entlang Bauch.



Hinterdrein schwänzelte, immerfort die Hypnose kontrollierend, der Derwisch Peter Morasch . . .

Dem Morgenlande zu!

Das sah aus, als wären ein „Bad im Ganges“ und eine „Sibirische Schneelandschaft“ aus Versehen auf eine einzige Platte photographiert worden. — Jetzt standen sie am Eingang des Saales.

Die Kälte der Nacht hatte ihm die Haremsschöne etwas ins Nebelhafte verzogen. Seine Augen stachen nach ihr Löcher in die rauchige Luft, seine Ohren fächelten sehnsüchtig nach ihrem Liebesgeflüster, und die Nase hob sich vibrierend nach indischen Wohlgerüchen über den Duft von verschüttetem Bier, Tannenzweigen und Wurstpapier hinweg.

Seine Augäpfel waren gleich den Signallichtern heimfahrender Trambahnwagen — nach rückwärts gedreht. Der Derwisch suggerierte ihm morgenländische Gaukeleien ins Ohr . . . Aber der Maharadscha gehorchte ihm nicht mehr. Er war selbst zum Herrn geworden. — Und befahl in sich hinein . . . Denn da sprangen jetzt blaue Affen, Papageien, Meerschweinchen wild im Hirnkasten herum . . . Er gebot den Wellen des Kleinhesseloher Sees, daß sie zurücktreten möchten . . . Die Milchkanne mit dem bronzierten Henkel schwamm auf den Wogen des Sees an ihm vorbei . . .

Dazwischen suchte sein geistiges Auge nach der Schönen . . . Und er rührte sich nicht! —

Dem Peter Morasch trat der Angstschweiß in Größe von Baldriantropfen aus der Stirn. Und er überlegte, ob ihm bei dem hypnotischen Experiment ein Fehler unterlaufen sein könnte. In seiner Broschüre stand nichts davon.

Inzwischen standen die Ballgäste auf den Tischen und Stühlen herum und sahen in die fassungslose Gruppe hinein. Einer schrie: „Dem is ja schlecht worden — schütts eahna doa kalts Wasser ins Krawattl . . .“ — „Na, mit na Flaumfeder müaßts ihm unter d' Nasen kitzeln . . .!“

Frau Loichinger fühlte sich als überheizter Dampfkessel. Aus ihren Ohren kam Rauch. Auf ihrer Zunge lag die Trockenheit ungespritzter Asphaltstraßen. Sie brachte kein Wort heraus. Es war die tiefste Blamage ihres Lebens Ereignis geworden . . .

Aber da kam noch mehr. Fräulein Hansi versuchte ein letztes Mittel, um den Hatschier Loichinger zu lebendigen Äußerungen zurückzurufen. Sie streichelte ihm sanft mit ihren Lilienhänden den Schnurrbart und klappte seine Augendeckel ganz spielerisch, wie den Verschluß einer blechernen Sparbüchse, auf und zu . . .

Da wurde in ihm und um ihn die türkische Schöne wieder nah — und siehe, er erblühte zu Lieblichkeit! Im ersten Augenblick lächelten darüber seine drei vom Gefolge auf — und glaubten, daß nun alles wieder gut würde.

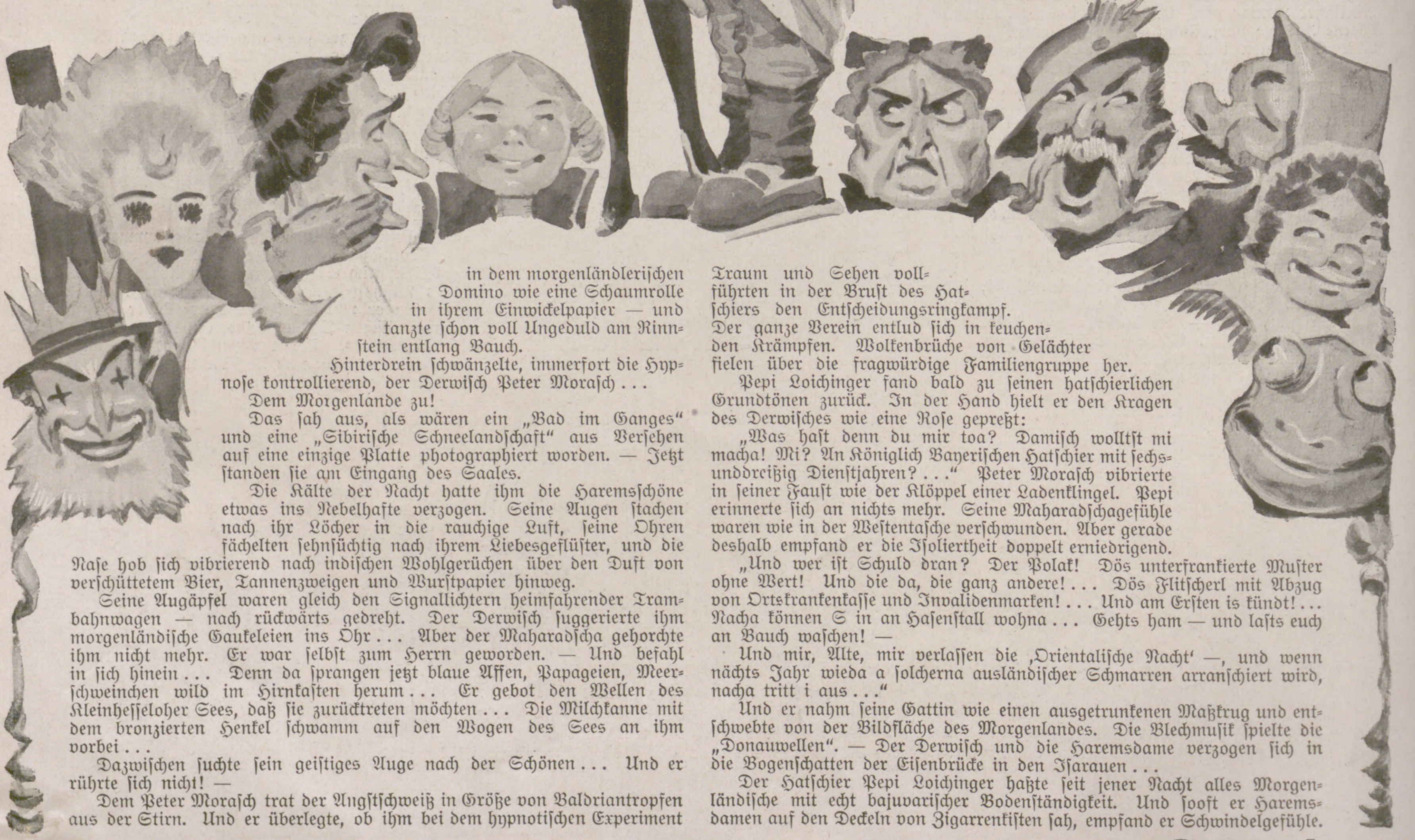
Aber — erst jetzt kamen in dem Hatschier Loichinger die Maharadschagefühle zu höchster Entfaltung . . . Er küßte das Zimmerfräulein, daß ihm das Wasser aus den Augen lief, als sähe er mitten in eine Bogenlampe hinein . . . Und nudeln tat er sie wie einen Teddybären — Frau Loichinger schrie kreischend auf . . .

Alle im Saal stellten sich auf die Zehenspitzen und ließen die Augäpfel heraushängen.

Die Gattin warf ihr Brusttuch über beide, damit die Schande verdeckt bliebe. — Sie streichelte ihn, damit er die öffentliche Treue nicht öffentlich verscherze . . . Aber Pepi ging weiter. Er stellte sich auf den Tisch — das Zimmerfräulein im Arm — und erklärte feierlichst und allen Ernstes — daß seine Liebe allen im Saal anwesenden Schönen offenstände! — Er fühlte sich als der Sultan, Pascha und Marahadscha dieses Vereins! —

Das mochte vielleicht im Bal paré angehen, aber nicht im Familienabend eines Spar- und Sterbekassenvereins!

Und Peter Morasch glaubte sich als Beschützer der Hansi zum Handeln verpflichtet — und entriß dem Loichinger die Haremsdame wärmflaschenwarm von seiner Herzensplattform. — Da aber geschah das Wunderbare, daß Pepi jäh zu nackter Wirklichkeit emporstieg, indem er das Unbewußte wie eine nasse Badehose abstreifte! . . .



Traum und Sehen vollführten in der Brust des Hatschiers den Entscheidungsringkampf. Der ganze Verein entlud sich in keuchenden Krämpfen. Wolkenbrüche von Gelächter fielen über die fragwürdige Familiengruppe her.

Pepi Loichinger fand bald zu seinen hatschierlichen Grundtönen zurück. In der Hand hielt er den Kragen des Derwisches wie eine Rose gepreßt:

„Was hast denn du mir toa? Damisch wolltst mi macha! Mi? An Königlich Bayerischen Hatschier mit sechsunddreißig Dienstjahren? . . .“ Peter Morasch vibrierte in seiner Faust wie der Klöppel einer Ladenklingel. Pepi erinnerte sich an nichts mehr. Seine Maharadschagefühle waren wie in der Westentasche verschwunden. Aber gerade deshalb empfand er die Isoliertheit doppelt erniedrigend.

„Und wer ist Schuld dran? Der Polak! Dös unterfrankierte Muster ohne Wert! Und die da, die ganz andere! . . . Dös Flitscherl mit Abzug von Ortskrankenkasse und Invalidenmarken! . . . Und am Ersten is kündt! . . . Nacha können S in an Hasenstall wohna . . . Gehts ham — und lasts euch an Bauch waschen! —

Und mir, Alte, mir verlassen die ‚Orientalische Nacht‘ —, und wenn nächts Jahr wieda a solcherna ausländischer Schmarren arranschiert wird, nacha tritt i aus . . .“

Und er nahm seine Gattin wie einen ausgetrunkenen Maßkrug und entschwebte von der Bildfläche des Morgenlandes. Die Blechmusik spielte die „Donauwellen“. — Der Derwisch und die Haremsdame verzogen sich in die Bogenschatten der Eisenbrücke in den Isarauen . . .

Der Hatschier Pepi Loichinger haßte seit jener Nacht alles Morgenländische mit echt bajuvarischer Bodenständigkeit. Und sooft er Haremsdamen auf den Deckeln von Zigarrenkisten sah, empfand er Schwindelgefühle.



Faschingsleben: Die erste Elektrische. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.



Preisgekröntes Pudelpaar mit großem Wurf. (Phot. A. Mocsigay, Hamburg.)



Dackelbabys. (Phot. A. Mocsigay, Hamburg.)

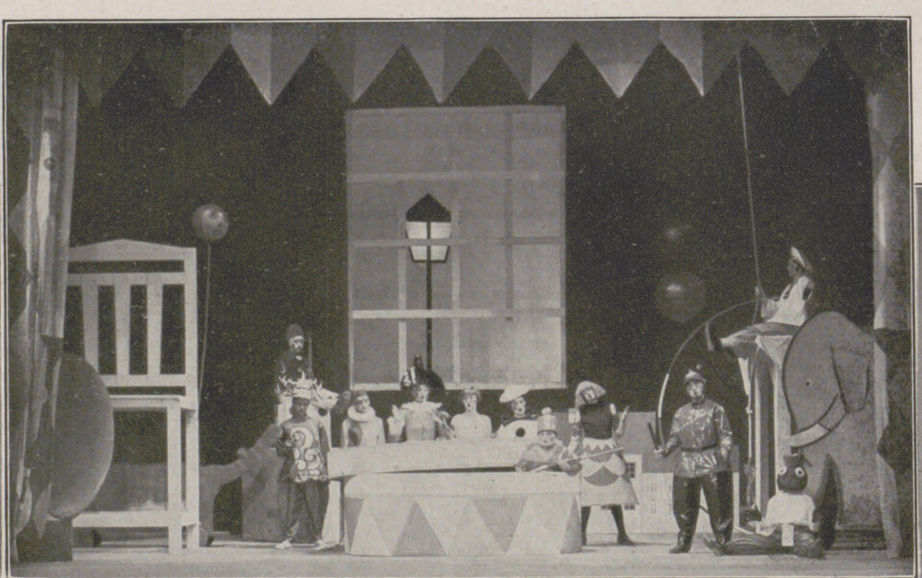
Die Hygiene der Arbeit.

Von Chefarzt Dr. Engelen, Düsseldorf.

Gesunde Arbeitsleistung ist gleichbedeutend mit der Entfaltung zielbewußter konzentrierter Energie. Eine sportmäßige Freude an Höchstleistungen, ein frohgemuter Stolz auf Energieentfaltung ist die Grundlage der unermüdlichen Arbeitslust des Amerikaners, dem das europäische Sehnen nach einem beschaulichen Lebensabend ohne Arbeit unbegreiflich ist. Die Stimmungslage ist ausschlaggebend für den gesundheitlichen Einfluß der Arbeitsleistung. Eine in verdrossener Stimmung widerwillig geleistete Arbeit wirkt erschöpfend auf die Nervenfunktionen, aber Arbeitsbegeisterung, der freudige Stolz auf die Leistung, regt die Kräfte des Körpers und Geistes an. Von solcher Arbeit kann man wohl sagen: es gibt nichts, was so urgesund ist wie die Arbeit.



Gruppe der Mitwirkenden an der in neuer Einstudierung und Ausstattung in der Staatsoper zu Berlin am 9. Februar erfolgten Aufführung der Verdischen Oper „La Traviata“. Die Aufführung bildete die Festvorstellung aus Anlaß der vom Verbande der Deutschen Moden-Industrie e. V. veranstalteten Ersten Fachmesse der deutschen Bekleidungsindustrie, wobei die Darsteller zum erstenmal in Kostümen der neuesten Mode spielten. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Die deutsche Uraufführung des von Claude Debussy vertonten Balletts für Kinder in vier Bildern von André Hellé „Die Spielzeugschachtel“ im Hessischen Landestheater zu Darmstadt am 5. Februar: 1. Bild: „Das Völkchen“, die Lieblinge der Kinder. (Phot. E. Hohl, Darmstadt.)

Bei den äußeren Begleitumständen der Arbeitsstunden ist zu berücksichtigen, ob und wie weit die gegebenen Verhältnisse dem Willen des Einzelnen einen gestaltenden Einfluß ermöglichen. Die wichtigsten äußeren Erfordernisse hygienischer Arbeitsweise kann ich nur aufzählend erwähnen, da die für den einzelnen Fall beherzigenswertesten Richtlinien ebensosehr voneinander abweichen wie die Beanspruchung der Individuen. Die wichtigsten Forderungen der Arbeitshygiene sind: ausreichende Belichtung des Arbeitsraumes und des Arbeitsplatzes, genügende Zufuhr reiner, staubfreier, unverdorbener Luft, richtig bemessene Temperatur, zweckmäßige Arbeitskleidung, Reinlichkeitspflege, möglichste Fernhaltung von ablenkenden störenden Einflüssen.

Die Ausarbeitung von Vorschriften, die individualisierend den verschiedenartigen Betrieben sich anpassen, ist Aufgabe der Gewerbehygiene. Zu dem erweiterten Pflichtenkreis des Gewerbearztes gehören dann noch z. B.: Einrichtung von Räumen und Anleitung für Gesundheitsturnen, Vorträge über Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers, über gesunde Lebensweise und Krankheitsverhütung, ärztliche Überwachung der körperlichen Entwicklung und drohender Ausbildung von Störungen des Organismus usw. In dieser Weise sollte das Verständnis aller Volkskreise für persönliche Hygiene geweckt und gefördert werden. Ich glaube, durch derartige soziale Fürsorge würde mehr Segen gestiftet als durch die jetzt in Deutschland gesetzlich geregelte Versorgung im Krankheitsfalle. Man soll bekanntlich einen Brunnen zudecken vor dem Schadenfalle. Krankheitsverhütung ist die Forderung unserer Zeit. Hier muß der Arzt der berufene Führer des Volkes werden. Wright hat das Wort geprägt: „Der Arzt der Zukunft wird Immunisator sein.“ Als Teil der ärztlichen Berufspflichten ist die Infektionsverhütung sicherlich einflußreich. Aber weitaus wichtiger ist die aktive persönliche Hygiene. Ich vertrete den Standpunkt: „Der Arzt der Zukunft wird Gesundheitsberater sein.“



Die spanische Meistertänzerin Armantina, die gegenwärtig in Deutschland Triumphe feiert. (Phot. Kiesel, Berlin.)



Willy Fränzl, der Solotänzer der Wiener Staatsoper, im Schumannschen Ballett „Carneval“. (Phot. Setzer, Wien.)



Der Auftakt zu der großen Pferdeschau im Sportpalast zu Berlin: Quadrillereiten von 20 Hengsten bei der Hauptprobe im Friedrich-Wilhelm-Gestüt zu Neustadt a. Dosse am 10. Februar.



Vorbereitung zu dem Vierstädtewettkampf im Fechten in Hamburg am 22. Februar: Fechtturnier des Hamburger Fechtsportvereins.



Die Europameisterschaft im Eiskunstlaufen in Triberg (Schwarzwald) am 7. und 8. Februar: Die Europameister. (Phot. G. Carle, Triberg.)
Von links nach rechts: Dr. Preisecker, Wien; Rittberger, Berlin; Gautschi, Davos; Wrede, Berlin; Böckl, Wien, der Sieger in der Europameisterschaft 1925; Franke, Berlin.



Die Deutsche Eishockeymeisterschaft auf dem Riessersee bei Garmisch-Partenkirchen am 8. Februar: Moment aus dem Spiel Sportklub Riessersee gegen den Berliner Schlittschuhklub, den Deutschen Eishockeymeister 1925.





Die Großdeutsche Skikonkurrenz in Kitzbühel am 7. und 8. Februar: Links: Start zum Langlauf auf der Seidelalp am 7. Februar. Rechts: Kurt Endler, der Skimeister für Deutschland und Österreich 1925.



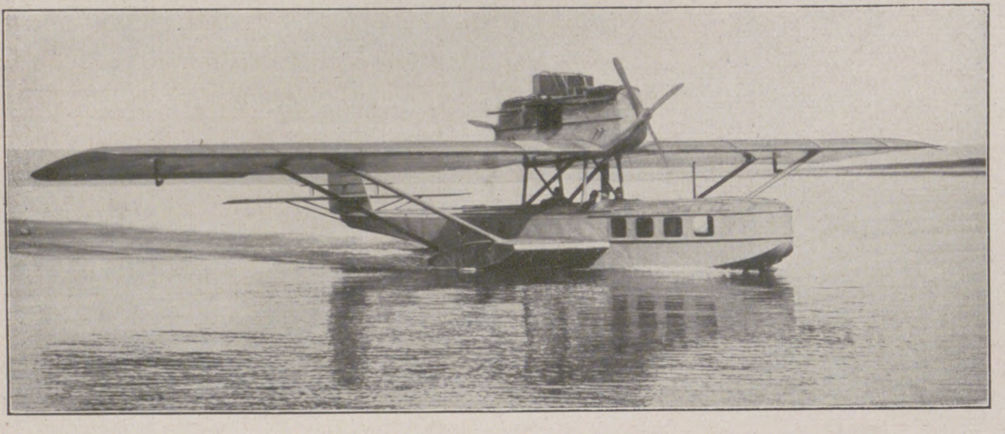
Die Wiederaufnahme des Automobilomnibus-Vorortsverkehrs in Leipzig: Die Abnahmekommission der neuen Vomag- und Büssing-Omnibusse nach einer Prüfungsfahrt vor dem Rathaus in Liebertwolkwitz bei Leipzig.

Freiheit persönlicher Neigungen einzuengen. Die Schematisierung der Lebensführung liegt wohl im sogenannten sozialisierenden Zuge unserer Zeit, aber in dieser öden gleichmachenden Schulweisheit gibt es Dinge, von denen die Naturgesetze zwischen Himmel und Erde sich nichts träumen lassen.

Aktivität ist das Grundprinzip des Lebens. Tatkräftige Gesundheitspflege schafft einen Ausgleich gegen einseitige Beanspruchung des Körpers und Geistes in angestrengter Berufsarbeit. Zielstrebiges Ausgleichen ist ungleich wertvoller als passiv ausruhendes Erholen. Die Lebensauffassung ist ein wichtiger Faktor der Gesundheitspflege. Eine ängstliche, allzu vorsichtig abwägende besorgte Lebensauffassung ist oft ein Hemmschuh für das freie Spiel der Kräfte, die Zurückhaltung wird leicht zur Gewohnheit mimosenhafter Abschließung. Das Gesundheitskapital, das die Natur jedem von uns in die Wiege gelegt hat, muß durch eigene Tätigkeit gefördert werden. Die Gesundheitsschäden, die im modernen Lebenskampfe jeder tagtäglich davonträgt, müssen sorgsam ausgeglichen werden. Vorbedingung des Erfolges ist auch hier die Tat. „Die Tat ist die Verkörperung des Willens. Sie erfordert den Einsatz der Persönlichkeit. Nur sie überwindet Hindernisse und führt zum Ziel.“ (Hindenburg.) Nur die Aktivität führt zur Herrschaft über Körper, Geist, Gesundheit.



Sven Hedin,
der berühmte schwedische Forschungsreisende, feierte am 19. Februar seinen 60. Geburtstag.



Neue Weltrekorde eines deutschen Wasserflugzeuges im Belastungsflug in Marina di Pisa: Das Dornier-Wal-Flugboot bei der Wasser-Landung. Das Flugzeug erreichte mit 1500 kg Belastung 3600 m, darauf mit 2000 kg 3000 m Höhe.

Auch in der Arbeitshygiene ist die Erziehung zu persönlicher Mitarbeit, also zur Aktivität, weit wichtiger als die Gewöhnung an das passive Sichbehandelnlassen des Patienten.

Man pflegt die geteilte und die ungeteilte Arbeitszeit zu unterscheiden. Eine allgemeingültige gesundheitliche Bevorzugung der einen oder anderen Tageseinteilung kann nicht begründet werden. Klima, Arbeitsart, Siedlungsverhältnisse und viele andere Faktoren müssen hier in Betracht gezogen werden. Jedenfalls aber erfordert die ungeteilte Arbeitszeit ein kräftiges Frühstück, eine nahrhafte, nicht voluminöse Mittagsmahlzeit und drittens die Verlegung der Hauptmahlzeit des Tages in die Spätnachmittagsstunden. Bei Einnahme der Hauptmahlzeit in der Tagesmitte ist jedenfalls eine längere Mittagspause notwendig. Meine persönliche Stellungnahme zur Frage der geteilten oder ungeteilten Arbeitszeit gründet sich auf die Überzeugung, daß der menschliche Organismus mit derart staunenswerter Zweckmäßigkeit und Anpassungsfähigkeit ausgerüstet ist, daß eine vorsichtige Erwägung aller Einzelheiten der Lebensführung gar nicht nötig ist. Wenn grobe Verstöße gegen die Hauptergebnisse normaler Körperfunktionen vermieden werden, dann ist es nicht erforderlich, durch eine große Zahl von Einzelvorschriften die

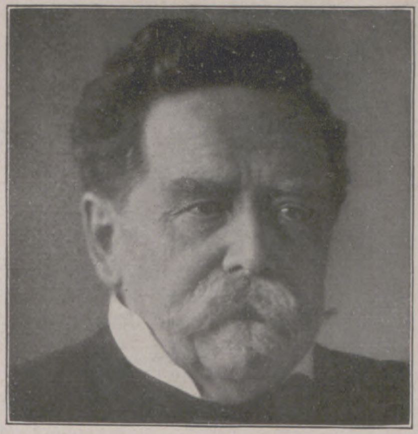


Von der letzten Tagung des Hauptausschusses des Deutschen Städtetages in Berlin: Gruppenaufnahme im Sitzungssaal. (Phot. Preß-Photo-News-Service.)



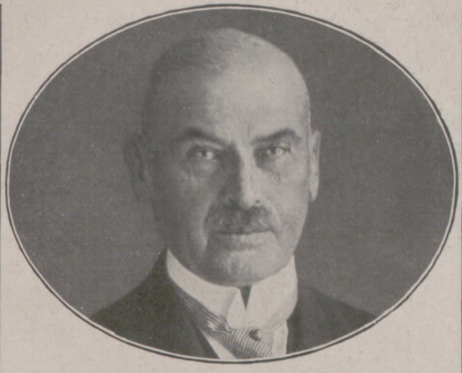


Links: Ein deutsches Denkmal in Japan: Die Einweihung des Gedenksteins für den vor 50 Jahren ermordeten deutschen Konsul Haber in Hakodate in Gegenwart des Professors Dr. Haber vom Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem, eines Neffen des Ermordeten (im Vordergrunde), und des deutschen Botschafters Dr. Solf (links hinter Prof. Haber). — Rechts: Totenehrung in Madrid: Enthüllungsfeier des Gedächtnisdenkmals für die in Marokko gefallenen Spanier. Am Denkmal (von links nach rechts): General Primo de Rivera, der Präsident des Direktoriums; Prinz Ferdinand von Bayern, Infant von Spanien, und der Bürgermeister von Madrid, der die Ansprache hielt. (Phot. Wipro.)



Prof. Dr. Karl Engler,

Wirklicher Geheimer Rat, bedeutender Chemiker, † in Karlsruhe i. B. im Alter von 83 Jahren.



General Otto Liman v. Sanders,

der Verteidiger der Dardanellen im Weltkrieg, beging am 18. Februar den 70. Geburtstag. (Phot. Wipro.)



Zu den Wirren in Arabien: Abmarsch von 2000 Freiwilligen in Aman (Transjordanien) zum Kampfe gegen die Wahhabiten.



Prof. Dr. Karl Theodor Ritter v. Eheberg,

Geheimer Rat, Erlangen, bekannter Staatswissenschaftler und Nationalökonom, feierte am 31. Januar den 70. Geburtstag.



Generaloberst Alexander v. Linsingen,

hervorragender Heerführer im Kampfe gegen Rußland, der Karpathenbefreier, wurde am 10. Februar 75 Jahre alt. (Phot. Wipro.)





Eine Ehrung Vasco da Gamas aus Anlaß seines 400. Todestages: Grundsteinlegung zu einem Denkmal für den großen Seefahrer in Lissabon. (Phot. Wipro.)
Links: Der Patriarch Mar Ishai Shimun, das Haupt der Christenheit in Syrien, bei seinem Besuche der Grabeskirche in Jerusalem. (Phot. Wipro.)





Links: Von den Kämpfen in Marokko: Der vielfach totgesagte, in der letzten Zeit spanienfreundliche Raisuli vor seinem Lagerzelt im Gespräch mit General Aizpuru. Raisuli soll jetzt von den Truppen Abd-el-Krims gefangengenommen worden sein. — Rechts: Ein Schiff als schwimmendes Marinemagazin: Der zum Arsenal umgewandelte amerikanische Dampfer „Illinois" beim Passieren der Brooklyn-Brücke in Neuyork.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter

(7. Fortsetzung.)

Diese Jahre, die man vereint zu seligen machen konnte, sollten verrinnen in Sehnsucht? Nein, sagte gebieterisch ihr Herz. Aber was tun? Durfte, konnte sie verantworten, daß Max die Uniform auszog und sie beide abwanderten in den Kampf ums tägliche Brot? Wäre es nicht, als zöge man in die Wüste? Ach nein, ins Kleinliche, Ängstliche, Sorgenvolle.

Die armen, kleinen, reduzierten Hochsattels würde man sie dann nennen.

Sie war für die große Welt erzogen und hatte fast ihr ganzes Leben auf Reisen verbracht, besaß also eine internationale Bildung und Einstellung. Der Vater rechnete sicher mit einer sehr großen Heirat für sie. Dies mochte vielleicht mitwirken, daß er sich auf den Streitfall so sehr versteifte. Denn ein bayrischer Leutnant aus geordneten, aber nicht glänzenden Verhältnissen war keine große Partie.

Max aber liebte seinen bunten Rock und dachte natürlich, wie jeder befähigte junge Herr, an Karriere. Que faire? Sie lächelte trübe bei der Erinnerung an das Gebrauchswort des Vaters.

Einen Augenblick lang kam ihr in den Sinn, daß Max vielleicht seine musikalischen und schauspielerischen Talente zu einem Lebensberuf ausbauen könne. Sie erschrak. Um's Himmels willen, nein, das wäre für ihre Kreise ganz unmöglich. Wie gräßlich redete selbst der kultivierte Papa über seinen Vetter Hans von Bülow als einen Deklassierten! Ach, wer wußte Rat? Da saßen sie beide in einem Königsschloß und waren so arme junge Menschen. Sie selbst freilich, wie gern würde sie mit Max aufs Land, in einfachste Verhältnisse gehen. Als Pächtersleute auf ein kleines Gut. Das könnte erreicht werden. So viel ließ sich mit ihrem mütterlichen Erbteil tun. Und sie versenkte sich in den Gedanken: Max, der die Natur so liebte, dem die Manöver das Schönste in seinem Beruf erschienen, würde nicht ungern Landwirt sein — und sie konnten in der Stille wohnen, fern von den Konflikten, die die Gesellschaft den Menschen bereitet. Sie würden die Einsamkeit um sich haben, ganz ineinander leben, miteinander die gemeinsame Weltanschauung erringen, ein Drittes, über ihren beiden Konfessionen Stehendes, schaffen, das sie miteinander erwarben, das sie verband.

Sie war aufgestanden und durchmaß mit lebhaften Schritten ihr weites Zimmer.

Oh, sie fühlte sich frei, so handeln, so leben zu können. Sie hatte fremde Länder, Meere und Städte genug gesehen, um Reisen nicht mehr zu vermissen. Freilich, der Papa! Konnte sie ihn als einen Erbitterten, Zürnenden verlassen?

Nachdenklich blieb sie stehen, blickte aus dem Fenster, sah, wolkenüberjagt, die Sterne der Novembernacht.

Ihr Vater verweigerte seine Zustimmung wegen einer Sache, die ihm eine ernsthafte war, für andere aber nur eine Schrulle bedeutete. Eine Schrulle kann nichts Heiliges sein. Die Tochter erwies dem Vater keine Ehre, wenn sie dieser Schrulle den Rang gab, der etwa eine sittliche Überzeugung besitzt.

Ihr Herz wurde ein wenig schwach. Papa verletzen zu müssen, wäre sehr hart.

Sie mußte Gelegenheit schaffen, Max in aller Ruhe zu sprechen. Sein Wunsch und sein Wille sollte der ihre sein. Oh, sie würde ihn ganz leise fragen. Und wenn sie erfühlte, daß ihm auch nur ein kleinster Zweifel kam, sich in die Reserve stellen zu lassen, würde sie schweigen von ihren Plänen. Aber diese Nacht durfte sie mit den Plänen wohl spielen, mit dem süßen Gedanken, ihre Liebe füreinander wäre so groß, daß sie wie die ersten Menschen einen Garten und ein Feld zum Paradiese machen könnten.

X.

So gegen vier Uhr morgens, zu der Zeit, da die Hähne aus dumpfem Schlaf erwachen zu ihrer Pflicht, den ersten Schrei auszustoßen, wankte Max, einem Trunkenen ähnlich, aus dem königlichen Gemach. Er hatte von Mitternacht an vor dem König gestanden und deklamiert. Wie man so sagt, im Schweiße seines Angesichts, und mit überreiztem Hirn.

Er verwünschte Wilhelm Tell. Er war Schiller böse. Er sehnte sich ganz verzweifelt nach Schlaf. Er, der nun durch königliche Laune, das heißt Huld, Walter genannt wurde und den Auftrag, das heißt Befehl, hatte, die nächste Nacht wieder zu deklamieren. Und zwar Lord Byrons Manfred.

Ein schlaftrunkener Lakai ging Max mit einer Laterne voraus und fragte, ob er vielleicht dem Herrn Leutnant noch ein Feuer machen solle? Feuer? Nein, eine Zigarre würde genügen, die gereizten Nerven zu beruhigen, und dann wollte Max schlafen gehen. Er taumelte in sein Zimmer, das fremd und kalt war, warf den Mantel um, saß bei zwei Wachskerzen und rauchte.

War das eine wunderliche Sache! Wie es nur der König aushielt, so lange zuzuhören? Stunden um Stunden waren im Aufsagen der „schönen Stellen" und Monologe aus dem Tell verflossen. Aber er, jener Max, der nun Walter genannt wurde, war klug gewesen.

Nachdem erst die Scheu vor der Majestät etwas überwunden, hatte Max einen leichten Schwächeanfall fingiert. Und gefragt, ob er krank sei, in kühnem Wurf geantwortet, ein Kummer nage ihm an der Seele. Nämlich ein Kiste aus Missolunghi, verwahrt in den Kellern dieses Schlosses, eine Kiste, über die soeben zwei welterschütternde Broschüren geschrieben worden seien. Der König hatte allergnädigst geruht, zu äußern, man solle ihm diese Broschüren vorlegen. Als er dann noch den Namen Byron vernahm, wurde er interessiert und befahl: „Walter wird morgen den Manfred deklamieren, und der Bildhauer, der Walter als Lohengrin schuf, erhält vorher Audienz."

Max lachte vor sich hin. Erfolge, wirkliche Erfolge! Der König würde einen Blick auf die Titelblätter der Broschüren werfen. Wenn dann in der Nacht beim Deklamieren den Darsteller des Manfred wieder ein Schwächeanfall überkam, erreichte er vielleicht ein königliches Versprechen, daß man die Kiste suchen lassen durfte. Könnte er doch diese Aussichten Marie Luise in Eile wissen lassen! Aber die Mauern des Schlosses und die Mauern der Konvention standen davor.

Max schoß plötzlich von seinem Stuhl hoch und rannte durch das Zimmer. Gott sei gelobt! Endlich winkte eine Entscheidung: die Väter bekamen ihre Büste wieder. Und wenn sie dann weiterstritten? Dann gab es keine Rücksicht mehr. Dann ließ er sich bei seinem Obersten beurlauben und fuhr mit Marie Luise nach England; dort konnte man heiraten.

Er riß die Uniform ab, tauchte das Gesicht in kühles Wasser, rieb sich trocken und warf sich in das erschreckend kalte Bett. Schlafen, schlafen! Er war ja so todmüde! Plötzlich lachte er unter seiner Decke. Um's Himmels willen, wo fand man bis morgen nacht einen Frack für den guten Wichie Seiling?

Er besaß keinen, und sein Format spottete jeder Norm.

Während Max einschlief, pochte es an der Tür des Freiherrn von Bülow. Als er, verwirrt und erschrocken, hinter der verschlossenen Tür fragte, was denn los sei, kam eine Entschuldigung und Beruhigung:

„Tun 'S nur net erschrecken, Herr Baron. Halt ein königliches Handbillett."

Ein königliches Handbillett? Jetzt?

„Wann 'S nur einen Spalt an der Tür aufmacheten, Herr Baron, dann stecket ich's rein; Sie brauchen Ihnen gar net zu inkommodieren."

Herr von Bülow tat, wie ihm geheißen, suchte fröstelnd sein Bett wieder auf und las in großen, schulmäßigen Zügen:

> Mein lieber Baron von Bülow,
>
> erfreut über das so viel Meisterschaft verratende Arrangement der Zimmer, bitte Ich Sie, mir heute ein Uhr, nach dem Dejeuner, ausführlichen Vortrag über Versailles zu halten.
>
> Bamberg, den 15. Nov. 1866. Ludwig.

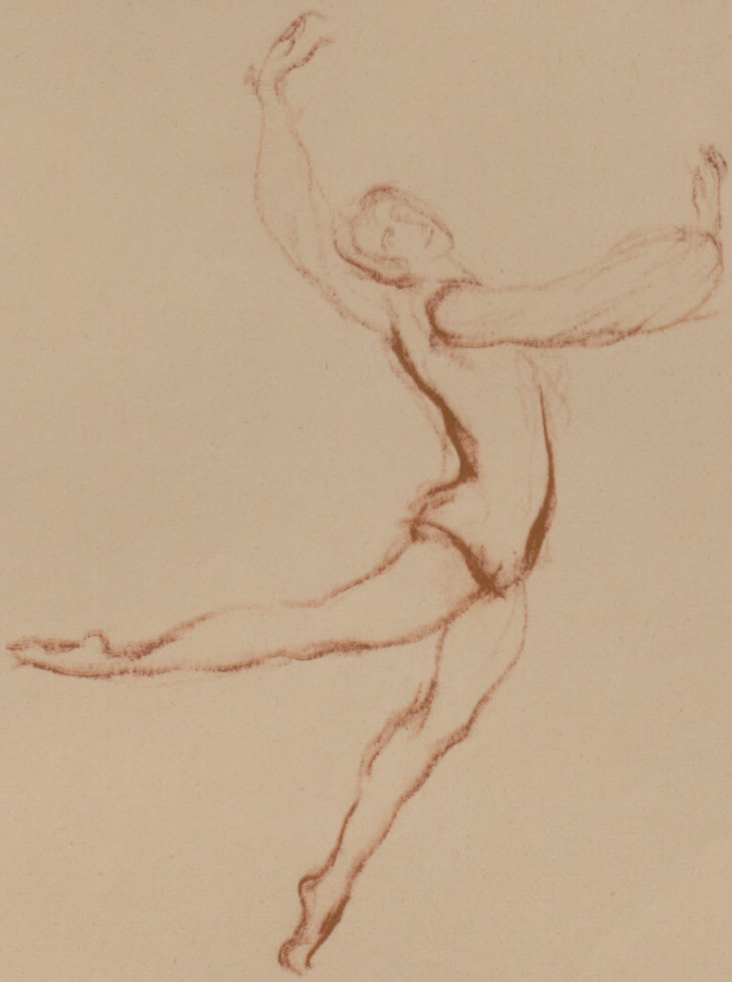
Baron Bülow vergaß sein Mißfallen an der nächtlichen Störung. Ah, sehr interessant. Der junge König war ein feiner Kenner, daß er die feine Hand an der Gestaltung der Räume fühlte.

Ein Vortrag über Versailles! Hübsch, sehr hübsch! Man hatte nicht umsonst sein Stilgefühl gebildet, und man war nicht umsonst ein Weltkundiger und ein Kunstkenner. Schön, sehr schön. Versailles: der Brennpunkt einer Kulturepoche. Das Thema bot Unendliches. Und — es war Gelegenheit, den König zu fesseln, ihm die ganze Überlegenheit zu zeigen, die man in historischen und Kunstfragen besaß. Und plötzlich überschauerte den aus seiner Nachtruhe aufgeschreckten älteren Herrn ein Triumphgefühl: von den Büsten in der Spiegelgalerie zu Versailles war nur ein Schritt zu jener Büste, die durch ein Artilleriegeschoß des Obersten Freiherrn von Hochsattel zertrümmert wurde, und deren Bruchstücke in einer Kiste die Keller des Schlosses bargen!

Marie Luise war noch beim Anziehen, als ihr Vater sie schon zu sich bitten ließ. Sie beeilte sich, ihr Haar zu ordnen und ein Kleid überzuwerfen. Was war geschehen? Sie fand ihren Vater, wie er hastig Tee trank und dabei auf großes Papier sich Notizen machte. Er lächelte. „Verzeih, daß ich dich so früh störe, mein Kind. Aber ich bin wirklich sehr beeilt." Und er erzählte ihr die Sache mit dem König. „Bitte, Marie Luise, dein Wissen ist noch frisch, die Bibliothek in diesem Hause sehr mangelhaft. Sage mir, bitte, die wichtigsten Daten über Versailles. Du weißt, Zahlengedächtnis war nie meine Sache."

Marie Luise breitete freudig ihre Kenntnisse aus.

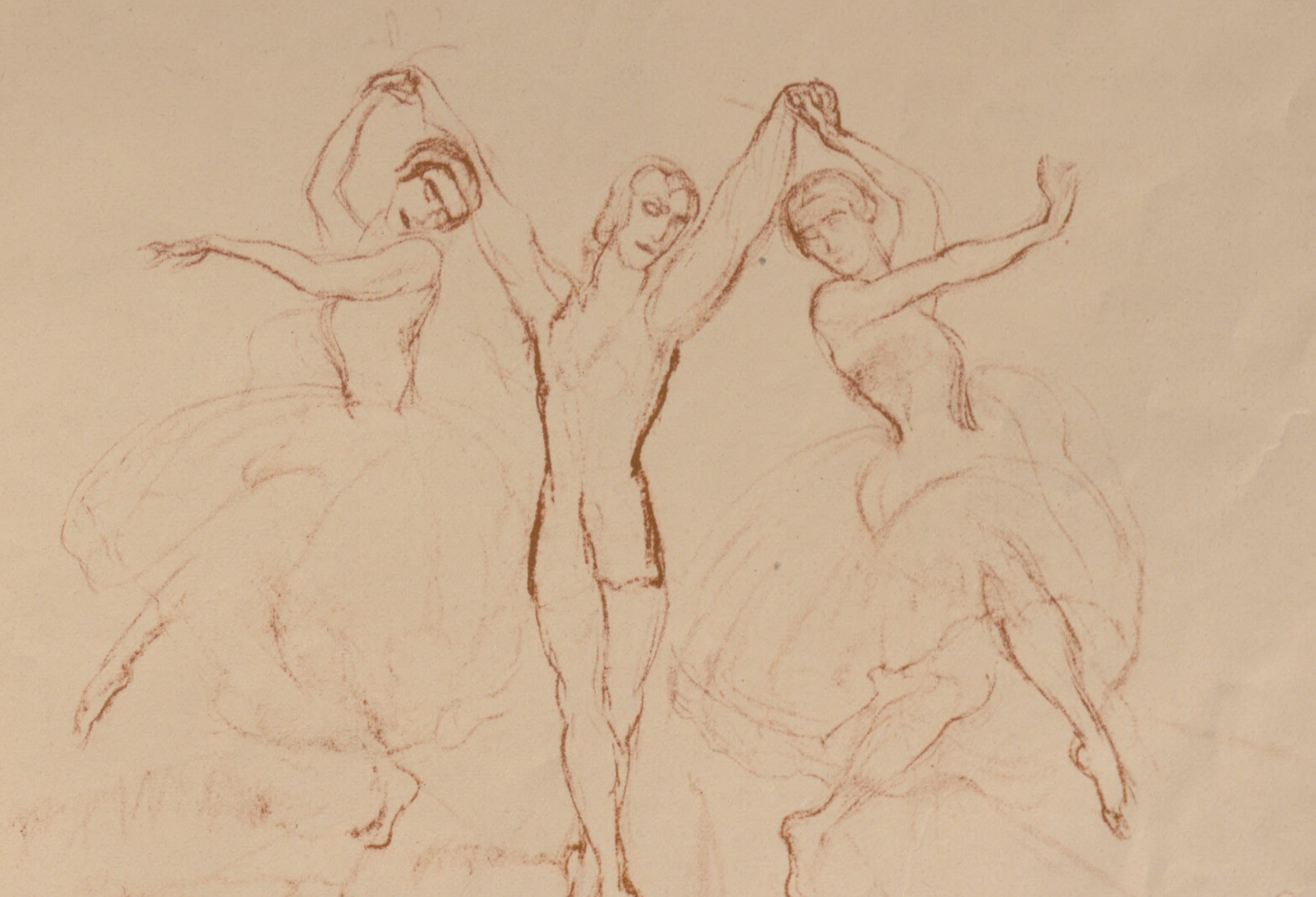
„Ich werde dann," sagte der Vater, „einen vollkommen schön gerundeten Vortrag festlegen. Dadurch bin ich den ganzen Vormittag beansprucht. Auch Baron Hochsattel ist beschäftigt, wie mir der Kammerherr sagte. Leutnant Hochsattel muß den Manfred von Lord Byron auswendig lernen. Da sich hier kein Exemplar findet, ist er nach Schloß Banz geritten, wo es eine deutsche Übersetzung gibt, denn Seine Majestät versteht nicht englisch.



Anatol Wilzak.



Vera Nemschinowa.



Nemschinowa, Wilzak und Nijinska in den „Sylphiden" von Chopin.

Aus dem russischen Ballett „Serje Diaghilew".

Nach Rötelzeichnungen von Arthur Grunenberg.

Ich schenke dir diesen Tag, mein liebes Kind. Du kannst dir, von der Jungfer begleitet, die Sehenswürdigkeiten von Bamberg ganz inkognito betrachten. Der König hält Ruhetag. Er wird am Abend den Ball der Bürgergesellschaft besuchen. Wir natürlich also auch. Ermüde dich darum nicht zu sehr, mein Kind."

Marie Luise schrieb dem Vater noch sämtliche ihr bekannten Daten über Ludwig XIV. und Versailles auf, dann war sie entlassen.

Sie eilte auf ihr Zimmer, voll Erwartung, eine Nachricht von Max zu finden. Sie war denn auch da. Kilian, der vortreffliche und für die Anwesenheit des Königs schulfreie Gymnasiast, ging stolz auf dem Korridor auf und ab. Er sprang herbei und förderte einen Brief von Max aus seiner Tasche. „Ich soll Antwort bringen, gnädigste Baronesse!"

Marie Luise las:

„My dearest heart,

Gott sei gelobt, ich kann den Manfred für den König zum Teil schon auswendig und bin nicht nach Benz geritten, sondern befinde mich bei Wichie Seiling, dem ein Frack geschneidert werden muß! Komm, sobald Du kannst. Dein Max."

Sie lächelte dem Boten zu. „Sagen Sie doch, bitte, ich würde in einer halben Stunde dort sein, mir die Arbeiten des Herrn Seiling anzusehen."

Sie eilte, sich umzukleiden, belud ihre Jungfer mit kleinen Aufträgen und begab sich über den steilen Weg, der so anheimelnd der Katzenberg genannt ist, hinunter in die Stadt. Sie trug ein schönes grünes Tuchkostüm mit Maulwurfbesatz und eine kleine Pelzmütze, deren Dunkel fast dieselbe Samtfarbe hatte wie ihr Haar.

Sie schritt flink und fröhlich aus. Welch ein Geschenk, der ganze Tag gehörte ihr! Ein so kostbares Ereignis hatte sie lange nicht gehabt! Es war ein ganz grauer Novembertag, aber Marie Luise kam es vor, als wandle sie in lauter Licht, und die Nebelluft umschauerte sie, als hätte sie die belebende Frische des Meeres.

Sie kam an das wunderliche Haus in der Kapuzinergasse. Frau Seiling trat aus ihrem Lädchen. Marie Luise überreichte ihr eine unterwegs gekaufte große Blechbüchse voll frischgerösteten Kaffees, der Frau Seilings Schwäche war. Und dann betrat sie das Bildhaueratelier.

Max lief ihr entgegen. Er schwenkte einen Band Byron in der Hand und begrüßte sie mit Manfreds großem Monolog:

„Glorreich Gestirn! Du Abgott
Der frühen Welt, der ungebrochenen Menschheit.
Glorreich Gestirn! Dir ward Anbetung, ehe
Das Rätsel deiner Schöpfung noch erhellt!"

Dann machte er eine pathetische Handbewegung auf ein seltsames altes Männlein zu, das mit gekreuzten Beinen auf einem Tisch saß und um „Exküse" bat für seine Situation.

„Dies ist Onkel Michel und der Tisch sein Michelsberg, sein Reich, seine Kirche, seine Domäne."

„Der Herr Leutnant macht immer Späße", lächelte das Männlein und stichelte eifrig weiter an einem ungeheueren schwarzen Unwesen, das der Frack für Wichie Seiling werden sollte. „Es ist nämlich gleich die Anprobe", erzählte Max. „Ach, wärest du nicht so gut, dabei dein Urteil abzugeben, und auch darüber, wie Wichies Verbeugungen im Frack wirken? Mich hält er nun mal nicht für einen König und gibt sich nicht die geringste Mühe. Aber du kannst wohl als Königin fungieren."

Der Bildhauer errötete. Er stand verlegen da, und Marie Luise mußte in Gedanken zugeben, er war wirklich keine höfische Erscheinung.

„Also, munter, Onkel Michel und Freund Wichie. Wir werden so lange zum Fenster hinaussehen, bis der Frack dich umhüllt hat."

Und er führte Marie Luise zur Seite. Sie flüsterte ihm zu, daß sie freie Zeit habe, viele, viele Stunden.

„Und ich kann mein Pensum für die nächtliche Separatvorstellung schon fast auswendig. Da können wir hinaus nach Seehof fahren. Ein Mietwagen steht uns den ganzen Tag zur Verfügung. Da draußen in unserem alten Schlößchen sind wir ganz allein, können uns endlich einmal richtig aussprechen."

In Marie Luise strahlte die Freude auf. Der Bildhauer rief, ob die Herrschaften nun gnädigst nähertreten möchten. Sie wandten sich und mühten sich, ihr Lächeln zu verbergen.

Denn da stand eine wahrhaft groteske Erscheinung. Der gute Wichie, wirkend wie ein überernährtes Riesenkind, hatte melancholisch lange schwarze Schwänze baumeln, und ein ungeheuerer Kittel umhüllte die Brust. Mit jedem Verzicht auf Eleganz war Onkel Michel bestrebt, eine Wirkung von großer Wohlhäbigkeit des Frackbesitzers zu erzielen.

Marie Luise überlegte. Sollte sie raten, daß man den Frack enger nähte? Onkel Michel steckte ab. Doch nun wirkte er noch schrecklicher. Blieb der Frack so weit und formlos, so konnte man denken, er sei schuld an der schlechten Figur. Doch das königliche Auge, für das der Anblick bestimmt war, schweifte ja immer in Fernen. Und sicherlich war Onkel Michel auch nicht befähigt, noch irgend etwas von Reiz und Kunst an seinem Werke anzubringen.

„Gut, gut", lobte Marie Luise mit Entschluß. „Doch diese Gehrockweste muß noch ausgeschnitten werden. Dann wird es vortrefflich wirken."

Max trat an ihre Seite. „Wir sind jetzt Majestäten, mein guter Wichie. Wir geruhen allerhuldvollst, dich zu empfangen. Nun tauche mal unter!"

Marie Luise blickte auf verzweifelt ungeschickte Bemühungen um eine Hofverbeugung und dachte: Was für ein Glück, wenn man eine Erziehung hat! Wir wissen gar nicht, daß unser Selbstverständliches eine rechte Erleichterung bedeutet.

„Vielleicht, Herr Seiling, wenn Sie wirklich dächten, Sie wollen dem König Respekt ausdrücken, läge es Ihnen viel natürlicher —"

Der Bildhauer stöhnte. Da wurde die Tür aufgerissen, und Kilian stürzte herein.

„Allmächt!" rief er auf gut Fränkisch. „Der Herr Oberst ist im Laden und sagt, er wolle hier auf den Herrn Sohn warten. Der müsse doch sicherlich kommen, denn Herr Oberst habe gesehen, daß die gnädige Baronesse hierherging. Frau Seiling hat gesagt: ‚Nicht daß ich wüßte!' Ja, so fein hat sie gesprochen."

„Mein Gott, mein Gott, was nun? Der Bildhauer machte vor Schreck eine ganz passable Verbeugung auf die bedrängten „Majestäten" zu.

Max ergriff ihn am Arm. „Hast du eine Leiter, daß Marie Luise über eure Gartenmauer kann?" Seiling bejahte.

„Kilianle, lauf", rief Max. „Zum Fuhrhalter Heinlein. Er soll sofort zum Heumarkt rasen mit dem Wagen — wir kommen gleich. Spring du auch über die Gartenmauer." Kilian war schon weg. Der Bildhauer fuhr aus seinem Frack und rief dem Onkel Michel einen Befehl zu. Wenige Minuten später waren sie alle auf dem Hof, an der Mauer, hinter der ein kleines Gäßlein zum Heumarkt führte.

Onkel Michel zerrte an der Leiter. Max legte sie an, eilte hinauf — hielt Umschau und bat dann den Gast der griechischen Majestäten, ihm zu folgen. Marie Luise vergaß nicht, den Helfern zu danken, lächelte bezaubernd, lief flink wie eine Eichkatze die Leiter hinan, stand schwindelfrei und heiter auf der Hofmauer des Seilingschen Anwesens, sah, wie ihr Max die Leiter heraufzog, überwendete, probte — und nach ein paar Minuten waren sie auf der Straße.

Sie lachten wie die Kinder, faßten sich an der Hand und liefen dem Heumarkt zu. Dort stand schon der treffliche Kilian, riß die Mütze von seinem Strohdach und berichtete atemlos, der Wagen käme sofort. Max klopfte ihm auf die Schulter. „Höre, mein Sohn, dein Gedächtnis wird dich völlig verlassen haben, wenn der Herr Oberst dich etwas fragt. Du wirst die Freundlichkeit haben, die Leiter wieder in den Hof zu befördern. Und dann" — er fingerte in seiner Tasche — „bitte ich dich, in meinem Namen für den Gymnasiasten Herrn Reinhart, der sich längst einen vollständigen Schiller wünscht, den sofort in der Stadt zu kaufen und in seiner Wohnung in der Residenz abzugeben."

Ein paar Minuten später saßen die Liebenden im Wagen. Max hatte Windeseile befohlen, aber plötzlich sprang er auf, ließ halten. „Wir müssen erst das Gabelfrühstück besorgen, Marielu", rief er. „Komm doch mit, da ist ein Laden. Wir wollen ganz herrlich einkaufen für unseren Haushalt."

Wie wundervoll fröhlich und einfach er war!

Sie betraten zusammen den Laden. „Es ist eines der besten Geschäfte, nämlich Frau Zinkenwörth", erklärte Max. Sie sahen sich von den verlockendsten Dingen umgeben. Butter und Schinken, Würste, Eier, kalter Braten, Likör, Wein, frisches Landbrot, das alles gab es bei Frau Zinkenwörth. Sie selbst war die lebendige Reklame für die Güte ihrer Produkte: eine prangende Schönheit Mitte Dreissig und zu großer Fülle gereift.

„Herr Baron wünschen? Gnädige Komtesse befehlen?" fragte sie mit einem vornehmen Lächeln, empfahl, nötigte, wog so genau ab, als behandle sie Gold oder Gifte, und sprach von einem naßkalten Wetter, das einer gnädigen Komtesse und einem allergnädigsten König Bamberg nicht in dem Lichte zeige, was ihm doch eigentlich zukäme. Frau Zinkenwörth war so fein, daß Marie Luise nicht zu widersprechen wagte, als sie von jeder Sache ein halbes Pfund statt des bestellten Viertels vorschlug, und Max stimmte bei, daß man nicht nur Wein, sondern auch Likör brauche.

„Wie bedaure ich, daß die Herrschaften keinen Sonnenschein zu dem Ausflug haben", sagte Frau Zinkenwörth und knickste.

„Oh, Bamberg ist wunderschön", antwortete Marie Luise.

Da lächelte Frau Zinkenwörth diskret.

„In der Jugend ist freilich die Welt schöner — — Haben Herr Baron auch an Zigaretten gedacht?" —

Sie saßen wieder im Wagen.

„O Max, was gewinne ich durch dich für Beziehungen. Frau Seiling und Onkel Michel, Frau Zinkenwörth und Herr Kilian! Du eröffnest mir neue Welten."

Sie hatten einen geschlossenen Landauer, und nichts hinderte Max, seine Marie Luise zu umarmen.

„Fühlst du dich schon deklassiert, mein Armes?"

Sie beteuerte: „Ich bin entzückt, ich werde Frau Zinkenwörth nie vergessen."

„Das glaube ich auch", sagte er und nickte ergeben vor sich hin, wie jemand, der einen dummen Streich gemacht hat. „Denn heute abend ist Frau Zinkenwörth mit ihrem Gemahl auf dem Ball der Bürgergesellschaft ‚Concordia' und kann ein Wiedersehen mit dir feiern."

(Fortsetzung folgt.)



Kleid und Mantel in naturfarbenem Kascha mit roter Stepperei und Krawatte. Dazu der zierliche Bolerohut.





Naturfarbener Kaschamantel mit eingewebter Bordüre und Knopfputz. Dazu Pedalhut. Trägerin: Die Schauspielerin Grete Keller.



Naturfarbener Mantel mit rotem, in den Mantel festgenähtem langen Westenteil. Schwarzer Toquehut in Pedalin mit rotem Grosgrainband.



Schickes Frühjahrskleid aus schwarzem Kascha mit langer Kasacke aus weißem Crêpe de Chine. Dazu spitzer schwarzer Pedalhut mit hellbeige Samtkrempe und beige-weißem Kielgesteck.

Oben: Schickes Goldgaze-Cape, mit goldgelbem Hasen gefüttert. Trägerin: Die Schauspielerin Charlotte Ander. (Modell: S. Ungar, Wien.)



Grünes Paletotkleid mit schwarzem Baliluk-strohhut.

Frühjahrsmoden.

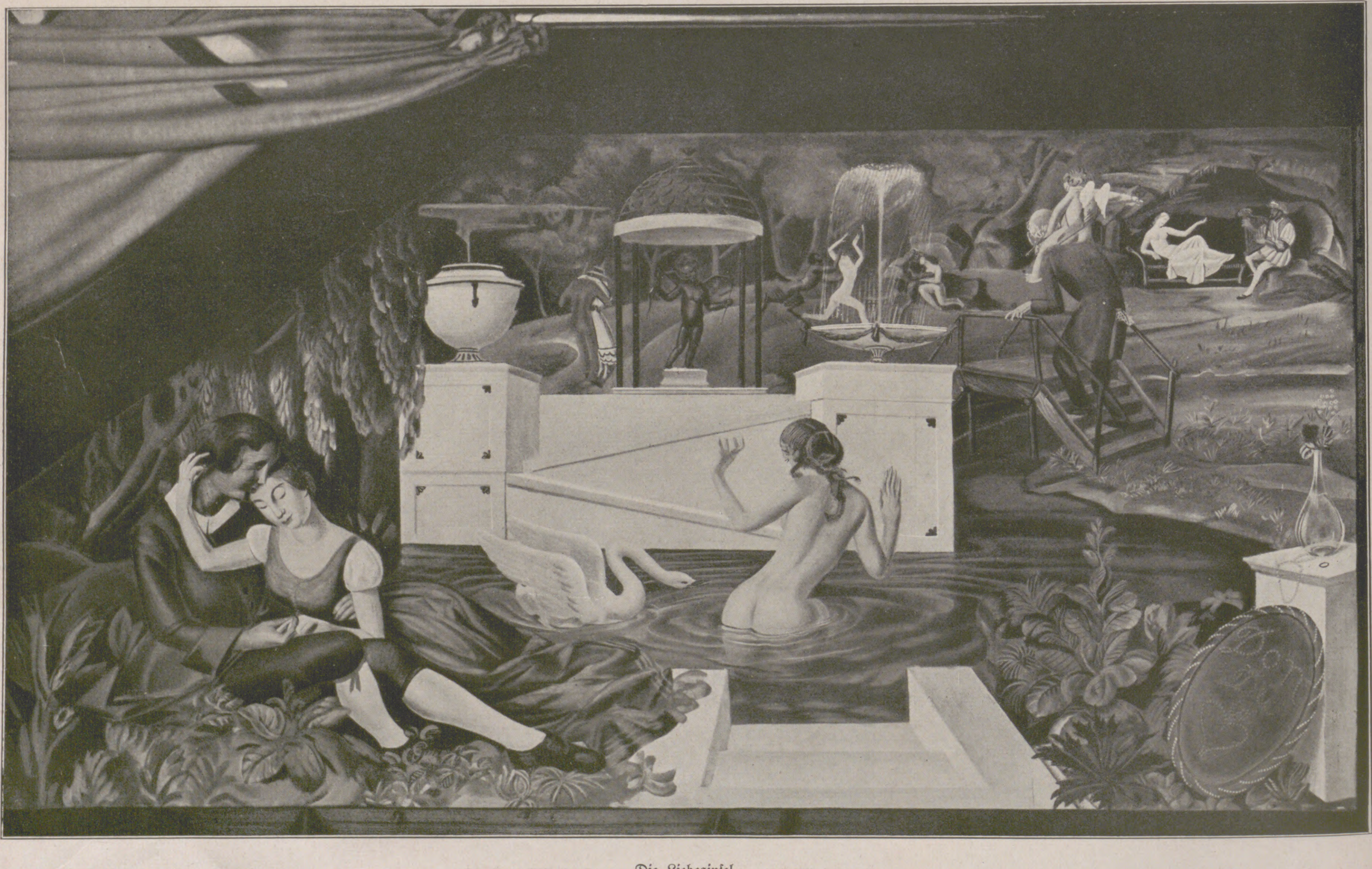
Modeaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. Modelle (außer Abbildung Mitte oben): Schostal & Laderer, Wien (Kleider und Mäntel); Berteaux, Wien (Hüte). (Sämtliche Abbildungen nach Aufnahmen von Zimbler, Wien.)



Der Tanz.



Das Konzert.



Die Liebesinsel.

Russische dekorative Kunst: Wandgemälde von Alexander Jakowlew.

Jakowlew ist eine Erscheinung innerhalb der Malerwelt, die — eine Folge der modernen Maltheorien und -schulen — im Aussterben begriffen war, und die nun — wiederum ein Symptom des Rückschlages und der Rückkehr zum Neo-Realismus und Neo-Akademismus — auf der ganzen Front wieder heranrückt. Was aber Jakowlew innerhalb dieser neu sich bildenden Front zu einer ungewöhnlichen Erscheinung macht, ist: sein eminentes Können, durch das er bereits als Zögling der Petersburger Akademie (er hat sie mit dem Rompreis absolviert) die größten Erwartungen wachrief, und das er zu größter Geschicklichkeit und Leichtigkeit des Arbeitens steigerte; eine Freudigkeit und ein reiches Vermögen zu komponieren, und zwar vornehmlich nach dem „Sujetlichen“, Anekdotischen, Trocken-Heitern hin; ferner eine beschwingte freigebige Phantasie, die so reich ist, daß sie nicht so erfinderisch das Groteteske, Absurde, „Phantastische“ zu suchen braucht, sondern verschwenderisch die Welt der Realitäten ausspinnt. Solche Qualitäten machen Jakowlew wie keinen zweiten dazu geeignet, große Wandflächen, unter Beherrschung des dekorativen Elementes, mit Leben zu erfüllen. In Paris und in Italien hat er eine nicht geringe Zahl von Wänden mit groß angelegten, reichen Kompositionen geschmückt, immer neu, immer frisch, voller Einfälle, Geist und Heiterkeit, bis in den kleinsten Winkel mit Leben erfüllend, auf seine unversiegbare Phantasie bauend, mit scheinbarer Sorglosigkeit darauflos fabulierend. Die „Liebesinsel“ zeigt eine Folge von anmutigen Liebesszenen der Weltliteratur, Mythologisches, Sentimentales, Romantisches und Ironisches zu einer weitläufigen Komposition voll Licht, Luft, Duft und Geflimmer verwoben. Die beiden anderen Gemälde behandeln in ähnlicher Weise das „Konzert“ und den „Tanz“, letzteres mehr als eine Huldigung an den klassischen Tanz.

Mizzi oder die Wandlung. / Eine Faschingsgeschichte von Richard Rieß.

Wenn der Tag der heiligen drei Könige vorbei ist, beginnt in München der Karneval. Man steht auf der Leiter und malt zwischen die Ziffern des eben begonnenen Jahres das fromme K+M+B, und dann springt man hinunter, mitten hinein in den Fasching. Juchhei!

Und wenn der 7. Januar vom lieben Gott zum Mittwoch oder gar Sonnabend gemacht worden ist, dann kann's gleich losgehn mit der Gaudi. —

Es ging gleich los. Peter band eine frische Krawatte um und begab sich in den „Löwenbräukeller“, allwo die erste Redoute von der Kette gebunden wurde. Der Saal war bunt, grad den ersten Français spielte die Musi, und von betagten Heben wurde mit Maßkrügen hantiert, daß es nur so eine Lust war. „Zum Frassä die Herrschaften!“ schrie der Tanzordner. Man schlitterte über das Parkett.

„Wisawi gfällig?“ Die Paare suchten einander. Die Paare, tja. Aber Peter war noch kein Paar. Höchst überzählig stand er den Kolonnen im Wege. Vielleicht ...

„Jessasmaria, jetzt is mir mei Kaffalier davo“, sagte plötzlich jemand neben ihm. „Jemand“ sah sich um und ihm geradeswegs ins Männerantlitz. Da lächelte Peter und verneigte sich: „Ersatz meldet sich zur Stelle.“ Der braunlockige Bubikopf überlegte nicht lange. „Jemand“ hing sich in Peters Arm. Es war auch höchste Zeit. Mochte der säumige Tänzer schauen. Die Treue ist schon recht, aber einen Français auslassen? Und schon begann er.

So hatte Peter Mieze kennengelernt. Und er hatte sie nimmer von sich gelassen. „Jetzt trinkn ma a Maß, und nacha gibt's Weißwürscht und an Schokolad.“ Und sie aßen die Weißwürscht und ein wenig Milchschokolade dazu, und die Maß schmeckte ein bißchen süß. Und dann gaben sie sich einen Kuß, und der schmeckte am allersüßesten.

„Wie heißt denn eigentli, Buberl?“

„Peter. Und du?“

„Peterl, rat mal. 'S is a ganz a zwiderer Nam'.“

„Truderl ... Fanni ... Babett ... Rosi ...?“

Kopfschütteln.

„Paulin'? ... Oder gar Anni?“

„Daß d' da drauf net kommst, dummer Peterl, du.“

Schnell sagte er nun: „Ida, Frida, Olly, Dolly, Theres oder ... oder ... oder gar Marie?“

„Erraten!“ Sie sprang ihm jubelnd auf den Schoß. „Mari hoaß i. Aber bei die feinen Leut, da bin i d' Mizzi. Mizzi is fei noblichter. Sagst mir Mizzi, gel?“

„Mizzi“, sagte Peter und war entflammt.

Und sie kosten miteinander und tranken dazwischen mal. Und sie jubelte, als sie hörte, daß Peter ein Dichter sei. „Dann spinnst ja“, krähte Mizzi. „Und i hab's gar so viel gern, die wo a bisserl spinnen.“

Und er „spann“ wirklich ein bißchen, der gute Peter. Als er hörte, daß Mizzi ihre Stellung als Verkäuferin aufgegeben hatte („Man kommt ja eh zu nix im Karneval, schau!“), da war er mit seinem Vorschlag bei der Hand: sie sollte zu ihm ziehen, als seine Haushälterin. Sie sah ihn ein bißchen von unten her an und machte ein Mäulchen; denn sie dachte sichtlich nach: „Bräucht mich ja eh keins dahoam. Also, vielleicht. Aber z'erscht muß i an Walzer tanzn.“

Und nach dem Walzer war man einig.

Erst vierzehn Tage später kam Peter wieder mal an seinen Stammtisch im Café. „Erzähl'“, sagten die Freunde. Und er erzählte von seinem Glücke, denn er erzählte von Mizzi. Und daß der Karneval ihm ein Glück geschenkt habe, so reich, daß er es kaum schildern könnte. Auf Feste gehen? Unsinn! Sein Leben sei jetzt eine Kette von Festen. Aber — einen Atelierball wolle man veranstalten. Heute abend. Der ganze Tisch sei feierlich geladen.

Als sie aber abends bei Peterl anklopften, da fanden sie inmitten eines buntgeschmückten Ateliers einen tiefbetrübten, finster brütenden Mann.

„Aber ... Peterl ...?“ Der schluchzte auf:

„Sie ist fort ... Mizzi ist fort. Einkaufen gegangen und nimmer wiedergekommen.“

„Polizei“, riet wer.

„Bin schon dort gewesen. Aber, wie ich vor dem Bonzen stand, da merkte ich auf einmal, daß ich ja ihren Rufnamen nicht wußte. Wer fragt denn nach sowas, wenn man so glücklich ist.“ Unter Tränen. — Und die Freunde standen betrübt herum, und Fritz Störlein beschloß, ein Gedicht über das melancholische Antlitz des Prinzen Karneval zu machen: Lustige Larve und wehes Herz.

„Nicht gerade neu“, sagte Sepp, der Maler.

„Alles ist alt. Aber alles, was man gerade erlebt und fühlt, ist neu“, erwiderte Fritz. Und dann trösteten sie Peter. Und er dürfe sich jetzt nicht hier vergraben. Das Filmfest sei heut. Und er müsse hingehn.

„Laßt mich ... ich möcht einsam sein ...“

„Blech. Du kommst mit.“ Und da er keinen Widerstand aufbringen konnte, ließ er alles mit sich geschehen.

Der Filmball wurde als Maskenfest gefeiert. „Ich soll mich heut maskieren?“ sagte Peter. — „'S is wurscht. Nimm dir 'ne Flöte und geh als ‚Trübsalbläser'. Dazu paßt dein Liebeskummergesicht“, riet Sepp. Und dann gingen sie.

Peter saß allein in einer Loge. Um ihn herum flirrte und girrte es. Selbst der Shimmy war hier beschwingt. Peter aber blieb kalt. Über seinen Kummer hatte auch der Sekt keine Macht. Plötzlich aber sprang er auf. Seine Blicke verfolgten ein Paar, das soeben vorübergetanzt war, War ein Irrtum möglich? Da ... das ... dort ... „Miz—zi!!“ schrie er. Er drängte auf das Parkett hinaus, er eilte zwischen den Paaren hindurch ... nun stand er vor ihr. Stand vor Mizzi, die sehr entschieden im Arme ihres Partners lag. Der, offensichtlich ein Maharadscha höherer Gagenstufe, schaute recht indigniert und gleichsam zur Großaufnahme bereit, auf den wilden Peter.

„Mizzi!“ schrie der. „Was soll das?“ — Mizzi sah ihn an. Lächelte sie gar kein bißchen? Nein, sie blickte sehr ernst und verwundert. „Mein erlauchter Name ist Muschi, und ich bin die Lieblingsgemahlin des Paschas mit sie'm Roßschwanzerln.“

„Laß doch den Unsinn!“

„Muschi-Puschi wird der neue Star der Rosenfilm-A.-G., wenn Sie gestatten“, sagte der Maharadscha.

„Mizzi ... unsere Liebe ...“ sagte Peter dumpf.

„Ich kenn keine Mizzi nicht und auch keine Liebe nicht“, sagte Muschi, „und wann wir net auf'n Ball warn, nacha tat i jetzt sagn: ‚Mein Herr, tun Sie mich nicht belästigen!'“

Fassungslos retirierte Peter. Sepp nahm ihn in Empfang. Ihm klagte er sein Leid. „Begreifst du sie? Ich kenne die Welt nicht mehr.“

Sepp kannte sie noch. Zumal die Frauenwelt. Und die Münchner Mädchenwelt erst gar. „Du hast vierzehn Tage lang, mitten im Fasching ‚stilles Glück' mit ihr gespielt. Das ist auf die Dauer langweilig. Und langweilen läßt ein Mädel sich nicht, und im Fasching erst gar nicht. Nimm's nicht schwer.“

„Karneval will Mummenschanz. Da kriechen auch die Seelen in Masken“, dichtete Fritzchen Störlein.

„Sie war so echt . . . so wahr . . . meine Mizzi!“

„Der Maharadscha wird seiner ‚Lieblingsgemahlin‘ Muschi-Puschi das gleiche nachrühmen.“

Sie gingen und tranken zusammen den Schwedenpunsch, den Peter den Besuchern seines „Atelierballes“ zugedacht, selbzweit hinunter. Erst lachten sie, dann weinten sie, und schließlich sanken sie, Brust an Brust, in den seligen Schlaf des Vergessens.

Und sie schliefen den Rest der Nacht und die bessere Hälfte des kommenden Tages, und sie erwachten in der Dämmerstunde mit dicken Köpfen und der Sehnsucht nach saueren Gabelbissen.

Als Peter ein paar Tage später an seinem Stammtische saß, fühlte er sich auf einmal von einem entfernten Stuhle aus fixiert, und schon sah er auch eine Gestalt auf sich zukommen, die ihm irgendwie bekannt vorkam. So selbstsicher schritt nur jemand, dessen Zivilkleidung Höheres verbarg. Und es war wirklich ein Filmschauspieler.

Er stellte sich vor: Regisseur Kyfryng-Fryssac, und er habe auf dem Filmball, den er als Maharadscha besucht, schon mal flüchtig die Ehre gehabt.

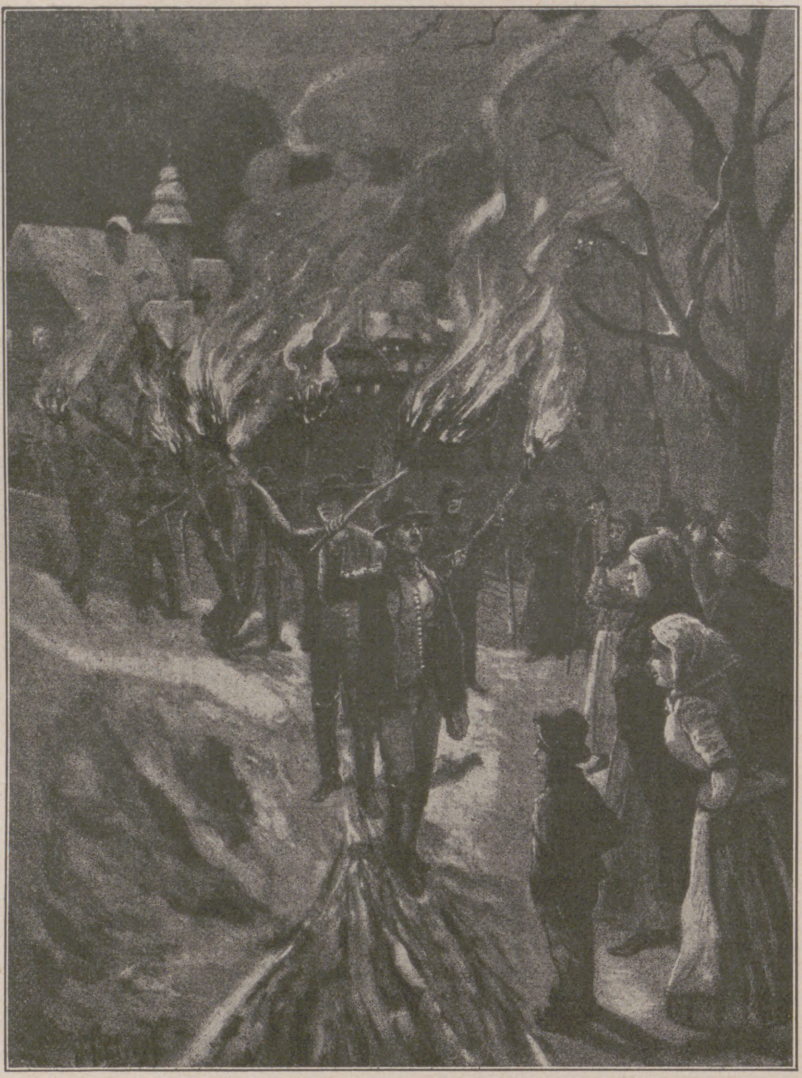
„Mizzi“, entfuhr es Petern, und er spürte einen Ruck.

„Muschi“, bestätigte der „Fürst“ und verbeugte sich verständnisvoll. Und dann nahm er Platz und bekannte: Er habe den Eindruck, daß Peter Muschi von früher her kenne, und daher wende er sich vertrauensvoll an ihn. Denn das Mädel sei ein Talent, das dem Kino nicht verlorengehen dürfe. Ihre Natürlichkeit, die jeder Situation gerecht werde, sei einfach fabelhaft, ganz fa—belhaft!

Und das gleiche gelte von seiner Liebe zu ihr. Acht Tage sei sie für ihn die Göttin gewesen, die Königin . . . ja, mehr noch: der Star seines Herzens. Und plötzlich . . .

„War sie verschwunden“, meinte trocken Sepp. „Der Star Mizzi-Muschi ist ein leichter Vogel. Und im Fasching sitzen ihm die Flügel locker.“

„Und ich habe sie von aller Welt ferngehalten. Keinen Ball mehr besucht. Wir lebten ein Idyll.“



Das Faschingsverbrennen in Krain.
Nach einer Zeichnung von F. Schlegel.
Einen alten Brauch, dessen einstiger Sinn als Frühlingsfeier allerdings verlorengegangen ist, üben die slowenischen Bewohner des ehemals zu Österreich, jetzt zum größten Teil zu Südslawien gehörenden Alpenlandes Krain zur Faschingszeit noch heute aus. Am Faschingsdienstag sammeln die Burschen alte Reisigbesen, die sie mit Pech bestreichen. Nach Sonnenuntergang zünden sie diese an und ziehen mit ihnen unter Singen und Schreien aus den Dörfern ins Freie hinaus, um mit ihren Feuersbränden den von der Kirche als böse hingestellten Fasching zu vertreiben.

„Sozusagen nur Großaufnahmen? Kinomäßig ausgedrückt“, schob Sepp ein.

„Mach' keine Witze“, rügte Peter, und ihm dämmerte eine Erkenntnis:

„Vielleicht war es unklug von Ihnen wie von mir, sie vom Fasching auszusperren.“ Sie brüteten ein bißchen.

„Fasching heißt Mummenschanz, heißt Maskenspiel. Da nehmen auch die Seelen Larven um“, sagte Fritz Störlein. Er hatte das gleiche schon neulich geäußert, aber er liebte es, sich selber zu zitieren. „Wer von euch weiß, was sie in Wahrheit ist, die kleine Verkäuferin a. D., die sich dir gegenüber Mizzi nannte, Peter, und für Sie Muschi war, Sie Herr mit den vielen Ypsilons. Vielleicht . . .“

„Halt's Maul!“ rief da Peter und zwickte Störlein in den Unterarm.“ Da . . . da . . . Mizzi . . .“

„Muschi!“ schrie der Kinoheld und sprang vom Stuhle auf.

Ja, sie war es, und ein ehrbar und hinlänglich gereift aussehender Herr führte sie. Und nahm neben ihr Platz.

„Kommen Sie!“ sagte Kyfryng-Fryssac und zog Peterlein mit. Sie gingen am Tische des Paares vorbei und fixierten die Dame. Die aber sah unbekümmert in die Luft und war göttlich unbefangen. Die Vorübergehenden hörten, wie der in den besten Jahren befindliche Begleiter sagte: „Maria, kennst du die Herren dort?“

Die Herren vernahmen nicht mehr, wie kühn sie verleugnet wurden. Sie begaben sich vielmehr zum Stammtische zurück und fielen auf ihre Stühle nieder.

„Was wollt ihr?“ sagte Sepp, der Räsoneur des Kreises, „Mizzi ist tot und Muschi nicht minder verblichen. Und morgen wird auch der Fasching begraben werden . . . mit seinem bunten Vielerlei und seinen Liedern, die kommen und verklingen. Der Alltag naht. Und der ist ein Herr in jenen ‚besten‘ Jahren, die sich einstellen, wenn die guten vorüber sind. Mizzi entschwand, und auch Muschi war nur des Augenblickes Kind. Maria wird bleiben. Spendet eine Runde dreigestirnten Kognaks, ihr Jünglinge, die ihr der Illusionen entlaubt wurdet: trinket auf das Glück, das nur flüchtig ist, aber euch sein Bestes läßt: die Erinnerung!“

Aus Wissenschaft und Technik.

Neue Hörfortschritte. Bei allen Tongeräuschen, deren Quelle und Art wir im Augenblicke des Hörens nicht unterscheiden können, interessieren uns außer der Bestimmung des Klangcharakters besonders die Entfernung und die Richtung, aus welcher der Schall kommt. Als die geeignetste Form zum Auffangen gilt noch immer der Kegeltrichter. Aber während man früher den Öffnungsdurchmesser möglichst groß, bis zu 5 m, wählte, ist man nach neueren Versuchen bei 2 m stehengeblieben, wobei sich die Seitenlänge des Apparates zu seinem Öffnungsdurchmesser wie 2:1 verhält. Die Wandung wird mit einer dämpfenden Bekleidung versehen, um den Eigenton des Trichters auszuschalten. Dessen Horch-Ende hat einen Durchmesser von 6 cm, ist ganz kurz und leicht gebogen und mit einem Gummiring versehen zum Überstülpen der ganzen Ohrmuschel. Als passendste Orte zum Aufstellen des Trichters haben sich nach E. Wätzmann Erdmulden oder Bergabhänge erwiesen. Dort wurden Nahgeräusche, wie Klingeln, Läuten, Blasen, Pfeifen, Knarren, Flüstern, von ortsfesten, mehr oder weniger hoch gelegenen Ausgangspunkten von 10 bis 200 m Entfernung über Land-, Gras-, Wasser- und Eisflächen sicher nach Art, Richtung und Weite erkannt. Aber auch das Abhören an- und abfliegender Flugzeuge zeigte eine so wesentliche Verbesserung, daß tiefe Töne ab 60 Schwingungen in der Sekunde $1^1/_2$ mal, hohe Töne doppelt so gut und weit wie mit bloßem Ohr gehört wurden. Die Nachtluft und große Wasserflächen erwiesen sich als bedeutend günstiger für die Schalleitung als Tagesluft und Trockenböden, besonders für mittelhohe Töne von etwa 1000 Schwingungen. Die größte gemessene Reichweite für das bloße Ohr (im Durchschnitt nur 3 bis 7 km!) betrug 15, für den Trichter 25 km. Da bei wissenschaftlich-technischen Untersuchungen die Bestimmung der bei allen Menschen verschiedenen oberen Hörgrenze wichtig ist, und da man diese bisher so wenig kannte, daß Schätzungen zwischen 15000 und 50000 Schwingungen umliefen, so ist es dankbar zu begrüßen, daß Professor Gildemeister in Berlin jetzt einen neuen Gehörprüfer erfunden hat. Er benutzte dabei die Lichtbogenmethode der drahtlosen Telegraphie, wobei die so erzielten, von 8000 bis zu 25000 zu steigernden gedämpften Schwingungen in ungedämpfte, telephonisch leicht abhörbare und zu messende umgewandelt wurden. Ein Lichtblitzpendel neben dem Telephon überwachte die Angaben der Versuchspersonen, der sogenannte Schleifer oder Tikker die genaue Einstellung des Apparates auf die erreichte Hörgrenze. Von den vielen interessanten Ergebnissen bei 51 Personen verschiedenen Alters, Geschlechts und Berufes ist folgendes hervorzuheben. Die obere Hörgrenze war fast stets verschieden für das rechte und linke Ohr sowie für Luft- und Knochenleitung. Eine Bevorzugung der rechten oder linken Seite war nicht nachzuweisen, wohl aber, im Gegensatz zur bisherigen Annahme, das bessere Hören durch direkte Luftleitung. Die Jugend hört am besten. So lag bei einem 18jährigen Schüler die Grenze rechts für Luftleitung bei 20800, für Knochenleitung bei 18800, links bei 20400 bzw. 19100, bei einem 77jährigen Landwirt rechts bei 8600 bzw. 9000 Schwingungen in der Sekunde. Schon vom 20. Jahre an beginnt der Durchschnittswert bedeutend zu sinken, hält sich aber dann von 35 bis 45 auf annähernd gleicher Höhe. Die Abnahme beträgt vom 6. bis zum 47. Jahre etwa 7000 Schwingungen; die Tonhöhe im Apparat fällt dabei um eine volle Quint, d. h. vom Dis in der 7. bis zum Gis in der 6. Oktave. Gewohnheit und längere Übung wirken abstumpfend auf das Hören höchster Töne, dagegen sind Unwohlsein und leichte Erkrankung fast ohne Einfluß. Wissenschaftlich von großer und anregender Bedeutung ist die Feststellung Gildemeisters, daß sehr stark angeschlagene hohe Töne die obere Hörgrenze bei 20 Personen verschiedenen Alters um durchschnittlich 1100 Schwingungen, d. h. um einen halben Ton, erhöhten. Daß der neue Gehörprüfer auch für die Heilkunde von Wert ist, bedarf kaum der Versicherung. Als noch wertvoller dürfte sich jedoch in dieser Hinsicht der von Professor Höber in Kiel erfundene Aktionsstromhörer für die Zukunft erweisen. Drei miteinander verbundene sogenannte Verstärkerröhren sind in einen Fernsprechapparat mit Wechselstromfrequenz eingebaut, wodurch der Strom bis auf das 3000fache, die Hörfähigkeit des Apparates auf das Millionenfache gesteigert werden kann. Die sogenannten Aktionsströme des tierischen und menschlichen Körpers, die mit ihm abgehört werden können, sind elektrischer Natur und entstehen und äußern sich bei jedem beliebigen Lebensvorgang im Körper, also fortwährend, bald lauter, bald leiser. Die akustisch wahrnehmbare Stärke und Art eines Stromes gibt einen direkten Maßstab für die gesunde oder krankhafte Lebhaftigkeit und Dauer eines Lebensvorgangs. Jeder Beginn eines solchen erzeugt Temperaturrückgang, Kraftminderung und elektrisches Abschwellen. Höber leitete solche Ströme durch mit Flanell überzogene Kupferdrahtgewebe ab, die, mit konzentrischer Kochsalzlösung angefeuchtet, um Arme oder Beine gewickelt wurden. Je kräftiger die Versuchsperson z. B. ihre Wadenmuskeln beim Wippen auf den Fußspitzen an- und abspannte, desto lauter hörte man durch den aufgesetzten Grammophon-Schalltrichter das raschelnde Zu- und Abnahmegeräusch im ganzen Vortragssaal. 50 Wechselstrom-Schwingungen des gereizten Mittelnerven verursachten bei Ableitung vom Unterarm lautes Brummen, 100 einen celloartig klingenden, 256 einen noch höheren, schon etwas raschelnden, 512 einen stark rauschenden Ton, aus dem bei 850 ein undefinierbares Kratzen und Schaben wurde. Bei Herzkrankheiten, für die sich wegen der linksseitig verschobenen Lage unseres Hauptmuskels leicht zu unterscheidende und zu deutende Hörkennzeichen aus der verschiedenen Länge der Aktionsströme ergaben, ist es jetzt dem in seiner Klinik weilenden Professor ermöglicht, eine Fernuntersuchung des Patienten im Kreise von Ärzten und Studierenden vorzunehmen, da das zur Herzuntersuchung an Ort und Stelle gebrauchte Galvanometer nur durch eine elektrische Leitung mit dem Fernsprecher verbunden werden muß, um mit Hilfe verstärkender Elektronenröhren, Mikrophon und Schalltrichter, den besonderen Rhythmus des kranken Herzens weithin vernehmen und beurteilen zu lassen. Hermann Radestock.

Störung des biozönotischen Gleichgewichtes. Die Zahl der Organismen, Pflanzen und Tiere, steht in einem Lebensraum in bestimmtem Mengenverhältnis, das durchaus nicht zufällig ist, das aber stetig und automatisch wechselt, je nach den sich verändernden Lebensbedingungen. Wie die Pflanzenfresser abhängig sind von den Futterpflanzen, so die Fleischfresser von ihrer Beute. Wenn ein Glied dieser Kette durch besonders günstige Umstände größere Nachkommenschaft produziert, so schafft das Naturgesetz den ausgleichenden Faktor, um das Gleichgewicht in der Lebensgemeinschaft oder die Biozönose wieder in Ordnung zu bringen. Die Natur selbst verändert stetig durch den Wechsel der Existenzbedingungen die verschiedensten Lebensräume auf Kontinenten, auf Inseln, in Flüssen und Seen und in Ozeanen. Durch Hebung und Senkung der Erdoberfläche, durch Abtragung der Gebirge und Ansammlung des Schlammes und der Sande vor den Flußmündungen treten Veränderungen auf, die nicht ohne Rückwirkung auf die Tier- und Pflanzenwelt bleiben, Durch Damm- und Deichbrüche überfluten die salzigen Wogen weite Landstrecken. Süßwasserbecken wandeln sich in Meeresbuchten, warme und kalte Meeresströmungen ändern ihren Lauf, Halbinseln werden zu Inseln, und Inseln treten in Verbindung mit dem Festlande. Die heute in ihren Ursachen noch unaufgeklärten Eiszeiten in ihrem mehrmaligen Wechsel veränderten Fauna und Flora der betreffenden Gebiete. Auch der Wandertrieb der Pflanzen und Tiere, das Bestreben, den Radius des Wohnbezirkes zu verlängern, um der reichen Nachkommenschaft Existenzmöglichkeit zu bieten, ändert das biozönotische Gleichgewicht. Stört der Mensch unbewußt durch Erweiterung seiner Kulturstätten: Fabrikanlagen, Pflanzungen usw., das Gleichgewicht oder willkürlich, um eine Tierspezies nach seinen Wünschen und Interessen zu mindern oder zu vermehren, so setzt er sich in Gegensatz zur natürlichen Gesetzmäßigkeit. Kultur und Natur befinden sich dann im Widerstreit. Sieger bleibt schließlich die Natur mit ihrem Eigenwillen, wenn sie sich auch Zeit dazu nimmt. Ein lehrreiches Beispiel liefert gegenwärtig die aus Nordamerika in Europa ein-

geführte Bisamratte. Nach Australien brachte man seinerzeit die Kaninchen; sie vermehrten sich bald ungeheuer und wurden zur Landplage. Als man dann Füchse aus England zur Vertilgung aussetzte, verringerte sich wohl die Zahl der Kaninchen, aber die Füchse vermehrten sich in bedrohlicher Weise. Sie bekamen den „Hasenbraten“ satt und plünderten die Hühnerhöfe der Farmer. Noch deutlicher zeigt das Beispiel des Mungo oder Mangu (Herpestes griseus), daß die Natur ihr biozönotisches Gleichgewicht nicht ungestraft stören läßt. Auf den Antillen setzte man das kleine, dem Ichneumon verwandte Raubtier aus. Mit bestem Erfolge rottete der neue Einwanderer in kurzer Zeit die sehr gefürchtete giftige Lanzenschlange (Lachesis lanceolatus) fast aus. Aber nun vermehrten sich die Beutetiere der Schlange, die Ratten, in recht unliebsamer Weise, indem sie die Zuckerplantagen zu vernichten drohten. Und der Mungo, dem die Hauptnahrungsquelle versiegt war, dezimierte die nützlichen insektenfressenden Singvögel. Nun galt's, die Geister, die man rief, zu bannen, um das frühere Gleichgewicht einigermaßen wiederherzustellen. Amerika und Europa haben sich des öfteren gegenseitig durch Einführung schädlicher Pflanzen und Tiere „beglückt“. Zur Landplage entwickelten sich aus anfangs nur einzelnen Vertretern: Haussperling, Schwammspinne, Goldafter, Koloradokäfer, Blutlaus, Wasserpest (Elodea) und Galinsoga (ein in unseren Gärten weitverbreitetes Unkraut). Rudolph Schiffel.

Eine Geschichte des Kokainismus geben Ernst Joel und F. Fränkel in ihrem bei Julius Springer (Berlin, 1924) erschienenen Werk: „Der Kokainismus. Ein Beitrag zur Geschichte und Psychopathologie der Rauschgifte.“ Danach lernten Pizarro und die Seinen, als sie im Jahre 1532 Südamerika eroberten, einen Strauch Eythroxylon coca kennen, dessen Blätter bei den Eingeborenen, die sie kauten, als allgemeinverbreitetes Genußmittel in hohem Ansehen standen. Dieser Strauch wurde als ein Geschenk der Götter gepriesen, und man sagte von ihm, daß er die Hungrigen sättige, den Müden und Erschöpften neue Kräfte verleihe und die Unglücklichen ihren Kummer vergessen lasse. Mit Koka im Munde verrichtete man Gebete, den Toten gab man sie mit ins Grab, den Göttern brachte man sie als Rauchopfer dar usw. Die Liebesgötter wurden mit Kokablättern in der Hand dargestellt und damit wohl die sexuell stimulierende Wirkung der Blätter zum Ausdruck gebracht. Erst 1855 wurde das Kokain von Gädke isoliert und 1860 in Wöhlers Laboratorium in Göttingen — durch Niemann — rein gewonnen. Wird es auch schon 1582 in Ciezas „Commentarius de rebus peruanicis“ erwähnt, und lernte es Alexander v. Humboldt in der Pflanze auf seiner Reise nach Südamerika kennen, so empfahl doch erst der Augenarzt Koller in Wien 1884 seine medizinische Anwendung. Inzwischen war es 1864 von Lossen genauer untersucht worden. (Vgl. E. v. Lippmann: „Zeittafeln zur Geschichte der organischen Chemie“, Berlin, 1921.) In der Heilkunde sind später das Novokain und jüngst das Tutokain und Psikain, die weit weniger giftig sind, an seine Stelle getreten. Aber schon vor mehreren Jahrhunderten blieb die Gefährlichkeit des Kokains nicht unerkannt. Man nannte es „einen Gegenstand ohne Nutzen, für die Mißbräuche und den Aberglauben geschaffen“. Noch heute ist der Kokakonsum in Südamerika enorm: in Peru und in Bolivien soll der jährliche Verbrauch etwa 16 Millionen Kilogramm der Blätter betragen. Die Kokakauer geraten schließlich in einen körperlichen Verfall, zeigen glanzlose Augen, einen stumpfen Gesichtsausdruck, apathisches verworrenes Wesen; nicht selten fallen sie der Verblödung anheim. Tschudi hat eine besonders treffliche Darstellung von ihnen gegeben: „Dort (in den Ruinen ihrer Wohnungen) hat ihre aufgeregte Phantasie die wunderbarsten Visionen, bald in unbeschreiblich schönen und wonnigen Gestalten, bald aber in grauenhaften Bildern.“ Besonders leidenschaftlich wurde der Kokainismus, als er mit dem Morphinismus verquickt wurde (Morphiokokainismus). Die eigentliche Ausbreitung des Kokainismus trat im Weltkriege und in der Nachkriegszeit hervor, besonders in Amerika, in Frankreich, aber auch in der Schweiz und zuletzt auch vor allem in Berlin. „Es ist ein in der Geschichte der Genußgifte wohl einzigartiger Fall,“ sagen Joel und Fränkel, „daß durch die Prise, d. h. durch das Schnupfen, eine alte und fast schon abgetane Toxikomanie wieder neu aufkommt.“ Neuerdings hat Kokain auch bei den Rennpferden Verwendung gefunden, um ihnen dadurch eine künstliche und vorübergehende Steigerung der Leistungsfähigkeit zu geben (Doping der Pferde). Jedenfalls geht der medizinische Konsum des Kokains dauernd zurück, während der außermedizinische Verbrauch zweifellos gestiegen ist. Dr. med. Erich Ebstein, Leipzig.

Ein Flammenbarometer. In den südafrikanischen Diamantenminen in Kimberley wird bei dem Niederbringen von Bohrlöchern im festen Fels öfter Erdgas angetroffen. Als in der Bultfontainmine in etwas mehr als 300 m Tiefe ein Tunnel rings um den die Diamanten enthaltenden Blauerdeschlot gebaut wurde, schnitt man an einer Stelle mehrere Spalten an, aus denen so viel Gas ausströmte, daß es eine Gefahr bilden konnte. Der Bergwerksleiter ließ ein $2^1/_2$zölliges Eisenrohr in den Hauptspalt eindichten und schloß die andern durch eine Zementwand. Das aus dem Rohre ausströmende Gas wurde angezündet und brannte ohne Rauch wie eine Fackel. Ging die Flamme einmal aus, so stand genug Preßluft zur Verfügung, um etwa unverbrannt ausströmendes Gas unschädlich zu machen. Das Gas bestand aus Methan (54,02%), Stickstoff (43,36%), Sauerstoff (2,10%) und Kohlendioxyd (0,52%). Die Flamme ist nun keineswegs immer gleich lang, sondern ändert sich je nach dem Luftdruck von wenigen Zoll bis zu einigen Fuß Länge. Bei sehr hohem Luftdruck erstirbt die Flamme ganz, während sie bei tiefem bis zu 1 m Länge anwächst. Da sich der Luftdruck auch im Laufe des Tages so ändert, daß er vormittags höher als nachmittags ist, wird die Flamme entsprechend vormittags kleiner als nachmittags. Im Durchschnitt kommt auf $2^1/_2$ mm Luftdruckänderung eine Zu- oder Abnahme der Flammenlänge um 30 cm. Daß das Grubengas je nach dem Luftdruck in wechselnder Menge austritt, ist schon eine alte Erfahrung; aber hier ist ein sehr einfaches Verfahren möglich geworden, diesen Vorgang, der für das Leben der Bergarbeiter von höchster Wichtigkeit ist, augenfällig zu machen. In anderer Weise geschah es in England bei einer Höhle, die nur eine verhältnismäßig kleine Öffnung besaß; man schloß sie bis auf zwei kleine Löcher und setzte zwei Pfeifen mit verschiedenem Tone hinein, von denen die eine bei einströmender, die andere bei ausströmender Luft ansprach. Man konnte hier schon nach dem Ton urteilen, ob der Luftdruck stieg oder fiel. Da nun hoher Druck im allgemeinen, aber nicht immer, besseres Wetter als niedriger bringt, so hat man dort je nach dem Ton der Pfeife, also nach einem tönenden Barometer, das Wetter vorherzusagen versucht — freilich mit sehr mäßigem Erfolge. Wenn nämlich die Luft ausströmt, kommt nicht erst der niedrige Luftdruck, sondern er ist schon da und mit ihm das schlechte Wetter. Alle solche Windlöcher, wozu auch die blasenden Brunnen und die zeitweilig üble Gerüche auslassenden Öffnungen der städtischen Abwässerkanalisation gehören, sind zwar bis zu einem gewissen Grade Barometer, aber sehr träge und nachhinkende. Beachtenswert ist dabei noch, daß aus manchem solcher Windlöcher zu Zeiten niedrigen Druckes tagelang das Vielfache von der Luft ausströmt, die in dem Windloch (Höhle, Brunnenkessel usw.) enthalten ist. Die Erklärung ist in der Luft der anschließenden Erdschichten zu suchen. In solchen Fällen sind lockere Sandschichten rings um das Windloch vorhanden, in denen die Luft zusammengepreßt ist, und zwar zum Teil durch die aufliegenden Gesteinsschichten, zum Teil durch vorangegangenen hohen Luftdruck, zum Teil auch durch überlagernde Grundwasserschichten. Tritt nun niedriger Druck draußen ein, so strömt zunächst die Luft aus dem Windloch heraus und ihr nach die Luft des nachbarlichen Erdreiches. Durch die vorangegangene Pressung erklärt sich auch die Wahrnehmung, daß dann die Luftbewegung zu starkem Brausen anwächst. Auch ohne Pfeifen kann man dann das Brausen mehrere Meter weit hören. Der wechselnde Luftdruck macht sich natürlich auch im Schwanken des Grundwasserstandes bemerkbar. In Wisconsin fand man an fünfzig Brunnen, daß bei steigendem Luftdruck der Wasserstand in einem Tage um 5,5 mm fiel. Prof. Dr. C. Kaßner.

Für den Büchertisch.

Alte und neue Städtebilder. Aus der Sammlung „Die alte Stadt, eine Kulturgeschichte in farbigen Bildern“, herausgegeben von Dr. Friedrich Schulze und Georg Naumann, Leipzig (Habbel & Naumann Verlag, Regensburg und Leipzig) liegt jetzt die erste Mappe vor, die acht Bilder aus dem alten Leipzig der Biedermeierzeit nach handkolorierten Stichen von Künstlern der damaligen Zeit bringt. Wir sehen die Pleißenburg, die Thomaspforte, den Marktplatz und andere Örtlichkeiten, und auch Bilder von der Messe, die schon damals von Bedeutung war, fehlen nicht. Die Mappe ist für jeden von Bedeutung, der sich mit alter Architektur, historischer Geographie und verwandten Gebieten beschäftigt oder auch Liebhaberinteresse an schönen alten Stichen hat. — Ein Gegenstück dazu ist die vom Stuttgarter Kunstverlag in Stuttgart herausgegebene Mappe „Nürnberg, seine malerische und architektonische Erscheinung und sein farbiger Wert in 10 Bildern von Alfred Renz.“ Hier sind die schönsten Punkte des modernen Nürnberg in impressionistischen Bildern wiedergegeben, die Nürnbergs eigentümlichem Reiz, der aus dem Gegensatz des modernen Großstadtlebens und der altertümlichen Architektur entsteht, vollauf gerecht werden. Die Blätter sind nicht nur inhaltlich von Interesse, sondern auch von hohem künstlerischen Wert.

Koloniale Literatur. Wie sich der Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika abgespielt hat, erzählt August Hauer in seinem Buche „Kumbuke, Erlebnisse eines Arztes in Deutsch-Ostafrika“ (Reimar Hobbing Verlag, Berlin), für dessen Wert es spricht, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit bereits die zweite Auflage erschienen ist. Die lebendigen Schilderungen, die von einer Anzahl schöner Illustrationen unterstützt werden, machen das Buch für jeden lesenswert, der sich für koloniale Angelegenheiten interessiert. — Ebenfalls mit Ostafrika beschäftigt sich das Buch von Robert Unterwelz „In Tropensonne und Urwaldnacht“ (Strecker & Schröder Verlag, Stuttgart). Prächtige Schilderungen der Landschaft und der Tierwelt wechseln ab mit Darstellungen der Bevölkerung und ihrer Lebensverhältnisse; neben lebendigen Jagdschilderungen stehen humoristische Szenen — ein Buch, das seinen Weg machen wird.

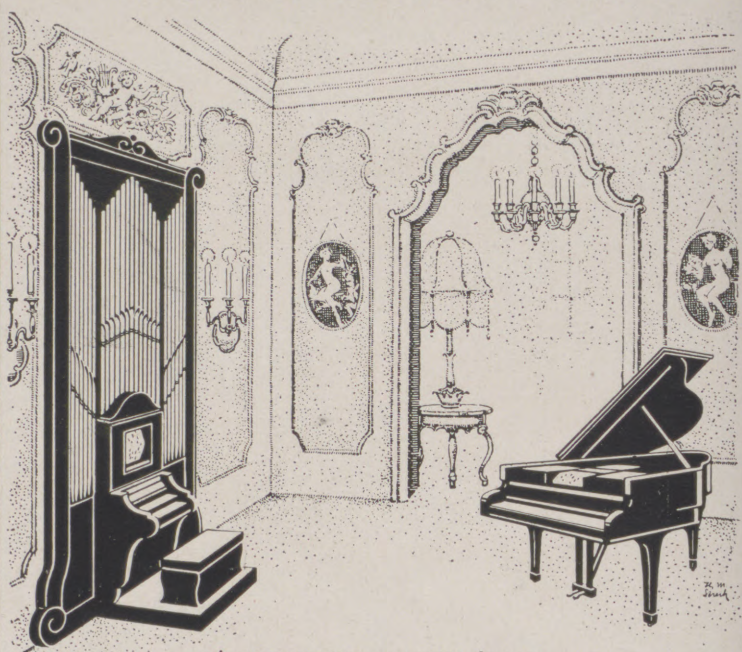
Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schiller, Budapest VI. Jokai tér 3.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

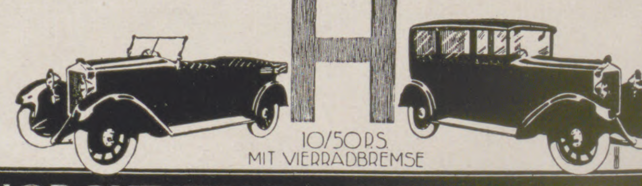


VERLAG VON J·J·WEBER·LEIPZIG

Nr. 4172 Einzelpreis (Inland) 1.50 Reichsmark 164. Band







Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4172. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1.50 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 26. Februar 1925.


KÖLNER
MESSE
TECHNISCHE
22:31. MÄRZ
ALLGEMEINE
22:27. MÄRZ
JO


"Schaumpon" mit dem schwarzen Kopf
Das altbewährte
Kopf Wasch-Mittel

Allgemeine Notizen.

Das freie Finnland. Nach der am 17. Juli 1919 sanktionierten Verfassung ist Finnland eine Republik, in der die Staatsgewalt vom Volk ausgeht, das durch den Reichstag vertreten wird. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Reichstag gemeinsam mit dem Präsidenten der Republik ausgeübt. Dieser wird in derselben Weise wie der Reichstag vom Volk, jedoch indirekt, durch 300 Wahlmänner gewählt. Für die Regierungs- und Verwaltungstätigkeit besteht ein Staatsrat (Kabinett) mit einem Staatsminister (Ministerpräsidenten) an der Spitze, der dem Parlament für seine Amtsführung verantwortlich ist. Alle finnischen Staatsbürger sind vor dem Gesetz gleich; sie genießen die Freiheit des Worts in Schrift und Rede und das Recht, sich öffentlich zu versammeln und Vereine zu bilden. Finnisch und Schwedisch sind gleichberechtigte Nationalsprachen der Republik, ihre Anwendung ist durch ein besonderes Sprachengesetz von 1923 geregelt. Adel und andere erbliche Würden dürfen nicht verliehen werden. Der Reichstag besteht aus zweihundert Mitgliedern, die durch allgemeine, gleiche und geheime Wahlen gewählt werden. Wählbar ist jeder 24jährige, unbescholtene finnische Staatsbürger. Der Reichstag besitzt gleich dem Präsidenten das Recht der Initiative in der Gesetzgebung. Ein vom Reichstag beschlossenes Gesetz muß vom Präsidenten bestätigt werden, kann aber auch ohne eine solche Bestätigung in Kraft treten, wenn es von einem neuerwählten Reichstag noch einmal unverändert beschlossen wird. Der Präsident beruft und schließt den Reichstag und hat das Recht, ihn aufzulösen. Der jährliche Haushaltplan des Staates wird vom Reichstag beschlossen. Über Krieg und Frieden beschließen Präsident und Reichstag gemeinsam. Zum Schutz des Staates besteht ein auf allgemeiner Wehrpflicht begründetes Heer, dessen Friedensstärke rund 30 000 Mann beträgt. Die kommunistische Gefahr hat außerdem zur Errichtung einer besonderen Schutzgarde Veranlassung gegeben, die aus 100 000 Freiwilligen besteht, vollständig militärisch organisiert ist und mit ihrem eigenen Generalstab ebenfalls unter dem Oberbefehl des Präsidenten der Republik steht. Joh. Oehquist.

Wie erklärt man sich die sportlichen Siege Finnlands. Man hat sich sowohl hier wie im Ausland oft gefragt, woher es wohl kommen mag, daß Finnland mit seiner

geringen Einwohnerzahl und seinen kleinen Verhältnissen so hervorragende Kräfte in den meisten Zweigen des Sports hat hervorbringen können, besonders in jedem Athleten-Sport, sodaß Finnland jetzt nach den Vereinigten Staaten Amerikas tatsächlich das Ansehen der zweiten Sport-Nation der Welt genießt. Es ist ohne Zweifel sehr schwierig, eine derartige Frage in einer befriedigenden Weise zu beantworten; ich möchte jedoch glauben, daß diese Tatsache vor allem in folgenden Umständen ihre Erklärung findet. Die geringe Einwohnerzahl und die große Ausdehnung des Landes, bei vorläufig natürlich noch recht unentwickelten Verkehrsmitteln, zwingen den größten Teil der Bevölkerung, sich des natürlichsten aller Beförderungsmittel — der eigenen Beine zu bedienen. Dies geschieht während des langen Winters mittels Schneeschuhen, und zwar in einer solchen Ausdehnung, daß die Schneeschuhe in Finnland nicht als ein Sportmittel, sondern vielmehr als ein dringend notwendiges Beförderungsmittel zu betrachten sind. Diese Tatsache ist vielleicht diejenige, die die sportlichen Voraussetzungen am besten veranschaulicht. Eine zweite ist die Diät, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß in wenigen anderen Ländern so viel Milch getrunken und so viel Butter gegessen wird wie in Finnland. Dann haben wir die Badstube, das echt finnische Dampfbad, dessen sich jeder besonders auf dem Land ein bis zweimal wöchentlich bedient; ich möchte wissen, ob in irgend einem anderen Land in ganz Europa so viele heiße Bäder genommen werden wie in Finnland, und ich bin der Ansicht, daß diese Gewohnheit eine unermeßlich große Rolle in der physischen Erziehung und Entwicklung unseres Volkes spielt. Eine gewisse natürliche Anlage zum männlichen Sport darf man wohl auch bei unserem Volk voraussetzen, ohne daß man der Selbstüberschätzung beschuldigt zu werden braucht, und zu dieser natürlichen Anlage kommt, wie man wohl anzunehmen berechtigt ist, ein Wunsch bei jedem treuen Sohn unseres Volkes, etwas für unsere junge Nation und die Verbreitung der Kunde über dieselbe zu leisten. In allen diesen Umständen sowie in der Ausdauer und Zähigkeit des Charakters — man sagt ja „eigensinnig wie ein Finnländer“ — darf man wohl den Grund zu den Erfolgen der finnländischen Sportsleute in den letzten Jahren suchen.

Ernst Krogius, Helsingfors,
Vorsitzender des Finnischen Olympischen Komitees.

Eine neue chinesische Universität. In Wusung bei Schanghai wurde die Tungchi-Universität eröffnet, die ganz unter deutscher Leitung steht, und deren Titel in Deutschland anerkannt werden. Sie besitzt vorläufig eine technische und eine medizinische Fakultät. Dekan der medizinischen Fakultät ist der deutsche Arzt Dr. Birt.

Zu den größten Seltenheiten der neueren Literatur gehört der geniale Erstlingsroman von Dickens, seine „Pickwick Papers“. Die Erstausgabe dieses berühmten Buches ist wohl zweifellos das teuerste Buch des letzten Jahrhunderts; sind doch für ein Exemplar schon 20000 Mk. gezahlt worden, ein Preis, den sonst nur die bedeutendsten Wiegendrucke oder Werke, wie die ersten Shakespeare-Folio, erreichen. Um jedes Exemplar dieser Erstausgabe entbrennt auf den Auktionen ein heftiger Kampf, und die Preise werden immer höher hinaufgetrieben. Man kennt gegenwärtig kaum ein Dutzend vollständige Exemplare des 1836 in Lieferungen erschienenen Romans.

Der Flugverkehr 1924. Die Betriebsergebnisse der beiden großen deutschen Flugunternehmungen, des Deutschen Aero Lloyds und der Junkers-Werke für das vergangene Jahr liegen jetzt vor. Vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1924 wurden von Junkers-Flugzeugen 15052 Flüge ausgeführt, 1875371 km zurückgelegt, 40298 Personen befördert und eine Nutzlast (Post, Fracht und Gepäck) in der Gesamthöhe von 142866128 kg auf dem Luftweg übermittelt. Ein ernsterer Unfall war überhaupt nicht zu verzeichnen, nur ein einziges mal wurden drei Fluggäste bei einer Notlandung durch Glassplitter leicht verletzt. Die Betriebsleistung bedeutet eine Steigerung gegenüber dem Vorjahr um etwa die Hälfte. Von dem Deutschen Aero-Lloyd wurde folgendes Betriebsergebnis festgestellt: Ausgeführte Flüge 7405, zurückgelegte km 1104962, beförderte Personen 9357, beförderte Güter in kg 58660, beförderte Post und Zeitungen in kg 9302. Gegenüber dem Jahr 1923 ist damit eine Steigerung um etwas mehr als das Doppelte hinsichtlich der ausgeführten Flüge und der Zahl der zurückgelegten Kilometer zu verzeichnen, in der Ausnutzung des verfügbaren Laderaumes beträgt die Steigerung sogar mehr als das Dreifache.

Vereinheitlichung des Messewesens im Ausland. Neuerdings hat man auch in Spanien eingesehen, daß eine Vereinheitlichung des Messewesens im dringenden Interesse der Gesamtwirtschaft des Landes liegt. Durch

ein königliches Dekret ist deshalb bestimmt worden, daß künftig in Spanien jährlich nur eine Messe stattfinden darf, und zwar jährlich abwechselnd in Valencia und Barcelona. 1925 wird die Messe in Valencia, 1926 in Barcelona veranstaltet. Auch in England, der Tschechoslowakei, Österreich und anderen Ländern haben die Zentralisierungsbestrebungen im Messewesen erhebliche Fortschritte gemacht. Warum nicht auch in Deutschland?!

Ursprungszeugnisse bei Warensendungen nach Italien. Waren, die auf Grund der deutsch-italienischen Verständigung vom 10. Januar d. J. in Italien Meistbegünstigung genießen, müssen mit Ursprungszeugnissen versandt werden. Berechtigt zur Ausstellung der Zeugnisse sind die italienischen Konsulate und Handelskammern in Deutschland, die deutschen städtischen Behörden, die deutschen Handelskammern und Zollstellen. In den Ursprungszeugnissen muß der deutsche Ursprung der Waren von der ausstellenden Behörde und nicht etwa vom Absender oder einem anderen Interessenten bestätigt werden. Ferner muß das Zeugnis enthalten: Vor-, Zuname und Wohnsitz des Absenders und des Empfängers, Menge, Bezeichnung und Zahl der Frachtstücke, handelsübliche Bezeichnung der Waren, Bruttogewicht der Frachtstücke oder andere für genaue Bezeichnung der Warenmenge hinreichende Angaben, Transportart und Datum. Die Angabe über Art und Menge der Ware kann durch entsprechende Beglaubigung einer beigefügten Rechnung durch die ausstellende Behörde ersetzt werden. Das Zeugnis muß die Unterschrift und den Stempel der ausstellenden Behörde unmittelbar unter der Beschreibung der Waren tragen. Die Beglaubigung der von den deutschen Stellen ausgestellten Zeugnisse durch italienische Konsulate ist zwar nicht erforderlich, aber zweckmäßig. Da die italienischen Zollbehörden bei Ursprungszeugnissen in fremder Sprache außer in französisch eine amtliche Übersetzung fordern können, empfiehlt es sich, die Zeugnisse deutsch und italienisch oder deutsch und französisch auszustellen.

Die Anzahl der Konkurseröffnungen, die in den letzten Monaten des vorigen Jahres eine ausgesprochen sinkende Tendenz gezeigt hat, ist mit Beginn des neuen Jahres erheblich gestiegen. Es wurden nach einer Zusammenstellung der Finanzzeitschrift „Die Bank“ im Januar nicht weniger als 767 Konkurse eröffnet (gegen 598 im Dezember, 647 im November und 752 im Oktober).

Hildebrand

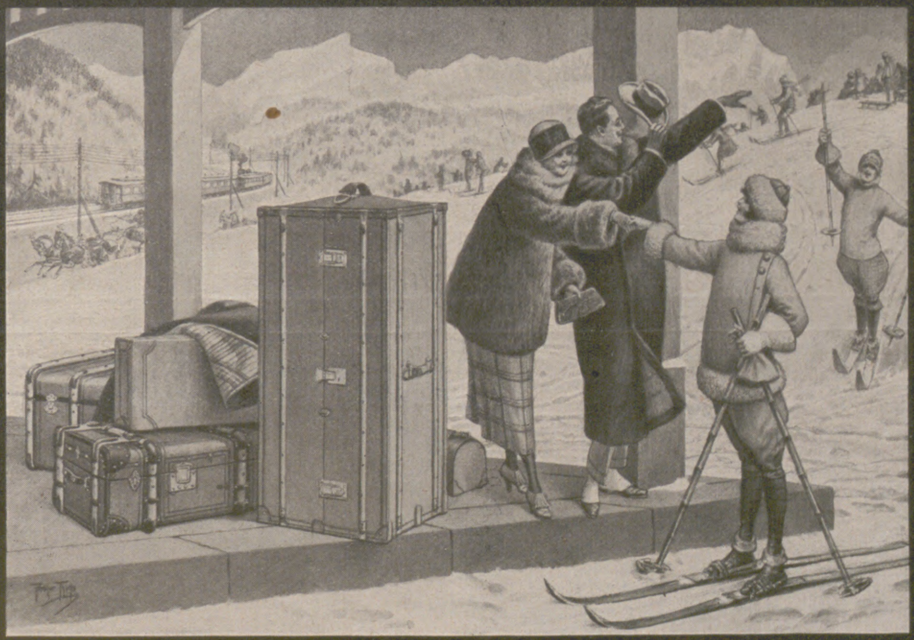
Kakao
Schokolade
Pralinen
Keks

Vorzüglich für Reise & Sport.
Höchste Auszeichnung:
„Staatsmedaille in Gold“



Mädler-Koffer

Prakt. Reise-Ausrüstungen — Feine Leder-Waren



Eigene Verkaufslokale:
Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt a/M. Köln a/Rh.
Preisliste über Reiseartikel, Autokoffer und Ledermöbel kostenlos von
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
Gegr. 1850.

GOWE-ALPACCA · GOWE-SILBER
BESTECKE · TAFELGERÄTE ·
METALLWAREN · HOTELGERÄTE

GOWE-ALPACCA — GOWE SILBER — GOWE-ALPACCA



CHRISTIAN GOTTLIEB WELLNER
AKTIENGESELLSCHAFT
AUERHAMMER
b. AUE IN SACHSEN
ZU DEN MESSEN IN LEIPZIG, MESSPALAST SPECKS HOF,
V. ETAGE, ZIMMER 875, STAND 975/979

SCHÖNHEIT

Rosigen Teint, weiße Hände, weiche, glatte Haut erzielt mein
„KREM BIRKON“
Nicht fettend. Unentbehrlich bei spröder Haut, Frost, Wundsein, Röte, Mitessern und Sommersprossen. **Tube 1.- u. 2.- M.**
Alleiniger Hersteller:
FRANZ SCHWARZLOSE,
BERLIN, Leipziger Straße 56, Friedrichstraße 183, Joachimsthaler Straße 41
sowie in allen besseren Parfümerien und Drogerien

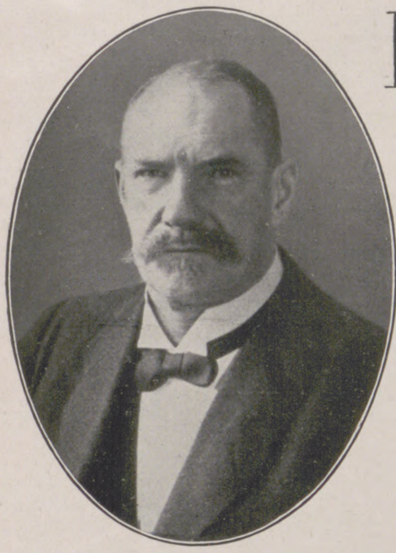
ILLUSTRIRTE ZEITUNG



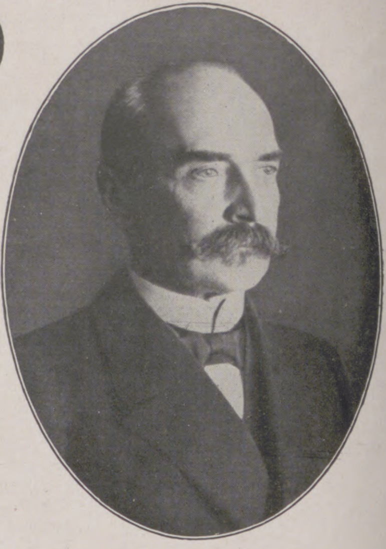
Aus dem finnischen Heldengedicht „Kalewala“: Sampo in der Schmiede.

Nach einem Gemälde von Akseli Gallén-Kallela.

DAS FREIE FINNLAND
VON JOHANNES ÖHQUIST



Per Evind Svinhufvud,
Reichsverweser April bis Dezember 1918.



Prof. Dr. K. J. Ståhlberg,
Reichspräsident Juli 1919 bis Februar 1925.

Am 6. Dezember 1917 proklamierte Finnland seine Unabhängigkeit als souveräner Staat und ward bald darauf als solcher von allen Staaten anerkannt. Damit vollzog es zugleich die endgültige und völlige Trennung von dem Russischen Reich, mit dem es seit 1809 vereinigt gewesen war. Über den Charakter dieser Vereinigung sind in der übrigen Welt sehr unklare Vorstellungen verbreitet gewesen. Häufig stieß man auf die Auffassung, daß Finnland ein dem Russischen Reiche einverleibtes Gebiet wäre, dessen Bevölkerung seine eigene Sprache und gewisse Sonderrechte besäße, im übrigen aber von Petersburg aus regiert würde. Man wußte, daß es gegen Russifizierungsbestrebungen und zaristische Unterdrückung zu kämpfen hatte, ohne daß man sich über die rechtlichen Grundlagen dieses Widerstandes näher Rechenschaft ablegte. Da auch die baltischen Länder unter russischer Willkür zu leiden hatten, hielt man vielfach die Stellung Finnlands innerhalb des Russischen Reiches derjenigen der letztgenannten Länder für analog, und als nun Finnland sich von Rußland trennte, glaubte man hierin die Gründung eines neuen Staates begrüßen zu können.

Diese Auffassung ist durchweg unrichtig, außer in einem Punkt: neu war bei der Unabhängigkeitserklärung Finnlands nur die eine Tatsache, daß es nunmehr auch in seinen Beziehungen dem Auslande gegenüber ein selbständiger Staat wurde, daß es die Souveränität erlangte. Ein Staat war Finnland aber schon seit dem 27. März 1809, als Alexander I. die Verfassung, die es bis dahin mit Schweden gemeinsam gehabt hatte, als besondere Verfassung für Finnland sanktionierte. Finnland besaß sein eigenes Staatsgebiet, das durch eine Zollgrenze von Rußland getrennt war; es besaß seine eigene Regierung, die „Kaiserlicher Senat für Finnland" benannt wurde, und die einzelnen „Expeditionen" dieses Senats entsprachen den Ministerien in anderen Staaten. Es hatte ein eigenes Gerichtswesen, eine eigene Volksvertretung und eine eigene Beamtenorganisation, von der Ausländer (somit auch Russen) ausgeschlossen waren. Und wer den Schutz finnischer Gesetzgebung genießen wollte, mußte die finnische Staatsangehörigkeit erwerben. Es gab eine besondere, nur für Finnländer zugängliche und nur sie verpflichtende Wehrpflicht, und die auf Gold basierte Münze Finnlands, die dem französischen Münzsystem entsprach, hieß Mark und Penni. Neben diesem voll ausgebildeten System des öffentlichen Rechts war das gesamte Gebiet der bürgerlichen Gesetzgebung von dem Rußlands völlig verschieden.

Diese autonome Stellung Finnlands hatte die russische Regierung seit Ende des vorigen Jahrhunderts zu untergraben versucht, indem sie sich selber gesetzgeberische Befugnisse anmaßte. Finnland widersetzte sich diesen verfassungswidrigen Eingriffen, indem es durch die Stimme seiner Volksvertreter die russischen Verordnungen für ungültig erklärte, und indem diejenigen, von denen die russische Regierung Unterwerfung oder Ausführung ihrer ungesetzlichen Befehle verlangte, ihr den Gehorsam verweigerten. Dieser passive Widerstand war die einzige Form, in der Finnland sich in der Lage sah, sich gegen das nationalistisch-reaktionäre Rußland zu wehren. Freilich sind auch aktivistische Handlungen (Attentate, Waffeneinfuhr, konspirative Vereinigungen u. a.) vorgekommen, aber die prinzipielle und heroisch durchgeführte Nichtunterwerfung unter fremde Willkür verlieh diesem Kampf sein Hauptgepräge.

Erst mit Ausbruch des Weltkriegs begann in weiten Schichten des Volkes sich die Stimmung für eine aktivistische Orientierung vorzubereiten, und als im März 1917 das kaiserliche Rußland vom Schauplatz verschwand, fand die Idee eines unabhängigen Finnlands begeisterte Verkünder und einen so spontan wachsenden Anhang, daß die Unabhängigkeitserklärung am 6. Dezember 1917 fast automatisch erfolgte. Obgleich die Unabhängigkeit von den übrigen Staaten Europas — auch von Rußland — in aller Form anerkannt wurde, mußte Finnland sie doch erst durch einen blutigen, von den russischen Kommunisten angezettelten und geschürten Krieg erringen und zur Tatsache werden lassen. Und erst nach mannigfachen innerpolitischen Reibungen, die durch die Frage der Staatsform hervorgerufen wurden, war Finnland im Sommer 1919 so weit, sich der übrigen Welt als konsolidierte, souveräne Republik mit eigenem Staatsoberhaupt und neuer Verfassung präsentieren zu können. Zum Präsidenten der Republik war der Präsident des Obersten Verwaltungsgerichts Dr. jur. K. J. Ståhlberg erwählt worden, dessen Regierungsperiode verfassungsgemäß mit dem Februar dieses Jahres abläuft.

Das politische Leben zeigt seit 1906, wo der veraltete, vierständige Landtag durch das moderne Einkammer-Parlament ersetzt wurde, einige Zersplitterung durch Parteien, von denen man sechs zählt. Die größte unter ihnen ist die seit 1903 bestehende Sozialdemokratische Partei, die schon in den ersten Einkammerlandtag 1907 80 Vertreter entsandte und 1917 mit 103 Sitzen vorübergehend sogar die absolute Mehrheit erlangte. Im Frühjahr 1918 fiel sie infolge des roten Aufruhrs vollständig auseinander, da sie nicht imstande gewesen war, der Bolschewisierung in ihren eigenen Reihen Einhalt zu tun. Es gelang ihr jedoch, sehr rasch sich wieder zu sammeln, so daß sie schon im folgenden Jahre mit 80 Vertretern im Reichstag erschien. Einige Jahre darauf splitterten sich jedoch die kommunistischen Elemente unter der Benennung „Sozialistische Arbeiterpartei" von ihr ab. Unter den bürgerlichen Parteien unterscheidet man die Finnische Sammlungspartei, zu der sich die konservativen Teile der finnischen Bevölkerung zählen, und die Schwedische Volkspartei, die politisch sehr heterogene Elemente in sich schließt und vor allem die Wahrung der nationalen Interessen der schwedisch sprechenden Bevölkerung sich angelegen sein läßt. Diese beiden bezeichnet man als Rechtsparteien, doch deckt sich dieser Name keineswegs mit der gleichlautenden Bezeichnung in Deutschland, da in Finnland die demokratische Auffassung auch den konservativen Kreisen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die beiden linksgerichteten bürgerlichen Parteien in Finnland werden unter der Benennung Zentrum zusammengefaßt. Dies sind die Nationale Fortschrittspartei, die weniger in der Sprachenfrage als in allen politischen, sozialen und kulturellen Fragen einen ausgesprochen liberalen Standpunkt einnimmt, und die Partei des „Landbundes" (finnisch: „Maalaisliitto"), eine durchaus linksgerichtete, aber antimarxistische Partei der kleinen Leute auf dem Lande (Kleinbauern, Volksschullehrer u. a.), die sich vor allem gegen die Auswüchse des Kapitalismus in jeder Form richtet. In dem gegenwärtigen Reichstag sind die Parteien folgendermaßen vertreten: Sozialdemokraten 60, Kommunisten 18, Sammlungspartei 38, Fortschrittspartei 17, Schwedische Volkspartei 23, Landbund 44.



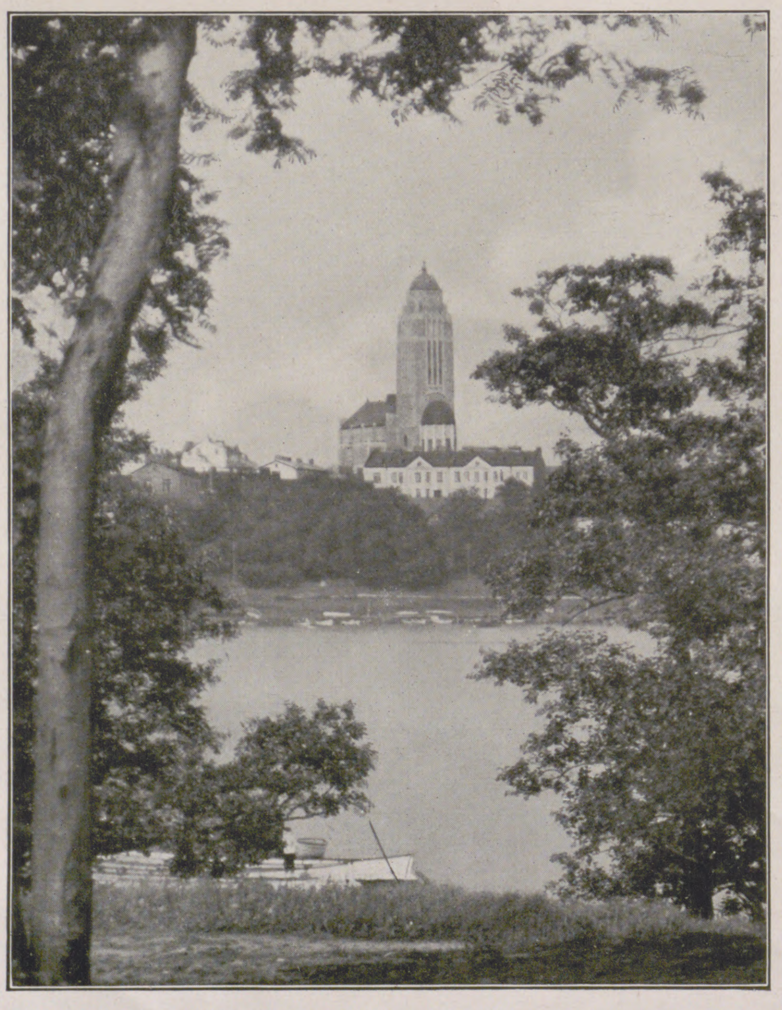
Dr. Lauri Relander,
der am 16. Februar gewählte neue Reichspräsident.

In der letztgenannten Partei (und in der Sozialdemokratie) finden zwei wichtige Gesetze ihre Hauptstütze, die in dem sozialen Leben der jüngsten Zeit eine entscheidende Rolle spielen: das bereits 1919 angenommene Antialkoholgesetz, das in Finnland ein vollständiges Alkoholverbot durchführte, und die sogenannte „Lex Kallio" vom 25. November 1922, die durch ein weitgehendes Siedlungsverfahren auf dem Wege eventueller Zwangsenteignung dem sozialen Elend der besitzlosen Bevölkerung zu steuern sucht.

Mehr noch als die innerpolitischen Fragen steht die Außenpolitik Finnlands unter der Wirkung der durch den Kommunismus in die Welt gebrachten Unruhe. Von der Ålandfrage an bis in die jüngsten Stadien der Randstaatenkombinationen ist es immer wieder Rußland, das teils indirekt der Grund, teils direkt der Erreger der außenpolitischen Sorgen Finnlands war. Die Ålandfrage hatte ihren Ursprung darin, daß Rußland gleich zu Anfang des Weltkrieges die Inselgruppe im Widerspruch mit klaren internationalen Verträgen zu befestigen begann. Während des Krieges wurde Åland zum Tummelplatz russischer, deutscher und schwedischer Truppen. Auch ein Teil roter Terror wurde ihm nicht erspart. Kein Wunder also, daß die nichts weniger als kriegerische Inselbevölkerung sich einer Irredenta-Agitation empfänglich zeigte, die eine Vereinigung mit Schweden empfahl. Die Angelegenheit wurde schließlich vom Völkerbundrat zugunsten Finnlands entschieden. Die ostkarelische Frage ist aber noch ungelöst. Wohl erhebt Finnland keinerlei Ansprüche auf Ostkarelien, doch erhielt es im Dorpater Frieden von 1920 die Zusicherung, daß Ostkarelien, das eine weitüberwiegende finnische Bevölkerung hat, eine volle Autonomie erhalten sollte. Diese Zusicherung Rußlands ist jedoch bisher noch nicht erfüllt worden.

Auch die allgemeine außenpolitische Einstellung Finnlands ist in erster Linie durch die Tatsache bedingt oder doch zum mindesten beeinflußt, daß Räterußland sein unmittelbarer Nachbar ist. Finnland, das irrtümlicherweise zu den „Randstaaten" gezählt wird (was höchstens geographisch, politisch aber gar keinen Sinn hat) und sich in seiner anfänglichen Neigung, bei Schweden einen Rückhalt zu finden, getäuscht sah, glaubte eine Zeitlang, sich durch einen engeren Anschluß an die Randstaaten am ehesten zu sichern. Da jedoch die Volksvertretung Bindungen jeglicher Art ablehnt und Volk wie Regierung eine neutrale und friedliche Politik überhaupt für die einzig ersprießliche halten, haben die Beziehungen zu Skandinavien und zu den Randstaaten einen überwiegend kulturellen und wirtschaftlichen Charakter angenommen.

Daß diese Richtung in der Weiterentwicklung Finnlands tatsächlich die einzige segensreiche ist, haben auch die Erfahrungen der letzten Jahre in vollem Maße erwiesen. Im Innern macht die politische Beruhigung sichtbare Fortschritte, insbesondere ist durch das Sprachengesetz von 1923 den Schärfen in den sprachenpolitischen Gegensätzen jede Spitze abgebrochen, die Finanzen haben eine erfreuliche Konsolidierung erfahren, und das wirtschaftliche Leben ist nicht nur zu einer teilweise überraschenden Stabilisierung gelangt, sondern befindet sich auch in einem stetigen und sicheren Aufstieg.



Die Kirche in Bärghäll, einer Vorstadt von Helsingfors. (Erbauer: Lars Sonck.)

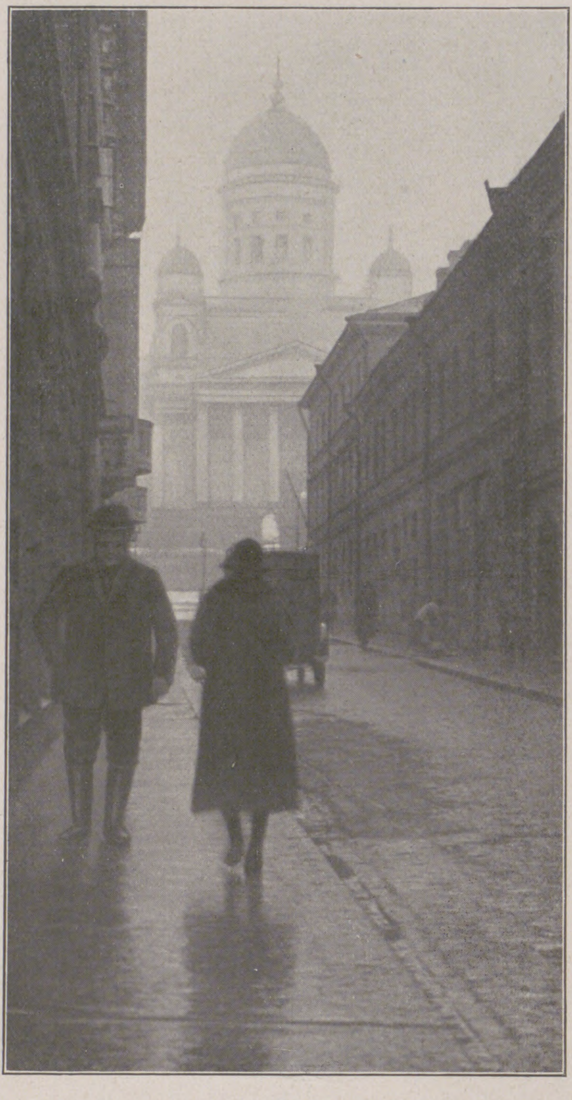


Finnische Landschaft. Nach einem Aquarell von Rudolf Schoen.

ALS TOURIST DURCH FINNLAND

VON ELSE STEUP

Wo liegt eigentlich Finnland?" — „Ach, irgendwo da oben bei Rußland." — „Da ist es doch meistens dunkel." — „Laufen da nicht schrecklich viele Wölfe und Bären herum?" — „Ist Helsingfors nicht eine Stadt am Schwarzen Meer?" — Das sind keine Erfindungen, sondern Erlebnisse. Eine große Zeitung — keine deutsche — verbreitete neulich folgende Weisheit als Erklärung für die Siege bei den Olympischen Spielen: „Alle Finnländer, Männer, Frauen und Kinder, nehmen jeden Morgen ein eiskaltes Bad, setzen sich hinterher 25 Minuten in den Schnee oder ins kalte Wasser und leben von steinhartem Brot und rohen getrockneten Fischen, welche Lebensweise eben nur der kräftigste Teil der Bevölkerung übersteht."



Blick auf die Nikolaikirche in Helsingfors.

Mit solchen und ähnlichen Vorstellungen kommen Touristen aus allen Ländern hier herauf und geben immer wieder ihrer Verwunderung Ausdruck, sich in einem zivilisierten Lande zu befinden, dessen Hauptstadt sich nur durch seine besonders schöne Lage von mancher anderen Großstadt unterscheidet. Und die Finnländer hören diese Lobpreisungen mit etwas gemischten Gefühlen an. — Während meiner Schulzeit wurde uns einmal von einer Lehrerin im Klassenbuch das Lob erteilt: „Die Klasse hat sich heute gut betragen." — „Ist das besonders schmeichelhaft für euch?" fragte unsere Hauptlehrerin, als sie es las, und wir empfanden ein ähnliches Gefühl wie die Finnländer vielleicht, wenn man ihnen gegenüber die Zivilisation in ihrem Lande besonders hervorhebt.

Nach und nach wird ja auch hier eine Wandlung eintreten, denn der Fremdenstrom, der von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maße das Land überschwemmt, trägt beim Zurückfluten die Kenntnis über das eisige Nordland, in dem nebenbei diesmal zu Weihnachten die Weidenkätzchen blühten, in die Heimat. Immer größer wird die Schar derer, die wissen, was ihrer wartet, wenn gleich Ungeheuern der Tiefe aus dem Meere die kahlen Klippen auftauchen und Sveaborg, die stolze Feste, deren Bau 1747 auf Ehrensvärds Rat als Schutzwehr der Hauptstadt unter seiner Leitung begonnen wurde, am Horizont erscheint. Jetzt sieht man auch die typischen hohen Gebäude der Großstadt, überragt von Kuppeln und Türmen, die mächtige Nikolaikirche, die beiden Türme der Johanniskirche, die charakteristische Bärghällskirche mit ihrer eigenartigen Architektur; und auch die deutsche Kirche reckt neben den stolzen Bauwerken ihr spitzes Türmchen in die Höhe. Von der anderen Seite locken die Schäreninseln mit ihren hübschen, in Grün eingebetteten Landhäusern. Und dann umfängt einen das Leben der Großstadt, die Menschenmenge, die die schön gepflegten Anlagen der Esplanade auf und ab wandelt, die gut ausgestatteten Läden, die Droschken und die Autos, die schneller als in anderen Städten sausen und manch einen nervös machen, der seelenruhig über den Potsdamer Platz ging. Nur das sonst übliche Geschrei fehlt, denn die Zeitungsverkäufer müssen hier still neben ihren Auslagen sitzen.



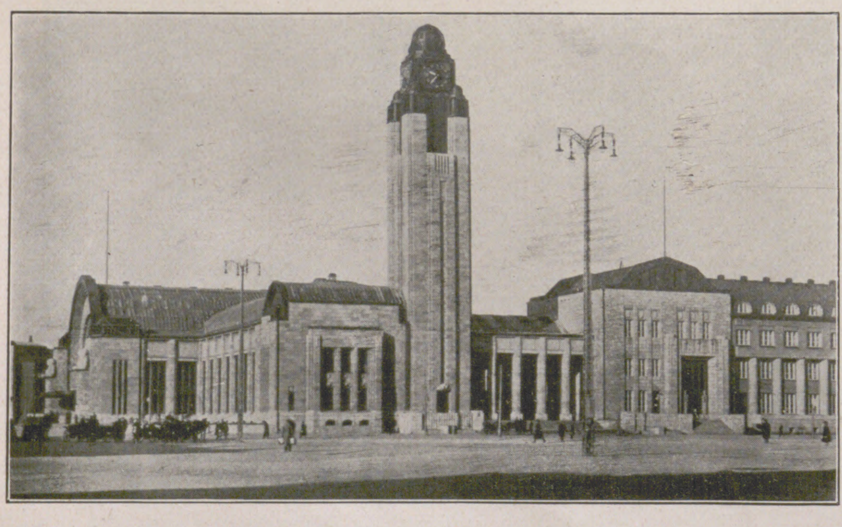
Helsingfors: Bootshafen des Nyländischen Jachtklubs.

Breite, bequeme Eisenbahnen führen von Helsingfors nach Norden, Osten und Westen. Man sitzt behaglich, und die Betten der Schlafwagen sind etwas breiter als in den meisten anderen Ländern. Dafür rüttelt es etwas mehr, aber daran gewöhnt man sich. Was dem Ausländer besonders auffällt, ist der lebhafte Verkehr innerhalb des Zuges. Man bleibt selten länger auf seinem Platz sitzen, sondern durchwandert die Wagen, begrüßt Bekannte und läßt sich bald hier, bald dort nieder. Im Anfang begriff ich den Sinn dieses beständigen Herumwandens nicht, bis ich merkte, daß man das Eisenbahnfahren als eine Art gesellige Veranstaltung ansah, was wohl manches für sich hat.

Gibt es einen längeren Aufenthalt, so stürzt alles hinaus und erquickt sich an den verschiedenen Gaben, die der Schenktisch bietet, warme Fleischspeisen, Grütze, belegte Brote, Fil, eine Art saurer Milch, die sehr erfrischend ist, Kuchen, Kaffee oder Tee. Der Kaffee spielt in Finnland eine große Rolle, und der riesige kupferne Kessel ist das Zentrum der reichgedeckten Tafel. Der Kaffee ist meistens ausgezeichnet, aber der Tee ist etwas wässerig. Als ich mein erstes Glas erhielt, bemerkte ich schüchtern, es sei ein Irrtum, ich habe nicht heißes Wasser, sondern Tee bestellt, worauf bereitwillig etwas Essenz nachgegossen wurde. Man muß übrigens vorsichtig sein, wenn man in diesem alkoholfreien Lande starken Tee verlangt, damit es einem nicht geht wie dem Herrn vom Nüchternheitsverband, der diesen Wunsch in einem guten Restaurant aussprach und ein Getränk vorgesetzt erhielt, das ihn wütend aufspringen und an den Telephonapparat eilen ließ. Während er einen Polizeikommissar herbat, ging mit dem Corpus delicti eine Umwandlung vor in umgekehrter Richtung wie bei der Hochzeit zu Kana, und als der Kommissar sich mit Amtseifer auf das verbotene Getränk stürzte, fand er nichts als harmlosen Tee. „Aber es roch bestimmt nach Alkohol", wandte sich der Nüchternheitsapostel wütend an die Bedienerin. „Das einzige, was hier nach Alkohol roch, war der Herr selber", sagte diese erklärend zu dem Polizeikommissar, und damit schloß die Geschichte.

Das Auf- und Ablaufen vor den Wagen fällt hier fort, und man lauscht vergeblich auf ähnliche Klänge wie: „Warme Wurst — der gute Feurich Keks für unterwegs — Kognak . . . ." Zu dem, was man haben möchte, muß man sich selber begeben, wenn der Zug keinen Speisewagen mit sich führt. Nur in der Beerenzeit finden sich Kinder ein, sobald der Zug hält, und heben kleine Pappschachteln hoch, gefüllt mit Blaubeeren, Wald-, Erd- oder Himbeeren oder den aromatischen Sumpfbeeren, die im Aussehen gelben Himbeeren gleichen und nur im Norden vorkommen. Die köstliche rötliche Åkerbeere, die alle anderen an Wohlgeschmack vielleicht übertrifft, erreicht schon bei Uleåborg ihre Südgrenze.

Die Bahnen fahren mit einer gewissen Gemächlichkeit, und auch der Kurierzug, der täglich zwischen Helsingfors und Åbo verkehrt, macht hiervon keine Ausnahme. Für überreizte Nerven ist das sicherlich ganz gut, wie auch der Anblick der vorübergleitenden Landschaft beruhigend wirkt. Tiefe dunkle Wälder, mit dichtem Unterholz, das dem Blick wehrt, die Geheimnisse zu durchdringen, ruhig glänzende Wasserflächen, deren jenseitige Ufer sich in der Ferne verlieren, stille Weiher, umrahmt von Binsen, friedlich weidende Kühe und neben Wiesen oder bebauten Äckern Ansiedlungen, deren einzelne



Helsingfors: Das Bahnhofsgebäude. (Erbauer: E. Saarinen.)

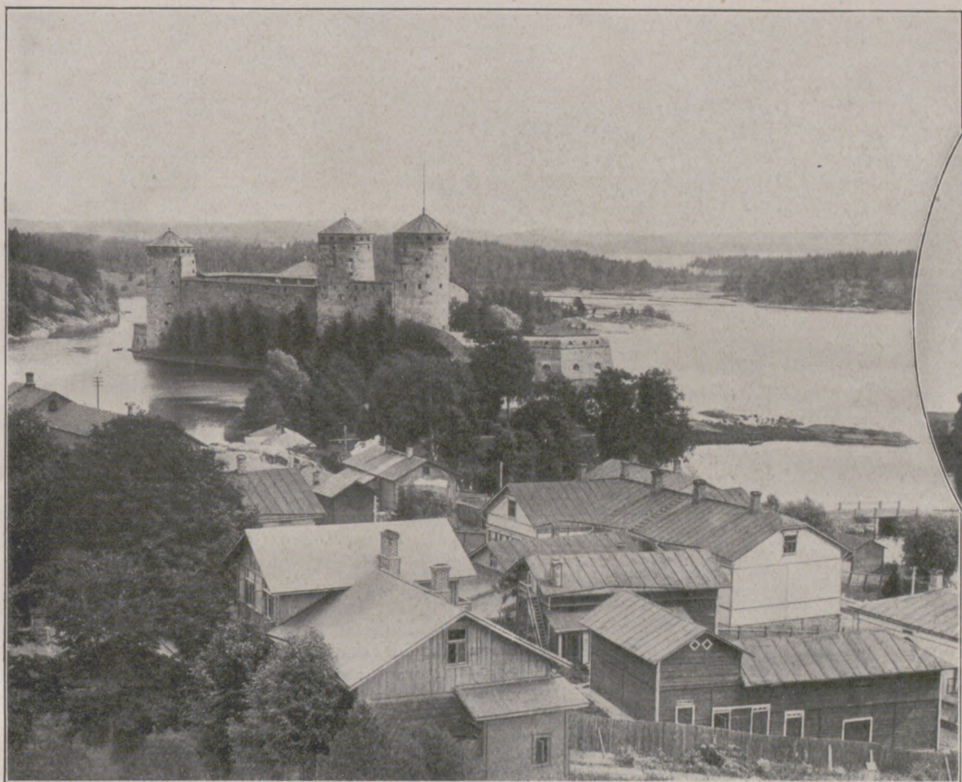


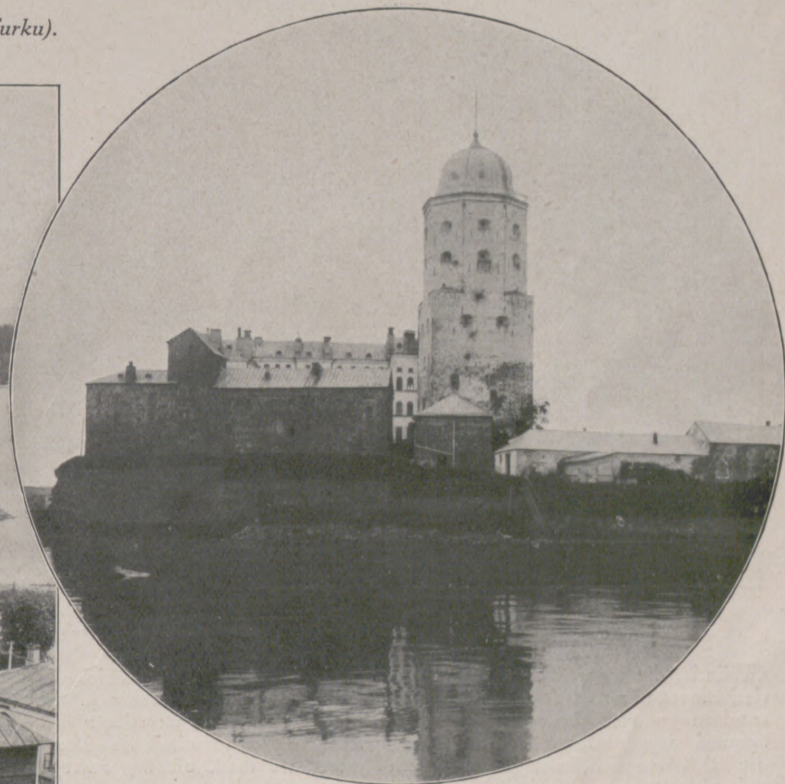
Helsingfors: Die Universität. (Erbauer: C. L. Engel.)





Links: Die Ruinen der Feste Kastelholm auf Åland. — Rechts: Das Schloß in Åbo (Turku).





Das Schloß in Wiborg.
Nebenstehend: Die Burg „Olofsborg" bei Nyslott am Saima-See.



Die Landenge Pankaharju bei Nyslott am Saimaasee.



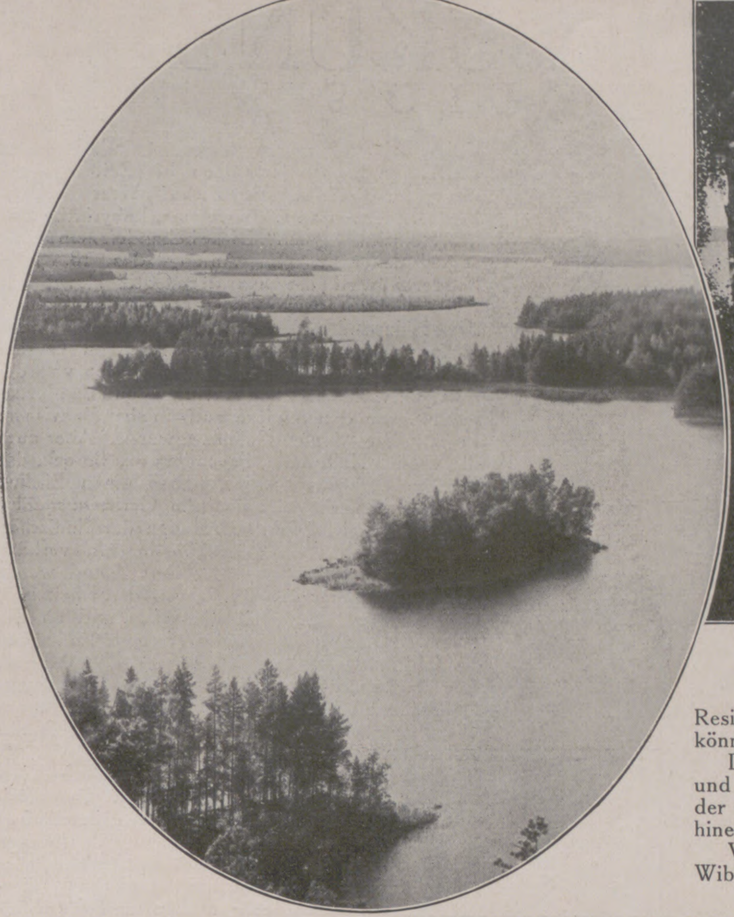
Heimkehrender Bauer. Nach einem Gemälde von Albert Edelfelt.

Gebäude, die wegen Feuersgefahr auseinanderliegen, als Holzanstrich die charakteristische rote Erdfarbe zeigen. Kanäle oder Flüsse verbinden die Seen, nicht tausend, sondern gegen sechsunddreißigtausend an der Zahl, und man kann die Bahn mit bequem ausgestatteten Dampfern vertauschen, die den ganzen Sommer über durch die fahrbaren Gewässer gleiten. Nach Nyslott, wo die Olofsburg aufragt mitten im Saimaa, der aus der Zeit, da Meerwasser das Land überflutete, noch Seehunde beherbergt, an Punkaharju vorbei, dem sieben Kilometer langen natürlichen Damm, der an seiner schmalsten Stelle nur 10 bis 20 m breit ist, während die Durchschnittsbreite 100 und die größte Breite 300 m beträgt, nach dem malerischen Kangasala oder hinein in die Einöden von Kusamo mit ihrer romantischen Schönheit.

Die gleichmäßige Ruhe der Gewässer wird von den Stromschnellen unterbrochen, die brausend und schäumend dahinjagen, und deren gewaltigste der Imatra ist. Mit ungeheurer Kraft stürzen die Wassermassen den steilen Fall hinunter und spritzen hochauf gegen die Ufer. Aber seine größte Schönheit offenbart der Imatra vielleicht denen, die ihn im Winter besuchen. Es waren 32 Grad minus, als ich an seinem Ufer stand. Dichte Dampfwolken, die die umgebenden Bäume in ein Zaubergewebe von Rauhreif hüllten, stiegen aus ihm in die Höhe und gaben immer nur sekundenlang den Blick frei auf die tobenden Wasser der Tiefe und die grün und bläulich schillernden Eisblöcke an den Ufern. Noch schöner fast schien mir damals die andere berühmte Stromschnelle des Vuoksen, Vallinkoski, in deren Mitte eine bewachsene Insel von den brausenden Wassern umspült wird. Durch die aufsteigenden Dämpfe, die der Frost an die Bäume bannte, war die ganze Insel in ein einziges weißschimmerndes Traumland verwandelt, das von Zeit zu Zeit aus den Dampfwolken auftauchte. Doch wenn man den Zauber der Stromschnellen ganz auskosten will, dann muß man sich mitten hinein begeben und die Fahrt von Kajana nach Uleåborg in den langen flachen roten Booten machen, die an die Stelle der früheren Teerboote getreten sind. Mit den treibenden Stämmen um die Wette, die im Sommer Finnlands Ströme und Flüsse hinuntergleiten, schießen die Boote durch die aufgeregten Wasser, die in Strudeln kreiseln oder sich gleich Meereswogen hoch aufbäumen. Man bewundert die Kunst des Steuermanns, der das Boot sicher an den Klippen vorbeiführt und es vor dem Schicksal der Stämme bewahrt, in die Tiefe gerissen zu werden, aus der es kaum so leicht wie diese wieder an der Oberfläche erscheinen würde. Wären nicht die Ufer zu beiden Seiten, so könnte man meinen, sich inmitten eines unruhigen Meeres zu befinden. Gerüste erstrecken sich in das Wasser, um den Lachs zu fangen, wenn er müde von der Fahrt stromaufwärts durch die Schnellen seitlich ausruhen möchte. Der Lachs ist im hohen Norden kein Leckerbissen mehr,



Haus in den Schären. Nach einem Aquarell von T. K. Sallinen.



Blick auf den Kallavesi-See bei Kuopio (Inner-Finnland).



Der Saima-See bei Savitaipale (Inner-Finnland).

machten doch Dienstboten vertraglich aus, nicht mehr als dreimal in der Woche Lachs vorgesetzt zu bekommen.

Von Uleåborg wendet man sich nordwärts nach Rovaniemi, um vom Ounasvaara aus den Anblick der Mitternachtssonne zu genießen, wenn man es nicht vorzieht, ihr bis Lappland nachzureisen und sich an den durchsichtig klaren Seen und den dunkelblauen Bergen Lapplands zu freuen. Bis zum Eismeer, nach Petsamo, kann man heute fahren, denn wenn auch in Rovaniemi die Bahn zu Ende ist, so führt doch das Postauto bis in diesen entferntesten Winkel des Reichs. Man muß sich oben in Lappland nur gegen einen Feind wehren, der sich mit Blutgier auf jedes erreichbare Lebewesen stürzt. Das sind die Myriaden von Mückenschwärmen, die aus den riesigen Sümpfen aufsteigen und andererseits wohl wieder die Ursache sind, daß Lappland zum Vogelparadies wurde.

Südlich von Uleåborg geht es durch das flache Österbotten, wo die Granitfelsen, auf denen Finnlands Wälder wachsen, der Ebene gewichen sind. Über Wasa, von dem die Freiheitsbewegung ausging, nach Tammerfors, der geschäftigen Fabrikstadt, hinunter nach der früheren Residenzstadt Åbo, wo die Geschichte des Landes beginnt. Das alte Schloß am Hafen und der Dom könnten manches erzählen von Pracht und Herrlichkeit, von wildem Kampf und Streit.

Dann kommen die Schärenfahrten. Bei ruhiger See ein traumhaft stilles Gleiten zwischen Inseln und Inselchen hindurch, vorbei an Porkkala, wo die russischen Minen verankert lagen, nach Borgå, der stillen Kleinstadt, in der Runeberg, Finnlands größter Dichter, sein Leben beschloß, oder weiter hinein bis nach Hogland, der malerischen Felseninsel in der äußersten Ecke des Finnischen Meerbusens.

Will man ein Stück Rußland in Finnland sehen, so fährt man an der alten Kaufmannsstadt Wiborg vorbei nach dem Ladoga-See, durch dessen Wasser die Reichsgrenze führt. Auf der finnischen Seite liegt mitten im See das griechisch-katholische Kloster Walamo, das seinen russischen Charakter völlig bewahren durfte. Wendet man sich von hier aus nach Norden, so kommt man nach Koli, einem der schönsten Aussichtspunkte des Landes.

Überall trifft man auf freundliches Entgegenkommen und das Bemühen, dem Fremdling gefällig zu sein. In den größeren Städten findet man selbstverständlich gute, elegante Hotels, nur darf man nicht damit rechnen, wenn man sich in die Urwälder oder Einöden begeben möchte. Aber auch dort entstehen schon hier und da saubere, behagliche Unterkunftshäuser, in denen man sich wohlfühlen kann.

Das Land des Nordens übt von Jahr zu Jahr eine steigende Anziehungskraft aus, und alle, die es lieben, müssen nur hoffen, daß es sich in dem Strom der Fremden den Charakter bewahrt, der sein größter Zauber ist, die feierliche Einsamkeit seiner schweigenden Wälder und seiner tiefen Gewässer.



Eine Stromfahrt durch schäumende Fluten: Touristenboot unter Führung eines vereidigten Steuermannes in den Stromschnellen des Uleflusses.



Die Stromschnellen Jäniskoski in Petsamo (Eismeergebiet).



Der Imatra in der Nähe von Wiborg.

FINNLÄNDISCHE VOLKSKUNST

VON DR. U. T. SIRELIUS

Nicht alle Völker waren oder sind in gleicher Weise vortreffliche Meister auf dem Gebiete der bildenden Kunst, und unter den Völkern haben wiederum nicht immer alle Angehörigen die gleiche künstlerische Erfassung erreicht. So steht es auch bei den Einwohnern Finnlands. Es ist wahrscheinlich, daß die seelischen Eigenschaften des finnischen Volkes hierbei eine große Rolle spielen. Die schwedische Bevölkerung, die Abenteuern geneigt ist und darum einen nach außen strebenden Zug zeigt, hat die schöpferischen Kräfte ihrer Seele in formschönen Holzarbeiten verbraucht. Die kontemplative, in sich selbst gekehrte finnische Bevölkerung des inneren Landes dagegen hat ihre Kräfte wunderschönen Gedichten und tiefsinnigen Sprichwörtern gewidmet. Die Gebiete der volkstümlichen Schmuckholzarbeit in Finnland umfaßten im Laufe der letzten Jahrhunderte die Gegenden des Quarken und Åland. Aber auch bei der finnischen Bevölkerung kann man trotzdem eine künstlerische Schöpferkraft in ziemlich hohem Grade bemerken. In Südkarelien wurden noch vor einigen Jahrzehnten Handstickereien ausgeführt, die von einer reichen Phantasie und von ausgezeichnetem Farbensinn zeugen, und schon während der späteren Eisenzeit stand die Metall- und wahrscheinlich auch die Holzkunst auf einer besonders hohen Stufe. Als die glänzendsten künstlerischen Erzeugnisse der tawastischen Rasse sind ihre Teppiche (Ryen) und Spitzen zu betrachten.



Das Nationalmuseum in Helsingfors.

Quarken und Åland. Wo spielt sich eigentlich das Volksleben in Finnland mehr anderwärts ab als bei den Bewohnern dieser Gegenden? Frage einen Fischer in Quarken oder einen Seehundsjäger am Weißen Meer. Da bekommt man eine Erklärung des Rätsels. Der Sturm tobt Tage und Nächte. Es wird dem Jäger langweilig. Er nimmt das Holz in seine Hände, und allmählich entstehen unter seinem Messer die Konturen, bald von schönen Zieraten bedeckt. In Finnland, wie auch in mehreren anderen Ländern, gilt es vor allem, die Frau zu zieren. Für ihr Kleid näht sie Stickereien und klöppelt Spitzen, sie webt Matten, die ihr als Brautdecke dienen. Um ihr eine Freude zu bereiten, schnitzt auch der Mann den größten Teil seiner Holzarbeiten. Vor allem schenkten die Bräutigame der früheren Zeiten ihren Bräuten Spinnrockenarme oder Mangelbretter. Aber außerdem wurden allgemein die Geräte der Frauen, unter diesen besonders solche, die bei der Verlobung oder der Hochzeit eine besondere Aufmerksamkeit erregten, geziert. Zu den letzteren gehörten hauptsächlich Waschkeulen, Rollstühle, Weberkämme, Teile des Webstuhles, wie Räder, Spannhölzer, zu den ersteren Schnupftabakshörner, Verlobungsdosen und Teile der Pferdegeschirre, Wagen und Schlitten. Von den Werkzeugen der Männer war die wichtigste Waffe, der Bogen, besonders reich geziert. — Hinsichtlich der Art und des Reichtums des Zierats besteht ein großer Unterschied zwischen Ost- und dem übrigen Finnland.

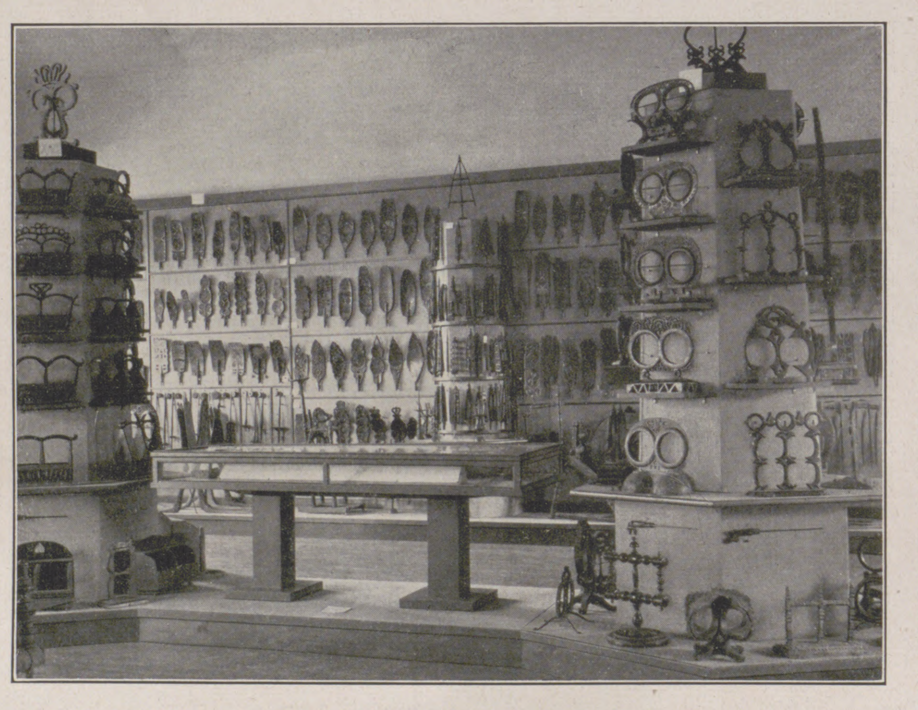
Auf dem Gebiete der Holzschnitzerei können wir an den finnischen Gegenständen einige internationale Motive bemerken, die zugleich Züge einer primitiven Kultur besitzen, wie Zierate, die aus Streifen, Ochsenaugen und vertieften Triangeln zusammengesetzt sind. Während des ersten Jahrhunderts der neuen Zeit begegnen uns außer diesen Motiven auch Zauberzeichen, wie Penta-, Hexa- und Oktogramme, Labyrinthe und „St. Heinrichswappen". Diese behandelt man später sogar dekorativ. Im Anfang des 18. Jahrhunderts wird die aus der Gotik stammende Rosette volkstümlich, die später auf dem Gebiete der Holzschnitzerei eine unbestrittene Machtstellung erreicht. Bei den karelischen Gegenständen erhielten sich langzeitig Spuren von der dortigen vorhistorischen Akanthus- und Bandornamentik, von denen diese auch in skandinavischer Form in Westfinnland heimisch wurde. Aber auch die großen Kulturstile, besonders das Barock, das Rokoko und das Empire, haben einen Einfluß auf das finnische volkstümliche Gerät ausgeübt.

Der Pinsel ist in den Händen der finnischen volkstümlichen Dekorationskünstler ein verhältnismäßig spätes Werkzeug. Auf Åland wurde er schon Anfang des 18. Jahrhunderts heimisch, aber im westlichen Teil Finnlands und an der Küste Österbottens wurde er erst Ende des 18. Jahrhunderts, als man Schränke, Uhrschränke, Kopfzeugschachteln und Fuhrwerke mit Blumenmalereien zu zieren begann, gebräuchlich. Ihren Glanz erreichte diese Kunstrichtung erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

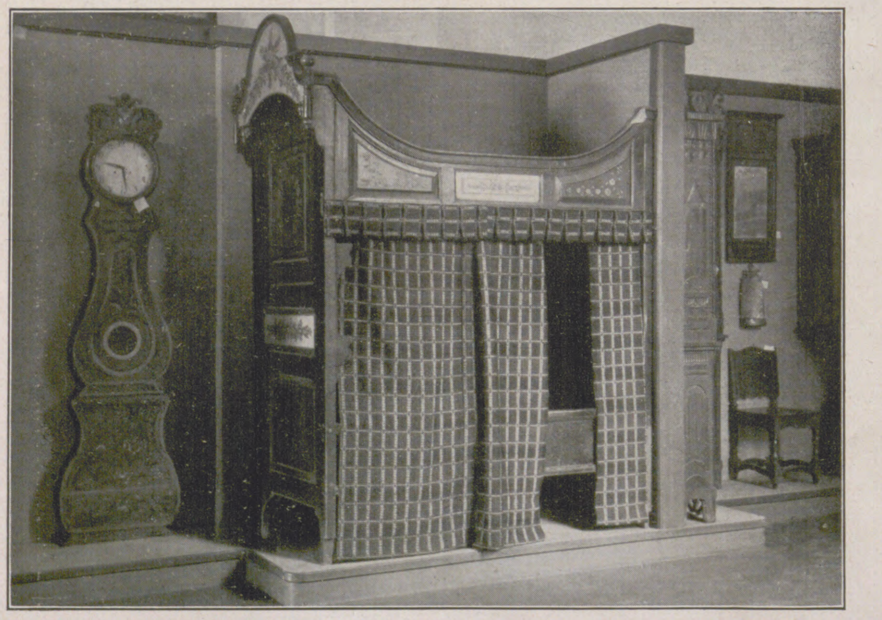
Stickereien werden geometrische sowie Tier- und Pflanzenmotive zugrunde gelegt. Geometrische Motive zierten besonders die karelischen Stickereien, zum Beispiel das Kopfzeug der Frauen, Schürzen und Handtücher. In Grenzkarelien kamen neben den geometrischen auch Menschen-, Tier- und Pflanzenmotive vor. Das Verbreitungsgebiet dieser Motive umfaßte Süd- und Westfinnland.

Spitzen wurden früher in ganz Südfinnland geklöppelt. Am anspruchslosesten waren die karelischen, die aus ziemlich dicker Schnur geklöppelt wurden, und die ebendarum sehr dicht waren. Durchsichtigere Spitzen entstanden in einem anderen Zentrum dieser Industrie, in Orimattila in Nyland. Aber die berühmtesten finnischen Spitzen waren die Raumaer. Im Anfang des 19. Jahrhunderts scheinen die Raumaer Arbeiten sehr hohen Ansprüchen gerecht geworden zu sein. Modelle wurden sogar von Brabant aus bestellt. Verschiedene Decken und Hüllen sind in Finnland verfertigt worden, und von diesen sind die Teppiche die beachtenswertesten. Diese wurden in ganz Südwestfinnland bis zu den Grenzgegenden von Savolax und Karelien und bis nach Südösterbotten gewebt.

Teppiche webte man wahrscheinlich schon Ende des Mittelalters in der Gegend von Åbo. Die besten von ihnen gehören zu der Prachtproduktion der finnischen Textilindustrie. Im allgemeinen bestehen die Vorzüge der Teppiche nicht in der Komposition, die in den meisten Fällen einen naiven Eindruck macht, sondern im Glanz und in der Harmonie der Farben. Dieses Resultat erzielte man dadurch, daß man die Farben bleichte. Eine große Menge Teppiche, besonders die des 18. Jahrhunderts, besitzen einen derartigen Farbeneffekt, daß die finnischen Teppiche nicht mit Unrecht neben die weltberühmtesten Textilprodukte gestellt werden.



Blick in den Saal mit Arbeitsgeräten der finnischen Frauen.





Links: Bauernbett aus dem Kirchspiel Replot und Standuhr. — Rechts: Bauernstube aus Sagu (Sauvo) auf den Ålandsinseln. An der Decke der Vorrat an runden harten Broten.

Aus dem Nationalmuseum in Helsingfors.



Bauernfrau aus der Gegend von Wiborg.



Siedelung in den südfinnischen Schären.
Untenstehend: Kirchboot in Inner-Finnland.



Bauer aus Haukipudas (Nordwest-Finnland).





Schafschur in Süd-Finnland.





Alte Bauernfrau im Sonntagskleid.



Bauernfrau an der Kinderwiege.

Bauernmädchen aus Pyhäjärvi.



Finnische Badestube.

Finnisches Volksleben.

DIE FINNISCHE ARMEE

VON OBERST MALMBERG UND DR. EIRIK HORNBORG

Die Wehrmacht der Republik Finnland ist auf der allgemeinen Wehrpflicht begründet. Zum Dienst herangezogen werden die hierfür körperlich als tauglich befundenen Männer von 17 bis 45 Jahren. Der aktive Dienst beginnt während des Jahres, in dem der Wehrpflichtige 20 Jahre alt wird, und dauert, je nach Waffengattung und Dienstart, 12 bis 15 Monate. Die Reservemänner können zu Übungen einberufen werden, die höchstens insgesamt 63 Tage umfassen.

Die stehende Kriegsmacht in Friedenszeit umfaßt die Landkriegsmacht, Luftflotte und Küstenverteidigung. Zu der Landkriegsmacht gehören: Infanterie: 9 Regimenter, 7 selbständige Bataillone und 9 selbständige Kompanien; Feldartillerie: 4 leichte und 1 schweres Artillerieregiment; Kavallerie: 2 Regimenter; technische Truppen: 5 selbständige Bataillone (Pionier-, Eisenbahn-, Feldtelegraph-, Radio- und Automobilbataillon). Die Infanterie und Artillerie sind vereinigt zu 3 Divisionen und zu 1 Brigade, die Regimenter der Kavallerie dagegen zu 1 Kavalleriebrigade. Die Luftflotte umfaßt 2 Eskader und 3 selbständige Flottillen.

Die Küstenverteidigung wird eingeteilt in die Küstenartillerie, wozu 3 Regimenter und 1 besondere Batterie gehören, sowie die Kriegsflotte.



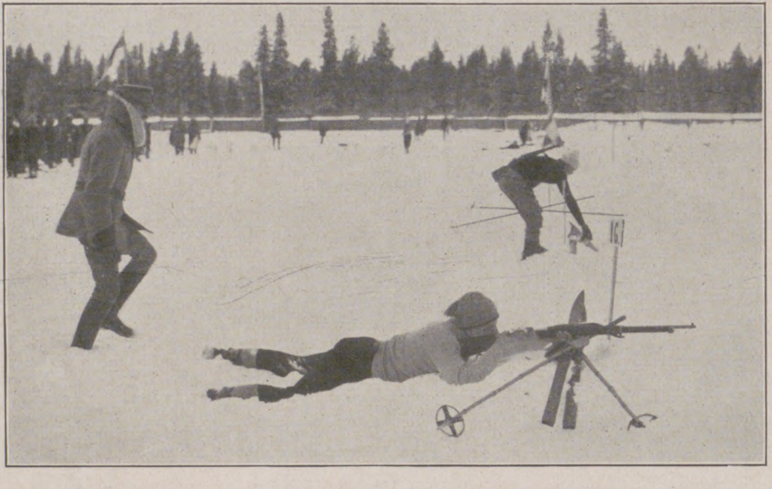
General Gustaf Freiherr v. Mannerheim, der Befreier Finnlands vom russischen Bolschewismus, Reichsverweser Dezember 1918 bis Juli 1919.

Für die Offiziersausbildung gibt es im Lande 3 Lehranstalten: 1 Kadettenschule, 1 Reserveoffiziersschule und 1 Kriegshochschule. Die Ausbildung der Berufsunteroffiziere erfolgt in den Kapitulantenschulen, von denen es eine für jede Waffengattung gibt. Oberbefehlshaber der Kriegsmacht ist der Präsident der Republik. Neben dem Kriegsminister wirkt der Befehlshaber der Kriegsmacht (Kommandierender General), der unmittelbar dem Präsidenten untersteht. Der Chef des Generalstabs ist dem Befehlshaber unterstellt.

Zusammen mit Armee und Flotte arbeitet als wesentlicher Teil der Verteidigungsmacht eine freiwillige Organisation, die annähernd 100 000 Mann umfaßt: die Schutzgarde des Landes. In einer am 16. September 1921 herausgegebenen Verordnung wird bestimmt, daß die Aufgabe der Schutzgarde folgende ist:

1. Die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu heben, indem man den Schutzgardisten eine militärische Ausbildung gibt, Turnen und Sport fördert sowie das Nationalgefühl und die Nationaltugenden zu stärken sucht.

2. Im Bedarfsfalle als Stütze für die stehende Armee zu wirken und auf Anfordern der Ordnungsmacht behilflich zu sein.



Schießübungen von Schutzkorpsmitgliedern im Winter.

Die Schutzgarde ist dem Präsidenten unterstellt, und der Oberbefehlshaber sowie der Stab werden vom Präsidenten ernannt.

Die Friedensstärke der Armee ist rund 30 000 Mann, Offiziere und fest angestellte Unteroffiziere mit einberechnet. Die Mannschaften sind im Schießen sehr geschickt, kaltblütig, außerordentlich abgehärtet, kräftig und zäh — mit einem Wort ein gutes Soldatenmaterial. Da die Armee im allgemeinen sich noch immer im Stadium des Aufbaues befindet, läßt die Ausbildung der Offiziere für größere Aufgaben noch manches zu wünschen übrig, aber das Ganze befindet sich doch auf dem besten Wege. Den Kern des Offizierkorps bilden Männer, die ihre militärische Ausbildung in der Finnischen Legion erhalten haben, die während des Weltkrieges einen Teil der deutschen Armee bildete. Sie bestand aus 1 Jägerbataillon (4 Kompanien und 1 Maschinengewehrkompanie, 1 Pionierkompanie, 1 Feldhaubitzenbatterie und zum Schluß auch aus 1 Pluton Kavallerie). Das ganze Korps wurde als Jägerbataillon 27 bezeichnet. Die jungen Männer, die aus Finnland herübergekommen waren, um sich in diesem Korps militärisch ausbilden zu lassen, gehörten zu einem großen Teil den gebildeten Klassen an, so daß aus der Truppe mehrere hundert Offiziere hervorgehen konnten.

Die Armee, die diese jungen Männer — nur ein paar unter ihnen zählten mehr als 35 Jahre — schaffen sollten, wurde als eine Improvisation im Jahre 1918 auf die Beine gestellt. Sie kann aber auf alte und ruhmreiche, zum Teil welthistorische Überlieferungen zurückblicken.

Von 1293, wo der dritte schwedische Kreuzzug die Vereinigung mit Schweden vollendete, bis 1809, wo das Jahrhunderte alte Band zerrissen ward, hat Finnland zwölf Perioden von Kriegen mit Rußland durchlebt — rund 150 Kriegsjahre von etwas über 500. Dieser Vorpostendienst an den äußersten Grenzen des westeuropäischen Kulturkreises ist an und für sich schon eine stolze Überlieferung, aber bei weitem nicht die einzige.

Die schwedische Großmachtherrschaft brachte neue Aufgaben. Finnische Truppen nahmen an der Eroberung von Estland und Livland teil und trugen eine schwere Last bei der Verteidigung dieser Provinzen. Doch weit höher noch gehen ihre Leistungen. Auf jedem Schlachtfeld draußen in Europa, wo in den Feldzügen Gustaf Adolfs, Karl Gustafs und Karls XII. schwedische Fahnen flatterten, vom Rhein bis zur Worskla, von den Alpen bis zur Ostsee kämpften und bluteten Krieger aus Finnland. Sie haben fast mit allen Völkern Europas die Klinge gekreuzt oder ruhmreich an deren Seite gekämpft. Gustaf Horn, die rechte Hand des Königs, gehörte einem finnischen Geschlecht an, das Schweden unter anderen seinen größten Seehelden, Klas Horn, und einen seiner größten Staatsmänner, Arvid Bernhard Horn, schenkte.

Während seiner Vereinigung mit dem Russischen Reich stellte Finnland in der Regel nur schwache angeworbene Truppen auf, meistens ein einziges Schützenbataillon der Kaiserlichen Garde. Finnlands Anteil an den russischen Kriegen war deshalb verschwindend klein. Während des Krimkrieges wurden die Küsten Finnlands zum Teil von einheimischen Truppen bewacht. Am Türkisch-Russischen Kriege 1877/78 nahm das Gardebataillon teil und zeichnete sich in der blutigen Schlacht von Gorny Dubniak aus, dem einzigen ernsten Kampf, in dem eine finnische Truppe in der russischen Armee mitgekämpft hat. Die Truppen — 9 Bataillone Infanterie und 1 Dragonerregiment — die auf Grund eines vom finnischen Landtag angenommenen Wehrpflichtgesetzes von 1878 errichtet worden waren, wurden vom Kaiser-Großfürsten im Anfang dieses Jahrhunderts wieder aufgelöst. Diese Maßregel, die als ein Schlag gegen Finnlands Volk gedacht war, hatte die glückliche Folge, daß Finnland dadurch von der Notwendigkeit befreit ward, in den Heeren Rußlands in der Mandschurei wie im Weltkriege zu bluten. Keine finnische Truppe nahm an Rußlands Seite an diesem gewaltigen Kampfe teil, aber das Preußische Jägerbataillon 27, diese freiwillige Legion junger Finnländer, verteidigte auf deutscher Seite einen Abschnitt der Rigafront gegen den Erbfeind und Unterdrücker und nahm unter anderm an der Winterschlacht an der Aa im Jahre 1916 wirksamen Anteil.

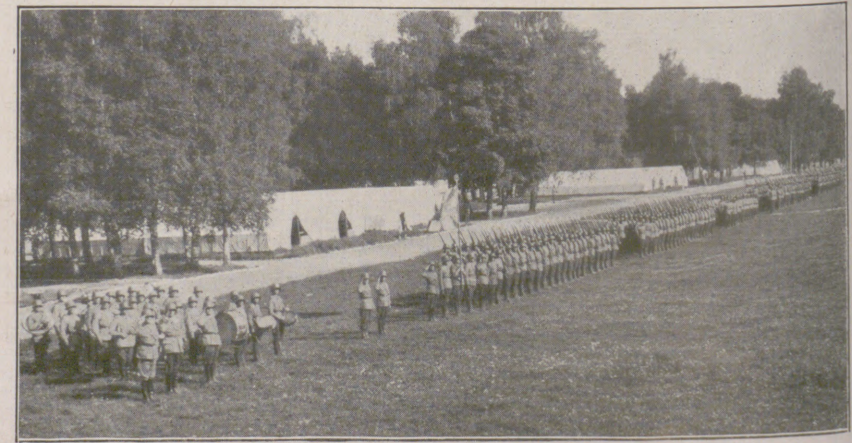
Finnlands Armee ist jung. Aber sie ist kein traditionsloser Emporkömmling, denn sie marschiert mit Namen wie Breitenfeld, Lützen und Narva auf ihren Fahnen.



Paradeaufstellung vor der Nikolaikirche auf dem Senatsplatz in Helsingfors.



Skiübung einer militärischen Abteilung.



Parade im Lager von Parola.



Heimwärts. Nach einem Gemälde von Eero Järnefelt.

DIE BILDENDE KUNST IN FINNLAND

VON L. WENNERVIRTA

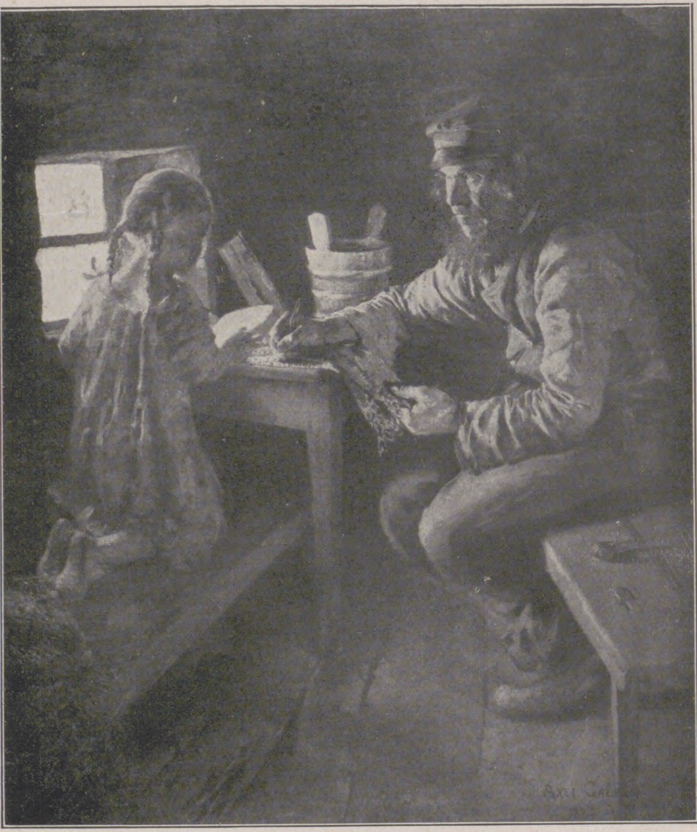
Die selbständige Entwicklung der bildenden Künste in Finnland beginnt erst im 19. Jahrhundert. Die Ausübung der mittelalterlichen Kirchenmalerei geschah hauptsächlich durch ausländische Künstler, die man ins Land rief, und was die ebenfalls im Dienste der Kirche stehende Bildhauerei betrifft, so wurden zum wenigsten die wertvollsten Holzbildnereien, wie Altarschreine, aus Norddeutschland, Belgien und Holland eingeführt.

Nach der Reformation geriet die Kirchenkunst, die ihre Blüte in Finnland im 15. und 16. Jahrhundert erreichte, allmählich in Verfall, da der Protestantismus keine Förderung für sie bedeutete. Der letzte finnische Kirchenmaler war Mikael Toppelius (1722—1821), der zahlreiche Kirchen in Nordfinnland mit bedeutsamen biblischen Motiven schmückte.



Granitkopf. Von Väinö Aaltonen.

Im Hinblick darauf, daß Finnland staatlich zu Schweden gehörte und mit ihm in lebhaftem Wechselverkehr stand, ist es natürlich, daß auch die finnische Kunst aus diesem Lande ihre wichtigsten Anregungen erhielt. Hierin brachte auch der Frieden von Fredrikshamn 1809, der nach einem unglücklichen Krieg Finnland mit Rußland vereinigte, keine Änderung. Die finnischen Künstler, wie z. B. der Genremaler Alexander Laureus (1783—1823), dessen Kunst man mehr Schweden als Finnland zurechnen kann, studierten ungefähr bis 1850 meist ohne Ausnahme an der Kunstakademie in Stockholm. Laureus reiste dann von Stockholm über Paris nach Rom, wo Finnlands erster Bildhauer Erik Cainberg (1771—1816) sich zehn Jahre früher aufgehalten hatte. Gustav Wilhelm Finnberg (1784—1833) muß es hoch angerechnet werden, daß er trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten versuchte, in der Heimat zu arbeiten. Ein großer Teil von Finnbergs Werken wurde 1827 beim Brand von Åbo vernichtet, aber die übriggebliebenen Arbeiten, Porträte, Apostelbilder in der Kirche von Kimito u. a., lenken die Aufmerksamkeit auf sich durch die feine malerische Wirkung, die von ihnen ausgeht.



Erster Unterricht. Nach einem Gemälde von Akseli Gallén-Kallela.

Die nationale Begeisterung, die das Volksepos „Kalewala", Runebergs Dichtung und Snellmans politische Wirksamkeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts unter den Zeitgenossen entflammten, bewog auch die finnischen Künstler, sich einheimischen Motiven zuzuwenden. Gleichzeitig läßt sich eine Steigerung der künstlerischen Entwicklung um 1840 feststellen. Im Jahre 1846 wurde in Helsingfors der Finnische Kunstverein gegründet, der bald begann, Kunstwerke für das geplante Museum zu sammeln. Die bedeutendsten Künstler dieser Zeit waren Robert Wilhelm Ekman (1808—1873), der in zahlreichen Werken finnisches Volksleben, Geschichte, Kalewala und Runebergs Dichtungen behandelte, die Brüder Magnus (1805—1868) und Ferdinand v. Wright (1822—1906), die besonders als Vogelmaler berühmt wurden.

Die Loslösung der finnischen Kunst von schwedischem Einfluß geschah erst um 1850 bis 1860, als Deutschland auf die Kunst der skandinavischen Länder einzuwirken begann. In diesen Jahrzehnten, ungefähr bis 1870, studierten die finnischen Maler in Düsseldorf, wo sie besonders durch Gude, Tidemand und Vautier dauernde Eindrücke erhielten. Unter ihnen befanden sich der geniale Werner Holmberg (1830—1860), der in seinem monumentalen Werk Finnlands Natur schilderte, Fanny Churberg (1845—1892) und Victor Westerholm (1860—1919), dessen Landschaftsmalerei bereits von der französischen Schule beeinflußt wurde, wie auch der begabte Porträt- und Genremaler K. E. Jansson (1846 bis 1874). Unter den Bildhauern jener Zeit waren die bedeutendsten Johannes Takanen (1849—1885), der eine ziemlich realistische Richtung vertrat, und die durch den Neuklassizismus inspirierten Künstler C. E. Sjöstrand (1828 bis 1906) und Walter Runeberg (1839—1918).

Bereits um 1860 waren mehrere finnische Künstler, wie A. v. Becker (1831—1909), zum Teil von Düsseldorf nach Paris übergesiedelt, und von 1870 an ist Paris der eigentliche Studienort für Finnlands Künstler. So kommt die finnische Malerei und auch die finnische Bildhauerei nach und nach unter den Einfluß der französischen Kunst, was auch bis heute noch der Fall ist. Albert Edelfelt (1854—1905), Akseli Gallén-Kallela (geb. 1865) und Eero Järnefelt (geb. 1863) brachten um 1880 den Naturalismus, d. h. die realistische Freiluftmalerei nach Finnland. Unter Anwendung dieser neuen Technik, die von Bastian Lepage beeinflußt ist, malten Edelfelt, Gallén-Kallela und Järnefelt zahlreiche Bilder, die Finnlands Volk und Natur von verschiedenen Seiten schilderten. Während Edelfelt hauptsächlich unter der schwedischen Küstenbevölkerung lebte, begaben sich Gallén-Kallela und Järnefelt ins Innere des Landes, unter die finnischen Bauern. Von hier aus unternahm Gallén-Kallela eine Reise nach Ostkarelien, dessen primitive Bevölkerung und Lebensverhältnisse ihn mächtig anzogen. Edelfelt wandte sich allmählich immer mehr Runebergs Dichtungen zu, er hat unter anderm „Fähnrich Stahls Erzählungen" illustriert. Hingegen begann Gallén-Kallela um 1890 die Motive unseres Volksepos „Kalewala" zu behandeln, und die gewaltigen dekorativen Kalewala-Kompositionen bilden einen bedeutenden Teil seiner Kunstproduktion. Als einen Seitenzweig der romantischen Richtung kann man den Symbolismus ansehen, der auch Gallén-Kallelas Werk beeinflußte. Sein bedeutendster Vertreter in Finnland war Hugo Simberg (1873—1917), in dessen sehr eigenartiger Kunst das Todesmotiv eine Zentralstellung einnimmt. Von anderen zeitgenössischen finnischen Künstlern wäre besonders Juho Rissanen (geb. 1873), dessen außerordentliche Bauernbilder durch die primitive italienische Kunst beeinflußt waren, zu erwähnen, ferner die Bildhauer Emil Wikström (geb. 1864), der mehrere Monumentalwerke wie Lönnrots und Snellmans Statuen in Helsingfors schuf, und Wille Vallgren (geb. 1855), der mit seiner eleganten Kleinskulptur seinerzeit viel Erfolg hatte.

Die Reaktion gegen den Naturalismus, die nationale Romantik und den Symbolismus begann ungefähr um 1910, als der Impressionismus in Finnland festen Fuß faßte. Seitdem hat sich die Aufmerksamkeit besonders auf Farbenprobleme gerichtet. Unter den Bahnbrechern der neuen Malerei verdient besonders Magnus Enckell (geb. 1870), der bereits um 1890 durch seine schönen, in dunklen Farben gehaltenen Linienkompositionen auffiel und Bewunderung weckte, hervorgehoben zu werden. Neben der von Enckell, Werner Thomé (geb. 1879) u. a. vertretenen kosmopolitischen Malerei trat bald eine andere, mehr nationale Richtung hervor, die sich auf Cézannes, Gauguins und van Goghs synthetische Kunst stützte. Die hervorragendsten Vertreter dieses lebenskräftigen finnischen Expressionismus sind T. K. Sallinen (geb. 1879), der großzügige Bilder aus dem Volksleben und stimmungsvolle Landschaften gemalt hat, der mit eigenartiger Phantasie begabte Marcus Collin (geb. 1882) und auch der feine Aquarellist Juho Mäkelä (geb. 1887), deren Wirklichkeitssinn es zu danken ist, daß die finnische Kunst sich in der jetzigen schweren Übergangszeit ihre gesunde realistische Natur bewahren konnte.

Sallinen, Collin, Mäkelä u. a. gründeten vor mehreren Jahren die sogenannte „Novembergruppe". Zu dieser gehört auch der junge begabte Väinö Aaltonen (geb. 1894), dessen Granit- und Marmorskulpturen von einem seltenen Formen- und Stilsinn zeugen.



Die Wahrsagerin. Nach einem Gemälde von Juho Rissanen.



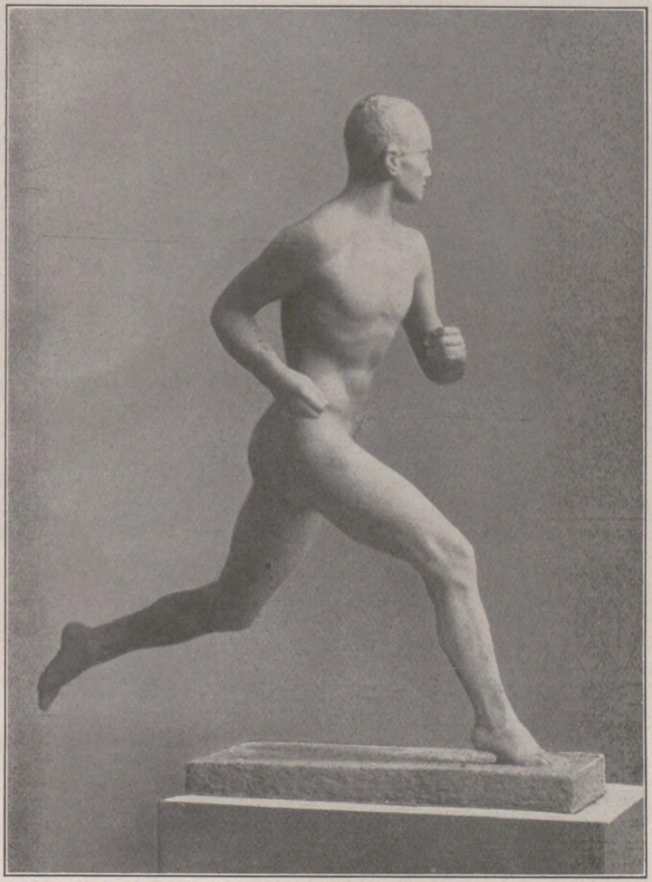
Die Mutter des Lemminkäinen. Nach einem Gemälde von Akseli Gallén-Kallela.



Die Rache des Joukahainen.
Nach einem Gemälde von Akseli Gallén-Kallela.



Schwendende Bauern.
Nach einem Gemälde von Eero Järnefelt.





Dorfkaufmann.
Nach einem Gemälde von Eero Järnefelt.

Links nebenstehend:
Tonmodell zur Bronzefigur des Olympiasiegers Paavo Nurmi für Helsingfors. Plastik von Väinö Aaltonen.



Kämpfende Auerhähne. Nach einem Gemälde von Ferdinand v. Wright.



Sommersport. Nach einem Gemälde von Pekka Halonen.

Werke finnländischer Kunst.



Bäuerinnen bei der Kirche von Ruokolahti. Nach einem Gemälde von Albert Edelfelt.

FRAUENORGANISATION IN FINNLAND

VON JENNY AF FORSELLES

Wenn in einem Kreise von Frauenrechtlerinnen der Name „Finnland" genannt wird, so stellt sich gleich die Ideenassoziation ein: das erste Land in Europa, das den Frauen volle Mitbürgerrechte gönnte. Wie kam das? Hatten die Frauen Finnlands den Kampf mit mehr Kraft und Wut geführt als etwa die englischen Suffragetten, so daß die Männer, um den lieben Frieden wiederherzustellen, kapitulierten? Nein, im Gegenteil, eben die vorangegangene gute Zusammenarbeit auf kulturellem wie auf politischem Gebiet und dazu die Zeitverhältnisse haben den finnischen Frauen in die Hände gearbeitet. Der im Jahre 1899 von russischer Seite mit großer Wucht in Gang gesetzte Sturmlauf gegen die sehr bescheidene staatliche Autonomie und die dagegen stark ausgeprägte nationale und kulturelle Eigenart Finnlands riefen alle guten Finnländer zur Mitarbeit an der Verteidigung der ererbten teuren Güter, und als der von Osten kommende Sturm sich für eine kurze Zeit legte und die Stimmrechtsreform in Finnland durchgeführt wurde, da hat man auch die Frauen berücksichtigt.

Freilich gab es in Finnland wie anderswo Frauenrechtsvereine, die die Sache vorbereitet hatten. Mehr noch vielleicht brachten die von Osten ständig drohende Kulturgefahr sowie die vielen Kriege in vergangenen Jahrhunderten es mit sich, daß sich in Finnland, bei den Frauen nicht am wenigsten, die Verteidigungsinstinkte und die Wehrhaftigkeit besonders entwickelt haben. Der Gedanke kommt einem, wenn man an die zwei größten eigenartigen Frauenorganisationen denkt, die beide in Zeiten schwerster Not entstanden sind.

Die ältere trägt den prosaischen Namen „Martha". Sie wurde 1899 gebildet, als Gegenmaßnahme gegen die einsetzenden Russifizierungsbestrebungen. Der zuerst beabsichtigte Name war „Bildung im Heim", aber die russischen Behörden fürchteten nichts so sehr wie diese nationalen Bildungsbestrebungen, und der Verein wurde sogleich verboten. Er erstand aber in der unschuldigen Form von „Martha" wieder, und sowohl der Name als auch die Satzungen schienen mehr auf das Praktische, auf Kinder und Küche gerichtet. Das war nicht nur Schein, denn das Erhalten von Familie und Heim als Quelle und Mittelpunkt der Liebe zum Vaterlande und zum ererbten Recht, die Pflege von Heim und Kindern im richtigen Geiste, die Stärkung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, das waren schon Ziele, der Hingabe und der Mühe wert.

Überall, in den Städten und auf dem Lande, bildeten sich Ortsgruppen und Kreise; alle Schichten der Gesellschaft beteiligten sich, und man fand in der großen Gemeinschaft Trost, Stütze und Kraft. Kurse und Vorlesungen, Schulen für Hauswirtschaft und Gartenbau, eine großartige Entwicklung der Wanderlehrerinstitution bezeichnen den Weiterbau während der verflossenen 25 Jahre. Über 30000 Mitglieder und 300 Zweigvereine zeigen, daß die leitenden Gedanken, obwohl aus der Notlage der damaligen Zeit hervorgegangen, ihre Gültigkeit behalten haben. In der Tat, der Martha-Verein hat sich bewährt, nicht nur, solange das triumphierende „Finis Finlandiae" des russischen Absolutismus zur Gegenwehr rief, sondern auch im freien Finnland hat er eine Aufgabe zu erfüllen. Denn immer noch wird der Martha-Verein von einem unvergleichlich frischen Hauch vaterländischen Enthusiasmus getragen, der der einfachsten häuslichen Arbeit Glanz und Schwung geben kann, und der auch das Häuslermütterchen zur Mitbürgerin macht.

Auch eine andere große Frauenorganisation entstammte den Zeitverhältnissen und ist mit dem Schicksal des Landes eng verbunden. Das ist der Lotta-Svärd-Verein, der, als der Freiheitskrieg ausbrach, sich aus dem Boden ebenso selbstverständlich rang wie das Bauernheer, das über Winternacht aufwuchs. Die Intendantur war mangelhaft, ja, sie war kaum vorhanden. Die Kochkunst der Männer war gering, und jeder rechte Mann, der tauglich war, mußte ja als Krieger ins Feld. Da übernahmen Frauen zum größten Teil die Verpflegung, wie sie schon früher, als man den Kampf nahen sah, an der Herstellung von Ausrüstungsgegenständen gearbeitet hatten. Wer nur einigermaßen ausgebildet war, widmete sich dem Sanitätswesen. Die Frauen arbeiteten dicht hinter der Front, wenn diese sich verschob, dann zogen sie mit, böse und gute Tage mit den Männern teilend.

Nach beendigtem Kampfe blieb die freiwillige Bürgerwehr, das „Schutzkorps", neben dem eigentlichen Heer bestehen. Um nun dem Schutzkorps weiter behilflich sein zu können, bildeten sich die Lotta-Svärd-Vereine. Der Name ist einer Frauengestalt in Runebergs „Fähnrich Stahls Erzählungen" entlehnt. Lotta Svärd war eine Marketenderin, eine Mutter der Soldaten.

Der Lotta-Svärd-Verein hat eine stramme militärische Organisation, der des Schutzkorps angepaßt. Jede Schutzkorpstruppe hat ihren Lotta-Svärd-Verein, der in vier Sektionen arbeitet: Sanitätswesen, Verpflegung, Ausrüstung und Sammlung von Geldern, da der staatliche Zuschuß nur einen kleinen Teil der Ausgaben deckt. Zu bemerken ist, daß die Lotta-Svärd-Vereine eine selbständige Organisation bilden, die nur dem Oberbefehlshaber der Schutzkorpstruppen unterstellt ist.

Es gehört nicht wenig selbstloser Opfermut und zähe Ausdauer dazu, den Geist im Schutzkorps auf der Höhe zu halten, aber die Mitglieder der Lotta-Svärd-Vereine tun ihr Bestes, das heilige Feuer zu schüren. Und wie im Schutzkorps der Professor und der Arbeiter Schulter an Schulter stehen, so arbeiten ihre Frauen und Töchter zusammen im Lotta-Svärd-Verein, und alle tragen im Dienst das gleiche praktische graue Lodenkleid.

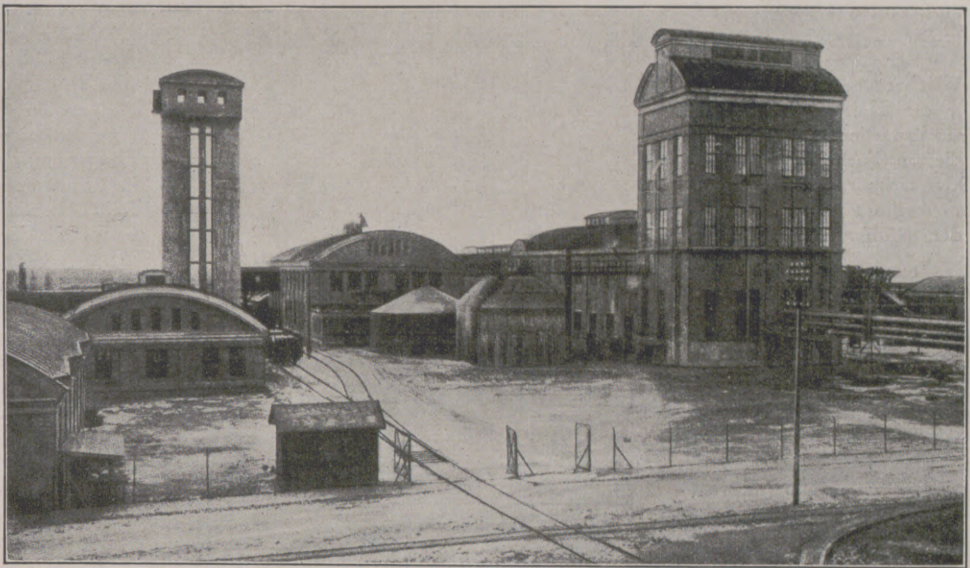
Vom äußersten Norden, wo die Sonne im Winter nicht auf- und im Sommer nicht untergeht, bis zu den Klippen draußen in der Ostsee und in den Wäldern Kareliens, wo jenseits der Grenze der Erbfeind immer noch lauert, wirken „Martha" und „Lotta Svärd", stets bereit zum Dienst für Heim und Vaterland, für gute Sitte, Recht und Freiheit.

DIE MÖGLICHKEITEN DER INDUSTRIELLEN PRODUKTION FINNLANDS

VON GENERALDIREKTOR V. M. J. VILJANEN, ABGEORDNETEM DES FINNISCHEN REICHSTAGES

Die vielbesprochene und vielbesungene Armut Finnlands besteht im Kapitalmangel, in allzu geringen eigenen Geldmitteln für die Nutzbarmachung der Naturreichtümer des Landes. Dies rührt zum Teil von der Hemmung der Entwickelung im allgemeinen während der Russenherrschaft und namentlich von der Neigung des Wirtschaftslebens zur Einseitigkeit her. Ohne Zweifel liegt auch ein Grund darin, daß das Land im Vergleich zu seiner Größe wenig Bevölkerung hat. Seine Einwohnerzahl beträgt nämlich bei 387565 qkm Landgebiet nur etwa 3,4 Mill. Darauf ist es denn auch zurückzuführen, daß von dem zum Ackerbau geeigneten Boden vorläufig nur ein Zwölftel angerodet worden ist. Auch die jetzigen Ackerareale würden aber, in richtiger Weise bebaut, dem Lande genügend einheimisches Brot garantieren, das heute in ganz bedeutender Menge aus anderen Ländern eingeführt werden muß.

Die Erforschung des finnischen Erdbodens im Laufe der letzten Jahrzehnte hat reiche Schätze an wertvollen Mineralien ergeben. So hat man große Mengen von Eisenerzen in ihren verschiedenen Formen gefunden, ebenso Kupfererz, Kaolin, Asbest usw. Gold wurde in den nördlichsten Teilen des Landes schon über ein halbes Jahrhundert gewaschen. Durch die allerletzten Untersuchungen ist festgestellt worden, daß in diesen Landesgebieten mehr Gold zu finden ist, als früher angenommen wurde. Die Goldmenge ist pro Kubikmeter in einigen Teilen des Ivalo-Flußlaufes größer als in vielen anderen Ländern, in denen Goldwäscherei betrieben wird. In dem im russisch-finnischen Friedensvertrage zu Dorpat an Finnland abgetretenen — am Eismeer liegenden — Petsamogebiet sind ebenfalls beträchtliche Mengen von Mineralienschätzen, unter anderm reiche Nickelkupfererze, gefunden worden. Der größte Mineralienfund wurde 1910 gemacht, als im östlichen Teil des Landes bedeutende Ablagerungen von Kupfererz gefunden wurden. Der Kupfergehalt des Erzes ist etwa 4,5 Prozent, und nach den vorgenommenen Untersuchungen repräsentiert dieser Mineralienschatz einen Wert von etwa 700 bis 800 Millionen deutsche Goldmark. Als solcher ist er einer der bemerkenswertesten Kupferfunde in ganz Europa. Der Fund, Outokumpu genannt, wird zur Zeit ausgebeutet und ist nunmehr vollkommen im Besitze des Staates. Das dort gewonnene Kupfer ist von erstklassiger Qualität und wird bei der Elektrifizierung des Landes eine große Rolle spielen. Als schwefelhaltiges Erz wird es zur Gewinnung von Schwefelsäure angewandt. Eine solche Fabrik ist in Lappeenranta (Vilmanstrand) in Tätigkeit; sie steht ebenfalls unter staatlicher Obhut. Zu demselben Ring gehört die staatliche Superphosphatfabrik in der Stadt Kotka.



Sulfitfabrik in Björneborg.

Der wichtigste unter den Naturreichtümern Finnlands ist dessen Waldbestand. Wald besitzt das Land im Vergleich zu seinem Flächeninhalt mehr als irgendein anderes Land in Europa. Die letzte Statistik stellt fest, daß der Waldboden in Finnland etwa 25,4 Mill. Hektar umfaßt. Er ist somit etwa 1,4 Mill. Hektar größer als in Schweden. An Menge des Holzmaterials ist Finnland seinem Konkurrenten Schweden überlegen. Nach summarischer Berechnung besitzt Finnland 1639 Mill. Quadratmeter Holz. Vorläufig ist der jährliche Nachwuchs des Waldes in Finnland größer als der jährliche Waldhieb. Bezüglich der Herstellung der Holzveredlungsprodukte ist Finnland in vorteilhafterer Lage als Schweden und viel besser gestellt als Norwegen. Die Herstellung der Holzwaren, Zellulose, Pappe, Papier usw. ist im Lande bereits beträchtlich und vermehrt sich Jahr um Jahr. Für industriellen Roh- und Brennstoff geeigneten Torf hat man auch in Finnland in ganz bedeutenden Mengen. Vorläufig wird er jedoch sehr wenig verwandt.

Finnland ist in der ganzen Welt als „Land der tausend Seen" bekannt. Da die gewölbte Fläche des Erdbodens durch die Seen und Flüsse in kleine Gebiete zersplittert ist, trifft man in Finnland zahllose größere und kleinere Stromschnellen. Als Naturreichtum sind auch diese von großer Wichtigkeit. Die Kraft der Stromschnellen, „die weiße Kohle", ersetzt gewissermaßen den Mangel des Landes an Steinkohle. Die Menge der für den Dienst der Industrie geeigneten Wasserkraft hat man beim mittleren Wasserstande auf etwa 1,3 Mill. Pferdekräfte geschätzt. Vorläufig sind davon nur etwa 220000 bzw. annähernd 14 Prozent nutzbar gemacht. Der größte Teil, etwa 65 Prozent, steht im Dienste der Holzveredlungsindustrie. Der berühmteste unter den finnischen Wasserfällen ist der Imatra, an dem für Rechnung des Staates eine große Kraftanlage gebaut wird. Zur Zeit werden aus ihm bereits Tausende von Pferdekräften gewonnen. Der erste Teil dieses Wasserbaues wird 1927 bis 1928 fertig. Die Nutzbarmachung des Imatra wird Finnland ohne Zweifel zu einem höheren Industrieland verwandeln und namentlich die Elektrifizierung des Landes im allgemeinen fördern.

Es sind hauptsächlich die hier dargelegten Naturschätze, die heute die Grundlage der finnischen Gewerbetätigkeit bilden, und mit ihrer Hilfe wird sich die Industrie des Landes auch fernerhin entwickeln.

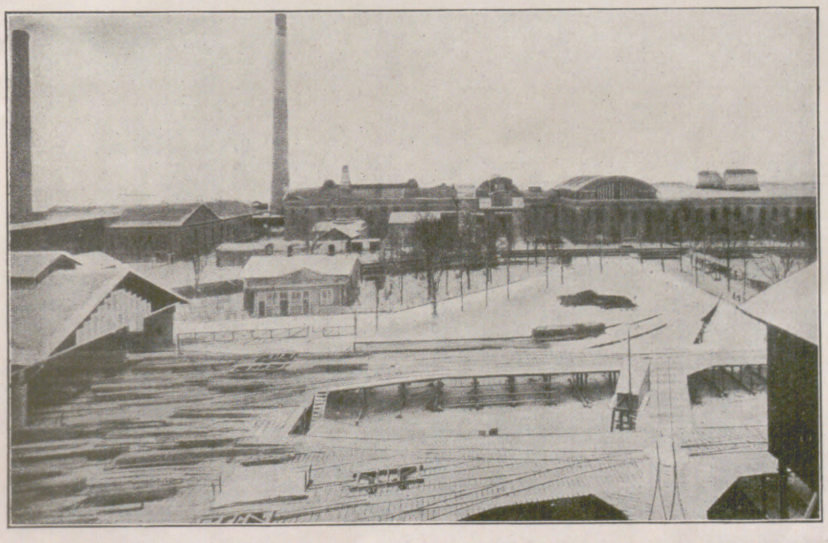
An der zweiten grundlegenden Voraussetzung der Industrie, an Kapital, ist Finnland, wie bereits oben erwähnt wurde, arm. Große, in wenigen Händen gesammelte Kapitalien vermag das Land nicht zu bieten. Folglich hat auch die finnische Industrie ihre Kapitalien im wesentlichen von zahlreichen einzelnen Personen sammeln müssen, indem sie mit deren Hilfe Aktiengesellschaften gebildet hat. Von der Arbeiterzahl der Industrie stehen 85 Prozent im Dienst der in dieser Weise gebildeten Industrieunternehmungen und anderer Gesellschaften. Ausländisches Kapital ist in der finnischen Industrie verhältnismäßig wenig angelegt worden.

Heutzutage sind im Lande fast alle Industriegebiete der Gegenwart in Tätigkeit. Nach der Gewerbestatistik vom Jahre 1922 betrug die Zahl der Industriearbeiter in Finnland 132842 Personen; der Bruttowert der Produktion belief sich auf etwa 808,5 Mill. deutsche Goldmark. Am Bruttowert der Produktion war die Sägeindustrie mit 22 Prozent am meisten beteiligt, danach folgten die Papierfabrikation mit 19,7 Prozent, Nahrungs- und Genußmittelindustrie mit 17,4, Manufaktur mit 14,9, Metallindustrie mit 11,4, Lederindustrie mit 5,4 und die übrigen Industriegebiete mit insgesamt 9,2 Prozent.

Die Industrie Finnlands erlebt zur Zeit einen raschen Aufschwung, aber im Vergleich zu den anderen nordischen Ländern hat Finnland noch ein beträchtliches Arbeitsfeld vor sich, ehe es das Niveau seiner Nachbarn erreicht. Große Möglichkeiten sind zur Gewinnung dieses Zieles vorhanden.



Tammerfors, Finnlands bedeutendste Fabrikstadt.



Papierfabrik in Björneborg.



Holzflößer.

JAGD UND FISCHEREI IN FINNLAND

VON DR. KALLE RIKOLA, VORS. VON FINNLANDS ALLGEMEINEM JÄGERVERBAND

Es ist natürlich, daß Finnland mit seinen großen waldreichen Einöden und tausend Seen immer ein gelobtes Land für Jagd und Fischerei gewesen ist. In früheren Zeiten war der Fang von Wildbret und Fisch des Landes ureigenste Nahrungsquelle, aber noch in unseren Tagen, in denen die zunehmenden Ansiedlungen die Möglichkeiten für die Existenz und Vermehrung des Wildbrets bedeutend vermindert haben, sind Jagd und Fischerei von großer nationalökonomischer Bedeutung. Man berechnet, daß die Jagd jetzt ungefähr sechzig Millionen Fmk (Finnische Mark) einbringt, und daß der Wert des Fischfangs sich auf ungefähr fünfzig Millionen Fmk beläuft.

Von den Gaben der Natur an Wildbret und Fisch wird im Inland nur ungefähr die Hälfte verbraucht, die andere Hälfte wird exportiert. Den größten Teil des Pelzexportes liefern Fuchs und graues Eichhörnchen (Feh). Das Eichhörnchen wird mit Hilfe von Verbellern geschossen, der Fuchs nach nordischer Sitte mit dem Stöberer oder dadurch, daß man ihn mit Flaggen einkreist und treibt. Im ganzen Land kommt, wenn auch nur noch spärlich, der Luchs vor, den der Sportjäger mit dem Stöberer jagt. Der Ansiedler in den Einöden hetzt ihn zu Stand und erlegt ihn oder fängt ihn lebend, nachdem er ihn tagelang unter unerhörten Anstrengungen im tiefen Schnee auf Schneeschuhen verfolgt hat. Die letzterwähnte ursprüngliche Jagdart wird in Nord- und Ostfinnland auch noch auf die seltener vorkommenden Raubtiere, wie Wolf und Vielfraß, angewandt.

Von Großwild gibt es in Finnland den Bären und den Elch. Den ersteren trifft man nur noch in nördlichen und östlichen Teilen des Landes, und einige Dutzend kommen im Lauf jedes Jahres zur Strecke. Sie werden beim ersten Schnee in ihrem Lager, das sie für den Winterschlaf aufgesucht haben, gekreist, hochgemacht und sind im allgemeinen eine leichte Beute für den wohlbewaffneten Sportjäger. Zwischen dem Ansiedler, der den Räuber seines Viehes mit seinen schlechten Schußwaffen oder sogar mit dem vom Urahnen ererbten Speer angreift, und dem Bären kommt es zum Kampf, aus dem der Bär gelegentlich als Sieger hervorgeht.

Der Elch, das stärkste Wildbret der finnischen Wälder, wird bis auf weiteres vollkommen geschont, nachdem er durch eifrige Wilderer fast ausgerottet worden war. Im ganzen Lande ist ein Stamm übrig, der anscheinend schnell zunimmt.

Von Nutzwildbret sind auf Grund ihres häufigen Vorkommens zunächst die Hühnervögel zu erwähnen, von denen im Lande verschiedene Arten vorkommen, der große, stattliche Auerhahn, der ritterliche Birkhahn, das scheue Haselhuhn, das in der Nähe von Ansiedlungen lebende Rebhuhn und das im Winter weiße, besonders in Lappland zahlreich vorkommende Schneehuhn. Alle Jagd im Frühjahr bei der Balz ist durch Jagdgesetz verboten, wird aber trotzdem bedauerlicherweise in den Einöden oft ausgeübt. Die Jagd im Herbst und Winter geschieht mit dem Verbeller und mit Schlingen, die aber nur in den nördlichsten Teilen des Landes erlaubt sind. Die Jagd des Sportjägers ist im Aufschwung begriffen und umfaßt hauptsächlich die Jagd auf Hasen, von denen zwei Arten im Lande vorkommen, der im Winter schneeweiße, über das ganze Land verbreitete Schneehase und der von Osten in letzter Zeit sich ausbreitende braune Hase (Lepus europaeus). Die Jagd erfolgt mit Stöberern, die entweder allein oder in einer Koppel den schnellen in Kreisen laufenden Hasen treiben, während die Jäger auf ihren Pässen warten. Diese Jagdart wird besonders hoch geschätzt wegen der den Ausübenden erfrischenden Körperbewegung und wegen des klingenden Geläutes der treibenden Hunde. Auch die Jagd auf Flugwild hat viele Anhänger unter den Sportjägern. Bei Jagd auf Auer- und Birkwild wird ein fuchsartiger, lebhafter finnischer Spitz angewandt, der den Vogel zum Aufbaumen bringt und verbellt. Diese Jagdart erfordert eine große Geschicklichkeit und Übung des Jägers, der sich kriechend dem scheuen Vogel in Schußbereich nähern muß. Bei der Jagd auf Rebhühner, Schneehühner, Birkwild und Auerwild verwendet der Sportjäger gewöhnlich Hühnerhunde, meistens englische Setter und Pointer und deutsche Vorstehhunde.

Es gibt mehrere Dutzend Jagd- und Sportvereinigungen, die sich zu dem energisch arbeitenden Allgemeinen Jägerverband Finnlands zusammengeschlossen haben.

An Fischerei wird im Meer der volkswirtschaftlich wichtige Fang von Strömling, der bis 15 Mill. Kilogramm im Jahre erreicht, betrieben. Auch der Fang von Hecht, Barsch, Brassen und Zander hat in den überaus zahlreichen Binnenlandseen seine große Bedeutung als Zugabe für die Ernährung der Bevölkerung, und ein bedeutender Teil wird aus dem Lande nach Schweden exportiert.

In die Wasserläufe, die ins Meer münden, kommt in großer Menge der Meerlachs (Salmo salar). In den größeren Seen des Binnenlandes und in Hunderten von Flüssen fängt man Seelachs (Salmo trutta lacustris) und in den kleineren Wasserläufen Forellen. Der Meerlachs wird zum Teil von Berufsfischern gefangen, doch ist die Sportfischerei in den letzten Jahren sehr aufgeblüht und beschäftigt sich besonders mit dem Fang der Lachse, aber auch der Hechte.

Die Sportfischer haben sich zu einem das ganze Land umfassenden Bund mit dem Namen Finnlands Fischerverband zusammengeschlossen.

Anmerkung der Redaktion. Die Wiedergabe der Gemälde „Heimkehrender Bauer“ (S. 316) und „Bäuerinnen bei der Kirche von Ruokolahti“ (S. 324) von Albert Edelfelt sowie „Heimwärts“ (S. 321) von Eero Järnefelt erfolgt mit Genehmigung des Kunstverlags Paul Heckscher, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 41.





Lachswehr („Korva“) im Kemifluß. Die Lachse werden innerhalb des Zaunes mit Zugnetz gefangen. — Oben: Ein erfolgreicher Fang im Lachswehr. (Phot. T. H. Järvi.)



Abtransport eines erlegten Bären auf Renntierschlitten.



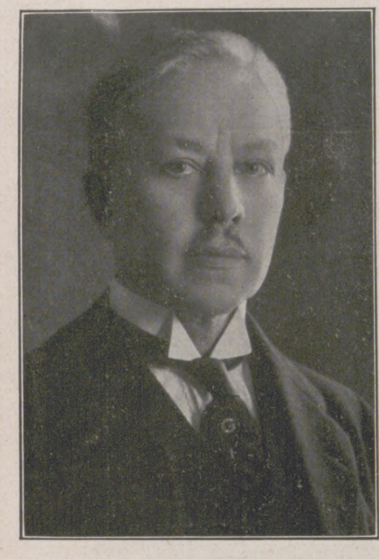
Seehundschütze auf der Jagd.



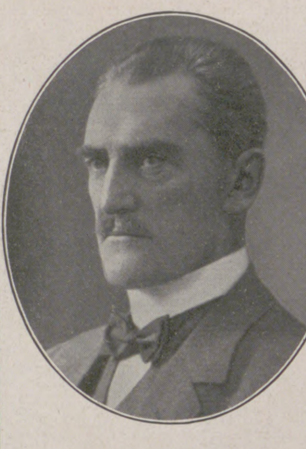
Fischfang auf dem Eise des Finnischen Meerbusens. (Phot. T. H. Järvi.)



Markt in Wiborg. Nach einer Zeichnung von Prof. Max Rabes.



Eduard Fazer,
Direktor der Finnischen Oper in Helsingfors.



Prof. Robert Kajanus,
Dirigent der städtischen Konzerte in Helsingfors.



Jean Sibelius,
anerkannter finnländischer nationaler Komponist.



Prof. E. Melartin,
Komponist und Direktor des Konservatoriums in Helsingfors.



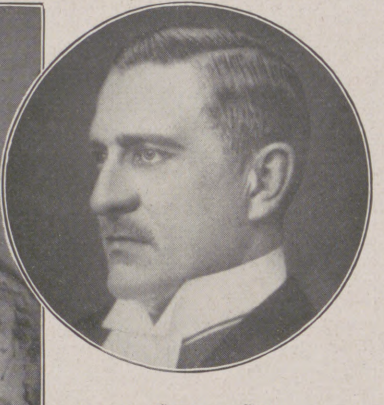
Hermann Stange,
Generalmusikdirektor der Finnischen Oper.



Wainö Sola,
jugendlicher Heldentenor der Finnischen Oper.



Jennie Costiander,
dramatischer Sopran der Finnischen Oper.



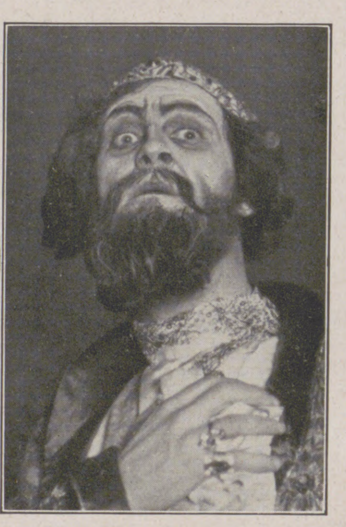
Hermann Gura,
Kammersänger, Oberregisseur der Finnischen Oper.



Alexis af Enehjelm,
jugendlicher Heldentenor der Finnischen Oper.



Greta von Haartmann,
Mezzosopranistin der Finnischen Oper.



Yrjö Sommersalmi
als „Boris Godunoff".



Phyllis Sjöström
als Eva in den „Meistersingern von Nürnberg".

Die 3. Deutsche Jagdausstellung.

Die mit Beginn der Deutschen Jägerwoche (15. bis 22. Februar) im Museum für Naturkunde in Berlin eröffnete Deutsche Jagdausstellung vom 15. Februar bis zum 3. März gibt uns in mustergültiger Weise ein Bild von der großen Bedeutung der Jagd in volkswirtschaftlichem, in wissenschaftlichem und jagdlich praktischem Sinne. Wer da meint, die Jagd sei ein Sport einzelner Kreise, wird hier eines anderen belehrt. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Material hier sowohl vom Museum für Naturkunde als auch von den Jägern aus allen Teilen Deutschlands zusammengebracht worden ist, sind doch allein 1230 Trophäen ausgestellt, die von deutschen Jägern erbeutet wurden, darunter 104 Rothirschgeweihe und 809 Rehkronen. Wir sehen also, daß die deutschen Wälder noch eine gar stattliche Anzahl von edlen Hirschen und Rehböcken bergen, die bei der richtigen Behandlung und Pflege der Jagd auch in Zukunft nicht vermindert werden wird.

Über jede Frage, die den Jäger interessiert, wird er in der Ausstellung durch Anschauung unterrichtet. Nicht nur lernt er sämtliche Wildarten Deutschlands sowie ihre Fährten und Spuren kennen und betrachtet er sie im Sommer- und Winter-, im Jugend- und Alterskleid, sondern er beobachtet auch die mannigfachen Veränderungen, die durch die verschiedenen Krankheiten und verderblichen Wildseuchen bei den Tieren hervorgebracht werden; er studiert diese Krankheiten selbst an zahlreichen Präparaten und unterrichtet sich über ihre Heilung und Verhütung. Die Gesundheitspflege des Wildes ist ein großes und für den Jäger ein sehr wichtiges Kapitel, ebenso wie die Kenntnis von der Handhabung der Jagd, von deren Art und Mannigfaltigkeit der Besucher hier einen Begriff bekommt. Dann sind zum ersten Male auch die vierbeinigen Gehilfen des Jägers, die Hunde, in die Ausstellung einbezogen; sämtliche Rassen, vom hochläufigen Pointer bis zum Zwergdackel, sind in guten Bildern, Plastiken und Stammbäumen dargestellt, außerdem werden die meisten Rassen, ihre Merkmale und Vorzüge an lebenden Hunden vorgeführt. Also auch der Kynologe kommt voll auf seine Kosten.

Die Ausstellung gibt uns nicht nur ein vollkommenes Bild von dem heutigen Stande und Betriebe der Jagd und allem, was mit ihr zusammenhängt, sondern zeigt auch den gewaltigen Umfang der jagdlichen Industrie, die heute viele tausend Menschen ernährt, was auch kein Wunder ist, da es in Deutschland ungefähr 600 000 Jäger gibt, die viele Millionen jährlich an Werten umsetzen. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd ist also durchaus nicht zu unterschätzen. Wenn wir alle die Stände der Jagdwaffenindustrie durchwandern, sind wir überrascht von der überreichen Fülle des Gebotenen. Von dem Fausteil der Steinzeitmenschen, der Eisenwaffe der alten Germanen, der Armbrust und dem Jagdspeer an sehen wir alle Jagdwaffen der Jahrhunderte bis zur modernen Mehrladebüchse mit aufgesetztem Zielfernrohr. Besonders interessant ist die Entwicklung der Feuerwaffen, die vom Radschloß bis zum Zentralfeuergewehr in allen ihren Arten gezeigt wird. Neben den Jagdwaffen ist natürlich auch die Jagdmunition in ihrer ganzen Entwicklung dargestellt. Außerdem sind auch alle Apparate und Hilfsmittel ausgestellt, welche der Ballistik dienen, die sich in den letzten Jahrzehnten zu einer bedeutenden Wissenschaft herausgebildet hat. Feine Apparate zeigen uns die Geschoßgeschwindigkeit und den Gasdruck. Gute Modelle geben über die Geschoßbahn Auskunft, Funkenphotographien zeigen uns die Geschosse im Fluge. Auch das Messen der Zeit, die der Schütze zwischen dem Erblicken des Zieles und dem Abfeuern verstreichen läßt, wird durch Modelle vorgeführt. Der Jäger braucht aber nicht nur Waffen, sondern noch viele andere Gegenstände zur Jagd, und viele Stände führen uns diese in allen Arten vor. Da sehen wir die Erzeugnisse der Fallen- und Hochsitzfabriken, der gesamten Bekleidungsindustrie, vom Schuh bis zum Hutmacher, der Drahtzaunwerke, der Reedereien für Falt- und Floßboote für Wasserjagd, der Lebensmittelkonserven- und Hundefutterfabriken, der Radioapparate-Industrie, der Bauunternehmungen von Jagdhäusern und Jagdhütten u. a. m. Besonders bemerkenswert sind die zahlreichen Erzeugnisse der optischen Industrie: die Jagdgläser, Zielfernrohre, Brillen und photographischen Apparate, die heutzutage für den Jäger von großer Bedeutung sind. Sehr reich ist die Abteilung für Kunst und Literatur, sie zeigt uns gleichfalls die Bedeutung der Jagd auch für diese Gebiete. „Gute" Gemälde und Plastiken suchen den künstlerischen Geschmack des Jägers zu veredeln, und die ausgestellte Literatur birgt in Büchern und Zeitschriften alles, was auf dem Gebiete der Jagd je hervorgebracht worden ist. Die Jagdliteratur ist besonders wichtig, denn ohne sie würde der Jäger mit den Forderungen der heutigen Jagdpflege und der Weidgerechtigkeit nicht bekannt werden können.

Die Jagdausstellung bietet also jedem, nicht nur dem Jäger, sondern auch dem Naturfreund und volkswirtschaftlich interessierten Manne eine außerordentliche Fülle von Belehrung und Kenntnis; sie trägt dazu bei, die Jagd immer weiteren Volksschichten zugänglich zu machen und das Vorurteil zu zerstören, das mit Unrecht in manchen Kreisen gegen diese herrscht.

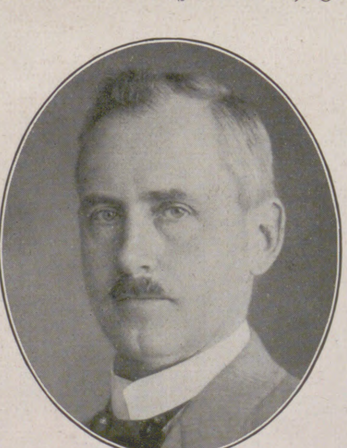
Dr. Ludwig Staby.



Dr. Harri Holma,
der Gesandte Finnlands in Berlin.
(Phot. Preß-Phot-News-Service.)



Paavo Nurmi, der Olympiasieger (rechts), und Ritola,
die beiden berühmten finnischen Läufer.



Prof. Dr. Gustav Braun,
Direktor des Geograph. u. d. Instituts für Finnlandkunde der Universität Greifswald.

Zu dem nebenstehenden Bilde Prof. Brauns: Auf Anregung Prof. Brauns wurde im Jahre 1921 von dem Preußischen Unterrichtsministerium das Institut für Finnlandkunde an der Universität Greifswald errichtet, das sich als Sammelstelle an der wissenschaftlichen Erforschung Finnlands beteiligt. Durch eine zahlreiche Bibliothek, Veröffentlichungen, Vorträge usw. sollen Finnlands Gebiet und Volk weiteren Kreisen in Deutschland nähergebracht werden. Die dem Institut angegliederte Deutsche Gesellschaft zum Studium Finnlands (Sitz Greifswald) veranstaltet regelmäßig von Prof. Braun geleitete Studienreisen kleiner Gesellschaften nach Finnland, die auch wirtschaftliche Interessen verfolgen. Prof. Braun, der Verfasser einer „Soziologischen Länderkunde der nordischen Staaten", ist ein sehr guter Kenner jener Gebiete.



Die 3. Deutsche Jagdausstellung im Museum für Naturkunde zu Berlin vom 15. Februar bis zum 3. März, die in Verbindung mit der vom 15. bis zum 22. Februar stattfindenden Jägerwoche erfolgt: Eröffnungsansprache des Geheimen Regierungsrates Weissermel, des Vorsitzenden der Deutschen Jagdkammer (am Rednerpult), am Tage der Eröffnungsfeier der Jagdausstellung, die am 14. Februar begangen wurde. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Links unterhalb des Pultes: Dr. Hermann Pohle, der Aufbauleiter der Ausstellung; links von ihm: Oberstleutnant Fr. Luchs, Geschäftsführer der Ausstellung; nach dem Vordergrunde zu zwischen ihnen: Prinzgemahl Heinrich der Niederlande; rechts vom Pult: Christian Fürst zu Stolberg und Direktor Zimmerg.



Von dem Reit- und Fahrturnier des Reichsverbandes für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts im Sportpalast zu Berlin vom 12. bis zum 22. Februar: Vorbeiritt der historischen Deutschen Schulquadrille vor Friedrich dem Großen und seinen Generälen am 16. Februar. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adolf Dahle.





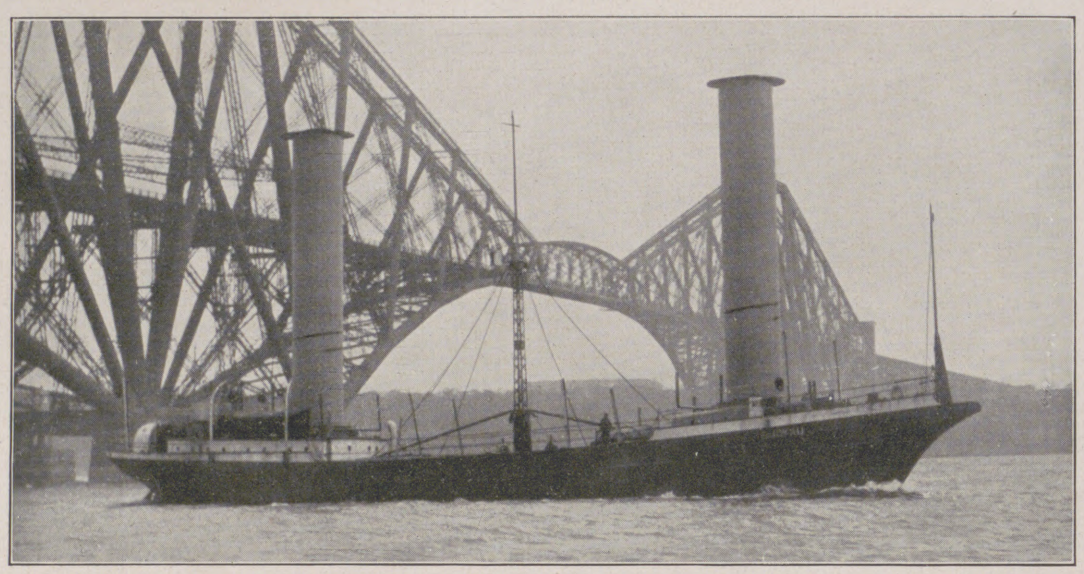
Nach der Katastrophe: Wiederbelebungsversuche durch künstliche Atmung. Das schwere Grubenunglück im Südost-Feld der Zeche „Minister Stein“ bei Dortmund am 11. Februar, dem 136 Bergleute zum Opfer fielen. Die Beisetzung der Opfer am 17. Februar.

Die Ursachen und die Behandlung der Seekrankheit.

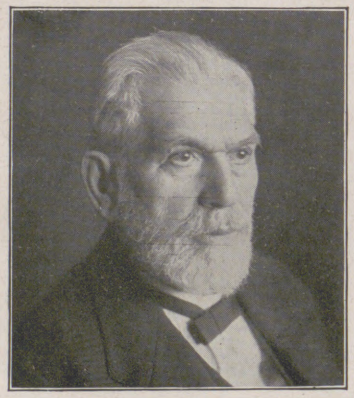
Eine eindeutige Erklärung für die Ursache der Seekrankheit hat man noch nicht gefunden. Wahrscheinlich ist eine Reizung jener Nervenbahnen, die zur Erhaltung des Gleichgewichtes dienen, die unmittelbare Angriffsstelle. Die fortgesetzten Bewegungen des Schiffes beanspruchen das Gleichgewichts-Nervensystem offenbar allzuviel. Manche Personen werden schon durch geringere Reize „seekrank“, bei der Fahrt auf einem Binnenseeschiff oder auf kurvenreichen Eisenbahnstrecken. Die Störung äußert sich im einzelnen in verschiedener Weise. Einmal steht eine Schädigung des Magens im Vordergrund, ein andermal eine solche des Gehirns. Namentlich Blutleere des Kopfes und des Gehirns wird oft als auslösende Ursache betrachtet.

Daß Nervenübertragungen die Hauptrolle spielen, geht aus der Tatsache hervor, daß ein Mensch, der ein schwankendes Schiff im Film betrachtet, seekrank werden kann. Eine Gewöhnung ist rasch möglich, womit auch die Anzeichen der Seekrankheit schwinden. Kinder in den ersten beiden Lebensjahren erkranken nicht. Auch Tiere können seekrank werden. Ganz gefeit gegen Seekrankheit bei stürmischer See sind nur außerordentlich wenige Menschen.

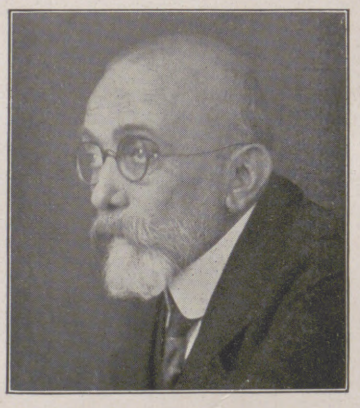
Die Behandlung der Seekrankheit will die nervösen Reizungen auf ein Mindestmaß zurückführen. Das wichtigste Mittel dazu liefert der Schiffserbauer: je mehr sich durch geeignete Konstruktionen die Schiffsbewegungen, namentlich das Schlingern, vermindern lassen, um so besser wird die Seefahrt vertragen. Auf den modernen Ozeandampfern, deren Bau darauf die größte Rücksicht nimmt, ist deshalb Seekrankheit viel seltener. Körperlich ist besonders auf den Magen Rücksicht zu nehmen. Er darf nicht überladen werden, aber noch weniger leer bleiben. Sonst kommt es zu dem höchst peinigenden „Leerbrechen“. In kleinen Mengen werden, wenn auch widerstrebend, Nahrungsmittel genommen, am besten saure, keinesfalls fette. Wenn alles abgewiesen wird, muß wenigstens in den Pausen zwischen den Brechanfällen geröstetes Brot oder Zwieback und etwas Tee (nicht viel Flüssigkeit) gereicht werden. Medikamente helfen dem einen ausgezeichnet, dem andern gar nicht. Es gibt unzählige derartige Mittel, deutsche, englische, holländische usw., aber ein wirklich in allen Fällen helfendes Mittel ist noch nicht gefunden worden. Liegen wird im allgemeinen angenehm empfunden. Um Blut dem Gehirn zuzuführen, werden auch heiße Umschläge um den Kopf empfohlen, Stauung des Blutes am Hals mit geeigneten Vorrichtungen, elektrische Wärme-Stirnbinden usw. Gut tut in vielen Fällen die frische Deckluft, während andere das helle Licht nicht vertragen können und die Kabine verdunkeln müssen. Wichtig ist die richtige seelische und nervöse Einstellung. Man darf sich absichtlich von vornherein gar nicht mit der Krankheit beschäftigen. Viele Menschen, die nicht besonders nervenempfindlich sind, kommen mit absichtlicher Ablenkung der Gedanken über die Gefahr hinweg. Die Seekrankheit ist seelisch ansteckend. Die Angesteckten sind zu meiden wie andere Infektionskranke auch. Man muß die Gedanken durch Tätigkeit, ein Buch oder ein Spiel ablenken, darf aber nicht dem Zweifel nachhangen: „Bekomme ich sie oder nicht?“ Nervös begründeten Krankheiten muß man auch mit Nervenbewahrung entgegentreten.



Von der Fahrt des Rotorschiffes „Buckau“ von Kiel nach Schottland: Die Ankunft des Schiffes an der Eisenbahnbrücke über den Firth of Forth bei Edinburg am 17. Februar. Zur Reise brauchte die „Buckau“ trotz sehr schlechtem Wetter nur 4 Tage.



Professor Dr. Julius Hirschberg, Geh. Medizinalrat, der Altmeister der deutschen Augenheilkunde, der durch Einführung des Elektromagneten in die Augenheilkunde zahlreiche Patienten vor Erblindung gerettet hat, † am 17. Februar zu Berlin im 82. Lebensjahr.



Professor Dr. Arthur Heffter, Geh. Medizinalrat, bekannter Arzneimittelforscher, bis zum Herbst vorigen Jahres Direktor des Pharmakologischen Instituts an der Universität Berlin, † am 12. Februar im Alter von 66 Jahren.





Links: Die Eröffnungsversammlung der Reichslandbund-Tagung im Großen Schauspielhaus zu Berlin zu Beginn der Landwirtschaftlichen Woche am 16. Februar: Die Fahnenabordnungen der landwirtschaftlichen Vereine und Organisationen hinter dem Vorstandstisch. (Phot. Wipro.) — Rechts: Reichskanzler Dr. Luther (×) bei der Eröffnung der 10. Deutschen Ostmesse in Königsberg i. Pr. am 15. Februar.



Vollstedt, der Deutsche Schnellaufmeister im Eislauf 1925 bei den Eislaufmeisterschaften in Titisee vom 10. bis zum 12. Februar. (Phot. Chr. Franz, Titisee.)



Von der Winterfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobilklubs im Bayrischen Hochgebirge vom 13. bis zum 15. Februar, die mit der Zuverlässigkeitsfahrt von München nach Garmisch-Partenkirchen am 13. Februar eingeleitet wurde: Am Ziel der Zuverlässigkeitsfahrt auf dem Marktplatz in Garmisch. (Phot. Paul Hartlmaier, München.)



Rittberger, der Deutsche Meister im Eiskunstlauf 1925 bei den Deutschen Eislaufmeisterschaften in Titisee (Schwarzwald). (Phot. Chr. Franz, Titisee.)





Links: Die 350-Jahrfeier der Universität Leiden am 9. Februar, bei der die Königin Wilhelmina der Niederlande (×) zum Ehrendoktor der Universität ernannt wurde. Links von der Königin: Prinzgemahl Heinrich der Niederlande; rechts von ihr: die Königinmutter Emma; Prinzessin Juliana und Professor Einstein (mit Barett). — Rechts: Wiederbeginn der Arbeiten am Grabe Tutanchamons durch Howart Carter: Neuöffnung der Grabkammer Pharao Sethos' II., die beim Abbruch der Arbeiten im vorigen Jahr zugemauert worden war, in Anwesenheit von Vertretern der ägyptischen Regierung. (Phot. Times.)





Links: Von der Fahrt des Kreuzers „Berlin" im Golf von Mexiko: Empfang der Offiziere und Mannschaften des Schiffes im Nationalpalast zu Mexiko. Von links nach rechts: Kapitän z. S. Wülfing v. Ditten, der Kommandant des Kreuzers; der Präsident von Mexiko, General Plutarco Elias Calles; der deutsche Gesandte Eugen Will. (Phot. Agencia Duems.) — Rechts: Von der dreijährigen Wiederkehr der Wahl Papst Pius' XI. am 6. Februar: Der Papst mit seinem Hofstaat, dem Kardinalkollegium und dem diplomatischen Korps beim Gebet für den Weltfrieden in der Peterskirche zu Rom. (Phot. G. Felici, Rom.)

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter.

(8. Fortsetzung.)

Marie Luise lachte fröhlich und warm: „Bamberg ist die wunderbarste Stadt auf Erden.“

Fern im Nebel dämmerten die Höhenzüge des Gebirges. Über den feuchten Wiesen und verödeten Äckern stiegen ab und zu die Krähen auf, wirbelten wie schwarze Fetzen aus Brand und Rauch durch die Luft.

Marie Luise und Max saßen wortlos, dem Glücksgefühl der Nähe anheimgegeben. Das Ziel war rascher da, als Marie Luise erwartet. Sie fuhren durch ein herrliches Tor, das alte fürstbischöfliche Schloß tauchte auf. Ein alter Bediensteter erschien und erhielt Befehl, sofort zu heizen. Marie Luise fand mit den Augen der Liebenden alles wunderschön. Sie spähten für Augenblicke hinein in die feuchte Kühle des Parks, und bald waren sie am brennenden Kaminfeuer in Maxens ländlichem Wohnzimmer. Er half ihr aus den Überkleidern, führte sie zu einem tiefen Stuhl am Feuer. Dann zog er seine Uhr.

„Ich kann garantieren, Liebste, daß dein Vater bis gegen Abend vom König festgehalten wird. Zur Rückfahrt brauchen wir eine Stunde. Eine Viertelstunde hast du noch nötig, zu Fuß in der Residenz anzulangen. Somit haben wir hundert ganze Minuten für uns allein. Hundert Minuten oder sechstausend glückliche Sekunden. Ich rechne dir dies nur vor, damit du weißt, ich habe einen vollkommen kühlen Kopf, wenn ich dir jetzt etwas sage.“

Sie blickte lächelnd auf. Er war an die Kaminumfassung getreten und hatte die Stellung eingenommen, die damals überaus beliebt war für Gespräche: er lehnte den Arm auf den Marmorsims, warf den Kopf zurück und sah sehr elegant und überlegen aus:

„Meine liebe Marie Luise Freiin von Bülow, so wahr ich hier stehe, ich warte die Entscheidung des Streitfalles zwischen unseren verehrungswürdigen, aber verblendeten Vätern nicht ab. Es ist mir trotz meines anstrengenden Lernens von klassischen Rollen für Separatvorstellungen Zeit geblieben, einen Depeschenwechsel mit meinem Großonkel mütterlicherseits, dem Fürsten von Öttingen-Wallenstein, zu führen. Der Großonkel braucht einen verheirateten Güterdirektor. Er nimmt mich und läßt mir acht Tage Frist, mich zu entscheiden. Wenn es der Baronesse von Bülow beliebt, die Frau eines fürstlichen Güterdirektors zu werden, reiche ich morgen mein Gesuch ein, zur Reserve meines Regiments gestellt zu werden. Und dann müssen wir, im Übersteigen von Hindernissen und Leitern nun schon erfahren, nach dem dir so vertrauten Britischen Reich hinüberwechseln. Ich kann dir nicht versprechen, daß die Queen in Windsor castle unsere Hochzeit ausrichtet, aber ein Reverend in London wird uns ohne jeden Zweifel trauen.“

Sie hatte ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. Seligkeit flutete durch ihr Herz. Alles, was ihr in der letzten Nacht sorgenvoll durch den Sinn gegangen, war nun geklärt. Wundervoll, einfach und restlos geklärt.

Er liebte sie so sehr, daß er nicht warten wollte. Er liebte sie mehr als seinen Beruf. Ja, und er sagte, ein Reverend, ein evangelischer Priester also, solle sie trauen.

Sie sprang auf und ließ sich umfassen, umarmen, küssen.

„Du Lieber, du Geliebter. Was du sagst, habe ich ähnlich bedacht. Es könnte sein —“ Und sie erzählte ihm mit fliegenden Worten ihren Plan von einer Pachtung mittels ihres kleinen Vermögens.

„Großer Gott, nun hast du auch noch eigenes Geld“, sagte er lachend. Sie aber nahm seine Hände.

„Max, lieber Max, du bist Katholik. Heute nicht, heute gewiß nicht in dem Sinn, daß dir ererbte Konfession die Weltanschauung bedeutet. Aber später, wenn das Gefüge der Gesellschaft dem Manne wichtiger wird, wenn du in Konflikte kommst mit deiner Kirche —“

Stürmisch unterbrach er sie: „Nein, gesetzt der Fall, es gäbe einmal dergleichen, von außen oder von innen, dann, das schwöre ich dir, werde ich mir die Intoleranz meiner Väter wieder ins Gedächtnis rufen. Das kannst du mir felsenfest glauben, Marie Luise, dies Beispiel ist erschreckend. Wir haben beide genug davon, um zu wissen, daß über der eigenen Auffassung die Toleranz gegen eine andere zu vergessen, nicht schön ist und unsere Sache nie sein wird. Gewiß, die beiden Kirchen, denen wir durch unsere Abstammung angehören, bedeuten anderes als der Streit um eine Marmorbüste. Aber diese erschreckliche Marmorbüste hat mich eines gelehrt: daß man nie der Fanatiker seiner Überzeugung werden darf.“

Er sah sie fest und herzlich an, und vor diesem guten, warmen Blick versanken ihr alle Sorgen.

„Ich geh mit dir, wohin du willst“, sagte sie. „Aber übereile nichts. Du hast ja acht Tage Zeit. Vielleicht wird bis dahin auch der Streitfall noch entschieden.“

Er schlang den Arm zärtlich um sie: „Möge er! Aber Gottlob, nun sind wir beide im klaren, und es gibt eine Zukunft, auch ohne die Väter. Dir würde es ein wenig hart, mein Herz, den deinen zu verletzen. Aber du sollst doch *dein* Leben leben, nicht das seine.“

Er schnitt ihre Antwort ab, führte sie zu seinen Bücherschränken, zu seinem alten Tafelklavier. Ach, wie reizend war es, alles nun zu sehen, was ihm gehörte, was er liebhatte, und was ihm gedient hatte! Sie schlug leise Akkorde an —

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan —“

„Singst du ein wenig, Max?“

„Herrgott, nein, Marielu, du verhungerst mir ja sonst. Wo bleibt unser Gabelfrühstück?“ Er rannte aus dem Zimmer.

Sie stand minutenlang allein in dem Raum, der für sie voll Geheimnis und Anziehung war. Hier ruhten all die Dinge seines festlich-heiteren Herzens, all die Erlebnisse der frühen Knabenjahre. Sie erblickte eine drehbare Sternkarte an der Wand und sah auf einem Bücherbord Versteinerungen aus der Landschaft, große, gedrehte Ammoniten und sonderbare Seeigel. Auch ein Kasten mit Tag- und Nachtschmetterlingen war da. Sie freute sich an dieser Naturaliensammlung und vertiefte sich in den Anblick.

Da kam Max zurück und schwenkte die Schachtel, in die Frau Zinkenwörth ihre Gaben verpackt.

„Marielu, das ist unsere erste Küche!“

Sie belachte den Einfall und öffnete die „Küche“, während der alte Diener den Tisch deckte.

Als sie wieder allein waren, breitete Marie Luise alle Genüsse der Küche aus. Max sah ihr lächelnd zu, und als sie fertig war und ihre schmalen Finger mit dem winzigen Batisttüchlein abrieb, kam Max mit ein wenig Räucherspiritus zu Hilfe, der in einem alten Flakon auf dem Kaminsims stand.

Sie legten einander vor, häuften gegenseitig die Teller, fanden plötzlich, sie seien ungeheuer hungrig, und brachten die Gesundheit von Frau Zinkenwörth aus. „Niemals ist ein Essen so wunderschön gewesen“, rief Max. „Wir sind wie Eheleute, es geht uns ganz herrlich. Frau Gutsverwalter, sprich, hast du eine Mesalliance gemacht?“

„O Max, ich schwöre, hier ist es schöner als an allen Hoftafeln der Erde.“

Er sprang auf, umfaßte sie und wirbelte mit ihr durchs Zimmer.

„Wir haben einen Privatball, Marielu. Und ich sage dir, du bist für alle Touren auf dem Bürgerball engagiert, nur mit dem König darfst du eine Ausnahme machen.“

Sie strich ihm sanft über das Blondhaar und antwortete: „Und du mit Frau Zinkenwörth, unserer Gönnerin.“

XI.

Als Marie Luise die Residenz wieder betrat, erfuhr sie, daß ihr Vater immer noch zum Vortrag bei Seiner Majestät war. So hatte sie Zeit, alle Vorbereitungen für die Balltoilette zu machen und sich ein wenig auszuruhen. Wie fühlte sie sich erlöst nach der Aussprache mit Max. Nun wollte sie froh allem die Stirn bieten. Nein, nein, diesen Liebesbeweis ihres Freundes, ein Gutsverwalter zu werden, nahm sie nicht an. Doch daß er ein solches Opfer bringen wollte, gab ihr Flügel. Sie mußte den Vater besiegen, sie mußte alle Kräfte ihres Herzens und vielleicht auch „un peu de tête“, um in seiner Ausdrucksweise zu denken, auf dieses Ziel richten. Es dunkelte schon. Sie schickte sich an, erneut nach dem Vater zu sehen, und begegnete ihm auf dem Korridor. Baron Bülow kam heran, als hätte er eine vielstündige Wanderung hinter sich: freudig und sehr müde.

„Nun,“ sagte er heiter, „das war eine Strapaze, aber eine entzückende Strapaze. Du wirst mir Tee machen, liebes Kind. Ich bin in der Tat sehr erschöpft.“

Sie hatten, das gehörte zu Baron Bülows Reisegepäck, den silbernen Samowar mit sich und silberne Kannen sowie in ledernen Futteralen die Meißner Mundtassen mit dem Bülowschen Wappen, sieben Kugeln. Marie Luise breitete die Bülowsche Pracht aus, dachte dabei lächelnd an die Gutsverwalterin, die sie werden konnte, und ließ sich erzählen.

„Dieser junge König ist ein Phänomen, in der Tat, ein Phänomen. Er konnte nicht genug hören — immer heischte er noch neue Einzelheiten und Nuancen. Es ist, als lebte er in jener Zeit. Die Gegenwart bedeutet ihm nichts. Ich glaube, nicht einmal die Person Richard Wagners bedeutet ihm etwas, nur sein Werk adoriert er. Mir wurde während dieser schier endlosen Audienz irgendwie bange. Von diesem schönen, jungen Gesicht mit den Schwärmeraugen geht etwas Unheimliches aus. Wahrhaftig, mein Kind, deine Gegenwart ist mir unendlich wohltätig danach.“

Marie Luise umsorgte den Vater, bat ihn, sich doch auf der Chaiselongue auszustrecken und vorher den Frack mit einem bequemen Rock zu vertauschen.

Der Vater wehrte ab: er wolle sich nachher ein gutes Stündchen zu Bett legen, es sei ja noch Zeit für den Ball. Erst müsse er noch plaudern. „Denn dieser junge König gibt mir zu denken. Du weißt, ich werde mir über Eindrücke gern klar durch ein Gespräch.“

Mode und Sport



Gestreiftes Sportkostüm mit langer Jacke. Trägerin: Die Schauspielerin Ria Thiele. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.





Jagdkostüm aus braunem Sämischrock mit peppita Breeches. Trägerin: Die Tänzerin Hedy Pfundmeyer. Modell: Goldman & Salatsch, Wien. (Phot. Zimmerauer.)
Links nebenstehend: Schicker, grün-weiß gestreifter Fußsportanzug mit weißer kurzärmeliger Blusenkasacke, grüner Krawatte und grünem Ledergürtel. Trägerin: Die Schauspielerin Ria Thiele. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.





Die Wiener Burgschauspielerin Pünkösdy in ihrem Frühjahrsreitkleid.



Sämischbreecheskostüm in russischer Blusenform für Fußsport. Trägerin: Die Filmschauspielerin Gritta. — Links nebenstehend: Langer Reitpaletot aus braunem Wollrips, kombiniert mit Leder und Lederkugelknöpfen. Dazu reizendes Helmhütchen. Trägerin: Die Bühnenkünstlerin Tilli Losch. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Sämtliche Aufnahmen durch unsre Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Außer Abbildung rechts oben nach photographischen Aufnahmen von Zimbler, Wien.)

Marie Luise hörte geduldig zu. Sollte doch ihr guter Max wieder die halbe Nacht beim König sein. Da war ihr alles wichtig, was sie über diese Persönlichkeit erfahren konnte.

„Es ist ein Mensch," schloß Bülow seine Betrachtungen, „den alles in die Einsamkeit weist, weil er in sich selbst die Einsamkeit trägt. Aber es ist nicht jene große, die gleich dem Chaos eine Seele erfüllt, wie bei dem russischen Dichter Dostojewski, und auch nicht jene andere, schöpferische Einsamkeit der großen Gestalter und Denker — nein, die Einsamkeit der Leere, der Seelenlosigkeit liegt über diesem äußerlich so begnadeten Jüngling. Gäbe es ein Gegenstück zu den Nixen, so gehörte er diesem Geschlecht an —"

„So müßten wir ihn bedauern?" unterbrach Marie Luise versonnen die Rede ihres Vaters. — — —

Der Bürgerball war vorüber.

Marie Luise dachte daran zurück, als Ludwig II. sie an weit gespreiztem Arm und pathetischen Schrittes zur Quadrille führte. Das zweite Paar waren Max und Frau Zinkenwörth, das dritte und vierte junge Bamberger Bürger und Bürgerinnen. Der König bevorzugte die Quadrillen und hatte deren sechs für den Ball befohlen. Er beherrschte wohl keinen anderen Tanz, und die Quadrille tanzte er schlecht. Die Partner mußten sehr aufmerksam sein, damit keine Verwirrung eintrat.

Ludwig II. war ein stummer Tänzer. Aber er sah so wunderschön aus. All den suchenden Blicken, die über den weiten Saal zu ihm flogen, fiel es leicht, ihn zu sehen, denn er überragte alle. Es gab drei Selige unter den acht Tänzern von Marie Luises Karree: sie selbst, Max und Frau Zinkenwörth. Hatte sie hinter ihrem Ladentisch gestanden wie ein rundlicher, kurzer Turm der Solidität — jetzt schienen der Genius und die Grazien über sie gekommen. Sie bewegte ihre Fülle in einer fast sakralen Anmut, ihr Lächeln war nicht mehr vornehm, sondern trunken, eine Rubensgestalt schwebte mit Max dahin, eine Ortrud versank zerfließend in Wonne und Ehrfurcht vor der Riesengestalt des königlichen Jünglings.

Max brachte Frau Zinkenwörth wieder zu ihrem Gatten zurück. Sie fiel hochatmend in einen Stuhl und flüsterte: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens." Der König, durchaus nicht bei der Sache oder vielleicht im Bemühen, Max zu folgen, führte seine Dame nicht zu ihrem Platz bei den griechischen Majestäten, sondern zu „Charkutier" Zinkenwörths. Frau Zinkenwörth schoß von ihrem Sessel hoch, versank bis zur Erde, richtete sich wieder auf und nahm den Arm des Königs.

Er war einen Moment verdutzt, wandte die Augen dem Plafond zu — und begab sich mit Frau Zinkenwörth zur neuen Quadrille.

„Allen jungen Mädchen von Bamberg, die in diesem Saal sind, zerreißt dies das Herz", flüsterte Max.

„Komm, Marielu, ich weiß hier in der ‚Concordia' so manches zu zeigen. Es ist ein berühmtes Barockhaus, von Johann Dinzenhofer erbaut, das merke dir für den Fall, daß unsere Absonderung beobachtet wird. Sehenswürdigkeiten darf man immer besichtigen."

Er führte sie durch das Gewühl der festlich aufgeregten Bürgergesellschaft über herrliche Treppen und unter köstliche Decken nach den Terrassen, hart am Flußufer. Max hatte in der Garderobe seinen Mantel geholt und legte ihn Marie Luise um. Sie traten hinaus und waren allein.

Zu ihren Füßen rauschte der dunkle Fluß, über ihnen strahlte die Pracht des winterlichen Sternenhimmels. Sie blickten auf das majestätische Gefunkel des Orion, sahen den Sirius aus fernen Welten herüberschimmern und hörten den Klang der Geigen zum Tanz.

„Lieber Max, du mußt wieder die Nacht verwachen."

„Ja, Marielu. Mit Lord Byron, das heißt als Manfred. Ich wünschte, der König reiste bald ab. Denn jetzt müssen wir an unsere eigenen Dinge herangehen."

Sie küßten einander und standen still versunken in ihre Träume.

Sie hörten auf das Rauschen des dunklen Flusses, sahen die Lichter der Stadt und darüber das Geflimmer der ewigen Gestirne.

Und die gleiche Welle flutete durch ihre Herzen: der sehnsüchtige Wunsch, frei zu sein, einander ganz angehören zu dürfen, losgelöst von den Schranken ihrer Gesellschaftsklasse, Menschen, die sich mit eigener Kraft die Welt oder die Scholle erobern. — —

Nach Mitternacht verließ der König den Ball. Er war heiterer gewesen, als man ihn bisher gesehen, und er hatte gelächelt und viele Phrasen um sich gestreut, die auf ein gut Land fielen und tausendfältige Frucht trugen. Denn die damit Beglückten gaben sie weiter, schon vergrößert, schon gewachsen. Und in diesem Weiterfließen von Mund zu Mund schwollen die königlichen Fragen und Bemerkungen zu einem Strom und endlich zu einem Meer der Liebenswürdigkeit an, das die Herzen der getreuen Bamberger umbrauste und hochhob. Ja, die etwas eintönigen Noten aus königlichem Mund formten sich zu Melodien, wurden Lieder, Rhapsodien und endlich eine Jubelouvertüre der Freude für diese Stadt.

Max war in einem der Hofwagen mit zur Residenz gefahren und wartete nun mit Wichie Seiling in dem Lohengrinraum, daß der König käme.

Wichie Seiling hatte den Ball nicht besucht. Seit Stunden schon wartete er in einem Vorzimmer auf die Rückkehr des Königs. Angetan mit dem Frackungetüm, vor Erregung noch linkischer als sonst, saß und stand er umher und erwog die Antworten auf die mutmaßlichen Fragen des Königs.

Wichie Seiling hegte einen großen Wunsch: den König modellieren zu dürfen. Bisher war das nur einer jungen Amerikanerin gelungen, die durch irgendwelche Protektion oder einen Zufall zu der Auszeichnung gelangte. Die Münchener Künstlerschaft mußte sich begnügen, nach Photographien Büsten und Bildnisse des Königs herzustellen, denn er gewährte keine Sitzungen. Nun hoffte Seiling, die Lohengrinstatue möchte vielleicht wirksam sein und ihm zur Erfüllung seines großen Anliegens verhelfen. Es beruhte nicht in Ehrgeiz und Hoffnung auf äußeren Erfolg. Wichie Seiling liebte nicht nur als Künstler die seltsam schöne Erscheinung des Königs, auch sein Schicksal fesselte ihn und beschäftigte seine Phantasie. Ein Jüngling, der ganz in Zurückgezogenheit aufgewachsen war, dem man jeden Einblick ins Leben, gleichalterige Freunde sowie Schule und Universität ferngehalten, wurde mit neunzehn Jahren König. Er war damit herausgehoben über seine Familie, entrückt aller Vertraulichkeit und letzter Aussprache, allein auf sich selbst gestellt. — Der traurige Bruderkrieg trat ein, und indem Ludwig den Traditionen seines Hauses folgte und sich auf die Seite Österreichs stellte, bewies er, daß ihm politischer Weitblick fehlte. Dies mußte ihn niederdrücken, unsicher machen. Dies mußte ihm den Konflikt zwischen seiner Stellung und Beanlagung zeigen. Seine Natur war die eines Idealisten, eines Musik- und Theaterschwärmers und eines zur Einsamkeit Vorbestimmten. Mit diesen Eigenschaften konnte man ein Märchenland regieren. Er aber hatte ein kleines Königreich mit nüchternen Menschen zu beherrschen. Die Bürger seiner Hauptstadt München hatten ihm Richard Wagner vertrieben. Der König mußte dem Volkswillen sich beugen. Man hielt die Schwärmerei des Königs für ungesund. Lieber Himmel, daß der einsame Jüngling fasziniert war von der Überlegenheit eines Genies, war ungesund!

Seilings Herz flammte auf in einem seltsamen und schönen Mitleid. Unklare Wünsche, unklare Pläne erfüllten ihn. Wie konnte er es dem König sagen, daß sein Geschick ihn erschütterte? Wie konnte er, der noch namenlose Mensch, dies ausdrücken? Maxens Eintritt riß ihn aus seinen Gedanken.

„Rasch, Wichie, komm!"

Zitternd folgte der Bildhauer seinem Freund. Seiling hatte gefroren in dem Vorzimmer. Seine Hände, seine Stirn waren feucht vor Erregung. Wenn er je eine schlechte Figur gemacht hatte, so war es heute.

Max sah und fühlte die Befangenheit des Freundes und wollte keinen Versuch machen, ihn noch zu korrigieren.

„Es hängt mir so viel davon ab", flüsterte Seiling.

„Ja, ja, alter Bursch, sei nur munter", antwortete Max und dachte dabei, es würde tieferer und gütigerer Blicke bedürfen, als sie Ludwig II. eigneten, um in Wichie Seiling heute abend einen Besonderen zu erkennen. Er glich in dem fürchterlichen Frack einem Plebejer, seine Gesichtsfarbe war wie Lehm, die ungewohnte Haltung, die er sich zu geben suchte, wirkte unvornehm. Die breiten Hände, die so Schönes zu formen wußten, kamen aus zu engen Manschetten und wußten nichts mit sich anzufangen.

Plötzlich war der König im Raum.

Peinlich berührt, merkte Max, Seine Majestät hatte hinter den Gebüschen gestanden, hatte die Harrenden beobachtet. War dies Max ein unsympathischer Zug, so wirkte es auf den Bildhauer wie eine Lähmung. Er machte seine hilflosen Verbeugungen und wagte kaum, den Blick fest und offen auf das faszinierende Antlitz zu richten.

Er war ein Liebender und ein Bezauberter zugleich und stand da wie der Träger einer Schuld oder der Komplice unguten Vorhabens. Der König fixierte ihn kurz. Dann sagte er, was ihm wohl sein Adjutant zurechtgelegt:

„Wo haben Sie Ihre Studien gemacht?"

„An der Natur, Eure Majestät", antwortete Seiling — statt von einer Akademie und von Rom zu sprechen.

Der König wußte mit der Antwort nichts anzufangen.

„Nun, ich wünsche Glück", sagte er eilig und in leerem Ton. „Die Lohengrinstatue möchte ich gern nach Schloß Berg. Mein Adjutant wird es morgen mit Ihnen bereden."

Seiling faßte sich. „Alleruntertänigsten Dank, Eure Majestät." Er hob die Augen zu dem seltsam schönen Gesicht des Königs und stammelte hingerissen: „Es wäre das größte Glück meines Lebens, Eure Majestät porträtieren zu dürfen."

Ein leises Zucken ging durch die Gestalt des Königs. Er antwortete nicht, sagte flüchtig „Nochmals besten Dank" und winkte mit der vornehmen schönen Hand die Entlassung.

Ach, das Zeremoniell duldete keine Beistände bei solchen Audienzen. Max konnte dem Freund nicht helfen. Seiling ging. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen, sagte Ludwig kurz und unbehaglich: „War das ein Sozialdemokrat? Nein? Ich kann Menschen nicht vertragen, die wie Sozialdemokraten aussehen. Warum sagten Sie mir das nicht vorher?"

„Weil der Bildhauer Seiling, mein Freund, der loyalste, und Euer Majestät zu tiefst ergebene Mensch ist. Eure Majestät würden einen edlen Menschen und eine große Begabung —"

Ludwig löschte mit einer Handbewegung den armen Seiling aus. Dann blickte er Max schwärmerisch an und sagte:

„Mein Walter wird mir den Marquis Posa sprechen — in der großen Szene mit Philipp."

(Fortsetzung folgt auf der übernächsten Seite.)

„Eure Majestät hatten allergnädigst geruht, für heute den Manfred von Lord Byron zu befehlen.“

Schon von diesem Einwand schien das Majestätsbewußtsein Ludwigs befremdet. Doch er sagte: „Später, mein Walter. Es ist ja die ganze Nacht Zeit.“

Gott steh' mir bei, dachte Max und schickte sich an, zu beginnen. Und während er dann sprach und sprach, irrte sein Freund Seiling durch die nächtlichen Gassen der Vaterstadt.

Der Bildhauer war sich des Mißerfolgs, den er gehabt, nicht bewußt. Kein Vergleich stand ihm zu Gebote, diese Audienz zu messen. „Besten Dank“ hatte der König auf seine Bitte, ihn modellieren zu dürfen, gesagt. Das hieß doch vielleicht, er wolle es sich bedenken. Ein König hat ja nicht immer Zeit. Ein König ist so sehr beansprucht. Er würde darauf zurückkommen, er mußte ja an Wichie Seiling erinnert werden, da er, o unaussprechliches Glück, das Werk Wichie Seilings in seinen Besitz wünschte und in sein Lieblingsschloß.

Immer würde der Herrliche das Werk Wichie Seilings vor Augen haben. Ach, dieses Werk des Künstlers Seiling sprach dann besser zu ihm, als der befangene Mensch es konnte.

Und einmal — würde er gerufen werden. Vielleicht sprach Max, der treue Freund, gerade in diesem Augenblick von ihm zum König.

Und morgen schon konnte er gerufen werden.

Nacht lag über den Straßen von Bamberg. Der Novemberwind sang sein schauriges Lied in den Dachtraufen, in den Mützen der Essen, in klirrenden Firmenschildern, die an eisernen Armen hingen. Unter der Brücke floß dunkel schweres Wasser. Der Gabelmannbrunnen rauschte auf. Irgendwo bellte ein Hund, tappte der Schritt eines Betrunkenen.

Aber aus all diesen Tönen stieg Wichie Seiling ein berauschender Rhythmus — in jedem Geräusch hörte sein bezaubertes Herz nur den einen Klang: Der König, der König!

XII.

Der Einundzwanzigjährige schlief. Sein Kammerlakai betrachtete ihn und dachte: Wenn i der Kini wär, dann schlafet i oo, so lang's mir passet. — Er berichtete an der Tür dem anderen Lakaien:

„Der Kini schlaft halt noch.“

Der Lakai gab es an den Adjutanten weiter: „Seine Majestät schlafen noch.“ Der Adjutant zuckte nervös die Schultern und formte die Nachricht für den Kammerherrn des Königs Otto: „Seine Majestät geruhen noch zu schlafen.“

Der Kammerherr aber begab sich stehenden Fußes zu seinem Herrn, dem König Otto, und berichtete:

„Seine Majestät der König Ludwig geruhen allergnädigst, noch der Ruhe zu pflegen.“

Otto, vormals König von Griechenland, saß in voller Uniform in seinem Lehnsessel. Sein Kammerherr stand in einiger Entfernung und hielt das Wahrzeichen der bayrischen Armee, den Raupenhelm, für den königlichen General in himmelblauer Leibregimentsuniform. Der König zog den melancholischen Schnurrbart durch die Finger. Er war eine außerordentlich unmilitärische Erscheinung. Das Bild, das er bot, glich einem verkleideten und mißvergnügten Bürgersmann.

„Auf wieviel Uhr ist die Revue anberaumt?“

„Auf zwölf Uhr, Majestät.“

„Und wieviel Uhr ist es jetzt?“

„Zwölf Uhr, Eure Majestät.“

„Und er schläft halt noch?“

„Zu Befehl, Eure Majestät. Seine Majestät geruhen allergnädigst, noch zu schlafen.“

Otto von Griechenland seufzte tief und ratlos.

Auf dem Residenzplatz standen einige Hofwagen, wurden die Reitpferde auf und ab geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Spielmann Puuska. / Von Larin Kyösti. Deutsch von Johannes Oehquist.

Wer kennt nicht den Spielmann Puuska,
Rings in Land und Dorf beliebt?
Über alle Straßen reist er,
Er, der Geigenspieler Meister,
Wie es keinen andern gibt.

Schon als Kind mit seiner Geige
Wandert' er von Platz zu Platz,
Nun, da er auf richt'ger Fiedel
Spielen kann zum Tanz sein Liedel,
Trägt er jubelnd seinen Schatz.

Trug sie in des Waldes Rauschen,
Zu des Baches Silberschaum.
Von den Saiten sprangen schöne,
Schmeichelndweiche, reiche Töne,
Zitterten durch Busch und Baum.

So ward Puuska, der gelehrig,
Bald der Dörfer Spielgenie.
Schwingt er seinen Fiedelbogen,
Kommt die Jugend hergeflogen,
Dreht sich flugs im „Purpuri“.

Jetzt läuft er als heimatloser
Vagabund Dorf aus, Dorf ein;
Und bei Spielen, Erntefesten,
Und beim Tanz von Hochzeitsgästen
Ist er Spielmann, er allein.

Wenn bei der Masurka Tönen
Seine Seele leis erbebt,
Dann erklingt in seinem Innern
Manches schmerzliche Erinnern
Des, was er dereinst erlebt.

„Spiele, Puuska, stampf' die Takte,
Trink das Glas zur Neige leer!“
Und er spielt, als gält's das Leben,
Und du hörst im Spiel erbeben
Seiner Schmerzen rauschend Meer.

Singend stampft den Takt und lacht er,
Kling und Klang und Dudeldei!
Tief aus ihm die Töne fluten,
Aus dem Auge flammen Gluten:
„Spielmann, spiele! Hi und Hei!“

Finnische Stimmungsbilder. / Zwei Skizzen von Juhani Aho.

(Aus dem Finnischen übersetzt von Rita Oehquist.)

Mittsommer.

Mittsommer! — Welch geheimnisvoller Klang, welch reiner, holder, unschuldiger und schöner Schimmer liegt über diesem Wort! Welch eigentümlich andächtige Stimmung weckt es! So oft ist es gepriesen und besungen, daß sein Inhalt beinahe nur noch zu einem Gedanken, einer Idee geworden ist...

Und dennoch — in Wirklichkeit ist der Mittsommer oft nur eine Fata Morgana, auf die man sich nicht verlassen kann, die selten hält, was sie verspricht, und die Hoffnungen, die wir auf sie setzen, nicht erfüllt. Wohl nimmt er unser Opfer entgegen, wohl entzünden wir Jahr für Jahr ihm zu Ehren unsere Altarfeuer, aber wie ein launischer Herrscher verschmäht er sie häufiger, als daß er sich dankbar zeigt.

Ich wenigstens kann mich nicht entsinnen, wann Johanni wirklich das herrliche Sommerfest gewesen wäre, das unsere Sänger so gern schildern, die schöne Blüte, deren Duft sie nicht genug preisen können. Denn soweit ich zurückdenken kann, ist dieser Tag kalt, unfreundlich, regnerisch und häßlich gewesen. Wie viele weiße Kleider hat er nicht mit seinem Regen durchweicht, wie viele Johannisfeuer hat er nicht ausgelöscht, von wie vielen Schaukeln vertrieb er nicht die Jugend, die bereit war, das Freudenfest zu feiern und einen Sonnenaufgang am wolkenlosen Himmel zu sehen! Kam der Regen nicht von Osten, so kleidete sich der Himmel im Westen in graue Alltagstracht, und jagte er nicht von Norden her in dieser Nacht, die des Jahres schönste sein sollte — eisige Schauer vor sich her, so fiel heimtückischer Frost vom Himmel hernieder und erstickte im Keim die schwache Saat, die Mutter Erde eben erst im Kampf gegen die Kälte geboren hatte.

Der kalte, herzlos-verständige Mittsommer — woher steht er im Ruf solcher Schönheit? Warum vertrauen wir dennoch so blind auf ihn, warum bewundern und preisen wir ihn, warum eilen wir jedes Jahr wieder, ihm unsere Opfer zu bringen, warum vergessen wir stets wieder all seine gebrochenen Gelübde?

Zweifellos nur deshalb, weil wir trotz allem, was wir gesehen und erfahren, an unsere Ideale glauben.

Wir glauben an das Licht, und wir glauben an die Freiheit. Und wenn auch die Sonnenscheibe lange Zeit hindurch sich uns nicht in ihrem schönsten Mittsommerglanz enthüllen würde, wenn sie sich auch wieder hinter Wolken verbergen und sich zu ihrem Untergang bereiten würde, so wissen wir doch, daß sie da ist, und daß es Menschen gibt, die sie von Angesicht zu Angesicht gesehen und uns von ihr erzählt haben. Und wir hoffen, daß vielleicht auch für uns einmal von dem Lichte, das nur an diesem Tag in seiner höchsten Schönheit erstrahlt, der Schleier weggezogen wird.

Und obgleich wir es viele Jahre nicht gesehen haben, so glauben wir dennoch, daß wir es dieses Jahr sehen werden. Und sollte auch in diesem Jahre unsere Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, so werden wir nicht müde, weiterzuhoffen auf nächstes Jahr. Wir müssen unser Ideal, unsere Sonne sehen dürfen, wir müssen sie vor uns stehen sehen: groß, unbeweglich und wärmend.

Und selbst die, die nichts mehr erwarten, und für die die Mittsommernachtsonne ein für immer verlorenes Ideal ist, selbst sie steigen heute abend auf den Berg, um der herrlichen Zeiten zu gedenken, da der Westwind die Erde erwärmte, da der Höhenrauch um Gipfel und Gewässer zog, da der träumende Wald sich in den ruhevollen Wogen spiegelte und des Jahres schönste Nacht sie des Jahres schönste Morgensonne erblicken ließ.

Wacholder.

Es ist keineswegs bloß eine Laune des Zufalls, daß gerade wir Finnen uns hier an den Gestaden Finnlands niederließen und bis jetzt hier geblieben sind. — Wohl sind auch andere schon hier gewesen und haben sich Wohnstätten gesucht; aber sie fuhren entweder sozusagen durch den Hof durch und darüber hinaus, oder sie kehrten am Gattertor um. Des Lappen Nägel konnten nichts von Finnlands Erdkruste abkratzen, und schließlich fuhr er mit seiner Pulka dorthin, wo ihm die Nahrung von selber zuwuchs. Die Schweden bemächtigten sich der fruchtbaren Ackerkrume an der Küste; aber dort, wo sie zwei Meilen vom Meer auf Sumpfland und Wildnis stießen, machten sie halt. Was unsere östlichen Freunde betrifft, so sind wohl Kohlfelder das einzige gewesen, was sie unter den Pflug genommen haben. Und wenn hier je Riesen wohnten, so haben sie sich damit begnügt, mit den Kirchen Fangball zu spielen; zuletzt aber ermüdeten auch sie.

Die Finnen hätten wohl auch fruchtbareres Land gefunden, wo Milch und Honig fließt; aber es scheint sie immer gerade in die dürftigsten Gegenden gezogen zu haben. Wie zum Trotz suchten sie sich dürres Heideland — feuchte Sümpfe und tiefe Einöden, die den Frost in ihrem Schoß bargen.

Manche haben dies ein notgedrungenes Zurückweichen vor der Übermacht genannt. Ich glaube, es ist der praktische Königsgedanke der Finnen gewesen. Sie waren sich der Zähigkeit ihrer Sehnen bewußt, und da, wo eines anderen Rückgrat zerbrochen wäre, da ist das ihre nur noch kräftiger geworden. Die Hacke war ihr Schwert, und damit haben sie ein Land erobert, das sogar von ihrem Bezwinger als ihr Eigentum anerkannt wurde. Einerlei, welchen Namen er trug — ob er schwedisch, dänisch oder russisch sprach — das Ergebnis der Kämpfe zwischen den Siegern untereinander war immer das gleiche: Das Schlachtfeld blieb den Finnen. Für fremde Ansiedler war dies Land eine zu harte Nuß, und so ist es auch heute noch. Böten wir es einem Fremden dar und sprächen: „Hier . . . komm und nimm!“ — er würde es doch nicht nehmen.

Daher können wir so ziemlich sicher sitzen und brauchen uns nicht zu sorgen, welches Schicksalslos uns auch zufallen mag. Ruhig wie der Wacholder auf seinem steinigen Hügel können wir dem Brausen des Sturmes lauschen. Der Blitz, der herniederfährt, zerschmettert wohl die Kiefer in der Waldwildnis, den Wacholder aber trifft er, ohne ihn zu zerstören. Das Schlachtroß sprengt über ihn hinweg, und die Räder der Lafetten drücken ihn zum Boden nieder; aber der Wacholder bricht nicht, es gibt keine Fleischwunden, keine verstümmelten Glieder. Ist das Getöse vorüber, so reckt der kleine Baum seinen kurzen kräftigen Stamm hoch, und ein Zweig flüstert dem andern zu: „Wachs du dorthin, ich wachs' hierhin!“ — Und nicht lange, so sind die Spuren der Füße und der Räder wieder verwischt, und suchen Reiter und Fahrer am nächsten Morgen die gestrige Spur — sie finden sie nicht mehr. Der Weg ist wieder zugewachsen, und der Wacholderbusch scheint unberührt.

In diejenigen unserer Brüder, die sich weicheren Ackerboden zur Wohnstätte als wir gesucht haben, sind die Furchen tiefer eingedrungen. Aber daß wir gerade einen harten Felsboden wählten, wo nur der wesensverwandte Wacholder gedeiht, daran taten wir klug. Der Moses, der uns in dieses unser gelobtes Land führte, war sich der Urkraft, die in der Wacholdernatur unseres Volkes wohnte, bewußt.

Das Musikleben in Helsingfors.

In Helsingfors herrscht seit vielen Jahren regstes musikalisches Leben; die Symphonie-Konzerte im Solennitätssaal der Universität und die Finnische Oper stehen an seiner Spitze. Dazu lassen sich fast alle weltbekannten Künstler jedes Jahr in Solisten-Konzerten hören. Eduard Erdmann und Ignaz Friedmann kommen oft herüber. Die Konzerte im Universitätssaal werden von Professor Kajanus dirigiert, der sich als glänzender Interpret der Werke Sibelius' auch im Auslande einen Namen gemacht hat, besonders in England. Sehr emsig wird die finnische Musik gepflegt, natürlich in erster Linie Sibelius, der größte Komponist Finnlands. Sodann aber auch die jüngeren Komponisten, die teilweise recht begabt sind und abseits von jeder „Richtung" ihre eigenen Wege gehen, wie Madetoja, Melartin, Kaski, Ilmari Hannikainen und der junge Liederkomponist Kilpinen. Aus allen ihren Werken weht eine eigenartige Atmosphäre, die des Landes, schwermütig ernste Weisen und Naturklänge.

Die „Finnische Oper" besteht erst das sechste Jahr und weist doch bereits ein erstaunlich großes Repertoire auf. Der Spielplan enthält fast alle Werke Richard Wagners, die klassische wie die romantische deutsche Literatur, daneben auch moderne Werke wie „Salome" und „Rosenkavalier" von Richard Strauß und Max Schillings' „Mona Lisa". Noch in diesem Jahre sollen Schreker mit „Schatzgräber", Blech mit „Versiegelt" und Strauß mit „Josefslegende" und „Ariadne auf Naxos" zu Gehör kommen. Aber auch die Meisterwerke anderer Nationen umfaßt ständig das Repertoire: alle großen Verdi-Opern, Puccini, Tschaikowsky mit „Eugen Onegin" und „Pique Dame" usw. Auch Moussorgskys „Boris Godunoff" hat jetzt in herrlicher Aufmachung seinen Einzug in die Finnische Oper gehalten. Von finnischen Komponisten kam Madetoja mit seiner Oper „Pohjolaisa" zur Geltung, die einen großen Erfolg hatte.

An der Spitze der Oper steht Direktor Eduard Fazer, ein Mann mit hohen künstlerischen Idealen und selbst ein ausgezeichneter Musiker, der sein ganzes Vermögen in die Oper gab. An leitenden künstlerischen Stellen stehen zwei Deutsche, die auch in Deutschland einen Namen haben: Generalmusikdirektor Hermann Stange als musikalischer Oberleiter und Kammersänger Hermann Gura als Oberregisseur. Daneben wirken als Dirigenten Hannikainen und Aufrichtig und als Regisseur Wainö Sola. Von dem großen Solistenpersonal, das teilweise hervorragende Stimmen aufweist, verdienen besondere Anerkennung Frau Costiander, die dramatische Sängerin, und die Mezzosopranistin Greta v. Haartmann, Phyllis Sjöström, die Tenöre Sola und Enehjelm, der Baritonist Soini und der Baßbariton Sommersalmi, um nur einige zu nennen. Eine weitere Zierde der Oper ist das große und schöne Ballett. Auch im Opernhause hört man alljährlich die bekanntesten internationalen Gesangskräfte als Gäste.

Die Umkehr zur Wirklichkeit. / Novelle von Karl Demmel.

Licht, weißes Lampenlicht; festlicher als die Gesichter strahlen die holzgetäfelten Wände. Licht stimmt weich! Vom Podium des Saales kommen aus dem Munde eines Schauspielers Dichterworte — Worte, die ein junger Dichter niederschrieb, der irgendwo schwer erkrankt in einem Lazarett liegt. Und die Worte des jungen Dichters rauschen über eine literarische Gemeinde der Großstadt Berlin. Junge Frauen stützen den Kopf in die zarten Hände und denken nach — Männer, untereinander befreundet, als literaturkundig verschrien, nicken sich gegenseitig zu. Als der Vortragende geendigt, wurde nicht geklatscht — eine tiefe Stille, die alle Herzen ergriffen hatte und jedes laute Gefühl niederhielt, war im Saal; langsam leerte sich dieser. Damen schlüpften in mollige Pelze; unten standen Autos bereit. Kunstkritiker der Zeitungen unterhielten sich — der Name des Dichters war noch niemandem aufgefallen: mit dem ersten Morgenblatt würde der Dichter im Krankenhaus ein berühmter Mann sein!

*

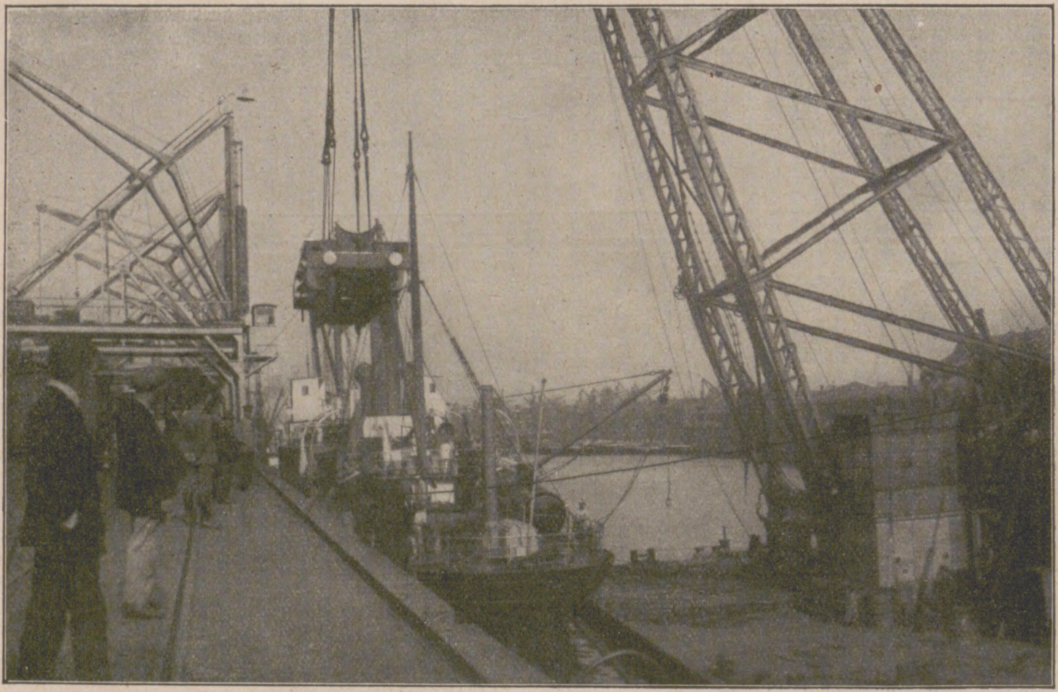
Eine dunkelhaarige Frau war, als sich der Saal geleert hatte, an den Vortragenden herangetreten und bat um des Dichters Wohnort. Der Schauspieler sagte der Dame lächelnd den Namen des Krankenhauses irgendwo im Frankenland. Die elegante Dame ließ sich nach Hause fahren; ein Gedanke war in ihr wach geworden: den kranken Dichter etwas Freude an seine trübe Lagerstatt zu bringen.

*

Der Dichter erwachte an einem rauhen Wintertag in aller Frühe im Krankenhaus, als die Schwester durch die Säle ging und Fieberthermometer austeilte. Die Krise der Lungenentzündung lag nach Angabe des Arztes hinter dem Kranken. Nun würde bald die Erlösungsstunde schlagen. Dann wollte er arbeiten, arbeiten! Pläne durchfurchten sein Gehirn, das vom vielen Fieber ermüdet war. Gestalt auf Gestalt wurde lebendig um ihn, bekam Form und verschwand mit dem Abenddämmern, das durch hohe Krankenhausfenster allabendlich stieg, in nichts. Seine alte Mutter kam jeden Tag zur Besuchszeit und brachte alles, was sie entbehren konnte, damit ihr Junge wieder gesund würde. Der hatte ihr in stillen Stunden daheim vorgeschwärmt von seinen Plänen und Büchern, die er schreiben wollte: „Mutter, das Hoftheater wird kommen und wird mich um mein Stück bitten!" Die Mutter lächelte dann so liebenswürdig vertrauend: „Ja, ja, Junge, einmal kommt das Glück zu jedem Menschen, dann aber halt es fest!"

*

Der Arzt hatte schon seinen Krankenbesuch von Bett zu Bett gemacht. Morgensonne lachte durch die schwarzdürren Zweige des Vorgartens gerade in den hohen, weißen Saal. Dann teilte die Schwester Postsachen aus. Ein ganzer Stoß fiel auf die weiße Bettdecke des jungen Dichters: Zeitungen, Zeitungen, kurze, sachliche Besprechungen des Vortragabends weit in Berlin. Überall Hoffnung, ein neues Talent,



Verladung von Lokomotiven für Helsingfors im Freihafen von Bremen, verladen mit Roland-Dampfern.

Das nebenstehende Bild stellt dar, wie eine Anzahl von Lokomotiven im Freihafen von Bremen von einem Dampfer der Roland-Linie-Aktien-Gesellschaft übernommen wird. Im Lauf des vorigen Jahres sind verschiedene Lokomotiven-Transporte mit Roland-Dampfern nach Helsingfors verladen worden. — Das Bild zeigt die Übernahme eines Untergestells, wie es auf Deck des Dampfers niedergelassen wird. Da diese schweren Lokomotivenstücke nicht mit eigenem Dampfergeschirr übergenommen werden können, verholt ein grosser Schwimmkrahn, der bis zu 50 tons heben kann, längsseite des Dampfers. Wir sehen in dem Bilde, wie das schwere Untergestell auf das Deck des Dampfers herabgelassen wird. Die Lokomotiven kommen nicht als Ganzes zur Verladung, sondern sind in verschiedene Teile zerlegt, so z. B. in Untergestell und Kessel. — Das Bild zeigt auch deutlich, dass bereits der Kessel der Lokomotive auf dem Deck des Dampfers befestigt worden ist.

Ermunterung! Dem jungen Dichter war eigentümlich zumute, als er die Berichte von seinem Schaffen las. Das würde Mutter alles einrahmen lassen und den Nachbarn zeigen: „Seht, mein Junge, was er kann, nun werdet Ihr nicht mehr über uns lachen . . .“ Und die Schwester mußte es auch lesen — er wußte nicht in seiner Freude, wem er alle die Zeitungen zugehen lassen sollte. Zu allerletzt fand der Dichter einen langen, schmalen Brief. Berlin stand aufgestempelt auf der Marke. Die Handschrift war ihm unbekannt. Vorsichtig und ruhig öffnete er: Eine Dame schrieb in wundervollen Wortwendungen an ihn, ob sie ihm helfen dürfe, damit auch ihm die Sonne wieder schön sei. — Ja, tausendmal ja, das durfte sie. War nicht die Sonne immer kalt gewesen bisher? Und er schrieb mit Bleistift auf nüchternen Papierbogen, der auf einem Buche lag: „Ferne Frau, ich weiß, daß die Sonne mit Ihnen schön sein muß. Zwischen Ihren Zeilen ist Labsal meiner Unduldsamkeiten. Helfen wollen Sie mir? Oh, ich bin gut aufgehoben; mein Mütterchen und die Schwester sorgen sehr um mich. Aber, bitte ja, machen Sie mir die Sonne schön. Ich liege erwartend im häßlichen Bett, sehe draußen von Tag zu Tag die Knospen an den Bäumen größer werden. Blatt kommt auf Blatt, und die Sonne wird es gut meinen mit uns allen. Ich küsse Ihnen die Hände, die das schlanke Brieflein schrieben. Oh, Berlin ist weit vom Frankenland. Ich kann nicht aus den Straßen meiner Heimat gehen. Glauben Sie wohl, daß ich vor Heimweh sterben würde? Nun fliegt, ihr Zeilen, zur Sonnenkönigin und grüßt sie in aller Untertänigkeit.“ Darunter schrieb der Dichter nur seinen Namen, einfach und schlicht.

*

Dann ging Woche auf Woche. Es kam keine Antwort aus Berlin zurück. Die ferne Frau würde auch nicht Sonne sein können, warum warf sie jetzt schon kalte Schatten? Die Ungewißheit marterte den Dichter: Sollte sie seine Antwort falsch verstanden haben? War es nur Neugierde oder weibliche Eitelkeit? Da kam eines Tages die Frau aus Berlin ins Krankenzimmer unvermutet herein. Fragte bei der Stationsschwester nach dem Patienten und ging auf ihn zu. Der Dichter schlief noch; die fremde Frau baute Paketchen bei Paketchen auf seinem Nachttisch auf und betrachtete wohlgefällig das Gesicht des Schlafenden. Sie strich ihm über sein dunkles Haar — da erwachte er und sah in die tiefen, wundervollen Augen der zarten Frau: „Ich weiß es, Sie sind die Sonnenfrau!“ — „Ja, ich bin es, junger Freund.“ Der Arzt ging vorüber und musterte aufdringlich die schöne Frauengestalt an des Dichters Bett. „Sie werden nun gesund werden müssen, ich will mit Ihnen durch den Frühling gehen, wenn Sie wollen.“ — „Ich will es“, sagte der Dichter.

Dann breitete die elegante Dame mit ihren wundervoll zarten Händen alles Mitgebrachte auf seiner Bettdecke aus: eingemachte Früchte, Schokolade und Bücher. „Das ist mein Dank für eine schöne Stunde, die Sie mir in der Großstadt Berlin schenkten. Nehmen Sie es nicht als Mitleid, als Verehrung, junger Freund.“ Der Dichter faßte zitternd die beiden schlanken Frauenhände und drückte sie herzhaft. — Da sah er denn, daß die elegante Dame schön war, schöner als die schwärmerischste Gestalt seines herrlichsten Traumsonetts. Sie plauderten über Kunst, bis die Schwester kam und die Besuchsstunde für abgelaufen erklärte. Die Dame rauschte hinaus, von Blicken anderer Kranker umschmeichelt. Eine Duftwolke Parfüm wehte ihr nach.

Der Dichter lag überglücklich in seinen weißen Kissen. Er grübelte in den Spätnachmittag. Die Schwester fragte neugierig nach der Dame. Der Dichter sagte: „Es ist eine Verehrerin meiner Kunst.“ Die Schwester wollte mehr wissen. Wußte er aber selber mehr?

*

Dann war der Tag gekommen, daß der Arzt den Kranken als geheilt entlassen konnte. Befreit wandelte der Dichter durch das große Tor hinaus. Leben der Alltäglichkeit umfing ihn wieder, die alten Häuser grüßten herab. Spatzen zwitscherten: „Dichter, der Frühling sitzt im Walde, schliep, schliep!“ Die Mutter des Dichters wußte es nicht genau, wann ihr Sohn käme. So trottete er heim, ein kleines Bündel Habseligkeiten tragend. Die knarrende Treppe in einem alten Giebelgassenhaus stieg er empor, riß die Tür auf und hing seiner Mutter am Halse. „Mein lieber Sohn, mein guter Sohn, morgen wollen wir in die Messe und der heiligen Maria für ihre Wundertätigkeit danken. Willst du das?“ — „Das wollen wir, Mutter.“ Er trat näher in die Stube, streichelte seine lieben, vielen Bücher im Regal, pfiff den Kanarienvogel an, der erstaunt aus den kleinen Zwinkeraugen sah, und setzte sich erschöpft in Vaters Rohrstuhl am Fenster. „Warum hast du es mir nicht gesagt, daß ich dich abholen konnte“, schalt die Mutter. „Es ist schon gut so“, sagte der Sohn und lächelte sein weichstes Lächeln.

*

Am nächsten Tage kam die fremde Frau die wacklige Treppe des alten Giebelgassenhauses heraufgestiegen. Die Mutter knickste erstaunt, als die elegante Dame nach ihrem Sohn fragte. Wieder brachte sie Pakete mit und breitete sie auf dem Tische aus: „Mütterchen, darf ich Ihren Sohn gesund machen?“ Die Mutter konnte nichts sagen, sie staunte nur immer ob der vornehmen Frau, die zu ihrem Sohn kam. Jeden Tag kam sie und saß mit den beiden im kleinen, gemütlichen Stübchen. Und dann war auch der Tag da, daß der Dichter mit der fremden Frau in den Frühling vors alte Städtchen flog.

Der Main zog versonnen, träge. Weiß standen die Blütenbäume in den Hausgärtchen. Jungsein! quoll es aus jeder Blüte im Blumentopf: Jungsein! Sonne! Frühling! Fröhlich schritten die beiden durch den Wald, lachten wie zwei Kinder. Der Dichter deklamierte im Schreiten. Über ihnen hing blauer Frühlingshimmel. Die zarte Frau hatte ihren Begleiter fürsorglich untergefaßt und streichelte manchmal verstohlen sein Haupthaar. An einer lichten Birkenstelle im Walde küßten sie sich rasend und sagten sich Worte der Liebe, die unendlich ist. Spät kehrten sie heim, als Abendsonne die Dächer der alten Stadt färbte. Nachts saß der Dichter am alten Schreibtisch und schrieb Gesänge an die Sonnenfrau. Und an einem andern Abend waren sie auf den Main hinausgerudert. Mond hing zwischen weißen Wolken; leise zog das Boot. Die Sonnenfrau redete nichts, eindringlich sprach der Dichter auf sie ein — die fremde Frau blieb stumm. Kurz trennten sie sich am alten Gasthaus, wo sie wohnte. Am nächsten Morgen kam die Frau nicht mehr den Dichter abholen — sie hatte ihm nur einen Strauß herzblutroter Rosen ins Haus geschickt. Auf einem Kärtchen standen die drei Worte: „Ich muß reisen.“

*

Wochen verflogen. Das Herz des Dichters war kränker als im hohen Krankensaal. Er schrieb lange, glühende Briefe, es kam keine Antwort. Durch die Mondnächte sann er über sein wunderbares Erlebnis nach; über die matten, weißen Giebeldächer flog seine Sehnsucht nordwärts. Die Frau schickte aber nicht Nachricht. Er zerquälte sich das Gehirn; seine Mutter merkte ihm seine Sehnsucht nach der Frau an. Bleich ging er durch den Tag. Gedicht reihte sich an Gedicht. Der Postbote hatte stets ein verneinendes Lächeln: „Is nix dabei heit“, und morgen und übermorgen war auch noch nichts dabei, bei seinem großen Stoß Briefe. So kam Tag zu Tag, Woche zu Woche. In den Zeitschriften stand von des Dichters Sehnen an die Sonnenfrau zu lesen; er dachte, vielleicht erweichen sie meine Stanzen. Und immer lauschte er wieder, wenn der Briefträger durch die alten, holprigen Gassen schritt, aber niemals fand sich ein Brief von jener Frau ein.

*

An einem Sommertag reiste der Dichter heimlich mit dem Nachtschnellzug nach Berlin. Er suchte das Haus von der Adresse, die auf dem ersten Brief war. Vor einem herrlichen Gebäude stand er in einer vornehmen Straße. Zögernd stieg er die Treppen im Flur hinauf. Klopfenden Herzens las er den Namen der Frau,

der auf dem messingnen Schild an einer Tür leuchtete. Dann schellte er. Ein Diener kam und verlangte seine Karte. Wenige Minuten später saß er ungeduldig im Empfangszimmer. Eine große Flügeltür ging auf, ein Herr trat auf ihn zu, klein, korpulent, mit fleischigen Händen: „Sie sind der Dichter aus dem Frankenland — ich weiß es — ich wußte es auch, daß Sie kommen würden und die Frau suchen, die Ihnen seit einer kleinen Ewigkeit keine Nachricht mehr gibt. Eine verheiratete Frau hat Verpflichtungen, junger Freund! Ich habe zwei Kinder, deren Mutter hat mehr zu tun, als auf Ihr Geschreibsel zu hören. Sie werden deshalb einsehen, daß ich Sie meiner Frau nicht melden lassen kann. Schlagen Sie sich Ihre Marotten aus dem Kopf, wie sich meine Frau ihre angebliche Erholungsreise nach dem Frankenland schon längst aus dem Kopf schlagen mußte. Ich weiß um alle Ihre Briefe, deshalb bitte ich Sie, Ihre Konsequenzen zu ziehen als vernünftiger Mensch. Für Schwärmergestalten hat unsere heutige Zeit keinen Platz mehr. Damit wäre ja dann die Sache für uns erledigt!“

Der Dichter stand starr. Er bekam kein Wort heraus, er verbeugte sich ungeschickt vor dem kleinen Herrn und schritt zur Tür zurück. Die hohen Häuser in der vornehmen Straße wollten über ihn fallen. Warum erschlug ihn der Blitz nicht auf der Stelle? Er wollte laufen und laufen, bis er ans Ende der Welt käme.

Am Abend fuhr er mit dem Zuge zurück durchs sommerliche Land nach Franken hinein. Der Mutter erzählte er nichts von seinem Schlag. Er wollte das Glück festhalten; Mutter hatte es ja so oft gesagt. „Wenn aber Glück nun eines andern Menschen Schicksal ist? Was dann? Mutter, du bist im Unrecht.“ Er ging auf allen Wegen, die sie im Rosenmond wandelten; die Mär war zu Ende, mußte zu Ende sein.

Das Glück ließ sich nicht halten. Er dachte immer, wie unrecht die Mutter hatte . . .

Aus Wissenschaft und Technik.

Kauen und Verdauung. Noch bevor die Speisen in den Magen gelangen, nimmt die Magenverdauung schon ihren Anfang, ja, die erste Einleitung der Verdauung, die Bildung des Magensaftes, setzt häufig sogar schon beim bloßen Anblick der zu verzehrenden Nahrung ein, worauf sich auch das vielgebrauchte Wort bezieht, daß einem beim Erblicken einer Speise „das Wasser im Munde zusammenläuft“. Im allgemeinen erfolgt die Bildung des Magensaftes aber erst dann, wenn das Kauen beginnt, und darum konnte man auch annehmen, daß in erster Linie das Kauen die Verdauung wirksam beeinflusse. Über den eigentlichen Mechanismus des Kauens waren indes die Meinungen bisher sehr geteilt, ebenso wie auch die Bedeutung des Kauens an sich noch nicht ganz geklärt war. In jüngster Zeit haben nun die eingehenden Untersuchungen von Bauer und Schur vor allem die wichtige Tatsache ergeben, daß das Kauen allein als solches die Magensaftverhältnisse im großen und ganzen nicht beeinflußt, denn man erhielt die gleichen Ergebnisse, die sich nach dem Einnehmen von gekauter Nahrung gezeigt hatten, auch wenn die Nahrung nicht gekaut wurde. Der Kauakt ist aber in anderer Hinsicht höchst wichtig. Zunächst wegen der die Magenverdauung jedenfalls wesentlich erleichternden Zerkleinerung und chemischen Vorverdauung der Nahrung, dann jedoch, weil er, noch ehe die Nahrung in den Magen gelangt ist, zur Bildung von Magensaft reizt und damit also die Tätigkeit der rein chemischen Verdauung einleitet. Die wirksame Anregung zur Magensaftbildung erfolgt aber, wie sich zeigte, nicht unmittelbar durch das Kauen als solches, d. h. weder durch mechanische oder chemische Reize, sondern einzig und allein durch die die Sekretion auslösende Empfindung des Geschmacks im Munde und durch die daraus entstehende Eßlustempfindung. Bei Tieren, z. B. bei Hunden, hat man diese Erscheinung schon seit längerer Zeit beobachtet; nunmehr konnte sie also auch für den Menschen festgestellt werden. Es ist somit nicht die mechanische Tätigkeit des Kauens allein, die die Vedaunrg fördert, sondern der Kauakt wirkt hauptsächlich dadurch, daß er durch die Geschmacksempfindung den Appetit erzeugt und vermittelt und infolgedessen die Bildung des Magensaftes einleitet. M. A. v. Lütgendorff.

Medizinische Kenntnisse bei Naturvölkern. Genaue Forschungen über die Lebensverhältnisse bei den Naturvölkern bringen auch heute noch manchen wichtigen Aufschluß über die Entstehung menschlichen Wissens und menschlicher Lebensformen. Sie sind um so bedeutungsvoller, als die Zahl der Naturvölker naturgemäß ständig im Abnehmen begriffen ist. In einer Abhandlung in der Zeitschrift für Ethnologie gibt Ida Lublinski eine zusammenfassende Betrachtung über den Medizinmann bei den Naturvölkern Südamerikas, die auch sonst manche Eigenheit der medizinischen Kenntnisse bei den Naturvölkern Südamerikas erkennen läßt. Die Kranken werden zum Teil massiert oder angeblasen, schmerzhafte Stellen kräftig angesaugt (primitive Schröpfkopfwirkung). Einen Abszeß saugen sie aus, das Angesaugte spucken sie fort. Die Wirkungen verschiedener in den Wäldern wachsender Heilkräuter sind ihnen bekannt und werden zur Krankenbehandlung benutzt. Schmerzende Körperstellen werden mit Nesseln gepeitscht und mit scharfen Steinen geritzt, um eine Blutentziehung herbeizuführen. Der Medizinmann braucht zunächst verschiedene äußere Kenntnisse, die zur Erhöhung der Suggestionwirkung dienen; er muß also monotonen Gesang verstehen, Bauchrednerei, Nachahmen von Tierstimmen, Heraussaugen der Krankheitsursache, ferner an den Genuß starker narkotischer oder giftiger Getränke gewöhnt sein. Narkotische, heilkräftige und giftige Pflanzen müssen ihm bekannt sein. Die Medizinmänner der Lengua kennen das Aussaugen und Abbinden der Wunde bei Schlangenbissen und anscheinend sogar eine Art Gegenimpfung, indem sie sich vorsichtig mit den Giftzähnen der Schlangen kratzen. Die Medizinmänner der Abiponen saugen den Schlangenbiß aus und nehmen dabei zuvor ein Blatt in den Mund, damit sich das Gift nicht mit dem Speichel vermischt. Die Anwendung des Aderlasses ist verschiedentlich bekannt. Tabakrauch wird zum Anräuchern der kranken Körperstellen verwandt. Die meisten Prozeduren des Medizinmannes haben allerdings mit medizinischen Grundlagen nichts zu tun, sondern stellen rein symbolische Handlungen dar. Dr. W. Schweisheimer.

Der Mechanismus des radioaktiven Zerfalls ist neuerdings von dem Physiker Perrin neu zu erklären versucht worden. Bekanntlich sind die Atome mit den höchsten Atomgewichten nicht stabil, sie zerfallen und schleudern beim Zerfall Teilchen elektrischer und materieller Natur aus. Den Strom dieser Teilchen nennt man radioaktive Strahlung. Sie ist begleitet von der zum Teil sehr durchdringungsfähigen Gammastrahlung. In all diesen Strahlungen ist ein sehr hoher Energiebetrag aufgespeichert, der nach der bisherigen Anschauung aus dem Atom herauskommen soll. Das Atom ist danach ein sehr großer Energiespeicher, und man hat, um die Höhe der Energiebeträge zu veranschaulichen, vielfach den Energieinhalt von einigen Gramm hochwertiger Atomart mit dem Wärmeinhalt von einer Kohlenmenge verglichen, deren Größe im Vergleich zu den wenigen Gramm verblüffend ist. Die genaue Ursache für den Zerfall kannte die alte Theorie nicht. Sie nahm an, daß bestimmte Bedingungen im Atomkern vorhanden sein müßten, um die Explosion herbeizuführen, und sah diese Bedingungen in einer besonderen Konfiguration der Atombestandteile. Die neue Theorie von Perrin nimmt demgegenüber an, daß die Ursache für den Zerfall nicht aus dem Innern des Atoms, sondern von außen her komme. Nach Perrins Ansicht wirkt von außen auf das Atom eine Strahlung ein, die überall vorhanden ist. Es wäre danach der radioaktive Zerfall eine Erscheinung, die in ein großes, bereits bekanntes Gebiet der Erzeugung von Sekundärstrahlen durch Primärstrahlen hineingehört. Es ist z. B. bekannt, daß unter der Einwirkung von Licht gewisse Substanzen zu fluoreszieren, d. h. ihrerseits Licht auszusenden beginnen. Es gilt in diesem Gebiet das Gesetz, daß die erregende Primärstrahlung eine wesentlich höhere Durchdringungskraft besitzen muß als die durch sie hervorgerufene Sekundärstrahlung. Wendet man dies Gesetz auf die neue Anschauung des radioaktiven Zerfalls an, so

muß die überall vorhandene Primärstrahlung sehr viel durchdringender sein als die erzeugte, die radioaktive Strahlung. Da die radioaktive Gammastrahlung nun heute die Strahlung ist, die die bisher bekannte größte Durchdringungskraft besitzt, so müßte die neue hypothetische Primärstrahlung noch eine erheblich größere Durchdringungskraft besitzen. Eine solche Strahlung hat man bisher experimentell noch nicht nachweisen können. Wenn dies gelänge, würde die neue Theorie eine wichtige Stütze erhalten.

Ludwig Thor.

Der Aufbau unserer Berge. Das Zweckmäßige in der Gestalt unserer Berggipfel und Grate ist so auffällig, daß es auch der Laie im Bauwesen bemerken muß. Die kühnsten Zinnen mit anscheinend unvermittelt senkrechten Abstürzen nach allen Seiten haben doch alle ihre Stützpfeiler, wenn diese auch oft nur wenig aus der Wand hervortreten. In großen Umrissen erkennt man auch bei den steilsten Gipfeln die Pyramidenform. Der Kletterer muß dem Gipfel entweder auf einem Seitengrate oder in der Rinne zwischen zwei Graten oder in Kaminen, in Wandabdachungen oder Verschneidungen beikommen. Die Grate, die sich gegen oben zu immer mehr verschmälern und schließlich im Gipfelkamm verlieren, treten gegen unten zu weit vor, werden dann breite bewaldete Rücken, die unten im Tale große Flächen einnehmen. Auch diese massigen Vorberge haben wieder einzelne Seitengrate oder Rücken, die den Vorberg von rechts und links stützen. Wohl sind die Rinnen erst durch Erosion entstanden und haben so die Grate und Rücken gebildet, aber die Pyramidenform des Gesamtberges mußte zuerst vorhanden sein, und der Berg kann nur so lange stehen, als ihn seine zu Stützpfeilern gewordenen Grate halten. Sinken auf einer Seite die Grate zusammen, so wird zwar ein Berg, der auf der Gegenseite massive Stützpunkte hat, nicht einstürzen, aber die freigewordene Wand beginnt abzubröckeln, und es lösen sich von ihr wie durch senkrechten Schnitt abgespaltene Felsplatten, die sich immer mehr neigen und endlich abstürzen. Die hierdurch unter der Wand sich auftürmenden Riesengeröllfelder schützen bald den unteren Teil der Wand und bilden schließlich einen neuen Gratrücken, der weiteren Absturz verhindert. Die meisten Grate, die den Hauptkamm

des Hochgebirges stützen, ziehen viele Kilometer weit in die Täler hinaus, sind jedoch schon durch tiefe Risse unterbrochen. Doch halten sie, scheinbar für den Hauptkamm unnötig, diesen in ihren unteren Teilen noch immer. Erst wenn von den Tälern herein alle Stützpfeiler fallen, müssen auch die obersten Grate und mit ihnen die Gipfel stürzen. Dr. Josef Draxler.

Aberglauben in Rußland. Aus Pskow, einer kleinen Stadt an der russisch-estnischen Grenze, wo vor einigen Jahren ein gewisser Vater Troitski mittels eines wundertätigen Heiligenbildes Krankheiten heilte, wird eine seltsame Geschichte vom Volksglauben an religiöse Heilungen gemeldet. Wenn sich die Gläubigen dem Heiligenbild näherten, das auf goldenem Grunde die segensreiche Jungfrau darstellte, so vergoß dieses reichlich Tränen, die in einem heiligen Gefäß gesammelt und zu teuren Preisen verkauft wurden. Ein Tropfen, auf eine Wunde geträufelt, sollte diese sofort heilen. Ein andermal erglühte der Silberrahmen, worin das Heiligenbild gezeigt wurde, in einem mysteriösen sanften Licht, das die kranken Personen heilte, die es erblickten. Vater Troitski gewann durch seine Wunderkuren ungeheuren Einfluß in Pskow, und die Bauernschaft aus allen nördlichen Provinzen Rußlands drängte sich zu dem „Heiligenbild“. Die Sowjetbehörden verhafteten schließlich den Wunderpriester auf Grund des Artikels 120 des bolschewistischen Strafkodexes, weil er „die religiösen Vorurteile der Massen ausnütze und den Aberglauben unter den Massen fördere“. Als die Polizeibeamten nach der Verhaftung des Wunderpriesters das mysteriöse Bild, frei von atavistischen Angstgefühlen, betrachteten, stellten sie fest, daß der würdige Troitski ein geschickter Elektrotechniker war. Sowohl die reichlich fließenden Tränen als auch die mysteriösen Lichterscheinungen gingen von elektrischen Vorrichtungen aus. Troitski wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, die durch Amnestie auf zwei Jahre verkürzt wurden. Aber wie es sich auch mit den elektrischen Vorrichtungen verhalten möge, es ist immerhin merkwürdig genug, festzustellen, daß viele Leute von ihren Krankheiten geheilt wurden, die Ärzte nicht hatten kurieren können. Dr. Fk.

Für die Frauenwelt.

Blumen sind die große Frühlingsmode. Blumen im Haar, Blumen am Gürtel, Blumen auf der Schulter, auf den Armbändern, den Handtaschen, den Schuhen, Blumen auf den Kragen, Blumen, die vom Halsausschnitt bis zum Saum des Gewandes fallen: überall verbreiten die der Natur täuschend nachgeahmten Florakinder Freude und Farbe. Venus trug Rosen im Haar, die Dryaden bekränzten sich im Frühling mit Girlanden, und die modernen Frauen gleichen in ihrer Jugendlichkeit den köstlichen, zarten Kelchblättern, die sie spazierenführen.

Die kurzen Röcke bedingen einen ganz ungewöhnlichen Schuhluxus für den Abend. Alles, was man sich nur vorstellen kann, wird ausgedacht, um hübsche Frauenfüße zu bekleiden. Gold- und Silberschuhe sind schon fast klassisch geworden mit der einzigen Einschränkung, daß sie, anstatt aus Lamé, aus metallischem Chevreau sind. Aber selbst mit einem goldenen Brokatkleid werden augenblicklich seidene Schuhe bevorzugt, die in der Farbe mit der Stickerei oder dem sichtbaren Futter übereinstimmen müssen. Aber man sieht jetzt auch sehr viele Schuhe aus Brokat und Goldstreifen über einem farbigen Grunde oder durchbrochen über den fleischfarbenen Strümpfen. Manche Schuhe werden mit Straß umrandet, und es gibt Modelle, die über und über mit Straß bedeckt sind. Blumensträußchen ersetzen oft die Schnalle.

Der spanische Schal lädt jetzt die Augen zu einem wahren Feste ein. Überall in den Schaufenstern liegen diese wunderbaren, über und über mit Blumen und Vögeln bestickten Tücher. Rot, grün, weiß, orange, mit enormen Rosen besät, verwandeln diese Schals eine Vitrine in einen Garten. Und wenn man die Preise ansieht, merkt man, daß nicht nur Pelze teuer sind, und daß seidene Blumen noch mehr kosten als natürliche.

Eine große Einfachheit beherrscht augenblicklich die Übergangsmode. Dunkle, harmonische Farben sind an der Tagesordnung. Der gerade Mantel ist noch nicht verschwunden. Er öffnet sich von oben bis unten über einer durchgeknöpften Weste und ist etwas weiter geworden. Die Mäntel werden viel mit Stoffstreifen garniert,

die in entgegengesetzter Richtung aufgenäht werden. Frauen, die dem Frühling vorauseilen und schon leichtere Mäntel tragen, ziehen den berühmten, vom Prinzen von Wales eingeführten Pull over über, ein warmes, praktisches, sweaterähnliches Gewand.

Bänder spielen eine große Rolle und sind ein Hilfsmittel für weibliche Eitelkeit. In zwei oder mehreren Tönen, gleich Strohhalmen geflochten, bilden die Bänder eine Art Gewebe, aus denen reizende Blumen hergestellt werden. Die Mode will, daß der Hut zur Bluse passend gewählt und infolgedessen auch aus demselben Stoff gemacht wird. Die Bänder sind sehr schmal und geben ein sehr feines Karo.

Der morgendliche Kopfschmuck. Heute genügt es, daß die Dame einmal mit dem Kamm durch ihre Haare fährt, und sie ist gleich vom frühen Morgen ab gut frisiert. Kurze Haare sind bequem, aber es fehlt ihnen das gewisse Etwas. Die Nachthemden sind zu Kleidern geworden, die Morgengewänder werden wieder mit Spitzen bedeckt, der samtene Pyjama gleicht einem Maskenkostüm, nur dem Kopf fehlt etwas. — Vielleicht das Spitzenhäubchen? — Ach, das amüsiert nicht mehr, weil die Frau es sich über gesehen hat. — Das Seidenband? — Das ist zu gesellschaftsmäßig. — Was denn also? — Trägt die Hausfrau einen Pyjama, so bindet sie ein lebhaft gefärbtes Tuch um den Kopf, in dem sie einem Operettenräuber gleicht. Auch der obere Teil eines Seidenstrumpfes wird über den Kopf gezogen, ähnelt aber wohl zu sehr einer Pierrotmütze. Die in ein Frauengewand gehüllte Dame sucht natürlich auch nach einer weiblichen Kopfbedeckung. Dann hält ein Spitzenbandeau oder ein Phantasiebarett die kurzen Haarsträhnen im Zaume. Manche elegante Damen tragen auch hier und da winzige spanische Kämme in allen möglichen Farben. — Ob die hübsch sind? — Originell. Und dann werden sie in die Haarwellen gesteckt und erhalten die Ondulation.

Perlen von imponierender Größe in rosa, grauen oder weißen Tönen schmücken die Hälse moderner Damen oder bilden lange Kolliers, die sehr tief herabfallen und in einer lebhaft gefärbten Seidenquaste ihren beschwerenden Abschluß finden.

Kragen und Manschetten aus weißem Wildleder sind auf einem einfachen, wollenen Kleide ganz reizend. Langettiert und durchbrochen, bietet dieses kleine modische Beiwerk einen eleganten Schick, der ungemein gefällt.







HANDBUCH DER GEMÄLDEKUNDE von Dr. THEODOR v. FRIMMEL. Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit 42 in den Text gedruckten Abbildungen. Gebunden R.-M. 2.80. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Strasse 1–7.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.



A. H. A. BERGMANN ⁎ WALDHEIM, Sa.

Hersteller des beliebten Wohlgeruches „Maienzauber".

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ I. I. WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4173 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4173. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 5. März 1925.

Allgemeine Notizen.

Den VI. Internationalen Kongreß für Philosophie nach den Vereinigten Staaten einzuberufen ist die Amerikanische Philosophische Gesellschaft schon in der Vorkriegszeit ermächtigt worden. Die Gesellschaft hat auch Zusicherungen bereitwilliger Unterstützung von Deutschland, England, Frankreich und Italien erhalten. Sie teilt daraufhin in einer Aufforderung, die Professor Nicholas Murray Butler als Vorsitzender des Organisationsausschusses unterzeichnet hat, den Entschluß mit, die Philosophen aller Nationen zu einer Zusammenkunft für die zweite Septemberhälfte nach den Vereinigten Staaten einzuladen. Der Kongreßort wird eine der östlichen Universitäten nicht weit von Neuyork sein. Als die offiziellen Kongreß-Sprachen werden Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch anerkannt.

Der erste Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft wird vom 4. bis zum 8. Juni d. J. in Leipzig stattfinden, also zu gleicher Zeit wie das für den 6. bis zum 8. Juni angesetzte Deutsche Händelfest in Leipzig. Neben den zahlreichen fachwissenschaftlichen Referaten werden von namhaften Vertretern der Musikwissenschaft drei Vorträge gehalten, die das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen dürften. Die Geschäftsstelle des ersten Kongresses der Deutschen Musikgesellschaft befindet sich in Leipzig, Nürnbergerstr. 36, ebenso die des Deutschen Händelfestes.

Hamburgs Hafenverkehr. Das handelsstatistische Amt in Hamburg veröffentlicht eine Übersicht über den Verkehr im Hamburger Hafen für die Jahre 1913, 1923 und 1924. Nach dieser Statistik ist es Hamburg im abgelaufenen Jahr gelungen, hinsichtlich der Tonnage der anlaufenden Schiffe eine erhebliche Steigerung zu erzielen. Der Fassungsraum der aus See ankommenden Schiffe betrug im vergangenen Jahr 15 540 000 Netto-Register-Tonnen gegenüber 14 185 000 Netto-Register-Tonnen im Jahr 1913. Der Anteil der Schiffe unter deutscher (bzw. 1924 unter deutscher und danziger) Flagge ist von 60 v. H. der Gesamtzahl auf 38 v. H. zurückgegangen. Nächst der deutschen ist die britische Flagge am stärksten vertreten. Es folgt die holländische Flagge, deren Anteil erheblich zugenommen hat (das Dreifache). Die Vereinigte Staaten-Flagge, die 1913 erst von 3000 NRT. geführt wurde, zeigte sich 1924 mit 800 000 NRT. Die japanische Flagge, die im Jahr 1913

überhaupt nicht gesichtet wurde, ist 1924 mit 365000 NRT. vertreten. Bei der Sichtung der Länder bzw. der Häfen, aus denen die Seeschiffe kamen, ergibt sich ein aufschlußreiches Bild. Aus europäischen Häfen (auch aus anderen deutschen) kamen 1924 nicht viel mehr Schiffe als 1913, und zwar 1924 7424000 NRT. Dabei hat der Verkehr aus den nordeuropäischen Häfen zugenommen, während er aus Großbritannien abgenommen hat. Gestiegen ist der Verkehr aus amerikanischen Häfen, und zwar von 4350000 NRT. auf 4842000 NRT. Aus afrikanischen Häfen und aus australischen Häfen ist der Verkehr um einiges gefallen, dagegen aus asiatischen Häfen um fast 75 v. H. gestiegen. Die Statistik zeigt, wie stark die deutsche Volkswirtschaft durch ihre Seeschiffahrt mit allen Ländern der Erde verflochten ist.

Die diesjährigen Renntermine festzulegen, hatten sich kürzlich die Delegierten aller deutschen Rennvereine in Berlin versammelt. Bis auf geringe Abweichungen ist die gleiche Zahl von Renntagen wie im Vorjahr genehmigt worden, und zwar für Hoppegarten, Grunewald, Karlshorst je 30, für Straußberg 20 Tage, aber nur dann, wenn Straußberg sich verpflichtet, keine Zweijährigenrennen und nur ein Flachrennen am Tage abzuhalten. Weiterhin für Aachen 1, Baden-Baden 5, Bremen 5, Breslau 11, Krefeld 11, Danzig 9, Dessau 1, Dortmund 13, Dresden 14, Düsseldorf 10, Frankfurt a. M. 11, Gotha 1, Doberan 6, Halle a. S. 8, Hamburg-Groß-Borstel 6, Harburg-Horn 10, Kavallerie-Kameradschaft Hamburg 2, Hannover 12, Harzburg 4, Haßloch 2, Horst-Emscher 11, Köln 10, Königsberg i. Pr. 11, Kolberg 5, Leipzig 14, Lübeck-Travemünde 2, Magdeburg 12, Mannheim 6, Mühlheim-Duisburg 10, München 16. — Die mitteldeutschen Renntermine wurden wie folgt festgelegt: Dessau (Halle a. S.): 27. 9; Dresden: 12., 14., 19. April, 21., 23., 24., 31. Mai, 2. Juni, 29., 30. August, 24., 25., 31. Oktober, 1. November; Gotha: 23., 24. August; Halle a. S.: 6., 7. Juni, 4., 5. Juli, 8., 9. August, 20., 23. September; Leipzig: 25., 26. April, 9., 10., 17. Mai, 27., 28. Juni, 5., 6., 12., 13. September, 10., 11., 17. Oktober; Magdeburg: 12., 13. April, 2., 3., 30. Mai, 1., 20., 21. Juni, 15., 16. August, 3., 4. Oktober.

Die großen und schönen Bäder des Rheinlandes, die der Stolz jedes Deutschen sein dürfen, haben erschütternd gelitten. Die folgende Statistik zeigt besser, als es Worte könnten, welche Qualen, nicht nur wirt-

schaftlicher Art, diese weltberühmten Heilbäder zu überwinden hatten. Die Gesamtfrequenz der Bäder des besetzten Gebietes war, soweit sie uns bekannt geworden ist:

Kurgäste und Passanten

	1913	1914	1917	1918	1923	1924
Wiesbaden	177548	123791	75789	86286	65913	85825
Neuenahr	24997	17493	12899	10967	5177	13891
Bad Kreuznach	4059	2955	—	3105	1745	2617
Bad Soden	5818	4343	4089	4365	800	3131
Langenschwalbach	6064	4242	2827	2834	1268	1442
Schlangenbad	2020	1655	2141	1851	1394	2199
Bad Godesberg	9203	5111	6773	3769	—	3043
Bad Bertrich	6031	3594	—	2710	1091	3700
Münster am Stein	8175	5072	3151	3369	3646	5180
Solbad Raffelberg	33890	28928	27278	44868	17387	42757

Bad Kissingen. Die diesjährige Kurzeit beginnt schon am 16. März. Von diesem Tag an sind die Kurhausbäder geöffnet. Das kleine Kurorchester, Lese- und Restaurationsräume im „Regentenbau“ bieten den Kurgästen angenehme Unterhaltung. Auch sonst ist für solche gesorgt.

Abbazia als Frühjahrsaufenthalt an der Adria ist wieder eins der beliebtesten Reiseziele geworden. Hinsichtlich Unterkunft und Verpflegung finden verwöhnteste als auch bescheidene Ansprüche restlose Befriedigung.

Lovrano bei Abbazia hat mit dem lebhaften Wiederaufschwung Abbazias, mit dem es durch elektrische Bahn verbunden ist, gleichen Schritt gehalten und ist mit dem erstklassigen „Hotel Excelsior“ als führendes Haus am Platze wie Abbazia eins der lohnendsten Reiseziele.

Brixen im deutschen Süden, zwischen Brenner und Bozen romantisch gelegen, wird wegen seiner vielen historischen Sehenswürdigkeiten, modernen hygienischen Einrichtungen, vorzüglichen Hotels, Kurhäuser, Sanatorien, Hochtouren usw. kein Fremder unbefriedigt verlassen.

Madeira, die „Perle des Ozeans“, wird in seinen landschaftlichen Schönheiten und seinen Hauptvorzügen als Kurort subtropischen Klimas in unserer nächsten Nummer 4174 vom 12. 3. ausführlich in Bild und Wort behandelt, worauf hiermit aufmerksam gemacht sei.

Eine recht erfreuliche Neuigkeit ist „Mystikum Compact“, der vorzügliche Taschenpuder in eleganter, flacher Golddose mit Spiegel. Die erstklassige Qualität und die fein abgetönten Farbennuancen des Scherk'schen Taschenpuders sind hervorragend. „Mystikum Compact“ hat eine ganz flache Dose und kann daher in der kleinsten Handtasche untergebracht werden. Es hat eine vorzügliche Deckkraft und ermöglicht vollkommen unauffälliges Pudern.


CRÊME ELECTRA
Das Hautpflegemittel der Dame
einmal gebraucht, unentbehrlich,
Tube M 0,75 Büchse M 1.-, parfümiert mit
Rosa Centifolia
dem Duft der dunkelroten Gartenrose in wunderbarster
Natürlichkeit. Flasche im Karton M 4,00, M 6,00, Probe M 2,25.
Auch als Seife, Kopfwasser, Brillantine, Puder, Badesalz etc.
Vorrätig in allen einschlägigen Geschäften
J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN
Detailverkauf: Markgrafenstr. 26 + Fabrik: Dreysestrasse 5
Proben von Crême Electra und parfümierte
Karten gratis und franko


TET
TET
H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER
BAHLSENS
Pangani-
Gebäck


Für Raucher
Wenn durch starkes Rauchen Ihre Zähne häßlich braun gefärbt sind, so können Sie
diesen Schönheitsfehler sofort beseitigen durch einmaliges Putzen mit der Zahnpaste
Chlorodont
46

Illustrirte Zeitung



In der Totenkirche.

Nach einem Gemälde von Franz Eichhorst.

Ostasiatische Vertrags-Abschlüsse. / Von Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl Haushofer.

Wie Rußland in nicht ganz dreihundert Jahren zum Nachbarn des viertausendjährigen chinesischen Kulturkörpers und des mehr als zweitausendsechshundertjährigen, in dieser ganzen Zeit nie von einem Feind betretenen japanischen Reiches wurde, das wissen unsere Leser aus der Nr. 4151 der „Illustrirten Zeitung" vom 2. Oktober 1924. Der Abschluß eines Übereinkommens zwischen dem ozeanischen Inselbogenreich südlicher Prägung und seinem großen nordischen Festlandnachbarn, den wir damals — nach vielen vergeblichen Anläufen in Dairen (Dalny), in Wladiwostok, Changchun, Tokio — als bevorstehend in Aussicht gestellt hatten, ist bald nach der Jahreswende in Peking vollzogen worden.

Der russisch-japanische Vertrag, ein großer Erfolg Karachans, des russischen Botschafters in Peking, schon vorbereitet durch den klugen Joffe und durch Baron Goto, endet einen seit der Bolschewiki-Revolution in Nord- und Ostasien bald offen lohenden, bald halbverdeckt glostenden Kriegszustand. Diese Spannung hatte zuerst japanische Truppen bis an den Ural, als Herren nach Irkutsk, an den Baikalsee, in die Mongolei geführt, dann aber trotz ihrer militärischen Macht unaufhaltsam an den Amur zurückgedrängt (Japanergemetzel von Chabarowsk), und bis in die Vorlande von Wladiwostok, bis zuletzt den Japanern von ihrer Überflutung russischen Festlandes nichts übrigblieb als die Besetzung und Ausbeutung der Nordhälfte Sachalins. Nun wird auch diese als Machtanspruch aufgegeben! Bis in die alten russischen Grenzen am Stillen Ozean — wie sie vor dem Weltkrieg waren — führt ein voller staatsmännischer Erfolg die Sowjets zurück; und dennoch begrüßt auch das japanische Volk in seiner Vertretung den Vertrag mit ungeheuchelter Befriedigung und mit wilden Ausbrüchen des Angelsachsenhasses.

Der Vertragstext — soweit wir ihn kennen — sagt im Grunde nicht viel. Das weitaus Wichtigste ist die Tatsache des Sich-vertragen-Könnens zwischen so verschiedenen Mächten, zwischen Wirtschaften, die sich gegenüberstehen wie Feuer und Wasser, zwischen einander sehr fremden Volksseelen, zwischen unvereinbaren Kulturidealen.

Eingeleitet wird das Übereinkommen von den üblichen Phrasen gegenseitiger Anerkennung, an der den Sowjets mehr lag als den Japanern, und mit der scheinbar ganz unverfänglichen Klausel, keinen Verträgen zuzustimmen, in denen Schädliches für den Vertragspartner enthalten wäre. Doch kann gerade diese Bestimmung große Tragweite haben: und schon bei der Ratifizierung oder Nicht-Ratifizierung der Abtretung von Beßarabien an Rumänien kann sich der volle Ernst des russisch-japanischen Einvernehmens erweisen. Im nächsten Frühjahr werden ein japanischer und ein russischer Botschafter Hand in Hand in Peking arbeiten; damit ist die Anerkennung von China als Großmacht von seinen zwei wichtigsten Nachbarn de jure vollzogen, und die anderen Vertreter werden nicht umhinkönnen, den Schritt vom Gesandten zum Botschafter nachzutun. Für Sachalin, den alten Zankapfel, ist man dazu gekommen, das Recht auf den Nordteil der Insel für Rußland anzuerkennen, aber die Ausbeutung der Bodenschätze, vor allem des für die Autarkie der japanischen Seegeltung wichtigen Öles, zum Löwenanteil auf ein und ein Drittel Menschenalter den Japanern zuzuerkennen. Wie überlegen die diplomatische Stellung der Sowjets zuletzt geworden war, erhellt daraus, daß ihnen Nordsachalin für zweihundert Millionen Jen, vierhundertzwanzig Millionen Goldmark, nicht feil war, während das alte Zarenrußland die Halbinsel Alaska (unendlich viel reicher, größer und wichtiger als Bodenbesitz auf der Erde) für nur dreißig Millionen Goldmark an die Nordamerikaner verkauft hatte. Alle die mühsam errungenen, teuer bezahlten Verträge, namentlich wegen der Küstenfischerei, die Japan seit dem Frieden von Portsmouth und den etwas später abgeschlossenen Fischereiverträgen dem Zarenreich abgerungen hatte, sollen revidiert werden. Die „Ehrensache" der Japanermorde von Chabarowsk wird mit einer Erklärung des Bedauerns abgetan.

Beide Vertragspartner stellen sich so, als ob sie an die unbedingte Vertragstreue des Gegners glaubten, sogar bis zur Einstellung der Propaganda der Sowjets für ihre revolutionären Ideen.

Es sind große Opfer an Sachwerten und an „Ansehen", die Japan bringt: Ein großer Aufwand schmählich ist vertan! Und dennoch tun beide Teile, im Augenblick wenigstens, so, als ob sie ein glänzendes Geschäft gemacht hätten. Es ist die unweise Politik der anderen insularen Raubmächte, des britischen Weltreiches und der Vereinigten Staaten von Amerika, die Japan in diesen Vertrag mit den Sowjets hineingeschreckt hat, und daneben der Ausblick, die „Vision" einer ganz großen politischen Zukunftslinie, die — Nord- und Mittelasien überbrückend — bis nach Mitteleuropa herüberzielt. Und deshalb müssen wir genau prüfen, was neben dem Wortlaut zwischen den Zeilen des russisch-japanischen Vertrages riesengroß geschrieben steht. Ehrlich gehalten, bedeutet er eine beneidenswerte Rückenfreiheit für die Sowjets wie für Japan, bedeutet er die Möglichkeit der Durchführung einer eurasiatischen, allerdings panasiatisch vorbetonten und vorbelasteten Politik von schwindelnder Höhe der Ziele, einer Neuverteilung der Alten Welt — wenn es gelingt, ein wiederbefestigtes China einzufügen und mit annähernd dem gleichen Erfolg an irgendeiner Stelle durch Zwischen-Europa so durchzubrechen, wie man den Einfluß der Westmächte in Ostasien durchbrochen und lahmgelegt hat.

Denn das ist der letzte Sinn des Abkommens von Peking, darum wird es in Tokio bejubelt, darum hat es die gute Presse in China und Japan, der kein Geringerer als der jetzt angeblich verstorbene oder sterbende Sun Yat Sen, der Abgott der chinesischen Intellektuellen, der Begründer des Volksstaats der Blühenden Mitte von 1911/12 in Kobe, Kanton, Schanghai und Tientsin den Resonanzboden bereitet hat. Darum wird es, von ihnen aus gesehen, mit Recht, von den Sowjets als eine Wende der Zeiten, als der erste Schimmer einer besseren Zukunft begrüßt, von Tschitscherin in eigener Ansprache an die Pressevertreter gefeiert. Die asiatische Politik der Sowjets hat einen ihrer größten Erfolge errungen, zu dem die Anerkennung von Rapallo ein schwacher Auftakt, die Ernennung Brockdorff-Rantzaus als Botschafters in Moskau nur eine Antrittsstufe war. Die drittgrößte Seemacht der Erde, die einzige, die ein sofort verwendungsbereites allgemeines Wehrpflichtheer in Asien bereit hat, kann in Moskau die Hand eines vollwertigen Botschafters durch die Vermittlung der Sowjets in die eines anderen Großmachtvertreters legen und einen vielleicht morgen schon vorhandenen Dreibund zu einem Vierbund von übermorgen erweitern, der die gleichen Freunde, die gleichen Feinde und den gleichen Wunsch hat, eine großzügige Überlanderschließung der Alten Welt, eine eurasiatische Festlandspolitik zu treiben. Sie fürchtet der weitblickende Teil unter den Staatsmännern der Vereinigten Staaten seit 1890, seit Mahan und Brooks-Adams ihnen den Blick für die transpazifischen Probleme Großeurasiens schärften, den sie den Staatsmännern Wilhelms II. und Nikolais II. zutrauten, die ihn aber nicht hatten. Und nun tat der kurzsichtige Teil dieser angelsächsischen Staatsmänner gerade das, was jene fürchteten: er jagte den Festlandmächten das erschreckte ostasiatische, japanische Inselreich in die Arme. Nun erst haben sie vielleicht die Kraft,



Eine Aufführung von Richard Wagners „Götterdämmerung" in der Neuyorker Metropolitan-Oper. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von R. A. Loederer, Neuyork.

In dem prächtigen Hause der Metropolitan-Oper in Neuyork ging am 31. Januar d. J. zum ersten Male seit acht Jahren wieder Richard Wagners „Götterdämmerung" in Szene. Hervorragende deutsche Künstler waren in besten Rollen mit großem Erfolge beteiligt: Kurt Taucher sang den Siegfried, Friedrich Schorr den Gunther, Michael Bohnen den Hagen und Gustav Schützendorf den Alberich. Die Begeisterung der Zuschauer war ungeheuer.



Hjalmar Branting,
der ehemalige schwedische Ministerpräsident, Führer der Sozialdemokratie Schwedens, † am 24. Februar im Alter von 64 Jahren.

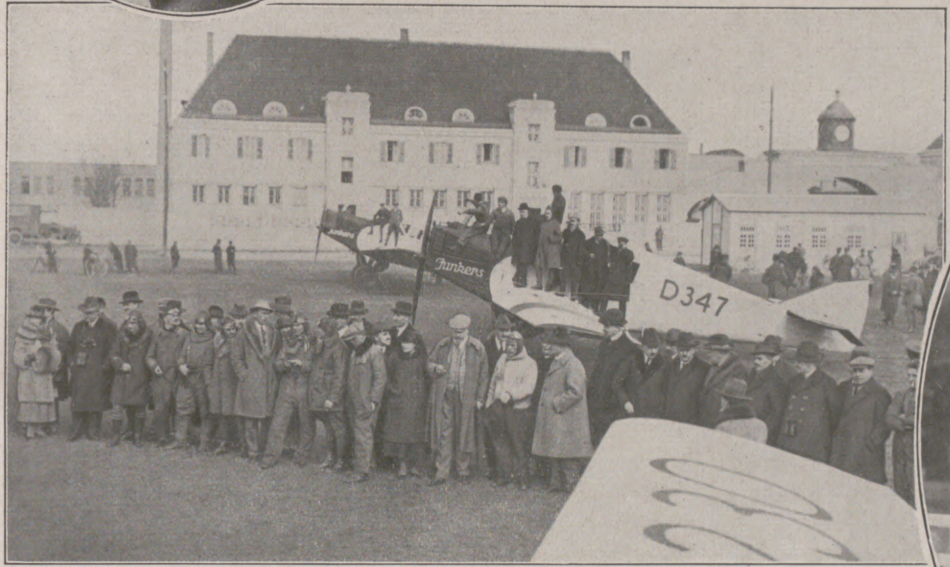


Gruppenbild vom Empfangsabend für Dr. Eckener bei dem früheren bayerischen Ministerpräsidenten Dr. v. Knilling, dem Vorsitzenden des Vereins „Studentenhaus München", im Anschluß an einen Vortrag zugunsten der Studentenhilfe dieses Vereins in der Universität München am 6. Februar.

Sitzend, von links nach rechts: Geheimrat Prof. Dr. Wenger, der Rektor der Universität München; Frau Dr. v. Knilling; Dr. Eckener; Ministerpräsident a. D. Dr. v. Knilling; Geheimrat Prof. v. Dyck, der Rektor der Technischen Hochschule in München.



Admiral Guido v. Usedom,
Ritter des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, Kommandeur des deutschen Landungskorps in den China-Wirren 1900, im Weltkriege Verteidiger der türkischen Meerengen gegen die englisch-französische Flotte, † am 24. Februar, 71 Jahre alt.



Flug von Mitgliedern des Bayerischen Landtags auf Einladung der Trans-Europa-Union mit neun Junkers-Flugzeugen ins Alpenvorland am 21. Februar: Vor dem Aufstieg in München.







Links: Friedrich Ebert, seit 11. Februar 1919 Präsident des Deutschen Reiches, † am 28. Februar an den Folgen einer Blinddarmentzündung im Alter von 54 Jahren. (Phot. A. Binder, Berlin.) — Rechts: Von der Ostpreußenreise des Chefs der Reichsmarine Admiral Zenker: Abschreiten der Front bei der Besichtigung der Küstenschutz-Batterie in Pillau. Links vom Admiral: Kapitän zur See und Festungskommandant Hermann, Pillau. — Im Oval: Starke Gefährdung des Münsters zu Ulm an der Donau durch Mauerrutsch: Baurat Wachter vom Ulmer Münsterbauamt vor abgestürzten Verzierungen.





Aus dem Alexanderheim für russische Emigranten in Tegel bei Berlin, dessen Insassen sich durch Stickereien, Schnitzarbeiten u. a. den Lebensunterhalt verdienen: **Links:** Heiminsassen, mit Übersetzungen und Stickereien beschäftigt. **Rechts:** Die Bibliothek des Heims.

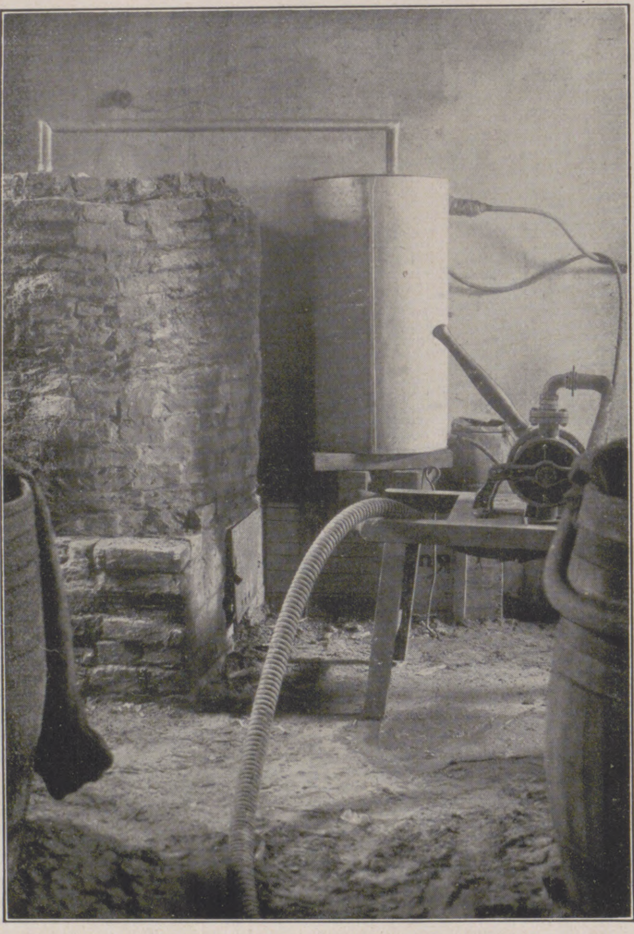
um den Willen, den man in Moskau schon lange hat, den Sun Yat Sen anklingen ließ (in seinem Brief vom August 1924 an den Abgeordneten Inukai, den Führer der japanischen Fortschrittspartei) in Taten umzusetzen, und in naher Zukunft kommt vielleicht an uns der Appell, ob wir uns zur Mitwirkung bereitfinden oder sie versagen.

Darin liegt die entscheidende Bedeutung des russisch-japanischen Vertrages für Deutschland und Mitteleuropa. Es hat allen Grund, jeden Buchstaben der Veränderung des Völkerbundsprotokolls durch Japan wie jedes Wort des neuesten Instruments von Peking genau zu kennen und zu wägen; denn vielleicht hängt wirklich sein Schicksal daran. Nicht die Fischgewässer von Sachalin, der Küstenzutritt zum Ochotskischen Meer und zu den Buchten der Japansee, nicht der Prozentsatz Ölausnutzung und Entschädigung dafür zwischen Japan und Rußland, nicht die Entschuldigung für das Gemetzel von Chabarowsk (ein Gemetzel mehr, eins weniger in so großen Abwicklungen — was verschlägt das solchen Mächten im Grund!), nicht das geflissentlich in den Vordergrund Geschobene also ist das Entscheidende am russisch-japanischen Ausgleich im Fernen Osten. Das Entscheidende ist vielmehr, daß er überhaupt zustande kam, daß er beiden Mächten eine Rückenfreiheit gewährleistet, die sie seit Itos Tagen um 1909 nicht mehr hatten, daß er den Trägern der Kontinentalverständigung die seegewaltige national und rassemäßig noch so geschlossene Flügelmacht zur Seite stellt und damit ihren geopolitischen Rahmen von einem Wunschziel verschwommener Hoffnungen zu einer festen Wirklichkeit umschafft.

Wer will nun ernstlich einer asiatischen Monroedoktrin: „Asien den Asiaten" die Billigung versagen (da sich ja in diesem Fall die Sowjets zu den Asiaten rechnen!)? Wer hat die Macht dazu, und wer wagt seine Zukunft daran? Und wer hemmt auf die Dauer die Millionen Südostasiens, die hoffend ihre Blicke auf die Kultur und Macht führenden großen asiatischen Vorkämpfer richten, die ihre Einigung vollzogen haben?

Wir haben in Deutschland, in Österreich, in Mitteleuropa keinen, auch nicht den geringsten Grund, um die nun gefährdeten Besitztümer der Großräuber der Erde zu bangen. Wohl aber sehen wir eine Möglichkeit, daß ihrer von Osten kommenden Gefährdung für uns wieder eine Morgenröte der Freiheit und Selbstbestimmung entsteigt, und sei es aus Zusammenbrüchen, die zunächst auch unser ganzes Leben noch einmal schwer erschüttern und in Gefahr bringen.

Aber es kann allerdings aus diesem schmalen Stück Papier in Peking für den Mitteleuropäer ein Zwang zu einer Schicksalswahl emporsteigen, die sein politisches Urteilsvermögen auf die schärfste Probe stellt. „Bis peccare in bello non licet", zweimal danebengreifen im Krieg ist unerlaubt; so faßte ein altes Römerwort die Verpflichtung für Männer und Völker zusammen, aus ihren Fehlern zu lernen. Wir haben einmal in Ostasien eine von Grund aus verkehrte Politik getrieben, tollpatschig zugegriffen, wo wir mit höchster Vorsicht hätten zurückhalten müssen, die kalte Schulter gezeigt, wo wir eine für unsere ganze Zukunft höchst wertvolle Völkerfreundschaft neben unerwartet starker Waffenhilfe hätten haben können. Frage sich nun jeder, ob er sich nicht mit einer scheinbar menschenfreundlichen Verpflichtung (wie dem Völkerbundspakt?) in Wahrheit bindet, die Rechte von Unterdrückern gegen Unterdrückte zu wahren, die wie wir des Rechts der Selbstbestimmung beraubt sind. Nicht Beihilfe bei der eigenen Niederhaltung, Verknechtung und Ent-



Aushebung einer großen geheimen Spritbrennerei in einer ehemaligen Kesselschmiede in der Müllerstraße im Norden Berlins: Der unterirdische Fabrikationsraum. (Phot. Wipro.)





Links: Vom Faschingstrubel in Oberwiesenthal im Erzgebirge: „Skijöring" auf dem Marktplatz. — **Rechts:** Zum Wiederaufleben der fast 100 Jahre alten Sitte der Fastnachts-Volksspiele nach der Unterbrechung durch den Krieg in Weil der Stadt bei Stuttgart: Hochzeitszug aus dem historischen Festzug am 22. Februar.







Vor der Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse 1925.

Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.





Oben links:

Maschinenmontage in der neuerbauten Halle 9 auf dem Ausstellungsgelände der Technischen Messe.

Oben rechts:

Die schmückenden Hände bei der Arbeit.

Mitte rechts:

Malerwinkel im Meßhaus.

Unten links:

Ankunft in Leipzig.

Rechts nebenstehend:

Einrichten der Ausstellungsräume.

wehrung zu leisten, das ist schließlich ein letztes Mittel des Waffen- und Wehrlosen, das dem Hungerstreik des einzelnen entspricht und dem Begriff der Non-Cooperation, wie ihn Gandhi geprägt hat, nahe verwandt ist. Halten wir uns wenigstens dieses Recht frei, und prüfen wir, wann wir den Augenblick ersehen müssen, aufzuspringen, wenn unsere Bedränger von neuen Mächtegruppen von den Sitzen des Übermuts geworfen werden. Ostasiens Hoffnungsschimmer ist auch einer für Europa, mindestens ein Probepfeil, ob neue Gruppierungen möglich sind. Und deshalb begrüßen wir die japanisch-russische Verständigung, obwohl wir uns aller mit ihr für eine ruhige evolutionäre Weltentwicklung der nächsten Jahre verbundenen Gefahren bewußt sind. Aber diese Gefahren kannte auch Japan, als es sich mit dem scheinbar gefährlichsten Gegner vertrug und es wagte, daß seine innere Struktur das gemeinsame Ringen mit einem so gefährlich gearteten Verbündeten aushalten werde. Dieser letzte innerste Entschluß wird immer ein Wagnis auf die Volksseelenstärke, auf die Gesundheit der Staatsstruktur und das eigene Charaktergleichgewicht bleiben müssen; und Japan traut es sich zu, mit dem Teufel auf du und du zu sein und dennoch sich selber treu zu bleiben!



Von den Kämpfen in Marokko: Kriegsberatung von Führern der Rifkabylen bei einer Teestunde in einem von den Spaniern mit Granaten beschossenen Hause in der von letzteren geräumten Zone des Wad-Lau-Gebietes. Nach der Zeichnung eines im Hauptquartier der Rifkabylen weilenden Zeichners.

Die Spanier haben es bei ihren Kämpfen in Marokko mit einem überaus zähen und listigen Gegner zu tun, der ihnen so viele und große Verluste beibrachte, daß sie sich entschließen mußten, ihre Kampffront in die Nähe der Küste zurückzuverlegen, wobei sie auch das Wad-Lau-Gebiet räumten. In ein Haus dieses Gebietes gibt unsere Abbildung einen Einblick. Rifkabylenführer halten hier bei der in Marokko so beliebten Teestunde Kriegsberatung ab. Der Mann am Telephon unterhält die Verbindung mit den Kämpfenden und dem Hauptquartier.

Ein kunstgeschichtlich wichtiger Goldfund in Bulgarien.

Von
Prof. Dr. C. Kaßner.

(Abbildungen siehe Seite 362.)

Schon vor der Römerzeit und besonders in ihr gab es in Bulgarien, das aus Teilen der römischen Provinzen Moesia superior und inferior sowie von Thrazien bestand, blühende, wohlhabende Städte, und stellenweise war hier großer Reichtum aufgehäuft, der nicht nur in Geld vorhanden war, sondern sich auch in kostbaren Geräten und Gefäßen sowie in vielen Marmorfiguren und Reliefs zeigte. Bei den vielen Völkerdurchzügen und Kämpfen ist aber vieles vernichtet oder versteckt worden, und erst jetzt findet man hier und da manch vergrabenen Schatz.

Eine Art von leicht sichtbaren Fundstellen bilden die Mogili oder Tumuli, Hügel von wenigen bis gegen 20 m Höhe und oft von 20 bis 50 m Durchmesser. In der Mehrzahl handelt es sich um eine Art Hünengräber, um Grabstätten von Häuptlingen des frühen Mittelalters oder noch älterer Zeit; doch scheint ein Teil zu anderen Zwecken (Wegemarken, Posten usw.) aufgeschüttet zu sein. Allzu große Kostbarkeiten hat man bisher in ihnen nicht gefunden, da ein Teil schon in früheren Jahrhunderten durchwühlt worden war.

Unvermutet aber wurden durch den Pflug und sonstwie wiederholt große Kostbarkeiten dem Tageslicht wiedergegeben. So fand man vor einigen Jahren südlich von Warna einen Miniatursarkophag aus Marmor, der etwa 40 cm lang, 15 cm breit und 20 cm hoch ist, mit dachförmig gestaltetem Deckel. In ihm stand ein ähnlich gestaltetes Blechgehäuse und darin wieder ein ähnliches, aber silbernes Gehäuse ohne besondere Verzierungen von 12 bis 15 cm Länge, 6 cm Breite und 8 bis 10 cm Höhe. Auf diese Steigerung von Stein zu Blech und zu Silber folgt ganz innnen die Hauptsteigerung, nämlich ein rechteckiges Kästchen von 430 g Gewicht mit Schiebedeckel. Die Seiten sind je mit mehreren stark vorwölbenden Edelsteinen in Goldfassung besetzt. Oben an der Kante läuft ringsherum ein 1 cm breiter Streifen mit mäanderartig aneinandergereihten Einsätzen von rubinähnlichen Steinen in Goldleisten. Auch der Deckel trägt Edelsteine. Das Ganze ist so wunderbar erhalten, daß es fast wie neu aussieht. Dieser Schachtelkasten stammt wohl aus altbyzantinischer Zeit und enthielt vielleicht die Reliquie eines Heiligen. Das Kunstwerk bildet die größte Zierde des hübschen Museums von Warna.

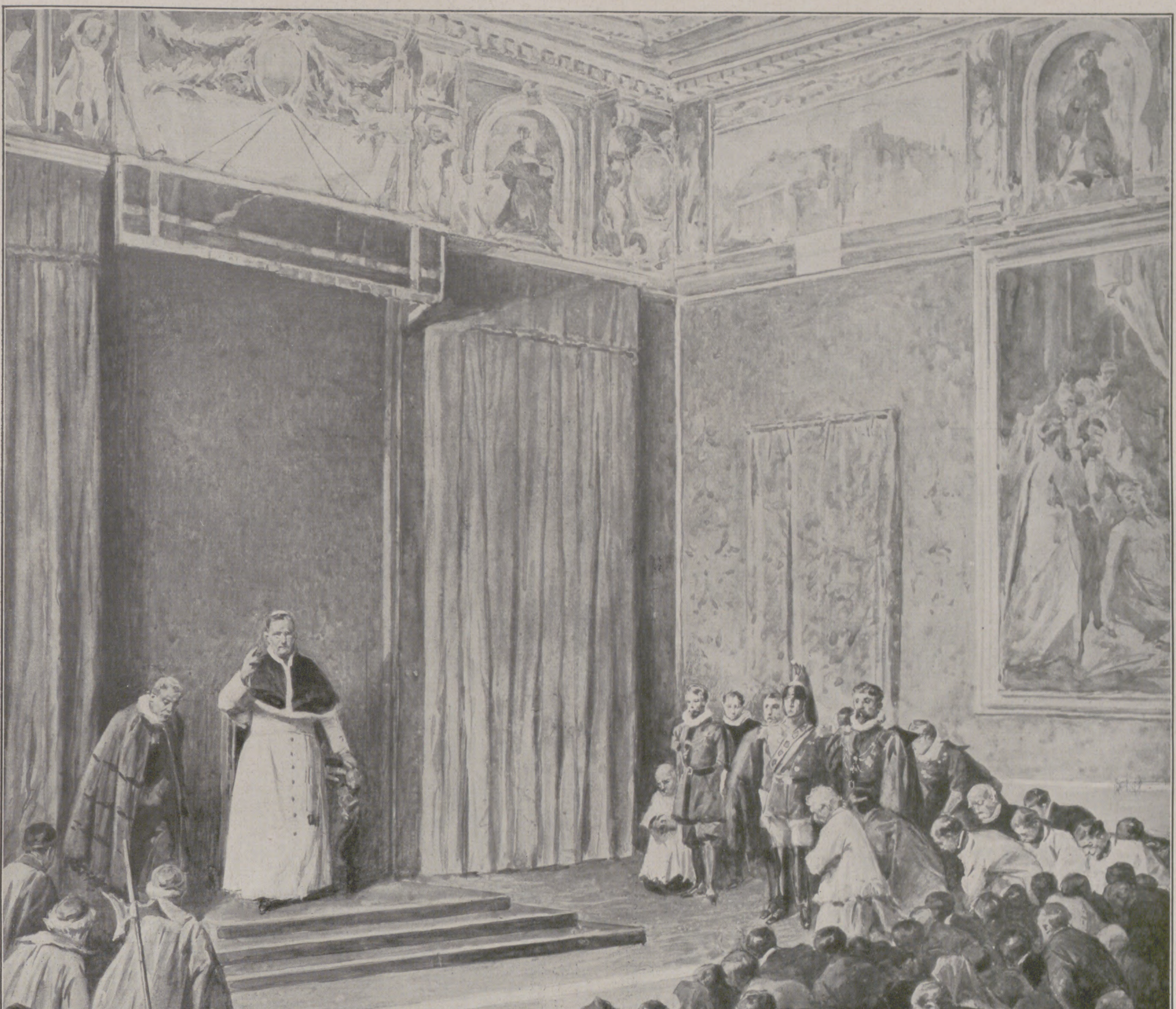
Einen Goldfund anderer Art machte man, wie Prof. Filoff (Sofia) berichtet, im Jahre 1903 beim Dorfe Sgarlii, 11 km nordwestlich der südbulgarischen Stadt Tatar-Pasardschik, im Schutt einer alten Befestigung. Dort fand man 25 kg goldene byzantinische Münzen aus dem 12. Jahrhundert, ein großes goldenes Kreuz, und 11 silberne Gefäße. Leider konnte von dem Schatz für Bulgarien nichts gerettet werden; ein Teil ging ins Ausland, der andere wurde eingeschmolzen.

Im Jahre 1909 wurde bei dem Dorfe Nikolajewo bei Plewen (Plewna) ein ebenfalls sehr wertvoller Fund aus der Römerzeit gemacht. Er bestand aus einer großen Zahl von goldenen Kleinodien, mehreren silbernen Gefäßen und ungefähr tausend römischen Silbermünzen. Diesmal erfuhr die Behörde rechtzeitig davon und konnte den Schatz für das Nationalmuseum retten. Genaue Untersuchungen ergaben, daß er in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. zur Zeit der verheerenden Einfälle der Goten in die Länder der Balkanhalbinsel eingegraben sein muß.

Der wohl bedeutsamste Fund (Abbild.) aber wurde kurz vor Neujahr 1925 (am 28. Dezember 1924) bei Feldarbeiten im Gelände des Dorfes Waltschitrön, 22 km südöstlich von Plewen, gemacht. Schon rein äußerlich ist er bemerkenswert, denn man ergrub Gefäße und Deckel aus reinem Golde im Gesamtgewicht von $12^1/_4$ kg. Der Fund umfaßt fünf Gefäße von ganz ungewöhnlicher Form und wunderbarer Arbeit sowie mehrere Deckel, von denen einige sehr reich verziert sind. Das größte Gefäß (Abbild. 1) ist halbkugelig, hat 27 cm Durchmesser und wiegt allein $4^1/_2$ kg. Es besitzt zwei senkrecht stehende Henkel von äußerst eleganter Form. Ein kleineres Gefäß (Abbild. 2) von 1140 g Gewicht besteht aus drei Näpfen in Eiform, die durch ein Rohr miteinander in Verbindung stehen und an einem silbernen Henkel befestigt sind. Nicht weniger bemerkenswert sind die zwei großen Deckel (Abbild. 3a und b) von 35 cm Durchmesser und 3605 g Gewicht, die reich verziert sind, und zwar mit Motiven in Spiralform, die in das Metall eingegraben wurden; die Griffe haben die Form von Zwiebeln mit kleinen zackigen Kugeln oben.

Der Wert des Fundes besteht aber nicht in dem großen Metallwert, sondern darin, daß es sich um Gegenstände handelt, wie sie in dieser Art nirgends vorkommen. Man kann daher Fragen nach der Zeit und dem Ort ihrer Entstehung nicht ohne weiteres beantworten. Prof. Filoff glaubt aber doch einige Anhaltspunkte zur Bestimmung von Zeit und Ort gefunden zu haben. Auf jeden Fall sind es Gegenstände der alten Zeit, worauf die Form der Gefäße, die senkrechten Henkel, deren Befestigungsart und technische Besonderheiten hinweisen. Man findet außerdem Elemente, die deutlich auf eine orientalische Entstehung schließen lassen, z. B. die Griffe in Zwiebelform und die Verzierungsart der Deckel.

Die eigenartige Mischung antiker und orientalischer Verzierungsformen findet sich nach Filoff auch in dem 1799 in Ungarn gefundenen sogenannten „Schatz des Attila", wenn auch die Form der Gefäße eine andere ist und nach Direktor Protitsch auf dem neuen Funde bemerkenswerterweise keine menschlichen Figuren dargestellt sind. Die im Norden Indiens, in der Gegend von Gandara, entdeckten Bildhauerwerke lassen erkennen, daß die antike griechische Kunst bis in diese Gegend des inneren Asiens vorgedrungen sein muß. Die Vermischung der antiken und orientalischen Kunst wird im Iran und Turan, im Süden und Osten des Kaspischen Meeres, stattgefunden haben, und hierher muß man die Entstehung des sogenannten Schatzes des Attila und auch die des neuen bulgarischen Fundes von Waltschitrön verlegen. Der Schatz von Waltschitrön ist etwa dem 7. oder 8. Jahrhundert zuzuschreiben.

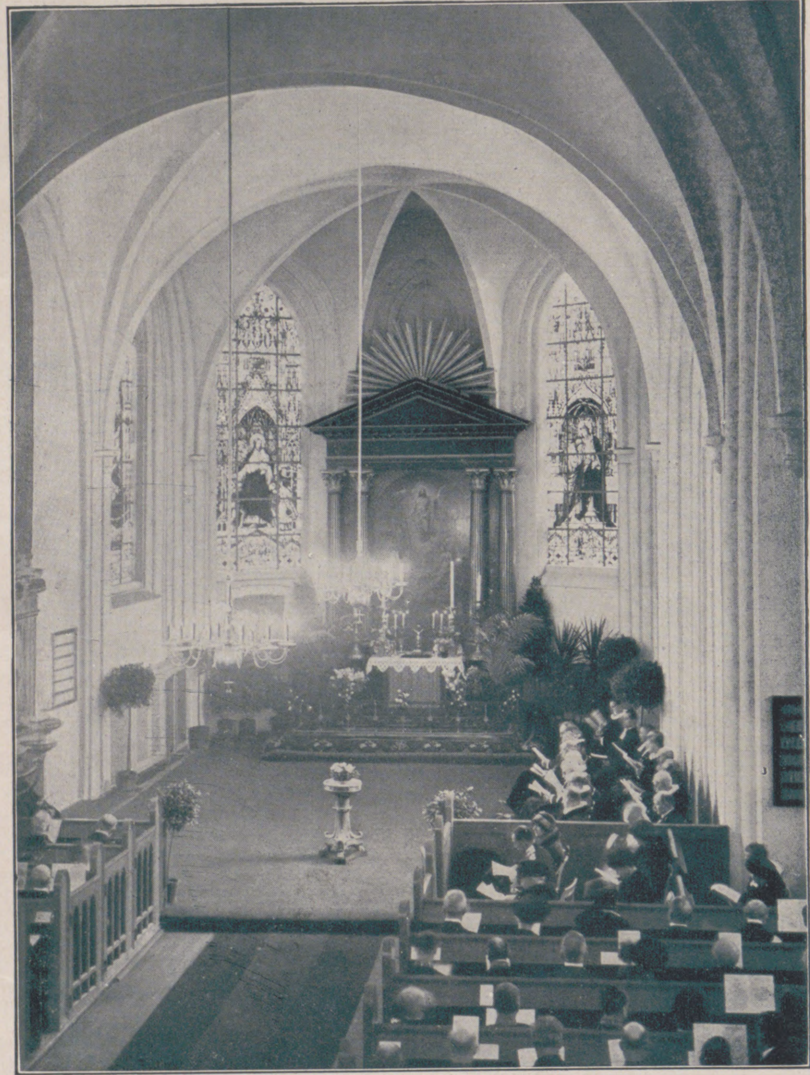


Vom Heiligen Jahr in Rom: Empfang eines Pilgerzuges aus Deutschland durch Papst Pius XI. im Konsistoriensaal des Vatikans.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von M. Edmondo Abbo



Der historisch wichtige Goldfund in Bulgarien, der am 28. Dezember 1924 bei dem Dorfe Waltschitrön, südöstlich von Plewen, gemacht wurde. (Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 360.)

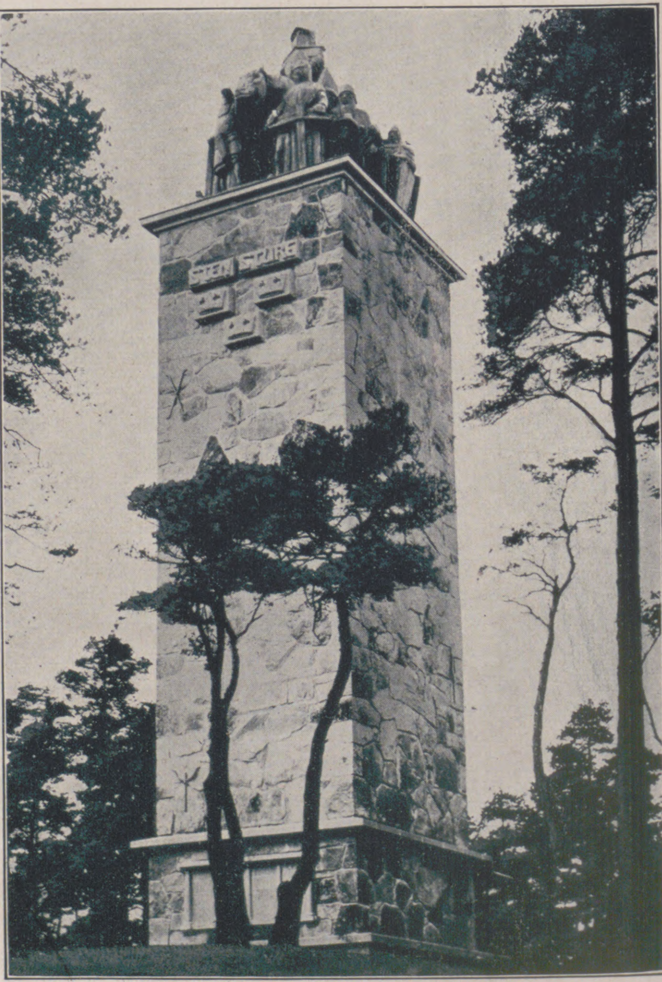




Die Einweihung des Peters-Museums in Gegenwart mehrerer Kardinäle zu Rom am 20. Februar. Das Museum enthält die Reste der alten Peterskirche und die Pläne der neuen.

Links nebenstehend: Die Feier des 350jährigen Bestehens der deutschen St. Petrigemeinde in Kopenhagen am 22. Februar: Festgottesdienst in der St. Petrikirche. Rechts am Altar: Der dänische Bischof und die vornehmsten dänischen Prediger; davor im Gestühl: König Christian X. von Dänemark mit Mitgliedern der Königsfamilie.





Links: Die an Stelle der alten Hängebrücke neuerbaute Zähringerbrücke über die Saane in Freiburg in der Schweiz.. Die Höhe der Brücke beträgt 48,5 m, die Länge 249,5 m. — **Rechts:** Das neuerrichtete schwedische Nationaldenkmal in Upsala. Das Denkmal wird gekrönt von einer Gruppe schwedischer Krieger mit dem Nationalhelden Sten Sture in der Mitte, der als Reichsverweser durch seinen Sieg über den dänischen König Christian I. bei Stockholm am 10. Oktober 1471 die Unabhängigkeit Schwedens behauptete.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter.

(9. Fortsetzung.)

Ein lächelnder junger Mensch, der nicht gerade den edelsten Vertreter bajuvarischen Typs darstellte, führte das Reitpferd des Königs. Die rote Satteldecke zeigte in Gold das königliche L mit der Krone. Der Bereiter hatte sich eine Zigarre herausgeholt und rauchte, entgegen der Vorschrift.

Vater Bülow bemerkte und mißbilligte dies. Er saß mit Marie Luise im Wagen, ihnen gegenüber ein auf dem Schloß diensttuender Beamter. Dieser Herr lächelte.

„Das ist der Bereiter Hornig, ein Günstling Seiner Majestät. Er kann sich viel erlauben."

„Ein Bereiter?" fragte Baron Bülow, als habe er nicht recht gehört.

„Gewiß, Baron. Bereiter Hornig. Man hat auch gehört, daß er aus königlichem Mund ‚mein edler Richard' genannt wird. Der allergnädigste Herr hat keine jungen Freunde. Da ergibt sich der Wunsch, mal einen jungen Menschen vertraulich anzureden. Wie's eben trifft."

Baron Bülow zuckte die Schultern. Marie Luise sah gespannt nach der Tür. Max sollte doch mit zur Truppenrevue ausreiten. —

König Otto von Griechenland fragte:

„Wieviel Uhr ist es jetzt?"

„Ein Viertel nach zwölf, Eure Majestät."

„Und auf wann ist die Revue anberaumt?"

„Zu Befehl, Eure Majestät, auf zwölf Uhr."

Der König besann sich auf eine Sentenz.

„Die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit bei uns", sagte er. „Es bleibt nichts übrig, man muß Seine Majestät wecken!"

Der königliche Befehl des Hausherrn eilte in die Gemächer des regierenden Herrn.

Der Kammerherr brachte ihn dem Adjutanten, der gab ihn an den Kammerdiener, der Kammerdiener an den Kammerlakaien weiter.

Der Kammerlakai betrachtete den königlichen Schläfer, schüttelte den Kopf und flüsterte an der Tür dem Kammerdiener zu:

„I trau mi net. Das kann tun, wer will."

Der Kammerdiener verfiel in Nachsinnen. Plötzlich strahlte seine Miene auf: „Der Hornig därf das wagen", war seine Erkenntnis.

Die Wartenden auf dem Residenzplatz sahen, wie ein Diener zu dem Bereiter gestürzt kam und ihn ins Schloß holte.

Eine halbe Stunde später kam der König. Hinter ihm das königliche Paar und die Suiten. Max grüßte zu Marie Luise herüber. Der König schritt pathetisch seinem Pferde zu. Er trug die grüne Ulanenuniform mit dem karmesinroten Brustlatz. Er wirkte gleich seinem Onkel wie in soldatischer Verkleidung, aber er ritt gut und sah im Sattel heiter und froh aus. —

Marie Luise beobachtete das glänzende Schauspiel der Truppenschau mit wunderlichen Gefühlen. Sie sah ihren Max bei der Suite des Königs — und vor ihrem Geist tauchte das Bild auf, wie er bald, in Leder und Loden gekleidet und alles Glanzes bar, einen Inspektor machen sollte.

Sie flehte den Himmel an, es möchte eine andere Wendung kommen. Nicht um ihretwillen. Aber Max würde die verlassene Karriere doch irgendwann einmal schmerzen. Wie frisch und kraftvoll er wirkte!

Doch plötzlich schien eine Verlegenheit über ihn zu kommen. Marie Luise drehte das Opernglas, ein kleines Perlmutterding, hin und her und sah, der Oberst Hochsattel war, hoch zu Roß, zum König herangefohlen.

Es begannen jetzt die Vorstellungen.

Während Marie Luise von fern den Vorgang überblickte, war Max in tausend Nöten. Er kannte seinen Vater. Dem kam es nicht auf eine anzügliche Bemerkung wegen seiner verfrühten Pensionierung an. Da hörte er denn auch schon des Vaters Stimme laut und kräftig:

„Zu Befehl, Eure Majestät, leider kaltgestellt."

Doch der König lächelte: „Sind zur Wissenschaft abkommandiert, Herr Oberst. Wollen Gegner gleich gehörig einseifen mit Byronbüste. Ich werde Seine Majestät, den König der Hellenen, bitten, daß die Kiste gesucht wird." —

Der Oberst war dunkelrot geworden, als er das Wort „einseifen" vernahm, das nicht gerade den schönsten Klang hatte. Begab sich der königliche Jüngling aus den Höhen der ihm so „wonnigen" Richard-Wagner-Sprache herab in den Alltag, so gebrauchte er es gern. Doch als der Broschürenschreiber vernahm, die Kiste solle gesucht werden, richtete er sich hoch im Sattel auf und rief: „Zu Befehl, Eure Majestät, ganz süperb. Alleruntertänigsten Dank." — —

Der König nahm den Tee bei Onkel und Tante. Er war schon wieder im Frack, er haßte die Uniform. Das kleine Gefolge und Bülow und seine Tochter wohnten dem Tee bei. Die Königin Amalie winkte Marie Luise zu sich und ging mit ihr in eine Fensternische, lächelte vertraulich und dämpfte die klirrende Stimme zu einem akzentuierten Flüstern:

„Kleine Bülow, öffnen Sie dem König mal bißchen die Augen. Wie wenn es Holzdocken wären, hat er gestern mit den Damen getanzt. Immer schwebt er in anderen Sphären, bei den Lohengrinen und Elsas von Brabant. Zeigen Sie ihm einmal, was eine junge Dame von heute ist." Sie wandte jäh den Kopf und blickte aufhorchend in den Raum. „Einen Augenblick, Kindchen!"

Marie Luise sah, wie sie zwischen die beiden Könige trat. „Lieber Otto, aber sicherlich wird sich die Kiste finden, wenn unser liebster Neffe Ludwig es wünscht!"

Die Kiste! Marie Luises Herz klopfte laut. Sie sah, wie sich die Königin zu ihrem etwas mißmutigen Gatten herabbeugte, lächelte und dann Ludwig zunickte.

Die Königin war wieder bei Marie Luise in der Fensternische.

„Man hat immer seine Mühe mit den Herren", flüsterte sie zwanglos. „Also, nun hat der Ludwig auch noch Sehnsucht nach einer alten Büste. Schrecklich, schrecklich! Nun kommen Sie, ma petite. Sie setzen sich jetzt da drüben an den Tisch mit den Prachtwerken und blättern ein wenig darin. Und dann schicke ich Ihnen Seine Majestät. Sie werden ihn ein bißchen aufmuntern und ein bißchen verführen. Damit er die Damen nicht mehr für Holzpuppen hält. Vielleicht reden Sie von der Maria Stuart, die keine Holzdocke war. Es sollte heute abend der Troubadour gegeben werden, aber Seine Majestät will ausgerechnet ein Trauerspiel! Aber, mon dieu, nun ja, es wird auch vorübergehen.

Nun, kleine Bülow, also vorwärts! Sie können auch so sachte mit dem König ins Nebenzimmer gehen, weil er doch so für die Einsamkeit ist."

Die königlichen Wünsche sind Befehle. Marie Luise verbeugte sich und antwortete, sie wolle tun, was sie könne.

Und dann ging sie zu dem etwas abseits stehenden Tisch und begann in den Bänden zu blättern, die aufgelegt waren. Nach ein paar Minuten hörte sie die laute Stimme der Königin: „Wir haben drüben eine sehr schöne Bilderbibel von Gustav Doré, liebster Ludwig. Baroneß Bülow wird sie dir zeigen."

Ludwig stand auf. Der vertraute Kammerherr Ihrer Majestät sagte, wie gedankenlos: „Den Sündenfall?" und war sicher, seine hohe Gebieterin zu belustigen. Denn es gingen amüsante Geschichtchen über die große Unschuld des jungen Königs. Zu Anfang seiner Regierung hatten die Minister verzweifelt beraten, wer dem Souverän einige Einblicke in den Lauf des Erdendaseins geben solle. Er war wie Parzival ein reiner Tor und hatte sich erkundigt, wieso die Gretchentragödie möglich sei, da eine Vermählung nicht stattgefunden habe.

Marie Luise wußte von diesen Geschichtchen, die Königin Amalie so sehr erheiterten, nichts. Sie hörte den pathetischen Schritt des Königs herannahen, blickte auf und sah, daß er bedeutend mehr verlegen oder befangen war als sie. Sie schlug also geistesmächtig die Bilderbibel auf und blätterte, bis der Turmbau zu Babel in die Erscheinung trat. Da Ludwig II. sich für den Bau von Versailles so interessierte, fand er vielleicht an Bauten überhaupt Geschmack. Sie zeigte auf das Blatt, und als der König stumm blieb, mußte sie wohl sprechen. Es brauchte nichts Besonderes zu sein. Menschen von Welt beginnen ein Gespräch nie mit einer Originalität. Das machen immer nur Außenseiter des gesellschaftlichen Lebens.

„Sehr hübsch sind hier die Figuren verteilt, nicht wahr, Eure Majestät?"

Ludwig sah gleichgültig auf das Blatt, veränderte jäh den Ausdruck und lachte.

„Ob man heute noch einen solchen Turm bauen könnte? Haben Sie die Türme von Notre-Dame de Paris gesehen, Baronesse? Waren Sie bei den Chimären? Sind diese nicht fürchterlich?"

Marie Luise fand es im Augenblick fürchterlicher, von der Teegesellschaft bei ihrer „Aufmunterung" des Königs beobachtet zu werden. Sie beantwortete die Fragen und leitete über, wie schön die Aussicht vom Nebenzimmer auf den Michelsberg und seine bemerkenswerten Türme wäre.

Sie veranlaßte den König, diesem Aussichtsplatz näher zu treten, und nahm dann, zwar in Seh-, aber nicht mehr in Hörweite von der kleinen Versammlung, mit ihm an einem kleinen Fenstertisch Platz.

Sie konnte sich nicht rühmen, die Augen des Königs zu fesseln. Ludwig hatte sie immer auf den Plafond oder ins Leere gerichtet. Aber er stellte in Hast und anscheinender Wißbegier immer neue Fragen nach Einzelheiten von Versailles.

Die Geisterblässe seines jungen Gesichtes hatte fast etwas Erschreckendes. Sein wunderschön geformter Mund war so seltsam schmerzlich, daß in Marie Luise ein stärkeres Gefühl erwachte: halb Mitleid, halb Scheu. Sie empfand instinktiv, hier ist ein Mensch, der am Leben leidet, ohne es aussprechen zu dürfen, ohne die Wohltat eines Vertrauten zu haben. Die matte Elfenbeinfarbe der Haut blieb völlig gleichmäßig; es war, als ob der König gar nichts empfände zu seinen Worten. Er fuhr fort, seine hastigen Fragen herauszustoßen.

Marie Luise hatte eben erzählt, welch ungeheuerlichen Eindruck es auf sie gemacht, als sie zum erstenmal durch die Säle und Gemächer und Galerien von Versailles ging, aus denen seit über einem Jahrhundert die Feste geflohen. Angesichts dieser Verödung sei es sie wie eine ungeheure Angst, die sich nicht beschreiben lasse, überkommen.

Mit einem hochmütigen Aufzucken der Lippen antwortete Ludwig II.: „Die königliche Einsamkeit kann nur ein König verstehen."

Sie dachte mitleidig, daß ihn um solchen Stolz niemand beneiden müsse, und antwortete in einem gewissen Freimut:

„Aber die Baumeister haben jene Einsamkeit doch nachfühlen können. Wie hätten sie sonst die Paläste und Schlösser dem königlichen Geiste anpassen können, Eure Majestät!"

Sie wurde plötzlich eines Blickes gewürdigt. Sie sah die großen dunkelblauen Augen voll auf sich gerichtet — zu dem schmerzlichen Wort: „Kann ein König Freunde haben?" Und sie sah etwas sehr Schönes und sehr Rührendes: unter den herrlichen Augen flog ein leiser grauvioletter Schatten hin, als das Zeichen großer Erregung.

Eine Sekunde lang grub sich eine kleine Falte zwischen Marie Luises dunkle Brauen, und um ihren klugen Mund kam ein Zagen. Dann sagte sie:

„Darf ich Eurer Majestät die Geschichte des Marschalls Berthier erzählen?"

„Ich weiß doch! Er stürzte sich hier aus einem Fenster, er war krank. Ist sonst noch etwas aus seinem Leben zu erzählen, Baroneß?"

„Nur dies eine, Majestät. Der Fenstersturz kam nicht infolge einer Krankheit. Berthier, hochgehoben durch den Kaiser, verließ ihn und ging in die Dienste des Bourbonen. Aber hier, zu Bamberg, sah er dann die Truppen vorüberziehen nach Waterloo. Und die Stunde seines Selbstgerichtes kam. Der Marschall mag wohl den Ruf des Kaisers gehört haben an seine alten Grenadiere. Er wagte dem kaiserlichen Herrn nicht mehr ins Auge zu sehen. Er erkannte die Unehre, die Schande seiner Untreue — und endete durch den Fenstersturz sein Leben."

Sie hatte sich in eine gewisse Erregung gesprochen, und sie fühlte nun plötzlich, daß der Blick des Königs sie etwas verwirrte.

„Und wie wollen Sie mit der Geschichte meine Frage beantworten?"

„Ich wollte sagen, Eure Majestät, der Marschall Berthier hat seine Gewissensschuld gesühnt. Er starb doch für seinen Kaiser. In seiner Geschichte liegt etwas: Die Welt kennt nicht viele Menschen, die an der Tragödie des von ihnen verletzten Freundesideals gestorben sind."

Der König reichte ihr spontan die Hand. Ein Leuchten glomm in seinen Augen auf:

„Ah, Sie glauben an wahre Freundschaft?"

„Felsenfest, Majestät", sagte sie warm. Und dann den Augenblick wahrnehmend, fuhr sie rasch und ein wenig keck fort: „In Eurer Majestät Händen liegt es, zwei alte Freunde wieder zu versöhnen, die der Streit um eine Büste aus Griechenland trennt."

Ludwig lächelte. „Das ist die Sache mit der Kiste. Ja, ja, das soll gemacht werden."

Er verbeugte sich leicht, die Unterredung beendend, trat aber dann jugendlich lebhaft noch einmal zu ihr und sagte: „Wie schön, daß Sie an Freundschaft glauben!"

Die Königin kam herangerauscht.

„Gut unterhalten? Nun, das Schauspiel beginnt bald, liebster Ludwig." — —

Das Theater von Bamberg ist äußerlich ohne viel Ansehen, im Inneren reizendes Rokoko. Marie Luise, zwischen ihrem Vater und einem Leutnant sitzend, hörte die Schillersche Tragödie in gewisser Gleichgültigkeit an. Max war in einer Garderobe und lernte!! Er mußte wieder zur Separatvorstellung, doch auch im Hause anwesend sein, wenn etwa der König befehlen würde. Marie Luise dachte an die Kiste, an die Büste. Sie zitterte bei dem Gedanken, wie die Enthüllung ausfallen würde. —

Auch der Bildhauer Seiling war im Theater. Er wollte das Glück haben, den wunderschönen König zu sehen. Als der letzte Akt kam, schlich sich Seiling fort und eilte hinaus zum Residenzplatz. Der heiße Wunsch, den König noch einmal sprechen zu dürfen, gab ihm die Hoffnung ein, er könne vielleicht in der Nacht gerufen werden. Oder der König würde sich erinnern, wenn bei der Anfahrt vor dem Schloß sein Blick auf ihn fiele. So pendelte er im matten Sternenschein über den weiten Residenzplatz vom Dom zum Schloß, vom Schloß zum Dom, das Herz voll sonderbarer Hoffnungen.

Plötzlich kam ein Hofwagen, so rasch es der steile Katzenberg erlaubte, herangefahren. Seiling war auf seiner Wanderung gerade am Dom. Der Wagen hielt unter der großen Freitreppe. Ein Lakai sprang ab, lief auf Seiling zu und sagte atemlos: „Wissen Sie, wo der Meßner wohnt, der König will in den Dom!" Vor einem Wunder hätte Seiling nicht freudiger erschrecken können.

Als Bamberger Kind wußte er, wo der Meßner wohnte. Er rannte dem nahen Hause zu, gefolgt von dem Lakaien. Sie rissen an der Klingel, pochten an der Haustür, riefen einem alten, aus dem Schlaf gestörten Mann durchs Fenster den königlichen Befehl zu. „Keine Umstände, den Schlüssel zum großen Tor. Seine Majestät kann nicht warten, bis Sie sich angekleidet haben, kommen Sie nach — rasch, rasch den Schlüssel!"

Keuchend kam Wichie Seiling mit dem Schlüssel herbei, der Lakai mit einer Laterne.

Sie öffneten das große Tor — Finsternis quoll ihnen entgegen.

Seiling wandte sich, von schauernder Furcht angeweht. Da stand der König vor ihm. Seine hohe Gestalt, die Blässe des Gesichts, erhöht durch die dunkle Kleidung, der leere, ekstatische Blick, dies alles machte, daß er wie eine rätselhafte Erscheinung wirkte.

Der Lakai hielt die Laterne hoch: der König betrat den Dom.

Langsam kam hinter ihm ein junger Offizier. Als er Seiling erkannte, trat er auf ihn zu und fragte: „Ja, wo kommst du denn her, Wichie?"

„Du bist es, Max? Was ist denn, was geht hier vor?"

Vor der Residenz rollten die anderen Wagen an. Max warf einen sehnsüchtigen Blick hinüber.

„Der König ist sehr bewegt von Maria Stuart! Aber nicht so, wie unsereins es wäre", sagte er halblaut. „Wir würden der Schauspielerin unsere Huldigung bringen und sie zum Souper bitten. Aber der König tut anderes. Er läßt sich den Dom aufschließen, um für das Seelenheil der unglücklichen Schottenkönigin zu beten!" Max machte eine Pause. Dann flüsterte er: „Das ist, das ist doch ein wenig — verrückt."

„Es ist schön", antwortete Seiling schwärmerisch. „Mein Gott, wenn ich sprechen dürfte!"

„So geh mit hinein, du bist doch der Meßner mit dem Schlüssel —"

Sie schlichen in den Dom. Es hielt schwer, im großen Schiff, ohne Lärm zu erregen, vorwärts zu kommen. Denn es herrschte absolute Finsternis. Nur fern, im Chor, leuchtete in der halben Höhe der Kuppel das ewige Licht, vorm Hochaltar die Laterne.

Dorthin strebten die Freunde.

Sie kamen bis zu den letzten Bänken vorm Altar. Und sahen im Laternenschein, wie der König kniete, ab und zu die weißen gefalteten Hände hob, betend für das Seelenheil von Maria Stuart, einstmals Königin von Schottland — —

Auch Max fühlte plötzlich: Das war nicht Theater, nicht Pose. Es war ein Bedürfnis und eine Überzeugung. Es war eine Nuance, wie sie sich nur ein König gestatten kann. Freilich nur ein König, der seiner Gegenwart sehr fernstand.

Ein Leuchter mit einer großen Opferkerze war Max nahe. Er suchte seine Taschen ab und fand Streichhölzer, machte ein paar Schritte und zündete die Opferkerze an.

„Nimm sie heraus, den kolossalen Leuchter kannst du nicht schleppen — nimm die Kerze, wenn der König sich wendet, und gehe ihm den Weg voran. Vielleicht bemerkt er dich — sagt ein Wort — befiehlt dich zur Audienz. Ich muß wieder deklamieren die Nacht."

Bebend gehorchte Seiling.

Sie sahen den König, fast der Vorstellung ähnlich, die man sich von einem Gespenst macht, vom Altar schreiten. Seiling hob die Kerze wie eine Fackel, leuchtete den langen Gang durch das Schiff dem König voran — und heftete halb vergehende Blicke auf das weiße Gesicht des Jünglings, der ihn so sehr bezauberte.

Der König ging oder wankte mit seinen pathetischen, unrhythmischen Schritten langsam und pomphaft den Weg. Seiling beleuchtete die Vorhalle, ging vor Respekt halb gebeugt — er stand an der Dompforte, Flehen im Blick.

Der König schritt, ohne ihn zu sehen, an ihm vorbei hinaus in die Novembernacht.

XIII.

In den Kellergewölben der „Neuen Hofhaltung" wurde gesucht und gesucht. Die Bediensteten liefen mit Laternen umher, der Schloßverwalter stöhnte, was für Arbeit er habe.

Man suchte die Kiste aus Missolunghi. Sie war nach den Listen der königlichen Wertstücke aus Griechenland mit dem Zeichen: Abteilung W. G. (West-Griechenland) Departement K. (Kunst) Klasse D (defekt) Nr. 137 versehen. Die Keller des fürstbischöflichen Palais lassen an Ausdehnung nichts zu wünschen übrig. Es sind Fluchten von Gewölben, mit Querarmen und Seitengelassen in höheren und tieferen Lagen, mit Treppen und Winkeln. Als man die „Bagages" aus Griechenland einpassieren ließ, hatte niemand daran gedacht, die Kisten und Blechkoffer und Gegenstände nach Abteilungen, Departements und Klassen aufzustellen.

Es stand alles aufeinandergehäuft, wie in den unterirdischen Hallen eines Weltstadtbahnhofes die Koffer stehen: die Kiste des Soldaten, der Reisekorb des Dienstmädchens oder der Familienmutter neben den Koffergebäuden der vornehmen und reichen Reisenden.

Seit fünf Stunden wälzte man die Kisten aus Griechenland und suchte vergebens. Von Zeit zu Zeit kam der Freiherr von Bülow in die Gewölbe und fragte nach dem Resultat. Einmal erschien auch Bereiter Hornig, der seine Ausnahmestellung beim König hatte, und sagte kordial: „Schickt euch, der König kriegt sonst seine Wut."

Marie Luise saß in ihrem Zimmer und wartete — Max saß in seinem Zimmer, lernte die Monologe des Don Carlos und wartete. Und las ab:

„— Verfassungen, wie meine, wollen
Geschmeichelt sein, drum bleibt zurück! Was ich
Mit diesem König abzumachen habe,
Geht Euren Lehenseid nichts an —"

(Fortsetzung folgt.)



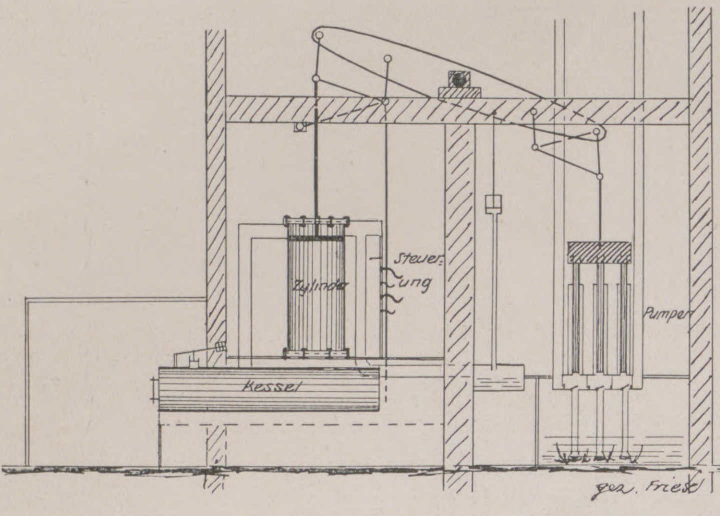
Ritterschlacht. Nach einem Gemälde von Franz Hauber.

(Mit Genehmigung der Kunsthandlung Heinrich Barchfeld, Leipzig.)

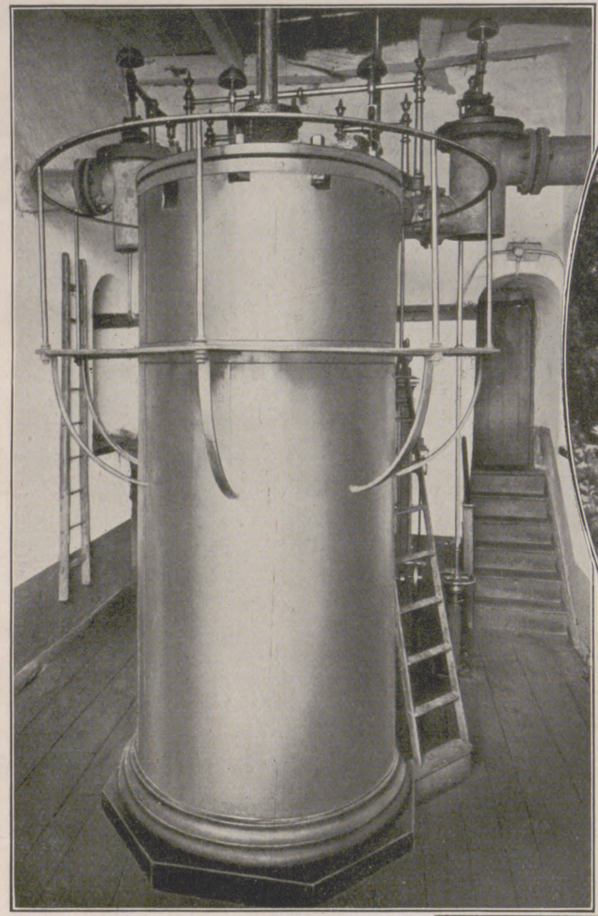
Die älteste Dampfmaschine Westdeutschlands.

Mit vier photographischen Aufnahmen von Fritz Friese, Unna.

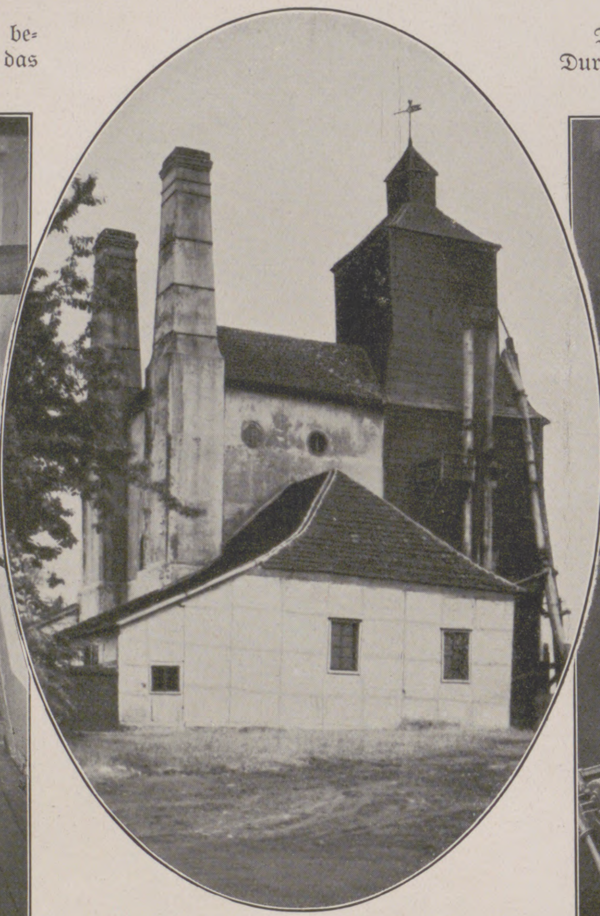
Wo die Haar mit ihren sanften Höhen in die fruchtbare Ebene des Hellwegs übergeht, liegt am Nordrande der Stadt Unna, in munteres Grün gebettet, die große Saline Königsborn, mit der ein vielbesuchtes Solbad verbunden ist. Ihre grauen Gradierwerke ziehen sich weit hinaus durch die Felder. Zwischen den beiden längsten Werken, dem „Langenbau" und dem „Parallelbau", steht ein altertümliches Gebäude, von einem schmalen Bächlein malerisch umflossen. In diesem Hause arbeitet seit 125 Jahren die erste Dampfmaschine Westdeutschlands. Sie ist nach dem Wattschen System konstruiert und wurde am 30. August 1799 in Betrieb genommen. Ursprünglich hatte sie die Aufgabe, das Salzwasser aus den Bohrlöchern auf die Gradierwerke zu heben. Damit übernahm sie die Arbeit, die bisher die Wasserkünste und Windmühlen geleistet hatten. Von diesen stehen noch heute Reste und Überbleibsel auf den einzelnen Gradierwerken. Infolge des fortschreitenden Bergbaues sind heute die einstigen Bohrlöcher versiegt. Aber unter den Gradierwerken befinden sich große Reservoire, in denen das Salzwasser, das



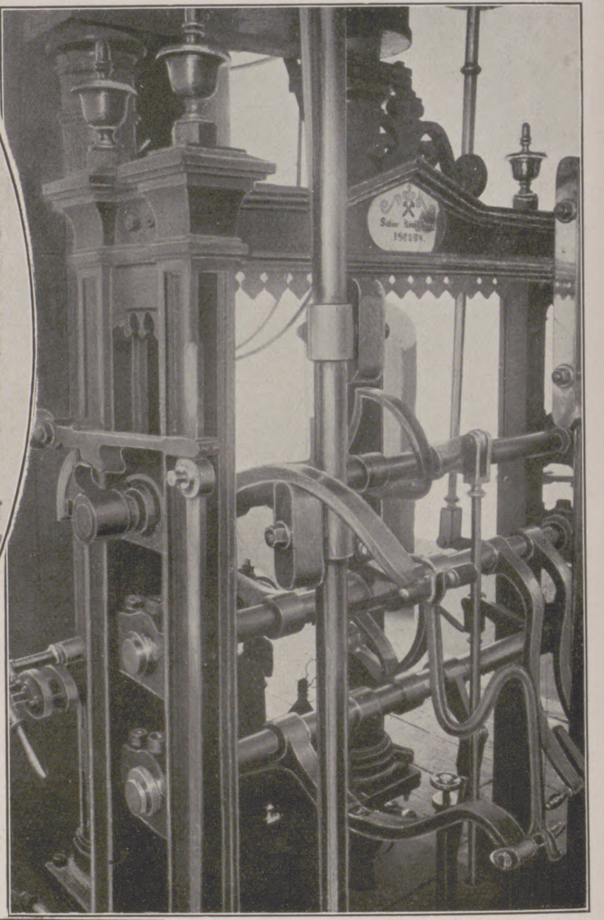
Schematische Darstellung der ersten Dampfmaschine von James Watt.



Dampfzylinder (3 m hoch, 1,40 m Durchmesser) der ältesten Dampfmaschine Westdeutschlands.



Maschinenhaus der ältesten Dampfmaschine Westdeutschlands in Unna.



Steuerung (Holzteile, 1867 durch Eisen und Messing ersetzt) der ältesten Dampfmaschine Westdeutschlands.

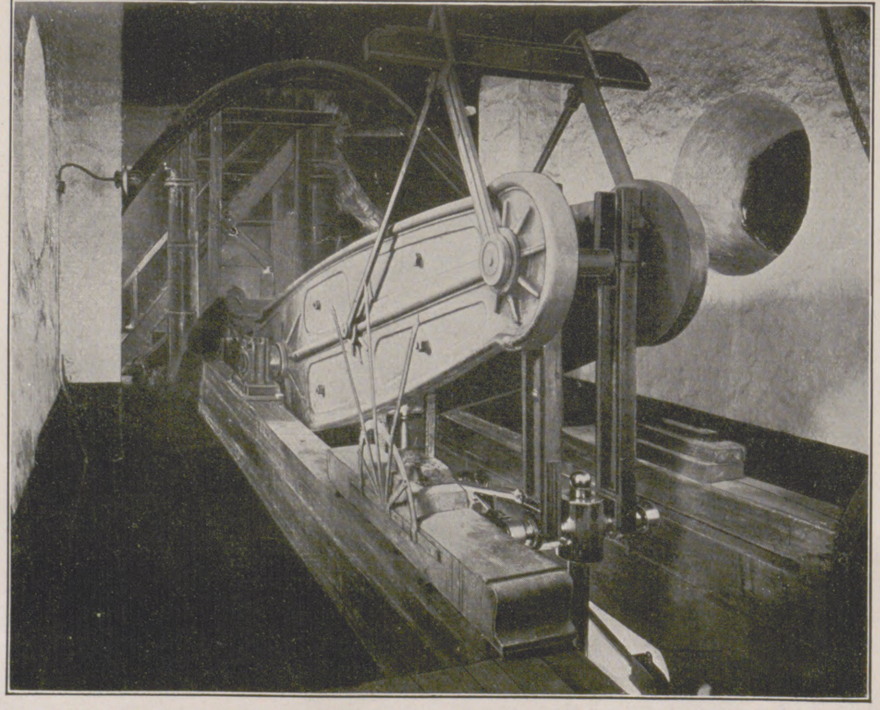
von einem 24 km entfernt liegenden Vorloch zufließt, gesammelt wird. Aus diesen Reservoiren pumpt die Maschine das Salzwasser auf die einzelnen Baue.

Die Maschine wurde aus England bezogen. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen gestaltete sich der Transport recht schwierig. Besonders umständlich war das Herbeischaffen des mächtigen schweren Zylinders. Der Zylinder hat eine Höhe von 3 m und einen Durchmesser von 1,40 m. Zur Dampferzeugung dienen zwei gewaltige Kessel. Unter einem Druck von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Atmosphären wird die Maschine in Bewegung gesetzt. Nach jedem Stillstand muß sie vorerst vom Maschinenmeister in Gang gebracht werden, indem die Steuerungshebel abwechselnd hoch und nieder gedrückt werden. Nach fünf bis zehn Bewegungen arbeitet die Maschine dann selbsttätig weiter.

Neben dem großen Dampfzylinder steht die komplizierte Steuerung, die ein Gewirr von Stangen, Hebeln und Ventilen zeigt. Durch eine mächtige Dampfrohrleitung wird der Dampf in den Zylinder gebracht. Durch den Dampfdruck senkt sich der Kolben. Der ungefähr 9 m lange Balancier folgt langsam der Bewegung, hebt sich an der entgegengesetzten Seite und setzt damit gleichzeitig fünf aneinandergekuppelte Pumpen in Tätigeit. Diese fünf Pumpen wirken als Saug- und Druckpumpen. Sie heben zusammen bei jedem Hub $1\frac{1}{2}$ cbm Sole und drücken diese Solenmenge, nachdem der Dampf aus dem Zylinder entfernt worden ist, auf die Gradierwerke. In drei Minuten macht die Maschine zwei Touren. Der Kohlen- und Dampfverbrauch der Maschine ist sehr reichlich. Für einen Gang von 24 Stunden werden 26 bis 30 Zentner Kohlen benötigt. Bei jedem Hub des Kolbens gehen dem Dampfkessel mehrere Kubikmeter Dampf verloren. Die Maschine arbeitet noch heute in ihrer alten Form, nur wurden im Jahre 1867 die aus Holz bestehenden Teile, wie Lager, Balancier, Hebel und Führungsstangen, durch Eisen- bzw. Messingteile ersetzt.

Die Maschine erregte im Anfang berechtigtes Aufsehen. Durch sie wurde Bad Königsborn weit über die Grenzen Westfalens, ja ganz Deutschlands hinaus bekannt. Man pilgerte in Scharen nach Königsborn und stand und staunte vor einem Wunder der Technik. Und noch heute wird sie von Studenten, Ingenieuren und Technikern besucht und bewundert. Im Volksmunde führt sie immer noch den Namen, den einst die Alten ihr gaben, als sie zum erstenmal eine Maschine schauten, die nicht aus sausendem Wind oder brausendem Wasser ihre Kraft schöpfte, sondern durch des Feuers Macht sich gewaltig regte, den Namen „Feuermaschine".

In unserer Zeit ist man freilich zu höheren Dampfdrücken und größeren Geschwindigkeiten fortgeschritten, wodurch man viel leichtere und kleinere Anlagen erzielt hat. Gerade deshalb bieten diese alten Konstruktionen dem Beschauer ein erhöhtes Interesse, weil der Abstand zwischen einst und jetzt uns da besonders deutlich die große Entwicklung des Maschinenbaues vor Augen führt.



Der 9 m lange mächtige Balancier der ältesten Dampfmaschine Westdeutschlands.

Zur Geschichte der Dampfmaschine in Deutschland.

Ergebnisse der letzten Marsnähe. / Von Dr. H. H. Kritzinger.

Die mit Spannung erwarteten wissenschaftlichen Ergebnisse der Erdnähe des Planeten Mars im August 1924, die ihn bis auf 55 Mill. km an unsere Erde heranbrachte, also bis in eine Nähe, wie sie erst nach dem Jahre 2000 im denkbar günstigsten Falle wieder erreicht wird, liegen nun schon so weit vor, daß man sie in großen Zügen beurteilen kann. Die deutschen Astronomen haben dazu zwei wichtige Beiträge geliefert, einerseits hinsichtlich der Kartographie des Mars und der Bedeutung atmosphärischer Vorgänge für die Veränderungen auf seiner Oberfläche — wir verdanken diese Untersuchungen Prof. Graff von der Bergedorfer Sternwarte, der für diese Untersuchungen ein hervorragendes graphisches Talent mitbrachte — und andererseits hinsichtlich der Kritik der feinsten Streifengebilde auf dem Mars, der sogenannten „Kanäle“, durch den Münchner Privatdozenten Dr. A. Kühl mittels seiner Untersuchungen über die Grenzleistungen des menschlichen Auges bei äußerster Anstrengung seiner Unterscheidungskraft. Unter den Beiträgen anderer Länder zur Marsforschung stehen wesentlich infolge der außerordentlichen technischen Hilfsmittel und zum Teil sehr günstiger Luftverhältnisse die amerikanischen in erster Linie.

Unter den Ergebnissen der letzten Marsnähe wollen wir zunächst die ins Auge fassen, die sich mit den allgemeinen Bedingungen des Planeten, im wesentlichen mit seiner Oberflächen-Temperatur, befassen. Das Temperaturproblem beim Mars steht deswegen im Vordergrunde unseres Interesses, weil es für die Frage nach seiner Bewohnbarkeit ausschlaggebend ist. Zu seiner Entscheidung muß die Strahlung des Mars, entsprechend ihren verschiedenen Wellenlängen, möglichst genau mit dem Bolometer bestimmt werden. Hier sind große Schwierigkeiten insofern zu überwinden, als man vorerst feststellen muß, wieviel von dieser Strahlung durch die Gashülle unserer Erde verschluckt wird. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß unsere Luft etwa drei Viertel der Sonnenstrahlung, aber nur ein Viertel der Marsstrahlung durchläßt. Solche geometrischen Messungen wurden in Amerika auf der Lowellsternwarte von W. W. Coblentz und C. O. Lampland ausgeführt, wobei das vierzigzöllige Spiegelteleskop dieser Sternwarte benutzt wurde. Die genannten Gelehrten kamen auf verschiedenen Wegen zu dem Ergebnis, daß die Temperatur der der Sonne zugewandten Marsfläche im günstigsten Gebiet etwa zwischen + 7 und + 22 Grad C liegen dürfte, wenn man hauptsächlich die erfahrungsgemäß stärker erwärmten dunklen Gebiete berücksichtigt. Die Verhältnisse auf dem Mars werden daher im besten Falle mit denen eines heiteren kalten Tages auf der Erde verglichen, bei dem die Temperatur von 7 bis 18 Grad C schwankt. Die Angabe einzelner Grade bei diesen Ergebnissen sollte jedoch nicht überschätzt werden, da es ganz ausgeschlossen ist, eine derartige Genauigkeit zu verbürgen. Die Abweichungen der Temperaturen, die man nach verschiedenen Methoden erhält, betragen durchschnittlich 20 Grad. Ein solcher Spielraum ist für die Beurteilung der „Lebensfrage“ auf dem Mars natürlich durchaus zu berücksichtigen. Wichtiger als obige scheinen die radiometrischen Messungen zu sein, die mit dem hundertzölligen ($2^1/_2$ m) Spiegel der Mt.-Wilson-Sonnenwarte von Edison Pettit und Seth B. Nicholson erzielt wurden. Sie bilden eine wertvolle Bestätigung der auf Grund theoretischer Erwägungen von Prof. Milankowitsch berechneten Marstemperaturen. Für den Äquator des Mars hat dieser serbische Gelehrte eine Mitteltemperatur von 3 Grad Wärme, im allgemeinen eine Mitteltemperatur der Marsoberfläche von 17 Grad Kälte und für die Marspole von über 50 Grad Kälte berechnet. Die genannten Ergebnisse mit dem hundertzölligen Spiegel führten nun im Durchschnitt für die Mitte der Marsscheibe auf etwa 7 Grad Wärme, für die gesamte Scheibe auf etwa 23 Grad Kälte und für das Gebiet der Pole auf etwa 70 Grad Kälte, wobei jedoch der letztgenannte Wert der Natur seiner Bestimmung nach recht unsicher ist. Die beiden übrigen Werte bestätigen jedenfalls die Berechnungen von Milankowitsch in vertrauenerweckendem Maße.

Die Verwertung dieser Ergebnisse für die Beurteilung der Gashülle des Mars im einzelnen ist verhältnismäßig schwierig, da ja ihr geringer Wasserdampfgehalt sich in der kalten Marsnacht sehr rasch ausscheidet und bei Tage zu gering ist, um größere Gebiete mit Wolken zu überziehen. Immerhin deuten einige Wahrnehmungen am Marsrande darauf hin, daß man mit derartigen Gebilden im Bereich der Grenze von Tag und Nacht zu rechnen hat, wenn auch diese Ergebnisse noch nicht abschließend diskutiert worden sind. Es handelt sich hier um Wahrnehmungen des in Paris beobachtenden Antoniadi und amerikanischer Astronomen.



Der Mars nach den Beobachtungsergebnissen der Erdnähe 1924: Anblick im umkehrenden Fernrohr. Nach einer Zeichnung von S. Bolton.

Unter den Einzelheiten der Marsoberfläche sind die Polarkappen am leichtesten zu erforschen; sie haben daher auch eingehende Beachtung erfahren. Besonders schön war das Abschmelzen des Südpolarfleckes während der Opposition 1924 zu verfolgen. Es handelt sich beim Mars nicht wie bei der Erde um meterdicke Eismassen, sondern um viel dünnere Schichten, die zum Teil nur als Reifhaut bezeichnet werden dürften. Im Vergleich mit anderen Wintern der Südhalbkugel des Mars scheint der letzte unerwartet streng gewesen zu sein.

Die Marslandschaften haben diesmal mehr Beachtung gefunden als früher und ließen lehrreiche Veränderungen erkennen. So taucht beispielsweise die „Insel“ Hellas nach den Beobachtungen von H. J. Gramatzki hellgelb leuchtend aus dem Nachtbereich auf, um sich nach kaum einer Stunde bereits im Süden zu röten; nach zwei Stunden ist die ganze Südhälfte der Insel rosa bis ziegelrot gefärbt mit hellgelbem Zentralfleck, der sich auch weiterhält, wenn das Nordgebiet sich ebenfalls rötet. Gegen Abend spielt sich der Vorgang in umgekehrter Folge ab. Möglicherweise handelt es sich hier um Wolkenbildungen auf einer Hochebene.

Das Kanalrätsel ist insofern seiner Lösung etwas näher geführt worden, als wir zwei Gruppen von Kanälen unterscheiden gelernt haben, von denen die eine breit und deutlich, die andere äußerst zart und unbestimmt ist. Diese werden von Dr. Kühl als Kontrastlinien in Gebieten erklärt, in denen das Auge keine Einzelheiten mehr zu unterscheiden vermag. Da wir es beim Mars mit einem alternden Planeten zu tun haben, dessen Oberflächengebilde im wesentlichen wüstenarten Charakter haben werden, etwa den bolivianischen Hochebenen in Südamerika vergleichbar, so mag es sich dabei um rasch versiegende Schlammflüsse handeln, wie wir sie auch von Persien her kennen, und die man bestenfalls als Reihen von Tümpeln bezeichnen könnte.

Zusammenfassend darf man also wohl sagen, daß die Marsopposition 1924 wertvolle Bestätigungen der bisherigen Anschauungen gebracht hat. Daß die Bedingungen dort überall organisches Leben ermöglichen, kann man nicht behaupten; in fünftausend Meter Höhe in Bolivien wird allerdings auch gearbeitet, aber von einem dauernden Bestand des Menschengeschlechtes wird man doch kaum sprechen dürfen.

Rheinquellen. / Von G. S. Urff, Hanau.



Die aus den Bergen hervorbrechende Quelle des Medelser oder Mittelrheins.

Der schweizerische Kanton Graubünden ist das Quellgebiet unseres deutschen Rheins. Etwa zwei Wegstunden oberhalb der Bündner Hauptstadt Chur liegt die kleine Ortschaft Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zusammenfließen. Von dem Garten des Plantaschen Schlosses aus können wir die Vereinigung der beiden Flüsse gut beobachten. Stark und sicher zieht der Vorderrhein seine Bahn, als wollte er sich durch nichts von dem vorgesteckten Ziele abbringen lassen. Da fällt ihm der wilde Hinterrhein in die Flanke. Wütend schäumt er auf und will den lästigen Bruder abschütteln. Aber es gelingt ihm nicht. Hoch auf stauen sich die Wogen zu einer kristallenen Mauer, bald von dem einen, bald von dem anderen Flusse, bis sie fortgerissen werden in wildem Tanze. Keiner der Flüsse behält seinen Willen. Die vereinigten Ströme fließen in der Mittellinie des Zusammenpralls ab.

Wir folgen zunächst dem Hinterrhein in seine Heimat. Die kleine Bergbahn windet sich von Reichenau aus in zahlreichen Kurven immer höher hinan. Sie durcheilt das Domleschg, das breite Bergtal, in dem die Freiheitskämpfe der Bündner tobten. Nach kurzer Zeit erreicht sie den Ort Thusis, in dessen Nähe der Hinterrhein vorüberfließt, der hier durch eine steile hohe Bergwand bricht, die das Tal völlig abzuschließen scheint. Kurz oberhalb von Thusis beginnt eine der großartigsten Bergschluchten, die Via Mala. Die Römer haben ihr mit Recht diesen Namen gegeben, denn es war wirklich ein schlechter Weg, der sich ihnen darbot. Im Jahre 1822 hat man eine Kunststraße durch die Schlucht gelegt, so daß jetzt jede Gefahr beseitigt ist. Dreimal überschreitet sie auf hohen Brücken die Schlucht. Etwa eine halbe Stunde dauert es, bis man die Via Mala durchschritten hat. Dann weidet sich plötzlich das Tal. Grüne Matten, auf denen Vieh weidet, vereinzelte Hütten, die sich dann bald zu einem größeren Dorfe zusammenschließen, treten an die Stelle des Wildromantischen. Wilde Felsentäler wechseln ab mit üppigen Matten mit kleineren oder größeren Ortschaften, bis wir endlich, nach mehrtägigem Marsche, die höchste Stufe des Flusses, das Rheinwaldtal, erreicht haben. Es wird im Westen abgeschlossen durch einen Kranz hoher Berge, in dessen Mittelpunkt das gewaltige Rheinwaldhorn steht. Aus dem Tor des Rheinwaldgletschers bricht als starker Bergbach der Hinterrhein hervor.



Der Fumatsch, ein Wasserfall des Mittelrheins.



Das Rheinwaldhorn mit dem „Ursprung", der Quelle des Hinterrheins.

Ein rüstiger Bergsteiger kann mit gutem Führer über das Rheinwaldhorn hinweg in wenigen Stunden in ein anderes Tal gelangen, das in nordsüdlicher Richtung dahinzieht. Wendet er sich auf der Straße, die dieses Tal durchzieht, nordwärts, so erreicht er in kurzer Zeit den Luckmanierpaß und gelangt über den Paß hinweg an den zweiten Quellfluß des Rheines, den Medelser oder Mittelrhein. Mag dieser auch nicht ganz so hoch geboren sein wie der Hinterrhein, so ist er doch ein echter wilder Bergfluß. Schon kurz nach seinem Ursprung aus einem jener schwarzwässerigen Seen im Gotthardgebiet springt er in toller Lust über eine hohe Felswand. Dann geht es weiter in wildem Laufe. Nebenflüsse strömen ihm zu, Felsbarren stellen sich ihm in den Weg. Doch kein Hindernis ist so groß, daß er es nicht überwinden könnte. Etwa auf halbem Wege bildet er einen Wasserfall, wie man ihn schöner weit und breit nicht zu sehen bekommt. Fumatsch nennen ihn die Bewohner. Sie wollen damit andeuten, daß sich die stürzenden Wogen zum großen Teil in Nebel und Rauch auflösen. Bei Disentis vereinigt sich der Mittelrhein mit dem Vorderrhein und fließt dann gemeinsam mit diesem dem Tale zu.

Der Vorderrhein kommt aus dem Tomasee, der am Fuße des Six Madun oder Badus, eines wegen seiner großartigen Aussicht berühmten Bergriesen der Gotthardgruppe, liegt. Die Schmelzwasser der von diesem Berg kommenden Gletscher sammeln sich in dem tiefen klaren See. An einer Stelle fließt das Wasser, der Vorderrhein, ab.







Links: Der Abfluß des Vorderrheins aus dem Tomasee. — Mitte: Der Badus oder Six Madun im St.-Gotthardt-Gebiet, aus dessen Gletscherabflüssen der Tomasee, der Quellsee des Vorderrheins, entsteht. — Rechts: Acletta, das erste Dörfchen am Mittelrhein. Im Hintergrund der Tödi.

Aino und Bär. / Von Prof. Dr. H. v. Lengerken, Berlin.



1. Mit dem „Inao“ geschmückter Bärenschädel, der als Opfer in den Altar der Bärengottheit gesteckt werden soll.

Die primitiven Urbewohner der nördlichen japanischen Insel Hokkaido (Jeso), die Ainos, ein Menschenstamm, der mit den Kaukasiern verwandt ist, haben, entsprechend der Gewohnheit des kulturell auf niedriger Stufe stehenden Menschen, im Furchtbaren und Gefahrvollen die Gottheit zu sehen und zu verehren, den Bären zum dämonischen Tiergott erhoben.

Das größte und höchste Fest der Ainos ist das „Bärenschicken“ vor der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings. Der Mittelpunkt bei dieser Feier ist ein gefangengehaltener junger Bär. Um sich in den Besitz des Opfertieres zu setzen, stöbern die Ainojäger die Bärin in ihrem Winterquartier auf, töten die Alte und bringen die Jungen ins Dorf. Oder man wartet, bis im Frühjahr die Bärin mit ihren Jungen aus der Grube wandert, tötet sie und fängt die Jungen ein.

Die Waisen vertraut man bestimmten Frauen an, die die jungen Tiere wie eigene Kinder aufsäugen. Der junge Bär wird wie eine Hauskatze gehalten und läuft mehrere Monate frei umher. Außer Menschenmilch erhält das Tier vegetarische Nahrung, einen Brei von Bohnen und Getreide, bestimmte Knollen und ähnliches. Mit zunehmendem Wachstum wird das Tier als Hausgenosse immer unbrauchbarer und kommt dann in einen in primitiver, aber äußerst geschickter und zweckentsprechender Weise aus Brettern und Stangen (ohne Nägel) zusammengezimmerten Käfig (Abbild. 3). Dieser wird in der Regel über einem Bach aufgestellt, der die Exkremente des Tieres fortschwemmt.

Bis zum zweiten Winter bleibt der Bär ziemlich friedfertig. Im dritten Lebensjahr jedoch kommt oft seine Raubtiernatur zum Durchbruch. Er gehorcht nicht mehr und greift unversehens umstehende Leute an. Spätestens im dritten Lebensjahre erfüllte sich daher früher das Schicksal des Gefangenen als Opfertieres. Heute läßt man den Bären wegen des verhältnismäßig teueren Futters nur elf Monate alt werden.



Nebenstehend (3): Ein junger Opferbär vor seinem primitiven Käfig. Das Dach ist mit Steinen beschwert.



2. Ein alter, der Bärengottheit geweihter Altar mit zahlreichen Bärenschädeln.

Wenn die Frühlingsstürme brausen, schickt der Aino die Seele des Tiergottes in den Himmel, in die „Luft“, wie er sagt. Es findet das große „Bärenschicken“ statt. Zur Feier legen die Männer (Abbild. 4) ihre schönsten Bastgewänder an und setzen sich eine „Krone“ auf, die über der Stirn einen aus Holz geschnittenen Bärenkopf trägt. Der Reiswein ist vorher in ungeheuren Mengen hergestellt werden, um während der ganzen feierlichen Handlung in Strömen zu fließen.

In langem Zuge, der Häuptling an der Spitze, ziehen die Männer zum Festplatz. Ihnen folgt der Zug der Frauen. Vor dem Altar (Abbild. 4 rechts), einer Art Holzzaun, der nach Osten gerichtet ist, breitet man bunte Bastmatten aus, auf die sich die Männer später setzen (Abbild. 5). Die Frauen stehen in langer Reihe dahinter.

Nun wird der junge Bär gefüttert und aus seinem Käfig herausgenommen. Man legt ihm meistens ein Halsband von Bastfaserschnur um, an dem zwei etwa 2 m lange Schnüre befestigt sind, deren eine an einen Pfahl gebunden wird. Die andere hält ein Mann in der Hand. Der Pfahl ist oben mit einem Bündel aufgerollter Weidenrinden, dem „Inao“, geziert. Oft wird der Bär außerdem von den Knaben mit einer Art bunter Weste bekleidet und an den Ohren mit bunten Bändern geschmückt.

Langsamen Schrittes tritt der Häuptling vor, setzt sich dem Bären gegenüber und murmelt Gebete. Gleichzeitig tanzen die Weiber und singen laute, fröhliche Lieder. Nach Beendigung der Gebete erhalten Kinder und Gäste Bogen und stumpfe Pfeile, sogenannte Schmuckpfeile. Die Überreichung des Bogens an die Gäste ist als Ehrung gedacht. Durch andauerndes Schießen und Zerren bringt man das Tier in einen Erregungszustand. Schließlich tritt ein Jüngling mit scharfem Pfeil an das Opfertier heran und schießt ihn in die Flanke. Gleichzeitig pressen andere junge Leute den Hals des Bären zwischen zwei Baumstämmen zusammen, um ihm das Genick zu brechen. Im Augenblick des eintretenden Todes schießt der Jüngling, der den Bären wundgeschossen hat, einen Pfeil gen Himmel, der der entflohenen Seele des Tiergottes den Weg ins Jenseits weisen soll.

Die Leiche des Getöteten ist heilig. Man legt sie eine Weile vor den Altar, und Mädchen und Jünglinge stimmen feierliche Gesänge an. Dann wird das Tier abgebalgt, das Fleisch gekocht, und es beginnt ein mehrtägiges Schmausen. Der Kopf des Bären wird sodann in sehr eigenartiger Weise zubereitet. Man zieht das Fell bis auf einen Teil der Schnauze ab und nimmt das Gehirn heraus, das verzehrt wird. Um die Augen herum läßt man die Haut unbeschädigt. Dann befestigt man jederseits am Jochbogen einen Bastring. Beide Ringe verbindet eine Querbrücke, an der man „Inao“ anbringt (Abbild. 1). Der so vorbereitete Kopf wird in eine Astgabel des Altars geklemmt und als Opferzeichen betrachtet. Da die Altäre immer wieder benutzt werden, sammeln sich die Schädel an (Abbild. 2). Es gibt bis hundert Jahre alte Altäre, die mit Hunderten von Schädeln behängt sind.

Der Altar steht meist in einer Entfernung von 6 m neben einem Wohnhaus. Er kann jedoch auch unmittelbar an die Hauswand angelehnt werden. Nicht nur die Köpfe der geopferten Bären, sondern auch die auf der Jagd erlegter bringt der Aino der Gottheit dar. Hasen- und Fischköpfe werden ebenfalls, doch ohne Inao-Schmuck in den Zaun als Opfergabe hineingehängt.

Bemerkenswerterweise begehen nicht nur die Ainos, sondern auch die Gyryaken und Orochonen das Bärenfest um dieselbe Jahreszeit.

Und der Sinn des Festes? Nach dem Glauben der Ainos steckt in jedem mächtigen Lebewesen eine Seele. So hat auch der Bär, die Hauptjagdbeute des Ainos, eine lebendige Seele. Diese nach dem Tode selbständig weiterbestehende Seele kann dem Jäger schaden und ihn verfluchen, besonders wenn sie ruhelos auf der Erde umherirren muß. Darum versucht der Aino die Seele des gefährlichen und kraftvollen Bären durch Gebete und Ehrfurchtsbezeigungen zu besänftigen und weist ihr den Weg in den Himmel. Der geschmückte Kopf soll als Opfergabe versöhnen.



4. Die Einwohner eines Ainodorfes beim Feste des „Bärenschickens“ in Erwartung des Bären. In der Mitte der mit dem „Inao“ gezierte Pfahl, rechts der Altar.



5. Ein „Inao“ wird über dem Opferbären geweiht. Links der scharf schießende Jüngling.

Ein Frühlingsfest bei den Ainos auf der nordjapanischen Insel Hokkaido.

Das Museum in Mexiko. / Von Lothar Brieger.

Eines der interessantesten, weil ursprünglichsten aller Museen der Welt ist das Zentral-Museum in der Stadt Mexiko. Nicht in allen seinen Bestandteilen. Wie das die Eigenart jung entstehender Riesenmuseen ist, hat auch das Museum der mexikanischen Hauptstadt um seinen eigentlichen Kern, die ethnologische Abteilung, allerhand nicht hierhergehörige Sammlungen gruppiert. So wurde erst kürzlich von Geldmitteln, auf die man im stillen zum Ausbau des Museums gehofft hatte — denn trotz sorgfältiger Ordnung häuft sich das Material immer enger, und die Platzfrage wird, zumal bei den in Mexiko nun einmal unvermeidlichen Regierungsänderungen immer drängender — eine erotische chinesische Sammlung erworben, die gewiß sehr interessant ist, aber nicht gerade im direkten Zusammenhange mit der Entwicklung der mexikanischen Kunst steht. So unbequem also auch das Raumproblem sich im mexikanischen Museumswesen zeigt, so glücklich setzen sich doch jetzt allgemein die Bestrebungen durch, alles irgendwie Wichtige im eigenen Lande festzuhalten. Man darf nicht vergessen, daß jahrzehntelang Deutsche, Engländer und nicht zuletzt Nordamerikaner hier geforscht und ausgegraben haben — erst im verflossenen



Aztekischer Kalender.



Xochipilli (Kriegsgott).



Michecacihuatl (lokale Gottheit).

Jahre hat eine nordamerikanische Expedition mit dem Gelde Carnegies in Yukatan großartige Entdeckungen gemacht — und daß früher alles Wertvolle nach außerhalb ging, in Museen und in Privatbesitz. Der Mexikaner hat vollen Grund, dieser Arbeit der Fremdlinge dankbar zu sein; so hat der deutsche Forscher Seler die Grundlagen der ganzen mexikanischen Ethnologie geschaffen, und noch heute arbeiten deutsche Ethnologen mit Erfolg im Lande. Aber es ist doch zu begrüßen, daß jetzt an der Spitze der ethnologischen Abteilung des Zentral-Museums ein mexikanischer Gelehrter, Miguel o des Mendizabal, steht, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des modernen geistigen Mexiko überhaupt, der im Begriff ist, sich an die Riesenarbeit der Erkenntnis und Organisation dieser Kunst im vollen Umfange zu machen. Ganz ähnlich ist die Lage in den anderen Museen des Landes, zum Beispiel in dem schönen neuen Museum von Guadalajara.

Die mexikanischen Gelehrten, an ihrer Spitze der Museumsdirektor Mendizabal, in dem man vielleicht den Begründer einer neuen Kunde der mexikanischen Altertümer zu erblicken hat, sind nicht ganz zufrieden mit der europäischen Betrachtungsweise der Dinge. Sie halten die alten Franziskanerberichte über das Land für aufrichtiger und verläßlicher als die moderne Literatur darüber. Sie glauben, daß in den hundert Jahren seit Humboldts Reisen nichts wirklich Grundsätzliches von europäischer Seite auf dem Gebiete geschehen ist, und machen jetzt vor allem energisch Front gegen die ihrer Ansicht nach vollkommen falsche Wertung der sogenannten Majakultur, die nach europäischen Arbeiten hier die Blüte gebildet und alles andere beeinflußt haben soll. Sie sind heute durch ihre Arbeiten so weit gekommen, die Dinge zeitlich ganz anders zu gruppieren, und die berühmte Majakultur, deren stärkste Auswirkungen in Guatemala stattfanden, mehr als eine eklektische Angelegenheit und als ein Produkt von Einflüssen anzusehen, die von früheren Epochen mexikanischer Kunst ausgingen. Mendizabal arbeitet an einem großen, mehrere Bände umfassenden Werke, das Götterlehre, Volkskunde, Geschichte und Kunstgeschichte auf eine neue Basis stellen will und sozusagen von dem Problem soziologischer Schichtungen ausgeht. Es steht zu hoffen, daß dieses Werk auch uns in Europa zugänglich gemacht wird.

Nach den heutigen Kenntnissen in Mexiko, nach den Forschungen, die z. B. von Toldano, dem früheren Gouverneur von Puebla, nachdrücklich gefördert werden, stehen die Mexikaner auf dem gewiß erkenntniskritischen Standpunkte, daß sie bei all dem kolossalen, ihnen bereits zur Verfügung stehenden Material eigentlich noch nichts wissen, sondern die Wissenschaft ihres Landes ganz von vorn aufbauen müssen. Die außerordentliche Fülle von Arbeiten, die sich im Zentral-Museum von Mexiko bereits drängt, bedarf nach der Ansicht der mexikanischen Forscher noch durchaus der geistigen Grundlagen. Und die Voraussetzungen für diese befinden sich ihrer Meinung nach noch fast überall unter der Erde und können nur durch energische Ausgrabungen in weitestem Umfange nutzbar gemacht werden. Allein in der Gegend von Puebla rechnet man noch mit Hunderten von bisher ungefundenen Pyramiden. Vom Norden her, an der Ostküste entlang, ist das Volk der Pyramidenkultur, das Land in Besitz nehmend, vorgedrungen. Die frühe Kunst war auch in Mexiko durchaus theologischer Art, eine Priesterkunst, eine Kunst der Tempel und der Idole, und eine genaue Kenntnis der priesterlichen Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten, der religiösen Wandlungen wird notwendig sein, um alle diese Idole bis ins einzelne zu verstehen und zu erklären. Ein Blick auf die Abbildungen, die wir aus dem Museum zu geben vermögen, zeigt, welch ungeheure Rolle die astronomischen Begriffe und die Göttermythen bei der ganzen künstlerischen Entwicklung spielten, und wie sie, ganz ähnlich wie bei anderen alten Kunstentwicklungen, ihre Übereinstimmungen und auch ihre Differenzen in der bildenden Kunst sozusagen verewigten. Den neuen mexikanischen Forschern stellt sich die ganze alte Geschichte Mexikos als ein Kampf der Priesterschaften untereinander um die Vorherrschaft dar, von welchem Kampfe aus die soziologischen Grundlagen dieser Idolkunst zu verstehen wären. Als dann späterhin ein Kriegervolk das Priestervolk unter seine Herrschaft zwang und auf dem Hochplateau eine Mischkultur gründete, die an ähnliche Verhältnisse in Peru erinnert, begannen in der bildenden Kunst realistische Züge so stark vorzudringen, daß man heute selbst in den Idolen dieser Epoche realistische Bildniszüge zu erkennen glaubt (man denke an die Bildnisse in der religiösen Kunst der europäischen Renaissance). Infolgedessen konnte auch die Volkskunst, die profane Kunst, sich immer stärker gegen die abstraktere religiöse Kultur behaupten, so daß schließlich eine Bildniskeramik entstand, die noch außerordentlich viel realistischer und schroffer ist als die Perus.

Das sind in ganz vagem Umriß die Grundzüge, wie sich heute der Leitung des mexikanischen Zentral-Museums die Entwicklung der anvertrauten Denkmäler darstellt.



Stein mit kosmographischen Darstellungen.



Aus der Weltschöpfungslegende.



Tonmaske.

Unten: Der Gott Tlatloc.



Tag-Gottheit.



Männliches Idol.





Steinerner Hund.



Schutzgott von Chac-Mool.



Steinerner Ozelot.

Aus dem Museum in Mexiko.



Ständchen.

Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg.

(Mit Genehmigung des Kunstverlags F. A. Ackermann, München.)

EINE PARTIE EKARTÉ

ERZÄHLUNG VON ANDERS EJE, STOCKHOLM

Wie alles auf der Welt, war es ein reiner Zufall — zu Anfang. Der Sonderzug von Stockholm ging 11 Uhr 30 Minuten, der fahrplanmäßige 12 Uhr 47 — am Tage vor dem Weihnachtsabend. Niemand schwebt darüber in Unkenntnis, was es bedeutet, am 23. Dezember zu reisen — es gehört dazu ein Nervensystem aus galvanisiertem Stahldraht, eine Geduld, wie Thomas a Kempis — oder war es Chrysostomos? — sie hatte, gepaart mit einer am besten aus Neuyork bezogenen Rücksichtslosigkeit, und Ellbogen, vor allem Ellbogen! All dies wußte ich ja so wohl, und dennoch hatte ich es mir bei sämtlichen Weihnachtsengeln geschworen, im Sonderzug 11 Uhr 30 Minuten einen Fensterplatz, und zwar einen Fensterplatz in der Fahrtrichtung, und obendrein ein anständiges Mittagsmahl — zweite Schicht — im Speisewagen zu erobern.

Während ich mit dem Fahrstuhl hinabfuhr, streifte ich den Spiegel mit einem Blick. Verdammtes grünes Glas das! Ich sah darin aus wie das Porträt eines Opiumrauchers. Das gäbe eine gute Vignette für irgendeine Sensationsgeschichte, dachte ich — ahnungslos, daß ich richtig prophezeit hatte.

Die Uhr am Zentralbahnhof zeigte 9 Uhr 37. Das war denn doch zu toll! Ich will nicht gerade sagen, daß ich mich meines Eifers, zur Zeit zu kommen, schämte — ein Fensterplatz in der Fahrtrichtung an dem Tage vor dem Christabend ist eines Opfers wert — aber Maß muß in allem sein. Es fiel mir ein, daß ich noch nicht einmal in die Morgenblätter geguckt hatte, und daß das Hotel gerade gegenüber ein helles, luftiges Lesezimmer besaß. —

Hier herrschte Morgenstille. Eine Aufräumefrau ging umher und klatschte mit einem roten Federwisch; als sie des Besuchers ansichtig wurde, brummte sie und verschwand. Ich blätterte in der Zeitung nach der Rubrik der Lokalskandale und Gerichtssachen, war aber noch nicht über die örtlichen Neuigkeiten hinausgekommen, als eine wunderliche Stimme aus irgendeinem benachbarten Zimmer meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es war eine Stimme und eine Sprache, wie ich sie noch nie gehört hatte. Tags zuvor hatte ich im Adelskalender nach einem Bekannten — übrigens ein entfernter Verwandter mütterlicherseits — gesucht und ihn als „metaphysischen Schriftsteller in Rumänien" bezeichnet gefunden. Was ich da hörte, deckte sich vollständig mit dem Bilde der intellektuellen und philologischen Wirksamkeit meines Verwandten. Die Stimme strotzte von metaphysischer Tiefe, und die Sprache wäre für jedweden geachteten Bürger Bukarests Musik gewesen. Plötzlich vernahm ich ein schwedisches Wort. Es war — Gott verzeih' mir! — das Wort „verflucht" — und die Aussprache genügte allen Anforderungen der Reichssprache. Ihm folgte eine ganze Serie guter schwedischer Flüche, ein Sortiment der keineswegs verächtlichsten, worauf eine weibliche Stimme einfiel; es war obendrein eine schöne Stimme.

„Du weißt, daß Fluchen nicht ein Jota hilft", sagte sie ruhig und weich.

„Na, was hilft dann also?" fragte die merkwürdige, tief metaphysische Stimme spöttisch.

„Geld!"

Es wurde ganz still. Ich wandte ein Blatt der Zeitung um und begann zu glauben, daß ich träumte.

Basso metafysico: „Wieviel brauchen wir?"

Soprano sympatico: „Mindestens tausend."

„Haha. Du sollst vor heute abend fünftausend haben."

„Na, na, lieber Freund. Sei vernünftig."

„Ich werde nach einem neuen System spielen — und ich weiß, was ich sage. Wenn du zweifelst, Thomasine, so stecke die Finger in..."

„Nee, ich habe keine Lust, sie loszuwerden. Oder sie kürzer zu kriegen — wenn sie auch nicht so lang sind wie deine."

„Danke für das Kompliment, mein Schatz. Aber wenn ich nicht heute abend fünftausend Kronen in dein Händchen lege, so schilt mich einen Esel. Bis dahin kennen wir einander nicht, madame. — Sie suchen das Damencoupé auf, vous comprenez! Und nun nehme ich einen Schnaps, denn der Zug geht um..."

Die Frau mit dem Staubwedel riß die Tür auf. Sie spendete mir zwei grünspanfarbene Blicke, nahm vier Tintenfässer an sich und ging. Die Uhr auf dem Klara-Turm schlug ein Viertel nach zehn. Ich hakte den Ulster zu, nahm meine Reisetasche und begab mich nach dem Bahnhof.

II.

Wenn ich nun berichten soll, was sich in dem Sonderzug 11 Uhr 30 Stockholm-Göteborg im Coupé Nr. 3 am Vortage des Weihnachtsabends 1915 ereignete, so finde ich, daß meine novellistischen Attribute teils durchaus nicht hinreichen, teils entschieden zu weit gehen. Ein telegraphisches Referat über das Geschehene nebst einer Anzeige an die Polizei, verstärkt durch einige Porträte und eine Kartenskizze der Fahrtstrecke mit einem X zwischen den beiden in Betracht kommenden Stationen, wären vermutlich eher den Tatsachen gerecht geworden. Denn jedes der hier berichteten Details ist so wahr wie die vier Rechnungsarten mit ganzen Zahlen. Damals aber betrachtete ich das Erlebnis als eine verfrühte Gabe der guten Weihnachtsgöttin an den schönliterarischen Sucher nach dankbaren und handgreiflichen Motiven — und als der Zug in Göteborg hielt, mit einem verzweifelt und aufgeregt schwedisch sprechenden Rumänen und einem ruhigen, eiskalten Schweden, der soeben elftausend Kronen gerettet, war ich mir schon darüber klar, daß diese Geschichte — um glaubhaft zu werden — in die Eisenbahn zwischen Monte Carlo und Nizza oder auch Ventimiglia verlegt werden müsse. Dennoch ist es meine Pflicht, sie vollkommen wahrheitsgemäß zu erzählen...

Der Zug glitt 11 Uhr 20 auf den Perron, denn zuerst mußte der Nynäser Zug abgefertigt werden. Nach einem gewaltigen Sturmlauf gelang es mir wirklich, meinen Fensterplatz zu erobern — in der Fahrtrichtung. Zwei Minuten später schrie es: „Platz nehmen!", und die Wagen glitten sachte über die Kreuzung der nächsten Strecke, eine cholerisch klingelnde Straßenbahn drei Minuten lang auf ihrem Wege aufhaltend — so lang war der Zug.

Im Anfang war ich allzu stumpf oder uninteressiert, um mich in Coupé Nr. 3, in dem ich saß, zu orientieren. Ich ließ die Blicke durch das Fenster schweifen: ein Tunnel, ein Stück Wasser, ein bißchen Föhrenwald, eine sumpfige Wiesenlichtung und dann der Rauch der Lokomotive — oder war es der Wasserdampf aus der Heizleitung des Zuges, der die dichte Gardine vor das Fenster zog?

Man kennt, wie man mitunter ein Frühstück verspeist, wenn man viel Zeit hat und nicht weiß, wie die Vormittagsstunden totschlagen. Man unterhält sich damit, den Prozeß in Abteilungen und Unterabteilungen zu zerlegen, und gelangt auf diese Art ganz allmählich zu einem Gefühl der Sättigung. Nach dieser Methode konsumierte ich meine Mitreisenden im Coupé Nr. 3 zwischen den Vertiefungen in fünf Stockholmer Morgenblätter.

Vor allem machte ich mir vollkommen klar, daß wir alle sechs im Coupé einander fremd seien. Mir gegenüber — gegen die Fahrtrichtung — saß die zweifellos repräsentativste Figur des Abteils: Pelz, Brillantringe, parfümierter Vollbart, Goldbrille, Lackstiefel und Seidenkäppchen. Er las keine Zeitungen und hielt die Augen geschlossen — ein Gelehrter, der seine eigene Welt lebt. Neben ihm eine junge Frau in Bluse und Rock mit hundert Paketen im Netz, die sie die ganze Zeit scharf bewachte, und ganz unten ein dicker Infanteriehauptmann in Uniform, der unaufhörlich Zigaretten anzündete. Mein nächster Nachbar war ein junger glattrasierter Herr, der unablässig und unbeirrt Ziffern in einen Notizblock schrieb und das Resultat mit einer gedruckten Liste verglich — mit der gleichen methodischen Ruhe, als säße er in seinem Kontor. Das sechste Mitglied dieses geschlossenen Kreises war ein Gymnasiast mit einer gräßlichen Menge Pickeln auf der Stirn, er verschlang 25-Ör-Bücher mit derselben Schnelligkeit, mit der wir durch die verdammt tränenertränkte förmländische Landschaft sausten. —

Nach Mittag mußte ich ein Weilchen eingenickt sein. Es gab einen Ruck, so daß eine Reisetasche das Übergewicht bekam und direkt auf meine Knie plumpste. Die Lokomotive gab unaufhörlich in einem forcierten Tempo Signale, und draußen liefen die Leute ganz kopflos umher. Mein Gegenüber war aufgesprungen und bemühte sich — mit mehr Kraft und Eifer, als man ihm zugetraut hätte — das Fenster herabzulassen, und der Infanteriehauptmann machte Anstrengungen, sich in den Korridor hinauszuschlängeln. In meiner Schlaftrunkenheit ließ ich den ganzen Wirrwarr an mir abprallen und zog bloß die Beine an mich, damit der Langbart ungehindert an der Scheibe hantieren konnte. Eine Sekunde später glitt der Zug weiter, es war nichts geschehen. Ich konstatierte eben mit halb offenen Augen, daß wir nun bloß drei im Coupé waren, als mich eine Stimme traf — ja wirklich, es war jene wunderlich tiefe Stimme von heute morgen...

Basso Metafysico aus dem Hotellesezimmer — der Vollbart mit Brillanten, Lackschuhen, Seidenkäppchen — bemerkte in gutem, aber fremdländischem Schwedisch:

„Meine Reisetasche hat Ihnen doch nicht weh getan, Monsieur?"

„Nein," sagte ich, „nicht die Spur."

Der dritte Gentleman im Coupé, der, der addiert hatte, fiel ein:

„Man muß schließlich noch froh sein, wenn auf einer so verdammt langweiligen Reise etwas passiert. Ich hoffte wirklich auf einen kleinen Zusammenstoß."

„Der Herr ist vielleicht Unfallsversicherungsagent?" warf der Vollbart mit einem sympathischen Lachen hin.

„Nein," erwiderte der andere, „eher das Gegenteil. Ich habe Aktien in einer Unfallsversicherungsgesellschaft."

Der Vollbart lachte.

„Ein lustiges Zusammentreffen, auf Ehre", sagte er mit einer Betonung, die verriet, daß die Bemerkung einen geistreichen Anstrich haben sollte. „Ich habe ebenfalls Aktien... Ha, ha, ha!"

Auf diese Art kam das Gespräch in Gang. Stoßweise, da und dort ein Einwurf, mit einer ziemlich lahmen Gedankenausbeute, bewegte es sich um Weihnachtsreisen, Eisenbahnen, den Krieg und die Börsenwelt. Die stundenlange Mundsperre hatte ein Bedürfnis zu reden ausgelöst; sogar der glattrasierte Herr an meiner Seite, der im übrigen von schroffen und lakonischen Formen zu sein schien — eine Spur amerikanisiert — zeigte sich erleichtert und daher gesprächig. Nach einigen Minuten äußerte er, daß zweifellos Erfinder von Zerstreuungen und Zeitvertreib ein reiches und unerprobtes Wirkungsfeld vor sich hätten. Ein gutes Rezept zu finden, auf langen Eisenbahnfahrten die Zeit totzuschlagen, wäre bei den Göttern eine verlockende Aufgabe — und eine einträgliche.

Mir kam ein Gedanke. Ich wollte dem Vollbart zu Hilfe kommen — wenn e r es wirklich war, der jene mystischen Worte geäußert hatte, und wenn sie einen Sinn hatten. Neugierde und ein natürliches Verlangen, die paar Stunden bis zu unserer Ankunft in Göteborg zu verkürzen, bewogen mich zu sagen:

„Es gibt ja Spielkarten."

Der Glattrasierte neben mir nickte.

„Gewiß, aber wer zum Kuckuck führt Spielkarten in der Reisetasche mit?"

Der Vollbart gluckste.

„Ich!" sagte er.

Zehn Minuten später hatte ich dem Glattrasierten meinen Fensterplatz abgetreten. Ich selbst spiele ungern Karten. Der Vollbart holte zwei unerbrochene Kartenspiele hervor, die er seinem Partner reichte, und dieser begann mit geübten Fingern die kleinen Blätter abzuwerfen. Man kam überein, Ekarté zu spielen; anfangs mit drei Serien und drei Partien in jeder Serie, wobei der Point vor Beginn jeder Serie vereinbart werden sollte.

„Wie hoch für den Anfang?" fragte der Vollbart.

„Wie Sie meinen", sagte der andere.

„Tja, das ist ja ganz gleichgültig. Vielleicht mit steigendem Point? Die erste Partie zehn Kronen, die zweite fünfundzwanzig, die dritte fünfzig. Wenn es Ihnen so paßt?"

Der Glattrasierte nickte.

„Gut," sagte er, „fangen wir an!"

III.

Man mußte dies mit Recht ein seltsames Zusammentreffen nennen. Nun konnte ich darauf schwören, daß es die Stimme des Vollbarts gewesen, die ich diesen Morgen gehört, und die Worte klangen mir noch im Ohr: „Ich werde nach einem neuen System spielen... Nenne mich einen Esel, wenn ich nicht vor heute abend fünftausend Kronen in deine Hand lege."

Und hier saß ich, im Begriff, Zeuge der Erfüllung dieses Versprechens und der Entwicklung des neuen Systems zu sein. Wie unabsichtlich setzte ich mich auf die gegenüberliegende Sitzreihe, um der Spielmethode des Vollbarts in dessen Karten zu folgen.

Während der andere sorgfältig die Karten mischte, zog der Vollbart eine blanke Metallschnupfdose aus der Tasche, öffnete sie und bot an. Als keiner von uns zugriff, nahm er selbst eine Prise Tabak und legte hierauf die Dose neben sich auf den Klapptisch. Hier aber erwies sie sich bald als für das Spiel störend, weshalb der Besitzer sie mit geübter Hand in das Netz vor sich hinaufwarf, in dem sich zufällig kein Gepäck befand.

Die erste Partie gewann der Glattrasierte ohne Schwierigkeit, und die beiden Zehner wurden ihm zugeschoben. Ich fand diesen Ausgang gerechtfertigt, denn der Vollbart hatte meiner Ansicht nach nachlässig gespielt, sogar einmal vergessen, für den König zu markieren. Bei der zweiten Partie revanchierte er sich jedoch, der Glattrasierte erhielt nicht ein einziges Spiel, und die fünfzig Kronen verschwanden rasch und laut raschelnd in der Westentasche des Ausländers. Wenige Minuten später hatte er auch die dritte Partie gewonnen. Der Spielverlust des Schweden betrug nach der ersten Serie fünfundsiebzig Kronen. Er nahm das Mißgeschick jedoch mit eiskalter Ruhe auf und lächelte sogar noch belustigt.

Nächste Serie.

„Vielleicht konveniert es Ihnen, die Verlustziffer als Basis für die zweite Serie zu nehmen?" fragte der Vollbart. „Also erste Partie fünfundsiebzig, zweite hundertfünfzig und dritte dreihundert?"

Der Schwede überlegte einen kurzen Augenblick. Dann sagte er kurz und fest:

„Abgemacht!"

Das Spiel ging nun um einige Takte langsamer als vorher, besonders von seiten des Vollbarts, der jedoch vollständig korrekt verfuhr. Vor jedem Propos oder Kauf zögerte er einen Augenblick; es sah aus, als wäge er sehr genau die Chancen für und wider. Aber dies war ja sein gutes Recht. Mir schien es, als rechne er, und ich begann zu erkennen, daß die Worte „ein neues System" wirklich etwas zu bedeuten hatten. Aber jeder Gedanke an Schwindel war ausgeschlossen. Die Karten waren untersucht, und der Schwede hielt die Augen offen.

Der Vollbart gewann alle drei Partien, die zweite nicht ohne Schwierigkeit, aber es ging immerhin. Sein Partner hatte nun sechshundert Kronen verloren und lächelte nicht mehr.

„Sie scheinen Glück zu haben", sagte er bloß.

„Wollen Sie lieber aufhören?"

„Nein, warum? Ich habe keine Lust, meine sechshundert Kronen ohne weiteres verloren zu geben."

„Und den Point?"

Der Schwede warf einen Blick in seine Brieftasche.

„Ich weiß nicht, ob ich genug Bargeld habe, aber einen Scheck auf meine Bank in Göteborg löst jeder Hotelportier ein."

Der Vollbart verbeugte sich bloß zum Zeichen, daß er einverstanden sei.

„Also?"

„Erste Partie dreihundert, zweite sechshundert, dritte neunhundert. Oder sagen wir tausend, der Abrundung wegen."

„Gut!"

Wieder begann das Spiel. Der Vollbart wählte seine Karten mit noch größerer Vorsicht als früher und gewann weiter. Er bekam gar keine besonders guten Karten — und darin lag das Merkwürdige — aber er richtete seine Käufe und seine Spielmethode genau so ein, als ob er in den Augen des Gegners hätte lesen können, welche Karten dieser hatte. Am Schluß der Serie hatte er dem Schweden genau zweitausendfünfhundert Kronen abgewonnen; dieser war eine Schattierung bleicher, aber sehr ruhig.

In demselben Augenblick blieb der Zug stehen. Draußen wurde die Station ausgerufen, und zwischendurch klang eine schrille Knabenstimme: „Herrljunga Brustkaramells!"

„Vielleicht hören wir nun auf?" warf der Vollbart hin mit einer Geste, als wolle er die beiden Spiele zusammennehmen.

„Warum? Wir haben ja noch ein ganzes Stück zu fahren."

„Also noch eine Serie?"

„Wir wollen sagen zwei Partien. Und dann stopp!"

„Wie es Ihnen beliebt. Den Point?"

„Die erste Partie zweitausendfünfhundert, und die zweite..."

„Die zweite?"

„Sechstausend. Sie können sich ja weigern, wenn der Vorschlag Ihnen nicht paßt."

„Er paßt mir vortrefflich."

Die erste Partie brachte gleiche Markierungen von beiden Seiten. Nun mußte es sich entscheiden.

Der Vollbart gab.

Zum erstenmal merkte ich, daß seine Manschette ein wenig zitterte, und ich schärfte meine Aufmerksamkeit. Hätte der Schwede jetzt den König gehabt, so wäre die Partie sein gewesen. Aber nein! Er warf einen Blick in seine Karten und sagte mit einem bewundernswerten gleichgültigen Tonfall:

„Ich proponiere."

Der Vollbart zögerte mit der Antwort.

Nun erst fiel mir auf, daß er wiederholt eine Bewegung machte, die ich bisher für Koketterie gehalten hatte: er richtete den Blick nach oben, wie um von daher eine Eingebung zu erhalten. Und nun kam der Zufall dem Verlierenden zu Hilfe. Der Zug fuhr mit rasender Geschwindigkeit, und bei einer Kurve geriet ich, der ich mich zur Hälfte erhoben hatte, geradeswegs in die Arme des Vollbarts, oder richtiger, ich setzte mich ihm auf den Schoß.

In demselben Augenblick war mir das „System" klar. Mein überraschter Blick, der auf dem Netz zu Häupten des Schweden haftete, genügte, um dem Geprellten alle nötige Aufklärung zu geben. Genau über meinem Landsmann lag die Tabaksdose des anderen, in deren Boden eine ganze kleine Serie vergrößernder Miniaturspiegel eingesetzt war. In diesen Spiegeln konnte er die Karten des Schweden ebenso deutlich sehen wie seine eigenen — eine sehr verläßliche Eingebung von oben.

Der Erfinder des neuen Systems erkannte, daß die Schlacht unrettbar verloren war, und gab wortlos Geld und Scheck zurück. Die Tabaksdose aber wurde, gegen den Wunsch des Besitzers, durch das Fenster befördert, zur Aufbewahrung in einem der zahlreichen westgotischen Teiche.

Mir tat bloß das Mädchen mit der sympathischen Stimme leid. Denn diesen Abend erhielt sie nichts als die Befriedigung, den Vollbart einen Esel nennen zu dürfen.

Und vielleicht ist das auch etwas.





Von der Erstaufführung des dramatischen Gedichts „Indipohdi" von Gerhart Hauptmann im Lessing-Theater zu Berlin am 14. Februar: Die Krönungsszene.
In der Mitte stehend: Paul Mederow als Oberpriester Oro; vor ihm kniend: Herr Bresin als Orman.



Die Uraufführung des Melodramas „Sanctissimum" von Wilhelm Kienzl an der Wiener Staatsoper: Die Textdichterin Frau Bauer-Kienzl und der Komponist mit zwei Hauptdarstellern. (Phot. Atelier Willinger, Wien.)
Von links nach rechts: Die Textdichterin; O. Treßler als Spielmann; Käthe Loitelsberger als heilige Cäcilia; W. Kienzl.



Der Kinderball im Palais Harrach zu Wien. Die Kinder tanzten unter anderm Gavotte, einen spanischen, einen holländischen und einen Apachen-Tanz. (Phot. Atelier Willinger, Wien.)



Von der Uraufführung des Schaustücks „Der rote Mond" von Herbert Eulenberg am Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 16. Februar: Otto Graf als Musil und Christa Mattner als Vita. Spielleitung: Dr. Friedrich Sebrecht. (Phot. Atelier Eckner, Weimar.)



Szenenbild von der Uraufführung des Stückes „Ein Spiel von Tod und Liebe" von Romain Rolland am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg. Regie: Otto Werther. (Phot. H. J. Meisner, Hamburg.)
Von links nach rechts: Carl Sartory als Denis Bayot; Erika Beilke als Sophie; Hildegard Warsitz als Cloris Ceucy; Eva Weißhaar als Lodoiska Cerizin; Emil v. Dollen als Buchet.

Der Tanzsport von heute.



Fräulein Freyse und Herr Derwisch.
(Phot. Albert Meyer, Hannover.)



Frau Margarete Montag und Herr Dr. v. Zander.
(Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Von den Tempeltänzen ägyptischer und griechischer Priesterinnen bis zum modernen Foxtrot oder Tango ist ein weiter Weg. Der Tanz hat aber im Leben der Völker, unabhängig von ihrer Kulturstufe, immer eine bedeutende Rolle gespielt und stets begeisterte Anhänger und erbitterte Gegner besessen. Wenn nach dem Ende des Weltkrieges sich in Deutschland geradezu eine Tanzepidemie eingestellt hat, so steht auch diese Erscheinung keineswegs vereinzelt da. Während der großen Französischen Revolution baute man sogar Kirchhöfe und Klöster zu Balllokalen um, und im „Palais Richelieu" fanden die „Bälle der Opfer" statt, an denen nur die teilnehmen durften, deren engste Verwandte hingerichtet worden waren.

Die moderne Tanzbewegung bringt nun ein ganz neues Moment in die Diskussion, nämlich die Bezeichnung des Tanzes als Sport. Diese Anschauung steht heute im Mittelpunkt lebhafter Meinungskämpfe und bedarf daher einer Begründung. Was bezweckt eine Tätigkeit, die sich mit Recht den Ehrennamen „Sport" beilegen darf? Der Sport bezweckt, bestimmte physische und geistige Fähigkeiten, wie Geschmeidigkeit der Glieder, Schnelligkeit, Geschicklichkeit von Hand und Fuß, Geistesgegenwart und vollkommene Beherrschung des Körpermechanismus, zu entwickeln und zu fördern. Kein Sport wird behaupten können, alle diese Bedingungen in idealer Weise zu erfüllen. Der Tanzsport aber darf für sich beanspruchen, vor allem zwei der genannten Fähigkeiten zu verbessern, nämlich Geschmeidigkeit der Glieder und vollkommene Beherrschung des Körpermechanismus. Ein Läufer oder ein Ruderer, der seine sportliche Leistung mit möglichst großer Oberkörperruhe und Eleganz verbindet, wird gewiß die Bewunderung der Fachleute hervorrufen, aber ausschlaggebend ist allein seine Schnelligkeit, auch wenn sie sich in robusten und unschönen Bewegungen kundgibt. Ganz anders der Tänzer. Für ihn sind Ruhe, Vornehmheit und Eleganz auch bei den schwierigsten Schritten eine unerläßliche Voraussetzung. Der Anblick eines guten Tänzerpaares muß ein ästhetischer Genuß sein. Ruhe und Eleganz der Bewegungen erfordern aber ein eisernes Training; sie sind Eigenschaften, die auch der begabteste Tänzer nur durch stete Übung und Fleiß erringen kann.



Fräulein Elli Renz-Schwarz und Herr Jack Magner. (Phot. Karl Schenker, Berlin).

Der moderne Tanz wirkt aber auch gesundheitsfördernd und hat, nach dem Urteil eines bekannten Berliner Sportarztes, als maßvolle Leibesübung, die alle Organe in Tätigkeit setzt, ohne irgendwelche maximale Anforderungen zu stellen, ein hohes hygienisches Verdienst.

Nicht selten begegnet man der wohl gutgemeinten, aber irrigen Auffassung, daß die modernen Tänze, deren Heimat meist Amerika ist, aus nationalen Gründen für Deutschland abgelehnt werden müßten und wir uns wieder den alten guten deutschen Tänzen, wie Walzer, Rheinländer und Polka, zuwenden sollten. Diese Leute wissen nicht, daß auch diese „urdeutschen" Tänze französischen oder böhmischen Ursprungs sind. Der Tanz, wie immer er heißen mag, ist, abgesehen von reinen Nationaltänzen im Kostüm wie Tschardasch oder Krakowiak, stets international. Aber man ahmt die modernen Tänze nun nicht in Paris, London, Mailand oder Berlin sklavisch nach, sondern modelt sie überall der Individualität der Tänzer entsprechend um. Es mag vielleicht manchen überraschend klingen, daß, wie auch das Ausland heute zugeben muß, in Deutschland am besten getanzt wird. Die Exaktheit der Technik, die Straffheit des tänzerischen Rhythmus, die durch gewissenhaftes Training erworbene Harmonie der beiden Tanzpartner sind nirgendwo in der Welt so ausgebildet wie bei uns. Dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß es zunächst nur eine kleine Minderheit in Deutschland ist, die auf so hoher tänzerischer Stufe steht. Es sind das die Mitglieder der im Reichsverband für Tanzsport zusammengeschlossenen Tanzklubs. Genau so, wie jeder Sportbeflissene es im Tennis, Hockey, Fußball oder Rudern nur dann zu besonderen Leistungen bringen kann, wenn er sich die Erfahrungen und Vorteile eines anerkannten Vereins zunutze macht, ist auch nur das Mitglied eines Tanzklubs in der Lage, sportlich ernst zu nehmende Leistungen zu erreichen. Selbstverständlich besteht die Aufgabe eines Tanzklubs nicht allein darin, einige besonders Befähigte zu Höchstleistungen anzuspornen, sondern ebenso wichtig ist es, einen möglichst großen Kreis gebildeter Menschen zu einem ästhetischen und geschmackvollen Tanzen zu erziehen, denn der moderne Tänzer tanzt um des Tanzens willen und trägt dabei keinerlei Nebenabsichten. Die Tanzsportbewegung legt großen Wert auf Innehaltung eines hohen gesellschaftlichen Niveaus, aber unter Ausschaltung allen Kastengeistes.

Unter den Preisträgern der zahlreichen Tanztourniere, die in den letzten Jahren abgehalten wurden, ragt ein Paar ganz besonders hervor: Herr Magner und Frl. Renz-Schwarz. Dieses ausgezeichnete Paar gewann in den beiden letzten Jahren sämtliche von ihm bestrittenen Tourniere, darunter dreimal die Meisterschaft von Deutschland. Diese Leistung ist um so bewunderungswürdiger, als Herr Magner, im Gegensatz zu seiner jungen Partnerin, bereits 40 Jahre zählt. Die größte Anwartschaft auf die Nachfolge darf man wohl dem ebenso graziösen wie eleganten Meisterpaar des Berliner Gelb-Weiß-Klubs, Herrn v. Euck—Frl. Glaß, zusprechen, die vor allem durch ihren wundervollen Tango milonga zu bestechen pflegen. Die Hauptstärke des Paares Dr. v. Zander und Frau Montag, die sich durch besonders ausgeprägte Ruhe und Vornehmheit des Tanzstiles auszeichnen, liegt im Boston, diesem zugleich einfachsten und schwersten Tanz.

Aber auch außerhalb Berlins hat der Tanzsport glänzende Fortschritte gemacht. Als das beste Paar Norddeutschlands darf man wohl Herrn Derwisch und Frl. Freyse vom Grün-Gold-Klub, Hannover, bezeichnen, ein Paar, das durch frappante Technik und ausgeprägten Rhythmus große Erfolge in den bedeutendsten Tournieren errungen hat. Das beste Paar Mitteldeutschlands, Herr Leichsenring und Frl. Hofelich vom Savoy-Klub, Leipzig, die Sieger in der Sachsenmeisterschaft, besticht durch Eleganz der Bewegung und eine seltene Harmonie der äußeren Erscheinung.

Der Tanzsport hat auf Grund seiner Erfolge und Fortschritte ein Recht darauf, nicht als Spielerei, sondern als eine durchaus ernst zu nehmende sportliche und gesellschaftliche Betätigung betrachtet zu werden. Dr. Gerhard Fischer.



Fräulein Hofelich und Herr Leichsenring.
(Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.)



Fräulein Glaß und Herr v. Euck.

Die Kurve. / Erzählung von Gerd Damerau.

Wir hatten uns nie sehr nahegestanden, obgleich wir jahrelang die gleiche Schulbank drückten. Denn wir waren viel zu gegensätzlich veranlagt, und in der Jugend ist die Anziehungskraft der Gegensätze noch nicht so groß wie im späteren Leben. Ilse Röber war lustig, übersprudelnd, bewegte sich am liebsten zwischen recht vielen Menschen und suchte schon als Schulmädel allen in ihre Nähe kommenden Männern den Kopf zu verdrehen. Die Schule betrachtete sie nur als ein unumgängliches Übel, die Lehrerinnen als Landplagen, die älteren Lehrer reihte sie ebenfalls unter die ägyptischen Plagen, und nur die jüngeren ließ sie allenfalls als Menschen gelten Ich dagegen fand am Lernen eine große Freude, gehörte nicht zu den Geselligkeitswesen, sondern fühlte mich am wohlsten, wenn ich aus Büchern Mauern türmen konnte, die mich von aller Welt abschlossen. So war es denn kein Wunder, wenn Ilse Röbers und meine Kreise sich nicht berührten.

Wir verloren uns nach der Schulzeit aus den Augen. Sie blieb in der Heimat, ich zog in die Welt hinaus. Hin und wieder übernahm ein aus der Stadt meiner Kindheit eintreffender Brief die Stelle eines Chronisten und berichtete anfangs von beinahe und wirklich zustande gekommenen Verlobungen, später von Hochzeiten und auch von manchem frühen Tode. Auf diesem Wege erfuhr ich auch, daß Ilse Röber als eine der ersten aus unserer Klasse geheiratet hatte, eine sogenannte „gute Partie", durch die ihr Gelegenheit geboten wurde, ihre geselligen Talente zu entfalten. Dann hörte ich nichts mehr. Das Leben wurde vielgestaltiger, Neues drängte sich vor und ließ Altes in den Hintergrund treten. Beruf und Leben nahmen alle Kräfte in Anspruch, und nur selten tauchten die Gestalten aus der Jugendzeit in der Erinnerung auf.

Um so größer war das Erstaunen, als wir uns eines Tages an der Mittagstafel eines großen Fremdenheims in einem Ostseebade gegenübersaßen. Erst war's ein gegenseitiges Mustern, ein zweifelndes Hin- und Herblicken, im Geiste ein rasches Durchfliegen aller Bekannten, um zu wissen, wo man diese Züge unterbringen sollte, bis wir uns im gleichen Augenblicke mit befreitem Aufatmen die Hände entgegenstreckten.

„Ilse, du?"

„Ja, Grete, bist du's wirklich?"

In kurzen, schnellen Sätzen, in rasch getauschten Fragen und Antworten gaben wir einander Aufklärung über die äußeren Ereignisse unseres Lebens.

„Hier in dem stillen K. hätte ich am wenigsten erwartet, dich zu treffen, Ilse. Genügt dir diese Sommerfrische?" Kaum hatte ich dieses gesagt, da tat mir die Frage leid. Zwar suchte Ilse ihrer Antwort eine scherzhafte Wendung zu geben, als sie entgegnete: „Tu' du etwas gegen die Ärzte, wenn du dich erst einmal in ihre Hände gegeben hast!" Das Hüsteln aber, das ihre Worte begleitete, und das ich schon vorher gehört hatte, ohne daß es mir recht zum Bewußtsein gelangt war, ließ mich erschrecken und aufmerken. „Seeluft soll mir guttun", fuhr Ilse fort, lenkte aber dann von diesem Gesprächsstoff ab, und wir plauderten von dem, was den Tag bewegte.

Ob es daran lag, daß wir beide ohne Begleitung den Badeort aufgesucht hatten und unter den Badegästen keine zusagende Gesellschaft fanden, oder ob es ein tiefer liegender Grund war, der uns zueinander führte — ich weiß es nicht. Wir waren viel zusammen, mit jedem Tage mehr, und bald trennten wir uns nur, wenn wir abends unsere Zimmer aufsuchten, oder wenn ich mein Vormittagsbad nahm, während Ilse im Sande lag und sich von der Sonne bescheinen ließ. Sie fröstelte viel, und das Baden war ihr gänzlich untersagt. Ich glaube, seit sie mir bei solcher Gelegenheit einmal nachwinkte und ich ihre schmale, weiße, durchscheinende Hand mit vollem Bewußtsein erblickte, wußte ich, daß es um Ilse nicht gut stand. Zu mir hat das Aussehen der Hände immer deutlicher gesprochen als selbst Gesichtszüge und Gestalten. Ilses Hände und ihr Lächeln — sie waren so beredt. Unwillkürlich fühlte ich, was daraus sprach. Es ist merkwürdig, wie man in einzelnen Augenblicken beinahe hellseherisch eines Menschen Innerstes erkennt. Nur weniger Sekunden Dauer war es, als sie die Hand erhob, um mir nachzuwinken. Ihre Worte: „Ich muß nun wie ein altes Weib zurückbleiben!" vernahm ich kaum. Entsagend klangen sie keineswegs, eher, als wollte sie sich über die ihr aufgezwungene Rolle lustig machen. Denn sie mochte ganz genau wissen, daß man sie immer noch wie einst in der Schulzeit die „schöne Ilse" nennen konnte. Nur wer ganz genau zusah, merkte es, daß ihr oft so frisches Aussehen nicht aus der Überfülle des Lebens quoll, sondern etwas Krankhaftes an sich hatte.

Wir liebten es beide, an menschenleeren Stellen des Strandes im Sande zu liegen und dem Spiel der Wellen zuzusehen. Uns erschien es oft nicht als Spiel, vielmehr wie ein Kampf auf Leben und Tod, den die Wasserberge auskämpften. Wenn sie sich in der Ferne in leisem Auf und Ab zu wiegen schienen und beim Anprall an die Küste ihre ganze Macht entfalteten, sich bäumten und den Gischt hochauf spritzten, weit auf den Strand züngelten und sich wieder zurückzogen, dann saßen wir wohl stumm nebeneinander und sahen hinaus auf die grüne Fläche, die in der Ferne so unbewegt aussah und sich beim Näherkommen in so viele einzelne Bewegungen teilte. Waren wir des Zuschauens müde, dann pflegte Ilse wohl allerlei zu erzählen von dem, was ihr auf dem Lebenswege begegnet war. Die ausgiebigsten Erzählstunden aber gab es, wenn wir den Kiefernwald aufsuchten, der sich bis dicht zum Strande hinzog. Wir hatten bald einen sonnigen Abhang gefunden, den wir zu unserem Stammplatz erkoren. Dort lagen wir dann in genießerischem Nichtstun. Regelmäßig nahmen wir Bücher mit. Aber sonderbarerweise wurden sie fast nie aufgeschlagen oder, wenn es doch einmal geschah, bald wieder zugeklappt. Viel ersprießlicher kam es uns vor, dem Rauschen der Kiefern zuzuhören oder uns von dem an- und abschwellenden Meeresbranden in Träume wiegen zu lassen. Manchmal verschoben wir auch unseren Lagerplatz um weniger Meter Breite und waren beglückt wie die Kinder, wenn uns anmutige, sich wiegende Glockenblumen oder unter Blättern versteckte Erdbeeren förmlich in die Hand wuchsen.

Ich betrachtete Ilse oft lange und nachdenklich, denn ich konnte ihr Wesen nicht mit dem Bilde vereinen, das meine Erinnerung von ihr bewahrt hatte. Daß ihre Lunge der Heilung bedurfte, wußte ich längst, auch daß sie schon in einem Schweizer Sanatorium geweilt hatte. Während sie mir erzählte, daß der Arzt sie mit der größten Befriedigung über den Kurerfolg entlassen habe, stand in ihrem Gesicht ein nachsichtiges Lächeln, so, als wüßte sie es besser als jeder Arzt, wie es um sie bestellt sei.

„Seit wann hast du das Leiden?" fragte ich sie.

„Genau kann ich's nicht mal sagen. Irgendwann eine Erkältung, die ich nicht weiter beachtete. Dann ein ständiges Unbehagen, das von niemandem als das erkannt wurde, was es war. Und als ich endlich erfuhr, woran es lag, wurde ich schleunigst in die Schweiz abtransportiert. Nun ja, dort sah ich wenigstens, wie viele Leidensgefährten ich auf der Welt habe."

„Und dein Mann?"

„War und bleibt rührend besorgt. Alles wurde mir abgenommen. Nur meiner Gesundheit sollte ich leben. Meine Kinder kennen ihre Mutter nur noch wenig, denn ich reise von einem Erholungsort in den anderen. Wenn es allein auf Pflege und Fürsorge ankäme, müßte ich längst gesund sein."

„Und ist's deine Krankheit, die dich so umgewandelt hat?"

„Umgewandelt bin ich nach deiner Meinung? Ach ja, du kennst mich ja nur als übermütigen Backfisch. Und eigentlich blieb ich auf diesem Standpunkt

auch noch stehen, als ich längst verheiratet und Mutter meiner beiden Kinder war, bis —"

Sie hielt inne, und ich mochte aus einem Gefühl der Scheu heraus nicht fragen. Nach einer Weile sagte sie, anscheinend als Schlußglied einer Gedankenkette:

„Weißt du, es gibt Kurven auf dem Lebenswege, von denen ab der Weg geradezu entgegengesetzt weiterführt. Manches Leben geht ganz schnurgerade seinen Gang, kennt keine Umwege, Bogen und Abschweifungen. Aber andere kommen an Punkte, von denen aus es im Zickzack weitergeht, manchmal auch gerade, aber doch dem ursprünglichen Ziele entgegengesetzt. Dann kommt man durch Landschaften, von deren Vorhandensein man keine Ahnung hatte. Man versteht es nicht, wie man einst in anderen Gegenden hat leben können, denn sie sind so betörend schön — sie geben Fernblicke, an die man nie — nie gedacht hat. Ich sage dir gewiß nichts Neues, wenn ich das Leben mit einer Reise vergleiche. Doch die platteste Allerweltsweisheit nimmt ganz andere Formen an, wenn man sie durch eigene Erfahrung gefunden hat. Dann erscheint sie in völlig neuem Lichte." Ich nickte beistimmend zu ihren Worten, ohne sie zu unterbrechen, und sie fuhr fort: „Mancher fühlt sich in der Enge wohl und hat nie das Verlangen, die Welt außerhalb seines begrenzten Kreises kennenzulernen. Doch manche werden sich erst der drückenden, einzwängenden Enge bewußt, wenn sie einen Ausblick in die Weite gewonnen haben. Ach — oben auf der Höhe zu stehen und die Arme weit auszubreiten — gar nicht an all das Dumpfe, das dem Tal anhaftet, zu denken — förmlich die Flügel wachsen zu fühlen — und dann doch zu erkennen, daß man erdgebunden, ja, an die Erde gefesselt und geschmiedet ist!"

Sie hatte sich während des Sprechens aufgerichtet, sank nun zurück und lag mit geschlossenen Augen da. Ich rückte ihren Kopf, legte ihn in meinen Schoß und strich mit den Händen beruhigend über ihre feucht-kühle Stirn.

Am nächsten Tage kam sie auf das Gespräch zurück. „Denk nicht, Grete, daß ich mit dem Schicksal hadere und kämpfe. Das war gestern noch solch ein Zugeständnis an vergangene Zeiten. Wenn man es nicht mehr weit hat und das Endziel so nahe vor sich sieht, dann nimmt alles ganz andere Formen an. So vieles, was mich früher unendlich erregt oder gefreut hätte, ist jetzt wesen- und bedeutungslos geworden. Jeder Mensch sollte sich daran gewöhnen, das Leben von Zeit zu Zeit so anzusehen, als gehörte er nicht mehr dazu. Es ginge dann viel friedlicher auf der Welt zu, das kannst du mir glauben. Aber Leben ist ja Kampf —"

Es war das erste Mal, daß ich sie von der Aussichtslosigkeit, wieder zu genesen, sprechen hörte. Landläufige Aufmunterungen zur Hoffnung wären mir ihr gegenüber banal vorgekommen. Doch da ich selbst manchmal den Eindruck ihrer blassen, unirdischen Hände vergaß und es mir mitunter schien, als wäre ihre Krankheit noch gar nicht so weit vorgeschritten, erwiderte ich: „Ja, die Ruh' ist wohl das Beste. Aber solange man die Hoffnung hat, sich das Leben zu erhalten, soll man es auch tun. Ich glaube, du bist im Grunde derselben Meinung."

„Du meinst, weil ich all die Reisen unternehme und an mir herumkurieren und -pflegen lasse? Solange man nicht ganz allein auf der Welt steht, hat man auch kein freies Verfügungsrecht über sich. Denkst du, mir wären Wünsche fremd? Ich möchte auch noch meine Kinder heranwachsen sehen. Und doch — im Grunde gehöre ich nicht mehr dazu. Ich sehe überall, daß es auch ohne mich geht. Wieder solch eine Allerweltsweisheit: Kein Mensch ist unentbehrlich und unersetzlich."

Sie sprach wieder mit einer Gelassenheit, die ich bewunderte. Es schien, als wäre seit diesem Tage ein Bann von ihr genommen. Unsere Gespräche wurden immer ernster, tiefer gehend, und einmal äußerte ich, daß ich wohl nicht die rechte Gesellschaft für sie wäre, da ich sie nicht genug aufheiterte. „Ach, laß das, Grete!" sagte sie mit einer müden Handbewegung, „man muß doch nicht immer lachen, um heiter zu sein. Das habe ich einst — weißt du noch? — in der Schulzeit und auch danach zur Genüge getan."

Wir verloren uns in Jugenderinnerungen, suchten die Lebensläufe der Klassengefährtinnen zu verfolgen und stellten Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit der Menschenschicksale an. Ilse wurde anscheinend von dem Worte „Schicksal" gefangengenommen und kehrte zu dem Ausgangspunkt unseres Gespräches zurück. „Ich habe schon oft in diesen Tagen gedacht, daß es mir gewiß vom Schicksal geradezu bestimmt war, dir hier zu begegnen", sagte sie. „Seit wir hier unser Leben des Friedens führen und nur Augen und Ohren für das Meer, die Bäume und den Himmel haben, stellt sich bei mir immer wieder das Verlangen ein, einmal einem Menschen von der ‚Kurve' zu erzählen, durch die mein Leben in andere Bahnen gelenkt wurde. Nicht äußerlich oder doch nur wenig, aber desto mehr innerlich. Eigentlich könnte ich das alles mit mir nehmen, ohne einen Menschen damit zu beschweren. Aber in uns alle ist wohl das Verlangen gelegt, uns mitzuteilen. Weißt du noch, wie wir lachten, als uns Oberlehrer Zürn in der Geschichtsstunde vom Barbier des Königs Midas erzählte, der das Geheimnis der königlichen Eselsohren nicht für sich behalten konnte und, weil er es keinem Menschen sagen durfte, es wenigstens in eine Grube flüsterte, aus der dann das ewig wispernde Schilf herauswuchs, das dieses Geheimnis weiterverriet. Erinnerst du dich noch?"

„Ja, ja", lächelte ich in Erinnerung an jene Zeit. „Daran habe ich allerdings nicht wieder gedacht."

„Siehst du, darin steckt eigentlich eine große Weisheit. Es gibt wohl hin und wieder Menschen, die ihre Lippen fest aufeinanderpressen und nichts von dem sagen, was in ihnen vorgeht. Aber wer weiß — vielleicht kommt auch einmal für sie die Stunde, in der sie ihr Herz erleichtern und ganz einfach von dem sprechen möchten, was sie bewegt."

Ich blickte Ilse aufmunternd an, und sie mochte fühlen, daß ich keineswegs aus Neugier die Verschlingungen ihres Lebensweges kennenlernen wollte.

Wie sie es gern tat, lag sie nun ausgestreckt mit geschlossenen Augen da. Von dem dunklen Kissen, unserem ständigen Begleiter auf sämtlichen Spaziergängen, hob sich ihr zartfarbiges Gesicht in scharfem Gegensatz ab. Ich richtete mich halb auf, stützte den Kopf auf die Hand und konnte den Ausdruck ihrer Züge genau verfolgen. Nichts zeigte, daß sie von innerer Erregung geschüttelt oder bewegt wurde. Als wäre es eine ganz fernliegende Geschichte, begann sie zu erzählen: „Denk um 's Himmels willen nicht, daß ich dir Welterschütterndes zu offenbaren habe. Für die meisten Menschen wäre es gar nichts. Mir aber wurde es viel. Ich muß weit ausholen. Von meiner frühen Verlobung und Hochzeit weißt du. Wie ich dazu kam, ist mir heute selbst nicht mehr ganz klar. Meine Angehörigen redeten mir zu, und mich — ich will durchaus nichts beschönigen! — lockte es auch, auf diese Weise selbständig zu werden und die große Dame zu spielen. Denn meines Mannes Einkommen war derart, daß ich mir keinen Wunsch zu versagen brauchte. Du kennst die kleine Stadt, in der man bald die erste Rolle spielen kann, und wo man so viel auf das Urteil der lieben Nächsten gibt. Eigentlich wird das meiste nur getan, um den Mitmenschen zu zeigen, was man sich alles leisten kann. Mein Mann und ich trafen uns in vielen Anschauungen. Ihm gefiel es, mit seiner Frau und seinem großzügigen, gastfreien Hause zu prunken, nun, und mir kam es auch als Hauptsache im Leben vor, eine gesellschaftliche Rolle zu spielen. Wer sollte mich auch anderes gelehrt haben! Erst viel später ging mir der Sinn dafür auf, daß solche ‚Attrappenmenschen', bei denen die äußere Aufmachung alles, das Innere aber hohl ist, ein sehr bedauernswertes Leben führen. Von Menschen, die nichts auf den äußeren Schein geben, wußte ich damals nichts, und wahrscheinlich hätte ich auch mitleidig auf sie herabgesehen, wenn ich ihnen begegnet wäre. Wenn du unsere Bekannten fragtest, so würde dir jeder bestätigen, daß wir eine mustergültige Ehe führten. Es ist wahr, wir vermißten und entbehrten auch nichts und fanden alles aneinander, was wir als zum Glück nötig kannten. Vielleicht mag mein Mann im Anfange gefürchtet haben, ich würde nicht beständig und treu sein. Ich hatte





mir nichts vorzuwerfen, obgleich ich keineswegs ein Einsiedlerleben führte. Du siehst, es ging alles ganz alltäglich zu. Die Kinder kamen, und das Leben plätscherte auch weiter in der gewohnten Weise dahin. Die Fragen, ob meine kleine Inge das Haar kurzgeschnitten oder lang tragen, ob unser Werner in die Vorbereitungsschule von Fräulein Sickelmann oder gleich in die öffentliche Schule gehen sollte, waren von weltbewegender Bedeutung. Ich glaube, es wäre alles bis an unser Lebensende weitergegangen, wenn nicht meine Krankheit gekommen wäre. Die machte einen dicken Strich durch alles. Als der Arzt mir den Aufenthalt in der Schweiz verordnete, zögerte mein Mann keinen Augenblick, mich dorthin reisen zu lassen. In der Stadt unter unseren Bekannten wurde das natürlich gehörig angestaunt, und ich glaube, manche Frau wird meinen Mann dem ihren zum Vorbild empfohlen haben.

Ich habe dir oft vom Leben im Sanatorium erzählt, wie man sich dort, wenn man in der großen Halle im Sonnenschein liegt, so schnell kennenlernt. Es ist beinahe wie im Eisenbahnabteil, wo man auch so gute, ungestörte Gelegenheit hat, die Menschen zu beobachten und kennenzulernen, und von ihren Schicksalen in wenigen Stunden mehr erfährt als unter gewöhnlichen Verhältnissen in Jahren. Und dann diese Verschiedenartigkeit der Kurgäste! Aber das ist es nicht, wovon ich sprechen wollte.

Wer vielleicht beim Aufsuchen des Sanatoriums geglaubt hatte, gesund zu werden, dem wurde dieser Glaube von den Kurgefährten gründlich zerstört. Man machte Witze über die Krankheit, behandelte alle Fragen, die den Tod betrafen, mit einem zynischen Humor, lachte darüber, daß nie jemand im Sanatorium stürbe. Es sollte wahrscheinlich eine Gleichgültigkeit gegen das Leben vorstellen, an dem doch jeder mit einer größeren Inbrunst hing als der gesundeste Mensch. Mich empörte dieses Treiben, besonders wenn man neuangekommene Kranke durch solche Gespräche mutlos machte. Ich stand aber mit meiner Ansicht allein. Bis eines Tages ein neuer Kurgast den neben mir freigewordenen Platz in der Liegehalle einnahm. Er war anders als die anderen — und das entschied über uns. Denk nicht, daß eine der üblichen Sanatoriumsliebeleien zwischen uns begann. Nach den Gesetzen der Menschen haben wir uns nichts vorzuwerfen. Aber es gab feine Fäden, die mich stärker zogen als alles, was ich bisher kennengelernt hatte. Ich sah zum erstenmal, daß es auch andere Verhältnisse von Geschlecht zu Geschlecht gibt als die, denen ich bis dahin begegnet war. Etwas Unbekanntes, bisher nicht Empfundenes fand ich hier: Verehrung. Ich kann's dir kaum beschreiben, wie ich das empfand und mit jedem Atemzug aufnahm. Es war stets, als breitete er seine Hände unter meine Füße, damit ich nicht mit dem Staub und Schmutz der Erde in Berührung kommen sollte. Du mußt alles an landläufigen Begriffen beiseitelassen — denn wir standen auf eine ganz eigene Art miteinander. Nie wäre er mir auch nur mit einem Worte zu nahe getreten. Nur einmal, als wir im Kurpark auf und ab gingen, zwischen den Menschen und doch weit von ihnen geschieden, da sagte er: ‚Madonna‘ und noch einmal: ‚Madonna.‘ Diese Worte gingen über mich wie ein warmer, lebenerweckender Hauch. Sie mögen bei ihm der Ausdruck tiefster, innerer Erregung gewesen sein, denn in der Nacht erkrankte er schwer, und das Fieberthermometer stieg zu beängstigender Höhe.

Als wir uns wiedersahen, war auch dies wenige abgeschlossen. Nie wieder verriet er, was in ihm vorging. Aber in seine Welt führten mich seine Gespräche ein, die kleinen Huldigungen und Beweise der Fürsorge, wie sie unter den Kurgästen üblich sind, und die doch von keiner anderen Seite so zart sein konnten wie von ihm. Damals wurde es mir bewußt, daß man jahrelang, sein Leben lang arm sein kann, ohne es überhaupt zu wissen, weil man das nicht vermißt, was man nicht kennt. In den Niederungen des Lebens hatte ich mein Dasein zugebracht, und in jenen Tagen stand ich auf freier Höhe — hatte den Ausblick über die ganze Welt, fühlte mich hoch, hoch emporgehoben und empfand zum erstenmal den vielgestaltigen Reichtum der Welt.“

Ilse hatte sich aufgerichtet, und ein Hustenanfall stellte sich als Folge des langen Redens ein. Dann war es so still zwischen uns, daß der Kiefern Rauschen und das Brausen des Meeres beinahe körperlich wirkten. Und in der Luft spielten die Mücken, deren Zahl immer gleich groß schien, ohne daß man bemerkte, wenn die eine oder andere im Kampfe des Mückendaseins fiel.

Mich hatte Ilses Erzählung im Innersten berührt. Nun verstand ich es mit einem Male, wie dieser große, klaffende Gegensatz zwischen einst und jetzt entstehen konnte. Und dennoch fragte ich: „Und?“

Ilse sah lange blicklos ins Weite. „Und? Ja, so mußt du fragen. Aber es gibt auf dieses Und keine Antwort. Meine Zeit im Sanatorium lief ab. Mein Mann kam, um mich zu holen. Da war der andere schon gegangen, obgleich sein Aufenthalt noch länger hätte währen sollen. Es war auch besser so. Wir wußten es beide, daß wir uns niemals wiedersehen würden. Unserem Abschied fehlte jede Traurigkeit. Vielleicht ist man bei einer Trennung nur traurig, wenn man fürchtet, den anderen an das Leben, an andere Menschen zu verlieren. Das fiel für uns beide weg. Wir schreiben uns noch ab und zu. Es sind aber nicht die üblichen Sanatoriums-Schreibverpflichtungen, die anscheinend nur deshalb gehalten werden, weil einer vom anderen wissen will, wer den Rest des Rennens am längsten aushalten wird. Mir sind seine Briefe lieb, denn sie verbinden mich mit der anderen Welt, die ich vorher nicht kannte, und in der er heimisch ist.“

Eine Abgeklärtheit, wie man sie sonst gern dem Alter zuspricht, gab Ilses Zügen den Ausdruck, der an Erdentrücktheit gemahnte. Ich hätte die Hände ballen und an den Ketten reißen mögen, die sie zu dem Ziele zogen. Diesen Menschen, der nun erst zu seinem wahren Wert erwacht war, als unirdisch empfinden zu müssen, weil er schon fern von allen Lebensäußerungen des Kämpfens und Ringens war, tat mir bitter weh.

Und wieder schien es, als wenn unser dauerndes Beisammensein in seelischer Übereinstimmung eine Verbindung zwischen unseren Gedanken hergestellt hätte. Ilse nahm noch einmal das Wort. „Ich habe oft daran gedacht, wie es wohl gewesen wäre, wenn sich unsere Wege nicht dort im Sanatorium, sondern in gesunden Tagen gekreuzt hätten. Wahrscheinlich wäre ich an ihm vorübergegangen, ohne auch nur einen Eindruck zu empfangen. Denn das, was wir gemeinhin das Leben nennen, nimmt uns mit seinen Äußerlichkeiten so sehr in Anspruch. Und es kommt doch so sehr auf den Boden an, auf den das Samenkorn fällt. In früheren Jahren war er bei mir steinig und hätte nichts zum Wachsen und Blühen gebracht. So muß ich also meiner Krankheit noch dankbar sein. Denn wenn man mich vor die Wahl stellte: Hier Gesundheit und Oberflächlichkeit, da Krankheit und Verinnerlichung — ich wählte immer das, was mir erst das tiefe Lebensgefühl gab.“

Die ersten Zeichen des versinkenden Sommertages machten sich bemerkbar. Obgleich sich die Glut der Sonne noch immer zwischen den Bäumen gefangen hatte, fröstelte Ilse. Sie stützte sich schwer auf meinen Arm, als wir aus dem Walde gingen. In ihrem Zimmer saß sie dann, in warme Decken gehüllt, an dem breiten Fenster, von dem aus man den Blick aufs Meer hatte. Die Sonne sank, und ihre rötlichen Strahlen füllten das Zimmer und gaben auch Ilses Zügen einen Hauch von Gesundheit.

„Es bleibt doch immer wieder schön, dieses Sinken der Sonne“, sagte sie, und ein Lächeln zog über ihr Gesicht, das in seiner Mischung von Wehmut und Wunschlosigkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte.

An dieses Lächeln mußte ich oft denken, auch als ich dann wieder meiner Tätigkeit nachging und des Tages Gleichmaß sich immer breiter vor die Erinnerungen an den Sommer drängten. Und dieses Lächeln, mit dem sie dem Sinken der Sonne zugeschaut hatte, sah ich wieder vor mir, als ich an einem frühen schönen Herbsttage, der noch nichts vom Vergehen an sich hatte, sondern einen goldenen Glanz über die Erde breitete, den schwarzgeränderten Brief in der Hand hielt, der mir meiner Sommergefährtin sanftes, schmerzloses Hinscheiden meldete.

Aus Wissenschaft und Technik.

Elektrisches Treiben des Pflanzenwachstums. Wollen wir Pflanzen, deren zarte Natur unserem Klima nicht entspricht, dennoch zum Wachsen und Gedeihen bringen, so setzen wir sie in Treibhäuser, in denen sie durch die eigenartige thermische Wirkung der Glasfenster oder durch Beheizung des ganzen Raums künstlich in die ihnen notwendige Temperatur gebracht werden. Das ist das Verfahren aller Park- und Gärtnereibesitzer. Allein, es versagt, wenn die Pflanzen in großer Menge gezogen werden sollen, also vor allem im freien Felde, in der eigentlichen Landwirtschaft. Polarreisenden, darunter besonders dem Finnen Selim Lemström, war es aufgefallen, daß trotz der Kürze des arktischen Sommers die einheimischen Pflanzen zur Reife kommen. Er vermutete, daß das auf der übrigen Erde ausreichende Licht und die Menge der Luftwärme hier durch etwas anderes ersetzt oder ergänzt würden. Und als dieses neue Hilfsmittel sah er die größere Häufigkeit an Polarlichtern in jenen Gegenden an. Da er diese als elektrisches Phänomen erkannt hatte, so vermutete er, daß es möglich sein müßte, Pflanzen durch Zufuhr von elektrischer Energie zu ergiebigerem Wachstum anzuregen. Er nahm Versuche darüber im großen und im kleinen vor, d. h. an einzelnen in Töpfen gezogenen Pflanzen und auf ganzen Ackerflächen. Das Ergebnis war, daß sich oft ein ganz beträchtlicher Einfluß zeigte, oft aber auch das gerade Gegenteil, ein Zwergwuchs. Des Rätsels Lösung gibt uns die Theorie des bulgarischen Biologen Methodi Popoff, der die ein gleiches Ziel verfolgenden Bestrebungen bearbeitete, das Wachstum durch chemische, thermische oder mechanische Reize zu steigern. Eine jede solche „Stimulanz“, lehrt er, regt zunächst an; ist die „Dosis“ zu groß oder die Einwirkung von zu langer Dauer, so folgt der Zustand der „Narkose“, der Lähmung des Wachstums, und bei weiterer Andauer oder zu großer Dosis die Unfähigkeit zur Wieder-Erholung und damit der Tod. Lemströms Mißerfolge erklären sich also dadurch, daß es ihm noch an einem Maß für die richtige Dosierung der elektrischen Behandlung gefehlt hat. Auch die englischen Biologen Blackman und Legg haben die Versuche neuerdings wiederaufgenommen und dabei neben sehr viel anderen Ergebnissen festgestellt, welche Dosis, d. h. welche Menge von Strom den Pflanzen gegeben werden muß, und wie die Dauer der Behandlung wirkt. Danach ist die günstigste Wirkung bei ganz schwachen elektrischen Strömen vorhanden, die damit natürlich auch billig zu erhalten sind. Lemströms Ströme waren meist viel zu stark. Sind zu beträchtliche Strommengen benutzt worden, so war der Ertrag bis zu 13 Proz. geringer als bei den nicht behandelten Kontrollpflanzen. Mit der richtigen Dosierung fanden sich bis zu 119 Proz. Steigerung, im Durchschnitt 20 bis 60 Proz. Der zu starke Strom führt den Zustand der Narkose herbei, der übermäßig starke bringt Zwergwachstum und Absterben. Auch den Einfluß des von Natur aus dauernd von der Atmosphäre zum Erdboden fließenden luftelektrischen Stroms untersuchten die beiden englischen Forscher. Er macht etwa 5 Proz. aus, welch geringer Betrag sich dadurch erklärt, daß der natürliche Strom 100000 mal schwächer ist als die günstigste Dosis. Immerhin kommt danach der elektrischen Energie neben jener des Tageslichts und der Luftwärme eine merkbare Wirkung zu, und wir sehen so Lemströms Ausgangsgedanken als richtig bestätigt.

Prof. Dr. Nippoldt, Potsdam.

Planeten zwischen Mars und Erde. Es ist im allgemeinen wenig bekannt, daß Mars nicht der einzige Nachbar der Erde gegen die Außenseite des Sonnenreiches ist, sondern daß ihm dieser Rang von zwei kleinen Planeten, sogenannten Asteroiden, wenigstens zeitweilig streitig gemacht wird. Freilich sind es winzige Körperchen, deren Durchmesser kaum über 25 km betragen dürfte, und die sich daher höchstens mit den Monden des Mars vergleichen lassen, allein trotzdem oder gerade auch deswegen verdienen sie das besondere Interesse der Astronomen, denn ihr Lauf kann uns unter Umständen einen Schlüssel in die Hand geben, der noch so manches Rätsel des Sonnenreiches zu erschließen berufen ist. Setzt man den mittleren Abstand der Erde von der Sonne mit 149500000 km gleich 1 an, dann erhält Mars bekanntlich mit 228000000 km Sonnenentfernung die Zahl 1,52 und Jupiter mit 778000000 km die Ziffer 5,20. In gleicher Weise ausgedrückt, zeigt sich dann, daß von den bis heute entdeckten etwa 1000 Planetoiden weitaus die Mehrzahl sich in einer mittleren Entfernung von $2\frac{1}{2}$—3 Erdbahnradien um das Zentralgestirn schwingen, d. h. daß der Hauptschwarm dieser Körperchen sich zwischen der Mars- und Jupiterbahn, etwas näher der ersteren, bewegt. Fast ein Jahrhundert lang schien es, daß die Ausdrucksweise, die Asteroiden insgesamt als zwischen Mars und Jupiter kreisende Körper zu bezeichnen, den Tatsachen entspräche, bis endlich am 13. August 1898 von Witt in Berlin ein mattes Sternchen photographisch aufgefunden wurde, dessen nachherige Bahnbestimmung zum allgemeinen Erstaunen der astronomischen Fachwelt ergab, daß es sich hier um einen Körper handle, der auf seiner ziemlich exzentrischen Bahn ($e = 0{,}22$) zwischen Mars und Erde hereinzuschleichen befähigt war. Während sich Mars in günstigsten Oppositionen nur auf 55000000 km der Erde zu nähern vermag, ergab die Rechnung für den Fall, daß Eros (so wurde der Asteroid genannt) im Knoten und Perihelium steht, wenn sich die Erde auch gerade an der raumnächsten Stelle der Bahnkreuzung befindet, eine Entfernung von nur 21700000 km. — Ähnlich liegen die Verhältnisse mit dem Asteroiden Albert, der am 3. Oktober 1911 von Palisa in Wien entdeckt worden ist. Wiewohl die halbe große Achse dieses Planetoiden 2,57 beträgt, also etwas größer ist als die mittlere Marsentfernung mit 1,52, kann er der Erde doch außerordentlich nahekommen, denn die Exzentrizität seiner Bahn beträgt 0,54, d. h. sie bildet eine Überleitung zu den Bahnen der engläufigen periodischen Kleinkometen, von denen z. B. Komet $Tempel_2$ mit mittlerem Abstand $= 2{,}99$ und $e = 0{,}56$ bei wenig größerem Abstande eine nur etwas größere Elliptizität, Komet Encke bei mittlerem Abstande von 2,22 und $e = 0{,}84$ sogar etwas kleineren Abstand und mäßig größere Exzentrizität besitzt. Asteroid Albert kann der Erde bis auf 28000000 km nahekommen. — Das interessanteste ist nun, daß E. Noteboom in den „Astron. Nachr.“ Nr. 5122 auf Grund von Rechnungen zu der Anschauung kommt, daß die letztbeobachteten Erosörter nicht ganz mit den Berechnungen übereinstimmen, so daß wir im Jahre 1930/31 anläßlich der nächstkommenden großen Opppposition des Eros vielleicht bemerkenswerte Aufschlüsse erhalten werden. — Nach der neuen Bahnschrumpfungstheorie wäre unter Umständen damit zu rechnen, daß Eros seine Bahn so weit verengern kann, daß er in ferner Zukunft von der Erde oder ihrem Monde als Kleintrabant eingefangen werden muß. Von den Marsmonden ist es bereits heute als erwiesen anzusehen, daß sie eingeholte ehemalige Asteroiden sind, die Mars in günstigen Oppositionen bezwungen und zu seinen Satelliten gemacht hat.

M. Valier.

Blasse Kinder. Ständig blasses Aussehen der Kinder kann auf ganz verschiedenen Ursachen beruhen. Es kann ein Zeichen veränderter Blutbeschaffenheit sein, kann eine ganz andere Krankheit zur Grundlage haben und schließlich bei vollkommen gesunden Kindern vorkommen. Die rasch und hemmungslos gestellte Diagnose „Blutarmut“ läßt sich in vielen Fällen nicht aufrechterhalten. Genügende Blutmenge ist allerdings für ein Kind Voraussetzung für richtigen Aufbau und Gedeihen. Von „Bleichsucht“ spricht man dann, wenn der lebenswichtige Blutfarbstoff, das Hämoglobin, der Träger des eingeatmeten Sauerstoffes, vermindert ist. Eigentliche Bleichsucht findet sich selten bei kleinen Kindern, dagegen häufig bei jungen Mädchen in der Reifezeit. Wie wichtig richtige Blutmenge und Blutbeschaffenheit für den wachsenden Körper sind, geht schon daraus hervor, daß beim Säugling und auch weiterhin beim Kind die Menge des Gesamtblutes und die Menge des Blutfarbstoffes verhältnismäßig größer sind als beim Erwachsenen. Echte Blutarmut tritt nach heftigen äußeren oder inneren Blutungen auf, zumal wenn sie sich oft wiederholen. Nach einmaliger Blutung pflegt sich das verlorengegangene Blut rasch wieder zu ersetzen. Die Blässe ist

aber hier immer noch mit anderen Krankheitserscheinungen verbunden, Schwächegefühl und Müdigkeit, Schwindelanfällen usw. Im Verlauf und im Gefolge von fieberhaften Krankheiten kommt häufig Blässe vor. Allein der lange Aufenthalt im Zimmer macht aus einem vorher frischen Gesicht ein „Krankenstubengesicht". Die Anwesenheit von Darmwürmern im Körper führt unter Umständen durch Einwirkung auf das Blut gleichfalls zu starker Blässe des Gesichtes. Zum Aufbau roter Blutkörperchen ist Eisen erforderlich. Dieses enthält in ausreichendem Maße die gewöhnliche gemischte Nahrung. Bei falscher Ernährung kann es indes zu einer Verarmung des Körpers an Eisen und damit zu einer Störung im richtigen Blutaufbau kommen. Solche Kinder fallen durch Blässe auf, die oft mit sichtbarem Gedunsensein gepaart ist. Hier hat einseitige, allzu lange fortgesetzte Milchernährung schon viel Schaden angerichtet. Milch ist ein besonders eisenarmes Nahrungsmittel. Rechtzeitige Zufuhr eisenhaltiger Nahrungsmittel, also in erster Linie grüner Gemüse, muß der Schädigung entgegenwirken. In der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres muß die Ernährungsergänzung mit Gemüse und Obst eingeführt werden. Blaß werden Kinder auch, wenn ihnen Licht und Luft fehlen — wie Blumen keine Farbe bekommen, die in dunklem Keller aufgezogen werden. Das ändert sich in kürzester Zeit, sobald solche Kinder regelmäßig ins Freie kommen, Sonne und frische Luft genießen, sich tummeln und baden können. Die Blässe der Kinder kann auch auf Absonderlichkeiten der Hautgefäße beruhen. Bei nervösen Kindern liegen sie oft in einem Reizungszustand, der eine natürliche Erweiterung der Gefäße nicht zuläßt und das Blut daher aus der Haut mehr in die inneren Organe vertreibt. Hebung des nervösen Allgemeinzustandes durch geeignete Maßnahmen läßt auch diese Erscheinung mit schwinden. Jedenfalls ist nur durch Eingehen auf die spezielle Ursache des Einzelfalles der kindlichen Blässe beizukommen, nicht aber durch wahllose Verabreichung von eisenhaltigen Medizinen. Im übrigen gibt es auch Kinder, die immer blaß aussehen, aber dabei kerngesund sind. Die Haut läßt hier oft das Blut nicht recht durchschimmern, oder sie ist nicht zur Aufnahme von Pigmentkörnern (wie sie die Bräunung hervorruft) geeignet. Solche Besonderheiten der Haut, die oft in der Familie liegen, haben nichts mit Mangel an Gesundheit zu tun. Dr. W. Schweisheimer.

Der Unsinn des Prinzen Pallagonia. In seiner „Italienischen Reise“ schreibt Goethe unter dem 9. April 1787 aus Palermo: „Heute den ganzen Tag beschäftigte uns der Unsinn des Prinzen Pallagonia.“ Der sizilische Prinz Pallagonia hatte nämlich auf seinem in der Umgebung von Palermo gelegenen Landsitz überall innerhalb und außerhalb des Schlosses eine große Anzahl Skulpturen in losem Muscheltuff nach eigenen Angaben anbringen lassen, lauter absurde Bildwerke, wie man sie sonst nur in psychiatrischen Kliniken als Produkt der Tätigkeit von Geisteskranken zu sehen bekommt. Goethe gibt ein vollständiges Verzeichnis „über die Elemente der Tollheit des Prinzen“. Es befinden sich unter den Bildwerken Mohren, Türken, Bucklige, alle Arten Verwachsene, Zwerge, Pferde mit Menschenhänden, Verdoppelungen, Verwechselungen der Köpfe, „alles schockweise verfertigt und ganz ohne Sinn und Verstand entsprungen und ohne Wahl und Absicht zusammengestellt. In der Kapelle Fratzenbilder ohne Ende“, darunter ein höchst sonderbares Kruzifix. Ein Pferdeweib spielt Karten mit einem Greifenkavalier. Die Stuhlfüße sind ungleich abgesägt, so daß niemand Platz nehmen kann, die sitzbaren Stühle verbergen unter ihren Samtpolstern Stacheln. Die Villa wurde später auch von anderen Besuchern geschildert, die die gleichen massenhaften Ungelüme und Ungeheuer erblickten. Diesen „Unsinn des Prinzen Pallagonia“ unterzog Max Fischer in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie“ einer genaueren psychiatrischen Untersuchung. Er zweifelt nicht daran, daß man es in der baulichen, bildnerischen und dekorativen Ausgestaltung der Villa Pallagonia mit den Ausgeburten eines abnormen oder krankhaft entarteten Geistes zu tun hat. Seine ungeheuren Reichtümer erlaubten es dem Prinzen, sich ungezähmt auszutollen und durch die von ihm beauftragten Steinmetze Mißbildungen in unbeschränkter Anzahl und Vielfältigkeit ins Werk zu setzen, während die meisten Kranken und Anstaltspfleglinge auf viel bescheidenere Mittel angewiesen sind und diese Beschränkung vermutlich häufig als großen, unerträglichen Zwang empfinden mögen. Beim Prinzen führten der krankhafte Drang, die ungezügelte Phantasie und hochgradige geistige Verschrobenheit eines einzelnen bei voller Freiheit in den Mitteln zu einer seltsamen Ansammlung, einem förmlichen Museum der Monstrositäten. Durch weitere Angaben, namentlich auch durch verschiedene überlieferte sympathische Züge

ist ein einigermaßen abgerundetes Bild für den Psychiater gegeben. Fischer stellt sich vor, daß es sich um einen hochgezüchteten adeligen Sonderling handelt, wagt sich indes weiter mit seiner Diagnose nicht vor. Er läßt es offen, ob er außerdem ein Psychopath, ein Schwachsinniger, ein Degenerierter, ein Schizophrener war. Fischer weist auf die Verwandtschaft des Krankhaften und Gesunden in der Kunst hin. Hier wie dort handelt es sich um Schöpfungen und Ausgeburten der Phantasie, das eine Mal geregelt und geadelt durch künstlerische Gedanken und schöne Form, das andere Mal eine Zügellosigkeit der Phantasietätigkeit infolge krankhafter Vorgänge, die die Harmonie der Darstellung aufheben oder ins Abstruse verzerren, ohne daß deshalb das künstlerische Wollen an sich so sehr alteriert zu sein braucht. Die kritische Beurteilung wird bei den unklaren Grenzen oft nicht wissen, welches Kunstwerk auf die eine oder die Gegenseite zu buchen ist. W. Sch.

Kommunisten des Nordpols. Im nördlichsten Grönland scheinen nach den Schilderungen des berühmten amerikanischen Nordpolforschers Donald B. Mac Millan, der fünfzehn Monate lang im äußersten Norden gewohnt und das Leben der Eskimos genau studiert hat, Zustände zu herrschen, die das Herz jedes Kommunisten erfreuen würden. Es gibt keine Gesetze über Eigentum und in Wirklichkeit überhaupt kein Eigentum, mit der alleinigen Ausnahme, daß jeder Mann seine Jagdwaffen und jede Frau ihre Kochtöpfe hat. Die steinernen Häuser sind jedermanns Eigentum. Findet eine Eskimofamilie ein leeres Haus, das sie braucht, so kann sie es nehmen und so lange darin wohnen, wie es ihr gefällt. Die Eskimos sind polygamisch und polyandrisch. Es gibt weder eine Heiratszeremonie noch Ehebruch. Wenn ein Mann eine Tochter und ein anderer einen Sohn hat, so kommen sie dahin überein, daß diese sich heiraten. Das junge Paar hat nichts dagegen einzuwenden, und wenn sie einander überdrüssig sind, so können sie sich nach einem anderen Lebensgefährten umsehen. Das Familienleben wird dadurch völlig zerstört und fast illusorisch. Die Kinder gehen immer mit der Mutter, und so kann der Mann eine Familie verlieren und über Nacht eine andere bekommen. Die Eskimos lieben jedoch Kinder so sehr, daß die einzigen Unglücklichen in den arktischen Gebieten die sind, die keine Kinder haben. Dr. Fk.









Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Koppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

Nr. 4174 | Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark | 164. Band

MADEIRA-NUMMER

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4174. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 12. März 1925.

ALLEN

MADEIRA-REISENDEN

erteilen wir kostenlos Auskunft über

HOTELS, PENSIONEN, PREISE USW.

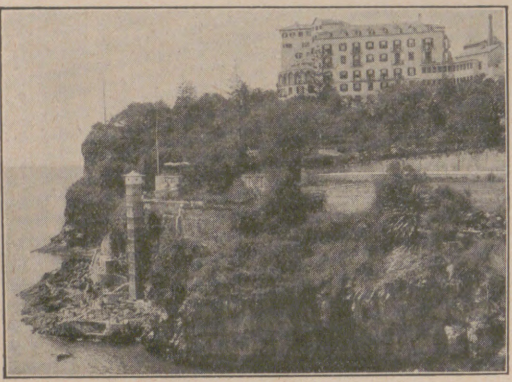
Prospekte stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Deutsch-Portugiesische Handels-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Königstr. 6/8.

IMPORT UND VERSAND VON MADEIRA-WEIN.

Reids Palace Hotel und Dependancen.

Wundervolle Lage an der westlichen Meeresklippe mit Aussicht nach allen Seiten. Wundervolle Gärten mit subtropischen Bäumen und Blumen, Bananenhainen und Zuckerrohr. Zwei Tennisplätze. Billard- und Rauchzimmer. Schreibzimmer. Neuer Liegeraum mit geräumiger Veranda und Blick auf die See. Lift. Private Bedienung.



Eigenes Orchester spielt während der Mahlzeiten und während der Badestunden auf der Badeterrasse. Baden in tiefer See während des ganzen Jahres, Zugang vom Privatbadeplatz des Hotels. Neues grosses Kinderbad. Lift vom Badeplatz zur 25 Meter hohen Terrasse, wo sich 100 Badekabinen befinden und Erfrischungen gereicht werden. Leitungswasser-Duschen nach dem Bade; Sprungbretter, grosses Floss, Wassersport. Boote immer in Bereitschaft. Hotelvertreter an allen Dampfern. *Restaurant geöffnet für Nichtgäste.*

Privatboot zwischen Hotel-Anlegestelle und Dampfern.

Pensionspreise von 24 Schilling an.

Reids Hotels stehen unter Oberleitung von L. Gandolfo, vorher Westminster in Paris, „Meurice“ in Paris und Montreux Palace in der Schweiz.

Direktor A. Caldana, vorher Savoy-Hotel, London :: Telegramm-Adresse: Reidshotel, Funchal.

Auskunft und Drucksachen von der Deutsch-Portugiesischen Handels-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Königstrasse 6/8.

ATLANTIC HOTEL

im Westen der Stadt, gegenüber von Reids Palace Hotel, 50 Meter über dem Meeresspiegel auf der Klippe.

Das Hotel ist letzthin gänzlich neu hergerichtet worden, Balkons und Veranden. 5 Minuten vom Casino.

Pensionspreis von 10 Schilling an. J. Perestrello, Direktor.

Auskunft und Drucksachen von der Deutsch-Portugiesischen Handels-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Königstr. 6/8.

SAVOY HOTEL

im Westen der Stadt, mit Ausblick über die gegenüberliegende See, fünf Minuten von den Casinos entfernt. Gärten. Neuer Asphalt-Tennisplatz. Gesellschafts- und Billardräume.

Pension von 12 Schilling an. J. Dias, Besitzer.

Telegramm-Adresse: „Savoy Funchal“.

Auskunft und Drucksachen von der Deutsch-Portugiesischen Handels-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Königstr. 6/8.

Trinke „POWERS MADEIRA“

Importiert direkt von der Insel von

***Power, Drury & Co.* (gegründet 1814).**

DER FEINE DESSERT-WEIN.

Grosshandels-Agenturen: H. Gevenich, Hamburg, Gr. Reichenstr. 48,
W. Becker, Bremen, Richard-Wagner-Str. 48,
Max Neubert & Co., Berlin W. 15, Kaiser-Allee 205,
C. Claussen, Lübeck, Alfstrasse 12.

MONTE PALACE HOTEL

das schönstgelegene Hotel am Monte, 700 Meter über dem Meeresspiegel.
Mit über 35 Acker ausgedehntem Gelände. Tennisplatz, See, Springbrunnen usw.
Prächtige Aussicht über Stadt und Meer. An der Zahnrad-Bahn.
Eigene Autostrasse von der Stadt durch das Hotelgelände zum Hotel selbst.

Pension von 10 Schilling an, einschl. Beförderung von der Stadt zum Hotel.

TELEGR.-ADRESSE: „ALFRA, FUNCHAL“. A. G. RODRIGUES, BESITZER.

Besondere Autofahrten für Durchgangsreisende nach den verschiedenen Aussichtspunkten.
Billettverkauf an Bord aller Dampfer von den Vertretern des Hotels.

Auskunft und Drucksachen von der Deutsch-Portugiesischen Handels-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Königstrasse 6/8.

QUINTA ESPERANCA.

Elegantes, kleines Hotel. Herrliche Aussicht auf Berg und Meer. Schöner Garten. Aller moderner Komfort. Man spricht Deutsch. Von 10 Schilling 6 Pence aufwärts.

POISADA DA SERRA.

Im Gebirge 850 Meter über Meeresspiegel. Lieblicher Sommerort. Schöne Ausflüge. Von 10 Schilling 6 Pence aufwärts.

QUINTA DAS MURTEIRAS.

Teehaus. Unvergleichbare Aussicht.

Prospekte können von der Firma C. Woermann, Afrika-Haus, Hamburg, eingefordert werden.

Freitas, Martins, Caldeira & Co., Ltd.

Caixa Postal No. 102 Funchal, Madeira

empfehlen sich als Exporteure von

Madeira-Weinen und Madeira-Handstickereien

und suchen Verbindungen überall in Deutschland.

Grosses Lager echter Weine in allen Preislagen.

Korrespondenz deutsch.

GRANDE HOTEL BELMONTE

erbaut an der Stelle des ursprünglichen German Hotel Belmonte.

Das neugebaute Hotel, am Monte gelegen, 700 Meter über dem Meeresspiegel, wird 1925 für Wohngäste eröffnet und ist jetzt bereits im Betrieb als Restaurant mit Tanzsaal. Wundervolle Innenausstattung. 80 Zimmer, warmes und kaltes Wasser in jedem Schlafzimmer. Herrlicher Italienischer Garten. Orchester. Idealer Ausflugsort. Das beliebte Sommerhotel auf dem Berge.

Auskünfte vom Direktor.

Echte Madeira-Handstickereien

sind wieder in allen besseren Wäsche- und Handarbeits-Geschäften zu haben.

Bezugsquellen weist nach die älteste deutsche Firma dieser Branche:

OTTO VON STREIT

BERLIN, C. 25 und FUNCHAL-MADEIRA.



ABBAZIA bei Fiume in Italien.

SONNIGES FRÜHJAHR AN DER ADRIA.

Palace-Hotel
Hotel Regina & Hotel Quarnero
Hotel Quisisana
Grand- & Strand-Hotel
Hotel Imperial & Speranza

Hotel-Pension Breiner
Pension Quitta
Hotel-Pension Louise
Hotel Savoy
Pension Hausner
Hotel-Pension Lederer

Pension Schlosser
Pension Dr. Landr.
Hotel-Pension Villa Istria
Pension Augusta
Pension Villa Fabri
Hotel Italia

Neues Kurhaus Dr. Lakatos
Kurhaus Dr. Mahler
Kurhaus Dr. Szegö
Kurhaus Adriatica
SPIELKASINO

8 Banken — Reisebüro — Schlafwagenagentur. **Prospekte und Auskünfte durch die Kurdirektion, durch die Hotels oder durch Reisebüros.**

Lovrana bei Abbazia. HOTEL EXCELSIOR

Das modernste und führende Haus am Platze.
Appartements mit Privatbad, W.-C. und Seewasserzuleitung.
Hausorchester. — Luxusauto. — Garage.

Bad Kissingen

Kurzeit: 16. März — November.

Magen - Darm - Herz - Fettsucht - Gicht - Verkalkung.

Rakoczy-Trinkkur

Kohlensaure Sole- u. Moorbäder

Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades.
Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung.
Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.

Allgemeine Notizen.

„Das schöne Buch" im Mainzer Gutenbergmuseum. Im Sommer wird in Mainz im Gutenbergmuseum eine Ausstellung veranstaltet, die den Namen „Das schöne Buch" führen und die Entwicklung des Buchdrucks von seinen Uranfängen bis auf die heutigen Kunstdruckwerke zur Darstellung bringen soll. Erst kürzlich hat die Stadt Mainz für ihr Gutenbergmuseum eine nachweislich von Gutenberg gedruckte Bibel zum Preis von 70 000 Mk. aus Privathand erworben und damit ihr überaus sehenswertes Museum um ein wertvolles Stück bereichert.

See-Erholungsreisen für deutsche Geistesarbeiter zu erheblich ermäßigten Preisen werden von einem Komitee veranstaltet. Der Norddeutsche Lloyd hat dazu den Doppelschraubendampfer „Lützow" unter Verzicht auf Gewinn zur Verfügung gestellt. Die Fahrt beginnt am 3. April in Bremerhaven und führt über La Coruña in Nordspanien, Madeira (zwei Tage Aufenthalt), Teneriffa (zwei Tage), Cadiz (Ausflug nach Sevilla), Zeuta, Malaga (Tetuan) und Oporto (zwei Tage) zurück nach Bremerhaven. Die Reise dauert 28 Tage. Anmeldungen sind an Frau von Hopffgarten, Berlin-Westend, Kirschenallee 1 zu richten. Von dort werden Programm und auf Wunsch der Schiffsplan übersandt. Die Kabinenpreise betragen je nach Lage 400 bis 1000 Mark.

Bad-Nauheim. Unter den Tausenden, die Jahr für Jahr den Weg zu den berühmten Heilquellen Bad-Nauheims zu finden pflegen, sind nicht wenige, die eine Frühjahrskur bevorzugen: Herzkranke, Rheumatiker, von beginnender Arterienverkalkung, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden Genesungsuchende. Die zahlreichen Gäste, die im Frühjahr schon zur Stelle sind, teilen sich bequemer in alle die mannigfachen Werte und Annehmlichkeiten, die hier zu nutzen und zu genießen sind und können den wichtigen Heilfaktor entspannender Ruhe noch intensiver auskosten als im Ferienbetrieb der Sommermonate. Daß Bad-Nauheim in seiner Weiterentwicklung und Vervollkommnung nicht stehen bleibt, beweisen aufs neue verschiedene wertvolle technische Verbesserungen und Erneuerungen, die in der letzten Zeit im Badebetrieb vorgenommen worden sind.

Amerikanische Gesellschaftsreisen nach Deutschland haben in den letzten beiden Jahren nur zwei stattgefunden, jetzt scheint die Reiselust der Deutschen in Ame-

Deutsche im In- und Ausland erfüllen eine Ehrenpflicht, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die Leipziger „Illustrirte Zeitung" (von J. J. Weber) in Leipzig nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die am Kopf der Seite 387 angegebene vierteljährliche Bezugsgebühr vor allem auch ständig zu halten.

rika aber stärker zu werden. Nach bisherigen Mitteilungen haben schon fünf verschiedene Gruppen Deutschlandfahrten geplant. Darunter befinden sich eine Reisegesellschaft des sehr angesehenen Neuyorker Gesangvereins „Beethoven Männerchor“, eine Gesellschaft des Apothekerverbandes und des „Arion“. Sogar in Omaha, im fernen Westen, wird für eine Deutschlandfahrt gegerüstet. Der Leiter dieser Gruppe ist der Herausgeber der dortigen deutschen Zeitung Val. Peters. Auch aus Kentucky wird eine Reisegesellschaft nach Deutschland kommen, die sich aus Professoren und Studenten zusammensetzt. Der Osten der Vereinigten Staaten hat seinen regen Verkehr mit dem europäischen Kontinent längst wieder aufgenommen; die Tatsache aber, daß jetzt auch das Innere des Landes und der amerikanische Westen sich wieder für Deutschland interessieren, darf als ein recht erfreuliches Zeichen begrüßt werden.

Die Kölner Frühjahrsmesse (22. bis zum 31. März) ist in den Vorbereitungsarbeiten soweit gediehen, daß man sich ein Bild von Inhalt und Umfang dieser Messe machen kann. Der gesamte Ausstellungsraum sowohl in den Hallen als auch im Freigelände ist voll belegt. In fast allen Gruppen war die Nachfrage nach Ausstellungsplätzen so stark, daß wiederum viele Ablehnungen erforderlich waren. Der allgemeine „Reinigungsprozeß“ im Wirtschaftsleben macht sich bei der kommenden Messe insofern bemerkbar, als viele weniger leistungsfähige Firmen und Inflationsgründungen, die bisher die Messen nur als Mittel zu Augenblicksgeschäften benutzten, sich zurückgezogen haben. Dafür hat man den Firmen, die in richtiger Erkenntnis der Erfolgs- und zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten der Kölner Messe sich hier einen dauernden Absatzmarkt und eine geschäftliche Propagandazentrale schaffen wollen, größere Ausstellungsräume zur Verfügung stellen können. Dazu wird eine Reihe bedeutender Firmen hinzutreten, die bisher der Kölner Messe abwartend gegenüberstanden.

Jahrbuch des Reichsverbandes der Automobilindustrie. Im Auftrag des Automobilklubs von Deutschland erschien nach langjähriger Unterbrechung das neue Jahrbuch des deutschen Kraftfahr- und Motorwesens, herausgegeben von Dr. Curt Sperling, geschäftsführendem Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Automobilindustrie, und Geh. Regierungsrat Dr. Ernst Valentin, im Verlag von Dr. Ernst Valentin, Berlin-Wilmersdorf. Das

Buch will ein Spiegelbild des derzeitigen Standes des Automobilismus, des Verkehrs und der Autotechnik geben und bietet eine Fülle von Aufsätzen führender Fachleute. Der Automobilist findet in dem Buche Aufklärung und Beantwortung der wichtigsten einschlägigen Fragen.

ADAC-Winterfahrt 1925. Bei dieser am 13. Februar stattgefundenen, durch die winterlichen Straßenverhältnisse sehr schwierigen Zuverlässigkeitsfahrt von München nach Garmisch-Partenkirchen erhielten in der 5-PS-Klasse die Privatfahrer Pfisterer-München den ersten Preis, Dr. Hammel-Regensburg den zweiten, Dr. Linder den vierten Preis, sämtliche auf NSU-Wagen-5/15 PS. In der Industriefahrerklasse siegte ebenfalls der kleine NSU-5/15-PS mit Wochner-Leutkirch am Steuer überlegen, während Frau Hilda Wickenhäuser-München mit einem Wagen gleichen Fabrikats einen ehrenvollen dritten Platz belegen konnte. Auch in der mittelstarken Klasse von 8-Steuer-PS war NSU siegreich. Hier belegte der Privatfahrer Exel-München auf NSU-8/24-PS einen ersten Platz, wogegen Adolf Wickenhäuser-München in der Klasse der Rennwagen auf demselben Fabrikat einen schönen zweiten Preis herausfuhr. Diese Siege sind für die Marke NSU ein vielversprechender Auftakt zur Rennsaison 1925, zumal sich an dieser klassischen Veranstaltung über 300 Konkurrenten, darunter die hervorragendsten deutschen Kraftwagenführer beteiligten.

Arbeitsweise in Amerika. Der Generaldirektor eines Welthauses, der eine mehrwöchige Informationsreise in den Vereinigten Staaten unternahm, teilte von dort mit: „... Überall wird in einem kolossalen Tempo gearbeitet. Man sieht nirgendwo in den Fabriken Leute herumstehen oder auch nur von der Arbeit aufsehen. Ich denke so oft, daß ich gern hätte, wenn unsere Leute das mal sehen könnten; mir glaubt es doch niemand. In den Geschäftszimmern der City dagegen wird ziemlich gebummelt, besonders von den Damen, die sich andauernd schminken, pudern und die Lippen färben müssen. Auch die Herren reißen sich scheinbar kein Bein aus, mit Ausnahme der leitenden Persönlichkeiten, die bis spät abends in ihrer Office noch telephonisch zu erreichen sind. Kontrakte gibt es nur für die oberste Leitung, sonst nicht. Jeder kann jeden Tag gehen oder gegangen werden. Aber in den Fabriken wird wie gesagt in einem geradezu mörderischen Tempo gearbeitet, als wenn Amerika den Krieg verloren hätte, nicht wir."

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Schlittenfahrt auf Madeira. Nach einem Aquarell von Max Römer.

Auf den glatten Kopfpflastern fahren die mit Eisenkufen versehenen Schlitten an Stelle der Wagen.

MADEIRAS SCHÖNHEIT

Mitten im Ozean, an der Westküste von Afrika an der Straße der großen Dampferlinien, liegt ein Eiland, das, einem Blumengarten gleich, ewig grün aus dem Meere bis über 1800 m Höhe emporsteigt. Allen denen, die sich dieser Insel nähern, wird der Anblick unvergeßlich bleiben, denn terrassenförmig ansteigend, taucht die Insel vor ihnen auf, von ewig blauem Himmel überdacht.

Sehnsucht so vieler, glückliches Land, ewiger Frühling, dich suchen wir mit der Seele — Madeira!

Nicht umsonst kommen jährlich Tausende von Touristen nach Madeira. Das immer milde Klima, die völlig staublosen Wege sind so recht dazu angetan, allen das zu geben, was sie zur Kräftigung ihrer Gesundheit nötig haben.

Madeira ist ja auch so leicht zu erreichen. Fast alle großen deutschen Dampferlinien legen auf ihren Wegen nach Südamerika oder Westafrika auf Madeira an. Von England aus beträgt die Fahrtdauer nur 3½ Tage, und von Lissabon aus gelangt man in etwa 40 Stunden zu der herrlichen Insel.

Gleich bei der Ankunft wird der Fremde von der eigenartigen Schönheit der Landschaft gefangengenommen. Schon zum Schiff hinüber dringt ein eigenartiger angenehmer Duft, gleich Rosenblüten, wohl von all den Blumen und Blüten, die Madeira in so reichem Maße besitzt; und kommt er nun gar an Land und sieht neben dem modernsten Beförderungsmittel, dem Auto, Schlitten, mit Ochsen bespannt, die auf den Pflastersteinen Menschen und Lasten befördern, so wird er die ganze Eigenart des Landes staunend in sich aufnehmen. Diese Schlitten, „carros“ genannt, sind das ursprüngliche Fahrzeug Madeiras, als es noch keine Autos gab, und sie werden noch heute für Wege gern gebraucht, die keine Autos erklimmen können. Nach den Zollabfertigungen, die nur Formsache sind, denn höflich, mehr als höflich ist man hier gegen Fremde, sucht man eines der Hotels auf, von denen es hier für jeden Geschmack und jede Börse eine ganze Anzahl gibt, obgleich zur Saison, d. h. von Dezember bis Ende März fast alle überfüllt sind und man guttut, sich vorher Platz zu bestellen. Nun hat der Angekommene Zeit, die ganzen Naturschönheiten zu bewundern; nicht nur jeden Tag, man möchte sagen, jede Stunde, jede Minute wird er immer Neues entdecken. Nicht die einzelnen Touren, nicht die wunderbaren Spaziergänge oder herrliche Flecke sollen hier aufgeführt werden, denn dafür gibt es ja Handbücher. Ich will nur von den Schönheiten im allgemeinen sprechen: von den schönen grünen Bergen, an deren Abhängen die Weintrauben wachsen, aus denen man den feurigen Madeirawein macht. Von den weiten Flächen, die grün sind von Zuckerrohrplantagen oder von Bananenpflanzungen. Der unermeßliche Ozean umspült die reizvolle Insel, und hohe Bergkuppen ragen weit in den blauen Himmel hinein. Wunderbare Bilder, die kaum einen Maler finden, bieten die feenhaften Beleuchtungen, die bei Sonnenuntergang bis zum Ultraviolett auf den Felsabhängen gleich überirdischen Leuchten zu sehen sind. Herrlich sind die Farben, vom hellsten bis zum dunkelsten Grün, unbeschreiblich schön die Vollmondnächte, in denen alles märchenhaft mit Silberschein überzogen ist. Wenn man dann in den milden Dezember- und Januarnächten im Garten sitzt und alle Schönheiten auf sich wirken läßt, während bei uns in Deutschland Schnee und Kälte herrschen, da fühlt man sich wie im Märchenland.





Fort São João in Funchal. — Im Kreis: Blick auf die Stadt Funchal vom Osten aus.

Die Menschen, die diese Insel bewohnen, wetteifern, den Fremden den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen. Wir Deutschen sind gern gesehen, die Bevölkerung hat uns nach dem Kriege mit offenen Armen empfangen, denn der Krieg war hier vollständig unpopulär. Hätten unsere U-Boote die Insel nicht beschossen, dann hätte man uns beinahe den Sieg gewünscht, obgleich Portugal auf die Ententeseite zu treten gezwungen wurde. Geschadet hat uns Deutschen nur die Inflation, da dabei die Portugiesen, geborene Spekulanten, sehr viel Geld verloren haben. Doch — ich will ja nur von den Schönheiten Madeiras schreiben.

Blumen und Früchte, Sonne und milde Luft sind die vier Hauptfaktoren, paradiesisch schön ist das Panorama. Wenn irgendwo in der Welt, so muß hier der Garten Eden gelegen haben. Glückliches Land, dessen Boden meistens zweimal im Jahre reichlich Ernte gibt von allem, was man ihm anvertraut! Ohne viel Mühe wächst hier alles, und wirkliche Armut gibt es hier kaum, denn ein Verhungern oder Erfrieren ist nahezu eine Unmöglichkeit.

Das Aufgehen der Sonne am Morgen, die aus dem Ozean emportaucht, ist eines der wundervollsten Naturschauspiele, das man täglich erlebt. Während über den Gipfeln der hohen Berge oft noch der Nebel schwebt, liegt das Unterland im vollsten Sonnenscheine, und die Lichtreflexe der Sonnenstrahlen auf das Meer verstärken noch die Helligkeit der klaren Luft. Ein Gefühl unbeschreiblicher Freiheit erwacht im Menschen in der durch keine Fabrikluft getrübten Reinheit der Atmosphäre. Physisch und psychisch befindet man sich in einem Zustand, den nur der wiedergeben kann, der einmal Madeira zu einem Aufenthalte erwählte.

Willy Schnitzer.



Landungsplatz in Funchal.

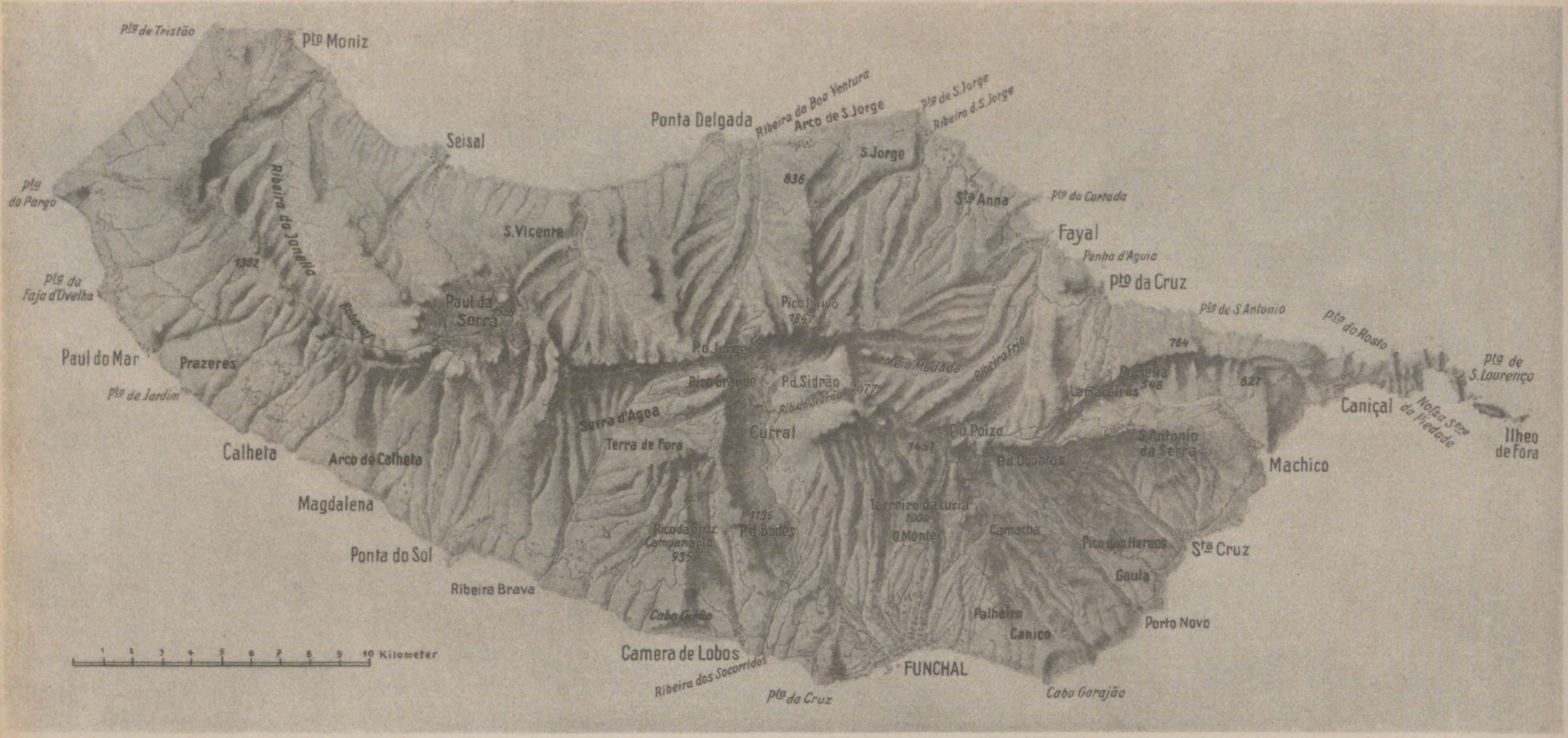


Hängematte („Sänfte“) für den Fremdenverkehr.



Im Hafen von Funchal.

Nach einem Aquarell von Max Römer.

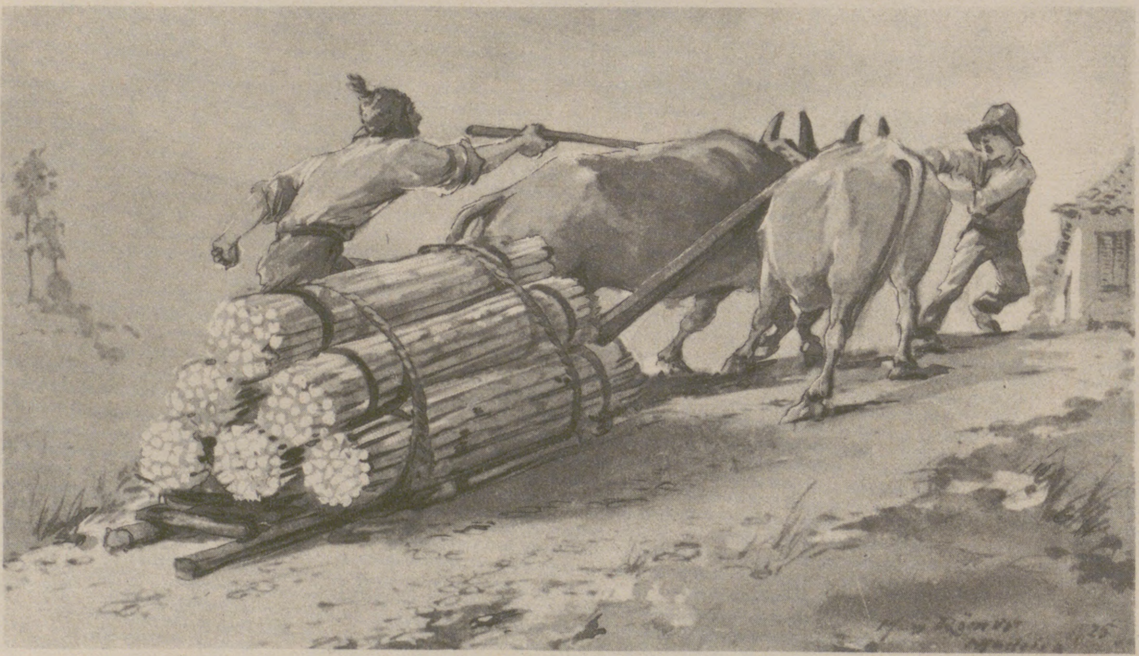


Reliefkarte der Insel Madeira.

STREIFLICHTER AUF MADEIRA

Die Insel Madeira umfaßt mit der Insel Porto Santo im Nordosten und den kleinen südöstlich gelegenen Wüsteninseln (Ilhas Desertas) einen Flächeninhalt von 815 qkm. Die eigentliche Insel Madeira selbst erstreckt sich von Ost nach West in etwa 58 km Länge; die größte Breite, in fast südlicher Richtung zwischen Ponta de S. Jorge und Ponta da Cruz, beträgt 23 km. Madeira wurde im Jahre 1420 von den Portugiesen in Besitz genommen; vorübergehend war es einmal spanisch, Anfang des vorigen Jahrhunderts auch einige Jahre von den Engländern besetzt und ist heute Sitz einer eigenen portugiesischen Verwaltung, an deren Spitze ein Gouverneur steht. Madeira ist vulkanischen Ursprungs. Den Boden bilden alte Laven, die stark verwittert sind. Die höchste Erhebung ist der 1847 m hohe Pico Ruivo, an dessen Rande der etwa 500 m tief eingeschnittene Curral das Freiras liegt, ein ungeheuer großes, kreisförmiges Becken, wahrscheinlich das des alten Kraters. Im westlichen Teil finden wir in einer Höhe von 1200 m ein 15 km im Umfange umfassendes, von Steinklippen begrenztes Plateau, Paul da Serra genannt, mit moorigen Flächen. Hier befinden sich auch die Hauptquellen der außerordentlich vielen Wasserfälle in der Nähe von Rabaçal, der Ribeiro do Cedro und die 25 Wasserfälle sowie der Risco-Wasserfall, der sein Wasser im Poço do Risco, einem kleinen Teich, sammelt. Wild und zerrissen ist die Nordostküste besonders bei der Halbinsel São Lourenço.

Das Klima der Insel ist von außerordentlicher Milde und Gleichmäßigkeit. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 18,6° C. Selten steigt die Wärme auf 32°, nur ausnahmsweise sinkt sie auf 7° C. Bloß in den Höhenlagen über 800 m fällt im Winter auch Schnee, der einen wundervollen Kontrast zu dem grünen Unterland darstellt, sich aber meist nicht lange hält. — Ursprünglich war die Insel ganz mit Holz bewachsen, das aber durch den Entdecker und Kolonisator Gonçalves Zargo niedergebrannt wurde. In neuerer Zeit hat man aber wieder reichliche Anforstungen vorgenommen, die teilweise auch auf Grund deutscher forstwirtschaftlicher Studien gemacht wurden.



Zuckerrohrtransport auf Madeira. Nach einem Aquarell von Max Römer.



Eine Fahrt im Ochsenschlitten auf Madeira. Nach einem Aquarell von Max Römer.

Die tropischen Pflanzen wachsen noch in Höhen von 250 m, die der gemäßigten Zone bis 750 m. In der Höhe von 1600 m findet man sogar noch den immergrünen Lorbeer. Die Fauna ist wenig interessant, da die meisten auf der Insel vorkommenden Säugetiere wohl eingeführt sind. Interessant sind die wilden Schafe auf den Ilhas Desertas, einer Inselgruppe, die allerdings zwei englischen Privatleuten, die in Madeira ansässig sind, Mr. Cosart und Mr. Hinton, gehört. Diese Schafe, die im 15. Jahrhundert auf dieser unbewohnten Insel eingeführt wurden, sind derart verwildert, daß eine Jagd auf sie mit der Jagd auf den Steinbock zu vergleichen ist, weil sie außerordentlich scheu sind, gut äugen, winden und hören.

Interessant ist auch die Jagd auf Robben, die etwa $2^1/_2$ bis 3 m lang sind und in Höhlen sitzen, zu denen man oft nur durch Tauchen unter dem Wasser gelangen kann. Die Eingeborenen schwimmen oder tauchen in diese Höhlen; mit dicken Stöcken bewaffnet, nähern sie sich der Robbe vorsichtig und versuchen, sie durch einen Schlag auf den Schädel zu betäuben. Bei Mißlingen dieses Schlages wird die Robbe allerdings oft sehr gefährlich und greift auch den Menschen an.

Das Meer weist einen außerordentlichen Reichtum an Fischen auf, von denen ganz besonders der Thunfisch, der in Riesenexemplaren auf den Markt kommt, teils als frischer Fisch konsumiert wird, teils auch zur Verwendung als Konserve findet.

DAS WIRTSCHAFTS-LEBEN MADEIRAS.



Stuhl- und Korbflechterei in Camacha (Bezirk Funchal).

Den wichtigsten Faktor für die wirtschaftliche Bedeutung der zu Portugal gehörigen Insel Madeira bildet die Stickerei-Industrie. Während diese noch im Jahre 1912 bis zu etwa 80 Proz. in deutschen Händen lag, hat durch den verlorenen Krieg eine gewaltige Verschiebung zuungunsten der Deutschen stattgefunden. Sämtliche deutsche Stickerei-Exportfirmen wurden von der portugiesischen Regierung liquidiert. Die Nachfolgerschaft traten syrische Firmen an, die ihre Stammhäuser in Neuyork hatten, und die vordem teilweise die Stickereien von den deutschen Häusern gekauft hatten. Heute gibt es gegen 50 syrisch-amerikanische Firmen und einige portugiesische, dagegen nur noch eine deutsche neben je einer rein amerikanischen, englischen und Schweizer Stickereifirma. Die Hauptausfuhr richtet sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Die verarbeiteten Stoffe sind hauptsächlich englisches Fabrikat, während früher meistens deutsche Stoffe verarbeitet wurden. Die jetzige Steigerung der Produktion ist besonders darauf zurückzuführen, daß die amerikanischen oder, besser gesagt, syrischen Firmen mehr auf Quantität sehen, während die deutschen Firmen früher nur auf Qualität achteten.

An zweiter Stelle kommt der Weinbau. Man schätzt die Produktion des Jahres 1914 auf 6000 bis 7000 Pipen (1 Pipe = 418 Liter). Für 1923 auf etwa 9000 bis 10000 und für 1924 auf etwa 18000 Pipen. Wenngleich diese Steigerung für 1924 teilweise auf die ganz besonders gute Ernte in diesem Jahre zurückzuführen ist, so ist doch nicht zu übersehen, daß in den letzten Jahren mehr Wein angebaut worden ist. Im Jahre 1923 wurden 3 Millionen Liter (= etwa 7000 Pipen) ausgeführt. Im Jahre 1924 weist auch wieder Deutschland einen Anteil an der Exportziffer auf.



Obst- und Gemüsemarkt in Funchal.

Ein sehr wesentlicher Industriezweig ist auch die Korbmöbel-Industrie, die ihren Hauptsitz in der Ortschaft Camacha hat und außer nach Deutschland auch nach England und den englischen Kolonien in Afrika und nach Westindien exportiert. Die Eingeborenen liefern eine sehr saubere, haltbare Arbeit, und die im Jahre 1923 ausgeführte Menge der Korbmöbel betrug 102000 Kilogramm.

Die Zuckerrohr-Gewinnung, die vor dem Kriege sehr bedeutend war, hat gegenüber der Vorkriegszeit abgenommen. Während im Jahre 1913 noch 75000 Tonnen Zuckerrohr im Werte von etwa 5 Millionen Goldmark gewonnen wurden, von denen 50000 Tonnen an Zucker und Alkohol verarbeitet wurden, die 4700 Tonnen Zucker und 600000 Liter 95prozent. Alkohol ergaben, dürfte der Ertrag von 1924 bedeutend geringer sein. Außer Zucker und Alkohol wird auch Zuckerrohrschnaps (Aguardente) hergestellt.

Die Produktion in Zerealien ist auf Madeira nie bedeutend gewesen. Nur in abgelegenen Ortschaften und besonders auf der Nordseite der Insel werden Weizen und auch Mais in etwas größerem Maßstabe angebaut. Daher muß ziemlich viel Auslandsgetreide eingeführt werden. Das gewonnene Getreide wird durch Batatas (süße Kartoffeln) gestreckt, die sehr häufig statt Brot gegessen werden. Außer dem Weizen kommt auch der Mais als Nahrungsmittel in Betracht, hauptsächlich, als Maismehl zu einem Brei gekocht, für die ärmere Bevölkerung, neben den Batatas.

Für die Obstkultur eignen sich der Boden und das Klima Madeiras ganz besonders, so daß bei einigem Interesse der Landbevölkerung im Obstbau bald eine Wandlung zum Besseren eintreten würde. Abgesehen von den auch in Deutschland vorkommenden Früchten gibt es hier eine Menge fast tropischer Früchte, die ausgezeichnet gedeihen.

In Paul do Mar, an der Südwestseite der Insel Madeira, etwa 30 km von Funchal entfernt, befindet sich eine italienische Fischkonservenfabrik. Hier wird nur Thunfisch konserviert und ausschließlich nach Italien exportiert.

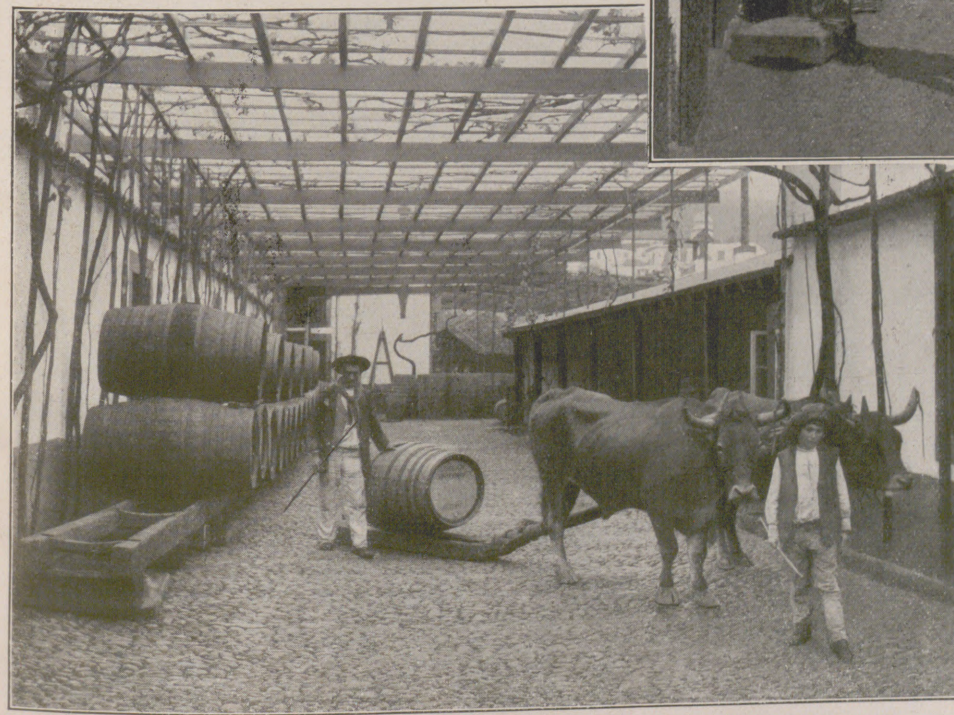


Straßenbild aus Funchal: Zuckerrohrverkauf.

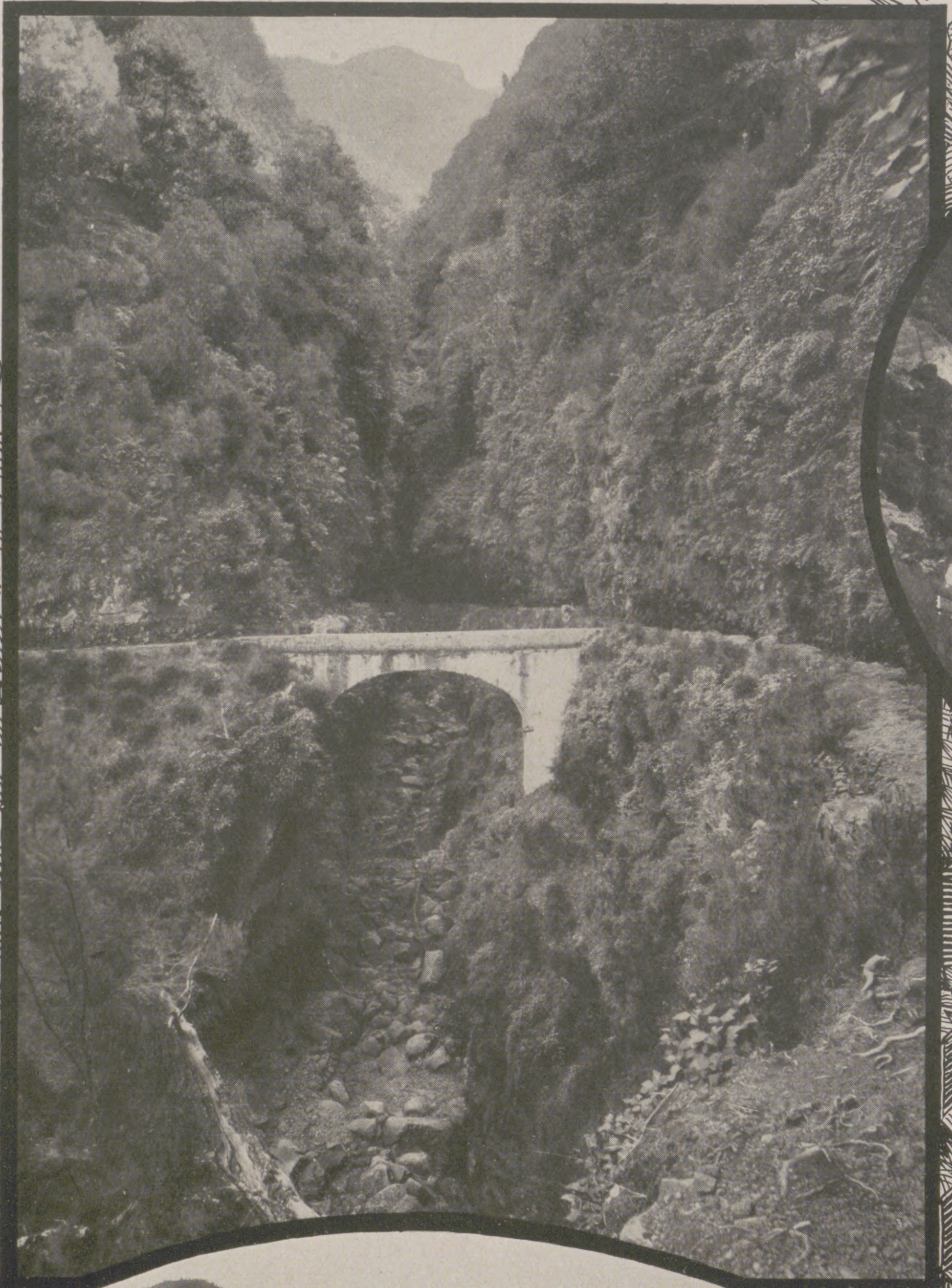
Der Konsum deutscher Waren hat gegen die Vorkriegszeit zugenommen. Während sich vor dem Kriege keine deutsche Firma in Madeira mit der Wareneinfuhr befaßte, lassen sich heute vier deutsche Firmen den Verkauf sämtlicher deutschen Waren angelegen sein. Außer den auf Madeira etablierten deutschen Firmen gibt es noch viele portugiesische Vertreter deutscher Firmen. Man kann den Wert der deutschen Einfuhr, die hauptsächlich Bedarfsartikel betrifft, für das Jahr 1924 auf ungefähr 2 Mill. Goldmark beziffern. Es ist zu berücksichtigen, daß die ganze Insel Madeira nur 180000 Einwohner zählt, von denen der weitaus größte Teil auf die sehr anspruchslose Landbevölkerung entfällt, so daß also der Bedarf kein allzu großer sein kann.

Bis zum Vorjahre wurden jährlich einige hundert Kisten Bier eingeführt, was aber jetzt so ziemlich aufgehört hat, da seit etwa einem Jahre eine portugiesische Brauerei, mit einem tüchtigen deutschen Braumeister an der Spitze, ein gutes Bier braut.

Eine große Rolle in Madeiras Wirtschaftsleben spielt der Fremdenverkehr. Während der Wintermonate kommen Tausende von Fremden nach bzw. über Madeira. Gewöhnlich bleibt der einzelne nicht länger als einige Wochen hier, manchmal nur Tage, aber jede Woche treffen Neuankommende hier ein und füllen die Hotels wieder auf. Der Hauptstrom der Fremden trifft gegen Weihnachten ein, und man kann wohl von Mitte Dezember bis Ende Februar als die bevorzugteste Reisezeit für Madeira ansehen. Hauptsächlich sind es Engländer, die nach Madeira kommen, aber auch die Deutschen finden sich bereits wieder, wie in der Vorkriegszeit, auf Madeira ein; letztere kamen im Jahre 1924 schon wieder in größerer Anzahl, und zwar besonders im Frühjahr (März/April). Da um diese Zeit die Hotels nicht mehr ganz so überfüllt sind, so ist allen Landsleuten, die Madeira besuchen wollen, diese Zeit und später auch mehr zu empfehlen. Von den neun in Frage kommenden Hotels, die es hier gibt, steht als internationales Hotel Reid's Palace Hotel an der Spitze, ein Hotel, in dem sich auch der verwöhnteste Reisende wohlfühlen kann. Dieses Hotel, auf einem Felsenvorsprung, ganz in der Nähe der Stadt, unmittelbar am Meere gelegen, ist auch das einzige, das direkte Badegelegenheit im Meere bietet. (Über alle Hotels, Unterkunftsmöglichkeit und Preise erteilt das hiesige deutsche Konsulat gegen die tarifmäßige Gebühr von 3 Mark Auskunft.)



Auf dem Hofe einer Weingroßhandlung.





Paßstraße am Pico do Serrado
Links: Malerische Schlucht in den Bergen Madeiras





Porto da Cruz mit dem Penha d'Aguia
Rechts: Im Hochgebirgstal des Ribeiro Frio





Hafen von Camara de Lobos
Oben: Der Risco-Wasserfall in Rabaçal

Neben den vielen Wintergästen, die nach Madeira zum kürzeren und längeren Aufenthalt kommen, muß man noch die vielen berücksichtigen, die alljährlich Madeira berühren. Wenngleich alle die durchreisenden Passagiere dieser Schiffe gewöhnlich nur einige Stunden in Funchal an Land bleiben, so ist es doch eine Tatsache, daß fast jeder etwas an Land kauft und mancher sogar sehr viel. Hauptartikel, die gekauft werden, sind Stickereien, Wein und Korbmöbel. Um den Verkauf der Madeira-Produktionen noch größer zu gestalten, begeben sich eine Menge Händler an Bord eines jeden Schiffes, um all denen, die nicht an Land kommen oder dort nichts gekauft haben, oder der Schiffsbesatzung ihre Produkte anzubieten. Durch diesen durchreisenden Fremdenverkehr fließt eine gewaltige Summe Geldes in das Land.

Der Schiffsverkehr hat gegen die Vorkriegszeit abgenommen. Im Jahre 1913 liefen 1500 Schiffe (davon 500 deutsche) den Hafen an, gegen 860 im Jahre 1924 (davon 126 deutsche). Doch ist eine Wiederbelebung des Schiffsverkehrs bereits zu bemerken.

Im Jahre 1924 ist ein großes Projekt, der Bau eines Hafens mit Hafenanlagen usw., an eine englische Gesellschaft vergeben worden, die gleichzeitig beabsichtigt, große Wasserkräfte im Norden der Insel zur Gewinnung von elektrischer Kraft auszunützen. Vorläufig ist aber von irgendeinem Anfang noch nichts zu spüren, obwohl seither schon viele Monate verflossen sind.



Ponta de São Lourenço.



Ausflugsort „Esplanade" (1000 m ü. M.) am Terreiro da Lucta bei Funchal, Endpunkt der Zahnradbahn.

Die Elektrifizierung steht in einem Teil der Insel noch offen, der Bau elektrischer Straßen- und Schnellbahnen, auch für Transportzwecke, ist ein Projekt, das auch deutsche Firmen interessieren dürfte. Hierbei könnten auch die zahlreichen Wasserkräfte, die besonders im Norden der Insel nutzlos ins Meer laufen, Anwendung finden.

Obgleich die Straßen Funchals und der Umgebung nicht allenthalben den modernen Begriffen von guten Straßen entsprechen, hat sich doch ein ziemlicher Automobilverkehr entwickelt. Es gibt allein in Funchal annähernd 300 Automobile und etwa 100 Motorräder. Nach der Ostseite kann man bis Machico und nach der Westseite bis Ribeiro Brava mit dem Auto fahren. Von Ribeiro Brava besteht dann noch eine einigermaßen brauchbare Straße nach der Nordseite der Insel, nach S. Vicente, die über einen etwa 1500 m hohen Paß führt.



Nach Geldstücken tauchende Einwohner.

Auch Portugal hat seine Inflation durchgemacht, die wohl im Ausmaß nicht solche Formen angenommen hat wie die deutsche, aber doch jedenfalls die Wirtschaftslage schwer erschütterte. Der Escudo, dessen ursprünglicher Wert rund 5 Esc. = 1 £ betrug, sank in der Zwischenzeit auf 160 Esc. per £; heute ist man dabei, ihn mit 100 Esc. per £ zu stabilisieren. Jede Stabilisierung aber hat auch schwere wirtschaftliche Kämpfe im Gefolge. Es war auf der Insel genau dasselbe wie in allen Ländern der Inflation: es wurde viel gekauft und viel gebaut und dadurch der Eindruck einer Blütezeit erweckt, während in Wirklichkeit jeder darauf bedacht war, sich Sachwerte zu schaffen.

Ein endgültiger Handelsvertrag zwischen Deutschland und Portugal ist noch nicht abgeschlossen worden. Es besteht aber schon seit einigen Jahren zwischen beiden Ländern ein provisorisches Handelsabkommen, das Deutschland die Meistbegünstigung einräumt, und das neuerdings bis Ende 1925 verlängert worden ist. Emil Gesche.



Im Grande Curral.



Sänftenträger auf Madeira.



Fischer auf Madeira.

Nach Aquarellen von Max Römer.



Der Grande Curral von Bocca dos Namorados aus.



Dorf mit Kirchhof im Grande Curral.

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter.

(10. Fortsetzung.)

Leider, leider", sagte Max im Selbstgespräch. Leider ging es niemand etwas an, niemand beanstandete es, daß er, der Leutnant Baron Hochsattel, Rollen lernen mußte wie ein Provinzschauspieler, alle Tage eine andere. Er zündete sich eine frische Zigarre an, trank einen Schluck schwarzen Kaffee und begann mit frischer Kraft, ohne Buch aufzusagen:

„— — Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine süße Ahnung
Fliegt durch mein Herz. — Der ganze Himmel beugt
Mit Scharen froher Engel sich herunter.
Glorreich Gestirn. Dir ward Anbetung, ehe
Das Rätsel deiner Schöpfung sich enthüllt.
Nicht länger strahlst du ihm, dem dies Geschenk
Des Lebens und der Wärme Verhängnis ward.
Ich seh dich heut zum letztenmal —"

Wie? Konnte das richtig sein? Max stampfte mit dem Fuß auf. Da war er in den Manfred von Byron hineingekommen. O verwünscht! Und er lief zum Tisch nach dem Schillerband. —

Die Domuhr schlug drei. König Otto war soeben von einem kleinen Schläfchen nach dem Dejeuner erwacht, als ihm sein Kammerdiener die Meldung brachte:

„Die griechische Kiste ist gefunden."

Der König zupfte an seinem melancholischen Schnurrbart und sagte gleichgültig:

„Damit ich nur bald von der Sach' nichts mehr hör', soll die Kiste sogleich herauf in den Eßsaal gebracht und aufgenagelt, aber nicht geöffnet werden."

Und der entthronte König seufzte ein wenig und dachte, wenn er doch von Griechenland nichts mehr sehen müßte.

Max rannte zu seinem Vater. Er wurde kühl begrüßt. Doch als er seine Botschaft ausrichtete, kam Elan über den Oberst.

„Also jetzt wär' es so weit. Nun, gottlob! Jetzt wird alles sonnenklar. Jetzt kommt mein Triumph. Jetzt saust der Bülow in seine Blamage hinein, in eine Blamage, die sich gewaschen hat."

Es war kein älterer Herr mehr, der vor seinem Sohn stand: feuriger Schwung lag auf dem Gesicht des Obersten, er hielt sich forsch wie ein junger Draufgänger und blitzte Max aus grauen Augen an:

„Abbitten soll er mir, der Bülow. Vor den Majestäten soll er mir abbitten. Das ist das wenigste, was ich verlangen kann."

Max, erschrocken über diesen übertriebenen Ausbruch, sagte mit Zurückhaltung:

„Wäre es nicht vernünftiger, Papa, du stecktest dir deine Hoffnungen etwas niedriger?"

Der Oberst machte eine spöttische Handbewegung.

„Den Rat gib dir nur selbst, mein Wertester. Spukt dir noch die Bülowsche im Kopf? Ach, nein, guter Max, das laß nur sein. Selbst wenn mir der Bülow abbittet, verzeihen heißt nicht vergessen. Zwischen denen und uns ist eine Grenze gesteckt." Er fuhr mit vertraulichem Lächeln fort: „Ich tue dies auch aus wahrer Fürsorge für dich. In einem Jahr gibst du mir recht. Da wirst du eingestehen: es ist doch recht hübsch, wenn ein königlicher Leutnant von Fünfundzwanzig nicht nach dem Dienst heim muß zu Wohnstube und Kindtaufe und ewiger Treue, sondern wenn es ihm freisteht, sich alle vier Wochen in ein neues reizendes Mädel verlieben zu dürfen. O mein Max, die schönen, schönen Leutnantsjahre mit den vielen, vielen Flammen, die gibt man doch in deinem Alter nicht auf."

Max sah seinen Vater kalt an, verbeugte sich und sagte kurz:

„Also, mein Auftrag war, du möchtest so rasch wie möglich auf die Residenz kommen, zur Eröffnung der Kiste mit der Büste. Auf Wiedersehen." —

Zur gleichen Stunde war der Freiherr von Bülow bei seiner Tochter eingetreten.

Es wurde ihr, zwar nicht in derselben Ausdrucksweise, doch im gleichen Sinn das mitgeteilt, was Max von seinem Vater erfahren.

Baron Bülow war in freudiger Erwartung, daß sein Sieg nun klar zutage treten, sein Gegner die Niederlage erleben und dies eingestehen würde. Und er tat der Tochter kund, daß alle diese Dinge ihn durchaus nicht veranlassen könnten, in nähere Beziehungen zu der Familie von Hochsattel zu treten.

Als Marie Luise ihren Vater so sprechen hörte, kamen ihr, die sonst sich so gut beherrschen konnte, die Tränen. Zu stolz aber, sie als Waffe zu benutzen, floh sie aus dem Raum. Sie nahm im Vorzimmer einen Mantel um, schlug den Spitzenschal, der um ihre Schultern lag, über ihr Haar und lief, jede Etikette vergessend, die breite Treppe hinab und über den Residenzplatz. Der Dom stand ja offen. Sie sehnte sich nach Stille, nach Ruhe, nach Alleinsein.

Max kam den Katzenberg heraufgestürmt. Er war in heftigem Zorn über seinen Vater. Plötzlich hielt er mit einem Ruck im Laufen inne, glaubte seinen Augen nicht zu trauen und rannte dann der flüchtigen Gestalt nach, die wie hingeweht über die Freitreppe des Doms schwebte.

Er erreichte sie in der Vorhalle, sah ihr verweintes Gesicht, und aller Unmut war ihm ausgelöscht.

„Was ist, was ist, Liebste?"

Sie saßen nebeneinander in dunklem Gestühl, dem schönen Reiterbild nahe.

„Aber sei doch froh, Marielu, daß endlich der Austrag der Sache kommt. Wir sind ja gewappnet. Wir kennen nun unseren Weg. Aber etwas anderes, Liebste, macht mir momentan große Not." Und er erzählte ihr flüsternd, daß der König ihm letzte Nacht eine Andeutung gemacht, er solle mit ihm kommen. Nach Schloß Berg, nach Hohenschwangau und in die winterlichen Jagdhütten.

Auch Marie Luise erschrak.

„Ja, wie denn? Als was denn?" fragte sie.

Max lächelte eigentümlich. „Als ewiger Rezitator in nächtlichen Separatvorstellungen und als Freund. Als königlicher Günstling. Ja, mein Herz, ich werde ‚Du' von Seiner Majestät genannt. Ich kann mir bald vorkommen wie eine hübsche Sängerin von der Königlichen Oper; statt Buketts habe ich schon ein Zigarrenetui, einen Ring und den Orden vom heiligen Michael vierter Klasse erhalten. Höre, das ist eine sehr bängliche Sache." Und er pfiff vor sich hin, um erschrocken innezuhalten, denn sie waren ja in einer Kirche.

„Der König sucht einen Freund", sagte Marie Luise langsam.

„Aber ich bin der Freund nicht", antwortete Max. „Stelle dir nicht vor, daß der König etwa schöne Gespräche mit mir führt oder eine geistige Fühlung mit einem Gleichalterigen sucht. Davon ist gar nichts. Wenn ich den Schimmer eines wirklichen Gefühles, einer Wärme, eines Vertrauens sähe, würde ich selbst vor dir nicht so sprechen.

Aber da ist nur eine Leere. Eine erschreckende Leere. Da sind nur idealistische Phantastereien. Von dem, was Freunde einander sein können, hat er keine Ahnung."

Marie Luise wollte etwas erwidern. Aber da stand plötzlich Kilian, der Gymnasiast, vor ihnen.

„Herr Baron suchen Baroneß im ganzen Schloß", meldete der getreue Bote.

Im Eßsaal der Residenz warteten die Barone von Bülow und von Hochsattel auf ihre Kinder. Die Hofchargen warteten auf die Majestäten. Die Majestäten warteten, daß der königliche Neffe geruhen möge, zu erwachen und zu erscheinen.

Auf dem Tisch mit der Kiste brannten Kerzen.

Die feindlichen Barone sahen zu verschiedenen Fenstern in den Novembernebel hinaus. Sie bemerkten nicht, daß ihre Kinder in der Lage waren, durch unbeobachtetes Augenspiel miteinander sich zu verbinden. Der Kammerherr fühlte Abspannung. Die Oberhofmeisterin gähnte verstohlen. Der Hausverwalter und die Lakaien erwarteten sich einen Spaß.

Endlich, endlich hörte man Kleiderrauschen und den sonderbaren, schweren Klang der Schritte des jungen Königs.

Die Majestäten traten ein.

König Otto, lebhafter als sonst, trat an den Tisch heran und befahl: „Nun rasch, rasch!"

Eine atemlose Stille breitete sich über die kleine Versammlung. Max und Marie Luise sahen ihre Väter mit mühsam verhehlter Erregung auf die Kiste starren, fühlten selbst, wie die Spannung in ihnen fast unerträglich wurde — sahen den Deckel geöffnet und dann den Kammerherrn herantreten. Vater Bülow entfiel das Monokel — der Kammerherr aber hielt plötzlich ein versiegeltes Schreiben in der Hand.

„Ein Brief an die Königliche Ausgrabungskommission in Athen. Befehlen Eure Majestät, daß ich ihn aufmache?"

König Otto machte eine zustimmende Kopfbewegung. Der Kammerherr aber winkte einem Lakaien nach einem Brieföffner.

Bange Augenblicke noch. Plötzlich überflutete Marie Luise ein heftiges Mitleid mit ihrem Vater. Wenn er bloßgestellt wurde? Und zwar vor der ganzen Versammlung hier! Welche Pein! Und sie trat nahe zu ihm, als wolle sie ihn beschützen.

Der Kammerherr schlitzte den Brief auf, entfaltete ihn.

„Geruhen Eure Majestät allergnädigst zu befehlen, daß ich ihn vorlese?"

Ungeduldig winkte der König.

Und der Kammerherr las:

„Erklärung.

Ich, der unterzeichnete Gutsbesitzer C. N. Maurokiopulos, habe die Torsen der Büste an mich genommen, die auf meinem Grundstück bei Missolunghi durch Artilleriegeschosse zutage kam.

Denn ich finde in dieser Büste aus altem, gelbem Marmor ein Werk, das ich einst selbst gearbeitet habe, und zwar in dem Bemühen, einen Apoll zu schaffen in Anlehnung an die Züge Lord

Byrons. An dieser Büste erkannte ich die Grenze meines Könnens. Ich habe sie einst in Verzweiflung in die Sümpfe geworfen und damit meine Künstlerträume begraben. Seither bin ich ein zufriedener Mann und übe den Beruf eines Landwirtes aus.

Da ich nicht Gelegenheit besitze, den Herren vom Königlichen Hof dies alles zu erzählen, schreibe ich es nieder. Ich behalte die für jedermann wertlosen Trümmer meines Jugendwerkes und übersende nach Athen einen schönen, alten, gelben Marmor, aus dem ein besserer Künstler, als ich es war, das Porträt unseres erlauchten Souveräns formen möge.

Villa Iphigenie bei Missolunghi, 2. Februar 1862.

C. N. Maurokiopulos."

Die Versammlung stand wie erstarrt. Ehe die Majestäten sich geäußert hatten, war Reden nicht angängig. Baron Bülow rang mit ungesprochenen Worten, der Oberst sah entgeistert vor sich hin. Dies sollte das Ende der großen Angelegenheit sein?

Da sagte König Otto:

„Lesen Sie doch noch einmal, Graf. Damit wir nichts überhört haben."

Die Mitteilung drang erneut auf die Hörer ein. Marie Luise fühlte, es war ein kluger, hilfreicher Befehl. Er gab den beiden Herren einige Minuten Zeit, sich zu fassen.

Durften nun die beiden Gegner zu dieser niederschmetternden Enthüllung vorerst nichts sagen, so besaßen die beiden Könige, der alte wie der junge, nicht den geringsten Humor. Sie hätten mit einem Scherzwort, einem Lächeln nur, rasch eine Brücke schlagen können. Aber sie fanden es nicht. Da rettete die Königin die Situation. Sie sagte leichthin, völlig im Konversationston:

„Ja, ja, mit Griechenland macht man so seine Erfahrungen."

Für eine vertriebene, entthronte Königin immerhin ein hübscher Satz. So hübsch, daß sogar Vater Bülow trotz aller Pein ihn zu schätzen wußte.

„Eure Majestät sind bewunderungswürdig", sagte er.

Da fand auch der Oberst die Sprache und rief laut und rauh: „Es war ja doch eine Byronbüste."

„Es war ein Apoll", betonte Bülow scharf. Der Kammerherr, rasch gefaßt, blickte in den Brief und las ab: „— in dem Bemühen, einen Apoll zu schaffen, in Anlehnung an die Züge Lord Byrons", und fügte, sich verbeugend, hinzu: „Die beiden Herren scheinen gleicherweise recht und unrecht zu haben."

Die Königin Amalie blickte ihren Neffen ermunternd an. Da schreckte Ludwig II. aus seiner Versunkenheit auf, lächelte konventionell und sagte so geläufig, als sei es auswendig gelernt:

„Die beiden Herren haben sich im Geiste meines erhabenen Großvaters, weiland Seiner Majestät König Ludwig I., für die antike Kunst bemüht. Ich werde daher den beiden Herren für ihre ideale Tätigkeit den Ludwigsorden verleihen."

Max von Hochsattel trat drei Schritte zurück und erstickte mit seinem Taschentuch einen unwiderstehlichen Lachreiz. Marie Luise behielt Fassung und war so beglückt, wie man bei königlicher Huld und Gnade es zu sein hat.

Die Königin aber rief:

„Scharmant, in der Tat, höchst scharmant!"

Die Barone verbeugten sich und sprachen weitschweifige Dankesworte aus. —

Fünf Minuten später trafen sie, ohne alle Zeugen, aber vielleicht nicht ganz ohne Absicht, einander auf der großen Treppe der Residenz. Der eine zögerte im Hinabschreiten, der andere tat kurzsichtig, als habe er den Weg verfehlt. Nun standen sie auf dem Podest einander gegenüber. Sie waren beide Edelleute. Sie waren beide Welterfahrene. Jeder wußte, nach dieser Lösung der Angelegenheit gab es nur e i n Mittel, sich vor einem Abgrund von Lächerlichkeit zu bewahren. Das Mittel hieß: Versöhnung, restlose Versöhnung.

Sie standen da, halb verlegen, halb unschlüssig.

Wer sollte das erste Wort haben? Der Oberst war der Temperamentvollere.

Er lächelte, zwinkerte mit den Augen und sagte:

„No, Bülow?"

Der Freiherr von Bülow reckte sich ein wenig höher und lächelte auch.

„Na, Hochsattel?"

„Gratulier' zur Dekoration, Bülow."

„Beglückwünsche zu der Auszeichnung, Hochsattel."

„Alt war aber die Büste wirklich nicht, Bülow."

„Doch, es ist alter, d. h. schon lang gebrochener Marmor gewesen, Hochsattel."

„Der griechische Halunke. Wir hätten noch lange weiterstreiten können, Bülow. Es war doch eigentlich wunderschön."

„Ohne Zweifel, Hochsattel."

„Nun, dann können wir es ja jetzt über die lieben Kinder. Deine Tochter ist aber eine sehr hübsche, eine sehr scharmante junge Dame."

„Dein Sohn macht Glück beim König?"

„Jawohl. Da fehlt es nicht. Wollen wir eine Friedenspfeife rauchen? Geh, hol dir deinen Mantel —" der Oberst wendete sich nach Schritten im Korridor und rief: „Sie, Lakai, holen 'S schnell dem Herrn Baron seinen Mantel." Dann wandte er sich wieder dem alten Freund zu: „Weißt, Bülow, hier in der Residenz ist mir net so wohl. Rauchen wir die Friedenspfeife bei mir in der Wohnung."

Statt des Lakaien kam Max.

„Sofort, Baron Bülow. Ich hoffe, Sie gestatten, daß ich auch Ihre Tochter mitbringe."

Die Väter lächelten. Maxens Schritt stürmte auf.

„Die jungen Leide", sagte der Oberst, wie in ein wenig Neid.

Da klopfte ihm der alte Freund Bülow auf die Schulter:

„Hochsattel, dein schöner Dialekt in Ehren. Aber im Bund mit dem ‚Leide' rauchen wir wohl die heutige Friedenspfeife nicht."

Sie schüttelten einander plötzlich die Hände.

Und der Freiherr wiederholte in Selbstironie die naiven Worte der entthronten Königin:

„Ja, man macht so seine Erfahrungen mit Griechenland."

XIV.

In der Residenz suchte man den Leutnant von Hochsattel. Ludwig II., der Selbstaufopferung müde, Gast zu sein, hatte jählings die griechischen Majestäten in Kenntnis von seiner Abreise gesetzt. Sein Adjutant erfand rasch die Formel von einem dringenden Handschreiben der Königinmutter, das Seiner Majestät den großen Schmerz verfrühten Aufbruchs bereite. Bis aber die Bahngleise frei für den Hofzug wurden, mußten stundenlang Telegramme fliegen. Es blieb also Zeit genug, die Bürgerschaft auf Straßen und Bahnhof zu rufen, die Garnison herauszutrommeln und zum Abschiedssouper noch den Erzbischof und die sonstigen Notabeln der Stadt zu rufen.

Der Leutnant von Hochsattel aber sollte vor dem Souper, das auf zehn Uhr angesetzt war, noch deklamieren.

Wo war er? Die Lakaien durchsuchten das Schloß. Kilian lief auf eigene Faust zu Seilings. Der Bildhauer hörte schreckensbleich die Nachricht, warf den Mantel um und lief hinauf auf die Residenz.

Er mußte den König noch sprechen. Seine Ruhe hing ihm davon ab. Er mußte dem König zeigen, wie abgrundtief seine Verehrung für ihn war. Er mußte noch einen Blick aus den Königsaugen erhalten — und eine Hoffnung für die Zukunft. Max würde ihm helfen, Max würde etwas wagen und ihn mit hinein in die Audienz nehmen.

Max und Marie Luise „waren zu ihren Vätern versammelt", wie der leichtfertige Junge sagte.

„So schnell geht das alles nicht", hatte Baron Bülow betont, als Max mit Entschluß ihn einfach Papa nannte. Und Baron Bülow erklärte, so hoch er den Beruf des Offiziers achte, die Stellung einer Leutnantsfrau in einer mittleren Garnison sei nicht das, wofür Marie Luise erzogen worden. Er möchte darum bitten, daß Max als Militärattaché einer bayrischen Gesandtschaft ins Ausland ginge. Der bayrische Militärbevollmächtigte in Rom sei Bülows guter Freund — die Sache würde sich einfach regeln.

In dieses Gespräch hinein kam Kilian mit seiner Botschaft.

Vater Hochsattel sagte: „Nun, liebe Marie Luise, begleite mir den Max ein bißchen auf den Korridor, dorthin, wo du die Frau Seiling deponiert hast Anno dazumal in der Kriegszeit."

Max flüsterte ihr zu: „Wir avancieren ständig. Heute mittag sind wir noch Gutsverwalters gewesen, jetzt sind wir Attachés, wenn mich der König nun rasch zum Kriegsminister macht, tust du dann noch mit?"

„Ja, ja", lächelte sie. „Und wenn wir plötzlich ein Bildhauerehepaar werden sollen und zu den Marmorbergen Griechenlands ziehen, ist es mir auch recht. Nur — daß du dein Leben lang deklamieren sollst, möchte ich nicht gern. Max, wenn der König dich nun heute mitnehmen will?"

Max seufzte. „Ich gehe einen schweren Gang, Marielu — aber, nur Mut!"

Vor dem Hause am Maximiliansplatz fuhr eben ein Hofwagen vor. Max sprang hinein. Mit rasender Schnelligkeit ging es durch die Stadt.

Im Vestibül des Schlosses stand Wichie Seiling.

Er schien wie im Fieber, zitterte, wischte sich den Schweiß von der Stirn, überstürzte Max mit seinem Anliegen. Max, in seinem strahlenden Glück, konnte dem Freund die Bitte nicht abschlagen.

„So komm", sagte er nach kurzem Besinnen. „Geh, wie du bist, mit zum Audienzsaal. Konstruieren wir ein Mißverständnis, sagen wir, der Bote aus dem Schloß habe mich bei dir gesucht und dir ebenfalls den Befehl zur Audienz überbracht!"

Sie schritten eilig die Treppe hinan. Alles sah schon nach Aufbruch aus: Lakaien schleppten Gepäckstücke, Ordonnanzen rannten mit Botschaften und, wie es schien, in einiger Bestürzung über die Korridore.

In den Vorzimmern des Königs stand eine stattliche Zahl erregter Herren, teils im Frack, teils in Galauniform. Sie alle waren zur Audienz bestellt, ehe der König die jähe Order für den Aufbruch gegeben.

Der Adjutant des Königs trat heraus, machte verbindliche Verbeugungen zu den alten Herren, winkte Max heran und flüsterte: „Seine Majestät sind schon sehr ungeduldig!"

„Seine Majestät haben auch den Schöpfer der Lohengrinstatue befohlen", log Max mit einiger Selbstüberwindung.

(Schluß folgt.)

Für den Frühling



Kleid aus weißem Wolltrikot und kleiner schwarzer Hut, beide mit Hermelinbesatz. Trägerin: Carmen Cartellieri. Modelle: S. Ungar, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).





Weißer Crêpe-de-Chine-Mantel mit Weißfuchsverbrämung. Trägerin: Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri. Modell: S. Ungar, Wien.



Einfach gearbeites, buntbesticktes Kleid. Dazu Bändchenhut in zwei lila Nuancen. Trägerin: Die Schauspielerin Maria Burg. Modelle: S. Ungar, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).



Kleid aus grünem Musselin mit Chinchillabordierung (links) und rosa-weißes, mit Brillanten besticktes Kleid. Trägerinnen: Die Schauspielerin Maria Burg und eine Wiener Schönheit. Modelle: S. Ungar, Wien.
Oben Mitte: Hüte aus schwarzem Pedal mit hellgrüner und mit lila Samtkrempe. Trägerinnen: Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri und die Schauspielerin Maria Burg. Modelle: Berteaux, Wien.



Abendkleid aus grünem Crêpe Marocain, mit grünen Seidenfransen garniert. Trägerin: Die Bühnenkünstlerin Tilli Losch. Modell: Schostal & Laderer, Wien.

Sämtliche Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Trude Fleischmann, Wien, durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Das diplomatische Korps vor dem Palais des Reichspräsidenten. 1. Der japanische Botschafter Honda. 2. Der spanische Botschafter Soler. 3 und 4. Der französische Botschafter Jacquin de Margerie und seine Gattin. 5. Der russische Botschafter Krestinski. 6. Der englische Botschafter Lord D'Abernon. 7. Der Doyen des diplomatischen Korps, Nuntius Pacelli. 8. Der dänische Gesandte Zahle.



Die Parade der Reichswehr vor dem Palais des Reichspräsidenten.



Vorbeizug am Sarge mit gesenkten Fahnen am Potsdamer Bahnhof.

Die Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert in Berlin am 4. März.

Ebba.

Skizze von Grete Massé.

Ebba, die Haustochter, trat in das Zimmer und brachte der Malerin das Abendessen. Leopoldine Gall, die eben aus den Dünen heimgekehrt war und noch die Mappe mit den Skizzen in der Hand hielt, wollte sie mit einem Scherzwort begrüßen, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen angesichts des feindseligen Blicks, dem sie begegnete. Kaum hatte sich Ebbas Blick mit dem ihren gekreuzt, so schlug die Haustochter die Augen nieder. Ihr sonst so helles Gesicht war fast bronzefarben getönt von einer inneren zornigen Erregung. Sie setzte schnell das Tablett auf den Tisch nieder, drehte sich um und zog laut die Tür hinter sich zu.

Leopoldine sah ihr kopfschüttelnd nach. Was war seit kurzem nur in das Mädchen gefahren? Ebba war ihr doch am Anfang freundlich begegnet, und sie hatte ihre Malerfreude gehabt an der großen, blonden Gestalt mit den nordischen, klaren Augen und dem weizenhellen Haar! Jetzt war es zwischen ihnen wie Gewitterluft. Eine Spannung und ein Schweigen war zwischen ihnen, das sich irgendwie einmal mit Blitz und Donner entladen mußte.

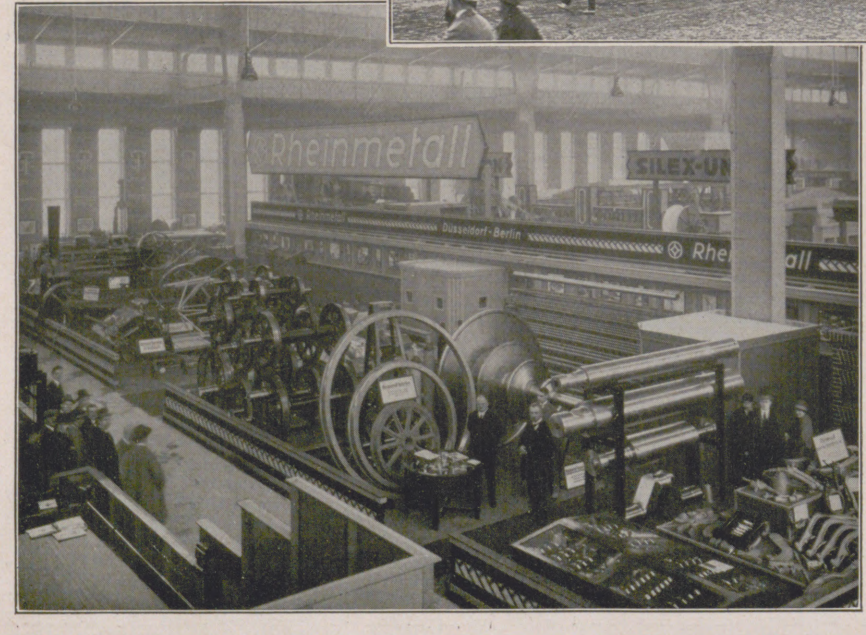
Die Malerin verstand das alles nicht. Ihre Gefühle für Ebba Moolenaar waren dieselben wie im Anfang. Immer wieder hatte sie versucht, den Umgangston der früheren Tage zwischen ihnen aufklingen zu lassen. Oft war sie nahe daran, vor Ebba hinzutreten und sie ohne Umschweife nach den Gründen ihrer Feindseligkeit zu fragen, aber die herb verzogenen Lippen des Mädchens, die innere Abwehr in ihr, die sich in jeder Miene und Gebärde kundtat, scheuchten sie zurück.

Leopoldine band den Schleier vom Haar, setzte sich hin und aß viel und rasch. Sie war hungrig geworden von ihrer Wanderung durch die Dünen, von der Meerluft und dem Wind, gegen den sie sich vorwärts kämpfte. Auch die Arbeit hatte sie müde und hungrig gemacht. Wäre ihre Zeit nicht so knapp gewesen, hätte sie sich mehr schonen können. Aber ihre Tage hier auf der Insel waren gezählt. Anfang September mußte sie wieder in der Stadt sein, da ihre Schüler und Schülerinnen auf sie warteten.

Nach beendeter Mahlzeit öffnete Leopoldine ihre Skizzenmappe. Sie nahm die einzelnen Blätter heraus und betrachtete sie. Auf allen Blättern fand sich dieselbe Gestalt. Der Fischer Egil auf der Düne und auf der Brücke, im Boot und schwimmend im Meer, im Arbeitszeug, im Sonntagsstaat, beim Tanz, beim Netzeflicken, in der Kirche.

Leopoldine betrachtete entzückt die straffe, junge Gestalt, die vollkommen schön war in ihrer Kraft und Ursprünglichkeit. Es gab auf der ganzen Insel kein so vollendetes Modell wie Egil, und der Eifer und der entzückte, glühende







Von der Leipziger Frühjahrsmesse 1925.

Oben: Die neue Riesenhalle des Vereins Deutscher Werkzeugmaschinenfabriken auf dem Ausstellungsgelände der Technischen Messe. — Unten links: Blick auf den Stand der Firma „Rheinmetall" (Düsseldorf) in der Industriehalle 8 der Technischen Messe. — Unten rechts: Der Marktplatz mit dem Eingang zur Untergrundmeßhalle.



Der Volkstrauertag zum Gedächtnis der im Weltkrieg Gefallenen am 1. März: Die Feier der Zehntausend im Riesensaale der neuen Ausstellungshalle am Kaiserdamm in Berlin.

Nach der Rede des Generalmajors Graf von der Goltz (auf der Rednertribüne stehend) senken sich die Fahnen der Vaterländischen Verbände beim Erklingen des Liedes vom guten Kameraden.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Arbeitswille in ihr mußten auch ihn angesteckt haben, daß er ihr so willig und unermüdlich Modell stand zu jeder Stunde, die sie forderte.

Zwei Wochen noch blieb Leopoldine auf der Insel. Dann reiste sie ab, ohne sich von Ebba verabschieden zu können, die das Haus verlassen hatte und irgendwo am Strand zu warten schien, bis die Malerin gegangen war.

Daheim empfing Leopoldine eine Fülle von Pflichten. Schüler und Schülerinnen mußten eifrig arbeiten, um das Versäumte nachzuholen, und neben all den Unterrichtsstunden malte sie noch an dem großen Bild für die Ausstellung, die sie alljährlich einmal zu beschicken pflegte. Es war das lebensgroße Bild des Fischers Egil, im Boote stehend und ein Netz mit Fischen hereinziehend, so daß die prachtvollen Muskeln seiner jungen, starken Arme und die Kraft des gestemmt dastehenden geschmeidigen Körpers sichtbar wurden.

An einem Herbstmorgen, als Leopoldine zum Atelier ging, saß auf der Schwelle eine zusammengesunkene Frauengestalt. Zu ihrem ungläubigen Erstaunen erkannte sie beim Näherkommen Ebba, die den Kopf tief gesenkt hielt und erst beim Anruf der Malerin emporblickte mit großen, weiten Augen, starr vor Leid. Leopoldine sah, wie blaß sie war, und wie ein Zittern durch ihre Glieder ging. Sie schloß die Tür des Ateliers auf und nahm die Schweigende mit hinein.

Ebba Moolenaar blieb mitten im Atelier stehen und blickte auf das Bild des Fischers, der in seinem Boote stand, umschlossen vom Himmel und vom Meer.

„Ich bin gekommen, Fräulein, um Ihnen zu sagen, daß er tot ist“, sagte Ebba Moolenaar und deutete auf den Fischer, dessen blondes Haar aus dem Bilde leuchtete.

„Es ist nicht möglich, ein so starker, blühender Mensch! An den wagt sich der Tod nicht heran!“ rief Leopoldine aus. Aber Ebba sprach unbeirrt weiter:

„Das ist noch nicht alles. Ich muß alles sagen, Fräulein! Ich habe ihm den Tod gewünscht an all den Tagen, an denen Sie mit ihm am Meer waren, und in all den Nächten, in denen ich schlaflos lag und Egil verwünschte, den ich geliebt von Kindertagen an. Schwere Gelübde nahm ich auf mich, wenn Feuer ihn versengen würde oder der Sturm ihn von den Dünen stoßen oder das Meer ihn in sich schlucken würde, wenn er darauf fuhr. Und das Meer tat mir den Dienst! Beim Herbststurm ging es über Egils Boot und zog ihn mit sich hinab. Am Morgen warf es mir am Strand den toten Bräutigam wieder entgegen. Er trieb vorbei — ich aber ging ins Meer hinein und holte ihn mir und hielt ihn bis zum Abend in meinen Armen, bis Leute kamen, die mich fortrissen von ihm.“

„Arme Ebba“, rief Leopoldine verzweifelt aus. „Es war doch kein Grund, mich zu hassen oder ihn. Nur malen wollte ich ihn doch! Sein Bild haben! Nichts weiter! Das schwöre ich!“

Da lachte Ebba wild und bitter auf. Sie nahm das Messer, das auf dem Tische blinkte und schnitt quer hinein in das lebensgroße Bild.

„Liegt Egil im Grabe, Fräulein, soll auch kein Bild leben von ihm in der Welt! Weinen Sie, Fräulein, um ihn und mich! Es ist schade um uns!“





Vom Volkstrauertag für die im Weltkriege Gefallenen in Berlin am 1. März: Oben: Anmarsch der Vaterländischen Verbände zu der Gedenkfeier in der neuen Ausstellungshalle am Kaiserdamm. — Unten: Nach dem Gottesdienst vor dem Dom: Bei den Klängen des Volksliedes „Ich hatt' einen Kameraden“.

Gedankensplitter.

Der Mensch charakterisiert sich nicht nur in Handlungen und Worten, sondern zutiefst in seinen Schicksalen.

Nichterfüllung unserer tiefsten Wünsche ist die Ursache des ewigen, unzerstörbaren Glaubens an die Realität des Glücks. Marie Holzer.

Fang an!

Von Angelo Patri. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Max Hayek.

Die Welt ist voll von glühenden jungen Menschen, die von großen ungetanen Taten träumen. Und die Tage gehen hin, und die Träumer stehen still. Sie wünschen, sie sehnen sich und plagen sich weiter.

„Wenn ich nur Ihre große Fabrik hätte!“ sagte einer von ihnen. „Was könnte, was würde ich nicht alles tun!“ — Der berühmte Mann lächelte. Er dachte an seine erste Tätigkeit, die in eines Dorfschmieds Schuppen, dort, am Rande des Dorfes, begonnen hatte. „Der Weg, anzufangen, heißt anfangen, mein Sohn!“ sagte er. „Fang an!“

Ihr, die ihr von großen Dingen träumt, die kommen sollen, warum fangt ihr nicht an? Warum wartet ihr für euren Feldzug erst die Plakate, die Versammlungen, die einflußreichen Namen, die Protektion ab? Warum müßt ihr auf Flüssen von Tinte dahinschwimmen? Warum müßt ihr dort anfangen, wo die, die es schwer erarbeiten, weitergingen? Fangt an!

Leute, die Dinge leisten, die etwas bedeuten, warten nicht auf Hilfe. Mit ihren bloßen Händen und einer Idee gehen sie hinaus, und Hände strecken sich ihnen entgegen zu Segnung und Hilfe, und freundliche Herzen unterstützen sie.

Martha Berry eröffnete ihre Schule für vernachlässigte Kinder in einer verfallenen Blockhütte, und ihre ersten Schüler waren zwei verschüchterte Kinder. Lillian Wald begann ihre Henry-Street-Siedlung in einer kleinen Mietwohnung im Mietkasernenviertel, die Kranken mit eigener Hand pflegend. Dr. Granfell ging zu den leidenden Menschen Labradors ohne Geld oder Einfluß, lediglich mit seinen wunderbaren, betreuenden Händen und einer Idee. Diese Menschen fingen an.

Der Unterschied zwischen den Menschen, die etwas tun, und jenen, die verlangend von dem träumen, was sie tun werden, ist nicht ein Unterschied der Gelegenheit. Es ist ein Unterschied des Geistes. Die Menschen der Tat sind von einer Entschlossenheit befeuert, die nichts wanken machen kann. Sie tun die ersten Schritte allein und, wie sie glauben, ohne Hilfe.

Aber wer das ihm bestimmte Ziel erreichen will, ist niemals allein. Draußen in der Stille sind Tausende, die auf die Stimme ihres Führers warten, auf das erste Zeichen, daß hier einer ist, der mit flammender Kraft einen neuen Weg bahnen will, eine gerade und schmale Straße, die zu seinem Ziele führt. Fang an!

Schreibe die erste Seite des Buches, das den Pfad erleichtern soll. Geh hinaus an die Straßenecke und halte die erste Rede deines Feldzuges, der geschlossenen Augen ein edleres Weltbild zeigen soll. Eröffne den neuen Laden im Winkel der alten Hütte. Unternimm den Versuch hinten in der Küche. Fang an!

Die große Freude der Dinge liegt im Anfangen. Der Freudenschauer kommt an jedem Morgen, wenn du den Tag mit leeren Händen und der flammenden Idee beginnst, zwischen dir und dem Ende aller Dinge nichts als deinen Glauben und deinen Mut. Fang an!

Steck' deine eine lustige Kokarde auf deinen Federhelm und laß die Wimpel von deiner blinkenden Lanze flattern! Besteige deinen Pegasus und nimm die Höhen! Die Götter senden dem begonnenen Gewebe Fäden! Fang an!



Die Rückkehr des Rotorschiffes „Buckau“ von seiner Reise nach Schottland: Die Ankunft der „Buckau“ im Hamburger Hafen am 27. Februar. (Phot. Otto Reich, Hamburg.)





Im Oval: Oberbürgermeister Böß (×) bei der Eröffnung der Milch- und Molkereiausstellung zu Berlin am 28. Febr.
Links vom Oval: Die Abreise des neuen deutschen Botschafters für Washington, Freiherrn v. Maltzan, mit dem Dampfer „Albert Ballin“ der Hamburg-Amerika-Linie: Vor der Abfahrt in Cuxhaven am 27. Februar.
Erste Reihe von links nach rechts: Freiin Edith v. Maltzan, die Tochter des Botschafters; Frau Geheimrat Dr. Cuno; Freiherr v. Maltzan; Geheimrat Dr. Cuno; Freifrau Edith v. Maltzan, die Gemahlin des Botschafters. (Phot. Atelier Schaul, Hamburg.)





Von der Deutschlandfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Klubs vom 1. bis zum 12. März. Links: Auf dem Startplatz in Köln. Im Vordergrunde links: Oberingenieur Jockel, der Vorstand der Sektion Köln des A. D. A. C. und Organisator der Fahrt. — Rechts: Fahrer der Seitenwagen-Klasse vor Bingen. Im Hintergrund die Klemenskapelle.

Deutsche Plastiker der Neuzeit. / Von Dr. Alfred Kuhn.

Der germanische Geist ist ein malerischer, kein plastischer. Das Bedürfnis, die umgebende Welt der Erscheinungen tastbar zu erleben, ist dem Nordländer fremd. Schon in der Kunst des Mittelalters kann man dies bemerken. Eingeordnet in die Fläche des Portalgewändes, leben die heiligen Figuren an den Kathedralen ein Leben bescheidener Gemeinschaft, nie für sich allein, in freier Existenz, in voller Rundheit zu erfassen; an den großen Schnitzaltären sind sie nur im Zusammenhang wirksam. Überall ist die Tendenz, sie in die Flächen einzuordnen, sie malerisch aufzulösen. Vom Winde werden Gewandzipfel aufgewirbelt, in krausem Gefältel fallen knittrig die Falten herab, die Rundheit der Glieder verhüllend, ihnen überall das Tastbare, Sinnliche nehmend. Wie anders in der romanischen Renaissance! Gleich wie in der Antike, wird die Figur abgelöst vom Hintergrund, scharf zeichnet sich ihre Kontur von der Folie ab, und Licht und Schatten sind nur dazu da, ihre Plastizität zu erhöhen, ihre Rundheit recht fühlbar zu machen. Das Gewand wird abgestreift, damit die Schönheit des nackten Körpers sichtbar werde, damit keine Fältelung des Gewandes dem klaren Fluß der Linie Eintrag tue.

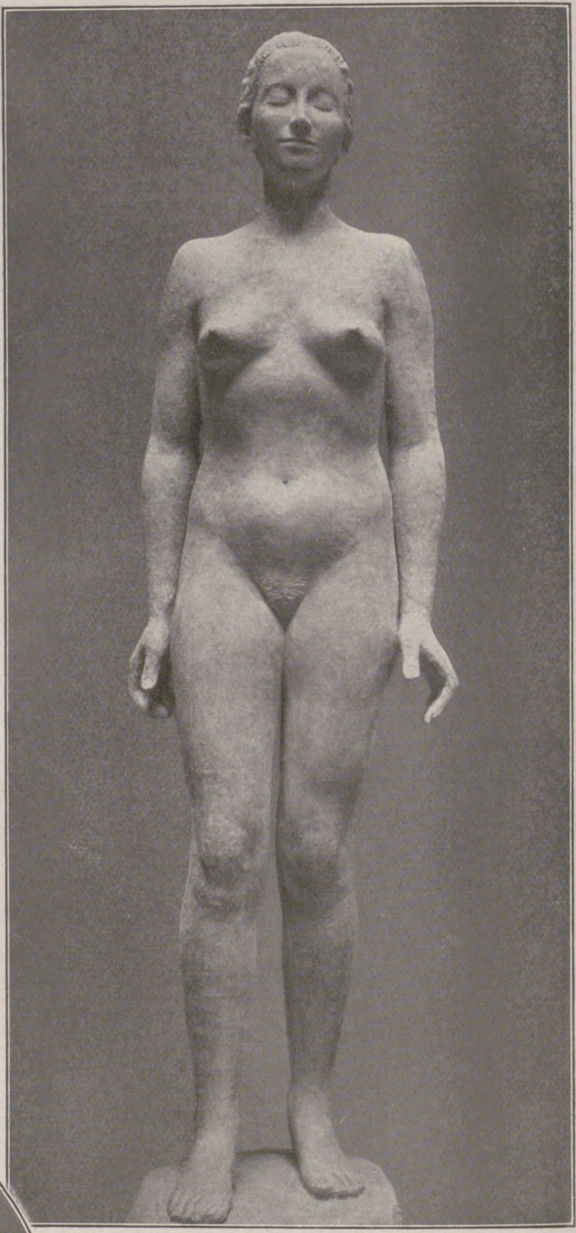
Auch in der neueren deutschen Kunst kann man die beiden Richtungen klar unterscheiden: malerische Plastik und plastische Plastik. Die erstere ist Rhythmus, reine



Hermann Haller: Anbetung.



Georg Kolbe: Verkündung.



Ernesto de Fiori: Stehende Frau.
(Mit Erlaubnis der Galerie Flechtheim.)

Ausdruckskunst, dem nordischen Menschen von jeher eigen. Von innen heraus wird die Form geschaffen, Leidenschaft weitet sie aus, treibt sie empor. Die Figuren werden gereckt, verlieren ihre Tastbarkeit. Wie ein Portalgewände oder ein Schnitzaltar nur von der Ferne aus aufgenommen werden könnte, einem gemalten Bild vergleichbar, so scheinen auch die Figuren eines Lehmbruck nur für Augenblicke zu fester Form zusammengeflossen. Man spürt kein Bedürfnis, diese Glieder mit der Hand zu umfassen, sie nachzutasten. Nur mit dem Auge folgt man dem Rhythmus der Linie. Alles Sinnliche ist abgefallen, weggeschwunden wie das Fleisch von diesen Gliedern. In Lehmbruck tritt uns typisch nordische Kunst entgegen.

Nordisch ist die Kunst Herzogs. Auch hier wird die Materie von innen bewegt; eine in ihr selbst wohnende Kraft schleudert sie empor. Aber dann scheint sie auf einmal festgefroren zu sein, mitten in der Bewegung. Reiner Rhythmus ist ihr Wesen, reine Immaterialität. Jeder Zusammenhang mit der menschlichen Figur, mit der Welt der Erscheinungen hat aufgehört. Gewiß, es ist eine abstrakte Kunst, aber in ihrer Untastbarkeit ist auch sie typisch nordisches Gewächs.

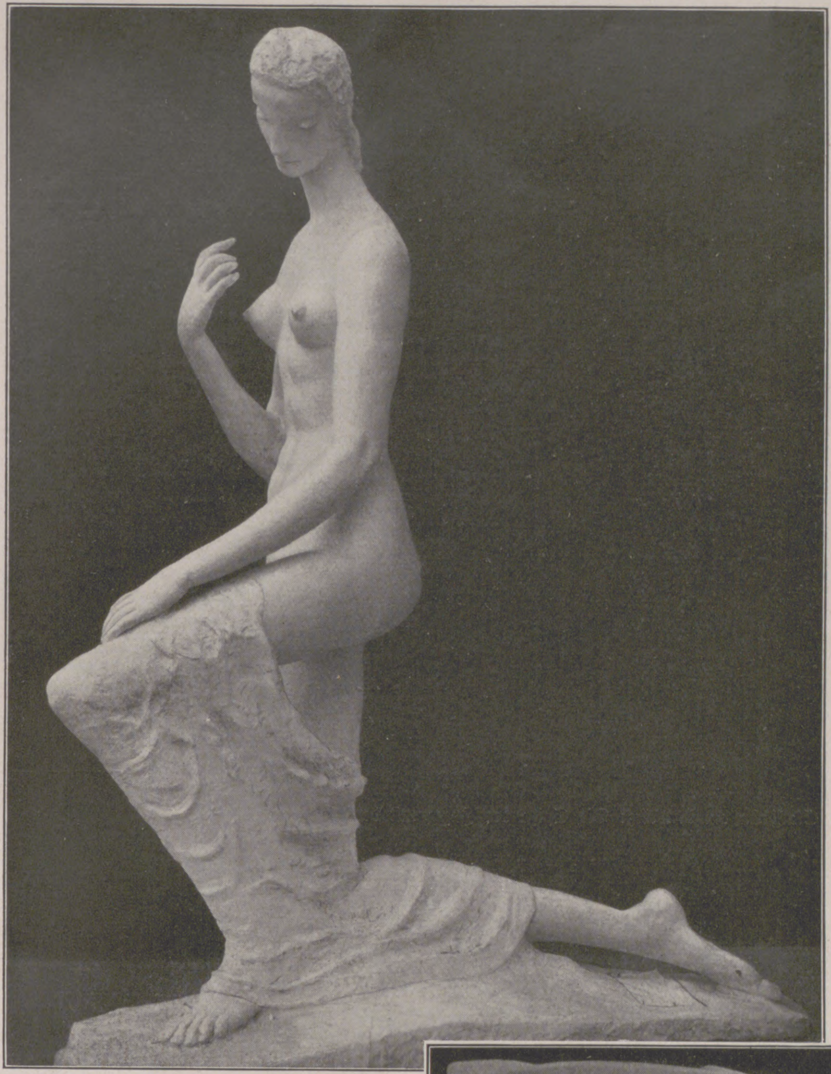
Ein großer Plastiker ist Barlach, einer der größten unter den lebenden, vielleicht der größte deutsche Plastiker im eigentlichen Wortsinne. Er verbindet die Richtung auf das Übersinnliche, den Wunsch, die eigene Vision zu formen, mit dem Willen zur Plastizität, zur Rundheit. Aber diese Rundheit ist keine Tastbarkeit im romanischen Geiste. Die Hand wird von ihr nicht angezogen, das sinnliche Gefühl nicht geweckt, abzutasten, Realitäten zu greifen. Wohl schließt die große Kontur die Masse zusammen, wohl ist diese schwergelagert, lastet sie, doch aber scheint die Figur vom Beschauer weggerückt, unnahbar, daß er sie nur von fern erlebe. Barlach hat die alte Tradition des Holzschnitzens im großen Stile wieder in die Zeit gerückt. Das Mittelalter hatte diese Kunst in Deutschland fast ausschließlich geübt. Aber die Masse wurde dort malerisch aufgelöst, durch tiefe Höhlung und Zerreißung der Oberfläche wurde dem Licht die Möglichkeit zu eigener Arbeit geschaffen. Barlach hat der Holzschneidekunst die Monumentalität des Geschlossenen hinzugefügt.

Auf einer ganz anderen Ebene liegen die Arbeiten von Kolbe, Haller, Fiori, Milly Steger und Scheibe. Diese Künstler gehen aus von der menschlichen Figur in ihrer Realität. Sie steigern sie im Sinne der Tastbarkeit, wie es der deutsche Klassizismus getan hat, und wie es heute der große französische Bildhauer Aristide Maillol tut. Rundheit, Tastbarkeit und Ruhe sind die Leitworte dieser Kunstübung. Aber auch hier kann man überall sehen, wie immer wieder das rhythmische Prinzip durchbricht. In Kolbe ringen zwei Seelen. Die eine treibt ihn zur Vereinfachung der Oberfläche, zur ruhenden Form, zur absoluten Rundheit, zur gelagerten Masse; die andere zieht ihn zur rhythmischen Lockerung, zur Ausweitung der Form, zur malerischen Bewegung der Fläche, zur expressiven Selbsttätigkeit der Materie. Innere Glut reckt die Figuren empor, dörrt ihr Fleisch. Eine Synthese zu finden, ist der Weg dieses feinen Künstlers. Sehr Ähnliches kann man bei Fiori bemerken. Auch hier reines Sein in ewigem Kampf mit der unrastenden Bewegung der Seele, die sich künstlerischen Ausdruck sucht. Nicht anders bei Milly Steger. Sie scheint ganz von Musik erfüllt, mit Vorliebe hat sie Tänzerinnen dargestellt. In ihren Figuren sucht sie die absolute Form, über das Naturalistische hinaus vereinfacht. Diese mit der Darstellung des Rhythmischen zu verbinden, scheint das Wesen ihrer Kunst. Aber immer wieder verrückt innerer Drang das Konzept. Scheibe ist ganz Rundheit. Seiner liebenswürdigen Natur ist der Kampf fremd. Ausgeglichen ist die Kunst Hermann Hallers, des Schweizers, der sich am nächsten an die Natur anschließt. Das Schwerlebige des Nordens scheint ihm von allen den Genannten am fernsten zu sein.

Zum Schlusse einige Worte über Rudolf Belling. Haben wir in Barlach den bedeutendsten



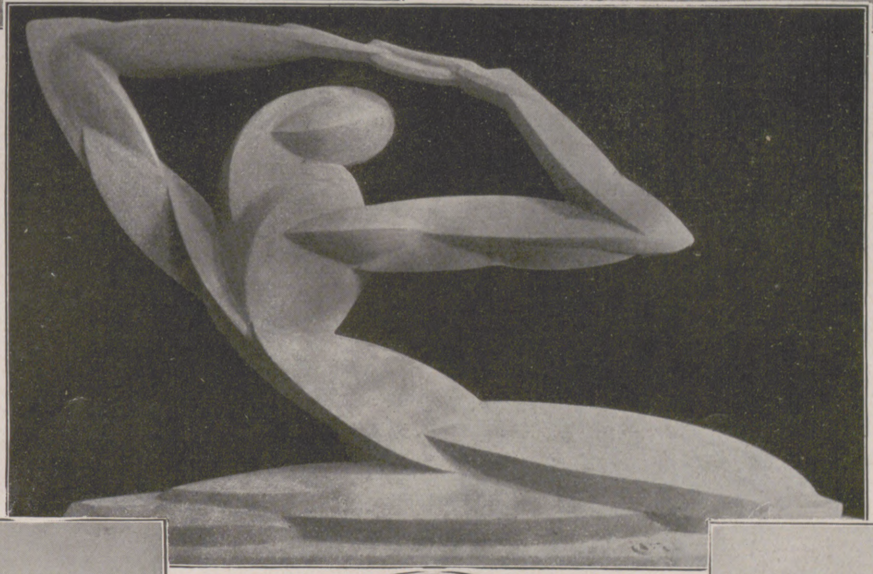
Walter Sintenis: Pferdefohlen.



Wilhelm Lehmbruck: Kniende.
(Mit Erlaubnis des Verlages Paul Cassirer, Berlin.)



Milly Steger: Tanzende.
Nebenstehend: Oswald Herzog: Weihe.



deutschen Plastiker erkannt, sofern wir Rundheit und feste Form als Ausgangspunkte nahmen, so sehen wir in Belling eine nicht minder bemerkenswerte Persönlichkeit der neueren deutschen Plastik, jedoch in einem anderen Sinne. Dieser Künstler ist in seinem Wesen reiner Rhythmiker. Verfolgt man seine Werke im letzten Jahrzehnt, die in immer steigendem Maße eine Verbindung von Bewegung und Rundheit darstellen, so würde diese zielsichere Leistung an und für sich schon unsere Aufmerksamkeit erregen müssen. Aber darüber hinaus hat Belling dem Problem der Raumplastik nachgespürt. Nicht nur das Tastbare, das feste Materielle ist bei ihm rund, sondern auch die zwischen den unausgefüllten Teilen stehende Luft ist mitmodelliert, bildet einen funktionellen Teil des Ganzen. Hat die alte deutsche Kunst die Löcher dazu benutzt, diese durch das Licht aufreißen zu lassen, das Plastische in das Malerische zu verwandeln, die Rundheit zu negieren, so bewältigt Belling das „Loch", indem er ihm einen positiven Platz in seinem plastischen Gebilde anweist. Er bändigt den immateriellen Raum, da er ihn mitmodelliert, als wenn er tastbar wäre.



Richard Scheibe: Flucht nach Ägypten.



Rudolf Belling: Brunnen-Modell.



Ernst Barlach: Bettlerin mit Kind.
(Mit Erlaubnis des Verlages Paul Cassirer, Berlin.)

Deutsche Plastiker der Neuzeit.



Von der Beisetzung des ehemaligen schwedischen Ministerpräsidenten Branting in Stockholm am 1. März: Die Spitze des Zuges mit dem Fahnenwald.



Vom Beginn der Frühjahrssaison an der Riviera: Der Herzog von Connaught beim Blumenzuwerfen auf einem Wasserkorso in Villafranca.



Erdeinbruch infolge von Unterwaschung in einer Straße Roms: Das Erdloch mit den Kabelleitungen und Röhren.



Rekrutenvereidigung in Spanien: Die Rekruten schreiten unter dem Degen des Offiziers und der Regimentsfahne hindurch.



Transport eines Gebäudes in Brooklyn: Das Haus auf dem Wege nach dem neuen Standort.

EIN GEDICHT

NOVELLETTE VON HANS PARLOW

Das spanische, gewöhnlich als Frauennamen gebräuchliche Wort „Carmen" ist semitisch-arabischen Ursprungs und heißt Garten. Deshalb führen auch noch heute, von den Mauren kommend, die vielen Gartenwohnungen in Granada die Bezeichnung „Carmen".

Mit der tiefen Darroschlucht zwischen sich, liegen sich die hohen Böschungen des alten Stadtteils Granadas, des Albaicin, und der Alhambra gegenüber. An der des Albaicin steigen, die ganze Fläche bedeckend, zehn oder zwölf weiße Häuserterrassen nach unten. Die Böschung mit der Alhambra ist durch ihre Mandelbäume grün. Getragen von dem leichten, duftigen Grün, steigen dort die roten Türme und Mauern der maurischen Burg nach oben, die ihre ganze lange Seite hierher kehrt. In der schmalen Tiefe zwischen beiden Böschungen fließt der Darro, dessen lautes Rauschen trotz des wenigen Wassers in seinem Bett über beide Höhen und noch weit darüber hinaus zu hören ist, obgleich sie 150 Meter hoch sind.

Auf der Böschung des Albaicin liegt auch mein eigener „Carmen". Er liegt weder zu hoch nach oben noch zu tief nach unten. Vier oder fünf weiße Terrassen sind über mir, ebenso viele unter mir, und nach rechts und links dehnt es sich in ähnlicher Weise aus. Ich wohne also mitten in der Schönheit. Was über mir, unter mir und an beiden Seiten bei Tage weiß ist, wird in der Nacht leuchtend, ohne daß der Mond oder künstliches Licht dazu beizutragen braucht.

Es ist ein leicht gebautes, weiß und gelb angestrichenes Sommerhaus; davor ein breiter Vorgarten, der mit einem Mosaik aus weißen und grauen Kieseln gepflastert ist. In ihm stehen als Gruppe drei hohe Zypressen, und um diese herum blühen Rosen, Nelken und andere Blumen, in deren Umgebung sich ein anspruchsloser Mensch wohlfühlt.

In diesem Garten sitze ich, stehe ich, gehe in ihm auf und ab, zu jeder Tages- und Jahreszeit, sehe nach oben, nach unten oder nach der Alhambra.

Im Genuß meines „Carmen" werde ich nur durch eines gestört. Diese Störung wird mir dafür leider aus nächster Nähe und alle Tage.

Am Fuß meines Gartens führt eine enge Gasse vorbei, an deren gegenüberliegender Seite eine kleine Volksschule liegt. Sie hat ebenfalls einen kleinen Garten, der aber nach mir gekehrt ist. Wenn ich oben an der Brüstung stehe, kann ich alles sehen und hören, was dort unten geschieht; ich vermag sogar durch Tür und Fenster in das Schulzimmer hineinzusehen.

Zu dem ärmlichen kleinen Schulhaus stimmt der verwahrloste Garten. Die Krone der Verwahrlosung aber ist der Schulmeister selber. Er ist ein hoher Fünfziger mit einem Kahlkopf, grauen ungepflegten Haarwulsten an beiden Schläfen, immer unrasiert und in einem schmierigen grauen Rock, der sein Alltags- und Feiertagskleid zu sein scheint und an den gebrauchtesten Stellen gelb oder braun geworden ist.

Um die Kinder kümmert er sich nicht. Er ist beinahe immer in dem Garten, obgleich er dort nichts tut, sondern nur raucht und spuckt oder vor sich hinflucht. Nur alle zehn Minuten, wenn der Spektakel in dem Schulzimmer zu laut wird, geht er hinein, und es läßt sich annehmen, daß er dann den Bakel schwingt.

Diese Nachbarschaft, beinahe Wand an Wand mit mir, wird durch die große Nachbarschaft der Alhambra und des Schneegebirges hinter ihr leider nicht ausgeglichen. Die beiden kann ich nur sehen. Aber diesen ruppigen Kerl muß ich nicht nur sehen, sondern auch hören. Das Rauschen des Darro reicht bis über die Zinnen der Alhambratürme hinaus. Es ist aber nicht laut genug, um den Spektakel im Schulzimmer und das Fluchen des Kerls unhörbar zu machen. —

Isabella die Katholische hatte befohlen, daß in Granada, das von ihr erobert wurde, der Fronleichnamstag durch alljährlich wiederkehrende Feste gefeiert werden soll, die sich auf viele Tage verteilen, und an denen die ganze Stadt teilnimmt.

Diese Verordnung ist heute noch in Kraft und wird gewissenhaft ausgeführt.

Heute war die große Prozession gewesen, am Nachmittag ein Stiergefecht und am Abend Konzert auf der Promenade. Gegen Mitternacht kehrte ich aus dem Staube und der Hitze in der unteren Stadt in den Frieden meines Carmen zurück. Auf dem Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer lag die „Granada gráfica", die illustrierte Festschrift, die bei dieser Gelegenheit in jedem Jahre von dem Stadtrat herausgegeben wird und Beiträge der Lokalliteraten enthält. Poesie und Prosa.

Beim Blättern fand ich ein Gedicht.

> „Dein Antlitz ist wie kein andres, Granada!
> Nicht Freude, nicht Trauer ist auf ihm gemalt;
> Wodurch du verführst; was auf ihm geschrieben,
> Ist Schwermut — —
>
> Denn du bist keine Schöne,
> Die wild sich im Tanz dreht,
> Die, rote Nelken im schwarzen Haar,
> Auf den Lippen die Lust,
> In den stürmischen Augen das Feuer,
> Sich biegt, wie die Flamme im Winde —
>
> Du bist die Sultanin, die, rückwärts gelehnt
> Auf die Trümmer der Maurenpaläste,
> Der Laute verlorene Töne entlockt
> Und aus dunkelverschleierten Augen
> Den Abendrotwolken nachschaut —
>
> Wo kein Tag, keine Nacht,
> Wo kein Mond mich erreicht,
> Den Kopf an die Mauer gelehnt,
> Seh' ich Geister vergangener Zeiten,
> Die durch die Einsamkeit irren.
> Es kommen und ziehen vorüber
> Könige und Wesire, Lanzenträger und Priester,
> Sklaven, Poeten, Damen und Kavaliere.
> Von drüben schallt das Geräusch der Feste,
> Es schlägt an das Ohr das dumpfe Getöse des Tanzes,
> Es klingen Gitarren, es dröhnen silberne Pauken,
> Ich sehe brokatne Schleppen, grün und veilchenblau,
> Die hierhin und dorthin geschleudert
> Vom leichten Stoß der Sandalen,
> Es winken Reiherfedern,
> Das Schwarzgrüngold der Zegrís,
> Das Blau und Weiß der Abenzerragen,
> Männeraugen, glühend und schwarz,
> Dorthin gerichtet, wo um schöne Schultern weiße Schleier [gerollt,
> Die Reihen bewegen sich schneller gegeneinander,
> Rosenduftwolken kommen heran
> Und werden zurückgeweht,
> Lauter dröhnen die Pauken —
> Plötzlich ein Aufschrei, und es steigt auf
> Und versinkt blutbespritzter Marmor —
>
> Flügeltüren öffnen sich lautlos,
> Zypressen beginnen zu rauschen,
> Reihen weißer Säulen treten hervor,
> Fontänen beginnen zu plätschern,
> In den Nischen werden Gebete gemurmelt,
> Erstickte Küsse werden vernehmbar,
> Die letzte Lampe erlischt, alles ist still,
> Nur die Zypressen rauschen —
>
> Den Kopf an die Mauer gelehnt,
> Sucht keine Lust mich heim und kein Leid,
> Und ich frage, was trotzdem mich bewegt.
> Ich denke an deinen Namen, Granada,
> Ich denke an das, was dich so schön macht —
> Deine Schönheit, Granada, ist Schwermut —"

Ich las das Gedicht noch einmal. Trotz meiner schlechten Übersetzung kann man sehen, daß das, was von dem spanischen Original übriggeblieben ist, auch jetzt noch ein Gedicht ist. Ein wirkliches.

Es war unterzeichnet mit Miguel Gutierrez. Ich wohnte seit Jahren in Granada und kannte die meisten Lokalliteraten. Von diesem hatte ich nie gehört.

Unter dem Eindruck des Gedichtes ging ich in den Vorgarten, blieb stehen zwischen den Zypressen, sah mich um, sah hinab, sah nach droben. Um mich herum, über mir und unter mir lag Granada wie eine funkelnde Sternennacht. Drüben, hinter ihren Bogenfenstern, lagen dunkel und verlassen die Säle der Alhambra und an den roten Türmen und zwischen ihnen die leeren Altane. Hinter den Türmen und über sie war der flimmernde Bogen des Schneegebirges gespannt, und über der höchsten Stelle des Bogens stand der silberne Mond.

> „Es schlägt an das Ohr das dumpfe Getöse des Tanzes —"

Alles in dem Gedicht war wahr. Jetzt kam ein Miguel Guiterrez und verhalf meinen Empfindungen durch seine Worte ebenfalls zu Worten.

Wer mag der Mann sein, wie mag er aussehen?

> „Den Kopf an die Mauer gelehnt,
> Wo kein Tag, keine Nacht,
> Wo kein Mond mich erreicht —"

Also eine Stelle wie diese hier! Ich kann mir denken, wie er aussieht.

Ein Spanier aus der Zeit des Mantels und des Degens, der den Mantel auch noch heute trägt. Einer, der eine tiefe Stimme hat, der

langsam und wenig spricht; und wenn, dann immer leise. Einer, der den breitkrempigen Schlapphut in die Stirn drückt, den dreieckigen Bart mit der Hand umfaßt und aussieht, als wenn er träume. —

Am folgenden Vormittag kam ein Bekannter, Diego Peralta, zu mir herauf.

Ich zeigte ihm das Gedicht.

„Ich sage, was ich schon oft gesagt habe. Euer Granada wird am besten geschildert durch das Stimmungsbild. Dieses Gedicht ist das beste Bild von Granada, das ihr gemalt habt! Wer ist Gutierrez?"

„Den kennst du nicht?" fragte der andere überrascht.

„Nein."

Peralta schien etwas sagen zu wollen, unterdrückte es aber und begnügte sich mit einem Lächeln.

Er legte das Heft weg. „Willst du ihn kennenlernen?" fragte er nach einer Pause, noch immer lächelnd.

„Wenn es geht."

„Gut. Komm morgen abend zu Moreno. Ich werde ihn mitbringen. Don Rafael hat nach dir gefragt. Du bist lange nicht dort gewesen. Früher ging Gutierrez auch zu Don Rafael. Jetzt seltener. Wenn du regelmäßiger gekommen wärst, hättest du schon seine Bekanntschaft gemacht. Also, das Gedicht gefällt dir?"

„Ich werde morgen kommen."

„Er geht wenig aus. Von Literatur spricht er gar nicht. Wenn er ausgeht, sucht er Stellen auf, an denen er allein ist."

„So denke ich ihn mir."

Das Lächeln wurde stärker und verschwand.

Peralta zündete sich eine Zigarette an, rauchte und sah sich in dem Zimmer um, als wenn er die Zeit für gekommen hielte, über etwas anderes zu sprechen.

Ich hatte manches über Cervantes veröffentlicht. Drüben in der Ecke stand seine Marmorbüste, die mir von spanischen Freunden verehrt wurde, zu denen auch Peralta gehört hatte.

Er ging langsam hin und blieb vor der Büste stehen.

„Verlierst du nicht die Illusionen, belästigt es dich nicht, wenn du beim Lesen seines Buches an das Leben denkst, das er geführt hat?"

„Nicht im geringsten."

Peralta blies ihm langsam den Rauch ins Gesicht.

„Nicht, daß er Aufkäufer, Gerichtsvollzieher und Winkeladvokat gewesen ist?"

„Durchaus nicht."

„Wer gibt sich dazu her? Auch nicht, daß er drei- oder viermal im Gefängnis gesessen hat? Wie es scheint, nicht ohne Grund?"

„Auch dann nicht."

„Auch nicht, daß er in Valladolid Zubringer eines verrufenen Hauses war?"

„Auch nicht!"

„Daß er sogar Zuhälter seiner eigenen Tochter und Nichte gewesen ist?"

„Ebensowenig!"

„Du würdest also mit ihm verkehren?"

„Jeden Tag vierundzwanzig Stunden!"

Um Peraltas Mund spielte wieder das feine Lächeln. Er blies den Rauch noch einmal zu der Büste hinauf und drehte sich langsam zu mir um.

„Gut. Also morgen abend bei Moreno." —

Don Rafael Moreno war Oberst außer Dienst und ein schwerreicher Mann. Er schriftstellerte selbst, versammelte einen Abend in jeder Woche die Lokalliteraten bei sich und setzte ihnen Kaffee, Erdbeereis, ein Glas Sangria und gute Havannazigarren vor. Sangria ist die andalusische Bowle aus Rotwein, Zimt und Pfirsich.

Auch er wohnte in einem Carmen im Albaicin. Aber in diesem ist alles großartiger und weitläufiger als in dem meinen. Die Zypressen stehen in mehreren Gruppen, hier und dort bildet hoher, rotblühender Oleander Lauben, Orangen und Zitronenbäume behalten ihre Früchte, bis sie etwa jetzt, Anfang Juni, von selber abfallen. Alles erhält natürliche Mittelpunkte durch drei Springbrunnen aus weißem Marmor.

Die zwölf oder fünfzehn saßen in dem Vorgarten, als ich hineinkam. Sie waren gerade sehr lebhaft. Jetzt wurden sie still. Ich schien zu unterbrechen.

„Leben Sie noch?" fragte der Hausherr.

„Warum soll ich gestorben sein?"

„Einer hat mir allerdings gesagt, daß er Sie gestern abend unten in Granada gesehen habe. Ich sagte: ‚Da es Mitternacht war, seid ihr nicht sicher, daß es nicht sein Geist gewesen ist.'"

Alle waren aufgestanden, als ich sichtbar wurde. Nach ihrer spanischen Sitte setzten sie sich erst wieder, nachdem ich selbst Platz genommen hatte.

Einige unter ihnen kannte ich noch nicht. Nicht immer, aber oft, wie auch hier, war es Brauch, daß man den Unbekannten nicht vorgestellt wird. Wer sie und der Fremde sind, wie sie heißen, wird erst im Lauf der vorschreitenden Unterhaltung erwähnt.

„Ist Peralta noch nicht hier?" fragte ich.

„Wollte der auch kommen? Doppelte Freude! Nein, er ist noch nicht hier", antwortete Don Rafael.

„Señores," wandte ich mich an die Gesellschaft, „als ich hereinkam, wurde hier debattiert. Ich scheine unterbrochen zu haben. Ich bitte, auf mich keine Rücksicht zu nehmen. Don Rafael, wollen Sie den Caballeros sagen, daß sie fortfahren möchten."

„Wir sprachen über unsere Verwaltung", sagte einer, den ich nicht kannte.

„Sprechen Sie weiter!"

Der andere zögerte.

Der Oberst lachte. „Sprecht, soviel ihr wollt! Für diesen ist unsere Verwaltung nichts Neues."

„Wollt ihr, daß ich es noch einmal sage? Die zehn in Madrid, die uns regieren, sind Spitzbuben und gehören in das Zuchthaus! Nicht mehr, nicht weniger! Wenn einer von ihnen vierundzwanzig Stunden Minister gewesen ist, geben sie ihm achttausend Pesetas Pension. Wenn sie sie ihm nicht schicken, läßt er sie sich holen und sagt, es ist Gesetz. Wenn aber einem armen Schulmeister sein monatliches Gehalt von fünfundsiebzig Pesetas selten oder gar nicht ausgezahlt wird und er sie abholen will und sagt, gebt her, das ist auch Gesetz, dann lachen sie ihn aus und werfen ihn die Treppe hinunter. Ich sage euch, dieses ist das Land der Ungerechtigkeit! Schlimmer kann es nirgends zugehen als bei uns!"

Das wurde geschrien, herausgestoßen von einem, der darauf gewartet zu haben schien, daß das Zeremoniell in bezug auf meine Person endlich erledigt sein möchte.

Er saß drüben, im Schatten eines Oleanderbusches, dicht an der Brüstung, und drehte der Darroschlucht und der Alhambra den Rücken zu.

Ich sah ihn mir an und wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte.

Das war ja mein Nachbar, der verwahrloste Schulmeister. Wie kam dieser gemeine, ruppige Kerl in diesen feinen, liebenswürdigen Kreis? Wie kam er dazu, hier sogar ein alter Bekannter zu sein? Denn daß er es war, ging aus der Aufmerksamkeit hervor, mit der diese ihm zuhörten.

„Hab' ich nicht recht, wenn ich sage, für das Geld, das mir nicht ausgezahlt wird, ist es genug, wenn ich den Jungen das Stillsitzen beibringe, und wenn sie nicht stillsitzen, sie auf den Kopf haue? Erweise ich den Eltern nicht damit einen Dienst? Nicht der Regierung? Wollt ihr noch mehr?"

Er spie hinter sich über die Brüstung in die Tiefe.

Das Speien war, als wenn er seine Karte bei mir abgäbe. Denn wenn er in seinem Garten war, tat er ja auch dort nichts weiter als fluchen und speien.

In diesem Stil ging es weiter. Er schrie, kreischte, keifte.

Wenn doch Peralta und Miguel Gutierrez bald kommen möchten!

Peralta kam. Aber er war allein.

Diego Peralta gehörte zu den Intimsten dieses Kreises. Diesmal stand niemand auf.

„Er war nicht zu Hause", sagte er zu mir. „Man konnte mir auch nicht sagen, wohin er gegangen war. Ah, da sitzt er ja", wandte er sich an den Schulmeister. „Also, hier sind Sie zu finden, Don Miguel? Kennst du ihn schon? Don Miguel, wissen Sie schon, daß Sie einen neuen Bewunderer vor sich haben? Er hat gestern das Gedicht in der ‚Granada gráfica' gelesen und hat mir gesagt, daß er es noch hundertmal lesen will!"

Wieder wußte ich nicht, was ich sagen sollte.

Wie hatte ich ihn mir doch gedacht, wie war es doch gewesen? Ein ernster, feierlicher Spanier mit dem Mantel und dem Degen der alten Zeit, der den breitkrempigen Hut in die Stirn drückt, den schmalen Kinnbart umfaßt und träumend nach der Alhambra schaut!

„Gehören Sie auch zu denen, die noch daran glauben, was in einem Gedicht steht? Der Ziegelhaufen hinter mir? Contreras hat einmal zu mir gesagt, wenn einer über die Alhambra spricht, kann man daraus schließen, ob er Verstand hat oder nicht. Ich sagte, mag er sprechen, was er will, alles ist Dummheit! Und erst recht Dummheit, was darüber geschrieben wird! Ob Prosa oder Gedicht!"

Er hatte noch lauter gekreischt als früher. Um die Anwesenden von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, spie er wieder nach hinten, nach dem „Ziegelhaufen". Das war die Alhambra. —

Peralta und ich gingen zusammen fort.

„So still?" fragte er.

„Es fällt mir dein Lächeln von gestern ein."

„Du bist also mit dem Dichter weniger zufrieden als mit seinem Gedicht? Ich habe dir gesagt, daß er nicht gern über Literatur spricht!"

„Diesmal hat er zuviel gesprochen." —

Zu Hause machte ich aus dem Heft mit dem Gedicht einen großen Schneeball und warf ihn in den Papierkorb.

Dort in der Ecke stand die Büste von Cervantes. Er sah meinem Treiben zu.

Eine Stunde später nahm ich den Ball wieder aus dem Korbe, glättete ihn und legte ihn an den früheren Ehrenplatz auf dem Schreibtisch.

Eine Schöpfung hat oft und sogar meistens nur auf vielen Umwegen mit ihrem Schöpfer etwas gemein.

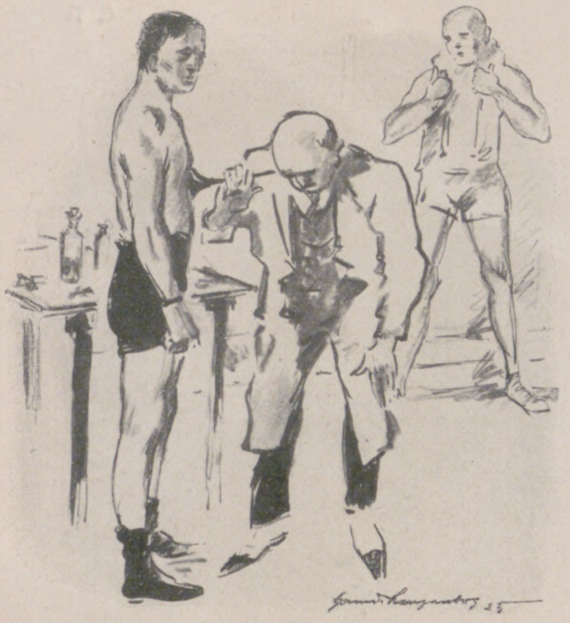
Es war mir eingefallen, daß, gleichwie ich das Gedicht in den Papierkorb befördert hatte, ich es ebenso hätte machen müssen mit den Schriften des Cervantes.

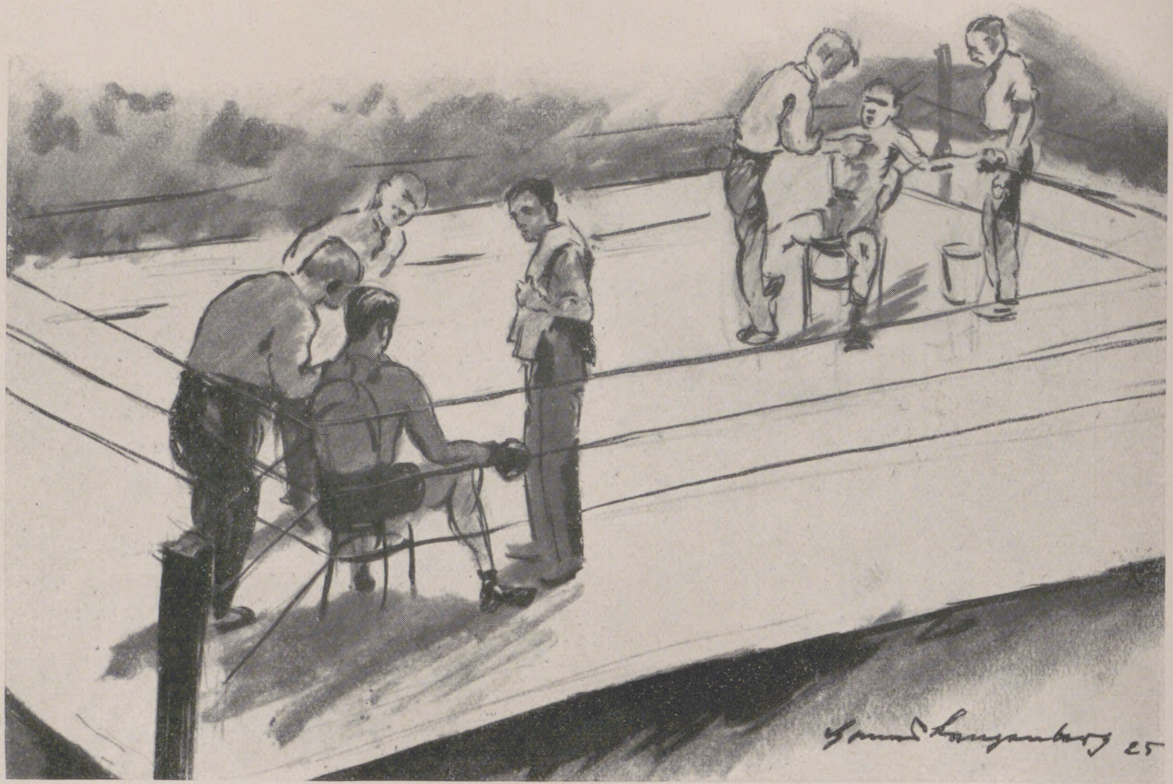
Miguel Gutierrez kann in Granada bleiben und fortfahren, die Jungen auf den Kopf zu schlagen.

Aber sein Gedicht werde ich übersetzen und nach Deutschland schicken.



Ballett. Nach einem Gemälde von Konstantin Somow.







Oben links:

Ärztliche Untersuchung vor dem Kampf.

Oben rechts:

Im Ringe bereit zur ersten Runde.

Links nebenstehend:

Letzte Anweisung durch den Trainer.

Rechts nebenstehend:

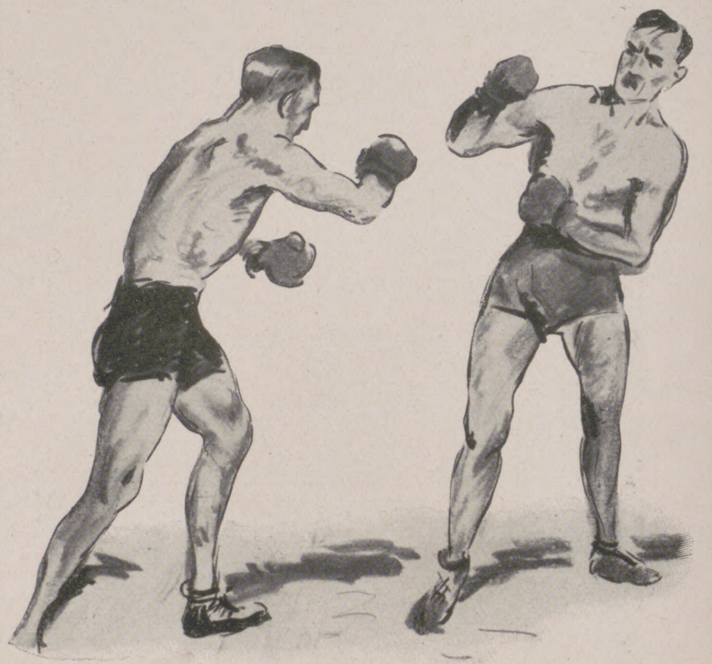
Eine spannende Kampfesphase.

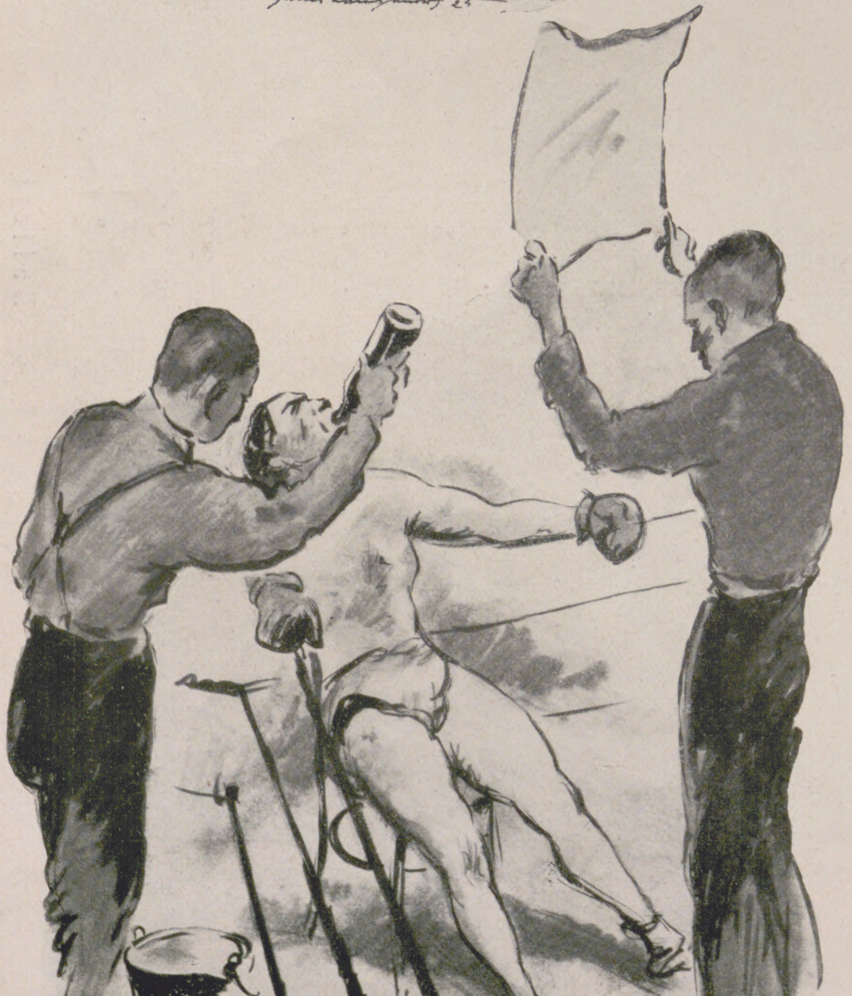
Unten links:

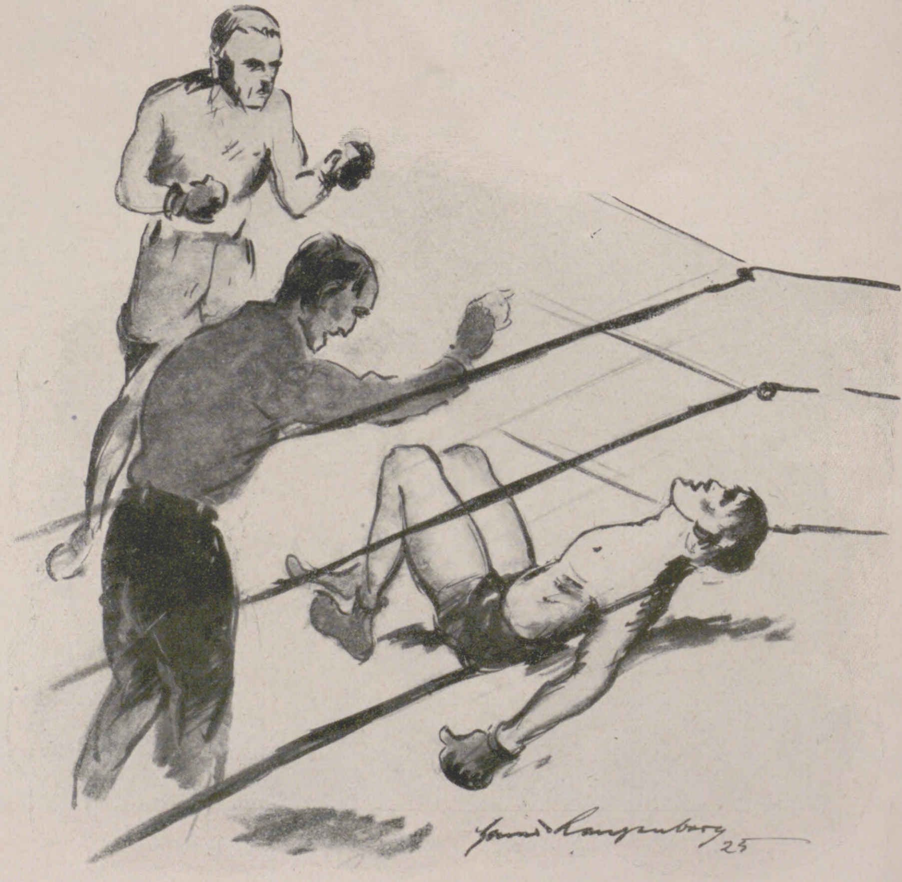
Zwischen den Runden.

Unten rechts:

Der niedergegangene Holländer Sjouwermann wird ausgezählt.







Vom Boxgroßkampftag in der Alberthalle zu Leipzig am 2. März.

Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ von Hanns Langenberg.

Der Traum der Burgeiwaberl. / Von Lina Bank.

Die Burgeiwaberl sitzt vor ihrer Keusche auf der Hausbank und läßt sich die Sonne über die alten Knochen rieseln; dabei greint sie ab und zu vor sich hin und beutelt den Kopf wie jemand, der mit sich und der Welt zerfallen ist, und wenn der Teufel auf die Wünsche eines alten Weibes hören wollte, so müßte er an dem Tage die Welt so etwa fünfzigmal über den Haufen blasen oder in seinen Armenseelenrucksack packen und dorthin schleppen, wo ohnedies schon ein großer Platzmangel herrschen dürfte, in die Gefilde der Pech- und Schwefelsieder.

Der Burgeiwaberl schmeckt nämlich das Altsein und Älterwerden schon gar nimmer, seit sich die Gicht in ihren beiden großen Zehen recht häuslich niedergelassen hat und bald in der einen, bald in der andern ihre unheilvolle Tätigkeit ausübt, bis die alte Burgei, wie die Schlange im Frühling, aus ihrer alten Haut fahren möchte. Langweilig wird es ihr auf diese Weise nicht, nur möchte sie einer andern Zerstreuung sicher den Vorzug geben. Soviel ist gewiß, wer ihr heute über den Weg läuft, kommt nicht gut weg!

Um so weniger, als es gerade ein extra sauberes und extra junges Dirndl ist, das flink, gleich einem Reh, daherspringt, so daß die Alte vor Neid noch um eine Schattierung gelber wird.

„Die Weber-Mirl! Ui jegerl, wer hat denn dich daher'trag'n, bist mir akk'rat ab'gangen." Die Burgei studiert auf eine Bosheit, mit welcher sie die Mirl für so viel Jugend und Schönheit ärgern könnte. Das lebfrische Dirndl sieht aber nicht heiter aus und zerrt verlegen am Schürzenzipfel, als fiele ihr der Anfang schwer. Da wird die Alte freundlicher; die Anzeichen kennt sie. Verliebt! Das sieht nach einem Geschäft aus.

„Alsdenn, wo fehlt 's denn?" kichert sie aus allen Zahnlücken hervor. „Nachdem es bei dir die Zechen noch net sein, wird die Krankheit halt a wengerl höher sitzen."

Die Mirl wird brennrot, und ihr Schürzenzipfel muß es büßen, daß sie keinen Anfang findet.

Is doch immer das gleiche, denkt die Burgeiwaberl verächtlich, die Welt wird nichts g'scheiter.

„No, außer mit der Farb'! Wo fahlt 's denn? Hat 's dir die Red' verschlag'n? — Was willst von mir?"

„An Rat, Burgei, an Rat."

„O freilich, die will ja gar billig drauskommen", schmunzelt die Alte für sich. Die Mirl wird eifrig, nachdem einmal das Eis gebrochen ist.

„Weißt, Burgei, die Sach' ist aso: Der Endweber Natz gibt mir ka Ruh' net, er will mich durchaus heiraten."

„Nachdem is ja eh alles in der Ordnung, da brauchst ja mich net, du dalkete Dirn", greint die Alte.

„G'rad' net in Ordnung is die Sach'," jammert die Mirl, „ih mag ihn ja net."

„Das geht mich aa nix an." Die Burgei ist ganz störrisch.

„Ja, aber den Mooshoferbauern Hias kann ih so viel guat leiden und er mich —"

„Net?!" Jetzt beginnt die Sache die Burgei zu interessieren. Unglückliche Liebe! Das ist ihr Fall, und die gönnt man dem Nebenmenschen weit eher als eine glückliche. „Ja, ja, das kommt aa immrigsmal vor. Du willst schon gar hoch hinaus. Den Mooshoferbauernsohn! Schau, schau, billiger gibst es net?! Ja, wie willst denn den drankriegen?"

„Wann ih das wissat, wär' ich net zu dir kommen", greint die Mirl.

„Au weh!"

„Was sagst?"

„Das hat net dir 'golten, g'rad' hat mich wieder die Gicht so viel 'zwickt. Ja, aber, was ich sagen will, ein Zwanz'ger kostet dir dös, denn einen zur Liebe zwingen" — die Burgeiwaberl wendet das Hochdeutsch gelegentlich als Geschäftssprache an — „der von dem Dirndl nichts wissen will, ist etwas ganz extra Schweres, und an dem Trankl muß ich die ganze Nacht brauen, damit du es morgen früh haben kannst."

Der Mirl tut das Herz weh um den Zwanz'ger, noch mehr aber um den Mooshoferbauern, und so legt sie denn das viele Geld seufzend in die runzlige, alte Hand. Dann eilt sie hoffnungsvoll davon. Die Burgei sieht ihr lange schmunzelnd nach.

„Ma sollt net denken, wia viel Dummheit unter zwei so blonde Zöpfln daheim is. Ja, ja, 's Jungsein und 's Dummsein is eh völlig das nämliche."

Da sich die Alte später ins Bett begibt, fällt es ihr im Traum nicht ein, daß sie beides noch an sich selbst erleben soll; aber das Wunder geschieht in selbiger Nacht. Kaum als die Gicht im warmen Lager ihre zwei großen Zehen losläßt, umschwirren seltsame Träume den alten Kopf, so seltsam, daß der zahnlose Mund erst lacht, dann verklärt lächelt, später aber das Kissen naß wird von heißen Tränen, so heißen, wie sie nur die blinde, törichte Jugend weint.

Die Burgeiwaberl sieht sich nämlich wieder als blühsaubere, junge Burgerl in ihrem Stübchen, sieht sich, wie sie gerade laut lacht über einen unbeholfenen, verliebten Holzknechtbrief, wo das Wort „heiraten" so etwa zehnmal vorkommt. Der grobe, klotzige Jockl und sie, die saubere Burgerl! Rein zum Lachen! Da weiß sie sich was tausendmal Besseres. Der Mond weiß es auch, wenn er als Dritter im Bunde sein heimliches Licht aufsteckt und einem kecken Burschen leuchtet, damit er den Weg findet zu einem gewissen Fensterl. Ein mattes Rot steigt der greisen Schläferin in die faltigen Wangen.

Was Schönes ist so eine junge Liebe, so was Schönes, wenn es heiß an den Ohren wispert von ewiger Lieb' und Treu', wenn heißer noch die Küsse brennen auf feuchten Lippen und tausendmal heißer — —

Die alte Burgei dreht sich unruhig im Bett hin und her. Mein Gott, solch junges Ding weiß eben noch nicht, wie kurz diese „ewige Liebe" ist, wie wandelbar die Treue, wie jeder Kuß zum Seufzer wird, und was aus mondhellen, seligen Frühlingsnächten für zitternde, bange Sommer-, für sterbenstraurige Spätherbstnächte werden. Jetzt rollt die erste Träne in das gewürfelte Kopfkissen; bald wird das Kissen naß, so drängen sich die seltsamen, heißen Jugendzähren auf welken Wangen.

„Du liaber Gott," murmelt die Burgeiwaberl im Traum, „du liaber Gott, das Kinderkriag'n hast, richtig wahr, in deiner unguatesten Stund' erfunden." Sie sieht nämlich gerade die junge Burgerl in ihren Schmerzen, ihrem Elend, ihrer Verlassenheit.

Ja, was macht dann so ein Dirndl, wenn ihm gleich auf einmal zwei kleine Schreibälge aufgehalst sind, der, an den es sein gläubiges Herz gehängt hat, sich an nichts, aber schon an gar nichts erinnern kann und die wunden Augen des Weinens müde geworden sind? — Was sie dann macht?! Nachdem sie sich einige Male fest vorgenommen hat, ins Wasser zu gehen, ins kalte, grausliche Wasser, geht sie halt doch lieber in die Kirche und heiratet — den andern. So wird 's der Jockl! Ja, ja, den einen meint man, und den andern nimmt man.

Und so wird aus der lebfrischen, saubern Burgerl ein müdes, hart arbeitendes Eheweib, die Burgei, die fast jedes Jahr mit dem Herrgott über das Kinderkriegen hadert, hundertmal dem Storch den Krieg erklärt und ihn doch immer wieder einlassen muß, wenn er so boshaft an ihr kleines Fenster pocht.

Aber auch das geht vorüber mit den besten Jahren, die oft so wenig gute sind. Bis die ersten Linien in die Wangen gezeichnet sind, ein bißchen Schnee auf den braunen Zöpfen schimmert, da wird es unterm niedern Dach ruhiger, und bald beginnt die junge Brut auszuflattern, eines nach dem andern. Endlich ist sie allein im Häusl, die alte Burgeiwaberl, gichtbrüchig, raunzig, mit einem bescheidenen Wohlstand, den sie dem Wahrsagen und Kartenaufschlagen verdankt.

„Ja, ah ja!" — — Mit einem halb zufriedenen, halb wehmütigen Seufzer erwacht die Alte und sieht im Morgendämmer staunend und versonnen im kleinen Stübchen herum.

„Na so was, na so was!" brummelt sie ein ums andre Mal kopfschüttelnd. „Da dran is niemand anderer schuld als wia die Mirl, das verflixte Madl."

Aber milden Auges schaut sie später mitleidig auf das blühende Dirndl, das wie der leibhaftige Frühling in die Stube gesprungen kommt.

„Schnell das Trankl, Burgeiwaberl, ich hab' net lang Zeit!"

„Ja, ja, in deine Jahr' hat ma nia net Zeit. Aber was ich sagen will, Mirl, das Trankl hab' ich net 'kocht."

„Geh weiter!"

„Da hast dein Zwanz'ger wieder, ich will dir anstatt dem Trankl an Rat geben: Laß den Mooshofer-Hias —"

„Burgeiwaberl!"

„Laß ihn, und sei froh, daß der nach dir net schaut, den du magst. Es wär' nur dein Unglück; du hast a wengerl gar zu hoch g'griffen. Mit dem andern da hat 's ka G'fahr net, na, mit dem net."

„So," schreit die Mirl, krebsrot vor Zorn, „so, damit du mir das sagst, meinst wohl, daß ih zweimal zu dir aufag'rennt bin?! — So g'scheit wär' ih selber g'west, da hätt' ih dich net braucht. Und jetzt geh' ih zur Wahrsagerurschl, daß du es nur weißt, du alte Hex'!" Und davon springt sie, so schnell wie ein Floh, nachdem er gebissen hat.

Nachsichtig lächelnd sieht ihr die Burgeiwaberl nach.

„No freilich, um an guaten Rat war ihra net z' tuan, hätt' es mir ja denken können. Ja, ja, zu was hätt' ma denn die Nas'n, wann ma sich net dran steß'n sollt!"

Das Lied des Dichters. / Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Der Schriftsteller Walter Steinbrink hatte in dem schönen Gasthofe an der Weser, den er für einige Sommerwochen aufgesucht, nicht die Ausspannung gefunden, die er glaubte erwarten zu können. Auch in der von der Bahn gänzlich unberührte, nur einmal am Tage vom Dampfschiff gestörte walddichte Dorfverlassenheit war durch geschickte Zeitungsanpreisung des Amtsmanns, der aus seinem Ort „etwas machen" wollte, der Fremdenverkehr übelster Art eingezogen, und er wäre längst gegangen, wenn er nicht Hortense Esmarch kennengelernt hätte.

Sie machte in ihrer schlanken, schmalen Gestalt mit der ganz reinen, pfirsichfarbenen Haut und der ungewöhnlichen Fülle fast weißen, seidigen Haares, das hinten in einem schweren, spürsam lastenden Knoten zusammengeschlossen war, eine sogleich auffallende Erscheinung, die ihre lebhafte und doch gebändigte Art sich zu geben nur noch erhöhte. Er fühlte sich von ihr, die etwas ausgesprochen Nordisch-Rassiges, allem Anschein nach Friesisches, hatte, lebendig angezogen, und sie waren oft und viel zusammen, weniger im Hause, einem, wie es schien, ehemaligen Kavalierquartier des jenseits des Dorfes liegenden Schlosses, als am Ufer des grünlich-klaren, durchsichtigen, ihn wunderbar sänftigenden Stromes und in den angrenzenden, stundenlang gedehnten Waldungen, des öftern auch in dem durch eine Kastanienallee mit ihrer Wohnung verbundenen altersbraunen, angewitterten Städtchen.

Eine von einem schlesischen Maler geleitete Spielgruppe, die mittelalterliche Mysterien und neuere Märchenbearbeitungen aufführte und einen guten Ruf besaß, hatte sich dort für zwei Abende angekündigt. Am ersten Tage waren sie nicht hingekommen, da sie von einer Gutsbesitzerfamilie eingeladen waren, die sie bei einem ländlichen Tanzvergnügen, das sie des Spaßes wegen mitgemacht, kennengelernt hatten. Es war eine große, reichlich laute Gesellschaft geworden, und er hatte manches Schmeichelhafte über seine Romane zu hören bekommen, was ihn um so mehr peinigte, als es ausnahmslos in billigen Sammlungen verbreitete Bücher waren, die er mehr des Unterhalts wegen als aus innerer Nötigung hatte schreiben müssen. Den Dichter, vor allem den Lyriker, kannte keiner. So freute man sich denn auf den kommenden Tag, der nach einer frühen Bootfahrt am Abend zwei dramatisierte Märchen bringen sollte, wenn sie sich auch nicht allzuviel von diesen Bearbeitungen versprachen. Doch wurden sie angenehm enttäuscht.

Das erste Stück freilich, oberflächlich geschrieben, glitt ohne jeden Eindruck vorbei. Nicht so das zweite, das offenbare dichterische Kraft — der Name des Verfassers war nicht angegeben — aus dem Märchen eines, wenn er sich recht erinnerte, großen dänischen Künstlers geformt hatte. Ein Dichter, seines Amtes müde, das ihm Ehre und Geld in Fülle, aber keine innerliche Beglückung gegeben, da es ihm nur Spiel und glänzender Schmuck zu sein scheint, wendet sich zagend an den oft von ihm besungenen König, fragend, was er ihm in seiner Kunst geschenkt. Der weist ihn, da er eine Bitte um Geld zu hören meint, mit leicht abwehrender, unwilliger Bewegung an seinen Kanzler. Der hart um sein armes Brot sorgende Tagelöhner, dessen Qual und Mühen er verherrlicht, unterdrückt kaum einen Fluch über sein ihm überflüssiges Getändel, bis plötzlich junges Volk sein reinstes, aus erster Liebe sehnsüchtig geborenes Lied anhebt und ihn tief erschüttert sterben läßt, da kein höheres Glück seiner harren kann, als heiß im Herzen überströmender Jugend eingebettet zu sein.

Sie merkte bald, was in ihm vorging, und drängte sich nicht in seine Schweigsamkeit. Er schien das zu fühlen, denn in dem Blick, mit dem er sie einmal streifte, lag so viel Dank und scheu verborgene Zärtlichkeit, daß sie dunkel errötete.

Schweigend gingen sie heim und hatten, ohne daß sie sich dessen eigentlich recht bewußt geworden waren, plötzlich ihren alten Weg, der am Schloß vorbei zum Ufer führte, erreicht.

Wundervoll floß die Nacht über das ruhig atmende Land. Sie gingen anfangs durch leise anwogende Feldgebreite. Grünlichweiße Haferstücke schoben sich in mählich sich bräunende Roggenflächen, von betäubend duftenden Bohnenstiegen umdrängt. Manchmal hob sich ein leiser Windhauch und rührte die melodisch auftönenden Ebereschen am Raine an, daß die dunkelblaugrünen, noch unreifen Fruchtbüschel aneinanderklirrten, summte das hohe Gras, irrte das Gehusch einer aufgescheuchten Wachtel.

Manchmal kam aus einem Bleichteiche am Wege das dumpfe Geläut einer Unke, sirrte ein Nachtinsekt vorüber, schwoll in der Ferne das schütternde Geroll eines langsam fahrenden Zuges, heulte ein Hund, schlug irgendwo eine Uhr an. Hin und wieder hörten sie auch von der Landstraße her das Lachen und Gerede heimkehrender Ausflügler, sahen bunt aufglühende Lampions, bis dann die weißlich keimende, schwarzblau umrandete Wolkenwiese immer mehr aufzublühen begann. Schon zeichneten sich die blaß umsilberten Köpfe der Weidenröschen scharf ins Wiesenland, rundete sich das Gemenge des Klees zu klaren Formen aus, ließen vereinzelte Kiefern die Anordnung der Nadeln erkennen, als sie einen schmalen Fußpfad abbogen, der sie an einem mit dichten Erlen bestandenen Graben den Park des großen Gutes entlangführte, hinter dem der Fluß lag, dessen Spiegel nach einigen hundert Schritten weiß durch die Stämme einer breitkuppligen Kastaniengruppe gleißte.

Es war sehr still um sie her. Kaum hatten sie ein Wort miteinander gewechselt. Aber wenn der Weg sich durch ein vorspringendes Feldstück oder das üppige, scharf duftende Gekräut des Grabens noch mehr engte, spürte er heiß die Berührung ihres weißen, im dichter aufkommenden Mondlicht irisierenden Wollkleides, das feuchtlich-schwere, erregende Arom ihres Haares. Dann standen sie auf dem schmalen, leicht zum Ufer abfallenden Damm, von dem aus sich ein Landungssteg ins Wasser schob. Sie ging darauf zu, während er, unfähig, im rasenden Gehämmer seines Bluts zu folgen, sich ins trockene, vorjährige Laub der Bäume geworfen hatte.

Der Mond hatte ganz die schweren, violenfarbenen Wolken beiseitegeschoben. Klar ruhte er über dem Flusse aus. Das Wipfelgeraune des Parkes schwieg. Nur das Wasser drängte sich, tief aufrauschend oder leicht in den kleinen, sandigen Buchten ausebbend, fort. Gegenüber quoll aus einer Fischerhütte rötliches Licht in die Nacht. Aber ehe es den jenseitigen Flußbord erreichte, hatte es das mächtig strömende Mondleuchten in sich aufgesogen, das alle Nähen unendlich weitete und eins werden ließ mit der strahlend gewölbten, feierlich-erhabenen Kuppel über der lautlosen Erde. Und plötzlich fluteten Verse orgelstimmig zu ihm herüber. Seine heiligsten Worte waren es, die einst in ungeheurem Jubel aus ihm hervorgebrochen waren, als er zum ersten Male nach all den Großstadtjahren das Geheimnis des Einswerdens mit der Erde trächtig erlebte. Narrte ein Traum, sangen die Mondstrahlen, hob sich uraltes Fabelvolk aus umschilftem Gestade? Eine lichte Gestalt schritt, wie von visionär raunenden Worten getragen, zu ihm her. Er riß sich hoch und stürzte auf sie zu, indessen harfenleise die wiedererwachten Wipfel mit dunklem Liede einsetzten.

Aus Wissenschaft und Technik.

Talent und Genie. Wohl mancher hat sich die Frage schon vorgelegt, wie ein Talent und wie ein Genie zu definieren sei. In einer kleinen, aber lesenswerten Schrift hat der Direktor der Senckenbergschen Bibliothek in Frankfurt a. M. diese Frage zu beantworten gesucht (Frankfurt a. M. 1922, Selbstverlag). Talente sind jedenfalls häufig und Genies außerordentlich selten. Lichtenberg bemerkt sehr richtig: „Der Mensch ist verloren, der sich früh für ein Genie hält.“ Und Lessing sagt: „Bei Lebzeiten und ein halbes Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geist gehalten zu werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist.“ Rauschenberger stellt nun für die Charakteristik eines Genies den Satz an die Spitze: „Genie ist derjenige, dessen Wirken ein Jahrtausend umspannt.“ In dieser Weise betrachtet, rechnet der Durchschnittsmensch mit Jahrzehnten, das Talent mit Jahrhunderten und das Genie mit Jahrtausenden seines Wirkens. Die Länge der Wirksamkeit ist demnach ein Gradmesser der Bedeutung. Je zeitloser ein Werk, desto größer die Genialität seines Schöpfers. Wie wirken heute noch nach 3000 Jahren die homerischen Gesänge! Das Talent bewegt sich häufig in hergebrachten Geleisen, während das Genie in seinem Beruf etwas Reformatorisches oder auch Revolutionäres hat. Rauschenberger deduziert weiter, daß es ein weibliches Genie deshalb nicht gibt, weil es der innersten Natur des Weibes widerspricht. Allenfalls läßt er die griechische Dichterin Sappho als Genie gelten, deren Werke allerdings größtenteils verlorengegangen sind. Zur Tragik des Genies gehört es häufig, daß es bei Lebzeiten verkannt, ja nicht selten verfolgt wird. So haben Christus, Savonarola, Hus, G. Bruno und viele andere ihr Wirken mit dem Tode gebüßt. Anthropologisch betrachtet, ist das Genie größtenteils das Ergebnis einer günstigen Kreuzung begabter Rassen, Nationen, Volksstämme oder Stände. So war zum Beispiel Leonardo da Vinci, das universalste Genie der Weltgeschichte, ein Produkt der Nationen- und Ständemischung (der etruskisch-germanischen), ein uneheliches Kind eines gebildeten Vaters und eines Bauernmädchens. Das Talent dagegen ist in der Regel das Produkt der Inzucht innerhalb einer Reihe von Generationen. Es ist daher in der Regel konservativ, das Genie dagegen liberal und jeder Regel abhold. Dafür haben die Genialen auch Zeiten, in denen sie wenig leisten, manchmal sogar kaum den Durchschnitt erreichen. Ja, beim Genie finden wir häufig krankhafte Züge. Der Leipziger Arzt Möbius war es, der in seinen „Pathographien“ dies für Rousseau, Goethe, Schopenhauer u. a. zur Darstellung gebracht hat. So hat er bei Goethe dessen „Periodizität“ betont. Goethe sagt von seinem Werther, daß er ihn ziemlich unbewußt, „einem Nachtwandler ähnlich“, geschrieben habe. Als er das Werklein dann durchging, verwunderte er sich selbst zu sehr darüber, als daß er etwas daran geändert oder verbessert hätte. Weiter haben Genies häufig etwas Kindliches, erleben eine mehrfache Pubertät und bleiben länger jung und beweglich. Ferner betont Rauschenberger, daß eine große Zahl von Genies ledig geblieben ist, weil sie schon eine Geliebte hatten — ihre Kunst.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Der Sterne Bahn und Wesen. Unter den Neuerscheinungen volkstümlich gestalteter Werke über Himmelskunde dürfte Max Valiers Beitrag zur Welteis-Bücherei im Voigtländerschen Verlag ein Wegweiser sogar für die Fachwelt geworden sein. Das Buch hat uns Neues zu sagen, was man im bisherigen Schrifttum vergeblich suchen wird. Es ist wohl richtig, daß der Verfasser als Anhänger und Ausgestalter der Welteislehre des Ingenieurs Hanns Hörbiger diese Gedankenwelt zum Leitstern seiner überraschenden und überzeugenden Aufklärungen über Bewegungen im Weltenraum, über die Natur der leuchtenden wie der planetarischen Körper und über die wunderbaren, durchschaubaren, oft ergreifenden Zusammenhänge zwischen den Welten sowohl als auch zwischen ihnen und der Erde, ja, allem irdischen Leben und Weben gemacht hat; aber das spart er sich auf das letzte Viertel seines Buches auf und schildert uns in aller Sachlichkeit bis dorthin den Stand des heutigen Wissens, wie ihn die Fachgelehrsamkeit vermittelt. Valier rückt den zur Beurteilung astronomischer Erkenntnisse wichtigen Gesichtspunkt in den Vordergrund, daß all unser Vorstellen vom Weltgeschehen und von den Weltkörpern einzig und allein auf der „Strahlbotschaft“ beruht und unsere technischen Hilfsmittel (Fernrohre usw.) nur in beschränkten Grenzen zuverlässige Vermittler dieser Botschaft sind. All unser Wissen ist Stückwerk. Führt uns der Verfasser so durch alle Labyrinthe des endlosen Feldes der Wissenschaft, so verschweigt er uns auf der anderen Seite nicht, wo wir bis heute jedesmal vor verschlossenen Toren stehenbleiben müssen und uns das Eindringen ins Innere der Natur versagt geblieben ist. Leider ist das stets der Fall, wenn der Leser am Ende der Abschnitte glaubt, einen überzeugenden Einblick in das Walten der Kräfte oder in den Zustand der Welten bekommen zu haben. Man könnte darüber niedergeschlagen werden im Bewußtsein der Ohn-

macht menschlicher Erkenntnisbemühung, solange sie bloß mit „Hebeln und mit Schrauben" dem Welträtsel ihre Lösung abringen will. Da wirkt denn das Licht der Welteislehre im dritten Abschnitte wie eine wirkliche frohe Botschaft, und sie wirkt mit der Urkraft einer solchen, weil sie durch die Schlichtheit des Grundgedankens, durch die zwingende Überzeugungskraft klarer Selbstverständlichkeit und durch den staunenswerten Umfang ihrer Klärungsfähigkeit jeden gefangennehmen muß, der „guten Willens ist", ein Schöpfungsbild in sich aufzunehmen, wie ein erschütternd großartiger Organismus den kleinen Menschen mit dem großen All in eine Parallele setzt. Klare Abbildungen erleichtern die Raumvorstellungen und gute Stichwörterverzeichnisse das Nachschlagen; die Fachwörter sind verdeutscht. Eine Tafelübersicht meldet den neuesten Stand der Statistik über das Sonnenreich. Ph. Fauth.

Ein „Röntgen", eine neue Maßeinheit. Auf der letzten Tagung der Deutschen Röntgengesellschaft ist ein Beschluß zur Annahme gelangt, der für die Röntgenpraxis von großer Bedeutung ist. Die Röntgenstrahlen werden bekanntlich in der Röntgentherapie dazu benutzt, bösartige Geschwüre und dergl. zu vernichten. Große Schwierigkeiten hat dabei bisher die Frage der Dosierung der Röntgenstrahlen gemacht, und die verschiedenen Methoden, die eingeführt worden sind, um eine Dosierung durchzuführen, waren bisher so wenig einwandfrei, daß es nur schwer möglich war, eine bestimmte Dosis, die in einem Röntgeninstitut angewandt worden war, in einem andern herzustellen und zur Anwendung zu bringen. Bei dieser unklaren Sachlage war von der Deutschen Röntgengesellschaft eine Kommission zur Standardisierung der Röntgenstrahlenmessung eingesetzt worden. Diese Kommission hat im Zusammenarbeiten mit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin die Richtlinien geschaffen, um die Strahlendosierung auf eine sichere Basis zu stellen. Bei der genannten Reichsanstalt ist ein Normaldosimeter aufgestellt, das auf der sog. Ionisationswirkung der Röntgenstrahlen beruht. Die Röntgenstrahlen machen beim Durchgang durch Luft die Luft elektrisch leitend, und diese Leitfähigkeit wird mit einem Elektrometer gemessen. Dieses Normaldosimeter wird in der Zentralstelle auf seine Konstanz dauernd überwacht, und mit diesem Instrument sind andere Standardinstrumente geeicht, die an verschiedene Eichstellen im Deutschen Reiche verteilt sind. Die Eichstellen eichen mit ihren Meßgeräten dann wieder Meßgeräte, die den verschiedenen Kliniken oder Ärzten gehören. Es ist daher jeder Röntgenarzt in der Lage, seine Apparatur genau zu eichen. Die Einheit, in der die Röntgenstrahlendosis in Zukunft gemessen werden soll, ist von der erwähnten Röntgentagung festgelegt worden und hat den Namen „ein Röntgen" erhalten. Während die andern Meßgebiete der Physik schon seit langem ihre sicher fundierte Einheit besitzen, wie z. B. ein Ampère für den elektrischen Strom und ein Volt für die elektrische Spannung, so ist in diesem modernsten Gebiete der Meßtechnik jetzt auch eine Einheit zur Einführung gekommen. Daß sie einen deutschen Namen erhalten hat, ist bei der großen internationalen Bedeutung der deutschen Röntgenwissenschaft besonders zu begrüßen. Ludwig Thor.

Goldgewinnung aus Meerwasser. Der Gehalt der Ozeane an Gold wechselt je nach der Küste und den vorhandenen Strömungen stark, doch kann man immerhin einen Durchschnittswert von etwa 50 (32—64) mg auf eine Tonne Wasser annehmen. Von der Geringfügigkeit dieser Menge, die doch nur irgendwie durch Ausfällung, Bindung und Filtration, also durch Bewegung großer Wassermassen gewonnen werden könnte, erhält man eine Vorstellung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, um 1 kg des Edelmetalles zu gewinnen, die Aufarbeitung von 25000 t Wasser nötig wäre. Um dieses Wasser auf etwa 4 Meter zu heben und es von da durch Filterpressen laufen zu lassen, würden täglich mehr als 1000 kg Kohle verbraucht werden. Und dennoch wäre die Lösung des Problems von gewaltiger weltwirtschaftlicher Bedeutung, denn bei der Annahme von nur 6 mg Gold in 1 cbm Meerwasser würde die Menge des in den Ozeanen vorhandenen Goldes genügen, jedem der etwa 1500 Millionen Erdbewohner ein Geschenk von rund 5 Millionen Goldmark zu überweisen. — Die Methoden, die vorgeschlagen wurden, um das gelöste Gold abzuscheiden, können nur zwei Verfahrenreihen umfassen: jene der Ausfällung und jene der Bindung. Wenn ein Stoff in Wasser gelöst ist, wie z. B. der Kalk im Kesselspeisewasser, so beseitigt man ihn dadurch, daß man dem Wasser einen Stoff zusetzt, mit dem der Kalk eine unlösliche Verbindung eingeht, so daß man diese nachträglich durch Filtration von dem nunmehr kalkfreien Wasser abzutrennen vermag. Man kann sich aber auch vorstellen, daß es möglich wäre, in das Wasser einen Körper einzuhängen oder es mit dem Pulver dieses Körpers zu verrühren, der die Eigenschaft hat, den Kalk an sich zu reißen, etwa wie der Magnet Eisenstaub an sich zieht, und man erhielte dann jenen Körper, beladen mit Kalk, und wäre imstande, ihn aus diesem Konzentrat, aus dieser Anhäufung, zu gewinnen. Beide Methoden wurden auch bei dem vorliegenden Problem angewandt. Nach der einen schüttelt man das Meerwasser in besonderen Vorrichtungen, die eine kräftige Durchmischung gestatten, mit metallischem Quecksilber, das in der feinen Verteilung, in die es durch die Schüttelvorrichtungen übergeführt wird, das gesamte gelöste Gold aufnimmt, und zwar bis zur Bildung eines starken goldhaltigen Amalgams, so daß man also mit ein und derselben Quecksilbermenge gewaltige Mengen Meerwassers behandeln kann. Nach dem anderen Verfahren bringt man am Rumpfe der Ozeandampfer unterhalb des Wasserspiegels, quer zur Fahrtrichtung beiderseitig offene, mit Filtertuch bespannte Kästen an, die zwischen den Tüchern körnige Holzkohle besonderer Zubereitung oder Zinnsäure enthalten, also Stoffe, von denen man weiß, daß sie, unbeeinflußt von den großen im Seewasser enthaltenen Salzmengen, das gelöste Gold an ihre Oberfläche binden, so daß man auch in diesem Fall ein Konzentrat erhält, aus dem dann das Gold in üblicher Weise gewonnen wird. — Lord Ramsay, der berühmte englische Forscher, hat sich seinerzeit in Anbetracht der Größe des Problems selbst an die Spitze einer Gesellschaft gestellt, die sich dessen Lösung zur Aufgabe gestellt hatte. Man hat jedoch nicht gehört, ob die praktische Lösung gefunden wurde. Dr. Lange.

Für die Frauenwelt.

Von der Geschichte der künstlichen Blumen. Die Geschichte der künstlichen Blumen reicht Jahrtausende zurück. Sie führt uns zuerst in das Märchenreich der alten Inder, die bereits, und wohl auch als die ersten, Kunstblumen anzufertigen verstanden, dann aber auch zu den alten Ägyptern, denn aus den Überresten, die man in den Begräbnisstätten von Theben fand, ließ sich erkennen, daß sie Blumengebilde aus farbiger Leinwand herstellten. Verhältnismäßig spät, wenigstens im Vergleich zu den alten Indern und Ägyptern, taucht dann in China die künstliche Blume auf. Die frühesten Nachrichten über chinesische Kunstblumen stammen aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert und erzählen zunächst von Blumen, aus farbigen Federn gefertigt. Jahrhundertelang freute man sich denn auch an diesen Federblumen und stellte sie in allen möglichen Formen und Farben her, bis eines Tages, so berichtet die alte Sage, einer jungen Prinzessin durch einen Windstoß eine Pfirsichblüte ins Haar geweht wurde. Der Anblick war so lieblich, daß nunmehr die Pfirsichblüte zur Mode wurde, und zwar die künstliche Pfirsichblüte, die sehr natürlich aus Glimmerplättchen hergestellt werden konnte. Es wurde Brauch, daß, wer am Hofe des Kaisers speiste — es war im 10. Jahrhundert — solche selbstgefertigten Blüten tragen mußte, und wer die schönste trug, war der Gunst des Kaisers sicher. Für die Geschicklichkeit der Chinesen und ihre Freude an solchen Handfertigkeiten war die künstlerische Nachahmung der Naturblume natürlich nur allzu verlockend. Sie waren die ersten, die der Seide die Blumenform mit Hilfe des heißen Eisens zu geben suchten, und im 18. Jahrhundert soll die große Blumenfabrik in Peking schließlich ganz wunderbar schöne Blumen hergestellt haben. Zu den alten Griechen und Römern gelangte die künstliche Blume etwa im 4. Jahrhundert, und zwar von Ägypten her. Zuerst aus feinen Hornplättchen, dann aber auch aus buntfarbiger Seide hergestellt, wurde die Kunstblume bald zum unentbehrlichen Schmuck des Festgewandes, und da sie, um die Wirkung der farbenleuchtenden Gewinde zu erhöhen, noch mit schwerduftenden Wohlgerüchen parfümiert wurden, waren die künstlichen Blumen wohl auch

so recht das, was die Mode jener Zeit schätzte. Gleichwohl wurden sie nur im Winter getragen, denn im Sommer zog man Farbe und Duft der Naturblume der kostbarsten Kunstblume vor. Auf die Modelaune der Antike folgte nun aber die fromme Aszese des Mittelalters, und jetzt verwendete man die künstliche Blume denn auch nur noch als Altarschmuck und zum Bekränzen der Heiligenbilder. In den Klöstern entwickelte sich mit einem Male eine besondere Fertigkeit, künstliche Blumen herzustellen; monatelang, ja jahrelang arbeiteten die bienenfleißigen Nonnen an solchen Kränzen, aber was sie fertigten, waren Phantasiegebilde in Form und Farbe, nicht aber Blumen, dem Vorbild der Natur nachgeschaffen. Und es dauerte in der Tat noch ein paar Jahrhunderte, ehe der in Paris lebende deutsche Blumenmacher und Botaniker Wengel Blumen genau nach der Natur herzustellen begann, was ihm auch so gut gelang, daß er zum besonderen Lieferanten der Königin Marie Antoinette ernannt wurde. Lange Zeit galt Frankreich als der Mittelpunkt der Kunstblumenfabrikation, allein zu Beginn des 19. Jahrhunderts taucht nun allmählich auch die deutsche Kunstblume auf. In Weimar hatte zwar schon Friedrich Justin Bertuch, der Legationsrat und Geheimsekretär des Herzogs Karl August, zu Ende des 18. Jahrhunderts eine kleine Blumenfabrik errichtet, deren Erzeugnisse auch sehr hübsch gewesen sein sollen — wenigstens spricht sich Goethes Mutter in ihren Briefen ganz entzückt über die schönen Blumen der Bertuchschen Fabrik aus — aber eigentlich ins Leben gerufen wurde die deutsche Blumenmacherei durch eine deutsche Frau: Margarete Bienert, die 1825 den Grund zu der sowohl in der Fabrik als auch als Heimarbeit betriebenen Blumen-Industrie legte, die sich bald über ganz Deutschland verbreitete. Auch gebildete Frauen nahmen sich des neuen und reizvollen Erwerbszweiges an, und eine von ihnen, Charlotte Diede, die Frau, an die Wilhelm v. Humboldt seine klassisch-schönen „Briefe an eine Freundin" richtete, war eine in ihrem Fach berühmte Blumenmacherin. In den letzten Jahren hat die Blumenmacherei eine Höhe künstlerischer Vollendung erreicht, die sie sogar mit dem Kunstgewerbe in nahen Zusammenhang brachte, und es ist wohl auch eine kleine Kunst, so ein buntschillerndes, seltsam geformtes Phantasiegebilde herzustellen, wie es die jetzige Mode als Blume für den Hut- und Kleiderschmuck verlangt.

M. A. v. Lütgendorff.

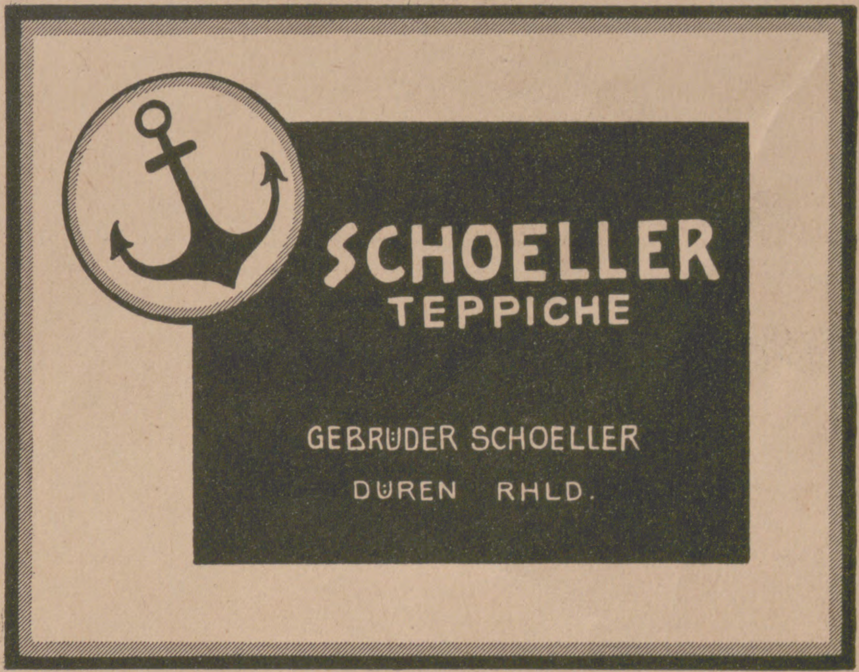




















Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J · J · Weber · Leipzig

Nr. 4175 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band


IBACH
UEBER 130 JAHRE
BERLIN * DÜSSELDORF
CÖLN * LONDON
MAN VERLANGE LISTE „L“ VOM STAMMHAUS BARMEN


BLEYLE'S
reinwollene, aus nur bestgeeignetem Kammgarn hergestellte
Sportwesten
sind von unerreichter Haltbarkeit u. äußerst bequem. — Kein Aus-der-Form-Geraten. Moderne Farben und Melierungen.
Lichtecht! Waschecht!
Gleichermaßen geeignet für
REISE
SPORT
DAHEIM
SCHUTZ-MARKE
Nächstgelegene Verkaufstelle wird auf Wunsch bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik Wilh. Bleyle, G. m. b. H., Stuttgart W 12.


F·WOLFF & SOHN KARLSRUHE
Kaloderma
Rasier-
Seife
STEHT DURCH ZUSATZ VON KALODERMA-GELEE AN DER SPITZE SÄMTLICHER RASIERSEIFEN


Gewächshäuser
sind Kulturbedürfnis — erhöhen die Rentabilität des Gartens
liefern im Winter luxuriösen Tafelschmuck, kostbares Obst und Gemüse
Ausführungen nach Konstruktionen erfahrener Fachtechniker in
„Edelarbeit“
zu volkswirtschaftlich billigen Preisen durch
SEYBOTH & Co. / ZWICKAU i. Sa.
Maschinenfabrik, Hammerwerk, Gesenkschmiederei. Abt. Gewächshäuser.


HORCH
10/50 PS
MIT VIERRADBREMSE
HORCHWERKE A G ZWICKAU-BERLIN
HAUPTVERWALTUNG: BERLIN NW 7. MITTELSTRASSE 15
VERTRETUNGEN AN ALLEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4175. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 8 Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 19. März 1925.



Allgemeine Notizen.

Guter Erfolg der Bücherlotterie der Deutschen Bücherei. Die zugunsten der Deutschen Bücherei veranstaltete Bücherlotterie, deren Lose in Norddeutschland kurz vor Weihnachten, in Süddeutschland erst vor wenigen Wochen zum Vertrieb gekommen sind, erfreut sich allgemein so regen Zuspruchs, daß von den insgesamt 200000 Stück bereits weit über 1900000 abgesetzt sind. Das starke Interesse an der Bücherlotterie erklärt sich einmal daher, daß die kleinen geschmackvollen Hefte, in denen das Los enthalten ist, sich vorzüglich zu Geschenkzwecken eignen. Die Bücherlotterie ist jetzt für ganz Deutschland zugelassen, die Ziehung findet am 29. April d. J. statt. Die Lose können nur in Buchhandlungen erworben werden.

Buchkunst auf der Jahrtausend-Ausstellung Köln 1925. Mit besonderem Stolz darf gerade das Rheinland auf dem Gebiet des Buchwesens sich sehen lassen; ist es doch die Wiege der Kunst des Buchdrucks, durch den erst die allgemeine Verbreitung geistigen Bildungs- und Nahrungsstoffes möglich war. Von Mainz, wo Gutenberg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch seine Erfindung des Typendrucks die vervielfältigende Herstellung von Schriftwerken mittels Lettern ermöglichte, hat sich diese Kunst der großen Verkehrsstraße des Rheines entlang nach Norden und Süden und weit über die deutschen Gaue ins Ausland, in alle Welt ausgebreitet. Darum wird das Gutenberg-Museum in Mainz an Hand seiner kostbaren Schätze aus der Zeit des Frühdrucks die Bedeutung dieser rheinischen Kulturtat vorführen. Eine der frühesten Druckerstädte nach Mainz war Köln. Ihm reihen sich an Eltville, Speyer, Marienthal, Trier, im 16. Jahrhundert tritt Frankfurt, spät aber um so nachhaltiger hervor. Hier brauchen nur die Namen S. Veyerabend und M. Merian genannt zu werden, um die Fülle wertvollster Druckerzeugnisse anzudeuten. Unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Betätigung am Buch wird eine geschlossene Gruppe die rheinische Buchillustration in den hervorragendsten Stücken vorführen. Die Buchmalerei als Illustration der vor Erfindung des Buchdrucks hergestellten Bücher, der Handschriften, wird bei der kirchlichen Kunst behandelt und scheidet darum in diesem Zusammenhang aus. Zum erstenmal wird sodann ein Überblick über die Einbandkunst für einzelne rheinische

Haarfärbekamm. Der von dem Kosmetischen Laboratorium Rudolf Hoffers, Berlin-Karlshorst, hergestellte Haarfärbekamm zum Färben weißer oder grauer sowie roter Haare in jeder gewünschten Farbe erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Das Instrument ist einfach, jahrelang brauchbar und absolut unschädlich. Vergleichen Sie das Inserat auf Seite 433 dieser Nummer.

Gebiete und Orte geboten werden. An besonders eigenartigen Stücken wird die Beziehung der niederländischen Plattenstempel zur rheinischen Einbandkunst sich zeigen lassen. Einige ausgewählte Beispiele werden zum erstenmal auch den Einfluß der graphischen Künste auf den Stempelschnitt dartun. So wird der Überblick über die Entwicklung der rheinischen Einbände gleichzeitig eine Geschichte der Einbandkunst überhaupt darbieten. Die Darstellung der Buchkunst soll mit einer Gruppe „Bücherbesitz und Bücherliebhaberei" abgeschlossen werden.

Eine umfassende Kunstausstellung im Rahmen der Jubiläumsausstellungen Düsseldorf 1925 wird in dem nunmehr frei gewordenen städtischen Kunstpalast vom 30. Mai bis zum 4. Oktober stattfinden. Sie wird drei Abteilungen umfassen, deren erste die letzten hundert Jahre rheinischer Malerei von 1800 bis 1900 vor Augen führt. In der zweiten Abteilung wird zeitgenössisches deutsches Kunstschaffen gezeigt. Die dritte Abteilung ist dem modernen Düsseldorfer Kunstschaffen vorbehalten.

Über die Geheimnisse des unterirdischen Moskau haben dort zwei bekannte russische Gelehrte einen aufsehenerregenden Vortrag gehalten. Es handelte sich dabei in der Hauptsache um den Bericht über die Auffindung der Bibliothek Iwans des Schrecklichen, die in einer der zahllosen unterirdischen Höhlen, die die alte Stadt durchziehen, seit Jahrhunderten begraben lag. Es bestehen in Moskau 30 Häuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die unterirdische Gänge haben, die bis in den Kreml und in die sogenannte Chinesenstadt führen. Die 800 Bände der Bücherei Iwans des Schrecklichen, die im 17. Jahrhundert in ganz Europa berühmt war, stellen einen einzig dastehenden Schatz dar, sowohl wegen des unschätzbaren Wertes der kostbaren Einbände, die ganz aus Gold und kostbaren Edelsteinen bestehen, als auch wegen der Texte, die der Gelehrtenwelt einen noch unberechenbaren geistigen Schatz eröffnen.

Umfang des Postscheckverkehrs im Deutschen Reich. Zahl der Postscheckkunden Ende Januar 814 913, der Postscheckkunden Ende Dezember 1924 808 798, mithin Zugang im Januar 6115. Auf den Konten sind im Januar ausgeführt 26 187 000 Gutschriften über 4 424 421 000 Rm., desgleichen an 15 588 000 Lastschriften über 4 505 198 000 Rm. Umsatz 41 775 000 Buchungen über 8 929 619 000 Rm., davon sind bargeldlos beglichen 7 128 449 000 Rm. Durchschnittliches Guthaben der Post-

scheckkunden im Januar 553172000 Rm. Im Überweisungsverkehr mit dem Ausland sind umgesetzt 683000 Rm.

Italiens Einnahmen aus dem Fremdenverkehr. Im Jahr 1923 sind nach Italien mit der Eisenbahn 605000, zu Schiff 80000 und auf anderem Weg 15000, somit im ganzen 700000 Fremde eingereist, gegen 604000 im Jahr 1922 und 590000 im Jahr 1910. Welche außerordentlichen Summen ein solcher Fremdenverkehr alljährlich der Wirtschaft eines Volkes zuführt, wird durch Berechnungen, die in Italien darüber angestellt worden sind, illustriert. Der Direktor der „Banca d'Italia“ hat den Ertrag, den Italien aus dem Fremdenverkehr zieht, auf rund zwei Milliarden Lire berechnet. Eine amtliche Schätzung geht noch darüber hinaus bis auf zweieinhalb Milliarden. Wird zu dieser Summe der Betrag hinzugezählt, der aus dem Verkauf von Altertümern und Kunstgegenständen erzielt wird, so ergibt sich eine Gesamtsumme von rund drei Milliarden Lire. Wie jüngst im römischen Senat durch Senator Ricci mitgeteilt worden ist, sind die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern der Museen und Ausgrabungen im Jahr 1923/24 um sechs Millionen Lire gegenüber dem Vorjahr gestiegen. In Deutschland sollte man aus diesen Zahlen die Lehre ziehen, daß die Förderung des Fremdenverkehrs einen erheblichen Gewinn für die gesamte Volkswirtschaft bedeutet, und daß daher alle beteiligten Kreise sich zusammenschließen müssen, den Reiseverkehr aus dem Ausland nach Deutschland zu heben.

Eine neue Riesen-Rotationsmaschine ist von der Schnellpressenfabrik König & Bauer in Würzburg als erstes europäisches Erzeugnis dieser Art gebaut worden. Diese gewaltige Druckmaschine liefert stündlich 18000 Stück Zeitungen von je 96 Seiten Umfang bzw. 36000 Stück von je 48 Seiten Umfang. Sie ist mehrgeschossig, 7 m hoch und 21 m lang. Für jedes der sechs Druckwerke befindet sich im Untergeschoß ein dreifacher Rollenstern mit mechanischem Rollenantrieb und je drei Papierrollen, so daß die Maschine bei Druckanfang 18 Papierrollen von 400 bis 500 kg Gewicht enthält. Jede Papierbahn läuft während des Druckes mit einer Geschwindigkeit von 350 m in der Minute durch die Maschine. Ihre stündliche Leistungsfähigkeit wird durch die Tatsache ersichtlich, daß unter Voraussetzung ungestörten Laufes beim Druck von 96seitigen Zeitungen stündlich 10800 kg Zeitungspapier bedruckt werden.


Phoenix
Beste Schnell-Nähmaschine
Man fordere Schrift Nr. 440.
Baer & Rempel, Bielefeld
Fabrik gegründet 1865 — Vertreter in allen Städten


Braunschweig
Gegründet 1837
ZW
PIANOS
ZEITTER u. WINKELMANN
Auf Anfrage werden die Platzvertreter genannt.


CLARFELD-BESTECKE
ANKERMÆNNCHEN mit der MARKE
ALPACCA · SILBERWEISS UNVERWÜSTLICH
CLARFELD SILBER BESTER ERSATZ FÜR ECHT
CLARFELD & SPRINGMEYER A.-G. HEMER i/W GEGR. 1858


Kübler's
gestrickte reinwollene elegante
Jacken u. Westen
Verkaufsstellen weisen nach:
Paul Kübler & Co., G.m.b.H., Stuttgart-O. 103.


Parfümerie Poppy
Der sinnberauschende Hauch der großen tropischen Mohnblüte
Parfüm
Lotion
Eau de Cologne
Crème
Brillantine
Puder
Seife
Badesalz
Dralle
Hamburg


Ich
rate allen Frauen zu
SAGROTAN
Erhältlich in Apotheken u. Drogerien

Illustrirte Zeitung

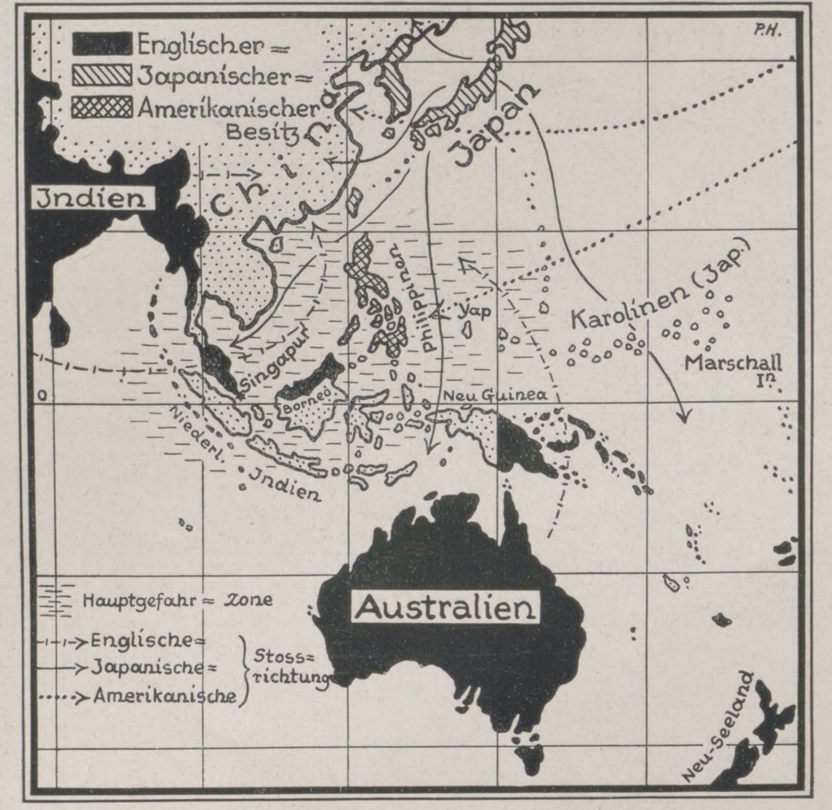


Der Marienplatz in München.

Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid.

Die Frage der englischen Flottenstation Singapur.

Singapur ist nicht erst seit heute zu einem Leuchtzeichen der englischen Nachkriegspolitik, zu einer schwerwiegenden Frage der ganzen Weltstellung Großbritaniens nach der grundstürzenden Umschichtung der planetarischen Kräfteverteilung 1914 bis 1918 geworden. Aber das hochpolitische und nicht weniger bedeutsame Problem steht heute, nachdem die Vorlage bereits dem Parlament zur Erörterung und Beschlußfassung übergeben ist, unmittelbar vor der endgültigen Entscheidung. Welches ist zunächst der Vorgang, wie liegt der nähere politische Tatbestand?



Zur Konferenz englischer Admirale in Singapur: Der geplante englische Flottenstützpunkt Singapur inmitten der weltpolitischen ostasiatischen Gefahrenzone.

Der Arbeiterregierung Macdonalds war seinerzeit bei ihrer Amtsübernahme der Plan des gestürzten Kabinetts Baldwin überkommen, in Singapur weitere riesenhafte Docks zu errichten, die als Ausbesserungsstätten und Häfen für große Kriegsschiffe dienen sollten. Ein solch militärisches Projekt widersprach dem Programm der Labour Party. In der ersten Unsicherheit bewilligte Macdonald für die zeitweilige Fortführung des Dockbaues weitere Gelder. Dazwischen holte er die Meinung der in Fragen des gesamten Empires mitredenden Dominions ein. Diese äußerten sich zwiespältig. Der Südafrikaner Smuts befürwortete in Verfolg seiner rüstungsfeindlichen Einstellung den Verzicht auf den Ausbau des Kriegshafens: die englische Regierung untergrabe sonst ernstlich ihr Ansehen als Vorkämpferin des Weltfriedens und der Versöhnung unter den Nationen. Australien und Neuseeland, die Nächstbeteiligten, setzten sich mit ganzer Festigkeit und mit dem Angebot beträchtlicher Geldzuschüsse für den Vollzug des Planes ein; später könne man bei Abrüstungsverhandlungen, sei es als Gegengabe für Zugeständnisse der anderen Partei, sei es im Hinblick auf günstige Vereinbarungen, immer noch darauf verzichten. Kanada, Südirland und Indien erließen sich die Antwort. Nun gab die britische Regierung im März vorigen Jahres die definitive Aufgabe des großzügigen Bauprogrammes kund. Für sie bedeutete die Frage eine solche des Prinzips und des Friedensbeweises. Vor der ganzen Welt wollte sie ihre Verständigungsbereitschaft offenbaren und ihre Abgeneigtheit gegen ein neues Wettrüsten. Gleich in dem ersten einschneidenden Fall gedachte sie, den anderen Mächten ein nachahmenswertes Beispiel zu geben und in das weltpolitische Getriebe die Idee der internationalen Abkommen anstatt der waffenklirrenden Gesten und Kriegsvorbereitungen praktisch einzuführen. Zwei Jahre lang gedachte Macdonald eine folgerichtige Friedens- und Verständigungspolitik zu treiben und den englischen Verteidigungsapparat auf einen kleinen, aber technisch hochstehenden, jederzeit ausbildungsfähigen Kern zu beschränken. In dieser Frist sollte es sich zeigen, ob dem britischen Beispiel und Bestreben bei den anderen hauptsächlich in Betracht stehenden Ländern Erfolg beschieden sei und eine Atmosphäre allgemeiner Befriedung und Rüstungsgegnerschaft sich auf den Verkehr der Völker niedersenke. Mit Hilfe der Liberalen hatte das Labour-Kabinett für seine Absage an Singapur eine Mehrheit im Unterhause gewonnen. Jedoch sprach das Oberhaus schon damals mit einer Zweidrittelmehrheit sein tiefstes Bedauern über den Verzicht aus. Die Konservativen in beiden Kammern kündigten für den Fall ihrer Rückkehr zur Macht die sofortige Wiederinangriffnahme des Ausbaues an.

Sie haben ihre dereinstige Ankündigung mit verblüffender Pünktlichkeit wahr gemacht. Baldwin schrieb in die Thronrede vom 9. Dezember 1924 den Satz: „Meine Regierung schlägt in Übereinstimmung mit der bei der Reichskonferenz gefaßten Resolution vor, die bereits festgestellten Pläne zur Vermehrung der Marinestationen in Singapur zur Ausführung zu bringen.“ Bei dem derzeit unbedrohbaren Übergewicht der Konservativen sind Genehmigung und Vollzug des Projektes gesichert. England biegt nach dem kurzen Zwischenspiel Macdonalds von der pazifistischen Route wieder in die traditionell imperialistische. Wie sein schroffes Auftreten gegen Ägypten, die Ablehnung des Genfer Protokolls und die Verzögerung der Räumung der Kölner Zone Symptome dafür sind, so vor allem auch seine strategische Verstärkung in den ostasiatischen Gewässern durch den Ausbau Singapurs. Daß gerade Singapur zur Erweiterung seiner Befestigungen ausersehen wird, beleuchtet die umgeänderte weltpolitische Situation sowohl Englands als auch der anderen Weltmächte mit greller Eindringlichkeit. Seit Deutschland als Rivale aus den Ozeanen weggefegt und das der britischen Marine ebenbürtig gewordene Amerika zu stillem Einvernehmen gewonnen ist, konzentriert das Britische Reich, mehr zur Verteidigungsstellung gezwungen und übergehend, seine Kraft auf der östlichen Halbkugel. Das Indiameer-Reich, dessen festländischen Schwerpunkt das für Weltbritannien lebensnotwendige Ostindien, dessen maritimen Grundstock der Indische Ozean und dessen weitgespannte Flanken das nunmehr lückenlose Machtgebiet Ostafrikas und auf der anderen Seite die malaiische Inselflur und Australien darstellen, ist innerhalb des erdzerstreuten Gefüges der englischen Macht mehr und mehr in den Vordergrund getreten und zur vornehmlichsten Kraft- und Operationsbasis für bzw. gegen zukünftige Möglichkeiten oder Gestaltungen geworden. Darum ist es zum ersten ein Hauptanliegen der Briten, die Verbindung nach Indien zu Land und Meer zu festigen. Zum anderen trachten sie mit aller Macht danach, Indien selbst fest in der Hand zu behalten und die dortige nationalistische





Kommerzienrat Clauß,
Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und des Verbandes Sächsischer Industrieller, Inhaber der Spinnerei J. C. Clauß Nachf. in Plaue bei Flöha, † in Alexandrien im Alter von 55 Jahren. (Phot. Bruno Wiehr, Dresden.)



Kommerzienrat Anton Mädler,
Seniorchef der bekannten Koffer- und Lederwarenfabrik Moritz Mädler in Leipzig-Lindenau, † am 6. März in Loschwitz bei Dresden im 71. Lebensjahr. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Das deutsche Präsidentschaftsinterregnum.

Im Oval: Reichsgerichtspräsident Dr. Walter Simons, der stellvertretende Reichspräsident. — Unten: Die Amtseinführung des stellvertretenden Reichspräsidenten Dr. Walter Simons durch den Reichstagspräsidenten Löbe im Reichstag am 12. März: Dr. Simons (×) bei der Eidesleistung auf die Verfassung. Rechts neben ihm: Reichstagspräsident Löbe.



Johannes Tillich,
Geheimer Konsistorialrat, langjähriges Mitglied des Konsistoriums der Mark Brandenburg, erhielt die Würde eines Ehrendoktors der Theologischen Fakultät d. Universität Berlin.



Professor Paul Graener,
bekannter Komponist, Leiter der Meisterklasse für Komposition am Konservatorium zu Leipzig, wurde von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor ernannt. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)





Ehrungen der im Weltkriege Gefallenen: Links: Modell des von dem Wiener Bildhauer Anton Hanack entworfenen Denkmals für den Zentralfriedhof in Wien. — Rechts: Das Ehrenmal auf dem Klosterfriedhof in Hadersleben in der an Dänemark abgetretenen Nordmark.

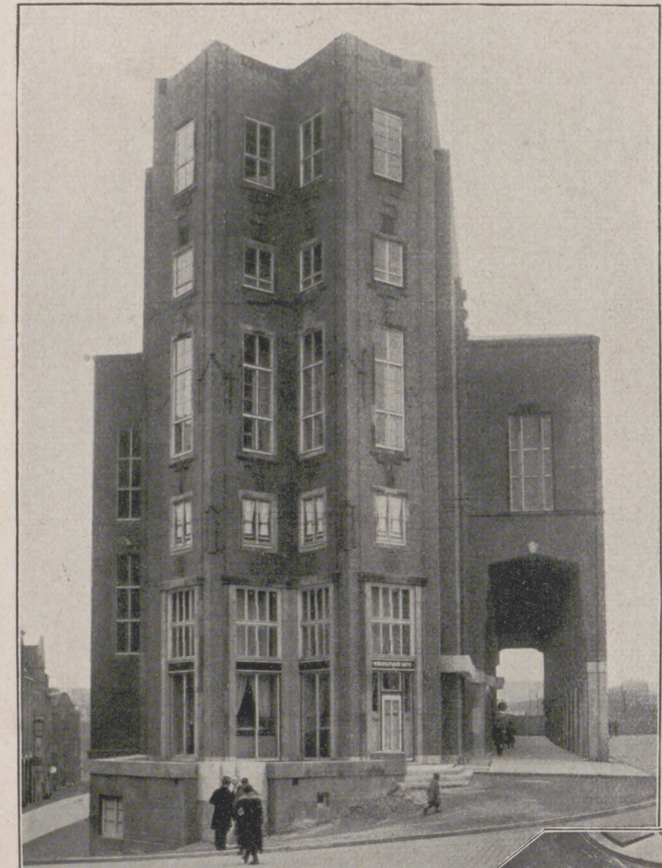


Die Feier des Geburtstages der Königin Luise vor ihrem Denkmal im Tiergarten zu Berlin am 10. März: Beim Singen des Deutschlandliedes.





Links: Von der Fahrt des bayerischen Sportsmanns Karl Schott im Faltboot von Deutschland nach Afrika: Bei einer Zwischenlandung im Hafen von Mersina (Anatolien). Schott legte die etwa 10000 km lange Strecke von Neuburg an der Donau nach Kairo paddelnd und segelnd zurück. — Rechts: Die Deutschlandfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Klubs vom 1. bis zum 12. März: Eintreffen der Motorradfahrer am Ziel in Köln.



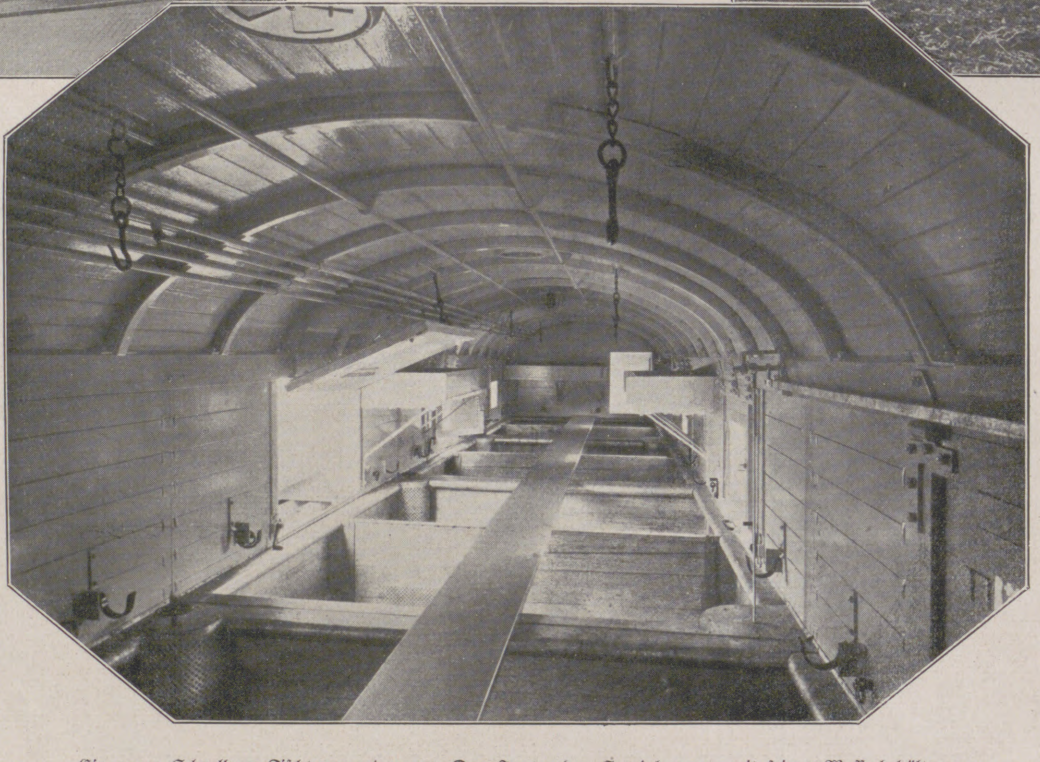
Das neue, nach dem Entwurfe von Professor Edmund Körner erbaute Börsengebäude in Essen, das vor kurzem im Beisein zahlreicher Vertreter der Behörden eröffnet wurde.



Eine Ehrung des Dichters Graf August von Platen (1796—1835) in Erlangen: Das Gartenhäuschen am Burgberg, die langjährige Wohnstätte des Dichters, das als Platen-Museum eingerichtet wird.

Bewegung nicht zum erstrebten Ziel der Lockerung oder gar Lösung der Verknüpfung mit dem Empire kommen zu lassen. Endlich tragen sie ängstlich Sorge, jedem Einbruch eines anderen Imperialismus aus dem Großen Ozean in ihre indische, insulindische und australisch-neuseeländische Welt die Stirn zu bieten.

Letzterem Zwecke dient ganz an erster Stelle die Erweiterung des Marinestützpunktes von Singapur. Wie stets in der Welt, hat England auch hier mit Singapur den geo- und verkehrspolitisch hervorragendsten Punkt in seine Hand gebracht. Diese Stadt mit ihren 260000 Einwohnern — davon sind drei Viertel Chinesen — ist nicht bloß der Hauptort der Straits Settlements; sie ist auch mit ihrem tiefen, geschützten Hafen der Stapelplatz für die üppigen Erzeugnisse Malakkas, Borneos und Celebes' und der Sammelpunkt des von Jahr zu Jahr wachsenden Eigenhandels der Malaiischen Halbinsel. Namentlich aber nimmt dieses westliche Eingangstor in die chinesischen Gewässer für den Durchgangs- und Umschlagshandel einen allerersten Rang ein. Es ist die wichtigste Anlege- und Kohlenstation (mit einem Dauerbestand von 200000 t) für die Dampfer Süd- und Ostasiens. Mit einem jährlichen Verkehr von rund 11000 Schiffen, wovon die Hälfte englischer Flagge ist, und 15 Mill. Registertonnen ist es einer der größten Transithäfen der Erde überhaupt. Seiner geographischen Lage und verkehrspolitischen Bedeutung zufolge zählt die Straße von Malakka zu den sieben großen Engpässen des Weltseeverkehrs — und Singapur kommt die beherrschende Stellung an ihr zu. Es ist ein Gibraltar Südostasiens, gelegen an der Naht zwischen dem bereits wegen seiner Ecklage hochwichtigen Hinterindien und dem mit tropischen Produkten reich gesegneten Malaiischen Archipel. Hier ist noch mehr: nämlich die Grenzscheide zweier Erdteile und zweier Weltmeere. Durch diese Tür drang die europäische Kultur zum Großen Ozean und nach Ostasien vor. Durch sie hinwiederum strebt der mongolische Machtdrang und Bevölkerungsüberschuß zur malaiischen und indischen Welt. An jener weltpolitischen Schnittfläche prallen die imperialistischen Tendenzen und Stoßlinien aus dem Indischen und Stillen Ozean zusammen. In diesen amphibischen Bezirken kreuzen sich im besonderen das britische Vordringen nach Südchina und die auch für Australien gefährliche Ausbreitungssucht der Japaner hinunter in die mongolische Inselwelt der Südsee. Für England bedeutet Singapur somit einerseits einen unübertrefflichen Flankenschutz Indiens und Australiens, andererseits ein strategisches Sprungbrett zum ostasiatischen und pazifischen Machtraum.



Ein neuer Schnellzugs-Fischtransportwagen: Das Innere des Spezialwagens mit seinen Wasserbehältern.

Der Weltkrieg hat die Konstellation der Großen völlig umgruppiert. Drei eigentliche, seegewaltige Weltmächte sind übriggeblieben. England sah sich Amerika zuliebe und von Australien und Kanada gedrängt, zur Aufgabe des Bündnisses mit Japan genötigt. Beide fühlen sich vom japanischen Imperialismus bedroht oder wenigstens belästigt, der während des europäischen Ringens ungestört sich entfalten konnte und in dem früheren deutschen Besitz bis zum Aquator festen Fuß faßte. Auf der anderen Seite gelüstet es die angelsächsischen Mächte nach der Lahmlegung oder lieber noch nach der Vernichtung der Großmachtstellung der Japaner, um als geschlossene Macht- und Handelsgesellschaft vom Kraftzentrum des Atlantischen Ozeans aus eine schiedlich geteilte und gefügte Weltherrschaft aufzurichten. Der Stille Ozean ist damit zum Meer der Entscheidung geworden und die reiche Inselwelt zwischen Ostasien und Australien samt den zugehörigen Gewässern, wo sich ja die Einflußzonen und Stoßrichtungen der drei Weltmächte überschneiden und stören, zur bedenklichsten Wetterecke. Das diplomatische Vorgeplänkel ist bereits im Gange. Die letztjährigen Flottenmanöver der Union zwischen Hawai und den australischen Gewässern unter dem Gesichtspunkt eines japanischen Angriffs auf Amerikas pazifischen Kolonial-



Von der Eröffnung der diesjährigen Trabrennsaison in Mariendorf bei Berlin am 8. März: Moment aus dem dritten Rennen.



Von der Werbewoche in Bochum: Ein Brauereiwagen aus dem historischen Fuhrmanns-Festzug.



Das Tanzturnier des Reichsverbands für Tanzsport um die Wintermeisterschaft von Deutschland im Metropolpalast zu Berlin am 9. März.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von W. Helwig.

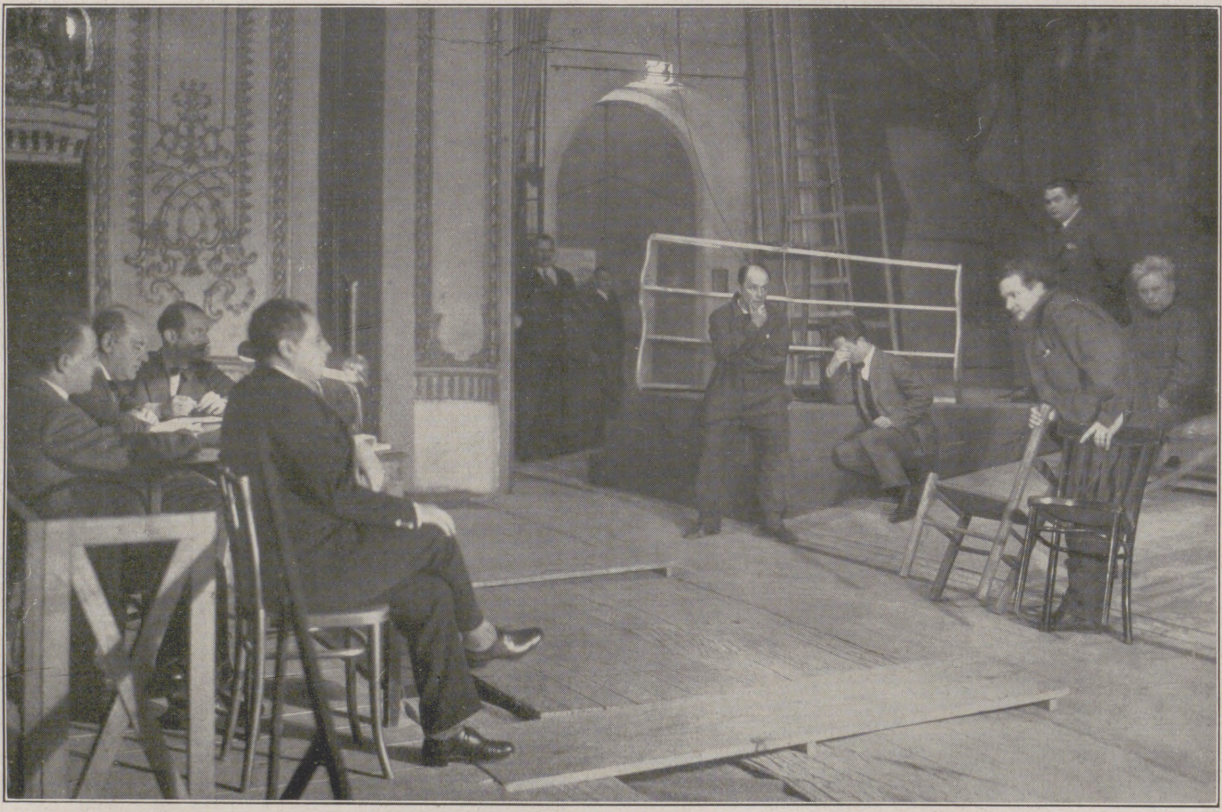




Links: Die Aufführung des „Lübecker Totentanzes" durch die Holtorf-Wandertruppe in der Klosterkirche zu Berlin: Vorbeizug der zum Totentanz Aufgeforderten aller Volksschichten und Berufe am Tode. — Rechts: Die Uraufführung der neuen Oper von Wilhelm Kienzl „Hassan der Schwärmer" anläßlich der Kienzl-Woche im Städtischen Opernhaus zu Chemnitz am 27. Februar: Liebesszene zwischen Hassan (F. Zohsel) und dem kleinen Mädchen Fatme (Marg. Dorp). Bühnenbild von F. Loch. Musikalische Leitung: Generalmusikdirektor O. Malata. Regie: Oberspielleiter F. Diener. (Phot. Atelier Th. Alfred Hahn, Chemnitz.)

besitz und der Ausbau Singapurs seitens Englands deuten auf seetaktische Vorbereitungen hin. In Japan ist man stark beunruhigt über die angelsächsischen Maßnahmen und sieht um Bundesgenossen hinüber nach China und Rußland. Ein asiatisch-mongolischer Machtkonzern ist im Werden gegen den angelsächsischen. Drängen oder treiben die beiden Systeme auf die große Auseinandersetzung hin? Es scheint, als ob sich das nächste verheerende Weltgewitter in der Südsee entlade zum Austrag des Kampfes um die Vorherrschaft über den Pazifischen Ozean. Singapur ist ein Vorzeichen hierfür. Es bekundet Englands aktiver werdende Ostasienpolitik im Hinblick auf den entscheidenden Waffengang der Zukunft.

Dr. Konrad Hofmann.



Professor Max Reinhardt bei der Probe zu Shakespeares „König Lear" im Theater in der Josefstadt zu Wien.
Von links nach rechts: Professor Struad; Regisseur Danegger; Maler de Weerth; Professor Max Reinhardt; Herr Waldau; Hans Thimig; Eugen Klöpfer als König Lear; Oskar Homolka; Hugo Thimig. (Phot. Atelier Willinger, Wien.)

Die Kogge.

Unter dem Namen „Kogge" schlossen sich, an hansische Tradition anknüpfend, zu Ostern des vergangenen Jahres in Bremen die niederdeutschen Dichter zu freundschaftlicher Vereinigung zusammen. Man wollte kein Programm, das ja doch selten erfüllt zu werden pflegt; man wollte vielmehr aus öfter gehaltener Zwiesprache heraus eine Gemeinschaft entwickeln, die, unbeschwert von der üblichen „Heimatkunst", am nieder- und damit am gesamtdeutschen Kulturleben arbeitet. Erdhafte Bindung, nicht Fesselung kennzeichnet die Kunst aller Mitglieder. Dabei sehen sie in den holländischen und belgisch-flamischen Grenzpfählen keine Trennung; sie fühlen sich bewußt zugehörig dem gemeinsamen mächtigen Sprachgebiet „von Pommern bet Nedderland", das besonders in Belgien bitter um sein Leben ringt. In Wilhelm Scharrelmann (Bremen), dem Vorsitzenden der Vereinigung, glüht die tiefe Religiosität seiner Erde auf. Hans Friedrich Bluncks (Hamburg) und Dettmar Heinrich Sarnetzkis (Köln) Schaffen wird stärker noch als das Scharrelmanns von metaphysichen Brunnen gespeist; es ist schwer und ohne die lichte Helle und sonnige Durchsichtigkeit von Scharrelmanns Dichtung. Herzhafter und resoluter fassen August Hinrichs (Oldenburg) und Ludwig Hinrichsen (Hamburg) das Leben an. Hermann Eicke (Kiel) gestaltet mit balladenhafter Kraft Geschichte; er ist wie die Vorhergehenden Epiker. Friedrich Lindemann (Bremen) und Pau, Schurek (Hamburg), der Dichter der herrlichen „Stratenmusik", kommen vom plattdeutschen Drama her, das seit Stavenhagen und Boßdorf lange auch gemeindeutsches Gut wurde. Karl Wagenfeld (Münster) ist ganz plattdeutsch und trotz Reuter ohne Zweifel der stärkste niederdeutsche Dialektdichter. Carl Lange (Oliva bei Danzig) und Carl Albert Lange (Hamburg) sind Lyriker von eigenem, bestimmtem Ton; Manfred Hausmanns (Bremen) und Ludwig Bätes (Melle) künstlerische Form sind Lyrik und Novelle.

Diesen Mitgliedern schließen sich vorab der vertriebene flamische Lyriker Rafael Verhulst (Göttingen) und der Amsterdamer Dramatiker Johan Fabricius an.

Ludwig Bäte.



Mitglieder der „Kogge", der Vereinigung der führenden niederdeutschen Dichter, bei der Besichtigung einer Druckerei anläßlich einer Tagung in Melle (Hannover).
Von links nach rechts: Sitzend: Friedrich Lindemann (Bremen), Hermann Eicke (Kiel), Ludwig Hinrichsen (Hamburg), Wilhelm Scharrelmann (Bremen), Hans Friedrich Blunck (Hamburg). Stehend: August Hinrichs (Oldenburg), Paul Schurek (Hamburg), Manfred Hausmann (Bremen), Karl Wagenfeld (Münster), Ludwig Bäte (Melle).



Robert Heger,
bisher Erster Kapellmeister der Staatsoper in München, ist an die Staatsoper in Wien engagiert.



Meta Seinemeyer,
Sängerin am Deutschen Opernhaus zu Berlin, wurde als erste jugendliche dramatische Sängerin an die Staatsoper in Dresden verpflichtet.



Die Kinder des verstorbenen ehemaligen österreichischen Kaisers Karl IV. im Exil zu Lequeitio (Spanien). Von links nach rechts: Erzherzogin Elisabeth Charlotte, Erzherzog Robert, Erzherzogin Adelheid, Erzherzog Felix, Erzherzog Karl Ludwig, Erzherzog Otto (der älteste Sohn), Erzherzog Rudolf und Erzherzogin Charlotte (im kleinen Stuhl mit der Puppe).



Rettung aus höchster Seenot: Die Schiffbrüchigen auf dem Floß, auf dem sie drei Tage und Nächte mitten im Atlantischen Ozean zugebracht hatten, vor ihrer Aufnahme an Bord des Viermastschoners „Hattit".



Einweihung eines Denkmals für den spanischen hervorragenden Gynäkologen Ramon y Cajal: Die Feier in der medizinischen Fakultät von Saragossa in Gegenwart des Königs.



Deutscher Fürstenbesuch in Kopenhagen: Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin Olga von Cumberland und Großfürstin Xenia von Rußland beim Verlassen des Königlichen Schlosses unter Salutieren der Wachen.





Links: Zur 33. Tagung des Völkerbundrates am 10. März in Genf: Der englische Außenminister Chamberlain (in der Mitte) und der französische Außenminister Briand (links) bei der Eröffnungssitzung. Rechts: Vom Wintersport in Japan: Skijöring mit Hunden in Sagha Lien. (Phot. Times.)

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

I.

In einer stürmischen Märznacht des Jahres 1698 geschah es, daß der Laborant Schrader, der in der Zornschen Apotheke auf dem Neuen Markt zu Berlin bedienstet war, plötzlich aus dem Schlaf auffuhr, weil ihm war, als habe ihn jemand beim Namen gerufen. Er setzte sich, noch ganz verwirrt von den Flügelschlägen fortflatternder Träume, im Bett auf, ohne sich in der Dunkelheit zurechtfinden zu können. Er wußte im ersten Augenblick gar nicht, wo er war, und mußte sich erst darauf besinnen, wer er sei, und daß ihn wahrscheinlich die Nachtglocke wachgerufen habe. Nun aber sprang er auch schon auf, stieß sich das Schienbein schmerzhaft an dem Stuhl, auf dem das Waschbecken und der Wasserkrug standen, und lief zum Fenster. Als er es öffnete, fauchte ihm der Frühlingssturm so heftig ins Gesicht, daß er ihm fast den Atem benahm. Er beugte sich über die Straße, aber da war niemand unten an der Tür der Apotheke, weit und breit kein Mensch zu sehen, nur der Sturm heulte und johlte betäubend über die Dächer her.

Der Laborant sagte sich, er werde wohl dem Possenspiel eines Traumschalkes den Narren abgegeben haben, und tappte sich durch die Finsternis wieder in sein Bett zurück. Kaum aber hatte er die Kissen zurechtgerückt und sich aufs Ohr gelegt, da schlug ihm in das schon wieder entgleitende Bewußtsein abermals ein Anruf, dringlicher noch als das erstemal, wie ein Notschrei um Hilfe. Ein Wimmern folgte nach, das Schrader keine der hundert Stimmen des Sturmes zu sein schien. Völlig ermuntert, tastete er nach seinem Nachbarbett, wo der Lehrling Böttger schlief.

Schrader tastete Kissen und Decke, aber keinen Körper eines Schlafenden. Das Bett war leer. Da beugte er sich nach rechts, packte seinen andern Nachbar, den Stößer Reißer, an der Schulter und rüttelte ihn: „Reißer... Reißer!... Der Böttger ist wieder nicht da!"

Reißer hatte den Schlaf eines Murmeltieres und ließ sich nur ungern stören. Er brummte eine Grobheit und wälzte sich seufzend auf die andere Seite, wo er zugleich wieder sanft zu sägen begann. Jetzt hielt es den Laboranten nicht länger, er schlug Licht und entzündete die Kerze. Sie schliefen zu viert im Giebelzimmer der Apotheke, und der vierte, an den sich Schrader jetzt heranmachte, war der Gehilfe Ebers. Der tat die Augen mit einem so verwunderten und verstörten Blick auf, daß Schrader hätte lachen mögen, wenn ihn nicht das Geheul des Sturmes mit einer unbestimmten Angst erfüllt hätte.

„Er soll zum Teufel gehen, der Nichtsnutz", murmelte Ebers, sobald er begriffen hatte, warum er geweckt worden war. „Wo wird er sein? Unten im Laboratio... schmelzen und mengen. Gold machen. Was kümmert's dich? Ist's doch nicht dein Merkur, den er dabei verdirbt."

„Ich weiß nicht," sagte Schrader unsicher, „mir ist, als sei ein Unglück geschehen. Es war mir, als sei es seine Stimme gewesen, die mich gerufen hat."

„Mach' dich nicht selbst zum Hansnarren. Wie soll seine Stimme unten aus dem Gewölbe bis in unsere Mansarde dringen? Er müßte brüllen können wie der erzene Stier Moloch, der die Kindlein gefressen hat, oder wie die Posaunen von Jericho."

Schrader stand da, unruhig in das Getöse des Sturmes lauschend: „Wir werden noch einmal allesamt in die Luft fliegen."

Diese Möglichkeit, bei deren Eintritt auch Ebers nicht unbeteiligt geblieben wäre, machte doch so viel Eindruck auf ihn, daß sie ihn aus dem Bett trieb. Er raffte sich auf, fuhr in die Kleider, und nachdem sie Reißer durch einen Guß kalten Wassers jäh und rücksichtslos aufgescheucht hatten, gingen sie alle drei leise über die Treppe hinab. Die eiserne Tür des Laboratoriums ließ sich nicht öffnen, und als sich Ebers zum Schlüsselloch niederbeugte, sah er, daß der Schlüssel von innen steckte. „Dachte ich's doch," sagte er betreten, „er hat sich eingeschlossen!" Ihrem behutsamen Pochen und Rufen wurde keine Antwort von innen. Sie steigerten es, soweit es möglich war, ohne den Prinzipal zu erwecken, aber kein Laut kam zurück.

Die drei sahen einander an, und jeder las vom Gesicht des andern die gleiche Frage und die gleiche Besorgnis. Was mochte hinter dieser verschlossenen Eisentür vorgehen, was mochte dem jungen Menschen begegnet sein, der sich vermaß, den Stein der Weisen zu suchen, den roten Löwen, die Tinktur, die Blei oder Quecksilber in Gold verwandeln sollte? Da habe er, sagte Ebers, der mehr um Böttgers alchimistisches Treiben wußte als die drei andern, von dem Apotheker Köpke ein Buch geliehen, in dem alle angeblichen Arkana aufgezeichnet seien, und seitdem sei es völlig aus mit dem Jungen.

Reißer schlug mit der Faust an die Eisentür und schimpfte dazu auf den Bengel, der mit seinem Unfug daran schuld sei, daß andere Leute in ihrer wohlverdienten Nachtruhe gestört würden.

„Wir müssen," sagte Schrader beklommen, „wir müssen versuchen, vom Hof aus durch das Fenster einzudringen. Wir können ihn doch nicht dort drinnen verkommen lassen."

„Wäre kein Schaden für die Welt," meinte Reißer, „der Prinzipal wenigstens würde sich die Augen nicht ausweinen." Trotz dieser unchristlichen Meinung aber folgte er den Kameraden in den Hof, in dem allerlei Apothekergerümpel zu ganzen Bergen aufgestapelt war. Auf einigen übereinandergetürmten Kisten kletterte Ebers zu dem ziemlich hoch in der Wand angebrachten Fenster hinauf. „Geschlossen!" rief er zurück.

„Einschlagen!" befahl Schrader angstvoll, und schon klirrten die Scheiben auf das Pflaster. Ein beizender Geruch quoll Ebers aus dem ganz dunklen Raum entgegen, in dem jedes Feuer und Licht erstickt zu sein schien. „Dieser Esel!" keuchte er. „Das sind Arsenwasserstoffdämpfe."

„Rasch! Rasch!" mahnte Schrader.

Aber das war nicht so leicht getan, wie gesagt. Immer wenn Ebers die Kerze in das Fenster vorstreckte, begann sie zu flackern und verlosch. Draußen aber wurde die Flamme vom Sturm erfaßt, der sich auch in den engen Schacht des Hofes hinabstürzte, und konnte nur mit Mühe brennend erhalten werden. Endlich war es Ebers, als sähe er neben dem Ofen die Gestalt des Lehrlings auf dem Boden hocken — regungslos. „Ich glaube, dort unten sitzt er", meldete der Gehilfe zurück.

„Wir müssen einsteigen," drängte Schrader, „schnell, ehe es zu spät ist."

„Steigt ein, wenn ihr Lust dazu habt," wehrte Reißer ab, „es fällt mir nicht ein, in das Mausloch zu kriechen," und insofern hatte er recht, sich zu weigern, als es diesem etwas umfänglichen, nicht mehr jungen Mann schwer geworden wäre, durch die enge Fensteröffnung zu kommen. Ebers aber fühlte angesichts des Verunglückten mit einemmal auf seinem Gewissen, daß er so etwas wie eine Verantwortung zu tragen habe: War er es nicht gewesen, dem Böttger die Bekanntschaft mit Köpke verdankte? Hatte nicht gerade er, der sich öffentlich nicht gern zum Glauben an den Stein der Weisen bekannte, dem Jungen im geheimen Winke gegeben und Aufmunterungen zuteil werden lassen? Er zwängte sich ins Fenster; aber als er halben Leibes schon drinnen war, arbeitete er sich mit allen Kräften wieder zurück. Ein Krampfhusten schüttelte ihn, daß ihm Tränen über die Wangen liefen. „Es geht nicht," keuchte er, „man erstickt."

„Einen Essigschwamm," rief Schrader, „ich will einen Essigschwamm bringen." Und schon lief er in die Apotheke, riß einen Schwamm vom Bündel, übersprudelte ihn mit einem Guß aus der Essigflasche und rannte wieder in den Hof hinaus.

Vielleicht hing das Leben des Jungen an der Minute, die man früh genug oder zu spät kam.

Ebers klemmte den Schwamm zwischen die Zähne und quetschte sich wieder in den Fensterrahmen. So schlank er war, als er zur Hälfte drinnen stak, gab's einen Aufenthalt; außer sich vor Angst, turnte Schrader neben ihn auf den Kistenturm und drückte und schob von hinten nach, bis Ebers das Hindernis der Bauchgegend überwunden hatte und die Beine nachziehen konnte. Er sprang in das Laboratorium hinab. Düsterrot, wie in weiter Entfernung glomm unten das Licht.

„Zuerst die Tür aufsperren!" schrie ihm Schrader nach, dann sprang er mit einem Satz von dem hölzernen Kistenturm, der polternd hinter ihm zusammenbrach, und rannte wieder in den Gang zur Tür des Laboratoriums. Es schien ihm eine Ewigkeit, ehe sich drinnen etwas rührte und die Riegel zurückgestoßen wurden. Taumelnd lehnte sich Ebers an den Türstock, aber in diesem Augenblick machte sich der Sturm nützlich, fuhr als Helfer durch das Fenster und bei der gegenüberliegenden Tür wieder hinaus und riß mit dem Zug einen ganzen Fetzen der üblen Luft mit. Sie konnten eindringen und sahen den Jungen auf den Knien liegend gegen eine Kante des Ofens gepreßt, als sei er vom Schlaf überwältigt worden, oder als habe er das Gesicht vor den giftigen Dämpfen schützen wollen. Nichts zeigte an, ob noch Leben in ihm sei, oder ob man eine Leiche vor sich habe. Jedenfalls galt es vor allem, ihn aus der unatembaren Luft dieses Raumes zu bringen, und die beiden Laboranten faßten ihn an den Beinen und am Kopf, während Reißer, der sich nicht über die Schwelle gewagt hatte, das Licht zu tragen bekam.

„Leise," flüsterte Schrader, indem sie Böttger die Treppe hinaufschleppten, „leise, damit der Prinzipal nicht erwacht."

Aber der Prinzipal hätte einen Jahrhundertschlaf haben müssen wie der Kaiser Rotbart im Kyffhäuser, wenn er über all dem Rumor in seinem Hause, dem Rufen, Windgeheul, Türenschlagen und Kistengepolter nicht hätte aufwachen sollen. Gerade als sie im ersten Stock angekommen waren, sprang er, halb angekleidet, aus der Tür seiner Wohnung, ein Licht in der Linken, eine Pistole in der Rechten, als erwarte er, Einbrecher und Räuber zu finden. Hinter ihm aus der Türspalte guckte das Nachthäubchen seiner Gattin hervor.

„Was gibt's da? Wen habt ihr da?" rief er, als er seine Laboranten erkannte.



Heimkehrende Fischerboote im Hafen von Finkenwärder.

Nach einem Aquarell von Martin Frost.

„Den Böttger," sagte Schrader mit einem Versuch, zu beschönigen, „es ist ihm etwas zugestoßen."

„Zugestoßen? Zugestoßen? Was ist ihm zugestoßen?" Und der Apotheker steckte die Nase in die Luft und zog die das ganze Haus erfüllenden Dünste ein. Jetzt wurde der Wind zum Verräter und schlug mit einem Krach die Tür des Laboratoriums ins Schloß. „Hat der Kerl wieder laboriert?" schrie er in plötzlicher Erkenntnis des Geschehenen. „Hat sich wieder unnütz gemacht? Das ist doch, Gott straf' mich, das schändlichste Subjekt, das je unter meinem Dach gewohnt hat. Mit seinem Stein der Weisen wird er mich noch zum Bettler machen." Der Apotheker hatte sich mit Tapferkeit gewappnet, Räubern gegenüberzutreten, und nun schlug all der Mut in plötzliche Wut um, die um so größer war, als er mit der Pistole in der Hand sich selbst als einigermaßen lächerliche Figur erkannte. „Wie lange ist's her... kaum vier Wochen, daß mir durch ihn das Laboratorium beinahe abgebrannt und das Haus in Flammen aufgegangen wäre. Aber jetzt hab' ich es satt, morgen muß er mir aus dem Haus. Wie oft hat er nicht versprochen, daß er seinen Unfug aufgeben und seinen Ernst auf eine vernünftige Arbeit setzen will. Aber wenn ihm der Goldteufel pfeift, da fliegen alle seine guten Vorsätze zum Schornstein hinaus; so mag er also, Gott straf' mich, ganz zum Teufel gehen, der unnütze Schlingel!"

„Er hat Arsenikwasserstoff verdampft," beschwichtigte Schrader, „vielleicht, daß er hat weißes Kupfer machen wollen, wie er vorher phantasiert hat. Und von den Dämpfen hat er zuviel verschluckt."

Der Magister Zorn war aus seiner ersten Wildheit wieder ein wenig zur Besonnenheit gekommen, und wie er dem Verunglückten ins Gesicht leuchtete und die verdrehten Augäpfel, die eingefallene Nase und den Schaum um dessen Lippen sah, fragte er mit plötzlicher Besorgnis: „Ist er tot?"

„Wir wissen's nicht."

„Hierherein mit ihm," gebot der Prinzipal. „Ihr, Schrader, springt hinunter nach Äther und Essig; meine Frau wird Euch Tücher geben, Ebers, die macht Ihr naß und legt sie ihm auf Stirn und Magen. Ihr, Reißer, holt den Blasebalg aus dem Laboratorium, daß wir ihm wieder Odem einhauchen."

Das ganze nächtlich aufgestörte Haus wimmelte um den Bewußtlosen, bemüht, ihn wieder zu sich zu bringen. Er lebte noch, das zeigten Puls und Herz an; aber die Ohnmacht war so tief, daß es schien, als werde er aus dieser Dunkelheit unmittelbar in die noch tiefere des Todes eingehen. Der Prinzipal rieb ihm die Brust mit rauhen Tüchern, peitschte ihm den Rücken mit dünnen Ruten, stach ihm glühende Nadeln ins Fleisch der Arme und unterbrach sich nur, um immer andere Vorwürfe auf den armen Sünder zu häufen. Aber die, die mit ihm um den Daliegenden beschäftigt waren, wußten gar wohl, daß es nicht mehr so grimmig gemeint, sondern nur eine Verschleierung des Erbarmens war, das auch den Apotheker mit diesem Menschenkind erfaßt hatte, dem mit seinen sechzehn Jahren schon der Lebensfaden abgeschnitten sein sollte.

Der Morgen kroch grau über die Dächer ins Fenster, da begann der Leib des Lehrlings krampfhaft zu arbeiten. „Das Brechmittel wirkt", sagte Schrader aufatmend, und wirklich trat eine Weile später das sehnlich erwartete, Gutes verheißende Ereignis ein.

„Wird er leben?" fragte die Frau Apothekerin, die an der Rettung eifrig teilgenommen hatte.

„Er wird leben," sagte der Prinzipal mit einem Gesicht wie zehntausend Teufel, hinter dem er seine Freude verbarg, „er wird leben — und weiter Unfug stiften."

II.

Es wurde nichts aus dem angedrohten Hinauswurf am nächsten Morgen, schon darum nicht, weil der Lehrling Böttger an den Folgen seiner Vergiftung zu Bett lag und man ihn in diesem Zustand nicht vor die Tür setzen konnte, wie Zorn den am nächtlichen Auftritt Beteiligten erklärte. Aber es ging wenigstens ein zornmütiger Brief nach Magdeburg, an den Königlich Preußischen Stadtmajor, Ingenieur und Kondukteur Tiemann, der Böttgers Stiefvater war. Die Antwort kam nicht von diesem selbst, sondern von Böttgers Mutter und lautete:

„Mein lieber Sohn! Indem Dein gegenwärtiger Prinzipal, der Herr Magister Friedrich Zorn, uns hat Nachricht gesendet, wie daß Du Dich hast der Goldmacherei ergeben und darüber Deine Pflichten und Obliegenheiten arg in Verzug und Versäumnis bringst, auch oft als ein Träumender herumgehst und die Nase in die Bücher steckst, die für klügere und erfahrenere Leute sind geschrieben, als Du es bist mit Deinen sechzehn Jahren, und manchmal nicht weißt, was Du tust, insonderheit durch Dein Gehaben und geheimes Laborieren Deinem Prinzipal Schaden und Gefahr bringst als ein rechter Nichtsnutz und Schlingel, wie Du auch hast beinahe Feuer auskommen lassen und zuletzt gar beinahe selber bist im giftigen Dampf erstickt, was Gott in seiner Gnade noch verhütet hat, so ermahne ich Dich recht ernstlich, Du solltest innehalten mit Deinem Tun und das Goldmachen anderen Leuten überlassen, die es besser verstehen, zumal auch die unsterbliche Seele bei solchen geheimen Künsten kann Schaden nehmen, und verweise Dich darauf, daß Dich Dein zweiter Vater, mein herzlieber Mann, wie ein rechter Vater gehalten, Dir auch gründlichen Unterricht in der Mathematik, der Geometrie, der Fortifikation und Feuerwerkskunst erteilt und Du selbst schon ansehnliches Talent in der Chemie erwiesen, anfangs emsig, still und fleißig nach eigenem Zeugnis Deines Herrn Prinzipals Dich betragen, also daß Dir solche goldmacherische Grillen gar nicht wohl anstehen. Recht von Herzen bitt ich Dich darum, Du mögest ihnen den Laufpaß geben, Dich in Deine ehrliche, Gott gefällige Arbeit schicken und nichts anderem nachstreben, als zur Zufriedenheit Deines Prinzipals tätig zu sein, ihm und Dir keinen Schaden mehr zu bereiten, damit er Dich einmal mit gutem Fug zum Gehilfen machen möge, wie dann kein schöneres Los zu denken ist, als den kranken Menschen Arzney zu bereiten und medicinam zu studieren, nicht aber mit Tingieren, Solvieren, Digitieren und Coagulieren Gold machen zu wollen oder den Stein der Weisen zu suchen, den, wenn er zu finden sein sollte, Gott wohl anderen beschieden hat."

Als Böttger diesen Brief erhielt, der mit ähnlichen mütterlichen Besorgnissen, Mahnungen und Warnungen noch über etliche Seiten weiterging, war er schon wieder außer Bett, etwas blaß und schwach noch, aber doch im ganzen über die Wirkungen des Giftes hinaus. Er las das Schreiben dreimal, steckte es zu sich, schlug dann das Buch, das er von dem Apotheker Köpke erhalten hatte, in graues Packpapier ein und ging damit nach Schluß der Ladenstunden zur Spree. Seine Absicht war, den ganzen Rattenkönig von grünen Drachen, roten Löwen, grünen Schlangen, goldenen Mänteln und schwarzen Adlern, mit denen ihm das Buch den Kopf wirr gemacht hatte, diese magischen Tabellen und Rezepte von Tinkturen, die ihn fast ums Leben gebracht und seinen Prinzipal so erbittert hatten, ins Wasser zu versenken. Wie er so längs der Spreekähne, die am Ufer lagen, dahinging, hob sich plötzlich aus einem von ihnen eine Gestalt, die in der Dunkelheit unerkennbar blieb. Sie rief einen Jungen an, der vorn an der Spitze eben im Begriff zu sein schien, einen Kübel über Bord zu schütten: „He du! Was fällt dir ein? Schau erst mal nach, was drin ist."

Böttger fuhr zusammen, als habe der Anruf ihm gegolten und ihm ein Zeichen gegeben; er verzog sich, seinen Schatz unter den Arm geklemmt, in die Dunkelheit der Häuser. Gut! sagte er sich, es ist wahr. Warum soll dieses Buch völlig vernichtet sein. Wenn es mir seine Geheimnisse nicht offenbaren will, vielleicht nützt es einem andern, der geschickter ist als ich, oder klüger oder begünstigter vom Glück. Er trug das Buch also wieder heim, aber nicht mehr in seine Kammer oder gar unter das Kopfkissen, wie früher, als er noch gehofft hatte, es werde solcherart die darin verschlossene Weisheit in seine Träume aufsteigen und ihr Verschwiegenstes offenbaren. Er hatte verzichtet und glaubte, mit seinen Wünschen und Plänen nunmehr völlig auf das gerichtet zu sein, was seine Mutter und sein Lehrherr von ihm verlangten und erwarteten.

Auf dem Dachboden, zwischen Sparren und Schindeln, wußte er einen dunklen Winkel. In den schob er das alchimistische Buch, rückte eine schwere Kiste davor, und da war es nun, als habe er es begraben und mit ihm alle törichten Hoffnungen, die ihn genarrt hatten. Sehr zufrieden mit sich selbst und dem Sieg, den er erfochten hatte, begab er sich an diesem Abend zu Bett und schlief zum erstenmal seit langen Monaten ohne Träume von Öfen, die ihn fressen, und Retorten, die, in Schlangen verwandelt, ihn umstricken wollten.

Am nächsten Tag, als er eben einem alten Weiblein eine Dose mit Schlangenfleisch-Pastillen verkaufte, trat ein Mann in die Apotheke, der einen seltsam fremdartigen Eindruck machte. Er trug einen alten blauen polnischen Schnürrock, der um den Leib mit einer Scharlachbinde gegürtet war. Auf dem Kopf saß ihm eine fette ungarische Mütze, unter der dichtes, wirres eisgraues Haar hervorquoll, das sich mit einem Bart von demselben wilden Wuchs um sein Gesicht zusammenschloß, rotbraun, von Furchen zerrissen und zerschrammt wie das von der Sonne verbrannte Felsgestein südlicher Landschaften. Der Stock, den er in der Hand hielt, war weit länger als er selbst, eine Art Hirtenstab, so lang, daß er mit dem gekrümmten oberen Ende an das ausgestopfte Krokodil anstieß, das von dem Gewölbe der Apotheke herabhing. Es begann sich an den Schnüren, die es hielten, zu drehen und zu schaukeln, als wäre es plötzlich lebendig geworden.

Der Fremde begann mit einem frommen Gruß und fuhr dann fort, er sei Archimandrit eines Klosters der fernen griechischen Insel Mitylene, ein Sproß der kaiserlichen Familie Laskaris, und sei mit Erlaubnis des Patriarchen zu Konstantinopel auf einer Wanderung durch die Christenheit begriffen, um Almosen zu sammeln, mit dem man arme Christensklaven aus der türkischen Gefangenschaft loskaufen könne. Damit hob er eine blecherne Büchse, die er an einem Riemen um den Hals trug, und ließ die Geldstücke, die darin waren, ein wenig klappern und klingen.

Da es damals in Berlin eine Menge solcher seltsamer Erscheinungen gab, die sich als griechische Mönche, Prinzen vom Libanon oder befreite Christensklaven einführten und alle auf Almosen ausgingen, begegnete der Apotheker dem Fremden mißtrauisch und wollte ihn abweisen. Aber der Alte zog einen Beutel hervor, dem er ein zerlesenes Pergament entnahm, in dem seine Sendung vom Patriarchen von Konstantinopel mit Siegel und Unterschrift beglaubigt war.

Das alte Weiblein, das den Fremden eine Weile angestarrt hatte, wandte sich nun wieder seinen Schlangenfleisch-Pastillen zu und fragte, als wäre es vom Mißtrauen des Magisters Zorn angesteckt, ob denn die Medizin auch wirklich echt und aus der italischen Viper hergestellt sei.

(Fortsetzung folgt.)

M O D E R N E   F R I S U R E N





Lockenbüschel zum Bubikopf. Dazu Kranz aus mit Straß begrenzten Blättern. (Phot. Manassé, Wien.)



Die Filmschauspielerin Claude France in lose und duftig, gleich einer Bubifrisur arrangiertem Haar. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti in ihrer Abendfrisur: Lockenkopf. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)





Haarfrisur der Filmschauspielerin Arlette Marschall: Glatt zurückgekämmtes Haar mit kleinem Knoten im Nacken. (Phot. Zimbler, Wien.)

Links nebenstehend:

Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti mit kurzem, im Nacken zusammengedrehtem Haar. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)

Rechts nebenstehend:

Die Schauspielerin Charlotte Ander im Bubikopf und Perlenschmuck. (Phot. Zimbler, Wien.)



AUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

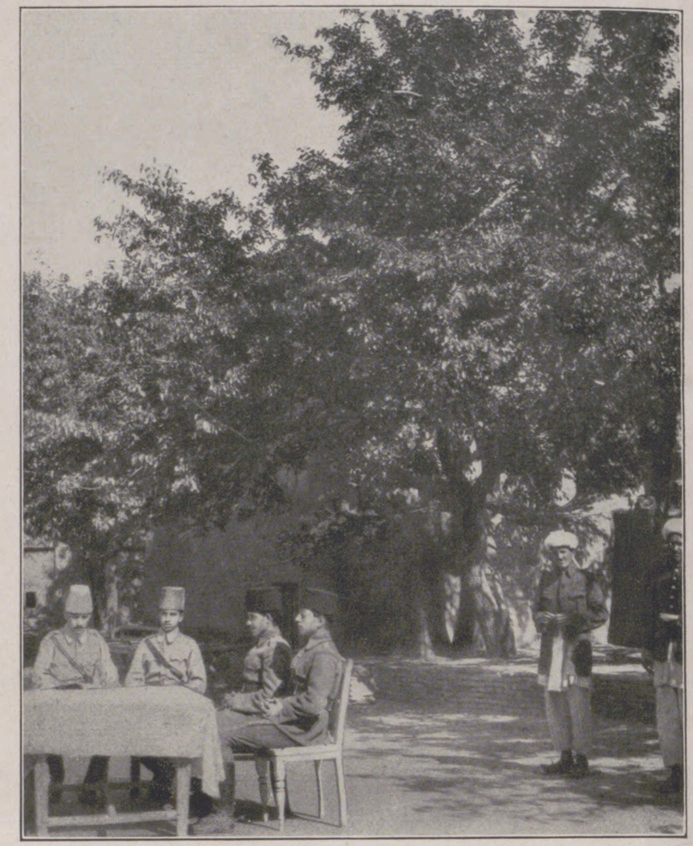
Kabul, die Hauptstadt Afghanistans.

Von Dr. E. Trinkler, Bremen.



Handelsniederlassung der Deutsch-Afghanischen Compagnie.

Kabul, die Hauptstadt Afghanistans, kann heute in zweitägiger Autofahrt von Peschawar, der Hauptstadt der „North West Frontier Province“ Indiens, erreicht werden. Auf einer fruchtbaren, ungefähr 1800 m hoch gelegenen Ebene erbaut, die von einem Kranz hoher Berge eingefaßt ist, bietet Kabul, was landschaftliche Schönheit anlangt, ein Bild, das sich mit mancher Alpenlandschaft messen kann. Von Mai bis Ende Dezember spannt sich fast ununterbrochen ein wolkenlos blauer Himmel über das Land, und kaum ein Tropfen Regen fällt in diesen Monaten. Im Juli, August steigt das Thermometer im Schatten mittags wohl auf 38 bis 40° C, aber da die Luft trocken ist, empfindet man die Hitze nicht so stark wie in den feuchten Tropen, auch kühlt es sich abends und nachts beträchtlich ab. Im Winter aber steigt die Kälte auf 15 bis 18° C, und im vorigen Jahre lag der Schnee fast meterhoch in den Straßen.



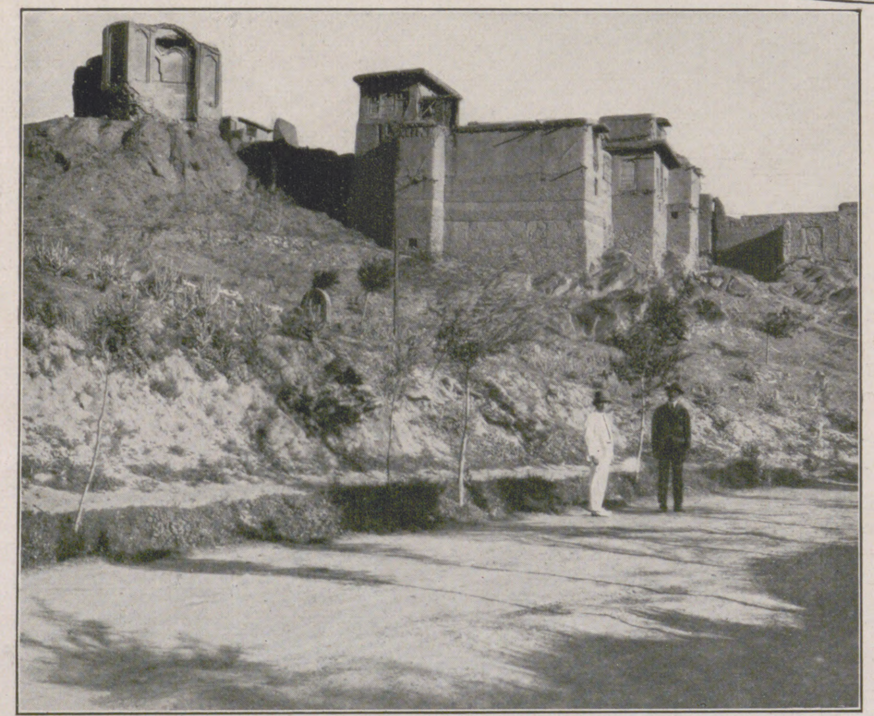
Afghanische Offiziere.

Die Stadt selbst bietet das typisch orientalische Bild: die Häuser sind größtenteils aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut, die durch Holzfachwerk verbunden sind; aber es gibt auch moderne Bauten in europäischem Stil, unter anderm den Palast Bagh-i-Bala, das Auswärtige Amt, einige Gesandtschaftsgebäude usw. Ein interessantes Bild bietet die „Ark“ (am besten wohl mit „Regierungssitz“ zu übersetzen); sie stellt einen großen Gebäudekomplex dar, in dem die Ministerien untergebracht sind und sich auch der Wohnsitz des Herrschers befindet.



Augenblicklich weilt eine Kolonie von etwa siebzig Deutschen in Kabul, die zum größten Teile als Ingenieure, Ärzte, Chemiker und Handwerker im afghanischen Staatsdienste stehen. Besonders hervorzuheben sind die Deutsche Schule und die Deutsch-Afghanische Compagnie, eine Bremer Gründung, die die einzige europäische Handelsniederlassung im Lande ist und große Zukunftsaussichten hat.

Mehr und mehr dringt die Zivilisation auch in diesem Winkel Asiens vor, und vielleicht ist auch der Zeitpunkt nicht mehr fern, an dem wir über Länder und Meere hinweg im Flugzeuge in ein paar Tagen Afghanistan einen Besuch abstatten können.



Auf dem Wege zur Deutschen Gesandtschaft.



Der Palast Bagh-i-Bala.

Im Oval: Die „Ark“ (Burg) von Kabul mit dem Palast des Emirs und den Regierungsgebäuden.

Schlesische Kunst. / Von Arthur Dobsky.



Walther Rhaue: Diana. (Keramik.)

Was in Berlin, in München, in Dresden und anderen Kunstzentren vor sich geht, das erfährt man prompt und gewissenhaft. Aber daß auch in Schlesien, dem Osten, den viele unserer braven Deutschen schon als halbe Polakei ansehen, die Kunst blüht und gedeiht und gar nicht ganz schlecht, das will man zunächst nicht recht glauben. Und doch ist es so. In Breslau und selbst in kleineren Städten pulsiert ein frisches künstlerisches Leben, und es wirken hier künstlerische Potenzen, die nicht nur vom Ruhme des großen schlesischen Ahnherrn Adolf Menzel zehren.

Daß wir in Breslau keinen Glaspalast haben und auch nicht die Riesenhallen am Lehrter Bahnhof in Berlin, mag für die Künstler manchmal bitter sein. Aber bekanntlich ist ja nicht die Quantität entscheidend, sondern die Qualität. Und damit braucht sich die schlesische Kunst wahrlich nicht zu verstecken. Naturgemäß gibt es auch hier Richtungen und Strömungen, die diametral gegenüberstehen. Der Kampf um die Form, wenn er auch abgeebbt ist, geht weiter. Und das ist ja kein Fehler, weil er erfrischend wirkt.

Die Führer unter den Malern: Kardorff, Moll, Müller, haben sich eine gute Gefolgschaft herangebildet. Einzelleistungen unserer jungen Revolutionäre können mit Ehren auch am Kurfürstendamm bestehen. Für die, denen die Sache „zu bunt“ wird, treten beruhigend die abgeklärten Meister wie Arnold Busch, Hans Zimbal, Arthur Wasner, Oswald Schlombs und von den noch jüngeren der stark dekorative Otto Kalina, Georg Heyduck, Erich Steyer, Walter Hartmann in die Erscheinung, nicht zu vergessen, der allgemein als stärkster Könner angesprochene Wilhelm Haase, der unentwegt dem Sieg der Farbe zustrebt.



Paul Plontke: Verkündigung. (Gemälde.)

Die moderne schlesische Plastik, durch Gosens klangvollen Namen repräsentiert, findet in den verschiedensten Energien, wie Richard Schipke, Bednorz, Myrtek, H. Hübner, R. Schulz, vielfältigste Ausdrucksform. Bruno Zwiener, der Graphiker, dringt mit radierten Stätten der Arbeit, Stierkämpfen und riesigen Kircheninterieuren immer mehr in die vorderen Reihen der Schwarzweißkünstler.

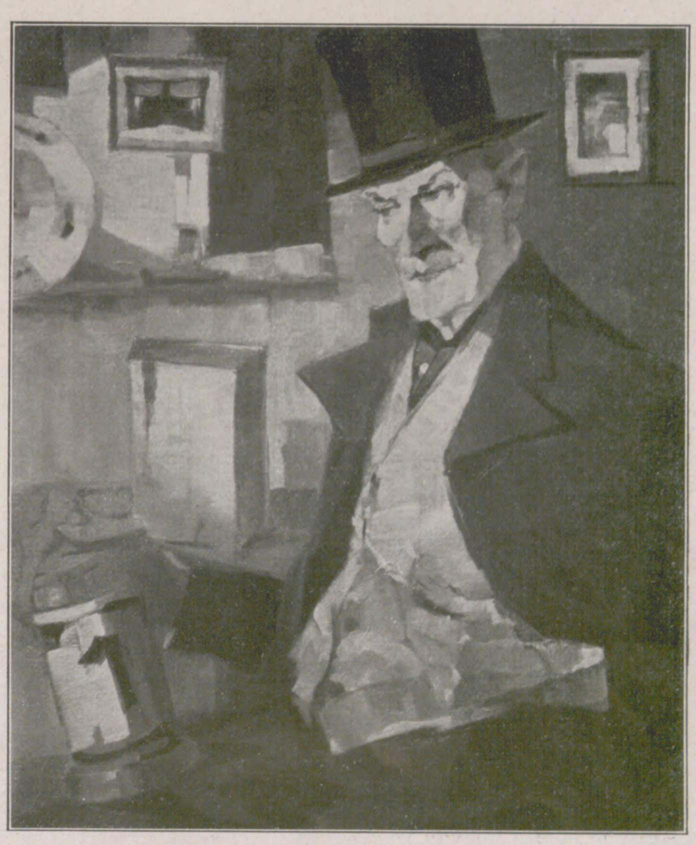
Görlitz, die zweitgrößte Stadt der Provinz, brachte sich kürzlich mit einer schönen Ausstellung in seiner Ruhmeshalle als Kunststätte in Erinnerung. Fritz Neumann-Hegenberg, eines der stärksten Talente der Stadt, ist im vorigen Jahre gestorben. Seine Kunst war längst über provinziale Anerkennung hinausgeschritten. Bleiben die in ihrer groß gesehenen Einfachheit fesselnden Malereien von Schulze-Rose, Dora Kolisch, die eine fast männliche Kraft ausströmen, W. Merseburgs und die Plastiken von W. Wolf und W. Rhaue, die, umrahmt von den Werken berühmter auswärtiger Gäste, die aus Schlesien stammen, wie P. Plontke, W. Firle, ein schönes Gesamtbild ergaben. Vielleicht hat die schlesische Künstlerschaft sich selbst eine Aschenbrödelrolle auferlegt, die sie nicht verdient. Für den, der mit offenen Augen kommt, gibt es genug Gutes und Schönes zu sehen und — zu entdecken.



Otto Kalina: Badende. (Gemälde.)



W. Merseburg: Landschaft. (Gemälde.)



Schulze-Rose: Bauer mit Krug. (Gemälde.)

Salmfang im Rhein. / Von G. S. Urff. Mit 4 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Töten des gefangenen Salms.



Ein guter Fang: Zwei Salme im Gewicht von je etwa 30 Pfund.



Einholen des Fanges.

Wenn man von Oberwesel rheinabwärts geht, gleichgültig, ob auf dem linken oder dem rechten Ufer, so gewahrt man kurz oberhalb von dem Loreleifelsen eigenartige Boote, die unter roter Flagge vor Anker liegen. In der Mitte eines jeden Kahnes befindet sich ein kleines Bretterhaus. Netze sind zum Trocknen darübergebreitet. Besonders fallen drei lange starke Stangen auf, die gleich Schlagbäumen hoch in die Luft ragen. Es sind die Salmenwagen der Rheinfischer, die als kostbarsten Fisch, den der Rhein in seinen Fluten birgt, den Rheinsalm fangen. Früher wurde dieser Lachs in außerordentlich großen Mengen gefangen. In Düsseldorf sollen sich die Dienstmädchen, ehe sie dort in Stellung gingen, ausbedungen haben, daß es nicht öfter als viermal in der Woche Salm zu essen gäbe. Im Jahre 1885 wurden im deutschen Rhein 104422 Lachse gefangen; 1910 waren es noch 19636. Ganz neuerdings soll ja das Ergebnis wieder besser geworden sein, aber ein Überfluß besteht nirgends mehr. Das erkennt man schon an den hohen Preisen. — Die Fangart des Salms ist ganz eigenartig und gründet sich auf die Lebensweise des Fisches.

Der Salm oder Lachs ist ein Meerfisch, der nur zum Zwecke des Laichens in die Flüsse aufsteigt. Der Aufstieg der Salme erstreckt sich über das ganze Jahr. Im Sommer kommen die Sommerlachse, im Winter die viel größeren und schwereren Winterlachse. Die zum erstenmal aufsteigenden Lachse, die nur ein Gewicht von 3 bis 6 Pfund haben, nennt man „Jakobslachse", weil sie um den St.-Jakobs-Tag, den 25. Juli, herum kommen. Sie zeigen sich oft in ungeheuren Mengen. Viel seltener dagegen, dafür aber auch viel schwerer und besser sind die Winterlachse. Sie erreichen ein Gewicht bis zu 80 Pfund. Heute hält man einen Salm von 30 Pfund schon für eine sehr gute Beute. Der Fang findet jetzt ausschließlich nachts statt. Tagsüber ist es auf dem Strom zu unruhig, da geht der Fisch in die tiefen Felsenhöhlen und steht dort vollkommen still. Nachts stößt er dann langsam stromaufwärts vor. Da hat man nun seit langem die Stellen ausfindig gemacht, wo er sich am zahlreichsten einfindet und somit auch am leichtesten zu fangen ist. Mit Köder und Angel kann man ihm nicht beikommen, weil er während seines Aufenthalts in den Laichgewässern überhaupt keine Nahrung zu sich nimmt und sich deshalb auch durch den besten Leckerbissen nicht locken läßt. Nur die Gewohnheit des Fisches, langsam gegen den Strom vorzustoßen, macht sich der Salmfischer zunutze. Abends, wenn die Dunkelheit einfällt, wird es auf den Salmenwagen lebendig. Die Fischer kommen, je nach der Jahreszeit, mit Decken oder Mänteln und gehen über ein schmales Brett auf ihren Kahn. Das Netz wird mit dem einen Bande an der Längsseite des Schiffes, mit dem anderen an den „Schnappen", den Schlagbäumen, befestigt und in den Strom gelegt. Es sind in der Regel auf jeder Wage zwei Fischer anwesend. Der eine sitzt am Ausguck und hält die Fangleine in der Hand; der andere liegt auf einer Strohschütte und schläft. Nach zwei Stunden kommt die Reihe an diesen, dann kann sich der erstere ausruhen. Jedes laute Sprechen wie überhaupt jeder Lärm ist streng untersagt. Der Fischer hat nur die Fangleine zur Unterhaltung. Was kann sie ihm alles erzählen! Sie sagt ihm, wie der Strom langsam durch das Garn zieht, wie sich das Netz aufbläht und wieder zusammensinkt, wie kleine, im Wasser schwimmende Holzstückchen gegen das Netz angetrieben werden. Alles dies läßt den Fischer kalt. Da, was war das? Ein scharfer Stoß gegen das Netz, als sollte es zerreißen. Schon hat der Fischer den Holzkeil herausgeworfen, die Schnappen fliegen hoch, der Gehilfe springt herzu, beide greifen das Netz und ziehen es ein. Ein Salm ist gefangen. Ein guter muß es sein, denn gewaltig schlägt er um sich. Doch alles Wehren hilft ihm nichts. Bald fassen ihn die derben Fischerfäuste und werfen ihn an Bord. Ein paar wuchtige Schläge mit einem Holzhammer auf den Kopf, und schon hat er sein Leben ausgehaucht. Gleich wird das Netz zu neuem Fang gestellt. Es kommt vor, daß die Fischer am Mittelrhein in einer Nacht sechs große Salme fangen; weit zahlreicher aber sind die Nächte, in denen nicht ein einziger in ihr Garn geht. Trotz aller Enttäuschungen haben die Salmfischer ihr Handwerk lieb, und gar oft vererbt es sich vom Vater auf den Sohn und den Enkel.



Fischerboote auf dem Rhein.

Aus der Vorzeit des innerafrikanischen Wildes.

Von Dr. H. Reck, Berlin. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Paul Neumann, Karlsberg.

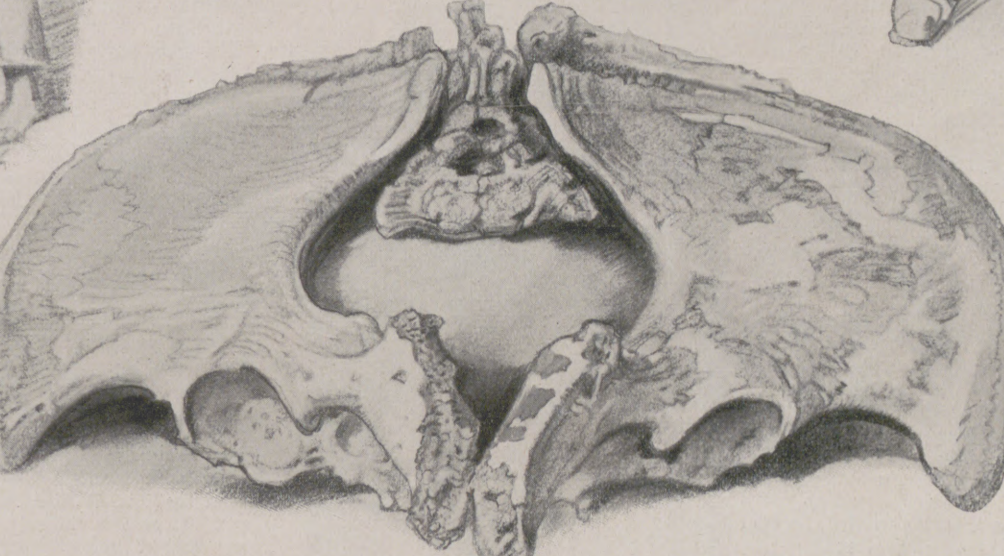


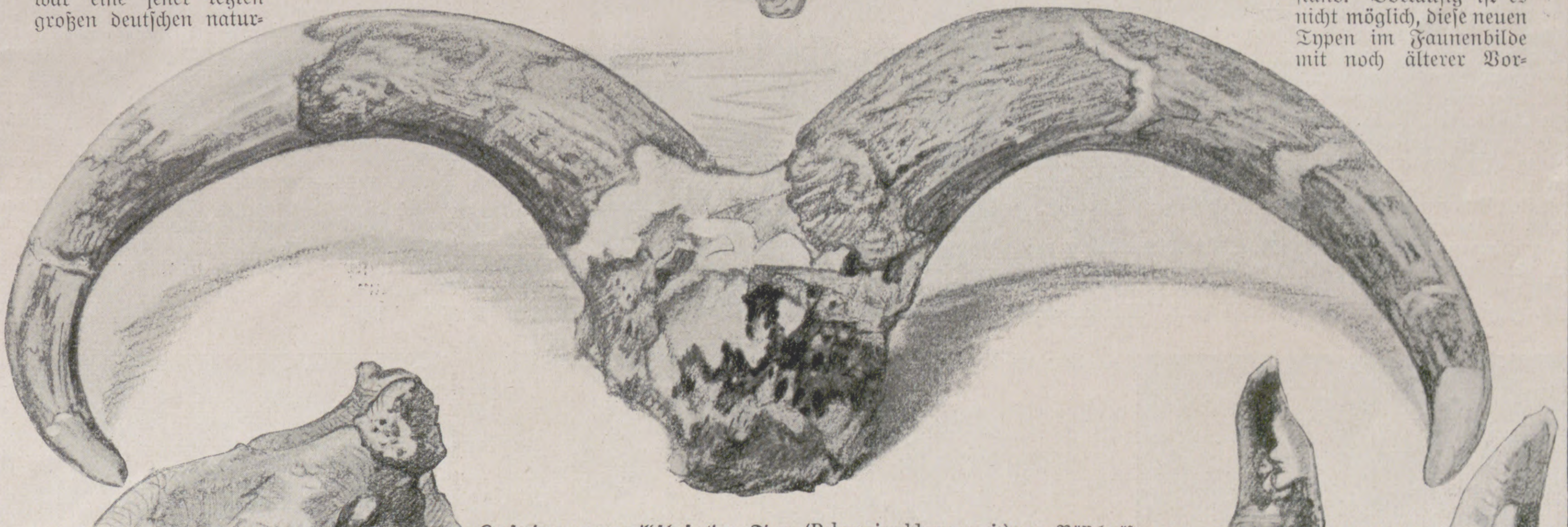
Ein ungewohntes Bild barg ein kleiner Raum der 3. Deutschen Jagdausstellung zu Berlin. Merkwürdig, in solchem Rahmen Stein und Fossil anzutreffen — es war ein Blick zurück in ferne Vergangenheit. Jagd und Jagdwild des diluvialen Menschen zeigte die Schau.

Die eine Längswand des Raumes zierten Steinwaffen, aus der Tierwelt Elch, Mammut und anderes Eiszeitwild. Nicht mehr fremd ist uns heute dieses Milieu des steinzeitlichen Jägers Mitteleuropas. Die andere Seite aber nahmen Relikte zentralafrikanischen Wildes ein, in grauem Stein erhalten, die ebenfalls schon der Mensch erschaut und zur Nahrung erlegt hat. Ein ganz Neues tritt in diesem Faunenbilde vor unser Auge. In ihm verkörpern sich die ersten rekonstruktiven Arbeiten der Oldoway-Expedition, die am Ostrande der Serengetisteppe im nördlichen ehemaligen Deutsch-Ostafrika aus vulkanischem Tuff diese diluvialen Reste zusammen mit dem Skelett eines Menschen geborgen hat. Es war eine jener letzten großen deutschen naturwissenschaftlichen Forschungsreisen, die ihre Funde noch unversehrt der Heimat zuführen und erhalten konnten.



Fossile Reste eines in Oldoway ausgegrabenen Altelefanten. Links: Oberschenkel. — Unten: Becken und Kreuzbein. — Rechts: Fuß.





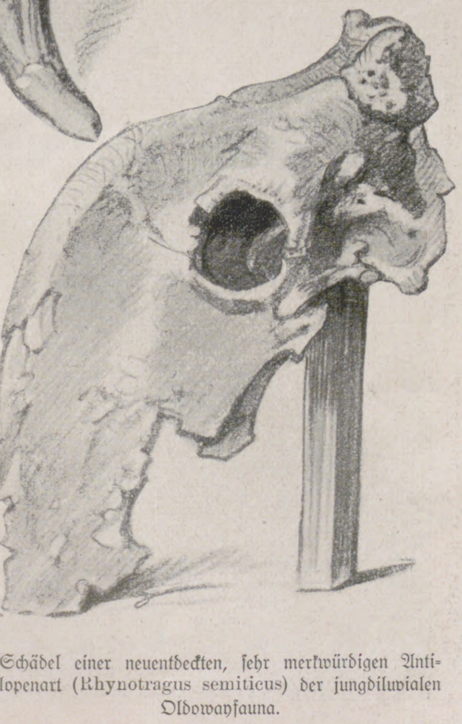
Kopf eines neuen, wildschafartigen Tieres (Pelorovis oldowayensis) von Büffelgröße.

Von den überraschendsten Funden dieser eigentümlich fremdartig anmutenden Tierformen versinnbildlichen die hier beigefügten Abbildungen einige Beispiele. Am augenfälligsten ist vielleicht die Gruppe ausgewählter Riesenknochen eines Elefanten. Die gewaltigen Schaufeln des Beckens leuchten in weißem Stein, der 1,47 m lange Oberschenkel reicht einem Menschen fast bis zum Halse, der Fuß allein ist 52 cm hoch. Einmal montiert, werden die Säulen dieser Beine mit dem hohen Bogen des Beckens darüber ein imposantes Portal von über 4 m Höhe darstellen. Aber nicht der Art des heute Äquatorialafrika belebenden Elefanten gehören diese Reste an, sondern einem ganz anderen Typ, einem Altelefanten, dessen nächste Verwandte wir nur aus dem Diluvium Europas und Asiens kennen.

Dann das wuchtige Kopfstück mit dem weitausladenden, schön geschwungenen Bogen der Hornzapfen! Eine besonders für Mittelafrika ganz neuartige Erscheinung. Bergschafartig in ihrem Habitus, aber von Maßverhältnissen, die dem Tiere Büffelgröße zuweisen, mit übergewaltigen Hörnern; besitzen doch beim lebenden Tiere die knöchernen Zapfen in der Regel nur $^1/_2$ bis $^2/_3$ der Länge der Gehörne.

Und wie dieses Schaf, so verkörpern auch die zwei hier erstmals dargestellten Antilopenschädel ganz ungewöhnliche neue Typen und Arten. Den einen charakterisiert auf den ersten Blick das enorm hochgewölbte Gesichtsprofil, den anderen die plump-rettichförmigen Gehörnzapfen und die Rudimente zweier weiterer kleinerer Hörner, die das Tier als eine Vierhornantilope kennzeichnen. Ganz Afrika bietet nichts diesen Formen Vergleichbares in seinem lebenden Tierbestand. Vorläufig ist es nicht möglich, diese neuen Typen im Faunenbilde mit noch älterer Vorwelt oder mit der lebenden Nachwelt Innerafrikas in stammesgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen.

Das eben ist das Eigenartige jener Lagerstätte, daß sie uns eine versteinerte Tierwelt kennenlehrte, die zeitlich der jetzigen Fauna Innerafrikas zwar unmittelbar vorausgeht, artlich aber eine große Zahl von Elementen in sich birgt, die uns das heutige Lebensbild nicht mehr ahnen läßt. Diese Elemente sind also wohl nur als letzte Reste eines Lebens zu deuten, das noch ferner, noch fremdartiger, noch unbekannter einst die innerafrikanische Landschaft bewohnte, sich aber dem suchenden Zugriff im Schutze undurchforschter Landräume gewaltiger Dimensionen und unter der Hülle tiefer Sedimentdecken bis heute entzog.



Schädel einer neuentdeckten, sehr merkwürdigen Antilopenart (Rhynotragus semiticus) der jungdiluvialen Oldowayfauna.



Schädelpartie und Gehörn einer erstmalig bekannt gewordenen vierhörnigen Antilope (Thaleroceros radiciformis) Äquatorialafrikas.

Der deutsche Maßkrug.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff, Berlin.



Bernstein-Humpen. Ostpreußen, Anfang des 19. Jahrhunderts.



Krug des Wolff Jacob Bömer mit Relief von Kaspar Vest. Kreußen, um 1630.



Krug aus Zinn und Holz. Bamberg, Anfang des 18. Jahrhunderts.

Derbe Holzgefäße, vom Böttcher aus sauber gehobelten Brettern zusammengefügt, oben und unten mit Reifen zusammengehalten, sind noch heute in ländlichen Gegenden in Gebrauch. Ihre Verzierungsmöglichkeit beschränkte sich auf Malerei und Schnitzerei, die das Holz nicht allzusehr schwächte. Diese Form wurde dann von dem aufblühenden Handwerk der Steinzeugbäcker am Rhein und im Westerwald im späten Mittelalter aufgenommen, und so entstand die sogenannte rheinische Pinte. Die leichteckige Walzenform, die durch streifenartiges Nebeneinandersetzen der oft äußerst sorgfältig gearbeiteten Reliefauflagen bedingt ist, und die als Schmuckform beibehaltenen Reifen, die den Krug oben und unten umziehen, verraten die Herkunft die Gefäßes vom Holzkrug. Erhöht wird der Reiz dieser Krüge durch eine glänzende Salzglasur, die den kräftig dunkelbraunen bis hellgrauen, harten und klingenden Scherben durchscheinen läßt. Ein zweites Zentrum der deutschen Steinzeugbäckerei, dessen Blüte im Anfang des 17. Jahrhunderts liegt, war die oberfränkische Stadt Kreußen. Ihre Meister gestalteten die hohe, schlanke rheinische Pinte zu einem breiten, behäbigen Krug um, dessen Dekor in der mannigfachsten Weise wechselte. Der abgebildete Kreußener Krug ist mit Porträtreliefs in reichen Renaissancekartuschen verziert; lange schmale, als Hermen ausgebildete Streifen trennen die einzelnen Felder, die oberen und unteren Reifen sind zu kräftigen Wülsten umgestaltet. Eine berühmt gewordene Gattung der Kreußener Steinzeugkrüge sind die sogenannten Apostelkrüge, deren plastischer Dekor die figürlichen Darstellungen der zwölf Apostel zeigt, erhöht durch eine buntfarbige Emailmalerei. Diese etwas fremdartige Verwendung religiöser Motive bei Trinkgefäßen findet ihre Erklärung darin, daß diese Krüge in wohlhabenden Bürgerhäusern als Zierstücke zugleich einem dekorativen Zweck dienten. Daneben hat Kreußen noch eine besondere Form kugelförmig-bauchiger Krüge hervorgebracht, die mit einem netzartigen Kerbschnittdekor in wechselnder farbiger Behandlung versehen sind.

Als Konkurrenten des Steinzeugs treten von Anfang an die Zinnkrüge auf. Im 16. Jahrhundert ist ihre einfach walzenartige Form schon festgelegt; die Verzierung ist meist ein eingeritztes Ornament, das Stichvorlagen entnommen ist. Die Motive der Darstellung beziehen sich häufig auf geschichtliche Ereignisse und Personen, ebenso beliebt sind religiöse Darstellungen, oft begegnet man mehr oder weniger geistreichen Inschriften. Die Abbildung des Kruges aus Zinn und Holz zeigt die allgemeinübliche Form der Zinnkrüge; der Krug ist besonders merkwürdig, weil hier auf das ältere Material, das Holz, zurückgegriffen wird. Das beschlagartig umgelegte Zinnornament verleiht dem Gefäß größere Festigkeit und innigeren Zusammenhalt.

Für Luxuszwecke wurde es früh üblich, den Maßkrug in allem Material nachzubilden. Das 16. Jahrhundert erlebt eine Blütezeit der Goldschmiedekunst. Silber ist bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein für derartige Prunkstücke beliebtes Material geblieben; gerade die Form des Maßkruges erlebt in ihm eine Steigerung ins Riesenhafte, von der der etwa 80 cm hohe Münzhumpen Friedrich Wilhelms I. im Berliner Schloßmuseum zeugt. Doch hält diese Übersteigerung der Größenverhältnisse nicht Schritt mit der künstlerischen Durchbildung der Gefäßform. Die Barockzeit liebt die Abwandlung in alle nur denkbaren Materialien; feine Elfenbeinschnitzereien wandelten die ganze Außenwand von Krügen in fein durchgebildetes Relief um. Beeinträchtigt diese Ausführung die praktische Brauchbarkeit schon recht beträchtlich, so schwindet sie ganz, wenn das Gefäß in dem bröckligen Material des Bernsteins ausgeführt wird. Der abgebildete ostpreußische Bernsteinkrug ist nur noch ein Prunkgefäß, das durch den Reiz des edlen Materials besticht.

Als Gebrauchsgefäß setzt sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts neben dem Zinnkrug immer mehr der Fayencekrug durch. Seine glatte Walzenform verzichtet auf jede Verzierung, der Reiz dieser Krüge liegt in der Wirkung weniger Scharffeuerfarben in der Zinnglasur. Die Fayence war praktisch nichts anderes als eine wohlfeilere Nachahmung des teueren und seltenen ostasiatischen Porzellans. Daher ist es selbstverständlich, daß bald nach der Erfindung des europäischen Porzellans durch Böttger im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts auch Maßkrüge in diesem edlen keramischen Produkt angefertigt wurden, nachdem das schon vorher ebenfalls von Böttger erfundene und nach ihm benannte rohe Steinzeug zu Krügen verarbeitet worden war. Die Wertschätzung, die man auch heute noch dem Porzellan als einem außerordentlich kostbaren Material entgegenbringt, kommt zum Ausdruck in der sorgfältigen Bearbeitung und der Fassung des edlen Stoffes. Das abgebildete Beispiel zeigt einen frühen Meißner Krug mit Chinesenmalerei von der Hand des berühmten Porzellanmalers Höroldt.

Die Deckel aller Maßkrüge sind, soweit nicht ausnahmsweise ein edleres Metall zur Verwendung kam, aus Zinn. Sie tragen oft reichen ornamentalen und inschriftlichen Schmuck, Monogramme und Namen der Besitzer, Zunft- und Stadtwappen, mitunter auch eingelöste Medaillen. Recht witzig ist in manchen Fällen der inschriftliche Schmuck durch Dedikationen und Sprüche, die einer herzhaften Derbheit nicht entbehren.

Das 19. Jahrhundert übernahm die Walzenform des Maßkruges, die sich als einfach und praktisch erwiesen hatte. Der künstlerischen Ausbildung und Pflege dieser Gefäßgattung hat unsere Zeit wenig Interesse entgegengebracht. Nur hier und da sind Versuche gemacht worden, die alten Formen rheinischer Pinten und Kreußener Krüge neuzubeleben, bis jetzt ohne Erfolg. Jedenfalls ist aus der Praxis zu erkennen, daß der einfache Steinkrug dem Charakter des Getränkes, für das er bestimmt ist, am besten entspricht, sosehr auch die große Verbreitung schlecht gepreßter Gläser, die weiter nichts sind als unschöne Wiederholung der alten Form in anderem Material, dagegenzusprechen scheint.

Dr. P. Eckardt.



Krug aus Meißner Porzellan mit Wappen der Familie v. Strauß. 1730.



Elfenbein-Humpen mit Darstellung der Kallistosage. Deutschland, Ende des 17. Jahrhunderts.





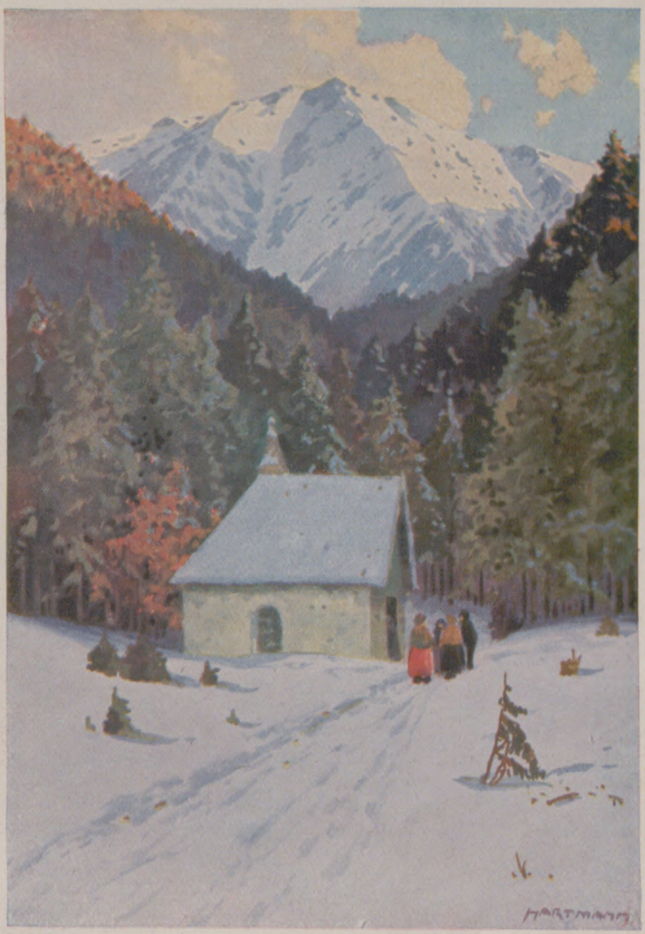
Links: Kanne aus Steinzeug mit aufgelegter Kreuzigungsszene. Muskau, 1690.
Rechts: Walzenkrug mit gekröntem, auffliegendem Adler mit Brustbild und Monogramm Friedrich Wilhelms I. 1725. (Corn. Funcke, Berlin.)



Silbener Deckelhumpen mit getriebener Darstellung der Frauen des Darius vor Alexander dem Großen. 1670. (Jürgen Richel, Hamburg.)



Blick in den Weißwassergrund.



Im Langen Grund: Eisenkoppe.



Stuffenseite mit Schneekoppe.



Fuchsberg mit Kesselkoppe.



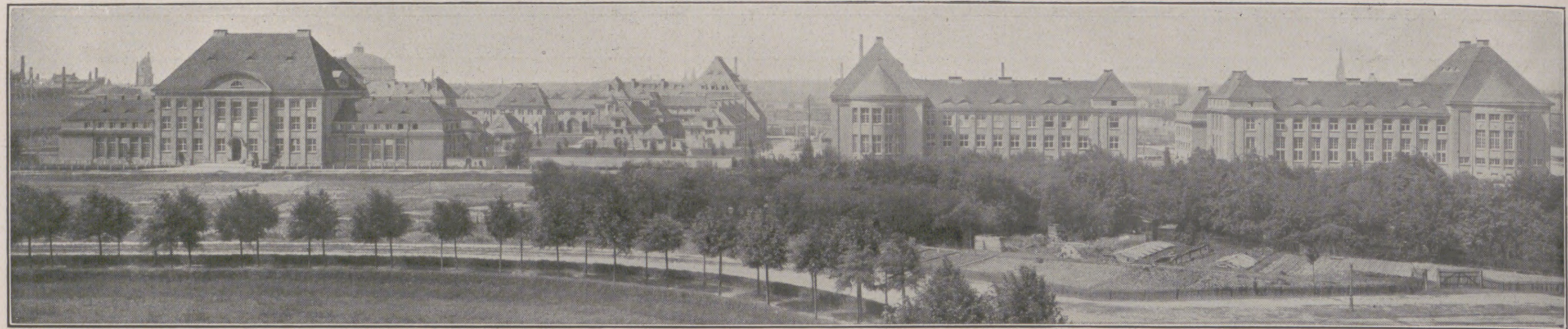
An der Schwarzschlagbaude.



Am Schwarzenberg.

Der Winter im Riesengebirge.

Nach Aquarellen von F. Hartmann.



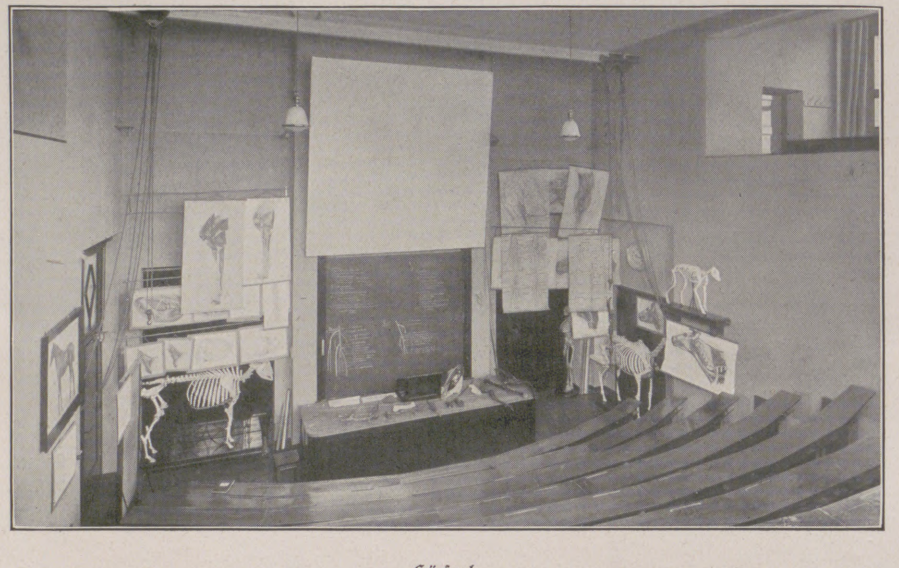
Gesamtansicht der Institute von der Straße des 18. Oktobers aus.

Die veterinärmedizinischen Institute der Universität Leipzig.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hermann Walter, Leipzig.

Die der Landwirtschaft schadenden Tierseuchen sowie das Bedürfnis nach fachlich ausgebildeten Tierärzten für die Pferde der Armee bestimmten schon vor nahezu 150 Jahren die sächsische Regierung, in Dresden eine tierärztliche Lehr- und Forschungsstätte zu gründen, der sich dann mit der Entwicklung der Tierheilkunde immer neue Institute angliederten. Im Oktober 1923 wurde nun die damalige Tierärztliche Hochschule mit der Landesuniversität vereinigt und den bestehenden vier Fakultäten eine fünfte, eben die veterinärmedizinische, angereiht. Der umfangreiche Gebäudekomplex dient der Erforschung der Krankheitsursachen und Heilung unserer leidenden Haustiere, ferner der Tierzucht-Förderung, dem Ausbau der Fleisch- und Milch-Hygiene und der Feststellung einer zweckmäßigen Ernährung landwirtschaftlicher Nutztiere, dann aber vor allem der Ausbildung des studierenden Nachwuchses der Veterinärmedizin.

Im Vordergrund des Interesses stehen die verschiedenen Kliniken, von denen die Tierpoliklinik die Patienten, die nicht eingestellt, sondern vom Besitzer wieder mit nach Hause genommen werden, behandelt, während die medizinische Universitäts-Tierklinik nicht nur an inneren Krankheiten leidende Tiere aufnimmt, sondern die ihr vorgeführten Tiere auch nach oder vor einem Verkauf begutachtet. Ferner ist eine chirurgische Klinik mit zugehörigem Lehrgebäude, Laboratorien, Sprechzimmer des Direktors, Warte- und Assistentenzimmern, mit Sammlung, Bibliothek und einem großen Hörsaal vorhanden. Die eigentliche Klinik verfügt über eine geräumige Demonstrations- und Vorführhalle, über die mit allen neuzeitlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Operationssäle einschließlich der Bäder, Wasch- und Sterilisierräume sowie eines Röntgeninstituts. Die ambulatorische Klinik behandelt die Tiere im Hause ihres Besitzers, d. h. der Direktor der Klinik besucht, gewöhnlich zu Unterrichtszwecken mit einigen Studenten, den Patienten.



Hörsaal.

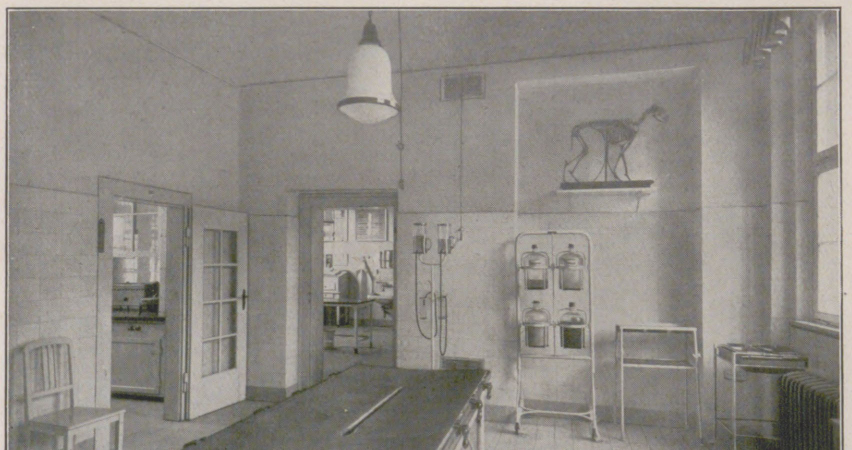


Operationssaal für große Tiere. Rechts der versenkbare Operationstisch.

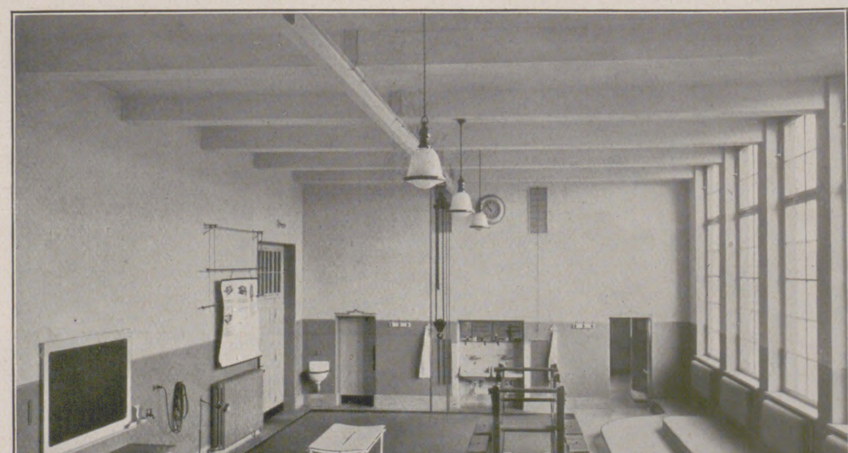
Im Institut für Tierzucht interessiert die geburtshilfliche Klinik mit ihren Operationsräumen den Nichtfachmann am meisten; für schwere, aseptische Operationen ist für große und kleine Haustiere ein besonderer Saal eingerichtet. Das veterinär-pathologische Institut besteht aus vier großen, besonders stark belichteten Lehrsälen: dem Seziersaal für die Obduktion kleinerer und größerer Haustiere, dem Demonstrationssaal, dem für 75 Studenten bestimmten, mit elektrischem Licht, Gas und Wasser ausgestatteten Mikroskopiersaal und endlich dem geräumigen Hörsaal. Eine großzügig angelegte Sammlung von etwa 6000 Präparaten krankhaft veränderter Organe, die meist in natürlichen Farben konserviert sind, unterstützt den Unterricht. Für pathologisch-histologische, bakteriologische und chemische Untersuchungen sind ausgezeichnet eingerichtete Laboratorien vorhanden.

Das hygienische Institut dient in der Hauptsache dem Unterricht und der Forschung in der Gesundheitspflege, der Bakteriologie, allgemeinen Seuchenlehre, Fütterungslehre und Milchkunde. Es stellt sich auch in den Dienst der Allgemeinheit und führt Untersuchungen und Arbeiten zur Feststellung von Tierseuchen und anderen Infektionskrankheiten aus. Schließlich wären noch das anatomische und das veterinär-physiologische Institut zu nennen. Das anatomische Institut besteht aus dem Präparatenkeller, dem Mazerations- und Entfettungsraum sowie einer größeren mechanischen Werkstatt; im Erdgeschoß liegen die Zimmer des Direktors, des Prosektors und der Assistenten, ferner die Unterrichtsräume mit Projektions- und Kinovorrichtung, ein großer, besonders gut beleuchteter Präpariersaal und was an Nebenräumlichkeiten dazugehört. Die Unterrichtsabteilung des physiologischen Instituts ist einstweilen im Hause für Tierzucht und Geburtskunde untergebracht, während die physiologisch-chemische Abteilung im anatomischen Institut Gastrecht genießt.

Dr. Heinrich Wiesenthal.



Poliklinik für kleine Tiere.

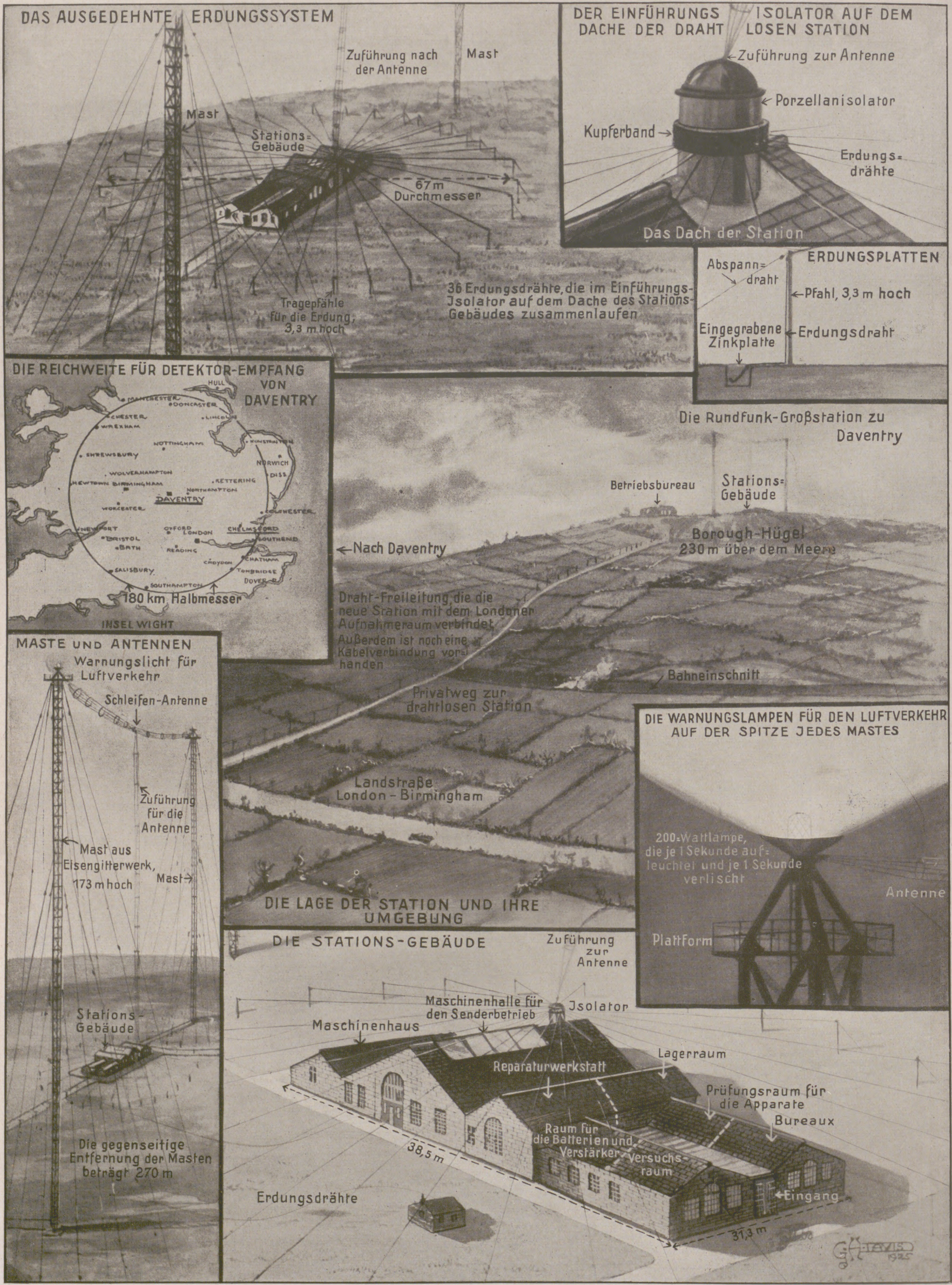


Saal für Geburtshilfe.



Aus den veterinärmedizinischen Instituten der Universität Leipzig: Im Wartezimmer der Poliklinik für kleine Tiere.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus.



Die Zukunft des Rundfunkwesens: Die im Bau befindliche Rundfunk=Großstation für Detektorempfang in Daventry (England), die erste ihrer Art.

Nach einer Zeichnung von G. H. David.

Bisher war es im Rundfunkwesen als ein Übelstand empfunden worden, daß die von den mit schwacher Energie (etwa 1 bis 1,5 Kilowatt) arbeitenden Sendestationen ausgesandten drahtlosen Wellen im allgemeinen nur bis auf etwa 20 km Entfernung mit dem für die breite Masse der Hörer leichter erschwinglichen Detektorapparat aufgenommen werden konnten, während sonst der viel teurere Röhrenapparat benutzt werden mußte. In den verschiedenen Ländern ist man daher schon seit einiger Zeit dazu übergegangen, stärkere Energien zu verwenden, und in England wird jetzt auf dem etwa in der Mitte des Landes gelegenen Borough=Hügel bei Daventry eine Rundfunk-Großstation gebaut, deren Darbietungen noch auf 180 km mittels Detektorapparates empfangen werden können. Die Station soll Ende Juni den Betrieb eröffnen. Durch die größere Reichweite werden auch die Hörer in Deutschland, hier allerdings noch unter Verwendung von Röhrenapparaten, einen besseren Empfang der englischen Rundfunk-Veranstaltungen als bisher haben. Im übrigen ist auch für Deutschland eine solche Großstation in Witzleben bei Berlin geplant. (Näheres siehe Beitrag auf Seite 462.)

Der wunderschöne Streit

Von Sophie Hoechstetter

(Schluß.)

Der vor Erregung bebende Bildhauer überschritt hinter dem Freund die Schwelle. Max fand den Raum, wie er es nun schon gewohnt war: anscheinend leer. Seine Majestät stand entweder hinter den Lorbeerbäumen oder hinter einer der schweren Portieren vor den tiefen Fensternischen und beobachtete!

Max flüsterte Seiling zu: „Haltung!“

Aber dem guten Wichie war es nicht gegeben, eine Figur zu machen, die dem König gefiel. Jählings stürmte der heftige, ruckweise Schritt Seiner Majestät aus der verhüllten Fensternische. Eine befehlende Handbewegung gegen den Bildhauer sagte deutlich, er solle sich entfernen. Max dachte, koste es, was es wolle, und rief:

„Eure Majestät hatten die Gnade, Bildhauer Seiling zu befehlen.“

„Ein Mißverständnis“, sagte der König, und seine Augen weiteten sich wie angesichts einer unerhörten Begebenheit, als Seiling überschwengliche Gebärden machte und stammelte:

„Oh, haben Eure Majestät die Gnade, zu verzeihen. Der heißeste Wunsch, Eurer Majestät dienen zu dürfen, die tiefste Bewunderung für Eurer Majestät erhabenen Idealismus —“

„Ein andermal“, unterbrach der König, nicht ganz ungnädig. „Ich habe mit Baron Hochsattel zu sprechen.“

Der arme Bildhauer blickte verzweifelt auf, sah eine knappe Geste des Königs. Er mußte nun gehen. Als sich die Tür hinter ihm schloß, wagte Max den zweiten Verstoß gegen die Etikette. Ungefragt sprach er:

„Eure Majestät, dieser Mann ist Eurer Majestät glühendster Bewunderer!“

Ludwig II. lachte nervös auf, winkte ungeduldig mit beiden Händen.

„Die Zeit drängt, mein Walter. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Bergluft. Ich ertrage dieses Schloß mit den Anhäufungen von Menschen nicht mehr. Die Abreise wird in zwei Stunden stattfinden. Vorher noch einen Wonnetrunk aus dem Quell der Dichtung! Sei Carlos, mein Walter!“

Er trat nahe an Max heran, starrte ihm ins Auge.

„Dann wird mein Walter seinem königlichen Freund sagen, daß er mit ihm gehen und ihm in seiner Einsamkeit zuweilen wonnesame Stunden schenken wird. Die äußere Form findet sich.“

Max fühlte, daß er erbleichte. Nun war das gefürchtete Angebot direkt ausgesprochen. Sein Wille drängte Max zu einem unbedingten Nein. Seine Menschlichkeit aber befahl ihm, die Probe zu machen, ob er sich nicht doch täusche, ob der König vielleicht nicht d o c h etwas anderes in ihm suche als einen Deklamator und eine Art Spielpuppe, die man zuweilen „Mein Walter“ nannte und umarmte.

Männlich entschlossen sagte er:

„Majestät, ich bin nicht vom Theater. Ich kann nicht meinen Beruf darin finden, zu deklamieren. Wenn Eure Majestät allergnädigst geruhen, mir die Ehre zu erweisen, mich Freund zu nennen, so müßte doch Freundschaft noch andere Pflichten haben, als Eurer Majestät Rezitator zu sein.“

Der schöne junge König lächelte, ganz ohne Begreifen. Er lächelte leer:

„War ich nicht ein Freund in diesem wunderschönen Streit, wie Ihre Majestät die Königin Amalie die Affäre mit dieser incroyablen Kiste aus Griechenland nennt? Habe ich nicht den wunderschönen Streit beigelegt?“

Mein Gott, dachte Max, er macht Witze. Er redet wirklich mal wie ein junger Mensch von einundzwanzig. Hat der wunderschöne Streit ein Wunder bewirkt?

„Sei Carlos, mein Walter“, fuhr der König mit schwärmerischer Stimme fort, trat zurück und nahm seine Zuhörerpose an. Den Kopf mit dem breitausladenden Lockenscheitel etwas gesenkt, die linke Hand über dem Ordensstern am Frack, stand er und wiederholte den Befehl.

„Die Trauerklage des Don Carlos um Marquis Posa!“

Es ist vielleicht das letzte Mal, dachte Max nicht ohne Bewegtheit. Und er mühte sich, jene schmerzliche Situation nachzufühlen, die er ausdrücken sollte. Und während er sich rasch die Qual des Don Carlos ins Gedächtnis rief, fiel ihm ein, draußen in den Vorsälen warteten all die angesehenen Beamten und Offiziere, Herren reifen Alters, warteten mit Anliegen oder auch mit gutem Rat, und hier stand er, ein dilettantischer Deklamator, und bot dem König eine „Wonnestunde“! Er raffte sich zusammen und hob an:

„Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es schmiedet.
Sein schöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich sein großer, schöner Tod. M e i n war er,
Als S i e mit seiner Achtung großgetan —
Mich zu erretten, warf er sich dem Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie beschenkten ihn
Mit Ihrer Gunst — er starb für mich.
Ihr Herz —“

Max stockte. Wie ging es weiter? Keine Ahnung! Wie ausgewischt war alles Weitere!

„Ihr Herz ist mein!“ rief er plötzlich. Errötete, erschrak, dachte, umgeworfen ist nun einmal, sei es so. Er atmete auf: „Verzeihen Eure Majestät, ich kann nicht. Ich kann heute all den Jammer nicht mitfühlen. Ich bin zu glücklich. Ich habe mich vor einer Stunde verlobt! Marie Luise von Bülow ist mein!“

Er hatte herausgestoßen, was ihm das Herz überfließen ließ. Nun erst blickte er auf den König, ob er wohl sehr ungnädig sein würde über die Unterbrechung.

Und da sah er etwas, das ihn selbst jählings wie erstarrt machte. Der König stand mit entgeisterten Augen da. Aschenfarbe war über sein Gesicht gebreitet, die Hände hingen schlaff und zitternd herab. Die furchtbarste Enttäuschung lag hüllenlos über der Gestalt des schönen Königs. Mein Gott, mein Gott, sollte der König geglaubt haben, er, Max Hochsattel, gäbe jedes persönliche Geschick auf für das Wortgeklingel von der Freundschaft eines sicherlich nicht ganz gesunden, sehr launenhaften Königs willen? Nein — niemals!

Aber doch war Max von Mitleid erschüttert über diese ungeheuerliche Enttäuschung, die er sah.

„Treuloser“, sagte endlich der König, sagte es matt und zugleich wegwerfend.

Was tun? Um Gottes willen, was tun?

„Eure Majestät, ich bin untröstlich — ich bin verzweifelt, Eurer Majestät Unwillen zu erregen. Ich bin Eurer Majestät aufs tiefste ergeben. An die Treue gegen meinen König kann es doch nicht tasten, daß ich mich mit einer lange von mir hochverehrten jungen Dame meines Standes verlobe?“

Er trat Ludwig II. einen Schritt näher. Er dachte, vielleicht sollte er pathetische Gebärden und Worte finden. Doch er vermochte es nicht. Da sah er, daß der König die Hand nach der Klingel auf dem Tisch ausstreckte.

„Majestät, ich bitte um die Gnade —“

Die Klingel schrillte auf. Der König wandte das blasse Gesicht Max zu.

„Schon gut, Leutnant Baron Hochsattel. Auf ein andermal!“

Der Adjutant trat ein, der König befahl. „Die Abreise, so rasch wie möglich!“

Max stand auf dem Korridor, nun doch sehr betroffen. Langsam, in innerer Ratlosigkeit, erwog er, was zu tun wäre. Und er fand das Nächstliegende: Bülows, als Gäste des Schlosses, mußten wohl bei der Abreise des Königs zugegen sein. Er schickte einen Lakaien in die Stadt hinunter. Die Herrschaften möchten so rasch wie möglich kommen.

Dann ging er den Weg wieder zurück in die Nähe der königlichen Zimmer, hoffend, er würde wiedergerufen.

Während er so innerlich und äußerlich fröstelnd auf dem eisigen Korridor hin und her schritt, raste plötzlich der Kammerlakai des Königs an ihm vorbei.

„Suchen Sie mich?“ rief Max unwillkürlich. Der Lakai verneinte. Ein paar Minuten später schlenderte gemächlich der Bereiter Hornig an Max vorüber. Dieser jugendliche, aber nicht gerade edelste Vertreter des altbayrischen Typs rauchte behaglich. Nahe bei Max blieb er stehen, hob einen Fuß, drückte den Brand der Zigarre am Stiefelabsatz aus, legte sie für später in ein rundes Blechetui und steckte es sorgsam zwischen die Livreeknöpfe. Dann sagte er halblaut: „Herr Leitnant, soll ich's wieder einrenka beim Kini?“

Die wahrhaft erfrischende Anrede tat nicht jene Wirkung, die Herr Bereiter Richard Hornig wohl erwartete. Der Leutnant Baron Hochsattel winkte kurz und hochmütig ab. Dann holte er sich den Mantel aus seinem Zimmer und schritt hinunter zum Schloßportal, Bülows zu erwarten. Wenn Seine Majestät, der König, sich den Bereiter Hornig als Trost und Nachfolger für den Deklamator Baron Hochsattel holen ließ, nun, eine Geschmackssache, gewiß. Aber nun konnte Max wieder lächeln. Bülows und auch Vater Hochsattel kamen, eilten nach oben, falls sie zur Verabschiedung befohlen wurden.

Max, nicht abkommandiert vom Ehrendienst, stieg zu Pferd, hörte die Kameraden allerlei Gerüchte erzählen über die hastige Abreise, die offiziell als „programmäßig“ bezeichnet wurde. —

Es ging alles sehr rasch am Bahnhof.

Der König blieb sekundenlang bei der Deputation der Stadt stehen und sprach wie ein Geistesabwesender einige Phrasen von beglückenden und unvergeßlichen Tagen im getreuen Bamberg. Er winkte den Offizieren der Garnison, den Beamten einen kurzen Gruß zu. Dann ging er in seinem pomphaften Schritt nach dem Hofzug.

Die Ehrengarde stand still.

Der König der Hellenen flüsterte mit dem Neffen — und Ludwig II., wie aus Träumen aufblickend, wiederholte einige Redensarten, stockte im Schritt, als er Max erblickte, und reichte ihm flüchtig die Hand.

Hinter dem Absperrungskordon lief mit verstörtem Gesicht und flatternden Haaren ein unschöner, etwas unförmiger junger Mann einher. Er erregte teils Gelächter, teils Mißbilligung. Er hatte Polizisten Geld geboten, wenn sie ihn zum Hofzug ließen. Aber dem Schöpfer der Lohengrinstatue ward kein Blick mehr gegönnt in das königliche Angesicht.

Der Hofzug setzte sich in Bewegung. Hochrufe erschallten. Der König grüßte noch am Fenster — und dann entschwand der Zug wie ein Phantom im Dunkel des Novemberabends. — —

Die Damen um Ihre Majestät, die vormalige Königin der Hellenen, hatten eine äußerst schwierige Minute durchlebt. Eine Minute, in der die Beobachtung des vollendeten Taktes auf Messerschneide stand.

Denn oh! Nachdem Seine Majestät, der regierende König, in nicht zu leugnender Zerstreutheit seiner gnädigsten königlichen Tante die Hand geküßt und ihr, die in voller Gesundheit vor ihm stand, gute Besserung und Erholung gewünscht, nachdem er ihrem Gefolge flüchtig und summarisch Lebewohl gesagt hatte und abgefahren war, geschah Folgendes:

Ihre Majestät, die Königin der Hellenen, tat einen tiefen Atemzug, tupfte ihr erhitztes Gesicht mit dem Spitzentaschentuch und sagte:

„So, das wäre überstanden!"

Sämtliche Hof- und Ehrenpersonen, denen die Pflicht oblag, wahre Diskretion auszuüben, die bekanntlich nicht nur im Verschweigen, sondern auch im Beschützen beruht, standen sekundenlang in höchster Pein. Wer deckte diese Natürlichkeit Ihrer Majestät? Wie wandelte man das unangebrachte Wort in eines von höchster Schicklichkeit? Ratlose Frage! Doch nur wenige Augenblicke vergingen, da sagte diese kecke kleine Bülow:

„Ja, Eure Majestät, Abschiede sind immer so schwer zu überstehen!"

Da fuhr Ihre Majestät, die Königin Amalie, mit dem Spitzentaschentuch über die trockenen Augen. Entspannt taten die Hof- und Palastdamen das gleiche.

Die Situation war gerettet!

Und dann geschah es, daß Ihre Majestät die kleine Bülow umarmte.

„Kind," sagte sie in ihrem akzentuierten Flüstern, „was ist denn mit Ihnen? Sie haben ja so strahlende Augen!"

Als die Königin die Verlobung vernahm, lachte sie laut:

„Ich bin ganz entzückt, Kleine. Sie haben recht, Abschiede sind so schwer zu überstehen. Da wollen wir uns zerstreuen und Ihre Verlobung feiern. Das wird ein recht gemütlicher Abend sein. Familientafel mit dem Brautpaar, den Vätern und Sekt!"

Der königliche Wunsch war Befehl.

Als Max den König der Hellenen vom Bahnhof zurückbegleitet hatte, durfte er in den Bülowschen Gemächern seine Braut abholen, ja, er durfte vor Tisch noch eine Viertelstunde mit ihr allein sein. Sie sprachen mit halbgedämpften Stimmen auch vom König. Da Max doch der Geliebten nicht erzählen wollte, wie tief den König die Nachricht der Verlobung enttäuscht habe, sprach er nur von seiner Abneigung gegen die Stellung eines königlichen Deklamators und von der schmerzhaften Zurückweisung, die Seiling erfahren.

„Der arme, gute Freund", sagte Marie Luise gerührt und: „Der arme, schöne König!"

„Ja," meinte Max nachdenklich, „es liegt wohl eine Tragik darin, daß der König anscheinend sich am Äußeren eines Menschen stieß, der ihm innerlich vielleicht der Erfüller aller Wünsche sein könnte!"

Marie Luise senkte ihre kluge schmale Stirn:

„Wer, wie der arme, schöne König, nur die Phrase kennt und nur äußerlichen Pomp liebt, was sollte der anfangen mit einer überfließenden und vielleicht allzu gefühlvollen Seele? Hier trennt sich nicht nur Rang von Menschlichkeit, Schönheit und unguter Form: es sind zwei Welten, die nie zusammenkommen können!"

Die Verlobten betraten die königlichen Gemächer. Sie zauderten ein paar Augenblicke, sich der Königin zu nähern, denn sie plauderte mit den beiden Vätern.

Ihre schrille Stimme klang freudig angeregt, und sie rief den Baronen von Hochsattel und von Bülow zu:

„Sagen Sie mir nur das eine: Wie fühlen Sie sich denn jetzt ohne Ihren wunderschönen Streit? Kommt es Ihnen nicht ganz leer und öde vor ohne ihn?"

Vater Bülow hüstelte in leiser Verlegenheit. Vater Hochsattel aber antwortete in munterster Laune:

„Zu Befehl, Eure Majestät, recht nüchtern kommt es mir vor. Ich weiß nun gar nicht mehr, wohin mit meinen Geistesgaben!"

Der Freiherr von Bülow faßte sich, lächelte und unterbrach den Jugendfreund: „Das nächste Mal, Hochsattel, streiten wir darum, ob es schöner ist, einen Sohn oder eine Tochter zu vermählen!"

Die Königin rief lachend:

„Sie meinen, lieber Baron, ob ein Enkelsohn oder eine Enkeltochter — —" aber sie wurde des Brautpaares gewahr, winkte Marie Luise und Max zu sich heran und sagte mütterlich-herzlich:

„Vorerst wird es ja nicht nötig sein, aber, liebe Kinder, denkt an mich, wenn es mal so weit ist: Laßt jeden ehelichen Zwist so enden wie die Herren Väter ihren wunderschönen Streit!"

Das Orakel

ERZÄHLUNG VON GEORG v. d. GABELENTZ

Jeden ersten Sonnabend im Monat kam der Klub der „Narren" im „Weißen Schwan" zusammen. Es waren zwölf Herren, und sie trugen dabei alle das Abzeichen ihrer Würde, eine papierene Narrenkappe, auf dem Kopfe.

Im übrigen bestand dieser Klub aus harmlosen Gesellen, denen es eine unschuldige Freude machte, hin und wieder aus den Tiefen ihres Wesens irgend etwas Närrisches hervorzusuchen und bei ihren Zusammenkünften ins Licht des Tages zu stellen.

Auch Dr. Haslo war Mitglied des Klubs, ein kleiner, rundlicher Mann, der Direktor des städtischen Krankenhauses. Die Aufmerksamkeit seiner Freunde erregte Doktor Haslo hauptsächlich aus zwei Gründen. Einmal, weil er unter ihnen für einen heimlichen Schwerenöter galt, der mit besonderem Eifer und geschäftiger Liebe sich mit seinen jüngeren und hübscheren Patientinnen zu schaffen machte, und dann, weil ihm das Schicksal eine Frau beschert hatte, vor deren Tatendrang und unbedenklichem Draufgängertum die Mitglieder des Stadtrates, dem sie angehörte, heillosen Respekt hatten. Der Ruf von Frau Isidora Haslo wurde noch mit einigem Unbehagen von seiten der Männer verbrämt, als sie ein Häuflein nicht unbedingt glücklicher Geschlechtsgenossinnen um sich scharte und an deren Spitze die Fahne weiblicher Empörung gegen das Herrentum der Männer schwang. Dr. Haslo gehörte seitdem nicht mehr zu den Ehegatten, um deren häusliches Glück der Neid wucherte.

Eines Tages sollte der Klub seinen Frühjahrsausflug mit Damen unternehmen. Frau Haslo war in ihrem alten, zerknitterten Schlafrock ans Bett ihres Mannes getreten und hatte ihn schon um fünf Uhr morgens geweckt, obgleich man erst sich für den Nachmittag zum Stelldichein an der Mühle verabredet hatte. Doch sie meinte, es hätten sich Wolken gezeigt.

Aber Frau Haslos Sorgen waren umsonst. Das Wetter blieb schön, und man schlenderte in Gruppen am Ufer des Flusses nach Audorf hinaus.

Der Doktor, der am vergangenen Abend spät noch zu einem Schwerkranken gerufen worden war und wegen der Unruhe seiner Frau nicht ausgeschlafen hatte, stapfte einsilbig zwischen dem Apotheker und dem Amtsrichter dahin. Leichter Wind bewegte die grünen Wellen des Getreides, in Büschen und Bäumen schmetterten die Finken, sangen die Drosseln, zwitscherten Meisen, und von Feldern stiegen jubelnd die Lerchen auf.

Dr. Haslo nahm den Hut ab, denn es war ihm warm geworden, strich sich über den ergrauten lichten Scheitel und schaute durch die Brille nach den Damen, die vor ihm herwanderten. Rechts ging die hübsche, junge Frau des Apothekers. Auf ihrem Blondhaar spielte die Sonne, ihr kurzes Kleid ließ die Schlankheit ihrer Beine sehen, der durchsichtige Stoff der Bluse verriet die wohlgeformten Arme, den weißen Nacken. Die junge Frau hatte eine Farbe der Haut wie mattes Perlmutter — und Lippen, so rot, daß manche von ihr behaupteten, sie schminke sich.

Aber Dr. Haslo fand das reizvoll. Er wünschte sich, diesen weißen Nacken, diese roten Lippen einmal küssen zu dürfen. Ja, wenn er noch jünger wäre! Aber unmerklich waren die Jahre vergangen.

Und er dachte an so manches hübsche Mädel, so manche hübsche Frau, die er gesehen. Viele hatte er gekannt, viele auch hatten bei ihm im Krankenhaus gelegen oder waren in seiner Sprechstunde gewesen. Aber die waren ihm merkwürdigerweise immer weniger interessant erschienen als die große Menge derer, die er nur einmal flüchtig auf der Straße, im Theater, in einem Kurort oder an der See beobachtet hatte.

In wie viele von ihnen hätte er sich vielleicht sterblich verliebt, wenn er sie nur kennengelernt hätte! Und vielleicht wäre unter ihnen die gewesen, die ihm die Erfüllung aller seiner Glücksträume gebracht hätte.

Wo waren sie heute, alle diese Frauen und Mädchen? Was mochte wohl aus jener entzückenden, rotblonden Frau geworden sein, mit der er zufällig auf dem gleichen Dampfer über den Starnberger See gefahren war, und die er immerfort hatte anstarren müssen, bis sie irgendwo ausgestiegen und am Land in der Menge der anderen seinen Blicken entschwunden war. Oder wo mochte das schwarze Mädel mit

den großen Augen geblieben sein, dem er damals auf der Fahrt nach Elster gegenübergesessen? Oder wo lebte heute wohl die schlanke, immer fröhliche Geheimratstochter, die in Garmisch mit ihm im gleichen Hause gewohnt? Ach, und all die anderen weiblichen Wesen, denen er so gern den Hof gemacht hätte? Lebten sie noch? Waren sie verheiratet? Hatten sie am Ende eine Reihe Kinder und auch schon ergraute Haare? Oder waren sie gar schon gestorben?

Und die Erinnerung an das liebliche Volk ließ ihn wehmütig vor sich hinlächeln.

Und mit einemmal sah Haslo nur noch den krummen Rücken seiner Frau, der Frau Stadträtin, ihr mit allerlei Kram herausgeputztes weißes Kleid, das sie noch kleiner und dicker erscheinen ließ, ihre derben Schnürstiefel neben den zierlichen, ausgeschnittenen Schuhchen der Apothekersgattin. Und er sah ihr ungepflegtes Haar, ihr rotes Gesicht mit den Sommersprossen. Seitdem Frau Haslo für die Frauenbewegung eintrat, hatte sie die Pflege ihrer Körperlichkeit als einen Beweis weiblicher Schwäche und Eitelkeit abgetan. Sie hielt dafür, daß nur das Innere des Menschen Geltung habe. Ein Mädchen, eine Frau, die Wert auf polierte Nägel, auf feine Wäsche oder neue Kleider und was dergleichen Tand mehr war, legten, nannte sie verächtlich nur „ein Weibchen". Die hatten sich noch nicht vom Manne freigemacht und mußten, so war sie überzeugt, einem jeden darum ewig zur Beute werden.

Dr. Haslo war in Gedanken an alle diese Dinge dahingeschritten. Plötzlich stieß ihn der Amtsrichter an und sagte:

„Hör' mal, es hat mich immer interessiert, zu wissen, wer so der erste Patient eines Arztes gewesen ist. Das kann man doch nicht vergessen, wenn man zum erstenmal einen Menschen heilt und glücklich macht, so wie ich noch genau weiß, wie ich mich freute, als ich meinen ersten Spitzbuben hinter Schloß und Riegel hatte."

„Vielleicht vergiß man auch so etwas nicht", antwortete der Doktor.

„Erzähl' es uns mal. Du weißt, wir Narren genießen alle Freiheit, wenn wir unter uns sind. Du kannst also deine ersten Versuche so humorvoll erzählen, wie du magst."

„Ach," entgegnete der Doktor, „ich weiß gar nicht, ob so etwas überhaupt humorvoll zu erzählen ist. Eigentlich ist die ganze Geschichte für mich eher eine wehmütige Erinnerung an ein junges Mädchen, das —"

„Das heute tot ist", fiel der Amtsrichter dem Sprecher in die Rede.

„Nein, das noch lebt," widersprach der Doktor, „aber — — Na, die Geschichte ist rasch berichtet. Ich hatte damals eben mein Doktorexamen gemacht und ging, um mich etwas zu erholen, an die See. Tagelang lief ich am Strande herum, nur darauf bedacht, das Meer in all seiner Großartigkeit zu sehen und zu hören, nur um Gottes willen nicht mehr medizinische Bücher zu lesen, nicht mehr an medizinische Gespräche und die Vorträge meiner Professoren zu denken. Ich wollte zunächst mal den Geruch nach Operationssaal und Krankenzimmern loswerden. Dann erst sah ich mich unter den Badegästen etwas um. Es war eine Reihe hübscher, junger Mädchen da, aber es wollte mir nicht gelingen, mit einem von ihnen bekannt zu werden. Ich war damals auch noch ein wenig ungewandt.

Unweit der Küste lag, halb versandet, das Wrack eines kleinen Küstenseglers, so nahe, daß man bei Ebbe vom Strand aus hingelangen konnte, wenn man bis zum Bauch durchs Wasser waten mochte. Das Wrack wurde öfters besucht. Man fuhr mit dem Boot oder lief hinüber, kletterte hinauf und saß gar nicht übel auf den Planken über dem gurgelnden Wasser. Mast und Bordwand waren weg, im Innern aber sah es noch wüster aus. Man hatte herausgerissen, was noch von Wert erschienen war, das Wetter aber hatte dafür allerlei Algen, Muscheln und Sand ins Innere geworfen. Eine steile Holztreppe führte hinab.

Da das Wrack vom eigentlichen Badestrand wohl zwei Kilometer entfernt lag, so konnte man badend zu ihm nur gelangen, wenn man sich ihm gegenüber in den Dünen auskleidete, was hin und wieder geschah.

Eines Tages — es war besonders warm und schön — beschloß ich, dem gestrandeten Schiff einen Besuch zu machen. Meinen Badeanzug unter dem Arm, wanderte ich am Strand entlang. Als ich dem Wrack gegenüber die Dünen hinaufstieg, um mich auszuziehen, fand ich in einer Senkung zwischen Strandhafer und grauem Dünengras die Kleider einer Frau. Sie hatte ihre Sachen mit einigen rundgewaschenen Kieseln beschwert und war dann wahrscheinlich auch nach dem Wrack geschwommen, denn ich konnte in den Dünen nichts von ihr entdecken, freilich auch nicht auf dem Deck des gestrandeten Seglers.

Ich legte meine Sachen unfern der ihren nieder. Im Badekostüm stieg ich dann zum Strand und begann, in das seichte Wasser hinauszupatschen.

Mich überkam eine ganz eigene Unruhe, wie sie einen wohl manchmal überfällt, man weiß selbst kaum, warum. Aber man erwartet eben irgendeine Überraschung, ein Abenteuer. Und während ich dem Wrack zuwatete, das wie ein toter Walfisch im blitzenden Wasser lag, dachte ich, ich werde sicher auf dem Ding eine junge Dame finden, die dort, irgendwo an Deck, sich ausgestreckt hat, sich die Sonne auf den Rücken scheinen läßt und träumt. Und ich ging, so rasch ich im Wasser konnte, weil ich sie treffen wollte, die Unbekannte. Natürlich stellte ich sie mir bildhübsch vor. Unterwegs sah ich mich mehrmals

nach dem Lande um, ob sie doch noch am Ufer auftauchen würde. Aber der Strand blieb leer.

Jetzt war ich am Wrack und kam ohne Mühe hinauf, da es ganz schief im Wasser lag. Auch auf dem Verdeck war niemand. Ich war enttäuscht. Sollte die Dame also doch am Ende noch irgendwo in den Dünen stecken?

Plötzlich hörte ich aus dem Innern des Schiffes Rufen, den Klang einer Frauenstimme. Anfangs glaubte ich, es sei eine Täuschung, denn der Wellengang war ziemlich stark. Dann aber konnte ich nicht mehr zweifeln; drunten im Schiff war jemand, jemand, der um Hilfe rief.

Ich lief nach der Treppe und kletterte vorsichtig hinunter, denn das Ding war glitschig und stand zudem schräg, wie das ganze Wrack. Schon von den ersten Stufen aus sah ich, daß drunten ein junges Mädchen ausgestreckt am Boden lag, das sich nun zwar aufsetzte, aber sich scheinbar nicht mehr auf die Füße erheben konnte. Dies Mädchen war nur mit einem Badeanzug bekleidet und sah mich halb erschrocken, doch auch halb erfreut an.

Und sie erzählte. Unternehmend, wie Backfische zuweilen sind, hatte sie sich allein in die Dünen begeben und dort ihre Sachen zurückgelassen, um einmal nach dem Wrack zu waten. Beim Hinabklettern ins Innere war die Fürwitzige auf der Treppe ausgeglitten und hatte sich im Fallen, wie sie meinte, das Knie gebrochen. So hatte sie hilflos wohl eine Stunde oder länger gelegen.

Das war nun freilich eine dumme Geschichte. Ich war natürlich etwas verlegen, daß ich, der ich mich nun rasch als Arzt fühlte und vorstellte, vor ihr gleichfalls im Badekostüm erschien, zumal wir doch ganz allein in diesem Holzkäfig auf dem Meere waren. Aber was half's! Sie war ja in der gleichen geringen Bekleidung, und obendrein fand ich sie wirklich hübsch. Oh, sie war es auch, sie war es sehr. Unter der roten Kappe quoll kastanienbraunes gewelltes Haar hervor, lebhafte blaue Augen blitzten mich an, hinter ihren Lippen schauten blanke Zähne. Na, und der Badeanzug zeigte mir die rundesten Formen.

Doch nun hieß es, meine ärztlichen Kenntnisse zum erstenmal an einer fremden jungen Dame in die Tat umsetzen. Ich kniete also neben sie hin, befühlte ihr Bein, untersuchte ihr Knie und konnte feststellen, daß nur eine schmerzhafte Verstauchung vorlag.

Doch auch das war fatal genug. Sie lachte zwar vergnügt, als ich ihr schwor, es sei nichts, ihre Knochen seien alle gesund und ganz geblieben; aber vorläufig war kaum daran zu denken, daß sie ans Land gehen konnte. Ich setzte mich also an ihre Seite und begann das Kniegelenk vorsichtig zu massieren. Mehr konnte ich nicht tun. Ab und zu schrie sie leicht auf, sonst aber unterhielten wir uns recht gut, und die Zeit verging uns, wir merkten es nicht.

Mit einemmal machte sie mich darauf aufmerksam, daß das Wasser so viel lauter rausche als vordem. Ich erschrak, sprang auf und eilte an Deck. Und ich sah meine Befürchtung bestätigt. Die Flut hatte nämlich schon begonnen, als ich nach dem Wrack hinausgewatet war, nun war sie in vollem Anrollen, und so war der Strand nur noch schwimmend zu erreichen. Ich dachte daran, sofort mich wieder ins Wasser zu stürzen, denn ich war ein guter Schwimmer, und vom Badestrand ein Boot zu holen. Die Kleine aber wollte davon nichts wissen, ich sei ihr nun einmal als Retter und Ritter gesandt und müsse unter allen Umständen bei ihr ausharren. Sie sagte das so befehlend, daß ich nachgab.

Eigentlich tat ich's ganz gern, denn wenn man mit einem hübschen Mädchen in einer so sonderbaren Lage, vom Meer auf einem verlassenen Wrack gefangen ist, wenn man obendrein sich als ihr Retter und Helfer fühlt, sie dicht neben sich in einer so verführerischen Nichtbekleidung hat und ihr ein verstauchtes, reizendes Bein massieren muß, na, wer da noch jung und kein Stockfisch ist, der wird ja dabei ein wenig aus dem Gleichgewicht kommen und sich verlieben. Zumal, wenn das Mädchen gar nicht zimperlich, sondern recht unternehmend und mutig ist und einem den ersten Kuß — aus Dankbarkeit! — gibt. Übrigens, ich war damals ein Kerl, der sich sehen lassen konnte!

Ich möchte wohl wissen, ob schon jemand unter so eigentümlichen Umständen auf einem Wrack seine ersten Heilversuche gemacht hat, und noch dazu mit so viel Erfolg, denn die Schmerzen am Knie der Kleinen ließen nach, und die Beweglichkeit stellte sich langsam wieder ein. Da es im Innern des Schiffes ziemlich kühl war, so rückten wir dicht zusammen, um in den feuchten Badetrikots nicht zu frieren.

Nachdem sie sich über ihr Knie beruhigt hatte, fand es die Kleine ganz vergnüglich, das Rauschen des Meeres zu hören, wie es draußen gegen die Wände donnerte und das Wrack leise in allen Planken knirschte. Ab und zu spritzte eine stärkere Welle ihren Gischt über Bord und schickte uns einen Regen salzigen Schaumes durch die Luke der Treppe. Dann schrie sie auf und barg ihr Gesicht hinter meinen Rücken.

Ich war nicht ganz so sorglos, dachte vielmehr an unsere Kleider in der Düne, oder daß uns Bekannte vermissen und nach uns forschen könnten. Aber solche Erwägungen tat meine junge Gefährtin schnell ab.

„Ach, was denn, unsere Kleider?" rief sie. „Erstens findet sie kein Mensch in den Dünen, und wenn, so braucht er sie nicht gleich zu

stehlen, und wenn, so gehen wir eben im Badekostüm nach Hause. Das macht mir gar nichts aus."

Ich fand diese Unbefangenheit dem Schicksal gegenüber äußerst heroisch und schämte mich fast, daß ich doch ab und zu unsere Lage etwas mit Bangen überdachte.

Und doch hatte sie einen eigenen Reiz. Wir waren ganz allein auf uns gestellt; zwischen uns und der anderen Menschheit flutete ein schäumendes Meer. Niemand konnte uns auf diesem Wrack vermuten, niemand uns vom Strande sehen, niemand uns hören. Jedes Wort, das wir einander sagten, verschluckte das Brausen der Flut. Sie war jetzt auf ihrer Höhe angelangt, wir durften unmöglich wagen, an Land zu schwimmen, zumal meine Gefährtin erklärte, nur unvollkommen schwimmen zu können. Es hieß also, noch einige Stunden ausharren. Für das Bein meiner Patientin war das vielleicht auch das beste.

Nachdem ich mich darüber beruhigt hatte, daß die Flut uns selbst nichts anhaben konnte, da es ein windstiller Tag war, wünschte ich fast, sie möchte sich recht langsam wieder zurückziehen. Es war nämlich eigentlich ein zu nettes Beisammensein in der verlassenen Kabine. Die Sonne war schon ziemlich tief gesunken, es kamen die ersten Schatten der Dämmerung in unser heimliches Verlies herein.

Ihr meint vielleicht, ich sei so ein Schürzenjäger, ein Courmacher wie hunderttausend andere. Mag sein, ihr habt recht; kann auch sein, ihr habt nicht recht. Mir ist der Umgang mit einer hübschen Frau, das Sprechen einiger freundlicher, vielleicht ganz gleichgültiger und törichter Worte ein Bedürfnis meiner Seele. Ich suche die Nähe eines jener langhaarigen, lieben Wesen, wie man nach den Sonnenstrahlen sucht, die unser Zimmer an kalten Tagen erwärmen sollen. Ich friere ohne so ein hübsches junges Ding. Das bringt mir in das elende Einerlei meines Berufes, in diesen Nebel von Not und Krankheit und Hinwelken und Sterben, unter solche herbstliche Menschen, immer etwas wie die Gewißheit neuen Frühlings, das Versprechen immer neuer Schönheit, das wohlige Gefühl warm scheinender Sonne. In der Nähe einer hübschen Frau, eines schönen Mädchens fühle ich mich stets behaglich, glücklich. Mir ist, als könnte ich dann jeden Streich, jede Dummheit machen.

Das ist der Grund, warum ich sie immer so gern anschaue. Und ich möchte so einem netten Ding stets ewige Jugend wünschen. Es schmerzt mich richtig, wenn ich eine Bekannte, eine Patientin verblühen, altern sehe. Das ist traurig wie das Welken einer Rose in unserm Garten.

Im Wrack damals — ich war noch jung, und doch hatte ich schon dies ungeduldige Sehnen nach der Nähe eines hübschen Mädchens — überkam mich ein unendliches Glücksgefühl, vielleicht auch, weil ich keinen näheren Freund hatte und mich etwas einsam fühlte, und — der Mensch sieht ja die Zukunft nicht, man lebt zum Glück nur in der Sonne der Gegenwart.

Wir waren da in unserer halben Nacktheit wie Schiffbrüchige beisammen, die sich auf eine einsame Insel im Ozean retteten. Die Kleine ruhte schließlich aus, den Kopf auf meinem Schoß. Ich hatte ihr die rote Kappe abgenommen, um mit ihrem Haar zu spielen. Wir schwatzten, lachten, wir küßten uns von Zeit zu Zeit, kurz, wurden bald die besten Freunde, als kennten wir uns, wer weiß, wie lange schon.

Na, was soll ich noch weiter sagen? Nur mit einem Seufzer trennten wir uns in der Dämmerung von unsern Planken. Die Ebbe hatte eingesetzt. Mit meiner Hilfe erreichte sie den Strand; eilig kleideten wir uns in den Dünen an — unsere Sachen waren glücklicherweise nicht gestohlen worden — und trafen bei Dunkelheit im Seebad wieder ein. Das Abenteuer war gut abgelaufen.

Wir gingen noch ein paarmal längs den Dünen hinaus, setzten uns dem Wrack gegenüber an den Strand und warteten, bis es über den silberigen Wellen wie ein schwarzes Meerungeheuer gegen den Sonnenuntergang stand. Doch die schönen Tage von Aranjuez gingen zu Ende.

Als ich einige Tage später mit dem Dampfer abfuhr, meine erste Assistentenstelle anzutreten, stand ich lange an Deck, und meine Augen nahmen wehmütig Abschied von diesem stummen Zeugen wonnigster Stunden.

Dies Mädchen also war die Glückliche, an der ich meinen ersten selbständigen Heilversuch machte. Ich habe in meinem Leben wohl niemand wieder so gern in Behandlung genommen."

Doktor Haslo schwieg.

„Ja, solche Erinnerungen können einen richtig traurig machen. Und was wurde aus ihr später?" fragte der Amtsrichter, da der Doktor weiterging.

„Meine Frau", antwortete dieser kurz.

Er warf einen Blick auf die Frau „Stadträtin", die mit lebhaften Handbewegungen sich an die Gattin des Apothekers wandte und laut die Rechte der Frauen den Männern gegenüber verfocht, während der Wind ihr den Hut verschoben hatte und eine Strähne grauen Haares in den Nacken blies.

Und er strich sich über den eignen grauen Scheitel.

„Ja, sie wurde meine Frau," seufzte er noch einmal, „und — so wurde ich."

Ende.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die erste Großstation für den Rundfunk. (Siehe hierzu die Zeichnung auf der Seite 456.) Drahtlose Großstationen gab es bisher nur für den internationalen telegraphischen Verkehr. Der Rundfunk mit seinem der Unterhaltung und der Belehrung gewidmeten Programm wird im allgemeinen durch eine Anzahl von Sendestationen aufrechterhalten, die mit Telephoniesendern von geringer Energie arbeiten. Meist werden nur 1,0 bis 1,5 Kilowatt in die Antenne geschickt. Die Reichweite einer solchen Station, d. h. der Umkreis, in dem ihre Darbietungen mit Sicherheit empfangen werden können, beläuft sich auf etwa 150 Kilometer. Daran ändert die Tatsache nichts, daß man einzelne, insbesondere in der Nähe von Wasserläufen oder des Meeres gelegene Stationen — es sei vor allem an London erinnert — in ganz beträchtlich größerer Entfernung empfangen kann. Hier sowie innerhalb des größten Teils der Reichweite ist der Empfang in der Regel nur mit Röhrenapparaten möglich, deren Preis bekanntlich erheblich höher ist als der der einfachen sogenannten „Detektoren". Die billigen Detektorapparate arbeiten durchschnittlich nur bis auf eine Entfernung von etwa 20 Kilometer vom Sender. Soll nun der Rundfunk imstande sein, seine kulturelle Aufgabe im vollen Umfange zu erfüllen, d. h., soll er im vollsten Sinn des Wortes der Allgemeinheit zu dienen vermögen, so muß vor allem einmal der Umkreis vergrößert werden, innerhalb dessen zum Empfang die billigen Detektoren benutzt werden können. Es ist nicht jedermann in der Lage, sich einen teuren Röhrenapparat anzuschaffen. Der Detektor hingegen ist der Allgemeinheit ebenso zugänglich wie die billige Taschenuhr. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, beginnt man nun in den verschiedensten Ländern, die bisherigen kleinen, mit schwacher Energie arbeitenden Sendestationen durch größere zu ersetzen, deren Antenne mit entsprechend stärkerer Energie gespeist wird. Als erste dieser Stationen entstand in England Chelmsford. Diese Station liegt jedoch ungünstig, da der Umkreis ihrer Reichweite zum großen Teil in das Gebiet der Nordsee fällt. Es wird zwar den dort befindlichen Schiffern sehr angenehm sein, wenn sie mit einem einfachen Detektor die Konzerte von Chelmsford aufnehmen können, ihre Zahl ist aber im Verhältnis zu der auf dem festen Lande lebenden Bevölkerung ziemlich gering. Dann ist man eben dabei, die Antennenenergie der Londoner Station von 1,5 auf 3,0 Kilowatt zu erhöhen. Aber auch London liegt zu nahe am Meer. So hat man denn beschlossen, ziemlich im Mittelpunkt Englands, und zwar in Daventry, eine Rundfunk-Großstation von noch nicht dagewesener Leistungsfähigkeit zu bauen. Diese neue Station wird derart eingerichtet werden, daß ihre Reichweite für Detektorempfang 180 Kilometer beträgt. Innerhalb dieses beträchtlichen Umkreises wird man also mit den allereinfachsten und billigsten Apparaten vernehmen können, was Daventry bietet. Jeder Schuljunge ist imstande, sich unter Aufwand einer ganz geringen Summe einen solchen Apparat selbst zu bauen. Der Rundfunk wird im vollsten Sinn des Wortes zum Allgemeingut. Die Verbreitung der Wellen wird außer durch die starken Maschinen und durch die große, in die Antenne gesandte Energie noch durch eine Anzahl besonderer Umstände begünstigt. So kommt die Station auf eine Anhöhe, den „Borough-Hügel", zu liegen. Sie befindet sich hier 233 Meter über dem Meere. Die beiden Maste, die die Antenne tragen, erhalten eine Höhe von je 173 Meter. Damit in der Nacht nicht etwa Flugzeuge gegen sie oder gegen den Sendedraht stoßen, wird auf der Spitze eines jeden Mastes ein Blinklicht in Gestalt einer 200-Watt-Lampe angebracht, die je eine Sekunde lang leuchtet und eine Sekunde lang verlischt. Die Erdung erfolgt durch ein System von 36 Drähten, die vom Dache der Station aus derart nach allen Richtungen hin radial abgespannt sind, daß das Gebäude unter ihnen liegt. Jeder Draht ist mit einer in die Erde vergrabenen Zinkplatte verlötet. Die Station wird mit London durch eine Drahtleitung sowie durch ein Kabel verbunden, das dann Benutzung finden soll, wenn an der Drahtleitung eine Störung auftritt. Zweimal in der Woche wird sie eigene Programme senden, an einem dritten Tage wird sie das Programm einer der anderen englischen Stationen verbreiten, während des Restes der Woche wird das Londoner Programm gegeben. Selbstverständlich ist eine derartige Rundfunk-Großstation auch im Auslande besser zu hören als die bisherigen kleinen Sender. Man wird daher Daventry auch in weiten Teilen Europas, vor allem jedoch in Deutschland, lauter und deutlicher vernehmen, als dies bei den englischen Stationen bisher der Fall war. Allerdings werden hier zum Empfang noch Röhrenapparate nötig sein. Im übrigen steht auch Deutschland im Begriff, seine Sendestationen aus dem gleichen Grunde zu Großstationen auszubauen, der dafür in England maßgebend war. Berlin, das bisher gleichfalls mit 1,5 Kilowatt sandte, wird zu Witzleben einen neuen Sender mit 8 bis 9 Kilowatt Energie erhalten, der später vielleicht durch einen noch stärkeren ersetzt werden wird. Auch die übrigen jetzt in Betrieb stehenden Sender sollen nacheinander, und zwar in möglichst kurzer Zeit, in solche von größerer Antennenleistung umgebaut werden. Die Antennenenergie der neuen Sender wird durchweg 8 bis 10 Kilowatt betragen. Dann wird es niemand mehr geben, der nicht imstande wäre, an den Darbietungen des Rundfunks teilzunehmen. Wir stehen also vor einer neuen Entwicklung auf diesem Gebiete, deren kulturelle Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Dr. Albert Neuburger.

Zur 300 jährigen Geschichte des Fieberthermometers. Wenn auch in den hippokratischen Schriften die Körperwärme Beachtung fand, so darf erst Santorio Sanctorius (gest. 1636) als Vater dieser am Krankenbett geübten Methode bezeichnet werden (1625). Er bediente sich dazu eines von Galilei erfundenen Luftthermometers, das er für ärztliche Zwecke abänderte. Von dem Leidener Kliniker Boerhaave (gest. 1738) wissen wir, daß er zum Messen der Körperwärme das von Fahrenheit, einem geborenen Danziger, verfertigte Thermoskop benutzte. Boerhaaves Schüler, Albrecht v. Haller, erinnerte sich der Weisungen seines Lehrers mit den Worten: „Oft hat unser Lehrer uns ermahnt, wir sollten doch ja mit diesem kleinen Instrument das Fieber untersuchen. Aber das Ungewohnte dieses Experiments verursachte denen, die nicht damit bekannt waren, großen Schrecken." Wiederum dessen Schüler, de Haen, der Wiener Kliniker (gest. 1776), wußte bereits seine Thermometer zum klinischen Gebrauch zu regulieren, schlug sie ab, ehe er sie gebrauchte, ließ zwei- oder dreimal täglich messen und zeichnete die Temperatur in Listen auf. Der Berliner Kliniker Hufeland konnte vor 100 Jahren (1824) „die Ärzte nicht genug ermuntern, auch den Grad der Wärme bei ihren Kranken sorgfältig zu beachten und als eines der wichtigsten semiotischen Zeichen aufzuzeichnen". Er verknüpft damit die Bitte, daß die Ärzte sich darin vereinigen möchten, ihre Beobachtungen alle nach dem Réaumurschen Thermometer, als dem am „allgemeinsten in Gebrauch seyenden", anzustellen. In den folgenden zehn Jahren hörte man wenig vom Temperaturmessen, wenn es auch immer einige Große gegeben hat, die sich eines solchen Instruments bedienten. So ist es von Larrey bekannt, daß er 1812 in Rußland ein langes Thermometer vorn an seinem Anzug hangen hatte und es zu Messungen bei seinen Kranken benutzte. Französische Kliniker suchten das Thermometer dadurch wieder populär zu machen, daß sie es dem von Laennec 1818 in die Praxis eingeführten Hörrohr einfügten! Erst der 18. Juni 1850 wurde dadurch zu einem Gedenktag in der Geschichte der Medizin, daß Ludwig Traube in Berlin mit seinen systematischen Temperaturmessungen begann. Durch eine mündliche Mitteilung Traubes veranlaßt, begann der Leipziger Kliniker Wunderlich Temperaturmessungen einzuführen; doch mußte er noch 1860 die hauptsächlichsten Einwürfe gegen die Ausführbarkeit dieser Methode in der Privatpraxis widerlegen. Erst 1868 durfte Wunderlich sich so aussprechen: „So ist also die Krankenthermometrie eine objektive physikalische Untersuchungsmethode, welche Zeichen von physikalischer Exaktheit, meßbare, in Zahlen ausdrückbare Zeichen liefert, welche empfindlich genug

ist, den Veränderungen im Organismus auf jedem Schritt zu folgen, und welche ein von den Gesamtvorgängen im Organismus abhängiges Phänomen für die ärztlichen Schlüsse zur Verfügung zu stellen vermag.“ Dieser Satz Wunderlichs besteht bis heute zu Recht. Es mag hier noch erwähnt werden, daß — nach Niekau — Karl Ehrle in Tübingen das Maximalthermometer erfand. Die endgültige Konstruktion eines solchen mit einem durch eine Luftblase abgeteilten Index bewirkte er in Paris durch Vermittlung von Niderkorn. Die heutige übliche Form der Maximalthermometer verdanken wir dem Glastechniker Geißler in Bonn. So blickt das Krankenthermometer auf eine dreihundertjährige Geschichte zurück, die in der „Physikalisch-Chemischen Propädeutik“ von Griesbach, Bd. 2, 1915, bequem studiert werden kann. Das Fieberthermometer gehört mit dem Hörrohr, das etwa eine hundertjährige Geschichte hat, zu den Instrumenten, die der Arzt jederzeit zur Hand hat. Auch dieses Instrument, wie der erst 1841 in die ärztliche Praxis eingeführte Perkussionshammer, stießen im Publikum am Anfang auf starken Widerstand.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Verdauung außerhalb des Körpers. Wenn ein Ameisenlöwe (Myrmeleo formicarius) auf dem Grunde seines Trichters eine Ameise erfaßt, so schlägt er seine Zangen in die Beute und läßt den Verdauungssaft in das Opfer fließen. Kurze Zeit darnach saugt er das Innere aus, und nur die leere, ausgepumpte Chitinhülle der Ameise bleibt übrig. Der eigentliche Verdauungsvorgang vollzieht sich also außerhalb seines eigenen Körpers. So verfährt auch die Larve des gelbrandigen Schwimmkäfers (Dytiscus marginalis). Kaulquappen, kleine Fische, ja, die eigenen Artgenossen saugt er auf diese Weise aus, nachdem er den Magensaft durch die scharfen Spitzen seiner Saugkiefer in die Beute erbrochen hat. Da die Nahrung fast restlos durch den Darm aufgenommen wird, ist der Mitteldarm hinten blind geschlossen. Erst nach der Metamorphose der Larve ins fertige Insekt tritt der Enddarm mit dem Mitteldarm in Verbindung, und die geringen Rückstände der Verdauung aus dem Larvenleben werden entleert. Auch die Tintenfische verdauen in derselben Weise die Muskeln und Weichteile eines erbeuteten Krebses außerhalb ihres Körpers, so daß nach der Mahlzeit nur der leere Panzer des Krebses übrigbleibt. Von den Spinnen ist diese Art der Verdauung bekannt; bei der großen amerikanischen Vogelspinne (Mygale avicularia) haben neue Beobachtungen diese Tatsachen bestätigt. Auch die höheren Tiere und der Mensch verdauen gewissermaßen außerhalb des Körpers! Denn Verdauung ist die Vorbereitung und chemische Zersetzung der Speise, bevor der Körper sie wirklich aufsaugt. Der Eintritt der Säfte geschieht bei den höheren Tieren und beim Menschen durch die Zotten der Dünndarmwände. Hier erst dringt die Nahrung in die Masse des Körpers selbst ein. Der Verdauungskanal ist eigentlich nur ein Zuführungsrohr: arbeitet der Dünndarm nicht, dann verhungert der Körper trotz reichlicher Nahrungsaufnahme in den Speisekanal.

Rudolph Schiffel.

Welche Tiere lebten in den Steinkohlenmooren? Der Ruhrkohlenbezirk hat uns manchen Lebensrest damaliger Waldsumpfmoore vor den Resten der mitteldeutschen Alpen, des heutigen Rheinischen Schiefergebirges, bewahrt. In Verbindung mit den tierischen Funden in Nordfrankreich, Nordamerika kann man sich ein Bild von der Lebewelt in dem Ablagerungsgebiet unserer Steinkohlen machen. P. Kukuk, ein guter Kenner, hatt uns ein Bild von der Tierwelt des Ruhrkohlengebietes gegeben: „Sicherlich waren die offenen, mit reinem Süßwasser erfüllten Wasserstellen der Moore und die vielleicht stellenweise noch brackischen Lagunen und Buchten des alten Tieflandgebietes mit unzähligen niederen Tieren, Muscheln, Schnecken, Krebsen und Quaridfischen besetzt. Auf dem Strande und am Rande der ausgedehnten Wasserflächen tummelten sich luftatmende Wirbeltiere, während über den Wassern und in den dschungelartigen Gebüschen der Schachtelhalme und in den dichten Baumgruppen der Schuppen- und Siegelbäume zahllose Insekten umherschwirrten. Noch fehlten aber die höheren Tierformen, ohne die wir uns eine entsprechende Landschaft der Gegenwart nicht vorstellen können. Es gab weder Schlangen und Eidechsen auf dem Lande noch Säugetiere im Dickicht der Wälder, weder Vögel im Gezweig der Bäume noch das Heer der buntfarbigen Schmetterlinge, fleißigen Bienen, summenden Mücken und anderer Netzflügler, die von den Blütensäften der Blütenbäume leben.“ Welche Tiere sind uns versteinert aus der Steinkohlenzeit erhalten geblieben? In den Meeren der älteren Steinkohlenzeit lebten die Riesenurtiere unter den Einzellern der Fusulinen und Schwagerinen. An Pflanzentieren gediehen Schwämme, Korallen, Seelilien und andere Stachelhäuter. In den Wasserflächen der Küstenmoore und im küstennahen Meer lebten Armfüßer, Zweischaler, Schnecken, stabförmige und eingerollte Tintenfische. Würmer selbst oder ihre Kriechspuren erkennt man auf der Unterseite von Farnen und anderen Pflanzen oder auf Weichtierschalen. In den Steinkohlensumpfgebieten lebten auch Krebse (Muschelkrebse, Blattfüßer, Dreilapper). Aus dem Saargebiet kennt man Arthopleura-Arten von 40—50 cm Breite und 75 bis 100 cm Länge. Sie scheinen Räuber gewesen zu sein, da man in ihrem Körper Teile von Insektenflügeln gefunden hat. Wieder andere Krebse waren blind und lebten wie Würmer in dem Schlamm eingebettet. An luftatmenden Gliedertieren lebten in den Steinkohlenmooren Tausendfüßer, Spinnen, Skorpione, Insekten. Unter den nachgewiesenen 400 Arten waren solche mit 30 cm langen Flügeln. Die meisten dieser Steinkohleninsekten sind gefährliche Räuber gewesen. Man kennt Ureintagsfliegen, Urheuschrecken, Urlibellen mit 70 cm Flügelspannweite, spinnenartige Tiere, Skorpionspinnen. Man konnte an den versteinerten Heuschrecken die Musikinstrumente und an manchen Flügeln noch die natürliche Farbe nachweisen. Von Fischen hat man Schuppen und Zähne gefunden. Nachgewiesen sind Knorpelfische, Ganoidfische, Lurchfische. Die am höchsten entwickelte Tierwelt besteht aus geschwänzten Uramphibien. Aber auch die versteinerten Kotreste (Koprolithen) und Fährten weisen auf eine amphibische Lebewelt hin. Kürzlich hat Kukuk eine Fährtenplatte auf der Zeche Präsident gefunden, die entweder die Fußspur eines männlichen und eines weiblichen oder eines älteren und eines jungen Tieres versteinert zeigt. Es sind vielleicht Spuren von Uramphibien, die bis zu einem Meter groß wurden und an Salamander und Krokodile erinnern. Aus den mitgefundenen Landpflanzen ist zu erkennen, daß sie landbewohnende Tiere waren, „die am Strande der flachen See, in Flußniederungen und sumpfigen Ufergebieten lebten und sich vermutlich von Würmern, Schnecken, Insekten oder durch gegenseitigen Fraß nährten und nur zum Eierlegen ins Wasser zurückkehrten.“

Rudolph Hundt.

Eine neue Methode der Windmessung in der Höhe. Die Bestimmung der Windgeschwindigkeit in verschiedenen Höhen wurde bisher mit Hilfe von sog. Pilotballonen ausgeführt. Dabei wurde ein kleiner Gummiballon mit Wasserstoffüllung frei aufgelassen und von der Erde aus mit einem Theodoliten verfolgt. Unter der Annahme, daß die Steiggeschwindigkeit ungefähr konstant ist, gelang es aus den Visierungen, den Ort des Ballons in der Höhe festzulegen und daraus die Geschwindigkeit und die Richtung des Windes in verschiedenen Höhen zu messen. Bei dieser Methode bringen vertikale Luftbewegungen große Fehler hinein, da beim Auftreten derartiger Vertikalbewegungen die Steiggeschwindigkeit des Ballons ungewiß wird. Sie versagt ferner bei tiefhangender Bewölkung, bei Nebel und in der Dunkelheit. Von L. F. Richardson wird neuerdings eine originelle Methode beschrieben, die die erwähnten Nachteile zum Teil vermeidet. Sie reicht allerdings vorläufig praktisch nur bis 600 m hoch, ist aber doch gut brauchbar. Bei dieser Methode werden aus einer kleinen, nahezu senkrecht nach aufwärts gerichteten Kanone kleine Stahlkugeln (Kugellagerkugeln) in die Höhe geschossen. Ist kein Wind vorhanden, so wird die Kugel bei gegebener Neigung des Rohres in einer bestimmten Entfernung und in bestimmter Seitenrichtung zur Erde fallen. Ist dagegen Wind vorhanden, so wird die Kugel abgetrieben und aus der Abtrift und der Zeit, die zwischen dem Abfeuern und dem Einschlag der Kugel auf der Erde liegt, die Windgeschwindigkeit errechnet.

Ludwig Thor.

Für die Frauenwelt.

Die Frühlingshüte sind klein — klein. Noch nie saßen sie so fest und eng auf dem weiblichen Haupt. Der Hutkopf umschließt absolut den Schädel, was ungemein anmutig wirkt. Am Morgen und für den Sport wird viel mit Applikationen, Stickereien und Malereien geschmückter Filz getragen, wofür das Stroh tagsüber seine Revanche nimmt. Man garniert es mit Straußphantasien und Blumen in zarten Farben. Unter ihnen stehen Rosen, Nelken und Primeln an erster Stelle. Die Frauen schmollten lange Zeit mit ihnen, aber heute feiern diese Blumen Triumphe, denn sie sind im Verein mit den Straußfedern die einzigen Garnierungen, mit denen sich die Frühlingshüte schmücken.

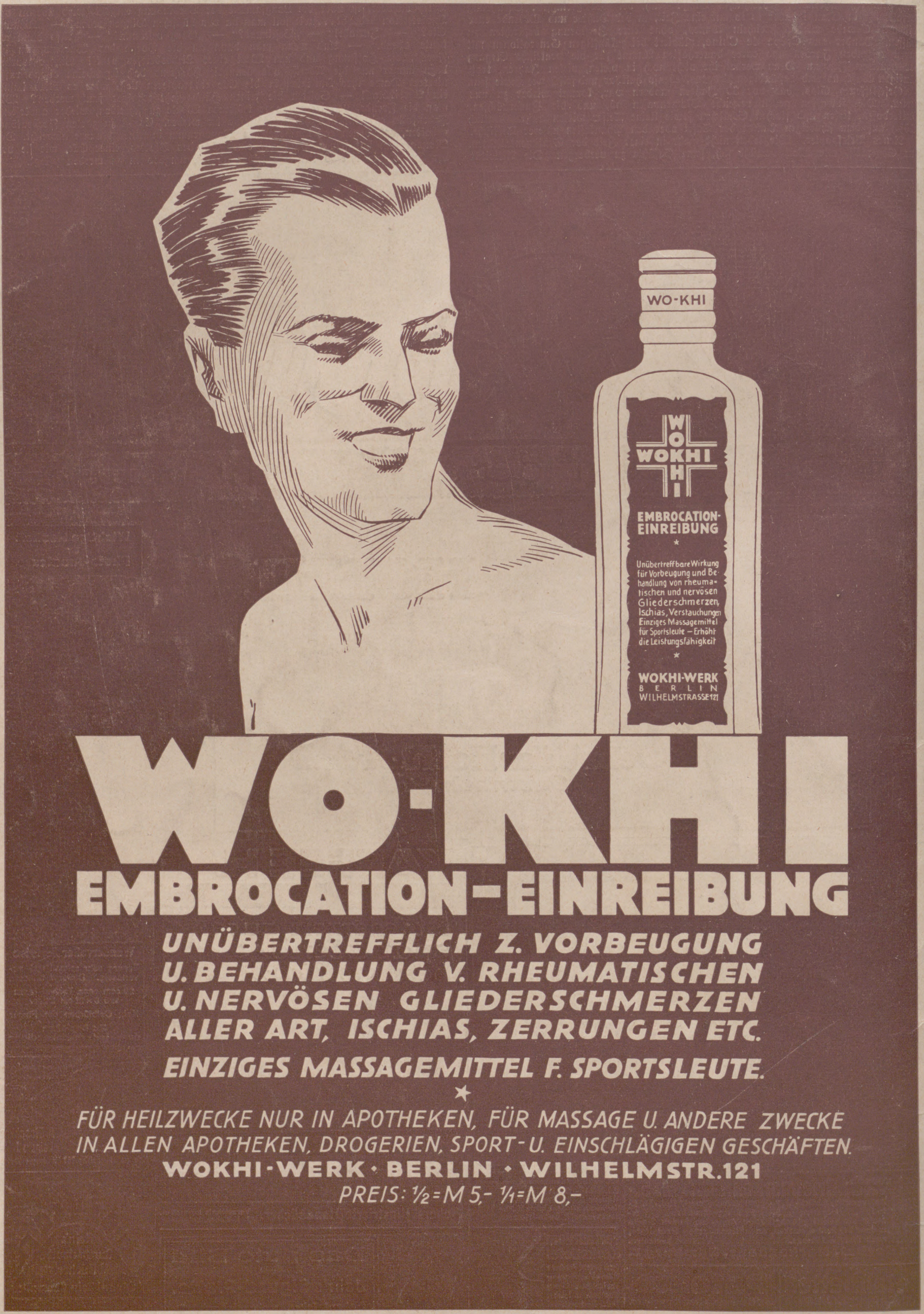
Schlangenhaut ist weich und biegsam, und dank geschickter Färbungen erhält man frische und warme Töne. Die Verwendung von Schlangenhaut in der Schneiderei und in der Herstellung von Handschuhen und Schuhen hat sich so verallgemeinert, daß die meisten Frauen zum mindesten ein Muster von der Haut der scheußlichen Reptilien besitzen, deren Anblick sie erzittern läßt. Die einen haben einen Gürtel, einen weichen Hut oder Tanzschuhe, die anderen eine Handtasche, eine Puderbüchse, ein Zigarettenetui. Handschuhe mit weichen Manschetten, Regenschirmgriffe, Stöcke, zu allem liefern die Schlangen das Material. Auf Kleidern sind Kragen, Manschetten und längsgesetzte Streifen, Taschen und Motive sehr modern. Ihre pergamentartigen Reflexe erhöhen noch den ausgesprochen einfachen Charakter, den die Mode augenblicklich liebt, und wenn die Damen ein Phantasieschmuckstück wählen, um das Ganze zu beleben, so ist es wiederum ein Kollier, ein Armband, ein Talisman aus . . . Schlangenhaut!

Crêpe-de-Chine-Bänder. Welch reizende Rolle spielt ihr in der Geschichte, ihr Bänder! Bänder der Schäferinnen, Bänder, mit denen Liebesbriefe zugebunden wurden, Bänder, über die die Dichter schrieben, lustige, romantische Bänder. Wem,

der euch in alten Schubfächern verblaßt oder zerknittert wiederfindet, erscheint ihr nicht als ein rührendes, gebrechliches Ding? Ach, bei der geringsten Berührung zerfallt ihr in Staub! Aber es kommt eine Zeit, in der Dichter und Liebende euer seidenes Gewebe wieder streicheln können, ohne eure Zerstörung befürchten zu müssen. Bänder aus Crêpe de Chine, plädiert bei zukünftigen Generationen mit euren reizenden Farben und eurer dauerhaften Anmut für die praktische Eleganz der heutigen Frauen. Denn werdet ihr nicht noch in vielen, vielen Jahren, trotz häufigen Waschens und beständigen Tragens, ebenso haltbar und frisch wie heute sein.

Geschliffenes Glas, das vor 30 Jahren modern war, kommt wieder zu uns zurück. Die Karaffen geben reizende Blumenvasen ab, und die Zuckerbüchsen, Butterdosen, tiefen und flachen Schälchen sowie kleine Teller wirken außerordentlich hübsch auf dem schneeigen Linnen der Tafel oder den Phantasien unserer Teetische.

Neues Briefpapier. Wir leben nicht mehr in einer Zeit der Sentimentalitäten. Im Gegenteil, alle Welt bemüht sich, seine Gefühle zu verbergen. Die Aktivität tötet das Träumen, und nach und nach stirbt alle Vertraulichkeit. Man hängt am Telephonhörer, ist über die Langsamkeit der Verbindung empört, wird überall von Indiskretion bedroht ... wie soll man da von hübschen Dingen reden? — „Kommen Sie?“ — „Jawohl!“ — „Bestimmt?“ — „Ganz bestimmt!“ — „Also dann auf heute abend.“ — Und wenn man dann an die Poesie des Wartens, an die Furcht, die Hoffnung und den Wert eines Liebesbriefes denkt! Bisher wurden dazu immer nur die Abreißblocks benutzt! Höchstens daß irgendeine etwas raffiniertere Dame ihre Initialen in die Ecke eingravieren ließ, aber es blieb immer ein Abreißblock! — Sollten die feinen Hände jetzt weniger faul werden? Will man die Freude, verwirrende oder tröstende Worte zu schreiben, wieder auskosten? Jedenfalls erscheint das hübsche Briefpapier wieder. Es ist in zarten Farbentönen gehalten, von denen das durchbrochene Monogramm in seiner Nuance abweicht. Das Monogramm hat seinen Platz auf einer Ecke des Blattes, einer Ecke, wie sie von der Dame, die ihre Visitenkarte selber abgibt, umgebogen zu werden pflegt.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4176 | Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark | 164. Band

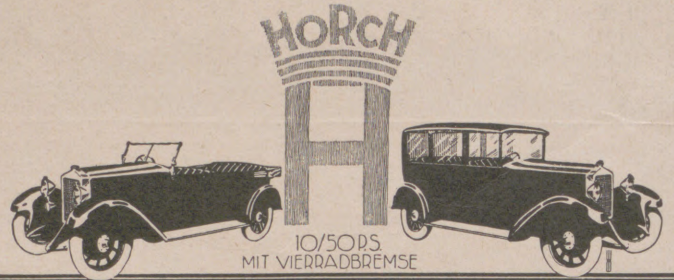


Knaben-Anzüge
Sweater für Knaben und Mädchen

Garantiert reinwollen

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufstelle wird auf Wunsch bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik
Wilh. Bleyle, G. m. b. H., Stuttgart W 12.



HORCHWERKE A.-G. ZWICKAU-BERLIN
HAUPTVERWALTUNG: BERLIN NW 7, MITTELSTRASSE 15

VERTRETUNGEN AN ALLEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS



GEBRA-TAFELGERÄTE
FORMENSCHÖN UND GEDIEGEN · IN NICKEL, MESSING UND ALPACKA
GEBR. ARNDT · QUEDLINBURG
METALLWARENFABRIK GEGRÜNDET 1870



Nur infolge unserer Einführungs-Reklame-Tage!

Bei Bestellung der epochemachenden Erfindung
Schweizer Patent 95072 ***Radio-Komposition Z. R. III*** *D. R. P. a.*
Zu dem Reklamepreis von 2 R.M. (Ladenpreis 2.50 R.M.)

Was ist Radio-Komposition? Z. R. III?
Eine Erfindung, welche in keinem Betriebe, keiner Werkstatt, keinem Haushalte fehlen darf! Jedermann muss dieselbe unbedingt besitzen, da jeder Laie, ja jedes Kind, sofort durchgebrannte oder defekte Töpfe, Eimer, Giesskannen, Milchkrüge, Badewannen usw. von **Aluminium, Emaill, Kupfer, Messing, Schwarz-, Weiss- oder Zinkblech haltbar reparieren kann.**

Ohne Lötkolben! Ohne Salmiak! Ohne Lötsäure!

Die Sendung für 2 R.M. reicht für 100 grosse Reparaturen aus. Bestellen Sie heute noch! Legen Sie den Betrag von **nur 2 R.M.** Ihrem Briefe bei, oder zahlen Sie den Betrag auf Postscheckkonto Leipzig 112491 ein. Wir senden Ihnen das gewählte Reklame-Geschenk und die Radio-Komposition sofort zu. Nachnahme 2.50 R.M.

Appelt & Co., Dresden-A. I/27, **Telephon 28250**

Unsere grosse Garantie: Geld zurück, wenn kein Erfolg.

Für diesen Millionen-Schlager Vertretungen überallhin zu vergeben.
Erforderliches Kapital 300—2000 R.M., je nach der Grösse des Bezirks.
Nur ernsthafte Bewerber finden Berücksichtigung.



SCHOELLER
TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN RHLD.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4176. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 26. März 1925.

Allgemeine Notizen.

Einen außerordentlichen Anwaltstag hat der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins zum 26. April d. J. nach Berlin einberufen. Es ist nur ein einziges Thema auf die Tagesordnung gesetzt worden, das freilich einen weiten Kreis von Problemen umfaßt. Es lautet „Die Rechtsnot". Dem Anwaltstag wird am 24. und 25. April eine Vertreterversammlung des Deutschen Anwaltvereins, ebenfalls in Berlin, vorausgehen.

Der diesjährige Architektentag ist vom Bund Deutscher Architekten für Ende Juni d. J. nach München einberufen worden. Im Anschluß daran werden die deutschen Architekten eine Fahrt donauabwärts zum Besuch ihrer österreichischen Kollegen in Wien unternehmen.

Deutsches Institut in Portugal. Von der Faculdade de Letras der Universität Coimbra wurde vor kurzem mit Unterstützung der portugiesischen Regierung ein Deutsches Institut gegründet, das dem Studium der Sprache und Kultur Deutschlands und der Pflege enger Beziehungen zur deutschen Wissenschaft und Kunst obliegt und dessen Bestrebungen daher weitgehende Unterstützung verdienen. Zum Direktor des Instituts wurde der Germanist Professor Dr. J. Providencia Costa ernannt. Die Eröffnung des Instituts, mit welcher eine Ausstellung deutscher Bücher, Zeitschriften und Zeitungen verbunden werden soll, findet im August d. J. aus Anlaß der vom 20. Juli bis zum 30. August an der Universität Coimbra stattfindenden internationalen Ferienkurse statt. Die Förderung des Instituts hat deutscherseits die Hamburgische Universität, die Vorarbeiten das Ibero-amerikanische Institut in Hamburg übernommen.

Preisausschreiben für Komponisten. Aus Anlaß des Mittelrheinischen Musikfestes in Trier vom 3. bis zum 6. Mai d. J. ist ein Preisausschreiben ergangen, das der Förderung des Schaffens junger deutscher, besonders aber rheinischer Komponisten dienen soll. Das Preisausschreiben erstreckt sich auf sinfonische Orchester- oder Kammerorchesterwerke und auf Gesänge mit Orchester oder Kammerorchester. Die Preise betragen 1000, 600 und 300 Rm. Die ausgewählten preisgekrönten Werke, die Eigentum der Komponisten bleiben, werden im Rahmen des Musikfestes tantiemefrei uraufgeführt. Die Stadt Trier hat sich vorbehalten, auch nicht preisgekrönte Werke aufzuführen. Dem Preisrichterkollegium

gehören unter anderm Generalmusikdirektor M. v. Schillings, Professor Friedr. E. Koch und Karl Ehrenberg an.

Radium und Lebensdauer. Ein englischer Gelehrter will beobachtet und festgestellt haben, daß die Menschen an der ständig in wechselnder Stärke aus dem Boden dringenden Radium-Emanation vorzeitig sterben. Er behauptet, daß ein Mensch im Verlauf von 70 Jahren eine so große Menge Emanation in sich aufnehme, daß er sterben müsse, weil der Körper davon völlig vergiftet würde. Wenn es gelänge, sich gegen diese Ausstrahlungen zu schützen, würde es möglich sein, das Leben ungemein zu verlängern, wahrscheinlich sogar ewig zu leben. Diese Mitteilungen des englischen Wissenschaftlers vertragen sich nicht mit den wissenschaftlichen Beobachtungen und Feststellungen, welche die deutschen Radium-Forscher und die radiologischen Institute fast der ganzen Welt machten. Gerade in Deutschland sind seit vielen Jahren schon über den Einfluß der Radium-Emanation auf das Leben experimentelle Versuche und langwierige wissenschaftliche Beobachtungen vorgenommen worden, und zwar im Salinental Bad Kreuznach und im Laboratorium der dortigen Radiumfabrik. Das Bad Kreuznacher Salinental ist diejenige Landschaft Mitteleuropas, die seit ungezählten Jahrtausenden unausgesetzt und in ihrer Stärke nur abhängig vom Luftdruck Radium-Emanation ausstrahlt. Dieses Tal, in dem sich auch die größten Gradieranlagen Deutschlands befinden, zeichnet sich durch eine überaus üppige Vegetation aus. Die Naturforscher haben dieser merkwürdigen Erscheinung schon frühzeitig ihr Augenmerk zugewandt, ohne ermitteln zu können, worauf das starke Wachstum der ganzen Flora zurückzuführen sei. Ebenso war aufgefallen, daß auch die Tierwelt außerordentlich reichlich im Salinental vertreten ist und sich durch starken Nachwuchs, besondere Lebhaftigkeit, rasches Wachstum und lange Lebensdauer bemerkbar macht. Auch an den im Salinental ständig beschäftigten städtischen Arbeitern und den wenigen dort und in unmittelbarer Nachbarschaft wohnenden Personen war eine außergewöhnliche Gesundheit, Widerstandsfähigkeit und Langlebigkeit aufgefallen. Die Ergebnisse deutscher Radium-Forscher, Mediziner und anderer Gelehrten, insbesondere des bekannten Dr. Aschoff aus Bad Kreuznach, haben unzweifelhaft erwiesen, daß alle diese Erscheinungen auf die Radium-Emanation zurückzuführen sind. Diese un-

anfechtbaren Tatsachen lassen viel eher den Schluß zu, daß Radium das Leben nicht abkürzt, sondern im Gegenteil kräfteerhaltend und lebenverlängernd wirkt.

Zeitschriften-Reklame amerikanischer Firmen. Das Reklamebureau der American Publishers Association hat kürzlich einige Zahlen über die Reklameausgaben größerer Firmen in den Vereinigten Staaten veröffentlicht. Nach einem von dort zugehenden Bericht gaben danach im Jahr 1923 62 größere Gesellschaften außer 25,51 Millionen Dollars für Tageszeitungen 18,52 Millionen Dollars für Zeitschriften aus. An der Spitze steht die American Tobacco Co. mit $ 242 981 für Zeitschriftenreklame. Von sonstigen Firmen der Tabakindustrie, die größere Reklameausgaben für Zeitschriften machen, sind hervorzuheben die Ligget & Myers Tobacco Co. mit $ 150 620, ferner die General Cigar Co. mit $ 152 020. Die Seifenfabrik Levers Bros (Neuyork) steht mit $ 664 795 Zeitschriftenreklame an der Spitze. Ein sehr starkes Reklamebudget (an vierter Stelle unter den großen Inserenten) hat die Victor Talking Machine Co. (Sprechapparate usw.) mit $ 1 143 055 für Zeitschriften. Große Summen geben für die Zeitschriftenreklame auch die Automobilfabrikanten und Radreifenwerke für Reklame aus, wie die nachfolgende Zusammenstellung zeigt: Dodge Brothers $ 493 810; Buick Motor Car Co. $ 441 850; Hupp Motor Car Co. $ 282 160; Packard Motor Car Co. $ 540 300; Chevrolet Motor Car Co. $ 595 725; Franklin Automobile Co. $ 288 540; United States Rubber Co. $ 265 250; Goodyear Tire & Rubber Co. $ 531 797; Firestone Tire & Rubber Co. $ 509 700. Eine ganze Anzahl von Firmen der Lebensmittelindustrie gehören gleichfalls zu den bedeutenderen Inserenten der Zeitschriften, darunter namentlich: H. J. Heinz Co. (Konserven) $ 685 734; Sun'Maid Raison Association $ 404 650; Kellogg Company $ 237 164; Quaker Oats Co. $ 1 167 550; Borden Sales Co. (Milch) $ 288 540; California Fruit Growers Exchange $ 277 500. Das gleiche gilt von der Getränke- und sonstigen Genußmittelindustrie: Clicquot Club Co. $ 145 361; Cheek-Neal Coffee Co. $ 91 990; Coca-Cola Co. $ 326 880. Deutsche Tabak- und Zigarren-Anzeigen findet man in deutschen Zeitschriften bedauerlicherweise fast gar nicht, auch die sonstige deutsche Industrie und weite Kreise des Handels und des Verkehrs sind sich des großen Wertes der Reklame in deutschen Zeitschriften noch immer nicht bewußt.

Duftende Wände. Zur Vollendung der Raumgestaltung gehört heute nicht nur der Baumeister, Maler, Architekt, sondern auch der Parfümeur. Ausgehend von der grundsätzlichen Erkenntnis, daß Wohlgerüche geistige Tätigkeit, d. h. besonders unsere Sinne, günstig beeinflussen, hat den Parfümeur Leichner, Berlin, zu einer Erfindung angeregt, die Kultur des Duftempfindens in jedem kultivierten Heim einzubürgern. Wände und Wandschirme mit einem besonders präpariertem Stoff bespannt, dienen als Trägerin von zarten, erfrischenden Duftwellen und geben jedem Raum eine individuelle Note. Jeder wird aus seiner Erfahrung wissen, wie so manches plötzlich eine bestimmte Riechempfindung hinterläßt, oder wie eine eigenartig interessante Dame unsere Sinne durch eine persönliche Note ihres Parfüms anregt. Beim Ball der Bühnengenossenschaft in Berlin wurde zum erstenmal diese Idee der duftenden Wände praktisch gezeigt. Die frische Luft der Außenatmosphäre wurde durch den Duftfilter der „Leichnerwände" geleitet und neben der Sinfonie der Töne empfand man aufs angenehmste eine Sinfonie der Düfte. Durch diese Erfindung des Parfümeurs Leichner wird auch der größte Raum sofort schlagartig durchduftet.

Deutsche im In- und Ausland erfüllen eine Ehrenpflicht, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die Leipziger „Illustrirte Zeitung" (von J. J. Weber) in Leipzig nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die am Kopf der Seite 469 angegebene vierteljährliche Bezugsgebühr vor allem auch ständig zu halten.

Wichtig für Kranke!



Einer der grössten medizinischen Erfolge des letzten Jahrzehnts, die Ultraviolettbestrahlungen mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — bewirken Selbsthilfe des krankheitsgeschwächten Körpers, daher natürlichste Heilmethode. **Häufig ergeben sich Heilerfolge, wo andere Behandlungsmethoden versagen.** Beschleunigung der Genesung bei Rekonvaleszenten. Über 1200 Urteile der medizinischen Fachpresse berichten über die oft erstaunlichen Erfolge auf überaus zahlreichen Krankheitsgebieten. **Fragen Sie Ihren Arzt** und verlangen Sie kostenlos Literatur-Nachweis vom **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach Nr. 172.**

Elternpflicht!



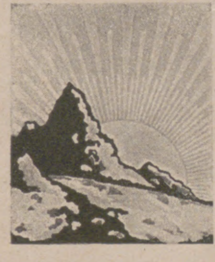
Rachitis (Englische Krankheit) ist in jedem Stadium durch Ultraviolettbestrahlung mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — mit Sicherheit heilbar. Da auch die Entstehung der Rachitis durch vorbeugende Bestrahlung sicher verhindert werden kann, so ist es **Elternpflicht, jeden Säugling in seinem ersten Lebensjahr vorbeugend bestrahlen zu lassen.** Die ultravioletten Strahlen sind in ganz besonderem Masse befähigt, auch tuberkulöse und skrofulöse Erkrankungen zu bessern, ja auszuheilen. **Fragen Sie Ihren Arzt** und verlangen Sie vom **Sollux-Verlag, Hanau, Postfach 172,** das „Rachitismerkblatt" und „Skrofulosemerkblatt" für Mütter und Pflegerinnen.

Gesund bleiben!



Ebenso wie die Urlaubsreise sollte der Arzt jedem Gesunden, namentlich Abgespannten und Überarbeiteten, Schlaflosen und Nervösen alle 4 Wochen einige Bestrahlungen mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — anraten. **Die Bestrahlung erzeugt ein überaus wohltuendes Gefühl der Kräftigung und der Frische, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch.** Der Bestrahlte fühlt sich auch **geistig lebhafter,** gut gelaunt, fröhlich gestimmt. Die Abwehrkräfte seines Körpers werden gestärkt, seine Widerstandsfähigkeit gegen Krankheitsgifte wird erhöht. Verlangen Sie kostenlos Literatur-Nachweis vom **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach Nr. 172.**

Graue Haare!



Haarergrauen, Haarausfall sind überaus oft Teilerscheinungen des frühzeitigen Alterns. Dr. med. Lorand, Badearzt in Karlsbad, zeigt in seinem Werk: „Haarausfall, Glatze, Haarergrauen, ihre Behandlung und Heilung" (231 Seiten, geh. RM. 3.—, geb. RM. 5.—, beim **Sollux-Verlag, Hanau, Postfach 172),** dass Bestrahlungen mit Quarzlampe nicht nur das wirksamste **Heilmittel gegen Haarausfall, Haarergrauen und zur Beförderung des Wachstums,** sondern gleichzeitig imstande sind, **Alterserscheinungen in günstigster Weise zu beeinflussen** — siehe auch **„Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach"** von Dr. v. Borosini, kartoniert RM. 1.60 beim **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach Nr. 172.**

Wundbehandlung!



Verletzungs- und Operationswunden werden durch Ultraviolettbestrahlung in verblüffend kurzer Zeit zur Vernarbung gebracht. Eiternde Wundflächen reinigen sich schnell, der Heilungsverlauf wird beschleunigt, Schmerzen lassen bald nach. Patienten, die infolge Blutverlustes oder durch lange Eiterungen heruntergekommen waren, erholen sich schnell, Appetit und Schlaf stellen sich wieder ein, das Allgemeinbefinden wird gehoben. — **Jede Operation, jeder Verbandwechsel sollte mit einer Bestrahlung mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne — Original Hanau —" abgeschlossen werden.** Literatur: Wundbehandlung mit Quarzlampen" von Geh. San.-Rat Dr. H. Bach. geh. RM. 0,50 beim **Sollux-Verlag, Hanau a. M, Postfach 172.**

Herzleiden



entstehen durch zu hohen Blutdruck und Überanstrengung des Herzens. Dr. med. Schäcker, Arzt in Bad-Nauheim schreibt: „Durch Quarzlichtbestrahlung schwindet Unregelmässigkeit des Herzschlages sehr rasch, **der Blutdruck wird wesentlich herabgesetzt.** Sämtliche Herzkranke lebten auf, waren leistungsfähiger, die nervösen Symptome traten zurück, ein gesunder Schlaf trat ein, etwa vorhandenes Durstgefühl verschwand vollkommen. Die Ultraviolettbestrahlung vermag also Herz- oder Gefässkranken die besten Aussichten für eine längere Lebensdauer und relatives Wohlergehen zu eröffnen." **Fragen Sie Ihren Arzt** und verlangen Sie kostenlos Literatur-Nachweis vom **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach 172.**

Jedes Mitglied einer Krankenkasse sollte Ultraviolettbestrahlungen mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — im eigenen Interesse beanspruchen.

Fragen Sie Ihren Arzt!

QUARZLAMPEN-GESELLSCHAFT M. B. H., HANAU AM MAIN — POSTFACH 169.



Massiv- und Holzhausbau
J. Noll-Niesky O.-L.
liefert nach überall bezugsfertige 4- bis 10-Zimmer-Häuser m. Küche und allen Nebenräumen in Blockbau 6—20500 R.-M. und in Massivbau 7500—25000 R.-M.

Sprechapparate zu Fabrikpreisen



Direkt an Private
Verlangen Sie Liste B
Meinel & Herold Sprechapparate-Fabrik
Klingenthal/Sa. No 357
Schallplatten M. 2.50 p. Stück.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.
Direkt nur an Wiederverkäufer.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).

Browning (deutsche)



Kl. 7,65 M. 17.- Kl. 6,35 M. 17.-
Mauser M. 30.-, Jagdwaffen.
Radioapp. alle Stat. hörb. M. 50.
Benekendorff, Berlin-Friedenau.

187. Sächsische Landes-Lotterie

Auch in Preussen zu spielen erlaubt.
120000 Lose — 54000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen
Ziehung 1. Klasse 13. u. 14. Mai
☞ Nahezu jedes zweite Los gewinnt!

500000 spez. **300000**
200000 ℳ **150000**
100000 ℳ **50000**

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Klassen-Lose (in jeder Klasse)	RM. 3.-	RM. 6.-	RM. 15.-	RM. 30.-
Voll-Lose (für alle Klassen)	RM. 15.-	RM. 30.-	RM. 75.-	RM. 150.-

Paul Lippold, Staats-Lott.-Einnehmer, **Leipzig, Brühl 4.**
Postscheckkonto: 50726 Leipzig.

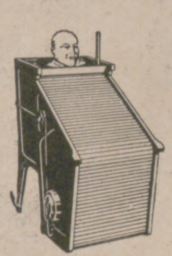
(In Oesterreich und Ungarn verboten)

Webers Jllustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenfrei. Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26.

Das allmächtige Heilmittel gegen
Rheuma, Gicht, Fettleibigkeit, Katarrhe:



Schwitz-Kuren IM BEHAGLICHEN ZUHAUSE mit „Segens-Born"



dem vollendet konstruierten elektrischen Heißluft-Schwitzsessel; dem eleganten Möbel mit dem Jalousie-Verschluß.
Stets ohne Zusammenbau betriebsfertig. Regulierbare Temperatur bis 70° resp. 85° C. Sitz der Heizkörper in Fußhöhe, daher keine kalten Füße wie bei den meisten Apparaten mit Außenheizern. Kein unappetitliches Bettschwitzen mit durchnäßtem Bettzeug.
Komplett M. 245.— exkl. Verpackung. Lieferung 14 Tage zur Probe. Verlangen Sie ausführliche Druckschrift!
Albert Klement, Hamburg, Pulverdeich 28 a

Schönheit und Anmut erhalten Dir



Dralle's
Lavendel Crème — Lavendel Seife

Diese beiden nicht zu übertreffenden Erzeugnisse ergänzen einander zur vollkommenen Hautpflege. Eine jugendfrische, weiche Sammethaut des Antlitzes und zarte, elegante, gepflegte Hände sind das Ergebnis.

Preis: Lavendel-Seife Stück M. 0.75, Karton 3 Stück M. 2.10 Lavendel-Crème M. 1.50.


MAUXION
Schokoladen

Illustrirte Zeitung



Stätten der Arbeit: Grobblechwalzwerk.

Nach einer Radierung von Julius C. Turner aus dem Kunstverlag Amsler & Ruthardt, Berlin.

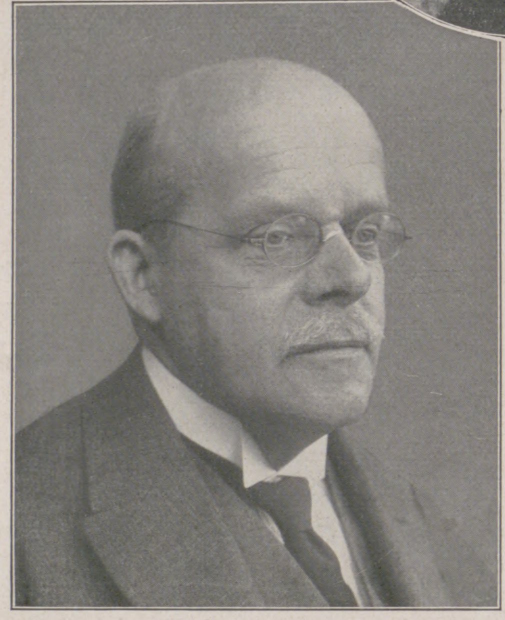
Das tausendjährige Jubiläum des Reichs. / Von G. Widenbauer.

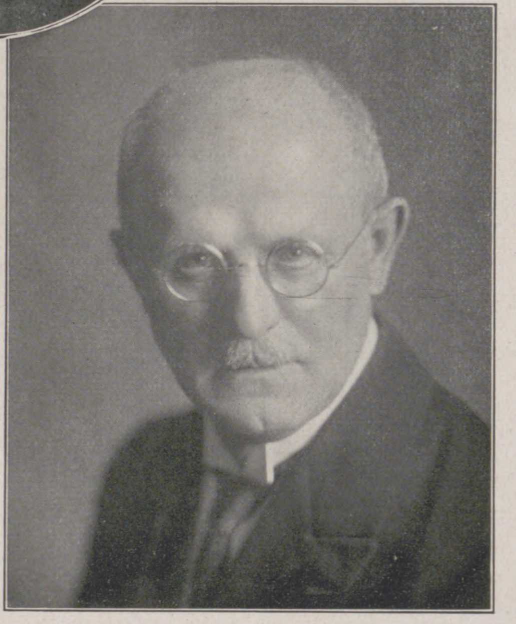
Es ist den breiten Massen des deutschen Volkes zu wenig bekannt, daß das Deusche Reich nicht erst seit 1870/71 besteht und nicht erst „auf den Schlachtfeldern Frankreichs begründet“ wurde, sondern daß es unter den Staaten Europas das älteste Nationalreich neben Frankreich darstellt. Diese Tatsache allein sollte doch wohl genügen, das nationale Selbstbewußtsein der Deutschen höher schwellen zu lassen. Es müßte nur durch gediegene systematische Aufklärung dahin gebracht werden, daß die Deutschen über die Entstehung und Entwicklung ihres Staates verständnisvoll unterrichtet und so mit einem lebendigen Staatsgefühl beseelt würden, das die innige Verflechtung von Staat und Volk deutlich erkennen läßt und das Volk erzieht zur Förderung des Staatsgedankens, der vaterländischen Idee, ohne die nun einmal kein Staat gedeihen, aber auch kein Volk auf die Dauer bestehen kann.

In dieser Hinsicht könnte die eben eingeleitete Jahrtausendfeier der Rheinlande der nationalen Sache die besten Schrittmacherdienste leisten, wenn sie im unbesetzten Deutschland entsprechend beachtet und von den verantwortlichen Stellen im Interesse der Kräftigung des deutschen Staatsgedankens, der Reichsidee, zielbewußt ausgewertet würde. Denn die hochwichtige Erinnerungsfeier der tausendjährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Reich hat weit mehr als beschränkte provinzielle Bedeutung; sie darf keineswegs als rein partikularistische rheinische Kundgebung betrachtet werden, was sie ja schon ihrem ganzen inneren Wesen nach nicht ist. Vielmehr bedeutet sie eine große politische Demonstration gegen die drückende und seit dem 10. Januar dieses Jahres teilweise sogar gegen den Versailler Vertrag selbst verstoßende Besetzung der für den Bestand des Reiches so lebenswichtigen Rheinlande und ist darum aufs beste geeignet, nicht bloß die eigenen Volksgenossen auf die schicksalhafte Notwendigkeit der Erhaltung der innigsten Staatsgemeinschaft der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland aufmerksam zu machen, sondern auch dem Ausland augenfällig zu beweisen, daß in der rheinischen Bevölkerung der unerschütterliche Wille lebt, diese Schicksalsgemeinschaft mit dem Gesamtreich über alle Nöte und Qualen der leidigen Gegenwart hinweg unverbrüchlich aufrechtzuerhalten und sich in der Treue zum Deutschen Reiche nicht wankend machen zu lassen. So soll denn vor allem die Jahrtausendausstellung, die im Herzen der Rheinlande, im altehrwürdigen, heiligen Köln, stattfindet, der Welt „ein klares und eindeutiges Bild von der nationalen, wirtschaftlichen und künstlerischen Zusammengehörigkeit der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland“ geben. Darum lenken sich denn auch in diesen Wochen die Augen Alldeutschlands mit Bewunderung und Liebe auf diese staatspolitisch so hochbedeutsame Feier, die den Deutschen zum Bewußtsein bringen soll, daß erst die dauernde Vereinigung der rheinischen Gebiete mit dem Reiche diesem den Lebensodem einhauchte, daß die Angliederung der westlichen Grenzgebiete gleichsam den Schlußstein bildete zum deutschen Staatsgebäude. In diesem Sinne ist es geradezu vaterländische Ehrenpflicht, die rheinische Feier in ganz Deutschland als das tausendjährige Jubiläum der Reichsgründung mitzubegehen. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick wird uns dies klarmachen.

Professor Haller stellt in seinem inhaltsreichen Buche „Die Epochen der deutschen Geschichte“ die Frage: „Seit wann gibt es eine deutsche Geschichte?“ und kommt dabei nach kritischen Betrachtungen zu dem Ergebnis, daß von einer deutschen Geschichte, d. h. einer Geschichte des deutschen Volkes, vor dem 10. Jahrhundert nicht geredet werden darf. Zwar waren schon im Reiche Karls des Großen die germanischen Stämme des Festlandes geeint, aber das war noch kein Deutsches Reich, sondern ein national sehr buntscheckiges Universalreich. Auch das ostfränkische Reich, das aus der Teilung von Verdun von 843 hervorging und dann durch die Verträge von Mersen 870 und Verdun-Ribemont 879/80 erweitert wurde, war noch kein eigentlich Deutsches Reich, höchstens die Keimzelle zu Deutschland. Noch bestand ja das alte dynastische Band, das auch Ostfranken an das einstige karolingische Gesamtreich knüpfte, und tatsächlich waren von 884 bis 887 die getrennten Teilreiche für diese kurze Zeit noch einmal vereinigt. Der Vertrag von Verdun war, nach Helmolt, lediglich eine „Landvermarktung rein nach Flächenberechnungen“ ohne Rücksicht auf nationale Gesichtspunkte. Wenn auch der Herrscher von Ostfranken Ludwig der Deutsche hieß, so kann doch von einer deutschen Reichsgründung durchaus keine Rede sein. Man gebrauchte das Wort **thiudisk** damals lediglich, um anzudeuten, daß jemand nicht lateinisch, sondern in der Volkssprache rede.







Dr. Wilhelm Marx,
Reichskanzler a. D., der Kandidat des Zentrums.

Dr. Karl Jarres,
Reichsminister a. D, Oberbürgermeister von Duisburg, der Kandidat der vereinigten Rechtsparteien.

Dr. Heinrich Held,
bayrischer Ministerpräsident, der Kandidat der Bayrischen Volkspartei.



Erich Ludendorff,
General der Infanterie a. D., der Kandidat der Völkischen.



Dr. Willy Hellpach,
badischer Staatspräsident, der Kandidat der Demokraten.

Die Kandidaten der bürgerlichen Parteien für die Präsidentenwahl am 29. März.

Die Erhebung Konrads I. 911, nach dem Aussterben der deutschen Karolinger, bildete zwar eine Etappe weiter in der Richtung nach Deutschland, eine Lockerung der dynastischen Bande, die ehedem zwischen Ost- und Westfranken bestanden hatten, aber noch war die Erinnerung daran so lebendig, daß man bei der Königswahl gerade auf die Verwandtschaft Konrads I. mit dem karolingischen Hause das größte Gewicht legte. Seine Reichspolitik aber bewegte sich noch ganz im traditionellen kirchlichen Fahrwasser der karolingischen Epoche, weshalb auch das ostfränkische Reich zu zerfallen drohte. Erst die Wahl Heinrichs I. 919 brachte den wahrhaft deutschen Staat. Die Thronbesteigung dieses sächsischen Fürsten, der zwar nur von den Franken und Sachsen gewählt wurde, aber nach und nach durch seine kluge Politik sich die Anerkennung der übrigen Stämme, die bereits mehr oder minder große Selbständigkeit erlangt hatten, zu gewinnen wußte, bedeutete den entscheidenden Schritt zur Entstehung eines deutschen Staatsverbandes. Heinrich I. war der erste deutsche König.

Man hat sich bei seiner Wahl offen vom angestammten karolingischen Haus losgesagt, hat einen einheimischen Großen, einen Sprossen des trotzigen Sachsenstammes, der sein germanisches Blut noch am reinsten bewahrt und damit seine Kraft am ungeschwächtesten erhalten hatte, zum Lenker der deutschen Geschicke erwählt. Heinrich I., ein nüchtern denkender, kaltblütig die Lage überblickender Mann, stellte seine Politik auch klar und zielbewußt auf die Wirklichkeit ein und betrachtete sich nur als deutschen König. Sein Hauptziel war, die Einheit des unter den letzten Karolingern stark gelockerten Reichsgefüges wiederherzustellen und das Reich innerlich so zu festigen, daß es den Anstürmen von außen (Ungarn!) gewachsen war. Heinrich I. erkannte klar seine deutsche Aufgabe und wollte sie im deutschen Sinne und mit deutschen Mitteln lösen. Er verschmähte es deshalb auch von Anfang an, sich, wie seine Vorfahren auf dem Thron, in die Abhängigkeit von der Kirche zu begeben, weshalb er auf die feierliche Salbung und Krönung verzichtete und auch von der Erwerbung der Kaiserkrone absah. Seine Ziele lagen diesseits der Alpen. In zähem siebzehnjährigen Ringen begründete er eine dauernde deutsche Reichseinheit und ward, indem er seine deutsche Schöpfung zugleich durch Anlage von befestigten Plätzen und durch Wehrhaftmachung des Volkes (Schaffung der deutschen Reiterei) zu sichern verstand, der Schöpfer des heutigen Deutschen Reiches.

Die höchste Wichtigkeit innerhalb des neubegründeten Staatsverbandes kam dabei aber den Rheinlanden zu. Daß diese während der Regierungszeit Heinrichs I. für immer dem Reiche angeschlossen wurden, war ein Ereignis von der größten politischen und kulturellen Tragweite. Ohne diese Angliederung wäre das Reich nur ein Torso geblieben und höchstwahrscheinlich sehr bald wieder zerfallen. Die Rheinlande aber waren, obgleich sie der Vertrag von Mersen an Ostfranken gebracht hatte, in den Wirren der letzten Jahrzehnte des neunten Jahrhunderts davon abgesplittert, und es bestand große Gefahr, daß sie für immer an das Westreich fielen. Dessen Herrscher, Karl der Einfältige, hatte schließlich, begünstigt durch die schwankende Haltung der lothringischen Großen, die mehr zu den französischen Karolingern hinneigten, da sie von diesen größere Selbständigkeit erhofften, ganz Lothringen und das Elsaß mit Westfranken vereint. Seit dem Tode Lothars 869 keinem zu festem Eigen, bildete es gleichsam das Zünglein an der Wage der ost- und der westfränkischen Macht





Zur Heimkehr des Kreuzers „Berlin" von seiner mehrmonatigen Auslandsreise am 16. März: Links: Begrüßung des Linienschiffes „Hannover" durch die an Bord versammelte Mannschaft der „Berlin" bei der Einfahrt in den Kieler Hafen. — Rechts: Empfang des Kreuzers bei seiner Ankunft in Kiel durch Abordnungen der Marine und der Reichswehr.



Von der Eröffnung des Wahlkampfes um die Reichspräsidentschaft: Oberbürgermeister Dr. Jarres, der Kandidat der vereinigten Rechtsparteien, bei seiner Rede vor der ersten größeren Wahlversammlung in der Philharmonie zu Berlin. Rechts hinter ihm: Staatsminister a. D. von Loebell, der Vorsitzende des Wahlausschusses.



Von der Veranstaltung „Das Illustrierte Erfurt", die zum Zwecke der Geschäftsbelebung am 15. März in Erfurt stattfand: Die Kraftwagen-Kolonne der Erfurter Firmen.



Das Aufziehen der Wache für das Reichspräsidentenpalais und das Reichswehrministerium in Berlin unter klingendem Spiel.



Das Radio-Schachturnier zwischen dem Schachklub „Augustea“, Leipzig, und dem Hamburger Schachklub am 15. März: Während des Wettkampfes im Hamburger Senderaum.



Ehrung des Dichters Börries, Freiherrn v. Münchhausen (rechts) bei einem Besuch in Rastenburg (Ostpreußen): Empfang durch eine Eskorte des Rastenburger Reitervereins. (Phot. Fritz Krauskopf, Königsberg i. Pr.)



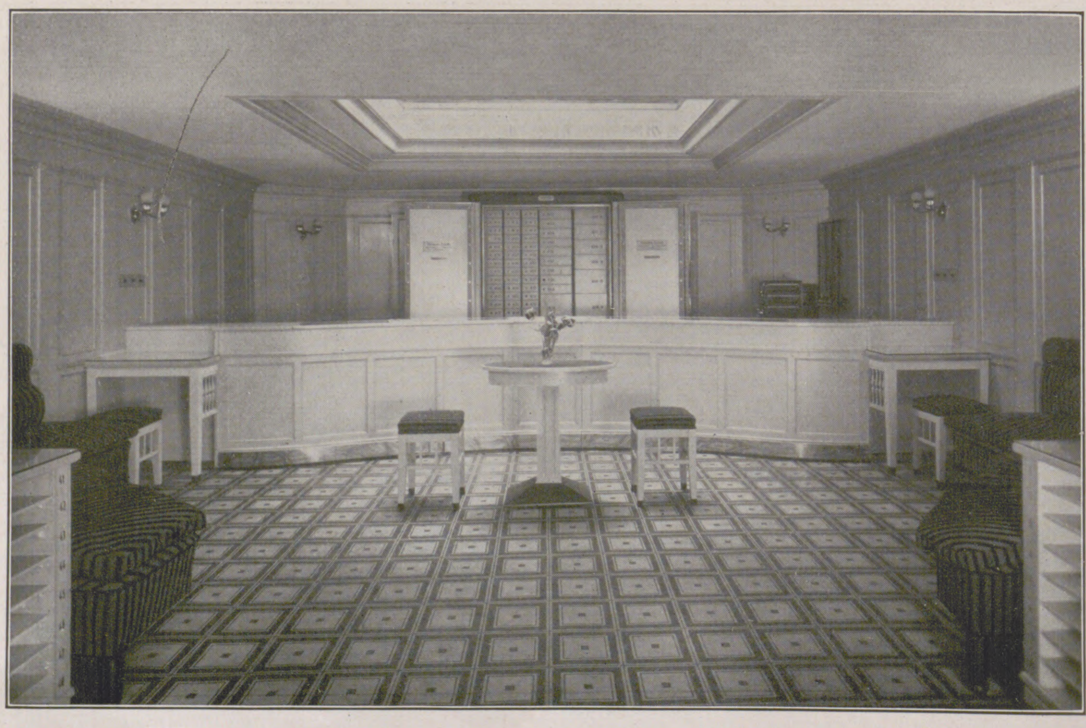
Der Nachwinter in Berlin: Sportliches Treiben an der künstlichen Skisprungschanze bei „Onkel-Toms-Hütte“ im Grunewald.

und ward so zum Zankapfel zwischen beiden nachbarlichen Bruderreichen. Jahrzehntelang hatte Ostfranken diesen seinen wertvollsten Besitz gegen die politischen Machtgelüste der westfränkischen Karolinger zu verteidigen. Es durfte dieses wichtigste Glied seines jungen Staatskörpers nicht dem westlichen Nebenbuhler preisgeben, wollte es selbst lebensfähig bleiben. Man bedenke nur, welchen unersetzlichen Verlust es für das Ostreich bedeutet hätte, wenn die altehrwürdigen, kulturell so wichtigen Städte Aachen, Köln, Trier, Metz westfränkisch geblieben wären. Auch schloß Lothringen von Andernach abwärts beide Ufer des Rheins in sich. Diese Tatsache allein läßt begreifen, warum die ostfränkischen Könige nach dem Wiedererwerb der ihnen durch rechtmäßigen Vertrag zugesprochenen Gebiete trachten mußten. Das Westreich hätte durch deren Besitz ein ungeheueres politisches Übergewicht gewonnen, das Ostreich aber zugleich seines hauptsächlichsten Kulturfaktors entbehrt.

Indem es Heinrich I. gelang, die rheinische Macht- und Kulturposition in dauernden lebendigen Zusammenhang mit dem Reich zu bringen, hat er eine wahrhaft deutsche Tat vollbracht. Seit dem Tode Kaiser Arnulfs 899 von Ostfranken getrennt, hatten auch Konrads I. Feldzüge nichts auszurichten vermocht, ja, selbst der Bonner Vertrag vom 1. November 921 zwischen Karl dem Einfältigen und Heinrich I. hatte an den Besitzverhältnissen im wesentlichen nichts geändert, zumal Heinrich sich auf seinen lothringischen Parteigänger Giselbert nicht verlassen konnte. Doch Heinrich verfolgte beharrlich sein Ziel weiter, und die inneren Wirren Westfrankens 923 boten ihm die Gelegenheit, die Ansprüche Deutschlands auf Lothringen wieder geltend zu machen und es auch glücklich einzuverleiben. Zwar stellte der Abfall des wankelmütigen Herzogs Giselbert diesen Erwerb wieder in Frage, aber ein erneuter Feldzug Heinrichs I. 925 besiegelte die Unterwerfung des ungetreuen Bundesgenossen durch die Eroberung seiner Feste Zülpich und hatte auch die Huldigung der übrigen Lothringer zur Folge. Er gewann auch Metz, das westliche Bollwerk des Reiches, und sicherte so das schon früher wiedergewonnene Elsaß in seiner Nordwestflanke.

So ist das Jahr 925 gleichsam der Abschluß der Heinrichschen Reichsschöpfung. Die Einverleibung Lothringens vollendete erst den Bau des Reiches. Die tausendjährige ununterbrochene (wenn man von der vorübergehenden französischen Annexion im Zeitalter der Großen Revolution und Napoleons absieht) Verbindung der Rheinlande mit dem übrigen, rechtsrheinischen Deutschland verlieh dem Reich erst seine lebendige innere Einheit. Aus dieser engen Schicksalsgemeinschaft auf Gedeih und Verderb erwuchs der kraftvolle Reichsgedanke hauptsächlich durch das bei allen deutschen Stämmen in gleicher Weise sich äußernde Bestreben, das von dem machtgierigen westlichen Nachbar ständig bedrohte hohe Reichsgut mit vereinter Kraft zu schützen. Das Reich aber hatte zugleich damit so viel natürliche Kraft gewonnen, daß es nicht bloß diese Gebiete für die Dauer im wesentlichen zu behaupten vermochte, sondern auch befähigt war, fortan die Führung der europäischen Völker zu übernehmen, an welcher hohen politischen Aufgabe gerade die rheinischen Lande den hervorragendsten Anteil nahmen. Denn der kulturelle und politische Schwerpunkt des Reiches lag am Rhein. Man vergegenwärtige sich nur, welch wichtige Rolle doch die Städte Aachen, Mainz, Köln, Trier und Frankfurt in der deutschen Geschichte spielten.

Deshalb liegt gerade in dem Jahr 925 der Ausgangspunkt der deutschen Machtentfaltung, der deutschen Größe. Von da an beginnt der deutsche politische Aufstieg, der schon wenige Jahrzehnte nachher den deutschen Königsaar nach Italien führte und ihm so die Vorherrschaft in Europa verschaffte, die geradezu in den Rheinlanden verankert war. Möchten darum doch alle Deutschen erkennen, welch hohe weltgeschichtliche Bedeutung die tausendjährige Lebensgemeinschaft der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland für das Reich und seinen Bestand besitzt! Möchte darum jeder Deutsche gerade in diesen ernsten politischen Zeitläuften sich dessen bewußt werden und so alles aufbieten, daß diese eherne Schicksalsgemeinschaft von Reich und Rhein nicht gelöst wird. Sonst würde der Lebensfaden des Reiches abreißen.



Eine beachtenswerte Neuerung im Verkehrswesen: Das Geschäftszimmer des neueröffneten Hotelzimmer-Nachweises der Kongreß- und Verkehrsstelle Hamburg in der Haupthalle des Hauptbahnhofs zu Hamburg, das in telephonischer Verbindung mit allen Hotels der Stadt steht und somit in der Lage ist, jedem ankommenden Reisenden sofort ein passendes Quartier zuzuweisen.

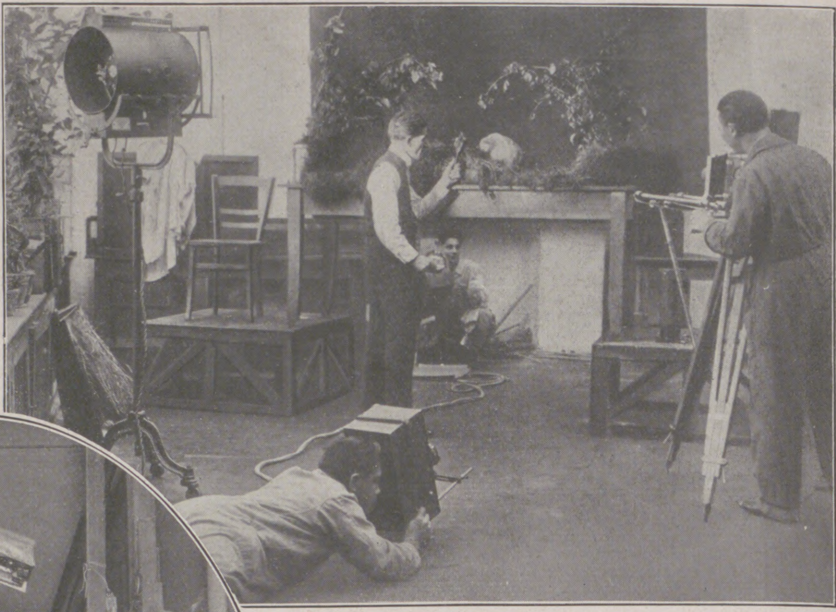


Das Projekt einer von Garmisch ausgehenden Bergbahn auf die Zugspitze: Die Zugspitzgruppe mit der geplanten Bahnstrecke. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von J. Ruep.

Im Gegensatz zu der auf der Tiroler Seite von Obermoos bei Ehrwald im Bau begriffenen Schwebebahn auf die Zugspitze (vgl. Nr. 4140) ist die von dem Ingenieur Cathrein projektierte, von Garmisch ausgehende Bahn auf den höchsten deutschen Berggipfel als Standbahn (Adhäsions- und Zahnradbahn) gedacht. Eine Verunstaltung des Landschaftsbildes wird durch diese Bahn möglichst vermieden. Östlich vom Rissersee bei der Aule-Alm ist eine eigene Schwebebahn auf das lohnende Kreuzeck, den Ausgangspunkt für die Besteigung der Alpspitze und des Hochblassen, geplant. Die Gesamtlänge von Garmisch bis zum Gipfel der Zugspitze beträgt 19600 m. Wenn mit dem Bau der Adhäsions- und Zahnradbahn zugleich begonnen werden kann, dann beansprucht die Fertigstellung zwei Jahre, andernfalls drei Jahre. Man kann auf einmal bis zu 648 Personen befördern. Der Fahrpreis hin und zurück ist auf 20 Mark festgesetzt. Sollte der Plan einer Standbahn an der Finanzierungsfrage, die anscheinend noch nicht gelöst ist, scheitern, so dürfte dann der Bau einer ebenfalls im Projekt vorliegenden Schwebebahn auf die Zugspitze von der bayrischen Seite aus zur Verwirklichung kommen.



Die Aufführung der „Passion“ von Domkapitular H. F. Müller in Fulda: Der hohe Rat. Kostüme und Gruppen von Jos. Jansen, München-Gladbach. (Phot. Mollenhauer, Fulda.)

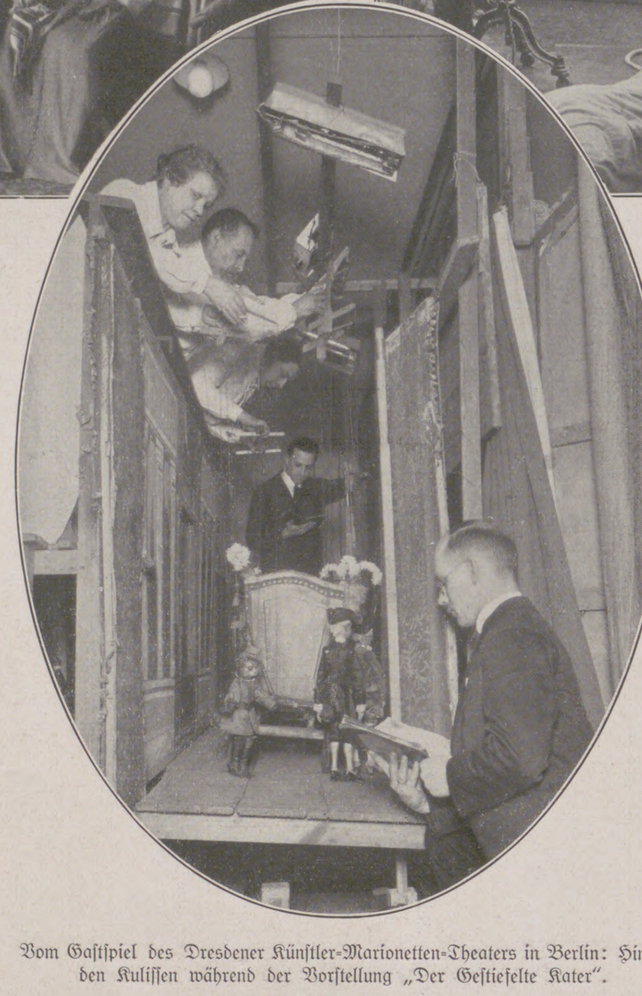


Die Vorbereitungen zu dem neuen Dafu-Film „Die Biene Maja“ nach Waldemar Bonsels: Beobachtung und Aufnahme der Biene im Netz der Spinne.

Die Steppe Südwestafrikas.

(Zu dem Gemälde „Tagesanbruch in der Steppe Südwestafrikas“ von G. P. Canitz auf Seite 485.)

Das Innere Afrikas ist im Westen vom Meer durch einen Trockengürtel getrennt. Dieser Gürtel findet sich allüberall da, wo an der Küste lockere Sandmassen den Felsen decken. In einiger Entfernung von der Küste steigt schroff und steil das Innere als Hochland, vom Gürtel aus wie ein Gebirge auf. Uralte Granite und Gneise bauen dieses Hochland auf. Die Bodenbeschaffenheit des Trockengürtels läßt meistens nur Wüste, im günstigsten Fall Steppe mit einzelnen Savannenbäumen zu. Dürftige Vegetation ist an die Trockenheit angepaßt. Hartgräser, niedrige Sträucher, ganz vereinzelter Baumwuchs zeichnen die Landschaft aus. Das Grundwasser liegt tief; es steht auf dem felsigen Untergrund, den Sand bedeckt. Und nur geringe Bergfeuchtigkeit genügt, die dürftige Steppenvegetation hervorzuzaubern. Schnell trocknet der Untergrund aus, und dann ist die Bergfeuchtigkeit geschwunden. Die Vegetation geht ein, und die Sonne brennt auf den sandigen Boden, strahlt von den Inselbergen zurück. Vielleicht stammt der lockere Boden von einem einstigen Meer, vielleicht haben fließende Wasser ihn von den Inselbergen heruntergetragen. Jedenfalls ist er dadurch wertvoll geworden, daß er im Gebiet der früheren deutschen Kolonie Südwestafrika Diamanten und andere Edelsteine führt. Heute nutzen die Engländer das aus, was während des deutschen Besitzes deutsche Gesellschaften taten. Da die Diamanten hier im Sande sich befinden, im übrigen Südafrika in dem sogenannten Blaugrund vorkommen, der aus der Verwitterung vulkanischer Gesteine entstanden ist, so ist die Ansicht gerechtfertigt, daß der Steppensand später durch Abtragung und Transport in den Küstengürtel gekommen ist. Wo in Südwestafrika Kalke im Gebirgsanteil vorkommen, hat man vorzüglichen Marmor gewonnen. In dem Gebirge baut man heute noch manchen wertvollen Bodenschatz ab: Kupfer, Glimmer, Gold. Dürftig wie der Boden, die Vegetation, ist auch die Tierwelt. Antilopen sind hier in den weiten Landschaftsräumen ohne Hindernis zu Hause. Charakteristisch für die Fauna sind die Termiten. Ihre Bauten, die der Kolonie als Wohnung dienen, erreichen oftmals eine Höhe von drei bis vier Meter bei zwei Meter Durchmesser. In dieser merkwürdigen, durch die Bodenbeschaffenheit gegebenen Landschaft steigern sich die Lichtreflexe der Sonne zu Erlebnissen. Hdt.



Vom Gastspiel des Dresdener Künstler-Marionetten-Theaters in Berlin: Hinter den Kulissen während der Vorstellung „Der Gestiefelte Kater“.



Dr. August v. Wassermann,
Geh. Medizinalrat, Professor an der Universität Berlin, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für experimentelle Therapie in Dahlem bei Berlin, Entdecker der nach ihm benannten Blutreaktion auf Syphilis, † am 16. März im Alter von 59 Jahren.



Dr.-Ing. h. c. Philipp Rosenthal,
Geh. Kommerzienrat, Gründer der bekannten Porzellanfabrik Philipp Rosenthal & Co., Aktiengesellschaft, Selb in Bayern, feierte am 6. März seinen 70. Geburtstag. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



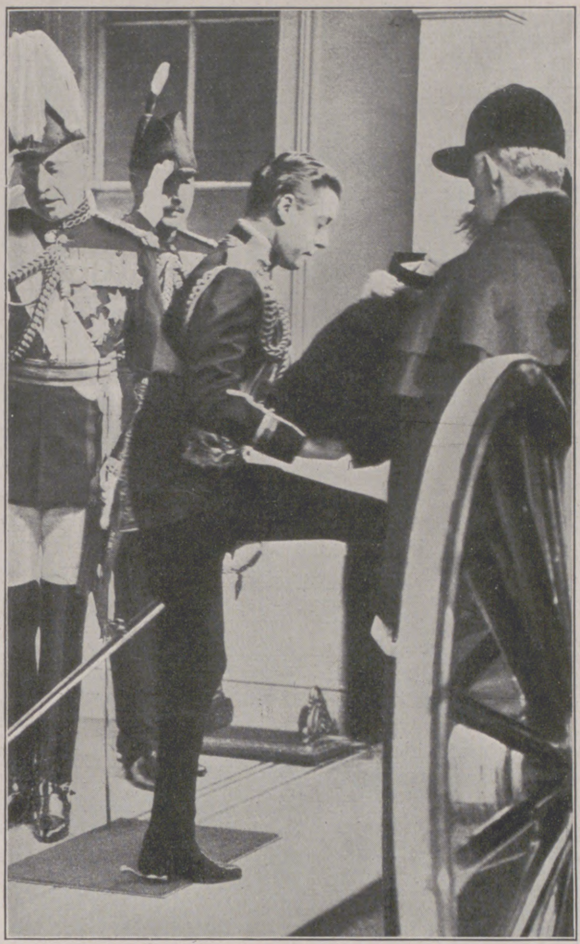
Jacob Gould Schurman,
der neue Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, bisher amerikanischer Gesandter in Peking.

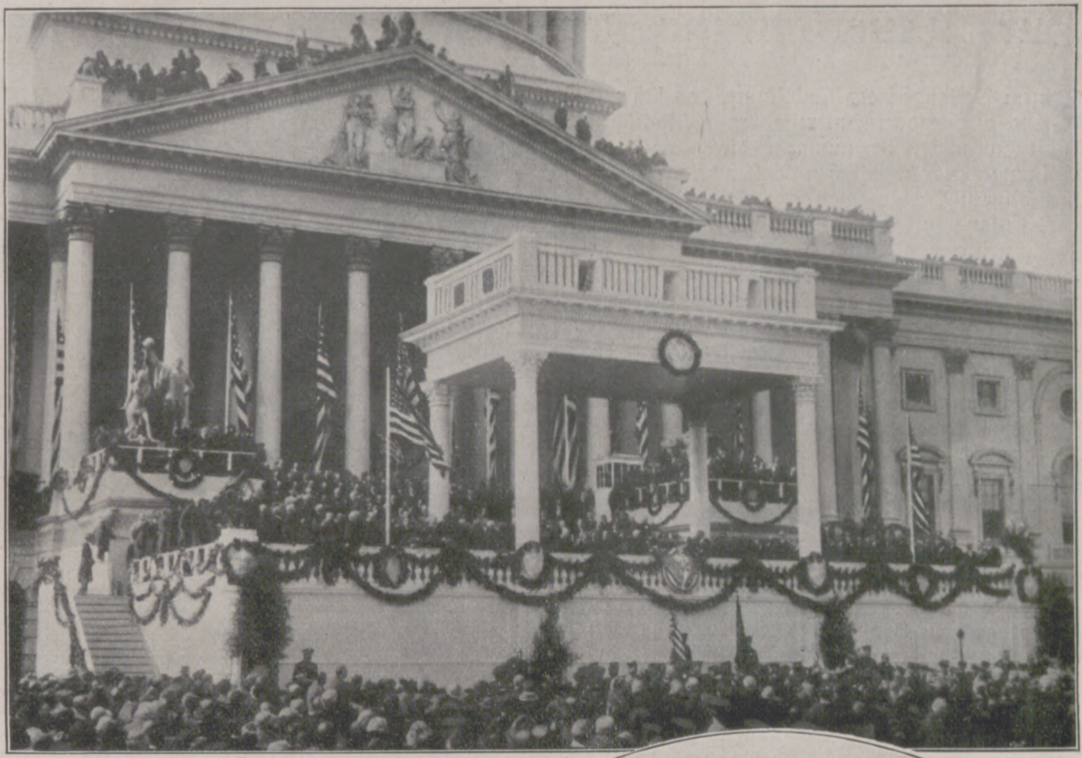


Walzer aus der Revue „An Alle“ im Großen Schauspielhaus zu Berlin. Als besondere Neuheit wird bei dieser Revue während der Orangenszene schlagartig Orangenduft durch die Parfümerie Leichner im Theater verbreitet. (Phot. Atelier Rembrandt, Berlin.)



Luang Lipikorn Koson,
der neuernannte Geschäftsträger der siamesischen Regierung in Berlin, vordem Legationssekretär in Kopenhagen.





Der Beginn der neuen Amtsperiode des amerikanischen Präsidenten Coolidge: Eidesablegung vor dem Kapitol in Washington am 4. März.

Links: Die Vertretung des erkrankten Königs Georg V. durch den Prinzen von Wales: Der Prinz auf dem Wege zum ersten Empfang im St.-James-Palast zu London am 16. März.



Zur Einweihung einer protestantischen Kirche für die deutsche, englische und nordamerikanische Kolonie in Madrid: Gesamtansicht der Kirche, die sich in ihrer Backsteinausführung geschickt an die spanische Bauweise anpaßt.



Die vordringende europäische Zivilisation im Fernen Osten: Vor dem Totalisator auf dem Rennplatz in Rangoon (Ostindien).





Links: Eine Hochzeit im japanischen Kaiserhause: Das Brautpaar, Prinz Asaakira Kuni und Prinzessin Tomoko Fushimi, in altjapanischer Tracht. — Rechts: Zu dem furchtbaren Brandunglück in Tokio am 18. März, bei dem 1700 Gebäude eingeäschert und über 10000 Menschen obdachlos wurden: Eine Straße in Tokio, wie sie nach dem großen Erdbeben im Jahre 1923 wiederaufgebaut worden war.

Zur Neueröffnung der ostasiatischen Kunstabteilung der Berliner Museen.

Einem Verlangen des Publikums, das sich mit stets wachsendem Interesse der ostasiatischen Kunst zuwendet, ist nunmehr durch die Neueröffnung der ostasiatischen Abteilung der Berliner Museen Rechnung getragen. Die Kunstwerke, die jahrelang in dunklen Kisten ein unfruchtbares Dasein fristeten, stellen sich jetzt in fein für sie abgestimmten Räumen auf das vorteilhafteste dem Auge des Beschauers dar. Es ist das Verdienst des Direktors der Abteilung, Dr. Kümmels, der in der Zusammenarbeit mit einem Architekten die ursprünglich denkbar ungünstigen Räume im früheren Kunstgewerbemuseum mit ebenso großem Geschick wie feinem Takt den neuen Zwecken dienstbar gemacht hat. Die schwache Besetzung der Räume mit Kunstwerken, ein museales Erfordernis, das sich allmählich überall Geltung verschafft, war für die ostasiatische Kunst in besonderem Maße erforderlich und ist auch auf das strengste durchgeführt. Den Besucher der neuen Abteilung, und zwar gerade den Nichtspezialisten, muß es mit der größten Genugtuung erfüllen, daß er sich nicht aus einer verwirrenden Fülle des Dargebotenen das Gute herauszusuchen braucht, sondern sich ganz dem mühelosen Genuß des einzelnen Kunstwerkes hingeben kann. Andere Teile der Sammlung, die aus diesen Gründen nicht ausgestellt werden konnten, werden in einiger Zeit an die Stelle des jetzt Gezeigten treten, so daß die Abteilung eine Wechselausstellung ist und als solche besonders geeignet erscheint, das Interesse des Publikums rege zu erhalten.



Der Buddha Dainichi. Holz. Japan, 12. Jahrhundert.

Wenn sich hier mehr Japanisches als Chinesisches findet, so ist zu bedenken, daß sich die Abteilung im wesentlichen aus Stiftungen von Privatsammlungen rekrutiert, die um 1900 entstanden sind, also zu einer Zeit, in der man vorwiegend japanische Kunst sammelte, und daß dann während des Weltkrieges und in der Nachkriegszeit aus naheliegenden Gründen ein Ausbau der Sammlung nicht möglich war. Immerhin verhehlt sich die Leitung nicht, daß gerade auf dem Gebiete der chinesischen Kunst noch große Lücken auszufüllen sind, und sie wird bestrebt sein, durch Neuankäufe diesem Mangel abzuhelfen. Andererseits muß doch auch gesagt werden, daß eine gewisse Skepsis gegenüber den Werken chinesischer Kunst, mit denen der Kunstmarkt jetzt überschwemmt wird, wohl ratsam ist. Mit der stattlichen Sammlung chinesischer Bronzegeräte der vorbuddhistischen Zeit, von der hier einige der besten Stücke abgebildet werden, tritt aber auch die Abteilung auf dem Gebiete chinesischer Kunst in die erste Linie der europäischen Sammlungen. Wir verdanken sie im wesentlichen der Kennerschaft des Professors Ernst Grosse in Freiburg, der mehrere Jahre in China und Japan für die Berliner Museen mit ebensoviel Kenntnis wie Geschmack sammelte. Auch birgt die Sammlung einige hervorragende Stücke chinesischer Malerei. Als hervorragendstes Stück sei das Diptychon der Wildgänse von Mu-chi hier wenigstens erwähnt. Daß die japanische Malerei nicht unwesentlich vertreten ist, beweist unter anderm die Tatsache, daß die Regierung in Tokio sich jetzt bemüht, das hiesige Bildnis des Kaisers Saga für Japan wiederzugewinnen. Einzigartig ist die Sammlung japanischer Lacke und Keramik. Korins Schreibkasten ist auch in Ostasien als ein Meisterwerk der Lackkunst berühmt. Die japanischen Schwertzierate sind durch die Stiftung Jacobys in mustergültiger Weise vertreten.

Ob die junge Abteilung der Berliner Museen in ihren jetzigen Räumen nicht nur ein Provisorium darstellt, wird die nächste Zeit entscheiden. Wilhelm v. Bode, der in seiner weitblickenden Art auch den asiatischen Sammlungen immer die größte Unterstützung hat zuteil werden lassen, tritt neuerdings, unterstützt durch ausländische Stimmen, wieder mit Energie für die Vollendung des asiatischen Museums in Dahlem ein. Damit würde endlich der gesamte asiatische Kunstbesitz Berlins, der heute in vier verschiedenen Museen zersplittert ist, an einer würdigen Stätte vereint. Man kann Bodes großzügiger Museumspolitik, deren Verwirklichung seinem ruhmvollen Schaffen die Krone aufsetzen würde, nur vollen Erfolg wünschen.

Dr. Leopold Reidemeister.



Sakralbronze. China, vorchristliche Zeit.



Mädchen. Nô-Maske, Japan.



Bronzeglocke. China, um Christi Geburt.



Setzschirm. Kano-Schule. Japan, um 1630.







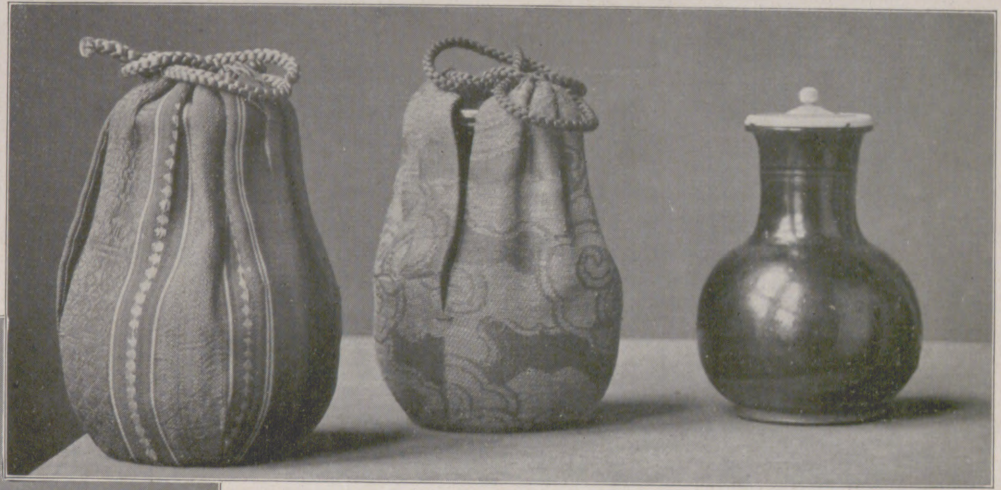


Oben links: Goldlackschreibkasten. Japan, um 1500.

Oben Mitte: Statuette eines Knaben. Ton. China, 1. Jahrhundert n. Chr.

Oben rechts: Der buddhistische Patriarch Daruma. Tuschbild auf Papier. Japan, um 1600.

Links nebenstehend: Spatzen im Reisfeld. Wasserfarben auf Papier. China, um 1100.



Urne für Pulvertee mit dazugehörigen Beuteln. China, 11.—14. Jahrhundert.



Pferd, Grabbeigabe. Glasierter Ton. China, 7.—9. Jahrhundert.



Hahn, Tuschbild auf Papier von Sesshu. Japan, 1420—1506.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(1. Fortsetzung.)

Böttger entfaltete das Papier, in das er die Dose bereits gewickelt hatte, und sagte: „Hier ist das Zeugnis und die Anweisung zum Gebrauch beigegeben. Hier seht Ihr in den vier Ecken die Bildnisse der vier berühmtesten Ärzte der Welt, des Hippokrates, Galenus, des Andromacus und des Avicenna; der geflügelte Löwe hier oben ist der Löwe von San Marco oder Venedig, ihm gegenüber auf der unteren Seite das Konterfei des ausgezeichneten Arztes Hieronymus Zanella aus Padua, dem das Rezept verdankt wird, und neben ihm die getreue Abbildung der Colli erganei oder erganeischen Hügel, wo die Redische Viper daheim ist und gefangen wird. In der Mitte aber ist die Echtheit bezeugt und angegeben, wie der Gebrauch der Pastillen sei."

Damit war das Weiblein endlich zufrieden, steckte die Dose ein und schlurfte hinaus. Auch der Archimandrit, der inzwischen vom Prinzipal mit einigen Münzen bedacht worden war, wandte sich zum Gehen, blieb aber noch eine Weile zögernd bei Böttger stehen und sagte: „Was für ein nettes, herzliches, gelehrtes Bürschchen Ihr da zum Lehrling habt."

Aufblickend schaute Böttger dem Fremden in die Augen und gewahrte, daß sie ein so wundersames Blau hatten, als sei ihm ein Stück der tiefen Bläue des fernen griechischen Inselmeeres unter die buschigen Augenbrauen gefügt.

„Hat sich was mit seiner Gelehrtheit," sagte der Prinzipal ungehalten, den es verdroß, daß ihm der Junge da so ins Gesicht hinein gelobt wurde, „ist ein wenig nützer Bursche. Hat nichts als Raupen und dummes Zeug im Kopf... mit Goldmacherei und dergleichen... möchte ein zweiter Basilius Valentinus oder Theophrastus Paracelsus werden und ist nur ein Schlingel, dem man den Brotkorb noch höher hängen sollte."

„Nennt Ihr", sagte der Fremde, indem er den Jungen nicht aus den Augen ließ, „die Goldmacherkunst Raupen und dummes Zeug? Ei, so seid Ihr wohl selbst nicht recht berichtet. Es ist eine hohe, eine königliche Kunst, aber freilich gilt von ihr das Wort des Evangeliums: Viele sind berufen und wenige auserwählt. Ich sage Euch, die Wissenschaft, an die so viele erhabene Meister ihr Leben gesetzt haben, kann durch billigen Spott nicht abgetan werden..."

Johann Friedrich, der, als er von seinem Herrn gescholten wurde, errötet war, errötete jetzt noch tiefer, da ihm Beistand kam. Es war ihm, als spräche der Fremde mit den Stimmen seines eigenen Innern zu ihm, die er selbst wohl hatte verstummen machen, aber nicht gänzlich austilgen können. Er starrte dem Griechen nach, der jetzt nach einem wenig freundlichen Gegengruß des Apothekers seinen langen Stab neigte und hinausschritt.

Bis in den Morgen lag Böttger schlaflos, neuerlich von den Worten des Fremden aufgewühlt, die ihm seine eigenen Gedanken auf so unerwartete Weise bestätigt hatten. Es war also kein bloßes Phantom, dem er nachgejagt war, sondern eine völlig im Wirklichen begründete Möglichkeit, und kein Zweifel, dieser griechische Mönch war selber einer von den Wissenden. Unausgeschlafen, wie er war, und wiederum ins Rankenwerk seiner Hoffnungen verstrickt, versah er am nächsten Tag seinen Dienst gedankenlos und zerstreut, zerbrach ein Glas mit Phosphor, gab falsches Gewicht auf die Wage und stellte bei der Zubereitung der Arzneien eine solche Verwirrung an, daß ihm der Prinzipal mit einem Donnerwetter an den Kopf fuhr und der Stößer Reißer seine hämischen Bemerkungen machte. Gegen Abend, als der Magister Zorn eben ins Laboratorium gegangen war, trat der Fremde von gestern wieder ein und verlangte ein wenig Melissengeist. Dem Jungen blieb das Herz stehen, der Atem stockte ihm, und mit zitternden Händen wog er dem Mönch das Verlangte zu.

Wie er ihm aber das Fläschchen übergab und das Geld empfing, da neigte sich der Alte über ihn und flüsterte, nur ihm vernehmbar, an sein Ohr: „Ich erwarte Euch nachher an der Ecke bei den ‚zwei wilden Männern'."

Wie der Mönch wieder aus der Tür gekommen war, hätte Johann Friedrich nicht angeben können; über sein Bewußtsein war ein Nebel gefallen, in dem er taumelnd einherschwankte.

Das Haus „Zu den zwei wilden Männern" hieß so nach einem schönen Portal, das zu beiden Seiten der Tür zwei Waldmenschen mit Laubgewinden um die Hüften und Keulen in den Händen zeigte, wie sie das Wappen der Mark Brandenburg zwischen sich zu halten und zu bewachen pflegten. Es war wieder recht kalt geworden. Ein scharfer Ostwind blies, und Johann Friedrich fror in dem dünnen Röckchen, in dem er nach Schluß der Apotheke davongelaufen war. Wartend schritt er auf und ab und murmelte dabei vor sich hin, so daß mancher Vorübergehende stehen blieb und den verstörten Jüngling kopfschüttelnd betrachtete, der sich wie ein Schauspieler beim Auswendiglernen seiner Rolle betrug. Wie lange Zeit darüber hingegangen sein mochte, wußte Böttger selbst nicht, er sah bei einer Wendung den Mönch Laskaris mit seinem Stabe so plötzlich vor sich, daß er heftig erschrak.

„Ich habe Euch warten lassen", sagte der Alte. „Das war mitnichten Unhöflichkeit, sondern gute Absicht, Euch zu prüfen, ob Ihr auch warten könnt. Junge Menschen wie Ihr pflegen wenig Geduld zu haben. Man muß aber Geduld haben und warten können, wenn man etwas Großes will. Und daß ich Euch um keiner Kleinigkeit willen hierher beschieden habe, könnt Ihr Euch denken."

Johann Friedrich murmelte etwas, dem der Alte Zustimmung entnehmen konnte.

„So folgt mir", sagte er, „in meine Behausung. Dort werdet Ihr alles erfahren, was ich Euch mitzuteilen habe."

Sie schritten über den Hackeschen Markt in ein Gewirr von Straßen hinein, in denen es so düster war, daß der Mönch den jungen Mann an der Hand führen mußte. Vor einem unansehnlichen Haus, auf das aus einer gegenüberliegenden Kneipe ein wenig Licht fiel, blieben sie stehen.

Der Mönch öffnete. Es ging eine steile Treppe hinan, einen langen, mit Laubengängen nach einem stockdunklen Hof hinabsehenden Gang, dann noch eine Treppe höher bis in eine Dachkammer, wo der Grieche Licht machte. Der armselige Raum, über den sich die Decke schief hinabsenkte, enthielt nichts als ein Bett, einen wackeligen Tisch und eine mit eisernen Bändern und vielen Schnappschlössern verwahrte Truhe.

„Nehmt Platz!" sagte Laskaris, indem er auf das Bett wies und sich selbst auf die Truhe setzte, und damit waren die einzigen zwei Sitzgelegenheiten des Zimmerchens vergeben. Jetzt trat ein Schweigen ein, das für Johann Friedrich etwas unendlich Spannendes und Erregendes hatte, weil er sich von den forschenden Blicken des Alten wie mit Fackeln durchlodert und durchleuchtet fühlte.

„Gut!" sagte der Alte und nickte, als sei er mit dem Ergebnis seiner Prüfung nicht unzufrieden. „Ich weiß mehr von Euch, als Ihr glaubt", fuhr er fort, indem er die Hand auf des Jünglings Knie legte. „Lange schon habe ich Euch meine Aufmerksamkeit zugewandt, noch bevor Ihr von mir gehört habt. Ist das Eure Arbeit?" Er holte aus einem in die Wand eingelassenen Schränkchen eine der lackierten Stahlvasen hervor, wie sie Böttger für Dagelius zu bearbeiten pflegte. Sie stand schlank und zierlich auf dem Tisch und war mit einem schönen, sinnvollen Spiel eingeätzter Blumen geschmückt, das Böttger als seine Arbeit erkannte. Er pflegte dem Erzeuger dieser modischen und sehr beliebten Stahlwaren in seiner Werkstatt bisweilen zu helfen und hatte dessen Verfahren wesentlich verbessert, indem er dazu Judenpech oder Asbest verwandte, das von Scheidewasser bei der Ätzung nicht angegriffen wird.

„Es ist ja nichts Bedeutsames," sagte der Mönch, als Böttger bejaht hatte, „was Ihr da ersonnen habt, aber es hat meinen Blick auf Euch gelenkt. Es hat mir gezeigt, daß Ihr den Geist in Euch habt, den Geist, auf den es ankommt, und der einem so selten entgegentritt. Ihr seid in Schleiz geboren, und von Eurem rechten Vater, der Münzmeister war, ist mir kund, daß er selbst nach dem großen Arkanum getrachtet hat. So mögt Ihr Euer Wesen wohl als Erbschaft ihm zu verdanken haben. Auch weiß ich, daß Euch der Gehilfe Ebers, der im geheimen mit dem Goldkoch Struve laboriert, sich aber vor seinem Prinzipal als ein Gegner der hohen Wissenschaft und Spötter aufspielt, und der Apotheker Köpke in Eurem Sinnen bestärkt haben. Weiß auch, daß Ihr ein Buch besitzt, eines gelehrten Mönches zu St. Gallen Werk, eines gewissen Helmont. Das Buch hat dieser Helmont sterbend seinem Bruder hinterlassen, der zu St. Gallen des Köpke Lehrherr gewesen, und der Köpke hat es von dem durch Diebstahl an sich gebracht. Der aber weiß gar wohl, daß, wer auf solche Weise in die geheime Weisheit eingedrungen, nie und nimmer sich ihrer wirkend erfreuen mag, weil die Hände, die das große Magisterium schaffen wollen, rein sein müssen. Darum hat er es Euch überlassen, damit Euch das gelinge, was ihm nach Gottes Willen versagt ist. So seid Ihr in allerlei Hinterhältigkeit verstrickt und wisset nicht, wie, und das haftet an Eurem Laborieren, das nur in Reinheit gefördert werden kann."

Mit weit aufgerissenen Augen starrte der junge Mensch den Griechen an, der auf unbegreifliche Weise so viel von ihm wußte und sogar solches, was ihm selbst unbekannt geblieben war.

„Und nun will ich Euch sagen," fuhr der Mönch fort, „was nur dem Würdigen vorbehalten ist. Denn ich habe in Euer Herz gesehen und Euch als solchen erkannt, so jung Ihr auch an Jahren seid. Die Zeit drängt, meines Bleibens ist hier nicht länger, und so soll Euch diese Stunde offenbaren, wozu Ihr ausersehen seid. Es sind immer nur wenige in jedem Geschlecht der Menschen, auf die sich die Kenntnis der wahren, echten Arkana vererbt. Habt Ihr den Namen Philaletha gehört?"

Böttger nickte eifrig. Das war einer von den großen Geheimnisvollen, einer von den Eingeweihten, die im Besitz des Wissens gewesen waren, ein leuchtender Stern, der unter mancherlei Namen und Gestalten vor einem halben Jahrhundert aufgetreten war.



Verlorenes Land: Tagesanbruch in der Steppe Südwestafrikas. Nach einem Gemälde von G. P. Canitz.

„Nun wohl," sagte Laskaris, „ich bin sein Nachfolger und Apostel, und zu dem meinen, da sich nun meine Bahn dem Ende zuzuneigen scheint, habe ich Euch erwählt. Seht her!" Der Mönch ergriff seinen Stab, der so lang war, daß er in dem winzigen Kämmerchen schief vom Boden zur Decke lehnen mußte, und tastete daran herum, als spiele er auf einer Flöte. Daraufhin sprang eine Klappe auf, und aus dem hohlen Innern des Stabes nahm Laskaris eine längliche Kapsel, die im Licht der Talgkerze einen vielfältigen Schein ausstrahlte, als hätten sich die Farben des Regenbogens zu ihrer Bildung vereinigt. „Hier ist das Pulver, der rote Löwe genannt, mit dem Ihr unedles Metall in Gold tingieren möget. Ein Gran davon vermag acht Lot Blei in Gold zu verwandeln; es ist genug, um für achtzigtausend Speziestaler zu fertigen."

Mit zitternden Händen empfing Böttger das Arkanum. Es war ein Sausen und Brausen um ihn, als sei er kopfüber in einen Wasserfall oder eine tosende Windsbraut geschleudert. Nun hielt er zwischen seinen Fingern, was ihm immer als das begehrenswerteste Gut der Welt, der Inbegriff von Glück, Reichtum, Macht und Ruhm erschienen war.

„Und nun gebt wohl acht", fuhr der Mönch fort. „Da dieses Pulver einmal zu Ende gehen muß, so will ich Euch auch das Rezept hinterlassen, neues zu machen. Du nimmst Feilspäne von Gold, so fein du sie machen kannst, tust sie mit einer Materie, die das Schmelzen des Goldes befördern mag, in ein feuerfestes Gefäß mit langem Hals, das du fest verkittest und über eine unverlöschliche Lampe setzt. So werden sich am äußersten Rand des Gefäßes mancherlei Farben zeigen, anfänglich Schwarz, dann Braun, dann Dunkelrot, und nach vierundzwanzig Tagen und Nächten magst du die weiße Farbe grüßen, die dir baldige Erreichung des gewünschten Zieles kündet. Nimm alsdann ein Pfund Quecksilber und bringe es an das Feuer. Es wird bald anfangen zu rauchen. Sodann bringe die weiße Masse daran, und das Quecksilber wird sich in ein fixes Silber verwandeln. Bringst du dann die Mischung über die vorige Lampe, so geht das Weiß in eine hochgelbe Safranfarbe und nach Verlauf eines Jahres in eine hochrote Purpurfarbe, damit ist das hochgesegnete Pulver dein eigen, womit du magst alles unnütze Metall in Gold tingieren, gemeine Perlen in edle verwandeln und alle Krankheiten heilen."

So angestrengt Böttger den Worten des Mönches gelauscht hatte, um sie in seinem Inneren zu bewahren, so war es ihm doch, als drängen sie nur von fern zu ihm, kaum vernehmlich, als ob sich eine verhängnisvolle Taubheit gerade im entscheidenden Augenblick auf ihn gesenkt habe. Auch sein Gesicht war irgendwie benommen, denn es schien ihm, als zerflösse die Gestalt seines Meisters vor ihm zu schwankenden Umrissen, die in den Regenbogenfarben der köstlichen Kapsel schillerten. Er konnte nicht einmal die Züge seines Gesichtes festhalten, während das Brausen um ihn fortdauerte und ihn immer mehr betäubte. Zugleich war es, als sinke er mit dem ganzen Zimmer in die Tiefe... wie sonderbar dabei, daß sich der Stab zu krümmen schien, als sei er in eine Schlange gewandelt. Der Fremde erhob sich und trat auf ihn zu. Der ganze Raum war von ihm ausgefüllt, Büschel von Feuer loderten von seinen Ellenbogen, seiner Stirn, seinen Brauen.

„Glaube nicht," sagte er beinahe drohend, „daß dieses Wissen an sich glücklich macht. Es ist ein Wissen nur für starke Seelen. Die Schwachen und Kleinen erdrückt es. Mache guten Gebrauch davon." Wie eine feurige Wolke neigte sich der Alte über Johann Friedrich, aber der Kuß, den dieser auf seiner Stirn fühlte, und unter dem er erschauernd die Augen schloß, war eiskalt.

Als er die Augen wiederaufschlug, fand er sich allein, unten auf der Straße, im Nachtwind frierend, vor dem Portal des Hauses, an dem die zwei wilden Männer als steinerne Wächter standen. War das ganze nur Trug und Täuschung gewesen, Nachwirkung des Giftes in seinem Körper? Er starrte bis zum Schrecken verwundert auf die Kapsel in seiner Hand, die den roten Löwen barg, den Schlüssel zum großen Magisterium, und die ihm bewies, daß in allem Erlebten wenigstens ein Stück Wirklichkeit war.

III.

Eines Tages kam eine etwas kränklich aussehende Frau in die Zornsche Apotheke und fragte nach dem Lehrling Böttger. Aus dem Laboratorium, wo er eben arbeitete, herbeigeholt, fiel der junge Mann mit einem Freudenschrei über sie her, umarmte sie und küßte ihr die Hände, so daß der Prinzipal sofort wußte, er habe Böttgers Mutter vor sich.

„Ja, ich bin seine Mutter", sagte die Frau. Sie wurde von dem Apotheker eingeladen, in die Wohnung hinüberzukommen, und gastfreundlich bewirtet. Bei Kaffee und Kuchen fanden sich auch der Prediger Johannes Porst aus Malchow, Zorns Schwiegersohn, und der Konsistorialrat Winkler aus Magdeburg ein, die gerade im Zornschen Haus zu Besuch waren, und da dem Konsistorialrat der Stadtmajor Tiemann wohlbekannt war, gab es zunächst ein Befragen nach dem Gesundheitszustand und Befinden der beiderseitigen Familien. Der Apotheker merkte aber gar wohl, daß der Frau etwas anderes auf dem Herzen liege. Wie dann das Danziger Goldwasser auf den Tisch kam, nahm Zorn die Frau Tiemann beiseite und sagte: „Ihr seid wohl gekommen, gute Frau, um Euch nach dem Befinden Eures Sohnes zu erkundigen. So will ich Euch rundheraus sagen, daß es mit ihm schlimmer steht als je. Eine kleine Weile hat es den Anschein gehabt, als wollte es besser werden und er sein unnützes Wesen ändern. Aber dann ist es in der alten Manier wieder angegangen, ärger als zuvor, er hat mir auch irgendwie die andern Gesellen in sein Sudeln und Geheimtun hineingezogen, daß sie allesamt gänzlich hirntoll geworden sind. Der Schrader, der ein ganz besonnener Mensch gewesen, und der Stößer Reißer, der sich über Euren Jungen immer nur lustig gemacht, sehen ihn jetzt an, als sei er ein Weltwunder, preisen ihn als einen großen Mann und haben mir insgeheim vertraut, der Junge könne jetzt wirklich und wahrhaftig Gold machen, habe es ihnen auch erwiesen. Ist mir darum recht willkommen, daß Ihr da seid und ich Euch sagen kann, es muß ein Ende haben, ansonsten ich Euren Sohn nicht mehr länger im Haus halten mag."

Die Frau hatte bis jetzt niedergeschlagenen Blickes mit im Schoß gefalteten Händen dagesessen. Nun sah sie den ergrimmten Magister mit einemmal voll an und sagte: „Mein Sohn hat mir geschrieben, ich möchte kommen und Euch bitten, Ihr sollet ihn aus der Lehre entlassen und zum Gesellen machen."

„Was fällt ihm ein?" brauste der Apotheker auf. „Seine Zeit ist noch nicht um. Und wie soll ich ihn freisprechen, wenn er den Ernst unserer Kunst noch gar nicht recht ergriffen hat!"

„Könnte es nicht sein, daß er doch etwas von den Arkanis weiß, was nicht aller Welt offenbar ist?"

Der Magister schnob Empörung: „Ich habe Euch bisher immer für eine vernünftige Frauensperson gehalten. Nun muß ich sehen, daß Ihr mit Eurem Jungen am gleichen Strang ziehet."

„So muß ich Euch sagen," fuhr Frau Tiemann sanftmütig fort, „daß er mir in den letzten Wochen einige Male hat Gold zukommen lassen. Von seinem selbstgemachten, wie er schrieb . . . es mögen insgesamt an die achtzig Dukaten sein."

„Hat er Euch Gold geschickt," fuhr Zorn auf, „so mag Gott wissen, woher er es genommen hat."

Die Frau richtete sich höher empor und gab dem Mann einen stolzen Blick zurück: „Mein Sohn ist kein Dieb, dafür kann ich die Hand ins Feuer legen."

„Nun... nun," begütigte Zorn, der einsah, daß er zu weit gegangen war, „das will ich nicht gesagt haben." (Fortsetzung folgt.)



Alter Hof in Erfurt. Nach einer Lithographie von C. Krafft.







Altgermanischer Königssprung: Sprung über sechs Pferde (Arthur Holz, Lehrer an der Deutschen Hochschule für Leibesübungen.)
Oben: In der Sonne. (Rhythmischer Reigen nach Loheland.)

Kugelwerfer. (Arbeitsgemeinschaft deutscher Sportlehrer.)
Oben: Altgriechisches Gymnasion.

Die Schönheit des menschlichen Körpers: Aus dem großen Ufa-Kulturfilm „Wege zu Kraft und Schönheit" (Regie: Wilhelm Prager), dessen Uraufführung am 16. März im Ufapalast am Zoologischen Garten zu Berlin erfolgte.

CASANOVA.

Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage.

Von Dr. Valerian Tornius.



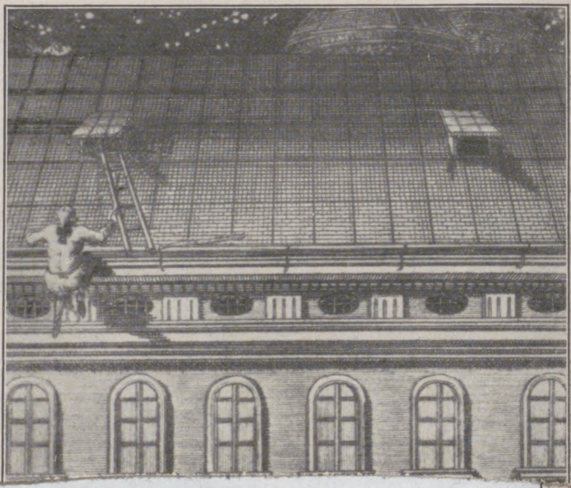
Casanova im Alter von 63 Jahren. Nach einem Stich von Berka.



Der Markusplatz in Venedig zur Zeit Casanovas. Nach einem Gemälde von Francesco Guardi.

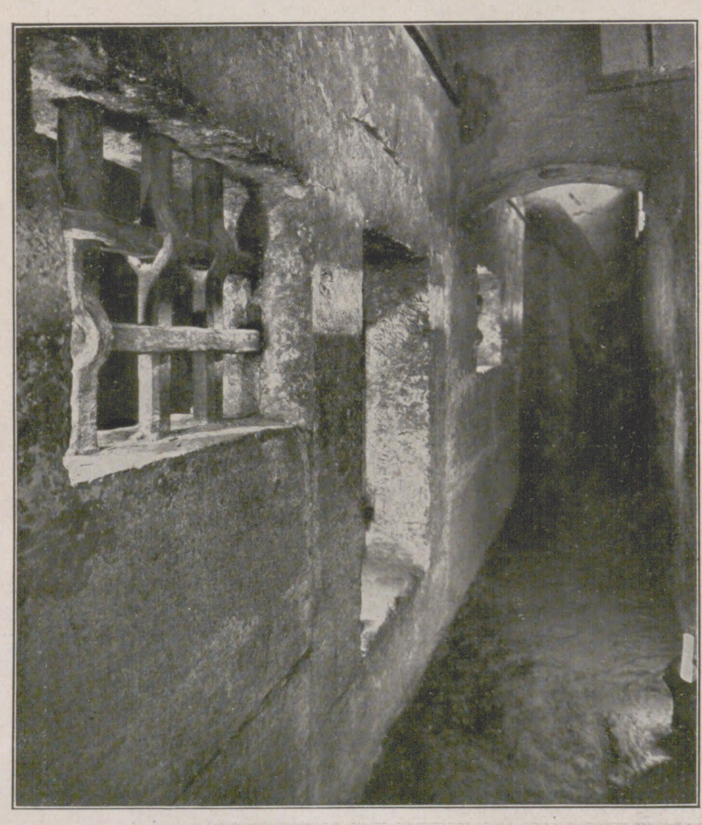
Niemals vorher und später gab es eine Zeit, in der so viel Geist und Torheit, so viele liebenswürdige Eigenschaften und seltsame Launen einträchtig nebeneinander existierten wie in dem „galanten“ achtzehnten Jahrhundert, das die Philosophie des gesunden Menschenverstandes gebar, welche die Gesellschaft von allen Schlacken überkommener Vorurteile reinigen sollte, das in Frankreich Männern wie Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rousseau zu Ansehen und Einfluß verhalf und in Deutschland einen Mendelssohn, Lessing und Kant hervorbrachte, in diesem Jahrhundert, das zugleich zum Betrüger an sich selbst wurde, indem es das Aufkommen und Gedeihen so fragwürdiger Existenzen wie Cagliostros, Saint-Germains, Bonafedes und anderer begünstigte. Wir kennen sie nicht alle, die durch ihre Erlebnisse und Künste das galante Europa in Aufregung erhielten; wir kennen nur die wenigen vom Glück besonders Begünstigten. Unter ihnen hat sich der Venezianer Casanova, dessen 200. Geburtstag auf den 2. April fällt, eine besondere Volkstümlichkeit erworben und mit gewissem Recht sogar den Ruf der Unsterblichkeit, war er doch in der großen Schar der Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts zweifellos der begabteste, aber auch in seiner Gesinnung der vornehmste und in seinem Handeln der ehrenhafteste — ein Kavalier par excellence.

Man kann wohl sagen, daß jenes Abenteuer, das am gefährlichsten und schwierigsten war — seine Flucht aus den Bleikammern des Dogenpalastes — seinem Leben zugleich die glücklichste Wendung gab; denn es machte seinen Namen in Europa bekannt und ebnete ihm den Weg zum Aufstieg. Jeder wollte den Mann kennenlernen, der ein so unerhörtes Wagnis vollbracht hatte. Die Marquise von Pompadour las mit Wohlgefallen die Schilderung seines Abenteuers, und sein inzwischen zum Minister aufgestiegener Freund Bernis erinnerte sich gern der gemeinsamen Amouren, als er noch französischer Gesandter in Venedig gewesen war, und tat sein möglichstes, sich ihm erkenntlich zu zeigen. Und aus der Bekanntschaft mit einflußreichen Persönlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit seine Fähigkeiten, seinen Geist und seine liebenswürdigen Umgangsformen kennen und schätzen lernten, erwuchsen, durch Empfehlungsbriefe gefördert, neue Beziehungen, neue Bekanntschaften, so daß es schließlich kaum eine große Stadt in Europa





Kardinal Bernis, der Gönner Casano[...] seinen Aufstieg verdankte.



Die unterirdischen Gefängnisse des Dogenpalastes, wo die schwersten Verbrecher ihre Strafe bei Wasser und Brot büßen mußten, von Ratten geplagt und durch das ständig hineinströmende Wasser jeder Möglichkeit der Bewegung beraubt.

gab, wo er nicht Freunde un[...]
lichen Anschmiegsamkeit an die [...]
jedoch in seinem Kavaliersruf, [...]
dem Kodex des vornehmen He[...]
Geschäftigkeit sehen wir ihn ein[...]
nach neuen Genüssen und neu[...]
wicklungen und Abenteuer. A[...]
v. Haller, Metastasio) folgten [...]
Friedrich dem Großen, Kathari[...]
schen Sitzungen, üppige Gelage[...]
Sinnlichkeit: alles wirbelte in [...]
die Staatsmänner durch seine [...]
seinen philosophischen Betracht[...]
spräche und Galanterien entzück[...]
in seiner Vaterstadt geläufig g[...]
Vorurteile, flirtete mit Schauspi[...]
selbst vor den Mauern der N[...]
Stils, die er selbst bezahlte, sp[...]
der Spielteufel ihm in den Sc[...]

Zum 200. Geburtstag Casanov[...]



Besuch in einem venezianischen Nonnenkloster. Nach einem Gemälde von Pietro Longhi.
Die Gäste, zu denen auch Casanova häufig gehörte, unterhielten sich durch die Gitter mit den Nonnen. So wurde auch manche Liaison angeknüpft.

ihm unter den Füßen zu heiß wurde. Zwischendurch aber kamen Stunden der Einkehr, Stunden, in denen Casanova sich ernstlich mit Büßergedanken beschäftigte, über den Lauf der Dinge dieser Welt nachgrübelte oder sich mit dem Eifer eines Gelehrten in schriftstellerische Arbeiten vertiefte. Doch dann sah man den Ruhelosen in seine vierspännige Reisekutsche steigen, und sein Diener setzte sich auf den Bock, und irgendeine Schöne stieg in den Wagen, und fort ging es in stürmischer Fahrt, bis ein freundliches Städtchen wieder zum Verweilen einlud und das alte Spiel von neuem beginnen konnte.

Aber auch für Casanova mußte die Stunde kommen, da er, seines Ahasverdaseins müde, sich nach beschaulicher Ruhe sehnte. Das Asyl bot sich gerade zur rechten Zeit, ehe noch die Wagschale seines Lebens auf die Seite des großen Elends neigte. Der Reichsgraf Joseph v. Waldstein, Schloßherr von Dux, bot ihm die Stelle eines Bibliothekars an. So endete der dramatisch bewegte Roman seines Lebens mit einem Idyll. Für den Verlust seiner Stellung in der großen Welt bot ihm seine Schriftstellerei allein einigermaßen Ersatz. Und so führt er eine ausgedehnte Korrespondenz mit den Freundinnen seiner Vergangenheit, und so schreibt er unablässig, aus reicher Erfahrung und umfangreicher Kenntnis schöpfend, bald religiöse, philosophische, politische und wissenschaftliche Abhandlungen, bald auch Verse und kleine Dramolette, ja sogar einen fünfbändigen Roman. Alle diese Augenblicksarbeiten, die teils unbekannt geblieben, teils vergessen sind, müssen jedoch zurückstehen vor jenem großen vierbändigen Werk, das ebenfalls in der Einsamkeit des Duxer Schlosses entstand — seinen Memoiren, in denen die vielbewegte Vergangenheit seines Abenteurer-Daseins auferstehen sollte zur Unsterblichkeit. Noch heute liest man diese Lebenserinnerungen wie einen spannenden und unterhaltenden Roman. Freilich wird man nicht leugnen können, daß trotz der großen Kunst des Verfassers, Menschen und Begebenheiten zu schildern, die Bewältigung des gesamten Memoirenwerkes eine harte Geduldsprobe ist. Die allzubreite Ausmalung der vielen Liaisons, die in dem liebereichen Dasein Casanovas eine so große Rolle spielten, überwuchert das kulturgeschichtlich wertvolle Detail und beeinträchtigt den Genuß der Lektüre. Aber in vorsichtig gekürzter Form, die diesem Moment besonders Rechnung trägt, üben die Memoiren auch jetzt noch einen fesselnden Reiz aus und stellen sich als ein Kulturspiegel dar, der die Sitten des galanten Zeitalters aufs feinste zurückgibt.



Ein Spielsaal in Venedig. Nach einem Gemälde von Pietro Longhi.
Die Spieler und Spielerinnen erschienen in Masken, während die Bankhalter Patrizier waren. Casanova war in einem solchen Ridotto ein häufig gesehener Gast.

Zum 200. Geburtstag Casanovas am 2. April.

Der Sonnenmond Merkur.

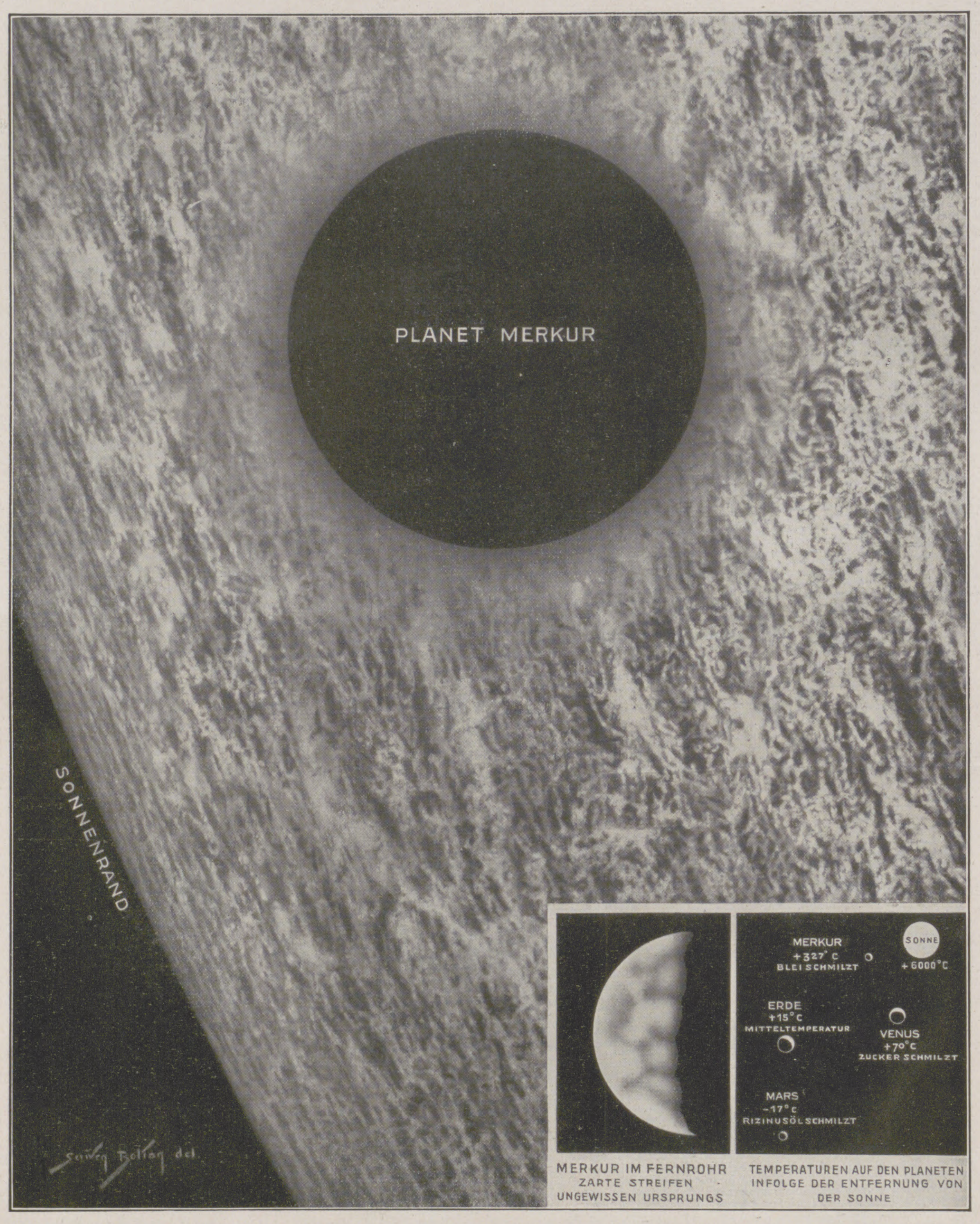
Von Dr. H. H. Kritzinger.

Der kleinste unter den großen Planeten des Sonnenreiches, der Merkur, hat aus verschiedenen Gründen den Astronomen viele Sorgen bereitet. Solange man nicht über das Fernrohr verfügte, das auch die Sterne bei Tage zu betrachten gestattet, war er nur kurze Zeit für das unbewaffnete Auge am Abend- und Morgenhimmel zu sehen, wobei er auch unter den günstigsten Bedingungen kaum die Helligkeit des Sirius erreichte. Nicht einmal bei jeder östlichen Ausweichung von der Sonne am Abendhimmel bzw. bei jeder westlichen am Morgenhimmel, die sich durchschnittlich in Abständen von 116 Tagen wiederholen, kann er gesehen werden, weil seine Helligkeit nur selten hinreicht, einen genügend großen Kontrast mit dem Dämmerungshimmel zu bilden. Die Vorausberechnung seiner Sichtbarkeit für das freie Auge kann daher nicht auf so einfache Schätzungen begründet werden wie etwa bei der Venus oder beim Jupiter. Es kann der Fall eintreten, daß er sich zwar sehr weit von der Sonne entfernt, wie etwa im Juli dieses Jahres, wo er dann leicht im Fernrohr aufgesucht werden kann — daß er aber dann trotzdem für das unbewaffnete Auge nicht sichtbar zu werden braucht. Es ergibt sich daraus die theoretische Bestätigung der Erfahrungstatsache, daß man auch als Sternfreund schon von Glück sagen muß, wenn man den Merkur überhaupt mit unbewaffnetem Auge einmal gesehen hat. Wird doch selbst von dem Reformator der Sternkunde, von Kopernikus, berichtet, daß er noch auf dem Sterbebette bedauert haben soll, den Merkur nie zu Gesicht bekommen zu haben.

Ende März/Anfang April dieses Jahres bietet sich nun eine besonders günstige Gelegenheit, den schnellfüßigen Planeten längere Zeit am Abendhimmel im Sternbilde des Widders zu beobachten. Zu seiner Aufsuchung wird man vielleicht ein lichtstarkes Feldglas mit großem Gesichtsfeld benutzen, jedoch ist dessen Anwendung nicht unbedingt notwendig. Betrachtet man den Planeten im Fernrohr, so wird man, das muß leider von vornherein betont werden, enttäuscht sein. Der Merkur ist nur wenig größer als unser Mond und erscheint in der in Betracht kommenden Gegend seiner Bahn nur etwa 8 Bogensekunden groß, also wie eine Billardkugel aus einem Kilometer Entfernung gesehen. Nur bei starker Vergrößerung sind seine Lichtgestalten zu verfolgen, die beim Auftauchen am Abendhimmel mit der fast vollbeleuchteten Scheibe beginnen und mit einer schmalen Sichel enden, deren Spitzen von der Sonne weggewandt sind. Nur mit größter Mühe war es daher dem auf planetographischem Gebiet besonders erfolgreichen Astronomen Schiaparelli möglich, sehr zarte Streifenandeutungen auf dem Planeten festzustellen und durch ihre Verfolgung zu dem Ergebnis zu gelangen, daß der Merkur der Sonne stets dieselbe Seite zuwendet. Er verhält sich also genau so wie unser Mond der Erde gegenüber, bei dem die Umdrehungsdauer um die eigene Achse mit der Umlaufsdauer um die Erde zusammenfällt. Leider wohnt diesem Ergebnis beim Merkur keine allzu große Sicherheit inne, so daß man eine in letzter Zeit erfolgte theoretische Begründung desselben dankbar begrüßte.

Unsere Abbildung zeigt rechts unten den Anblick des Merkur im Fernrohr, wie er durch verschiedene störende Einflüsse, die sich bei der starken Vergrößerung besonders unangenehm bemerkbar machen, beeinträchtigt erscheint. Die äußere Begrenzung ist unzweifelhaft Grund, aber an der Lichtgrenze wird unser Auge durch eigenartige Vorgänge, deren Aufklärung an dieser Stelle zu weit führen würde, zum „Sehen" von Kontrastlinien veranlaßt, die sich auch bei der scheinbaren Lichtgrenze störend bemerkbar machen. Wie Dr. Villiger zuerst bewiesen hat, zeigen sich manche der auf dem Merkur und der Venus bemerkten Streifen genau entsprechend auch auf beleuchteten Gipskugeln. Diese unvermeidlichen Störungen müssen daher bei der Auswertung der Merkur-Zeichnungen berücksichtigt werden.

Ähnliche Schwierigkeiten, die durch die Eigenschaften des Auges und leider auch der photographischen Platte hervorgerufen werden, treten gleichfalls bei der Auswertung der Beobachtungsergebnisse der Vorübergänge des Planeten Merkur vor der Sonne auf. Unsere Abbildung bringt den Eindruck klar zur Anschauung, den man bei einem solchen Merkurdurchgang von dem Planeten hat. Die vollkommen schwarze Scheibe ist von einem verschwommenen Schein umgeben, der die benachbarten Gebiete der Sonne zu trüben scheint. Man gewinnt also den Eindruck, als ob der Planet mit einer Gashülle bedeckt wäre, ähnlich wie wir sie bei der Venus anzunehmen geneigt sind. Die Kontrast-Erscheinungen beim Merkur sind jedoch noch nicht so weit erforscht, daß man mit Sicherheit, wie das amerikanische und englische Astronomen tun wollen, auf das Vorhandensein einer Atmosphäre schließen dürfte. Unsere Abbildung gibt zugleich eine Vorstellung von der sogenannten „Granulation" der Sonnenoberfläche, die von feinen wolkenartigen Gebilden, den „Schäfchenwolken" in der Lufthülle unserer Erde vergleichbar, überzogen erscheint. Diese „Wölkchen" auf der Sonne muß man sich natürlich entsprechend groß vorstellen, ihre Durchmesser sind nach Hunderten von Kilometern zu schätzen; kleinere Gebilde sind unserem Auge auf der Sonne kaum zugängig.



Merkur bei seinem Vorübergang vor der Sonne am 7. Mai 1924. Nach einer Zeichnung von S. Bolton.

Einen wesentlichen Einwand gegen das Vorhandensein einer Gashülle auf dem Merkur bietet die weitgehende Ähnlichkeit des Verlaufes seiner Lichtkurve, wie sie Professor Müller in Potsdam festgestellt hat, mit der des Erdmondes. Die Fähigkeit, das Licht zurückzuwerfen, dürfte bei beiden Himmelskörpern gleich gering sein; sie beträgt nur etwa 7 Prozent. Dieser Umstand gibt uns einen wertvollen Anhaltspunkt für die Berechnung der Temperaturverhältnisse auf dem Sonnenmond im Vergleich zum Erdmond. Bei dem Letztgenannten dürfen wir auf Grund radiometrischer Messungen in Übereinstimmung mit den theoretischen Erwartungen bei Vollmond eine Temperatur von etwa 100° C annehmen. Daraus läßt sich nach dem Stefanschen Strahlungsgesetz leicht berechnen, wie viel höher die effektive Temperatur der Merkuroberfläche auf seiner Sonnenseite sein wird.

Von einer „Sonnenseite" beim Merkur zu sprechen, werden wir durch das Ergebnis veranlaßt, daß der Merkur der Sonne stets dieselbe Seite zuwenden soll. Die andere, die „Schattenseite", in ewige Nacht getaucht, wird eine Temperatur aufweisen, die von der des Weltraumes kaum verschieden sein dürfte. Für die Sonnenseite läßt sich berechnen, daß es dort viel heißer als auf dem Mond sein muß, weil der Merkur der Sonne ja viel näher steht. Die Temperatur dürfte höher liegen als die des schmelzenden Zinns, wie Scriven Bolton annimmt. Nach unserer Bestimmung entspricht sie mindestens der des schmelzenden Bleies. Professor Milankowitsch hat ausgerechnet, daß sie in runden Zahlen zwischen 300 und 450 Grad, also vielleicht noch merklich höher liegen dürfte. Hierin besteht ein durchschlagender Grund für die Annahme, daß eine Bewohnbarkeit des Merkur ausgeschlossen ist.

Vergleichen wir damit die Verhältnisse auf den übrigen Wandelsternen, die als Wohnplätze menschenähnlicher Wesen in Betracht kommen könnten, so haben wir bei der Erde eine Mitteltemperatur von + 15° C und auf dem Mars von — 17° C anzunehmen, wie von Milankowitsch berechnet und bei der Erdnähe des Mars 1924 durch radiometrische Messungen bestätigt wurde.

Ein Kapitel für sich ist das Temperaturproblem auf der Venus. Seine Lösung hängt von der Bestimmung der Umdrehungsverhältnisse dieses Planeten und dem Wasserdampfgehalt seiner Gashülle ab. Auf verschiedenen Wegen wird man zu einer Mitteltemperatur von etwa + 70° C geführt, so daß auch hier die Frage nach der Möglichkeit organischen Lebens wohl verneint werden muß.

Was der Frühling bringt

Nach Originalzeichnungen von Eleonore Weber.



Bastseidenes Kleid in glatter Hemdform mit vorn eingesetztem Teil. Über diesem breite weiße Blende mit roter Applikation. Dieselbe Garnierung am rückwärts hochgestellten Kragen. Schirm und Hut entsprechend.

Kleid aus schwarz-weiß gemustertem Foulard auf mattblauem Grund. Von großer Jettschnalle geschlossener einfarbiger Gürtel unterbricht die glatte Linie, die auch durch glatte, im Rock eingesetzte Teile mit schwarzem Ansatz eine rhythmische Ergänzung findet. Dazu passender Schal.

Links: Elegantes Frühjahrskostüm aus lila Kascha und mattgrünem Crêpe Georgette. Über engem Rock die lange Kasacke. Weißbatistenes Jabot mit grüner Berandung. Das Cape ist abnehmbar. Dazu passend bordierter Tagalhut. — Mitte Glattes Kleid mit langer Jacke aus hellbeigefarbenem Kascha Weiße, rot und grün bestickte Aufschläge. — Rechts: Reizendes Seidenkleid im Hemdschnitt mit Unterbrechung durch blau und grau appliziertes Motiv. Ein rechts im Rock eingesetzter Teil gibt etwas mehr Fülle nach unten, ein grauer Schal dem Ganzen die Vollendung. Dazu dunkler gehaltener Tagalhut mit abgetöntem Blumentuff.

DIE FRÜHJAHRSMODE 1925

Mit Originalzeichnungen von Eleonore Weber. (Siehe hierzu die vorhergehende Seite.)

Zweimal im Jahre, im Herbst und im Frühling, erscheinen die großen Modellkollektionen, und von Rechts wegen erwartet man dann auch jedesmal eine Veränderung der Linie. Daß in dieser Beziehung seit mehreren Saisons ein Stillstand besteht, ist nicht etwa der Gedankenarmut der großen Schneider zuzuschreiben, sondern liegt an der Hartnäckigkeit der Frauen, die sich durchaus von dem, was sie als hübsch, kleidsam und praktisch erkannt haben, nicht abbringen lassen wollen.

Der außerordentlich milde Winter hat das Interesse für die Frühjahrsmode vor der Zeit wachgerufen, und so vollzieht sich in diesem Jahre der Übergang von der Wintermode in die Mode der warmen Tage in ganz unauffälliger Weise. Die schlanke Linie bleibt bestehen, und nur die neuen Stoffe sind es, die die Neuheit eines Modells dokumentieren.

Der Directoirestil, der bereits im Winter auftauchte und sich sehr gut mit dem Schnitt des Hemdkleides verträgt, zeigt sich auch an vielen neuen Modellen, wird aber stets diskret angewandt und bringt seltsamerweise mehr Anklänge an die maskuline Directoiremode, die wir vielfach am Jabot, an den großen Reversen und an der Kragenstellung erkennen. Die erhöhte Taillenlinie oder vielmehr die Gürtung unmittelbar unter dem Busen, also die weibliche Linie, ist nur in wenigen Ausnahmefällen sichtbar.

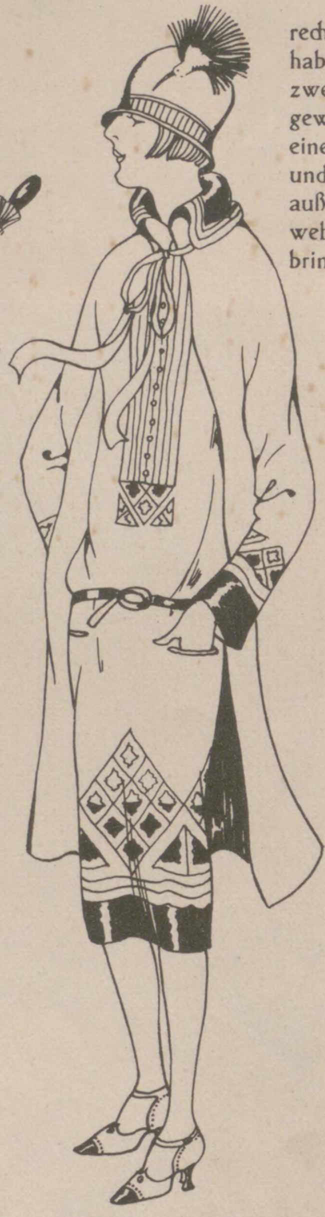
Bei allen Frühjahrsmodellen macht der Stoff die Neuheit des Stückes aus, und am Material erkennt das Auge des Kenners sofort das Kleid oder das Kostüm der neuen Kollektion. Als eleganteste und zugleich praktischste Straßenkleidung haben wir das „Complet", worunter wir das „Zweiteil"- und das „Dreiteilkostüm" verstehen. Hier sehen wir als letzte Neuheit wundervolle Reversibles (Stoffe mit abstechender Innenseite oder Stoffe, die rechts wollig, links seidig gewebt sind). Dann haben wir an vielen Modellen die Kombination zweier verschiedener Stoffe, die aber füreinander gewebt sind und einander ergänzen. Dabei ist der eine glatt, der andere gemustert. Zu den feinsten und schönsten Wollstoffen gehört der Kascha, ein außerordentlich weiches und schmiegsames Gewebe, das man sowohl glatt als auch in Mustern bringt, und das in jeder Farbentönung zu haben ist. Es ist hauptsächlich für Complets und Mantelkleider geeignet, wird jedoch auch viel für Nachmittagskleider verarbeitet.

Neben den doppelseitigen Stoffen sind augenblicklich Bordürenstoffe modern. Die meist sehr breiten Bordüren werden vom Stoff bei der Verarbeitung abgeschnitten und in der verschiedensten Art wieder darangarniert. In Popelin und Alpaka sehen wir leichtere Kleider und Kostüme. Hier ist die Abwechslung besonders groß; schottische Karos, Streifen, Punktmuster und allerlei Phantasiemusterungen neben glatten einfarbigen oder ombrierten Stoffen ergeben ein reizendes Material für wärmere Tage.

Woll- und Seidenottomane sind für Schneiderkleider, Straßenkleider jeder Art und auch für Nachmittagskleider zum Übergang Stoffe, die vornehme Würde atmen, während die Crêpes, unter denen wir immer wieder den Crêpe Georgette, den Crêpe marocain erwähnen müssen, die duftigen Foulards und die etwas festere Bastseide leichtere Kleider für Kurorte ergeben werden. Auch dem Lingeriegenre (darunter versteht man das weiße Kleid), eigentlich aus Waschstoff, doch selten waschbar, wird eine gute Zukunft prophezeit, vorausgesetzt, daß ein schöner, warmer Sommer uns beschieden ist. Vorläufig feiern alle diese Modeneuheiten nur an der Riviera Triumphe. Violetta.









Links: Complet aus senffarbenem Kascha mit Stickerei an Kleid, Kragen und Manschetten der langen, offen zu tragenden Jacke. — Mitte links: Straßenkleid aus lavendelblauem Tuch mit langer, von fein plissiertem Seidenstoff durchsetzter Kasacke. Jabot und Kragen aus weißer Seide mit abstechendem Paspel. An den Ärmeln Formvolants. — Mitte rechts: Complet aus hellgrauem Kascha mit Seidenbesatz. Die lange lose Jacke wird offen getragen. Stehumlegekragen mit rundem Bruch und Bandkrawatte. Angeschnittene Ärmel. Zum Kleide passender Hut. — Rechts: Batistseidenes Nachmittagskleid mit hellerem Einsatz an der Taille und buntgestickter Tunika. Enges Unterkleid. Rückwärts Knopfschluß. Kleine angeschnittene Ärmel.







Links: Teekleid aus Chinakrepp in Hemdform mit schmalem Gürtel. Kurze angeschnittene Ärmel. Der schmale Schal, rückwärts angemacht, wird um das Handgelenk geschlungen. — Im Kreise links: Eleganter Frühjahrshut aus Seide mit leicht hochgenommenem Rand und Blumensträußchen auf dem Kopf. Der zur Hutfarbe passend gehaltene Schal ist mit einer Rose geschlossen.

Rechts: Leichtes einfarbiges Hemdkleid mit angeschnittenen kurzen Ärmeln. Die glatte Linie wird durch einen etwas dunkler gehaltenen, von Bändern überspannten plissierten Überwurf anmutig ergänzt. Dazu passender schmaler Halsschal. — Im Kreise rechts: Schwarzer Atlashut mit goldfarbener Unterkrempe. Vom Blumensträußchen geht ein Band aus.



Möwenflug. Nach einer Radierung von W. Schmidt-Hild.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Adolf Christiansen, Lübeck.)

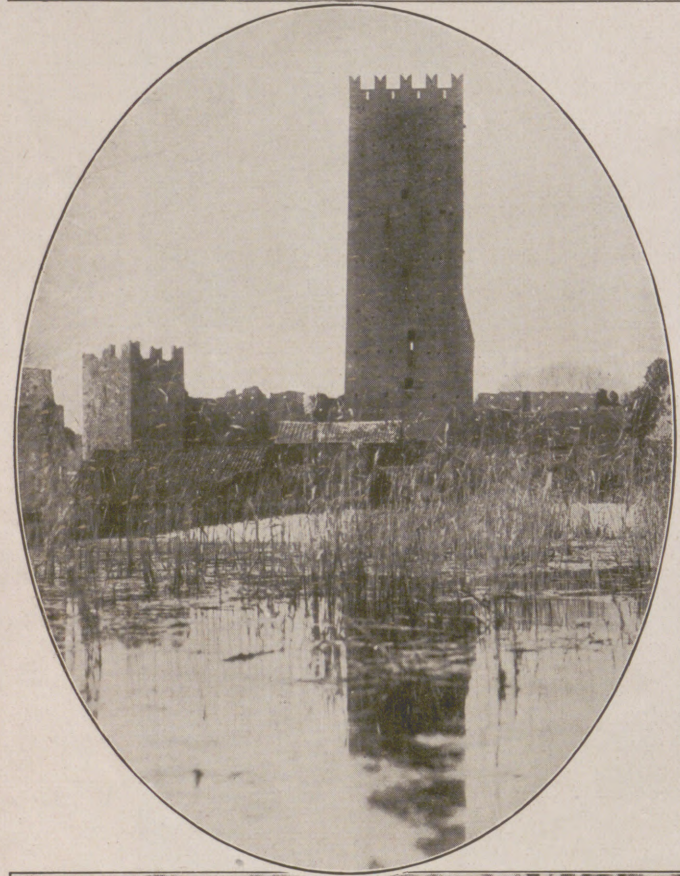


Einfallende Schwäne. Nach einer Radierung von W. Schmidt-Hild.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Amsler & Ruthardt, Berlin.)





Landarbeiterfamilie vor ihrer Hütte.
Links nebenstehend: Typisches Bild aus den Sümpfen.

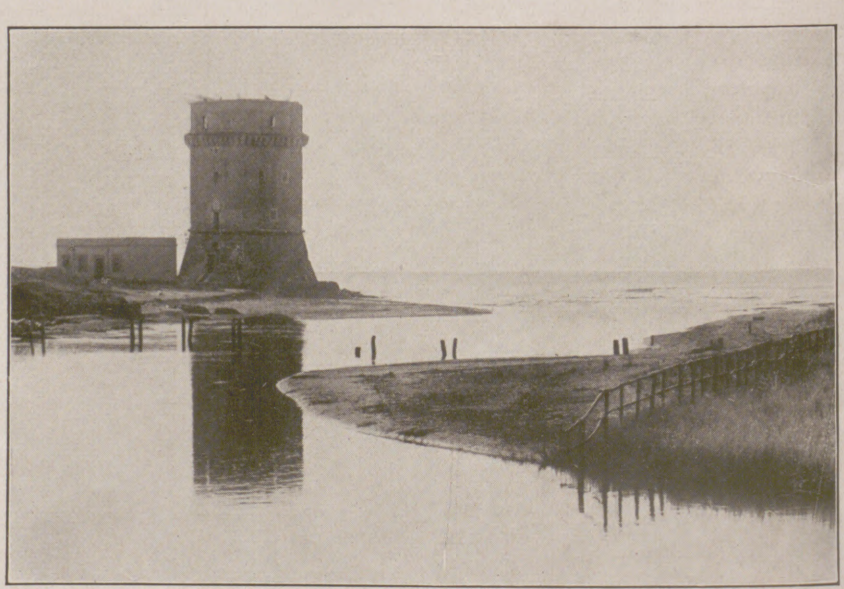




Eine charakteristische Landstraße im Sumpfgebiet.
Links nebenstehend: Der Turm mit Resten der Stadtmauer von Ninfa.



Säuberung eines Entwässerungskanals von Wasserpflanzen durch eine hineingetriebene Büffelherde.



Torre Caetani an der Mündung des Abflußgewässers aus den Sümpfen.

Die Pontinischen Sümpfe.

Die Pontinischen Sümpfe sind stets das Schmerzenskind der Römer gewesen. Aber trotz der in diesem Gebiet herrschenden Malaria haben sich immer wieder Leute gefunden, die sich hier ansiedelten und das Land kultivierten. In der Byzantinischen Zeit brachte es die Stadt Ninfa sogar zu einer Zahl von 10000 Einwohnern. Anderthalb Jahrhunderte später war sie bereits wieder verlassen, und seitdem ist sie eine tote Stadt. In neuester Zeit sind nun große Kanalanlagen zur Entwässerung geschaffen worden. Man hat tatsächlich dadurch erreicht, daß wenigstens während der drei Sommermonate sich etwa 3000 Menschen, größtenteils Landarbeiter und Hirten, als vorübergehende Bewohner in der „Pianura Pontina" aufhalten. Sie leben während dieser Zeit in selbstgebauten primitiven Strohhütten. Das charakteristischste Tier der Pontinischen Ebene ist der Büffel. Um die Entwässerungskanäle von den zu üppig wachsenden Wasserpflanzen zu befreien, treibt man von Zeit zu Zeit zum Losreißen der Schlingpflanzen die Tiere herdenweise ins Wasser. Außer dem Kampf gegen die Wassermassen wird auch versucht, den größeren Feind, das Malariafieber, zu bezwingen, indem man in einem umfangreichen Sanatorium zu Terracina Malariakranke kostenlos behandelt. Auf diese Weise hofft man die gesundheitlichen Verhältnisse in der fruchtbaren Pontinischen Ebene so zu verbessern, daß bald ihre Besiedlung mit einer dichten Bevölkerung möglich wird.

Professor Germanns Präparat

Eine Groteske von M. Uebelhör

Die Sitzung des großen Konzerns, für die alle nur denkbaren Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden waren, fand im Londoner Hotel „Savoy" statt, in dessen sogenanntem „gelben Salon", der fast ausschließlich zu derartigen Zwecken benutzt wurde.

Es war dies ein mäßig großer Raum, abseits von dem Getriebe der internationalen Karawanserei, hoch oben im fünften Stock, mit zwei breiten, unmittelbar auf die Themse zugehenden Bogenfenstern und ganz in einem matten Gelb gehalten, still, mit nur einem Zugang und überraschend in seiner Eigenart als Insel des Schweigens inmitten all der Geräusche des Hotels, inmitten des Lärmes der gewaltigen Stadt.

Und dennoch waren von dem Leiter des Konzerns, dem großen Finanzmann Albert Morel, noch ganz besondere Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden. Die Rolladen der Fenster waren niedergelassen, vor dem schmalen Gang, der zu dem Raum führte, standen zwei Detektive, mit lauschenden Ohren, die Hand am Revolver und die Signalpfeife im Mund. Im Hotel selbst, in allen dessen Stockwerken, unten in der weitgespannten Halle, in den Speisesälen, in der Bar, in den Lese- und Rauchzimmern, in allen Gängen, traf man Herren in tadelloser Kleidung und mit harten und spähenden Gesichtern — ein ganzes Heer weiterer Sicherheitsposten, deren Aufgabe es war, für die absolute Ruhe im „gelben Saal" dort oben im fünften Stock zu sorgen.

Aber alle diese Maßnahmen schienen einigen der hier versammelten sieben Herren noch nicht zu genügen.

Da war Carlo Espinetti, der Vertrauensmann der italienischen Ansazowerke. Nervös drehte er mit seinen gelben, spinnigen Fingern an der längst gerollten Zigarette, um schließlich zu dem marmornen Kamin zu springen, der ja als Versteck hätte dienen können. In der linken Hand trug er ein dickes Bündel Zeitungen, die er aus einem Regal hervorgezerrt hatte, in der Rechten sein Taschenfeuerzeug. Und dann stopfte er das Bündel in den Kamin, zündete es an und wartete mit höchster Spannung auf dem mageren, faltigen Gesicht.

Er wartete auf einen Schrei des Erstickens, auf einen Menschen, auf den Spion, der ruhig und halbtot herunterfalle. Aber er wartete umsonst. Niemand kam oder fiel, und der hohe, wohlbeleibte Edgar von Gschwander, der große deutsche Finanzmann, der das aufgeregte Tun Espinettis aufmerksam verfolgt hatte, lachte, daß es im Saale widerhallte.

Doch war Espinetti nicht der einzige, der dem Frieden nicht traute. Denn der Holländer Kloetenbrink, der sowieso an Verfolgungswahn litt und deswegen alle acht Tage seinen Privatsekretär wechseln mußte, ging ebenfalls auf eigene Faust vor. Ruhelos wälzte er seine mühsam beherrschten Massen durch den Raum und zog vorsichtig und nicht minder erwartungsvoll alle Schubladen und Fächer auf. Vielleicht war in diesen eben doch jemand verborgen, ein unerhört kleiner Zwerg, ein Kind! Wie konnte man's wissen?

Und Deperdussin von den französischen Havrewerken schließlich klopfte mit seinem spanischen Rohr alle Wände ab, hierbei unter dem Einfluß wahllos verschlungener Kriminalgeschichten französischer Manufaktur, in denen der Held des öfteren aus Wänden hervor- oder in diese wieder hineintritt, dank ebenso sinnreicher wie phantastischer Mechanismen.

Aber alles war vergebens, und nachdem Espinetti seine rußigen Hände notdürftig gesäubert, nachdem Kloetenbrink schnaufend wieder im breiten Sessel saß und Deperdussin seinen Spazierstock mißmutig in die Ecke gestellt hatte, konnte die Sitzung beginnen.

Sie wurde, wie immer, von Albert Morel selbst geleitet.

Morel war nicht nur ein großer Finanzmann, sondern auch einer der verwegensten „Geschäftebrauer" der ganzen Welt, sah aber gar nicht danach aus. Nein, weder sein Gesicht noch seine Gestalt hatte etwas von dem romantischen Nimbus, mit dem man solche Männer zu umgeben pflegt, dagegen erinnerten sie an die bekannten Karikaturen der Kommerzienräte, deren behagliche und wohlgerundete Lebensweisheit die Leser der Witzblätter zu erfreuen pflegt.

Was Morel jedoch sagte, und wie er dies sagte, war weniger behaglich.

„Meine Herren," so begann er, „ersparen Sie mir viele Worte. Was ich hier sagen muß, weiß ja sowieso jeder von Ihnen. Immerhin sei es der Ordnung wegen doch gesagt. Also, unser Konzern, den wir sieben hier bilden, hat in Bolivia Vorarbeiten machen lassen, die uns rund fünf Millionen Pfund gekostet haben. Niemand wußte oder hätte wissen sollen, daß wir diese Vorarbeiten unternommen haben. Sie alle, meine Herren, sind Zeugen dafür, daß diese Vorarbeiten mit der größten Vorsicht ausgeführt wurden, so daß niemand jemals hätte ahnen können, daß sie von einer Stelle aus geleitet und finanziert wurden. Wir gingen mit dieser Vorsicht so weit, daß wir die zwei hauptsächlichen Expeditionen miteinander konkurrieren, sich gegenseitig beschimpfen, ja, sich die Köpfe einschlagen ließen... All das hinderte leider nicht, daß jetzt, nachdem wir die Früchte unserer Mühen ernten wollen, in Bolivia alle Konzessionen aufgekauft sind. Alle, meine Herren! Es bleibt uns also nur wiederum übrig: entweder doch zu kaufen, diese Konzessionen doch zu erwerben und damit auf Jahre hinaus mit Schaden zu arbeiten oder alles aufzugeben, unsere hineingesteckten Millionen und unsere großen Pläne mit dazu!"

Die anderen Herren waren nur zu gut auf den Inhalt dieser Rede vorbereitet, aber dennoch waren auf allen Gesichtern heftigste Gefühle abzulesen, Wut, Enttäuschung, Rat- und Mutlosigkeit, Entsagung und tiefer Ingrimm.

„Also genau wie damals mit Südafrika!" rief O'Neill, der Vertreter der englischen Byndgruppe.

„Genau so", bestätigte Morel.

„Oder wie mit Marokko!" zischte Espinetti.

„Genau so", bestätigte Morel wiederum.

„Und Schantung nicht zu vergessen", sagte mit gepreßter Ruhe ein kleiner Japaner aus der Ecke eines mächtigen Klubsessels heraus.

„Genau so", tönte es wiederum.

Dann folgte eine lange Pause, bis Morel fortfuhr, diesmal mit erhobener Stimme.

„Meine Herren, darf ich sagen, was ich jetzt denke? Was jeder von uns sieben hier denken muß!"

Wieder wußten alle, was Morel sagen würde, und dennoch folgte seiner Frage eine atemlose, scheue Stille.

„Gut, so will ich's offen sagen: Es ist einer unter uns, der uns verrät!"

Heraus war's, hier stand es, das Ungeheuerliche, die Anklage, das, was sich jeder schon hundertmal im stillen gesagt hatte, was aber keiner je hatte aussprechen wollen.

„Aber was sollen wir machen, meine Herren?" fuhr Morel fort. „Ich für meine Person sehe keine andere Möglichkeit, als zu liquidieren und den Schuldigen zu finden — den Judas."

Das Wort „liquidieren" wirkte erstaunlich beruhigend. Es war zu lächerlich, ein derartiges Riesenunternehmen liquidieren zu wollen, und nur deshalb, weil man verraten wurde.

War überhaupt ein Verräter, ein „Judas" unter ihnen?

Die sieben Herren sahen sich an, nicht verstohlen, nicht scheu, sondern Auge in Auge.

Nein, diese Idee war lächerlich.

Warum sollte einer von diesen sieben, die insgesamt viele Milliarden kontrollierten, und von denen sich jeder jeglichen Luxus gestatten konnte, auch den peinlichster Ehrlichkeit, warum sollte einer von ihnen ein plumper Verräter sein? Und wer sollte dieser Verräter sein?

Morel etwa, der jetzt schon ganz allein drei südamerikanische Staaten finanzierte, oder Espinetti, dem an einem Kunstwerk mehr lag als an allem Gold, oder dieser ungeheure Kloetenbrink, der in seiner Heimat dreimal hintereinander die höchste Ehrenstelle bekleidet hatte?

Dann war da O'Neill, ein religiöser Fanatiker und die Ehrenhaftigkeit in eigener Person. Ferner Deperdussin, aus der berühmten Genfer Familie der Deperdussins, die auf eine während der Jahrhunderte rein gebliebene Tradition zurücksehen konnte; der Japaner Kamura, früher Ministerpräsident und jetzt Vorsitzender des Altenrates in Tokio; und schließlich, aber gewiß nicht als Letzter, Edgar von Gschwander, der nicht nur Deutschlands größter Finanzmann, sondern auch ein weltbekannter Philosoph und jenseits jedes Argwohnes war.

Nein, diese „Judasidee" war grotesk, sie war nichts weiter als ein bequemer Notbehelf.

Dies war die wirkliche Meinung aller sieben, und auch Morel gab ihr dadurch Ausdruck, daß er den „Judas" beiseiteließ und nur noch einmal fragte:

„Was tun, meine Herren?"

Lange Zeit antwortete niemand. Auf einmal aber stand die lange, hagere Gestalt O'Neills auf, hob wie ein Prediger den knochigen Zeigefinger und sagte nichts als:

„Seton."

Ein Augenblick der Verblüffung kam, dann sekundierte Espinetti:

„Sapristi, daß wir daran noch nicht gedacht haben! Aber ob er's tut?"

„Seton? Was heißt ‚Seton'?" fragte Herr von Gschwander.

„Sie kennen Seton nicht, Cecil Seton, den großen Amateurdetektiven?" erwiderte Deperdussin mit ungläubiger Stimme. „Meine Herren, hier sitzt wahrhaftig jemand, der Cecil Seton, Ce—cil—Se—ton, den einzigen, diesen Genius seiner Art, dieses Genie nicht kennt! Ce—cil Se—ton!"

Und der Franzose legte all das Unmaß von Bewunderung und Liebe, deren er für einen genialen Detektiven fähig war, in die vier sonst recht nüchternen Silben.

Man klärte den deutschen Finanzmann mit wenigen Worten auf, um alsdann rasch und einstimmig den Beschluß zu fassen, Cecil Seton mit der Aufklärung dieses „Falles" zu betrauen.

Wie im Nu war die gedrückte Stimmung verscheucht.

Und als der Detektiv sich telephonisch bereit erklärte, in einer halben Stunde zu erscheinen, blieb der Optimismus vollkommen Sieger.

Niemand dachte noch an eine Liquidation. Die Herren standen und saßen, wie es ihnen gerade bequem war. Ein böser Bann war gebrochen. Alle sieben waren wieder eins, die große Eins, ungebrochen in ihrer Front, eine ungeheure Eins, hinter der viele Nullen, und was noch weit höher zählte, hinter der ein einheitlicher Wille stand und stieß und vorwärtstrieb, Tausende und Hunderttausende von Menschen, ganze Völker.

Nun, der Leser wird von Cecil Seton schon gehört haben. Immerhin sei einiges von diesem ungewöhnlichen Manne erwähnt, was weniger bekannt ist.

Cecil Howard Seton, von der wallisischen Familie der Cornwallis Delaware, war nicht nur ein Detektiv, sondern er stammte auch aus einer der besten Familien der Vereinigten drei Königreiche.

Sein Urgroßvater war einer jener Engländer gewesen, die die Grundlagen zur großen nordamerikanischen Republik gelegt haben, und wie sie ein Cooper in seinem unsterblichen „Lederstrumpf“ verewigt hat. Dieser Urgroßvater erhielt vom „lustigen Georg“ den Beinamen Delaware, weil er es gewesen war, der den Stamm der Delawaren nicht nur besiegt, sondern ihn sogar für England gewonnen und alsdann gegen den Franzosen ins Feuer geschickt hatte.

Und dessen Sohn war ein großer Admiral gewesen, der Vorgänger Nelsons, und dessen Sohn wiederum ein hervorragendes Mitglied der Tories, und so kommen wir zu Cecil Seton selbst, dem jüngsten Sohn des Politikers, dem Lebemann und dem „Mann von Welt“.

Cecil Seton war zu einer Zeit ein Mann geworden, in der es für England keine Taten zu vollbringen gab. Und dementsprechend hatte er sich auf die leichte Seite des Lebens gestellt. Er hatte das müßige Dasein des „Gentleman“ geführt, der Sport betreibt, der wettet, der mehr oder weniger glückliche Beziehungen zu den „Stars“ der Tingeltangels hat, und der mit einer mitleidig-verachtungsvollen Skepsis auf all das herabsieht, was ihm sozial unterlegen ist. Also auf so ziemlich alles.

Dann war die Zeit des Flugsportes auch für England gekommen, es war, wie für andere Länder, auch für dieses Volk eine heroische Zeit gewesen.

Cecil Seton wurde der Vorkämpfer dieses Sportes. Er zerbrach unzählige Flugzeuge und sich selbst einen Arm, und als endlich auch England seine Rekorde hatte, da war er des Fliegens wieder müde.

Dann studierte er auf einer deutschen Universität. Und hier erst lernte er den großen deutschen Philosophen kennen, der dem Abendland die Tiefen des Orients eröffnet hatte. Da Seton aber ein sehr praktisch veranlagter Mensch war, unternahm er sofort eine Reise nach dem ungeheuerlichen Asien, dem Lande des Lotus, der haarspaltenden Vernunft, der glühenden Sinnlichkeit, der Fakire und der Geheimwissenschaften.

Spurlos verschwand er für mehrere Jahre aus den beiden großen Salons Paris und London, um auf einmal wieder dazusein, so geräuschlos wie der Gast, der das Zimmer nur auf wenige Sekunden verlassen hat.

Dies erregte eine gewisse diskrete Sensation, man sprach davon, aber ohne Leidenschaft.

Um so gewaltiger aber war das Aufsehen, das die von den „Times“ gebrachte Nachricht erregte, derzufolge Cecil Howard Seton, der Sohn berühmter Ahnen und Väter, als Volontär bei der englischen Sicherheitspolizei eingetreten sei...

Aber Espinetti wußte all dies am besten.

„Meine Freunde,“ zischte er vor verhaltener Gier, Ungewöhnliches berichten zu können, „wißt ihr auch, was mir dieser Mann sagte, als ich ihn um das Motiv für diesen außerordentlichen Schritt fragte?“

„Der Teufel mag Sie holen, Espinetti, so sagen Sie's doch!“ kürzte Deperdussin die kunstvolle Pause des Italieners ab.

„Er wird mich erst nach Ihnen holen, Deperdussin. Aber sagen will ich's doch. Also, ich lerne Seton kennen beim Krönungsfest des siebten Eduard. Natürlich frage ich ihn, was man ihn schon hundertmal gefragt haben wird. ‚Dear Sir,‘ frage ich ihn, ‚warum sind Sie Volontär bei der Londoner Sicherheitspolizei?‘ — ‚Von allen Leidenschaften,‘ antwortet mir dieser fabelhafte Mensch im reinsten toskanischen Dialekt, ‚von allen Vorlieben, die mir eine gütige Vorsehung erhalten hat, blieb mir nur eine übrig, die Jagd. Aber nicht die gewöhnliche Jagd, nein, die Jagd auf den Menschen. Die Jagd, die uns allen im Blute liegt. Die Jagd auf meinesgleichen. Die Jagd auf den, der fühlt und denkt wie ich. Auf den, der mit mir zusammen die Dschungel der großen Weltstädte bewohnt, Paris, London, Berlin, Konstantinopel und andere. Die Jagd auf den Menschen, mit dem ich vorgestern im Ritzhotel in Paris, im Adlon in Berlin oder heute hier im Savoy-Hotel zu Mittag aß, mit dem ich morgen im Astoria in Neuyork und übermorgen im Pera Palace in Stambul speisen werde. Nun wohl, wie die gottlosen Franzosen sagen, nun wohl, es gibt noch so etwas wie die irdische Vorsehung, und ich freue mich ihrer. Denn diese irdische Vorsehung stellte mir den Jagdpaß aus. Hier ist er. Ich bin die Nummer 324, Brigade Winfred Stevenson, Scotland Yard, London. Also nehmen Sie sich in acht, mein Herr!‘“

„Und wie sieht dies Phänomen aus?“ fragte nun Edgar von Gschwander, erst jetzt durch die Leidenschaftlichkeit Espinettis, seines Freundes, davon überzeugt, daß es sich hier in der Tat um eine außergewöhnliche Persönlichkeit handeln müsse.

„Wie er aussieht, Edgar? Nun, schön ist er nicht, trotz all der ihm nachgerühmten galanten Abenteuer. Sapristi, ich betrachtete mir damals diese lange, hagere Gestalt genau. Ich sah diese ungeheure, wie mit Wülsten bedeckte Stirn, diese kalten grauen Augen, diese wie mit dem Messer geschnittenen Lippen. Und wissen Sie, was ich dabei dachte?“

„So reden Sie doch, Mensch!“ unterbrach Deperdussin wiederum.

„Ich dachte, es sei nicht gut, das Wild eines solchen Jägers zu sein. Das dachte ich.“

Man sprach weiter hin und her, Edgar von Gschwander, Skeptiker durch und durch, zog schließlich die Uhr und sagte, indem er die dünne Stimme Espinettis trefflich nachahmte:

„Jetzt, in dieser Minute, müßte er da sein, Ihr famoser Ce—cil Se—ton!“

Man lachte. Doch das Lachen verstummte, als es an der einzigen Tür des Salons klopfte.

Es war in der Tat Cecil Seton. Aber sein Erscheinen war sonst nicht gerade dramatisch.

Ein hagerer Herr trat eben herein, so selbstverständlich, wie dies ein Gentleman zu tun pflegt. Dann wechselte er mit Kamura einige herzliche Worte des Wiedersehens, klopfte von seiner dürren Höhe herab Espinetti wohlwollend auf die Schulter, ließ sich den anderen Herren vorstellen, bestellte beim Kellner, der ihm mit gespitzten Ohren und mit Augen musterte, die vor Neugier aus den Höhlen traten, einen Whisky mit Soda und bat alsdann um die Erklärung des „Falles“.

Morel selbst trug diesen „Fall“ vor, mit eingehenden Einzelheiten. Seton stand schließlich wieder auf und sagte:

„Gut, ich übernehme die Geschichte.“

Und dann musterte er, ohne sich um den Beifall der Herren zu kümmern, einen der sieben nach dem anderen, so objektiv und ungeniert, als habe er nicht sieben lebendige Menschen, sondern ebenso viele Wachsfiguren vor sich, steif, leblos und bar jeder Verteidigung gegen diesen scharfen Blick.

„Nun wohl?“ fragte schließlich Morel ein wenig nervös.

„Nun wohl,“ sagte Seton, und seine dünnen Mundwinkel zuckten leise, „es wird lange dauern, bis ich am Ziele bin.“

„Warum?“ fragte Deperdussin.

„Na,“ meinte Seton, „ich kann doch nicht zur gleichen Zeit hinter jedem der sieben Herren her sein!“

Es folgte eine recht lange und ziemlich verlegene Pause.

Dann aber rettete Edgar von Gschwander diesmal, wie schon so oft, die Situation.

„Obwohl es mir fraglich scheint, meine Herren,“ so sagte er mit einer leicht dozierenden Stimme, deren Unterton aber höchste Ironie war, „ob für Herrn... hm... Cecil Setons Annahme, daß einer unter uns der Verräter sei, ein zureichender Grund vorhanden ist, kann ich nicht umhin, festzustellen, daß unser werter Gast soeben nur den Verdacht ausgesprochen hat, den wir alle sieben, meine Herren, vor wenigen Minuten ebenfalls äußerten. Herr Cecil... hm... Cecil Howard Seton, wenn ich nicht irre, sprach also gewissermaßen mit einer Kenntnis a priori. Es tut mir leid, konstatieren zu müssen, daß diese seine Kenntnis über uns eher eine pessimistische ist, und daß Herr Seton uns alle sieben allem Anschein nach zu einer Welt rechnet, von der der große Schopenhauer, mein Landsmann, einmal sagte, daß sie, die Welt nämlich, vom moralischen Standpunkt aus eine Gaunerherberge sei, während sie ihm, wie ich in Klammern wohl beifügen darf, vom intellektuellen Standpunkte aus eher als ein Narrenhaus vorkam. Aber sei dem, wie ihm wolle, ich glaube, wir sind unserem Gast seiner Offenheit wegen zu Dank verpflichtet, und eines ist sicher: Offenheit und Klarheit tun uns vor allem not. Deshalb richte ich, wenn die Herren dies gestatten, an Herrn Cecil Howard Seton die Frage, welches Honorar er für seine Bemühungen beanspruchen wird.“

Man hatte von Anfang an erleichtert aufgeatmet, als von Gschwander begonnen hatte, und als er endete, gab man durch Nicken und Brummen seine vollkommene Zustimmung kund.

Nur Seton schwieg noch eine Weile. Dann überflog er nochmals die kurzen Notizen, die er sich während Morels Ausführungen gemacht hatte, um schließlich zu sagen:

„Zehn Prozent der Summe, die Ihnen der oder die Schuldigen werden zahlen müssen. Bei deren Insolvenz oder bösem Willen zehntausend Pfund von Ihnen selbst.“

„Und wenn du die Schuldigen nicht feststellst, Freund,“ fragte Kamura, „was dann?“

„Dann möchte ich nicht mehr Cecil Seton heißen“, war die einfache, aber immerhin recht selbstbewußte Antwort.

Man war vollkommen einverstanden, und damit war diese in den Annalen der Kriminalgeschichte denkwürdige Sitzung vorbei.

Die Rolladen wurden wieder hochgezogen, ein grauer, verdämmernder Tag füllte den Saal, die beiden Sicherheitsbeamten verschwanden, und mit ihnen eine ganze Schar vornehm und diskret gekleideter Herren, die während der zwei Stunden anscheinend — oder auch in Wirklichkeit — nichts anderes getan hatten, als gut zu essen, noch besser zu trinken, dicke Zigarren zu rauchen und nebenbei die Räume des großen Hotels zu bevölkern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Werk. / Von Margarete Liebmann.

Es war an einem sonnenblauen Herbstvormittag, als die Kunstausstellung mit einem Festakt eröffnet wurde. Was der Feier eine von anderen dieser Art unterschiedliche Bedeutung gab, war die Enthüllung einer Schöpfung des berühmten Bildhauers Broderek, die als eigentlicher Glanzpunkt zugleich mit einer Huldigung an den Künstler stattfinden sollte. Das Bildwerk hatte seine Geschichte; es war zu einem Geheimnis geworden, an dem, eben um des Geheimnisses willen, viel herumgedeutet wurde.

Man wußte, daß Broderek, der in freudiger Schaffenskraft sich in jede neue Arbeit wie in ein Abenteuer stürzte, während er die vorher vollbrachte wie einen abgenutzten, von seinen Schultern geglittenen Mantel gleichgültig liegen ließ, hinter all seinen Werken eine Schöpfung verbarg, die weder Hoffnung der Zukunft noch Überdruß der Vergangenheit für ihn bedeutete. Sie war einfach sein Wesen selbst, sein Glück und seine Qual.

Als er vor einer langen Reihe von Jahren jung und unberühmt an die Gestaltung der ihn nicht wieder loslassenden Idee ging, ahnte er nicht, daß sie sein Tyrann werden würde und er ihr sich an sie verlierender Sklave. Denn es gab keine Situation, in der er nicht hinstarrte auf die rätselvollen Linien seiner Schöpfung. Aus den Armen einer Frau, vom Gastmahl der Freunde, von einer Reise konnte er plötzlich in jäher Hast aufbrechen, wenn ihn der Glaube packte, jetzt und in dieser Stunde das Eigentliche, Wesentliche des Ausdruckes gefunden zu haben. Schon die Möglichkeit war berauschend. Sie packte ihn als Wahrheit, über die bereits der nächste Tag den Schleier der Lüge warf. Wenn er dann abgemüdet und verzweifelt vor seinem Werke stand, das ihm das Letzte versagte, fragte er sich bitter, ob der Preis eines ganzen Lebens nicht genüge, Vollkommenheit zu ertrotzen.

Er war ein Knabe von fünfzehn Jahren, als er während einer Reise in der felsenreichen Normandie den tiefen Eindruck in sich aufgenommen, der so ganz mit ihm verwuchs. Er kletterte, es war in der Stunde zwischen Tag und Abend, in den Bergen herum, die ihre Schroffen im Meere spiegelten. Der Himmel spannte sich gleich einem sanften roten Tuch, gegen das sich alle Dinge in scharf umrissener Klarheit abhoben. Erich bog leise pfeifend um die vorspringende Kante eines Gesteins, als ein Bild wie ein Blitz jäh in ihn einschlug.

Auf der äußersten Spitze eines hohen Felsens, die wie ein gekrümmter Geierschnabel über dem Meere sich bog, erhob sich eine Frauengestalt, durch den Hintergrund der dämmernden Weite ins Riesenhafte vergrößert. Ihr Profil hing gleich der Sichel des Mondes klar im Raum. Es war ein wenig zur Seite geneigt, so daß man beide Augen sah und den schmalen Strich beider Wangen. Die Einsamkeit der Gestalt zwischen Himmel und Meer wirkte überwältigend. In dem Ausdruck der Augen schien der Regen langer grauer Herbsttage und die endlose Ebene der Steppe zu liegen, die gramvolle Linie des Mundes sich über schwerer Verstummtheit zu krümmen, die schmalen, langen Hände, geöffnet zur Seite des Gewandes, alles loszulassen in Trauer und Enttäuschung.

So erblickte sie der Knabe, und Seele und Auge füllten sich mit dem Bilde.

Reglos stand die Gestalt. Sie stand noch, als die Dunkelheit wie ein schwarzer Riesenvogel sich niedersenkte und die sanfte Röte des Himmels verdeckte. Sie stand noch, als der Knabe, sich heimwärts tappend, oft zurückschaute, bis ein Felsvorsprung sie ihm entzog.

Seine Phantasie umspielte sie mit tausend Fragen. — Als er, von der Reise heimgekehrt, von einem zurückbleibenden Freunde flüchtig die Nachricht erhielt, in dortiger Gegend hätte eine Frau sich das Leben genommen, nahm er, ohne Anhalt für diese Vermutung, als sicher an, daß die rätselhafte Erscheinung auf dem Felsen die Selbstmörderin gewesen sei. So unentrinnbar, so rettungslos schien ihm ihre Einsamkeit dem Meere, den Himmeln, dem Abend verfallen.

Zwei Jahre später begann Erich Broderek, die Gestalt der Frau zu formen. Und Schritt für Schritt, ohne daß er sich dessen bewußt war, nistetet sie sich in ihn ein, drängte alles fort, was in ihm strömte, teilte mit scharfem Schnitt sein Leben in zwei Leben, die nebeneinander herliefen.

Während Werk auf Werk unter seinen schöpferischen Händen entstand, während er der heitere, umgängliche Schaffende schien, jedem gleichmäßig geneigt, stand hinter der äußerlichen Auswirkung seiner Persönlichkeit eine ohnmächtig frierende Verlassenheit, eine eisige Einsamkeit, so wortlos, zeitlos, ziellos, daß das stockende Gefühl in sich selbst verblich. Es war Selbsterhaltungstrieb, letzter Befreiungsversuch, wenn es ihn hetzte und trieb, sich auszugießen in die Form, die das Antlitz der Einsamen über dem Meere trug.

In langen Jahren wuchs das Bildwerk. Es wurde zerstört, wuchs von neuem, unsterblich, solange der Bildner unsterblich blieb. Oh, es war schwer, Himmel, Meer und Ebene in ein blickendes Auge, in die Linie eines Mundes strömen zu lassen, daß sich in ihnen die grauenhafteste, die menschliche Einsamkeit löste — es war schwer und dafür das Opfer eines Lebens nicht zu groß.

Brodereks Freunde entdeckten sein Geheimnis, ohne in seine Tiefe zu dringen. Sie ahnten, daß es ihn zerstörte, nannten es einen Wahn, eine Manie. Die wenigen, die das Kunstwerk erblickten, standen erschüttert vor der Macht der Gestaltung und drangen in ihn, es der Welt zu übergeben. Meinten wohl auch, den Künstler loszuschmieden von einer Kette, die immer tiefer ihm ins Fleisch drang.

Eine Grippe mit nachfolgender Lungenentzündung warf ihn auf das Krankenlager; daraus sich ergebende Schwäche und Gleichgültigkeit gaben drängenden Freunden Zustimmung zur Herausstellung der „Einsamkeit“.

Vierzehn Tage vor der Eröffnung der Kunstausstellung wurde das Bildwerk in seine Räume gebracht. Erich Broderek schien befreit von schwerer Last. Eine seltsame Teilnahmlosigkeit, eine blasse, weite Leere, die ihm nicht unangenehm war, breitete sich in ihm aus. Das fortgegebene Kunstwerk empfand er als völlig von sich losgelöst, ja feindlich. Fast mit Schadenfreude gedachte er seiner nur ihm allein bekannten Mängel. — Er stürzte sich, ungeachtet noch andauernder Schwäche, in neue Arbeiten, wie man sich voll Trotz in die Arme einer neuen Geliebten stürzt, um die zu vergessen, die einen treulos verlassen. Aus Trotz folgte er auch der Einladung, der Eröffnung der Kunstausstellung und der damit verbundenen Enthüllung seines Werkes beizuwohnen. Daß zugleich eine besondere Huldigung für ihn geplant war, ahnte er, doch war es ihm gleichgültig. Er war es gewohnt, gefeiert zu werden.

Als man ihn jetzt an diesem strahlenden Herbstmorgen durch die Stuhlreihen der Glashalle zum erhöhten Sessel führte, war er ganz der liebenswürdige, weltgewandte Mann, der er immer gewesen. Er fühlte, wie der Wille zur Undurchdringlichkeit ihn von den anderen entfernte und sie zugleich sich ihm nähern ließ; denn nichts wirkt anziehender auf Menschen als freundliche Gleichgültigkeit, die jede Verpflichtung von vornherein ausschaltet. So blieb der liebenswürdige Ausdruck auf seinem Gesicht, als der Redner in wohlklingenden Worten von dem Hinweis auf die neu ausgestellten Kunstwerke im allgemeinen, auf das des genialen Künstlers Broderek im besonderen kam, es in geradezu dithyrambischen Worten verherrlichte und hindeutete auf die bevorstehende Enthüllung.

Den Kopf ein wenig geneigt, die Arme auf die Seitenlehnen des Sessels gestützt, hörte der Gefeierte scheinbar aufmerksam zu. Da fiel ein Wort von den Lippen des Redners, das wie teuflische Ironie und bitterste Verhöhnung ihm gleich einem Peitschenhieb über das Gesicht fuhr.

„Dieses Kunstwerk ist vollkommen!“ rief der begeisterte Redner, „es trägt das göttliche Siegel der Vollendung!“

„Lüge!“ wollte Broderek aufschreien, „Lüge, schmachvolle Lüge! Oh, ein Stümper bin ich, ein Unseliger, ein Nievollender! Was ihr mir entrissen habt, ist Stückwerk — —“ Er sank, von einem Schwächeanfall gepackt, in sich zusammen.

Keiner bemerkte seine Erregung. Aller Augen waren auf das Bildwerk gerichtet, von dem nach den letzten Worten des Redners die Hülle fiel.

Auch Broderek hob langsam das Auge. Lange starrte er auf seine Feindin, die dort vor ihm ragte — die das Letzte ihm vorenthielt. Und sein Blick wurde peinlich prüfend, scharf und kalt — — Wohl spielten das Meer, der Abend, der Himmel unter den ernsten, sinkenden Brauen, wohl trauerte in ihnen die Endlosigkeit der Steppe, doch der Bogen des Mundes wölbte sich nicht gleich Schicksalszeichen über der Stummheit letzter Verzweiflung — die geöffneten Hände wiesen zu wenig die Linie des Verzichtes — — Diese Gestalt, die dort ragte, war nicht die, die er in sich erschaut! Wohl war sie Einsamkeit, doch nicht die, die gleich einem Krampf seine Brust erfüllte, wohl war sie Grauen, doch nicht das, das in qualvoller Pein in ihm rang — — Letzte Sehnsucht weinte auf in ihm und bettelte um Erlösung.

Die Feier war beendet. Die Ausstellung wurde dem Publikum geöffnet. — Es war Sonntag. Bis zum Abend wogte eine zahlreiche Menge in den weiten Räumen, sich immer von neuem um das Bildwerk Erich Brodereks stauend. Herrlich und fern ragte der Kopf der „Einsamkeit“ über den Massen, die verstummten, wenn sie ihn betrachteten.

Kurz nach acht Uhr wurden die Räume hinter dem letzten Besucher geschlossen. Die Aufseher gingen noch einmal durch die leeren Säle, knipsten das Licht ab und entfernten sich, die Türen sorgsam verriegelnd. — Die Säle, deren Fenster durch eiserne Läden versichert waren, lagen in völligem Dunkel.

Es waren einige Stunden vergangen, als von einem abgeschlagenen Raum her, in dem Werkzeuge bewahrt wurden, ein kleines Licht sich langsam vorwärts bewegte. Es schwebte in der Finsternis gleich einem glühenden Käfer und huschte mit winzigen Offenbarungen über ein gemaltes Knie, einen Kopf, den Baum einer Landschaft, sie herausholend und zurückstellend in die Schwärze. Ein unheimliches Leben schien einzudringen von allen Seiten. Das Licht huschte durch die schmalen Nebensäle an den Fenstern entlang, dann durch die größeren der Mitte und machte halt im Kuppelsaal vor der Gestalt der „Einsamen“.

Erich Broderek stand vor seinem Werk. — Mit vollkommener Ruhe und sorgfältig stellte er die Laterne auf einen vorspringenden Platz an der Fensterwand, drehte sie so, daß ihr voller Strahl auf den Kopf des Bildwerkes traf, holte einen Tritt, der in einer Nische gestanden, herbei und setzte ihn neben die Figur.

Er stieg auf die oberste Stufe, zog einen feinen Meißel aus der Tasche seines Rockes und begann vorsichtig, mit sicherer, ruhiger Hand an den Linien des Mundes zu arbeiten. Dabei fühlte er, daß vollkommenes Glück ihn erfüllte, und hatte alles um sich und in sich vergessen. Er arbeitete wohl eine Stunde, stieg vom Tritt, prüfte, stieg wieder hinauf und arbeitete weiter. — Nach einiger Zeit schob er den Meißel zurück in die Tasche, stieg wieder hinunter, trug den Tritt an seinen Platz, nahm die Laterne und ging in den Verschlag zurück, von dem er gekommen. Er schlief dort sofort, halb sitzend, ein und erwachte erst, als Geräusche und Helligkeit ihm bewiesen, daß der Tag in der Ausstellung begann. — Bei der ihm bekannten Menge der Notausgänge und der verhältnismäßig geringen Anzahl der Aufseher in den weiten Räumen war es ihm ohne Schwierigkeit möglich, unbemerkt ins Freie zu gelangen.

Er ging seinem Hause zu in dem beglückenden Gefühl, eine schon verloren gewesene heiß Geliebte neu umworben und neu gewonnen zu haben.

Am Abend betrat er wieder die Ausstellung, verwehrte es sich, sein Werk zu betrachten, und begab sich sofort in sein Versteck. Wieder arbeitete er einige Stunden, schlief und gelangte am Morgen unbemerkt ins Freie. So trieb er es sechs Nächte hintereinander.

Indessen machte sich eine Bewegung bemerkbar unter den Künstlern, die, täglich vor eine neue und stärkere Wirkung des Bildwerkes gestellt, erstaunt und betroffen es sich entfalten sahen gleich einem herrlich-schauerlichen Wunder. — Die Menge der sich stauenden Besucher wurde von Tag zu Tag größer, keiner konnte sich ohne Erschütterung von dem Bildwerk wenden. Auch Broderek selbst war, meist unerkannt, mehrmals unter den Betrachtern und begann, in Momenten flüchtiger Hoffnung den Wahn einer Vollendung zu hegen.

So war wohl eine Woche vergangen, als er eines Nachts, das Licht der Laterne mit scharfem Strahl auf das Antlitz des Bildwerkes gerichtet, einem Eindruck unterlag, der mit heftigem Schwindelgefühl jäh in ihn eindrang.

Was ihm hier entgegenstarrte aus Urgründen herauf, war nicht mehr von sich fortgestelltes Erlebnis — es war das zu Stein gewordene Grauen der Einsamkeit selbst! War dies hier Wahnsinn, so sein Wahnsinn, war dies Entsetzen, so sein Entsetzen — — bebend, voll Furcht stierte er auf sein enthülltes Ich!

Gramvoll beugte sich sein Haupt. Er senkte sich tiefer und tiefer, und es war, als schlösse sich mit dieser Bewegung geheimnisvoll Anfang und Ende eines magischen Kreises, der sein ihm bis dahin unbekanntes Leben mit festen Grenzen umzog. Nun gab es für ihn, um weiterleben zu können, nur eine Möglichkeit: das verräterische Bildwerk zu vernichten! Heute und sofort mußte es vom Erdboden verschwinden!

Langsam, wie von fremdem Willen getrieben, einem Schlafwandelnden gleich, glitt er durch die Säle zurück zu seinem Verschlag. Er wählte von den Werkzeugen, die an den Wänden lehnten, einen schweren, eisernen Hammer, schleppte ihn mit Anstrengung zurück, stieg mühsam auf den Tritt, holte aus und traf das ihn bedrohende Antlitz mit schwerem Schlage. — Er hielt inne, zielte von neuem — schlug und zielte — schlug und zielte — während ihm die Tränen über die Wangen liefen.

Zugleich mit dem verwüsteten, abgeschlagenen Haupt stürzte er selbst zu Boden.

Er lag einige Zeit ohne klare Besinnung, richtete sich dann auf, schaute wirr um sich, nahm den Tritt, trug ihn sorgfältig an seinen Ort, nahm die Laterne und glitt, schleppenden Fußes und langsam, zurück in sein Versteck. Doch blieb er nicht lange dort, sondern raffte schnell und emsig seine Kleidung zusammen und strebte zu einem Ausgang, dessen Schlüssel an einem Haken an der Tür hing. Er öffnete mit einiger Anstrengung, ließ die Tür halb offen und befand sich auf der Straße.

Sein Sinn, der irre schwankte, führte ihn bis zu seinem Hause, ließ ihn sich leise die Treppe hinaufbewegen, leitete ihn durch die von einer vor dem Fenster stehenden Laterne schwach erleuchteten Wohnräume zum Schreibtisch, dem er mit den automatisch-sicheren Bewegungen eines Schlafwandelnden eine Summe Geldes entnahm.

Er stand einen Augenblick still, preßte die Hand gegen den Kopf, schritt zur Tür seines Schlafzimmers, ohne es jedoch zu betreten, schüttelte leise den Kopf und ging zur Eingangstür zurück. Das tat er einige Male — — wieder schüttelte er den Kopf, stand noch eine Weile in dem mattbeleuchteten Raum, knöpfte sorgfältig seinen Mantel zu und ging, die Füße langsam und regelmäßig setzend, durch die Wohnräume zum Ausgang — — er tappte die dunkle Treppe hinunter, ohne ein Streichholz zu entzünden, öffnete mit Anstrengung das schwere, eiserne Tor und ließ es halb offen zurück.

Eine halbe Stunde später saß er im Warteraum des Bahnhofes. Er nickte ein, schlief ein wenig und paßte doch aufschreckend auf den Zug auf, der in kurzem über München und den Brenner direkt nach dem Süden führen sollte. —

Ein Bahnbeamter berührte seine Schulter; er erhob sich sofort, wollte nach Gepäckstücken greifen, stutzte, lächelte ein wenig, als er keine fand, und eilte nun mit schnellen Schritten auf den Bahnsteig. — — Dort fand er ein leeres Coupé, stieg ein und war, kaum, daß der Zug sich in Bewegung setzte, in schweren, totenähnlichen Schlaf versunken.

Aus Wissenschaft und Technik.

Zwei neue Kanal- und Kraftstraßen für Deutschland. Zwei Kanäle, die schon lange für den Westen Deutschlands nötig waren, und deren Ausführung von den Beteiligten mit Eifer angestrebt wurde, sind jetzt endlich der Verwirklichung sichtbar näher gekommen. Und es ist auch die höchste Zeit. Waren sie beide nur für Westdeutschland bisher dringend erwünscht, so sind sie jetzt für ganz Deutschland geradezu eine Notwendigkeit geworden. Es handelt sich um eine Verbindung der deutschen Nord- und auch Ostseehäfen mit dem Süden des Landes, um den Weser-Werra-Main-Donau- und den Weser-Fulda-Kinzig-Main-Kanal. Beide Kanäle gehen von der Weser aus, die von Bremen bis Münden zu „kanalisieren" ist; das heißt: durch eingelegte Stauwerke soll sie durchweg so viel Wassertiefe bekommen, daß Schiffe von 1000 t jederzeit verkehren können (mit 2,20 m Tiefgang). Während aber der eine Kanal östlich die Werra hinaufgeht, soll der andere westlich das Fuldatal verfolgen. Der Zielpunkt des ersteren ist Bamberg, der des zweiten Hanau, bis wohin der Main vom Rhein her schon zu einer Großschiffahrtsstraße ausgebaut ist. Beide Kanäle haben, da sie fremde Täler erstreben, Wasserscheiden zu überwinden, die hier wie dort etwa 360 m hoch liegen, also nicht ganz unerheblich sind. Die Ausführung wird deshalb auch nicht gerade einfach sein; es müssen ziemlich starke Staustufen angebracht werden; auch Schiffshebewerke und schiefe Ebenen kommen zur Anwendung, und zwar durchweg ebenfalls für Schiffe von 1000 t, so daß Schiffe so ansehnlicher Größe von Bremen aus bis Bamberg und bis zum Rhein glatt verkehren können. In Bamberg schließt der Weser-Werra-Kanal an den Rhein-Main-Donau-Kanal an, der geldlich längst gesichert ist und sich z. T. bereits im Bau befindet. Auf diese Weise wird dermaleinst für die norddeutschen Seehäfen die denkbar kürzeste Überlandverbindung mit den unteren Donauländern und dem ganzen nahen Osten geschaffen. Da der Werrakanal aber quer durch das gesamte thüringische Land schneidet, so öffnet er dieses und ganz Mitteldeutschland nach Süd und Nord dem Weltverkehr. Er ist also für die Zukunft Deutschlands von der allergrößten Bedeutung. Was den Weser-Fulda-Kinzig-Kanal betrifft, so liegt dessen Bedeutung darin, daß er Frankfurt und sein ganzes Verkehrsgebiet von der bisherigen ausschließlichen Herrschaft des Rheins freimacht und damit von der Herrschaft der fremden, holländischen Seehäfen. Es stehen dann für Frankfurt noch andere Seetore offen als Rotterdam und Amsterdam; der Wasserweg nach Bremen (über den Mittellandkanal), nach Hamburg oder auch Lübeck ist nicht gerade so viel weiter als der auf dem Rhein — und frei von französischem Druck. Die Baupläne für beide Kanäle sind wohldurchdacht; ein besonderes staatliches Kanalbauamt, das in Eisenach drei Jahre lang tätig war, hat sie endgültig festgestellt und auch nachgewiesen, daß sie beide — ohne einander Wettbewerb zu machen — wirtschaftlich sind; sie werden sich bezahlt machen, und zwar aus sich selbst heraus, weil im Zuge beider, immer an den Staustufen, Kraftwerke angelegt werden sollen. So entstehen nicht nur zwei neue Kanal-, sondern auch Kraftstraßen, die uns mehr und mehr vom Verbrauch der Kohle unabhängig machen werden.

Franz Woas, Wiesbaden.



Die Kanalprojekte Weser-Main.

Auf dem Wege zum Nordpol. Bei den vielen früheren Versuchen, den Nordpol zu erreichen, bildeten Schlitten, von Hunden gezogen, das gebräuchlichste Beförderungsmittel, doch kamen auch andere Methoden zur Anwendung. So benutzte ein Forscher an Stelle von Schlitten Metallkisten, in denen die Ausrüstung verstaut war, und die man leichter über das Eis zu bringen hoffte; ein anderer wollte die Ausrüstung an Seilen, die über Holzblöcke gespannt waren, befördern, und der Schwede Andrée versuchte es mit dem Freiballon. Nunmehr im Flugzeug den Nordpol zu erreichen, ist das Bestreben Roald Amundsens. Nachdem ihm dieses Vorhaben 1922 mißglückt war, will er im Sommer dieses Jahres den Versuch wiederholen. Dem Nordpolgebiet auf dem Luftwege zu Leibe zu gehen, ist um so mehr angebracht, als die Naturverhältnisse der Eisregion dem Vordringen auf dem Eismeer mit den bisher angewandten Hilfsmitteln unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Zwar hatte 1779 der Polarreisende Phipps berichtet, das Eis nördlich von Spitzbergen wäre so eben gewesen, daß man mit einer Droschke zum Nordpol fahren könne. Indessen, die neueren Forscher machten ganz entgegengesetzte Erfahrungen. Nordenskiöld fand bei seinem Vordringen von Spitzbergen aus stets einen „Wirrwarr von Eisblöcken". Etliche von Alaska aus mit Hundeschlitten vorgehende Expeditionen kamen auf dem Eismeer ebenfalls nicht weit. Die Frage, ob es im unbekannten Nordpolgebiet Landmassen gebe, kam der Lösung keinen Schritt näher. Darum unternahm Nansen 1893 seine „Fram"-Expedition, die sehr glücklich verlief, wenn deren Treibfahrt auch in beträchtlichem Abstand vom Nordpol entlangging. Amundsen hatte dagegen mit der Treibfahrt seiner „Maud" kein Glück. Seine „Maud" überwintert zur Zeit bei den Bäreninseln an der ostsibirischen Küste. (Vgl. auch „Amundsen und der Nordpol" in Nr. 4164.) Die Expedition kann froh sein, wenn sie im Sommer die Heimreise anzutreten vermag. Sollte das Schiff jedoch, was nicht unmöglich wäre, dem Eise zum Opfer fallen, dann dürfte es den sieben Mitgliedern der Expedition nicht allzu schwerfallen, die sibirische Küste zu erreichen und bei den Eingeborenen Aufnahme zu finden. Die Nordpolarforschung war in guten Fluß gekommen, als Mitte des vorigen Jahrhunderts — genauer 1845 — die von der englischen Regierung ausgesandte große Franklin-Expedition, zwei Schiffe mit zusammen 145 Mann umfassend, einen Schiffahrtsweg von Europa längs der Eismeerküste Amerikas zur Beringstraße (und Asien) suchen sollte — die Nordwestpassage. Im Jahre 1848 ging die Expedition beim King-William-Land, in der Nähe des magnetischen Nordpols, unter, und dann setzte eine großartige Nachforschung nach Franklin ein, ausgeführt durch eine Masse Expeditionen, wobei in wenigen Jahren der ganze arktische Archipel, die große Inselgruppe im Norden von Amerika, durchforscht wurde. Mac Clure fand auch die gesuchte Nordwestpassage, aber diese weist solche Eisschwierigkeiten auf, daß sie für Schiffahrtszwecke nicht in Betracht kommt. Auch die von Nordenskiöld mit der „Vega"-Expedition gefundene Nordostpassage war für die Schiffahrt unbrauchbar, denn ein Wasserweg, auf dem Schiffe einfrieren und überwintern sowie mit dem

Untergang rechnen müssen, hat für die Handelswelt keinen Wert. Nordenskiölds „Vega“, mit dem Marineoffizier Palander als Führer, legte zwar während des kurzen Sommers fast die ganze Nordostpassage zurück, aber kurz vor der Beringstraße fror das Schiff doch ein und konnte erst im folgenden Sommer die Reise fortsetzen. Im übrigen hat die Nordpolforschung eine zum Teil sehr eingehende Kenntnis über die in den verschiedensten Teilen der Arktis liegenden Länder — Spitzbergen, Franz-Joseph-Land, Nowaja Semlja, Grönland usw. — gebracht, und von den Naturverhältnissen der nördlichen Eisregion kann man sich jetzt ebenfalls ein gutes Bild machen. Indessen gähnt noch immer auf der Nordpolkarte ein mächtiger weißer Fleck. Was dieses unerforschte Gebiet birgt, ob es ebenfalls bloß aus Meer besteht, bedeckt mit Eismassen, die mit unendlicher Langsamkeit dahintreiben, oder ob dort große Landmassen liegen, wie vielfach angenommen wird, darüber kann erst die künftige Forschung Aufschluß bringen. Amundsens diesjähriger Nordpolflug hat allerdings nur den Flug von Spitzbergen bis zum Pol zum Ziel, während im Jahre zuvor die Überfliegung des ganzen Eismeergebietes von Alaska bis Spitzbergen geplant war. Auch die von dem Astronomen Jules de Payer in Paris vorbereitete und diesen Sommer zur Ausführung kommende Flugexpedition zum Nordpol wird nicht das ganze Polargebiet durchfliegen. Mit dem Schiff „Ida“ ausgerüstet und 17 Mitglieder umfassend, darunter mehrere Wissenschaftler, tritt de Payers Expedition von Rouen aus die Reise im Mai an und fährt zum Franz-Joseph-Land, wo dessen nördlichster Bestandteil, das Kronprinz-Rudolf-Land, Ausgangspunkt für die mit einem Farmanflugzeug auszuführende Fahrt zum Nordpol sein wird. Die Expedition plant im übrigen eine Überwinterung auf dem Franz-Joseph-Land, um dort wissenschaftliche Forschungen auszuführen. Ebenso wie Amundsens Flugzeug hat jedoch auch das de Payers eine solche Leistungsfähigkeit, daß die Fahrt bei günstigem Verlauf über den Nordpol hinaus ausgedehnt werden könnte. Indessen schon die Zurücklegung der Strecke zum Pol kann nennenswerte Aufschlüsse über die äußere Beschaffenheit des durchflogenen Gebietes bringen, und darum würde das Gelingen der Nordpolflüge einen wichtigen und betreffs Amundsens gleichzeitig interessanten Vorgang bedeuten, der eine Menge Besucher nach Spitzbergen locken wird, zumal auch im Sommer der Übergang dieses Polarlandes an Norwegen mit einer Kundgebung der Regierung und in Gegenwart des norwegischen Königs vor sich geht. Spitzbergen erlebt somit einen ereignisreichen Sommer, der einen bemerkenswerten Abschnitt in der Entwicklung des Landes bildet und, wenn alles klappt, zu einem Markstein in der Geschichte der Polarfahrten werden kann. F. Mewius.

Helium als Produkt der Atomzertrümmerung. Bei seinen Versuchen mit Beschießung verschiedener Stoffe durch die radioaktiven Alphastrahlen ist bekanntlich Rutherford der Nachweis gelungen, daß die Alphageschosse aus den getroffenen Atomen Teilchen herausschlagen, die die Eigenschaften von Wasserstoffteilchen besitzen. Da angenommen wird, daß diese Wasserstoffteilchen die Ursubstanzteile zum Aufbau der Materie sind, wurden sie Protonen genannt. Jetzt kommt aus dem Wiener Institut für Radiumforschung die Nachricht, daß es Kirsch und Petersen gelungen sei, aus manchen Stoffen durch Alphastrahlen Teilchen herauszuschlagen, die Heliumcharakter haben. Bisher war angenommen, daß die Heliumteilchen, die unzweifelhaft zum Aufbau verschiedener Elemente dienen, dort so fest gebunden seien, daß sie durch Alphageschosse nicht herausgeschleudert werden könnten. Ist der neue Versuchsbefund richtig, so würde neben Wasserstoff auch Helium ein Produkt der Atomzertrümmerung sein. Allerdings ist die Zahl der Heliumatomtrümmer, die auf diesem Wege gewonnen werden, außerordentlich gering. Auf 1 Million primäre Alphageschoßstrahlen kommen nur etwa 50 herausgeschossene Heliumatome. Die Versuche, die außerordentlich schwierig durchzuführen sind, sind gerade so weit gediehen, daß nur eben ein Nachweis möglich ist. Eine technische Gewinnung von Wasserstoff oder Helium auf diesem Wege läßt sich bisher noch nicht als möglich betrachten. Ludwig Thor.

Für die Frauenwelt.

Faltenröcke sind die große Frühjahrsmode. Um dem modernen sportlichen Charakter gerecht zu werden, trägt die Dame einen weiten Rock, der aber trotzdem die Schlankheit der Silhouette zu wahren versteht. Dies ließ sich nur dadurch erzielen, daß den Röcken eine scheinbare Weite gegeben wurde. Dafür eignen sich Falten und Plissees vorzüglich. Um so mehr, als die Plissees der Frühjahrssaison ganz neu erscheinen. Sie haben nichts mehr von der klassischen Ziehharmonika, sondern bilden Muster, fast möchte man sagen, Mosaike, so geschickt und unvorhergesehen wird das Falten des Stoffes bewerkstelligt. Hohlfalten haben auch einen großen Erfolg. Sie passen sich sehr gut dem weichen Kascha an, aus dem fast alle Kostüme und Sportkleider gearbeitet sind. Des Abends weichen die Plissees allerdings oft der Spitze, die dem Rock eine nur scheinbare Weite verleiht. Sie wird schürzenartig auf ihm verarbeitet, was auf der Front des Kleides hübsche Tüten bildet, während der Rücken ganz glatt und gerade bleibt.

Seidenwanzen auf dem Frühjahrshut! Was wird noch alles erfunden werden, um der Eitelkeit der Frauen zu fröhnen? Nachdem auf den Hüten die verschiedensten Garnierungen zu finden waren, wie Federn, Vögel, Aigretten, künstlerische Blumen, erscheinen jetzt auch noch Käfer und Insekten auf den weiblichen Glocken. Und was für Insekten und Käfer! — Wanzen! Jawohl, Wanzen aus brokatener Seide, deren gelbe und rötliche Farbe das opalisierende Kleid der „Feinde des Menschen“ zum Verwechseln ähnlich nachahmen!

Die olympischen Spiele üben auch auf die Frauentoilette ihren Einfluß aus. So werden farbige, ineinander verschlungene Ringe und ausgeschnittene, in silberne Reifen eingefügte Athletenfiguren, die nebeneinander genäht werden, auf den kleinen Frühjahrsglocken angebracht, wo sie amüsante und sehr aktuelle Garnierungen abgeben.







Der ultramoderne Schal läßt sich auf sehr verschiedene Arten tragen, nur nicht mehr auf die eine, nämlich als feierliche Umhüllung von Schultern und Rücken. Der Schal ist herrlich, aber aus seiner Herrlichkeit wird von der modernen Dame nicht viel Aufhebens gemacht. Er wird zerknüllt, gefaltelt, ohne jeden Respekt für seine hübschen Motive und Farben zusammengerollt. Am Morgen wird dieser Geste weniger Wichtigkeit beigemessen, denn der Schal besteht meistens nur aus ein paar Meter Seide oder Musselin, vorausgesetzt, daß diese Karos, Streifen oder Figuren aufweisen. Dann findet er als Kragenschoner Verwendung und wird mit derselben Bewegung, die der Herr dem seinen angedeihen läßt, umgelegt. Des Abends dagegen wird der elegante Schal zur eleganten Garnierung für ein elegantes Kleid. Man legt ihn vorn flach und fest, wie einen Kragen, um den Ausschnitt und läßt die Enden gerade, wenn sie kurz sind, verschlungen, wenn sie bis auf den Rock herabreichen, auf den Rücken herabfallen. Auf den ausgeschnittenen Kleidern sind die Schals immer aus demselben Stoff wie die Toiletten, die sie schmücken.

Goldleder bildet bei Kleidern eine reizende Neuheit! Man denke sich ein Abendkleid aus weißem Krepp mit eingearbeiteten und ausgeschnittenen großen, goldenen Lederblättern, die mit außerordentlich sicherem Geschmack und viel künstlerischem Empfinden auf dem Stoff verteilt sind. Auf den einfachen, nachmittäglichen Kleidern findet sich dieselbe Garnierung. Man macht Kragen, Ärmelaufschläge und Gürtel aus Goldleder und paßt die Farben denen des Kleides in harmonischer Weise an.

Eine neue Art, die Krawatte zu tragen. Der Stoff, aus dem die Krawatte hergestellt ist, wird vorn in Form eines V um den Ausschnitt gelegt. Die beiden Enden, die an den Schultern befestigt sind, fallen im Rücken auseinander oder werden dort leicht und nachlässig miteinander verschlungen.

Gürtel aus weißem Leder, Gürtel in hellen, mit Stahlnägeln beschlagenen Nuancen und Gürtel, die mit farbigen Galalithkugeln bemalt sind, setzen eine elegante Note auf einfache Kleider aus Wolle oder Baumwolle.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel, beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

Nr. 4177 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band



BLEYLE'S

Kinder-Kleidung

Das praktische Ostergeschenk

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufstelle wird auf Wunsch bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik
Wilh. Bleyle,** G. m. b. H., **Stuttgart W 12.

Allianz-Konzern

ALLIANZ-KONZERN

Gesamtgarantiemittel
85 Millionen Reichsmark

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin

Badische Pferdeversicherungs-anstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.

Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin

Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.

Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg

Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin

Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln

Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs v. D. in Berlin

Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.

Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.

Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.



Ein guter Flügel

ist ebenso wichtig wie ein tüchtiger Lehrer. Klangsinn und Technik können sich nur an einem vollendeten Instrument entwickeln.

Größte Sicherheit hierfür bieten
Steinway-Flügel und Pianinos.

Auch selbstspielend lieferbar mit
Welte-Mignon und Pianola.

Herabgesetzte Preise.
Zahlungserleichterung auf Wunsch.

STEINWAY & SONS
Einzige deutsche Steinway-Fabrik
Hamburg, Schanzenstr. 20/24.

Eigene Ausstellungsräume in Berlin, Budapester Straße 6, Hamburg, Jungfernstieg 34.
Vertreter in allen größeren Städten der Welt.

Das Frühstück der berufstätigen Frau

ist Kasseler Hafer-Kakao, weil er wenig Zeit zur Zubereitung erfordert und wohlschmeckend, blutbildend und kräftigend ist



Nur echt in blauen Schachteln, niemals lose.



HORCHWERKE A.G. ZWICKAU-BERLIN
HAUPTVERWALTUNG: BERLIN NW 7, MITTELSTRASSE 15

VERTRETUNGEN AN ALLEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4177. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. April 1925.



Bad Brückenau

das Nierenbad ✻ Wernarzer-Quelle
hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, bei Gicht, Nieren-, Stein-, Gries- und Blasenleiden.

Stahlquelle erprobt gegen Blutarmut, **Frauen-** u. Nervenkrankheiten. Seit Jahrhunderten medizinisch bekanntes **Stahl- u. Moorbad.**

Kureröffnung: 1. Mai. 12 staatliche Kurhäuser.

Eisenbahnlinie Elm-Gemünden, Lokalbahn ab Jossa, auch über Bad Kissingen und Fulda mit staatlichen Postautos zu erreichen.

Auskünfte und Werbeschriften durch die Direktion des Staatlichen Bayerischen Mineralbades Brückenau in Unterfranken.

Frühling im Weltkurbad

WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad
Wiesbadener Festwochen in Wort, Ton, Tanz und Sport

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Unvergleichliche Heilerfolge
bei Gicht, Rheumatismus, Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden u. Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane.
Brunnen- und Pastillenversand durch das Städtische Brunnenkontor.
Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen.
Einreise unbehindert. Für Deutsche genügt ein von der Ortsbehörde ausgestellter Personalausweis mit Lichtbild oder deutscher Reisepaß. Hotelverzeichnisse mit Preisen und Auskünfte durch das Städtische Verkehrsbüro.

Luzern *Hotel Schweizerhof*

Schweiz

Haus allerersten Ranges.

500 Betten. *O. Hauser, Besitzer.*

Bad Tölz

bayerische Alpen 700 m ü. M.

Das grösste Jodbad Deutschlands
mit der berühmten Heilbrunner Adelheidsquelle, **der altbewährten u. medizinisch hervorragenden deutschen Jodtrinkquelle;** Sommer- und Winterkurort in herrlicher landschaftlicher Lage mit vorzüglichem, nervenstärkendem Klima.
Jod-, Moor-, kohlensaure- u. alle anderen mediz. Bäder, Jodtrinkkuren
Pneumatische Kammern, Inhalationen usw., neuerbohrte Quellen, neues Kurmittelhaus, grosser Bäderneubau.
Von ärztlichen Autoritäten empfohlen: bei Arteriosklerose, Nerven-, Drüsen- und Blutkrankheiten, Stoffwechselanomalien, Frauenleiden. Störungen im Kindesalter (Skrofulose) usw., für Erholungsbedürftige, insbesondere nach Operationen jeder Art.
Kurhaus, Kurmusik, Theater, Sport, Flossfahrten.

Versand v. Jodquellenprod., Jodseife usw. nur durch Krankenheiler Jodquellen A. G. Auskunft u. Prosp. Z 3 durch Badedirektion od. Kurverein

---

Kurhaus Bad Nassau

Sanatorium für **Nerven-** und **innere Kranke**
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fr. Poensgen.**

Sommerstein
Heilbad b. Saalfeld (Thür.).
Schroth'- Ausserst heilkräftige u. a. **Regenerations-Kuren.**
Jll. Brosch. K frei

Kurhaus und Palast-Hotel Radium-Solbad Kreuznach

Haus allerersten Ranges von vornehmster Heimkultur mit Sol-, Radium- und Süßwasserbädern.

Das ganze Jahr geöffnet. — Keine Einreise-Erschwernisse. — Direkte Schnellzüge und Gepäckabfertigung. — Friedenspreise.

Im Jahre 1925
geht der Kranke zur Gesundung und der Gesunde zur Erholung in das schöne Nahetal nach dem
Radium-Sol-Bad Kreuznach

ST. BLASIEN
VILLA GERTRUD
PENSION ab Mk. 7,—.
Liegehallen. Privatveranden.
Infektiöse ausgeschlossen.
Prospekte gegen Rückporto.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Hamburg-New York Hapag-Harriman





(Speisesaal 1. Klasse D. Deutschland)

FÜR ÜBERSEEREISEN

werden die Dampfer **»Albert Ballin«, »Deutschland«, »Resolute«** und **»Reliance«** vorzugsweise benutzt. Größte Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage. / Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum außerordentlich beliebt gemacht. / Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. / Alles Nähere aus den reich illustrierten Prospekten ersichtlich. / Abfahrten ca. alle 5 Tage. / Auskünfte und Drucksachen durch

HAMBURG-AMERIKA LINIE (Hapag)
HAMBURG, Alsterdam 25
und deren Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Gemeinsamer Dienst mit
UNITED AMERICAN LINES (Harriman)

Besucht die Deutsche Verkehrs-Ausstellung München 1925
Juni ~ Oktober

Daniel Sanders
Zitatenlexikon.
Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen.
Vierte Auflage VIII. 712 Seiten.
a) Pappband: 4.50 R.-M.
b) Geschenkausgabe in Ganzleinen, größeres Format, holzfreies Papier 6.— R.-M.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Webers Illustrierte Handbücher
Verzeichnis kostenlos
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26

Asthma-
leidende erhalten sofort kostenlos wichtige Aufklärung.
Reinhardt & Jordan,
München 102, Müllerstrasse 15.



Dr. Köhlers Sanatorium
BAD ELSTER.
Alle Kurmittel (spez. Moorbäder) im Haus, Zander-Institut, Röntgen-Therapie, Diätkuren.
Das ganze Jahr geöffnet.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda i. Thür.
Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

DETEKTIVE KLANTE
vom ehemal. Geheimdienst des Kaisers. Langjähr. Tätigkeit am Berliner Polizei-Präsidium.
Zuverlässige Ermittlungen. — Beobachtungen. — Auskünfte.
Berlin W. 8, Friedrichstrasse 63. Fernruf: Merkur 5213.

Metallbetten
Stahlmatr., Kinderbetten dir. an Priv., Katal. 100 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).

Der Imker der Neuzeit.
Handbuch der Bienenzucht.
Von Otto Pauls. Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln.
Preis gebunden 7.50 R.-M.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Globol tötet Motten

Globus Rostfleck-Entferner für Wäsche

GLOBUS Brillant-Glanz-Stärke

Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Allgemeine Notizen.

Der VI. Internationale Kongreß für Philosophie (vgl. Seite 351 der Nr. 4173 unserer Zeitung vom 5. 3. 25) wird neueren Nachrichten zufolge höchstwahrscheinlich in der zweiten Septemberwoche 1926 in der Harvard-Universität in Cambridge (Mass.) stattfinden.

Das Gymnasium werden etwa dreißig vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin ausgehende Vorträge namhafter Vertreter der Wissenschaft vom 6. bis zum 9. April d. J. im Plenarsaal des Reichswirtschaftsrats in Berlin behandeln.

Die diesjährige Tagung des Schillerbundes findet in Weimar am 8. April d. J. statt. Ihr geht am 7. April eine Sitzung des Nationalausschusses voraus. Die Festspiele mit „Florian Geyer", dem „Käthchen von Heilbronn" und der „Braut von Messina" erfolgen in vier Reihen während der Zeit vom 15. Juni bis zum 10. Juli.

Bernard Etté! Die ganze Welt spricht von ihm. Und in der Tat. Der scharf akzentuierte Rhythmus, die fabelhafte Präzision seines Spiels, die jauchzende Klangfülle seiner Kapelle sind bezaubernd. Was Wunder, daß der Reichsverband für Tanzsport diesen kerndeutschen Kasseler Geiger mit allen Ehren überhäuft, die er zu vergeben hat; was Wunder auch, daß es Tradition geworden ist, seine Musik dem großen Tanzturnier um die deutsche Meisterschaft einzuverleiben! Die gewaltige Verbreitung der überraschend gelungenen Vox-Platten, die sein Spiel in aller Welt verbreiten, ist ein weiterer Beweis der Herzen und Beine beschwingenden Kunst Bernard Ettés. Die Vox-Schallplatten- und Sprechmaschinen-Aktiengesellschaft in Berlin W. 9, Potsdamer Straße 4 hat das ausschließliche Recht für Schallplatten-Aufnahmen der Ettéschen Musik. E. M.

Ein englischer Auftrag für die Deutsche Werft. Nach einer Mitteilung der „Times" hat die Reedereifirma Furneß, Withy & Co. der Deutschen Werft A.-G. in Hamburg den Auftrag zum Bau von fünf 10000 To. Motordampfern mit einer Geschwindigkeit von 15 Knoten gegeben. Diese für die englischen Werften überraschende Tatsache ist nach Mitteilung der auftraggebenden Firma auf die bedeutend günstigeren Bedingungen sowohl in der Lieferzeit als auch hinsichtlich des Preises, wohl aber auch auf die mustergültige deutsche Arbeit, zurückzuführen. So soll auf der Deutschen Werft jedes der Schiffe etwa 50000 £ billiger gebaut werden.

Die Türkisch-Deutsche Handelskammer teilt mit: Seit 1. Dezember 1924 müssen alle Waren nach der Türkei von einem Ursprungszeugnis begleitet sein. Es ist ein Irrtum, zu glauben, deutsche Waren seien von dieser Notwendigkeit befreit. Ab 1. April 1925 müssen alle, die für die von ihnen importierten Waren kein Ursprungszeugnis vorweisen, bis zur Beibringung eines solchen Zeugnisses 15 bis 100 Ltq. hinterlegen. Nähere Aus-

kunft erteilt die Türkisch-Deutsche Handelskammer in Frankfurt a. M., Platz der Republik, Haus Offenbach.

„Wie der Fremde in Deutschland reist.“ Die von der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung herausgegebene kleine Druckschrift ist kürzlich in neuer Ausstattung erschienen. Das handliche Büchelchen in Taschenformat wird kostenlos durch die deutschen Kosulate an alle nach Deutschland reisenden Ausländer bei der Erteilung des Visums abgegeben. Der kurz gefaßte und alles Wissenswerte für den Fremden enthaltende Text gibt als Einführung eine Reiseroute durch Deutschland von sechs bis acht Wochen, dann folgen Aufschlüsse und die neuesten Bestimmungen über Eisenbahnverkehr, Gepäck- und Paßrevision, Paß und Sichtvermerk, Geld- und Warenverkehr, Steuern und Verkehrseinrichtungen, Abschnitte über Unterkunft und Verpflegung und eine Aufzählung der deutschen Bäder. Siebzig kleine Bildchen aus dem schönen Deutschland schmücken das Buch.

Friedrichroda im Thüringer Wald hat ganzjährige Kurzeit und auch in den Monaten März bis Mai guten Fremdenbesuch. Fast sämtliche Hotels, Fremdenheime und Sanatorien sind auch in dieser Zeit geöffnet. Hauptsächlich für Nervenleidende und Überarbeitete wird das Wandern in der ozonhaltigen Bergluft nach den nächsten überall mit Fichten- und Tannenwald bestandenen Höhen mit den Thüringer Bauden (Spießberghaus, Heuberghaus, Grenzwiese, Inselberg u. a.) sehr empfohlen.

Einen erstaunlichen Weinreichtum brachten in diesen Wochen die Weinbautreibenden der Mittel- und Oberhardt zum Verkauf. An drei Tagen gelangten über 64 000 Liter und etwa 55 000 Flaschen Wein der Jahrgänge 1921 und 1924 zur Versteigerung. Die Preise für weiße Flaschenweine bewegten sich zwischen Rm. 1.10 und Rm. 4.80, für Beerenauslese Rm. 6.90, für Fuderweine zwischen Rm. 1100 und 2810. Alle diese Weine fanden, bei einer teilweise stürmischen Konkurrenz, rasch Abgang. Die ersten Märztage brachten abermals in der Mittelhardt, besonders aber an der Oberhardt, weitere Weinversteigerungen der Jahrgänge 1921, 1923 und 1924. Neben diesen großen Versteigerungen wurden auch kleinere Versteigerungen abgehalten. Auf allen bisher veranstalteten Weinversteigerungen hatten sich die Kaufliebhaber, wie in früheren Jahren, in großen Scharen eingefunden. Der Fernstehende, an dessen geistigem Auge diese hohen Fuderzahlen vorübergleiten, wird fragen, wo der Wein-

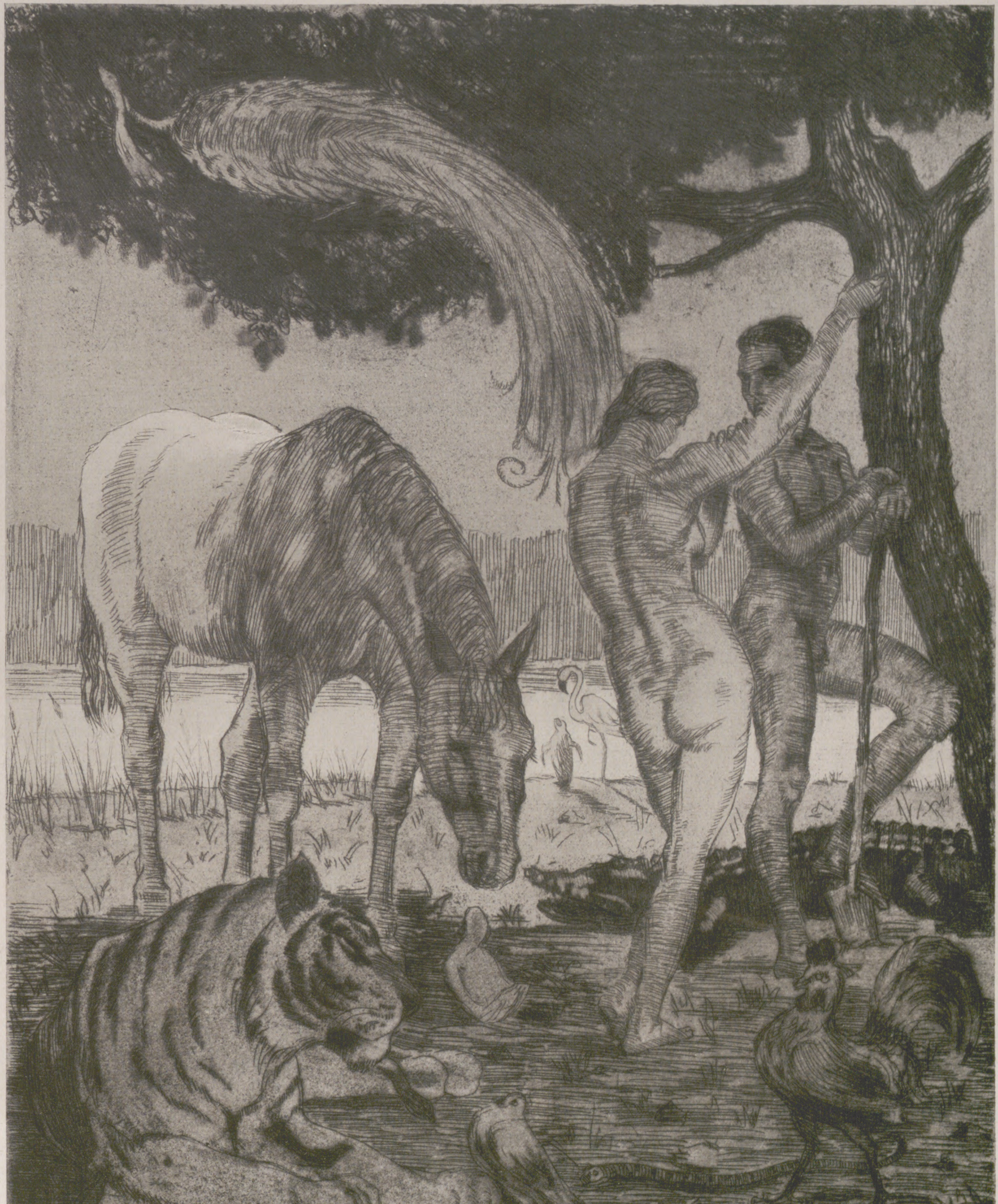
reichtum in den letzten Jahren gelagert haben mag, da zeitweise von „ausverkauften“ Hardtweinen geschrieben und gesprochen wurde. Man irrt sich gewiß nicht, wenn man annimmt, daß der Wein zurückgehalten wurde, als die Währung unsicher war; seit der Stabilisierung kommt er in großen Massen auf den Markt. Wenn man berechnet, daß etwa ein Drittel des versteigerten Weins in der Pfalz selbst verbraucht wird, so kann man noch immer von einer weinfrohen, trinkfesten Pfalz reden.

Ungeheure Heringsfänge in der Ostsee. Ein in der Geschichte der deutschen Hochseefischerei ohne Beispiel dastehender Beschluß ist infolge der zur Zeit außergewöhnlich großen Heringsfänge in der Ostsee gefaßt worden. Es werden an den Ostseeküsten Schleswig-Holsteins derartige Riesenfänge gemacht, daß sie an den Konsum nicht mehr abzusetzen sind; die Fischmärkte Norddeutschlands sind mit Heringen überfüllt und können die Massenfänge nicht aufnehmen. Es soll darum jedes Fischereifahrzeug, das mit der Ringwade fischt, alles, was es jedesmal über 50 Ztr. fängt, wieder ins Meer lassen, um den Absatz im Interesse der Einzelfischer zu regulieren. In Travemünde stehen fortgesetzt Dutzende von Eisenbahnwagen mit frischen Heringen, die selbst zum Preis von 2 Pfg. pro Pfund nicht verkauft werden können. Ebenso ist es in Kiel und in anderen Fischereiplätzen, wo die Heringe und auch Sprotten sich in ungeheuren Mengen anhäufen; Räuchereien und Straßenhandel bieten 2 und 3 Pfg. für das Pfund bester Ware. Auch an der schwedischen Westküste des Kattegats werden nie dagewesene Heringsfänge gemacht, in einigen Küstenstädten werden täglich mehrere Auktionen abgehalten, bei welchen bis zu 20000 Hektoliter Heringe zu Spottpreisen verkauft werden. Die dänische Fischerei hat ihren Absatz an den deutschen Fischmärkten Kiel, Flensburg usw. einstellen müssen, da auch sie ihre Riesenfänge bei weitem nicht alle unterzubringen vermag.

Ein kostbarer Walfisch. Einen überaus wertvollen Fang machte der Walfischdampfer „Merete“, indem er im Atlantischen Ozean einen riesengroßen Walfisch fing. Wie aus Barcelona berichtet wird, enthielt dieses Tier fast 248 Pfund Ambra, den wachsartigen Stoff, der in der Parfüm-Industrie so hoch bezahlt wird. Gewöhnlich findet man diesen Stoff nur in Mengen von höchstens ein paar Pfund in jedem Walfisch. Das Ambra, das in dem Riesentier steckte, hat einen Wert von ca. 260000 Mk.

Die Deutschlandfahrt 1925 ist, wie bereits berichtet, beendet. Nach 3000 km Fahrt durch Deutschlands Gaue bei den denkbar schwierigsten Verhältnissen, bei Eis und Schnee, stellt diese Fahrt die größte und strengste Prüfungsfahrt der Welt für Motorräder dar. Für die deutschen Verhältnisse hat sie besonders Lehrhaftes gezeitigt, nämlich, daß entgegen vielseitiger Ansicht nicht die Auslandsmaschinen, vornehmlich englische Motorräder, die zuverlässigsten sind, denn gerade deutsche Maschinen sind es, die am hervorragendsten abgeschnitten haben. Mit Ausnahme des Klassensieges von Harley-Davidson waren es nur deutsche Marken, die die 3000 km lange Fahrt als Klassensieger in Köln beendeten. Das hervorstechendste Moment ist aber, daß nicht etwa die ganz schweren Maschinen von 500 oder 1000 ccm am besten abschnitten, sondern, ähnlich wie im Vorjahr — Gesamtsieger der Deutschlandfahrt 1924 war DKW — haben auch diesmal die kleinen Motorräder, und zwar ausschließlich die deutsche Marke DKW durch ihren dreifachen Klassensieg in den drei schwächsten Klassen den Beweis erbracht, daß die deutsche Leichtkraftradindustrie, schon lange bei billigen Preisen für die breiteste Masse arbeitend, selbst den schwierigsten Verhältnissen gerecht wird. Es ist staunenswert, was diese kleinen Maschinen auf der 3000 km langen Fahrt geleistet haben, und durch den dreifachen DKW-Sieg der Klassen 125, 150 und 175 ccm steht einwandfrei fest, daß die deutschen Leichtkrafträder ein Volksverkehrsmittel im wahrsten Sinne des Wortes darstellen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



IM PARADIES.

Nach einer Radierung von Ernst Kaufmann.



Vom 70. Geburtstage des Herrn v. Oldenburg-Januschau, des bekannten langjährigen konservativen Reichstagsabgeordneten, am 20. März: Herr v. Oldenburg-Januschau (×) im Kreise seiner Geburtstagsgäste.



Veteranen-Ehrenabend in Berlin: Die noch lebenden Veteranen des Infanterieregiments Nr. 24 aus den Feldzügen von 1864 und 1866 bei der Feier.

Unser tägliches Brot. / Kulturgeschichtliche Skizze von Fritz Martin Rintelen.

Der Begriff „tägliches Brot" ist sehr weit umgrenzt, doch sei er im folgenden auf das beschränkt, was, dem Pflanzenreiche angehörig, die Grundlage der täglichen Nahrung der verschiedenen Völker der Erde bildet. In diesem Sinne sind die Früchte der Kokos- und der Dattelpalme und die Banane in der Anfangszeit der Menschheit das „Brot" gewesen. In manchen Tropenländern sind sie es den Eingeborenen bis heute geblieben. In Guyana wird die geröstete Banane zum Frühstück mit Butter bestrichen, mittags mit Weißbrot belegt gegessen. In Nordperu und Guayaquil findet die Banane tägliche Verwendung zu zahlreichen Gerichten. Auch die Dattel dient noch jetzt einigen Völkerstämmen, so den Arabern, als tägliches Brot. Neben Kokosnuß, Dattel und Banane ist noch die Frucht des Brotbaumes der Südsee-Inseln und auch der Reis zu nennen, während die zweite Reihe von Nährpflanzen sehr viel reichhaltiger und für die Zivilisation der Menschheit bedeutsamer ist.

Sie verlangt bereits die Überlegung des Menschen, wie er sich das tägliche Brot selbst bereiten könne. Es ist wahrscheinlich, daß das Mark der Sagopalme das erste Mehl geliefert hat; jedenfalls aber trieb das Bedürfnis bald zur Verwendung einfacherer Gewächse, wie der Knollenpflanzen. Zu diesen gehören die Yam-yam der Inseln des Indischen Meeres, die Obiobi und das Kaladi der Malaien, das Talas der Javanesen, die Mandiora der Indianer, der Topinambur der Mexikaner. Zu ihnen gehört endlich auch unsere Kartoffel, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch den Seefahrer Franz Drake nach Europa gebracht wurde.

Die größte Bedeutung hat aber die Getreidefrucht als Stoff zur Bereitung des täglichen Brotes gewonnen, da sie in größter Menge Stärke und Zucker für die Fettbildung und Eiweiß und Stickstoff für die Muskelbildung enthält, während andererseits ihre Zubereitung allmählich ein beträchtliches Wissen und Können förderte. Es hat lange Zeit gedauert, bis der Mensch ein wohlgesäuertes, wohlgesalzenes und gut gebackenes Brot herstellen konnte. Geröstete Ähren waren nachweislich das erste Getreidebrot der Alten Welt. Dann lernte man die Körner im Mörser zerstampfen und den so hergestellten Teig backen. Sehr viel später erfand man zunächst Handmühlen, dann auch Wassermühlen. Aus den ersten Schriften des Alten Testamentes ist festzustellen, daß schon vor der Zeit des großen israelitischen Gesetzgebers auch ein gesäuertes Brot bekannt war, das auf heißer Asche, später in Blechpfannen und Töpfen gebacken wurde. Ebenfalls aus dem Alten Testament wissen wir, daß im alten Ägypten Getreidespeicher bestanden, daß es dort unter Aufsicht eines Kämmerers besonders mit dem Brotbacken beschäftigte Sklaven, also schon eine Art von Berufsbäckern, gegeben hat.

Die griechische Sage leitet von Dionysos, dem heiteren Gott des Weines, auch die Erfindung des Brotbereitens her. Die Griechen stellten den Brotteig in irdenen oder eisernen Gefäßen über das Feuer. Anfangs hatten auch sie unmittelbar auf heißer Asche gebacken. Der Herstellung des Teiges dienten Backtröge aus Holz, Stein oder Ton. Zum Teigkneten wurden geeignete Maschinen konstruiert, die von Menschen oder Tieren bewegt wurden. Weitberühmt war das Gebäck der Athener, die aus Mehl, Milch, Honig und Mandeln einen Kuchen zu bereiten verstanden, auch Fruchtkuchen, Käsekuchen und verschiedene Pasteten herstellten.

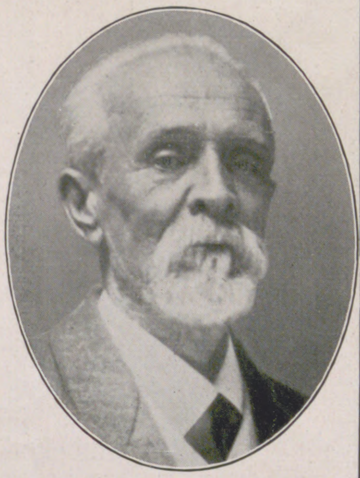
Von den Griechen lernten die Römer das Brotbacken, dessen Erfindung sie dem Gotte Pan zuschrieben, während die Göttin Ceres oder Vater Jupiter selbst die Mehlbereitung gelehrt haben sollte.

Sehr lange dauerte es, bis das Getreidebrot in Deutschland bekannt wurde. Anfangs gab es hier nur leibeigene Bäcker, die man jedoch sehr zu schätzen wußte. So wurde bei den Alemannen, die jedes Vergehen und Verbrechen mit Geldbuße sühnten, die Tötung eines Bäckers mit vierzig Schillingen, einer damals ungewöhnlich großen Summe, bestraft. Kaiser Karl der Große, der mächtige und kluge Förderer höherer Kultur, errichtete auf seinen Gütern Backhäuser, die von Leibeigenen und deren Frauen bedient werden mußten. Das Brot der älteren Zeiten war jedoch unserem heutigen Brote durchaus nicht ähnlich, sondern ein dünner, hartgebackener Fladen, der zum Essen gebrochen und auch zum Trocknen und Reinigen der Hände gebraucht wurde.

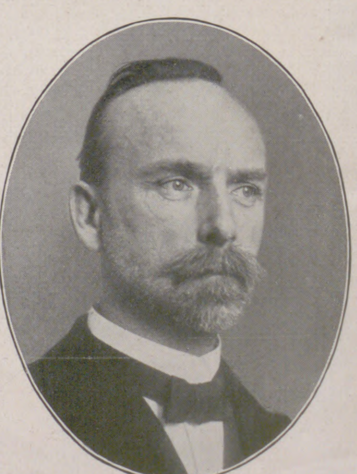




Vom Stapellauf des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „Berlin" auf der Bremer Vulkanwerft in Vegesack am 24. März: Das Schiff nach dem Stapellauf auf der Weser. — Im Oval: Frau Böß (1), Gattin des Berliner Oberbürgermeisters, die die Taufe vollzog; Oberbürgermeister Dr. Böß (2) und Geheimrat Stimming, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds (3).



Prof. Dr. Emanuel Kayser,
Geheimrat, hervorragender Geologe und Paläontologe, früher Professor an der Universität Marburg, beging am 26. März in München seinen 80. Geburtstag.



Geh. Medizinalrat Dr. Armin Fick,
Direktor des anatomischen Instituts der Universität Berlin, wurde von der kgl. schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied ernannt.





Die schwere Explosionskatastrophe auf dem Ölleichter „Saturn“ im Hamburger Hafen am 25. März: Der zertrümmerte Leichter. Das Unglück, dem 11 Menschenleben zum Opfer fielen, war eine Folge der Entzündung zurückgebliebener Ölgase beim Schweißen. Rechts: Die Abbröckelung der Küste Helgolands: Der neue Felssturz am 3. März, der diesmal entgegen den sonstigen Felsabstürzen auf dem bewohnten Teil der Insel erfolgte. (Phot. F. Schensky, Helgoland.)





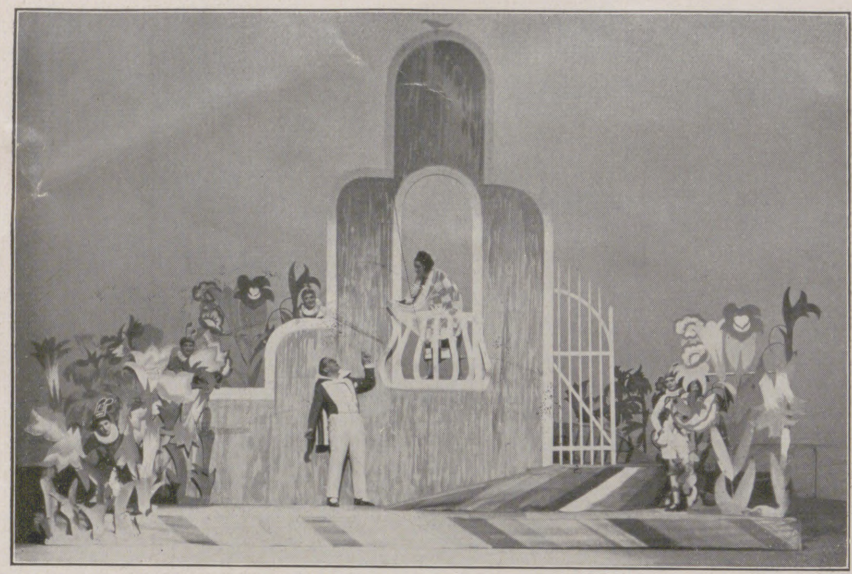
Die Taufe des neuen Freiballons „Dr. Richard Gradenwitz“ auf dem Flugplatz zu Staaken bei Berlin am 25. März: Major v. Kehler (1), der Präsident des Aero-Klubs, während seiner Taufrede und Gedächtnisansprache zu Ehren des verstorbenen Stifters; Major Stelling (2), der Führer des Ballons; Major v. Tschudi (3). — Links: Eine wissenschaftliche Expedition nach Ägypten: Mitglieder der von der Akademie der Wissenschaften in Wien entsandten Expedition an Bord des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „Saarbrücken“. Von links nach rechts: Prof. Dr. Anton Kippenberg, Leipzig; Kapitän H. Grautz; Geheimrat Prof. Dr. Georg Steindorff, Leipzig; Prof. Dr. Hermann Junker, Wien, der Leiter der Expedition.





Die Trauerfeier der Kuo-Ming-Tang (chinesischen revolutionären Partei) für ihren verstorbenen Führer Dr. Sun-Yat-Sen, den Präsidenten der Kantoner Regierung, in Berlin.

Rechts: Die Ankunft des neuen deutschen Botschafters für Washington, Freiherrn v. Maltzan, mit seiner Gattin und Tochter an Bord des Dampfers „Albert Ballin“ der Hamburg-Amerika-Linie im Hafen von Neuyork. Der Vorgänger des Freiherrn v. Maltzan auf dem Botschafterposten in Washington war Dr. Wiedfeldt.





Links: Die Uraufführung des Lustspiels „Abenteuer in Moll" von Hanns Braun im Hessischen Landestheater zu Darmstadt am 13. März: Pavillon an der Parkmauer von Klinkstädt (7. Bild). Musik von Heinrich Thiessen. Inszenierung: Dr. Karl Löwenberg. (Phot. E. Hohl, Darmstadt.) — Rechts: Szenenbild aus der Aufführung von Calderons „Dame Kobold" in der neuen Bearbeitung von Hugo v. Hoffmannsthal am Landestheater zu Oldenburg i. O. Inszenierung: Oscar Fritz Schuh; Szenenentwurf: W. Bergmann. Von links nach rechts: Rose Mönnig als Angela; Else York als Isabel; Albert Walter als Cosme; Hanni Beek als Beatriz.

Am spätesten ist das Brot in den Nordländern als allgemeines Nahrungsmittel bekannt geworden. Noch im 16. Jahrhundert wußte das Volk in Schweden von keinem anderen Brot als einem ungegorenen harten Kuchen, der aus Wasser und Mehl geknetet und dann gedörrt wurde.

Ein selbständiges und freies Bäckergewerbe entstand in Deutschland, als die Städte aufblühten und sich in ihren Mauern Zünfte und Innungen aller Handwerke bildeten. Als das notwendigste Nahrungsmittel ist das Brot in seinem Wert zu jeder Zeit von den Gesetzen vornehmlich geschützt worden, und die Erregbarkeit des Volkes gegenüber Fälschung und Betrug hat sich vor allen anderen Gewerben den Müllern und Bäckern gegenüber gezeigt. Ein altes Sprichwort behauptet, daß man an einer Semmel Land und Leute erkennen könne.

Der deutsche Aberglaube hat das Brot, die Gottesgabe, zum Symbol jeder Nahrung des Menschen gemacht. In ihm scheinen alle Körper und Geist belebenden Kräfte der Natur vereinigt. Es dient als Heilmittel und bannt bösen Zauber. Gespenster, denen eine gewöhnliche Kugel nichts anhaben kann, vertreibt oder vernichtet ein Schuß mit einer Brotkrume. Hexen, die sich in Tiergestalt verwandelt haben, müssen sich, wenn ein Wurf mit der Brotkrume sie trifft, wieder in ihrer wahren Gestalt zeigen. Ein Stück Brot, mit dem Blut der eigenen Wunde gerötet, macht kugelfest. Ein behextes Kind wird gesund, wenn man ihm Wasser zu trinken gibt, in dem sieben Stücke Brot und sieben Kohlen liegen. Der Pate wickelt dem Täufling eine Brotkrume mit dem Patengeld ein; sie schützt das Kind vor Mangel. Bei Hagelschlag wird ein Brot vor die Haustür gelegt; es verhütet den schlimmsten Schaden.

Der Selbstbereiter seines Brotes zeichnet den Teig im Backtrog mit drei Kreuzen, damit er während des Gärens und Säuerns nicht behext werde. Wird das Brot in den Backofen geschoben, dann wird der erste Laib durch irgendein Merkmal kenntlich gemacht; dieser erstgebackene Laib Brot besitzt Heilkräfte gegen mancherlei Krankheiten. Auf dem Tische muß das Brot neben dem Platz des Hausherrn liegen, und zwar nicht auf dem Rücken, da es sonst den Bösen Gewalt im Hause gibt. Es muß sogleich angeschnitten werden, sonst wird man nicht reich. Wird aber ein Stück mehr geschnitten, als Personen am Tische sitzen, so hat man einen hungrigen Freund in der Ferne. Wer Brot, das ihm entfiel, am Boden liegen läßt, wird dereinst hungern müssen.



Die deutsche Uraufführung der Oper „Francesca da Rimini" von Riccardo Zandonai im Landestheater zu Altenburg i. S.-A. am 19. März: Szenenbild aus dem 4. Akt. (Phot. Walter Rothe, Altenburg.)

Das Getreidebrot ist nach den Getreidesorten, die von den einzelnen Völkern bevorzugt werden, nach Bodenbeschaffenheit und Klima, die ihren Einfluß auf das Getreidekorn ausüben, und nach der Mannigfaltigkeit der Zubereitung von sehr verschiedener Art. Jedes Volk und jede Zone hat eine mit Vorliebe angebaute Getreidesorte: der Nordländer den Roggen, der Südländer den Weizen oder die Gerste. Haferbrot ist nur selten in größerer Menge von einem Volke gebacken worden. In Deutschland wurde es 1288 unter dem Druck der äußersten Not hergestellt. Die Spanier schätzen auch den bei uns kaum angebauten Spelz als Brotgetreide. In Griechenland wird außer der Gerste die Zuckermoorhirse oder die Durrha Arabiens und Nubiens, die sogenannte Kaffernhirse, zur Bereitung des Getreidebrotes verwandt.

Es ist eine Systematik des Brotes denkbar, die einen inneren Zusammenhang zwischen Brot, Land und Leuten nachweist. In Deutschland bilden Verschiedenheiten in der Formung des täglichen Gebäcks nicht selten eine Art Wahrzeichen einzelner Ortschaften und Gegenden.

Ohne Getreidebrot leben nur die Völker des Orients, bei denen der Reis einen Hauptbestandteil der täglichen Nahrung bildet, und teilweise die Südösterreicher, die Italiener und die Rumänen, deren Nationalspeisen der Sterz und die Polenta sind.

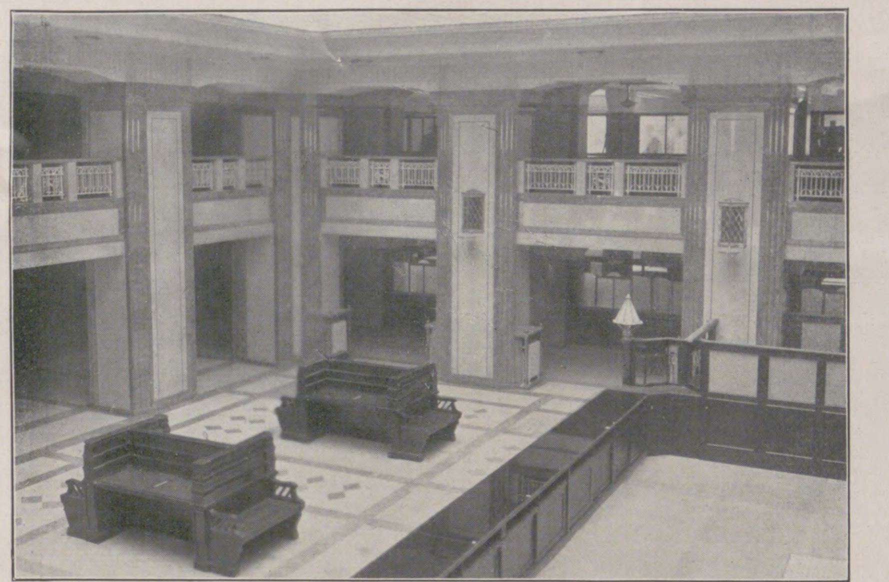


Von der Uraufführung der Oper „Mira" von Kurt Overhoff an den Städtischen Bühnen zu Essen am 18. März: Der Chor in der Volksszene. Inszenierung: Dr. A. Schum; Bühnenbilder: Carl Wild.



Das Künstlerfest „Heinrich der Löwe empfängt auf seiner Burg Dankwarderode acht Jahrhunderte" in Braunschweig am 21. März: Huldigung der Minnesänger bei dem Festspiel im Festsaal der Burg Dankwarderode.

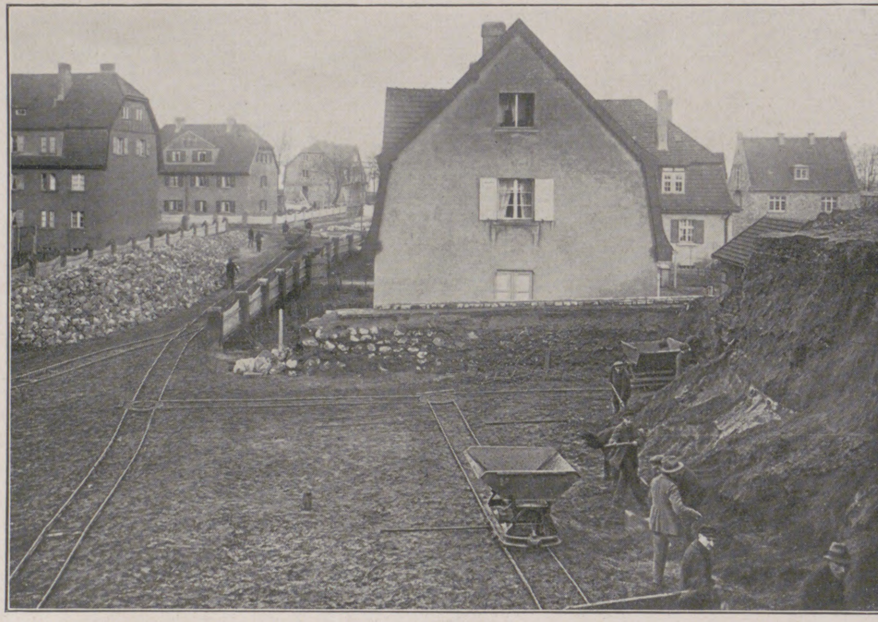
Nach einer Zeichnung unseres nach Braunschweig entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.



Zur Übersiedlung der österreichischen Nationalbank zu Wien in das ursprünglich für die Banknotendruckerei bestimmte Gebäude: Blick in den Kassenraum, der als Druckereisaal dienen sollte.



Eine unterirdische Autogarage in Berlin: Die unterirdische Halle in der Gitschinerstraße, die 250 Automobilen Platz gewährt.



Aus der ehemaligen Festung Küstrin: Abbau der alten Festungswälle für Siedlungszwecke.

Atmungsgymnastik und Haltungsgewöhnung.

Bei der gewöhnlichen oberflächlichen Atmungsweise wird mit jedem Atemzuge nur ein halbes Liter Luft gewechselt, nach ruhiger Ausatmung kann aber jetzt noch die dreifache Menge Luft ausgetrieben werden, und ebenso kann nach ruhiger Einatmung die dreifache Menge noch aufgenommen werden. Es ist sicherlich kein Zufall, daß in den wissenschaftlich genau untersuchten Fällen von Erreichung eines ganz außerordentlich hohen Lebensalters als auffallendster Befund die ganz ungewöhnliche Elastizität des Brustkorbes festgestellt ist. Die Atmung der meisten Menschen ist für gewöhnlich oberflächlich, und deshalb erweist sie sich auch bei Anstrengungen als unzureichend. Zumal die Brustatmung verkümmert bei sitzender Lebensweise in vorgebeugter Haltung. Einen Ausgleich kann man schaffen durch willkürliche Übungen, die auf Verbesserung der Mechanik des Atmens abzielen. Hierdurch werden die Atemmuskeln gekräftigt, die Lungen werden geübt, die Gestaltung des Brustkorbes wird verbessert, die Leistung des Herzens wird erleichtert, der Blutumlauf in den Baucheingeweiden wird beschleunigt. Die Atmungsgymnastik besteht in langsamen, gleichmäßigen, kräftigen, ausgiebigen Ein- und Ausatmungen. Beim Einatmen muß der Schultergürtel unter Streckung des Oberkörpers kräftig rückwärts geführt werden, wobei ein Hochziehen der Schultern unbedingt vermieden werden muß. Die Bauchdecken sollen bei beginnender Einatmung noch straff zusammengezogen sein und dann erst im Verlaufe der Einatmung ausgiebig sich wölben. Dann beim Ausatmen wird die Bauchmuskulatur sehr kräftig eingezogen. Die übende Betätigung der Bauchmuskeln dient dem wichtigen Zweck, vorbeugend zu wirken gegen Blut- und Säftestauung in den Organen der Bauchhöhle; eine solche bei außerordentlich zahlreichen Menschen in den Jahren des Alterns sich ausbildende Zirkulationsstörung ist eine der allerhäufigsten Erkrankungsursachen. Zumal bei meinen Spezialforschungen über die Entstehungsursachen und über die Behandlungsmöglichkeiten der Arterienverkalkung bin ich immer wieder auf die vielseitigen Beziehungen zwischen Blutzirkulation und Bauchraum aufmerksam geworden. Auf Grund zahlreicher Erfahrungen gebe ich den dringenden Rat, allmorgendliche Atmungsübungen zur Lebensgewohnheit zu machen und dann auch recht oft im Laufe des Tages immer wieder, ganz besonders bei Wegen durch die freie Luft, die Prometheuskraft unseres Organismus anzufachen. Mit derartigen, ohne den geringsten Zeitverlust durchführbaren Übungen erreicht man weit mehr Gesundheitsgewinn als durch kostspielige Kuren in Sanatorien und Badeorten. Auch in der persönlichen Hygiene ist die Aktivität des Menschen die zuverlässigste Grundlage des Erfolges.

Eine wichtige, unserem willkürlichen Einflusse unterworfene Körperfunktion ist die Haltung. Schon bei der Erziehung der Kinder muß die Gewinnung aufrechter Haltung die Grundlage der Körpererziehung sein. Rückenstreckmuskulatur und Brustkorbmuskeln müssen frühzeitig, also spätestens während der Schuljahre, ausgebildet und im ganzen weiteren Leben ständig geübt werden. Eine einförmige schlaffe Haltung ist sehr gesundheitsschädlich. Deshalb erfüllt die Achtsamkeit auf kräftige Wölbung des Brustkorbes und auf straffe Haltung des Bauches eine der wichtigsten Vorschriften der Hygiene. Auch langes ununterbrochenes Verharren in gebeugter Kopfhaltung ist zu vermeiden. Sehr zweckmäßig ist es, wenn man recht oft während der Arbeit die Haltung wechselt, also beispielsweise wechseln kann zwischen Sitzen, Stehen, Gehen. Von Goethe, der trotz tuberkulöser Veranlagung ein hohes rüstiges Alter erreichte, ist bekannt, daß er bei seiner staunenswerten geistigen Arbeitsleistung nur die allergeringste Zeit sitzend verbracht hat. Von großem Einfluß ist weiter die Gewöhnung, bei allen Bewegungsausführungen des täglichen Lebens auf kraftbeherrschtes, elastisches, harmonisches, ausgiebiges Muskelspiel bedacht zu sein.

Auch für die Arbeitspausen gilt der Grundsatz, daß ein rein passives Ausruhen viel weniger zuträglich ist als eine aktive Gegenwirkung gegen die Schäden einer einseitigen Arbeitsbeanspruchung des Organismus. Ein an den Schreibtisch gefesselter Geistesarbeiter soll durch ausgiebige Reckungen, Streckungen, Bewegungen dem Körper zu seinem Recht verhelfen. Der körperlich Tätige muß gegen einseitige Beanspruchung eine Gegenwirkung schaffen durch ausgleichende Betätigung solcher Körperfunktionen, die während der Arbeitsleistung vernachlässigt werden mußten.

Chefarzt Dr. Engelen, Düsseldorf.







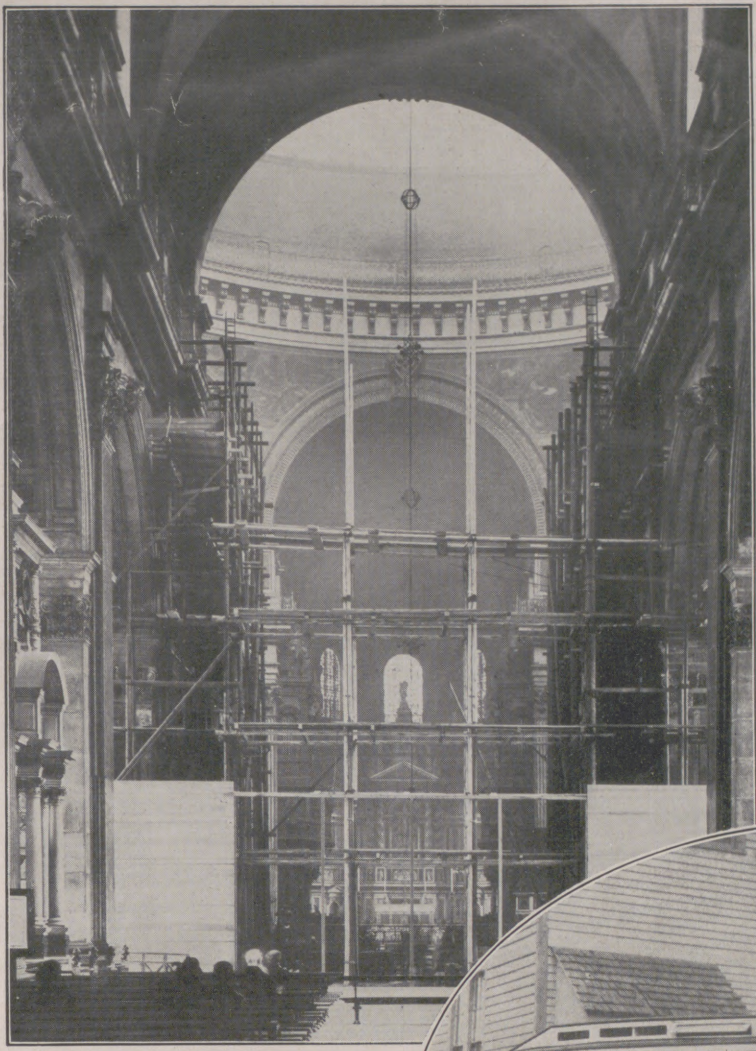
Kostbares altes Meißner Porzellan: Die reizende Krinolinefigur von Kändler, die bei der Versteigerung der berühmten Porzellansammlung Darmstädter in Berlin den Preis von 35000 Mark erzielte.

Links nebenstehend:

Gäste aus Lappland im Zoologischen Garten zu Halle a. d. S.: Ein Polizeibeamter macht die Lappländer auf Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam.

Rechts nebenstehend:

Aufsehenerregende Vorführung eines Dressurstückes: Ein radfahrender Bär in den Straßen Berlins.





König Georg V. von England auf seiner Erholungsreise nach dem Mittelmeer: Der König (1) und die Königin (2) auf dem Deck des Schiffes „Biarritz" bei ihrer Ankunft in Calais. — Links: Die Wiederherstellungsarbeiten an der St.-Pauls-Kathedrale zu London: Das Mittelschiff der Kirche mit dem Gerüst. Da die Kuppel Sprünge aufweist, ist die Kathedrale mit Rücksicht auf die drohende Einsturzgefahr seit kurzem geschlossen.

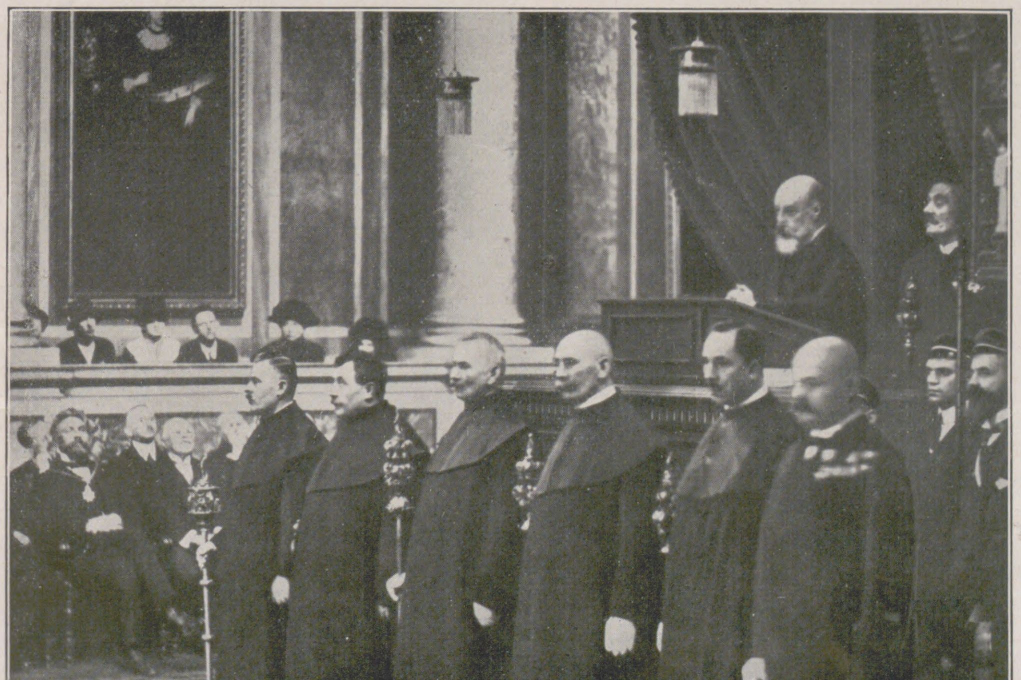


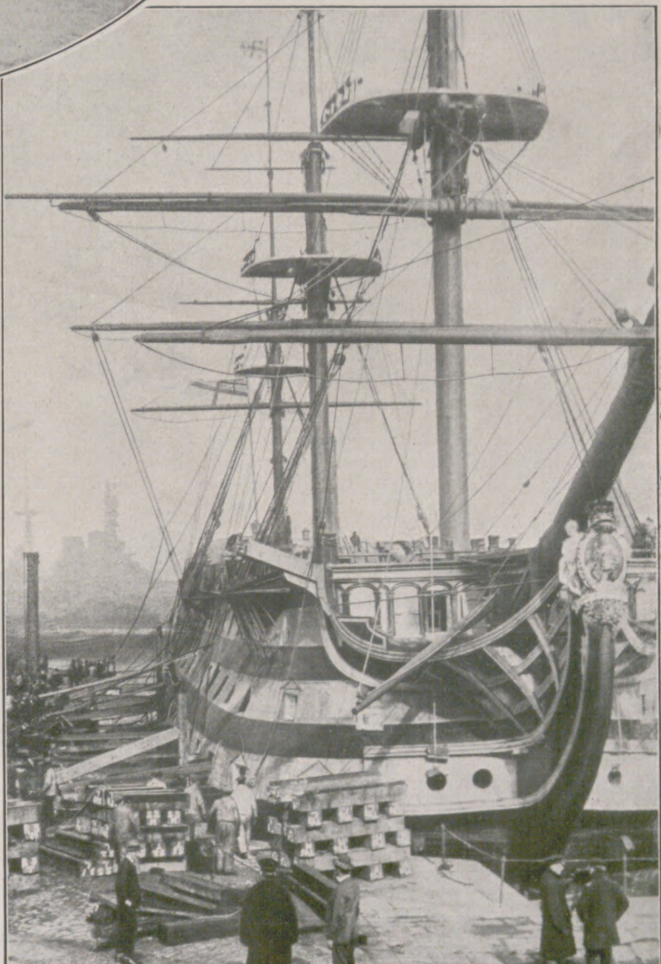
Robert Ewerts,
der neue belgische Gesandte für Berlin.



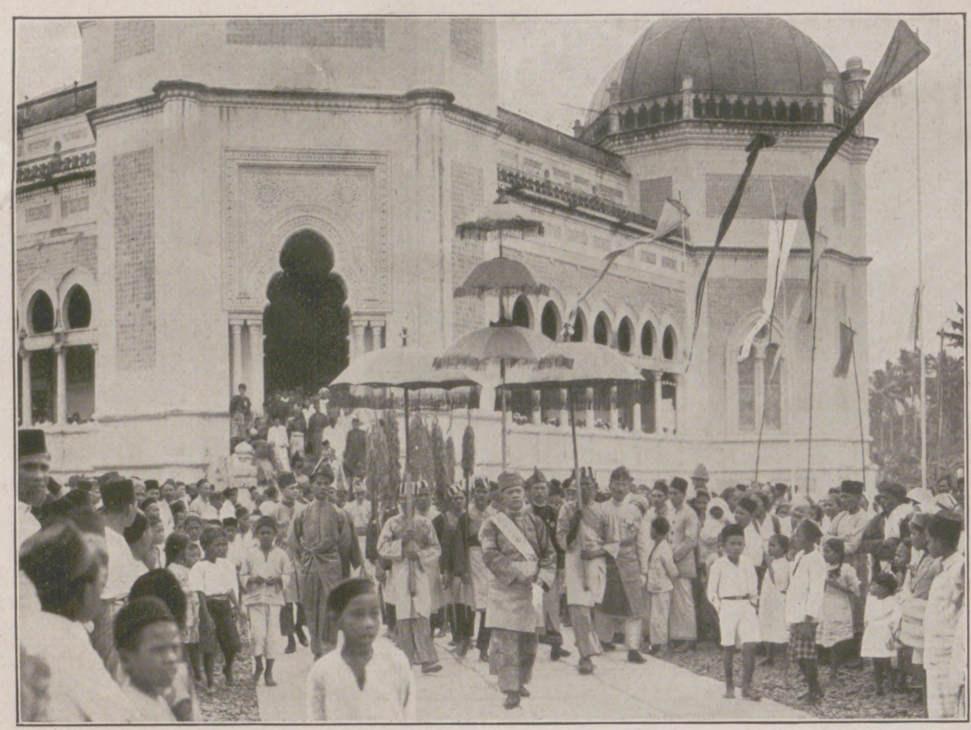


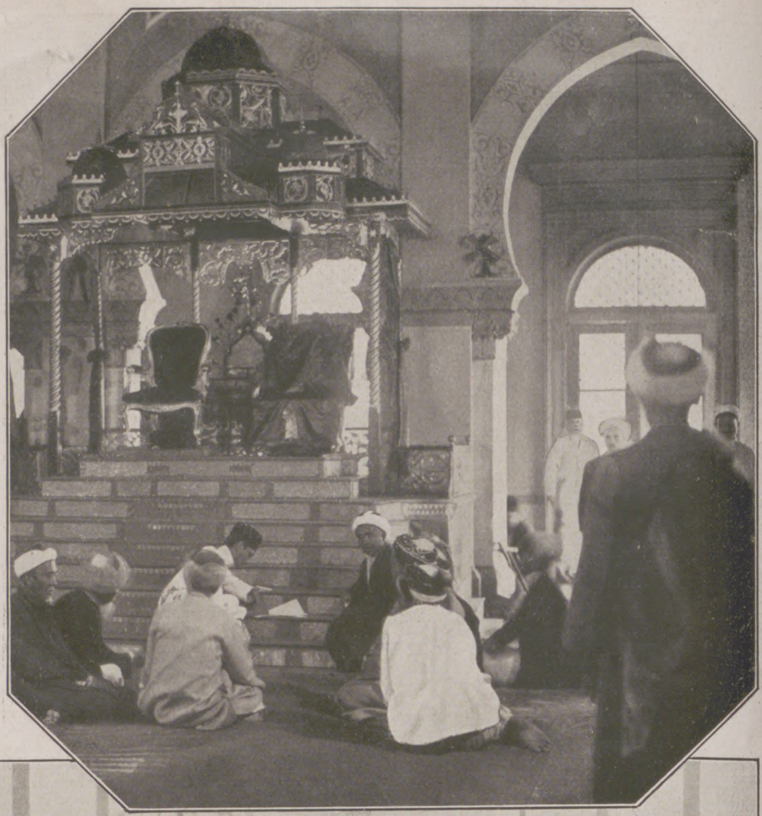
Das Automobil im Dienste der Zahnpflege auf dem Lande: Ein Klinikwagen des Gesundheitsamtes des Staates New Jersey in Nordamerika mit Beiwagen. — Links: Lord Curzon of Kedleston, bekannter englischer Staatsmann, ehemals Vizekönig von Indien, † am 20. März im 66. Lebensjahre.





Ernennung des österreichischen Bundespräsidenten Dr. Michael Hainisch zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften durch die Universität Wien: Dr. Hainisch (am Rednerpult) während seiner Rede nach der Promotion. Ganz links sitzend: Hofrat Prof. Dr. Hans Sperl, der Rektor der Universität. — Rechts: Die Pflege der Erinnerung an große Tage in England: Das alte englische Schlachtschiff „Victory", das Flaggschiff Admiral Nelsons in der Seeschlacht von Trafalgar am 21. Oktober 1805, das im Dock ein neues, höheres Gestell erhalten soll, auf dem Wasser.





Der neugekrönte Sultan beim Verlassen der Misigit (Moschee) nach dem Gottesdienst. Im Gefolge der Landesadel. — Rechts: Die Vorbereitungen zur Krönung des neuen Sultans: Hadjis (Priester) beim Gebet vor den Stufen des Thrones.





Feierlichkeit bei der Beschneidung der Kinder des Sultans am Tage der Krönung.
Links nebenstehend: Die Frauen des Sultans (auf dem Thron) erhalten neue Namen und Titel.





Links: Aufführung eines Volkstanzes durch Battafrauen vor dem Palast des Sultans. Der Park ist von Tausenden von Menschen gefüllt, die aus dem ganzen Lande herbeigeströmt sind. Im Hintergrund eine Moschee mit Minarett. — Rechts: Sultan Amaludin Sani Perkasa Alamsjah mit seinem Bruder Tungu (Prinz) Perdana Menteri (rechts) und seinen beiden ältesten Söhnen Tungu Ottman und Tungu Amiruddin.

Die Krönung des neuen Sultans Amaludin Sani Perkasa Alamsjah von Deli auf Sumatra, die vor kurzem zu Medan mit großem Prunk gefeiert wurde.

Auf den westlichen Inseln des Malaiischen Archipels, vor allen Dingen auf Sumatra, entstanden unter indischem Einfluß, der sich etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung über diese Gebiete ergoß, größere und kleinere eingeborene Staaten. Seit dem 15. Jahrhundert gründeten die nach Osten vordringenden Araber an der Küste dieser Inseln Sultanate. An den Höfen der eingeborenen Fürsten entfaltete sich ein aus Indien und dem mohammedanischen Ritus übernommenes prunkvolles Hofzeremoniell, das auch unter der holländischen Herrschaft, die den eingeborenen Herrschern teilweise ihre Würde beließ, weitergepflegt wurde. So sehen wir auch bei der Krönung des neuen Sultans eine Prunkentfaltung, die allerdings in keinerlei Verhältnis zu der politischen Bedeutung des Gekrönten steht.

Das Geheimnis der blauen Schwerter

Roman von Karl Hans Strobl

(2. Fortsetzung.)

„Versteht Ihr nicht," sagte die Frau, deren Selbstgefühl durch das ihr angetane Unrecht wesentlich gewachsen war, „daß nicht jeder auf gleiche Weise reifen und zu seinen Früchten kommen mag? Dem einen ist das emsige Arbeiten auf gebahnten Wegen eigen, nach guten Mustern und der vorgeschriebenen Ordnung. Dem andern aber ist's gegeben, seine Pfade selbst zu finden, zu sehen, was andere nicht sehen, und was andere für tot halten, zu beleben. Ich habe meinen Sohn ernstlich genug vermahnt, wenn aber der Geist in ihm stärker ist als alle Hindernisse, so wird es einer Mutter wohl vergönnt sein, zu glauben, wo andere noch zweifeln."

Nun meinte der Magister, noch immer unter dem Eindruck, sich durch seine Heftigkeit vergangen zu haben, das könne er ihr nicht verübeln. Ihm aber müsse sie es zugute halten, daß er bei seiner Überzeugung bleibe, die Goldmacherei sei Lug und Trug, und der Junge könne ebensowenig Gold machen, wie er etwa ein Gewitter machen könne. Was übrigens die Freisprechung anlange, so wolle er sich die Sache noch überlegen und der Frau Tiemann morgen Bescheid sagen.

Es stand mit dem Magister Zorn so, daß er in den letzten Wochen eine immer mehr anwachsende Gesellschaft von Gläubigen gegen seinen Unglauben erstehen sah. Und wie alle Menschen, die gern recht haben und einen Irrtum nicht zugeben wollen, reizte und erbitterte ihn dies nur um so mehr. Daß Ebers und Schrader, der an Böttger einen besonderen Narren gefressen hatte, zu ihm übergegangen waren, ließ sich hinnehmen; minder verständlich war, daß sich auch Reißer bekehrt und sein Gespött eingestellt hatte. Aber auch mit diesem Erfolg wäre der ganze Unfug doch nur innerhalb der vier Wände des Zornschen Laboratoriums geblieben. Verdrießlich war es, daß sich das Gerücht bereits in der ganzen Stadt verbreitet hatte, und daß dieser „grüne Junge" schon zu anderen Gelehrten geladen wurde, um in deren chemischen Küchen zu arbeiten. Da war der Bergrat Kunckel von Löwenstern, der Gevatter Zorns, der sich Verdienste um die Herstellung des Phosphors erworben und dem Rubinglas durch Goldkalk zu dem brennendsten Rot verholfen hatte. Dieser gelehrte Mann schwor auf den nichtsnutzigen Lehrling, nahm ihn auf sein Gut Dreißighufen mit und konnte sich nicht genugtun im Lobe der seltenen Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Menschen. Es kamen Fremde in die Apotheke, die sich unter allerlei Vorwänden nach dem Lehrling Böttger erkundigten. Auch Zorns Schwiegersohn Porst und der Konsistorialrat Winkler hatten, wiewohl erst einige Tage in Berlin, von dem vielberufenen Hausgenossen vernommen, und Winkler hatte gerade heute die Nachricht gebracht, es werde sogar am Königlichen Hof von nichts eifriger gesprochen als von dem Goldmacher in der Zornschen Apotheke. Der Magister wußte sehr wohl, daß diesem Umstand die so ganz besondere Liebenswürdigkeit des sonst recht hochmütigen Konsistorialrates gegen die Mutter Böttgers zu danken sei, wenn dieser sich auch nicht getraut hatte, im Beisein des grimmen Hausherrn etwas zum Preise ihres Sohnes verlauten zu lassen. Ja, selbst Zorns eigene Gattin war schwankend geworden und schien nicht übel Lust zu haben, ganz dem Wunderjüngling anzufallen.

Der Zwiespalt war also bis in den engsten Familienkreis gedrungen, und all dies zusammen machte den ungläubigen Prinzipal nur noch bockbeiniger und halsstarriger. Es kam dazu, daß der junge Mann sich aus seiner gedrückten Haltung aufrichtete, sich, wie es Zorn vorkam, hochmütig in der Welt umzusehen begann und in seiner Kleidung einen Aufwand trieb, der immer auffallender wurde. Alles dies bedachte Zorn, und wenn er eines zum andern legte, so kam dabei schließlich heraus, daß er den Gegenstand seines ständigen Ärgers wirklich auf keine bessere und gelindere Weise wegbringen könne, als wenn er ihn zum Gesellen freisprach. Da konnte er dann nach Belieben seinen Weg in die Welt nehmen.

Demnach eröffnete er der Frau Stadtmajorin Tiemann am nächsten Tag, daß er geneigt sei, ihrem Andringen zu willfahren und Johann Friedrich befördern zu lassen.

Die würdige Frau war dessen überaus froh, denn sie hatte nach dem gestrigen Donnerwetter geglaubt, der Prinzipal werde von seiner Weigerung nicht abgehen. Nachdem sie noch den folgenden Tag mit ihrem Sohn zugebracht hatte, seine zärtlich beflissene Liebe genießend, fuhr sie stolz und frohgemut wieder nach Magdeburg zurück.

Der Magister Zorn aber setzte das Versprechen nunmehr schleunig ins Werk, überwand den Widerstand der Zunftbehörde, und drei Wochen später war aus dem Lehrling ein Geselle geworden. Frau Zorn hatte ein Gesellenessen gerüstet, an dem außer den ständigen Hausgenossen auch die immer noch zu Besuch weilenden Herren Porst und Winkler teilnahmen, die in kirchlichen Angelegenheiten in Berlin zu tun hatten.

Mitten im Schmausen ließ sich ein Bote melden, richtete eine schöne Empfehlung von Herrn Geheimem Staatsrat von Haugwitz an den Herrn Gehilfen Böttger aus und überreichte ein Briefchen.

„Ja, ja," sagte der Konsistorialrat Winkler, „unser junger Mann hat nun hohe und allerhöchste Konnexionen und nimmt seinen Flug ganz oben hinaus."

„Was ist es denn?" fragte Frau Zorn, die ihre Neugierde nicht länger bezähmen konnte. Der neubackene Geselle hatte den Brief geöffnet und überflogen und gab nun Bescheid, daß es ein Glückwunschschreiben sei.

„Den hat Er wohl auch eingeseift, den Haugwitz?" sagte Zorn ungehalten. Er habe mit ihm schon etliche Male gearbeitet, entgegnete Böttger, und erfreue sich besonderer Auszeichnung durch den Herrn Geheimen Staatsrat.

„Es möge wohl etwas daran sein," meinte der Konsistorialrat augenzwinkernd, „wenn sich solche Herren mit dem Tingieren abgäben."

„Ist denn die ganze Welt verrückt geworden?" fuhr der Prinzipal los. Dann schlug er mit einem Messer gegen sein Weinglas und erhob sich: „Wir feiern heute", sagte er zornrot, „die Freisprechung meines Lehrlings Johann Friedrich Böttger und seine Erhebung zum Gesellen. Und da es Gepflogenheit ist, daß der Prinzipal dem neuen Gesellen aus diesem Anlaß einige gute Wünsche und Lehren mit auf den Weg gibt, so will auch ich es nicht daran ermangeln lassen. Kann mich aber ganz kurz fassen, bedarf nicht vieler Worte, kann Ihm nur recht von Herzen wünschen, Er möge sich künftig der bisherigen Schwindeleien enthalten, auf daß er nicht wie andere Gold- und Praktikenmacher vor Ihm in Narretei und Unglück gerate. Darauf wollen wir trinken!"

„Damit habt Ihr recht", sagte Porst, nachdem sie angestoßen hatten. „Wie vielen Adepten ist es nicht schon übel ergangen! Die Fürsten und großen Herren möchten jeder einen Goldkoch haben, weil sie jeder für Soldaten, Festlichkeiten, Prunkbauten, Theater und dergleichen Liebhabereien mehr brauchen, als die ausgesogenen Untertanen zahlen können. Und wenn es dann mit dem Goldmachen nicht so recht gehen will, wie sie es sich erhofft haben, dann wird der Goldmacher gefoltert oder eingesperrt. Wie der Valentin Merbitz, den der große Kurfürst August für seine Enttäuschung hat fünfundzwanzig Jahre auf Schloß Hohnstein als Gefangenen büßen lassen, oder der Michael Aschenbrenner, der sich vermessen, binnen einem Monat einen Zentner Gold zu machen, und dann darüber den Verstand verloren, so daß er mit einer Kette an die Wand geschlossen wurde, gerade nur lang genug, um seinen chemischen Ofen zu erreichen."

„Oder der Jesuit Baro," sagte Winkler, „der Johann Georg, dem Zweiten seines Namens, ein Glas Gotteswasser geschickt hat, der aber schließlich auf Veranlassung des päpstlichen Nuntius verhaftet worden und erst vor ein paar Jahren nach neunjähriger Gefangenschaft in der Engelsburg zu Rom als Greis gestorben ist."

„Und der David Beuther," trumpfte Zorn auf, „der Münzwardein zu Annaberg gewesen und auf vier Öfen gekocht hat, welche in Gestalt eines Pferdes, eines Löwen, eines Adlers und eines Affen erbaut waren. Der hat schließlich auch nicht aus noch ein gewußt und hat müssen Gift nehmen, weil ihm sonst der Prozeß gemacht worden wäre."

„Da ist es dem italienischen Alchimisten Johannes Aurelius Augurelli noch am scherzhaftesten ergangen." Der Herr Konsistorialrat lehnte sich behaglich gesättigt zurück und faltete das Mundtuch. „Der hat sein Gedicht ‚Chrysopoëa oder über die Verwandlung der Metalle und die Bereitung des Steines der Weisen' dem Papst Leo dem Zehnten gewidmet und sich, Gott weiß, welche unerhörte Belohnung erhofft. Der Papst aber hat ihm nichts anderes geschickt als einen seidenen Beutel und dazu sagen lassen, da er ja selber Gold machen könne, so brauche er nichts anderes als ein Behältnis, um es aufzubewahren."

„Und dennoch . . ." sagte der Prediger Porst, nachdem sich alle satt gelacht hatten.

In diesem Augenblick geschah etwas Fürchterliches. Die rothaarige Spreewälderin, die als Zimmermädchen im Zornschen Hause bedienstet war, hatte den Kaffee hereingebracht. Er befand sich in einer Kanne, die von einem Gedränge kleiner Schälchen umgeben war, alles aus dünnwandigem chinesischen Porzellan, aufs herrlichste mit Blütenbäumen, fliegenden Reihern und dem spitzen Kegel eines fernen Vulkanberges geziert. Wie aber die Magd eben an den Tisch herantrat, um das Brett mit den gebrechlichen Kostbarkeiten abzusetzen, da fuhr der Herr Konsistorialrat Winkler gerade aus der Unterwelt auf, in die er niedergefahren war, um das während des Lachens unter den Tisch geglittene Mundtuch zu holen. Ein bösartiger Poltergeist machte sich den Spaß, einen Zusammenstoß zwischen dem würdigen Perückenhaupt des geistlichen Herrn und dem Kaffeebrett zu veranstalten, durch den ein Teil der Täßchen über Bord geworfen wurde. Eilfertiges Zugreifen der Hausfrau rettete eben noch die Kanne vor der Vernichtung, die klirrend hereingebrochen war.

Aufs äußerste bestürzt, besahen die Tischgenossen das Unheil. Mit mühsam zurückgedrängten Tränen kniete die Hausfrau hin und begann die kostbaren Scherben aufzulesen; jedermann wußte, welcher Schatz ein echtes chinesisches Porzellan war, und welchen Verlust dieser Unfall für den Geschirrschrank bedeutete. Nur die Chinesen und Japaner verstanden es ja, diese durchsichtigen, zarten, buntbemalten Gefäße zu machen, aus einer Erde, die nur in China vorkam, und die erst mehrere hundert Jahre in eigenen Gruben heranreifen mußte, ehe sie verwendet werden konnte. Nur durch die Vermittlung der Holländer, auf dem Seeweg, kam das Porzellan nach Europa, und wer etwas davon besaß, hielt es werter als Silber und Gold.

„Ja," sagte der Hausherr, um die allgemeine Schreckensstimmung ein wenig aufzulösen, „schau' Er, Böttger, wenn Er Porzellan machen könnte, das wär' etwas, das wollt' ich gelten lassen. Darüber zerbrech' Er sich den Kopf! Wißt Ihr, wieviel eine solche Vase wert ist? Beinahe ein halbes Menschenleben. In der Dresdner Porzellansammlung stehen zweiundzwanzig ungeheure Vasen, die der sächsische Kurfürst vom preußischen König für zwölf große Musketiere erhalten hat."

Der neue Geselle hatte dem Für und Wider, das seiner Kunst galt, schweigend zugehört.

Wie er jetzt die gutmütige Prinzipalin leise schluchzend über die Scherben gebeugt sah, war es ihm, als müsse er der armen Frau zum Trost, zur Ablenkung vom geschehenen Unglück, zur Rettung der ganzen Laune aus seiner Zurückhaltung hervortreten. Er schaute sich um und begegnete den Blicken seiner Kameraden, die ihn aufmunternd ansahen, als hielten auch sie den Zeitpunkt für gekommen, sich im größeren Kreise zu bewähren. Sie wußten schon, was an seiner Kunst war, hatten Proben in Händen gehalten. Von ihrem Vertrauen getragen, erhob er sich plötzlich und sagte errötend: „Mit Verlaub, Ihr Herren, insonderheit mein sehr verehrter Herr Prinzipal! So sei mir verstattet, mich für alle Wohltat und Nachsicht, die mir zuteil geworden, dankbar zu erweisen und zu zeigen, daß die Kunst, wegen der ich so viel gescholten und verspottet worden, kein leerer Dunst ist."

„Was will Er denn?" fuhr Zorn auf.

„Ich bin bereit, wenn anders Ihr es verstattet, in Gegenwart aller hier Anwesenden eine Probe abzugeben, die Ihr, so streng es Euch genehm, prüfen möget."

„Das wäre!" rief der Prediger Porst.

Und der Konsistorialrat Winkler, der der Hausfrau mit Versicherungen seiner Unschuld und seines peinlichsten Bedauerns immer wieder zugesetzt hatte, unterbrach den Strom seiner Beredsamkeit. Auch die Prinzipalin hörte zu schluchzen auf und hob den Kopf.

„Sollen wir uns insgesamt von dem Jungen nasführen lassen?" rief Zorn.

„Ich denke," sagte der Konsistorialrat, wieder im Besitz seiner Würde, „das müßte ihm wohl zu seiner Rechtfertigung verstattet sein."

„Ja, in Gottes Namen," gab der Prinzipal endlich murrend nach, „mag er tun, was er nicht lassen kann."

Es war mit diesem Wort, als hätte sich Böttger gewandelt und wäre plötzlich zum gebietenden Herrn der Lage geworden. Mit kurzen Worten gab er seine Befehle, und die Kameraden beeilten sich, sie auszuführen. Während der Tisch abgedeckt wurde, brachten sie schon den Windofen und den Schmelztiegel aus dem Laboratorium geschleppt, setzten ihn in den Kamin und fachten das Feuer mit dem Blasebalg tüchtig an. Der Oktobertag war trübe geworden, aus tief hangenden Wolken fielen einzelne Schneeflocken, die an den Fensterscheiben zergingen. Im dämmerigen Raum erglühte immer röter der Schmelztiegel; sein Widerschein fiel auf die Gesichter der Umstehenden, die sich über ihn neigten.

„Es ist so weit," sagte Böttger nach einer Weile, „nun muß das Metall eingeworfen werden."

Der Konsistorialrat, der unter allen mit dem größten Eifer bei der Sache war, zog den ledernen Geldbeutel hervor. „Achtzehn Zweigroschenstücke," zählte er, „ist's genug? Vier Lot an Silber."

„Genug! Werft ein!"

„Halt!" befahl Winkler, „Ihr dürft dem Tiegel nicht zu nahe kommen, Böttger, wenn es gelten soll."

Lächelnd zog sich Böttger bis ans Fenster zurück, kreuzte die Arme und sah zu, wie Winkler die Geldstücke in den Tiegel gleiten ließ und selbst den Blasebalg handhabte, dessen Schnaufen sich mit dem seinen mischte.

„Es fließt", rief er nach einigen Minuten.

Böttger hatte eine Kapsel hervorgezogen, die vielfarbig schimmerte, und aus ihr eine kleine Prise des Pulvers auf ein Papier geschüttet, das er nun Porst reichte. „Tut dies in den Fluß!" gebot er.

Feierlich näherte sich der Prediger dem Ofen, hob das Pulver über den Tiegel und ließ es fallen. Mit einer kurzen Loderflamme flackerte das Papier auf, ein seltsames, würzhaftes Rüchlein schwebte auf einen Augenblick durch das Zimmer. Gespannteste Aufmerksamkeit beobachtete das brodelnde Werden im Tiegel. Nur der Prinzipal warf einen geringschätzigen Blick hin und tat dann wieder, als kümmere er sich wenig um das, was dort drüben geschah.

Sie schwiegen alle. Nur das Fauchen der Flamme, das Brodeln des Metalls und das Wehen des immer ärger werdenden Schneesturmes woben um die Wartenden.

„Fertig!" rief Böttger vom Fenster her. Schrader ergriff den Tiegel am langen Stiel und leerte ihn langsam in ein mit kaltem Wasser gefülltes Becken, in dem der Metallfluß zischend zu einem Klumpen gerann.

„Es ist vollbracht", sagte der Geselle, der jetzt erst herantrat. „Beliebt es Euch, Euch zu überzeugen, daß es feinstes Gold ist?"

Nachdem das Wasser abgegossen war, glitzerte und gleißte der Klumpen mit rötlichem Goldglanz im Licht des dreiarmigen Leuchters. Sie drängten einander vor dem Becken und befühlten mit den Fingern die Glätte des noch heißen Metalls. Keuchend vor Erregung hoben sie das Gefäß mit dem wunderbaren Erzeugnis geheimer Kunst empor, rissen es einander aus den Händen.

„Es ist Gold!" flüsterte Porst heiser, mit gierig vorgewälzten Augen.

Sie sahen einander an, mit einem unnennbaren Durcheinander von Empfindungen, Mißtrauen, Neid, Begehrlichkeit, als sei plötzlich alle gute Erziehung, die sie sonst verband, hinweggerafft.

„Nun wünsche ich Euch nur," sagte der Konsistorialrat, der sich zuerst gefaßt hatte, zu Böttger, „Ihr möget immer eingedenk sein des Spruches, der lautet, daß, die da reich werden wollen, in Versuchung und Stricke fallen. Seht Euch wohl vor, daß Euch diese Sache nicht in großes Verderben ziehe."

„Ich will mich wohl vorsehen," antwortete der junge Mann etwas obenhin, sichtlich gebläht von dem glücklichen Gelingen seines Experiments, „aber ich muß von allen, die hier anwesend sind, strengste Verschwiegenheit erbitten. Der Herr Geheime Staatsrat von Haugwitz hat in seinem vorhin von mir empfangenen Schreiben darauf hingedeutet, es werde bereits viel zu viel über mich und meine Kunst gemunkelt."

Der Magister Zorn konnte sich nicht genug verwundern, wie beherrschend und sicher dieser Nichtsnutz von Lehrling, als welchen er den Böttger bei sich noch immer ansah, dastand, wie er gleichsam das Staunen und die Hingabe seiner Zuschauer sich einverleibte und daraus eine Nahrung seines Selbstgefühls machte.

Indessen hatte der Konsistorialrat namens aller das Gelöbnis abgelegt, sie würden das Gesehene in tiefem Schweigen bei sich bewahren. Der Prediger Porst aber wog noch immer den kleinen gleißenden Klumpen in seiner Hand. „Gold... Gold!" stammelte er fassungslos.

„Messing sieht auch aus wie Gold!" sagte der Apotheker mürrisch, den dieses Gebaren seines Schwiegersohnes erbitterte.

Es war aber doch kein Messing, sondern richtiges Gold, wie Porst gleich am nächsten Morgen in der Bosenschen Gold- und Silberhandlung feststellen ließ; noch dazu ein so überaus feines und gutes, wie es sich sonst in privaten Händen gar nicht fand, so daß der Kommis Borchard nach der Prüfung lächelnd sagte, man müßte den Herrn Prediger Porst eigentlich wegen bedenklichen Besitzes anhalten, wenn er nicht der Herr Prediger Porst wäre.

Obgleich alle Zeugen Verschwiegenheit zugesagt hatten, wurde das Gerücht von dem goldmachenden Apothekergesellen zum großen Stadtgespräch. Wenn es vorher bloß gesäuselt hatte, so läutete es jetzt Sturm, und der Warnung des Stadtrates Haugwitz ungeachtet, ließ sich Böttger nicht ungern davon tragen und umklingen. Er fühlte seines Lebensschiffleins frische Fahrt und zog bunte Wimpel auf seinen Mast. Das Gold saß ihm locker in der Tasche, und es waren genug Freunde da, die sich ihm gern zu Trunk und Lustbarkeiten gesellten.

IV.

Etwa vier Wochen nach der so wohlgelungenen Goldprobe erschien ein Läufer in kurzem Pelz, der mit einer Verschnürung in den königlichen Farben versehen war, und fragte nach dem Laboranten Johann Wilhelm Böttger.

„Er ist es?" sagte er, von Zorn an den Gesuchten gewiesen, und maß den unscheinbaren Mann von oben bis unten. „Mhm... ich hab' Ihm zu bestellen, Er möge sich bereit halten, in den nächsten Tagen vor Seine Königliche Majestät zu treten, die Ihm und seiner vorgeblichen Kunst allergnädigst geneigtes Augenmerk zu schenken geruhen."

Johann Friedrich erschrak freudig. Gleich darauf aber lief es ihm eiskalt über den Rücken, denn er sah sich auf eine so augenfällige Weise aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorgezogen, daß er sogleich wußte, nun stehe er an einer Schicksalswende. Er begann zu bedauern, daß er sich und sein Bemühen nicht besser im Hintergrund gehalten. Hatte er es nicht getrieben wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt und nun glaubt, er sei unsichtbar?

„Indessen", fuhr der Läufer fort, „belieben Seine Majestät noch vorher das von ihm tingierte Gold ansehen und prüfen lassen zu wollen, zu welchem Behuf Er es mir zu übergeben hat."

Das Gold... das Gold hatte Böttger der Frau Apothekerin zum Andenken geschenkt. Sie wurde geholt, knickste vor dem Läufer, als stünde Seine Majestät in eigener Person vor ihr, und stammelte dann etwas von hoher Ehre, die ihr widerfahre. Nachdem sie den in einer Schatulle verwahrten Goldklumpen dem Boten eingehändigt hatte, wurde sie plötzlich über und über rot und fügte, einer augenblicklichen Eingebung folgend, hinzu, sie erbitte sich von Seiner Majestät als ein Zeichen besonderer Huld und Gnade, daß Sie das Gold behalten möchten, denn allein in Ihren Händen sei eine solche Merkwürdigkeit am rechten Platze.

(Fortsetzung folgt.)



Hauptmarkt mit Frauenkirche in Nürnberg. Nach einem Gemälde von Prof. Max Rabes.

Mellum, das Vogelparadies in der Nordsee.

Von Hans Brehmer. Mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

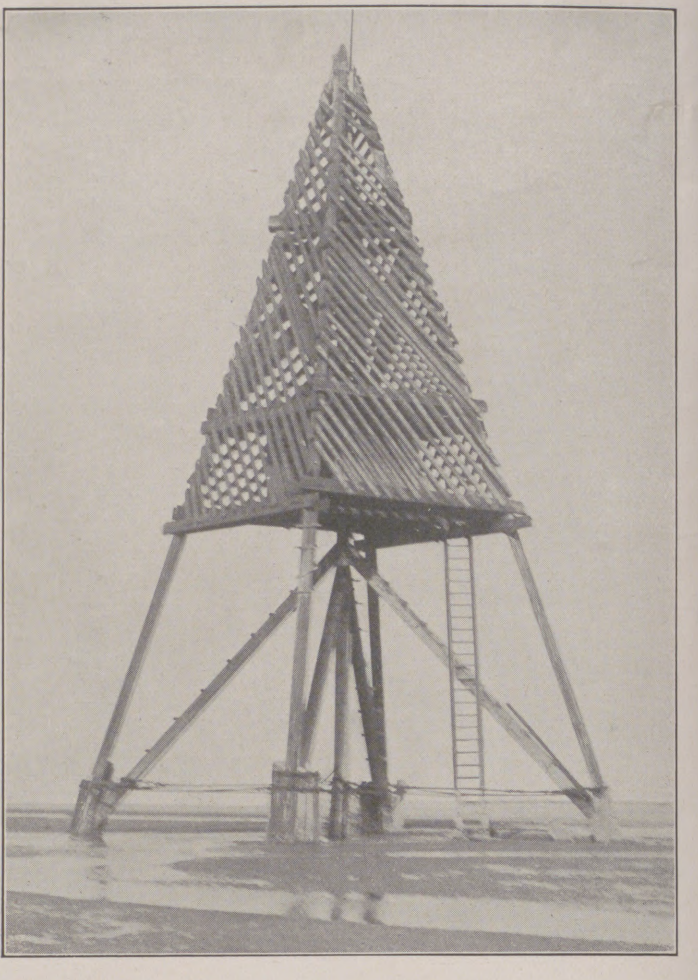


Der Vogelwart.

Das Meer, der Vernichter des einstigen Landes Mellum im Mündungsgebiet zwischen Weser und Jade, beginnt seit einem halben Jahrhundert wieder Neuland zu schaffen. Von dieser Schöpfung haben seit einer Reihe von Jahren als erste Bewohner Seevögel Besitz ergriffen, um hier ungestört ihren Nachwuchs großzuziehen. Gar zu bald leider war diese Vogelansiedlung von Menschen entdeckt, deren Eigennutz auch hier den Verfolgten durch fortgesetztes Wegsammeln der Eier das Brutgeschäft unmöglich machte. Erst nachdem naturliebende und -verstehende Menschen dieses vogelbesiedelte Eiland entdeckten und unter Schutz und Obhut nahmen, ist das Vogelparadies entstanden, wie wir es heute vor uns sehen.

Den ersten Anstoß zur Entstehung dieser Vogelinsel bot der Wind. Auf dem Watt angetriebenes Strandgut bildete einen Windfang, in dessen Schutz sich Sand anhäufte. Diese Sandanwehungen waren die ersten Anfänge von Dünen. Außer Dünengräsern traten als erste Pflanzen auf allmählichen Schlickablagerungen Queller und Pferdeandel auf. Und so bildete sich im Laufe der Jahrzehnte das jetzige Grünland, von etwa 15 ha Größe, auf dem sich infolge der natürlichen starken Düngung durch die Vogelwelt eine üppige Vegetation entfalten konnte.

Als pyramidenförmige Silhouette hebt sich die Mellumrettungsbake, ein Bauwerk aus starken Baumstämmen, 22 m hoch, mit einer Plattform in halber Höhe, vom Himmel ab. Eine eiserne Leiter führt hinauf. Der eigentliche Zweck dieser Bake ist, der Rettung Schiffbrüchiger zu dienen, da alljährlich wegen der starken Brandung vor der Mellumplatte Fahrzeuge scheitern. Zwei kleine Wohnräume bieten den Geretteten vorläufige sichere Unterkunft, und eine bereitliegende Flagge wird dann als Notsignal gehißt, um der Rettungsstation Horumersiel Kunde zu geben. Die Wohnräume dienen auch als Wohngelegenheit für den Vogelwart, der, mit Polizeibefugnissen versehen, die Bewachung des Eilandes während der Brutzeit der Vögel ausübt. Gleichzeitig leistet er die wissenschaftliche Bearbeitung der Vogelbeobachtungen und macht photo- und kinematographische Aufnahmen von dem Leben und Treiben seiner Pfleglinge. Ein Leben unter denkbar anspruchslosen Verhältnissen in vielmonatiger Einsamkeit, in stetem Kampf mit Wind, Wetter und Wasser.



Rettungsbake.

Die Schutzzeit beginnt in der Regel Mitte Mai und endet, je nach dem Flüggewerden der Jungvögel, Ende August oder Mitte September. Durch hohe Fluten wird das Grünland oftmals auch im Sommer zum größten Teil unter Wasser gesetzt, wobei die meisten Gelege dann fortgespült werden. Bisher wurden in den meisten Fällen aber wieder Nachgelege gezeitigt. Hohe Winterfluten reißen vom Nordweststrande der Insel manches Stück wieder ab, der Anwuchs durch Schlickablagerungen und Sandanwehungen an den anderen Seiten des Grünlandes ist jedoch erheblich größer.

Treten wir nun einen Gang durch die Vogelkolonie an! Das bei Ebbe zurückgehende Wasser hat auf dem Watt zahlreiche scharfe Rillen hinterlassen. Kleine wurstförmige, sandige Häufchen sind die Spuren vom Wattwurm, einer Hauptnahrung der Möwen. Noch sind wir nicht am Vogeleiland, da erhebt sich die ganze Schar der Silbermöwen und empfängt uns mit einem lauten Gejaule und Lachen ähnlichem Geschrei. Dazwischen mischen sich die in der Nähe brütenden Seeschwalben, auch einige Austernfischer, die prächtigsten Vögel der Kolonie, begleiten das Konzert mit ihrem hellen „Quieck-Quieck-Quieck“. Beim Weitergehen vernimmt unser Ohr jetzt sanfte „Wied-Wied“-Rufe. Zwergseeschwalben sind ihre Urheber, denen leider in den letzten Jahren immer wieder ihre Gelege durch die Flut zerstört wurden, da sie nur ganz niedrig gelegene Stellen als Brutplätze wählen.



Inneres der Rettungsbake.

Vor uns liegen die Dünen, meistens mit Strandroggen und Strandhafer bewachsen; sie stellen das eigentliche Revier der Silbermöwe dar. Mit lautem langgezogenen „Tjau“ stoßen sie auf uns Störenfriede nieder, indessen ohne unseren Kopf in Gefahr zu bringen. Das Geschrei wird immer ärger, während wir weitergehen, uns am Rande des Eilandes haltend.



Austernfischer

Die Dünen haben allmählich ihr Ende erreicht, und das ganze Gebiet flacht sich nach Süden und Osten hin ab. Bald sichten wir die ersten Gelege der Flußseeschwalben. Die meist kunstlosen Nestanlagen, mit wenigen Hälmchen ausgelegt, enthalten drei in der Regel braungrünlich gefleckte Eier.

Das Möwenkonzert hat nachgelassen. Dafür sorgen die Flußseeschwalben für eine desto bessere Fortsetzung. Der Lärm wird immer ohrenbetäubender. Wir sind mitten in der Seeschwalbenkolonie angelangt. Vorsichtig wird ein Fuß vor den andern gesetzt, um ja nicht ein Gelege zu zertreten.



Flußseeschwalbe.

Plötzlich erhebt sich in südlicher Richtung eine fast blendend weiße Vogelwolke und umschwirrt unsere Köpfe mit harttönenden „Gerreck-Gerreck“-Rufen. Es sind Brandseeschwalben, das Kleinod der Kolonie. In kleinen, durch die Brust des Brutvogels eingedrückten Mulden liegen die meist hellgefärbten Eier, stellenweise so dicht, daß sich die brütenden Tiere berühren. Die größte Zahl der Gelege enthält ein Ei, viele zwei und wenige drei Eier. Auch einzelne Junge bemerken wir schon. Ein Teil aller Jungvögel wird mit einem Aluminiumring mit der Aufschrift „Helgoland“ und einer Nummer versehen, um die Erforschung des Vogelzuges zu ermöglichen.

Wir wenden uns jetzt östlich. Das ganze Grasland wird hier von zahlreichen Tümpeln und Rinnen durchzogen. Hier hat der Rotschenkel, ein Stelzenläufer, sein Revier, der sein angenehmes, sanftflötendes „Tlüi“ hören läßt. Das Tümpel- und Gräbengewirr liegt hinter uns, und wir blicken auf das östliche Watt, das nach der Pflanze Queller genannte Quellerwatt, wo sich das Brutrevier der Sturmmöwe und des Austernfischers befindet. Jene ist Hauptbrutvogel an der Ostsee und brütet nur in wenigen Paaren an der Nordsee. Beide legen ihr Nest auf niedrig gelegenen Stellen mit wenig Kunst an und verlieren dadurch ihre Gelege nur zu oft bei höheren Wasserständen.



Brandseeschwalbenkolonie auf der Wattinsel Mellum, dem Vogelparadies in der Nordsee.

Pelztierfarmen.

Seitdem die Nachfrage nach kostbarem Pelzwerk größer geworden ist als das Angebot auf den großen internationalen Pelzmärkten, erregen die Pelztierfarmen das Interesse weitester Kreise, besonders das des Pelzhandels. Sie sind zur Notwendigkeit geworden. Der Pelz ist heute große Mode, und der Pelztierjäger hat die Scharen der einst so zahlreichen Pelztiere der polaren Gebiete Nordamerikas und Sibiriens so gelichtet, daß manche Tierarten dem Aussterben nahe sind. Vor allem die Biologen erhoben daher schon lange ihre warnende Stimme in der richtigen Erkenntnis, daß die Kultur, die Feindin der Natur, die Pflicht habe, alles daranzusetzen, um ganze Tiergeschlechter vor dem Untergange zu retten. Strenge Jagdverbote wurden erlassen, Schonzeiten auf kürzere oder längere Zeit bestimmt und Schutzparke angelegt. Nach dem Beispiel des Emirs von Buchara richtete man schließlich Tierfarmen ein, die den Zweck hatten, Tiere zu züchten, nicht des Fleisches wegen oder um Arbeitsgehilfen zu gewinnen, sondern um die Felle zu erhalten. Die großen Erfolge der Zucht des Karagulschafes, das den echten Persianer liefert, reizte zur Nachahmung. Während man der Pelzrobbe (Seal) auf den Kommandeur- und den Pribylow-Inseln im Beringsmeere durch internationale Vereinbarung jahrelange Schonzeit gewährte und sie dann später für bestimmte Zeit des Jahres durch Jagdverbote vor gänzlicher Ausrottung bewahrte und auch die Chinchilla auf den Hochgebirgen Perus, den Biber in Kanada, das Opossum in Australien vor Raubjägerei schützte, schritt man in Nordamerika, dem Dorado der Pelztiere, zur Gründung von Nerz-, Skunk- und Edelfuchsfarmen. Der Ausgangs- und Mittelpunkt ist Prince-Edward-Island im St.-Lorenz-Golf zwischen Neuschottland und Neufundland, wo einige weitblickende Trapper Schwarzsilberfüchse in Gefangenschaft hielten und junge Tiere heranzogen. Das erste Paar Zuchttiere wurde mit 4000 Dollar verkauft. Später stiegen die Preise ganz bedeutend. Heute gibt es in den Vereinigten Staaten von Amerika und im britischen Nordamerika weit über 1000 Schwarz- und Blaufuchsfarmen. Besonders zahlreich und mit bestem Erfolg entwickelten sich die Farmen dort, wo der Schwarzfuchs zu Hause ist: in Alaska und auf den Inseln an der Küste des Stillen Ozeans. Auch der Skunk gedeiht in seiner Heimat Nordamerika als Zuchttier ganz vorzüglich. Mehr als 100 Farmen, deren größte bis 20000 Tiere zählen, liefern dem Pelzmarkte $^1/_4$ der Jahresausbeute. Das Töten der Stinktiere geschieht durch elektrischen Strom plötzlich, so daß die Tiere nicht erst „abprotzen" können, denn mit dem Sekret ihrer Drüsen bespritzt, würde der Pelz nicht verwendbar sein.

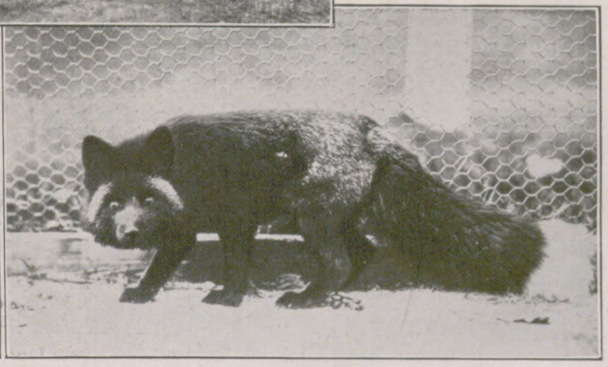
Nach dem Weltkriege hat man endlich auch in Europa begonnen, Tierfarmen anzulegen. Die Zukunft wird lehren, ob man die rechten Wege beschritten hat. Die Entwicklung der Tierverbreitung auf unserer Erde zeigt, daß jede Art in ihrer Eigenheit das Produkt vieler Faktoren ist, daß die jahrtausendelange natürliche Züchtung das Resultat der Anpassung an die verschiedenen Existenzbedingungen des betreffenden Lebensraumes ist.

Jede Störung des biozönotischen Gleichgewichtes wirkt sich im Habitus des verpflanzten Tieres aus (z. B. Fuchs in Australien, Bisamratte und Persianer in Deutschland). In erster Linie sollte man also bodenständige Pelztiere züchten. Wenn man aber den Schwarz- und Blaufuchs auswählte, so ist das zwar verständlich, ob jedoch der finanzielle Erfolg, von dem man heute so viel spricht, für die Dauer bleiben wird, das ist die große Frage. England, Norwegen, Finnland, die Schweiz und Deutschland haben den Versuch hierin gewagt. Ja, man versichert sogar, daß in allen deutschen Mittelgebirgen über 800 m Seehöhe die Existenzbedingungen für die Zucht von Silberfüchsen günstig seien. Herr Rud. Ingold-Babic in Herzogenbuchsee (Schweiz), aus dessen Farm die nebenstehenden Abbildungen stammen, hat sehr gute Erfolge bei der Zucht von Schwarz-, Silber- und Kreuzfüchsen erzielt.

Rudolph Schiffel.

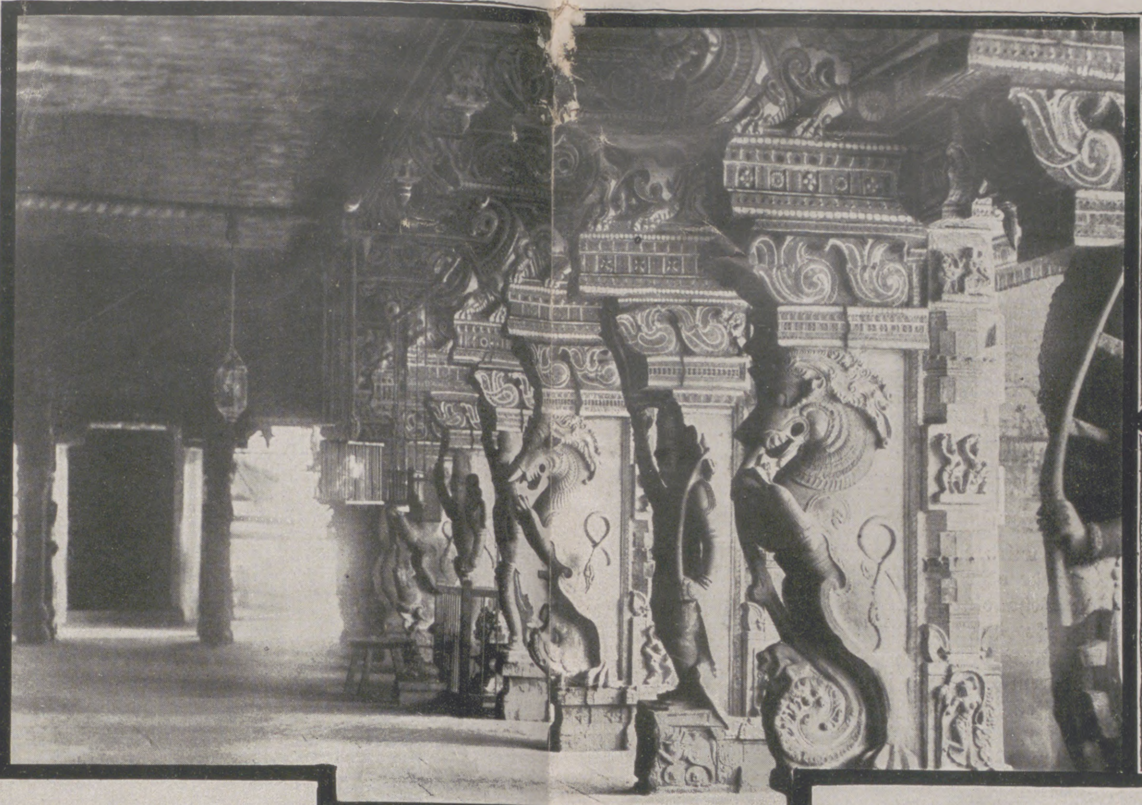


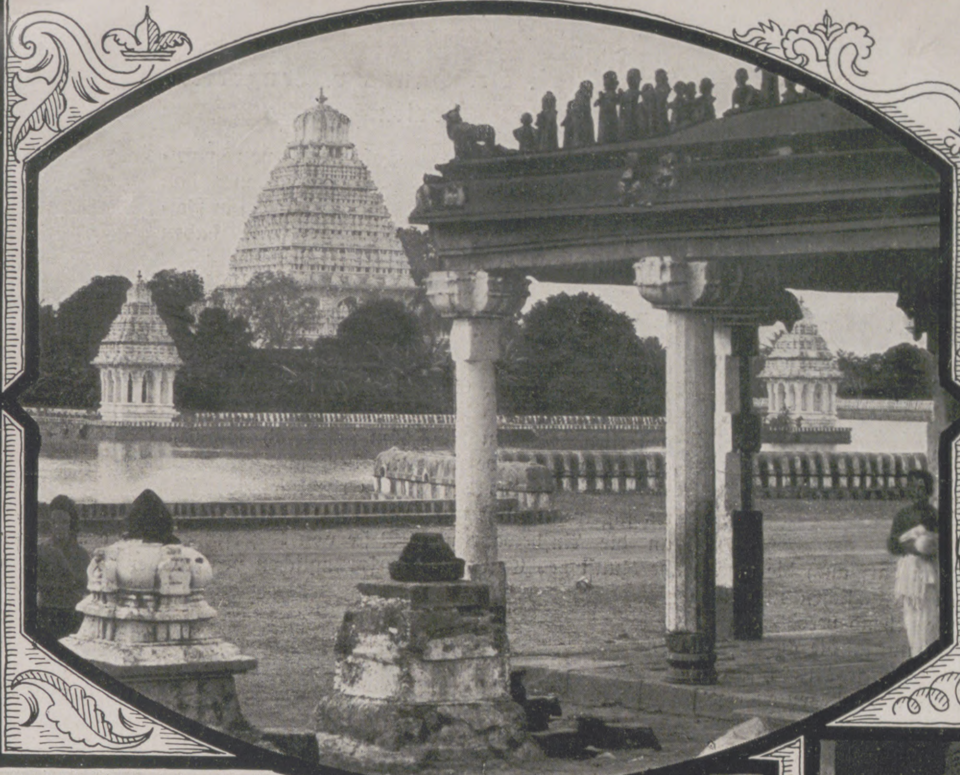




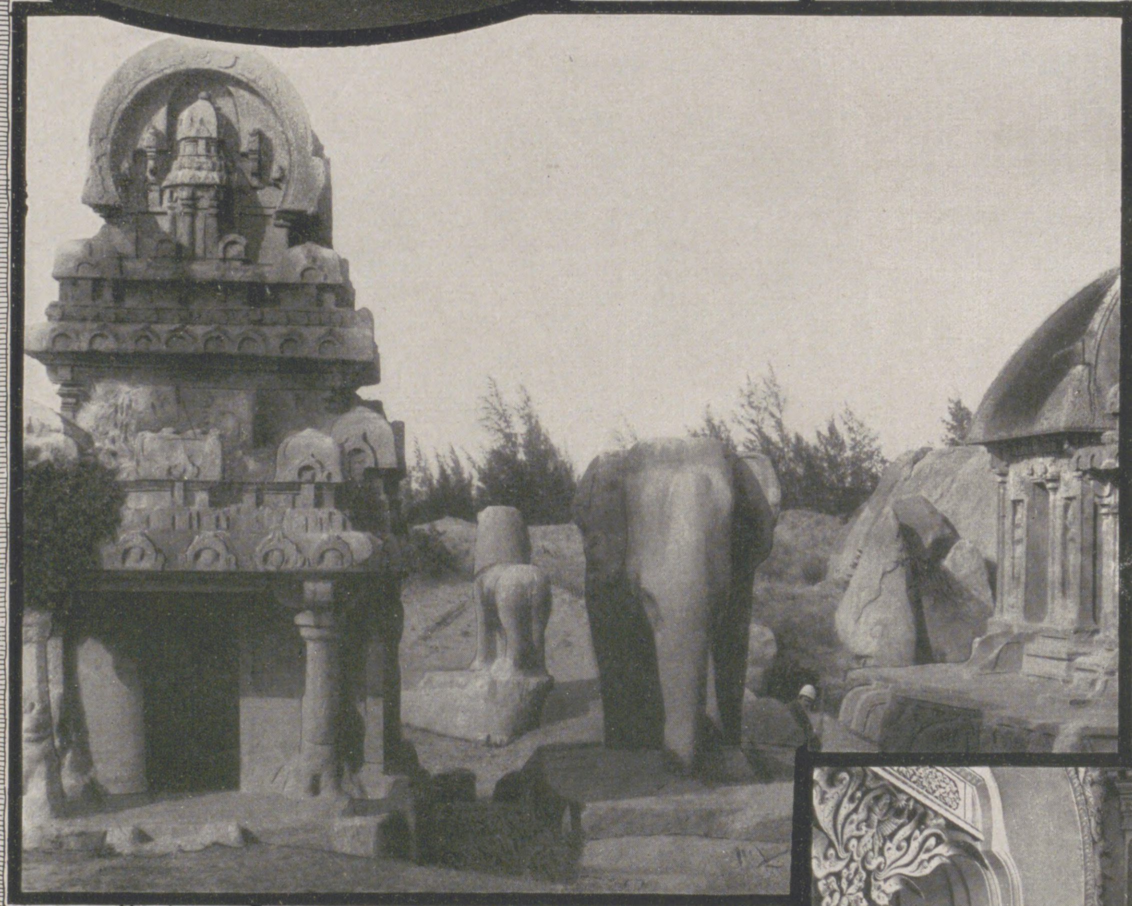
Pelztierzucht: Aus einer schweizerischen Silberfuchsfarm.











Von links nach rechts:

Obere Reihe:

Nördlicher Eingang des Hindutempels auf der Insel Rameswaram.

Inneres eines Tempels in Madura.

Pagode in Madura. Im Vordergrund rechts ein Tempeleingang.

Mittlere Reihe:

Schmuckfigur am Tempel zu Tandschor.

Die Monolithen der „Sieben Pagoden" bei Madras.

Tempel in Bellur (Seitenansicht).

Schmuckfigur am Tempel zu Tandschor.

Untere Reihe:

Tempelhof in Kalahasti.

Altindischer Palast in Madura.

Mit Fresken geschmückter Gang in einem Tempel zu Madura.

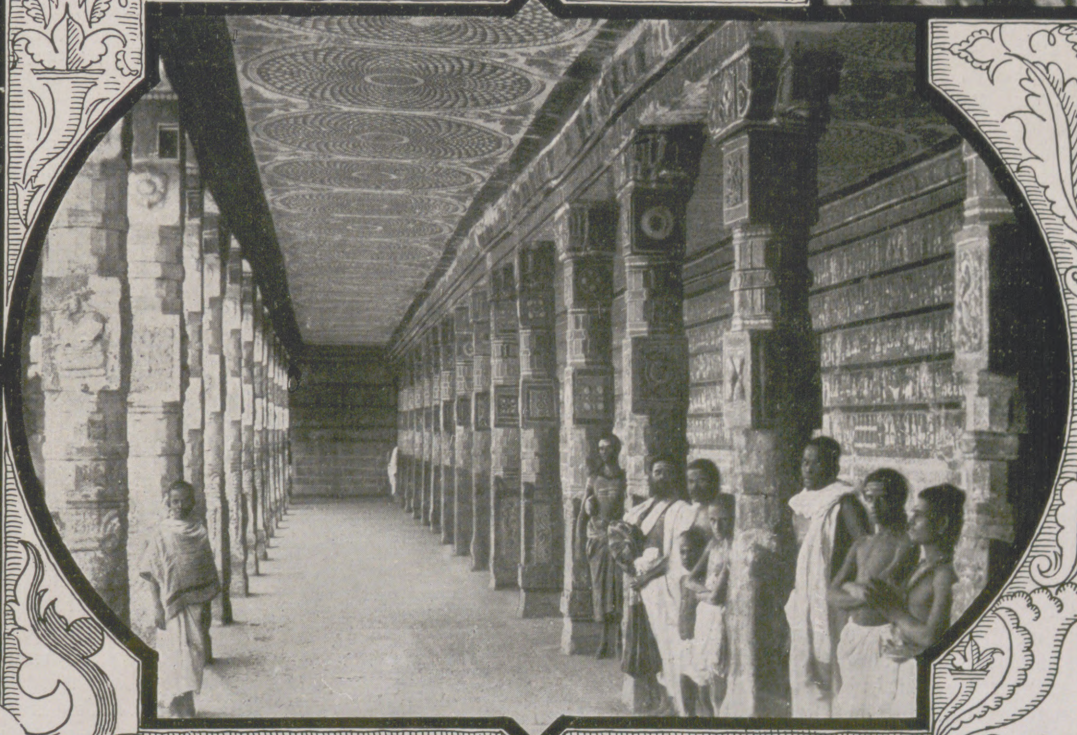
(Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 539.)











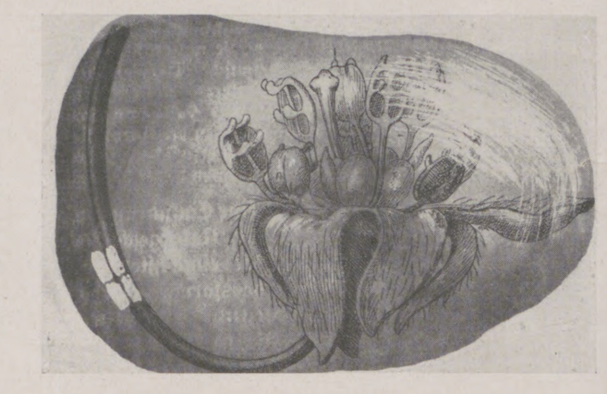
INDISCHE BAUKUNST.

Die Natur als Konservenherstellerin.

Von Prof. Dr. Hanns v. Lengerken, Berlin.



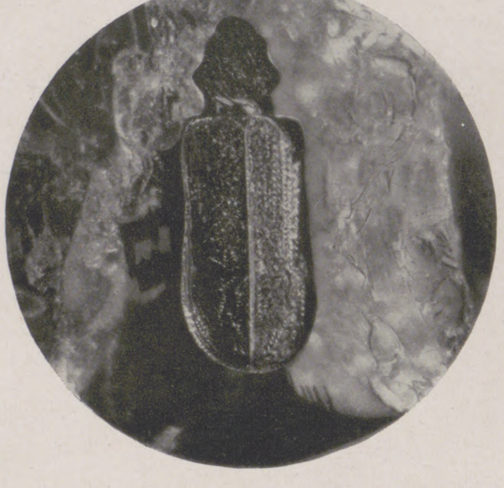
1. Leichnam eines sibirischen Nashorns aus einem Naphthaschacht (Erdwachs) in Ostgalizien. Verkleinert. (Nach Zelisko.)



2. Eine in Bernstein eingeschlossene Zimtblüte. (Nach Conwentz.)

Der Mensch hat es, besonders durch die in der Neuzeit angewendeten Methoden, in bezug auf die Herstellung von Konserven pflanzlicher und tierischer Herkunft zu einer immerhin anerkennenswerten Fertigkeit gebracht. Sobald wir, wie das hier geschehen soll, den Begriff der Konserve im weiteren Sinne des Wortes fassen und nicht nur an die Aufbewahrung von Nahrungsmitteln denken, dann darf auch die menschliche Kunst des Einbalsamierens, der Mumifizierung von menschlichen und tierischen Leichen, als auf hoher Stufe stehend bezeichnet werden. In diesem Zusammenhang sei nur an die ägyptischen Mumien erinnert, deren mehrtausendjähriges Alter historisch festgelegt ist. Was will das aber alles bedeuten gegen die Leistungen der Natur als Herstellerin von Konserven? Handelt es sich bei ihr doch um Jahrzehnttausende, über welche Zeitspanne sie organische Substanzen, oft bis in die feinsten Einzelheiten ihres Baues hinein wohlerhalten, auf unsere Tage hinübergerettet hat.

Fast alle zum Organismus eines Lebewesens gehörenden Substanzen pflegen nach dem Erlöschen des Lebens in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit der natürlichen Zersetzung anheimzufallen. Dieser Vorgang wird durch Wärme, Feuchtigkeit, Mikroorganismen und chemische Selbstzersetzung in erster Linie bewirkt. Das gilt vor allen Dingen für organische Stickstoff- und Kohlenstoffverbindungen, also für die meisten tierischen Organsysteme. Nur solche organischen Substanzen, die entweder an sich schon oder erst nach dem Tode des Lebewesens mit anorganischen Bestandteilen durchsetzt („inkrustiert") sind, können wenigstens ihre äußere Form, manchmal auch ihren geweblichen Aufbau, erhalten. Jedoch ist dann in der Regel jeder organische Rest zerstört. Knochen, die, in irgendein Material eingebettet, die Jahrtausende überdauert haben, sind das bekannteste Beispiel, während im Freien an der Luft liegende Knochen verhältnismäßig schnell ein Opfer der natürlichen Zersetzung werden.



3. Aus Bernstein herauspräparierter Körper eines Käfers. Die fehlenden Beine und Fühler stecken noch im Bernstein. Vergrößert. (Nach v. Lengerken.)

Als vorzüglichstes Konservierungsmittel steht der Natur das Gefrieren zur Verfügung. In dieser Beziehung sei an die Mammutleichenfunde im sibirischen Eise erinnert. Seit den Eiszeiten liegen diese Riesenkadaver eingebettet im ewigen Eise. Sie reichen in jene Epoche zurück, in der der Mensch aus dem Dämmer der Vorzeit heraustritt. Sie waren belebt, als die ersten Menschen mit primitiven Werkzeugen den Kampf um die Vorherrschaft aufnahmen. Als moderne Forscher dies diluviale „Gefrierfleisch" fanden, erwies es sich als so gut konserviert, daß sie sich Beefsteaks davon machen konnten, die von gutem Geschmack waren! Hunde und Wölfe fraßen begierig, was ihnen zugänglich war. Auch die inneren Organe waren ausgezeichnet erhalten. Einem Bluterguß ließ sich so wohlkonserviertes Blut entnehmen, daß Blutproben den Verwandtschaftsbeweis mit dem indischen Elefanten ergeben konnten. Ebenso war das Fell glänzend über die Jahrtausende hinübergerettet.



4a (links). Mikrophotographische Aufnahme eines Flügeldeckenteils einer jetzt lebenden Blattkäferart. Vergrößert. (Nach v. Lengerken.) — 4b (rechts). Mikrophotographische Aufnahme eines entsprechenden Flügeldeckenteils einer aus Bernstein herauspräparierten Blattkäferart. (Vergrößert. (Nach v. Lengerken.)

An zweiter Stelle sind Naphtha und Erdwachs als Konservierungsmittel zu nennen. So hat man vor kurzem in einem Erdwachsschacht (Naphtha) Ostgaliziens in 13 m Tiefe ein linksseitig als Haut sehr gut erhaltenes Nashorn gefunden (Abbild. 1).

In Torf haben sich Horngebilde wie Haare, Hufe, Hörner gut erhalten. Wenn diese organischen Reste auch verfärbt, brüchig und teilweise chemisch verändert sind, so offenbaren sie doch nach geeigneter chemischer Behandlung noch deutlich ihre ursprüngliche Natur. So erweist sich zum Beispiel fossiler Hornstoff von Rinderhörnern aus Torffunden als geweblich völlig intakt.

Ungeheure Zeiträume sind seit der Fossilisation der auf die Primärzeit beschränkten Gigantostraken verstrichen. Es sind dies Riesengliederfüßer, die meist in die Verwandtschaft von Krebsen gerechnet werden. Ihre Körperoberfläche ist wie bei fast allen Krebsen und Insekten von einem Chitinpanzer bedeckt. Chitin ist nun eine gegen Zersetzung außerordentlich widerstandsfähige organische Substanz. Daher ist von vornherein anzunehmen, daß dieses Chitin sich in Fossilien erhalten haben könnte. In neuester Zeit ist nun auf chemischem Wege, durch eine charakteristische Reaktion, nachgewiesen worden, daß die Panzerreste der eben genannten Gigantostraken tatsächlich noch Chitin bergen.

Erheblich jünger sind die in Torf gefundenen Reste von Käferflügeln, die ebenfalls untersucht wurden. Sie zeigen oft noch den ursprünglichen prachtvollen Glanz, sind aber mehr oder weniger bröcklig und hinfällig. Die chemische Behandlung macht sie jedoch wieder vollkommen elastisch, so daß sie mit der Schere zerschnitten werden können.

Von ganz besonderem Interesse sind für unsere Betrachtung die in Bernstein eingeschlossenen tierischen und pflanzlichen Reste. Bernsteineinschlüsse sind ja seit jeher begehrt gewesen. Ihre Beliebtheit hat sogar zu zahlreichen Fälschungen geführt. Betrachtet man das hermetisch in Bernstein eingeschlossene Objekt von außen, so ist man erstaunt über die Deutlichkeit aller Einzelheiten. Selbst die feinsten Härchen sind zu erkennen (Abbild. 2). Natürlich haben sich die Naturforscher schon lange gefragt, in welchem Erhaltungszustand denn eigentlich diese Einschlüsse sich befinden. Sie versuchten den harten Bernstein aufzulösen, um an den Einschluß heranzukönnen. Die Versuche fielen nicht zur Zufriedenheit aus. Öffnete man die umgebende Hülle, so fand man meist nur einen Hohlraum, der einige kohlige Reste barg. Es bildete sich so die Anschauung heraus, daß von den in Bernstein eingeschlossenen Organismen nichts erhalten sei als ein Abdruck, gewissermaßen eine Gußform, ein Negativ. Neueste Untersuchungen beweisen, daß diese Ansicht nicht richtig ist. Es ist gelungen, ganze Käfer in ihren wesentlichen Teilen zusammenhängend aus dem Bernstein herauszupräparieren (Abbild. 3). Die Skulptur war deutlich zu erkennen, der Glanz auffallend lebhaft. Auch dieses Chitin ist sehr hinfällig und muß, um weiter untersucht werden zu können, erst wieder mit Chemikalien behandelt werden. Dann aber wird es völlig elastisch und läßt unter dem Mikroskop alle Einzelheiten seiner Struktur in aller Schärfe erkennen. In Abbildung 4a und b sind zwei Mikrophotogramme von Blattkäfer-Flügeldecken nebeneinandergestellt. Das fossile Chitin zeigt die feinsten Einzelheiten sogar noch deutlicher als das von einem lebenden Käfer entnommene. Auch im Innern des Körpers ist nicht alles Organische zerstört. Es wurden gut erhaltene Tracheen, jene verzweigten Atemröhren der Insekten, aufgefunden. Die Anwendung der vorhin erwähnten chemischen Reaktion erbrachte ebenfalls in diesem Falle den chemischen Nachweis von Chitin.



5. Auseinandergeklappte Haut der Blattspitze eines aus Bernstein herauspräparierten Zweigstückes eines Lebensbaumes. Links die untere, rechts die obere Blatthaut. Etwa in der Mitte der Blattrand als schwarzer Strich. In der unteren Blatthaut befinden sich Spaltöffnungen (Pfeil). Mikrophotogramm. Vergrößert. (Nach R. Potonié.)

Die auf pflanzliche Bernsteineinschlüsse ausgedehnten Experimente ergaben nicht minder wesentliche Aufklärung. Schon früher war in einem alkoholischen Auszug aus „Dysodil" spektroskopisch die Anwesenheit von Chlorophyll festgestellt worden. Da Dysodil dem Tertiär angehört, war damit erwiesen, daß selbst so hoch organisierte Stoffe wie Chlorophyll wider alles Erwarten sehr lange erhalten bleiben können. Jetzt hat man ein in Bernstein eingeschlossenes Zweigstück eines Lebensbaumes (Biota) auf seine Erhaltung hin untersucht. Die Gewebe erwiesen sich als noch vollständig in Form von Zellulose und Kutin erhalten. Sogar die Zellulose des zwischen den äußeren Blatthäuten vorhandenen Gewebes war noch vorhanden. Gewebliche Strukturen waren so genau feststellbar, daß Präparate von Blatthäuten der fossilen und der jetzt noch lebenden Biota einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Die Zellengrenzen ließen sich vollkommen scharf erkennen. Die als Atemvorrichtungen dienenden Spaltöffnungen konnten photographiert werden (Abbild. 5).

Die wunderbar konservierende Fähigkeit der Natur übertrifft, wie wir gezeigt haben, die menschliche Kunst der Konservenherstellung bei weitem.

Wenn die Menschheit in bezug auf Konserven oder Präparate von einer „unbegrenzten" Haltbarkeit redet, so ist das mehr oder weniger eine entschuldbare Übertreibung.

Moderne Tanzkunst

Hedwig Nottebohm und ihre Schule





Zu den am ernsthaftesten schaffenden Persönlichkeiten, die heute Träger der neuen Ideen des selbständigen künstlerischen Tanzes sind, gehört Hedwig Nottebohm. Formen eines aus der Tiefe rhythmischen Empfindens sich gestaltenden Tanzes entstanden, der, wie der musikalische Rhythmus die subtilsten und gewaltigsten Abstufungen von Spannung, Lösung und Motiventwicklungen bringt. Auf der klaren, bestimmten Basis der Methode von Jaques-Dalcroze entwickelt sich bei ihr das Streben nach einer Synthese des klassischen, strengen, formalen Ideals und der Ausdruckslebendigkeit und Verinnerlichung der Gotik.

In Hedwig Nottebohms Schule zu Halle, in der Unterricht in rhythmischer Gymnastik, Tanz, Plastik, Gehörbildung und Improvisation mit genialer Anpassung an alles neuzeitliche musikalische Schaffen erteilt wird, bildet sich in strenger Arbeit ein Kreis von Schülerinnen und Schülern heran, die zum Material ihrer künstlerischen Ideen werden, und denen darüber hinaus ein Weg zur Vertiefung der eigenen Persönlichkeit gewiesen wird.









Selbstporträt.

Nach einem Gemälde von Augusta v. Zitzewitz.

Professor Germanns Präparat

Eine Groteske von M. Uebelhör

(Fortsetzung und Schluß)

Die sieben Herren aber und ihr Gast feierten das Ereignis durch ein gemeinschaftliches Essen, worauf Cecil Seton das Hotel verließ, beladen mit einem siebenfachen Glückwunsch. — —

Damit begann für Seton eine wechselvolle Existenz, die jedermann in Staunen versetzt hätte, an die er selbst aber gewöhnt war.

Seton war kein „Psychologe" moderner Richtung, dafür jedoch ein großer Menschenkenner. Und als solcher hatte er sich gleich und trotz seines Witzes, vor allem aber nach dem reichlichen Essen gesagt, daß hier sieben ehrenwerte Herren vor ihm saßen, mit allen möglichen Gewohnheiten, Tugenden, Untugenden und auch Lastern, gewiß, aber keiner unter ihnen, der einer Unehre fähig gewesen wäre.

Da er aber an keine in Schubläden und modernen Kaminen verborgene Menschen glaubte, da er die für Lauscher und Spione eingerichteten Wände eines von heute auf morgen gemieteten Saales für Humbug hielt, und da er überhaupt jeder falschen Romantik abhold war, sagte er sich weiter, daß es für ihn eben keinen anderen Weg geben könne, als nachzuforschen, ob nicht einer der sieben Herren, trotz aller Bemühungen und trotz der größten Vorsichtsmaßnahmen, sich wider seinen Willen Unbedachtsamkeiten zuschulden kommen lasse.

Immerhin, dies war höchst unwahrscheinlich. Morel hatte ihm den ganzen und äußerst einfachen Mechanismus der Tätigkeit des Konzerns geschildert; dieser beruhte auf einem Stichwort, das kein anderer kennen konnte, und es war gänzlich ausgeschlossen, daß dieser Mechanismus der gegenseitigen Verständigung irgendwie versage — da gab es keine Briefe und keine Dokumente besonderer Art, sondern nur die Rede von Mann zu Mann und wenige Chiffrierdepeschen, deren Schlüssel täglich wechselte. Ein unbedachtsamer Schwätzer war unter diesen sieben auch nicht.

Um aber etwas zu erreichen, muß man beginnen, und um zu beginnen, muß man irgendwie zugreifen. So war Seton entschlossen, einen der sieben nach dem anderen vorzunehmen.

Welchen am ersten?

Diese Frage hatte Seton, praktisch durch und durch, auf die einfachste Weise gelöst: er hatte alle sieben mit Hilfe einiger Zahnstocher ausgeknobelt, während des gemeinsamen Essens, und ohne daß einer der Gastgeber ahnte, was er tat.

Seton brauchte nicht zu befürchten, daß man ihn während seiner Tätigkeit als Detektiv erkenne.

Während seiner einjährigen, der Neugierde und der Wanderlust wegen unternommenen Fahrt mit der im Fernen Osten bekannten und in ihrer Art klassischen Schauspielertruppe der Yokusai war er, dem immer bessere Rollen anvertraut wurden, zu einem Meister der Verkleidung und Verstellung geworden.

Aber einer Verkleidung, die recht wenig mit Perücken, Schminken und Salben arbeitet, sondern mit dem Wechseln der Haltung und vor allem der Mentalität — was allerdings schwieriger ist, als sich falsche Haare auf den Kopf zu stülpen oder das Gesicht zu bemalen und den Bart zu färben und was dergleichen Friseurkünste mehr sind.

Es gibt „Verwandlungskünstler", die mittels eines großen Apparates von einer historischen Persönlichkeit in die andere hineinschlüpfen, und das immer naive Großstadtpublikum ist auch damit zufrieden und klatscht.

Es gibt aber nur wenige „Verwandlungskünstler", die auf jeden Apparat verzichten können und dennoch das gleiche vermögen.

Cecil Seton gehörte zu dieser letzteren Art. Doch war er nicht auf historische Persönlichkeiten dressiert, sondern er verstand es, sich in die Haltung und das Fühlen verschiedener Typen der menschlichen Gesellschaft zu versetzen, und dies in vollkommenster Weise. Er war ein echter „Mann von Welt" und konnte im nächsten Augenblick ein Lakai, ein Pädagoge, ein hoher Beamter, ein Dockarbeiter, ein schlecht entlohnter Kommis, ein Bohemien, ein Zuhälter — er konnte alles sein, dank dieser Gabe.

Gewiß, das andere Gewand tat auch das seine; Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Typen. Sein Talent jedoch, sich wie jemand anderes zu benehmen, dies sicherte ihn vor allem vor der Entdeckung.

Und so wurde Cecil Seton zunächst Kammerdiener, und zwar bei Espinetti.

Hier lernte er vieles und Wertvolles. Er lernte die Kunst des Zigarettendrehens mit einer Hand; er lernte, wie man Spaghetti und Makkaroni mit Schnelligkeit und Würde zugleich ißt; er lernte die italienischen Primitiven richtiger einschätzen, und nach all dem lernte er immer mehr, daß diesem Italiener der ganze Konzern und ganz Bolivia im Grunde genommen völlig gleichgültig waren, daß er sich um diese ganze Angelegenheit in Wirklichkeit nicht einen Deut mehr als notwendig kümmerte.

Nein, sagte sich der Kammerdiener Enrico, mein Herr ist ja nicht ganz normal, aber allein schon deshalb ehrlich, weil er weder an Ehrlichkeit noch an deren Gegenteil denkt. Dieser Bildernarr würde eher imstande sein, den riesigsten Tintoretto aus dem Dogenpalast als seinem Konzern auch nur einen Centesimo zu stehlen.

Also dachte Enrico und verschwand, um als Cecil Seton nach dem Haag zu fahren und dort die gerade wieder freigewordene Stellung eines Privatsekretärs beim Herrn Josuah Kloetenbrink zu übernehmen.

Als solcher hielt er es drei Wochen lang aus, ohne aber ein anderes als das zudem noch vergängliche Resultat einer dicken Beule, die ein vom immer cholerischen Holländer treffsicher geworfenes Tintenfaß verursacht hatte.

Daß dieser Kloetenbrink kein „Judas" war, das hatte sich Seton schon vorher gedacht. Jetzt wußte er noch obendrein, daß Herr Josuah in allen intimeren Angelegenheiten „wasserdichtest" war, daß nie auch nur e i n unvorsichtiges Wort jemals über diese dicken, beim Sprechen leicht schmatzenden Lippen kommen konnte.

Vom Haag fuhr Seton direkt nach Berlin, wo er den Chauffeur des Herrn von Gschwander mittels einer beträchtlichen Summe von seiner Unabkömmlichkeit zu Hause überzeugte und mittels glänzender Zeugnisse dessen Stellung einnahm.

In dieser Eigenschaft fuhr er den großen Finanzmann von einer gelehrten Gesellschaft oder Versammlung zur andern und erhielt von ihm oder dessen Freunden als Anerkennung für seine Geschicklichkeit manchmal ein Goldstück, manchmal auch eine philosophische Maxime oder sonst eine Weisheit als Trinkgeld.

„Ein merkwürdiges Volk, diese Deutschen," sagte Seton, „aber grundehrlich."

Jetzt war er Kellner im Hotel Ritz an der Place Vendôme in Paris. Es war dies das Hauptquartier Morels, des Leiters des Konzerns.

Zwar besaß Morel in Paris, an der Küste der Normandie und im Süden Frankreichs die schönsten, mit allem denkbaren Luxus eingerichteten Villen, aber dieser „Heimatlose", innerlich ein Zigeuner, fühlte sich nirgends so zu Hause wie in diesem vornehmsten aller vornehmen Hotels.

Nun, auch dort fehlte es Morel nicht an Bequemlichkeit. Er bewohnte eine kleine, nach dem Garten zu liegende Zimmerflucht, er hatte seine eigene Bedienung und vor allem seinen eigenen Kellner, und dieser hieß immer Jules und war diesmal kein anderer als Seton selbst.

Sein Vorgänger hatte das bekannte, vornehme und devote Gesicht des Kellners großen Stiles gehabt, was für Seton eine der leichtesten Masken war.

Er trug sie so gut, daß niemand etwas von einem Wechsel merkte, niemand, weder Morel noch dessen Privatsekretär, noch dessen Kammerdiener — niemand, außer dem Zimmermädchen Charlotte, das aber anderweitigen Ersatz fand.

Seton hatte nicht nur Morel, sondern auch dessen Privatsekretär zu bedienen, der ein Russe und in seiner Art ein Genie war.

Denn Sergey Axelrod, schmächtig, mit dünnem, nacktem Gesicht und den Augen eines Wiesels, beherrschte in vollkommenster Weise sieben europäische und fünf orientalische Sprachen, also drei mehr als Seton selbst.

Genies, gleichviel welcher Art, sind eigentlich immer verdächtig.

Aber Seton schöpfte nicht dieser vielen Sprachen wegen Verdacht, sondern infolge der Feststellung, daß dieses Genie immer schwerhörig war, wenn es mit Morel zusammen arbeitete, sonst aber nicht!

Und so beschäftigte sich Seton etwas eingehender mit diesem sprachlichen Phänomen.

Zunächst stellte er fest, daß Sergey Axelrod schon am frühen Morgen trank, aus einer sorgsam gehüteten Flasche, und zwar etwa eine Stunde, bevor er bei dem Frühaufsteher Morel anzutreten hatte.

Dieser Kognak, Whisky, Benediktiner, Wodki, oder was auch immer es sein mochte, mußte recht stark sein, denn er versetzte Axelrod in einen leichten Rausch, und die Wieselaugen glänzten wie im Fieber.

Die große, die gewaltige Entdeckung kam aber erst nach zwei Wochen.

In tadelloser Haltung, mit blendend weißer Wäsche und ohne jeden Flecken auf dem wie angegossen sitzenden Kellnerfrack, stand Seton wieder einmal hinter Axelrod, das Frühstücksbrett leicht und kokett schwingend in der einen und die Serviette in der anderen Hand, eine Zierde seines Standes und jedes Befehls gewärtig.

Doch das Phänomen dachte anscheinend nicht ans Befehlen. Es saß weiter über das Tischchen vorgebeugt, las im „Matin", aß hastig und ohne aufzusehen, und ein ziemlich geistiger Geruch wie auch das Glänzen der Augen sagte Seton, daß auch diesen Morgen der übliche Schnaps nicht vergessen worden war.

Seton beugte sich nieder, um ein geröstetes Brot zu reichen. Er sah, daß Axelrod heute besonderen Hunger hatte, und er dachte: Soll ich ihm noch zwei Eier bringen oder nicht?

Das dachte Seton und dabei berührte er mit seinem Kopf fast den mit spärlichen Haaren bedeckten Scheitel Axelrods.

„Ja, aber schnell! Eins tut es auch", knurrte das Phänomen, ohne von seiner Zeitung aufzusehen.

Seton zuckte zusammen, tiefe Bestürzung auf seinem Gesicht, das während einer Sekunde sein eigenes wurde.

Dann aber trat er rasch zurück, das Frühstücksbrett fiel mit einem ungeheuren Getöse zu Boden. Kanne, Teller, Toaste, Gabeln, Messer und Löffel rollten umher, und mittendrin stand nicht mehr Seton, sondern wieder der Kellner Jules, mit einem bestürzten und dummen Gesicht.

Axelrod hatte sich kaum umgedreht, er schien das Getöse gar nicht vernommen zu haben. Er warf dem Kellner einen raschen ärgerlichen Blick zu, beugte sich von neuem über den „Matin" und brummte:

„Idiot! Schnell, das Ei."

Das Ei kam, aber es war ein anderer Kellner, der es brachte.

Denn Seton war eben mit seiner Umwandlung zum Elektromonteur begriffen, einer Metamorphose, die sich in wenigen Minuten und im Kellergeschoß vollzog, in der großen, für alle Schäden berechneten Werkstatt.

Als Elektromonteur im blauen, leinenen Anzug und mit einer ledernen Werkzeugtasche landete Seton wieder im zweiten Stock und betrat, selbstbewußt nach Art der Pariser Handwerker und mit einem kurzen, selbstverständlichen „Pardon, mein Herr!" das Arbeitszimmer Morels, wo dieser auch sein Frühstück einzunehmen pflegte und dies jetzt gerade beendete, bedient von Setons Nachfolger.

Seton drehte an Kontakten und Steckdosen, ruinierte sie und begann mit der Reparatur. Das Sprachphänomen kam herein, der Kellner deckte ab und verschwand, Morel begann zu arbeiten, einen Haufen von Briefen vor sich.

Und Seton sah, wie die beiden zusammen arbeiteten, der große Finanzmann und sein unschätzbarer Privatsekretär, der eine diktierend, der andere stenographierend, beide dicht beieinander, fast Kopf an Kopf, der Schwerhörigkeit Axelrods wegen.

Dann wurde Seton, eben als er im Begriffe stand, auch den letzten Kontakt zu ruinieren, vom ärgerlich gewordenen Morel hinausgeworfen, und damit fand seine dreifache Existenz als Detektiv, Kellner und Elektromonteur im Hotel Ritz an der Place Vendôme in Paris ihren Abschluß.

Jetzt war er wieder der Mann von Welt und der Stammgast des vornehmen und diskreteren Hotels Meurice in der Rue de Tivoli, den Tuilerien gegenüber.

Außerdem war er aber auch jener Seton, der auf deutschen Universitäten recht solide biologische und allgemein-naturwissenschaftliche Studien betrieben hatte, und infolgedessen fand er sich gleich in der umfangreichen Bibliothek der medizinischen Fakultät der Sorbonne zurecht, wo Seton viele Stunden zubrachte, trotz des dort vorherrschenden Schmutzes und der zahllosen, munter und vertraut umherhüpfenden Flöhe, jener so kennzeichnenden Haustiere aller öffentlichen Bibliotheken der Lichtstadt.

Nur noch einmal befaßte sich Seton mit dem Sprachphänomen Sergey Axelrod, indem er es unbemerkt photographierte.

Dann verließ er Paris, reiste nach Petersburg und besuchte dort den Leiter des Kaiserlichen Biologisch-Medizinischen Instituts, den berühmten Psychiater Germann, einen Gelehrten deutscher Abkunft und Kollegen des Professors Straatz, bei dem Seton in Berlin gehört hatte, und von dem er mit einem warmen Empfehlungsschreiben ausgestattet worden war.

Nach einer kurzen Unterredung schickte Seton von Petersburg aus an alle Herren des Konzerns, mit Ausnahme Morels, folgende Depesche:

„Schuldige entdeckt bitte zusammenkunft london savoyhotel 21 oktober absolutes schweigen auch gegenseitig grundbedingung seton"

Alsdann verließ Seton Petersburg, einen kleinen, sorgfältig eingepackten Gegenstand in seiner Tasche, die er vorher schon versiegeln und plombieren ließ, der Zöllner wegen.

Doch fuhr er nicht direkt nach London, sondern zunächst nach Paris. Dort hatte er mit Morel eine lange Besprechung, worauf dieser seinen unschätzbaren Privatsekretär Sergey Axelrod, das Sprachphänomen, mit einem bestimmten und nicht rasch zu erledigenden Auftrag nach Rom schickte. — —

Einstimmig faßten die sieben Herren, diesmal wieder im „gelben Saal" des Hotels Savoy in London, den doppelten Beschluß, nämlich erstens eine neue Zusammenkunft auf den ersten Dezember festzusetzen und zweitens sich vorderhand nicht an die irdische Gerechtigkeit zu wenden.

„Es geht viel besser so," entschied Seton, „und im Notfall ist dazu immer noch Zeit."

Wieder war es der gleiche Saal, in dem man zusammenkam.

Doch waren es diesmal nicht sieben oder acht, die sich hier trafen, sondern, Seton mit eingerechnet, waren es elf.

Denn man hatte drei weitere Herren als Gäste geladen, drei in ihrer Art ebenfalls nicht unbedeutende Männer, nämlich die Vertreter des russischen „Wolga-Syndikats", der nordamerikanisch-kanadischen „Bedlam-Werke" und des sogenannten „OAB", des „Ost-Asiatischen-Bankentrustes".

Die mit und ohne Draht ausgesendeten Einladungsdepeschen waren alle drei rasch beantwortet worden, von Paris aus, wo jedes der drei Unternehmungen seinen Generalvertreter hatte.

Wie der des Handelsteils der großen Finanzblätter Kundige weiß, waren diese drei Unternehmungen damals von hohem Interesse: Sie waren von den besten Fachmännern während und nach ihrer Gründung als vollkommen überflüssig, ja, als schimär bezeichnet worden. Man hatte ihnen ein kurzes Dasein und ein rasches Ende mit Schrecken prophezeit; niemand hatte damals deren Papiere kaufen wollen, und alle diese Kassandrarufe waren Lügen gestraft worden.

Das „Wolgasyndikat" ward nach zwei Jahren die größte und mächtigste aller Unternehmungen der noch jungen russischen Industrie, an der sich die Zarenfamilie selbst mit vielen Millionen beteiligte, die „Bedlam-Werke" hatten den heftigsten Anstürmen der rein amerikanischen Konkurrenz siegreich standgehalten, und die „OAB" kontrollierte fast jeden Wechsel, der von europäischer Seite aus auf irgend jemanden im Fernen Osten gezogen wurde.

Also, statt der acht Herren waren es elf, und auf der früher leeren marmornen Tischplatte sah man Stöße von Akten, Briefkopien, Zeitungsausschnitten und ähnlichem Material.

Der Vertreter der „Bedlam-Werke" war ein echter Yankee modernster Mischung. Eines jener Produkte des großen Schmelztiegels Neuyork, in den sich Jahr für Jahr die verschiedensten Elemente zu Zehnoder Hunderttausenden ergießen, und der immer das gleiche Erzeugnis hervorbringt, jenen gutmütig-galligen, zähen Menschen, mit den viel zu breiten Schultern, mit dem vom Dollar beseelten Gesicht und mit dem Kaugummi vor, zwischen und hinter den goldplombierten Zähnen.

Im übrigen schien Mister Sawyer schlechter Laune. Er warf unaufhörlich das eine Bein über das andere, er verschränkte krampfhaft die Arme, oder er zerrte nervös an dem hellbraunen, mit goldener Schnalle versehenen Ledergurt, der dem echten Yankee als Hosenträger dient.

Die „OAB" hatte einen fettigen, ölig glänzenden Südfranzosen geschickt, mit einem Knebelbart, von strahlender Eleganz, der ganze Körper beweglich wie Quecksilber und wahrscheinlich ein engerer Landsmann des unsterblichen Tartarin von Tarascon.

Wirklich bemerkenswert war aber nur der Vertreter des russischen Unternehmens. Er war ein Hüne, ein menschlicher Koloß, ein Monstrum der Länge und Breite nach. Er hatte regelmäßige, leichtgedunsene Gesichtszüge, und ein majestätischer Bart flutete grau und weiß über Brust und Bauch.

Unbeweglich saß er da, wie auf höhere Stimmen in der Ferne lauschend; es war die Fleisch gewordene Menschenwürde, die hier verweilte.

Wieder war es Morel, der, nachdem man mit allem versorgt war, die Sitzung eröffnete und leitete.

„Verehrte Gäste, meine Herren," begann er, „ersparen Sie mir lange Worte. Als Leiter des Konzerns, von dem die drei hier fremden Herren beste Kenntnis haben, erhebe ich gegen deren Chefs die Anklage, durch verbrecherische Mittel uns ausspioniert und unseren Konzern um Millionen geschädigt zu haben. Alles übrige wird besser als ich Herr Cecil Howard Seton sagen, der weltberühmte Detektiv, dessen Genie wir die Entdeckung des Verbrechens zu verdanken haben."

Morel setzte sich, und unter allgemeinem Schweigen stand Seton auf, imponierend wie immer, dank seiner durchgeistigten Häßlichkeit.

Aber seine Augen, diese schmalen grauen Augen, blickten weniger kalt denn sonst, ja, man hätte an ihrem Glänzen fast vermuten können, daß Seton ein wenig, vielleicht sogar ein wenig viel getrunken habe.

„Meine Herren," begann er mit etwas lauter Stimme, „wie ich dem Schuldigen und damit den Mitschuldigen auf die Spur kam, tut hier eigentlich wenig zur Sache. Immerhin werden unseren Gästen einige Worte der Erklärung doch willkommen sein."

„In der Tat!" rief der mißgelaunte Yankee, und der Südfranzose war der gleichen Meinung. Nur der würdevolle Russe enthielt sich jeder Äußerung.

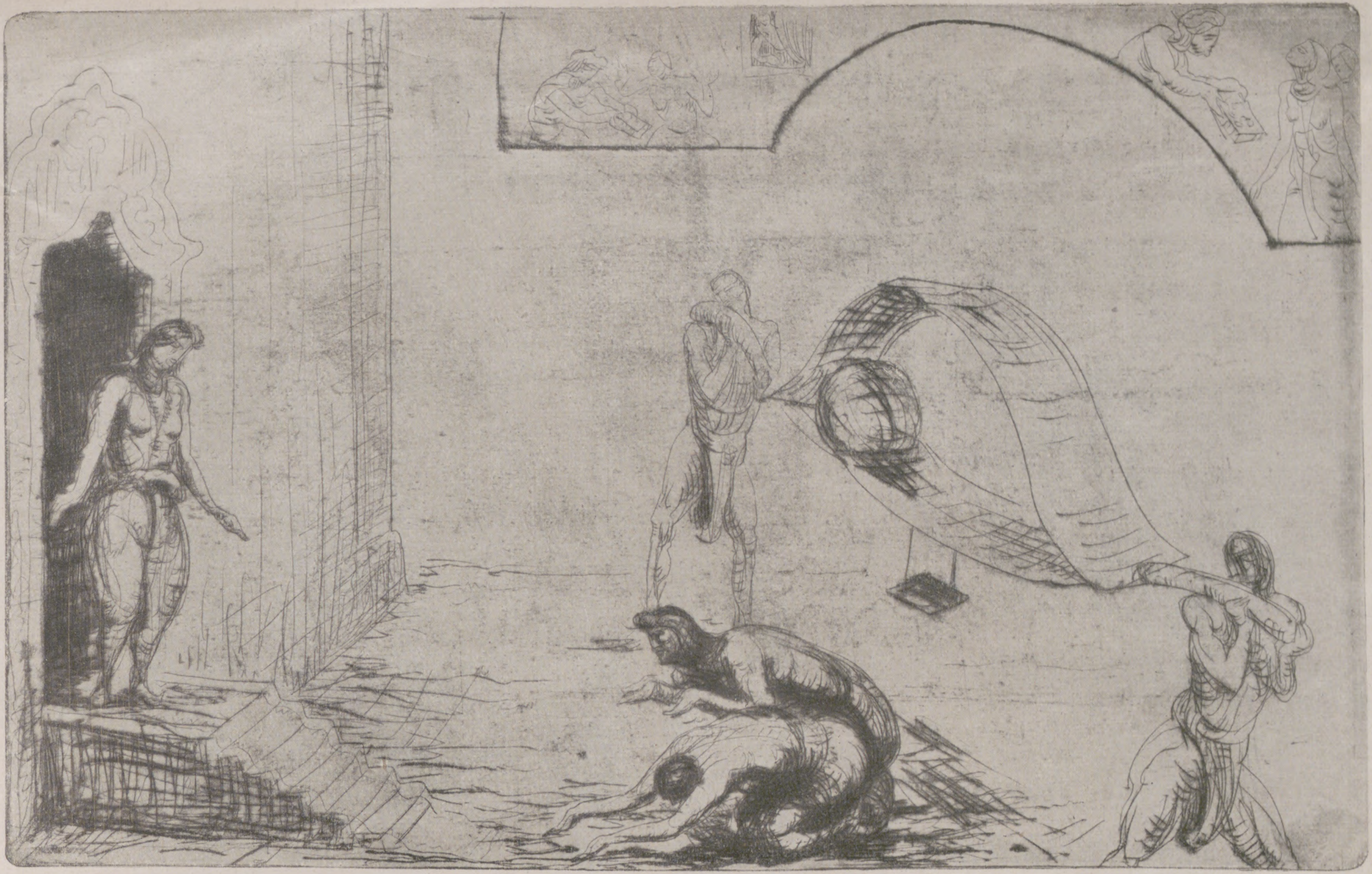
„Der in erster Linie Schuldige", fuhr Seton fort, „ist Sergey Axelrod, der gewesene Privatsekretär des Herrn Morel. In Wirklichkeit heißt er gar nicht Axelrod, sondern Bogdanoff, und sein Beruf war nicht der eines Privatsekretärs, sondern eines Chemikers und Biologen. Kurz und gut, dieser Sergey Axelrod ist kein anderer als Sergey Bogdanoff, der frühere erste Assistent des Professors Germann von der Petersburger Kaiserlichen Universität."

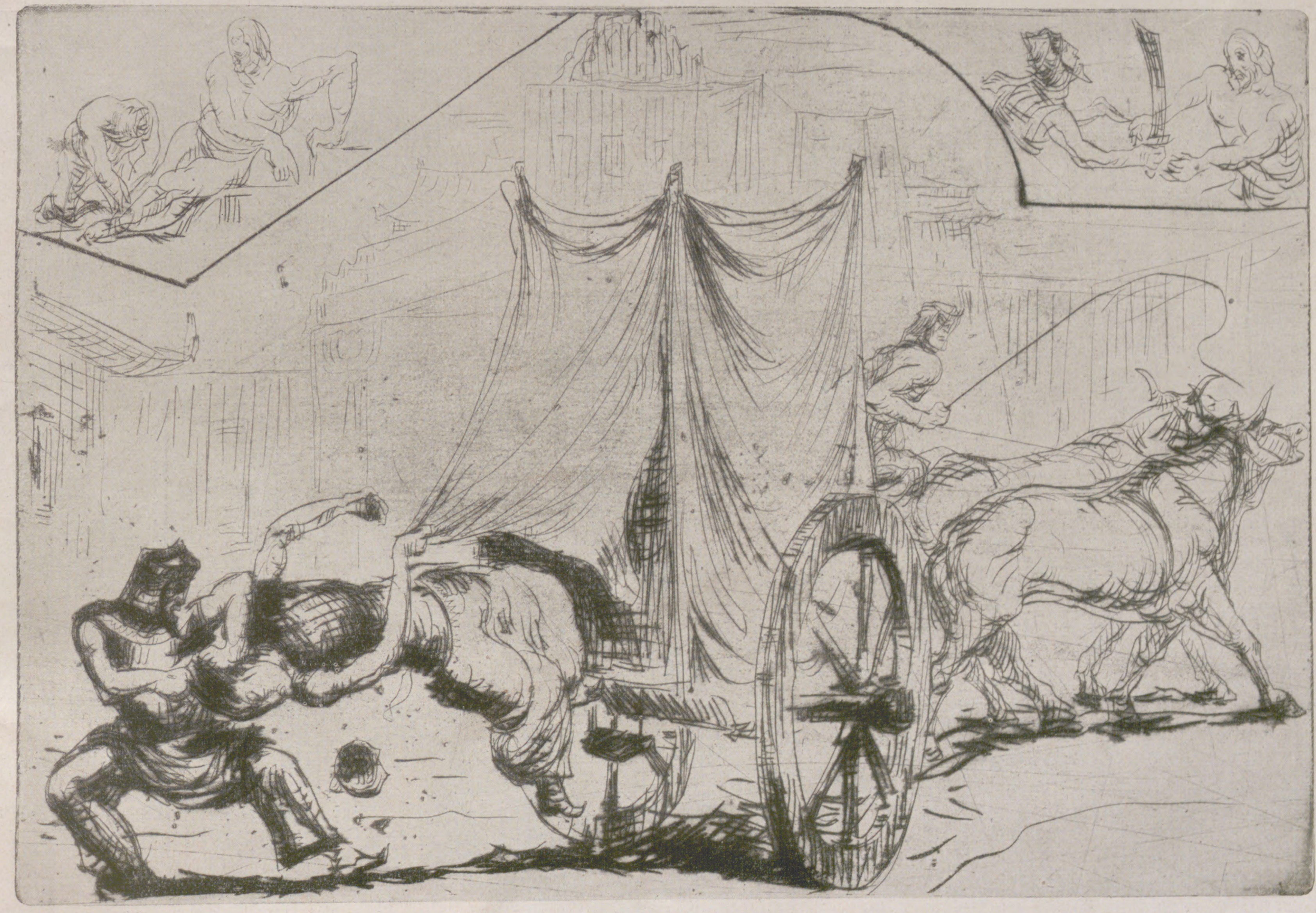
„Aha!" fiel der Südfranzose ein.

„In der Tat," antwortete Seton, „so ist es. Nun eine kleine wissenschaftliche Abschweifung. Sie alle, meine Herren, wissen, was ultraviolette Strahlen sind — Strahlen, zu deren Wahrnehmung das normale Auge nicht ausreicht. Sie wissen weiter, meine Herren, daß es Töne gibt, für deren Wahrnehmung auch das normale Ohr nicht mehr ausreicht. Und schließlich wissen Sie vielleicht, daß durch gewisse Mittel die Reizbarkeit des Auges und Ohres derart gesteigert werden kann, daß jene Strahlen zum Teil dennoch gesehen, jene Töne dennoch teilweise gehört werden können."

Hier machte Seton wieder eine Pause, die jedoch von keinem der drei Gäste unterbrochen wurde. Auf den Gesichtern des Amerikaners und des Franzosen lag deutlich der Ausdruck der Spannung, der Erwartung dessen, auf was dieser Detektiv da eigentlich hinziele, das Antlitz des Russen aber war weiter die vollkommene, nach wie vor von keiner Neugier und keiner Erregung gestörte Würde.

„Meine Herren," fuhr Seton fort, „Sie wissen, daß von Hirn zu Hirn eine Wechselwirkung stattfindet, daß zwischen zwei mensch-





Szenen aus dem altindischen Schauspiel „Vasantasena" nach Radierungen von Josef Hegenbarth.

(Aus der soeben im Verlag von J. J. Weber in Leipzig unter dem gleichen Titel erscheinenden Folge von 17 Radierungen des bekannten Graphikers.)

Siehe hierzu den Beitrag „Vasantasena" au Seite 542.)

Im Sportkostüm



Die Tänzerin Tilli Losch in schickem Fußsportanzug. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.



Anzug aus schwarz-weißem Trikot mit weißer Leinenhose für Ballsport.



Die Schauspielerin Anneliese Jung in ihrem Reitanzug. (Phot. Ernst Förster-Atelier „Adele", Wien.)



Der Schauspieler Fred Hennings in buntem englischen Hemd mit Breeches für Polospiel.

Unten links:

Die Schauspielerin Hilde Wall in elegantem Golfkleid.

Im Oval:

Die Schauspielerin Toddy Gmür in hellem Tenniskleid. Dazu passendes Stirnband.

Sämtliche Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Außer Abbildung rechts oben nach photographischen Aufnahmen von Zimbler, Wien.)





lichen und, wie der große Gelehrte Germann behauptet, auch zwischen zwei animalischen Hirnen ein Fluidum existiert, das Fluidum, auf dem auch die Möglichkeit des Gedankenlesens beruht. Ich meine natürlich nicht den unter diesem Namen einem naiven Großstadtpublikum vorgeführten Schwindel, sondern das tatsächliche, von allen auf diesem Gebiet Kundigen als vorhanden festgestellte Gedankenlesen.

Ich selbst kenne dieses Gedankenlesen. Mein Freund, der hier anwesende frühere Ministerpräsident Kamura, kennt es ohne Zweifel auch. Er wird Ihnen bestätigen, daß im Fernen Osten das Lesen der Gedanken zwar keine häufige, aber eine verhältnismäßig doch oft anzutreffende Kunst ist. Nun wohl, als Kellner im Hotel Ritz in Paris machte ich, der ich nicht nur Herrn Morel, sondern auch dessen angeblichen Privatsekretär Sergey Axelrod zu bedienen hatte, die Entdeckung, daß dieser Axelrod ein vollkommener Gedankenleser war. Als solcher verriet er sich selbst; er antwortete mir auf einen Gedanken, den ich weder mündlich noch schriftlich noch sonstwie geäußert hatte."

„Höchst wundervoll!" rief hier der Yankee, und in seinem Ausruf lag die seinem Volke eigene, trockene und beißende Ironie.

„Aber, so warten Sie, bitte, doch ab!" antwortete ihm Deperdussin, dessen Augen nicht die kleinste Spanne Zeit von Setons Lippen gewichen waren, und der vornübergebeugt dasaß, wie die Mensch gewordene Neugier.

„Meine Entdeckung", fuhr Seton unbeirrt fort, „veranlaßte mich zur Nachforschung nach der Vergangenheit Axelrods alias Bogdanoffs. Dies führte mich letzten Endes nach Petersburg und dort zu dem schon genannten Professor Germann, der mir zugab, daß er bereits vor Jahren ein Mittel gefunden habe, die Reizbarkeit des ganzen Hirnes, also nicht nur eines der fünf Sinne, in unerhörtester Weise zu steigern. Derart zu steigern, meine Herren, daß die Nerven und Zellen des einen Hirnes unter der Gewalt des von einem anderen Hirn ausgehenden Fluidums mit zu schwingen beginnen, kurz, daß das auf diese Weise affizierte Hirn in gleicher Weise arbeitet wie das, von dem der Reiz ausgeht. Mit anderen Worten ausgedrückt und auf unseren Fall bezogen: das eine Hirn vermag alle Gedanken des anderen zu lesen.

Vielleicht haben Sie auch einiges Interesse für die Begleiterscheinungen dieses Experiments. Das von Professor Germann erfundene Präparat, eine im reinsten Alkohol gelöste Kohlenstoffverbindung der sogenannten CH_4-Reihe, versetzt den, der es zu sich nimmt, in einen Zustand des Rausches, an dem nicht nur der Alkohol schuld ist. Ferner aber stumpft es die anderen Sinne bedeutend ab, und vor allem den des Gehörs. Wer also dies Präparat zu sich nimmt, der wird auf kürzere Zeit schwerhörig. Schwerhörig auf kürzere Zeit war auch unser famoser Bogdanoff, und dessentwegen mußte er Kopf an Kopf mit Herrn Morel zusammen arbeiten, und um so besser paßte ihm dies, weil das wirkliche Lesen der Gedanken nur auf eine kurze Entfernung der beiden Hirne stattfinden kann. Darauf aber kam es dem Russen an: Bogdanoff las Herrn Morels Gedanken, und was er während zweier Jahre fast Tag für Tag las, das teilte er den Leitern der drei hier vertretenen Unternehmungen mit."

Seton schwieg, und er hätte auch nicht weiterreden können.

Denn nach den letzten Worten klatschte sich der Südfranzose vor Lust auf seine dicken Schenkel und lachte, daß sich die feisten Backen blähten, während der Amerikaner ruhig blieb und sich damit begnügte, seinen Kaugummi verächtlich und zielsicher in weitem Bogen in den Kamin zu spucken.

Nur der Vertreter des „Wolga-Syndikats" blieb unberührt. Nach wie vor liebkoste er seinen mächtig flutenden Bart, nach wie vor war er die Mensch gewordene Würde.

Seton hatte sich wieder gesetzt.

„Dürfte ich die Herren um Ihre werte Meinung bitten?" fragte Morel, als das Lachen des Franzosen endlich verstummt war.

„Allerdings dürfen Sie das", meinte der Amerikaner voller Hohn. „Und meine Meinung ist: Humbug!"

„Wir in Frankreich," rief der Franzose, „wir sagen: Windbeutelei!"

Der dritte Vertreter dagegen sagte nichts.

„Sehr wohl," erwiderte Morel, „sehr wohl, und wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Hier ist Herr Cecil Howard Seton. In aufopfernder Weise hat er sich dazu bereit erklärt, das Germannsche Präparat einzunehmen. Und er bietet sich Ihnen an, meine Herren, Ihre Gedanken zu lesen. Keine Scheu, meine Herren. Mit wem darf er das von Bogdanoff hundertmal und mit vollstem Erfolg ausgeführte Experiment anstellen? Wessen Gedanken soll er lesen?"

In diesem Augenblick schien die latente Spannung, die bis jetzt trotz allen Gelächters die Sitzung beherrscht hatte, einen gewissen Höhepunkt erreichen zu wollen. Das fast Phantastische sollte hier zum Ereignis werden! Gewiß, man hatte schon allerhand von der Kunst des Gedankenlesens gehört, man hatte vielleicht auch schon gewissen Vorführungen beigewohnt, bei denen diese Kunst verwirklicht worden sein sollte... aber man hatte doch immer das Gefühl gehabt, daß hinter diesen Vorführungen irgendein Schwindel, ein wohl meisterlicher Trick, aber eben doch ein „Trick" versteckt war.

Aber dieser Seton hatte ja selbst hiervon gesprochen, von dem Humbug des sogenannten Gedankenlesens und weiter von dem naiven

Großstadtpublikum, das auf diesen Humbug hereinzufallen pflege. Sollte wirklich etwas Wahres an dem sein, was Morel, ein immerhin sehr ernst zu nehmender Mann, hier gesagt hatte?

Die Pause zog sich in die Länge, die Stimmung wurde ungemütlich. Seton selbst saß, oder besser, lag in dem breiten Sessel, er schien nichts mehr zu hören noch zu sehen, und seine Augen schimmerten noch stärker denn zuvor.

Der Amerikaner hatte einen neuen Kaugummi in den Mund geschoben und versuchte es, ein völlig unbeteiligtes Gesicht zu machen. Der Südfranzose verhielt sich auf andere, aber nicht minder deutliche Art passiv, indem er aufmerksam seine Fingernägel besah, als sei deren Reinheit und Glanz das jetzt Wichtigste.

Nur der russische Vertreter blieb der gleiche, und als ihn Morel fragend ansah, liebkoste er nochmals seinen mächtigen Bart, um dann wohlwollend, aber immer noch mit unendlicher Würde zu nicken.

„Bitte, Herr Seton“, sagte Morel.

Seton erhob sich etwas schwankend, ging auf den menschlichen Koloß zu, der jetzt richtig lächelte, beugte sich zu ihm vor, bis sein Kopf das mächtige Haupt berührte, und schien zu lauschen.

Es war totenstill im „gelben Saal“, nur die Standuhr auf dem Kamin zerhackte die Zeit in kleine, regelmäßige Stücke.

Sekunden vergingen, und Minuten, und schließlich rief Morel mit lauter Stimme:

„Nun, Herr Seton, was denkt unser werter Gast?“

Seton richtete sich wieder auf und trat einige Schritte zurück. Dann sagte er, und seine scharfen, wie mit dem Messer gezogenen Lippen zogen sich leise nach unten:

„Nichts! Unser werter Gast denkt nichts, gar nichts“, sagte er, um dann zu lächeln und schließlich zu lachen, daß sein hagerer Körper bebte.

Da lachte alles. Und das Lachen wollte nicht enden. Der kleine Amerikaner aber lachte nicht, sondern er kreischte, daß dies, Gott verdamme ihn! der ausgemachteste Humbug sei, den er je kennengelernt habe.

Nach und nach wurde es wieder ruhiger, und nachdem schließlich sich Morel und Seton, Kopf an Kopf, in einer Ecke besprochen hatten, sagte der Leiter des Konzerns zu dem jetzt still vor sich hin gluckenden Amerikaner:

„Wagen Sie es jetzt? Bitte, schreiben Sie sich irgendeinen Gedanken auf, behalten Sie den Zettel in der Hand, denken Sie nur diesen Gedanken — einverstanden?“

„Ich mach's auch“, sagte jetzt der Franzose.

Aber der Amerikaner hatte sich schon erhoben, war zum Kamin getreten, hatte eine Visitenkarte herausgenommen und auf diese mit seinem Füllfederhalter etwas geschrieben.

„Los!“ sagte er, indem er sich wieder niedersetzte, die Hand vollkommen um die gefaltete Karte geballt.

Das gleiche Schauspiel wiederholte sich, doch trat Seton diesmal rasch zurück.

Seine dünnen Lippen waren aber noch verzerrter als zuvor.

„Vorwärts! Vorwärts!“ schrie Deperdussin mit heiserer Stimme.

„Well?“ fragte der Amerikaner.

„Unser Gast“, sagte Seton nach einer kleinen Pause, „dachte vollkommen klar und mit großer Kraft folgendes: ‚Eine idiotenhaftere Gesellschaft von sieben vollkommenen Trotteln und einem noch vollkommeneren Schwindler sah ich mein Leben nie.‘“

Wieder wurde gelacht, aber es war ein kurzes, nervöses Lachen. Der Amerikaner war blaß geworden, zerriß das Stückchen Papier und sagte nach einer langen Pause:

„Es stimmt. Es stimmt durchaus. Dies habe ich Wort für Wort gedacht, und geschrieben habe ich auf meine Karte gar nichts — um jedem Humbug vorzubeugen.“ — —

Alles andere war nur noch Formsache. Denn die Stöße von Briefkopien und Aufzeichnungen des Axelrod alias Bogdanoff bewiesen ja doch nichts mehr als das, was Seton soeben nachgeprüft hatte.

Die endgültige Auseinandersetzung fand vier Wochen später statt und bestand darin, daß die bisher feindlichen drei Unternehmungen dem von Morel geleiteten Konzern mit gewaltigen Kapitaleinlagen beitraten.

Auch Seton ließ die ihm zugesprochene Summe in dem Konzern stecken, wodurch er dessen finanziell am höchsten beteiligter Aktionär wurde.

Was das Präparat von Professor Germann angeht, so ist dies schon seit geraumer Zeit patentiert und darf nur in der eidgenössischen Klinik in Bern hergestellt und auch nur zu bestimmten Zwecken verwendet werden — denn es ist zugleich eines der schlimmsten Gifte.

Damit wird auch das böse Ende des Russen zu erklären sein. Denn all seine Reichtümer, die er übrigens in selbstloser Weise der nihilistischen Propaganda gestiftet hatte, änderten nichts daran, daß er nach einigen Monaten dem Irrsinn verfiel und als unheilbar interniert werden mußte.

Selbst bei Seton, der nur einmal dies Präparat zu sich genommen hatte, dauerte es mehrere Wochen, bevor dessen letzte Reaktion verschwunden war.



Münchener Bierfeste: Salvator-Ausschank auf dem Nockherberg.

Nach einer Zeichnung von Wolfgang Wagner.

Großstadt-Komödie. / Von Karl Escher.

Eine richtige Mietkaserne ist ein Labyrinth; nie wird sich ein Fremder darin zurechtfinden. Da steht ein ganz gewöhnliches, fünf Stockwerke hohes, graues Gebäude mit einem riesigen Tor gerade in der Mitte. Aber wenn man durch das Tor in den langgestreckten Hauseingang geht ... dann ist man schon verloren. Links und rechts führen Treppen nach oben, von denen sich wieder Treppchen abzweigen; hinter dem Hauseingang ist ein viereckiger, düsterer Hof, ganz von himmelhohen Häusermauern umschlossen. Auch diese Mauern gehören zu derselben Mietkaserne; und nun gibt es wieder verschiedene Eingänge mit Treppen und Treppchen, und hinter dem Hof ist genau wieder solch ein trostloser Hof, und dahinter wieder ein dritter... Ohne erfahrenen Führer findet man sich nie zurecht, z. B. wenn man Fräulein Klara Dahlke eine Visite machen möchte, die in einem solchen Hause wohnt, zweiter Hof, linker Seitenflügel, erstes Stockwerk rechts, erster Eingang.

Einen allerdings gab es, der fand auch mit geschlossenen Augen diesen verzwickten Weg über Höfe, durch Seiteneingänge und über kniffliche Treppensysteme hinweg. Otto Juhl hieß er, Schlosser in einer Maschinenfabrik und Bräutigam, „verlobter Bräutigam“ (wie man so sagt) von ebendieser schwer zu findenden Klara Dahlke, die mit ihrer Mutter gemeinsam wohnte und eine Glanzplätterei in der beiderseitigen Wohnung führte.

Fräulein Klara war blond und lustig, ein nettes und liebenswürdiges Mädelchen mit blauen lachenden Augen. Ihr Bräutigam Otto Juhl: ein fixer Kerl, fleißig und brav. Es hätte überhaupt in der ganzen ungeheuren Stadt kein Paar gegeben, das besser zueinander paßte als dieses: Klara und Otto ... wenn in der großen Maschinenfabrik, in der Otto in Stellung war, nicht so schrecklich viele blonde und schwarzhaarige Mädchen gearbeitet hätten und Klara nicht so überaus eifersüchtig gewesen wäre.

Es muß leider gesagt werden, daß sich die beiden Verlobten häufig weit lebhafter und lauter miteinander unterhielten, als es gerade bei Brautleuten notwendig und üblich ist. Und wenn Otto Juhl die wirklich unberechtigten Vorwürfe, die ihm seine eifersüchtige Braut machte, erst lachend und dann ärgerlich zurückwies, ohne aber Fräulein Klara richtig böse zu sein, so kam das, weil er ein ruhiger und anständiger Kerl war, der seine Braut sehr liebte.

Auch Fräulein Klara hatte ihren Otto vom Herzen lieb ... aber wenn man so den ganzen Tag über am Plätt-Tisch steht, dann machen die Gedanken schon ganz von selbst die eigenwilligsten Spaziergänge — und was konnte Fräulein Klara schließlich dafür, wenn ihre Gedanken immer wieder in die weiten Arbeitsräume der Maschinenfabrik liefen, in der Otto beschäftigt war und mit ihm mindestens drei- bis vierhundert junge Mädel! Und immer wieder sah sie im Geiste, wie ihr Otto verliebte Blicke umherschickte und verliebte Blicke auffing, war er doch ein stattlicher, hübscher Geselle. Und so sehr war sie in ihre eifersüchtigen Vorstellungen verrannt, daß sie das Gespräch immer wieder auf die Mädel in den Arbeitssälen brachte und Otto Juhl damit wirklich quälte. —

Ein halbes Jahr lang und sogar noch etwas länger ging das gut... Dann aber verlor er eines Abends doch die Geduld. Er sprang auf und rief aus: „Wenn du so wenig Vertrauen zu mir hast, dann ist es eben zu Ende zwischen uns. Ich gehe.“

„Aus dir spricht nur das böse Gewissen, da sieht man's“, konnte Fräulein Klara noch antworten — da war die Tür schon zu, und laute Schritte polterten über das halb finstere Treppenhaus. —

Auf der Straße empfand Otto Juhl schon Reue über seine entschiedenen Worte. Nein, er hatte Fräulein Klara gar nicht kränken wollen, durchaus nicht — aber was zuviel ist, ist zuviel. Alles kann sich auch der beste Bräutigam nicht gefallen lassen. Aber daß nun seine Verlobung ganz vorbei sein sollte, nein, das wollte ihm auch nicht in den Kopf. Sie hatten doch beide gearbeitet und gespart, um im nächsten Frühjahr zu heiraten. Und wie oft hatten sie sich ihre Häuslichkeit und alles Schöne und Holde ausgemalt, das ihnen ihre junge Ehe bringen sollte! Und das alles vorbei wegen alberner Hirngespinste, die nichts als Rauch und Wind waren. Und dann: solch ein junges Mädchen, das den ganzen Tag über allein ist (Mutter Dahlke besorgte das Haus und die Küche), das kommt eben auf merkwürdige Einfälle. Daraus muß sich ein Mann nicht viel machen; das soll sich später wohl schon geben, wenn sie ihrem Gatten erst richtig ins Herz gesehen hat ...

Das und noch viel mehr dachte Otto Juhl, indem er langsam die belebte dämmerige Straße entlangging, und so ist es leicht begreiflich, daß er in seiner versöhnlichen und verständigen Stimmung beschloß, sogleich umzukehren und sich mit seiner lieben Braut wieder so gut zu stellen wie vorher. Der dumme Zwischenfall sollte erledigt und vergessen sein. In einem Blumenladen kaufte er einen Strauß Astern und ging schnell und fröhlich, wohin sein Herz ihn trieb.

Er läutete an Klaras Tür, hörte ein Rascheln, merkte, wie durch ein kleines Guckloch gesehen wurde — und wie sich Klaras Schritte leise wieder entfernten. Er läutete noch einmal und noch ein drittes Mal; es wurde ihm nicht geöffnet. Das war wenig nett von Fräulein Klara; mit Recht ärgerte er sich. Darum schlug er mit der Faust gegen die Tür. Erst blieb es still, dann, als er den Faustschlag wiederholte, rief Fräulein Klara mit ganz hoher, sehr erregter Stimme: „Was willst du denn noch? Mach', daß du fortkommst! Herumtreiber!“

Da aber packte ihn die Wut. Ohne Besinnung zog er einen Revolver heraus und schoß gegen die verschlossene Tür! Ein Knall, ein Frauenschrei — und Hals über Kopf rannte Otto Juhl die Treppen hinab — den Asternstrauß verlor er schon vor Fräulein Klaras Tür — stürzte los und rannte zum nahen Polizeirevier und meldete dort atemlos, keuchend und völlig verstört, daß er seine Braut Klara Dahlke durch die verschlossene Wohnungstür „mit diesem Revolver hier“ erschossen habe ...

Der Polizeikommissar, ein älterer, ruhiger Beamte, ließ ihm einen Stuhl bringen und dann ein Glas Wasser, sprach sachlich und schlicht auf ihn ein, und nun erzählte Otto Juhl die ganze Geschichte. Ein paar Beamte wurden herbeigerufen, ein erstes Verhör angestellt — immerhin war die Sache doch ernster, als der Kommissar zuerst geglaubt hatte. Er war gerade dabei, zwei Beamte zu instruieren, die in das Haus, in dem der Mord geschehen war, gehen sollten; er selber würde mit dem Täter und der telephonisch beorderten Mordkommission so bald als möglich folgen ... als Schreien, Zetern und Weinen aus der Revierstube in das Kommissariatsbureau drang, das dicht hinter der Stube lag. Ein sehr aufgeregtes junges Mädchen erzählte unter Weinen und Schluchzen, ihr Bräutigam habe sich vor ihrer Wohnungstür erschossen, die Hausbewohner suchten die Leiche im Treppenhaus, ohne sie zu finden ... Und nun sollte die Polizei kommen, und sie wäre so unglücklich und hätte die Schuld an dem Selbstmord ihres Verlobten ...

Der Polizeikommissar hatte bei dem Lärm, der aus der Revierstube drang, die Verhandlung unterbrochen; nach ein paar Augenblicken stand er auf, öffnete die Tür und zog sachte und beinah väterlich das erregte, weinende Mädchen in sein Bureau. Otto Juhl war erschrocken aufgesprungen und starrte ganz entgeistert vor sich hin. Und nun geschah das Merkwürdigste, was je auf einem Polizeirevier geschehen ist: der Selbstmörder und die Ermordete flogen sich in die Arme! Klara und Otto! Das Tribunal ward zur Szene!

Selten oder nie zuvor ist auf einem Polizeirevier so gelacht worden wie an diesem Abend. Ja, als Otto Juhl und Klara Dahlke schon lange Arm in Arm fortgegangen waren, wurde von den Beamten, die sonst so selten zu Heiterkeitsausbrüchen Gelegenheit haben, noch weitergelacht; und sie blieben sogar noch fröhlich, als Klara und Otto längst in der Plättstube waren und sich unter Lachen und Weinen versprachen, nunmehr stets ein Herz und eine Seele zu sein.

Aus Wissenschaft und Technik.

Indische Baukunst. (Zu der doppelseitigen Bildertafel.) Die indische Kunst ist mehr als andere Kunststile von den religiösen Bewegungen und von den mit diesen über Vorderindien gegangenen kulturgeschichtlichen Strömungen beeinflußt. Da in Indien die Religionssysteme wechselten, änderten sich auch Art und Stil der Bauten. In alter, vorbuddhistischer Zeit, die unter dem Einfluß vedisch-brahmanischer Religion stand, fehlte es den Indern an großen Bauwerken. Seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, da sich der im 6. Jahrhundert gegründete Buddhismus als Staatsreligion durchsetzte, erhält Indien größere und festere Bauwerke, deren Architektur altpersischen Einfluß zeigt. Die wichtigsten Denkmäler dieser Epoche sind Inschriftsäulen, die von religiösen Symbolen gekrönt werden, Klöster, die in Gestalt von Grotten oft in Felsen gehauen sind, und Stupas, kuppelförmige Bauten mit quadratischem Untersatz, die ursprünglich als Königsgräber, später als Reliquienschreine benutzt wurden. Bis zum 4. nachchristlichen Jahrhundert läßt sich in Vorderindien neben der persisch beeinflußten eine griechisch orientierte Kunstübung, die sogenannte Gandharvakunst nachweisen, die unter der Auswirkung des Zuges Alexanders des Großen ins Fünfstromland Götterfiguren, namentlich die Gestalt des Buddhas mit griechischem Faltenwurf und ebensolchen Gesichtszügen darstellte, dabei aber die altindische Grundlage beibehielt. Seit dem 6. nachchristlichen Jahrhundert wird in Indien der Buddhismus durch den in Gestalt des Hinduismus wiederauflebenden alten Brahmanismus verdrängt. An Stelle der Grotten treten große Hallen, die zum Teil noch wie früher in den Felsen gehauen werden, und freistehende Tempelbauten größten Stils. Im Norden entwickeln sich Sandsteintempel mit Kegeltürmen, im südlichen Indien stufenförmige Pyramidentürme, die mit säulenreichen Pilgerhallen und Portalen in Viereckform umgeben sind. Die zahllosen Gottheiten des Hinduismus werden in phantastischer Weise, meist vielarmig und tierköpfig, dargestellt. Dazu gesellt sich seit dem ausgehenden Mittelalter arabisch-mohammedanischer Einfluß, der sich von der Westküste aus bald stärker bemerkbar macht. Von den indischen Tempelbauten gehören die von Madura und Rameswaram an der Südspitze Indiens mit zu den bekanntesten. Die Tempelanlagen von Madura, die der fischäugigen Göttin Minatschi und deren Gemahl geweiht sind, bestehen aus einem Labyrinth von Hallen, Höfen, großen und kleinen Heiligtümern. Sie bilden eine Tempelstadt für sich. Allenthalben starrt dem Besucher, dem gläubigen Siwaverehrer, von den Säulen und Trägern figuren- und fratzenreiche Bildhauerarbeit entgegen, die die vielen Gestalten der indischen Götterwelt und deren Attribute veranschaulicht. Pilgerscharen wallfahren auch nach dem Tempel auf Rameswaram an der berühmten Adamsbrücke, die Ceylon mit dem Festland verbindet. Diese Tempelbauten sind weithin berühmt durch ihre große, lange Kolonnade und durch eines der größten Kolossalbilder des aus schwarzem Gestein gemeißelten Siwastieres. Viel besucht sind auch die Siwatempelanlagen zu Tandschor, die mit ihrem 70 m hohen Turm, der aus 10000 Zentnern Steinen erbaut sein soll, weithin die Landschaft überragen. Dr. P.

Schwankungen des Körpergewichtes. Ein Mensch, der nicht ißt und nicht trinkt, nimmt von Sekunde zu Sekunde ab. Dies beruht auf dem Verlust von Wasser infolge der Ausatmung und Ausdünstung und auf der Abgabe von Kohlenstoff. Der Kohlenstoff ist ursprünglich mit der Nahrung aufgenommen worden, verbindet sich bei den Stoffwechselvorgängen im Körperinnern mit dem aus der Luft aufgenommenen Sauerstoff zu Kohlendioxyd (Kohlensäure), und dieser Stoff wird fortwährend, am meisten bei der Ausatmung, vom Körper an die Umgebungsluft abgegeben. In den physiologischen Laboratorien konnten diese Gewichtsveränderungen rechnerisch verfolgt werden. Neuerdings hat nun das Carnegie-Institut außerordentlich große Wagen hergestellt, auf deren einer Wagschale ein erwachsener Mann auf einem Stuhle gut Platz nehmen kann. Mit den fein registrierenden Wagen sollen die ständigen Gewichtsverluste des Körpers fortlaufend bestimmt werden. Wurde ein Mann auf die eine Wagschale gesetzt, so verlor er so zusehends an Gewicht, daß ständig kleine Gewichtsmengen auf die andere Wagschale gebracht werden mußten, um das ehemalige Gleichgewicht wiederherzustellen. Der Gewichtsverlust ist um so größer, je dicker ein Mensch ist. Es wurden auch Untersuchungen über die Einwirkung stärkerer Körperanstrengungen auf das Körpergewicht angestellt. In einem solchen Versuch verlor ein Fußballspieler 14 Pfund während eines 70 Minuten dauernden Spieles, ein Marathonläufer verlor $8^1/_2$ Pfund während eines dreistündigen Laufes, ein Ruderer verlor $5^1/_2$ Pfund in einem Wettkampf, der sich über 4 Meilen erstreckte und 22 Minuten währte. Der Gewichtsverlust ist auf Ausatmung und Ausdünstung zurückzuführen. Hauptsächlich ist der Wasserverlust in solchen Fällen sehr groß. Er findet vor allem in der Gewichtsziffer seinen Ausdruck. Daneben hat bei solchen außergewöhnlichen Körperanstrengungen auch der Verlust an verbranntem oder sonstwie zugrunde gegangenem Gewebe Einfluß auf das Körpergewicht. Die Beobachtungen des Körpergewichts im Hunger gestalten sich nicht einfach, wenn sie längere Zeit durchgeführt werden. Bei länger dauerndem Hunger kann die stetige Gewichtsabnahme durch eine vorübergehende Gewichtszunahme unterbrochen werden, der dann weiterhin ein um so stärkerer Gewichtsverlust folgt. Die Anziehung (Absorption) von Wasser konnte in solchen Fällen ausgeschaltet, daher nicht als Ursache betrachtet werden. Es wurde ein Zusammenhang mit unvollständigen Verbrennungsvorgängen im Körper vermutet, ohne daß diese Erklärungsweise recht überzeugend wäre. Auch im Winterschlaf der Tiere, der mit dauerndem Hunger und fortwährendem Gewichtsverlust verknüpft ist, wurden zeitweilig kleine Gewichtsanstiege festgestellt. Diese absonderlichen, bisher unerklärten Gewichtszunahmen fanden dann statt, wenn die Tiere sehr fest in Schlaf versunken waren. Dr. W. Schweisheimer.

Eine Umwälzung der Wärmetechnik? Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß ein von einem Ingenieur Becker in Nohra erfundener Kessel, der es gestattet, Dampf von sehr hohem Drucke — es wurden gleich 150 Atmosphären genannt — zu erzeugen, und der sehr schnell anzuheizen sei, eine Umwälzung der Wärmetechnik und Wissenschaft bedeute. Ganz im allgemeinen möchten wir unseren Lesern nur empfehlen, gegenüber allen Nachrichten von Umwälzungen recht skeptisch zu sein; es wälzt sich nicht so leicht um, und die bedeutendsten Fortschritte brauchen oft die längste Zeit zu ihrer Entwicklung und Einführung in die Praxis. Auch sind Umwälzungen der Wissenschaft von der Wärme, der Thermodynamik, wohl überhaupt nicht zu erwarten, und zwar deshalb, weil sie auf unbedingt sichergestellten, wohlbekannten Gesetzen beruht. Ob ein Kessel 5 oder 150 Atmosphären Druck erzeugt, ob er in 12 Stunden oder 5 Minuten anzuheizen sei, ist überdies eine Frage, an der die Thermodynamik gar kein Interesse hat. Dagegen kann für die praktische Technik die Herstellung eines solchen Kessels unter Umständen recht vorteilhaft und wichtig sein, allerdings nur in engbegrenzten Anwendungsgebieten. Der Beckersche Kessel beruht, soweit darüber Näheres bekannt ist, darauf, daß ein Röhrensystem durch eine Ölstichflamme erhitzt wird, während eine Anzahl Streudüsen in das Innere Wasser einspritzen. Trifft dieses Wasser auf die hocherhitzte Rohrwand, so verwandelt es sich auf der Stelle in Dampf, und je nach der Menge Dampf, die man dem Kessel entnimmt, stellt sich ein mehr oder weniger hoher Druck ein. Ein prinzipieller Unterschied dieser Kesselbauart gegenüber unseren üblichen Kesseln ist das Fehlen eines Wasserraumes, der unter Dampfdruck steht. Dieser Wasserraum hat gewöhnlich die Bedeutung einer Pufferfeder. Man stelle sich den Betrieb eines Elektrizitätswerkes vor, wie er alltäglich ist. Ziemlich zu derselben Zeit schalten alle Tage Hunderttausende von Abnehmern ihre Lampen ein, so daß die Maschinen ganz plötzlich eine gewaltig gesteigerte Strommenge zu leisten haben. Die Dynamomaschine wirkt dann derart auf die sie antreibende Dampfmaschine oder -turbine zu-

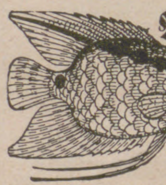
rück, daß diese dem Kessel eine bedeutend größere Menge Dampf entnehmen muß. Der Kessel greift wiederum auf seinen Dampfspeicher in Gestalt des in ihm enthaltenen Wassers zurück, von dem infolge kurzzeitigen Sinkens des Kesseldruckes schnell große Mengen verdampft werden. (Der Versuch kann leicht selbst gemacht werden, indem man einen Topf Wasser, der mit einem Deckel bedeckt ist, bis kurz vor dem Sieden erhitzt. Nimmt man dann plötzlich den Deckel ab, so setzt augenblicklich das Sieden ein.) Dieses elastische Verhalten der Kessel ist unbedingt notwendig, andernfalls könnte die Dampfturbine nicht den notwendigen Dampf erhalten, die Dynamomaschine könnte nicht den von ihr verlangten Strom leisten, und der Abnehmer säße im Dunkeln. Wird dem Kessel aber immer nur eine bestimmte Menge Wasser durch Einspritzen zugeführt, so fehlt die Möglichkeit solcher Elastizität ganz. Das ist auch einer der Gründe, warum diese Form des Kessels, die schon vor hundert Jahren von Perkins vorgeschlagen wurde, sich nicht einbürgern konnte. Ein zweiter ist die starke Kesselsteinbildung. An der Stelle, an der das Wasser verdampft, setzt es seinen ganzen Salzgehalt in Gestalt des gefürchteten Kesselsteines ab; die Stelle der Rohrwand wird bald von einer dicken Steinschicht bedeckt sein, wird nicht mehr vom Wasser gekühlt, kommt ins Glühen und brennt in kurzer Zeit durch. Diese sehr unangenehme Erscheinung kann man nur vermeiden, indem man ganz reines, destilliertes Wasser zur Kesselspeisung verwendet. Also, ganz neu ist, wie schon angeführt wurde, die Beckersche Erfindung gerade nicht. Wir haben sogar in den letzten Jahrzehnten viele Versuche erlebt, Kessel auf dieser Grundlage zu konstruieren, und zwar vornehmlich am Serpolletschen Kessel für Dampfautomobile. Diesem gegenüber scheint der von Ingenieur Becker erfundene Kessel in der Tat einige Vorteile zu besitzen, und sein Anwendungsgebiet werden wohl in erster Linie auch Dampffahrzeuge bilden. Denn die sonst notwendige Elastizität ist bei ihnen weniger wichtig, weil die Belastung der Maschinen nicht so sehr zu schwanken pflegt, während die Gewichtsersparnis und die Schnelligkeit des Anheizens von großem Werte sind. Auf diesem Teilgebiete mag die Beckersche Konstruktion wohl recht wertvoll sein, eine Umwälzung der Technik und Wissenschaft bedeutet sie aber nicht.

Dipl.-Ing. Dr. Hamm.









Literatur und Kunst.

Vom Porträt. Die Kamera, ein technischer Apparat, müßte eigentlich das beste Abbild des Photographierten liefern. Aber wie selten entspricht eine Photographie unseren Wünschen. Sicherlich zeichnet die Kamera jede Einzelheit in unserem Antlitz nach, dennoch erscheint uns der Ausdruck fremd. Wie viel schwerer ist daher das Urteil über ein Kunstwerk, das die Züge eines Menschen festhält. Der Künstler behauptet: „Ich sehe den Dargestellten so.“ Dieser selbst, seine Verwandten, die ihn genau zu kennen meinen, vermissen die Ähnlichkeit. Was ist Ähnlichkeit oder, klarer ausgedrückt, Naturwahrheit? Die meisten Kunstrichtungen, der Expressionismus ausgenommen, streben nach Naturwahrheit. „Gareggiare la natura“ lautete für Leonardo da Vinci und seine Zeit das höchste Ziel der Kunst. Und doch, wenn mehrere Maler das gleiche Objekt malen, kommen ganz verschiedene Ansichten heraus. Ludwig Richter erzählt in seinen Erinnerungen, wie er und zwei Kameraden in Tivoli den gleichen Vorwurf malten und sich vornahmen, nicht um Haaresbreite von der Natur abzuweichen, wie aber dennoch drei ganz verschiedene Bilder entstanden. Wenn auch nach Kant die Formen unserer Anschauung, Raum und Zeit, allen Menschen gemeinsam sind, wie jeder diese Formen füllt, ist sein Eigenstes und von den anderen unterschieden. Darum bedeutet die Geschichte der Kunst nicht die Darlegung der Entwicklung des künstlerischen Sehens, sondern ebenso bedeutsam wie das Sehen wirkt die Weltanschauung, das Reich der Werte des Schaffenden oder Nachempfindenden auf die Kunst ein. Jeder Künstler wird sein Augenmerk vor allem auf das richten, was ihm wertvoll erscheint. Einen Maler fesseln in dem Angesicht des Abzubildenden die Farben, dem anderen sind die Formen, wie sich die Stirne wölbt, wie die Brauen über den Augen liegen, das Bedeutsame. Diesem Künstler genügt die Oberfläche, der flüchtige Eindruck, den er gewinnt, jener sieht in Formen den Ausdruck des bewegten Lebens. Wen die Erscheinung fesselt, dem liegt weniger an inneren Werten. Und jeder Mensch stellt einen Mikrokosmos dar, eine Welt an sich, eine unendliche Fülle. Arnold Böcklin sagt in seinem Gespräch mit

Floerke, von den Hunderten von Möglichkeiten der Farbe in der Natur stünden dem Künstler nur wenige zur Verfügung. Durch kluge Auswahl muß er mit seinen geringeren Mitteln die Natur überbieten. Diese Wahl läßt jedem Künstler seine Freiheit der Natur gegenüber, darin liegt aber, daß es so viele Ansichten eines Naturvorwurfs geben muß, als Künstler ihn abbilden. Und doch, es gibt eine Einschränkung der unendlichen Möglichkeiten. Neben seiner persönlichen Eigenart ist jeder ein Zeitgenosse, das will sagen, jeder Künstler, ob bewußt oder unbewußt, lebt in der Weltanschauung seiner Zeit, und diese Gemeinsamkeit prägt sich in einem gemeinsamen Duktus, in einer Verwandtschaft der künstlerischen Handschrift aus. Aber auch der Abzubildende trägt typische Züge seiner Epoche. Gelingt es dem Künstler, neben dem Typischen noch das Persönliche des Porträtierten zu gestalten, eine Seite, besonders die entscheidende seines Wesens, die sein Äußeres verrät, darzustellen, dann ist das Porträt gelungen, mögen auch seine Verwandten diese oder jene Einzelheit vermissen, die ihnen das Wesen des Abgebildeten sympathisch macht. Unter den vielen Einzelheiten der Natur muß der Künstler wählen. Ist er ein Künstler, so entdeckt er das Wesentliche. Wie jeder von uns nur sein Weltbild trägt, so wird der Künstler jeden Vorwurf im Sinne seines Weltbildes gestalten. Ist dieses Weltbild stark genug, uns zu bannen, in seinen Kreis zu zwingen, dann lernen wir mit den Augen des Künstlers sehen. Nur starke, ausgeprägte Persönlichkeiten haben Verständnis für die Eigenart anderer. So entdeckt der Künstler im Darzustellenden das ihm Eigentümliche und vermag es zu betonen. Darin ruht der Sinn des Porträtierens. Nicht für die gute Stube als Wandschmuck bildet der echte Künstler, sondern in innerer Verantwortung vor der Ewigkeit für die Zukunft. Das Porträt soll kommenden Geschlechtern eine Eigenart auf dem Hintergrunde seiner Zeit überliefern.

Dr. Robert Corwegh.

Vasantasena. „Vasantasena“ oder „Das irdene Wägelchen“ gehört zu den ältesten Dramen der indischen Literatur. Als Verfasser gilt der König Sudraka, der wahrscheinlich ein Fragment des Dichters Bhasa zur Grundlage seines Werkes benutzt hat. Im Gegensatz zu der Mehrzahl indischer Stücke behandelt es nicht einen den alten Sagenkreisen Indiens entnommenen Stoff, sondern spielt mitten im täglichen

Leben. Dem abendländischen Empfinden steht es mehr als irgendein anderes indisches Dichtwerk auch dadurch besonders nahe, daß es sich voll von lebendiger Handlung zeigt, während in der sonstigen Dramenliteratur Indiens die poetische, kunstvolle Kleinmalerei überwiegt. So fühlt man sich gerade bei diesem geschehnisreichen und dabei köstlich humorvollen Stück veranlaßt, an Shakespeare zu denken. Die neueste, sehr freie Bearbeitung des Dramas durch Lion Feuchtwanger hat diesem Stück auch auf unseren Bühnen zu starkem Erfolge verholfen.

Die Hauptperson der Dichtung ist Caradutta, ein durch übergroße Freigebigkeit verarmter Kaufmann. Die eigentliche Heldin des Stückes ist Vasantasena, eine Bajadere, die sich bei einem Tempelfest in Caradutta verliebt hat. Der Schmuck, den Vasantasena bei ihrer Flucht vor dem in sie verliebten Schwager des Königs bei Caradutta zur Aufbewahrung hinterlegt hat, wird von einem Dieb geraubt, der damit eine Sklavin Vasantasenas loskaufen will. Dieses Kleinod wird später Caraduttas Verhängnis. Als er eines Tages Vasantasena erwartet, besteigt sie durch unglückselige Verwechslung die Sänfte des Schwagers des Königs und wird von dem Gierigen erwürgt, da sie ihm nicht zu Willen ist. Caradutta wird des Mordes verdächtigt und zum Tode verurteilt. Im letzten Augenblick erscheint zur Rettung Vasantasena, die nur scheintot war, und erhält zum Danke die heißersehnte Würde einer Frau.

Zu diesem Drama sind von Joseph Hegenbarth eine Folge von 17 Radierungen (Verlag J. J. Weber) erschienen. Von den beiden daraus gewählten Bildern auf Seite 533 zeigt das eine die Freilassung der Dienerin Vasantasenas, das andere stellt den Moment dar, wo der eine Wachthauptmann den anderen bei der Untersuchung der Sänfte, worin angeblich Vasantasena liegen soll, an den Haaren wegzieht.

In den Radierungen Josef Hegenbarths offenbart sich bei aller scheinbaren Willkür und Wildheit der hingefegten Linien eine tiefe innere Gesetzmäßigkeit. In der Vasantasena-Reihe bringt er sein großes und kühnes Können zu edelster Gestaltung.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



OSTERNUMMER

VERLAG ✶ J. J. WEBER ✶ LEIPZIG

Nr. 4178 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4178. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 9. April 1925.



Badeorte und Heilquellen der Schweiz

Kennen Sie die schweizerischen Badeorte, die mit ihrer bekannten Heilwirkung ganz aussergewöhnliche klimatische Verhältnisse verbinden?
Auskünfte und Prospekte kostenfrei bei folgenden Adressen:

Schweizerische Verkehrszentrale in Zürich oder Lausanne

ihre Vertreter im Auslande (Wien, Prag, Stockholm, Kopenhagen etc.),
Agentur der Schweizerischen Bundesbahnen in Berlin / Untenstehende Badeorte

Tarasp-Schuls-Vulpera

Engadin

Sehr bedeutendes Bad in der Schweiz. 1250 m. 20. Mai bis 20. September. Weltbekannte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- und Tropenkrankheiten usw.

Sommersport.

Prospekte Nr. 30 durch Badeverwaltung, Kurhaus Tarasp, Verkehrsbureau Schuls und Verkehrsbureau Vulpera

Bad Gurnigel

Berner Oberland

Erstklassiges Kuretablissement

mit 400 Betten. Radioaktive Schwefelquellen, Hydro-Elektrotherapie, Diathermie. Inhalatorium, Diätkuren, Massagen. Ausgedehnte Tannenwaldungen. Absolute Staubfreiheit.

Indikationen:
Magen- und Darmkrankheiten, Katarrhe der oberen Luftwege, Asthma, Leber- und Stoffwechsel-Leiden. Nervosität, Erschöpfung, Rekonvaleszenz.
Kurarzt

Prospekt und Auskunft durch die Direktion

Baden (Schweiz)

bei Zürich

THERMAL-KURBAD

gegen
Rheumatismus, Gicht, Gelenkleiden, Halskrankheiten.

Sämtliche Kurmittel in den Badehotels selbst. Inhalatorium. Kursaal mit grossem Park. Täglich Konzerte. Theater. Bälle. Spielsaal.

Mindestpensionspreise (Zimmer und Mahlzeiten) Frs. 8.50 bis 15.–, ca. GMk. 6.50 bis 11.50 je nach Hotel.

Prospektus durch die Kurverwaltung.

Bad Passugg

bei Chur, 830 m ü. M.

Weltberühmte Heilquellen
Trink-, Bade- und Diätkuren
Vorzügliche Erfolge
Saison: Mai bis Oktober
Kurverein

Bad Heustrich

Berner Oberland, in subalpiner, staubfreier u. windfreier Lage

Kalte alkalische Schwefelquelle.
Indikationen:
Chronische Katarrhe aller Art, speziell der Luftwege, Furunkulose, Ruhekuren.
Exkursionszentrum, Sport, Orchester.
Prospekte durch die Direktion

Bad Schinznach

(an der Linie Zürich–Brugg–Bern)

Eine der stärksten Schwefelthermen des Kontinents

Sehr gute Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Katarrhen, Asthma, Knochen- und Gelenkerkrankungen, gewissen Wunden und Entzündungen, Diabetes, Arteriosklerose, Erkrankungen der Schleimhäute (Nase, Rachen, Kehlkopf, Bronchien), Frauenleiden, Skrofulose, Blut-, Drüsen- und Hautkrankheiten (venerische ausgeschlossen).

Tennis, Fischen, Jagen, Ausflüge. Grosser schattiger Park und Wälder. Kurorchester, Réunions.

Prospekte durch die Baddirektion

St. Moritz-Bad *das Heilbad im Höhenklima.*

Natürliche Kohlensäurequellen mit sehr starkem Gasgehalt. Bade- und Trinkkuren; Freiluft-Liegekuren, Sonnenbäder. Tennis, Golf, Fischen, Rudern, Bergsport. Hotels und Kuranstalten mit jedem Komfort.

Bad- u. Kurhaus Lenk i. S. Bern

240 Betten. Aussichtsreiche, windgeschützte Lage. Prachtvolle Parkanlagen. Kurarzt. Orchester. Chron. Katarrhe der Nase, des Rachens, des Kehlkopfes, Bronchialkatarrhe usw.

Alvaneu-Bad

Graubünden, 965 m

Schwefelbad und Luftkurort in waldreicher Gegend.
Inhalation / Solbäder / Sonnenbäder
Mässige Preise / Kurarzt / Prospekt

Bad Lostorf

Solothurner Jura 530 m ü. M.

Starke Radium-, Schwefel- und Gipsquelle. Prächtige, staubfreie und ruhige Lage mit Alpenaussicht.

Thermalbad Acquarossa (Tessin)

Einziges, altberühmtes Thermalbad im Tessin.
Schlammpackungen, Arthritismen, Gelenk- und Muskelrheumatismen, Gicht, Ischias, Muskelschwund usw.

Bad Yverdon

romantische Juragegend, idyllisch am Neuenburgersee.

Glänzende Kurerfolge mit 2 kräftigen Heilquellen. Heilt Rheumatismus, Gicht, chron. Katarrhe, Asthma, Magen-, Nieren-, Blasen-, Leberleiden, Frauenkrankheiten, Hautaffektionen, Gallensteine, Diabetes. Nervenstärkende Wirkung.

Prospekte und Hotelliste.

Solbad Rheinfelden

16 km von Basel. Linie Basel-Zürich
Das moderne Heilbad mit sehr starker Sole

Prospekte durch das Verkehrsbureau

Schimberg-Bad

Entlebuch (Luzern) 1425 m

Altberühmte Schwefelquelle. Wunderbare Lage, waldreiche Umgebung. Höhentouren. Offen ab Mitte Juni.



ABBAZIA-LAURANA

die schönsten klimatischen Kurorte der adriatischen Riviera

Frühjahrs- und Sommersaison.
Beliebteste Seebäder / Günstige Bedingungen.

Hotel Regina (früher Stephani) }
Hotel Quarnero } in Abbazia
Grand Hotel Laurana in Laurana

HÄUSER ALLERERSTEN RANGES,
direkt am Meer gelegen, mit eigenen Parkanlagen, Privatbädern.

Auskünfte bereitwilligst.

Allgemeine Notizen.

1200 Vorlesungen an der Berliner Universität. Einen Rekord von Vorlesungen weist das Vorlesungsverzeichnis der Berliner Universität auf. Es kündigt für das Sommersemester fast 1200 Vorlesungen an. Der größte Teil der Vorlesungen entfällt naturgemäß auf die philosophische Fakultät. Dann folgt die medizinische, die rechtswissenschaftliche, und an letzter Stelle steht die theologische Fakultät. Die Zahl der Dozenten beträgt 400.

Der Siegeszug der deutschen Oper. Die britische National-Oper, ein Unternehmen, das in denkbar größtem Maßstab die englische Provinz mit Opernvorstellungen versorgt, veröffentlicht eine Liste der beim englischen Publikum beliebtesten Opern, auf Grund deren sich die folgende Rangordnung ergibt: 1. Aida, 2. Tannhäuser, 3. Carmen, 4. Hoffmanns Erzählungen, 5. Die Meistersinger von Nürnberg, 6. Madame Butterfly. Es folgen Margarete, Figaros Hochzeit und Bohème. An sechster Stelle erst steht ein englisches Originalwerk Alkestis von Boughton. Bis auf diese Oper, die in Deutschland kaum bekannt ist, verrät die Statistik eine auffallende Übereinstimmung der englischen mit der deutschen Geschmacksrichtung, die noch deutlicher in Erscheinung tritt, wenn man berücksichtigt, daß unter den acht in der Gunst des englischen Publikums an erster Stelle stehenden Opern sich nicht weniger als vier deutsche Werke befinden.

Bayreuther Bühnenfestspiele 1925. Zur Aufführung gelangen: Die Meistersinger von Nürnberg 22., 31. Juli, 5., 11., 19. August, Parsifal 23. Juli, 1., 4., 7., 8., 10., 20. August, Ring des Nibelungen mit seinen Einzelwerken Rheingold, Walküre, Siegfried und Götterdämmerung 25., 26., 27., 29. Juli, 13., 14., 15., 17. August. Für alle Wagnerfreunde wird der beliebte Bayreuther Festspielführer in 13. Auflage bei Georg Niehrenheim in Bayreuth wieder rechtzeitig erscheinen.

Die Sechshundert-Jahrfeier der Stadt Bad Ems findet entgegen bisherigen Nachrichten als große historische Festwoche in der Zeit vom 14. bis zum 21. Juni 1925 statt. Große Vorbereitungen sind im Gange, um die Feier würdig zu gestalten. Historische Festzüge, Festspiele auf Freilichtbühnen, Kongresse, Turniere usw. sind von der Stadtverwaltung in Bad Ems vorgesehen.

Eine Jubiläums-Gartenbauausstellung wird im Sommer 1926 in Dresden stattfinden. Die Ausstel-

Internationale Deutschlandfahrt 1925. Bei dieser großen Motorrad-Propagandafahrt des ADAC sind auch Neckarsulmer Motorräder hervorragend beteiligt gewesen. Nicht weniger als elf NSU-Privatfahrer haben in den Klassen von 250 ccm bis 1000 ccm einschließlich Beiwagen die ca. 3000 km lange Strecke mit plombierter Maschine zurückgelegt und sind in bester Verfassung am Ziel in Köln a. Rh. eingetroffen. Besonders interessant ist dabei die Tatsache, daß NSU unter den 311 Teilnehmern diejenige Marke ist, welche die höchste Anzahl der über die Gesamtstrecke gebrachten Serien-Motorräder aufzuweisen hat. Außerdem wurden vier der NSU-Fahrer in verschiedenen Klassen mit dem zweiten, dritten, vierten und siebten Platz bewertet.

lung wird einen solchen Umfang annehmen, daß zu dem städtischen Ausstellungspark noch der Große Garten hinzugenommen worden ist. Das gesamte Ausstellungsgelände beträgt nunmehr rund 30 Hektar. Die Rosenpflanzungen, die eine besondere Sehenswürdigkeit bilden werden — es sind etwa 300 000 Rosen aller Formen vorgesehen — können im Herbst 1925, sobald das Land verfügbar wird, vorgenommen werden. Die milde Witterung des Winters hat die Vorarbeiten in dem Großen Garten sehr begünstigt. Außer den Rosenanlagen sind besonders Abteilungen für Nadelhölzer, Stauden, Dahlien, Sommerblumen, Gewächshäuser, Beregnungsanlagen, Friedhofskunst und anderes geplant. Die Stadt Dresden hat eine Beihilfe von 200 000 Rm. gewährt, außerdem ein zinsloses Darlehen bis 500 000 Rm., so daß in geldlicher Beziehung keinerlei Schwierigkeiten bestehen.

Warenzeichen, Modelle, Patente, Muster in allen Staaten vermittelt das bestempfohlene Patentkontor „Record“ des auf dem Gebiet für geistiges Eigentum beratenden Ingenieurs Alf. A. Schudlek in Berlin S. 42, Ritterstraße 34. Im Bedarfsfalle wolle man sich dessen über alles Bezügliche aufklärenden Prospekt kommen lassen.

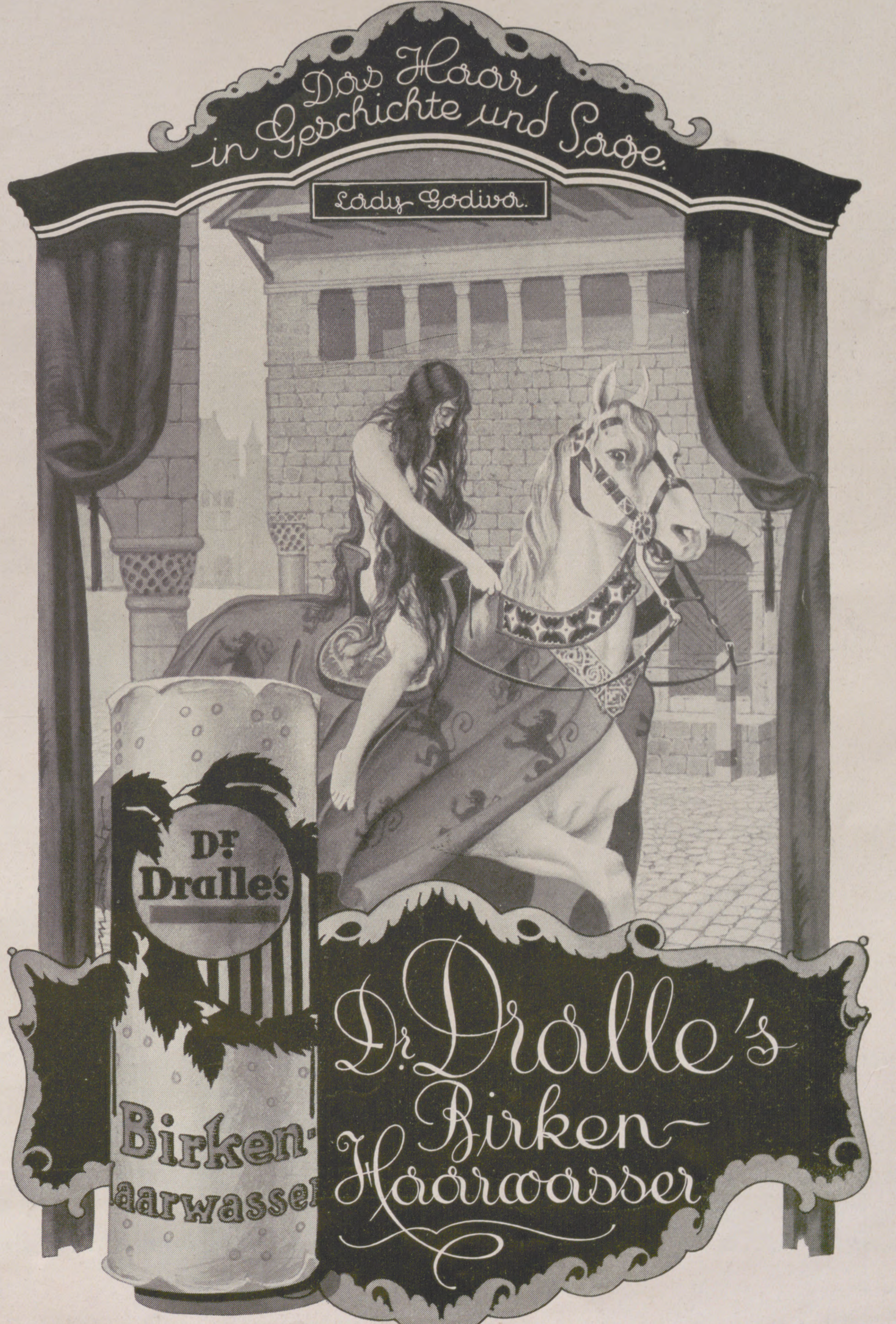
Zu Reklamezwecken sind in letzter Zeit wiederholt Nachahmungen von Geldscheinen (sogenannte „Blüten“) verbreitet worden. Trotz der vorhandenen Abweichungen zeigen diese „Blüten“, besonders wenn sie zusammengefaltet sind, eine gewisse Ähnlichkeit mit den echten Noten, durch die es in einer ganzen Reihe von Fällen Betrügern gelungen ist, sie zu Zahlungen zu verwenden. Es erscheint angebracht, das Publikum, insbesondere die gewerblichen Kreise darauf hinzuweisen, daß nach § 360 Ziff. 6 StrGB. die Anfertigung und Verbreitung von Warenempfehlungskarten, Ankündigungen oder anderen Drucksachen und Abbildungen, die in Form oder Verzierung dem Papiergeld ähnlich sind, strafbar ist. Es sei daher vor Anfertigung, Verbreitung, gleichzeitig aber auch vor Annahme derartiger „Blüten“ gewarnt.

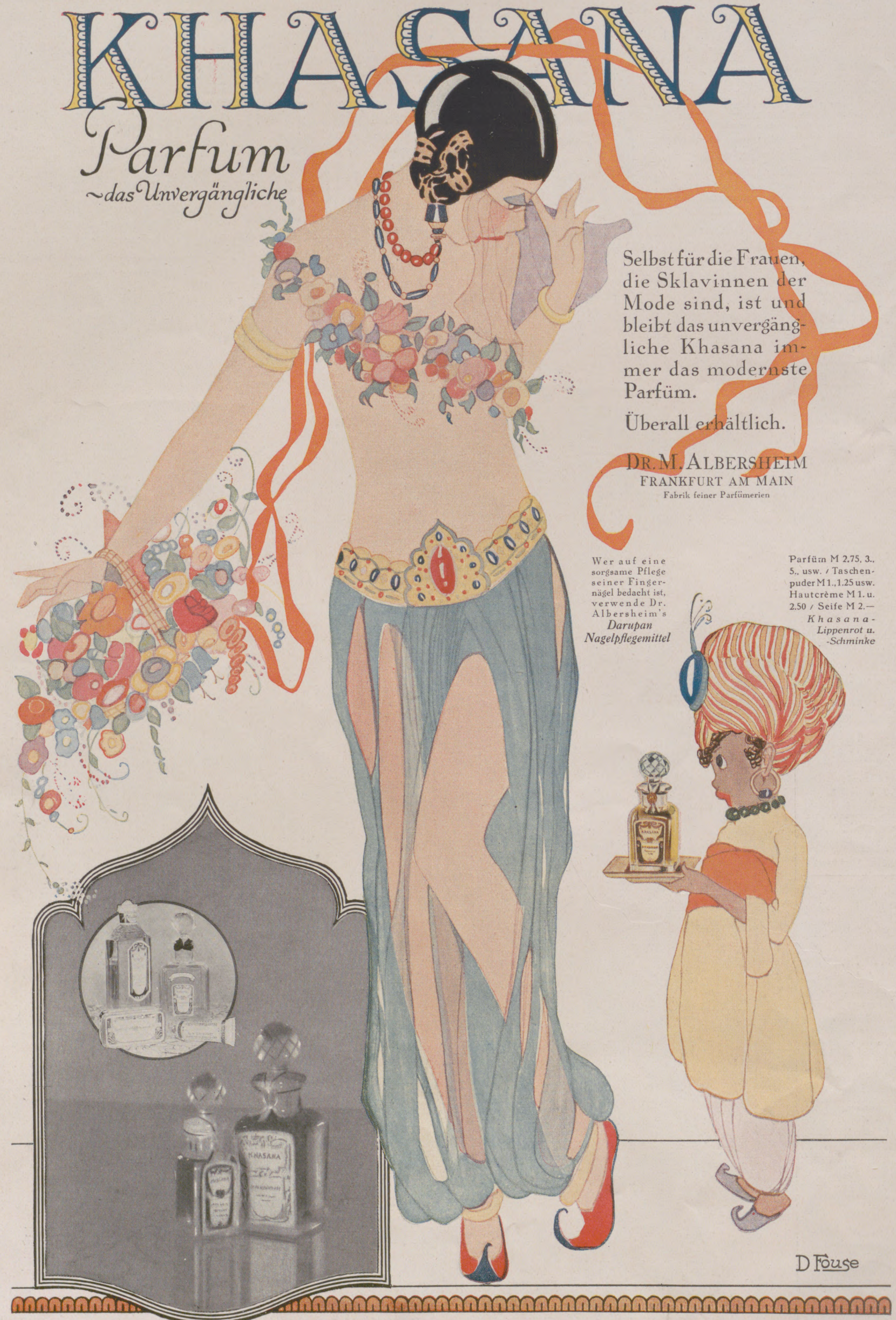
Deutsche Verkehrsbücher. Die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung gibt unter Mitwirkung der zuständigen Verkehrsvereine jetzt auch kleine Reiseführer in Taschenformat heraus, in denen die Hauptreisegebiete des schönen Deutschland dem Fremden nahegebracht werden. Zunächst ist der Führer „Der Harz“ erschienen. Die kleine Schrift bietet bei einem Umfang von 32

Seiten auf Kunstdruckpapier in gedrängter Form alles Wissenswerte für eine Reise durch den Harz. Nach einer allgemeinen Einführung werden die Hauptpunkte des Ost-, Ober- und Südharzes, der Brocken, Kyffhäuser und das Randgebiet behandelt. Der Reisende findet bei den einzelnen Orten allgemein wissenswerte Angaben über Sehenswürdigkeiten, Unterkunftsmöglichkeiten und Auskunftsstellen. Zehn ganzseitige Bilder und eine über zwei Seiten laufende Verkehrskarte mit Eisenbahn- und Autolinien erhöhen den Wert dieser Werbeschrift.

Das staatliche Mineralbad Bad Brückenau (Unterfranken) eröffnet als Spezialbad für Nieren- und Harnkranke seine Betriebe am 1. Mai. Seine Heilquellen sind auf Jahrhunderte alten Ruf begründet. Von ganz hervorragender Bedeutung ist die weltberühmte „Wernarzer Quelle", die besonders wirksam bei chronischen Entzündungen des Nierenbeckens und der Blase ist, während die „Stahlquelle" als ein kohlensaures Eisenwasser von großer Klarheit und angenehmem Geschmack bei leichtester Verdaulichkeit als wichtiges Kurmittel bei Blutarmut, Bleichsucht und Frauenleiden bestens bekannt ist. Die Lage des Bades am Südabhang des Rhöngebirges, umgeben von prächtigen Wäldern und lieblichen Auen, rechtfertigt seine Bezeichnung als „Perle der Rhön" in jeder Beziehung. Das Bad bietet Leidenden und Rekonvaleszenten als klimatischer und Terrainkurort alle Vorzüge. Voriges Jahr hatte Brückenau 8000 Kurgäste.

Zürich im Sommer 1925. Kunsthaus: Ausstellung Oskar Kokoschka, März — April. Nationale Kunstausstellung, Juni — Juli. Internationale Kunstausstellung, im August. Wiedereröffnung des erweiterten Kunsthauses, im September; Schweiz. Landesmuseum: größte kunsthistorische Sammlung der Schweiz. Neuaufstellung der Glasmalereien; Kunstgewerbemuseum: wechselnde Ausstellungen: „Das Zürcher Bürgerhaus", im April; „Handweberei", Mai—Juni; „Die Schrift", August—September; „Industrie und Künstler", Oktober — November; Kupferstichsammlung der Eidg. Techn. Hochschule: Ausstellung „Kupferstiche und Holzschnitte von A. Dürer", Februar bis August; Zentralbibliothek: Gedächtnisausstellung Conrad Ferd. Meyer, September — Oktober; Galerie Wolfsberg: „Junge französische Kunst", April — Juni. Ausstellung Julius de Rudnay, Juni — August. „Skandinavische Kunst", August — Oktober. Internationale Festspiele, Oper und Schauspiel, voraussichtlich im Juni.


Das Haar in Geschichte und Sage.
Lady Godiva.
Dr. Dralle's
Birken-
aarwasse
Dr. Dralle's Birken-Haarwasser


KHASANA
Parfum
~das Unvergängliche
Selbst für die Frauen, die Sklavinnen der Mode sind, ist und bleibt das unvergängliche Khasana immer das modernste Parfüm.
Überall erhältlich.
DR. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT AM MAIN
Fabrik feiner Parfümerien
Wer auf eine sorgsame Pflege seiner Fingernägel bedacht ist, verwende Dr. Albersheim's *Darupan Nagelpflegemittel*
Parfüm M 2.75, 3., 5., usw. / Taschenpuder M 1., 1.25 usw. Hautcrème M 1. u. 2.50 / Seife M 2.— *Khasana-Lippenrot u. -Schminke*
KHASANA
D Fouse

Illustrirte Zeitung



Frühling in den Bergen.

Nach einer photographischen Aufnahme von Albert Steiner, St. Moritz.

Die drei Weisen unter dem Kreuz.

Eine Osterlegende von Gustav Schröer.

Die Nacht lag über dem Toten Meere. Aus den starren Schluchten wehte ein schwacher Wind. Wenn seine Flügel die Wasser berührten, ging ein Seufzen über die Wellen. Langsam und schwer wallten sie gen Süden, stießen an die Mauern der Wüste und brandeten müde zurück. Unaufhörlich wanderten sie im Widerspiel, und das müde Klagen lief über sie hin.

Schweigend standen die Wissenden unter den Männern, die an der Schwelle des Todes in den Höhlen des Schweigens wohnten, da und dort auf den Kuppen, hatten die Arme verschränkt und blickten gen Norden. Die Zeit war abgelaufen, die Gott gesetzt hatte. Von der Erde empor schrie die Not der Menschheit, und der Schrei stieß an die Gewölbe der Unendlichkeit. Dem weltweiten Weh aber begegnete ein heiliges Jauchzen. Unter seinen gesegneten Händen wandelte sich der Notschrei der Menschheit zum seligen Erlösungsjubel. Das war die Stunde, die geboren ward, als der Mensch aus den Gefilden der Reinheit schied und die Schuld seine Mutter hieß. Kommende und gehende Geschlechter waren die Pendelschläge der Ewigkeitsstunde, und nun war sie ihrem Ende nahe. Schuld stand über der Pforte geschrieben, durch die einst die Menschheit eingetreten war in die Hallen der Not, und Vergebung würde über der Pforte stehen, die sich schließen würde in dem Augenblicke, da der letzte Tropfen Blutes auf Golgatha verrann.

Mahlend bahnten sich zur selben Stunde drei Kamele ihren Weg durch den Sand der Wüsten im Osten, Süden und Westen. Lange, mühselige Wege lagen hinter ihnen, Wege durch Sonnenbrand und Öde; denn die Reiter, die in den Sätteln saßen, hatten die Pfade der Einsamkeit aufgesucht.

Sie waren leichte Last, die Männer, die der Pforte des Heiligen Landes zustrebten, Greise, deren hagere Körper nur noch der Wille zu leben zwang. Zurückgebeugt lehnte jeder der drei im Sattel, hatte sich fest in den Mantel gehüllt und ließ sich von seinem Tiere tragen, wohin eine heilige Stimme es hieß. Im Antlitz eines jeden Reiters standen ein Paar Augen, die gelernt hatten, durch Zeit und Raum zu dringen. Die Männer strebten aufeinander zu, wie sie sich einmal schon gesucht und gefunden hatten. Einmal schon waren sie desselben Weges geritten, damals den weisenden Stern über sich; aber so wenig ihre Herzen seinerzeit des Sterns bedurft hätten, so wenig bedurften sie seiner heute. Er war versunken, der sie einst gerufen, den neugeborenen König zu suchen.

Von Osten her drang des jungen Tages erster Atemzug, da hielt der Reiter aus Süden an einer Palme, die einsam inmitten der Wüste stand. Einst war an der Stelle ein Kern der Hand eines Kindes entfallen, das seine Eltern vor dem Könige Herodes nach Ägypten retteten.

Der Reiter hob sich im Sattel empor, blickte gen Ost und West, nickte und sank wieder zurück. Die Sonne ging auf, da waren die drei beieinander, die vor reichlich drei Jahrzehnten einen König gesucht und ein Kind in der Krippe gefunden hatten.

Rüstig schritten die Kamele aus. Es war ein langer, mühseliger Weg, aber ihre Herren kürzten sich ihn durch kein Wort. Schweigend ritten sie dahin, schweigend kamen sie nach Jerusalem.



„Vater, vergib ihnen . . .“ Nach einem Gemälde von Eduard v. Gebhardt.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

Da trafen sie auf den jämmerlichen Zug, in dessen Mitte der Dornengekrönte sein Kreuz trug. Sie stiegen von ihren Tieren und mischten sich unter das Volk. Der erste sah Jesus in das Antlitz, neigte sich und sprach leise: „Gegrüßt seist du, König der Juden!“ Er gab den Raum dem zweiten frei. Jesus war unter dem Kreuz zusammengebrochen. Da beugte der Greis seine Knie. „Sei mir gegrüßt, Herr der Erde und der Völker.“ Der Zug hielt am Fuße des Hügels Golgatha, da stand der dritte vor dem, den sie zum Tode führten, kreuzte die Arme über der Brust und murmelte: „Sei mir gegrüßt, du König des Himmels.“

Jeder der drei redete in seiner eigenen Sprache. Keiner der Römer und Juden verstand sie, Jesus aber nickte ihnen zu.

Hart dröhnten die Hammerschläge. Die Übeltäter schrien und wehrten sich, Jesus aber schwieg. Eifernd und höhnend umstand die entmenschte Menge den Richtplatz. Hinter ihr aber saßen schweigend drei fremde Männer auf ihren Kamelen, hatten sich in ihre Mäntel gehüllt, und nur ihre Augen leuchteten heraus wie brennende Sonnen. Da kam eine Stimme von dem Kreuz in der Mitte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Als die Stimme erscholl, sanken die Kamele in die Knie, und die Männer neigten die Gesichter tief zur Erde herab.

Schweigend wandten sie die Kamele etliche Schritte rückwärts. Da drängte sich ein Mann an sie, dem eine ungeheure Angst in den Augen stand. Seine Lippen bebten, als er zu reden begann. „Sagt,“ stotterte er, „ob ich nicht recht getan habe. Warum gebietet er nicht, daß sich die Erde auftue, wenn er doch Gottes Sohn ist?“ Die Männer schwiegen. Da griff Judas Ischariot in das Zaumzeug eines der Tiere und drängte: „Ihr Greise, die ihr von weit her kommt und Wissende seid: Kann man Gottes Sohn an das Kreuz nageln?“

Aus Erbarmen fragte einer dagegen: „Hast du je vernommen, daß ein Mensch für seine Mörder betete: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun‘?“

Als Judas das hörte, schrie er laut auf und rannte davon.

Von der anderen Seite her aber sahen die Greise ein Weib kommen, das schwankend einen Fuß vor den anderen setzte und sich stützen ließ von einem Manne, der die lebendig gewordene Güte zu sein schien. Die Männer neigten sich vor ihr, und einer sagte leise: „Nun ist das Schwert durch deine Seele gedrungen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar würden.“

Maria stutzte und sah die Männer an. Da sprach der zweite: „Wir haben vor dem Kinde gekniet, wir werden zum Erlöser beten. — Gebenedeiet bist du unter den Weibern.“

Der dritte aber wies nach dem Kreuze: „Sie martern einen Menschen zu Tode, und der Gott der Liebe wird auferstehen.“

Als Maria diese Worte hörte, löste sich die Starrheit ihrer Seele, und die Tränen rannen, die Tränen, die sie in all den Tagen vergeblich erfleht. An der Seite des Johannes schritt sie auf das Kreuz zu, ihren Platz neben dem Sohne zu suchen.

Die Weisen aber sahen sich in die Augen, verstanden einander und ritten langsam vom Hügel aus stadtwärts. Da sie am Palaste des Landpflegers vorüberkamen, hörten sie das Weib des Pilatus in heißer Angst aufschreien, und als ihnen Herodes begegnete, der sich nach seinem Hause zurücktragen ließ, sprach der Greise einer: „Heute hast du deinem Volke das Grab gegraben.“ Der König vernahm die Rede, erschrak bis in das Mark und wußte nicht: Kam die Stimme vom Himmel oder aus Menschenmunde? Hastig drängte er vorwärts.

Ohne zu verweilen, ritten die Männer aus der Stadt hinaus. Als sie etliche Stunden geritten waren, überfiel sie mitten aus dem Mittag her die Finsternis. Da verhüllten sie auch ihr Antlitz mit ihren Mänteln, die Kamele standen, und drei Stunden hielten die Greise schweigend nebeneinander. Die Weite schauerte, meerwärts zog ein tiefes, dumpfes Brausen, und aus der Tiefe der Erde drangen geheimnisvolle Stimmen.

Die Finsternis wich dem Lichte, die Kamele schritten aus. Weit in der Ferne standen die toten Berge des Salzmeeres.

Langsam, langsam suchten die müden Tiere ihren Weg. Eine Nacht versank, ein Tag ging schlafen, und ein neuer Morgen erwachte. Die drei hielten wieder unter der Palme im Wüstensande und warteten.

Da kam von einer der Höhen am Toten Meere der Schall einer ungeheuren Posaune. So gewaltig und jauchzend war der Ton, daß der Wind verstummte und die Erde sich aufzubäumen schien.

„Er ist auferstanden“, sagten die drei wie aus einem Munde. Sie sahen hinüber nach den grauen Felsen und sahen alle die Männer, die dort in ihren Höhlen der Weisheit geheimnisvollen Stimmen lauschten, auf den Knien liegen und die Hände zum Himmel erheben.

Da ritten die Weisen näher, einer erhob seine Stimme und rief: „Sie haben einen Menschen zu Tode gemartert, und der Gott der Liebe ist auferstanden.“

Vom Berge aber kam die Antwort: „Halleluja! Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Schweigend reichten sich die Greise die Hände und ritten in die Weite hinaus, der eine gen Osten, der andere gen Westen, der dritte gen Süden.

Seit ihren Tagen aber lebt wie eine dunkle Mär unter den Völkern, deren Boten das Kind in der Krippe grüßten und den Mann am Kreuze sterben sahen, die Kunde von dem Menschen, der als der Gott der Liebe auferstand.



Zur Osterzeit in Palästina:

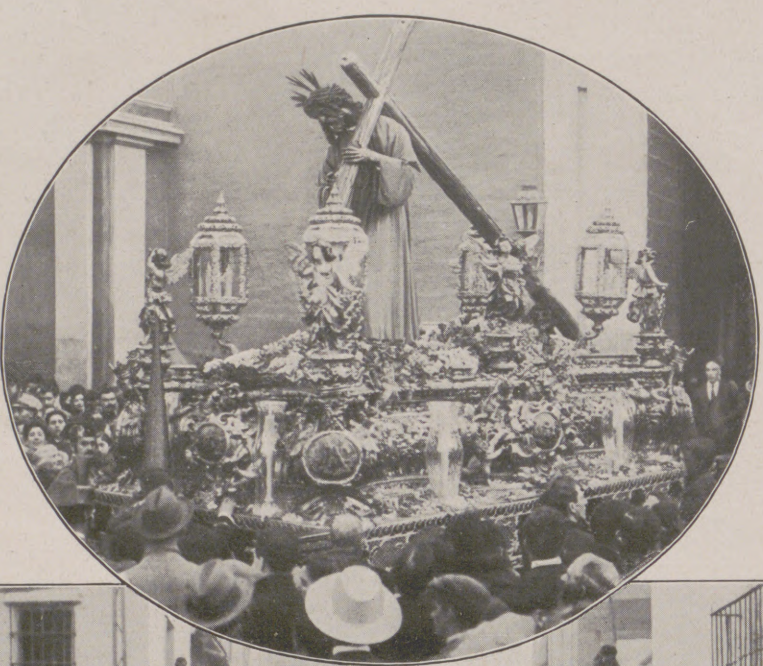
Einquartierung ägyptischer Pilger in einem Fellachenhaus in Jerusalem.

Nach einem Gemälde von Prof. Franz Kienmayer.

Die Semana Santa in Sevilla.

Von E. Grupe-Lörchen (Sevilla).

Der eherne Mund der Glocken der Kathedrale von Sevilla, einer der schönsten Kathedralen der Welt, ist seit Tagen verstummt. Anstatt ihrer erklingt jetzt das eigentümlich klappernde Geräusch der Matraca, des Jahrhunderte alten Holzinstrumentes, das von dem herrlichen, einst maurischen Gebetsturm, der Giralda, aus die Gläubigen zu den Gebetstunden zusammenruft. Vom Gründonnerstag bis zum Ostersonnabend früh um zehn Uhr, bis also, der kirchlichen Auffassung gemäß, Christus nach seinem Abscheiden durch die Hölle hindurchgeschritten ist, ertönt keine Glocke, darf kein Wagen fahren, kein Auto, keine Straßenbahn, und sämtliche Läden und selbstverständlich alle Theater und Vergnügungsstätten sind geschlossen. Aber abgesehen von diesen althergebrachten Vorschriften, kann man in Sevilla kaum, wie in Deutschland, von einer „Stillen Woche“ sprechen. Nein, die Semana Santa, d. h. die „Heilige Woche“, ist seit langen Jahrhunderten in Sevilla, man möchte fast sagen, die Woche der Sensationen gewesen.



Alle Kirchen, allen voran die wunderbar schöne Kathedrale, öffnen die Reliquenschränke und bieten ihre Kirchenschätze den Gläubigen zur Schau. Nirgends ist das Wesen der „Confrades“, d. h. der Bruderschaften, seit vielen Jahrhunderten so erhalten geblieben wie gerade in Sevilla. Die tage- bzw. nächtelangen Prozessionen dieser frommen Bruderschaften mit ihren kostbaren Heiligenaltären und Darstellungen aus Christi Passion haben die „Heilige Woche“ von Sevilla weit über Spaniens Grenzen hinaus berühmt gemacht. Vorwiegend Deutsche, Engländer und Amerikaner sind unter den ausländischen Besuchern vertreten. Die Hauptmasse der Teilnehmer stellen natürlich die Spanier, die von allen Himmelsrichtungen ihres Landes herzureisen, auch Vertreter aus den ärmsten, untersten Volksschichten. Längs der Straßen sind die Fußsteige, auf den freieren Plätzen auch die Fahrdämme, mit dichten Stuhlreihen besetzt, die vermietet werden. Am Rathaus wallen zum Zeichen höchster Feiertage von den Portalen schwere dunkelrote Samtdraperien und bilden den wirksamen Hintergrund für die Ehrenplätze der städtischen Behörden. An allen Fenstern, auf allen Balkonen, längs der Straßen Tausende und aber Tausende von Menschen.



Der azurblaue wolkenlose Himmel erbleicht in der Dämmerung langsam zum zartesten Vergiß meinnichtblau, das die helle Giralda in ihrem steinernen Spitzenwerk noch weißer erscheinen läßt. Im eleganten Fluge umkreisen Hunderte weißer Tauben die Schutzheilige der Stadt, die Santa Juana auf der Spitze, die das aufgerollte altspanische Segel der einst so berühmten Hafenstadt trägt. Still steigt der Vollmond auf und überhaucht alles mit seinem Silberschein. Man glaubt die Zeiten der mittelalterlichen, düsteren Feme wiederheraufbeschworen. Im langen, langen Zuge schreiten zu zweit, zuweilen auch zu dritt, völlig vermummte Gestalten hintereinander her. Eine jede trägt eine lange, schlanke brennende Kerze, meist im schrägen Winkel auf den Oberschenkel gestützt. Keine Mönche sind es, die hier unter diesen faltigen Kutten stecken und unter den tütenförmig aufragenden Kapuzen, die vom Kopf einzig die Augen in zwei Schlitzen freilassen, sondern Bürger der Stadt, die sich nach Jahrhunderte altem Brauch in den einzelnen Pfarrkirchen von Sevilla immer zu Gruppen von Hermandadas (Bruderschaften) vereinigen. Sie unterscheiden sich in ihrer Gewandung voneinander: Die Bruderschaft der einen Pfarrei ist vollkommen in eine schwarze Kutte gehüllt. Eine andere trägt lila Kutten mit weißen bestickten Medaillons und alten Buchstaben auf der Brust. Wieder andere weiße Kutten mit einer herabfallenden schwarzen Stola. Verschieden ist auch die Strenge ihrer Vorschriften. Schreiten die meisten in den flachen, ausgeschnittenen, fast absatzlosen Lackschuhen und schwarz- oder weißseidenen Strümpfen daher, so gehen einzelne unter Ablegung irgendeines besonderen Gelübdes zur Buße die stundenlangen Wege völlig barfüßig. Gewisse Bruderschaften haben das Gelübde des Schweigens bei den Prozessionen.



Die Prozessionen der Bruderschaften mit den Kirchenaltären beim Zug durch die Straßen von Sevilla in der „Heiligen Woche“.
Oben im Oval: Ein kostbarer Altar mit dem kreuztragenden Christus.

Eigenartig berührt es, wie sich das Volk auf den Straßen benimmt. Selbst wenn dumpfer rhythmischer Trommelwirbel das Herannahen der Heiligenaltäre verkündet, tritt keine Stille ein. Die Leute laufen ungeniert durch die Reihen der Prozession hindurch. Der Wasserverkäufer trägt seinen großen Tonkrug (dessen Form schon aus der Römerzeit überliefert ist) mit dem unaufhörlichen Rufe „Frisches Wasser!“ durch die Bruderschaften. Und im Augenblick, da einmal einer der mehrere Zentner schweren Altäre niedergesetzt wird, stürzen Verkäufer mit kleinem Zuckergebäck, mit abgekochten riesigen Krabben und Taschenkrebsen heran. Die Chorknaben, die den Altären mit ihren schwingenden silbernen, kostbaren Weihrauchfässern voranschreiten, zünden sich in der Ruhepause ihre Zigaretten seelenruhig an den Kerzen der Confrades an.

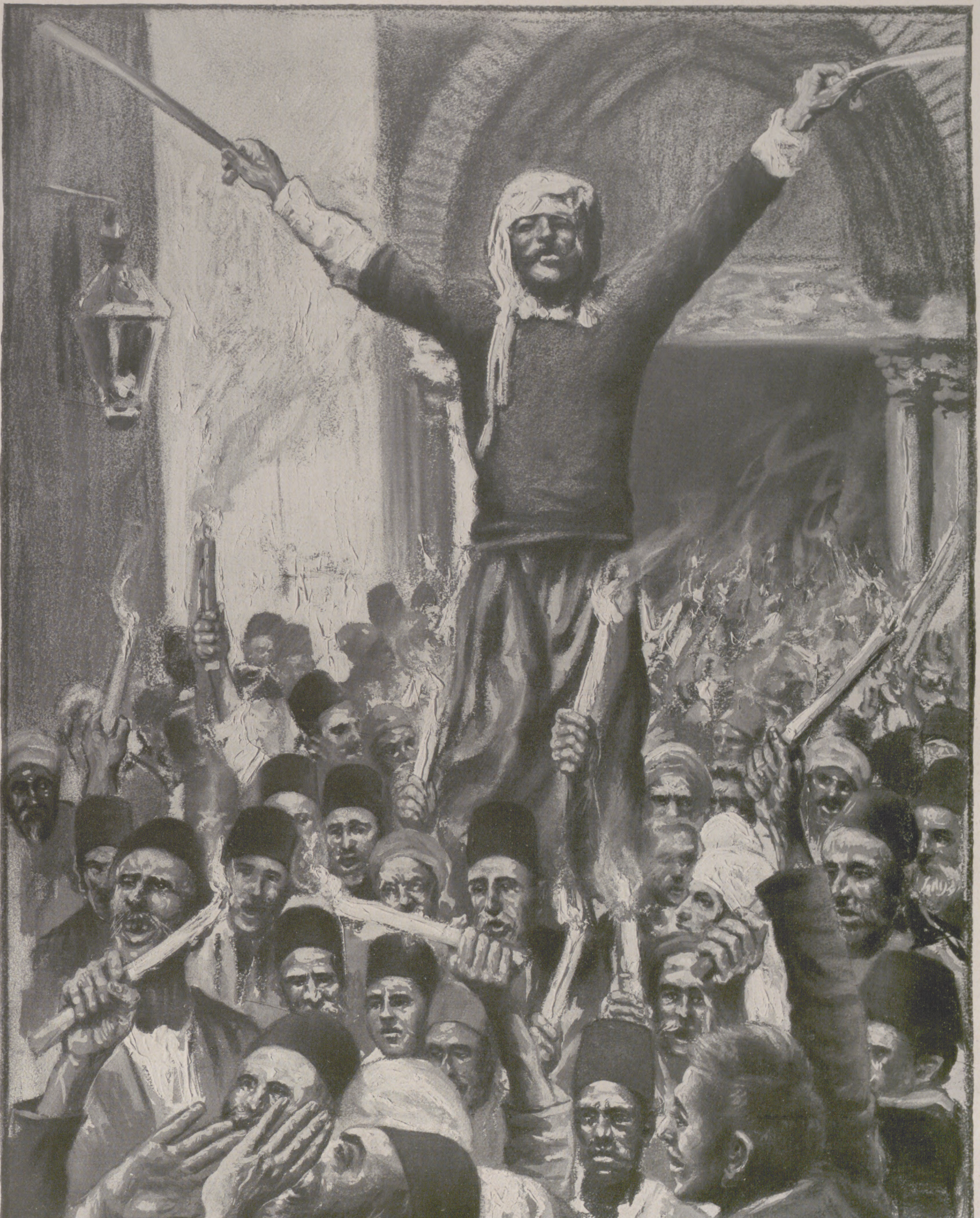
Stimmungsvoll wirken die Prozessionen während des Zuges durch die Kathedrale. Beim Eintritt des Altars in die mächtigen Kirchenhallen bleibt der Soldatentrupp der Trommler und Trompeter zurück, um den Wiederaustritt der Prozession am Portal der entgegengesetzten Seite zu erwarten. Völlig lautlos gleiten nun die Altäre durch das Spalier der Zuschauer in den alten mächtigen Kirchenhallen dahin. Hunderte von Kerzen erstrahlen dabei vom Grabe Christi, einem großen, fast 30 m hohen, weißen Holzbau, den man zur Gründonnerstag-Nacht hier errichtet hat, und dessen schlichte Linien leise flackernde Kerzen umsäumen. Der wunderbare Schein läßt die dunkelroten Samtdraperien, die von den hohen, mächtig aufstrebenden Säulen herabwallen, noch satter und noch purpurner erscheinen.

Wundervoll ist es, wenn in Zeit- und Raumabständen immer wieder ein anderer Muttergottesaltar heranschwebt! Unzählig erscheinen die Variationen, in denen den Gläubigen sich die Madonna enthüllt: bald als die Jungfrau der unbefleckten Empfängnis im schneeweißen Atlasgewand, mit weißem herabwallenden Schleier, umgeben von einem Hain weißer Lilien; bald als die strahlende Himmelskönigin im weit auseinander wogenden purpurnen Samtmantel, mit erhabener Goldstickerei verbrämt, eine hohe goldene Strahlenkrone auf dem Haupte; bald als die Mater dolorosa, schmerzgebeugt; kleine Brillanten versinnbildlichen die über die Wangen herabrollenden Tränen. Schier unermeßlich ist der Wert des Schmuckes, den die Madonnen tragen. Fromme Gläubige haben diese Kostbarkeiten ihr geweiht: Mütter, denen ein Kind von schwerer Krankheit genesen ist, Männer, denen ein unerwartetes großes Glück zuteil geworden.

Selbst die große staatliche Tabakfabrik, die viertausend Arbeiter beschäftigt, und die als Hintergrund zu Bizets bekannter Oper „Carmen“ berühmt geworden ist, hat ihren eigenen reichen Muttergottesaltar, der ebenfalls in diesen Osternächten durch die Straßen getragen wird.

Um elf Uhr nachts tritt am Gründonnerstag eine Pause in den Prozessionen ein. Am Hochaltar, hinter dem hohen, wundervollen goldenen Gitter, erklingt bis Mitternacht das schwermütige Miserere von Knaben- und Männerstimmen mit Cellobegleitung und Orgel. Sechzehn halbwüchsige Knaben führen am Hochaltar den seit Jahrhunderten gepflogenen, langsam schreitenden Tanz im altspanischen Pagenkostüm auf. Dann nach Mitternacht beginnen die Prozessionen von neuem.

Draußen aber schwingt sich immer wieder aus den Volksmassen heraus einer der alten Glaubensgesänge, der „Saetas“, die sich in keine Melodie und in keinen Rhythmus zwängen, durch die wunderbar weiche Frühlingsnacht Sevillas.



Zur Osterzeit in Palästina:

Schwertertanz vor der Grabeskirche in Jerusalem bei der Feier des Heiligen Feuers am griechisch-katholischen Ostersonntag.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Prof. Franz Kienmayer.



Auf dem Tempelplatz (Haram esch-Scherif).



Weg zur Klagemauer.



In der Helenakapelle.



Via dolorosa.

Zur Osterzeit in Palästina: Ansichten aus Jerusalem.

Nach Aquarellen von Prof. Franz Kienmayer.

Jerusalem zur Osterzeit.

Von Adolf Fata.



Das Davids- oder Kettentor, das nördliche Portal des Felsendomes.



Der Felsendom auf dem Tempelplatz (Haram esch-Scherif). Links: Gerichtsplatz Davids.

Wer je die Passions- und Osterzeit in Jerusalem miterlebt hat, der nimmt von diesen ereignisreichen, buntbewegten Tagen bedeutsame Eindrücke mit. Wohl nie ist gerade Jerusalem so der Sammelpunkt aller Konfessionen und Nationen wie zur Osterzeit. Ist auch Jerusalem durchaus keine christliche Stadt — die christliche Bevölkerung ist sehr in der Minderheit, Juden und Mohammedaner überwiegen — so spielen die Christen dennoch eine recht beachtenswerte Rolle durch ihre heiligen Stätten, Schulen, Klöster und Anstalten. Das zeigt sich ganz besonders zur Osterzeit, wenn die christlichen Pilger zu Tausenden aus allen Weltteilen nach Jerusalem kommen, um an den heiligen Stätten der Kreuzigung und Auferstehung zu beten. Auf eigenen Pilgerschiffen haben sie weite und weiteste Reisen unternommen, um zum Osterfeste in Jerusalem zu sein. Wo man auch sei zu dieser Zeit, vor den Toren oder in den Straßen und engen Gassen der Stadt, in der Via dolorosa (Schmerzensweg), in der Grabeskirche oder in Gethsemane oder auf dem Ölberg, in den Pilgerheimen oder Hospizen, überall begegnet man Scharen von Pilgern, einzeln, in Trupps, in Prozessionen von Männern und Frauen, die Fahnen und Kreuze tragen und religiöse Lieder singen. Mit leuchtenden Augen, von heiligen Schauern ergriffen, folgen sie den vorangehenden Priestern, die sie von heiliger Stätte zu heiliger Stätte geleiten, von der alten Antoniaburg, dem Richthause des Pilatus durch die Straßen der Stadt, unterm Ecce-Homo-Bogen hindurch zur Kreuzigungs- und Grabstätte unter fortwährendem Singen und Beten. Zwischen den Pilgern sieht man Reisende aller Nationen, die gerade in der Frühlingszeit, der schönsten Reisezeit in Palästina, das Heilige Land durchreisen und zur Osterzeit in Jerusalem eingetroffen sind, um das eigenartige Schauspiel einer Osterfeier daselbst mitzuerleben. Ein frisches Grün bedeckt die Fluren, rotleuchtende Anemonenfelder entzücken das Auge, die Lilien auf dem Felde duften köstlich. An den Bergeshängen blühen Krokus und Alpenveilchen in herrlicher Pracht; aus sattem Grün lugen purpurn die Blutströpfchen. Frühling allüberall!

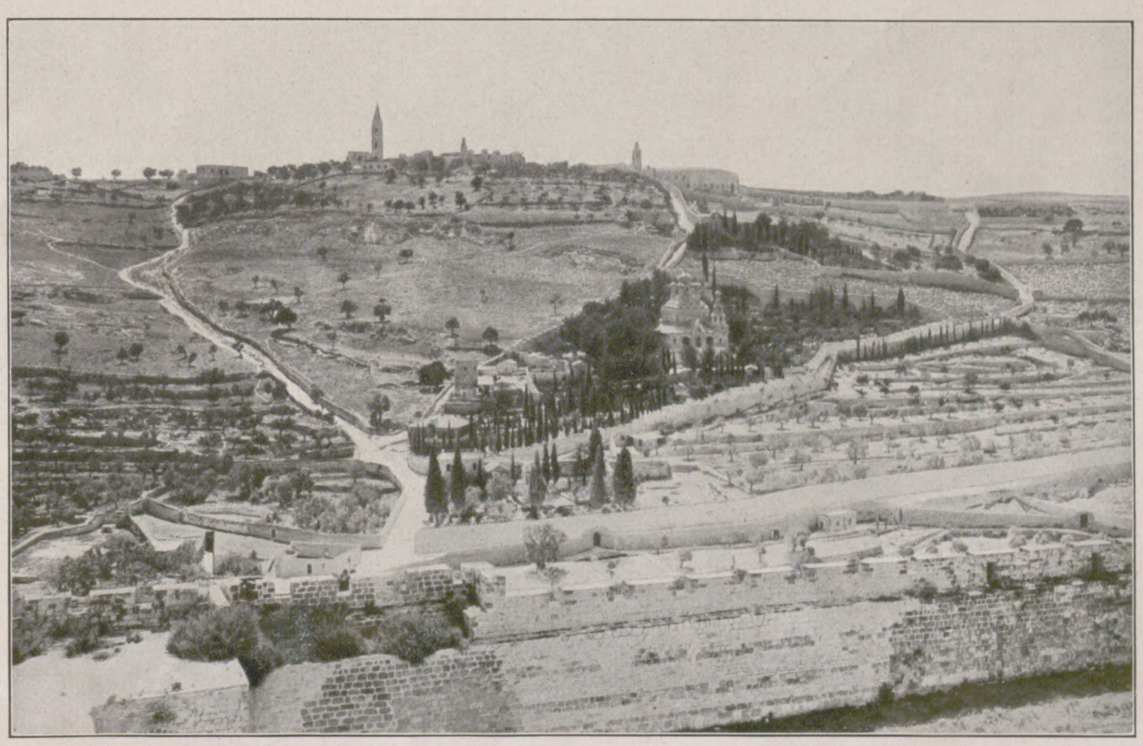
Es geht wie ein Jubel durch diese Pilgerscharen, sobald sie den Boden des Landes betreten, auf dem der Heiland gewandelt. Nun sie in Jerusalem sind, ist des Schauens und Staunens kein Ende. Der



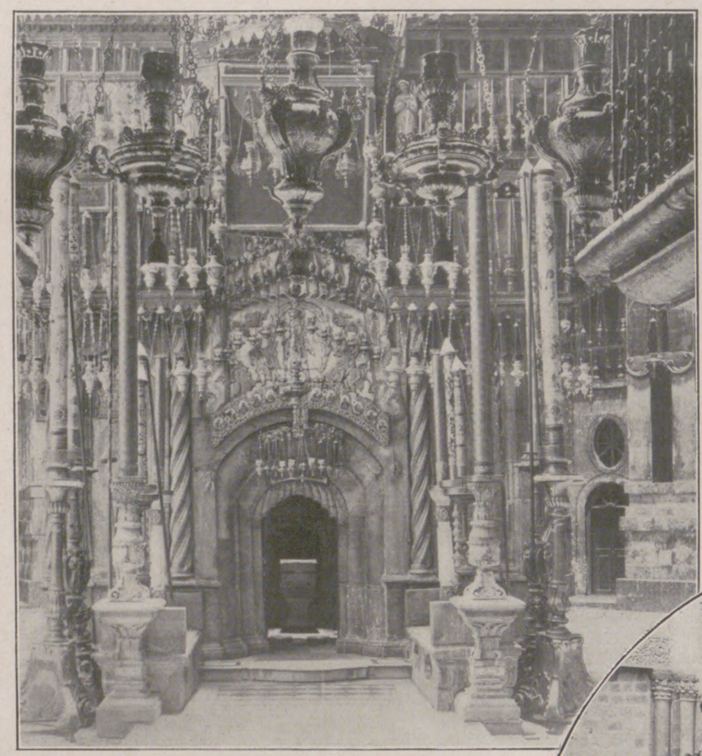
Prozession am Palmsonntag vor der Grabeskirche.

eine trägt ein Bündel Kerzen in der Hand, ein anderer schwingt einen Palmenzweig. Hier stehen welche an den offenen Straßenläden und kaufen Heiligenbilder, Kruzifixe, Dornenkronen, Rosenkränze, Jerichorosen und anderes mehr, dort wieder andere vor Läden, auf deren Tischen Hunderte bunt gefärbter und bemalter Eier zum Verkauf ausliegen. Ganz besonders schlimm wird das Gedränge in den engen, winkligen, dunklen Gassen der Innenstadt an den Hauptfesttagen dieser Zeit, so am Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag und Ostersonntag. Am Palmsonntag wogt eine unabsehbare Menschenmenge vor der Grabeskirche hin und her mit Palmenzweigen und bietet ein festliches Bild dar. Unwillkürlich fühlt man sich zurückversetzt an den ersten Palmsonntag, da Jesus in Jerusalem einzog. Noch zur Kreuzfahrerzeit wurde von den Lateinern der Einzug Jesu auf einer Eselin von Bethphage aus dargestellt. Doch geschah dies in späteren Zeiten nur in der Grabeskirche. Auch Palmen- und Ölzweige wurden umhergesteut. Die Grabeskirche soll angeblich über der Stelle erbaut sein, an der „wider alles Erwarten" das Grab Christi durch Kaiser Konstantins Ausgrabungen gefunden worden sei. Die Geschichte der Grabeskirche ist 1600 Jahre alt. Von den Persern zerstört, durch Feuer vernichtet, durch die Moslemen geschändet, aber immer wieder von neuem aufgebaut, steht sie heute als Bau aus dem Jahre 1810. Trotzdem gewahrt man aber noch genug Spuren der alten Kirche. Noch heute streiten sich die Gelehrten darüber, ob die Kirche tatsächlich über der Grabstätte Jesu stehe. An sich kommt es ja doch nicht darauf an, genau die Stelle des Jesusgrabes zu wissen, sondern darauf, daß die Tatsache des Leidens und Sterbens Jesu uns zum persönlichsten Erlebnis wird. — Große Messe und Prozesion wird am Gründonnerstag um die Grabkapelle gehalten. Ein bedeutsames Moment an diesem Tage ist die Fußwaschung, die unter größter Beteiligung der Pilger und Bevölkerung und unter großem Pomp der Priester stattfindet. Der Patriarch von Jerusalem wäscht zwölf Bischöfen die Füße (Ev. Joh., Kap. 13). Wie herzlich wenig wird da im Sinne Christi dieser Akt vollzogen.

Wer das Osterfest in Jerusalem miterlebt, wird sich ganz besonders der berühmten gottesdienstlichen Feier in der Grabeskirche erinnern, bei der Predigten in verschiedensten Sprachen



Blick auf den Ölberg und den Garten Gethsemane mit der russischen Maria-Magdalenen-Kirche.



Die Grabeskirche mit dem Eingang zum Heiligen Grabe.



Das Heilige Grab.



Die Fußwaschung am Eingang der Grabeskirche.



Oster-Prozession vor der Grabeskirche.



Das Goldene Tor an der Ostseite des Tempelplatzes, durch das Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt. Das Tor ist seit dem Jahre 810 vermauert.

gehalten werden und das Ereignis des Karfreitags von den Lateinern in dramatischer Weise gefeiert wird. Eine geschnitzte Jesusfigur wird ans Kreuz geschlagen, gesalbt und ins Grab gelegt. Mönche singen dann an der Fundstelle des Kreuzes ihr: „O Crux mirandae gloriae . . .“ — Das sogenannte „Fest des Heiligen Feuers“ ist einer der übelsten Mißbräuche, die sich die Priester dort zuschulden kommen lassen. Er stammt schon aus alter Zeit, spricht doch der Mönch Bernhard im 9. Jahrhundert davon. Ein wüster Lärm setzt bereits am Karfreitagabend ein. Die Pilgerscharen übernachten in der Grabeskirche, um sich Plätze zu diesem Feste zu sichern. Am stillen Sonnabend geht eine Prozession der hohen Geistlichkeit um das Grab herum. Die Lampen und Lichter sind vor den Augen des Volkes ausgelöscht worden. Einige Priester der Prozession gehen in die Grabkapelle. Die Menge ist in höchster Spannung, die Geistlichkeit betet laut. Endlich nach langem Harren wird das angeblich vom Himmel gefallene heilige Feuer aus einer Öffnung des Heiligen Grabes herausgereicht. Jetzt gibt es einen unbeschreiblichen Lärm, einen Tumult sondergleichen, denn jeder ist bestrebt, sein Kerzenbündel an diesem heiligen Licht anzuzünden. Wie mit einem Schlage ist alles hell erleuchtet. Die Pilger nehmen das heilige Feuer mit in ihre Heimat. Es soll ja die Eigenschaft haben, den menschlichen Körper nicht zu versengen. Daß es bei solchem Tumult der Tausende nicht ohne Unfall abgeht, läßt sich denken. Im Jahre 1834 ereignete sich ein schreckliches Unglück. Einige tausend Pilger befanden sich in der Grabeskirche. Durch den plötzlich entstehenden Tumult glaubten die türkischen Wachmannschaften, daß sie angegriffen würden, und gingen mit Waffen auf die Pilger los. An dreihundert Pilger wurden dabei getötet. Von solch wüstem Treiben angewidert, geht man hinaus auf den Ölberg, in den Garten Gethsemane. Eine wohltuende Ruhe umfängt den Wanderer, der dem Menschengewühl entflohen. Der schöne Olivenbaumgarten liegt in einsamer Stille. Er wird von den Franziskanern betreut. Ein Felsen in der Nähe der Tür bezeichnet den Ort, wo Petrus, Johannes und Jakobus schliefen. In stiller Andacht geht der Wanderer den steilen, steinichten Fußweg hinauf zum Ölberg. Welch eine herrliche Aussicht erfreut hier sein Auge, wenn es nach dem Ostjordanland mit seinen Gebirgen schaut, oder wenn es die Stadt Jerusalem vor sich liegen sieht mit ihren Mauern, Türmen, Kuppeln und Minaretten. Dann geht's nach glücklichen Stunden der Besinnung zurück in die menschendurchfluteten Straßen. In der Nacht vom Ostersonnabend zum Ostersonntag ist wieder großer Gottesdienst. Die Kirche ist wieder von Menschen überfüllt, die, Fackeln in den Händen tragend, ihr „Halleluja“ in die Osternacht hinaus singen, während die Priester das Heilige Grab umschreiten und Hymnen singen. Ostern, das Fest der frohen Botschaft von der Auferstehung, ist da. Glückselig sieht man die Pilger aus der Grabeskirche kommen. Unaufhörlich hört man die sich Begegnenden zurufen: „Christ ist erstanden.“

Nach den Osterfesttagen reist der größte Teil der Pilger ab. Nur wenige bleiben zurück; doch bald sind auch die letzten Wallfahrer verschwunden, und Jerusalem trägt wieder sein alltägliches Gepräge.



Die Ostertaufe im Jordan.



An der Klagemauer in Jerusalem. Nach einem Gemälde von Fritz Grotemeyer.





Feuerwerkswagen beim Osterumzug in einer italienischen Stadt. Das Feuerwerk wird nach dem Umzug abgebrannt.

Rechts: Kirchgang am Ostersonntag in Volendam (Holland).



Händler mit Osterlämmern in den Straßen von Budapest.



Das Osterreiten nach dem Kloster Marienstern bei Kamenz in Sachsen: Die Klosterreiter auf ihren festlich geschmückten Pferden beim Umritt um den Klosterhof.



Klappern der Moseljugend an den drei letzten Tagen der Karwoche. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)





Die Kreuzprozession, ein Karfreitagbrauch zu Menden in Westfalen. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)

Links: Osterwasserholen am Ostermorgen im Spreewald.

Osterbräuche in aller Welt.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(3. Fortsetzung.)

Dem Apothekergesellen Böttger blieb von dieser Ankündigung königlicher Aufmerksamkeit ein Gefühl der Beängstigung zurück, die durch einen Brief seines Gönners Haugwitz noch vermehrt wurde. Er klang wie eine Warnung. Es sei nicht immer gut, aus dem Dunkel hervorzutreten, hieß es darin, und die Parkette eines königlichen Schlosses seien ein Pflaster, auf dem schon mancher den Hals gebrochen habe. Das stimmte mit dem überein, was man Böttger von den Schicksalen so mancher Goldmacher erzählt hatte, und er hätte jetzt etwas dafür gegeben, wenn er sich hätte wieder in seine frühere Unbekanntheit zurückziehen können. Es war ein beständiges Zittern in ihm; in jedem Fremden, der in die Apotheke trat, glaubte er den Boten eines Verhängnisses zu sehen, das er dunkel herannahen fühlte. Nicht wenig trug zu alledem das Betragen seines Prinzipals bei, der aufgehört hatte zu wettern und zu spotten, aber Böttger oft mit so bedenklichen Blicken anschaute, als habe er Mitleid mit ihm.

Als Böttger eines Abends von einem kleinen Fest heimkehrte, das einer seiner Verehrer, der Gewürzkrämer Röber, veranstaltet hatte, wurde er unweit der Zornschen Apotheke von einem Menschen angesprochen, den Johann Friedrich nach seiner armseligen Kleidung für einen Bettler hielt. Während er in seinem Beutel nach einer kleinen Münze suchte, drängte sich der Mann näher an ihn heran und erfaßte seine Hand. „Ich habe Euch eine Botschaft zu bringen," flüsterte der Fremde hastig, „Botschaft eines Freundes... Wenn Euch Eure Freiheit und Euer Leben lieb ist, so verlaßt diese Nacht noch Berlin. Der König geht damit um, sich Eurer zu versichern."

„Wessen Botschaft ist das?" fragte der Böttger.

„Eines Freundes..." murmelte der Bettler. „Das soll Euch genug sein! Nur noch diese eine Nacht ist Euer... morgen könnte es zu spät sein." Und ehe Böttger noch einmal fragen konnte, war der Unbekannte in den Schatten einer schmalen Seitengasse geschlüpft und verschwunden.

Es war etwa Mitternacht, als der Gewürzkrämer Röber von einem Pochen an seiner Haustür geweckt wurde. Er erstaunte nicht wenig, als er den Apothekergesellen Böttger vor sich stehen sah, der erst vor wenigen Stunden in weinseliger Stimmung an seinem Tisch gesessen hatte. Böttger aber gab keine Erklärung ab, drängte an Röber vorbei in den Hausflur, warf hier das Bündel, das er bei sich trug, zu Boden und faßte Röbers beide Hände mit einem heftigen, krampfhaften Druck. Die Kerze, die auf dem Treppenende stand, beleuchtete ein verstörtes, blasses Gesicht. Die Hände, die sich um die Röbers schlossen, waren eiskalt und zitterten.

„Seid Ihr mein Freund?" fragte der nächtliche Besucher.

„Das wißt Ihr doch," antwortete der Gewürzkrämer, „daß ich es bin. Ich verehre Euch..."

„Ich meine," unterbrach ihn Böttger, „ein Freund, auf den man sich verlassen kann. Auch in Not und Gefahr. Ich kenne Euch als einen, dem nicht schon der bloße Name des Königs den Atem verschlägt..."

„Damit habt Ihr recht." Der Gewürzkrämer war wirklich einer von jenen, die gelegentlich selbst vor scharfen Worten über den König und seinen Hof nicht zurückschreckten.

„So bitte ich Euch, nehmt mich bei Euch auf. Verbergt mich vor dem König. Er will mich festnehmen lassen."

„Das glaub' ich auch!" lachte Röber. „Er möchte den Vogel, der die goldenen Eier legt, gern in seinen Käfig setzen. Aber wir wollen ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Mein Haus ist eine feste Burg, und darin sollt Ihr eine Zuflucht finden, wo Euch kein König von Preußen entdecken soll."

Am dritten der Tage aber, die Böttger bei Röber zubrachte, war die Zuversicht des Gewürzkrämers bereits wankend geworden. „Er ist höllisch hinter Euch her", sagte er, von einem Gang in die Stadt heimkehrend. „Wer hätte sich das gedacht, daß Ihr ihm ganze tausend Taler wert seid! Es stehen öffentliche Anschläge an allen Straßenecken, in denen er diesen Preis auf Eure Einlieferung gesetzt hat. Da will mir doch scheinen, als wäret Ihr nicht sicher genug bei mir. Es gehen von Geschäfts wegen so viele Leute bei mir aus und ein, daß Euch jemand, wenn Ihr Euch in meinem Dachkämmerchen auch noch so gut verborgen haltet, doch entdecken könnte. Und tausend Taler sind viel Geld und durch eine Anzeige leicht verdient. Darum meine ich, reiflich erwogen, Ihr müßtet trachten, außer Landes zu kommen, am ehesten nach Wittenberg etwa, das dem Kurfürsten von Sachsen gehört, und wohin unseres Königs Arm nicht reicht. Ich will Euch zu meinem Schwager nach Schöneberg bringen, da wird sich Gelegenheit finden, zu entkommen."

„Liebster, Bester," sagte Böttger, der den Boden unter sich wanken fühlte, „so meint Ihr, es müßte sein?"

„Man erzählt, daß der König in grimmigen Zorn geraten ist, als er von Eurer Flucht erfuhr; er soll mit den Füßen gestampft haben und geschrien, da solle das Donnerwetter dreinfahren, und das sei eine vermaledeite Lumperei, daß man auf eine so wichtige, ja unersetzliche Person nicht besser Attention gehabt! Ihr könnt Euch vorstellen, in wie guten Gewahrsam er Euch nehmen wird, wenn er Euch erwischen sollte."

„Ich vertraue auf Euch," sagte Böttger ergeben, „es soll geschehen, was Ihr für mich am besten haltet."

V.

Vor den Toren Wittenbergs lag in einem Wäldchen ein Gasthof, die „Rote Mark", der bei den Herren Studenten der Universität überaus beliebt war. So geschieden sie sonst nach Landsmannschaften waren, so gehörten sie doch allesamt zu der feuchtfröhlichen Guckgucksbrüderschaft, wie sie nach dem Wittenberger Stadtbier, dem Guckguck, geheißen wurde. Das war ein tüchtiges Gebräu, auf das die Stadt nicht wenig stolz war, und der Rat hielt etwas darauf, daß es nicht etwa verfälscht und vermanscht werde. Darum fand alljährlich im Märzen die große Bierprobe statt, die darin bestand, daß im Ratskeller die Bank der Ratsherren mit Bier übergossen wurde. Nur dann, wenn sie nach einer Weile Trinkens beim Aufstehen die Bank mit sich emporhoben, wurde das Bier als echt und vollhaltig anerkannt; andernfalls fielen der Braumeister und seine Knechte in schwere Pön.

Diesem Guckguck war die Wittenberger Studentenschaft überaus zugetan, und es war ihr zu Kommersen und sonstigem Pokulieren kein lieberer Ort als die „Rote Mark". Auch heute waren das große Wirtszimmer und die anstoßenden Kammern mit zechenden Brüdern besetzt. Ja, ein ganzer Schwarm von ihnen saß auch im Garten draußen, denn der Oktober, der in seinem Beginn schon etwas Schnee ausgeschüttet hatte, war gegen sein Ende ganz sommerlich warm geworden, als habe sich das Jahr besonnen und sich wieder gegen seine Mitte gewendet.

Es gab in der warmen Nacht ein kräftiges Getöse von Rundgesängen. Über einem offenen Feuer wurde ein Spanferkel am Spieß gebraten, und die Hessen unter dem Kastanienbaum waren soeben dabei, „den Papst zu krönen". Sie hatten ihn mit dem Stuhl auf den Tisch gesetzt und ihm ein eben nicht sehr sauberes Bettuch über den Kopf geworfen. Die vier Kardinäle hielten ein jeder einen Zipfel des Leinens, schwangen die großen Pfeifen und bliesen den Tabaksdampf unter das Tuch, daß der gute Papst darunter, der sich ja schon durch alle Grade vom Korporal an hätte hinauftrinken müssen, immer betäubter wurde. Schließlich fiel er wirklich von seinem Thron und rollte unter den Tisch, und alles brüllte vor Genugtuung.

„Das gefällt dir wohl?" sagte ein langer Bursch aus Apolda zu einem bäuerisch aussehenden jungen Menschen, der mit offenem Maul daneben stand und das Schauspiel genoß.

„Ha, ha!" lachte der Bauer vergnügt, indem er sich duckte und auf die Schenkel klatschte. Er hatte sich selbst mit dem Guckguck bereits so tief eingelassen, daß er nicht mehr ganz klar im Kopfe und nicht mehr ganz fest auf den Beinen war.

Ein Kerl mit einer großen schiefen Nase, die wie der Weiser einer Sonnenuhr in seinem Gesichte stand, stieß den Bauer in die Rippen: „Gib nur acht, Gevatter, daß du alles wohl merkst und daheim euren Orden vom Misthaufen danach belehren magst."

„Das gefiele dir wohl besser, als ein freier Bursch durch die Nacht zu schwärmen," sagte der Apoldaer, „denn mit den Hühnern ins Nest zu kriechen und morgens den Dung aufs Feld zu führen? Wo bist du zu Hause, Gevatter?"

„In Schöneberg bei Berlin", grinste der Bursche.

„Da wohnst du ja gleich neben dem König von Preußen", krähte der Kleine mit der schiefen Nase. „Kannst ihm sagen, wenn du wieder zur Hoftafel kommst, jetzt müßt' ich noch erst zwei Semester Leichen zerschneiden und den Guckguck leben lassen, dann könnten mich seine Werber haben, als Flügelmann zur Garde."

Ein stämmiger Mensch mit einem von Pockennarben zerrissenen Gesicht sah, daß seine Brüder da ein Opfer für ihre Späße aufgetrieben hatten, und schrie, indem er den Bauern kräftig auf die Schultern schlug: „Er will wohl in unseren Orden aufgenommen sein? Da muß Er aber ordentlich saufen können."

„I," sagte der Bursche, „wenn es darauf ankommt..." Er fuhr mit der Hand in die schmutzige Jacke und warf einen Dukaten auf den Tisch: „Da will ich wohl dabei sein!"

„Ei sapperment," spektakelte der mit der schiefen Nase, „seht her, ein leibhaftiger Dukaten! Und funkelnagelneu. Bist du in die Schatzkammer des Rhampsinit eingestiegen, oder bist du Ochsenknecht beim König Midas? Wie kommst du zu solchem Geld, wie ich es seit tausend Jahren nicht mehr zu sehen bekommen."

Der Bauernbursche machte ein geheimnisvolles Gesicht: „Hab's von einem großen Herrn bekommen."

„Bier her!" schrie der lange Thüringer, „Füchse, Bier her! Der Gevatter zahlt!" Und die jüngeren Studenten liefen mit den hölzernen Kannen zur Schank.

Unter Gejohle und Gelächter wurde der Spender an den Tisch geladen und feierlich als Ehrengast willkommen geheißen, der gekommen sei, um den Schöneberger Komment nach Wittenberg zu verpflanzen, so daß künftighin nicht mehr mit dem Hieber, sondern auf Mistgabeln Genugtuung gegeben werden solle. Nachdem man ihm seinen Namen abgefragt hatte, der Christian Hanke lautete, schlug einer vor, er solle der goldene Christian genannt werden, und mit einem Zusammenkrachen der Kannen wurde der Antrag zum Beschluß erhoben. Der Knecht saß unter den Studenten, überaus beglückt, daß er bei so gelehrten jungen Herren solche Beachtung gefunden hatte, und wußte nicht, wie sehr er ihnen einen Narren abgab.

Der Kleine mit der schiefen Nase hatte sich an ihn herangemacht, denn er witterte noch einen oder zwei Kameraden des Dukaten in den Taschen des Burschen und dachte, es werde sich wohl ein Garn finden, in dem er diese lieblichen und seltenen Vögel fangen könnte.

Während der Guckguck das Getöse immer mehr steigerte, begann der Student seinen Nachbarn auszuholen und erfuhr, daß der Knecht an diesem Abend erst von Schöneberg angekommen sei. Er habe einen Fahrgast in der sogenannten Fischerei zu einem gewissen Goldmann gebracht und dann seine Pferde in der Papiermühle einstellen wollen. Aber da sei ein krankes Roß gewesen, und zu dem habe er seine Pferde nicht in den Stall tun können. Darüber sei er mit dem Müller in Streit geraten und habe nun in der „Roten Mark" eingestellt, sehr froh darüber, in eine so lustige Gesellschaft gekommen zu sein.

Der Frager vermutete, daß der Mensch seine Goldfüchse von jenem Fahrgast erhalten habe, und nun richtete sich seine Neugierde auf diesen, als die Quelle einer so begehrenswerten Erscheinung.

Wer denn der Mann gewesen sei, den er in der Fischerei abgesetzt habe?

Der Bauernknecht machte wieder sein schlaues, geheimnisvolles Gesicht: „Ein vornehmer junger Herr, der nach Wittenberg gekommen ist, um Medizin zu studieren", sagte er, wie es ihm eingelernt worden war.

„Ho," rief der Schiefnasige, so treuherzig wie möglich, „da hast du uns sogar einen Kommilitonen gebracht! Weißt du nicht, daß es Gepflogenheit ist, Namen und Stand eines jeden Ankömmlings sogleich dem Universitätsgericht zu melden? Du siehst in mir dessen Sekretär und kannst deine Meldung gleich anbringen."

So tief der gute Christian schon in die Kanne geschaut hatte, so schien ihm dies doch bedenklich, und er sah den zudringlichen Nachbarn etwas zögernd an. Aber der setzte ihm so heftig zu und verwies ihn schließlich mit großem Ernst darauf, daß ein solches Mißtrauen eine Beleidigung für die ganze Guckgucksbrüderschaft sei, auf die hin man ihm sogleich die neue Freundschaft kündigen und ihn mit Schimpf und Schande davonjagen müsse. Darüber wurde der Bedrängte kleinlaut und gab nach. Nun wohl, sagte er, es sei ein vornehmer preußischer Deserteur, den er nach Wittenberg gefahren habe.

Der Schiefnasige schwieg eine Weile. „Dann ist's wohl ein Flüchtling aus Spandau?" fragte er.

Ehe Christian aber noch antworten konnte, entstand ein ungeheurer Lärm. Der vorhin erwählte Papst, den man ein wenig abseits ins Gebüsch gelegt hatte, war zu sich gekommen, und da er fand, daß man ihm den Rock aus- und wieder verkehrt angezogen hatte, und daß sein Gesicht mit Ruß beschmiert worden war, schrie er, das heiße den Spaß zu weit getrieben, und seine Ehre sei verletzt. Und als ihm einer darauf eine lachende Antwort gab, versetzte ihm der Wütende eine heftige Maulschelle. Sogleich war die Gesellschaft in Freund und Feind geteilt und in den dichten Klumpen einer Balgerei gewirrt. Während die Nachbarn Christians aufsprangen und dem Getümmel zueilten, fühlte Christian seine Hand ergriffen und sich fortgezogen.

Durch den Nebel seiner Trunkenheit sah er eines Unbekannten zornige Augen auf sich gerichtet: „Wenn du noch ein Wort sprichst," raunte ihm der Fremde zu, „so geht es dir an den Kragen. Verzieh dich schleunigst ins Heu und laß dich nie wieder unter den Saufbrüdern blicken, sonst wäre es besser für dich, du wärest nie hierhergekommen."

Als die Keilerei geschlichtet war und alles zu seinen Plätzen zurückkehrte, fand der Kleine mit der schiefen Nase zu seinem Verdruß das Opfer nicht mehr vor. Eine Maulschelle schien ihm nie so zur Unzeit gegeben worden zu sein wie diese, durch die ihm eine recht einträgliche Wissenschaft entgangen war. Aber zähe, wie er war, beschloß er, der Sache auf den Grund zu gehen, ob sich nicht doch etwas für die eigene Tasche herausschlagen ließe.

VI.

Der entwichene Apothekergeselle lag noch im Bett, als nach einem kurzen Räuspern und Klopfen sein Gastgeber Goldmann eintrat, an allen Gliedern zitternd und mit bebenden Unterkiefern. Hinter ihm drängte sich ein dürftiges, gelbliches Männchen herein, eine lederne Aktenmappe unter dem Arm, das sogleich an dem verstörten Goldmann vorbei zum Bett des aufgescheuchten Langschläfers schwänzelte und mit einem unangenehmen Lächeln sagte: „Der p. t. Böttger, wie ich schätze... aus Berlin hier eingetroffen... wie ich schätze... Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Aktuar Johann Samuel Raps vorzustellen, Aktuar beim Kurfürstlich Sächsischen Kreisamt. Komme im Auftrag Seiner Gnaden, des Herrn Kreisamtmannes von Kyssel, Ihn freundlichst auf das Schloß zu laden."

Johann Friedrich starrte, im Bette liegend, den gelbledernen Aktuar verständnislos an und suchte dann Zuflucht und Erklärung auf dem Gesichte seines Gastgebers; aber der zuckte hinter dem Rücken des Herrn Raps verzweiflungsvoll die Achseln, als wollte er sagen, es sei ihm völlig unfaßbar, wie man auf dem Schloß von der Anwesenheit Böttgers erfahren haben könne, und was man von ihm wolle.

„Ist mir nicht bewußt," stammelte Böttger endlich, „mit dem Herrn Kreisamtmann ein Geschäft zu haben."

Der Aktuar hatte indessen seine listigen, geschwinden Mausaugen durch das Zimmer laufen lassen und das bescheidene Studentenköfferlein entdeckt, das Böttgers wenige Habe enthielt. „Ist das Euere Bagage?" fragte er vergnügt. „Die wollen wir gleich mit aufs Schloß bringen lassen. Es stehen zwei Diener draußen, die es wohl erschleppen werden. Die Bücher und Papiere, die Ihr beim Rector magnificus Kirchmaier untergebracht habt, werden gleichfalls auf das Schloß geschafft werden."

Jetzt aber erschrak Böttger bis in das Mark der Knochen. Alles Wichtige und Wertvolle, seinen geliebten Helmont, seine eigenen Aufzeichnungen hatte er dem Rektor der Universität zur Verwahrung gegeben, in der Hoffnung, daß diese Dinge dort in Sicherheit sein würden. Nun war auch dieses Versteck ausgespürt, und zugleich bewies eine solche Schnüffelei aufs deutlichste, welche Bedeutung man ihm selbst beimaß. „Woher wißt Ihr...?" fragte er fassungslos.

Der Aktuar, der mit tanzmeisterlicher Unruhe im Zimmer umherhüpfte, wandte sich um: „Woher? Wir wissen, daß Ihr Euch mit einem Empfehlungsschreiben des hochgelehrten Herrn Bergrates Kunckel von Löwenstern bei Seiner Magnifizenz eingeführt habt, der Euch darauf gar wohl empfangen hat, wie er denn, obzwar Professor der Eloquenz, ein gar ausbündiger Freund der Metallurgie und Chymie ist. Ja... die geheime Wissenschaft findet ihre Förderung in allen Ständen. Nun aber bitt' ich Euch, macht Euch fertig, mir zu folgen, daß wir Seine Gnaden, den Herrn Kreisamtmann, nicht über Gebühr warten lassen."

Läuft es darauf hinaus, dachte Böttger, während er, nachdem Goldmann und der Aktuar das Zimmer verlassen hatten, die Strümpfe anzog, daß man mir meine Wissenschaft ablisten oder abpressen will? Es sah ganz nach einer Falle aus, in die er gegangen war. Draußen murmelten Männerstimmen, als sei der ganze Gang voll Menschen. Es stieg in ihm, während er sich wusch und ankleidete, eine Empörung auf, in der seine bisherige Angst völlig unterging. Als seien Hemd, Hose, Kamisol die Bestandteile einer Ritterrüstung, so kam sich Böttger mit jedem weiteren Stück immer gewappneter vor, und als er den Mantel umgeworfen und den Hut aufgestülpt hatte, stand er da wie in Trotz gepanzert.

Zwei der Diener, die draußen gewartet hatten, packten den Koffer an, der Herr Aktuar selbst steckte Böttgers Degen zu seiner Ledermappe unter den Arm, nicht einmal das Fläschchen mit Mundwasser auf dem Waschtisch wurde zurückgelassen, wie Böttger mit ingrimmigem Lächeln bemerkte.

„Ich merke wohl, was mit mir werden soll", sagte er, als sie am Portal der Schloßkirche vorübergingen, an das Luther einst seine Thesen geschlagen hatte; und als sei etwas von dem Geist der Auflehnung, der hier seinen Hammer geführt hatte, auf ihn übergegangen, setzte er hinzu: „So geht es einem Menschen, der was kann. Aber ich will mich eher an den höchsten Galgen hängen lassen, ehe ich jemandem etwas von meiner Kunst offenbare."

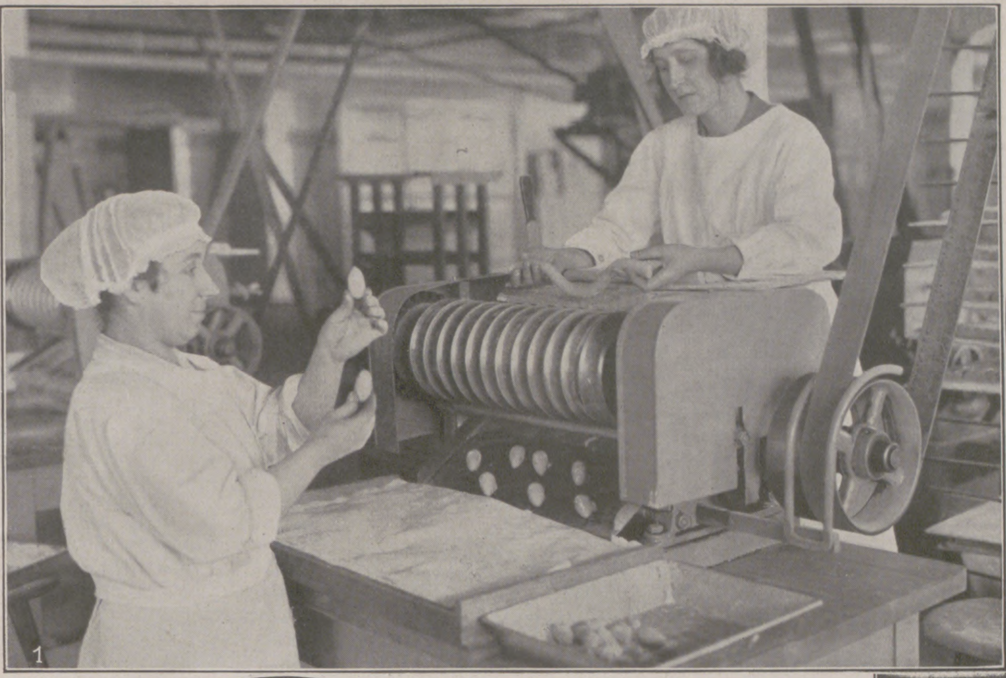
„Da sei Gott vor," sagte der Aktuar mit dick aufgetragenem Erschrecken, „daß man einem solchen Mann wie Ihm sollte ein Leid antun oder gestatten, daß er sich eines antue."

Wie der auffallende Aufzug in den Schloßhof trat, sah Böttger auf einer Seitentreppe im Sonnenschein etwa zehn oder zwölf Soldaten faulenzen. Sie hatten die Gewehre an die Wand gelehnt und saßen auf den Stufen herum wie Leute, die nicht recht wissen, was sie mit sich beginnen sollen. Böttgers Herz tat einen heftigen Schlag, hinter dem ein wahnsinniges Gehämmer dreinstürzte. Denn die Uniformen, die er sah, waren keine kursächsischen, sondern die Preußens. Wie kamen preußische Soldaten nach Wittenberg? Was wollten sie hier?

Er sollte nicht lange darüber im Zweifel bleiben. Als ihn der Aktuar nach einer Viertelstunde bangen Wartens vor den Kreisamtmann ließ, fand er diesen nicht allein. Ein kurzer, gedrungener Mensch in preußischer Leutnantsuniform, der neben Herrn von Kyssel an einem eiförmigen Tisch mit verschnörkelten Beinen gesessen hatte, erhob sich bei Böttgers Eintritt und trat mit klirrendem Degen auf ihn zu: „Das ist der Kerl," sagte er mit einer überlauten Kommandostimme, „der Seiner Majestät ausgerissen ist." Dabei sah er ihn so wutentbrannt an, als wolle er ihn auf der Stelle mit Haut und Haaren auffressen.

Es war Böttger schlechterdings unmöglich, diesem Grobian eine Antwort zu geben. Er wandte sich an den Kreisamtmann, der sich eben langsam hinter dem Tisch emporarbeitete, denn bei des würdigen Mannes Umfang war das nichts Kleines und nichts Leichtes. Endlich stand Herr Kyssel in seiner ganzen Massigkeit auf den Beinen: „Er sieht hier", schnaufte er, „den Königlich Preußischen Leutnant Karl Menzel, der von Seiner Majestät, dem König von Preußen abgesandt ist, Ihn wieder nach Berlin zu bringen."

(Fortsetzung folgt.)







1. Herstellung von Marzipaneiern mit der Knetmaschine in der Schokoladenfabrik.

2. Hahn aus Eiern, Papier, Filz und mit Wolle umwickeltem Draht.

3. Chinese aus bemalten Eiern, Wolle und Draht.

4. Überziehen der Marzipaneier durch Eintauchen in die warme Schokoladenmasse.

5. Verpacken der fertigen Ostereier.

6. Aufputzen der Ostereier, Osterkörbe und Osterhasen.

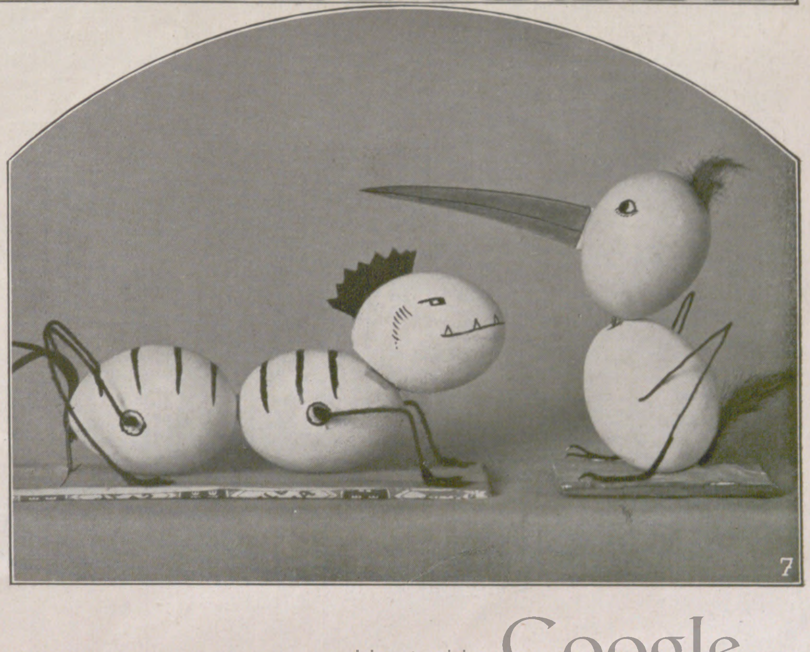
7. Zwiegespräch. Zutaten: Eier, Filz, Papier, Wolle und Draht. Fußgestelle: Zigarrenkistenbrettchen.





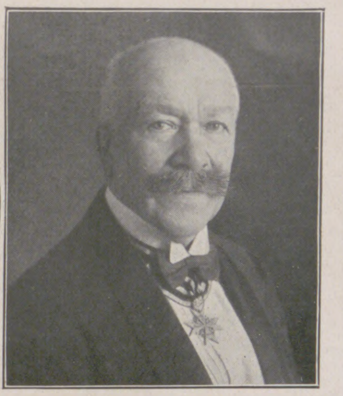
Aus der Werkstatt des Osterhasen







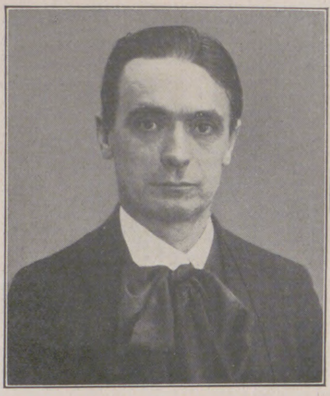
Ernst Wiebecke,
Professor der Forstwissenschaft, Prorektor an der Forstlichen Hochschule zu Eberswalde, † am 24. März im Alter von 62 Jahren.



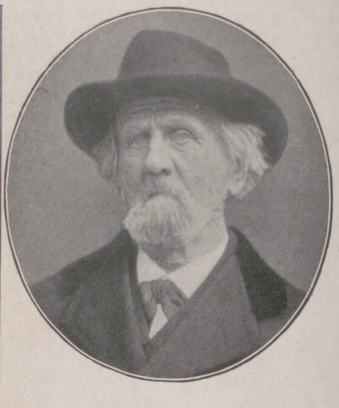
Hermann v. François,
General der Infanterie, am Anfang des Krieges Kommandeur der Grenzschutztruppen im Osten, später Armeeführer, begeht am 15. April sein 50jähriges Militärjubiläum.



Ewald v. Lochow,
General der Infanterie, bekannter Heerführer im Weltkriege, Januar 1915 Sieger in der Schlacht bei Soissons, feierte am 1. April seinen 70. Geburtstag.



Dr. Rudolf Steiner,
Führer der deutschen anthroposophischen Bewegung und Begründer des Bundes für Dreigliederung des sozialen Organismus, † am 30. März zu Dornach bei Basel 64 Jahre alt.



Prof. Dr. Carl Neumann,
Geheimer Rat, der Altmeister der mathematischen Wissenschaft, † am 27. März zu Leipzig im 93. Lebensjahre.

Die Arterien und ihre Tätigkeit.

Das Blut hat die Aufgabe, den bedürftigen Organen Nahrungsstoffe zuzuführen und verbrauchte Stoffe wegzuschaffen. Die linke Herzkammer preßt das Blut zunächst in ein großes Rohr, die Hauptschlagader. Durch Verzweigung und Verästelung des blutführenden Systems in immer feinere häutige Röhren verteilt sich das Blut auf alle Organe des Körpers. Die Gefäße, welche von der Herzpumpe aus peripherwärts den Strom leiten, heißen Pulsadern, Schlagadern, Arterien. Die feinsten Arterien gehen allmählich über in ein aus engen Maschen bestehendes Netz zarter, nur mit dem Mikroskop erkennbarer Röhrchen; diese Haarröhrchen, Kapillaren, sind in allen Teilen des Körpers (abgesehen von hornartigen, knorpeligen, durchsichtigen Gebilden) nachweisbar. Aus dem Kapillarnetz sammeln sich ganz allmählich unter Erweiterung des Durchmessers wieder größere Gefäße, die ersten Anfänge der den Blutstrom dem Herzen wieder zuleitenden Blutadern oder Venen.

Schon mit bloßem Auge kann man die Zusammensetzung der Arterienwand aus drei Häuten erkennen.

Die innere Haut setzt sich, wie die Betrachtung mit dem Mikroskop zeigt, zusammen aus einer einfachen Schicht platter Pflasterzellen, anschließend aus einer Bindesubstanz mit zahlreichen spindelförmigen und sternförmigen Zellen und längsverlaufenden elastischen Fasern, drittens aus einer elastischen Haut, die je nach dem Kaliber der Arterie nur eine einfache strukturlose oder gefaserte Haut darstellt oder aus mehreren (2 bis 3) Lagen faseriger oder gefensterter Häute besteht. Die mittlere Haut zeichnet sich aus durch ihren Gehalt an glatten Muskelfasern und an längsverlaufenden oder spiraligen platten, elastischen Gebilden. In den kleinsten Arterien sind zerstreute querverlaufende Muskelfasern miteinander verbunden durch feines elastisches Gewebe; in den mittleren Schlagadern überwiegt die Muskelmasse als starke Ringschicht so sehr, daß die Bindesubstanz sehr zurücktritt, und in den größeren Schlagaderstämmen überwiegen die elastischen Elemente, zahlreiche Lagen dicker, gefensterter Membranen, gefaserter feiner Gitter, dichtgenetzter elastischer Fibrillen, vorwiegend in Querlagerung angeordnet. Die äußere Haut ist eine Bindegewebsmembran, in den feinsten Arterien strukturlos, dann geordnet zu einer Faserlage mit Fibrillenzügen, von mittelstarken Arterien ab aus schrägen, sich durchkreuzenden Bündeln von Bindegewebe bestehend, dazwischen elastische Lamellen, außerdem vereinzelt längsverlaufende Muskelbündel. In dieser Haut finden sich auch in den großen Stämmen kleine ernährende Blutgefäße.

Die Kapillaren sind feinste Röhrchen, bestehend aus einer einschichtigen Lage von Zellen, welche durch eine Kittsubstanz zusammengefügt werden. Eine scharfe Grenze der Entstehung der Haargefäße ist nicht anzugeben, da ganz allmählich die Umwandlung aus den kleinsten Schlagadern erfolgt und dann wieder der Übergang zu den Anfängen der Venen. — Die Venen haben die gleiche Schichtung von Häuten

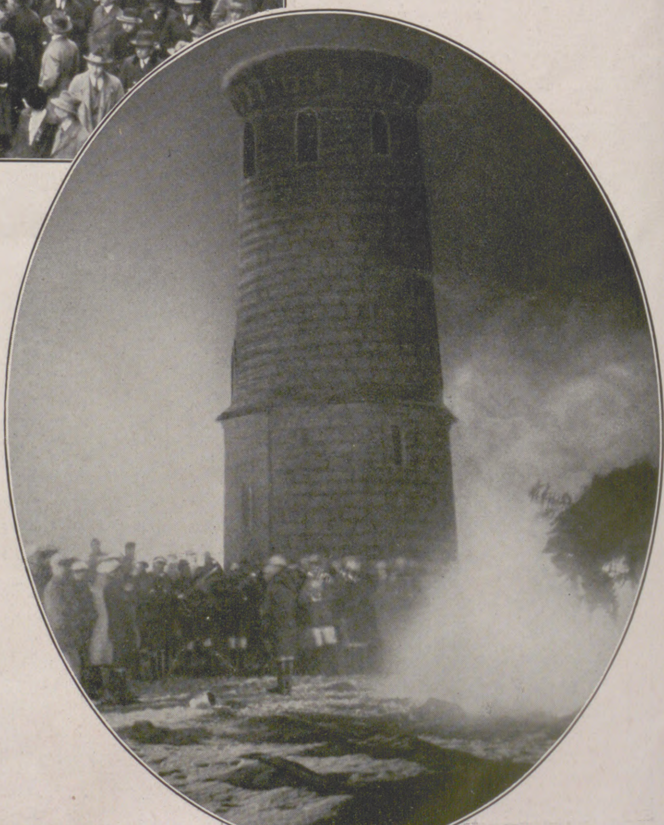


Der 12. Deutsche Seeschiffahrtstag zu Berlin: Die Eröffnungssitzung im Plenarsaal des Preußischen Staatsrates im Beisein der Admiralität und des stellvertretenden Reichspräsidenten am 31. März.



Von der Protestversammlung der Vereinigten Verbände Heimattreuer Oberschlesier zur Erinnerung an den vor vier Jahren errungenen deutschen Abstimmungssieg in Gleiwitz: Der gewaltige Demonstrationszug. In einem an den Völkerbundsrat in Genf gerichteten Telegramm wurde verlangt, das Oberschlesien zugefügte Unrecht wiedergutzumachen. (Phot. Wolff, Gleiwitz.)





Links und rechts im Oval:

Bismarck-Feiern zu Ehren des Altreichskanzlers an seinem 110. Geburtstag am 1. April: Links: Die Menge vor dem festlich geschmückten Bismarck-Denkmal auf dem Königsplatz in Berlin. — Rechts: Abbrennen eines großen Feuers auf dem Brocken.



Von der Reichspräsidentenwahl am 29. März: Die Wahlschlacht auf der Tauentzienstraße in Berlin.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.



Die Eröffnung der im Rahmen einer Kolonialwoche stattfindenden Kolonialausstellung in Berlin am 30. März: Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg (×) bei der Eröffnungsansprache im Berliner Rathaus.



Der bekannte Schachmeister Dr. Emanuel Lasker (×) bei einem Simultanspiel in Hamburg. Von den 26 Partien konnte Dr. Lasker 16 gewinnen; 3 verlor er, und 7 machte er remis.

wie die Arterien. Aber die Wand ist viel dünner, so dünn, daß die Blutsäule mit bläulicher Farbe durchscheint. Besonders die elastischen und die hier vorwiegend längsverlaufenden muskulösen Elemente sind viel geringer ausgebildet.

Die wichtigsten Eigenschaften der Arterien sind die Elastizität und die Fähigkeit zur Zusammenziehung. Alle Schichten der Arterienwand sind elastisch. Die Elastizität der Gefäße ist nur gering, d. h. sie üben nur geringen Widerstand gegen Dehnung, aber sie ist sehr vollkommen, d. h., ein ausgeschnittenes Arterienstück nimmt nach Aufhören der Dehnung in sehr vollkommener Weise die ursprüngliche Form und Ausdehnung wieder an. Die Elastizität der Arterien spielt eine sehr wichtige Rolle im Prinzip der Energie-Transformierung. Die Zusammenziehung des Herzmuskels treibt stoßweise eine Blutmenge in die Schlagadern. Die Arterien werden gedehnt, in verstärkte Spannung versetzt; sie streben dann der Gleichgewichtslage wieder zu vermöge ihrer Elastizität. Die Anspannung der Wand ergibt also bei der Rückkehr zur Ruhelage eine pressende Wirkung auf den Inhalt des Röhrensystems. Der Puls ist demnach transformierte Energie des Herzens. Hier erkennen wir den Zweck der elastischen Gebilde in den Arterienhäuten.

Der Blutbedarf der einzelnen Organe des Körpers wechselt erheblich je nach der funktionellen Beanspruchung. Ein tätiges Organ benötigt mehr Blut als ein ruhendes. Die richtige Blutverteilung wird erreicht vermöge der Fähigkeit des Blutgefäßsystems sich zusammenzuziehen. Wären alle Schlagadern des Körpers gleichzeitig vollständig ausgedehnt, so würden sie etwa die fünffache Menge Blut fassen können, die überhaupt im Körper vorhanden ist. Die Muskulatur der Arterien paßt sich durch einen Zustand dauernder Zusammenziehung, deren Stärke je nach dem augenblicklichen Bedarf wechselt, dem erforderlichen Blutgehalt der einzelnen Organe an. Wird an einer Stelle des Organismus eine erhöhte Blutmenge erfordert, so läßt hier die Zusammenziehung der Arterienringmuskeln nach, an anderen Stellen erfolgt dann Gefäßverengerung. Das Hauptreservoir für die Blutmenge des Körpers ist das Gefäßgebiet des Bauchraumes. Die ganz hervorragende Bedeutung der Bauchhöhle für die Aufrechterhaltung richtiger Blutverteilung wird in der Krankheitslehre meist nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit gewürdigt.





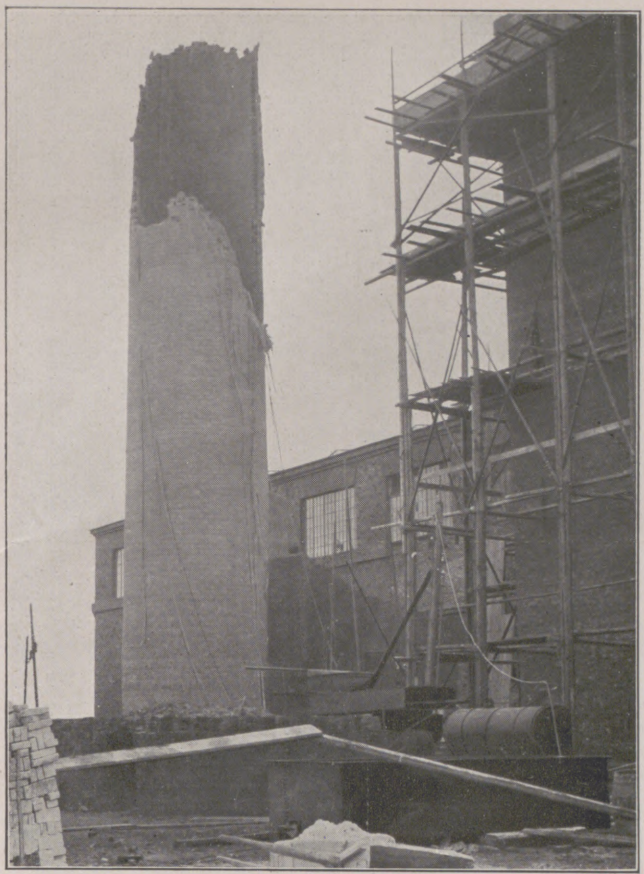


Zu dem Manöverunglück der Reichswehr bei Veltheim (Kreis Minden), bei dem durch Umschlagen einer Fähre in der reißenden Strömung der Weser 80 Soldaten ums Leben kamen.

Oben: Die etwa 10 km unterhalb Veltheim bei der Ortschaft Vlotho angetriebene Unglücksfähre wird im Beisein der Staatsanwaltschaft von Bielefeld geborgen. — Mitte: Das Fährhaus, in dessen Nähe das Unglück geschah. — Unten: Mannschaften des Reichswasserschutzes bei der Vorbereitung zu den Bergungsarbeiten.

Durch den Puls wird die in den einzelnen Provinzen des Körpers jeweils benötigte Blutmenge in die Haarröhrchen befördert. In den Kapillaren erfolgt das Fließen des Blutes nicht mehr rhythmisch, sondern absolut gleichmäßig und langsam. Bei dem langsamen Strömen lassen nun die ganz zarten Wandungen des Kapillarnetzes Bestandteile der Blutflüssigkeit in die Gewebe des Körpers durchtreten. Aus diesem Saftstrom nehmen nun die Körperzellen solche Substanzen auf, die sie gerade nötig haben, und sie schieben unbrauchbare Stoffe ab. Ernährung und Stoffwechsel der Gewebe beruhen auf der Durchlässigkeit der Kapillaren. Alle Gewebe unseres Körpers sind durchzogen von feinsten Spalträumen, die als zusammenhängendes großes Netz über alle Gebiete des ganzen Körpers sich verteilen. Hier zirkuliert der aus dem Blute abgesonderte Saftstrom. Aus den Gewebespalten entspringen erst enge, dann immer größer werdende Röhren, die Lymphgefäße. Die beiden Hauptlymphstämme münden dann innerhalb des Brustkorbes in die Blutbahn. So kehrt der aus den Blutkapillaren ausgeschiedene Säftestrom wieder in das Blut zurück. In gleicher Weise gelangen auch die im Verdauungsapparat gewonnenen Nahrungsstoffe vermittels der Chylusgefäße in das Blut. Halten in diesem Drainageapparat des Körpers Ausscheidung und Aufsaugung sich nicht das Gleichgewicht, so entstehen bei ungenügendem Abtransport wässerige Anschwellungen des Körpers.

Die durch die Herzzusammenziehung gelieferte pulsatorisch treibende Kraft erlischt im Kapillargebiet. Das Weiterströmen des Blutes in den Venen zum Herzen wird hauptsächlich durch saugende Kräfte bewirkt. Daß die Ausdehnung der Herzhöhlen ein aktiver Vorgang ist, kann als fast gesichert gelten, wenn auch immerhin diese Frage noch umstritten ist. Über jeden Zweifel erhaben ist die Tatsache, daß bei der Einatmung der Brustkorb durch Saugung einen sehr erheblichen Beitrag zur Kreislaufsarbeit liefert. Diese Unterstützung des Herzens ist sehr beachtenswert, weil hier eine Möglichkeit gegeben ist, willkürlich und durch Übung das Herz zu schonen. Als Triebkräfte auf die in den Venen enthaltene Blutsäule wirken die bei Bewegungen erfolgenden pressenden Zusammenziehungen der Muskulatur der Gliedmaßen. Für ganz hervorragend einflußreich halte ich die Übung und Kräftigung der Bauchmuskeln. Dr. Engelen.





Die Beisetzung der 50 Opfer des Grubenunglücks der Zeche Remeau in Merlenbach (Lothringen) am 30. März: Der Trauerzug. Im Hintergrund das Zechenhaus. — Links: Der Einsturz des bereits im Außenbau fertigen, 110 m hohen Fabrikschornsteins auf dem Gelände der Sächsischen Werke A. G. in Böhlen bei Leipzig am 2. April, wobei 11 Arbeiter getötet wurden: Der noch etwa 40 m hohe Schornsteinstumpf.





Von dem Eisenbahnunglück bei Poitiers auf der Strecke Bordeaux-Paris am 25. März: Die infolge Entgleisung über die Uferböschung der Clain-Brücke hinabgestürzten Wagen.

Links: Das Begräbnis des Erzbischofs Lago Gonzales in Santiago (Spanien): Der Leichnam wird nach einer alten Sitte im Sarge offen zur Schau durch die Stadt getragen.





Von der Jahrhundertfeier der Befreiung Südamerikas in Lima (Peru): Links: Der Uhrenturm auf dem Universitätsplatz in Lima, den die Deutsche Kolonie der Stadt aus Anlaß der Feier schenkte. Auf dem Platze links: Das neue Lehrerseminar. — Rechts: Die Einweihung des Denkmals für den gefallenen General Sucre am 100. Jahrestage der Schlacht bei Ayacucho (Peru).



Das vor kurzem eröffnete Institut für Radiokunde in Bremen: Das Laboratorium mit 25 Arbeitsplätzen für Praktikanten.



Der Hörsaal in dem Institut für Radiokunde in Bremen. Jeder Sitzplatz ist mit einem Kopfhörer ausgestattet, der vom Platz des Vortragenden aus beliebig geschaltet werden kann.



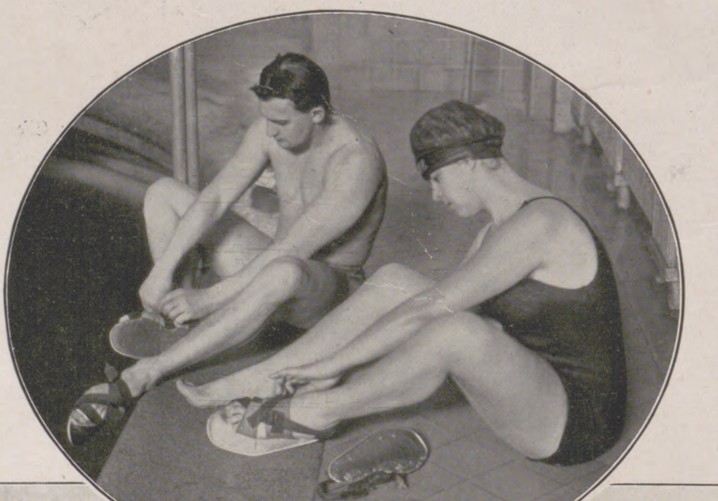
Zur Einweihung der neuen Universität in Jerusalem durch Lord Balfour am 1. April: Außenansicht. Die Einweihung erfolgte, obwohl der Bau noch nicht ganz vollendet ist.

Der Tornado vom 18. März 1925.

Über die Wirbelstürme, die man nach dem Spanischen mit Tornados bezeichnet, habe ich bereits in Nr. 4140 vom 17. Juli 1924 eingehend geschrieben, so daß darauf verwiesen werden kann. Jetzt soll die Wetterlage bei dem Tornado geschildert werden, der in Nordamerika so unsägliches Unglück angerichtet hat. Wenn schon bald darüber wenigstens einiges gesagt werden konnte, so verdankten wir das der drahtlosen Telegraphie, die alltäglich der ganzen Welt die Wetterbeobachtungen meldet. So werden von den Vereinigten Staaten von Amerika die Beobachtungen gefunkt, die dort im Ostgebiet um 8 Uhr abends, in der Mitte um 6 bis 7 Uhr und im Westgebiet um 5 Uhr nachmittags angestellt werden; sie gehen bei uns um 2 Uhr nachts ein, werden vom Eiffelturm und von der Deutschen Seewarte aufgenommen und von ihnen in Europa weiterverbreitet.

In der Nacht zum 16. März lag nun über dem atlantischen Küstengebiet der Vereinigten Staaten ein ausgebreitetes Hochdruckgebiet, das sich bis über die Ebenen des Mississippi erstreckte und dort bei schwachen südlichen Winden Wärme hervorrief; ein zweites Hoch lag nördlich von San Franzisko auf dem Pazifischen Ozean. Zwischen beiden herrschte über dem Felsengebirge geringer Luftdruck mit niedrigstem Druck über dem nördlichen Kanada und dem Golf von Kalifornien. Bis zum 17. März hatte sich der Kern hohen Druckes nordostwärts nach Neufundland hin verlagert, während das letztgenannte Tief über das nördliche Mexiko hinweg nach Texas wanderte. Im Laufe des 17. verschob sich diese Druckverteilung langsam ostwärts, während zugleich das Hoch über dem Stillen Ozean bis zum Quellgebiet des Mississippi vorstieß. Dementsprechend wehten im Unter- und Mittellauf dieses Riesenstromes und in den Ebenen zu beiden Seiten sehr warme und wasserdampfreiche südliche Winde, am Oberlauf aber unter dem Einfluß des Hochdruckrückens kalte nördliche Winde. Beide Luftströmungen trafen sich etwa in der Gegend von Saint Louis. Zum Teil wehten sie aneinander vorbei, zum Teil aber schob sich die kalte, schwerere Luft unter die warme und feuchte Luft. Ebenso nun wie an der Grenze zweier verschiedener Wasserströme Wirbel entstehen und sie entlangwandern, so auch in der Luft an der Grenzschicht verschieden warmer und verschieden feuchter Luft. Diese Wirbel haben um so größere Energie, je größer die Gegensätze beider Luftmassen sind. Da hier die Südwinde von dem subtropischen Mexikanischen Golf viel Wärme und viel Wasserdampf mitbringen, wogegen die Nordwinde aus dem im März noch völlig vereisten, sehr kalten polaren Nordamerika kommen, so können an der Grenzschicht sehr große Unterschiede, von 30° und mehr, bestehen und so die Energie der Wirbel ungewöhnlich steigern. Im Laufe des 18. März zog das Tief über die Gegend von Saint Louis und entwickelte an seiner Südostseite, an der die Grenzschicht lag, eine Reihe Tornados, die das furchtbare Unglück anrichteten. Vermutlich ist vorher eine Warnung ausgegeben worden, weil die Wetterlage recht verdächtig war. Da sich jedoch die genaue Bahn von Tornados keineswegs vorhersagen läßt, und da bei solcher Wetterlage auch nicht immer Tornados entstehen, so gibt es einerseits kaum Vorsorgemaßregeln, und andererseits gewöhnen sich die Leute an die Vorhersage, wenn sie, was bei der meist schmalen Tornadobahn leicht vorkommen kann, selbst nicht betroffen worden sind.

Prof. Dr. C. Kaßner.







Links: Weibliche Fußballspieler in Belgien: Ein kritischer Moment aus dem Wettspiel zwischen dem Brüsseler Frauenklub und der „Mann"schaft eines Pariser Damenfußballklubs. — Rechts: Einweihung der neuen, 48 km langen Automobilstraße zwischen Wanstead und Southend on Sea: Der Prinz Henry von England beim Durchschneiden des Bandes zur Eröffnung der Straße. — Im Oval: Ein neues Hilfsmittel für Schwimmer: Die deutsche Meisterschwimmerin Erna Murray und der Meisterspringer Hans Luber beim Anlegen der von Waldemar Voelker, Leipzig, konstruierten Schwimmflossen. Die Flossen ermöglichen eine Ausnutzung der Kraft um mehr als 50 Prozent. (Phot. Wipro.)



Die Rauchwolke über der Unglücksstätte.



Brasilianische Feuerwehrleute bei den Löscharbeiten. (Phot. Times.)

Die gewaltige Dynamit-Explosion im Hafen Caju Island in der Bucht von Rio de Janeiro.





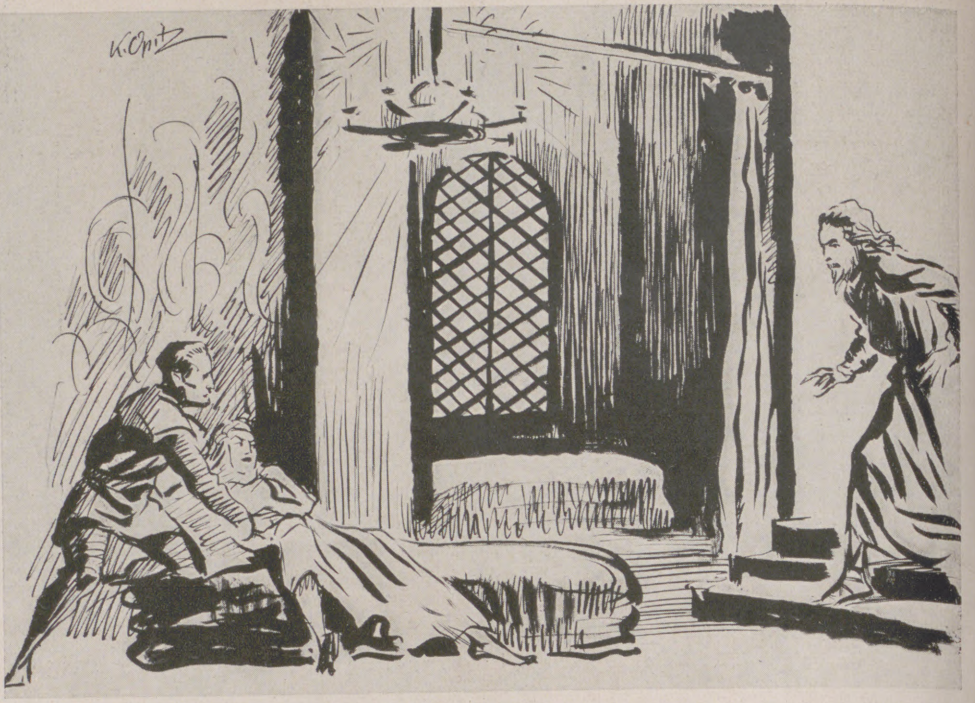


Oben: Die Verwüstungen in der Stadt Murphysboro im Staate Illinois. — Unten links: Die zerstörte Mixed-Pickles-Fabrik von Heinz zu Princeton im Staate Indiana. — Unten rechts: Die Trümmer der Maschinenfabriken der Mobile- und Ohio-Eisenbahnen in Murphysboro. (Phot. Underwood & Underwood, Chicago.)

Die Verheerungen durch die Wirbelsturmkatastrophe in Nordamerika am 18. März.



Die Besessene, Bengt Algotsons geschiedene Frau, offenbart dem ahnungslosen König Magnus, wie er von seiner Umgebung betrogen wird.



König Magnus überrascht seine Mutter Ingeborg mit dem Herzog Knut Porse.

„Die Folkungersage."

Ein Schauspiel von August Strindberg.

Der Untergang des mächtigen, fluchbeladenen Geschlechtes der Folkunger ist der Vorwurf dieses Dramas, das Strindberg um die Jahrhundertwende schuf. König Magnus Erikson, der Herrscher Schwedens, hat das von seinen Vorgängern heruntergewirtschaftete Land zum Wohlstand geführt und, vom Glück begünstigt, die Grenzen nach außen



Auf die Intrigen seiner Mutter und ihres Günstlings Porse hin wird König Magnus gefesselt und sein Sohn Erik daran gehindert, dem Vater zu helfen.



König Magnus wird auf seinem Bußwege von Bettlern um Almosen angegangen.

zu erweitern vermocht. Doch in seiner Arglosigkeit sieht er nicht, wie um seine Person sich ein Unwetter zusammenzieht. Erst von einer Besessenen werden ihm die Augen geöffnet: Sein Freund Algotson betrügt ihn mit der Königin, der Königsmörder Porse ist der Liebhaber seiner Mutter, die Bannbulle gegen ihn liegt bereit. Eigene Anschauung beweist ihm, wie wahr die Besessene gesprochen hat. Schon bricht das Unglück herein. Der Feind bedrängt das Reich, der Bannfluch des Papstes trifft den König. Als er durch einen Bußgang sein Unrecht zu sühnen sucht, wird er von seinen Widersachern gefesselt. Das Unheil ist nun nicht mehr aufzuhalten. Algotson fällt der Volkswut zum Opfer, die Herzoginwitwe Ingeborg und der Herzog Porse werden verbannt, der Feind steht vor den Toren der Stadt. Doch König Magnus verzichtet auf Gegenwehr; an den Leichen seiner Kinder stirbt er mit den Worten Jesu: „Es ist vollbracht!"

In diesem Stück schwelgt der Menschenverächter Strindberg in der Entlarvung verheerender Triebe. Doch zum Schluß wächst bei dem stillen Selbstopfer des Königs Golgathastimmung empor; Pessimismus wandelt sich zu mystischer Religiosität. — Bei der Erstaufführung im Alten Theater zu Leipzig spielte H. Dirmoser den König Magnus, M. Otto die Königin, E. Stieler die Herzoginwitwe, L. Körner den Herzog Porse. J. Poelzig war Algotson, A. Klischat die Besessene; das junge Königspaar wurde von E. Aberer und G. Scheer dargestellt. Unter A. Kronachers Regie erstand der fanatisch-düstere Geist des Mittelalters in unheimlich drohendem Grauen.



Herzog Porse und Herzoginwitwe Ingeborg nach der Trauung beim Abgang in die Verbannung.

Die deutsche Erstaufführung von A. Strindbergs Schauspiel „Die Folkungersage" im Alten Theater zu Leipzig am 29. März.

Nach Zeichnungen von Kurt Opitz.

Die kleine Bürgerin

Novelle von Eva Gräfin von Baudissin

Auf dem großen Rasenplatz lagen noch immer glanzlose, zerbrochene Eisscherben, und trotz der Vormittagssonne überzogen sich die Wege von neuem mit silbriger Kruste. Und Puppe hatte sich schon so sehr auf den Frühling gefreut und war seines Nahens so sicher gewesen, daß sie nun enttäuscht von der hohen Glastür zurücktrat und langsam zum riesenhaften Mahagonitisch hinüberschritt, der vor dem mitten in den Raum gerückten, breiten Biedermeiersofa stand. Tiefe Lehnsessel, mit demselben goldfarbenen Broka bespannt, gruppierten sich um den Tisch, in den Ecken und zu beiden Seiten der Kamine, die sich gegenüber an den Schmalseiten lagen, von lustigem Feuer aus Buchenscheiten belebt. Trotzdem war es noch kalt in dem Raum.

Aber Puppe liebte dieses Zimmer, das mit seinen gelben Tapeten und Vorhängen immer etwas Sonne vortäuschte; und man konnte an den Sommer denken, wenn man das Sofa umdrehte, der offenen Tür zu, und wenn draußen über der Terrasse die Markise hing und der Heuduft von den Wiesen hereinströmte.

Dann wollte sie mit Freidank auf den Anstand gehen, in diesem Jahre gewiß. Sie war nun kräftig und frisch genug — drei-, viermal spazierte sie von einer Ecke des Zimmers zur andern. Das Jagdkleid wollte sie anziehen und den kleinen grünen Hut aufsetzen und vergnügt und unbefangen sein — und er würde schon sehen!

Ach, ob ihm daran lag? Ob er so viel Teilnahme aufbringen würde, ihre Energie zu bewundern?

Langsam glitt sie in einen Stuhl. Er war viel zu weit für sie. Ihr Körper füllte kaum die Hälfte seiner Maße, ihre kleinen Füße berührten nur mit der Spitze den Teppich. Und während sie die alte Verzagtheit befiel, dachte sie, daß alles in ihrem Leben und Schicksal zu große Maße für sie habe wie dieser Sessel. Sie füllte nichts aus, weder ihre Stellung als Schloßfrau und Mutter noch als Gattin Freidanks — ja, da versagte sie vollkommen. Dieser große, starke, junge Mann hätte eine blühende, urgesunde Frau an seiner Seite gebraucht, die das Dasein leicht nahm und gegen seine etwas rauhe, wenn auch meistens gutgemeinte Art unempfindlich gewesen wäre. Sie konnte Scherz und Ernst nicht auseinanderhalten, schrak zusammen bei der kleinsten Rüge und litt unsagbar, sobald sie sich gleichgültig behandelt glaubte. Und nach ihrer Meinung beachtete er sie von Tag zu Tag weniger.

Sie stützte den Arm auf die Lehne und den Kopf in die Hand. So sah sie wirklich winzig zwischen den Polstern aus, und der Mann, der jetzt eilig vom Flur hereintrat, im Vorübergehen seine Zigarettenasche am Kamin abstreifte und nach flüchtigem Blick auf die Standuhr auf dem Marmorsims das Zimmer durch eine Seitentür wieder verlassen wollte, wäre, ohne sie zu bemerken, an ihr vorübergegangen, wenn sie nicht die Linke gesenkt und zu ihm aufgeblickt hätte. Die leichte Bewegung hemmte seinen Schritt plötzlich. Er runzelte die Stirn, dann lachte er auf.

„Wie du dasitzt, Puppe, wie ein Häufchen Elend! Und kalt ist es hier bei dir. Mach' dir doch Bewegung! Oder wart'! Ich lege dir Holz nach." Aus einem hohen bronzierten Korb nahm er mit rascher Hand einige Holzklötze und warf sie krachend ins Feuer.

Puppe sprang von ihrem Sitz — anders ging es nicht — und lief zu ihm hinüber. „Danke herzlich," sagte sie freundlich, „aber du machst dir die Finger schmutzig! Ich habe immer einen alten Handschuh hierfür daliegen."

Lachend nahm er das waschlederne Gehäuse und drückte es wie einen Ball zusammen. „Da kann ich ja kaum mit einem Finger hinein! Das ist eben für Puppenhände." Er warf ihr den Handschuh zu. „‚Den Dank, Dame, begehr' ich nicht'! Dieser Kavalierdienst war mir ein Bedürfnis!" Er wollte weitergehen.

„Freidank," begann sie und mühte sich, unbefangen auszusehen, „ich möchte heute nachmittag mit zur Stadt fahren! Ich hörte, wie du den Kutscher bestelltest. Ich habe auch selbst einige Besorgungen zu machen."

„Du?" fragte er kühl dagegen. „Für wen denn, für was denn? Mamsell hat ihre Liste für die Küche schon abgeliefert, die alte Margareth die für die Nähstube, Fräulein von Hanffstett hat nur ein paar Hefte für die Kinder nötig."

„Aber ich persönlich — ich brauche allerlei."

„Sag' mir doch, Kleine, was es ist! Es wird am Nachmittag wieder kalt werden, und nachher bist du so erschöpft vom Herumlaufen."

„Ach, laß mich doch, Freidank! Ich kann ja morgen etwas länger liegen bleiben."

„Was der Arzt nicht will."

„Ich meine nur: zum Ausschlafen. Ich bin nun so viele Monate zu Hause, wie eine Gefangene komme ich mir vor."

„Schlimm genug, in deinem eigenen Hause, Puppe!"

Wie fürchtete sie diesen harten Ton! Aber tapfer hielt sie stand.

„Ich will daher nicht mehr gefangen sein, Freidank — ich habe es satt! Und hast du keinen Platz für mich, so lasse ich mir das Coupé anspannen und fahre allein."

„Sieh da, sieh da: Palastrevolution! Habe ich es dir denn abgelehnt, dich mitzunehmen? Ich halte es nur für zwecklos und überflüssig. Aber ganz wie du willst! Um drei Uhr fährt der Wagen vor, ich bitte dich nur, pünktlich zu sein."

Seine Stimme wurde noch von den überhohen Wänden zurückgeworfen, als sie schon allein war und überlegte. Wahrscheinlich hielt er es für Eigensinn, daß sie auf ihrem Willen bestand. Und wenn sie sich Rechenschaft gab: War es denn etwas anderes? Ihre Einkäufe hatten Zeit, keiner war wichtig oder drängend — ihm aber mußte sie das beweisen!

Ein wunderbar eingelegtes Pult stand da, eins der wenigen wertvollen Erbstücke aus ihrer Familie, nicht eigentlich ihr Schreibtisch — der stand oben in ihrem kleinen Wohnzimmer — nur allerlei Bücher und alte Briefe bewahrte sie in diesem Pult. Jetzt schlug sie die Klappe herunter und zog eines der zahlreichen Schubfächer heraus, die mit ihrer Vorderwand einen Teil der aufgetreppten Burg bildeten, zu der eine Meisterhand spielerisch, im Geschmack jener Zeit, das Innere geformt hatte. Sie suchte nach einem Zettel. Da lag einer, auf der Rückseite beschrieben von ihrer Mutter Hand. Sie las die guten Worte des alten Meister Ekkehard: „Überhaupt sollen wir alles nur haben, als sei es uns geliehen und nicht gegeben, so Leib und Seele, Sinne und Seelenkräfte, äußeres Gut oder Ehre, Freunde, Verwandte, Haus, Hof und alle Dinge."

Ach, für sie war dies kein Trost. Sie lächelte leise. Niemand fühlte mehr denn sie, als sei ihr alles — Haus, Hof, Mann und Kinder — nur für kurze Zeit anvertraut gewesen. Was sie besessen, war ihr unter den Händen zerronnen; sie konnte nichts festhalten. Und man stieß sie beiseite und raubte ihr noch, worauf sie nicht freiwillig verzichtete. Der alte Meister hatte ihr nichts Neues zu sagen, im Gegenteil, er führte ihr das Leid ihres Daseins nur noch klarer vor Augen.

Wie um ihn zu strafen, drehte sie das Blatt herum und setzte über seine Weisheit ihre Notizen des Alltags. Sie sollten ihr wichtiger sein als alle Philosophie, und Freidank mußte erkennen, daß ihr der Ausflug zur Stadt nicht nur Vorwand gewesen sei.

Fast als Letzte kam sie ins Eßzimmer. Ihr Mann, die Kinder, die Erzieherin standen bereits neben ihren Stühlen, die nun die Diener für die Erwachsenen zurückzogen und zum Setzen wieder vorschoben. Puppe mochte diese Sitte nicht; sie fand es lächerlich, sich derart verwöhnen zu lassen. Da es aber zum guten Ton auf allen Gütern gehörte, hatte sie keine Änderung durchsetzen können — sie zog nur selbst den hohen Eichenstuhl mit dem Wappenschild als Krönung der Lehne hastig zu sich heran. Zu gleicher Zeit mit ihr nahmen alle Platz.

Ihr Mann und die Erzieherin setzten ein schon vorher begonnenes Gespräch fort. Es handelte sich um die Bestellung von neuen Grammophonplatten. Puppe mochte das Instrument nicht und hielt es für einen unkünstlerischen Ersatz für Musik. Aber das störte niemand.

„Gut," sagte Freidank, „ein paar Lieder von Strauß und von Pfitzner! Von Brahms haben wir die besten wohl fast alle?"

„Die Corneliusschen Weihnachtslieder, wenn es die gäbe, die wären schön für die Kinder", warf Puppe ein.

„Jetzt, zum Sommer?" fragte Fräulein von Hanffstett etwas spöttisch.

Puppe bewahrte ihre Ruhe. „Dann hätte man sie gleich, Freidank." Sie sprach über die Erzieherin hinweg. „Versuch' doch, ob du sie bekommen kannst — oder soll ich es —?"

„Nein, danke. Ich gehe ja doch wegen der übrigen Platten hin."

Hieß das nun, er würde sie besorgen? Sie sah zu ihm hinüber, der am anderen Ende durch die ganze Länge des Tisches von ihr getrennt saß. Dann glitten ihre Blicke scheu ab, sobald er sich beobachtet glaubte, und fuhren über die Kinder dahin, die schweigend aßen.

Sie hat wieder ihre verwehten Augen, dachte die Erzieherin. Es ist doch, als hätte diese Frau keinen inneren Halt. Puppe verwies dem Ältesten eine Nachlässigkeit. Als diese sich wiederholte, wandte sie sich dem ersten Diener zu und ordnete an: „Hans wird keine Nachspeise angeboten."

Der Junge schnitt nur eine Grimasse, die ihren Mann zu der Drohung reizte, ihn gleich von Tisch zu senden. Der Jüngere aber rief froh: „Dann bekomme ich seine Portion, nicht wahr, Mama?"

Sie wollte lächelnd nicken — dann wäre doch **ein** Herz am Tisch glücklich gewesen! Aber die Lehrerin kam ihr zuvor und entschied, daß sein Verlangen unerhört sei und auch er eigentlich verdiene, bestraft zu werden.

„Wenn sie beide nix kriegen, krieg' ich alles", bemerkte ungerührt von diesem Vorfall die kleine Jutta, die nur sehr langsam, Silbe um Silbe, sprach, trotz ihrer sechs Jahre.

Nun lachte Puppe, die Erzieherin blickte sie empört an, und der Hausherr meinte satirisch: „Das ist also Kindererziehung!“

Der übliche Fall, der jede Mahlzeit ungemütlich machte, war damit gebildet — natürlich wieder durch ihre Schuld! Und niemand unterbrach die Stille. Bis die kleine Jutta ihre Mutter fragte: „War ich wieder unartig? Komme ich in die Ecke oder in Ar—Ar—Arrest?“

„Jutta,“ rief die junge Lehrerin zornig, „als wenn ich dich stets hart bestrafte! Wann hast du denn je Arrest bekommen?“

Das Kind überlegte, dann sagte es langsam: „Ein—mal.“

„Nun siehst du!“

„Aber es kann täglich wieder geschehen“, meinte der zehnjährige Klemens treuherzig. „Nicht wahr, Fräulein? Das haben Sie doch gesagt.“

„Ich heiße nicht ‚Fräulein‘, Klemens! Entweder du hast Fräulein Hedwig oder Hedwig, aber nicht ‚Fräulein‘ allein zu sagen! Wie oft soll ich dir das wiederholen!“

„Die Kinder sind noch an die Bezeichnung gewöhnt, von früher her“, verteidigte die Mutter ihn.

„Das ist Geschmackssache, gnädige Frau. Mir ist das Wort — ohne Namen — verhaßt. Sie werden es mir wohl nicht übelnehmen, daß ich es deshalb anders verlange.“

„Gewiß nicht. Aber wir sollten vor den Kindern keinen Casus belli daraus machen.“

Sie wartete keine Antwort ab, sondern hob die Tafel auf und verließ als Erste das Zimmer, dessen Tür der Diener weit offen für sie hielt.

Sie sah sich nicht nach den Tafelgenossen um und hielt nur Juttas Hand in der ihren. Auch die Knaben schienen sich ihr anschließen zu wollen, aber Fräulein von Hanfstett herrschte sie an, den Erwachsenen den Vortritt zu lassen. Da blieben sie maulig und gelangweilt zurück.

Drüben im Herrenzimmer schenkte Puppe den Kaffee ein, nur zwei Tassen. Sie selbst trank keinen. Für ihren Mann tat sie Zucker und Sahne hinein. Fräulein von Hanfstetts Schale ließ sie stehen.

„Bitte, bedienen Sie sich“, sagte sie nur kurz und dann: „Ich gehe nach oben, Freidank — bis drei Uhr bin ich unten.“

Die kleine Tochter hängte sich an ihren Arm. Ein Ruf hemmte ihrer beider Schritte.

„Jutta muß jetzt mit ihrer Dore ins Freie, gnädige Frau. Sie hat nachher noch zu schreiben.“

Der dünne Kinderarm drückte sich an den ihren, sie fühlte ein kleines Herz ängstlich schlagen.

„Jutta bleibt bei mir, bis ich fortfahre, Fräulein von Hanfstett. Sie kann später ausgehen und schreiben.“

Sie retteten sich hinaus. Die Erzieherin setzte ihre Tasse hart nieder. „So ist es nun immer! Wie kann ich da Autorität bei den Kindern haben, wie sie an Regelmäßigkeit gewöhnen?“

„So ist es leider nicht immer.“ Herrn von Farhausens Stimme klang verärgert. „Denn es liegt doch kein System zugrunde, es hängt alles nur von Launen ab, von vorübergehenden Einfällen, von plötzlichen Herrschergelüsten.“

Sie waren längst über die letzte Schranke der Rücksicht fort und behandelten Puppe unter sich als schwerkrank, was ihnen gestattete, eine Art Bündnis gegen sie zu schließen.

„Ich habe bald keine Geduld mehr. Sie durchkreuzt all meine Anordnungen — insofern ist d o ch System darin!“

„Hedwig,“ bat er leise und trat an sie heran, „Geduld haben! Ich muß es doch auch! Wir müssen an das Wohl der Kinder denken, wir beiden — das sollte doch unsere Aufgabe sein. Muß ich an das gegebene Wort erinnern?“

Sie stand gesenkten Hauptes vor ihm. Die Lider verdeckten ihm ihre Augen.

So sah er auch nicht, wie sie darauf wartete, ob er nicht die Hand nach ihr ausstrecken würde. Und fühlte er gar nicht, welch heißes Verlangen von ihr ausging, und daß sich ihr das kameradschaftliche Abkommen längst der Form und dem Inhalt nach verwandelt habe? Konnte er unempfänglich bleiben?

Sie hütete sich wohl, daß nicht der erste Auftakt zu einem Geständnis von ihr ausginge.

Ein Diener kam herein, räumte das Kaffeegeschirr zusammen und ging geräuschlos hinaus.

Freidank von Farhausen hatte sich bei seinem Eintritt nicht von der Stelle gerührt. Es schien ihm nichts Befremdliches darin zu liegen, in solch vertraulichem Gespräch mit dem jungen Mädchen gefunden zu werden.

Aber sie — ihr durfte, konnte es nicht gleichgültig sein, wie man über sie redete! Wenn er sich keine Rechenschaft darüber ablegte, so mußte sie an sich selbst denken. Etwas wie Haß gegen den Mann, den sie eben noch heiß zu lieben glaubte, stieg in ihr auf.

„Geduld haben,“ wiederholte sie nun leise und eindringlich seine Worte, „das ist mein Los auf Erden! Aber ich kann nicht ohnmächtig zuschauen, daß mir von einer Törin das Ziel zerstört wird — und dies ist doch die Erziehung Ihrer Kinder zu tüchtigen Menschen, Freidank.“

Sie hatten die Gewohnheit angenommen, sich beim Alleinsein mit dem Vornamen anzureden. Es sollte ein Beweis ihres höchsten freundschaftlichen Vertrauens zueinander sein — heute befremdete ihn einen

Augenblick diese Kordialität aus ihrem Munde. Sie fuhr fort: „Die Voraussetzung war und ist noch heute, daß Sie mir beistehen! Wenn Sie Ihrer" — fast hätte sie „Puppe" gesagt, verbesserte sich aber noch schnell — „wenn Sie Ihrer Frau diese wahllosen Eingriffe gestatten, die sich doch alle nur gegen mich wenden —"

„Aber, ich bitte Sie," unterbrach er sie, „darin irren Sie sich! Was sollte sie daran haben?! Es ist nur ihr Widerspruchsgeist im allgemeinen —"

Hedwig von Hanffstett schüttelte leicht den Kopf. Seltsame Menschen, schwer und zäh wie ihr Boden und ihre Tiere. Doch sie selbst konnte ihn nicht darauf hinweisen, daß sich bei Puppe Eifersucht zu regen begann. Ihr Verhalten bei Tisch heute hatte ihr verraten, daß sich ihr Kampf nicht allein um ihre Rechte als Mutter, sondern auch um die der Frau zu drehen begann.

„Ich werde auf der Fahrt herauszubringen versuchen, was heute ihre Unart gegen Sie veranlaßt hat, Hedwig. Sie soll Ihnen dann ein freundliches Wort sagen."

„Nein, o nein! Das würde die Spannung zwischen uns nur verstärken! Und wenn Sie mir versichern, daß nichts Persönliches vorliegt, so soll mir das vollauf genügen." Dann wurde sie wieder Nur-Lehrerin und mahnte ihn doktrinären Tones, ja die richtigen Hefte zu besorgen.

Als er allein war, seufzte er auf. Die gute Hedwig! Manchmal verlor auch sie durch ihren Beruf das große Allgemein-Menschliche, das er doch vor allem an ihr geschätzt hatte. Sie war die erste Erzieherin im Hause, mit der er sich über mehr als nur über den Lehrplan verständigen konnte. Sie hatten sich geschworen, das Wohl der Kinder nie und unter keiner Bedingung beiseitezuschieben und bis in die geringsten Einzelheiten den Entwicklungsgang, den sie ihnen zu geben wünschten, miteinander zu beraten. Weshalb fing sie nun an, kleinlich zu werden? Puppe war kaum anders gewesen als je, und Hedwigs Vorzug hatte darin bestanden, sich von ihrer Art nie persönlich getroffen zu fühlen.

Die unbehagliche Stimmung, die bei Tische und hinterher geherrscht hatte, überfiel ihn mit doppelter Stärke. Puppe *mußte* sich zusammennehmen; man durfte nicht riskieren, Fräulein von Hanffstett ernstlich zu erzürnen. Er warf die quälenden Gedanken beiseite und vertiefte sich in ein forstwissenschaftliches Werk.

Puppe eilte inzwischen in ihrem kleinen Wohnzimmer hin und her, wickelte zerbrochene Dinge ein, die heilgemacht werden sollten, und schwatzte dazu mit Jutta, die unter der Fensterbank auf einem Schemel saß und von den blühenden Blumen erzählt haben wollte, mit denen die tiefen Fensternischen ausgefüllt waren.

„Gewiß, das ist eine japanische Primel! Ja, Japan ist das Land mit den kleinen gelben Männern mit Schlitzaugen und bunten, seidenen Röcken — wie auf der Tapete unten. Du hast ganz recht, Jutta. Und diese Blumen wachsen dort und sind auf einem großen Schiff hergebracht worden — direkt zu unserm Gärtner Pendler. Ja gewiß. Aber der hat dann immer neue und neue gezogen, weißt du. Im Gewächshaus. So, Fräulein Hedwig meint, wir sollten nur deutsche Blumen ziehen? Gewiß. Aber diese sind doch auch ganz hübsch, so fein und zart. Nicht wahr?"

„Ein deut—sches Mäd—chen sagt" — ein tiefer Atemzug und dann schnell und ohne Unterbrechung: „Wir wollen nur deutsche Blumen."

Puppe lachte. „Wenn man nur genau wüßte, welche Blumen deutsch sind und welche nicht! Fräulein Hedwig weiß sie alle — alle —? Ja, sie ist sehr klug, viel klüger als Mama." Mahnend setzte sie hinzu: „Du mußt ihr alles glauben, Jutta, und auf sie hören."

„Nein", antwortete das Kind bestimmt.

„Aber, Jutta!" Sie suchte nach einem silbernen Riechglas, dessen Deckel der Goldschmied befestigen sollte, und hatte darüber den Widerspruch der Kleinen fast vergessen. Nun kam es stoßweise von dem Schemelchen: „Ich mag ihr nich." — „Sie, Jutta, sie! Aber das darfst du überhaupt nicht sagen! Wo war nur der Deckel?"

„Ich mag ihr nich. Sie sagt, ich hab' das Um ausgewischt. Ich hab' das Um nich ausgewischt! Und Klemens hat drei Striche bekommen. Klemens brauchte nur zwei Striche."

„Nicht klatschen, Jutta. Was Fräulein Hedwig tut, ist immer richtig."

„Klemens sagt, sie lügt."

„Jutta, wie darfst du —?"

„Klemens hat drei Striche bekommen. Er braucht nur zwei. Wir mögen ihr nich leiden. Alle — drei — nich!"

O wirklich, sie mochten sie nicht leiden? Und Freidank tat, als hingen sie leidenschaftlich an ihr, viel mehr als an der eigenen Mutter? Sie kniete nieder und küßte das Kind. Ihr Herz war voll Jubel.

„Mögt ihr mich lieber leiden, Jutta?"

„Du, unsere Mama," das Kind umschlang sie. War das nicht selbstverständlich?

„Und wenn ich nun im Winter gestorben wäre, hättet ihr dann geweint?"

Gestorben — das begriff das kleine Gehirn noch nicht. Aber etwas anderes war da gesagt.

„Dore — Dore sagt, dann würde Fräulein Hedwig unsere Mama. Das mögen wir nich."

(Fortsetzung folgt.)

Hausinschriften.

Deutsche Spruchdichtung als Spiegel der deutschen Volksseele.

Von Fritz Martin Rintelen.

In unserer Spruchdichtung gebührt den Haussprüchen ein besonderer Platz. Seit vor zwei Jahrtausenden blondhaarige Männer auf ihren Schilden von den verschneiten Alpenhöhen jauchzend in die Täler des Südens hinunterfuhren, drängte es unsere Vorfahren und drängt es uns hinaus in die weite Welt, ferne Länder zu sehen und fremde Völker kennenzulernen. Aber am Ende jeder Wanderung wartet die Erkenntnis, daß alle Weiten der Erde unser Glück nicht umfassen können; es ist daheim in den Wänden unseres Hauses. Diese Einsicht ließ einen Oldenburger über seine Tür schreiben:

In Nord und Süd, de Welt is wit.
In Ost und West, to Hus is 't best.

Freilich verlangt das Freiheitsgefühl ein eigenes Heim und sträubt sich gegen das Wohnen „in anderer Leute Häuser". Klein darf das Haus sein, wenn es nur unbeschränktes Eigentum des Insassen ist. Diese Bedingung verbietet auch das Schuldenmachen bei der Errichtung. Maurer und Zimmerleute sind teuer; der Bauer von Freinsheim schrieb auf seine Tür:

Bawen ist Jhn ein lust, nur daß viel kost,
Das hat Velten nicht gewost.

Die Liebe zum eigenen, heimischen Herde weckt natürlich den Wunsch, das Haus vor Unglücksfällen bewahrt zu wissen, und spricht aus der Detmolder Hausinschrift:

Mein Gott, laß dir befohlen sein
Dies Haus samt die darinnen Groß und Klein.
Erhalte sie gesund. Gib ihnen Brod,
Bewahre sie vor Hunger und Feuersnot.

Ein oberhessischer Ausspruch lautet:

Die Lilien fallen, der Wermuth blüht;
Herr Christ, mein armes Haus behüt!

An einem Hause in Brütten im Kanton Zürich steht geschrieben:

Dieß Hus, das steht in Gottes Hand,
Bhüts Herre Gott vor Für und Brand,
Vor Ungelück und Wassersnot:
Mit einem Wort: laß stohn wies stoht.

Lebensart der Bewohner und Gewerbe des Hausherrn finden ernsten und heiteren Ausdruck. In Zürich mahnt eine alte Hausinschrift:

In dem hauß fröhlich und tugentlich,
Uff der gassen ersam und zuchtigklich,
In der kirchen diemutigklich und innigklich,
In dem felt menlich und sinnigklich,
An allen enden fromm und ernveste,
Allezeit gottsvorchtig: das ist das beste.

Ein Kaufmann in Hameln ließ sich den Hausspruch anbringen:

Kopmanns Gut
Hat Ebbe und Flut.
Kopmanns Hand
Reicht von Land zu Land.

An einer Schmiede in Oberkaufungen ist zu lesen:

Guten Morgen, lieber Schmitt,
Wenns des Morgens 4 schlitt,
Dann höre ich dich schon knallen,
Das tut mir von Herzen gefallen.

Eine Tischlerwerkstatt in Lermoos in Tirol trägt über ihrer Tür den Spruch:

Die Meisterschaft ist nur sehr klein,
Gelernet hat mich Gott allein.
Ich achte nicht den hohen Stolz,
Was man bestellt, mach ich aus Holz.

Ehrbarer Sinn, strebsamer Lebensmut, Bescheidenheit des einzelnen und ein gewisser freudiger Berufsstolz sprechen aus allen derartigen Inschriften und künden: Arbeit ist Segen! Und keiner behält Zeit, vor des Nachbarn Türe Staub aufzuwirbeln. Dem aber, der dennoch zu tadeln kommt, sagt die Hüttenkirchener Inschrift:

Veracht nicht mich und das Meinige,
Betracht zuvor das Deinige,
Wenn ohne Tadl findest dich,
Dann komm und verachte mich.

Und über einer Gartentür im Elsaß droht der Spruch:

Wenn du in mi Gärdle geeschd,
So wirf i di mit Steine,
Und driff i di so ischt's schon recht,
Ein andermal blieb d'heime.

Freundliche und frohe Gäste aber nach des Tages Arbeit sind im Hause willkommen. Der Erbauer des Schlosses Hart bei Graz ließ an sein Besitztum schreiben:

Willkommen, Fremdling oder Freund,
Sollst sorglos bei uns weilen,
Und all was Herz und Haus dir beut,
Recht fröhlich mit uns teilen.

Besinnlich und auf rechtem Wege sollen die Gäste kommen, sich am Frieden des behaglichen Heims zu freuen. An einem Hause in Öchsen an der Rhön steht der Spruch:

Ich habe Mädchen. Ich habe Buben.
Ich habe Kammern. Ich habe Stuben.
Durch die Tür geht der Weg hinein.
Renne mir keiner die Wände ein.

Zu froher Einkehr laden auch die Schenkensprüche. Sie wissen jedoch oft vor bösem Leichtsinn zu warnen. Aber der lustige Bruder Liederlich kommt doch zu Wort, und an die Wand des Lübecker Ratskellers schreibt er:

Söben Ell Boddermelk un tein Ell Klümp
Un wenn de Schoh versapen sünd, so danß wi up de Strümp.

Nachdenklicher Ernst mitten in frohem Lebensmut hat dagegen die Tiroler Hausinschrift gedichtet, die an zahlreichen Orten zu finden ist:

Ich lebe, weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht wann,
Ich fahr, weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Zuversichtlicher Glaube antwortet aus dem Eisenacher Hausspruch:

Ich lebe und weiß wohl wie lange,
Ich sterbe und weiß wohl wann,
Ich fahre aus, weiß wohl wohin,
Mich wundert's, daß ich noch traurig bin.

Alles Lieben, Leiden, Ahnen, Glauben und Denken der deutschen Volksseele spiegelt sich in den ernsten und heiteren Sprüchen über den Türen der Wohnhäuser. Auch Zeiten der Not werden uns nicht vernichten können, wenn wir unser Tun und Denken einrichten nach dem Geiste des Quedlinburger Hausspruches:

Ich bin, der ich bin.
Wirk ist mein Sinn.
Klein ist mein Gut.
Groß ist mein Mut.

Aus Wissenschaft und Technik.

Zwei neue Kometen. Nach langer Pause sind unerwartet schnell, nämlich im Abstande von nur zwei Tagen und noch dazu im gleichen Sternbild, zwei neue Kometen aufgefunden worden, von denen der zweite auch mit bescheidenen optischen Hilfsmitteln erreicht werden kann. Der erste der beiden kleinen Kometen wurde am 22. März durch Schain von der Simeis-Sternwarte auf der Krim aufgefunden, wo man sich eifrig mit der photographischen Verfolgung kleiner Planeten beschäftigt. Nach einer bestätigenden Beobachtung auf der Bergedorfer Sternwarte stand der Komet Schain im westlichen Teil der Jungfrau nahe dem Sterne Beta und verriet eine langsam nach Westen führende Bewegung. Der Komet Reid wurde von dem südafrikanischen Kometenjäger Reid am 24. März aufgefunden und stand bei der Entdeckung zehn Grad südlich von dem Hauptstern der Jungfrau, Spika. Seine Bewegung ist nach Südwesten gerichtet, wodurch er bei mittlerer Geschwindigkeit schon in den nächsten Wochen wegen zu südlicher Stellung für die Sternwarten der Nordhalbkugel schwer zu beobachten sein wird. Dr. H. H. Kritzinger.

Über die psychische Wirkung der Arzneimittel. Kurz vor seinem Tod hat der Leipziger Kliniker Strümpell einmal betont, daß bei Darreichung fast eines jeden Arzneimittels oder überhaupt bei jeder ärztlichen Verordnung — auch bei Bädern, beim Elektrisieren, bei der Massage u. a. — neben der organisch-physiologischen, chemischen oder physikalischen Einwirkung der betreffenden Maßnahmen auch noch als zweiter Faktor in Betracht kommt: der Einfluß der angewandten Verordnung auf das Bewußtsein des Kranken, auf seine Vorstellungen, auf seine Stimmung und sein Gemüt. Diese Tatsache war den alten Ärzten ebenfalls nicht unbekannt. Denn sie waren fast bessere Beobachter als wir modernen Ärzte, die wir leider weniger beobachten und mehr mit Apparaten der Krankheit beizukommen suchen. Gerade die sogenannten psychischen Krankheiten, zu denen die Hysterie gehört, die also auf psychischem Wege entstanden sind, können auch nur auf psychischem Wege geheilt werden. Dabei kommt es gar nicht darauf an, sagte Strümpell, ob sich der Arzt dieses von ihm ausgeübten psychischen Einflusses auch selbst klar bewußt ist. Im Gegenteil, Strümpell war der Ansicht, daß die unbewußte psychische Beeinflussung durch den Arzt in der Regel noch größer ist, wenn sich der Arzt der Art seines Einflusses gar nicht klar bewußt ist und selbst der festen Überzeugung lebt, im Besitze besonderer Kräfte und Heilmittel zu sein, mit denen er Wirkungen ausüben kann, zu denen die meisten anderen Ärzte unfähig sind. Darum haben Wundertätige, Heilige, Könige, berühmte Magnetiseure wie Mesmer, eine Menge von Heilungen ausgeführt, die den Unkundigen als wahre Wunder und Wunderkuren erschienen sind, während sie in Wirklichkeit durchaus nichts Wunderbares oder Unerklärliches darboten. Besonders bei den Schlafmitteln tritt die psychische Nebenwirkung deutlich hervor. In erster Linie wirkt dabei die Autorität des Arztes, der auf Grund der Beurteilung des Kranken für den sicher eintretenden Erfolg bürgt. Dr. Erich Ebstein.

Wo lag das alte Goldland Ophir? Unter den mannigfachen noch ungelösten Fragen aus der Entwicklung der Menschheit und ihrer Kulturkreise in früh- und vorgeschichtlicher Zeit — über welche die archäologische und paläontologische Forschung in Ägypten, Mesopotamien, dem Jordanland, dann in China und Amerika gerade in unseren Tagen ein so helles Licht verbreitet, indem sie beweist, daß das Weltbild der Antike durchaus nicht so beschränkt war, wie man bisher annahm — gibt es Probleme, die neben ihrer eminent theoretisch-wissenschaftlichen Bedeutung heute vielleicht auch eine gewisse, nicht geringe praktische Bedeutung zu gewinnen vermögen. Zu ihnen gehört die Frage nach der Lokalisierung des alten, in der Bibel mehrfach genannten Goldlandes Ophir. Nach dieser Quelle ist Ophir jene Gegend, aus welcher König Salomon auf Schiffen, die in den edomitischen Häfen ausgerüstet wurden, große Mengen „Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen" (2. Buch der Chronika, Kap. 9, Vers 21) sowie „sehr viel Sandelholz und Edelgesteine" (1. Buch der Könige 10, 11) holen ließ, um seine prachtvollen Bauten in Jerusalem auszuführen. Wo lag nun dieses Ophir, das vom Roten Meere aus (1. Könige 9, 26) erreicht wurde, und von wo die Expeditionen turnusweise erst nach drei Jahren zurückkehrten? Ophir, dessen Gold das wichtigste Produkt und der vorzüglichste Handelsartikel gewesen zu sein scheint und bei den Hebräern als das reinste und gediegenste galt. Von den Altertumsforschern wurde dieses Land bald nach Vorderasien, bald nach Indien verlegt, dann in Amerika, Südostafrika, später an der Ostküste von Asien gesucht. Von den neueren Forschern sucht von Baer das Land Ophir auf Malakka, Mauch an der Sofalaküste in Afrika, Lassen an der Nordwestküste von Ostindien, nahe der Indusmündung, Glaser am Persischen Meerbusen. Trotz der Einwendungen Röslers blieb lange Zeit die Ansicht Lassens die am besten begründete, die den Namen vom Volksstamme Abhira ableitet, der noch heute im Norden Indiens als Hirtenvolk stark verbreitet ist. — Zur genaueren Bestimmung der Lage Ophirs dient eine Angabe im 1. Buche Mosis, Kap. 10, Vers 29 und 30, die besagt, daß „Ophir-Hevila" gegen Morgen zu suchen sei. Nach den Aufzeichnungen der alten Inder liegt aber Hevila so weit gegen Osten, daß es in Indien Mitternacht ist, wenn in Hevila die Sonne zu Mittag steht, dagegen im Romakoland Morgen, wenn es in Indien Mittag ist. Danach wären von Indien bis Hevila 180 Meridiangrade zu rechnen, was mit Hinzurechnung der 60 Grade von Indien bis zum Roten Meere 240 Meridiangrade ergibt. Hevila würde also Mexiko gleichzusetzen sein, wohin es auch der Engländer Thomas Crawford Johnston verlegt. Wo aber wäre Ophir, das ja benachbart sein muß, zu suchen? Im zweiten Buche der Chronika (3,6) heißt es: „Das Gold aber war Parwaingold." Aus diesem sprachlichen Anklange und im Anschluß an obige Hypothese Johnstons schließt nun neuerdings Rudolf Mewes in seinem kürzlich in vierter Auflage erschienenen Werke „Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben", daß Ophir mit Peru zu identifizieren sei. Diese Deutung hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich, und ein Gegenbeweis gegen Mewes wird sich wohl kaum liefern lassen, zumal Mewes' Ansicht eine gewisse Stütze in einer aztekischen Sage findet, die von der Ankunft des Übermenschen aus dem Westen spricht, sowie in den ganz zweifellosen kulturellen Anklängen und Entlehnungen der amerikanischen Urbewohner aus dem Westen, also der Alten Welt. Diese wohl in keiner Weise gewaltsamen Konstruktionen erfahren durch die Beobachtungen, die ein Österreicher, Othmar von Hauck, auf seinen Reisen durch Peru in den Urwäldern der Pampas del Sacramento machte, eine unerwartete Wertung, um nicht zu sagen Bestätigung (vgl. seine kleine Schrift „Quer durch die Tropen Südamerikas"). Er traf da einen nur 300 Köpfe starken Indianerstamm, der ausgesprochen jüdische Züge aufwies und sich auch einer dem Hebräischen ähnlichen Sprache bediente. Ferner fand er den Namen Salomon bei verschiedenen Indianerstämmen sehr verbreitet und hörte auch bei seinen Forschungen von einer Indianerfabel, die über ein heute noch als „ophira" bezeichnetes Gebiet am Huallaga-Flusse berichtet, woher einst weiße Männer viel Gold geholt haben sollen. Haucks Mitteilungen gewinnen an Wert durch folgende Erwägungen: Die großen Mengen Goldes, die die Juden von ihren Expeditionen nach dem Lande Ophir in so verhältnismäßig kurzer Zeit zurückbrachten, deuten mit größter Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß das von ihnen gewonnene Gold nicht aus Bergwerken, sondern aus Goldwäschereien stammte. Denn bei dem damaligen Stande der Bergtechnik erscheint es so gut wie ausgeschlossen, daß auch aus den reichsten Bergwerken in so kurzer Zeit derartige Mengen Goldes hätten gewonnen werden können. Nun ist es interessant, daß zu den reichsten Goldsandlagern Perus jene am Oberlauf des Amazonas, dort Marañon genannt, gehörten; und ebendiese Goldsandlager, die noch zur Zeit der Inkas in sehr ergiebigem Betriebe standen, werden von dem kürzesten Wege, der seit undenklichen Zeiten bei den Einheimischen zur

Verbindung der Küste des Stillen Ozeans mit dem Amazonasbecken in Gebrauch stand, gekreuzt. Dieser Weg mündet am schiffbaren Unterlauf eines der wichtigsten Nebenflüsse des Amazonas, durch den die Expeditionen Salomons auf landesüblichen Fahrzeugen ohne weiteres an den Mittellauf des Amazonas (Solimões) gelangen konnten, und zwar an einer Stelle, unweit derer sich ebenfalls noch jetzt bestehende, ungeheure und außerordentlich reiche Goldsandlagerstätten befinden, so daß, falls unsere Hypothese zu Recht besteht, sehr wohl daran zu denken wäre, daß Salomons Expeditionen beide genannte Lagerstätten zu gleicher Zeit ausbeuteten und der diese zwei Stätten miteinander verbindende Weg häufig von ihnen begangen bzw. befahren wurde. In diesem Zusammenhange ist es nicht ohne Interesse, zu beachten, daß der Wohnsitz des von Hauck erwähnten rätselhaften Indianerstammes in den Pampas del Sacramento in der direkten Fortsetzung des obenerwähnten Landweges gelegen ist. Im Lichte der Angaben Haucks, an dessen Ernst und Gewissenhaftigkeit im Beobachten und in der Wiedergabe des Beobachteten zu zweifeln kein Anlaß besteht, gewinnen die Konstruktionen Johnston-Mewes' eine starke Stütze, und ich bin geneigt, in diesen Angaben das noch fehlende Endglied der mit so feinem Spürsinn konstruierten Beweiskette zur Lösung der Ophirfrage zu sehen. Wilhelm Wrchovszky.

Von der Eiszeit in Ostasien. Von allen chinesischen Hochgebirgen ist nur der Jünnling das ganze Jahr mit Schnee bedeckt, während das Wutaigebirge und der Tsinlingschan im Sommer ohne Schneebedeckung bleiben. Der Jünnling ist 5500 m hoch. Nach Olbricht aber weisen die Hochgebirgspflanzen, die den europäischen fast gleichen, wie Edelweiß, Arnika, Enzian, Alpenrosen, darauf hin, daß in der diluvialen Eiszeit die untere Eisgrenze gesenkt worden ist. Nun haben sich verschiedene Merkmale für eine frühere Vereisung der Gebirge feststellen lassen. In den Hochgebirgen von Szetschwan sind Hochgebirgsseen eingesenkt, die von Blocktrümmern eingefaßt sind und bis 4000 m herabreichen. Dann finden sich eiszeitliche Kare in der Höhenlage von 4000—5500 m. So lag zur diluvialen Eiszeit die Schneegrenze in diesen Hochgebirgen 1400 m unter der heutigen Schneegrenze. Den Karen des Riesengebirges vollkommen gleichende Schneenischen liegen in einer Höhe von 3440 m am Taipaischan und in den nordjapanischen Gebirgen. Am Wutaischan kennt man keine Kare,

weil wahrscheinlich über dieses Gebirge zur Eiszeit trockene Lößwinde wehten, die der Erhaltung einer dauernden Schneedecke nicht günstig waren. Welcher von den drei bzw. vier europäischen Eiszeiten diese eiszeitlichen Erscheinungen angehören, weiß man noch nicht. Wie viele Eiszeiten man in Ostasien nachweisen kann, ist aus den verschiedenen Lößen zu erkennen, deren klassisches Ausbildungsland China ist. Man unterscheidet drei Löße, die durch zwei Zwischeneiszeitbildungen unterbrochen werden. Es können also drei sicher nachweisbare Eiszeiten unterschieden werden, während man eine älteste, erste Eiszeit nicht sicher feststellen kann. Auch die Hochgebirge zwischen Saluen und Mekong waren während der diluvialen Eiszeit stark vergletschert, und gut ausgebildete, bis 150 m hohe Erdmoränen sind Zeugen dafür. Rudolf Hundt.

Moderne Mumien. Die alten Völker haben ihren Ehrgeiz darin gesucht, die Könige und Beherrscher des Landes durch geheime Konservierungsmethoden nach ihrem Tode der Nachwelt zu erhalten. Jedes europäische Altertumsmuseum hat einige dieser ägyptischen oder persischen Mumien als besondere Sehenswürdigkeiten ausgestellt. Neuerdings hat nun, wie amerikanische Zeitungen erzählen, ein gewisser Dr. Hugo Gernsback, Mitglied der „American Physical Society", eine Methode erfunden, die es ermöglicht, den menschlichen Leichnam viele Tausende von Jahren hindurch zu konservieren. Die Mumie des 20. Jahrhunderts wird mit einer festen Schicht von Kupfer, Silber oder Gold elektroplatiert. Durch diese Methode werden, wie die Experimente erwiesen haben, die Gesichtzüge, die Konturen des Körpers und sogar die Haare in vollkommenster Naturtreue für die Nachwelt erhalten. Nicht die geringste Einzelheit geht verloren. Die Kosten des Verfahrens sind nicht allzu groß, so daß künftig Familien in bescheidenen Vermögensverhältnissen in der Lage sein werden, die Gesichtszüge einer Mutter oder eines Vaters oder einer sonstigen geliebten Person bis in die kleinsten Einzelheiten ihren Kindern und Kindeskindern zu erhalten. Man wird dann derartige „Familienmumien", die in Schränken oder Glaskästen aufbewahrt werden können, vielleicht so hoch schätzen wie die besten Familienporträte aus der Hand erster Maler. Dr. Fk.

Für die Frauenwelt.

Kascha=Variationen. Der Modestoff Kascha feiert Triumphe. Reizend in der Farbe, leicht wie eine Feder, warm wie Daunen, bildet er das Entzücken aller Frauen. Eine Dame mit Seide und Samt schmücken, ist keine schwere Aufgabe, für Wolle ist es dagegen schon schwieriger. Wie man den Kascha beschreiben soll? Man stelle sich die feinste Wolle der Tibetziegen vor, die in dem luftigsten Rahmen gewebt wurde und in ihrer natürlichen Farbe ebenso verführerisch wirkt wie in einer künstlichen. Großen Erfolg hat ein weit karierter Kascha, der auch mit Kaschaclan bezeichnet wird. Dann gibt es den weich gekörnten Ziblikascha, ferner den in Gitterform, wo sich ein Netz geschickt über die Linien legt, die das Gewebe durchqueren, dann einen, auf dem sich Arabesken mit Karos kühn verschmelzen, und einen besonders reizenden, der einen dunkelbraunen Grund mit großen gelb=weißen Karos zeigt. Soll das nun so viel heißen, daß alle diese Stoffe obligatorisch bedruckte Motive aufweisen müssen? Nein, denn Kascha, Ziblikascha, Kaschaduvetine und Kaschatuch existieren alle auch einfarbig. Aus Kascha werden Kleider und Mäntel für die Stadt, für die Reise und für den Sport gearbeitet.

Augenblicklich sieht man: Handtaschen aus beperltem Samt und aus Tapisserietressen. Ärmel in Regenschirmform, die ein kleines Toilette= oder Rauchnecessaire enthalten. Taschen auf den Kostümen, aus denen ein mit einer kleinen Uhr, einer Medaille oder einer Emailbüchse besetztes Band herabhängt. Kleine farbige Kämme, um die Bubiköpfe in Ordnung zu halten. Sehr viele Gegenstände aus Schildpatt. Sehr lange Phantasieketten und Anhänger, die an einer farbigen Seidenkordel hangen und in einer Seidenquaste enden.

Kleine Lampen spielen eine wichtige Rolle in der Poesie des Heims. Die schönen Laternen und Leuchter mit länglichen Birnen aus antikem Kristall sind augenblicklich sehr modern. Im Eßzimmer wird die Deckenbeleuchtung geschätzt, deren farbige Leuchtkörper harmonisch zueinander abgestimmt sind. Im Salon ist der Kronleuchter unentbehrlich, aber er wird nicht immer angesteckt. Hängelampen erfreuen

sich der Vorliebe für kleine, intime Räume, und in Schlafzimmern wie Boudoirs amüsieren die Phosphor-Lampenschirme, die das Licht noch lange, nachdem es schon gelöscht wurde, halten. Sie sind reizend.

Frühlingsblumen schmücken augenblicklich die Räume. Wir halten sie in Vasen gefangen, und sie entwickeln unter unseren Augen das graziöse Geheimnis ihres Aufblühens. Die Vase muß der Lebensart der Pflanze angepaßt werden. So macht man für die kleinen frühzeitigen Tulpen Luftvasen, die mit Löchern versehen sind. Durch jedes dieser Löcher stößt eine der in die Erde gepflanzten Zwiebeln ein grünes Spitzchen und eine scharlachrote Krone. Eine solche Vase paßt mit ihrer phantastischen Garnierung sehr gut ins Vorzimmer.

Der Abendhut. Für den Abend hatten die Frauen die Gewohnheit angenommen, ohne Hut auszugehen: weil sie abgeschnittene Haare tragen, weil wenig abendliche Coiffüren gemacht werden, weil das Diadem nur eine große Abendtoilette begleiten kann, weil die Damen den Tanz lieben, und weil — ihnen das Spaß machte! So wohnte man denn dem Sterben des Abendhuts bei, und sowie die nachmittägliche Kopfbedeckung abgesetzt wurde, gingen die Damen mit bloßem Kopf ins Theater, ins Restaurant, zum Tanz oder zum Bridge. Das machte einen etwas nachlässigen Eindruck, und der Schrei nach dem Abendhut wird wieder laut. Nicht nach dem, der den Zorn aller Zuschauer im Theater erweckte, und der, groß und mit Reihern und Federn versehen, heute nur noch in den Logen gesehen wird. Aber man sieht reizende, ganz kleine Formen aus zweierlei Tüll, zwischen denen sich aus Goldleder ausgeschnittene Motive verstecken. Das wirkt hübsch, jugendlich, entzückend.

Phantasiehandschuhe sind die große Mode. Handschuhe, die schön gestickt sind und mit graziös ausgearbeiteten, oft über die Hand fallenden Manschetten versehen werden. In irgendeiner Einzelheit erinnern die Handschuhe an die Toilette, die sie begleiten. Bald an eine Stickerei, bald an den Farbenton des Kleidbesatzes. Man findet Handschuhe, die mit einem farbigen Streifen abgenäht sind und zu dem Taschentuch und der Puderbüchse in harmonischen Einklang gebracht werden.











Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Nappelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4179 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band


MAUXION
Schokoladen

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4179. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. April 1925.

Bad Kissingen

Kurzeit: 16. März — November.

Magen - Darm - Herz - Fettsucht - Gicht - Verkalkung.
Rakoczy - Trinkkur
Kohlensaure Sole- u. Moorbäder
Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades.
Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung.
Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.



Dr. Lahmann's Sanatorium Weisser Hirsch - Dresden

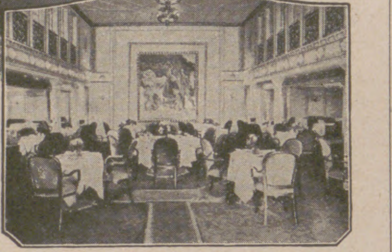
Chefarzt Prof. Dr. L. R. Grote

Physikalisch-diätetische Heilweise — Psychotherapie — Inhalatorium
Insulinbehandlung — Frauenklinik

Die Anstalt ist in der Lage, sämtliche Krankheiten nicht ansteckender Art durch Anwendung aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel spezialistisch zu behandeln

Gesamttagespreis (normale Kur, ärztliche Behandlung, Verpflegung, Massagen, Bäder, Wohnung) von 20 Goldmark an. Prospekte kostenfrei.





(Speisesaal 1. Klasse D. Deutschland)

FÜR ÜBERSEEREISEN

werden die Dampfer **»Albert Ballin«, »Deutschland«, »Resolute«** und **»Reliance«** vorzugsweise benutzt. Größte Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage. / Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum außerordentlich beliebt gemacht. / Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. / Alles Nähere aus den reich illustrierten Prospekten ersichtlich. / Abfahrten ca. alle 5 Tage. / Auskünfte und Drucksachen durch

HAMBURG - AMERIKA LINIE (Hapag)
HAMBURG, Alsterdam 25
und deren Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Gemeinsamer Dienst mit
UNITED AMERICAN LINES (Harriman)

Kurhaus und Palast-Hotel Radium-Solbad Kreuznach

Haus allerersten Ranges von vornehmster Heimkultur mit Sol-, Radium- und Süßwasserbädern.

Das ganze Jahr geöffnet. — Keine Einreise-Erschwernisse. — Direkte Schnellzüge und Gepäckabfertigung. — Friedenspreise.

Thüringer Waldsanatorium



Schwarzeck
Bad Blankenburg Thüringerwald
für nervöse und innere Kranke
+ LEITENDE ÄRZTE +
San. Rat Dr. Wiedeburg, San. Rat Dr. Poensgen
Dr. Weiss-Reval, Dr. Gebhardt.
Prospekte durch die Verwaltung.
Winterkuren — Sommerkuren

Bad Flinsberg

im schles. Isergebirge, 524—970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Gicht. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Grosser Winterkur- und Sportbetrieb. Prospekte durch Badeverwaltung.



Besonders angenehmer Frühjahrs-Aufenthalt
425 m ü. M.

BADENWEILER
(SÜDL. BAD. SCHWARZWALD)

Thermalbad u. klim. Kurort
Schnellzugsstation Müllheim * Strecke Frankfurt—Basel
Ab Anfang April **Kurkonzerte — Theater**
Markgrafenbad in Betrieb
Ausk. u. Drucks. d. die Kurverwaltung e. Gen. m. b. H., Abt. 36.

ST. BLASIEN
VILLA GERTRUD
PENSION ab Mk. 7,—.
Liegehallen. Privatveranden.
Infektiöse ausgeschlossen.
Prospekte gegen Rückporto.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.



Dr. Köhlers Sanatorium
BAD ELSTER.
Alle Kurmittel (spez. Moorbäder) im Haus, Zander-Institut, Röntgen-Therapie, Diätkuren.
Das ganze Jahr geöffnet.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden L. 1.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel.
Jllustr. Preisliste Nr 1
Direkter Versand nach allen Weltteilen

Kurhaus Bad Nassau

Sanatorium für **Nerven-** und **innere Kranke**
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fr. Poensgen.**



MUSIK-INSTRUMENTE
spez.
Harmonikas, Lauten, Guitarren, Mandolinen, Sprechapparate etc.
Versand ab Fabrik direkt an Private
Katalog gratis. 14000 Dankschreiben
MEINEL & HEROLD
Musikinstr.-Harmonikafabrik
KLINGENTHAL/SA. No 499.

DETEKTIVE KLANTE

vom ehemal. Geheimdienst des Kaisers. Langjähr. Tätigkeit am Berliner Polizei-Präsidium.
Zuverlässige Ermittlungen. — Beobachtungen. — Auskünfte.
Berlin W. 8, Friedrichstrasse 63. Fernruf: Merkur 5213.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda i. Thür.
Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Prosp. fr.

Asthma-
leidende erhalten sofort kostenlos wichtige Aufklärung.
Reinhardt & Jordan,
München 102, Müllerstrasse 15.

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber in Leipzig 26.

Zur Frühlingskur
nimm
Solmangan.

Vorzüglich bewährt bei:
Magen- und Darmbeschwerden, Verdauungsstörungen, Leber- und Nierenleiden, Blasen- und Gallensteinen, Rheumatismus und Gicht, Arterienverkalkung, sowie bei Störungen in den Wechseljahren, Fettsucht, Diabetes im Anfangsstadium.

Zu haben in den Apotheken. Preis Mk. 1.50.

Frühling im Weltkurbad

WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad
Wiesbadener Festwochen in Wort, Ton, Tanz und Sport

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Unvergleichliche Heilerfolge
bei Gicht, Rheumatismus, Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden u. Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane.
Brunnen- und Pastillenversand durch das Städtische Brunnenkontor.
Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen.
Einreise unbehindert. Für Deutsche genügt ein von der Ortsbehörde ausgestellter Personalausweis mit Lichtbild oder deutscher Reisepaß. Hotelverzeichnisse mit Preisen und Auskünfte durch das Städtische Verkehrsbüro.

Allgemeine Notizen.

Eine deutsche bergtechnische Schule in Afghanistan. Unter Leitung von Dipl.-Ingenieur Ernst Kirst, dem Berater der afghanischen Regierung in bergbaulichen und hüttentechnischen Angelegenheiten, ist eine bergbautechnische Schule in Kabul eingerichtet worden, die nach deutschem Muster junge Afghanen im Alter von 17 bis 30 Jahren für den bergtechnischen Betrieb vorbereiten soll.

Über die Werkbundtagung in Bremen (20. bis 23. Juni) kann vorläufig mitgeteilt werden, daß mit ihr eine Reihe von Ausstellungen verbunden sein wird, die sich mit den Zielen des Werkbundes berühren und dem Unternehmen eine breitere Grundlage geben. Die Leitung der Kunsthalle wird ihre berühmte Sammlung der Handzeichnungen und Kupferstiche Dürers, sowie eine Ausstellung von Gemälden Bremer und Worpsweder Maler vorführen. Im Gewerbehause ist eine Ausstellung von Handwerkskunst, im Museum am Domhof eine Schiffahrts-Ausstellung geplant. In der Bremer Kunstschau wird eine Buch-Ausstellung vorbereitet. Für Plastik und Glasmalerei soll die stimmungsvolle untere Halle des alten Rathauses einen geeigneten Rahmen bieten. Eine Sonderausstellung ostasiatischer Kunsterzeugnisse, teilweise aus Privatbesitz, ist in Aussicht genommen.

Bad Altheide, Grafschaft Glatz. Die diesjährigen Besucher werden manche Neuerungen antreffen. Das neuerbaute Kurtheater, welches über tausend Plätze verfügt, wird Ende Mai fertiggestellt und von der Intendanz des Meininger Landestheaters übernommen. Der alte, gute Ruf der „Meininger" bürgt für erstklassige, künstlerische Darbietungen. Der bisherige Theaterraum ist zum Kurkasino, im Anschluß an die Räumlichkeiten des ebenfalls neuerrichteten Winterkurhauses umgebaut worden, und es werden in den prachtvoll eingerichteten Räumen die gesellschaftlichen Veranstaltungen stattfinden.

Das staatl. bayerische Stahl- und Moorbad Steben. Der stets anwachsende Besuch des Bades, seine treuen Gäste aus fast allen Gauen des deutschen Vaterlandes beweisen die Heilkraft seiner Quellen und des Moores. Nicht in lautem Trubel lärmender Vergnügungen und in prunkvoller Aufmachung hat es sich seine Anhänger gesucht. Seine Gemeinde setzt sich aus denen zusammen, die in beschaulicher Ruhe, in herrlicher, reiner, kräftiger Luft, umgeben von der herben Naturschönheit des stillen,

ernsten Frankenwaldes am Brunnen der Tempel- und Wiesenquelle, in den perlenden Kohlensäure-Bädern, im heilenden Moor, in Wanderungen durch den Kurpark und in die waldige, abwechslungsreiche Umgebung Ruhe, Heilung und Erholung suchen und auch finden können.

Nervösen, inneren Kranken, Rekonvaleszenten bietet das am Eingang des romantischen Schwarzatals, einem der schönsten Punkte des deutschen Mittelgebirges, in hoher staubfreier Lage inmitten eines großen Parkes unmittelbar am Waldesrande gelegene Dr. med. Wiedeburgs Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck Gelegenheit zur Ruhe, Erholung und Genesung. Die Anstalt steht unter der Leitung von vier Ärzten und ist mit den neuesten therapeutischen Einrichtungen ausgestattet. Sie verfügt über einen Wirtschaftshof, eigene Wäscherei, eigenes frisches Quellwasser und bietet ihren Gästen bei mäßigen Preisen Bequemlichkeit und eine anerkannt vorzügliche Verpflegung. Preisbedingungen sowie ausführlichen Prospekt auf Verlangen von der Verwaltung.

Eine allgemeine Wassersport-Ausstellung findet vom 16. Mai bis zum 2. Juni d. J. in Potsdam statt. Das Ausstellungsgelände liegt inmitten des 100 Morgen großen neuen Sportplatzes „Luftschiffhafen" der Stadt Potsdam. Dieser Sportplatz erhält seinen besonderen Wert durch die Verbindung einer Rasensport-Kampfbahn mit der Wassersport-Kampfbahn Templiner See. Das Ausstellungsgut wird in zwei großen Hallen sowie in Zelten und unter freiem Himmel auf einer großen Fläche untergebracht. Das Vorführungsgelände auf dem Wasser des 5 km langen und 1 km breiten Templiner Sees schließt sich unmittelbar an. Unter anderm sind vorgesehen: am 17. Mai Frühjahrsanfahrt und Paradefahrt des Motor-Jacht-Klubs von Deutschland im geschlossenen Geschwaderverband; am 20. und 21. Mai Verbandsregatten des Motor-Jacht-Verbandes; am 22. Mai Auto-Sternfahrt des Allgemeinen deutschen Automobil-Klubs zur Ausstellung; am 23. und 24. Mai dessen Motorboot-Regatten, dabei zweitägige Prüfungsfahrt der Boote zum 2000-Mark-Ausschreiben des Allgemeinen deutschen Automobil-Klubs und vom 31. Mai bis zum 6. Juni große Templiner Pfingstregatta des Segler-Verbandes. An allen Tagen der Ausstellung wird die neue Flettner-Jacht für Binnengewässer vorgeführt werden. Die Leitung der Ausstellung liegt in den Händen des Oberbürgermeisters der Stadt Potsdam.

Je tiefer die Nachtruhe, um so reicher der Tag

Am gesündesten und besten schläft jeder in Steiners Paradiesbett, dem wirksamsten Grundmittel zur Hygiene des Schlafes. Leicht und weich, urmollig und wohlig ist jedes **Paradiesbett**, sommers und winters eine ideale Lagerstatt!

Steiners Paradiesbetten sind in allen Teilen eigenes Erzeugnis der Firma.

Eigene Fabriken
in Frankenberg und Dessau liefern die Bettgestelle in Eisen, Stahl, Messing und Holz, vollständige **Schlafzimmer-Einrichtungen** nach gesetzlich geschützten neuesten Künstlerentwürfen und alle Arten und Abarten aparter **Kleinmöbel.**



Eigene Webereien
stellen die Trikots und Satins her, fein **poröse** Hüllen und schmiegsame Gewebstoffe.

Eigene Woll- und Baumwoll-krempeleien
liefern die Einlagen und Füllungen für **Decken, Kissen** und **Polster.**

STEINERS PARADIESBETTEN,

die gesündesten und schönsten,

sind zugleich die dauerhaftesten, anerkannt preiswertesten Betten der Welt. Über die bedeutende Auswahl in jeder Preislage und für jeden Geschmack unterrichten unsere Sonderpreislisten: Gruppe J.

PARADIESBETTENFABRIK M. Steiner & Sohn Akt.-Ges., Frankenberg (Sa.)

Eigene Verkaufsstellen: Chemnitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Stuttgart, München.

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.G.
HANNOVER

DER BUTTER-KEKS

BAHLSEN
LEIBNIZ
HANNOVER

LEIBNIZ-KEKS

TET

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

Illustrirte Zeitung



Die Herrenpartie.

Nach einem Gemälde von Ernst Lübbert.



Der Zug der Abordnungen. × Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.



Die Feier am Grabe des Afrikaforschers Hauptmann Kling.

Die Gedächtnisfeier für die Gefallenen der deutschen Kolonien auf dem Neuen Garnison-Friedhof zu Berlin-Hasenheide am 5. April.

Weltgeschichtliche Rück- und Ausblicke.

Von Generalleutnant Heinrich Meyer.

Die grundsätzliche Bedeutung der Zusammenschluß- und Ausbreitungs-, der Macht- und Kampfidee für beinahe alle Organisationen, für die Stämme, die Klassen, den Staat, die Kirche, die Wirtschaftsverbände, ist eine gleichbleibende, eine ewige. Aber die Anschauungen darüber, welche dieser Organisationen jeweils die wichtigste Stelle im Leben der Völker einnimmt, die Hauptrolle spielt, wechseln. Wie bei einem Strom eine Welle die andere ablöst, so treten auch im Leben der Völker in vielen Richtungen neue Anschauungen an die Stelle der bisher gültigen. Stets sucht sich der unruhige menschliche Geist, besonders der des Abendländers, neue Ziele, neue Ideale, und so ändern sich die Zeiten und wir mit ihnen, ein Spruch, den schon die alten Römer kannten. Im Altertum nahm der Staat, im Mittelalter die Kirche die erste Stelle ein, in der neuesten Zeit stellen nationale, wirtschaftliche und soziale Fragen die Zentralideen dar. Infolge des selbstsüchtigen, leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Charakters der meisten Menschen überschreiten nun erfahrungsgemäß auch beinahe alle erwähnten Organisationen im Laufe ihrer Entwicklung das von der Vorsehung und der Natur gewollte mittlere Maß; der Egoismus des einzelnen Menschen, der Klassen und Parteien artet in schnöde Geld- und Genußsucht, der Ausbreitungsgedanke zahlreicher Völker und Staaten vielfach in übertriebenen Nationalismus, politischen und wirtschaftlichen Imperialismus aus, der nur in der Zerstückelung und Erniedrigung der Nachbarn seine Befriedigung findet, und so vollzieht sich der ganze Verlauf der Weltgeschichte wie der Verlauf der meisten Menschenleben in Überspannungen und Übertreibungen. Jede übertriebene Aktion auf der einen Seite ruft eine meist übertriebene, aber dann berechtigte Aktion auf der anderen Seite hervor, und das richtige mittlere Maß wird nur durch Kämpfe, Kriege und Revolutionen hergestellt. Ohne diese Kämpfe der Klassen, der Rassen, der Staaten hätte jedoch der Mensch sich nie von der Wildheit zur heutigen Kultur emporgehoben.

„Kampf ist und bleibt Naturgesetz.“ Am schlagendsten wird die Richtigkeit dieses Satzes durch das Verhältnis von Deutschland zu Frankreich bewiesen. Die Weltgeschichte lehrt, daß der richtige Staat der auf die gleiche Sprache, das gleiche Volkstum gegründete, freie nationale Machtstaat ist, und daß es für die nächste Zukunft sicher so bleiben wird. Frankreich will nun seit 1000 Jahren die Rheingrenze, will über sein Volkstum hinaus, will die Vorherrschaft über Europa, will das alte römische Weltreich. Die süddeutschen und westdeutschen Kleinstaaten hatten seit etwa 700 Jahren keinen genügenden Sinn für den deutschen nationalen Machtstaat, der schließlich ja kein Einheitsstaat sein muß. Nur die unaufhörlichen französischen Angriffe, durch die Namen Ludwig XIV., Napoleon I., Poincaré bezeichnet, haben die notdürftigste geistige und politische deutsche Einheit geschaffen, haben es fertiggebracht, daß aus dem süddeutschen und westdeutschen „Partikularisten“ allmählich ein „Föderalist“ geworden







Im Oval: Ansprache des Reichswehrministers Dr. Geßler auf dem Ehrenfriedhof. Rechts hinter ihm: Generalsuperintendent D. Wessel; neben diesem: General v. Seeckt. Rechts neben den Särgen, im Ornat und Mitra: Bischof Kaspar Klein von Paderborn. — Links: Die Abordnungen der Kriegervereine mit den Kränzen und Fahnen im Trauerzuge. — Rechts: Die Ehrensalve.

Die Beisetzung der drei zuerst geborgenen Opfer des Manöverunglücks der Reichswehr auf der Weser bei Veltheim in Detmold am 3. April.



Vom Einsturz des 110 m hohen Fabrikschornsteins auf dem Gelände der Sächsischen Werke A. G. in Böhlen bei Leipzig am 2. April: Arbeiten zur Bergung der Verunglückten.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Zehn am Bau des Schornsteins beschäftigte Handwerker wurden verschüttet und konnten nur als Leichen geborgen werden. Bei den Bergungsarbeiten begegnete man großen Schwierigkeiten, da mit dem Niederbruch des etwa 40 m hohen Schornsteinstumpfes gerechnet werden mußte.



Der Austrag der Deutschen Waldlaufmeisterschaft über 10 km in Bergedorf bei Hamburg am 5. April: Der Sieger Graßmann aus Vielau (in der Mitte).



Vom Verkehrsstreik in Hamburg: Heranziehung der verschiedensten Fahrzeuge als „Technischer Nothilfe“ zur Bewältigung des Verkehrs.

ist. Nur weitere feindliche Quälereien werden die deutsche Volksgemeinschaft vorbereiten, werden die Abkehr von der Feudalität und dem Internationalismus bringen.

Lassen wir nun unter dem Gesichtspunkt: Aktion—Reaktion den ganzen Verlauf der Weltgeschichte in großen Zügen an uns vorüberziehen. Volkscharakter und geographische Lage bestimmten von jeher die Schicksale der Völker und Staaten. Die römische Republik verdankte ihren raschen, ununterbrochenen, mit Hilfe unaufhörlicher Eroberungskriege erfolgten Aufstieg der Tat- und Willenskraft des ganzen Volkes und dem fortgesetzt zunehmenden Wachstum seiner Meeresküsten. Die hochgradige Überspannung der Staatsidee brachte als Reaktion die größte Annäherung an das Ideal des „ewigen Friedens“, die römische Kaiserzeit und die Weltreligion. Die römische Kaiserzeit wurde dann die Zeit einer alternden, absterbenden Kultur. Dieses innerlich schwache, pazifistische römische Kaiserreich, ohne nationale Wehrkraft, erlag dem Ansturm der jugendfrischen germanischen Völker. Das römische Reich ist eine Warnung, eine Lehre für alle Zeiten, daß ein Staat, der sich vor Angriffen seiner Nachbarn sicher fühlt, dem Untergang geweiht ist.

Die germanische Völkerwanderung trug zahlenmäßig ungenügende Volksteile nach Frankreich, Spanien und Italien; die germanische Kriegerkaste übernahm zwar überall die Führung, wurde aber kulturell von der Urbevölkerung aufgesogen: ungenügende Aktion—Reaktion.

Im Mittelalter herrscht der feudale Gedanke. In der mittleren Periode des Mittelalters kämpft in allen Ländern Europas Stamm gegen Stamm, Fürst gegen Fürst, Stadt gegen Stadt. Dann aber scheiden sich die Wege. In Frankreich und auch in England siegt der Staatsgedanke, der Sinn für einen großen Staat, in Deutschland siegt der feudale Gedanke, der Partikularismus. Die Folge des Partikularismus: Deutschland verliert, obwohl es das ganze Gebiet zwischen Elbe und Weichsel mit starker Hilfe der Kirche erobert hatte, fortgesetzt an politischer Macht. Es büßt vom 14. Jahrhundert ab seine politische Vormachtstellung ein, die es bisher, allerdings vielfach nur infolge der Schwäche seiner Nachbarn Frankreich, Italien, England und Rußland, besessen. Der Papst, die Kirche siegt im 13. Jahrhundert über Kaiser und Staat. Die Stellung des Papstes und der Kirche wurde zunächst zu übermächtig gegenüber den weltlichen Mächten; die übertriebene Aktion der Kreuzzüge hatte als Reaktion die Renaissance im Gefolge, die als ein Vorbote der Reformation zu betrachten ist.

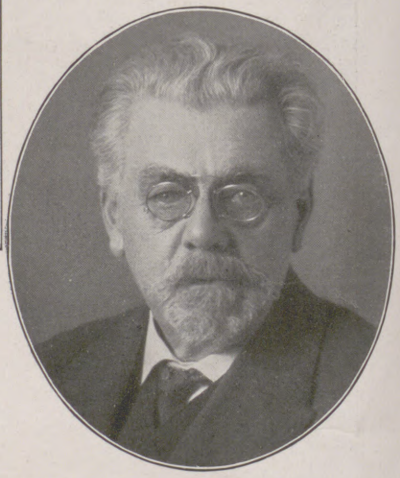
Nach den Kreuzzügen kamen weltliche Gedanken auf; mit der Renaissance rückten Menschheit und Politik in den Vordergrund, Gott und Religion in den Hintergrund des öffentlichen Interesses. An die Stelle des bisherigen Jenseitsmenschen trat der Diesseitsmensch.

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts vollzieht sich der 100jährige Krieg zwischen Frankreich und England, der damit endet, daß England seine Besitzungen in Frankreich aufgibt, ein für den Verlauf der ganzen Weltgeschichte bedeutsamer Vorgang, der politischen Weitblick beweist. Dieses Verhalten Englands lehrt, daß nur der die Zukunft beherrscht, der sich zur rechten Zeit zu wandeln versteht.

Faßt man zurückblickend die Entwicklung der Menschheit vom Altertum bis zur Neuzeit zusammen, so kann man als Ergebnis folgendes feststellen: Das ganze Altertum, besonders das Römerreich, stellt den übertriebensten politischen Imperialismus dar. Das Römerreich ging über in den schwachen Imperialismus des Frankenreiches und in den Imperialismus der Katholischen Kirche. Das Frankenreich wurde durch Verträge gewissermaßen freiwillig in die romanischen und germanischen Staaten geteilt, die nun ihrerseits ihre politische Freiheit nur durch Jahrhunderte andauernde Wettkämpfe erringen mußten. Auch das Mittelalter steht wie das Altertum noch im Zeichen der Mittelmeerkultur, wie ja die ganze Kulturentwicklung den Weltmeeren folgt.



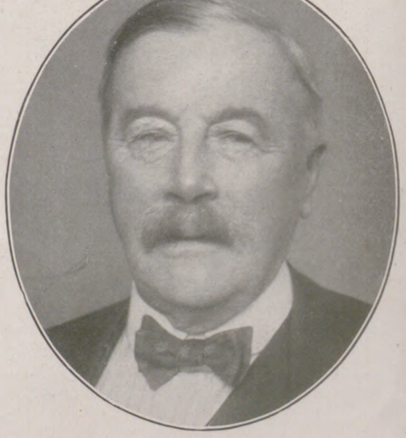
Von dem schweren Eisenbahnunfall in Leipzig-Leutzsch am 3. April: Die Trümmer der aufeinandergefahrenen Durchgangsgüterzüge. Ein Zugführer wurde getötet.



Ernst Freiherr v. Wolzogen,
namhafter Verfasser vieler Romane und Humoresken, der Begründer des „Überbrettls“, feiert am 23. April seinen 70. Geburtstag.



Praktischer Schulunterricht: Kochstunde in einer Mädchenschule in Dänemark. Als vorteilhafte Neuerung ist die Einzelunterrichtung eingeführt, für die jeder Schülerin ein Gaskocher zur Verfügung steht.



Sir William Acworth,
der bekannte englische Eisenbahnfachverständige, Mitglied des Verwaltungsrates der Deutschen Reichsbahngesellschaft, † am 2. April zu London im Alter von 74 Jahren.



Von den Sozialkämpfen in der japanischen Provinz Gumma zwischen der eingesessenen Landbevölkerung und dem „Nationalbund der Ausgestoßenen": Aufständische mit ihrer Fahne, die eine Dornenkrone auf rotem Grunde zeigt.



Von der Inspektionsreise des Generals Primo de Rivera nach Marokko: Vorbeimarsch der Fremdenlegionäre vor dem General im Lager von Zénin.





Das Heilige Jahr in Rom: Papst Pius XI. bei der „Selig- und Heiligsprechung" in der Basilika des Vatikans. — Rechts im Oval: Der Studentenstreik in Paris anläßlich der Berufung des demokratischen Professors Scelle auf den Lehrstuhl für internationales Recht an der Sorbonne: Demonstrationszug der Streikenden. Im Hintergrund das Pantheon.





Links: Von der türkischen Feier zum Andenken an die Vertreibung der Griechen aus Kleinasien. Sitzend: Der türkische Staatspräsident Mustapha Kemal-Pascha mit seiner Gemahlin (links neben ihm); zwischen beiden stehend: Ali Hikmet, der Korpskommandeur von Brussa. — Rechts: Die politische Spannung zwischen Rußland und Polen: Große Demonstration am Kreml in Moskau gegen Polen wegen der Erschießung zweier russischer Staatsbürger.

Infolge der drohenden Türkengefahr befand sich Österreich bei Beginn der Neuzeit — Ende des 15. Jahrhunderts — in größter Bedrängnis. Süd- und Westdeutschland waren in vollständiger politischer Zersetzung begriffen, Preußen, England, Rußland und Polen waren noch schwache Staaten, nur das romanische Spanien und Frankreich waren schon Ende des 15. Jahrhunderts kulturell und politisch hochstehende Mächte. Die romanischen Völker hatten den Seeweg nach Ostindien und Amerika entdeckt und diese Länder erobert. König Ferdinand von Spanien ließ sich den neuen Besitz Portugal gegenüber sichern, was Papst Alexander VI. in der Weise tat, daß er allen anderen Untertanen als den Untertanen des spanischen Monarchen bei Strafe der Exkommunikation verbot, in den neuentdeckten Ländern Handel zu treiben. Dies war die erste Teilung der Welt.



Kronprinzessin Cecilie mit ihren beiden ältesten Söhnen, den Prinzen Wilhelm (rechts) und Louis Ferdinand von Preußen, die beide soeben in Potsdam das Abiturientenexamen ablegten. (Phot. F. Esch, Ludwigslust i. M.)

Die Absicht des Papstes, Spanien und Frankreich zu einigen, gelang nicht, und so stehen denn das 16. und das 17. Jahrhundert in ihrer ganzen Ausdehnung unter dem Zeichen der Kämpfe zwischen dem spanisch-habsburgischen und dem französischen Imperialismus.

Die Weltgeschichte lehrt, daß jeder innerlich kräftige Staat sich ausdehnen will und muß, entweder kontinental oder wenigstens kolonial. Noch vor den Weltkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts war unterdessen die Zeit des Atlantischen Ozeans gekommen, in die dann eine kurze Periode der Ostsee sich einschob, in der Schweden eine Rolle spielte. Der Fortschritt der Verkehrsmittel ermöglichte die zunehmende Bedeutung der Länder des Atlantischen Ozeans. Inzwischen errangen die nordischen Länder durch die Reformation ihre geistige Freiheit. Nun treten England, Preußen und Rußland auf den Plan. Auf dem Kontinent vertritt England einen gemäßigten Imperialismus. Es will nicht, wie Frankreich, die europäischen Völker unterjochen, aber es will den Kontinent durch die Aufstellung des Grundsatzes vom Gleichgewicht der Mächte politisch überwachen; überseeisch schreitet es jedoch zur schamlosen wirtschaftlichen Ausbeutung aller seiner Kolonien.

Um die Rheingrenze in ihrer Gesamtheit, das Ziel Frankreichs, führt England im 18. und 19. Jahrhundert seine Kriege gegen Frankreich. Frankreich hält Deutschland, von dem es nie angegriffen werden wollte, meist infolge dessen Schwäche auch gar nicht angegriffen werden konnte, Jahrhunderte hindurch für seinen Hauptgegner, während der Gegner, der Frankreich seit Jahrhunderten am mächtigsten die Erlangung der gesamten Rheingrenze verwehrte, England ist. In vollständiger politischer Verblendung, in seiner kontinentalen Herrschsucht betrieb Frankreich von jeher Rheingrenzenpolitik gegen Deutschland anstatt Kolonialpolitik gegen England. Die letzte Möglichkeit, mit Deutschland zu einem verständigen Versöhnungsfrieden zu gelangen, versäumte Frankreich durch den Schmachfrieden von Versailles. Der Weltkrieg hat in dem Zustand der Dinge nur wenig geändert. Er hat Throne gestürzt, Reiche aufgelöst, Grenzen verschoben, die Völker arm gemacht, das Nationalitätenprinzip mißachtet, an die Stelle des vorwiegend politischen französischen den vorwiegend wirtschaftlichen amerikanisch-englischen Imperialismus gesetzt. Wie früher, wird auch in Zukunft nicht die Demokratie, sondern ein starker mitteleuropäischer Staat den Frieden sichern. Daß der Weltkrieg die bekannten riesigen Verhältnisse angenommen hat, ist dadurch zu erklären, daß die Entwicklung der Kultur von der Akropolis über den Janustempel, die gotischen Dome zu den Wolkenkratzern gewandert ist. Der heutige Weltverkehr, die Weltwirtschaft brachten den Weltkrieg, an dem alle Völker, die an diesen Fragen vorwiegendes Interesse hatten, teilnahmen.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts war unterdessen die Kultur mit Hilfe der Ozeandampfer, wie erwähnt, auch nach Amerika gelangt, eine Entwicklung, die ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat; es naht die Zeit des Stillen Ozeans. In Washington hat 1921 sozusagen eine neue Verteilung der Welt zwischen Amerika und England stattgefunden, bei der Amerika die westliche Hälfte mit dem Panamakanal, England die östliche Hälfte mit dem Suezkanal zufiel. England und Amerika haben sich je 500 000 t Großkampfschiffe zugesprochen, während die romanischen Mächte, Frankreich, Spanien und Italien zusammengenommen, nicht einmal diese Stärke erreichen dürfen. Der Völkerbund soll den erfolgten Weltraub den Feinden sichern, in dem dann alle Staaten auch allmählich ihre Heere, nicht aber ihre Flotten abrüsten sollen. Amerika und England beherrschen nun wirtschaftlich und größtenteils auch politisch die Welt, vor allem das wirtschaftlich vollständig von Amerika und England abhängige Deutschland; trotzdem war, um den Fußtritten Frankreichs zu entgehen, die Annahme des Dawes-Gutachtens nötig.

Die Zeiten ändern sich; auch die zweite Teilung der Welt wird keine Ewigkeitsbedeutung haben. Ob das Bündnis zwischen England und Amerika dauernd sein wird, steht dahin. Rußland ist noch ein Rätsel. Je brutaler Amerika und England ihre Weltherrschaft ausüben werden, desto früher wird die Reaktion kommen. Wann, wodurch, ist unsicher. Deutschlands Zukunft beruht auf seiner Arbeitskraft, auf der Erziehung seiner Jugend zur Wehrkraft, zur Volksgemeinschaft, zum Willen zur Volksgemeinschaft, zum Willen zur Nation und zur Tat, sich zum entsprechenden Zeitpunkt vom Versailler Vertrag loszureißen.



Die deutsche Uraufführung des musikalischen Lustspiels „Das Liebesband der Marchesa“ von Wolf-Ferrari in der Staatsoper zu Dresden am 2. April: In der Mitte stehend, das Strumpfband haltend, Robert Burg als Visconte (1. Bild). Spielleitung: Alois Mora; musikalische Leitung: Fritz Busch; Bühnenbilder: Hosait und Mahnke. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Der Verlauf der Weltgeschichte ist also eine Entwicklung in Gegensätzen, in Aktionen und Reaktionen und besteht daher in Kämpfen. Leben heißt nicht dulden, leben heißt kämpfen. Dies gilt für den einzelnen wie für den Staat, für die Nation. Ehe es dauernden Frieden gibt, muß sich vorher die menschliche Natur geändert haben. Ob dies der Völkerbund zustande bringen wird, muß bezweifelt werden, nachdem nicht einmal die christliche Religion dies zuwege gebracht hat.

Die erste Vorbedingung für die Herstellung eines wirklichen Friedens in Europa, für die „Vereinigten Staaten von Europa“ ist, daß Frankreich von seiner Rheingrenzenpolitik abgeht, daß die romanischen und die slawischen Staatsmänner Politik ohne Leidenschaft, die deutschen Staatsmänner Politik ohne Illusion treiben, daß überall Politik, wie in England, mit kühlem, nüchternem Verstand, mit Wirklichkeitssinn betrieben wird.



Wilhelm Speck,

Pfarrer, Dr. theol. h. c., der besonders durch seinen Roman „Zwei Seelen“ bekannt gewordene Dichter, † am 31. März zu Cassel im Alter von 63 Jahren. (Phot. Eberth, Cassel.)



Szenenbild von der Uraufführung des Musikdramas „Traumliebe“ von Heubert Patáky im Deutschen Nationaltheater zu Weimar. Spielleitung: Maximilian Maris.



Prof. Eduard v. Grützner,

der bekannte Genremaler, † am 2. April im 79. Lebensjahre zu München. (Hierzu die Abbildungen von Werken des Künstlers auf S. 599 und die Würdigung auf S. 619). (Phot. Elvira, München.)



Vorbereitungen zum Marienfeste.



Quartett im Kloster. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Rasiertag im Kloster. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Zum Ableben Prof. Eduard v. Grützners, des Meisters humorvoller Genremalerei, in München am 2. April: Charakteristische Werke aus dem Schaffen des Künstlers.

(Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 619.)

Sommer-Moden



Kleid aus schottischer Seidengaze. Dazu bronzefarbener Pedalhut mit Samtecken. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)





Kasackkleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit schmalen langen Ärmeln und korallenroter und goldener Applikationsstickerei. Dazu hoher lila Hut mit Paradiesreihern. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.) — Im Oval: Schwarzes Krepp-Satinkleid mit lila Volantgarnierungen und langen dichten Fransen an gedrehter Seidenschnur. Dazu hoher schwarz-lila Hut. Trägerin: Die Operettensoubrette Mitzi Mader-Anzengruber. (Phot. Zimbler, Wien.)







Links: Lila Pedalhut mit gleichfarbener Samtrosette. Dazu lila Seidenkostüm. Trägerin: Die Schauspielerin Maria Burg. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.) — Mitte: Schwarzes Krepp-Satinkleid mit lila Volants. Dazu hoher lila Hut mit Reihern in hellerer Schattierung. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.) — Rechts: Kleid aus schwarzem Crêpe Marocain mit weißen Perlenfransen. Dazu kleiner toqueartig aufgeschlagener Pedalhut. Trägerin: Die Operettensoubrette Mitzi Mader-Anzengruber. (Phot. Zimbler, Wien.)

Modelle: Schostal & Laderer, Wien (Kleider); Berteaux, Wien (Hüte). Aufnahmen durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(4. Fortsetzung)

Es ist mir nicht bekannt," sagte Böttger, obwohl er sich inzwischen gefaßt hatte, mit immer noch unsicherer Stimme, „daß Wittenberg im Brandenburgischen liegt, war ich doch bisher immer der Meinung, daß hier der Herr Kurfürst von Sachsen und König von Polen zu befehlen habe."

„Das geht Ihn keinen Pfifferling an," donnerte der Leutnant Menzel auf ihn los, „Er hat's Maul zu halten und Order zu parieren!" Über den kleinen Wüterich hinweg sah Böttger den Kreisamtmann unverwandt an, denn es schien ihm in dessen Wesen eine gewisse peinliche Verlegenheit mitzusprechen, als sei dieser selbst der Meinung, daß hier nicht alles in Ordnung sei.

„Zunächst möchte ich Seiner Gnaden zu bedenken geben," sagte Böttger, indem er aus dieser Beobachtung Nahrung für eine schwache Hoffnung entnahm, „daß ich keineswegs preußischer Untertan bin, sondern als ein gebürtiger Schleizer seiner Königlichen Majestät und Kurfürstlichen Hoheit von Sachsen zugehörig."

„So — ist Er das?" schnaubte der gutmütige Koloß von Kreisamtmann, wie es schien, nicht unzufrieden mit diesem Einwand.

„Damit ist Er noch lange kein Sachse", knurrte der Leutnant Menzel. „Mach' Er mir also keine Fisimatenten. Seine Majestät hat Seine Auslieferung verlangt, und damit basta."

„So muß mir doch auch gesagt werden, warum ich soll verhaftet sein. Ich hab' mich nach Wittenberg gewandt, um hier an dieser weltberühmten Akademie unter dem Schutz Seiner Kurfürstlichen Hoheit medicinam zu studieren, wo der weithinbekannte Professor Abraham Pater sein anatomisches Theater hat. Bin auch bereits in die Matrikel aufgenommen und somit als ein Student der Gerichtsbarkeit der Universität unterstellt..."

„Ist Er das?" sagte der Kreisamtmann wieder, immer nachdenklicher werdend. „Das muß freilich bedacht werden. Wir haben hier etliche Draufgänger unter den Studierenden, sogenannte Renommisten, die sich nicht würden gefallen lassen, daß einer der ihrigen von der Akademie so ohne weiteres weggefangen wird."

„Und muß mir doch zumindest gesagt werden, warum ich soll verhaftet sein", beharrte Böttger. Mit wachsender Zuversicht hatte er gesprochen, denn er glaubte immer deutlicher zu merken, daß sich der Kreisamtmann nicht ungern auf seine Seite zu stellen begann.

„Warum Er soll verhaftet sein?" brüllte der Leutnant. „Gewisser Ursachen halber! Verstanden! Ihm brauch' ich's nicht zu sagen, und Seiner Gnaden, dem Herrn Kreisamtmann, ist es bereits gesagt. Also zier' Er sich nicht länger."

Auf einem Tisch an der Wand erblickte Böttger seine Bücher und das verschnürte Bündel Schriften, das er beim Rektor Kirchmaier gehabt hatte. Das Fläschchen mit Mundwasser stand dabei, der Koffer unter dem Tisch, der Degen lehnte daneben. Sein ganzes Hab und Gut war hier zusammengetragen worden, bereit, mit ihm abgeschoben zu werden, um in die Gewalt eines Herrschers zu geraten, den er fürchtete, und der kein Mittel unversucht lassen würde, ihm sein Geheimnis zu entreißen. Es mußte etwas geschehen, um den dicken gutmütigen Kreisamtmann, von dem jetzt die Entscheidung abhing, und den er schon schwanken sah, die Wichtigkeit eines Mannes wie Böttger ins rechte Licht zu stellen. Er mußte überzeugt werden, daß man einen solchen seltenen Gast nicht ausliefern dürfe.

„Ich will Euer Gnaden der Wahrheit gemäß offenbaren," sagte er, indem er Herrn von Ryssel treuherzig ins Gesicht schaute, „daß ich um keiner anderen Ursache willen soll angehalten und nach Berlin gebracht werden, als weil mir kund ist, wie man aus unedlem Metall mag Gold machen."

In des Kreisamtmannes mächtigem Leib schnaufte ein ganzes Orgelwerk. Böttger sah auf seinem Gesicht denselben gierigen Ausdruck, den er schon von allen jenen kannte, die er hatte Zeugen der Verwandlung werden lassen. „So hätte denn das Gerücht darin recht, was es von Euch behauptet."

„Wenn es erzählt, daß ich das Aurum sophisticum auf der Kapelle halte, so hat es die Wahrheit gesagt. Und darum soll ich meine Freiheit verlieren, weil der Herr König von Preußen über mich Macht haben will, mit mir und meiner Wissenschaft nach Gefallen zu verfahren!"

„Ein Betrüger ist Er!" schrie Menzel außer sich und fletschte wieder auf ganz menschenfresserische Weise die Zähne.

„Ich bin mir keines Verbrechens bewußt", entgegnete Böttger fest, „und hätte dessentwegen eine Auslieferung nach Berlin nicht zu scheuen. Jedoch will ich unter keinen Umständen gutwillig gehen, stelle mich vielmehr unter den Schutz seiner Kurfürstlichen Hoheit als meines Landesherrn. Euch aber, Herr Kreisamtmann, bitte ich um Gottes und der Gerechtigkeit willen, Ihr möget mich nicht ausliefern, mir vielmehr ungestörte Freiheit meiner Studien gönnen und gewährleisten, um derentwillen ich nach Wittenberg gekommen."

In des Herrn Kreisamtmanns Kopf schien Bedeutsames vorzugehen. Er wiegte langsam die Perücke hin und her, nahm eine Prise, um das Nachdenken zu schärfen, zwinkerte die Augen zusammen und blinzelte bald Böttger, bald Menzel zu. „So will ich", sagte er nach einer guten Weile bedachtsam, „causam allerhöchsten Ortes zur Entscheidung bringen. Es soll sogleich ein Kammerkurier nach Dresden abgehen und der Mann bis zum Einlangen allerhöchster Resolution allhier in Gewahrsam bleiben."

Blaß vor Wut stand der Leutnant da und erstickte fast an dem Schock Kasernenflüchen, die er verschlucken mußte. Er war Soldat und kein Diplomat und wußte nichts zu sagen als: „Das wird Seiner Majestät aber recht wenig gelegen kommen, daß um diesen Kerl erst das Kurfürstliche Kabinett bemüht werden soll."

Wenn der Kreisamtmann von Ryssel aber erst einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so hielt er nach der Weise schwerfälliger Menschen zähe an ihm fest. „Das sollte mir leid tun", sagte er. „Seine Majestät soll in keiner Weise an meinem guten Willen zweifeln. Aber Ihr werdet einsehen, daß ich meiner allerhöchsten Stelle in so wichtiger Angelegenheit nicht präjudizieren mag. Im übrigen soll ja, wie Euch bereits versichert, der Inkulpat indessen hier im Arrest verbleiben."

Da mochte der Leutnant einsehen, daß vorläufig nichts andres zu erreichen sei, er grüßte mürrisch und klirrte heftig aus dem Zimmer.

Im Arrest... dachte Böttger betroffen... im Arrest! Und er hatte auf die Freiheit gehofft.

VII.

Als der Statthalter Seiner Majestät aus Schloß Moritzburg, wo er den Tag verbracht hatte, abends in die Dresdener Residenz heimkam und in sein Kabinett trat, fand er daselbst den Vize-Lehnssekretär Michael Nehmitz, der sich bei seinem Eintritt von seinem Schreibtisch erhob und, die Hand auf einige Aktenstücke stützend, ihn erwartungsvoll ansah.

„Ihr habt eine gute Neuigkeit, das merke ich Euch schon an", sagte der Fürst Fürstenberg aufgeräumt.

Nehmitz lächelte vielsagend: „Sie haben zu Wittenberg einen verlaufenen Apothekergesellen verhaftet, einen Feuerkünstler und Goldmacher, der den Lapidem philosophorum besitzt."

„Bravissimo," lachte der Fürst, „nichts kann das Land Sachsen und Seine Majestät so gut brauchen wie jemanden, der uns aus Blei oder Kupfer Gold macht."

„Aber", warf der Sekretär ein, „Seine Majestät, der König von Preußen requiriert ihn als einen preußischen Untertanen für sich. Hat auch einen Leutnant mit zwölf Mann abgeschickt, um den Gesellen zu holen."

„Was fällt ihm ein," sagte der Fürst ärgerlich, „seine Soldateska in eine sächsische Festung zu schicken! Glaubt Seine Majestät, sie könne sich auch im sächsischen Gebiet herausnehmen, was ihr beliebt? Es wird alle Tage ärger mit Überheblichkeiten und Unfug aller Art. Jetzt will er uns wieder den Mann, den doch Gott offenbar eigens für uns geschaffen hat, nicht gönnen."

Nehmitz krümmte sich geschmeidig und lächelte. Er gab dem Statthalter die Sache tropfenweise ein, immer etwas Freudiges und etwas Unangenehmes, etwas Sänftigendes und etwas Ärgerliches in schönem Wechsel: „Aber der Gesell hat gegen die Requisition appelliert, er sei sächsischer Untertan und stelle sich unter den Schutz seines Landesherrn, wolle auf keine Weise nach Berlin verbracht sein, zumal er in Wittenberg zu studieren gedenke."

„Famos! Wir denken nicht daran, den Kerl herauszugeben."

„Aber Seine Majestät zu Berlin nimmt die Angelegenheit grimmig ernst, hat auch bereits ein gar nachdrückliches Requisitionsschreiben erlassen, und es soll in Wittenberg eine ganze Anzahl preußischer Spione sich umhertreiben, die damit umgehen, den Böttger, wenn er nicht auf dem Rechtsweg zu bekommen ist, mit List heimlich zu entführen."

„Das muß ein ganz ausbündig kostbarer Braten sein, daß ihn der zu Berlin so gar nicht fahren lassen will. Das wäre eben ein recht amüsantes Spektakulum, wenn sich erwiese, daß dieser Böttger gar kein rechter Goldkoch ist, sondern ein Schwindler und Betrüger, wie solche seines Gelichters zu Dutzenden sich umtreiben."

„Scheint aber doch seine Richtigkeit mit ihm zu haben, weil sogar der Herr Kreisamtmann berichtet, er führe sich redlich auf und behaupte, mit einem gewissen Pulver, das er bei sich habe, etwas Sonderliches machen zu können."

„Hat der von Ryssel dafür gesorgt, daß nichts von des Burschen Sachen abhanden komme?"

„Ist alles versiegelt und in Verwahrung genommen. Der von Ryssel ist hinter dem Apotheker und seiner Wissenschaft her, als gedenke er ihn in seine eigenen Taschen laborieren zu lassen. Er läßt nicht einmal seinen Aktuar Raps hinzu und führt alle Protokolle mit eigener Hand, und damit kein Fremder nahe komme, läßt er ihn aus seiner eigenen Küche verpflegen."

„Gut!"

„Und er hat ihn auch in ein Zimmer im vierten Stock gesetzt, wo er mit niemandem, nicht einmal durchs Fenster, verkehren kann. Vor die Türen hat er ihm Wachen gestellt."

„Gut! Sehr gut!"

Die Uhr unter dem Spiegel auf dem großen Kaminsims schlug neun, und bei jedem Anklingen hüpfte ein kleiner Husar oberhalb des Zifferblattes auf seinem Rößlein wie auf einem Schaukelpferdchen hin und zurück. Mit gerunzelter Stirn sah der Statthalter nach den Zeigern. Er war müde von diesem Tag in Moritzburg; aber hier war eine hochwichtige Staatsangelegenheit zu entscheiden, und keine Zeit, sich einer Schlaffheit hinzugeben. Seufzend ließ er sich vor dem Schreibtisch nieder und begann die Aktenstücke, die schon einen ganz ansehnlichen Stoß beschriebenen Papiers ausmachten, durchzulesen, während Nehmitz, über seine Schulter gebeugt, mit dem Zeigefinger bald auf jene, bald auf diese bemerkenswerte Stelle deutete.

Es mochte darüber wohl etwa eine halbe Stunde hingegangen sein, als sich nach einem kurzen Pochen die Tür auftat und jemand ins Zimmer hineinfragte, ob er eintreten dürfe. Der Ärger des Fürsten über die Störung ging sogleich in ein helles Leuchten vor Freude über. „Tschirnhausen, du bist es!" rief er, „du kommst wie gerufen."

„Also doch!" sagte der so willkommen Geheißene.

„Wieso: ‚also doch'?"

„Weil es mir wirklich war, als wäre ich gerufen worden. Es hat mir in der Abendgesellschaft beim Herrn Geheimen Kriegsratskollegiumspräsidenten Steinau von Steinsbrück keine Ruhe lassen wollen, hat mich immerfort am Rock gezupft, als sollt' ich schon gehen, hat mir in die Ohren geflüstert. Da hab' ich denn anspannen lassen. Wie ich hierherkomme, seh' ich Licht in deinem Kabinett, denke: Der Fürst arbeitet noch, da will ich ihm gute Nacht sagen..."

Der Freiherr Ehrenfried Walter von Tschirnhausen war in der Gelehrtenrepublik Deutschlands einer der ersten Köpfe, weit über sein Vaterland Sachsen hinaus berühmt als Mathematiker wie als Physiker und Chemiekundiger. Er stand mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit in Verbindung und wurde sogar von dem großen Leibniz vertrauten und wissenschaftlichen Briefwechsels gewürdigt. Sein hauptsächlichstes Streben ging darauf hinaus, den Gewerbefleiß seines Vaterlandes zu heben und ihm neue Gebiete zu erschließen, indem er die Bodenschätze Sachsens nach allen Richtungen untersuchte, für die gefundenen edleren Gesteine eine Schleif- und Poliermühle anlegte und darauf aus war, es durch Verbesserung seiner Glasindustrie von seinen darin ausgezeichneten Nachbarn Schlesien und Böhmen unabhängig zu machen. Die Gewinnung der Kobalterze, aus denen die schöne, für edle Geschirre gebrauchte blaue Farbe erzeugt wurde, leitete er in geordnete Bahnen. Und da er für das keramische Wesen so ungemein viel übrig hatte, lag ihm von allen seinen Plänen am meisten die Herstellung jener feinen, geheimnisvollen, kostbaren Gefäße am Herzen, die Ostasiens vielbeneideten Vorzug ausmachten: des Porzellans. Mit seinen eigens zu diesem Zweck hergestellten Brenngläsern, Linsen von nahezu zwei Meter Umfang, hatte er eine solche Sonnenglut zu sammeln verstanden, daß sogar das feuerbeständige Porzellan darin schmelzen mußte. Nun glaubte er, da er dies vermochte, auch aus geschmolzenen Erden das geschätzte Gut wiederaufbauen zu können. Daneben aber nahm in seinem Trachten auch die Gewinnung des Goldes einen großen Raum ein. Er hatte in des Statthalters eigenem Palast ein besonderes Laboratorium eingerichtet, und wenn es dem Fürsten Fürstenberg nahelag, an die Möglichkeit des Steines der Philosophen zu glauben, so hing dies mit der Überzeugung seines alten Freundes eng zusammen.

Niemand war berufener als Tschirnhausen, ein Urteil über die Wittenberger Vorgänge abzugeben. „Halt," rief er, sobald Fürstenberg ihm die Angelegenheit vorzutragen begonnen hatte, „handelt es sich um Böttger, den Apothekergesellen aus Berlin? Der Geheime Staatsrat von Haugwitz hat mir bereits geschrieben, welche Bewandtnis es mit dem Burschen habe, und daß von ihm das Höchste zu erwarten sei. So meine ich, wir sollten bei Seiner Majestät darauf dringen, sich dahin zu entschließen, daß er den Inhaftierten unter keinen Umständen ausliefere."

„Das wird keines besonderen Andringens bedürfen. Polen ist immer ein offenes Loch, ein gierig aufgerissenes Maul, das mit Gold gefüttert sein will; dazu der Krieg gegen Seiner Majestät Erzwidersacher, den König von Schweden, der unser armes Land noch an den Bettelstab bringen wird. Aber es hat den Anschein, als ob Preußen, wenn es darauf ankäme, auch vor Gewalt nicht zurückschrecken würde. Ich lese hier, daß der König Befehl gegeben haben soll, Truppen in der Nähe von Wittenberg zusammenzuziehen."

„Um so besser müssen wir Böttger bewachen."

„Und welche Anstrengungen in Berlin gemacht werden, um den Burschen zu bekommen! Zuerst ist er ohne Angaben von Gründen von uns gefordert worden, und jetzt führen sie an, er habe an seinem Prinzipal, dem Apotheker Zorn, Diebstähle und Betrügereien begangen, und legen ihm sogar zwei Vergiftungen zur Last. Es ist gewiß, sie malen ihn nur darum so schwarz an, damit wir ihn als einen gemeinen Verbrecher behandeln und nicht länger schützen."

„Und dennoch: wenn wir ihn nach Berlin entließen, so würde uns Seine Majestät mit Recht üblen Dank wissen."

„Nehmitz, wie denkt Ihr über die Sache... wißt Ihr keinen Rat?" fragte der Fürst. Nehmitz, der sich mit dem Eintritt Tschirnhausens zurückgezogen und in bescheidenes Schweigen gehüllt hatte, schob sich langsam wieder in den Vordergrund. Er hatte gewußt, daß seine Zeit kommen werde, wie er denn im Geheimen Kabinett, in dem die oberste Leitung der Regierung lag, in aller schlauen Bescheidenheit zu wirken wußte. „Ich meine," sagte er bedachtsam, „wir sollen es wegen eines verlaufenen Apothekergesellen nicht etwa zum Kriege zwischen Preußen und uns kommen lassen oder die gute Nachbarschaft stören. Darum ist es am besten, mit kluger Vorsicht zu verfahren und Böttger nach vorheriger Abrede mit ihm entwischen zu lassen, heimlich aber an einen festen und sicheren Ort zu bringen, etwa auf den Königstein. Wenn er einmal aus Wittenberg fort und den Preußen aus den Augen ist, dann kann man ja, als wüßte man nichts von seiner Entweichung, dem Kreisamtmann Befehl erteilen, den Burschen nach Berlin auszuliefern. Damit haben wir unseren guten Willen erwiesen, und die Preußen haben doch das Nachsehen."

Der Fürst schlug schmunzelnd mit der flachen Hand auf die Akten, während Tschirnhausen den Kopf mißbilligend schüttelte. „Dieser Rat sieht Euch ähnlich, Nehmitz," sagte der Statthalter, „dem schlauesten und geriebensten aller Füchse, aber mich dünkt, er ist allzufein gesponnen. Am besten, wir lassen Seine Majestät entscheiden, sie wird dem preußischen König mit gutem Glimpf und aller Höflichkeit schon ihr Nein zu sagen wissen. Seid Ihr bereit, selbst als Kurier nach Warschau zu gehen und Seiner Majestät den Handel recht einleuchtend darzustellen? Aber es müßte morgen mit dem frühesten geschehen."

„Ich kann schon heute nacht abreisen", sagte Nehmitz beflissen.

„Um so besser," nickte der Fürst aufstehend, „und wir wollen hoffen, daß dem Land daraus Heil erwachse."

VIII.

Von den vier Offizieren, die man in Böttgers Zimmer auf dem Wittenberger Schloß ihm zur Gesellschaft und zugleich als Wache einquartiert hatte, verstand nicht einer ein Wort Deutsch. Es waren Polen vom Pirowschen Regiment und eigens ausgewählt, damit sie Böttger nicht ausfragen könnten und er sich ebensowenig verständlich zu machen imstande sei. So blieb sein Verkehr mit ihnen auf ein gemeinsames, nicht unbeträchtliches Trinken und auf Kartenspielen beschränkt. Er saß eben wieder mit zweien von ihnen am Tisch, und sie warfen die bunten Blätter zwischen die halbgeleerten Weinflaschen und die herumstehenden Gläser, während einer der Offiziere auf dem Fensterbrett saß und trübsinnig in die mondhelle Nacht hinausstarrte und der letzte sich vor einem gegen den Kerzenleuchter gelehnten Spiegelscherben mit einer Pinzette die Haare aus dem Gesicht zupfte.

Es schlug von der Schloßturmuhr acht, und als sei dies irgendwie im Zusammenhang mit dem Klang, der in das Zimmer drang, riß der Offizier am Fenster beim letzten Schlag den Mund zu einem fürchterlichen Gähnen auf.

Er hatte ihn noch nicht wieder zugeklappt, als der kleine, untersetzte, rasche Generalmajor von Albendyll, der mit den Offizieren zur Sicherung Böttgers nach Wittenberg kommandiert worden war, eintrat. Die Kartenspieler und der Enthaarungsbeflissene fuhren von ihren Plätzen auf, der Fenstergucker rutschte vom Brett herunter und verschluckte den Rest seines Gähnens, alle nahmen Haltung, nur Böttger blieb mürrisch sitzen. „Meine Herren," sagte Albendyll auf polnisch, „ich bitte, uns allein zu lassen."

„Hört, Monsieur," fuhr er deutsch fort, als die vier Polen draußen waren, „ich bringe Euch eine frohe Botschaft. Der König hat den Herrn Vize-Lehnssekretär Nehmitz als Kurier gesandt: er sei unter keinen Umständen gesonnen, Euch nach Berlin auszuliefern."

Da sprang freilich Böttger vom Tisch auf und hätte sich in seiner Freude fast dem Generalmajor an die Brust geworfen, der jetzt mit lächelnd erhobener Hand weitersprach: „Seine Majestät aber meint, daß Ihr hier in Wittenberg, so nahe der Grenze, vor preußischer List und Gewalt keineswegs sicher seid. Da ist ein Student, derselbe, der wohl Euren Aufenthalt nach Berlin angezeigt hat; der hat immer etliche verdächtige Kerls bei sich, die sich um das Schloß herumtreiben, um eine Gelegenheit zu erspähen. Auch verlautet, daß sich preußische Truppen langsam gegen Wittenberg heranziehen, und wenn auch der Generalmajor von Rosen, der Kommandant hiesiger Festung, in den nächsten Standquartieren Verstärkungen bereit hält, so wollen wir es doch nicht so weit kommen lassen, daß Euretwegen die Musketen losgehen. Seine Majestät hat darum in Sorge um Euer Wohlergehen angeordnet, daß Ihr nicht an diesem gefährdeten Platz bleibet, sondern an einen andern Ort gebracht werdet, wo Ihr nach Eurem Gefallen frei und froh leben könnt."

Böttger stammelte tief ergriffen etwas von ewiger Dankbarkeit, Ergebenheit und Treue gegen den Herrn Kurfürsten und König von Polen. Daraufhin wurde er von Albendyll in den zu seiner Wegbringung bereits entworfenen Plan eingeweiht, der in aller Heimlichkeit ausgeführt werden mußte, damit er nicht noch von den Preußen vereitelt werde. Nachdem der Generalmajor gegangen war, machte sich Böttger in gehobener Stimmung daran, seine Habseligkeiten, wie es ihm befohlen worden war, sorgsam zu verpacken. Jetzt war er seiner Haft ledig, sagte er sich mit aller Glückseligkeit. Diesen langweiligen Wochen, in denen er sein Zimmer gar nicht verlassen durfte, würde nun die Freiheit folgen, die er nach Kräften nützen würde.

(Fortsetzung folgt.)

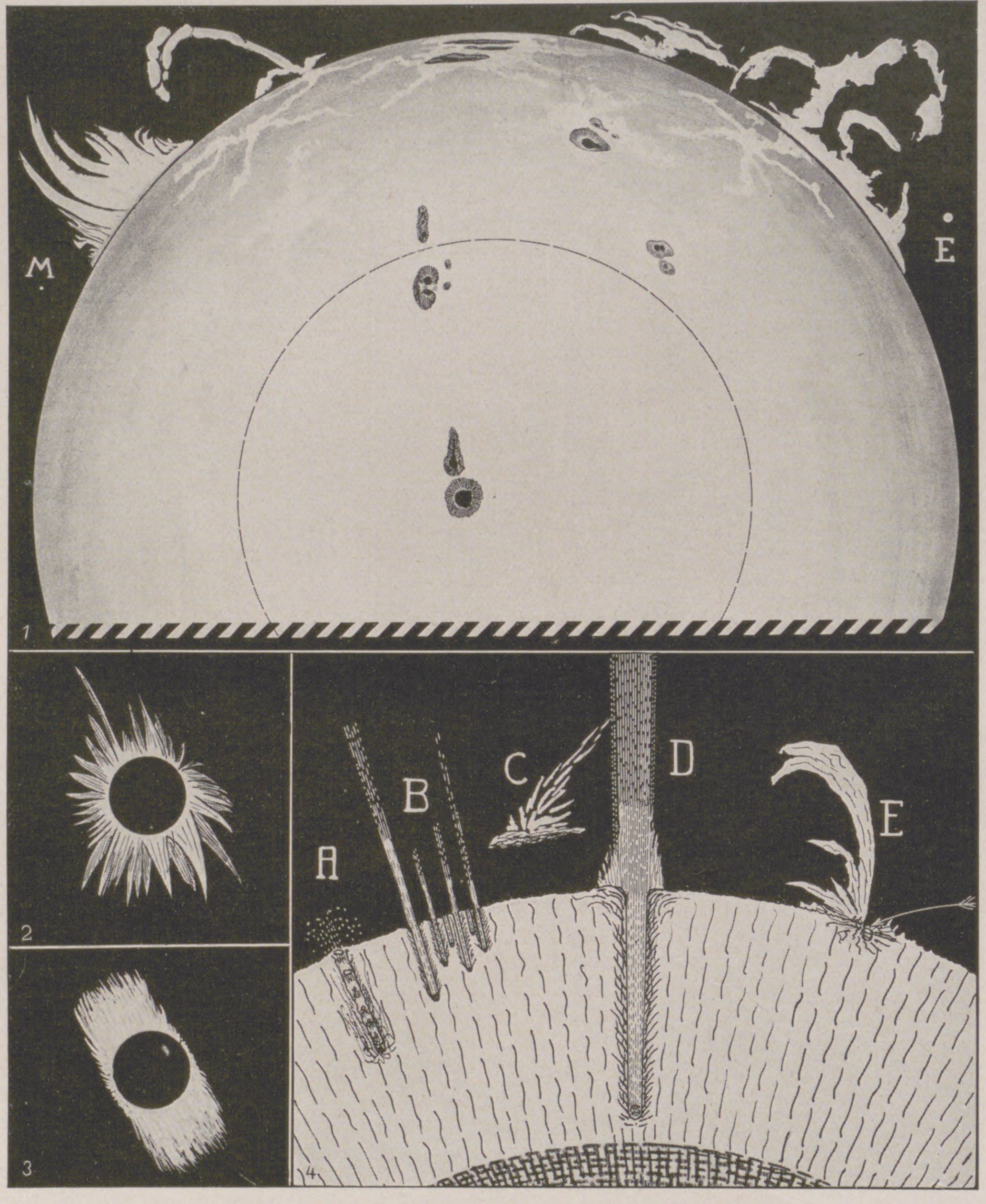


Straßenleben in Damaskus. Nach einem Gemälde von Fritz Grotemeyer.

Die Erhaltung der Sonnenwärme, eine neue Theorie. / Von Max Valier, München.

Die Hitzegrade im Innern der Sonne sind nach dem bekannten amerikanischen Sternforscher Eddington dermaßen hoch (bei 50 Millionen Grad), daß bei diesen Temperaturen nicht nur feste und flüssige Stoffe, sondern auch Gase nicht mehr existieren können. Es gibt einen über sie hinausgehenden vierten Zustand der Stoffnatur, den man als „protonisch" bezeichnen mag, oberhalb einer Grenztemperatur, bei der auch die Gase chemischer Grundstoffe (die Gase chemischer Verbindungen haben sich längst vorher dissoziiert) nicht mehr in ihrem Gefüge aus Atomkernen und umkreisenden Elektronen standzuhalten vermögen, sondern gezwungen sind, diese abzuschütteln und sie fortfliegen zu lassen. Es bleiben dann nur die Atomkerne (Protonen) übrig, die kaum ein Hundertstel des Durchmessers der vorherigen Atomvolumina einnehmen und infolgedessen, räumlich betrachtet, kaum ein Millionstel von dem Raum beanspruchen, den das Gas vorher benötigt hat. War dieses auch nach unseren Begriffen sehr verdünnt bei der hohen, unmittelbar vor der Trennungstemperatur liegenden Wärmehöhe, so ergibt sich nach dem Abfliegen der Elektronen und dem Zusammensturz der Kerne doch ein „Übergas", dessen Dichte vier- bis fünfmal so groß sein kann wie die des Platins. Diese Ableitung führt dann weiter zu folgenden Vorstellungen über das Innere des Sonnenballes.

Die Temperatur an der Oberfläche kennen wir ja schon. Sie beträgt etwa 6000° und ist in einer äußerst dünnen Glutgasschicht vorhanden, deren wolkenartige, etwas „sturmgekräuselte" Oberschicht uns als sichtbare Begrenzungsfläche des Sonnenballes, als sogenannte „Leuchtschicht" oder „Photosphäre", erscheint. Von ihr aus nimmt nach dem Sonneninneren hin die Temperatur der Gase langsam zu, auf ein Kilometer nur wenige Celsiusgrade. Je tiefer wir in diese Schichten eindringen, um so mehr gesellen sich zu dem die uns sichtbare Sonnenoberfläche fast allein beherrschenden Wasserstoff und Kalziumgase die Gasformen der Schwermetalle, wie des Eisens, des Nickels usw., welche für uns nur in den Glutgasausbrüchen des Sonnenrandes sichtbar werden, die durch die Explosionen aus dem Sonneninneren heraufgeschleudert werden. In der Glutgaszone spielen sich auch alle Sonnenerscheinungen ab, die wir unter den Namen Flecken, Fackeln und Protuberanzen kennen. Die Flecken sind dabei (nach Hörbiger) die Verdampfungsschlote der eingedrungenen Eiskörper; die Fackeln entstehen durch das langsamere Verbrodeln solcher Körper, deren Dämpfe aus der Tiefe aufsteigen und heißere Gase mit an die Oberfläche heraufreißen, die Protuberanzen durch explosive Verdampfung reiner Eiskörper, sei es daß diese schon verpuffen, ohne die Sonnenoberfläche erreicht zu haben, oder daß sie unter die Gluthaut eindringen und eine Feuersäule wie eine glühende Schlange hochschießen lassen.



1. Der Sonnenball mit seinen Flecken, Fackeln und Glutgasausbrüchen. Rechts daneben im richtigen Größenverhältnisse die Erde (E), links unser Mond (M). Als gestrichelter Kreis um den Sonnenmittelpunkt geschlagen ist die Bahn, die der Mond um die Erde beschreiben würde, wenn wir sie uns in den Sonnenmittelpunkt versetzt denken. Man sieht, daß der Sonnenhalbmesser mit rund 695000 km nahezu doppelt so groß ist wie die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde, die bekanntlich 384400 km beträgt. Die Sonne übertrifft die Erde an Rauminhalt 1300000mal, an Masse aber nur 333432mal, die Erde den Mond wieder an Rauminhalt 50mal, an Masse 81mal, die Sonne den Mond also an Rauminhalt 65-millionenmal, an Masse 27-millionenmal. — 2 u. 3. Anblick der vollkommen verfinsterten Sonne. Der silberweiße Lichtkranz, die sog. Sonnenkorona, zeigt ein verschiedenes Aussehen in Jahren großer Sonnenfleckenhäufigkeit (2) und geringer Sonnentätigkeit (3). — 4. Durchschnitt durch den Sonnenball nach der neuen Auffassung. Unten (stark kreuzschraffiert) der schwere, aus Protongas bestehende Sonnenkern, darüber (radial schraffiert) die leichte, heiße Glutgasatmosphäre der Sonne. Ihre Oberfläche (im Bilde an den schwarzen Weltraum grenzend, denn hier ist der Einfachheit halber das zarte Sonnenkronlicht weggelassen, das sich 1 bis 2 Sonnenhalbmesser hoch in den Weltraum hinauferstrecken müßte) ist die uns als Begrenzung der Sonnenkugel erscheinende sog. „Leuchtschicht". A Sonnenfackel, B Gruppe kleiner Sonnenflecken und Sonnensporen. C verzischend einschießender kleiner Eisblock, der die Sonnenoberfläche gar nicht erreicht. D vollausgebildeter, gigantischer Sonnenfleck; hier erkennbar als eine tief eindringende Schlotröhe, auf deren Grunde der Einschußkörper heftig verdampft, den Koronastrahl in den Weltraum emporblasend. E Glutgassäule, durch einen wenig unter der Sonnenoberfläche explosiv verdampfenden eingeschossenen Eisblock emporgeschleudert.

In einer gewissen Tiefe unter der uns sichtbaren Sonnenoberfläche muß dann jene kritische Schicht liegen, in der die Temperatur schon so hoch geworden ist, d. h. Millionen Grade erreicht hat, daß die Zersprengung der Atome in freie Elektronen und Protonen beginnt. Von da ab nimmt die mittlere Dichte sprunghaft zu, bis nur wenig weiter nach innen schon fast nur noch reines Protongas vorhanden ist, das, an Dichte bereits oberhalb des Platins einsetzend, je weiter nach dem Sonnenzentrum zu durch den immer ungeheuerlicher werdenden Druck der überliegenden Massen, bald einem festen Körper von der doppelten, ja schließlich nahe dem Sonnenmittelpunkte der vier- bis fünffachen Platindichte gleicht. Können wir uns auch vom Zustande des Protonengases keine eigentliche Vorstellung machen, grob gesprochen, können wir jedenfalls sagen, daß die Sonne nach Eddingtons neuer Lehre also aus einem überaus schweren, viel mehr als Platin dichten, sich fast wie ein fester Körper erweisenden Kern besteht, über dem sich eine Hunderttausende von Kilometern hohe Glutgashülle von langsamem Temperaturgefälle nach oben erhebt. Kernmasse und Glutgashülle sind dabei durch eine ziemlich scharfe Trennungsfläche geschieden, an der der Dichtesprung ganz ungeheuer sein muß und vielleicht das 2000fache beträgt. Dieses Bild stimmt aber ganz genau mit dem Schnitt durch unseren Erdball überein, auf dessen fester Oberfläche wir wandeln. Vergleichen wir den festen Erdköper mit dem Sonnenkern, unsere Luft mit der Glutgashülle, dann gilt ja auch für uns, daß die Luft am Meeresspiegel ungefähr 800mal leichter ist als das Wasser oder 2000mal weniger dicht als die Gesteinskruste des Erdballes. In der Luft nimmt die Temperatur auch nach oben nur langsam ab (für 100 m etwa 0,6 Grad), nach dem Erdinnern nimmt sie aber viel rascher zu (etwa 3 Grad auf 100 m Tiefe), und im Erdmittelpunkt beträgt sie auch wohl Hunderttausende von Graden. Auch daß die Sonne leuchtet, die Erde aber ein dunkler Körper ist, darf uns nicht mehr stören. Der Unterschied besteht eigentlich gar nicht. Erde und Sonne strahlen nach Maßgabe ihrer Oberflächentemperatur, d. h. sie senden jene Wellenlängen aus, die ihrer Wärmehöhe nach dem Strahlungsgesetze entsprechen. Was wir aber „Licht" nennen, ist doch bloß jener Wellenlängenbereich zwischen 0,8 und 0,4 Mikron, den eben die Netzhaut unseres Auges aufzufassen vermag. Es sind andere Wesen denkbar, die tiefere Oktaven der Wellenschwingung als „Licht" empfinden, dafür aber jenen Wellenbereich, den unser Auge erfaßt, nicht mehr aufzunehmen vermögen. Halten wir uns dies vor Augen, so sehen wir die Ähnlichkeit zwischen Erde und Sonne immer vollkommener werden.

Aus Eddingtons neuer Lehre folgt auch, daß es im Innern der Sonne finster sein muß (nach unseren Begriffen), denn bei den dort herrschenden Temperaturen werden nur Wellen von außerordentlicher Kürze, etwa vergleichbar unseren Röntgenstrahlen, ausgesandt, die um viele Oktaven über der oberen Sehgrenze unseres Auges liegen. In das Sonneninnere versetzt, würden wir uns also in einem finstern Keller zu befinden glauben — vielleicht sogar in einem Eiskeller! Denn wer weiß, ob Temperaturen von Millionen Graden noch als „heiß" zu bezeichnen sind.

Was hat nun die neue Lehre auf die Frage zu sagen, wie die Sonnenwärme sich erhält? Das ist nun leicht erklärt. Nach Eddington findet bei diesen hohen Temperaturen schon der unmittelbare Übergang der Materie in Energie statt. Das heißt, im Innern der Sonne zehrt sich der Stoff selbst auf und verschwindet, wie die Wolke sich in der Luft auflöst, und verwandelt sich in strahlende Energie, die von innen nach außen den Sonnenball in Gestalt der kurzen Röntgenwellen durchdringt, bis sie die kritische Grenzfläche erreicht hat. Außerhalb dieser stößt sie auf noch unzerfallene Atome und regt nun ihrerseits diese zu heftigen Schwingungen an, welche diese wirklichen Gase in jene Glut versetzen, die wir meinten, wenn wir oben von einem Glutgasmeer sprachen, das den Sonnenkern umgibt. So wird also die Glutgasatmosphäre des Sonnenballes stets durch die vom Sonnenkern heraufdringenden Röntgenstrahlen wie von einem Kohlenfeuer angeheizt; ihre untersten Schichten erwärmen sich mehr als die überliegenden und steigen in diesen auf, wie am Erdboden an heißen Sommertagen erwärmte Luft aufsteigt und dann in gewisser Höhe oben, wo ihre Kondensationsgrenze liegt, Wolken bildet. Diese Gaswolkenschicht, in der eben schon chemische Verbindungen sich zu bilden beginnen, wie das spektoskopisch nachgewiesene Titanoxyd bestätigt, ist dann jene Oberfläche der Sonne, die wir im Fernrohre beobachten. Die ganze Glutgasschicht ist also sozusagen eine Art „Transformator", durch den die unsichtbare kurzwellige Strahlung des Sonnenkerns erst in jene Licht- und Wärmestrahlung umgesetzt wird, die dann ihren Weg nach allen Seiten hinaus in den Weltraum nimmt und uns Bewohnern der Erde die Sonne als „leuchtenden und wärmenden" Stern, als das große Himmelslicht erscheinen läßt.

Besteht diese Lehre zu Recht, dann muß aber die Masse der Sonne allmählich dahinschwinden; sie wird sich buchstäblich selbst verzehren müssen, um ihre Strahlungsleistung zu bestreiten. Gewiß, aber die Berechnung zeigt, daß die dazu erforderliche Menge in jeder Sekunde nur 4 Millionen Tonnen, im Jahre also 125 Billionen Tonnen Stoff in Energie verwandelt. Dies ist aber fünfmillionenmal weniger, als wir bei zehnprozentiger Ausnutzung einstürzender Meteore nach dem Verfahren der Bremsheizung der Sonne benötigten. Also nicht alle Monate eine Kugel wie unser Mond, sondern nur alle 5 Millionen Monate oder rund alle 400000 Jahre ein Körper wie der Mond muß geopfert werden, den Sonnenball zu heizen! Das ist jetzt schon eine andere Ziffer, über die sich reden läßt. 125 Billionen Tonnen Meteore jährlich zu beschaffen, hat es keine Not. Mit einem Schlage erfährt jetzt die Meteoritenhypothese ihre Rechtfertigung, insbesondere wenn man die Hörbigersche Lösung der Frage nach Ursprung und Bahnlage der zur Sonne stürzenden Blöcke dazunimmt. Hörbiger darf aber noch einen größeren Erfolg buchen: Er war es, der von je gegen reine Gaskugeln eingetreten ist und immer behauptet hat, die Sonne müsse einen sehr dichten Kern haben, der sich wie ein fester Körper von der Art des Platins verhält, denn nur durch einen solchen kann die Glutgashülle am Zerflattern in den Weltenraum verhindert werden. Die Meteoritenhypothese hat also schon ihre Richtigkeit, nur heizen die Blöcke nicht bloß durch die Bremsung ihrer Einschußwucht, sondern noch fünfmillionenmal besser durch den Massenzuwachs, den sie für die Sonne bedeuten, indem dadurch der Druck auf den Sonnenkern immer wieder erhöht wird und im Sonnenmittelpunkte zur Zermalmung der Atome und zur Umwandlung der Materie in Energie führt.

AUS INDO-CHINA





Khai Duch, der König von Anam. Rechts: Ein Vertreter des Moi-Stammes aus dem Distrikt Laos.



Ein chinesischer Mandarin, der das Amt des anamitischen Kriegsministers versieht, in Hoftracht.

Indo-China, der in französischem Besitz befindliche Ostteil der hinterindischen Halbinsel, ist eines jener Länder Asiens, das den nicht hoch genug zu schätzenden Vorteil genießt, von relativ wenigen Europäern bewohnt zu sein. Diese Tatsache ist auf zwei Bedingungen zurückzuführen: auf die klimatischen Verhältnisse einerseits und andererseits auf die Rücksicht, die die Franzosen aus Gründen der Sicherheit auf die Eingeborenen nehmen, die sich gegen allzu intensive Beeinflussung ihrer Kultur und insbesondere ihrer Religion aufs energischste zur Wehr setzen würden. Dagegen hat es die französische Regierung verstanden, das Land in wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Hinsicht noch weit mehr unter ihre Gewalt zu bringen als etwa Algerien. Das Steuer-, Zoll-, Bau- und Schulwesen liegt heute vollständig in den Händen der Franzosen. Das Land, das nördlich von China, westlich von Siam, südwestlich vom Golf von Siam, südlich und östlich vom Südchinesischen Meer begrenzt wird, hat eine Größe von 522000 qkm. Die Landschaft ist von zahlreichen Gebirgsketten durchzogen, deren Hänge und Täler, von mannigfachem Wild in ungeheurer Zahl bevölkert, ein immergrüner Hochwald bedeckt. Der Ackerbau ist hoch entwickelt; Getreide, Reis, Kaffee, Tee und Zuckerrohr sind die hauptsächlichsten Anbauprodukte. Reiche mineralische Schätze harren noch der intensiveren Ausbeute. Die Bevölkerung besteht aus vier Hauptgruppen: den Anamiten, Thai und Birmanen; den Kham in Kambodscha; den Muong (Moi) und den eingewanderten Chinesen, die es verstanden haben, die kulturelle Hegemonie an sich zu reißen. 87 Proz. der eingeborenen Bewohner von Französisch-Indo-China sind buddhistisch, nur 8 Proz. sind zum Christentum bekehrt worden, die restlichen 5 Proz. verteilen sich auf verschiedene versprengte Sekten. Indo-China blickt auf eine uralte Kultur zurück, deren Baudenkmäler zum großen Teil noch vollständig erhalten sind, und deren Sitten und Gebräuche dem immer stärker werdenden Einfluß Europas noch immer mit unerschütterlicher Kraft standhalten. G. C. L.



Alte Frau aus Anam mit Thingo (Sonnenhut).



Die Gemahlin eines hohen Mandarins.



Mädchentyp aus Tongking.

Die kleine Bürgerin

Novelle von Eva Gräfin von Baudissin

(1. Fortsetzung.)

Puppe sprang mit einem kaum unterdrückten Schrei empor. So weit war man schon gewesen, und die Leute, ihre eigenen Dienstboten, hielten diese Nachfolge für selbstverständlich — Hedwig würde — würde die neue Mama — sein — seine Frau. Sie zitterte und flog. Also doch! Was ihr Herz beengte, was sie nur erst dumpf fühlte, dem verlieh man schon Begriffe und Worte! Eine rasende Eifersucht ergriff sie. Sie stampfte mit dem Fuß auf, die Tränen sprangen ihr in die Augen.

„Bin ich unartig gewesen?" Die braunen Kinderaugen sahen verstört zu ihr empor.

„Nein, gar nicht, gar nicht." Sie küßte Jutta wieder, dann lief sie auf und ab. Wie lautete doch die Philosophie des alten Mystikers? „Überhaupt sollen wir alles nur haben, als sei es uns geliehen." Da war er schon, der Beweis dieser Lehre! Der Kindermund verlieh ihm Wirklichkeit.

„Horch! Struve kommt!" Jutta hob lauschend den winzigen Zeigefinger.

Ja, der Wagen kam. Sie mußte fort, in die Stadt zu törichten Besorgungen, statt daß sie Zeit gewann, diesen Schlag zu verwinden und sich klarzumachen, wie sie sich nun verhalten sollte. Gerade heute, wo sie, zum erstenmal nach langen Monaten, mit Freidank ausfuhr, hatte sie frisch und unbefangen sein wollen. Die alte Unruhe und Unsicherheit raubten ihr im Augenblick jede Entschlußfähigkeit. Sie hatte kaum so viel Besinnung, ihrer Jungfer zu läuten und ihr den Auftrag zu geben, ihre Pakete nach unten zu tragen — und sie käme sofort nach. Mit fliegenden Händen holte sie Hut und Pelzjacke, nahm aus der Schieblade das erste Paar Handschuhe, das leider nicht das beste war, küßte Jutta, befahl ihr, gleich zu ihrer Dore zu laufen, und eilte die Treppe hinunter. Man hielt ihr noch einen großen Fahrpelz hin, viel zu weit und zu lang für sie, den sie ringsum raffen mußte, um auf den Wagen steigen zu können.

Freidank saß schon auf dem Bock, etwas spöttisch, nach Kutscherart senkte er die Peitsche vor ihr: „Doch verspätet, gnädige Frau!"

Sie nickte ernsthaft.

Ach, dachte er, diese Menschen ohne Humor! Beklagenswert sind sie — aber wir, die wir mit ihnen leben müssen, nicht minder. Ihm fiel ein, daß er sie eigentlich auf dieser Fahrt habe ausforschen wollen. Gedankenlos hatte er selbst die Zügel genommen. Nun, auf der Rückfahrt vielleicht!

Der Kutscher nahm eiligst neben ihm Platz, und sobald der Diener die Pelzdecken um Puppes Knie gelegt und sein „Fertig!" gerufen hatte, fuhr man davon. Niemand, der ihr ein Geleitwort oder einen Gruß gegönnt hätte; von den Kindern war nichts zu sehen. Nicht eine Sekunde mehr besaß sie das stolze Gefühl, das einst doch einen Bruchteil ihres Glückes mit ausgemacht hatte: daß Schloß, Garten und Park ihr gehörten, sie die Herrin der Leute sei, die im Dorf den Hut vorm Gefährt zogen — die Patronin der Kinder, die sich vor ihr verbeugten oder einen Knicks machten. Ihr Mann grüßte mit der Peitsche, Struve neben ihm blieb unbeweglich. Aber was war das? Er trug keinen Zylinder, nur einen runden Hut. Und einmal — einmal, wie lange war es her? — hatte ihr Mann befohlen: wenn sie, die Herrin, gefahren wurde, müsse er den Zylinder aufsetzen!

War auch das vorbei: Achtete man sie nicht mehr?

„Struve, wo ist Ihr Zylinder?" fragte sie.

Der Mann fuhr herum: „Der gnädige Herr haben befohlen, bei diesem Wetter", antwortete er, mit der Hand an der Krempe.

„Du kümmerst dich doch sonst nicht um diese Angelegenheit", sagte ihr Mann auf englisch über die Schulter. „Ich muß sagen, Stall- und Kutscherlivree sind doch wohl auch meine Sache."

Sicherlich hörte der Mann aus dem Ton heraus, daß sie eine Rüge erhielt. Der Grund, weshalb sie sich beklagte, schien vergessen zu sein.

Sie schwieg.

Wie wohl die kalte Luft tat! Als könne sie zum erstenmal wieder tief und frei atmen!

Die Landstraße lief bald zwischen Wäldern dahin, erstieg bald Höhen und glitt neben einem Fluß ins Tal hinab. Schneebedeckte Felder umsäumten sie nun von beiden Seiten; dürre Obstbäume, deren Äste vom Wind verbogen waren, tanzten im gespenstischen Reigen neben dem Wagen her. Und die da über Land fuhr, auf dem tadellos gehaltenen Gefährt, von ihrem innerlich und äußerlich gleich vornehmen Mann geführt, von dem herrschaftlichen Kutscher begleitet, das war noch immer sie — dieselbe kleine Puppe Wentheim, die Freidank einst nie anders als mit eigenen Händen auf den Sitz und auch wieder heruntergehoben hatte; die Treppe zum Portal hatte er sie auch noch hinaufgetragen. Wann hatte das aufgehört? In den letzten Jahren war sie selten genug seine Begleiterin gewesen; da hatte er wohl so langsam all die lieben alten Gebräuche vergessen! Sie durfte nicht weinen — um Gottes willen nicht! Sie passierten gerade wieder ein Dorf, und alle Bewohner stellten auf Minuten die Arbeit ein, um ihnen nachzuschauen. Sie versuchte ein ruhig freundliches Gesicht zu machen. Man wußte ja, daß sie lange krank gewesen sei, wie so oft schon — und sie sollten nicht sagen: Wie kümmerlich sieht des Barons Farhausen Frau aus!

Ihr Mann sprach mit dem Kutscher dann und wann über neue Gebäude, die in den Dörfern errichtet worden waren, und ließ sich erzählen, wie es um die Pächter der ganzen Gegend stünde. Er schien sie vergessen zu haben, nicht ein einziges Mal drehte er sich zu ihr herum.

Die Stadt sandte ihre Pioniere in Gestalt von weißen Villen voraus. Der Wald war in Parzellen aufgeteilt und von Zäunen umgeben. Er hatte seine herrliche Freiheit verloren. — Die Bäume sehen trauriger aus als bei uns, dachte sie.

Über den Fluß spannte sich eine alte steinerne Bogenbrücke, von verwitterten Türmen bewacht, den Resten der Befestigungen. Man sah flußabwärts den viereckigen plumpen Kasten des Schlosses, dessen Fürstengeschlecht ausgestorben war, und das nun Verwaltungszwecken diente. In den Anlagen davor hatte Puppe als Kind mit ihrem Ball gespielt; ihre Eltern wohnten dicht daneben in einem weiten, altmodischen Hause. Ach, wie hatte Puppe das geliebt! Sie wandte den Kopf fort, als sie daran vorbeifuhren.

„Es gehörte doch nicht einmal euch — eine Dienstwohnung", hatte Freidank etwas verächtlich gemeint, als ihre Mutter es nach dem Tode ihres Vaters verlassen mußte. Er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß man nur an eigenem Besitz hinge.

„Wenn auch," war ihre Antwort gewesen, „ich bin doch darin geboren. Es war so schön mit seinen efeuumsponnenen Mauern und den kühlen Zimmern." Er hatte sie nicht verstanden.

Seit heute wußte sie, daß sie recht hatte, auch das Geliehene zu lieben, weil ja alles nur als vorübergehendes Eigentum betrachtet werden sollte. Blieb sich da nicht gleich, was angestammter Besitz, was geborgter ist? Wäre sie gestorben, so hätte sie alles verlassen müssen — und Fräulein Hedwig trat in ihre Rechte — für eine Spanne Zeit. „Nie besessen, dennoch verloren", das nie begriffene Wort Theodor Storms wurde ihr klar. Seine erste Zeile hieß: „Aus eigenem Herzen geboren —" Also Wunsch, Verlangen, Besitz, den man sich in Gedanken aneignete, an dem man sich freute, und den man schließlich lassen mußte. Schmerz um ein Verlorenes aber durfte nur der tragen, der es sich durch Liebe erworben hatte. Wie weit war sie von dem entfernt! Immer nur mit sich beschäftigt, voll Angst um ihr kleines Schicksal und daß man ihr mehr und mehr davon abbröckelte; nach nichts hatte sie die Arme weit ausgestreckt, so entglitt ihr auch das wenige, das ihr nicht gehörte.

Der Wagen bog zwischen zwei Häusern in eine schmale Durchfahrt, die sich am Ende zu einem geräumigen Hof erweiterte. Der Kutscher sprang ab. Ihr Mann erhob sich schwerfällig, als sei er steif geworden — ja, er war nicht mehr so gewandt wie früher. Sie bemerkte es zum erstenmal und mit Schrecken. Er bot ihr die Hand zum Absteigen, sah sie an und sagte: „Dir wird es sicher zu viel werden, Puppe — das Herumlaufen und nachher noch die Rückfahrt."

„Bewahre", versicherte sie lächelnd.

„Ich muß dich jetzt auch verlassen, denn der Rechtsanwalt wartet auf mich. Jeder hat ja seine Besorgungen. Struve, hier sind die Listen von Mamsell und Margareth, und für die Schulstube — nein, das kann ich selbst im Vorübergehen mitnehmen."

Für Fräulein Hedwig kaufte er ein, das war ihm wichtig genug! Nach ihren Wünschen fragte er gar nicht. Doch sie wollte nicht mit neuer Empfindlichkeit beginnen, sie reichte ihm die Hand und meinte: „Wir treffen uns dann wohl um sechs Uhr wieder hier?" und schritt durch die Einfahrt der Straße zu.

Einen Augenblick war er verwundert: Wie selbständig sie war! Fast hatte er gefürchtet, sie würde nicht von seiner Seite weichen, und hatte deshalb den Rechtsanwalt vorgeschoben, bei dem sein Geschäft schnell erledigt sein würde. Auch hatte er ihr vorschlagen wollen, sich in der Konditorei ein Stelldichein zu geben, wohin alle vom Lande Hereinkommenden ihre Pakete zu senden pflegten. Nun, wenn sie schon über ihre Zeit verfügt hatte —

Puppe war durch die Stille auf dem Land, in der sie seit Monaten ohne Unterbrechung gelebt hatte, derart verwöhnt, daß das Kleingetriebe von Marktwagen, ländlichen Fahrzeugen, einzelnen Autos und Fahrrädern in den engen Straßen sie anfangs unruhig machte und sie scheu von jeder Überquerung absehen ließ. Dann dachte sie daran, daß ihre Jungen sich im Herbst „sehr großstädtisch" angesichts des lebhaften Verkehrs benommen hatten und sie sicher ob ihrer Ängstlichkeit auslachen würden. Nein, das ging nicht mehr! Sie blieb vor einem Schaufenster stehen, wartete auf einen Moment des Abebbens und ging zur anderen Seite hinüber, und um sich zu üben, versuchte sie es wieder und wieder. Dann betrat sie den ersten Laden, holte ihre



Kinderstudien.

Nach einem photographischen Kunstblatt von Fritz Reinhard, Leipzig.



Aus der Schwäbischen Alb: Klostereingang in Blaubeuren.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans A. Müller, Leipzig.

Liste hervor und erledigte rasch und genau ihre Wünsche. Man solle nur alles im „Goldenen Anker" abgeben. Nicht in der Konditorei? Es war gegen den Brauch. Nein, sie mochte nicht allein hingehen! Wie hübsch war es früher gewesen, wenn man dort zwischen all seinen Paketen gesessen hatte, ganz stolz auf alles Errungene, sich gegenseitig mahnte, ob auch nichts vergessen sei, und ein wenig mit den Bekannten an den Nachbartischen plauderte. Doch Freidank hatte das alles wohl vergessen.

„Ich werde kaum noch Zeit haben, bei Lange" — so hieß der Konditor — „vorzusprechen, bitte also zum ‚Goldenen Anker'."

Sie grüßte und ging hinaus und mußte diese Erklärung häufig abgeben. Schließlich fiel ihr ein, daß sie den Kindern doch etwas von der Fahrt mitbringen müsse. Das war stets Sitte gewesen. Und weshalb sollte sie sie enttäuschen?

So betrat sie denn die Konditorei und kaufte allerlei Süßigkeiten ein, ohne sich umzusehen, ob Bekannte im Laden seien. Beim Herausgehen stieß sie mit Freidank zusammen.

„Du warst schon hier?" fragte er gedehnt. „Nun, ich möchte auch eine Tasse Schokolade trinken."

„Laß dich nicht stören. Ich gehe inzwischen weiter, ich bin bald fertig."

Sie nickten sich freundschaftlich zu und gingen aneinander vorüber. Ob er auch wohl an die Kinder dachte? Er war nicht fürs Verwöhnen, und Fräulein Hedwig war streng gegen jede Leckerei, wenn eine Unart auch nur irgendwie in der Luft lag. In Bayern hatte man solch nettes Wort für ein heimlich zugestecktes „Guti-Guti" des Abends im Bett; das nannte man das „Bettsteigerle". Es war sicher auch höchst unpädagogisch und unhygienisch dazu, wegen des Zähneputzens, nach dem ein tadelloses Kind nichts, aber auch nichts mehr essen durfte, als wenn allen Menschen, die einmal gegen diese Regel verstießen, gleich die Zähne herausfielen! Und es gab solch zärtliches Hin und Her, wenn sie noch am Bett erschien und jedem etwas zwischen die Lippen steckte.

Tapfer sein und durchhalten! mahnte sie sich. Und hielt doch erschrocken inne: Auch etwas Törichtes, Anzufechtendes durchhalten? — Ach, ihr ewigen Moralisten — Liebe ist die beste Pädagogik! Sie wollte es ihnen beweisen.

Nun hatte sie wirklich nichts mehr zu tun. Struve stand schon am Wagen und räumte die Pakete ein. Im Hofe zog es.

„Ich bin in der Gaststube, wenn der gnädige Herr kommen sollte", sagte sie dem Kutscher.

Statt in der eleganten Konditorei mit getäfelten Wänden und Spiegeltüren saß sie in dem muffigen Raum an einem schmierigen Tisch bei schlechter Luft und seltsamer Gesellschaft. Der Wirt hatte sie erstaunt betrachtet — gewöhnlich kehrten nur die Kutscher bei ihm ein, nicht die Herrschaften.

„Eine Tasse Kaffee", hatte sie gebeten. Kaffee gab es um diese Zeit nicht mehr. „Vielleicht Bier?"

„Haben Sie Portwein?" fragte sie schüchtern.

Er nickte nur stumm, holte ein winziges Glas aus dem Büfett, schenkte es zu voll und servierte es ihr auf begossenem Teller. In kleinen Schlucken trank sie davon; es tat ihr wohl und durchrieselte sie warm.

Da kam ihr Mann über die Schwelle, lachte laut und sagte ohne Rücksicht auf die übrigen Gäste:

„Hier sitzt du und kneipst, und mich läßt du Schokolade trinken!"

Das Blut stieg ihr trotz seines Scherzes zu Kopf. „Du bist zu einem Glas eingeladen", antwortete sie dann lächelnd und winkte dem Wirt.

Freidank setzte sich ihr gegenüber nieder: „Du nützest ja den Aufenthalt in der Stadt recht aus, Puppe! Zweimal einkehren!"

„Oh, bitte, ich habe in der Konditorei nichts genossen."

„Du sagtest aber doch: Schokolade."

„Ich nicht, du setztest das voraus."

Er hielt das Glas in der Luft: „Aber, Puppe, weshalb bliebst du denn nicht mit mir zusammen?"

Eine Sekunde lang sah sie ihn an: die Vergangenheit tauchte mit flüchtigen Schwingen auf. Sie senkte den Blick wieder.

„Es hat sich heute eben nicht einrichten lassen, daß wir zur selben Zeit fertig wurden. Ein andermal vielleicht, Freidank."

Er antwortete nicht, zog sein Etui heraus und bot auch ihr eine Zigarette an.

„Danke!"

„Ach ja, entschuldige! Ich hab' vergessen, daß du ja nicht rauchst, ganz unmodern übrigens."

„Es schmeckt mir nicht. Weshalb soll ich mich dazu zwingen?"

„Es kann sehr gemütlich sein zu zweien. Beim Kaffee nach Tisch — den du ja allerdings auch nicht trinkst — oder des Abends am Kamin."

„Du hast ja in Fräulein Hedwig eine gute Gesellschafterin dafür. Ihr geht ja die Zigarette über alles, sagt sie."

„Sie wünscht sich sogar eine kurze Pfeife." Er lachte laut. „Nur in der käme der Tabak zur Geltung, behauptet sie! Aber ich bin sicher, das wird ihr nicht bekommen."

„Hat sie denn schon eine?"

„Nein, ich bringe ihr heute eine mit, zur Überraschung. Man muß ihr dann und wann mal eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Sie hat es schwer genug mit unseren Kindern."

„— die sind leicht zu erziehen", wollte sie einflechten, aber sie schloß schnell wieder die Lippen.

Ihm fiel ein, daß er sie hatte fragen wollen, ob sie gegen die Erzieherin eingenommen sei. Hedwig hatte sich zwar mit seiner Erklärung beruhigen wollen, aber es war doch besser, es käme zur Sprache. Er sah nach der Uhr überm Büfett: in ein paar Minuten mußte Struve fertig sein.

„Noch ein Glas Portwein!" rief er dem Wirt zu, und dann zu Puppe gewendet, fragend: „Magst du auch noch eins?"

Sie dankte. Natürlich, alles was gemütlich war, machte sie nicht mit. Hedwig war immer zu allem aufgelegt.

„Sag' mal, hast du irgend etwas gegen Fräulein von Hanffstett?" Die letzten Betrachtungen hatten genügt, um seinen Ton zu schärfen.

Erschrocken sah sie ihn an. Wollte er eine Szene machen — hier — vor den Viehhändlern und Aufkäufern?

„Wie meinst du das?"

„Nun, dein Benehmen gegen sie heut' wieder bei Tisch! Als wenn sie Luft für dich wäre. Ich hatte genug zu tun, sie abzuwiegeln. Aber es darf uns nicht wundern, wenn sie eines Tages die Geduld verliert und Reißaus nimmt. Und das wäre mir — fatal — ist gar nicht das rechte Wort dafür. Ich wüßte nicht, was ich dann täte. Ich habe mit ihr den ganzen Lehrplan festgelegt."

„Ach, ewig sollte sie bleiben?"

„Ich würde die Jungen dann sofort aus dem Hause geben. Mit einer anderen Erzieherin finge ich nicht noch einmal an."

„Für die beiden Jungen wäre überhaupt bald ein Lehrer besser. Und Jutta müßte doch auch Unterricht haben."

„Du weichst meiner Frage aus! Was hast du gegen Fräulein von Hanffstett?"

Ihr Herz zitterte; die Linke machte eine Bewegung, als müsse sie es beruhigen, aber sie legte die Hand still auf den Tisch nieder.

„Sie trifft nicht immer den richtigen Ton mir gegenüber, Freidank. Sie hat doch bei Tisch nicht zu bestimmen, ob ein Kind Nachspeise erhalten soll oder nicht."

„O doch! Die Erziehung mit der Verteilung von Lob, Tadel oder Strafe ist ihre Sache, ausschließlich die ihre!"

„Ihr wollt mich also vollständig ausschalten?"

„Liebes Kind, du bist nun mal keine Erzieherin. Du gibst den Kindern in allem und jedem nach."

„Ich versuche es mit Liebe, ihr mit Strenge, Freidank." Sie versuchte zu lachen.

„Ja, du durchkreuzest eben all unsere Absichten — ich nehme an: unbewußt. Hedwig — Fräulein Hedwig sieht ein System darin."

„Mag sie doch", stieß sie wider Willen aus.

„Aber, Puppe!" Er schüttelte den Kopf. „Siehst du, du bist wirklich ein Kind. Zwar ein allerliebstes" — er betrachtete sie mit einem eigenen Ausdruck, der ihr peinlich war — „aber wer erziehen will, muß erst mal selbst erzogen sein."

„So — und das wäre ich nicht! Aber ihr — du und diese Hedwig!"

„Weshalb so bitter? Ich bilde mir ein, mich selbst beherrschen zu können — meistens — wenn ich nicht zu sehr gereizt werde. Und Hedwig kann es absolut. Sie ist ein selbstsicherer, zielbewußter Mensch, dazu eine wirkliche Dame."

„Weil sie adlig ist —"

Er sah seine Frau lächelnd an: Wurmte dieser Vorzug sie? Kam doch ein klein wenig die bürgerliche Unduldsamkeit gegen den Stand heraus?

„Sie ist eine wirkliche Dame und adlig." Er betonte das Wort leicht. „Du weißt, ich denke sehr liberal."

„Das war einmal", schaltete sie ein.

„Aber ich verkenne durchaus nicht den Vorteil, der darin liegt, daß eine Dame vom Stande den Unterricht und die Erziehung unserer Kinder übernommen hat. Da kann man von vornherein sicher sein, daß sie erfahren, was man unter ritterlichen Tugenden versteht — daß vor allem auf das Gewicht gelegt wird, was mir höher steht als dürres Wissen: auf vornehmes Menschentum."

„Das sprichst du uns Bürgerlichen ab?"

Er stieß einen Laut des Ärgers aus. „Es ist zweierlei, Kind, vornehm zu sein oder es andere lehren zu können. Letztere Gabe besitzt aber Hedwig auch. Schon bei unseren ersten Gesprächen habe ich das festgestellt. Sie lehrt nicht einfach drauflos, nach dem vorgeschriebenen Schulplan — sie will Menschen formen, edle Gebilde."

„Ihr Werkzeug dazu ist recht grob, Freidank. Jede Milde ist ausgeschaltet, sie knetet mit harten Händen."

„Ohne Strenge geht's mal nicht, besonders bei Knaben. Ich bin mit den Resultaten zufrieden."

„Das ist und bleibt die Hauptsache." Ihr kleines Gesicht war starr geworden, wie mit einem Meißel konturiert. „Struve wird wohl fertig sein — gehen wir!"

Sie nickte dem Wirt im Vorbeigehen zu, ohne die Miene zu verziehen.

„'ne hochmütige Person", sagte er hinter ihr her. „Dabei nicht mal von adliger Geburt. Der Herr Baron ist viel gemeiner mit die Leute."

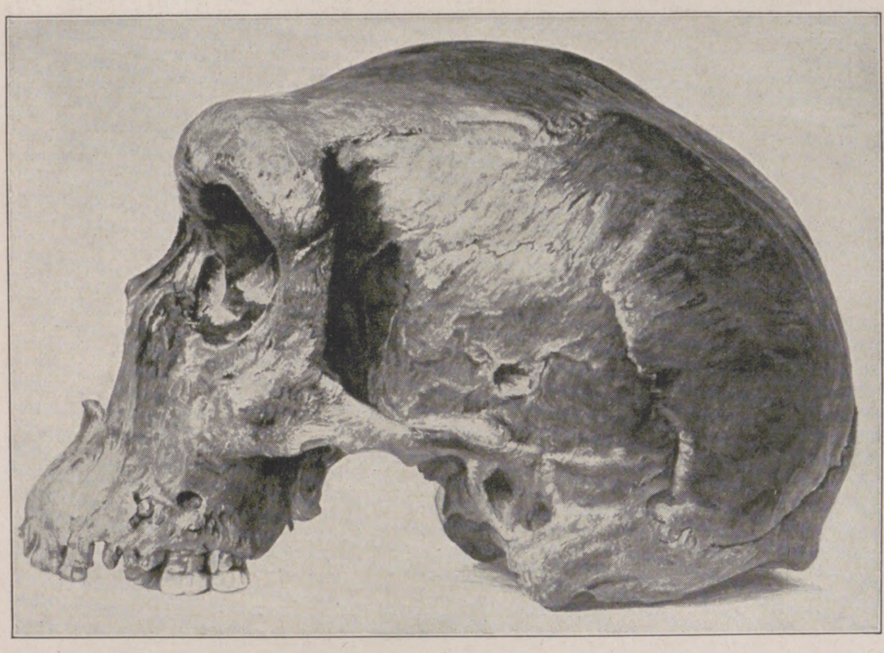
Sie stand schon im Wagen und ließ sich vom Kutscher in den Pelz helfen, als Freidank herauskam.

„Das Bezahlen hast du doch mir überlassen", meinte er spöttisch.

„Ja. Du würdest es doch nicht anders getan haben."

(Schluß folgt.)

Rhodesiamensch und Australopithekus. / Von Dr. Adolf Heilborn.



Der zu Broken Hill 1921 aufgefundene Schädel des Rhodesiamenschen.

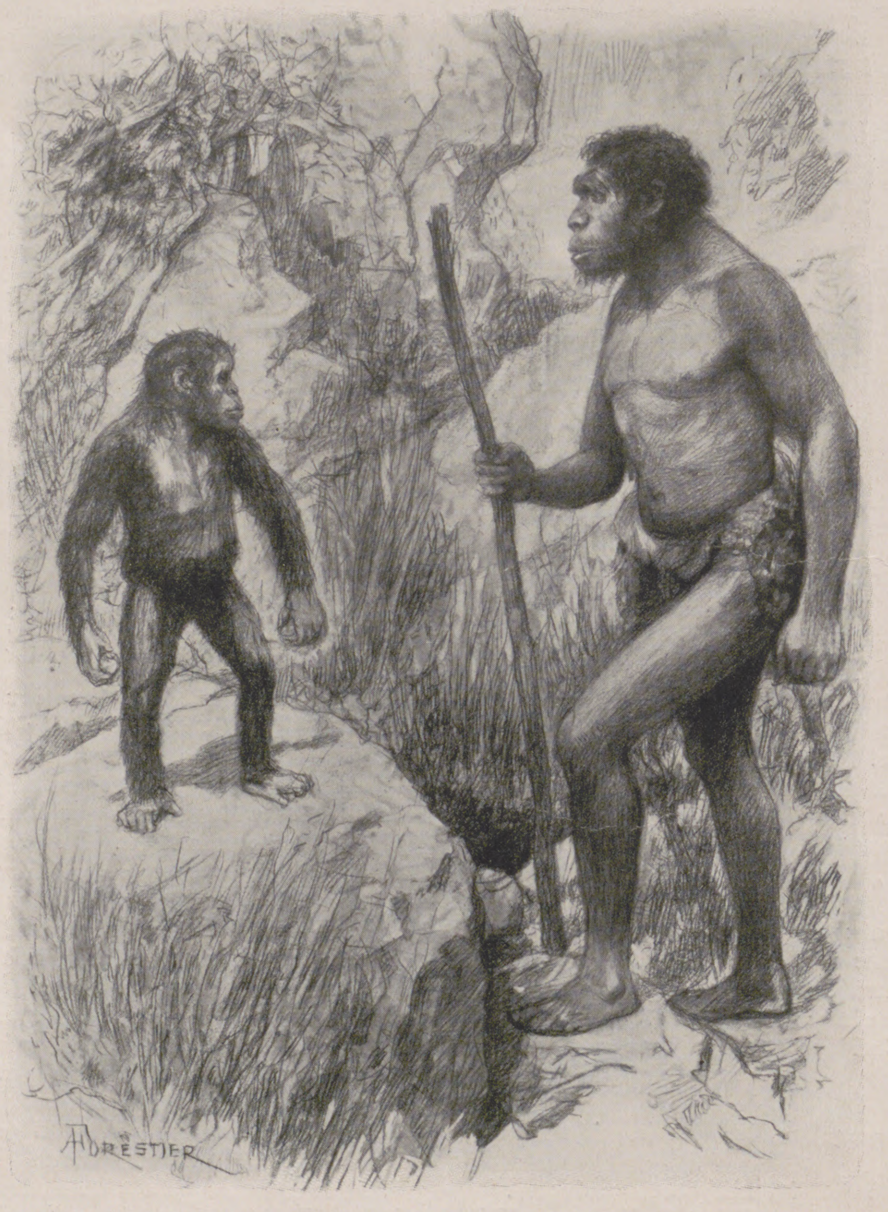


Bei Taungs im Betschuanaland Ende 1924 entdeckter Schädel eines jungen Australopithekus.

Südafrika hat uns in den letzten Jahren zwei Schädelfunde beschert, die für das Problem der Abstammung des Menschen von großem Interesse sind, Im Sommer 1921 wurde zu Broken Hill in Nord-Rhodesia von W. E. Barren ein menschlicher Schädel entdeckt, der ganz auffallend denen der europäischen Neandertalrasse ähnelt, und im Dezember 1924 kam zu Taungs (Betschuanaland) ein Schädel zutage, den Prof. Raymond A. Dart, der Anatom der Witwatersrand-Universität zu Johannesburg, einem ausgestorbenen, bisher unbekannten Zweige der Menschenaffen zuschreibt und Australopithecus africanus (australis = südlich) getauft hat.

Der englische Paläontologe Smith Woodward glaubt, in dem den Fundumständen nach als immerhin zweifelhaften Alters zu bezeichnenden Rhodesia-Schädel die „nächste Stufe nach dem Neandertaler in der aufsteigenden Entwicklungsreihe der Menschheit“ sehen zu sollen. Mir dagegen scheint der Rhodesia-Schädel vielmehr einer Vorstufe der Neandertalrasse anzugehören, die ja, wie zuerst Klaatsch angenommen und glaubhaft gemacht hat, in Gemeinschaft mit einer afrikanischen Tierwelt (Süd- und Altelefant, etruskisches und Merckshes Nashorn) auf den großen, damals noch bestehenden Landbrücken aus Afrika nach Europa eingewandert ist. Der Rhodesia-Schädel ist nämlich in manchen Punkten noch primitiver als die Neandertal-Schädel und weist bezüglich der Gesichtsbildung eine überraschende Ähnlichkeit mit dem sogenannten, zur Neandertalrasse gerechneten Gibraltar-Schädel auf, der nach dem Urteil des englischen Anatomen Keith in manchen Zügen urtümlicher ist als die in Südfrankreich gefundenen Neandertal-Schädel (Le Moustier und La Chapelle). Auch der französische Anthropologe Marcellin Boule betont die „noch brutalere und sozusagen äffischere“ Formgebung des Rhodesia-Schädels und hebt sogar gewisse Übereinstimmungen mit dem Gorilla hervor. Nun weist aber der Rhodesia-Schädel eine Besonderheit auf, die uns in unserem Urteil etwas stutzig werden läßt. Die Lage des dem Eintritt des Rückenmarks in den Schädel dienenden sogenannten Hinterhauptlochs verrät uns nämlich, daß der Rhodesia-Mensch bereits (wie der rezente Mensch) das Haupt völlig aufrecht balancierend getragen haben muß, während der Neandertaler es zweifellos vornüberhangend trug. Das könnte dafür sprechen, daß der Rhodesia-Mensch zeitlich jünger als der Neandertaler ist. Hinzu kommt, daß die mit dem Schädel gefundenen Tierknochen Arten angehören, die noch heute in Rhodesia vorkommen, wozu andererseits freilich zu bemerken ist, daß sich die diluvialen Säugetiere Südafrikas nur ganz wenig von den heute lebenden unterscheiden. Boule gelangt so zu der Ansicht, der Neandertaltypus möchte sich in Afrika vielleicht viel länger erhalten haben als in Europa und im Laufe der Jahrtausende dann die aufrechte Haltung erworben haben. Ja, der französische Anthropologe meint, man könnte vielleicht noch heute lebende Repräsentanten des Rhodesia-Menschen irgendwo im unerforschten Afrika eines Tages antreffen, was nicht wunderbarer wäre als die erst vor 25 Jahren erfolgte Entdeckung des Okapis, dessen direkte Vorfahren wir längst aus dem Miozän Europas kannten. Erst nachdem ich diese Zeilen in Satz gab, ist mir ein Umstand bekannt bekannt geworden, der Boules Ansicht vollauf bestätigt. Der Jenaer Anatom Fr. Maurer, der vermutlich als erster deutscher Fachmann den Schädel im British-Museum zu London untersuchte, teilte mir nämlich mit, daß der Schädel ganz unverkennbar die Einschuß- und Ausschußöffnung eines modernen Geschosses zeige. Merkwürdigerweise hat keiner der englischen Autoren, die den Rhodesia-Schädel bisher beschrieben haben, diese doch sehr bemerkenswerte Tatsache erwähnt.

So gewiß der Rhodesia-Schädel einem Menschen zugehört, so zweifellos ist der Schädel des Australopithekus der eines Affen. Das Fossil zeigt einen ungewohnten Erhaltungszustand: allein die Knochen des Gesichtsschädels sind als solche vorhanden, der ganze übrige Teil des Schädels ist nur in einem Naturausguß auf uns gekommen. Es handelt sich hier um einen Menschenaffen, der in den wichtigsten Zügen den heutigen beiden afrikanischen Menschenaffenformen gleicht. Mir selber scheint der Australopithekus ein naher Verwandter des Schimpansen zu sein; jedenfalls liegt, wie auch Elliot Smith betont, kein stichhaltiger Grund vor, den Australopithekus aus der scharf umrissenen Gruppe der Anthropoiden (Gorilla, Schimpanse, Orang, Gibbon) zu sondern und mit Dart für ihn einen neuen Gattungstypus (Homo simiadae, Affenmensch) zu beanspruchen.



Rekonstruktion des Australopithekus (links) und des Rhodesiamenschen.
Nach einer Zeichnung von A. Forestier auf Grund der Angaben von Professor Elliot Smith.

Da der erste bleibende Backenzahn gerade durchgebrochen ist, darf man dem Australopithekus ein Alter von drei bis vier Jahren beilegen. Mit dem derart ermittelten Kindesalter des Individuums steht die geringe Ausprägung der äffischen Charaktere des Gesichtsschädels durchaus im Einklang. Der Mangel wallartig vorspringender Augenbrauenbogen, die Schmalheit der Jochbeinbogen, die noch nicht so tierhaft vorgetriebene „Prognathie“ der Kiefer, die harmonischen Proportionen des Gesichts, die schöne Wölbung der Stirn — all das erweckt leicht den Eindruck menschlicher Bildung. Viel bedeutsamer klingt, was Dart über die Größe und Entwicklung des Gehirns dieses Menschenaffen mitteilt. Der Größe nach soll das Gehirn dem des erwachsenen Gorillas gleichkommen, und für den erwachsenen Australopithekus glaubt der Johannesburger Anatom eine Schädelkapazität (Größe des Schädelhohlraums) von 650 bis 700 ccm errechnen zu dürfen. Das wären 150 bis 200 ccm mehr, als die heute lebenden Menschenaffen als Höchstmaß haben, und nur 250 bis 200 ccm weniger, als für den berühmten Pithekanthropus von Java angegeben wird. Die Entwicklung gewisser Hirnabschnitte soll nach Darts Angaben weit über die Ausbildung des Gehirns der anderen Menschenaffen hinaus deutlich in der Richtung zum Menschen hin fortgeschritten sein. Aus diesem Grunde sieht Dart in dem Australopithekus so etwas wie ein „Bindeglied“ zwischen Menschenaffen und Menschen, indem er (mit den meisten englischen Forschern) den Duboisschen Pithekanthropus bereits als die primitivste Menschenausprägung betrachtet. Daß das Schädeldach des Pithekanthropus einem riesigen Schimpansen angehörte, sollte heute — namentlich auch nach den lichtvollen Untersuchungen des schwedischen Anatomen Ramström — eigentlich nicht mehr zweifelhaft sein. Vielleicht wird die eingehendere Untersuchung des Taungsschädels, der angeblich dem Pliozän (oder gar Miozän?) entstammen, also tertiär sein soll, eine engere Verbindung mit dem höchstens altdiluvialen (d. h. jüngeren) Pithekanthropusschädel ergeben.

Aus der Urgeschichte der Menschheit: Die neuesten, in Südafrika gemachten Funde von Menschen- und Menschenaffen-Schädeln.

Von der Windmühle zum Windmotor.

Die Entwicklung der Entwässerungstechnik.

Meister der Entwässerungstechnik waren in den früheren Jahrhunderten die Holländer. Indem sie Deiche bauten und Entwässerungssysteme mit Schleusen, Kanälen und Schöpfwerken in großzügiger Weise anlegten, haben sie dem Meere Watten und Sümpfe abgerungen und in fruchtbares Marschland verwandelt. Dort, wo das Land sehr niedrig, teilweise unter dem Meeresspiegel lag, wurden die Kanäle hoch auf das Land gelegt und durch Deiche an beiden Seiten eingefaßt, so daß das Wasser durch die Schleusen in den Unterlauf der Flüsse oder in die Nordsee abfloß. Während der Flut diente das Kanalsystem als Sammelbecken. In diese hochliegenden Kanäle, auch Wettern genannt, konnte das Regenwasser, das sich in den tiefliegenden Gräben des Niederschlagsgebietes sammelt, nur durch Schöpfwerke gehoben werden.

Diese Schöpfwerke wurden früher bloß mit Windmühlen betrieben. Ausschließlich die Windkraft hat jahrhundertelang diese fruchtbaren Niederungen vor Überschwemmungen bewahrt und hat in ihnen den Wasserstand stets so erhalten, wie es für das Gedeihen des Graswuchses oder des Getreides am besten war. Viele dieser alten Windmühlen sind heute noch vorhanden und tun ihre Dienste, obwohl sie fast vollständig aus Holz erbaut sind. Allerdings beanspruchen diese hölzernen Maschinen sehr sorgsame Pflege und Behandlung sowie rechtzeitige Erneuerung morscher Teile und können nur, besonders bei schlechtem, stürmischem Wetter, von wetterfesten Leuten bedient werden, die gewissermaßen in deren Handhabung groß geworden sind.



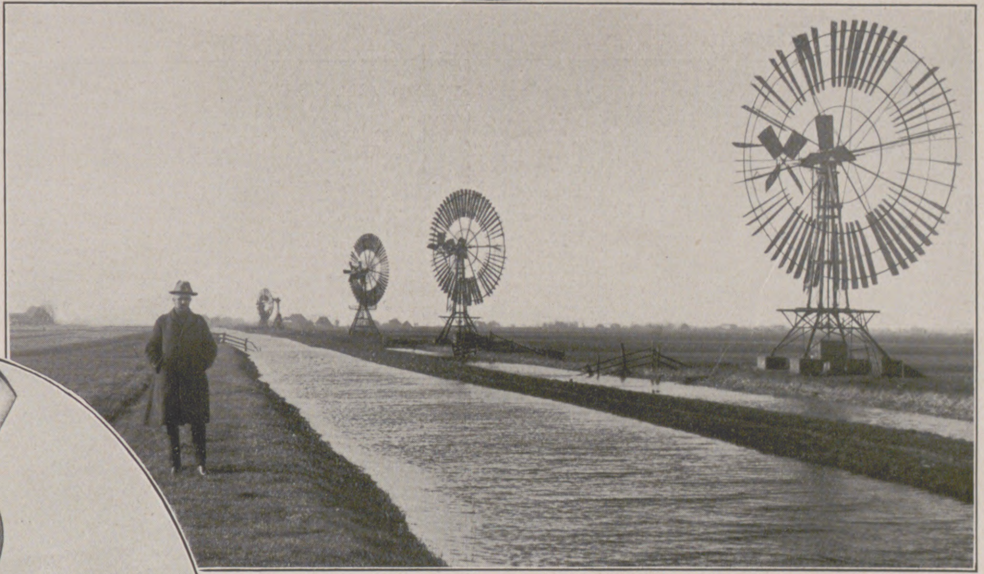
Alte Entwässerungsmühle in Baalermoor bei Wilster (Schleswig-Holstein) für ein Niederschlagsgebiet von etwa 15 ha.



Nebenstehend: Das 1900 für einen Entwässerungsbereich von etwa 400 ha erbaute Dampfschöpfwerk Beekmünde bei Wilster, dem später wegen zu geringer Wirtschaftlichkeit eine Windturbine beigegeben wurde.

Gegen Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts begann man Dampfmaschinen, Explosionsmotoren und Windmotoren aufzustellen. Meist ersetzte man die alten hölzernen Windmühlen, sobald sich eine Reparatur nicht mehr lohnte, oder wenn sie infolge Blitzschlages, Fahrlässigkeit oder Heißlaufens abbrannten, durch Windmotoren. Diese können unbeaufsichtigt laufen, weil sie sich selbsttätig in die Windrichtung stellen, und weil ihre drehbaren Flügel vor stärkeren Windstößen ausweichen. In der Wilster Marsch stehen sie stellenweise in langen Reihen an den Wettern. Aber diese Windmotoren alten Systems sind besonders an den drehbaren Flügeln sehr starkem Verschleiß unterworfen. Beim Laufen verursachen sie dauernd ein klapperndes Geräusch, sind oft reparaturbedürftig und haben nur eine kurze Lebensdauer. Das Landschaftsbild verschönern sie auch nicht gerade.

Hier und da schlossen sich eine Anzahl Bauern zu einer Genossenschaft zusammen und bauten ein Dampfschöpfwerk. So entstand z. B. im Jahre 1900 das Dampfschöpfwerk Beekmünde bei Wilster. Hier wurde das alte, von den Holländern überkommene System durchbrochen. Der Betrieb wurde auf diese Weise zwar vereinfacht, die notwendige Arbeitsleistung aber durch die Verringerung des Staubeckens und Konzentration der Förderstellen wesentlich erhöht, so daß statt einer Förderhöhe der einzelnen Mühlen von etwa 1,50 m jetzt annähernd die doppelte Hubhöhe zu überwinden war. Es zeigte sich bald, daß man sich mit der Wirtschaftlichkeit verrechnet hatte. Die Genossen mußten besonders für Kohle und Wartung Summen aufbringen, die in manchen Jahren die Rentabilität ihrer Landwirtschaft in Frage stellten.



Eine Reihe von Windmotoren älteren Systems, von denen jeder bei einem Durchmesser von 8 bis 12 m durchschnittlich 65 ha zu entwässern vermag.

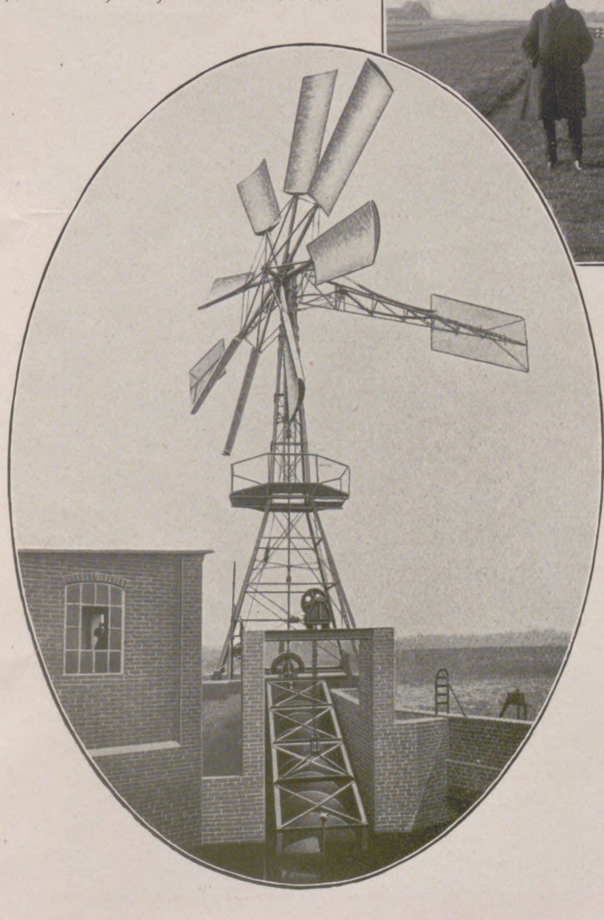
Um Abhilfe zu schaffen, baute man in Beekmünde neben dem Schöpfwerk einen Windmotor, zuerst einen des älteren Systems mit drehbaren Flügeln. Da er aber oft defekt war, wurde er unter Beibehaltung des Turmgerüstes durch eine Windturbine ersetzt. Das Dampfschöpfwerk braucht nunmehr nur noch selten in Zeiten stärkerer Niederschläge zu arbeiten.

Die Windturbinen haben ein Windrad mit feststehenden Flügeln, regulieren sich selbst und stellen sich bei Sturm selbsttätig fast vollständig ab. Sie sind selten reparaturbedürftig und äußerst sturmsicher.

Heute wird die Windturbine wieder übertroffen durch den Windkraftpropeller nach der Bauart des Ingenieurs Köster. Der Propeller hat Flügel von stromlinienförmigem Querschnitt, die den Flügeln der Flugzeuge sehr ähnlich sind, und bildet ein starres System; seine Flügel sind also nicht drehbar. Er hat ebenso wie die Windturbine eine nach der Seite stehende Regulierfahne und eine nach hinten stehende schwenkbare Steuerfahne. Diese wird durch Federn nach hinten gezogen, durch starken Wind aber an die nach der Seite stehende Regulierfahne herangeschwenkt, so daß dabei der Propeller schräg im Windstrom zu stehen kommt und seine Drehzahl entsprechend vermindert. Das Landschaftsbild wird durch ihn nicht gestört, weil seine Formen denen der alten Mühle nahe kommen.

Versuche haben ergeben, daß der Propeller bis zu 90 Proz. der Energie, welche aus einem freien Windstrom gewonnen werden kann, nutzbar macht. Mehr wird auch nicht mit Flettner-Rotoren zu erzielen sein. Ein Energieverlust von nur 10 Proz. bei Umsetzung einer Naturkraft in nutzbare Arbeit ist schwer zu überbieten. Die neuen Propeller haben sich übrigens auch zur Erzeugung von Elektrizität, zum Antrieb von Maschinen aller Art, in vielen Betrieben als sehr geeignet erwiesen.

Schon im alten Holland erkannte man früh, daß für die Förderung großer Wassermengen auf geringe Höhen durch Windkraft die Wasserschnecke ein vorzügliches Mittel sei. Man mauerte eine schräg aufsteigende mulden- oder trogförmige Rinne, in der eine aus Holz gefertigte Schnecke oder Schraube lief, die das Wasser zwingt, in der Rinne bergauf zu fließen. Diese Wasserschnecken bewähren sich wegen ihrer Betriebssicherheit auch heute noch.



Ein neuer, außerordentlich leistungsfähiger Windkraft-Propeller mit stromlinienförmigen Flügeln an der Wesermündung bei Abbehausen (Oldenburg).

Bei dem Schöpfwerk bei Abbehausen wird an der Wesermündung eine neuartige, ebenfalls von Köster konstruierte eiserne Wasserschnecke verwendet. Die Bedienung des Werkes ist sehr einfach, es kann Tag und Nacht unbeaufsichtigt arbeiten. Selbst bei schwachem Winde, also geringer Drehzahl der Schnecke hat diese einen sehr guten Wirkungsgrad. Bei einem Wind von 5,7 m pro Sekunde Geschwindigkeit fördert das nebenstehend abgebildete Schöpfwerk mit dem Propeller von 10 m Durchmesser etwa 3000 Kubikmeter Wasser in der Stunde auf 1,50 m Höhe. Es hält eine Fläche von 355 ha dauernd trocken und wurde als Ersatz für ein mit Ölmotor betriebenes Schöpfwerk erbaut.

Die billige Arbeitskraft des Windes macht die Entwässerung mancher Niederung und mancher versumpfter Wiesen noch rentabel, wo die Kosten für Kohle, Rohöl oder elektrische Kraft nicht herausgewirtschaftet werden können. Aus der Kraft des Windes ließen sich noch Tausende von Pferdekräften zum Nutzen der deutschen Volkswirtschaft gewinnen.

Baurat Schmidt, Heide (Holstein).



Fuchs im Schnee.

Nach einem Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau



Schafherde beim Salzen.

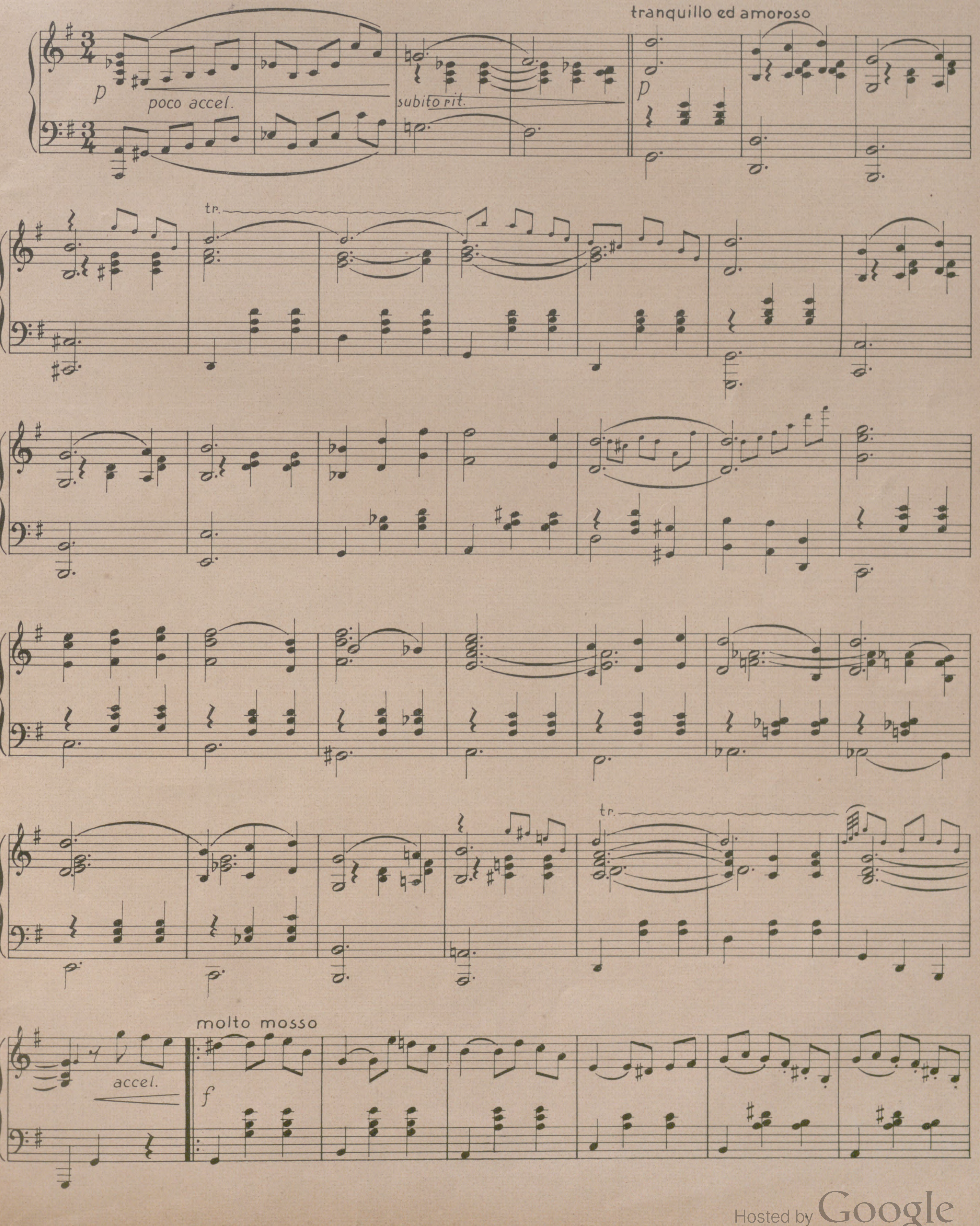
Nach einem Gemälde von Heinrich v. Zügel.

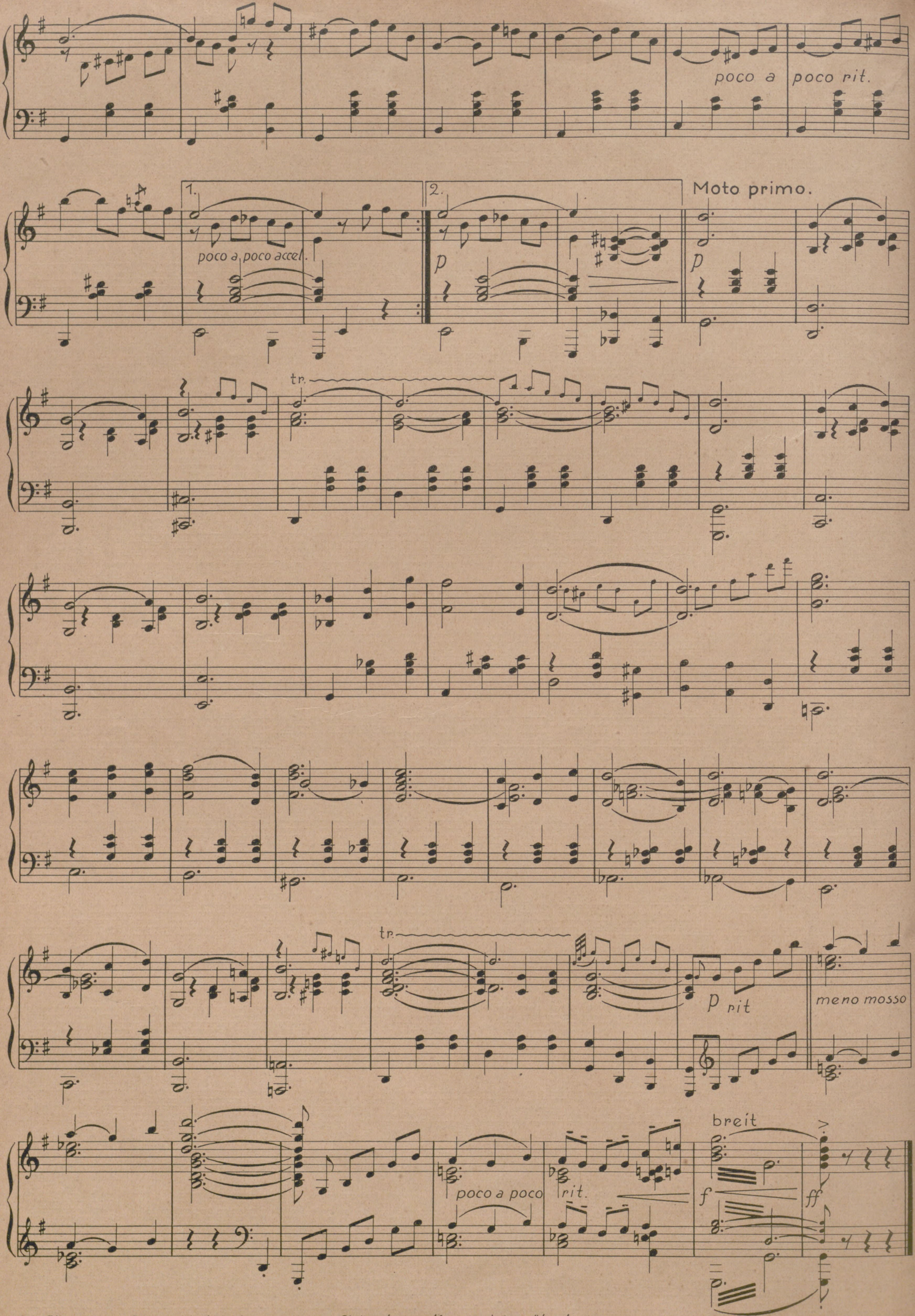
Was ich von der Liebe träumte

(VALSE LENTE)

(OP. 24.)

JOSEF KÜBEL





Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.

Der schiefe Tag. / Von Eugen Kalkschmidt, München.

„Tage gibt es im Leben, Tage," äußerte Knoll schwermütig, „an denen man aus der Haut fahren möchte, weil alles irgendwie schief geht. Kennst du das auch?"

„Und ob," sagte Pfefferkorn mit Nachdruck, „und ob! Da hilft nur philosophische Ergebung. Überhaupt die Philosophie — tja — man unterschätzt sie jetzt bedeutend. Wir Selbstdenker allein können es nicht schaffen. Aber wie wär's mit einem Vortrag darüber, Peter?"

„Ach Gott, Vortrag," meinte Knoll etwas geringschätzig, „Ihr mit euren Vorträgen! Ihr bildet euch ein, wenn ihr nur einen Vortrag daraus machen könnt, dann drückt der Schuh nicht mehr. Er drückt aber doch. Das heißt, man meint, die Sache sei überwunden, wenn man sie sich klargemacht hat. Nun könne einem so was nicht zum zweitenmal passieren. Aber solche Tage zum Beispiel, solche schiefen Tage kehren immer wieder. Jedesmal ein bißchen anders, doch im Kerne ist's dasselbe. Soll man das nun Entwicklung nennen?"

„Gewiß", erwiderte Pfefferkorn gewichtig. „Wir nennen es so."

„Na, meinetwegen. Aber nun pass' auf. Ich will dir mal meinen letzten schiefen Tag erzählen."

Knoll sah eine Weile trübe vor sich hin, dann seufzte er tief und begann:

„Also, neulich am Sonntag, da schien die Sonne. Es war ein schöner, stiller Tag, wir wollten einen Ausflug machen. ‚Du,' sag' ich zu meiner Frau, ‚eile dich, der Zug fährt in einer halben Stunde.' — ‚Ja,' erwidert sie, ‚ich bin fertig, aber du hast ja noch keine Stiefel an.' — ‚Werden wir gleich haben,' gebe ich zurück, fahre in die Stiefel hinein und fange an zuzuschnüren. Ratsch! reißt das Band. Ich knüpfe es zusammen. Ratsch! reißt es noch einmal. ‚Wo sind die Schuhbänder?' frage ich. — ‚Weiß ich nicht', entgegnet sie. Wir suchen, suchen und finden nichts. Derweile ist der Zug versäumt. — ‚Na, so zieh doch die anderen Stiefel an', sagt Christine endlich. — ‚Ja, richtig, warum hab' ich nicht gleich daran gedacht! Nun ist's zu spät.' — ‚Allerdings', sagt sie und ist wütend.

Eine wütende Frau ist kein schöner Anblick. Mir fällt etwas ein. Ich rede sie ganz sanft an: ‚Hör' mal, wie wär's, wenn wir nun in die Gemäldegalerie gingen? Der neue Rubens ist heute zum letztenmal ausgestellt, den wolltest du doch sehen.' — ‚Schön,' sagt sie, etwas friedlicher, ‚aber vergiß den Katalog nicht.' — ‚Wozu denn?' — ‚Doch. Ohne Katalog gehe ich nicht.' — Na ja. Ich suche den Katalog. Er ist eigentlich veraltet und folglich unbrauchbar. Aber Frauen wollen ihren Willen haben. Eine halbe Stunde vergeht. Endlich finde ich den Katalog, und wir ziehen los.

Die Uhr geht auf elf.

‚Du,' meint Christine, ‚wir wollen die Elektrische nehmen.' — ‚Ach, die Luft ist so schön und still. Laß uns lieber gehen; wir machen einen kleinen Umweg durch die Uferanlagen.' — ‚Haben wir denn noch Zeit zum Gehen?' fragt sie. — ‚Oh, reichlich,' erwidere ich, ‚die Galerie ist bis ein Uhr geöffnet.'

Wir gehen also in die Anlagen. Sie sind wunderhübsch mit ihren bunten Herbstbüschen; dazu die schäumenden Wasser am Wehr. Wir bleiben eine Weile versunken stehen, schlendern dann friedlich weiter. — ‚Du,' spricht Christine auf einmal, ‚wie spät ist es eigentlich? Müssen wir uns nicht beeilen?' — ‚Gott bewahre, bis um zwölf sind wir lange dort.' Und richtig: Punkt zwölf kommen wir an, gerade in dem Augenblick, da der Diener das große Rubensplakat von der Tür nimmt. — ‚Nanu? Wieso denn?' — ‚Die Galerie ist von zwölf Uhr ab geschlossen', sagt der Mann feierlich und macht uns die Tür vor der Nase zu.

Christine kocht, aber sie beherrscht sich. Sie stöhnt nur leise: ‚Wären wir doch gefahren! Und heute der letzte Tag!' — Ich bin ganz zerknirscht und schweige. — ‚Warum sagst du denn nichts? So rede doch!' faucht sie mich plötzlich an. — ‚Was ist da viel zu reden!' antworte ich bedrückt. ‚Es ist eben ein schiefer Tag heute.' — ‚Schiefer Tag nennst du das, wenn du alles verkehrt machst! Was kann denn der Tag dafür?' — ‚Doch,' entgegne ich fest, ‚das sind geheime Mächte; die walten dann gegen uns. Warscheinlich hängt es auch mit den Sternen zusammen.' — ‚Jawohl, auch das noch!' muckt sie auf. ‚Immer, wenn du was vertrödelt hast, sollen die Sterne daran schuld sein.' — ‚Nein, immer nicht, aber doch manchmal. Heute nacht zum Beispiel . . .' — ‚Ach, hör' nur mit deinen Träumen auf! Die kenn' ich schon,' schneidet sie mir die Rede ab. — ‚Nein,' sage ich, ‚diesen Traum kennst du nicht. Das war ein ernster Traum. Der hätte mich warnen sollen vor solchen Unternehmungen. Nämlich, mir träumte, unser Freund Lämmlein sei gestorben, ganz plötzlich, am Schlaganfall.' — ‚Unsinn,' unterbricht sie mich. ‚Er hat übrigens heute Geburtstag; seine Frau hat mir's gestern erzählt.'

‚Na, da können wir ja schnell hingehen,' schlage ich vor, ‚dann ist das abgemacht.' — ‚Hingehen, so mit leeren Händen?' fragt Christine entrüstet. ‚Das können wir nicht. Ich glaube, er wird gerade fünfzig. Wenn wir wenigstens ein paar Blumen hätten!' — Wir suchen nun nach Blumen. Aber es ist Sonntagmittag, und die Blumenläden sind zu. Wir laufen lange herum, obgleich ich weiß, daß es keinen Zweck hat. Christine will es so, sie meint immer, sie könne es mit dem Willen zwingen. Aber ich weiß, daß dem menschlichen Willen und Vermögen Schranken gesetzt sind. Ich habe meine Erfahrungen hinter mir. Christine auch, aber sie kämpft noch gegen gewisse Dinge an mit ihrem jugendlichen Feuereifer. Sie reibt sich auf dabei. Ich weiß von vornherein: es ist ein schiefer Tag. Gegen den kann man nicht an.

Also, wir finden keine Blumen und getrauen uns darum auch nicht zu Lämmlein. Er wird es übelnehmen, ich will es ihm erklären, auch das mit dem Traum. Der bedeutet ja ein langes Leben, und da wird er versöhnt sein.

Ganz müde und traurig kommen wir heim, verspätet natürlich. Ein merkwürdiger Duft empfängt uns. Das Mädchen schießt mit rotem Kopf aus der Küche heraus und meint verlegen, die Suppe sei ein wenig übergekocht. Ich weiß aber sofort, daß der Hasenbraten angebrannt ist. Und wie! Ganz schwarz und trocken liegt er da, eine verkohlte Leiche. Na, ich bin still. Ich weiß genau, an einem schiefen Tage kann man keinen saftigen Braten verlangen. Das wäre gegen die geheimen Ordnungen der Natur. Vielleicht hängt es auch mit den Sternen zusammen.

Christine freilich ist außer sich. Ja, die Frauen sind eben irdisch gebundene Wesen, haben weniger astrale Beziehungen als der Mann. Wir essen schweigend, und ich grüble, was uns dieser Tag wohl noch bringen kann. Mißraten ist er nun einmal. Obgleich er, äußerlich besehen, eigentlich sehr schön ist, ein prächtiger Herbsttag mit viel Sonne und dem Duft der welken Blätter in der würzigen Luft.

Wir ruhen ein wenig. Ich lese, rauche, denke dies und jenes. Aber ich spüre, es geht nichts vom Fleck. Da kommt Christine. Sie ist wieder ganz munter und freundlich. Sie sagt: ‚Na, mein Alter, nun trinken wir Kaffee. Und dann, ja, dann könnten wir doch ins Orgelkonzert gehen. Ich habe die Karten schon neulich gekauft.' — ‚Wann fängt es denn an?' frage ich beklommen. — ‚Um vier Uhr, glaube ich.' — ‚Aber es ist ja schon vier Uhr vorbei!' — ‚Was schadet das? Wir kommen eben etwas später.' — ‚Gut,' sage ich resigniert, ‚gehen wir hin.' — ‚Wir trinken Kaffee und machen uns fertig.' — ‚Wo hast du denn die Karten?' erkundige ich mich bei ihr. — ‚In meiner Tasche', sagt sie und sucht. Aber in der Tasche sind sie nicht. Im Sekretär auch nicht. Auf der Toilette ebensowenig. Die Karten sind weg, wie verhext. — ‚Das ist aber doch . . .' sagt Christine, ganz bestürzt. — ‚Ich habe sie doch noch gestern in der Hand gehabt.' — ‚Ja, gestern! Aber heute! Heute ist ein schiefer Tag, da sind sie eben weg.' — ‚Aber sie können doch nicht

verschwunden sein!' — ‚Nein, morgen früh sind sie da. Du wirst schon sehen, morgen kommen sie irgendwo zum Vorschein, ganz unschuldig, als wären sie immer für uns dagewesen. Gib es auf.'

Sie war ganz befangen und schwieg schuldbewußt. So saßen wir eine gute Weile und dachten darüber nach, was für unerforschliche Dinge es doch gibt. Wenigstens ich dachte ernsthaft daran, und das beruhigte mich wunderbar. Da rief Christine plötzlich: ‚Nun fängt der auch noch an!' — ‚Wer?' — ‚Mein hohler Zahn!' — ‚Dein Zahn! Na siehst du wohl,' sagte ich mild, ‚das mußte so kommen. Das ist die Tagesordnung.' — ‚Ach was, Tagesordnung, es tut schauderhaft weh.' — ‚Jawohl, die Ordnung des schiefen Tages verlangt das von dir.' — ‚Du hast kein Herz,' erwiderte sie, ‚ich wollte, du hättest solche Schmerzen.' — ‚Nein,' entgegnete ich, ‚du tust mir leid, wahrhaftig! Aber da ist nichts zu machen. Übrigens werde ich dir Aspirin holen.' —

Ich ging und holte ihr Aspirin. Als sie es genommen hatte, wurden die Zahnschmerzen heftiger. Stöhnend lag sie mit verbundenem Kopf auf dem Sofa. Ich beschloß, ihr etwas Besänftigendes vorzulesen, und griff zum ‚Verlorenen Glück' der Courths-Mahler. Die Schmerzen wurden ärger. Ich ging zu Dante über, ‚Inferno', achter Gesang. Ich meinte, die Höllenqualen der Verdammten würden die irdischen Schmerzen betäuben. Aber es ging gerade umgekehrt, sie steigerten sie nur. In meiner aufrichtigen Verzweiflung wußte ich mir keinen Rat weiter. Ich sagte: ‚Nun werde ich auch Aspirin schlucken, drei Tabletten, und du wirst sehen, das hilft.' — Von Stund an wurden Christines Schmerzen besser. Sie schlummerte friedlich ein. Ich begann furchtbar zu schwitzen, legte mich ins Bett und träumte: ich liefe beständig auf einer schiefen Ebene hinan und käme nicht vom Fleck. Plötzlich aber ging es glatt vorwärts, und dann gab es einen gewaltigen Donnerschlag. Ich erwachte und lag neben meinem Bett auf der Erde. Die Uhr wies auf Mitternacht. Gottlob! dachte ich, der schiefe Tag ist um, legte mich beruhigt nieder und schlief traumlos weiter bis zum hellen Morgen." —

Peter Knoll hielt inne und holte tief Atem. Die Erzählung hatte ihn sichtlich erschöpft. Er fragte schließlich: „Ist das nun wirklich alles Willkür, Zufall oder gesetzmäßiges Walten?"

Pfefferkorn, der Philosoph, dachte eine Weile nach. Dann warf er den Kopf in den Nacken und erwiderte: „Du hast recht, sehr recht.

Aber es fehlt am System. Dies alles ist nur Erfahrung, rohes Tatsachenmaterial. System ist die Hauptsache und Abstraktion von der Wirklichkeit. Die Synthese nicht zu vergessen. Immerhin, es ließe sich was draus machen. Willst du nicht doch bei uns einen Vortrag ...?"

„Nein", rief Knoll entschlossen. „Denn wozu?"

„Nun gut," sagte Pfefferkorn nicht ohne Würde, „dann will ich's übernehmen. Das Thema würde etwa lauten: Philosophische Reise durch den schiefen Tag — oder: Nasenstüber aus dem Jenseits. Was meinst du dazu?"

„Herzlichen Glückwunsch," sagte Knoll gerührt, „du wirst es schon schaffen."

Ozeanreisen in kleinen Fahrzeugen. / Von H. de Meville.

Der Drang nach dem außergewöhnlichen Erleben steckt tief im Blute der Menschheit. Diesem Wunsch entspringt wohl auch der in den letzten Jahrzehnten häufig gemachte Versuch, lange Ozeanreisen in kleinen, noch dazu oft recht eigenartigen Fahrzeugen zu unternehmen.

Den Rekord auf diesem Gebiet hält bisher der amerikanische Kapitän Josias Slocum, und zwar hat er von Anfang an dafür gesorgt, daß eine Überbietung seiner Leistung nicht gut möglich ist, indem er mit dem kleinen ehemaligen Fischerboot „Spray", einem Fahrzeug von etwa 15 m Länge, ganz allein eine Reise um die Erde angetreten und glücklich beendet hat. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird seine Leistung aber binnen kurzem wenigstens wiedererreicht sein, und zwar ebenfalls von einem Amerikaner, Mr. Harry Pidgeon, der im Jahre 1922 mit der 4 t großen Jacht „Islander" gleichfalls zu einer Reise um die Erde gestartet ist und zur Zeit unmittelbar vor der Beendigung dieses Unternehmens steht.



Richtige Lage einer kleinen Jacht vor Seeanker. Die Trosse soll so lang sein, daß der Ankersack in der zweiten See vor dem Schiff liegt. Links oben: Einfache Form eines kleinen Seeankers, der sogenannte Ingersoll-Seeanker.

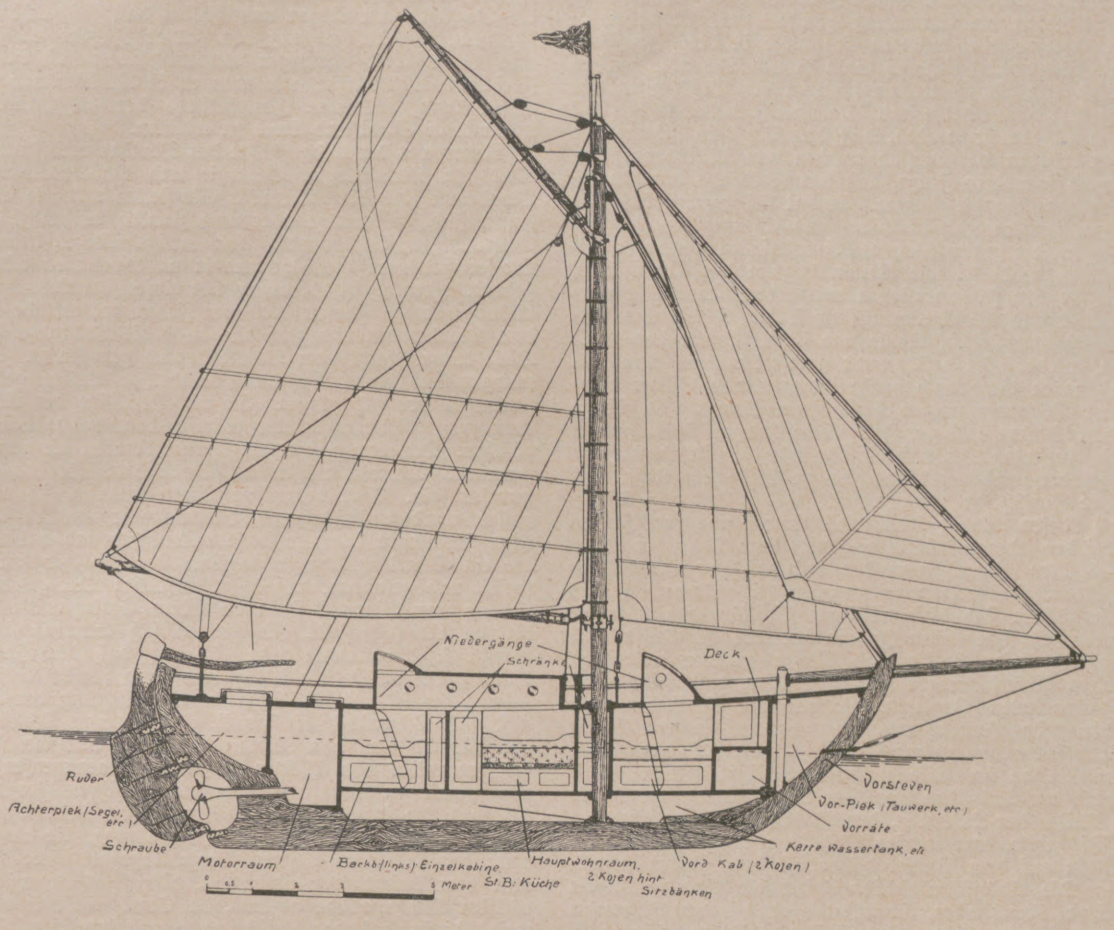
Josias Slocum hatte als Kapitän seines eigenen Schiffes Unglück gehabt und sein Fahrzeug verloren und unternahm seine Weltreise mit der ausgesprochenen Absicht, aus ihr Kapital zu schlagen. Durch Vorträge, durch Besichtigenlassen seines Fahrzeugs u. a. sammelte er wirklich wieder ein kleines Kapital an. In wohl allen anderen Fällen, die meistens eine Überquerung des Atlantischen Ozeans, und zwar überwiegend von Amerika aus, zum Gegenstand hatten, handelte es sich dagegen um Unternehmen sportlicher Natur.

Hier hält sicherlich der ehemalige Herausgeber der amerikanischen Wassersport-Zeitschrift „The Rudder" insofern den Rekord, als er sich an dieser Aufgabe wiederholt und mit verschiedenen Fahrzeugen versucht hat. Die erste Reise führte ihn und einige Freunde in der rund 9 m langen Jacht „Sea-Bird" von Amerika nach Rom. Späterhin unternahm er mit dem nicht viel größeren Motorboot „Detroit" eine Reise von Amerika nach Petersburg, die insofern bemerkenswert erscheint, als es wohl das erste Mal war, daß ein reines Motorboot den Atlantischen Ozean kreuzte. Von neueren Versuchen verdienen die Überquerung des Atlantiks durch den Franzosen A. Gerbault, für die ein anscheinend reichlich bejahrter englischer Kielkutter von etwa 10 t Größe benutzt wurde, und

die er ganz allein ausführte, sowie das bisher einzige deutsche Unternehmen auf diesem Gebiet, die Reise der Jacht „Sowitasgoth“ von Hamburg nach Neuyork, Erwähnung. Letztere besonders insofern, als es sich dabei um ein Fahrzeug handelte, das von den Unternehmern der Fahrt selbst entworfen und — auf dem Bodensee — auch gebaut worden war.

Eine vollständige Liste derartiger Unternehmungen würde einen erheblichen Raum in Anspruch nehmen; hervorzuheben ist aber, daß ernste Unfälle bisher nur in zwei Fällen zu verzeichnen waren. Erwähnenswert in dieser Beziehung ist der aus der jüngsten Zeit stammende Versuch des amerikanischen Wassersportschriftstellers Nutting, der 1924 mit dem 15 m langen norwegischen Boot „Leif Erikson“ den Versuch machte, den Spuren des Taufpaten seines Fahrzeuges (des sagenhaften norwegischen Amerika-Entdeckers) zu folgen. Obgleich die Reise außerordentlich gut vorbereitet war und es sich gerade hier um ein Fahrzeug handelte, (s. Abbildung) das normalerweise den Anstrengungen einer solchen Fahrt durchaus hätte gewachsen sein müssen, und das auch mit vier seegewohnten Herren stark genug besetzt war, ist das Fahrzeug im Atlantischen Ozean verschollen. Sein Schicksal dürfte für alle Zeiten ein Geheimnis bleiben.

Rein sachlich betrachtet, sind im übrigen die Gefahren einer solchen Reise keineswegs so groß, wie der Laie anzunehmen geneigt sein dürfte, und wie es auch das Schicksal des „Leif Erikson“ zu bestätigen scheint. Man darf aber nicht vergessen, daß schon sehr viel größere, moderne Seeschiffe mit zahlreicher Besatzung und unter bester Führung das gleiche Schicksal gehabt haben; des weiteren ist festzustellen, daß ein derart kleines Boot auf den langen Riesenseen des Atlantischen Ozeans im Grunde keine schlechtere Rolle spielt als etwa ein Kork auf dem Wasser einer großen Wanne. Es wird sich mit der See heben und senken, und das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß man die Segel streicht und sich vor einen Treibanker (s. Abbildung) legt, um ein Wetter abzuwarten, das wieder die Führung von Segeln gestattet. Eine wirkliche Gefahr ist eigentlich nur darin zu erblicken, daß natürlich die Möglichkeit besteht, entweder von einem großen Schiff übersegelt zu werden oder mit einem Wrack oder irgendeiner Trift zu kollidieren, beides Gefahren, die bekanntlich auch für das große Schiff bestehen, und denen das kleine unter Umständen sogar leichter begegnen kann als ein größeres, entsprechend schwerer manövrierendes Fahrzeug.



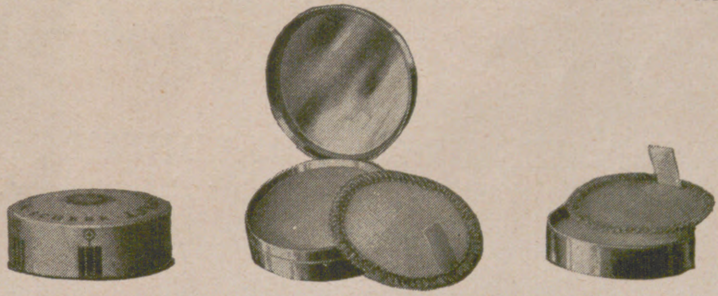
Einrichtungs- und Segelskizze der verschollenen Ozean-Jacht „Leif Erikson“.

Darüber hinaus freilich gehören besonders zu einem Unternehmen wie dem des erwähnten Kapitäns Slocum mehr als gute Nerven. Wenn er abends sein Ruder festband und sich schlafen legte, so spricht das schon in Anbetracht der oben erwähnten Möglichkeit, einem fremden Fahrzeug vor den Bug zu kommen, für seine ganz außerordentliche Seelenruhe, und es wird nicht allzu viele Leute geben, die das erforderliche Quantum hiervon aufzubringen imstande sind.

Im übrigen dürfte aus dem Gesagten hervorgehen, daß gerade die rein sportliche Bedeutung solcher Fahrten nur gering sein kann. Selbst wenn dabei, um etwa ein neues Moment zu schaffen, sehr kleine Fahrzeuge benutzt werden, so bleibt im Grunde eine äußerst große Strapaze für den oder die Betreffenden übrig, deren Ertragen letzten Endes sportlich um so weniger besagt, als eben für den, der sich auf eine solche Sache eingelassen hat, Durchhalten ein unerbittliches Muß ist.

Was möglich wäre, bisher aber noch nie versucht wurde, ist die Auswertung solcher Reisen nach verschiedenen anderen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtungen hin, und in dieser Beziehung wird hoffentlich Deutschland einst den „Rekord“ halten.





Aus Wissenschaft und Technik.

Umwandlung von Quecksilber in Gold im elektrischen Flammenbogen. Über die Umwandlung von Gold aus Quecksilber ist in der letzten Zeit viel disputiert worden, und mancherlei Angriffe wurden gegen die Entdeckung gerichtet. Es ist daher zu begrüßen, daß Miethe neuerdings über seine weiteren Ergebnisse in der „Zeitschrift für Technische Physik“ berichtet. Bekanntlich ließ sich Gold in den Verunreinigungen nachweisen, die sich beim Betrieb von Quecksilberdampflampen als Beschlag in den Lampen bildeten. Die Versuche sind von Miethe und Stammreich weiter fortgeführt und nach Miethes Ansicht so weit gebracht worden, daß das Ergebnis sichergestellt ist. Die Einwände, die dagegen erhoben worden sind, werden von Miethe ausführlich widerlegt. Als erster Einwand kommt in Frage, daß das Gold aus den Quarzgefäßen, in denen der Flammenbogen brennt, stamme. Es hat sich gezeigt, daß das Gold nicht nur in Quarzgefäßen, sondern auch in Glas- und Eisengefäßen, ja, wie Miethe schreibt, auch in Abwesenheit irgendwelcher Gefäßmaterialien genau so gebildet wird. Der andere Einwand, Gold sei eine Verunreinigung des Quecksilbers, ist dadurch widerlegt, daß das für den Flammenbogen verwendete Quecksilber vorher zweimal im Vakuum destilliert und die Edelmetallfreiheit des Rückstandes festgestellt wurde. Auch die Elektrodenmaterialien, Kohle und Eisen, liefern das Gold nicht, da ihre Analyse ergeben hat, daß sie vollkommen goldfrei waren. Neu sind Mitteilungen von Miethe, daß neben Gold auch große Mengen von Silber nachgewiesen wurden, die nicht aus Verunreinigungen herstammen können. Es ist zu hoffen, daß die Herkunft dieser überraschend großen Silbermengen bald geklärt werden wird. Miethe spricht die Hoffnung aus, daß die Versuche auch in Deutschland bald an vielen Stellen durchgeführt werden möchten, da zu befürchten steht, daß das Ausland hierin schon weitere Fortschritte gemacht hat. Ludwig Thor.

Krankheitsübertragung durch Niesen. Es ist bereits seit einer Reihe von Jahren bekannt, daß beispielsweise bei der Lungentuberkulose mit den Tröpfchen eines Hustenstoßes zahlreiche Tuberkelbazillen mitgerissen werden, und daß hier eine wichtige und weitverbreitete Art der Krankheitsübertragung gegeben sei. Namentlich den Arbeiten C. Flügges und seiner Schule sind diese wichtigen Aufklärungen über die „Tröpfcheninfektion“ zu verdanken. In den letzten Jahren hat nun G. Seiffert die Art der Krankheitskeimübertragung beim Husten und Niesen genauer untersucht. In ausgedehnten und mühevollen Untersuchungen gelang es ihm, mit Hilfe einer Farbenreaktion auf geeignet präparierten Papieren, die vor den Hustenden oder Niesenden gehalten werden, die beim Husten und Niesen ausgeschiedenen feinen Tröpfchen nach Größe und Form erkennbar zu machen. Es läßt sich solcherart der Umfang ihrer Verstreuung unmittelbar im Bild nachweisen. Auf ähnliche Weise läßt sich auch feststellen, wie viele der Tröpfchen aus dem Mund stammen und wie viele aus den tiefer gelegenen Teilen der Luftwege, den Bronchien. Beim Sprechen werden im allgemeinen, wie sich zeigte, nur wenige Tröpfchen ausgeschieden. Die Streuungsfigur, die die Tröpfchen auf dem Papier bilden, ist beim Niesen wesentlich größer als beim Husten. Die Tröpfcheninfektion spielt die Hauptrolle als Überträger bei Lungenpest, Grippe, Keuchhusten, Genickstarre, ansteckendem Schnupfen. Auch bei einer Anzahl anderer übertragbarer Krankheiten (Masern, Scharlach, Pocken, Lungenentzündung, Diphtherie) kann sie in Frage kommen. Durch die Tröpfchen werden Tuberkelbazillen in feiner Verteilung weit verbreitet. Die Ansteckung erfolgt hier durch unmittelbare Einatmung der bazillenhaltigen Tröpfchen, durch Einatmung eingetrockneter und dann verstaubter Tuberkelbazillen aus Tröpfchen, durch Verschmieren der weithin ausgehusteten Tröpfchen vornehmlich im Kindesalter. Bei Tuberkulose ist also eine strenge Überwachung des Hustens und Niesens nötig (vor allem durch Selbsterziehung des Kranken). Die Tuberkulösen können zum Beispiel nach dem Vorschlag Seifferts gegen Schalen, auf deren Boden ein mit einem Desinfektionsmittel getränktes Papier liegt, aus der Nähe wie in die Hand husten. In der Wohnung genügt eine Untertasse, auf deren Boden ein mit einem Desinfektionsmittel getränktes Papier oder Watte liegt, auf der Straße ein leicht aufklappbares Zigarettenetui, das eine ebenfalls mit einem solchen Mittel durchtränkte Wattelage enthält. Watte und Papier sind täglich zu verbrennen. — Aber die Vorsicht beim Niesen und Husten darf sich nicht nur auf die Tuberkulösen beschränken, sondern sie muß von früher Jugend an jedem Kind als selbstverständliche Gewohnheit anerzogen werden. Vermutlich ist ja in diesem hemmungslosen Frei-in-die-Luft-Niesen, wie man es in Trambahnen und Restaurants täglich beobachten kann, mit eine Hauptursache der blitzschnellen Verbreitung einer Grippeepidemie in Stadt und Land zu erblicken. Dr. W. Schweisheimer.

Neues aus der Erdgeschichte des Mondes veröffentlicht O. Matoušek im „Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie“. Die ältesten Gesteine der Mondrinde sind die „Terrae“. Sie stellen erstarrte Schollen dar, die oft frisch übergossen sind, stellenweise aber auch ziemlich beschädigt erscheinen. Weiter bildeten sich Versenkungen, Erhöhungen, „kraterartige“ Kessel, kleine und große vulkanische Krater. Wasser hat man vielleicht nur in unbedeutenden Mengen auf der Mondoberfläche gehabt. Fraglich ist es, ob er Sitz einfachsten Lebens gewesen ist. Spätere Gebirgsbildungsprozesse schufen drei verschieden verlaufende Bruchsysteme. Lava quoll aus dem Mondinnern und glich alle durch die Brüche geschaffenen Höhenunterschiede aus. Diese Lava scheint dem Basalt ähnlich gewesen zu sein. Es entstanden Krater mit polygonaler Form, die durch tektonische Linien gebildet wurde, an denen Versenkungen vor sich gingen. In nächster Nähe der Risse bildeten sich Krater. Man kann junge, kleinere Krater unterscheiden, welche den vulkanischen irdischen Kratern gleichen. Daneben gibt es ungeheuere Krater, die aus der ältesten Zeit des Mondes stammen. Damals müssen die Explosionskräfte des Mondes noch ungeheuer groß gewesen sein. Auch tektonische Linien bildeten sich als Risse, die von Lava übergossen wurden. Aber auch Meteorkrater konnten durch Aufprall entstehen. Als letzte Bildungen kommen solche tektonischer und vulkanischer Erscheinungen in Frage, die ein Quartärgebirge erzeugten. Der Forscher hat besonders Sinus Iridum erforscht und gefunden, daß dessen westlicher Teil gesunken ist. Man hat in der Umgebung von Sinus Iridum im Mare Gebirgswälle in den Richtungen der Brüche II und III festgestellt. Es fanden sich keine Gebirgswälle in der Richtung der Brüche I. So konnte man schließen, daß die Hauptmasse des Mare erst nach Bildung der Klüfte des I. Systems emporquoll, jedoch gleichzeitig oder vor der Entstehung des II. und III. Systems. Die Richtung der Brüche I verläuft von Westsüdwest nach Ostnordost, die des II. Systems von Ostsüdost nach Westnordwest und die des III. Systems von Nordnordost nach Südsüdwest. Rudolf Hundt.

Immunität von Fichten gegen Nonnenraupenfraß. Bei Gelegenheit der überaus gewaltigen Nonnenplage in den sächsischen Forsten stellte H. Prell (Tharandt) fest, daß die inmitten kahlgefressener, zum Teil zugrunde gehender Bestände anzutreffenden „Immunfichten“, eine Erscheinung, die als solche schon lange bekannt ist, wahrscheinlich einem höheren Terpentingehalt ihrer Nadeln ihre Immunität gegenüber dem Raupenfraß verdanken. Die Fortführung der Untersuchungen ist in der nächsten Wuchsperiode geplant, da Gewißheit noch nicht vorliegt, außer, wie Prell meint, darin, daß das Entscheidende auf chemischem Gebiete liegt. Er bezeichnet das Überleben der somit von Natur geschützten Bäume als einen theoretisch und praktisch bedeutungsvollen Ausleseorgang in freier Natur. Die wünschenswerte praktische Ausnutzung ist nicht so einfach, wie man zunächst denken könnte, da die Fortzucht der Immunrasse mit Schwierigkeiten zu rechnen hat infolge Einkreuzung der viel häufigeren nicht immunen Rasse (Windbestäubung!) und infolge davon, daß Fichten erst bei hohem Alter fruchten. Doch vielleicht — auch das wird erwogen — kann man junge Immunfichten nun chemisch herauserkennen und Pfropfreiser von ihnen in der Wipfelregion alter Fichten zum Fruchten bringen. Prof. Dr. V. Franz, Jena.

Literatur und Kunst.

Eduard von Grützner †. Mit dem am 2. April erfolgten Tode Eduard Grützners ist wieder eines der schönsten und prächtigsten Künstlerheime verwaist, die man im kunstgesegneten München finden konnte. Wer einmal mit dem Meister all die wundervollen Räume durchschreiten konnte, die ein vom Glück und Erfolg mit abundanter Freigebigkeit bedachter Künstler sich schuf, der wird nicht nur jenen seltsamen Zauber empfunden haben, die der in ihnen mit besonderer Vorliebe gepflegte Geist der deutschen Renaissance ausströmt, wird nicht nur gemeint haben, daß all die Gemälde, die Kellerszenen und Mönchsbilder, die Grützner berühmt machten, im Augenblick lebendig werden, er wird auch das Gefühl mitgenommen haben, daß dieses einzigartige Künstlerglück, das sozusagen aus jeder Ecke grüßte, einem prächtigen Menschen zuteil geworden ist. Freilich, an der Wiege ist Grützner von diesem Glück nichts gesungen worden. Wenn er in seiner amüsanten Selbstbiographie seine am 26. Mai 1846 in Carlowitz bei Neiße in Schlesien erfolgte Geburt als siebentes Kind eines Bauern als überflüssig erklärt, so will er damit gewiß nicht sagen, daß seine Ankunft mit Böllerschüssen begrüßt wurde. Aber das Schicksal hat es gut mit ihm gemeint. Der übliche väterliche Widerstand gegen das Malerwerden des Sohnes wurde mit Hilfe eines freundlichen Gönners, der sein Talent erkannt hatte, bald gebrochen. So kam Grützner nach München, und zwar gleich in die rechte Schmiede, zu Carl von Piloty. Hier, bei dem Allgewaltigen der Münchner Akademie, gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder, man war wieder draußen und nach der sehr maßgeblichen Meinung Pilotys für die Kunst erledigt — oder ... Bei Grützner ist das letztere eingetroffen. Seine Künstlerlaufbahn ist eigentlich nichts als ein Sich-Aneinanderreihen von Erfolgen. Der glückliche Verlauf eines erstmals gutgelungenen Bildes, des Gemäldes „Im Klosterkeller“, wird entscheidend für ihn. Nun weiß Grützner, was er fernerhin zu malen hat. Trunkselige Mönchlein, die genau so lustig und fidel sein können wie andere Erdensöhne auch, feiste Kellermeister, redselige Förster, die den anderen die Jacke

voll lügen, daß diese schier bersten wollen vor Lachen, bayrische Bräustübln, in denen sich allerlei Leut' von bildsauberen drallen Heben ihren Trunk kredenzen lassen, das ist Grützners künstlerisches Betätigungsfeld geworden. Hier und da erhebt sich der Humor des Meisters zu höchster Delikatesse. Arthur Dobsky.

Hedwig Lafrenz-Hagenbucher: „Märchen der Jahreszeiten.“ Von Diderot rühren die Worte: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenstaub eines Schmetterlingsflügels über die Linien streuen.“ Der Vorschrift des großen Enzyklopädisten zu folgen, wird dem Kunstrichter nicht schwer, der sich mit dem Buch von Hedwig Lafrenz (Verlag der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde, Darmstadt) beschäftigt. Ihre Märchen erscheinen nicht anders als ein tröstendes, liebliches Eiland, darauf unsere vom Staub und Lärm des Alltags müde Seele ruht. Frisches, lebenskräftiges Wesen mischt sich darin mit rotglühender Phantasie. Musik klingt, die berauscht, die den Himmel auf die Erde herniederzieht. Es ist das Jauchzen einer Kindesseele, die die alte und doch ewig neue Welt erschaut. Künstlerische Täuschung gelingt vollkommen, ohne daß sie zu falschen Illusionen führt. In einer Skala von Gefühlen wird Fernes, Unendliches nahegerückt. Ob schattenlose Hitze glutet, ob Gewitterstürme tosen, ob Sterne funkeln, immer wird die Harmonie eines reinen Herzens offenbar. Das Poetische an sich wird in diesen Märchen vom Wunderbaren, Romantischen umkleidet, Naturgestaltung wird von metaphysischem Hauch umwebt. Läßt man die zarten Gebilde auf sich wirken, so gewahrt man, inmitten des idyllischen Elements ist ein Steuermann, ein Magnet, der geheimnisvoll die Wege der Dichterin leitet. A. B.

Ein neues Werk vom Struwwelpeter-Hoffmann. Es ist nicht allzu bekannt, daß Heinrich Hoffmann Arzt in Frankfurt a. M. war. Am 20. September 1924 waren dreißig Jahre vergangen, daß Hoffmann seine Augen in Frankfurt a. M. schloß, d. h. es ist der Augenblick gekommen, da seine Werke, vor allem der 1844 zuerst erschienene Struwwelpeter, König Nußknacker, Prinz Grünwald, Bastian der Faulpelz, Im Himmel und auf der Erde usw., „frei“ werden. Jedenfalls wird der Struwwelpeter unsterblich bleiben, wenn man von dem Arzt Hoffmann nicht viel

mehr wissen wird. Nun haben seine Enkel Eduard und Walther Hessenberg aus dem Nachlaß des Großvaters neue lustige Geschichten und drollige Bilder hervorgeholt, die unter dem Titel „Besuch bei Frau Sonne“ (wie alles in der Literarischen Anstalt Rütten & Löning, Frankfurt a. M.) erschienen sind. Alte, bekannte Figuren tauchen wieder auf; im letzten Gedicht, das „Eine seltsame Kaffee-Gesellschaft“ überschrieben ist, stoßen wir auf merkwürdige Wortgebilde, wie Schlangenspatz und Ratzenkatz, die vorahnend an die Muse Christian Morgensterns und Joachim Ringelnatzens erinnern. Diesem neuen Nachlaßband Hoffmanns wird sicherlich auch eine große Verbreitung beschert sein. Jedenfalls darf Hoffmann als der Arzt bezeichnet werden, dessen Werke heute noch die weiteste Verbreitung über die ganze Erde haben. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Der erste Band von Meyers Lexikon. Kein Buch wird in den letzten Jahren so sehnsüchtig erwartet worden sein wie der erste Band der neuen, siebenten Auflage des großen „Meyer“. Niemals bedurfte er so einschneidender Veränderungen wie nach den Jahren des großen Krieges und der Revolution, da nicht nur viele neue Begriffe entstanden waren, sondern auch Ereignisse von Bedeutung sich fast überstürzt hatten und vor allem durch die politischen Verhältnisse ganz neue Staatenzustände geschaffen worden waren. Gerade auf den Gebieten der Politik, Volkswirtschaft, Statistik, Geographie, Technik und Wissenschaft, wo das Lexikon als Nachschlagewerk ein unentbehrliches Hilfsmittel der Lektüre ist, mußte man häufig, wenn man die ältere Auflage zu Rate zog, die Erfahrung machen, daß die gewünschte Antwort ausblieb, weil die neuen Wandlungen und Errungenschaften noch keine Berücksichtigung gefunden hatten. Der jetzige „Meyer“ bleibt dagegen keine Antwort mehr schuldig. Das ersieht man schon aus dem ersten Band, der zwar nur den Buchstaben A und einen Teil des Buchstaben B behandelt. Es wäre nur zu wünschen, daß das große Unternehmen, das diesmal auf zwölf Bände berechnet ist, von denen jeder nach einem Zwischenraum von 4—5 Monaten erscheint, bald fertig vorliegen möge. Druck und Ausstattung stehen auf der alten Höhe und werden mit dazu beitragen, auch diesem „Meyer“ die Bedeutung eines Standardwerkes des deutschen Hauses zu verschaffen. Dr. V. T.

Grotrian Steinweg

Fabriken in Braunschweig. **Homogene Klaviere**

besitzen eine auf das **höchste gesteigerte** und **verfeinerte Klangschönheit** und alle anderen **hervorragenden Eigenschaften**, durch die sie als **deutsches Erzeugnis** einen **Ehrenplatz** in der **Welt** einnehmen.

Hauptniederlagen:

Berlin W 9, Bellevue-Str. 6 A. — **Düsseldorf** Graf-Adolfstr. 60/62 — **Hannover** Langelaube 47 — **Königsberg i. Pr.** Handelshof, Hansaring — **Leipzig** Dittrichring 18

Carmol tut wohl.

Lindert Schmerzen.



Man verwendet Carmol (Karmelitergeist) bei Erkältungskrankheiten: Rheuma, Hexenschuss, Genick-, Kreuz-, Kopf-, Zahnschmerzen, einfachen Husten und Schnupfen. Vorzügliches Einreibemittel zur Auffrischung und Anregung der Muskeln und Nerven, für Sporttreibende bei Ueberanstrengung (Wadenkrampf).

Eine Flasche Carmol ist eine billige Hausapotheke und sollte in keinem Hause fehlen.

Man verlange in Apotheken und Drogerien ausdrücklich **Carmol.**

Carmol-Fabrik, Rheinsberg (Mark).

187. Sächsische Landes-Lotterie

(In Oesterreich u. Ungarn verboten.)

120000 Lose, 54000 Gewinne.

Ziehung 1. Klasse 13. u. 14. Mai 1925.

Im günstigsten Falle:

500000 Reichs-Mark.

Hauptgewinne zu **Reichs-Mark:**

1 x 300000
1 x 200000
1 x 150000
1 x 100000
3 x 50000

usw. usw.,

zusammen 54000 Gewinne und 1 Prämie: 11160000 Reichs-Mark.

Klassen-Lose für jede Klasse:

1/10	1/5	1/2	1/1	
3.—	6.—	15.—	30.—	Reichs-Mark

empfiehlt und versendet die Sächs. Staats-Lotterie-Einnahme von

Reinhold Walther, Leipzig, Pfaffendorfer-Straße 6

bestehend seit 1856.

Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.

Indanthren

Es gibt farbige Gewebe, über die Sie sich nur in den ersten Tagen freuen. Aber schon nach kurzer Zeit ärgern Sie sich und bedauern den Kauf, weil die Farben durch Wäsche und Licht verblaßt sind. Sie wären vor Enttäuschung bewahrt geblieben, wenn diese Artikel indanthrenfarbig gewesen wären.

Verlangen Sie beim Einkauf von Stoffen und Garnen aus Leinen, Baumwolle und Kunstseide stets indanthrenfarbige Waren, die obiges Zeichen tragen.

Indanthrenfarbig heißt:

waschecht, lichtecht tragecht, wetterecht

Eri Schuhpflegemittel



Der gute Ton und die feine Sitte.

Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Siebente Auflage. Preis 1.50 R.-M.

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Der Kesselstaubsaugapparat steht an der Spitze der Staubsauger.

Praktisch in jeder Beziehung! Unser neuestes Modell ist der „Zwerg-Waku“ für nur Mk. 150.—

Ausserdem 3 grössere Typen!

Leicht handlich! An jede Lichtleitung anzuschliessen. Für alle Verwendungszwecke ohne Umstellung sofort gebrauchsfertig! Auf Gleich- und Wechselstrom laufend.



Spezialfabrik: **Staubsaug-Maschine Waku**

Mitteldeutsche Industrie-Ges. m. b. H., Chemnitz 5, Zöllnerplatz 26.

Telephon 159. Telegr.-Adr.: „Waku“.



CRÊME ELECTRA

Das Hautpflegemittel der Dame

einmal gebraucht unentbehrlich

Tube M. 0.75 Büchse M. 1.- parfümiert mit

Jlona

Bouquet auserlesener Wohlgerüche. Voller anhaltender Duft. Flasche im Karton M. 6,50 M. 10,00 Probe M. 2,50

Auch als Seife, Kopfwasser, Brillantine Puder Badesalz etc. vorrätig in allen einschlägigen Geschäften

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN

Detailverkauf: Markgrafenstr. 26 Fabrik: Dreysestrasse 5

Proben von Crême Electra und parfümierte Karten gratis u. franko

Generalvertretung für Österreich: Rob. Schrauf Wien I Fleischmarkt 22



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung



Verlag • J. J. Weber • Leipzig

Nr. 4180 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band


IBACH
UEBER 130 JAHRE
IBACH
UEBER 130 JAHRE
IBACH
UEBER 130 JAHRE
MAN VERLANGE LISTE „L“ VOM STAMMHAUSE BARMEN · FILIALEN: BERLIN, CÖLN, DÜSSELDORF, LONDON · VERTRETER AN ALLEN PLÄTZEN.


HORCH
10/50 PS
MIT VIERRADBREMSE
HORCHWERKE A. G. ZWICKAU-BERLIN
HAUPTVERWALTUNG: BERLIN NW 7, MITTELSTRASSE 15
VERTRETUNGEN AN ALLEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS


Überflüssiges Fett
an:
Nacken
Schulter
Brust
Leib
Hüften
Schenkel
Waden
Knöchel
Eine neue, einfache unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett
an jeder gewünschten Stelle.
Nur 5 Minuten täglich anzuwenden!
Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des „Sascha-Reduzierers“. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der „Sascha-Reduzierer“ bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leicht vonstatten geht. Gymnastische Übungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Ausserdem wird durch oft zu eifrige Übungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der „Sascha-Reduzierer“ wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. Diese kurze 5-Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach. Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „Sascha-Reduzierers“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden.
Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!! Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der „Sascha-Reduzierer“ kostet Mk. 6.– (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der
Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 35 Abt. A. 12
Bestellschein!
An die Fa. Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 35 Abt. A. 12. Senden Sie mir sofort unter Nachnahme des Betrages 1 Sascha-Reduzierer.
Name:
Ort: Strasse:


Sächs. Landes-Lotterie
jetzt auch in Preußen erlaubt. Ziehung am 13. u. 14. Mai
120 000 Lose, 54 000 Gewinne
Hauptgewinne:
500 000 Mk. 150 000 Mk.
300 000 Mk. 100 000 Mk.
200 000 Mk. 50 000 Mk.
Haupt-Treffer
1/2 Million Mark
Preise der Lose:
I. Klasse 1/10 1/5 1/2 1/1
3.- 6.- 15.- 30.- Mark
Zahlung nach Empfang der Lose am billigsten durch Zahlkarte auf unser Postscheckkonto Leipzig 68691.
Amtlicher Spielplan kostenlos.
Friedrich Fricke & Co.,
Staatslotterie-Einnahme
Leipzig, Zeitzer Str. 14.
(In Österreich und Ungarn verboten).


Uhren-Fabrik
UNION
Glashütte i/Sa.
Gegr. 1892
Feinste Präzisions-Taschenuhren
FABRIK MARKE
Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte.


SCHOELLER
TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN RHLD.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4180. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. April 1925.



BAD-NAUHEIM

HESSISCHES STAATSBAD – Am Taunus bei Frankfurt a. Main – GANZJÄHRIGE KURZEIT

Badesalz-, Wasser- und Pastillenversand.

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden.**
Vielseitige Unterhaltungen, Vorzügliche Konzerte, Oper, Tennis, Golf, Wurftaubenschießstand, Auto-Gesellschaftsfahrten.
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel / Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt / Vorzügliche Unterkunft in reicher Auswahl bei angemessenen Preisen.
Man fordere die neueste Auskunftsschrift A 64 von der Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim und in den Reisebüros.

Schutz- EMS Marke

Emser Quellsalz

Wasser (Kränchen) **Pastillen** bei *Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, überschüssiger Magensäure (Sodbrennen), Grippe und Folgezuständen usw.*



Bad Reichenhall

und bayerisch Gmain

grösster Kurort in den bayerischen Alpen

Herrliche, sonnige Frühlingstage – „ein Meran in unseren Bergen"
ERFOLGREICH bei Asthma und allen Katarrhen der Luftwege, bei Herz-, Kinder- und Frauenleiden, ferner bei Erholungsbedürftigen.
ERFOLGREICH durch sein herrliches Klima, durch seine Sole (die stärksten Quellen Europas), bes. durch die **Pneumatischen Kammern**, Inhalationen, Bäder mit Sole und Latschenkiefer, **Trinkkur** (Kaiser-Karlquelle).

Jahreskurbetrieb

Hauptkurzeit vom 1. April bis mit 31. Oktober.
GROSSE KURKAPELLE
Reichhaltiges Unterhaltungsprogramm / Vielseitige sportliche Veranstaltungen.
FLUGSTATION
Pensionspreise von 5 Mk. aufwärts.
Werbeschrift und Auskunft durch Kurverein.

Bad Flinsberg

im schles. Isergebirge, 524–970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Gicht. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Grosser Winterkur- und Sportbetrieb. Prospekte durch Badeverwaltung.

ST. BLASIEN
VILLA GERTRUD
PENSION ab Mk. 7,—.
Liegehallen. Privatveranden.
Infektiöse ausgeschlossen.
Prospekte gegen Rückporto.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür.
Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

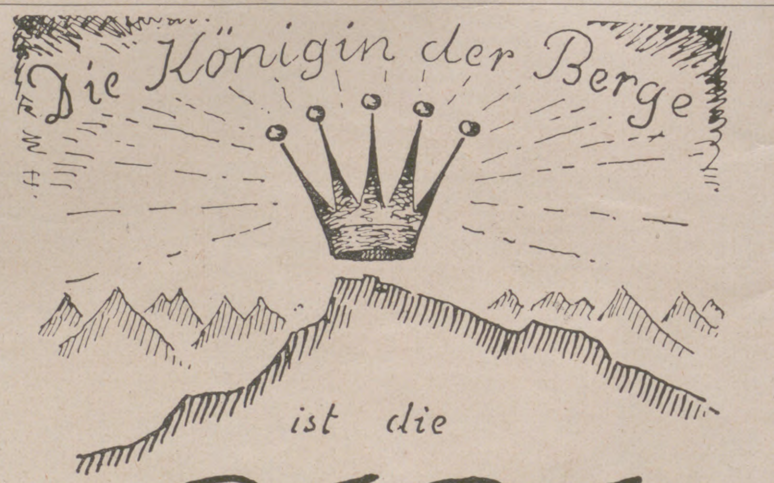
KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Schroth'- **Sommerstein** Heilbad b. Saalfeld (Thür.). Äusserst heilkräftige u. a. **Regenerations-Kuren.**
Ill. Brosch. K frei

Webers
Illustrierte
Handbücher.
Prospekte kostenlos.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Bad Wildungen **Hotel Kaiserhof**
Beste Lage, prima Verpflegung, Zimmer mit fließendem Wasser. — Bes. K. Schumacher.

„Weinkost im Rathauskeller der Stadt Bozen"
Gleichzeitiger Ausschank von über 100 Sortenweinen. — Erstklassiges Restaurant. — Wochenabonnement für L 77.- (Mittag- u. Abendessen).



RIGI

KALTBAD

1433 M. ü. M.

KURHAUS UND GRAND HOTEL

Erstklassiges Haus, 300 Betten.
Appartements mit Bädern. Ausgedehnt. eigener Waldpark. Lawn-Tennis. Kurorchester. Kurarzt. Auf Wunsch Diättisch.
Pension im Juni und Sept. von Fr. 15.— im Juli und Aug. von Fr. 17.— an.

KULM

1800 M. ü. M.

HOTELS RIGI-KULM

Komfortables Haus, 600 Betten.
Berühmt durch schönste Sonnenauf- und Untergänge und das wuchtige Panorama. Grosse Säle und Restauration.

HOTEL RIGI-STAFFEL

1600 M. ü. M.
Behagliches Familienhotel in schönster Lage. Pension von Fr. 9.— an.

RIGIBAHNEN bis Rigi-Kulm, bequem erreichbar in 2 Stunden von Zürich und Luzern aus über Arth-Goldau oder Vitznau.

Dr. Lahmann's Sanatorium Weisser Hirsch-Dresden

Chefarzt Prof. Dr. L. R. Grote

Physikalisch-diätetische Heilweise — Psychotherapie — Inhalatorium
Insulinbehandlung — Frauenklinik

Die Anstalt ist in der Lage, sämtliche Krankheiten nicht ansteckender Art durch Anwendung aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel spezialistisch zu behandeln

Gesamttagespreis (normale Kur, ärztliche Behandlung, Verpflegung, Massagen, Bäder, Wohnung) von 20 Goldmark an. Prospekte kostenfrei.

Allgemeine Notizen.

Krupp gegen die feindliche Propaganda. Auf Einladung der Firma Krupp und der Stadtverwaltung von Essen besuchten etwa hundert deutsche und ausländische Journalisten die Kruppschen Werke und die Stadt Essen. Unter den Gästen befanden sich etwa dreißig Ausländer, und zwar Vertreter der größten Zeitungen aus der Schweiz, Holland, Italien, England, Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Österreich, Ungarn, Bulgarien, den Vereinigten Staaten, Spanien usw., die die Kölner Messe besucht hatten. Geheimrat Baur, Mitglied des Direktoriums der Fried. Krupp A.-G. begrüßte die Gäste und führte unter anderm aus: Eine hervorragende Stelle in Paris habe kürzlich von der Firma Krupp behauptet, daß diese „Festung der Kriegsindustrie“ in nichts geschwächt sei und daß Krupp noch keine der Forderungen auf Zerstörung von Großmaschinen ausgeführt habe. Die „Daily Mail“ habe ebenfalls in einem Artikel von der „Unschuld Krupps“ gesprochen. Der Redner widerlegte durch zahlreiches Material diese Unwahrheiten. Was die Herstellung von 25 000 Gewehrläufen angehe, so sei die Herstellung richtig. In Annen seien diese Gewehrlaufstäbe tatsächlich hergestellt. Annen sei ausdrücklich zugelassen als einzige Firma in Deutschland zur Herstellung von rohgewalzten Gewehrlaufstäben. Die Bestellungen seien ihr zugegangen von der einzigen Stelle, die für Herstellung von Gewehren und Maschinengewehren in Deutschland zugelassen sei. Annen habe sich ausdrücklich von der Firma noch die Berechtigung zu der Bestellung bestätigen lassen, und der Redner glaube, daß damit dieser Punkt erledigt sei. Es sei bekannt, daß die Germaniawerft in Kiel eine Bestellung der Republik Argentinien auf Schiffskessel für Torpedobootszerstörer erhalten habe. Diese Zerstörer seien vor dem Krieg bei der Germaniawerft gebaut worden. Da Schiffskessel noch kein Kriegsmaterial darstellten, hätte die Firma Krupp diesen Auftrag angenommen, dann aber zu ihrer Überraschung erfahren müssen, daß eine Note der Botschafterkonferenz die Ausführung dieser Kessel untersage, da sie für Kriegsschiffe gebaut werden sollten. Der Redner gab dann einen Überblick über das, was zerstört wurde, und über die Zerstörungen großer Maschinen für die Herstellung großer Geschütze. Bei Kriegsende am 1. November 1918 bestand der Maschinenpark der Essener Werke aus 20 696

Maschinen. Bis 1. Januar 1925 waren auf Anordnung der Interalliierten Militärkommission 9173 Maschinen zerstört, das sind also 44,5 Proz. der ursprünglich vorhandenen Maschinen. Wenn gesagt werde, die Firma Krupp hätte vielleicht inzwischen neue Maschinen angeschafft, so betonte der Redner ausdrücklich, daß keine einzige Maschine für die Herstellung von Kriegsmaterial angeschafft wurde. Hinsichtlich der Zerstörung von Maschinen sind bis auf eine alle früheren Forderungen der J. M. K. K. restlos erfüllt. Was den Umfang der Zerstörungen in den Kruppschen Werken infolge des Friedensvertrags betreffe, so seien außer den 9173 Maschinen im Laufe der fünf Jahre, während welcher die Untersuchungskommission der J. M. K. K. in Essen weile, noch 379 Anlagen, die bisher der Herstellung und Montage von Kriegsmaterial gedient hatten, zerstört worden. Ferner seien 14 Montageschächte und Ringaufziehereischächte zerstört worden, die zur Herstellung von Geschützrohren und zur Montage von Schiffslafetten gedient hätten, ferner 800 000 Spezialwerkzeuge für die Kriegsmaterialfabrikation im Gewicht von rund 9600 t und auf den Schießplätzen und der Feuerwerkerei des Werkes Wälle mit über 100 000 cbm Erdmassen und über 22 000 cbm Mauerwerk, ferner 159 Versuchsgeschütze der Kruppschen Schießplätze und 1500 t Versuchsmunition. Eine gründlichere Zerstörung, sagte der Redner zum Schluß, lasse sich beim besten Willen nicht denken. In Goldmark gerechnet handele es sich um Zerstörungen im Werte von 102 Mill. Goldmark. Nach solchen Zerstörungen könne von einer geheimen Fabrikation von Kriegsmaterial keine Rede mehr sein. Man habe nur eine minimale Entschädigung in Papiermark erhalten. Der Redner bat die anwesenden Herren, dafür einzutreten, daß die Sage von der Kriegsrüstung zerstört würde. Dadurch beruhigten sie auch die Menschheit im allgemeinen.

Ein neues Einreibemittel, ein pharmazeutisches Produkt, das eine immer allgemeinere Verbreitung findet und eine aufmerksame Beachtung verdient, ist die von dem Wo-Khi-Werk in Berlin SW. hergestellte Wo-Khi-Embrocation. Eine kurze Einreibung mit ihm erfrischt, macht Sehnen und Muskeln elastisch, beseitigt nach anstrengenden Übungen Steifsein der Glieder und bewährt sich auch vorzüglich bei allen rheumatischen Beschwerden. Wo-Khi ist ein ärztlich erprobtes Hausmittel, das in keiner Familie fehlen sollte.















Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem
altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,
Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thür.

Illustrirte Zeitung



Das Kobollzellertor in Rothenburg o. d. Tauber.

Nach einer Radierung von Bernard Schumacher. (Mit Genehmigung des Verlages Arthur Merkel, Berlin.)

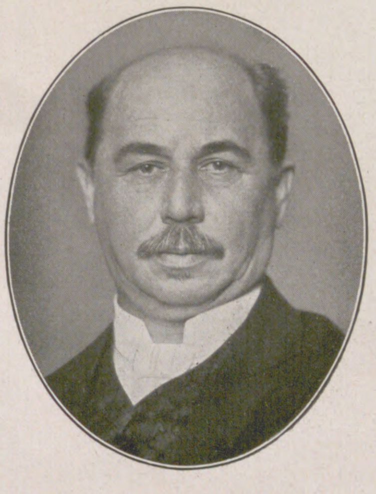
Der Wandel der Weltmächte. / Von Dr. A. Wirth.

Zusammen mit dem Imperialismus ist das Wort Weltpolitik Ende des letzten Jahrhunderts aufgekommen. Der Vorgang und der Begriff waren indes schon lange da, bevor eine sprachliche Münze dafür geprägt wurde. Weltpolitik, freilich eine herzlich schlechte, trieben die Römer, als sie mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch mit den Parthern und Sassaniden fruchtlose Kriege auskämpften, und als sie all ihr Silber für die Seide Chinas hingaben. Weltpolitik war es, wenn Justinian im fernen Westen die Vandalen in Afrika vernichtete, und wenn er vom fernen Osten eine Gesandtschaft und durch Mönche Seidenkokons empfing, die die Grundlage zu einer Seidenindustrie des Abendlandes bilden sollten. Sicherlich war es Weltpolitik, wenn der Kalif Valid seine Heere zugleich in Spanien und im Pendschab fechten ließ. Und was war es anderes, wenn Karl der Große Botschaften von Harun al Raschid empfing, während dieser mit Sian-fu in Verbindung stand? Auch die höfischen Formen heutiger Diplomatie mangelten früheren Zeiten nicht. So hatte sich bereits im 5. nachchristlichen Jahrhundert ein regelmäßiger diplomatischer Verkehr zwischen den Höfen von Byzanz, Ktesiphon und Laoyang ausgebildet. Man drückte sich gegenseitig Beileid aus über den Heimgang ruhmvoller Herrscher, man teilte sich durch zeremoniöse Gesandtschaften jeweilige Thronbesteigungen mit, die Dynastien von Byzanz, Persien und Nordchina verschwägerten sich. Die gleichen Höflichkeiten und Verschwägerungen wiederholen sich zwischen Franken und Byzantinern. Jedermann kennt den ritterlichen Ton, in dem Richard Löwenherz und Saladin miteinander verkehrten. Am ausgedehntesten war die Weltpolitik der Mongolen. Ihr Reich, 30 Mill. Geviertkilometer umfassend, also mehr als das Sechzigfache des heutigen Deutschlands, ist ganz kürzlich erst von den Briten im Ausmaße übertroffen worden. Der Macht des Khans, der über ganz Nordasien, ganz China, ganz Turkistan sowie den größten Teil von Vorderasien und Osteuropa und zeitweilig auch über Tibet herrschte, dessen Gebot mit Hochachtung sogar in Sansibar und Madagaskar (wie aus Marco Polo hervorgeht) vernommen wurde, hatte das Abendland keine gleichwertige Macht entgegenzustellen. Die Nachfolger der Mongolen wurden die Osmanen. Durch sie geriet das christliche Abendland derart in Bedrängnis, daß es, soweit souveräne Territorialgewalt zu berücksichtigen ist, vor 1480 auf $^1/_{30}$ der Erdoberfläche zusammengedrängt wurde. Luft schafften Kolumbus, Vasco da Gama und die Russen. Es galt, die weite Welt des Orients an den Flanken zu überflügeln, da man sie im Frontangriff nicht überwältigen konnte. Kolumbus ging ausgesprochenermaßen auf dem Seewege, dem westlichen, nach Indien, das er ja in Amerika entdeckt zu haben glaubte, lediglich, um mit Hilfe der dort aufzufindenden Schätze den Islam zu bekämpfen und niederzuwerfen. Letzten Endes ist ihm das auch gelungen. Die Schätze, die aus der Neuen Welt strömten, haben die Habsburger mitbefähigt, den Osmanen die Spitze zu bieten. Und Amerika ist im Grunde das stärkste Bollwerk gegen die Welt des Orients, vorzugsweise allerdings die ostasiatische, geworden. Unterdessen legten sich, den Spuren Vasco da Gamas folgend, Portugiesen und Holländer in der ganzen Breite des Südens, von Aden und Delagoa bis Java und Formosa, vor den langgestreckten Orient, während die Russen ihn von Sibirien aus flankierten. Im 15. und 16. Jahrhundert war die Gruppierung der Weltmächte folgendermaßen: das China der Ming und der Mandschu, das Indien der Mogule, das zaristische Rußland, das auf drei Erdteile sich erstreckende Reich der Türken, endlich das Reich der Habsburger und das der Bourbonen, beide mit Besitzungen in Europa, Afrika und Amerika.

Im 18. und 19. Jahrhundert wurde ein europäisches Gleichgewicht ausgestaltet.



Von der Eröffnung des neuen Gelände-Hindernis-Parks bei „Onkel-Toms-Hütte“ im Grunewald bei Berlin am 11. April: Oben: Graf Görtz (1), der bekannte Turnierreiter, und General v. Seeckt (2) während der Eröffnungsfeier. — Unten: Blick auf ein schweres Geländehindernis mit Steilhang.



Dr. Hermann Paasche,
namhafter deutscher Parteipolitiker, 1907–1912 Erster Vizepräsident des Reichstags, † auf einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten in Detroit am 10. April im Alter von 74 Jahren.

Auch durch die französische Revolution und die Eroberungen Napoleons wurde das Gleichgewicht nur auf kurze Zeit erschüttert. Es behauptete sich auf den Linien, die seit den Tagen Prinz Eugens und Peters des Großen entstanden waren, bis zum Weltkriege. Wenn man jedoch genauer zusieht, so entdeckt man, daß schon lange vor dieser Weltkatastrophe eine bedeutsame Verlegung des Schwerpunktes eingetreten war. Vor allem wird Nordamerika immer gewaltiger. Als die Vereinigten Staaten sich auftaten, da besaßen sie noch keine vier Millionen Menschen; im Jahre 1900 hatten sie sich auf 76 Millionen erhoben, und heute zählen sie 112 Millionen. Es ist ohne weiteres klar, daß eine solche Zusammenballung von Menschen nicht ohne Eindruck auf die politische Oberfläche unseres Planeten bleiben konnte. Noch allgemeiner bezeichnet, beherbergte die nördliche Halbkugel unseres Globus bis zum Aufkommen der Vereinigten Staaten etwa zwölfmal mehr Bewohner als die südliche Halbkugel. Heute hat sich das Verhältnis ganz bedeutend zugunsten des Südens verschoben, wenn er auch noch immer in der Minderheit bleibt. Australien, Neuseeland, Südafrika und die Gruppe der Länder Latein-Amerikas wuchsen zu selbständigen Staaten empor. Die germanischen Staaten der südlichen Halbkugel wurden in Weltbritannien eingegliedert, die lateinischen dagegen erlangten eine unabhängige Stellung.

In Europa kann man das Jahr 1882, da der Dreibund geschlossen wurde, als weithin ragenden Markstein ansehen. Deutschland hatte die Führung in Festlandeuropa. Es war daran, sich auch in kolonialen Angelegenheiten zu erringen. Der Kongokongreß 1885 bezeichnet den Gipfel deutscher Macht. Er stand vollkommen unter dem Zeichen Bismarcks. Danach kamen die anderen wieder in die Höhe. Noch im Jahre des Kongokongresses verschluckten die Engländer einen fetten Bissen in Asien, nämlich Birma, und bauten unter Cecil Rhodes ein südafrikanisches Reich auf, während die Franzosen den Westsudan und die Hälfte der Sahara besetzten. Nun aber tauchten an den Rändern der Erde ganz neue Staatsgebilde auf, die sich gar bald zu weltpolitischer Bedeutung entwickelten: Sibirien, Australien, Argentinien und Brasilien, Mexiko und vor allen Dingen Japan. Man weiß es von den Parteien nachgerade, daß dort Legenden und Schlagwörter eine Geltung erlangen, die der Wirklichkeit oft geradezu entgegengesetzt sind. Am merkwürdigsten aber ist, daß derartige Märchen in Absicht auf ganze Länder entstehen und sich ganze Geschlechter hindurch behaupten können. So war die öffentliche Meinung Jahrhunderte hindurch davon überzeugt, daß die Japaner in seliger Schönheitsschwärmerei ein weltentrücktes Puppendasein führten. Von der harten Tatkraft und von der brennenden Vaterlandsliebe, die den Japanern innewohnt, hatte man kaum eine Ahnung. Erst seit der Niederlage, die 1894/95 China durch die japanischen Waffen erlitt, erkannte man, daß auch die Söhne der Morgensonne von politischem Ehrgeiz erfüllt sind. Ähnlich waren die Vereinigten Staaten in den unverdienten Ruf gekommen, daß sie lediglich für Freiheit, Frieden und Völkerverbrüderung arbeiteten. Die Wahrheit ist gerade das Gegenteil gewesen. Seit ihren frühesten Ursprüngen haben sich die Yankees imperialistisch betätigt. Der Erfolg Washingtons war dadurch bedingt, daß 1780 Großbritannien in einen Weltkrieg verwickelt war. In der weitschauenden Staatskunst Napoleons war die Abtretung Louisianas an Jefferson eine wichtige Handlung, und abermals tobte ein Krieg auf Ländern und Ozeanen, als 1812 die Yankees zum zweiten Male gegen die Engländer anrannten. Im Jahre 1853 stach der Kommodore Perry in See, um mit dem Schogun einen Handelsvertrag zu schließen, was zur Verwestlichung und Aufrüttelung Japans führte. Der Sturz Napoleons III. wurde durch die



Prof. Dr. Rudolf Lehmann,
Geheimer Regierungsrat, bekannter Pädagoge, Philosoph nud Literarhistoriker an der Universität Breslau, konnte am 26. März seinen 70. Geburtstag begehen.





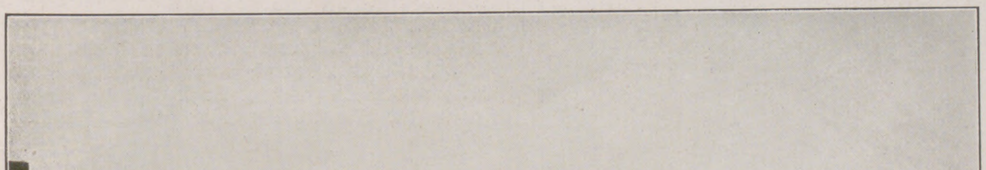
Die Ausreise des Vermessungsschiffes „Meteor“, das am 16. April eine zweijährige Forschungsreise nach dem südlichen Atlantischen Ozean angetreten hat: Links: Das Schiff beim Verlassen der Schleuse in Wilhelmshaven. — Rechts: An Bord des „Meteor“ vor dem Abschied: Fregattenkapitän Spieß, der Kommandant des Schiffes (voranschreitend) und (dahinter) Admiral Zenker. (Phot. Drüppel, Wilhelmshaven.)

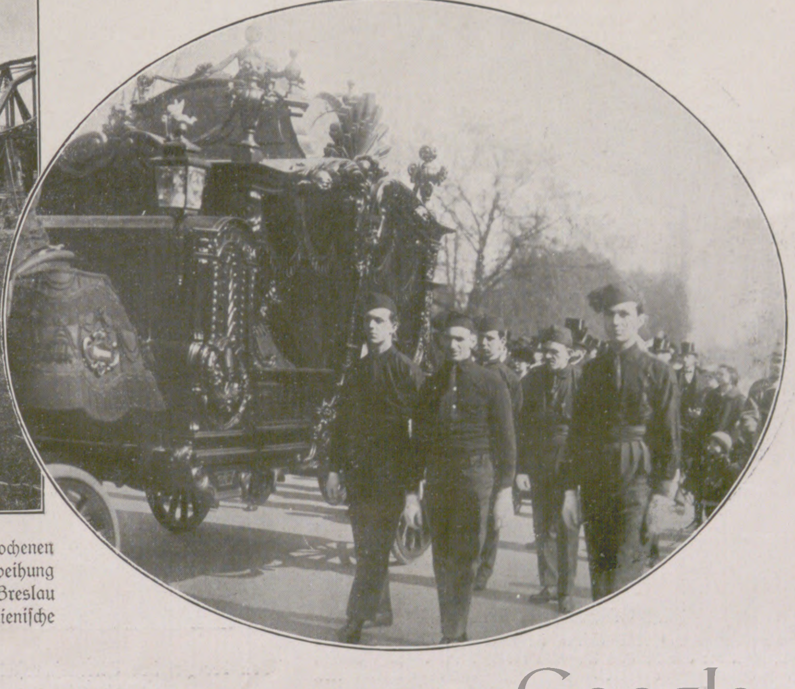


Vom Hafenunglück in Bremen, bei dem der englische Dampfer „Anglo-Columbia“ mit seinem Bug in der Hafeneinfahrt auf den Molenkopf auffuhr: Der beschädigte Molenwärter- und Leuchtturm, der sich durch Unterspülung gesenkt hat. (Phot. Reil, Bremen.)

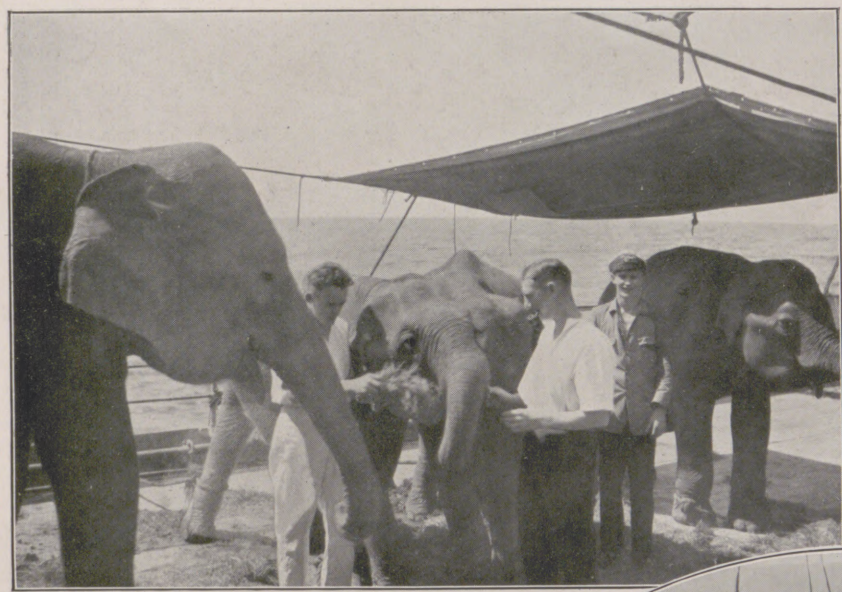


Professoren der Staatlichen Hochschule für bildende Kunst in Weimar bei der Eröffnung der Kunstausstellung am 11. April. Von links nach rechts: Alexander Olbricht, Walter Klemm, Felix Meseck, Richard Engelmann, Hugo Gugg. (Phot. Held, Weimar.)

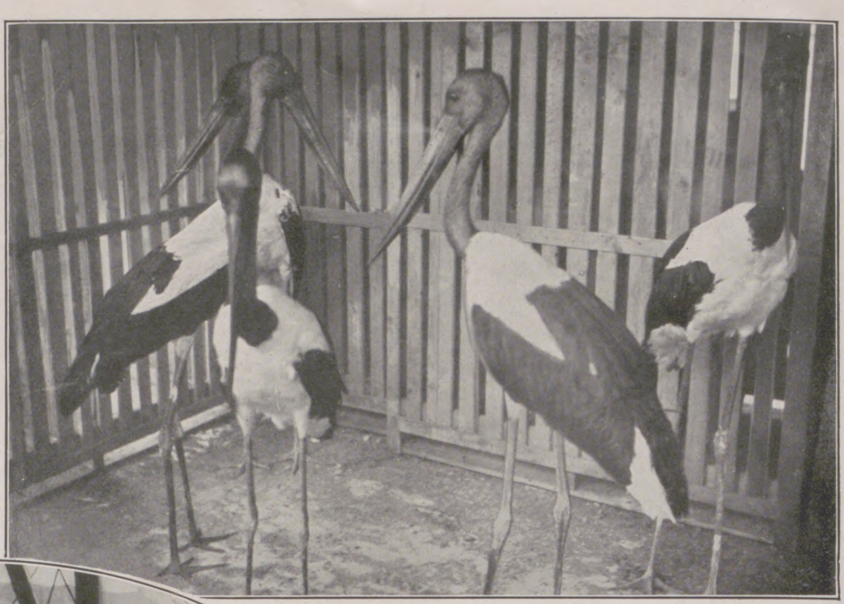




Vom Brande der alten hölzernen Brücke über die Oder in Tschicherzig bei Züllichau am 13. April: Die niedergebrochenen Teile der Holzbrücke. Dahinter die durch den Brand nur an einem Pfeiler leicht beschädigte Eisenbrücke, deren Einweihung am 29. April erfolgen soll. (Phot. J. Kaltenhäuser, Züllichau.) — Rechts im Oval: Die Überführung des in Breslau verstorbenen italienischen Konsuls Bruno Puglia: Eine Abteilung Faschisten beim Abholen des in eine italienische Fahne gehüllten Sarges.



Fütterung der Elefanten an Bord des Transportschiffes.



Indische Störche in ihrem Käfig während der Überfahrt.

Politik Sewards eingeleitet. Ein österreichischer Erzherzog mußte bei Truxillo vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, weil ihn die Franzosen, vor der drohenden Haltung Sewards weichend, im Stiche gelassen hatten. Im Jahre 1879 warf sich der Expräsident Grant zum Schiedsrichter zwischen Japan und China auf. Später mischte sich Onkel Sam in Brasilien, wo nach der Abschaffung des Kaisertums Wirren ausgebrochen waren, und in Chile ein, wo ein Diktator, Balmaceda, die Zügel an sich gerissen hatte. Man sieht hieraus ganz klar, daß schon lange vor 1898 die Vereinigten Staaten sich als Weltmacht aufgespielt haben. Immerhin bedeutet das genannte Jahr einen nicht zu übersehenden Markstein. Es brachte nicht nur die Erwerbung von Kuba und Portoriko, wodurch Spanien völlig aus der Neuen Welt ausgeschaltet wurde, sondern auch eine Festsetzung in der Alten Welt, nämlich auf den Philippinen in Inselasien.

Eine ganz neue Erscheinung ist, daß jetzt der Orient sich wieder hebt. Wir haben oben auf die Klemme hingewiesen, in der das christliche Abendland unmittelbar vor Kolumbus war. In den vierhundert Jahren, die danach verflossen sind, hat sich die Bedrängnis Europas in ein zermalmendes Übergewicht verkehrt. Früher nur $^1/_{30}$ des Globus beherrschend, besaßen oder kontrollierten die Weißen nunmehr reichlich $^9/_{10}$. Wenn im Mittelalter und beim Ausgange des Altertums Reiche des Ostens, so das der Pharaonen, Babylons, Persiens und Chinas, des Kalifats, der Mongolen, der Türken und der Mandschuren, den Großstaaten des Abendlands gleich und in häufigen Fällen überlegen waren, so war beim Schluß des 19. Jahrhunderts überhaupt keine andere Macht als eine weiße von Belang mehr vorhanden. Jetzt aber schwingt der Pendel zurück. Zuerst machen sich die Japaner von der Kontrolle unabhängig. Die Chinesen wollen das Beispiel nachahmen und geraten in furchtbare Krämpfe, in eine endlose Reihe von Bürgerkriegen; man kann aber sicher sein, daß sie ihr Ziel doch noch erreichen, und dann werden, wenngleich in veränderter Gestalt, die Tage Attilas wiederkehren. Seit 1919 wachsen Afghanen und Osmanen. Der Nationalismus, der seit einigen Jahren das Erdenrund überzieht, weckt die Völker, große und kleine, auch im Orient: Mongolen, Tibeter, Perser, Kurden, Marokkaner, Araber, Javaner.

Diese großen Wandlungen fallen viel mehr ins Gewicht als diplomatische Verträge, denen nur auf dem Papier eine Ewigkeit beschieden ist. Die jüngste Geschichte der Verträge ist bald erzählt. Als Markstein nahmen wir den Dreibund an. Sein Einfluß erstreckte sich nur auf Europa und Afrika. Auch hat er im Grunde nur 20 Jahre gewährt; denn durch den Geheimvertrag über Tripolis löste sich Italien vom Dreibunde los. Bei der Dazwischenkunft von Shimonoseki verbanden sich Petersburg, Berlin und Paris gegen Japan, das infolgedessen zu England übersprang und dann auch 1902 sich mit ihm verbündete. Das Interessensyndikat zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich war während des Burenkrieges nahe daran, sich noch einmal zu wiederholen; es kam jedoch nicht zum Abschluß. Dafür beschloß London, die Russen zu sich herüberzuziehen. Wenn nicht im Guten, dann im Bösen: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein!“ Statt das Einschlagen aber selbst zu vollbringen, schickten die Engländer den Japaner vor, der sich denn auch zur Zufriedenheit Londons dieser Aufgabe entledigte. Sehr bald konnte Downingstreet die Frucht seiner Diplomatie pflücken; es brachte 1907 Rußland zu einem Abkommen. Dies wurde 1910 durch ein Bündnis zwischen Tokio und Petersburg ergänzt. Danach gingen Franzosen, Slawen, Angelsachsen und Japaner



Giraffen auf dem Transportdampfer vor der Ausladung im Hamburger Freihafen.

Tiertransporte zur Ergänzung der Bestände zoologischer Gärten in Deutschland.
Durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die Futterknappheit während des Krieges und der Inflation waren in den deutschen zoologischen Gärten merkliche Lücken im Tiermaterial eingetreten; überall ist man jetzt bestrebt, sie nunmehr wieder völlig auszufüllen. So brachte unlängst das Schiff „Marienfels“ aus Ostindien Elefanten, Störche, Affen und andere Tiere jener Zonen. Ferner traf neulich im Hamburger Freihafen einer der ersten Transporte Giraffen nach dem Kriege wieder ein, die für den Zoologischen Garten in Dresden bestimmt sind.



Fürst Günther zu Schwarzburg,
† am 15. April in Sondershausen im Alter von 72 Jahren. Mit ihm stirbt die alte deutsche Dynastie der Fürsten, ehemals Grafen zu Schwarzburg aus, aus der sogar einmal ein Vertreter, Günther XXI., 1349 zum deutschen König gewählt wurde.



Von der Zweiten Tierkunstausstellung im Zoologischen Garten zu Berlin, die am 9. April eröffnet wurde: Blick in den Ausstellungsraum.



König Boris III. von Bulgarien,
auf den am 14. April während einer Automobilfahrt auf der Straße Orchania-Sofia von einer Räuberbande ein Anschlag verübt wurde, wobei zwei seiner Begleiter den Tod fanden. Der König blieb unverletzt und leitete selbst die Verfolgung ein.

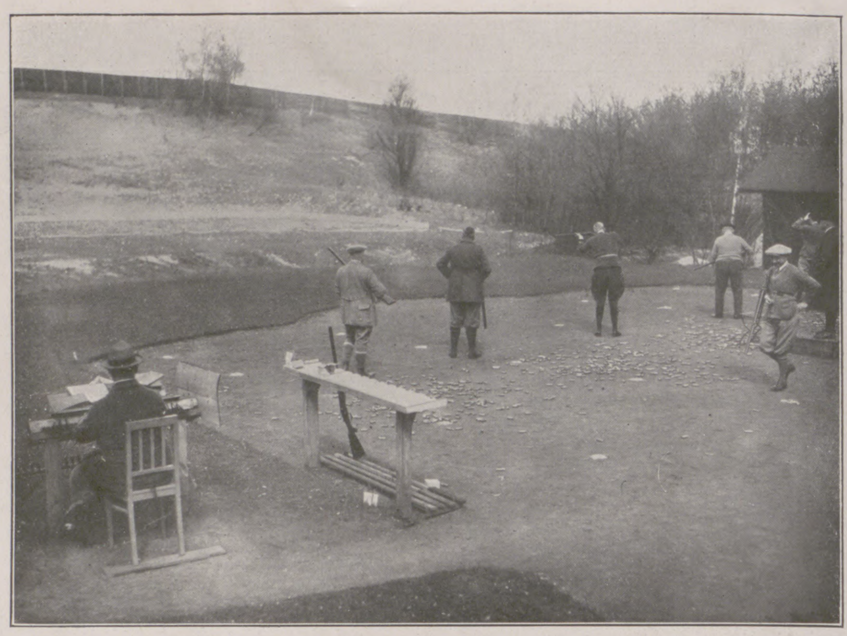


Frühling in der Großstadt: Das erwachende Leben in den öffentlichen Anlagen.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.



Von den Osterwettspielen des Berliner Golfklubs in Berlin-Westend, die am 10. April begannen: Samek sen., der mit 82 Punkten das beste Ergebnis erzielte, beim Schlage.



Vom Wurftaubenschießen, das alljährlich zu Ostern in Halensee bei Berlin stattfindet: Der Abschuß. Sieger im Osterpreis wurde Herr Doetzsch, während den Wanderpreis für beste Leistungen Carl Bremme gewann.

*

zusammen. Die Einkreisung Deutschlands war vollendet. Auch nach dem Weltkriege blieb diese Kombination noch längere Zeit bestehen. Sie lockerte sich durch das Aufkommen des Sowjets. Gründlich verschoben wurde sie aber erst seit dem Herbste 1924, besonders durch den Krieg in China und den in Südwestasien. Hinfort kann man mit zwei völlig neuen Konzernen rechnen, mit einer eurasiatischen Gruppe, die aus Japan, Nordchina, Rußland, Vorderasien und Frankreich besteht, gegenüber einer ausgedehnten ozeanischen Gruppe, die sich aus England, Nordamerika und den angelsächsisch beeinflußten Staaten Latein-Amerikas zusammensetzt. Zwischen den beiden Konzernen laviert vorläufig noch vorsichtig die kleine südeuropäische Gruppe; sie besteht aus Spanien, Italien, Südslawien und Rumänien.



Vom Flugtag in Staaken bei Berlin, der am 13. April veranstaltet wurde: Der Pilot Raab, Sieger im Geschicklichkeitsfliegen, mit seinem Flugzeug beim Überfliegen eines Hindernisses.



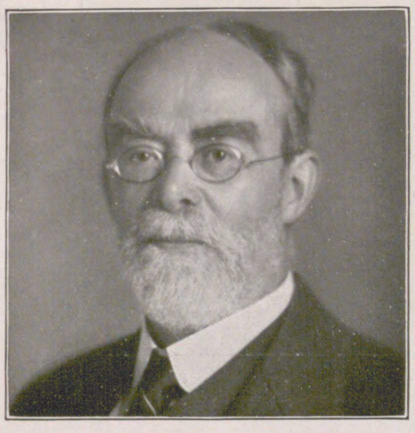
Dr. h. c. Hedwig Heyl,
Schriftstellerin, Führerin auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge, begeht am 5. Mai ihren 75. Geburtstag. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



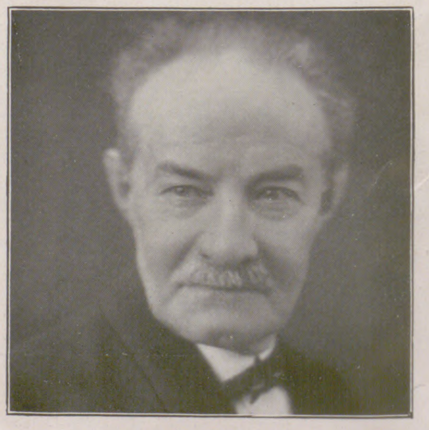
Vom letzten Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen bei seinem Schwiegersohn, dem Erzherzog Joseph Franz, in Budapest. Von links nach rechts: Erzherzogin Anna Monika Pia, geb. Prinzessin von Sachsen; König Friedrich August; Erzherzog Joseph Franz.



Dr. phil. h. c. Fritz Baedeker,
der Herausgeber der bekannten Reisebuchführer, Seniorchef der Firma Karl Baedeker, Leipzig, † am 9. April im 81. Lebensjahre. (Phot. Atelier Hoenisch, Leipzig.)



Prof. Dr. Joseph Maria Eder,
bedeutender Forscher und Fachschriftsteller der wissenschaftlichen Photographie, vollendete am 16. März sein 70. Lebensjahr. (Vgl. den Beitrag auf Seite 655.)



Prof. Heinrich Grünfeld,
Violoncellist, geschätzter Kammermusiker in Berlin, feierte am 21. April seinen 70. Geburtstag. (Phot. Hänse Herrmann, Berlin.)





Zum Unfall des englischen lenkbaren Luftschiffes „R 33", das sich während eines Sturmes von seinem Ankermast in Pulham losriß und mit 20 Mann Besatzung über die Nordsee getrieben wurde: Das Luftschiff an seinem Ankermast. **Rechts nebenstehend:** Der Brand des Deutschen Hauses im Jackson Park zu Chicago: Feuerwehrleute bei den Löscharbeiten. Das Gebäude wurde anläßlich der Weltausstellung 1893 errichtet und der Stadt Chicago später von der deutschen Regierung zum Geschenk gemacht.

(Phot. Underwood & Underwood, Chicago.)



Paul Painlevé,
der neue französische Ministerpräsident.



Von der Einweihung der neuen Universität Jerusalem am 1. April: Sir Herbert Samuel, der Oberkommissar von Palästina, spricht im Namen der Regierung Großbritanniens.





Links: Die Wiederinbesitznahme von Alcazer-Seguer (Marokko) durch die Spanier: Am Strande während der Ausschiffung der Truppen. — **Rechts:** Von der Eröffnung der Internationalen Mailänder Messe am 12. April: Kronprinz Humbert von Italien (in Uniform) und der italienische Wirtschaftsminister (rechts vom Kronprinzen) bei einem Rundgang. Im Hintergrund: König Viktor Emanuel III. von Italien. Zu der Ausstellung ist eine Delegation der deutschen Presse entsandt worden.

Die aufständischen Kurden. / Von Dr.-Ing. Karl Klinghardt, Frankfurt a. M.

Bergvölker haben sich im Laufe der Geschichte meist als besonders eng mit der Heimat verwachsen erwiesen und der Beherrschung durch anders geartete Rassen und Regierungen Widerstand geleistet. Die Kurden, die im türkischen Staatsgebiet (etwa ein Drittel ihrer Volksgenossen wohnt in der persischen Provinz Aserbeidschan) das armenisch-kurdische Bergland in einer Ausdehnung, die etwa der von Süddeutschland einschließlich der Rheinprovinz gleichkommt, bewohnen, bilden keine Ausnahme von dieser Regel. Trotz der bewegten langen Staatengeschichte, an der sie rein territorial teilgenommen haben, sind sie ein unberührtes, naives und rauhes Volk geblieben. Als Oberherren haben sie, ihre Familien, ihre Sippen und Stämme, wohl nie jemand anderen betrachtet als ihre Häuptlinge und Stammesältesten, die Begs der hohen Berge. Versuche der Landesregierungen, sei es der persischen, sei es der türkischen, regelmäßige Rekrutierungen oder regelmäßige Steuereintreibungen in Kurdistan durchzuführen, haben stets zu blutigen Kämpfen geführt. Erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist es den Türken unter General Hafis-Pascha gelungen, die erste feste staatliche Überwachung des Landes einzurichten. Persien sah noch 1880 schwerste Kämpfe solcher Art. Sultan Abdul Hamid, der raffinierte Diplomat von 1895, fand dann mit der Schaffung der kurdischen sogenannten Hamidie-Regimenter, einer Art Freischarentruppe, eine Lösung auch für das militärische Hoheitsproblem in Kurdistan.



Nomadische Kurden auf der Wanderung.

Außerhalb solcher Freiheitsfragen sind die Kurden offene, ja bieder zu nennende Menschen. Die Gewohnheiten des Gastrechtes — neben denen der Blutrache — werden hochgeachtet, und wer von Forschern unter Kurdenstämmen geweilt hat, lobt fast immer den Umgang mit ihnen. Sympathisch berührt den Europäer besonders das ungezwungene Verhältnis der Frauen zu den Männern. Sie zeigen sich unverschleiert, obwohl sie sunnitische Islambekenner sind, und tragen das Haupt nur in buntfarbige Tücher eingebunden, die vom Scheitel zum Kinn und darüber turbanartig um den Kopf gelegt werden. Die starken Farben solcher Tücher wie der sonstigen Kleidung verleihen den wild-schön anmutenden, kernigen Gestalten beiderlei Geschlechts einen besonders lebendigen Reiz.



Kurdenfrauen von der Sippe der Tachtadschi (Brettschneider) bei der Arbeit.

Für eine türkenfeindliche Politik des „divide et impera“ bilden die Kurden mit ihrer Art natürlich einen beachtenswerten Faktor. Mit Geld in der Hand und tönenden Verheißungen völliger künftiger Unabhängigkeit kann man die kurdischen Krieger- und Nomadensippen leicht zu einem Überfall auf feste Ortschaften und auf Regierungs-Gendarmerie veranlassen; Raub und Plünderung waren ja stets bei ihnen hochangesehene, gern geübte Betätigungen. So hetzte sie Abdul Hamid gegen die Armenier, um ihr unruhiges Blut zu kühlen; jetzt schickt die englische Propaganda ihre aufgeputschten Scharen gegen die Angora-Regierung auf den Kriegspfad.

Dank dem politischen Instinkte des türkischen Volkes wurde jedoch das, was zu großem Schaden werden sollte, nur zu einer plastischen Anklage gegen die Hetzer im Hintergrund: Die Kurden, die sich um Staatsfragen und um Religion kaum je gekümmert haben, setzten sich in einer Flut von Proklamationen ein für Abschaffung der Republik und Zurücknahme der weltlichen Reformen der Angora-Regierung. In Bagdad und Aleppo, von wo die Verschwörungsfäden ausgingen, hoffte man, auf diese Weise auch sonstige, den Kemalisten etwa abgeneigte Elemente in der Türkei für den Aufstand zu gewinnen. Das Gegenteil trat ein. Regierungsparteien wie Opposition, Presse wie Bevölkerung traten mit unverhohlenen Hinweisen auf Entstehung und Tendenz des Aufruhrs ein für rücksichtslose Niederwerfung der Rebellen und aller etwaigen sonstigen Diener englischer Interessen.

Politisch hat somit der Aufstand seine Wirkung weitgehend verfehlt, indem er die Geschlossenheit der türkischen Nation nur verstärkte. Militärisch ist seine Hauptkraft gleichfalls gebrochen. Die überrumpelte seßhafte Bevölkerung hat, noch ehe die umfassenden strategischen Maßnahmen des türkischen Oberbefehlshabers — es ist der Berliner Botschafter der türkischen Republik, der achtzehnmal verwundete, tapfere General Kemaleddin Samy-Pascha, der Anfang März zu dieser ehrenvollen Aufgabe berufen wurde — ganz sich auswirken, die Waffen gegen die mißleiteten Empörerer ergriffen. Die Türken werden mit ihnen leichtes Spiel haben, ist doch diesem Nomadenvolke nur der Kampf in kleinen Haufen bekannt, während an einen Zusammenschluß in größeren Formationen bei ihnen nicht zu denken ist. Immerhin sollen die bisherigen Kriegskosten der Türken nach Zeitungsmeldungen doch bereits 12 Millionen Pfund Sterling betragen. Wenn man aber den Meldungen vom Kriegsschauplatz Glauben schenken darf, dann wird dieser Aufstand bald der Geschichte angehören, die den umfangreichen Komplex der Fragen um Mossul zu schildern hat. Trotzdem werden wohl noch viele Wellen den Tigris — den Strom Kurdistans — hinunterbrausen, ehe in den Bergen und Schluchten seiner Begs und Scheichs der letzte Büchsenschuß verhallt ist.





Bergsiedlung seßhafter Kurden.

Im Oval: Kurdische Scheichs als Freischaren-Führer.



Kurdische Tachtadschi (Brettschneider) in ihrer Waldbehausung.



Frühling in Oberbayern. Nach einem Gemälde von Rudolf Sieck.

(Mit Genehmigung des Kunstverlags Franz Hanfstaengl, München.)

Gefährdete Pflanzenkleinode.

Von Obergartenmeister B. Voigtländer, Tharandt.



Kuh- oder Küchenschelle (Pulsatilla vulgaris).



Winterling (Eranthis hiemalis).

Obwohl unsere einheimische Flora an und für sich schon ärmer an Pflanzenschönheiten ist als andere Erdteile mit ihrer überaus reichen Flora, wird sie dennoch vielfach rücksichtslos stiefmütterlich behandelt. Und so ist es gekommen, daß sich verschiedene deutsche Bundesstaaten entschließen mußten, um wenigstens etwas von diesen Naturschätzen noch zu retten, Verbote und harte Strafen gegen deren drohende Ausrottung festzusetzen. Aber auch derartige Maßnahmen, die das Verschwinden seltener Pflanzenkleinode verhindern sollen, werden nicht zum Ziele führen, wenn nicht noch andere Vorkehrungen getroffen werden zur Rettung der Aschenbrödel unter unseren Pflanzen. So gilt es vor allem, Kenntnis dieser gefährdeten Pflanzen in weite Volkskreise zu tragen; dies wird sie am besten vor der Vernichtung schützen. Freunde der einheimischen Pflanzenwelt werden staunen, wenn sie hören, daß noch vor gar nicht so langer Zeit auf unseren Fluren der interessante Frauenschuh, die herrliche Nestständel, das wohlriechende Waldvögelein und wie alle diese Orchideen sonst noch heißen, die man sich jetzt aus dem Ausland besorgen muß, einst gesellschaftsweise auf deutschen Fluren standen. Aber nicht allein vieler solcher zarter Seltenheiten sind wir schon verlustig gegangen. Auch robustere Pflanzenschönheiten befinden sich jetzt schon im Aussterben.



Pfingstnelke (Dianthus caesius).

Wer kennt z. B. noch die wunderbar schöne Kuh- oder Küchenschelle (Pulsatilla vulgaris), wegen ihrer auffälligen Samenstände auch Teufelsbart genannt. Ehemals war sie bei uns überall zu finden. Heute zählt sie zu unseren allergrößten Seltenheiten; sie irgendwo aufzufinden, bedeutet einen glücklichen Zufall.

Noch seltener ist leider auch schon ein Verwandter von ihr geworden, der liebreizende, kaum zehn Zentimeter hohe Winterling (Eranthis hiemalis). Er gehört, wie die Küchenschelle, zu den Hahnenfußgewächsen, zu denen auch die bereits geschützte Troll- oder Glotzblume (Trollius europaeus) zählt. Diese wächst jetzt zwar noch ziemlich zahlreich auf den Wiesen der deutschen Mittelgebirge; geht aber der Raub an ihr so weiter, so ist auch diese Pflanze bald nur noch ein Relikt unserer Fluren. Der Winterling, der oft schon, bei lauem Wetter, Ende Januar seine gelben, langlebigen Blütensterne durch den Schnee schiebt, hat leider selbst in seiner Heimat, in Süddeutschland, schon „Geschäftsaufsicht“ ansagen lassen müssen. Es wirft fürwahr ein beschämendes Licht auf unser Volk, daß jetzt durch Gesetze geschützt werden muß, was früher unserer Vorfahren Freude war.



Felsensteinkraut (Alyssum saxatile).

Sehr zu bedauern ist es ferner, daß die Pfingstnelke (Dianthus caesius) fast völlig verschwunden ist. Hätte sie nicht in dem Freistaat Sachsen am „Hohen Stein“ bei Dresden einen durch Unerreichbarkeit sich selbst schützenden Standort, wäre sie sicher auch hier verschwunden. Bei dieser herrlichen violettroten Nelke, deren Duft von ihren künstlichen Züchtungen nicht annähernd erreicht wird, kann leider mit Recht gesagt werden: „Undank ist der Welt Lohn“. Sie verdiente als Stammutter dieser Züchtungen schonungsvolle Beachtung.

Wenn auch das Felsensteinkraut (Alyssum saxatile), auch Goldkörbchen genannt, noch hier und da eine Zuflucht hat, betrüblich ist dennoch, daß auch diese Blume, die früher als erster Frühlingsblüher alle Felsen und Hänge in Mitteldeutschland mit ihren dottergelben Blüten schmückte, vor der völligen Ausrottung steht. Vor gar nicht allzu ferner Zeit begleitete das Felsensteinkraut in Sachsen die Elbe fast bis an die preußische Grenze heran.

Eine große Seltenheit stellt ferner das Waldwindröschen (Anemone silvestris) dar. Mit seinen stolzen weißen Blumen schmückte es ehemals jeden Kalkhügel, und schon jetzt sucht man diese durchaus nicht empfindliche Pflanze meist vergebens. Greift die Rücksichtslosigkeit gegen unsere Reste der Pflanzenschönheiten so rapid weiter um sich, wird auch ihr letzter Zufluchtsort, die Kalkhügel Thüringens, sie nicht mehr lange behalten.

Mit den bisher angeführten Pflanzen ist die Liste der Schutz heischenden nur angedeutet; alle hier zur Kenntnis zu bringen, ist unmöglich. Eine solche Schutzbedürftige muß aber noch Erwähnung finden. Es ist das Adonisröschen (Adonis vernalis). Von den Tausenden von Verehrern wird nur ganz selten einem das Glück zuteil, sie zu finden. Und vielen deutschen Bundesstaaten geht es so wie dem Freistaat Sachsen, wo sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist. Aber jedem, der dieses Kleinod findet, wird das Herz warm und weit beim Beschauen ihrer großen gelben Radblumen, die ihre Stellung immer nach dem Stande der Sonne richten und sie abends schließen, damit ihre Blütezeit recht lange währt.

Jedoch, es gilt nicht nur aussterbende Landpflanzen zu schützen. Auch ein großer Teil seltener Wasserpflanzen ist bedroht. Wo ist z. B. der herrliche Wasserliesch, der zierliche Froschbiß, der biologisch interessante fleischfressende Wasserschlauch noch zu finden? Ja, selbst für die ehemals wie Unkraut wachsende weiße Wasserrose mußte schon der Schutz durch Verbot des Pflückens ausgesprochen werden, und die gelbe Wasserrose, auch Mummel oder Nixblume (Nymphaea lutea) genannt, ist in vielen Gegenden nicht mehr auffindbar.

Es ist wirklich höchste Zeit, daß alles getan wird, um hier zu retten, was noch zu retten ist. Die verschiedenen Verbote der einzelnen Bundesstaaten gegen Mißbrauch von Pflanzenseltenheiten allein genügen, wie bereits erwähnt, nicht, um der Vernichtung unserer gefährdeten Pflanzenkleinode Einhalt zu gebieten. Zur Unterstützung der behördlichen Schutzmaßnahmen muß eine in weiteste Kreise des Volkes dringende Aufklärung einsetzen, die die Augen öffnet für die unwiederbringbaren Werte, die in ihrem Bestande ernstlich bedroht sind. Dann wird man hoffentlich nicht mehr, wie es heute meist geschieht, tatenlos dulden, daß unsere Fluren durch unverständiges Verhalten unersetzlicher Schönheiten beraubt werden.



Waldwindröschen (Anemone silvestris).



Adonisröschen (Adonis vernalis).











Oben links:

Rodolfo Villani: Teil der Mosaiken in der Basilika der Transfiguration auf dem Berge Tabor.

Oben rechts:

Paul Thalheimer: „Es ist vollbracht."

Mitte links:

Carlo Guarnieri: Madonna.

Mitte rechts:

Ludwig v. Herterich: Diana.

Unten links:

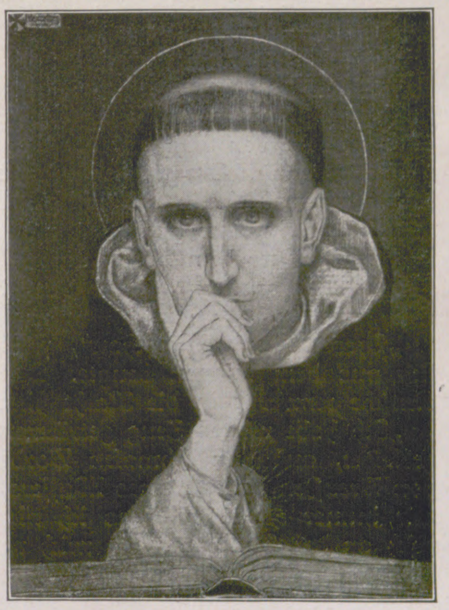
Matthias Schiestl: Heiliger Wolfgang.

Unten rechts:

Beckert: Thomas von Aquino.

Aus der Ende März eröffneten Internationalen Kunstausstellung in Rom.

(Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 655.)



Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(5. Fortsetzung.)

Es war etwa eine Stunde vergangen, als der Generalmajor wiederkam. „Seid Ihr fertig?" fragte er. Böttger wies auf seinen Koffer und sein Felleisen. „Habt Ihr den Liquor bei Euch behalten, wie ich Euch geheißen?" Böttger holte den Beutel hervor, den er an einer Schnur um den Hals trug, und in dem er das Gläschen mit dem Arkanum verwahrte. Er hatte das Pulver, das er bis auf einen geringen Rest verbraucht, mit Weingeist abgerieben und in eine Flüssigkeit gewandelt, um es auf diese Weise zu mehren und auch in kleineren Mengen wirksam zu machen. Der Generalmajor nahm das Gläschen in Empfang, fragte Böttger auf Ehrenwort, ob es das rechte, echte Arkanum sei, und da Böttger bejahte, tat er es in eine gedrechselte hölzerne Büchse, die er eigens zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Dann siegelte er Koffer, Felleisen und Holzbüchslein über der Kerze und drückte den wuchtigen Siegellackklumpen sein Petschaft ein.

Nun konnten sie gehen, Albendyll öffnete die Tür und spähte in den dunkeln Gang hinaus. Die Wachen, die immer da herumgestanden hatten, waren zu Böttgers Erstaunen fort. Er solle das Licht nur brennen lassen, flüsterte der Generalmajor, damit man glaube, er sei noch in seinem Zimmer. Es würden auch in den nächsten zwei Tagen von einem Vertrauten des Herrn Kreisamtmannes regelmäßig Speise und Trank wie bisher auf das Zimmer gebracht werden, um die preußischen Spione irrezuführen. Die Wachen, auch die Offiziere, seien weggeschickt, stünden unten an den Toren, und es sei Ihnen bei Leibes- und Lebensstrafe eingeschärft, niemanden an Böttgers Tür zu lassen. So schritten sie möglichst geräuschlos, der Generalmajor mit Böttgers Felleisen und dem Büchslein mit dem Liquor voran, Böttger mit dem Koffer hinterdrein, durch ein ganzes Labyrinth dunkler Gänge, bis an des Generalmajors eigene Gemächer, deren Tür er zu einem schmalen Spalt öffnete und nach dem Eintretenden rasch und vorsichtig wieder schloß.

Ein schlanker, dunkelgesichtiger Herr mit etwas schiefgeschlitzten Augen unter haarlosen Brauenbogen erhob sich und kam ihnen einen Schritt entgegen.

„Dieses ist der Herr Vize-Lehnssekretär Nehmitz," sagte der Generalmajor, „der sich Euretwegen selbst zu Seiner Majestät nach Warschau bemüht hat und heute mit allerhöchster Order hier eingetroffen ist."

Unter dem scharfen Blick dieses ein wenig ungemütlich aussehenden Mannes fühlte sich Böttger nicht eben besonders behaglich. Indessen sprach ihn der Sekretär überaus gewinnend und leutselig an: daß sich Seine Majestät glücklich schätze, einen jungen Mann von seinen Kenntnissen und Verdiensten unter ihren Untertanen zu haben, und daß sie ihm mit allem an die Hand gehen würde, seine Kunst zu üben und dem Lande Sachsen zum Heil zu sein. Für heute aber wollten sie weiter keinen langen Disput mehr pflegen, Böttger möge sein im Nebenzimmer bereitetes Lager aufsuchen und schlafen, denn sie müßten schon um vier Uhr morgens in den Wagen steigen. Er müsse sich aber gefallen lassen, während der Reise nach Seiner Majestät Befehl als des Herrn Generalmajors Bedienter zu gelten...

Böttger, von den abenteuerlichen Vorkehrungen aufgeregt, stimmte allem unbedenklich zu, was er zur Wiedererlangung seiner Freiheit für notwendig hielt, und begab sich gehorsam auf sein Lager.

„Was haltet Ihr von dem Kerl?" fragte der Generalmajor leise, als man Böttger nebenan in die knackende Bettstelle steigen und zufrieden seufzen hörte.

Der Sekretär drehte die Hand zweifelnd im Gelenk, als wollte er andeuten, daß sein Urteil noch keineswegs feststehe. „Eine Mischung von Dummheit und Dünkel," sagte er mit einem etwas boshaften Augenblitzen, „grünes Holz, das gern großes Feuer geben möchte... wir wollen sehen."

Es war noch ganz stockdunkel, als Böttger wachgerüttelt wurde. Fröstelnd stieg er aus dem Bett in den kalten Novembermorgen, kleidete sich an, nahm ein Frühstück ein und folgte dann den beiden Reisegefährten in den Wagen, der vor einem sonst unbenutzten Schloßausgang stand. Ein Diener brachte die versiegelten Gepäckstücke, den Liquor hatte Nehmitz an sich genommen. Schwerfällig setzte sich die Reisekutsche in Bewegung.

Als sie unter dem Torbogen durchfuhren, traten zwei Soldaten mit gefällten Bajonetten aus der Finsternis hervor. „Losung?" fragte der eine.

„Dresden und Warschau", flüsterte der Generalmajor, indem er sich aus dem Wagen beugte. Die Soldaten traten zurück, und die Kutsche rumpelte in die Nacht hinaus, in der sich die Freiheit barg.

„Ich habe wirres Zeug geträumt", sagte Böttger, der, in eine Livree gekleidet, auf dem schmalen Vordersitz saß. „Da stand der König von Preußen jenseits eines Wassers, fuchtelte mit dem Stock und schrie mir immer etwas zu, was ich nicht verstehen konnte. Jemand hielt mich an der Hand und zog mich von ihm fort. Ich glaubte erst, Ihr seid es, Herr Sekretär, aber da ich meinen Begleiter ansah, hatte er gar kein Gesicht, sondern an dessen Stelle eine leere, glatte, weiße Larve ohne Augen und Mund. Da erschrak ich, und im selben Augenblick stolperte ich und fiel. Ich wußte, es war ein Brunnenschacht, in den ich da gestürzt war, endlos tief, und ich fiel und fiel —"

„Ich bitte Euch, schweigt", raunte Nehmitz. „Vergeßt nicht, daß Ihr den Diener zu spielen habt."

Böttger verstummte, und da auch Nehmitz und Albendyll nur gelegentlich ein leises Wort miteinander wechselten, ging die Fahrt in einer recht unerquicklichen Gedrücktheit vor sich. Es war am besten, den versäumten Schlaf nachzuholen, und Böttger schlummerte auch wirklich streckenweise. Dann dämmerte es, und er suchte sich in der von Nebel verhangenen Landschaft zurechtzufinden. Die Bäume tropften vor Nässe, die Krautäcker buckelten üppig neben der Straße, Bauernhäuser duckten sich hier und da in die ziehenden Schwaden. Man kam durch Dörfer und kleine Städtchen.

„Wo sind wir?" fragte Böttger.

Er bekam keine Antwort. Plötzlich fuhr er zusammen. Wie aus dem Nebel gewachsen, hielt eine Anzahl von Reitern auf der Straße, und die Kutsche fuhr mitten in sie hinein. Es waren aber keine Preußen, wie Böttger befürchtet hatte, sondern sächsische Dragoner; sie umringten den Wagen, und man fuhr in ihrer Bedeckung weiter. Von Zeit zu Zeit ritten einige der Dragoner voraus, um die Sicherheit des Weges zu erkunden, denn man traute dem König von Preußen schon zu, daß er irgendwo seine Soldaten in den Hinterhalt hätte legen können. Alle zwei oder drei Stunden hielt man an, wobei die Pferde gewechselt wurden; man reichte auch bisweilen Essen in den Wagen. Dann ging es wieder weiter, gerade in den größeren Städtchen ohne Aufenthalt.

„Wohin fahren wir?" konnte sich Böttger nicht enthalten zu fragen, als der Abend hereinbrach, aber er blieb wiederum ohne Antwort. So fuhr man unaufhaltsam weiter, die ganze Nacht hindurch, in einen frostklaren Morgen hinein und mit immer neuen Pferden auch diesen ganzen Tag hindurch. Es wurde abermals Abend, und Böttger begann schon sehr müde zu werden. Aber gerade da mehrten sich die Häuser am Straßenrand, drängten sich zusammen, wuchsen höher empor, und es war unzweifelhaft, daß man in eine große Stadt einfuhr. Im Scheine der von den begleitenden Reitern gehaltenen Fackeln erkannte Böttger stattliche Portale und Einfahrten, an denen Giganten aus Stein standen, die geschweifte Balkone mit goldenen Gittern auf den Köpfen emporstemmten. Von Läufern getragene Sänften kamen vorbei, mit Wappen geschmückt, in denen pelzvermummte Damen saßen. Man war in einer Residenz, daran konnte kein Zweifel sein — man war in Dresden.

„Ihr seid in Dresden", bestätigte Nehmitz, als sie vor einem der prächtigsten Portale dem Wagen entstiegen und er Böttger an reichgekleideten Hatschieren vorbei eine breite Treppe hinangeleitete. In dem Raum, in den er den etwas beklommenen Gesellen führte, war es hell und warm. Frische Wäsche, ein reich gesticktes Staatskleid, eine gepuderte Lockenperücke lagen bereit. „Seine Exzellenz der Statthalter erwartet Euch", sagte Nehmitz. „Ihr sollt Euch umkleiden, erfrischen und Euch dann zur Tafel begeben. Aber Seine Exzellenz will Euch nicht gleich in Eurer wahren Gestalt einführen, will Euch vielmehr als einen seiner Neffen ausgeben, der schon morgen wieder nach Wittenberg reisen will, um dort Jurisprudenz, daneben auch Mathematik und Physik zu studieren. Haltet Euch darnach, betragt Euch wie ein Mann von Stande, damit Seiner Exzellenz Vornehmen nicht gestört werde."

Damit ging Nehmitz, indem er Böttger bedeutete, daß er ihn in etwa einer halben Stunde holen werde.

Es geschehen noch Wunder, dachte Böttger, der von den Begebenheiten des gestrigen und heutigen Tages völlig betäubt war und für den brausenden Jubel von Dank für sein glänzendes Geschick kaum Raum genug in seiner Seele wußte.

IX.

Einigermaßen beklommen betrat er den goldstrotzenden Speisesaal, der von unzähligen Kerzen erhellt war, und in dem die großen Wandspiegel einander die Bilder der glänzenden Gesellschaft wie in einem fröhlichen Spiel zuwarfen.

Ein ansehnlicher, hochgewachsener älterer Herr kam ihm entgegen, dessen Staatsrock so viel Glanz ausstrahlte, als sollte alle Welt geblendet werden. „Ich heiße Euch willkommen, mein lieber Neveu!" rief er, indem er eine verwandtschaftliche Umarmung von ferne andeutete, „ich freue mich, Euch begrüßen zu können. Habt Ihr eine gute Reise gehabt? — Küßt mir die Hand!" flüsterte er Böttger nach den lauten Worten des Empfanges ins Ohr.

Johann Friedrich tat es und wurde nun von Seiner Exzellenz zur Tafel geführt, wo ihn die Gäste mit höflicher Neugierde empfingen.



Aufgalopp. Nach einer farbigen Zeichnung von Adolf Dahle.

Er verneigte sich vor den fremden Menschen, deren Namen er zum erstenmal hörte, dem pockennarbigen Bergrat Pabst von Ohayn, dem Leibarzt Doktor Tittmann, dem Geheimkämmerer Starke, dem Freiherrn von Tschirnhausen und am tiefsten vor einer strahlend schönen jungen Frau mit übermütigen Augen, die man ihm als des Freiherrn Gattin bezeichnete.

Seinen Platz erhielt er neben dem Freiherrn, während Nehmitz an seiner anderen Seite sich niederließ; zum Gegenüber hatte er den Generalmajor Albendyll, ein wenig schräg vor sich die junge Freifrau, und der Hausherr nahm seinen Sitz am oberen Ende der Tafel ein, indem er der Dienerschaft Befehl gab, den später gekommenen Gästen die bereits vorübergegangenen Gerichte aufzutragen. Sobald sich Johann Friedrich von seiner ersten Verlorenheit etwas erholt hatte, fiel ihm auf, daß sein freiherrlicher Nachbar im Gegensatz zu der funkelnden Kleidung der übrigen — auch Albendyll und Nehmitz hatten sich in Staatsgewänder geworfen — nur einen schlichten braunen Rock trug, dessen Ärmeln man sogar die Spuren einer Beschäftigung mit staubigen Gegenständen anmerken konnte.

Er sollte bald dahinterkommen, daß und warum man dem Freiherrn eine solche Nachlässigkeit nicht übelnahm. Indem ein durch Böttgers Eintritt unterbrochenes heiteres Geplänkel fortgesetzt wurde, erfuhr der Neuling, daß man heute wieder einmal Tschirnhausen unmittelbar aus seinem Laboratorium und fast mit Gewalt zur Tafel Seiner Exzellenz hatte holen müssen. Wie schon so oft, hatte er über seiner Arbeit auch heute wieder die Zeit und die körperlichen Bedürfnisse völlig vergessen und vom frühen Morgen an alle Mahlzeiten versäumt, so daß er, aus seinen Zirkeln getreten, mit Erstaunen wahrnahm, es sei Abend, und er habe eigentlich einen Mordshunger.

„Ich sollte gar nicht so vergnügt sein," erwiderte er halb ärgerlich, halb lächelnd auf die spaßhaften Sticheleien seiner Freunde, „bin ich doch heute wieder dahintergekommen, daß ich auf dem falschen Wege war."

„So hast du das Porzellan immer noch nicht?" fragte der Fürst.

„Bin ihm um keinen Schritt näher", gestand der Gelehrte mit gerunzelter Stirn. „Muß mich immer wieder davon überzeugen, daß diese besonderen, dazu benötigten Erden wohl nur bei den Chinesen zu finden sind und wir uns vergebens damit abstrampeln, es ihnen nachzumachen. Ist mir trotz aller Mühe und Sorgfalt wieder nichts als ein elendes Frittenporzellan herausgekommen."

„Wie denkt denn Ihr darüber, lieber Neveu?" rief der Statthalter Johann Friedrich an. „Ihr müßt Euch doch wohl auch in dieser Materie ein wenig umgetan haben, da Ihr neben der Jurisprudenz auch die Mathematik, Physik und Chymie zu Euren Fächern erwählt habt", und er blinzelte seinen Nachbarn dabei zu wie ein richtiger Onkel, der mit seinem Neffen auf wohlwollende Weise zu scherzen beabsichtigt.

Böttger, solchermaßen aus seiner bescheidenen Zurückhaltung hervorgezogen, begann zu stammeln, spürte aber, da er sich einmal in Gang gebracht, sich immer sicherer werden und setzte endlich seine Worte mit ruhiger Bestimmtheit hin. „Ich... meine... ich denke... da ich doch noch ganz und gar keine Versuche... in dieser Richtung ... unternommen... aber immerhin... so glaube ich, daß die Erden, so zu der Porzellanbereitung benötigt werden, allenthalben und nicht bloß bei den Chinesen zu finden seien, auch in unserem Vaterland, in Sachsen, wo doch die größten Schätze im Boden liegen müssen."

Pabst von Ohayn, der Freiberger Bergrat, nickte zustimmend. Es sei noch lange nicht alles zutage gekommen und recht genützt, was das Land Sachsen an Mineralien aufweise. Habe nicht der Hammerherr Schnorr, der unter vielen anderen Werken auch bei Schneeberg im Erzgebirge ein Blaufarbenwerk besitze, erst jüngst eine weiße Erde entdeckt, die man wohl bezüglich der Porzellanbereitung für tauglich halten könne. Er sei auf einem Ritt von Karlsbad nach Schwarzenberg im Walde unfern Aue vom Pferd gestiegen und habe beim Wiederaufsteigen wahrgenommen, daß sein Roß mit dem einen Hinterfuß in eine lockere weiße Erde getreten sei, daß es ihn kaum habe herausziehen können. Nun lasse er sie graben und zu Puder verarbeiten, anstatt des teuren Weizenmehls, das sonst verpudert werde. Aber dieses weiße Zeug oder diese Schnorrsche Erde, wie sie auch genannt wird, tauge wegen ihrer Schwere doch nicht so recht für Puder, und er, der Bergrat Pabst, habe immer schon denken müssen, sie könne zum Porzellan viel eher zu gebrauchen sein.

Der Freiherr von Tschirnhausen war keiner von den Gelehrten, die ihre Mißerfolge verheimlichen und nur das Gelungene an die Welt stellen: „Ist mir mit der Schnorrschen Erde ebenso mißraten wie mit jeder anderen", sagte er zu Böttger gewandt.

„Das liegt daran," erwiderte dieser eifrig, „weil das Porzellan wohl aus verschiedenen Massen muß gemacht werden, die sich im Feuer hinsichtlich des Fließens gänzlich verschieden verhalten. Das heißt, daß ein schmelzbarer Stoff, ein Fluß, einem unschmelzbaren beigegeben werden muß, damit in der Hitze die schmelzbare Masse in die Poren der unschmelzbaren dringt und sie ausfüllt, so daß sie nach dem Bruch beim Erkalten beide in der Vereinigung geschlossen und kompakt aussehen. Es ist nur an dem, daß die dazu nötige Hitze schwer zu erreichen sein mag."

Böttger hatte in der Tat über die Herstellung des Porzellans noch nie nachgedacht, aber es war ihm, als werde er durch die auf ihn gerichteten Blicke beflügelt, besonders durch die der jungen Frau, die den spöttischen Ausdruck völlig verloren hatten, mit dem sie ihn beim Beginn seiner Auseinandersetzung musterten, und nun äußerste Spannung verrieten. Tschirnhausen aber hatte unwillkürlich des jungen Menschen Hand gefaßt und rief beinahe erregt: „Damit habt Ihr wohl das Geheimnis des Porzellans getroffen, wie ich es mir selber noch nicht einmal klargemacht... und was die Hitze anlangt... meine Brennspiegel geben eine Glut, daß ich darinnen echtes Porzellan schmelzen mag." Er bemächtigte sich seines Nachbarn nunmehr völlig und zog ihn so ins Gespräch, daß er die übrige Gesellschaft davon ausschloß, mit allerlei Einzelheiten über seine Spiegel und über die Möglichkeit, sich ihrer zur Porzellanbereitung zu bedienen. Den anderen Tafelgästen blieb angesichts dieser für sie ins Unzugängliche geratenen Sonderunterhaltung nichts anderes übrig, als sich nach einem anderen Gesprächsstoff umzusehen.

Nehmitz erzählte von seiner Reise nach Warschau, der Aufnahme beim König, ohne aber zu erwähnen, in welcher besonderen Sendung er in Polen gewesen war. Seine Majestät hatte er in nicht eben allzu glänzender Laune getroffen; der Kampf um die polnische Königskrone, den er mit Karl dem Zwölften, dem ritterlichen König Schwedens, zu bestehen hatte, nahm für ihn eben keinen glücklichen Verlauf, und in Polen wuchsen die Schwierigkeiten von Tag zu Tag. Gäbe es doch hier auch eine Partei, die ihn am liebsten mit schwedischer Hilfe wieder abgesetzt und aus dem Land gejagt hätte, und die unergründliche Taschen habe, in denen alles Gold, mit dem man sie bestechen müsse, spurlos verschwinde.

Ja, wenn nur genug Gold vorhanden wäre, meinte der Leibarzt Tittmann, ein arger Spötter, der im Kreis vertrauter Freunde auch den König nicht zu schonen pflegte. Aber mit dem König stehe es so, daß er, wenn er je nach Sachsen komme, sich gar nicht nach Dresden getraue, sondern gleich nach Pillnitz gehe, damit ihm die Gläubiger nicht die Tür einliefen.

Während alles mehr oder minder in das Gelächter einstimmte, wandte sich Tschirnhausen mit heißgeredetem Gesicht zu dem Gastgeber und sagte, er müsse seinem Freund zu diesem Neffen seine Glückwünsche darbringen. „Er wird ein ganzer Mann in unserem Fache werden", schloß er herzlich.

„Wie würdest du erst sprechen," entgegnete der Fürst mit einem Augenzwinkern zu Nehmitz und Albendyll, „wenn du mit dem Berliner Apothekergesellen Böttger dich unterreden könntest!"

„Der Herr Geheime Staatsrat von Haugwitz hat mir ein Stück von ihm tingiertes Gold gesandt", sagte Tschirnhausen, indem seine Begeisterung noch um einen Grad höher stieg. „Es ist ein wunderbarer Mensch, nach allem, was ich von ihm höre. Wir gehen einer neuen Zeit entgegen, und ich weiß nicht, was ich dafür gäbe, ihn endlich kennenzulernen. Wir wollen auf seine Gesundheit anstoßen, vor allem mit Euch, mein lieber junger Freund, der Ihr mehr als ein anderer würdigen werdet, was an ihm und seiner Wissenschaft ist."

Er erhob sich, sein Glas in der Hand, bereit, es mit dem seines Nachbarn zusammenklingen zu lassen. Aber der saß da, atemlos vor Verlegenheit, blutrot überflammt, wußte nicht, was tun, und wünschte sich dorthin, wo der Pfeffer wächst. Dieses Zögern, in ein Hoch zu Ehren Böttgers einzustimmen, war so seltsam, daß Tschirnhausen, aufs äußerste überrascht, sich in der Tafelrunde umschaute, was die anderen dazu sagten. Da begegnete er dem kaum verhohlenen Spitzbubenlächeln des Fürsten, dem listigen Schmunzeln des Sekretärs Nehmitz, dem breitgezogenen Grinsen des Generalmajors Albendyll.

„Ist es...?" rief er verdutzt, mit plötzlichem, noch zweifelndem Erkennen des Maskenspieles.

„Ja — er ist es," lachte jetzt der Fürst gerade heraus, „er ist es selbst!"

„So schätze ich mich glücklich," sagte Tschirnhausen ernst und beinahe ehrerbietig, „Euch, wenn auch nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach erkannt zu haben, und begrüße Euch mit tausend Freuden, daß Ihr den preußischen Häschern entgangen seid. Ich hoffe, mit Euch zusammen noch viel Gutes und Gedeihliches arbeiten zu können."

Die Gläser der Gesellschaft erhoben ein feines und zierliches Läuten zu Ehren des Apothekergesellen, aber es war vor allem wieder dieser Strahl aus den Augen der jungen Frau, der Böttger so wundersam durchsonnte. Er stand ganz verklärt im Glück und Glanz der Stunde, geschwellt von einem ungeheuren Gefühl seiner Kraft und Bedeutung.

X.

Die Tafelrunde hatte sich aufgelöst, nur der Bergrat Pabst war zurückgehalten worden; er, Nehmitz und der Fürst selbst begleiteten Böttger nach seinem Zimmer.

„Morgen", begann der Statthalter, „will ich sogleich selbst nach Warschau reisen, Seiner Majestät Bericht zu erstatten. Es sind eben gerade die Stände zu einem Ausschußtag in Dresden versammelt, und die werden es mir gewaltig übelnehmen, wenn ich jetzt mitten in den Verhandlungen abreise; aber dem König ist gegenwärtig nichts wichtiger als Eure Kunst, von der er sich so schnell wie möglich überzeugen will. So bitte ich Euch denn, mir eine Probe Eueres Arkanums mitzugeben und mich anzuweisen, wie es anzuwenden ist, damit es wirke."

„Da müßte ich wohl selbst mit Euch nach Warschau gehen", sagte Böttger nach einigem Bedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Bühne und Mode.

Für die kommende Sommermode charakteristische Toiletten aus dem neuen Wiener Operettenschlager „Orlow“ von Bruno Granichstädten und Ernst Marischka, getragen von der bekannten Operettensängerin Betty Fischer. Modelle: Grünzweig, Wien. (Phot. Zimbler, Wien).



Stilkleid aus Silberstoff mit Federkrinoline in lila Weiß. Dazu lila Dreispitz auf weißer Perücke.

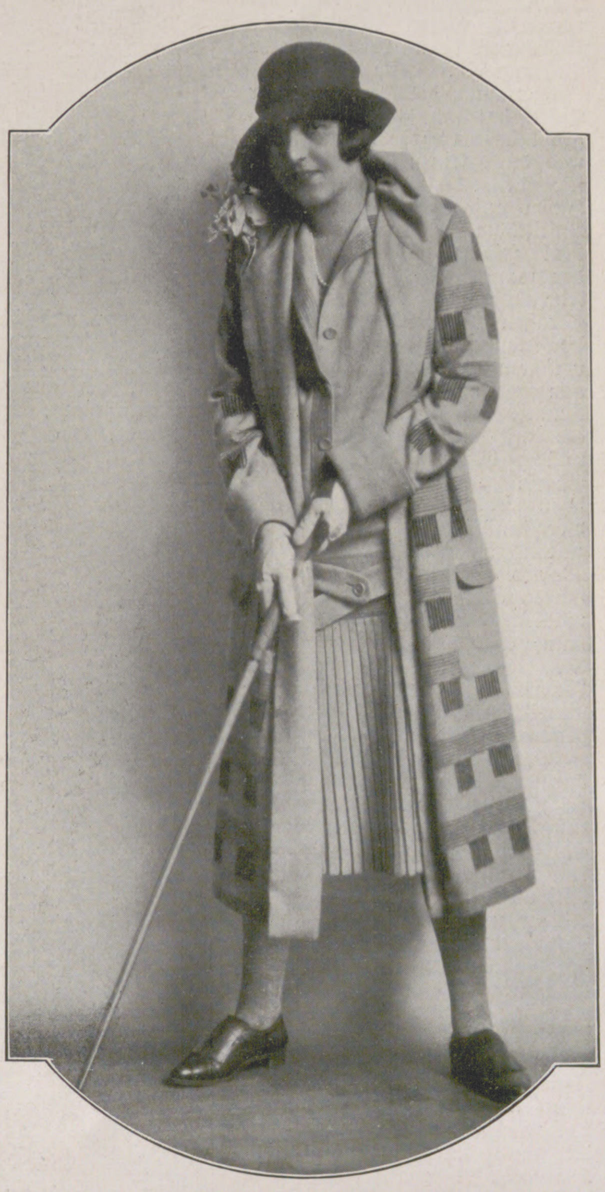
Bei der Premiere der Operette „Orlow“ im Theater an der Wien glänzte die elegante Sängerin Betty Fischer in wundervollen neuartigen Toiletten. Im ersten Akt kam sie vom Golfspiel mit einem karierten beigebraunen Kaschamantel, ebensolchem Kleid und kleinem terrakotta Filzhut. Im selben Akt sah man sie noch in einem vorbildlichen lila Crêpe-Georgette-Kleid, das eine kleidsame weiße Weste mit freundlichem Kragen in Weiß und ein Apachentuch in verschiedenen lila Tönen gebatikt zierte. Der zweite Akt brachte ein goldenes Kleid, ganz gerade gearbeitet, das sich in einen Volant erweiterte und mit bunten Perlen und Paillettenblumen bestickt war. Da gab es ganz eigenartige Farbenzusammenstellungen von Türkisblau, Rosa, Rot und Grün, eine Neuheit, die sicher die Ära „schwarz“ verdrängen wird. Dazu gehörte ein Kopfschmuck aus Brillanten mit einer Straußfedern-Garnitur. Dann erschien in diesem Akt noch eine als Orchideenkostüm gedachte Toilette mit Silberspitzenkrinoline, zu deren silbernem Tone die lila Federgarnierung und lila Applikationsarbeit in herrlichstem Kontrast standen. Den Kopf umschloß eine silberne Hülle, die einer Orchideenknospe nachgebildet war. Im letzten Akt trug Betty Fischer ein Stilkleid aus Silberstoff, das im Rock vollkommen aus Federn gebildet war. Eine weiße Perücke und ein lila Dreispitz vollendeten die Schönheit der Erscheinung. Zweifellos werden die vorgeführten Toiletten für die künftige Mode tonangebend wirken. Claire Patek.



Orchideenkostüm mit Silberspitzenkrinoline, die aparte lila Samtapplikationen trägt. Dazu Kopfschmuck aus Silber mit lila Hahnenfederputz.







Links: Lila Crêpe-Georgette-Kleid mit weißer Weste. — Mitte: Goldkleid mit farbenreicher Stickerei, bestehend in Blumen aus lila, rosa, grünen und roten Perlen und Pailletten. Dazu Brillantenkopfputz mit vielfarbigen Straußenfedern. — Rechts: Vorbildliches Golfkostüm aus kariertem beigefarbenen Kascha mit terrakotta Filzhut.

Aus dem modernen Kuba. / Von Hans Scheruhn.



Strandleben in Havanna.



Das Kasino in Havanna, ein zweites Monte Carlo.

Kuba, noch vor hundert Jahren die Insel der Eroberer- und Seeräuberromantik, eine Insel voll sagenhafter Reichtümer, hat sich heute zu einem geordneten Lande, einer modernen Republik entwickelt. Nicht zuletzt ist es die Natur gewesen, die solch eine schnelle Entwicklung des Landes möglich machte. Zwischen 20° und 30° nördlicher Breite gelegen, hat es dennoch ein Klima, das die Extreme von kalt und warm nicht kennt. Daher kommt es auch, daß die Bewohner zu einem großen Prozentsatz Ausländer sind, vorwiegend Spanier, Amerikaner und seit neuerer Zeit Chinesen. Das Deutschtum ist zahlenmäßig nur schwach vertreten, nimmt aber in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung ein.



Schloß in Havanna.

Havanna, die Hauptstadt der Insel, hat sich durch seine geographisch-verkehrspolitische Lage und durch seinen langgestreckten, für die Schiffahrt günstigen Hafen auf Kosten der anderen Inselstädte stark entwickelt. Von dem Hafen- und Handelsplatz der spanischen Kolonialzeit mit seinen engen und schlechten Straßen ist kaum noch ein Rest geblieben, und die mit großer Raumverschwendung angelegten Bauten, Paläste, Klöster und Kirchen sind fast völlig verschwunden. Die Neuzeit mit ihrem Nützlichkeitsprinzip siegte fast auf der ganzen Linie. Havanna macht auf den, der aus dem Hafengebiet herauskommt, den Eindruck unerschöpflichen Reichtums, einer modernen Großstadt, die mit Riesenschritten in den Weltstrom, den Handel und Wandel eines unübersehbaren Verkehrs hineinwächst. Im Landesinnern herrschen jedoch auch heute noch Verhältnisse, die an einen Urzustand im wahrsten Sinne des Wortes erinnern. Freundlich wirken aber die Orte der Zuckermühlen, der Pulsschlag des kubanischen Lebens und die Quelle des Reichtums. Europäer und Amerikaner üben hier einen zivilisatorischen Einfluß auf die Eingeborenen aus.



Der Prado, die Hauptstraße Havannas.

Der Kubaner selbst ist ein durchaus moderner Mensch, unbeschwert von einer Vergangenheit, die ihn zu organischer Weiterentwicklung zwingen würde. Er steht gleichsam neugeboren da, bereit, alles aufzunehmen, was die Kultur und Zivilisation anderer Nationen ihm als fertiges Produkt jahrhundertelanger Entwicklung in die Hände legen. So war in Havanna das Automobil längst allgemeines Beförderungsmittel geworden, als es in Europa noch gegen Vorurteile zu kämpfen hatte. Die drahtlose Telegraphie war kaum entdeckt, da hatte Kuba seine Station. Heute besitzt es Fernsprechverbindung mit den Vereinigten Staaten von Amerika (bis nach Kalifornien) und mit Kanada. Beinahe jedes Privathaus hat seine Radiotelephonstation. Große Begeisterung herrscht auch für das Flugwesen. Der Transatlantikflug unseres Zeppelins wurde mit größtem Interesse verfolgt, sein Gelingen entfesselte Stürme der Begeisterung und Sympathiekundgebungen für unser Volk.

Zu den Vereinigten Staaten von Amerika steht Kuba in freundnachbarlichen Beziehungen. Als Gläubiger des Landes haben sie eine beratende Stimme in seinen Finanzangelegenheiten. Außerdem genießen sie einen Vorzugszoll von 20 Prozent vor allen anderen Ländern, wodurch die amerikanische Einfuhr gegenüber der europäischen sehr begünstigt wird.

Auf der Insel wird keine nennenswerte Landwirtschaft getrieben, und Kuba hat, von der Verarbeitung von Zuckerrohr und Tabak abgesehen, keine Industrie; es sieht sich daher gezwungen, fast alle Bedarfsartikel einzuführen. Der kubanische Tabak, fälschlich unter dem Sammelnamen „Havanna-Tabak" bekannt, hat die Insel weltberühmt gemacht. Jedoch hat diese Industrie infolge der steigenden Herstellungskosten und des verminderten Absatzes durch die Verarmung Europas heute schwer zu kämpfen.

Der Zuckerrohrbau und die Rohrzuckererzeugung sind Kubas Lebensader und der Zuckerpreis das Barometer für des Landes Wohlstand und den allgemeinen Geschäftsgang. Von dem großen Zusammenbruch des Zuckermarktes im Jahre 1920 hat sich Kuba vollkommen erholt. In erster Linie verdankt es die Gesundung dem Zuckerrohrmarkt während der beiden letzten Ernten.

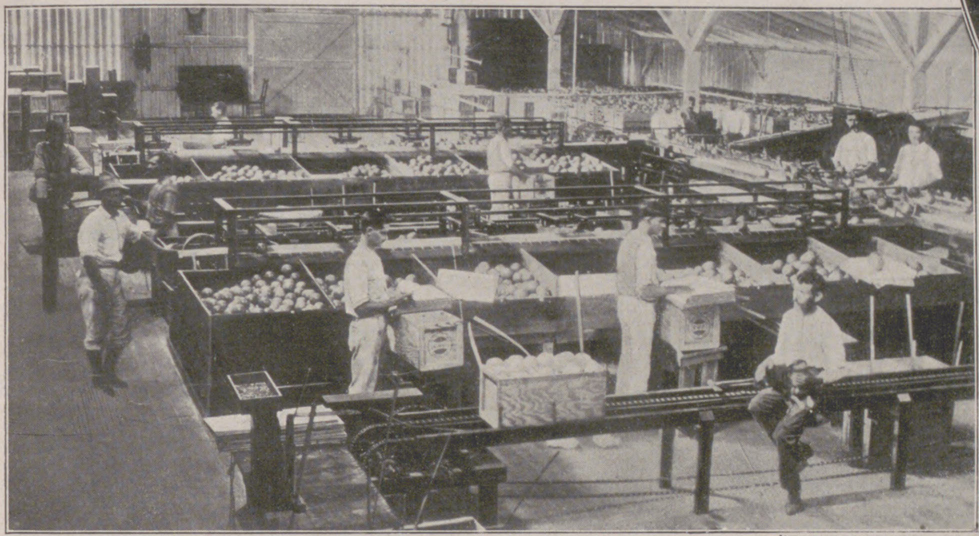
Trotz aller politischen und finanziellen Krisen ist Kuba ein reiches Land. Vor dem Kriege war die Rüben- und Rohrzuckerproduktion ziemlich gleich, während jetzt der Rohrzucker etwa 70 Proz. des Weltverbrauchs bildet, hieran hat Kuba den Hauptanteil. Diese Verhältnisse dürften sich jedoch mit der jetzt allmählich einsetzenden Regelung der europäischen Angelegenheiten verschieben.

Der deutschen Einwanderung bietet das Land keinen besonderen Anreiz, da es weder in Frage kommende Großindustrie noch nennenswerten Ackerbau hat; des weiteren hat es auch kein Regierungsland für Kolonisten zur Verfügung. Für den sprachgewandten deutschen Kaufmann ist die Welt natürlich hier wie überall offen, und insbesondere Havanna bietet ihm weitgehende Gelegenheit, seine Kenntnisse zu verwerten. Er ist der Träger und muß heute der Verteidiger des deutschen Rufes sein, dort, wo ihn Kriegshetze geschädigt hat. Möge sich dieser Aufgabe jeder Deutsche bewußt sein, der Beziehungen zu diesem Lande hat oder sucht.



Der Besitzer einer Musterplantage und Versuchsstation bei der Urbarmachung neuen Bodens.



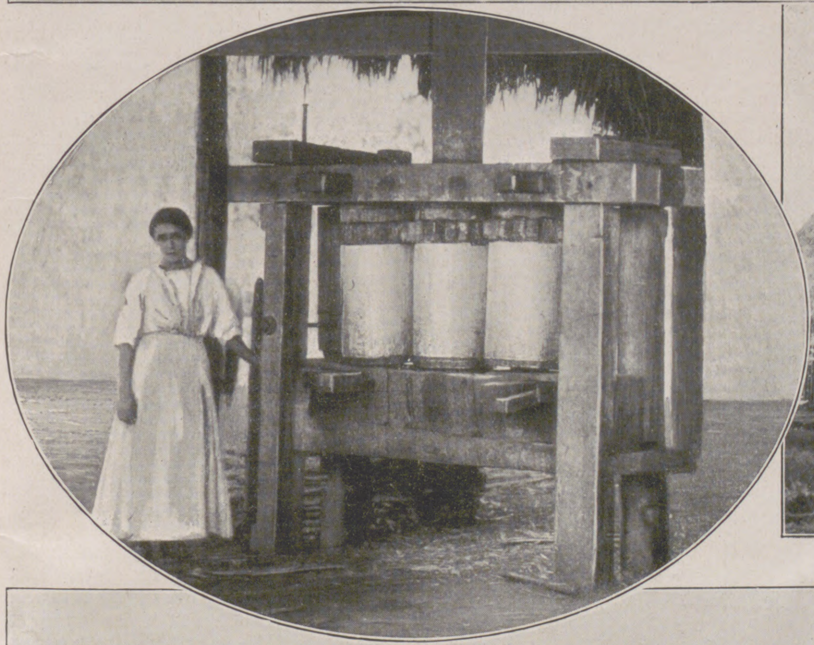


Typisches kubanisches Landschaftsbild.

Links nebenstehend: Aus der Cuba-Grape-Fruit-Co. in Puerto de Cebollas, einer der bedeutendsten Fruchtgesellschaften auf Kuba.

Links im Oval: Eine Zuckermühle. Diese Mühlen finden sich jetzt nur noch in den ursprünglichsten Teilen Kubas.

Unten: Das Negerdorf Cuba-Town bei Puerto de Cebollas.







Die deutsche Kolonie La Gloria an der Südwestküste der Insel.

Bilder aus Kuba.

Die Erfindung des Flettner-Rotors. / Von Kurt Urbscheit, Kiel.



Der Dreimasttoppsegelschoner „Buckau“ vor dem Umbau zum Rotorschiff.

Nachdem das Rotorschiff seine praktische Verwendungsmöglichkeit durch seine Fahrt nach Schottland bewiesen hat, soll im folgenden einmal rückschauend über die Entstehungsgeschichte der Erfindung sowie über die Wirkungsweise der Rotoren berichtet werden.

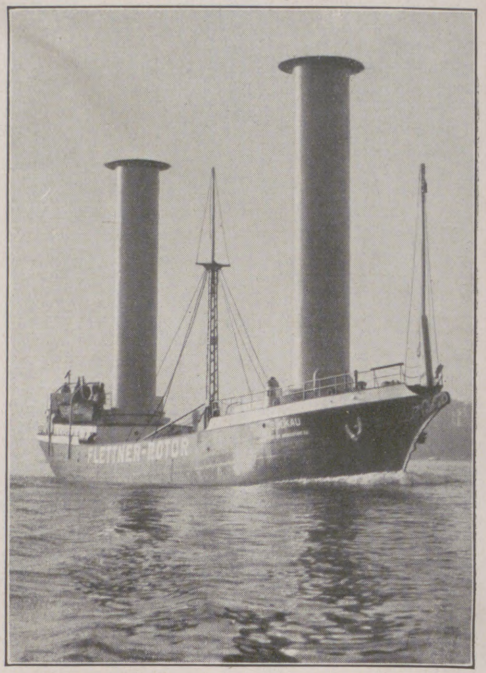
Vor etwa zwei Jahren brachte Flettner das nach ihm benannte Ruder heraus, das durch seine Konstruktion die sonst nötige, große Rudermaschine und -anlage erspart, somit die Baukosten erheblich herabsetzt und den Betrieb verbilligt. Das Prinzip der Flettner-Ruder besteht darin, daß die große, frei bewegliche Ruderfläche durch eine kleine, am hinteren Ende des Ruders angebrachte Flosse in die erforderliche Stellung gebracht wird. Die zur Betätigung dieser kleinen Flosse aufzubringende Kraft ist verhältnismäßig gering. Diese Erfindung und ihr Erfolg veranlaßten Flettner, auf diesem Gebiete weiterzuarbeiten. So kam er auf den Gedanken, das Prinzip seines neuen Ruders auf Segelschiffe zu übertragen, um dadurch den relativ geringen Effekt der üblichen Leinwandbesegelung zu erhöhen und die große Besatzungszahl der Segelschiffe zu vermindern. Er konstruierte daher starre Segel von stromlinienförmigem Querschnitt, ähnlich Flugzeugflügeln, die frei beweglich an einem Mast angebracht werden und sich ebenso wie das Flettner-Ruder, durch eine kleine Flosse steuern ließen.

Dazu stellte er ein Modellschiff her, und zwar einen sogenannten Dreidecker, bei dem jedesmal drei Segelflächen parallel nebeneinander angeordnet sind. Die für die Steuerung angebrachten Arme mit deren beweglichen Flossen sind auf unserer beigegebenen Skizze deutlich erkennbar. Versuche mit diesem Modell ergaben eine Mehrleistung von 50 bis 60 Prozent gegenüber gleichgroßen Leinwandsegelschiffsmodellen. Diesem großen Vorteil stand aber nachteilig entgegen, daß bei starren Segeln ein Reffen (d. i. Verkleinerung der Segelfläche) im Sturm nicht möglich ist, daß ferner durch das große Gewicht derartiger Metallsegel die Stabilität des Schiffes gefährdet wird. Nun beschäftigte sich Flettner mit weiteren Strömungsversuchen. Hierbei kam er auf den Gedanken, Zirkulationsströmungen seinem Vorhaben nutzbar zu machen. Die theoretischen Grundlagen dafür hatte bereits im Jahre 1852 der Physiker Magnus geliefert. Auch die Aerodynamische Versuchsanstalt in Göttingen hatte sich mit ähnlichen Versuchen beschäftigt, jedoch ohne sie praktisch zu verwerten. Flettner betrieb nun selbst Versuche, so z. B. auf dem Wannsee mit einem Schiffsmodell, das durch Uhrwerk betriebene Papptürme trug. Trotz allen Anzweiflungen arbeitete Flettner tatkräftig und mit solchem Erfolge weiter, daß schließlich die Germania-Werft in Kiel den Auftrag zum Einbau von großen Rotoren in den ehemaligen Dreimasttoppsegelschoner „Buckau“ erteilte.

Die physikalischen Grundlagen des Rotorschiffes beruhen auf dem sogenannten Magnus-Effekt. Dieser ist eine verhältnismäßig große Druckwirkung des Windes auf rotierende Zylinder. Und zwar bewirkt die Luftströmung zusammen mit der durch den rotierenden Zylinder erzeugten Zirkulationsströmung auf der einen Seite des Zylinders einen Über-, auf der entgegengesetzten einen Unterdruck, je nach der Dreh- und Windrichtung. Erklären läßt sich das Zustandekommen dieser Über- und Unterdrucke folgendermaßen: Ein nicht rotierender Zylinder wird, wie aus Fig. a zu ersehen, vom Winde bestrichen. Die Luft staut sich auf der dem Winde zugekehrten Zylinderseite und ruft hier einen Überdruck hervor. Die auf der Gegenseite vorhandene Luft wird von den vorbeistreichenden Luftteilchen mit fortgezogen, so daß sich hier ein Vakuum (luftverdünnter Raum) bildet. Das wäre die gewöhnliche Druckwirkung des Windes auf einen ruhenden Zylinder, die nicht sonderlich groß ist.

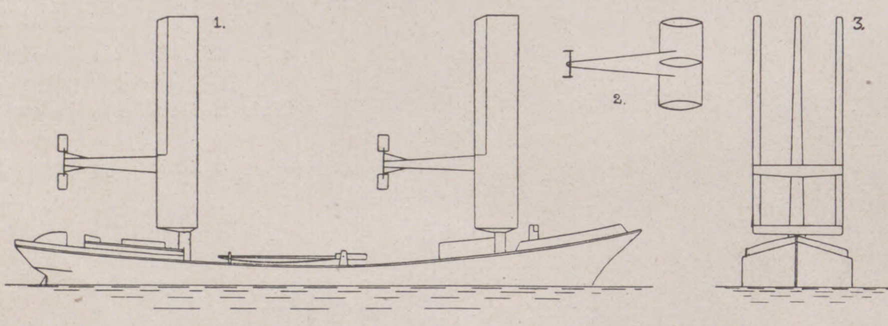
Fig. b zeigt einen im ruhenden Luftraum rotierenden Zylinder. Dieser reißt im Sinne seiner Drehrichtung die sich an ihm reibenden Luftteilchen mit, so daß hier Strömungen entstehen, die konzentrischen Kreisen gleichen. Kombinieren wir jetzt beide Vorgänge, so erhalten wir die eigenartigen Strömungen, die den Magnus-Effekt hervorbringen.

Auf der rechten Seite des Zylinders kommen, wie Fig. c zeigt, die vom Wind bewegten Luftteilchen mit Windgeschwindigkeit in die Zirkulationsströmung, werden von dieser erfaßt und mit erhöhter Geschwindigkeit fortgeschleudert. Hierdurch entsteht auf dieser Seite ein luftverdünnter Raum, d. h. ein Unterdruck. Bedingung hierfür ist, daß durch genügend hohe Umdrehungszahl der Zylinder eine Zirkulationsströmung erreicht wird, deren Geschwindigkeit die drei- bis vierfache der Windgeschwindigkeit beträgt. Auf der anderen Seite dagegen kommen die Luftteilchen des Windes und die der Zirkulationsströmung aus entgegengesetzter Richtung und prallen vor der Zylinderwandung heftig aufeinander. Die Folge davon ist eine Luftstauung, die einen Überdruck hervorruft. Über- und Unterdruck ergeben eine Schubkraft senkrecht zur Windrichtung, die sich auf das Schiff überträgt.

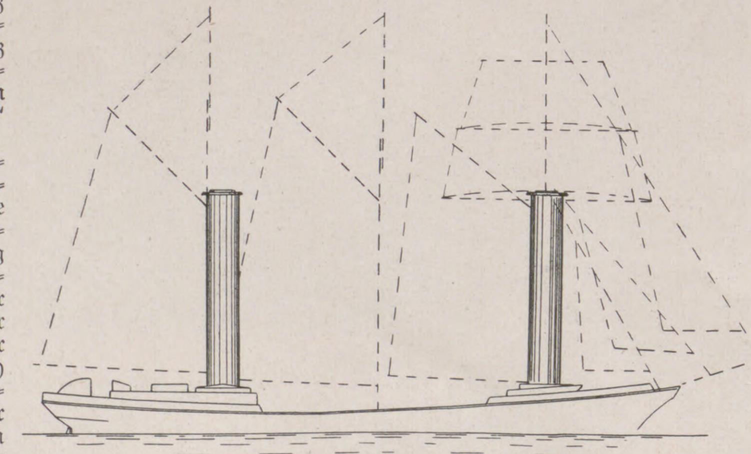


Die „Buckau“ in ihrer jetzigen Gestalt.

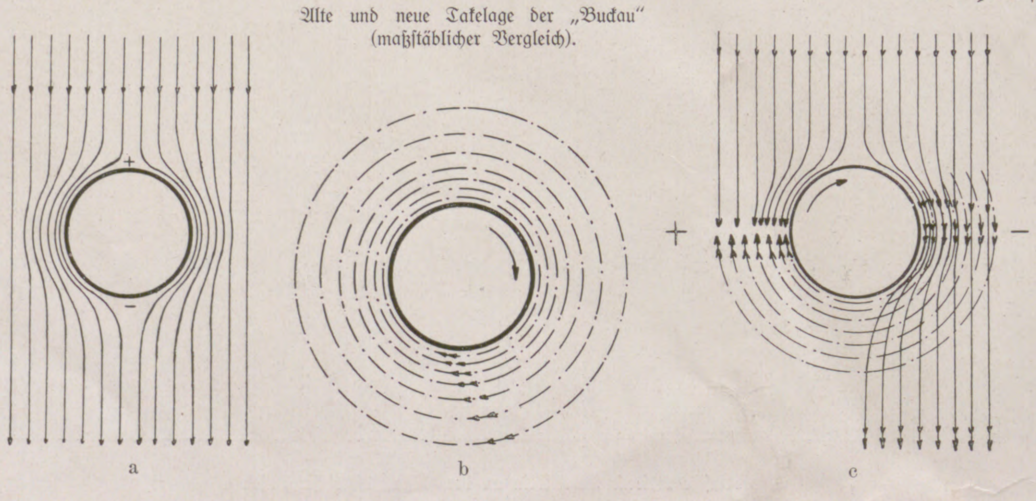
Der Vorteil der Schiffsrotoren besteht darin, daß zur Erreichung einer gewünschten Geschwindigkeit die Oberfläche der Rotoren nur ein Zehntel bis ein Achtel der sonst nötigen Besegelung aufzuweisen braucht. Dies bringt wieder eine bedeutende Gewichtsersparnis und Stabilitätserhöhung sowie eine größere Sicherheit auf See, besonders bei Stürmen, mit sich, denn gegen plötzlich auftretende Böen ist das Rotorschiff gänzlich unempfindlich, da der Druck auf die Türme bei stärker werdendem Winde nicht zu-, sondern abnimmt. Erst durch Erhöhung der Tourenzahl der Türme kann der stärkere Wind voll ausgenutzt werden. — So ist das Rotorschiff mit Recht das ideale Segelfahrzeug, das zwar nicht etwa Dampf- und Motorschiffe verdrängen will, unseren deutschen Reedereien aber doch eine neue Möglichkeit zur sparsamen, rationellen Frachtbeförderung bietet.



Modellschiff mit Metallsegeln, eine frühere Erfindung Flettners.
1. Seitenansicht. 2. Segelgruppe, von oben gesehen. 3. Vorderansicht.



Alte und neue Takelage der „Buckau“ (maßstäblicher Vergleich).



Stromlinienschemata: Wirkungsweise eines Zylinders auf die umgebenden Luftteilchen a bei Stillstand im Winde, b bei Rotation in ruhiger Luft, c bei Rotation im Winde.

Klima und organisches Leben in der Wüste.

Über die Beziehungen zwischen diesen Faktoren hat der englische Naturforscher Buxton in den heißen Wüstengebieten Palästinas (Jerusalem, Jericho) interessante Experimente ausgeführt. Seine Untersuchungen führten zu folgenden Ergebnissen: Während im Schatten die Quecksilbersäule auf 35° C in der Luft ansteigt, erhitzt sich zu gleicher Zeit die Oberfläche des Wüstenbodens auf 60° C. Die relative Feuchtigkeit der Luft sinkt am Tage auf 20—25 Proz., während sie in der Nacht auf 80—90 Proz. sich erhebt. Dabei fällt infolge der Ausstrahlung gegen den klaren Himmelsraum die Lufttemperatur an der Bodenoberfläche bis in die Nähe des Nullpunktes. Diese Ergebnisse Buxtons stimmen mit Beobachtungen des Verfassers in Tunis und mit Erfahrungen, die auch in unsern Klimaten gemacht wurden, überein. So betrug an einem heißen Sommertage in Leipzig die Lufttemperatur mittags 2 Uhr 26° C, die Oberflächentemperatur unbewachsenen Bodens 38° C, die relative Luftfeuchtigkeit 40 Proz. Am andern Morgen um 5 Uhr waren bei sonnenklarem Himmel alle Gräser betaut, während die Bodentemperatur nur noch 6° C zeigte. Das Merkwürdigste an den Buxtonschen Untersuchungen ist die Tatsache, daß die in den Wüsten zerstreuten, „lufttrockenen“ Pflanzenreste äußerst hygroskopisch, d. h. wasseranziehend sind und bis zu 80 Proz. Wasser enthielten. (Man denke an die bekannte sog. Jerichorose.) Aus diesen Pflanzenresten, die zu Mittag noch 60 Proz. Wasser besaßen, decken jedenfalls die in der Wüste lebenden Käfer, Heuschrecken, Eidechsen ihren Wasserbedarf, denn auffälligerweise zeigen diese Tiere eine wesentlich höhere Körpertemperatur als die Luft, aber eine niedere als die Oberfläche des Bodens. Dieses Ergebnis erzielte Buxton durch zahlreiche thermoelektrische Messungen. Die Wasseraufnahme aus pflanzlichen Resten ermöglicht es den Wüsteninsekten, in den heißen Tagesstunden die für ihr Bestehen notwendige Verdunstungsabkühlung zu erzeugen, so daß ihre Körpertemperatur stets unter der Oberflächentemperatur des Bodens zurückbleibt. Das Unternehmen Buxtons bedeutet einen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis und zeigt, mit welch raffinierten Mitteln die Natur bestrebt ist, überall organisches Leben zu ermöglichen.

Dr. B. Stange.



Die Grenzen organischen Lebens im Hochgebirge: Tier- und Pflanzenwelt an den Berghängen des Mount Everest.

Nach einer Zeichnung von D. Macpherson auf Grund der Angaben von dem naturwissenschaftlichen Teilnehmer an der letzten Mount-Everest-Expedition.

Von der wasserreichen tropischen Landschaft bis zu den arktischen Schnee- und Eisgefilden der polaren Zonen wird der Artenreichtum der Tier- und Pflanzenwelt geringer. Aber nicht bloß horizontal, sondern auch vertikal vom Tale aufwärts zu den Eisgipfeln der Hochgebirge schwindet das organische Leben. Bei der letzten Besteigung des Mount Everest, des höchsten Gipfels im Himalajagebirge, wurden von einem Teilnehmer der Expedition, einem Naturforscher, sehr interessante Beobachtungen gemacht, die unser Bild wiedergibt. Nachdem die Expedition Rongbuk verlassen hatte, führte ihr Weg an einem Nonnenkloster und an einer Einsiedlerklause vorüber bis zu einer Höhe von 5329 m, wo an der Grenze des Pflanzenwuchses das erste Lager aufgeschlagen wurde. Die letzte Pflanze, die der Forscher antraf, war eine kleine blaue Wicke in einer Höhe von beinahe 5500 m (also noch 700 m über dem Gipfel des Montblanc). Nun zeigten sich auch die Vögel: Lämmergeier, Dohlen, Raben und Tauben, seltener. Auch aus dem Geschlecht der Insekten verirrten sich nur wenige bis in diese Höhen. Doch wer hätte geglaubt, daß Schmetterlinge, Motten, Hummeln, noch in einer Höhe von 6405 m angetroffen würden, wo ihnen jegliche Nahrung fehlt! Luftströmungen hatten sie gegen ihren Willen in die eisigen Gefilde verschlagen. Biologisch ganz unerklärlich ist das Vorkommen einer hüpfenden Spinne am vierten Lager in einer Höhe von 7015 m. Wovon sich dieser kleine Landbewohner nährt, ist ein Rätsel. Auf Felsplatten, über die der Schneesturm fegt, und zwischen kahlen Steinen haust der höchste Einsiedler am Riesengipfel der Erde. Auch die letzte Rast und zugleich den höchsten Punkt, den je ein menschlicher Fuß betrat, umkreisten noch die Bergdohlen, die die kühnen Bergsteiger ständig begleiteten.



Reiter am Waldsaum. Nach einer Radierung von Käthe Olshausen-Schönberger.



Am Waldweiher. Nach einer Radierung von Erich Gruner.

(Aus der Mappe „Für den deutschen Wald", die mit Beiträgen namhafter deutscher Graphiker zum Besten der 1923 in Dresden gegründeten Gesellschaft zur Förderung der forstlichen Forschung und des forstlichen Hochschulunterrichts in Mitteldeutschland vor kurzem im Verlag von Fritz Gurlitt in Berlin erschienen ist.)

Die kleine Bürgerin

Novelle von Eva Gräfin von Baudissin

(Schluß.)

Er dachte an eine Ausfahrt mit Hedwig. Unterwegs hatte er eine Wette gewonnen und sie ihn dafür mit „Kümmel und Bier" traktiert. Wie lustig war es gewesen — wenn vielleicht auch nicht ganz passend! Gut, daß Puppe nichts davon wußte.

Hatte er nicht auf dem Rückweg neben ihr sitzen wollen? Aber das Gespräch über Fräulein von Hanffstett war bereits erledigt, und seine Frau schien seine Nachbarschaft auch nicht zu erwarten. Sie saß schon still auf ihrem Platze, die kleinen Hände unter der Decke.

Wortlos griff er nach Zügel und Peitsche. Da ihr nichts an seiner Nähe lag, gut —

Wenn man heimkehrt, dachte Puppe, hat alles einen anderen Ausdruck. Vielleicht, weil wir es mit anderen Augen betrachten. Das Vorwärts birgt so viele Erwartungen in sich — man hofft und denkt, etwas Besonderes müsse sich ereignen, irgendein Wechsel eintreten — und kommt man zurück, trägt man eine Enttäuschung in sich — eine tiefe, bodenlose Enttäuschung!

Die am Nachmittag zurückgehaltenen Tränen flossen ihr nun über die kalten Wangen. Im Dunkel, das rasch hereinbrach, sah niemand sie. Doch hütete sie sich, nach ihrem Tuch zu greifen. Freidank hätte die Bewegung merken können. Wie aus einem nie zu erschöpfenden Born stieg die Bitternis herauf: gegen die Nichtachtung, die Ausschaltung, die Betonung ihrer bürgerlichen Herkunft! Da tat sie ihm vielleicht unrecht, denn er hatte sie ja geheiratet; aber an Hedwig betrachtete er den Adel doch als einen besonderen Vorzug. Sie hatte das Ungewöhnliche ja gar nicht begriffen, das er in den Augen seiner Standesgenossen durch eine Ehe mit einer Bürgerlichen beging. Er liebte sie — und sie ihn: Bedurfte es da einer Begründung oder gar einer Beschönigung? Später lernte sie erst einsehen, welche Bedeutung der „reine Stammbaum" für die alten Familien hat. Sie bekam Achtung vor der Macht, die sich die Sippen durch die Verbindung untereinander verschafft hatten, und sah sie alle von einem Netz zusammengehalten und in Beziehung gebracht. Aber ihr genügten die Namen nicht.

„Ihr solltet mehr in eure Chroniken hineinschreiben," hatte sie oft zu Freidank gesagt, „nicht nur Wappen und Namen einzeichnen. Von den einzelnen Persönlichkeiten solltet ihr wissen, von ihren Tugenden oder Lastern. Dann könnte man besser verfolgen, welche Eigenschaften einem Kinde vererbt sind, und sie von vornherein intensiver unterstützen oder bekämpfen. So habt ihr nur ‚Schall und Rauch'!"

„Ketzerin," hatte er sie dann wohl gescholten, „die kleine Bürgerin will klüger sein als die alten Standesherren. Ja, du bist doch eine Umstürzlerin und willst uns nicht gelten lassen."

Als die Knaben schnell nacheinander geboren wurden, hatten sie zusammen auf den Familienbildern nach Ähnlichkeiten gesucht und ihnen danach die Namen gegeben. Bei Juttas Taufe war schon keine Zeit mehr zu solch vertraulichen Dingen — sie wählte den Namen nach dem Bild einer Großtante ihrer eigenen Familie. Die hatte ein zartes Gesicht wie sie selbst, einen merkwürdigen Bänderschmuck auf dem flachgesteckten Haar und entzückende Schultern, um die ein weißer Kaschmirschal gelegt war. Ihr Gatte war deutscher Botschafter in fremden Landen gewesen und führte einen stolzen Titel — und Freidank hatte ein wenig gelächelt, als sie gerade diese Frau zur Patin vorschlug. Aber es war nicht, weil sie sie für ebenbürtig ihres jetzigen Ranges hielt, nein, gewiß nicht!

„Sie sieht so sanft und doch klug aus", verteidigte sie ihre Wahl. „Sie soll auch sehr glücklich gewesen sein — und ich will eine gute Vorbedeutung."

Ach, alles, was sie einst gesprochen, es schien verweht. Man hielt sie geistig nicht mehr für ebenbürtig. Das war viel schlimmer als ihr Geburtsmakel, denn als solchen betrachteten Freidanks Verwandte und Freunde ihre Herkunft. Der Stammbaum war nicht mehr rein. Und was sie statt dessen geben konnte, hatte seinen Wert verloren.

Sie senkte den Kopf und strich sich die Wangen am Pelz trocken.

„Frierst du auch nicht, Puppe?"

Es dauerte eine Weile, ehe sie antworten konnte: „O nein, danke."

„Schlaf, bitte, nicht ein. Du könntest vom Wagen fallen."

„Nein, nein."

Dennoch drehte er sich herum und griff mit der Hand nach ihr. Sehen konnte er nur noch die Umrisse. „Die Decke — ist sie nicht heruntergerutscht? Sag' mal ein Wort, sonst friert dir die Stimme ein."

„Es geht mir wirklich ganz gut, Freidank. Nun sind wir ja auch bald zu Hause."

Er beruhigte sich wieder.

Es nahm wohl mit allen Ehen denselben Weg: nach der heißen Leidenschaft noch ein paar Jahre herzlicher Freundschaft — dann gleichmütiges Ertragen — allmählich Gleichgültigkeit — oft, sehr oft Widerwillen als Letztes, Furchtbares. Gott möchte sie davor behüten!

„Man muß nicht warten, bis die Männer unserer überdrüssig werden", war der Wahlspruch der schönen Gräfin Buchenberg. „Wir müssen ihnen zuvorkommen — dann sollt ihr sehen, wie lebendig sie wieder werden."

Die übrigen Frauen hatten zu dieser Weisheit gelacht und sich gerühmt, den Ausweg lange gefunden zu haben. Sie hatte ganz stumm dagesessen. „Die prüde kleine Puppe" nannten sie sie da, und jede hatte sie geküßt. Nein, sie durfte nicht so frivol werden, zu ihr paßte es nicht. Jeder Mensch mußte seinem Stil treu bleiben — das war eine Geschmacksfrage.

Ich bin mir nicht treu geblieben, warf sie sich selbst vor. Ich war so voll Zärtlichkeit für Freidank — ich erfand kleine Überraschungen für ihn — ich wich nicht von seiner Seite — und er trug mich und hob mich buchstäblich auf seinen Händen. Warum ist es anders geworden — und seit wann? Weshalb begegnen wir uns wie zwei Fremde?

Das erste Kind hatte sie voll in Anspruch genommen. Sie nährte es selbst und war an Zeit und Raum gebunden. Nicht mal ein paar Tage nach Berlin zur Landwirtschaftlichen Woche konnte sie ihn begleiten. Nach dem zweiten war sie lange elend; eine Amme mußte sie ersetzen. Freidank pflegte sie rührend. Er habe sie verwöhnt, meinte seine ältere Schwester, die lange im Hause blieb, um die Wirtschaft zu leiten. Puppe hatte schon vor ihrem überlegenen Wuchs Furcht: sie war so groß wie ihr Bruder und breit in den Schultern wie ein Mann. Sie mußte zu den beiden Riesengestalten förmlich emporsehen. Wenn sie nachdachte, so trat in jener Zeit wohl die erste Entfremdung ein. Die Schwester sprach nur von Menschen und Verhältnissen, die Freidank und sie kannten; Puppes Interessen wurden beiseitegeschoben. Fragte sie nach diesem oder jenem, so hieß es: „Das verstehst du nicht. Man kann das nicht alles erst auseinandersetzen." Sie gewöhnte sich daher, während sie sich unterhielten, daran, an anderes zu denken oder zu lesen. Vielleicht wurde es Freidank in jenen langen Monaten auch klar, wie töricht er doch gewesen war, die alte Tradition zu durchbrechen. Hätte er in jenen Familien nicht ebensogut ein hübsches, kluges Mädchen finden können?

Ihre Schwägerin Fanny behandelte sie mit verletzender Freundlichkeit. Als sei sie ein Spielzeug, ein liebes kleines Ding zum Zeitvertreib — eine Laune ihres geliebten Bruders. Aber wie konnte man solch eine Frau heiraten? Was bot sie dem Manne, daß er um ihretwillen Sippe und Sitte verletzte?

„Werd' nur rasch wieder gesund, damit Freidank doch eine Freude an dir hat", sagte die Schwester beim Abschied.

Puppe hatte nie über sie geklagt. Doch als sie wieder allein waren, sah sie oft ihren Mann an, ob er nicht ein Wort über die Schwester äußern würde.

Es war wohl Familiensinn, der ihn hinderte, auch nur das Geringste an ihr auszusetzen. Aber nur Zufall, daß er nie von ihr sprach.

Er stand mit der Schwester in lebhafter Korrespondenz. Selten bestellte er Puppe einen Gruß oder erzählte er ihr etwas aus den Briefen. Auch da war sie ausgeschaltet! Sie selbst begnügte sich freilich damit, zu den Festtagen Glück zu wünschen. Wenn sie Fanny einmal von den Kindern erzählen würde, außer der Zeit — sie war selbst kinderlos und strickte und nähte viel für die Neffen und die kleine Nichte.

Sie hatte kein Almosen der Liebe wollen, Puppe. Wer wußte, ob aber nicht auch jene — kinderlose — heimlich um eins bettelte?

„Das ganze Leben besteht aus Mißverständnissen", murmelte sie.

„Was für Weisheiten streust du noch in Nacht und Dunkel aus?" fragte Freidank amüsiert.

Wirklich, sie hatte vor sich hingesprochen, während der Wagen schon unterm Tor durch in den Hof eingefahren war.

Überall saßen Wappenschilder: über dieser Einfahrt, an den Scheunen unter den Jahreszahlen der Erbauung — am Schloß selbst in riesenhafter Ausführung über dem Portal. Sie hatte es nicht verstanden, daß es doch eine Ehre bedeuten mußte — in der Auffassung jener, die einst die Schilde ausmeißeln ließen — wenn man sie, die kleine Bürgerin, unter diesen Symbolen hindurchschreiten ließ!

Freidank hob sie vom Wagen. „Bums", sagte er und setzte sie auf die zweite Treppenstufe nieder.

Sie dankte beglückt. Sie blickte zum Hause empor. Nur der Diener und ein Mädchen waren zum Empfang herausgekommen und traten nun an den Wagen, um Decken und Pakete in Empfang zu nehmen. Von den Kindern war keins sichtbar. Jutta mochte schon im Bett sein, die Jungen lernten noch oder spielten im Schulzimmer: Weshalb gönnte man es ihnen nicht, ihr entgegenzuspringen?

In der Halle und auf der Treppe war es leer. Sie stieg rasch nach oben, in ihr kleines Wohnzimmer. Es war nachgeheizt worden, die Lampe brannte, der Gärtner hatte frische Blumenstöcke in den Erker gesetzt. Am Ofen neben einem ganz niedrigen Schaukelstuhl stand ihr Teezeug bereit. Das Wasser kochte.

Sie schlug den Deckel eines kleinen eingelegten Möbels auf, das in blauen Samtvertiefungen Kristallflakons mit Tee und Zucker, goldene Löffelchen und zwei chinesische Tassen enthielt — ihr eigenster Besitz.

„Nicht geliehen", murmelte sie lächelnd, eingedenk des alten Ekkehard. Eine warme Tasse Tee, ehe sie sich umzog, würde ihr gut tun.

Sobald sie Wasser in die kleine Silberkanne gegossen hatte, ging sie durch die Tapetentür ins Nebenzimmer, die Tüte mit Süßigkeiten in der Hand. Es war dunkel, Jutta schlief wohl schon. Die Tür zum Schulzimmer war nur angelehnt, ein Lichtschein kam durch die Spalte. Sie tappte sich vorsichtig zum Bett hin.

Aber was war das? Eine seltsam schwere Luft legte sich ihr auf die Augen! Sie wollte den Geruch mit Nase und Mund einziehen, um festzustellen, was es sei — ihr wurde schwindlig, leicht übel. Sie blieb nicht am Kinderbett stehen; sie riß die Tür des Nebenzimmers auf. Hier strömte ihr betäubend dieselbe Ausdünstung entgegen — und die Jungen! Klemens saß am Tisch, aber sein Kopf lag mit dem Gesicht nach unten auf der Platte. Der Ältere war vom Stuhl gefallen. Sein Körper streckte sich leblos daneben hin!

Gas — Kohlenoxyd — vom Ofen her! Sie kämpfte die Seekrankheit, die sie überfallen wollte, nieder, stürzte ans Fenster und stieß die Flügel auf. Und dann zur Tür im Gang und schrie laut, verzweifelt um Hilfe.

Als die ersten Schritte heraufkamen, ihr Mann, dann Diener und Mädchen, hatte sie Klemens schon herausgeschleppt — und nun den größeren. Man faßte mit an, trug die Kinder hinüber in ihr Schlafzimmer, rieb sie ein, machte Atembewegungen. Sie arbeitete am eifrigsten — und dann plötzlich: „Jutta — Herr des Himmels — Jutta haben wir vergessen!" Freidank sprang an ihr vorbei. Nein, sie sollte nicht — wenn es zu spät war — sie nicht, die arme Mutter, er wollte —

Sie wankte hinter ihm her. Der furchtbare Geruch füllte noch das Schulzimmer — und sie selbst hatte ihm Einlaß gegeben, als sie die Tür weit öffnete!

Freidank kam schon zurück, die Kleine ausgestreckt auf den Armen. Ihr zartes Gesicht war von dunkler Röte aufgetrieben. War sie erstickt — war es — vorbei?

„Jutta, Jutta!" Sie riß das Kind an sich. „Meine — meine Schuld, Freidank!" Ihre Augen blickten ihn übergroß und starr an. „Ich riß die Tür auf — ich ließ den Gifthauch hinein — ich —"

„Komm, komm," bat er, „laß uns alles versuchen. Schnell, schnell!"

Sie legten Jutta auf den Teppich, öffneten ihr Hemdchen am Halse, bespritzten sie mit Wasser, machten Atmungsbewegungen, das kleine Herz tat keinen Schlag mehr.

Über dem Körper des Kindes begegneten sich ihre Augen: i h r Kind, i h r gemeinsames Gut — ein Geschöpf aus ihnen beiden entstanden, ihrer beider Wesen in sich vereinend. Und sie sollten es hergeben müssen?

„Die Knaben beginnen zu atmen", berichteten die Leute.

„Weiter, weiter an ihnen arbeiten, nicht nachlassen", drängte Freidank, der kurz hinübergeeilt war und sofort zurückkam. „Jemand muß den Arzt holen", rief er noch.

In diesem Augenblick kam Hedwig von Hanfstett die Treppe herauf. Sie sah die geöffneten Türen, die Unruhe — hörte die Zurufe. Was war geschehen? Man verständigte sie rasch. Mit einem Blick überzeugte sie sich, daß die Knaben ins Leben zurückkamen, heftiges Erbrechen überfiel sie beide. Aber Jutta!

Sie kniete neben Freidank nieder und begann wortlos zu helfen. Aber die Mutter stieß ihre Hände fort.

„Mein Kind, mein Kind", sagte sie abgebrochen. „Ich ließ die Tür offen — leichtsinnig, verwirrt — ich — ich trage die Schuld — aber Sie — Sie — Ihre Schuld ist größer! Pflichtvergessen waren Sie — nur einmal auf ein paar Stunden ging ich fort."

„Jutta war mir nicht anvertraut", kam es gequält von Hedwigs Lippen. „Ich war nur fort — zu einem kurzen Spaziergang. Die Kinder sollten noch arbeiten. Ach, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir doch!"

Puppe hörte und sah nichts als dieses kleine, zarte reglose Geschöpf, das kälter und kälter wurde, und dessen Züge einen immer tieferen Ernst annahmen. Wie hatte sie noch am Nachmittag gesagt bei der Frage, wen sie am liebsten habe: „Dich, unsere Mama."

„Ich, ihre Mama! Ich ließ sie im Stich. Ich fuhr von ihr fort. Ich machte selbst die Tür auf und bereitete dem Tod seinen Weg."

Dem Tod!

„Bleib hier, kleine Jutta — verlaß du mich nicht auch! Du hast keine glücklichen Jahre gehabt. Dir fehlte die Freude. Ich will dich nie mehr verlassen, nie mehr — sie sollen dich nicht mehr kränken und quälen und streng mit dir sein! Ich will aufpassen, ich will dich schützen — ich will mit dir spielen. Du sollst lachen dürfen, soviel du magst. Sie dürfen es nicht verbieten. Wir beide, wir wollen in der Sonne sitzen wie heute nachmittag. Ich erzähl' dir von allen Blumen, Jutta — du darfst bei mir sitzen, solange du magst —"

Es war erschütternd, vernichtend, ihre Bitten und Klagen zu hören. Freidank stöhnte auf: So hatten sie gelitten, sie und dies Kind! Und der Jammer erst öffnete ihr Herz und Mund? Er wagte nicht, sie anzusehen; er fühlte nur, wie Hedwig von Hanfstetts Körper sich von dem seinen entfernte, während er zuerst noch ihre Nähe mit den Sinnen gespürt hatte. Schließlich erhob sich die Erzieherin. Ihre schneeweißen Lippen zitterten, die Arme hingen ihr kraftlos herunter: jedes Wort, das diese Frau sagte, war eine furchtbare Anklage gegen sie beide!

Sie blickte auf Freidanks Kopf — einmal, ein einziges Mal hätte sie über sein dunkles Haar streichen, sein Gesicht mit den Händen umfassen mögen. Aber es wäre in dieser Stunde eine Blasphemie gewesen — der Mann gehörte zu ihr, der anderen, und zu seinem toten Kinde. Und nie wieder, dessen war sie sich bewußt, konnte es ein Vertrauen oder eine Vertrautheit zwischen ihnen geben!

Puppe brach neben der kleinen Leiche zusammen. Freidank trug sie fort. Dann nahm er sanft auch das Kind auf und legte es im Wohnzimmer der Mutter nieder, wo noch ihr Teezeug bereitstand und der niedrige Stuhl am Ofen. Das Bild rührte ihn durch seine Einsamkeit. So allein war sie beim Heimkommen gewesen, in einen stillen Winkel zog sie sich zurück? Auf dem Tisch lag ein Zettel, der bei seiner Bewegung herabwehte. In mechanischer Ordnungsliebe hob er ihn auf. Da standen Besorgungen und auf der Rückseite eine philosophische Mahnung, von Puppes Hand glossiert. Ach, diese schwere Lebensanschauung wollte sie sich aneignen? Armes Kind!

„Der Arzt konnte nicht mehr helfen", sagte er am nächsten Morgen zu Fräulein von Hanfstett. „Und meine Frau —" setzte er zögernd hinzu. Dann brach er ab.

„Ich verstehe", antwortete sie leise. „Sie grollt mir; sie will und kann mich nicht sehen. Es war ein grausamer Zufall, Herr von Farhausen. Ich bin die ganze Nacht mit mir ins Gebet gegangen: mein Gewissen spricht mich frei von diesem entsetzlichen Ereignis! Aber sonst" — auf Sekunden begegneten sich ihre Blicke — „hat wohl eine Trennung kommen m ü s s e n. Es ist besser so. Wenn es nur nicht auf diese furchtbare, nie zu vergessende und nie zu verwindende Art geschehen wäre!"

Er hob beschwörend die Hand — nur nicht dem Worte verleihen, was in ihm vorging.

Still und ohne Abschiedswort verließ sie ihn.

Puppe sah ihm entgegen, als er zurückkam.

„Auf Juttas Sarg soll ein kleines Wappen kommen", sagte sie. „Sie wäre eine gute Farhausen geworden. Ihr hättet stolz auf sie sein können."

„Wir?" Er versuchte zu lächeln. „Bist du denn nicht eine von uns — meine Liebste, mein Allerschönstes auf Erden?"

Wie einst drückte sie ihr kleines Gesicht in seine Handflächen: „Was bin ich sonst noch? Und das will ich bleiben, und du mußt mir den Namen lassen!"

„Meine kleine Bürgerin", sagte er ernsthaft. „Und du bist in all deine Rechte eingesetzt."

Sie nickte zufrieden. Sie konnte endlich schlafen.

Er blieb an ihrer Seite sitzen. Das Schicksal hatte sie wieder einander zugetrieben. Mit harter Hand, mit herzerdrückendem Zwang. Jetzt mußten sie sich halten und durften sich nie mehr verlieren. Das Schicksal gibt nie zum zweitenmal eine Wendung zum Glück.

F U N D

Von Erich v. Beckerath (Wiesbaden).

Es grüßte mich das Lachen,
Scharf traf es mein Gesicht —
Da ging ich still von dannen
Und sprach: Du bist es nicht.

Es gruben tiefe Schmerzen
Sich in mein Angesicht —
Ich ließ es stumm geschehen:
Auch ihr, ihr seid es nicht.

Die wilde Freude lockte
Mich in ihr grelles Licht —
Bald ging ich heimlich weiter:
Auch du, du bist es nicht.

Es lockte mich ein Brunnen
Im kühlen Vollmondlicht.
Bei ihm bin ich geblieben
Und lausche, wie er spricht.

Schau suchend in den Brunnen:
Bist du es wieder nicht? —
Da bietet mir der Spiegel
Mein eigen Angesicht.

Familientragödie. / Von Wilhelm Lichtenberg.

Die Hauskatze, Muschi das Hauskätzchen, war schon einige Zeit nicht ganz auf dem Posten gewesen. Sie gab sich nicht mehr so possierlich wie sonst, kam nicht mehr an uns herangeschmeichelt und schien überhaupt etwas bedrückt. Die Frauen im Hause wußten, warum Muschi melancholischer war als sonst, aber sie sagten es uns Männern nicht. Muschi wurde von da ab von ihnen ganz besonders verzärtelt, aber sie zeigte sich nicht dankbar dafür.

Bis Muschi eines Tages nicht mehr zum Vorschein kam. Sie umschlich uns frühmorgens nicht wie gewöhnlich mit ihren Schritten, die immer wie auf Samt spazierten, sie beleckte sich in der Sonne nicht mehr das schwarzgetigerte Fell, auch lauerte sie nicht mehr auf Spatzen. Sie schien verschwunden.

Die Frauen im Hause gingen, Muschi zu suchen. Doch das war nicht ganz leicht. Denn Muschi hatte sich ein ganz raffiniertes Versteck ausfindig gemacht und sicher gehofft, hier nicht aufgestöbert zu werden. — Aber die Katze war doch eben nur eine Hauskatze, und die Frauen waren klüger. Sie wußten, daß Muschi sich irgendwo verkrochen haben müsse, und ließen nicht locker. Sie gingen das Haus ab und die Scheune, die verzweigten dunklen Korridore und fanden sie endlich — im letzten und verborgensten Winkel des Kellers. Dort lagerte Muschi in einem Korb. Zwei Feuerpunkte leuchteten durch das Dunkel.

Ein dumpfes Fauchen warnte aus diesem entlegensten Winkel vor weiterer Annäherung. Muschi, das brave, verwöhnte, zärtliche Hauskätzchen fauchte bösartig. Das hatte man an ihm bis jetzt noch nicht erlebt. Die Frauen gingen trotzdem näher. Und siehe — in dem Korb wimmerte es und krabbelte es und schob es sich durcheinander. Vier kleine Kätzchen, vier blinde, hilflose kleine Kätzchen hielt Muschi unter sich, und jetzt wußte man es ganz genau, warum die Hauskatze die letzte Zeit über nicht mehr so recht hatte die Hauskatze sein wollen. Wer stünde auch vor einem solchen Ereignis und hätte Lust sich wie eine Hauskatze behandeln zu lassen? Muschi am allerwenigsten.

Aber Muschi hatte mit ihrem Fauchen nicht nur leere Drohungen ausgestoßen. Sie war auch tatsächlich zum Äußersten entschlossen. Denn als die Frauen jetzt ganz dicht an den Korb herankamen, stielten sich die beiden Feuerpunkte nach vorn. Das Fauchen ging in ein beängstigendes Zischen über, und Muschi zeigte nicht übel Lust, dem unerwarteten Besuch an die Kehle zu springen. Nur ein rascher Sprung rettete die beiden Frauen vor diesem Äußersten. Sie konnten nichts tun, als das rege Leben in diesem abgeschiedenen Winkel des Hauses von fern zu betrachten. Muschi blieb in Angriffsstellung und ließ deutlich erkennen, daß sie noch immer keinen Spaß verstünde. Das war für diesmal alles. Ein Napf mit Milch konnte noch in die Ecke gestellt werden — und das ließ die Katze sogar geschehen. Aber eine Annäherung auf mehr als Armweite blieb ausgeschlossen.

Nun erfuhren wir Männer auch, was es mit Muschi für eine Bewandtnis hatte, und wir halfen alle mit, das Los der Hauskatze günstig zu gestalten. Wir versorgten das kleine Raubtier mit Nahrung, und wir hätten zu gern so ein Junges an uns genommen, um nur einmal dieses weiche, gefiederartige Fell zu streicheln. Aber wir waren auf unserer Hut. Muschi zeigte sich — fürs erste wenigstens — nicht gutartiger. Das ging so drei Tage. Muschi verließ ihren Keller nicht. Endlich, am Morgen des vierten Tages, erschien sie. Noch nicht ganz die alte, aber sie kam doch wenigstens zu, ließ sich streicheln und füttern. Dann verschwand sie rasch wieder. Jetzt konnte man aber doch schon an den Korb heran und ihr Familienglück aus der Nähe betrachten. Die kleinen Dinger glichen der Mutter aufs Haar. Dieselben dunklen Streifen auf dem schmutziggrauen Fell. Nur eins mußte dem Vater ähnlich sehen, denn es war heller, mit rötlichbraunen Streifen. Und um dieses war Muschi mit besonderer Sorgfalt bemüht. Sie putzte alle vier unausgesetzt; so sauber kann keine Mutter ihr Junges halten. Wenn sich eins in eine unbequeme Lage verirrt hatte, zog sie es am Halsfell wieder zurück. Sie tat überhaupt nichts anderes, als um die Jungen zu sein, und schlüpfte sie einmal zu ihrem Napf hervor, so reckten die jungen Kätzchen die Hälse nach der Richtung, in die sie verschwunden war, und schrien gottsjämmerlich.

Am vierten Tag ließ sie es schon geschehen, daß man ein Junges aufnahm, am fünften, daß man es in den Hof hinauftrug und in die Sonne setzte. Aber — sie ließ uns nicht allein. Auf Schritt und Tritt folgte sie uns, einmal nach dieser und dann nach jener Seite kontrollierend. Das Kleine schrie, die Mutter antwortete; das Kleine zappelte mit den Beinchen, die Mutter sprang bis zur halben Höhe hinauf, und wenn wir es dann im Hof in einen Sonnenkringel setzten, konnten wir nicht so schnell schauen, als Muschi mit ihrem Maul ihr Junges am Halse gepackt hatte und es wieder in ihren Keller transportierte. — An diesem Spiel fanden wir grausamen Menschen Spaß. Immer wieder holten wir ein anderes von den Kleinen hervor, und immer wieder litt Muschi Höllenqualen. Sie konnte aber nichts tun, als uns flehentlich anzublicken und uns immer wieder nachzuschleichen. Denn sie war nur eine Hauskatze und wir große, entsetzlich große Ungeheuer, die man fürchten mußte. Die ersten paar Tage ging es noch. Die Kätzchen waren klein, und Muschi konnte sie leicht wieder hinunterschaffen. Die Kleinen entwickelten sich aber außerordentlich günstig. Es muß Muschis aufopfernde Pflege gewesen sein. Und eines Tages machte es der Katze entsetzliche Mühe, ihr Junges wieder in den Keller zu befördern. Sie faßte so wundervoll vorsichtig, versuchte es ein-, zwei-, dreimal, bis es dann schließlich mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft doch ging. Zwei Tage darauf ging es aber gar nicht mehr, und das Kätzchen mußte im Hof bleiben. Jetzt lief Muschi verzweifelt zwischen Kellerecke und Hof hin und her. Ihre Interessen waren nun schrecklich geteilt. Sie war ununterbrochen unterwegs bis zum Nachmittag. Da schleppte sie dann, unter Aufgebot ihrer letzten Kraft, die drei Jungen in den Hof. Es war ein feierlicher Anblick, als die Familie wieder beisammen war.

Das Glück dauerte nicht lange. Am Abend sah man Muschi wie eine Irrsinnige hin- und herschießen — sie heulte zum Verzweifeln und umhupfte uns unausgesetzt. Der Grund wurde uns bald offenbar. Das eine, das rotbraungestreifte Kätzchens, welches wohl dem Vater ähnlich war (der übrigens ein ganz abscheulich häßlicher Kater sein mußte), war gestorben. Hatte gerade dieses den beschwerlichen Transport nicht vertragen? Oder war es sein vorbestimmtes Schicksal gewesen? Muschi hatte einen Trauerfall in der Familie zu beklagen. Keiner von uns wollte an das tote Kätzchen heran. Am nächsten Morgen erst sollte der Portier das verendete Tier irgendwohin tun, aber der kleine Kadaver war verschwunden. Spurlos verschwunden! Wohin ihn Muschi getan hatte, ist bis jetzt ein Rätsel geblieben. Es muß ein feierliches Begräbnis gewesen sein! Nachts, bei Sternenschein, im engsten Kreise der Familie.

Muschi schien die nächsten Tage untröstlich. Aber um so ängstlicher bewachte sie ihre Familie, um so gehässiger sah sie zu uns herüber, denen sie doch sicher die Schuld an diesem tragischen Fall beimaß.

Was aber sollten wir mit den drei Kätzchen beginnen? Sie waren ja sehr possierlich und machten viel Spaß, aber sie fraßen uns auch arm und störten unsere Nächte durch ein immerwährendes Konzert im schrillsten Diskant. Und schließlich genügte uns Muschi. An die waren wir gewöhnt, und die wollten wir behalten. Ein Bekannter nahm uns ein Kätzchen ab. Als er darum kam, sprang ihn Muschi an und hätte ihm beinahe die Augen ausgekratzt. Woher wußte die Katze, daß es um ihr Junges ging? Woher wußte sie es nur? Es gab also wieder traurige Tage. Die Verzweiflung der jungen Mutter griff ans Herz. Aber zwei hatte sie noch bei sich. Immer fanatischer wurde ihre Mutterliebe.

Dann nahm sich die Sommerpartei aus dem Vorderhaus ein Kätzchen nach der Stadt mit. Und als das letzte gar niemand haben wollte, übernahm es der große, ungeschlachte Portier, die kleine Katze, die nur Milch schleckte und zu nichts gut war, aus dem Hause zu bringen. Wir fragten nicht, wohin. Aber am Abend erzählte er uns mit einem unbeschreiblichen Lachen, daß er es im nahen Fluß ersäuft habe. Dort schwömmen schon viele Katzen, meinte er auf unsere entsetzten Rufe; und wenn man alle Katzen am Leben ließe, dann gäbe es längst mehr Katzen als Menschen auf der Welt, und die Erde würde nicht von Menschen regiert, sondern von Katern. Welcher Anschauung wir uns nicht so ganz verschließen konnten.

Soll ich noch von Muschi erzählen, wie sie von da ab traurig wurde, uns nicht mehr zuging und tagelang durch das Haus lief, als sei sie irrsinnig geworden? Ich glaube es nicht erst versichern zu müssen, denn aus dem Vorstehenden ist zur Genüge deutlich geworden, daß unsere Hauskatze ein Gemüt war. Nur allmählich fand sie wieder ihr seelisches Gleichgewicht.

Sie muß es aber doch gefunden haben. Denn unsere Frauen tuscheln schon wieder — wenn sie die Katze ansehen — und meinen, daß sie eigentlich ein ganz sittenloses Frauenzimmer sei!

Aus Wissenschaft und Technik.

Einiges über Pflanzenphänologie. Die Menschen der Gegenwart haben für die dem Auge sich darbietenden Vorgänge, unter denen die Mutter Erde aufs neue sich im Lenze mit ihrem bräutlichen Gewande schmückt, wohl nicht das feine, innige und sinnige Verständnis wie unsere Vorfahren, aber dennoch wächst auch in unseren Kreisen immer mehr die Erkenntnis von der unbeschreiblichen Fülle des Reizes und der spannungsvollen beglückenden Hoffnung, die in den Beobachtungen der wunderbaren, entwicklungsreichen Frühlingserscheinungen liegt. Es ist wesentlich das Verdienst der Pflanzenphänologie, hierauf immer wieder hingewiesen zu haben. Sie ist die Wissenschaft, die sich mit den Beobachtungen der wichtigsten sichtbaren Entwicklungsstufen des jährlichen Pflanzenlebens beschäftigt und zieht aus ihren Beobachtungen vergleichende Schlüsse auf die klimatische Beschaffenheit der Beobachtungsorte. Die örtlichen Klimaverhältnisse spiegeln sich in den zeitlichen Lebensphasen der Pflanzen in für uns sehr verständlicher Weise wider; sie drücken den Witterungsgang des Jahres für die meisten Menschen viel klarer aus, als dies durch Thermometer-, Barometer-, Hygrometer-Beobachtungen und durch Kenntnisnahme des Wasserstandes, der Windrichtungen und der Substratverhältnisse geschehen kann. Die Pflanzenphänologie aber nützt nicht nur der Klimakunde als solcher und allen Zweigen, die mit ihr zusammenhängen, sondern sie bietet ihre Dienste in sehr erfolgreicher Weise auch der Forst- und Landwirtschaft und dem Weinbau an. In bezug hierauf sind insbesondere die verdienstvollen Arbeiten von Prof. Dr. Ihne, Darmstadt, sehr lehrreich. („Über Beziehungen zwischen Pflanzenphänologie und Landwirtschaft".) Daß die ausübende Phänologie unsere Kenntnisse von den Beziehungen des äußeren Pflanzenlebens der Arten zu ihren Standorten in früher ungeahnter Weise zu vertiefen vermag, ist selbstverständlich. Wir lernen die Einflüsse der Breite und der Länge, der Höhe, der mehr oder weniger starken solaren Exposition der trockenen oder feuchten Klimaten viel eingehender kennen. Besonders reizvoll sind phänologische Beobachtungen bei den ersten Regungen der Natur, also vom Vorfrühliug an. Man hat früher an die Notwendigkeit einer winterlichen Ruheperiode der Pflanzen geglaubt und ein zu frühes Erwachen der Natur mit gemischten Gefühlen angesehen, und dies mit Recht. Später einsetzende starke Fröste bereiten oft allzu früher Blütenherrlichkeit ein jähes Ende. Die innere Natur der Pflanze aber, ihr Organismus, bedarf keiner absoluten Winterruhe, wie dies die Treibhausgärtner am besten wissen. Wohl fällt unter unseren und den nördlicheren Breiten die rhythmisch periodische Entwicklung der höheren Pflanzenwelt mit dem Rhythmus der Jahreszeiten ziemlich auffallend zusammen: Knospung, Belaubung, Blüte mit dem kalendarischen Frühling; die Fruchtbildung mit dem Sommer; die Laubverfärbung mit dem Herbst und der Blattfall, die Entlaubung mit Herbstende oder mit dem Beginn des Winters. Die Pflanzenruhe selbst ist lediglich eine Folge des das Wachstum hemmenden Einflusses der im Herbst und Winter eintretenden niederen Temperaturen, die den Stoffwechsel der Pflanzen ungünstig beeinflussen und vorübergehend lahmlegen. In unseren Gegenden aber ist die Winterruhe selbst zur Zeit der niederen Wintertemperatur keineswegs absolut. Das Leben der Laubbäume erlöscht selbst dann nicht ganz; von uns ungesehen, spielen sich in ihrem Innern höchst wichtige Lebensprozesse ab. So formen die Eichen, die in normalen Jahren am Rhein erst Ende April oder Anfang Mai ihre Knospen treiben, schon im Februar oder Anfang März ihre Reservestoffe zu Gummi und Zucker um; auch ihre Wurzelspitzen ruhen im Winter nicht, sondern bilden Haar- und Saugwurzeln. Weizenkörner, Ahornsamen und Samen anderer Gewächse treiben im Eiskeller ihre jungen Wurzeln oft auf 25 bis 50 cm Länge in die Eisblöcke hinein. Von einzelnen Nymphaea-Arten ist es bekannt, daß sie unter einer dicken Eisdecke weiterzuwachsen vermögen. Solche Tatsachen aber schwächen die Behauptung der Pflanzenphänologie keineswegs ab, daß die vegetativen Lebensregungen der höheren Pflanzenwelt die jeweiligen klimatischen Verhältnisse der Umgegend getreulich wiedergeben, und daß die Vollendung der einzelnen Phänomene wie des Knospenschubes, der Blattentfaltung, der Blüte, der Fruchtreife und des Laubfalles vollkommene Registerinstrumente für alle Faktoren darstellen, die das Leben und die Entwicklung der Pflanzen regeln. Das Wiedererwachen der Natur findet je nach Jahr und Ort ungleichmäßig statt. So ist z. B. im Durchschnitt der Vorfrühling des nördlichen Deutschlands gegenüber dem des südlichen um 3 bis 4 Wochen zurück; in gleicher Weise verspätet sich der Osten gegenüber dem Westen. Die Verspätung nach Norden zu wird im Durchschnitt auf 3 bis 4 Tage für den Breitengrad gewertet; nach den genauen Berechnungen von K. Wimmenauer ist der verzögernde Einfluß des Breitengrades auf 2 bis 7 Tage einzuschätzen. Die von Westen nach Osten zu im Frühling fortschreitende Vegetationsverspätung ist am beträchtlichsten im Vorfrühling und verschiebt sich gegen den Sommer hin immer mehr zugunsten des Ostens. Dann treten für einzelne Orte sogar Umkehrungen ein. Das phänologisch genau erforschte Nürnberg ist im Vorfrühling gegen die rund 1300 km östlicher gelegene südrussische Station Uman um 10 Tage voraus, im Vollfrühling aber nur 6 Tage. Zu Beginn des Sommers kehrt sich das Verhältnis um; Uman ist dann schon 2 Tage Nürnberg gegenüber voraus, im Hochsommer sogar 5 Tage. Was nun den Einfluß der Höhe anlangt, so lassen sich Vegetationsunterschiede bei regelmäßigem Witterungsverlauf nur erst für Höhen von 300 m feststellen. Im Schwarzwald konstatierte Wimmenauer eine Verspätung von 15 Tagen für 600 m, für die mitteldeutschen Gebirgsgruppen und den Harz eine solche von 8 bis 9 Tagen bereits bei 400 m Höhe; also für je 100 m eine solche von 2 bis 2,5 Tagen. Dies stimmt mit phänologischen Beobachtungen von Ihne gut überein, der für zwei sehr benachbarte Stationen (bei 150 und 540 m) eine Verzögerung von 2,7 Tagen für je 100 m zuungunsten der Höhenlage ermittelte. Ein Bild kräftiger Gegensätze gewährt die ja durch sehr unterschiedliche Klimaverhältnisse gekennzeichnete Eifel. Ich mußte am 12. April v. J. gelegentlich einer Autofahrt auf die höhere Eifel zu meinem größten Erstaunen feststellen, daß dort die ungemein karge, kaum wahrzunehmende Vegetation gegenüber der schon seit vielen Wochen blühenden und grünenden Umgebung von Köln um mindestens 40 bis 45 Tage zurück war. Selbst in der Umgegend des mehrere Stunden entfernten Euskirchen (150 m) merkte man kaum eine Vegetationsschwächung, erst in der Nähe des alten Eifelstädtchens Münstereifel (290 m) trat diese deutlicher in die Erscheinung, um dann von Meter zu Meter drastischer zu werden. Dabei handelte es sich um Erhöhungen von nur 450 bis 550 m und um die geringe Entfernung von 65 bis 75 km Luftweite. Unser Klima ist in der Hauptsache durch das Maß der ihm zukommenden Sonnenwärme gegeben, die der Pflanzen-

welt gegenüber gewisse Reize ausübt. Die eine Pflanzenspezies ist gegenüber der Sonnenbestrahlung reizbarer als die andere; sie reagiert auf solare Frühlingswärme schneller und entwickelt sich rascher als die andere. Nach dieser Richtung hin habe ich im vorigen Frühling, der durch sehr warmes, aber trübes Wetter ausgezeichnet war, höchst bemerkenswerte Beobachtungen machen können. Unsere Stieleiche, auch Sommereiche genannt, reagiert auf solare Wärme intensiver als die stiellose Eiche oder Wintereiche und geht deshalb auch weiter nach Norden als ihre nahe Verwandte. Ein weiteres Beispiel ist das Verhalten des auch in unseren Wäldern heimischen, bekannten Bärenklaus (Heracleum sphondylium). Auf den im Frühling noch kalten Höhen des Gebirges erwacht er viel später zu neuem Leben als in der wärmeren Tallage, er blüht dagegen dank der direkten Sonnenbestrahlung auf der Höhe früher als seine Artgenossen im Tal und zeitigt auch eher seine Früchte. Die Wirkung warmen Seeklimas wird illustriert durch das Verhalten der Buche. Bei uns vollzieht sich ihre Belaubung im Durchschnitt 8 bis 10 Tage vor der Eiche. In dem phänologisch genau erforschten Coimbra in Portugal, wo die Laubbäume um einen vollen Monat eher erblühen als in Mittel- und Westdeutschland, ist es umgekehrt; die Eiche entfaltet ihre Blätter vor der Buche. Dr. phil. Ludwig Rahn.

Hofrat Prof. Dr. J. M. Eder, der bekannte Forscher und Fachschriftsteller auf photographischem Gebiete, beendete am 16. März in ungeminderter Arbeitsfreude sein 70. Lebensjahr. Er wurde 1855 in Krems a. d. Donau geboren. Nachdem er 1871—1875 an der Technischen Hochschule und an der Universität in Wien Chemie und Naturwissenschaften studiert hatte, habilitierte sich Eder 1879 an der Wiener Technischen Hochschule für Photochemie. Nach kurzer Tätigkeit bei der staatlichen Montanverwaltung und als Realschulprofessor in Troppau wurde er 1882 Professor der Chemie an der Staatsgewerbeschule Wien I. Das Unterrichtsministerium betraute ihn mit der Organisation der insbesondere den photographischen Reproduktionsverfahren und der bildmäßigen Photographie gewidmeten Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, deren Direktor er von 1888—1923 war. Seit 1899 Hofrat, wirkt Eder heute noch als o. ö. Professor für Photochemie an der Wiener Technischen Hochschule; er gehört dem Sachverständigenbeirat des Patentamtes und dem Urheberrechtskollegium an und ist wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien sowie Ehrenpräsident der Wiener Photographischen Gesellschaft und anderer Fachvereine. Sehr groß ist die Zahl der Auszeichnungen durch die verschiedenen Regierungen und wissenschaftlichen Institute und Gesellschaften. Überaus zahlreich sind die Forschungen Eders auf dem Gesamtgebiet der Photographie und der photomechanischen Reproduktionsverfahren, deren Ergebnisse er in seinen Schriften niederlegte. Von großer Bedeutung waren seine gemeinsam mit Pizzighelli 1881 durchgeführten Versuche über die Bereitung der Chlorsilbergelatine sowie der Chlorbromsilberemulsionen, die in den letzten zehn Jahren im „Gaslichtpapier“ zu ungeheurer Verbreitung gekommen sind. Ein klassisches Werk ist Eders Buch „Über die Reaktionen der Chromsäure und der Chromate auf Gelatine, Gummi und Zucker und andere Substanzen organischen Ursprungs in ihren Beziehungen zur Chromatphotographie“; die darin aufgestellte Theorie wurde in jüngster Zeit durch die französischen Forscher Gebrüder Lumière neuerdings bestätigt. Vielfache Auflagen erfuhr Eders „Ausführliches Handbuch der Photographie“, das in vier Bänden (mit mehreren Teilen) vorliegt. Ferner sind zu erwähnen: „System der Sensitometrie photographischer Platten“; „Die Momentphotographie in ihrer Anwendung auf Kunst und Wissenschaft“; „Spektralanalytische Untersuchungen über photographischen Dreifarbendruck“; verschiedene spektralanalytische Untersuchungen über seltene Erden usw., zum Teil gemeinsam mit E. Valenta, die in dem Sammelwerke „Beiträge zur Photochemie und Spektralanalyse“ zusammengefaßt sind.

Literatur und Kunst.

Die internationale Kunstausstellung in Rom. Auf der Ende März eröffneten dritten „Biennale“ in Rom ist die deutsche Kunst sowie ihrem Umfange als auch ihrer Qualität nach ganz besonders stark vertreten. Damit ist das Fiasko, das der Deutsche Saal im vorigen Jahre an der gleichen Stelle zu verzeichnen hatte, voll und ganz gutgemacht worden. Diesmal gelangt ausschließlich die süddeutsche Kunst, vereinigt in der Münchener Kunstgenossenschaft und der Münchener Sezession, zu Worte. Ihr sind dank der Vermittelung des in Rom lebenden deutschen Graphikers Sigmund Lipinsky nicht weniger als 6 Säle zur Verfügung gestellt, ein Raumverhältnis, das alle anderen fremden Nationen auf der „Biennale“ bei weitem überbietet. Trotz des Fehlens der norddeutschen Kunst und der modernen Richtungen macht die Fülle der dargebotenen Werke einen vielseitig bewegten, von frischen Lebensimpulsen getragenen Eindruck. Unter den lebenden süddeutschen Malern sind Fritz Erler, Adolf Hengeler und Karl Schwalbach sehr geeignet, in Italien Verständnis für die deutsche Kunst zu erwerben. Habermann, Leo Samberger und Stuck zeigen ihr seit langem unveränderliches Antlitz. Heinrich Zügel vertritt würdig den deutschen Impressionismus. Ludwig v. Herterich und Angelo Jank repräsentieren die äußere Eleganz des Linien- und Farbenflusses. Recht buntbewegte Vielseitigkeit herrscht auch in der österreichischen Gruppe, die drei Säle ausfüllt. Demgegenüber schneidet das übrige Ausland verhältnismäßig schlecht ab. Frankreich hat nur eine retrospektive Ausstellung von Corot, dessen beste Werke wir zudem vermissen. England zeigt einen Saal mit interessanter Kleingraphik von Edward Gordon Craig. Die Schweiz fand nach dem Tode Hodlers einen vielversprechenden Künstler in seinem Schüler Edouard Vallet. Der Amerikaner Maurice Sterne, dem zwei Säle eingeräumt sind, hat sich in der Schule Frankreichs zu einem meisterhaften Expressionisten entwickelt. Am schlimmsten sieht es in der polnischen Gruppe „Rytm“ aus, deren aufdringliche Malereien jeglicher Kultur entbehren. In der italienischen Abteilung, die das untere Geschoß des Ausstellungspalastes einnimmt, macht sich eine starke Sehnsucht nach Linienrhythmus und Farbenreichtum bemerkbar. Allerdings fehlen diesmal die besten der modernen römischen Künstler. Immerhin findet man die verschiedensten Richtungen im friedlichen Nebeneinander. Einen fesselnden Mittelpunkt bildet hier eine retrospektive Ausstellung der Neapolitanischen Landschafterschule von Hackert bis Mancini, die uns einen überraschenden Einblick in die nahe Verwandtschaft zwischen der romantischen Kunst Italiens und Deutschlands in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt. Ferner zeigen Sonderausstellungen Primo Conti, Carlo Carra und die Bildhauer Sirio Tofani und Arturo Martini. Die Impressionisten sammeln sich immer noch um Michetti, Milesi und Ciardi. Die neuklassizistischen Bestrebungen finden einen schönen Ausdruck in Cucchiardis Gemälde „An der Fontäne“. Auch die in Italien sehr beliebte dekorative Farbenkunst kommt in Amadeo Borchi und Pierretto Bianco zur Geltung. Ein besonderes Gepräge erhält die römische „Biennale“ durch die Angliederung einer großen Abteilung für christliche Kunst, an der sich Italien, Deutschland, Frankreich und Ungarn beteiligt haben. Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst zeigt hier ihre Leistungsfähigkeit in einigen Gemälden von Felix Baumhauer, Paul Thalheimer, Matthias Schiestl, Beckert u. a. Sie hätte sich dem Auslande gegenüber in ihren Bestrebungen vollständiger vorstellen können. Auch die italienischen Maler zeigen größeres Verständnis für kirchlichen Stil. Beachtenswert sind Carlo Guarnieri und Rodolfo Villani mit seinen Mosaiken. Im ganzen aber bildet diese Abteilung der „Biennale“ einen überaus wertvollen Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Zeitfragen auf dem Gebiete der modernen Monumentalmalerei. Curt Bauer.

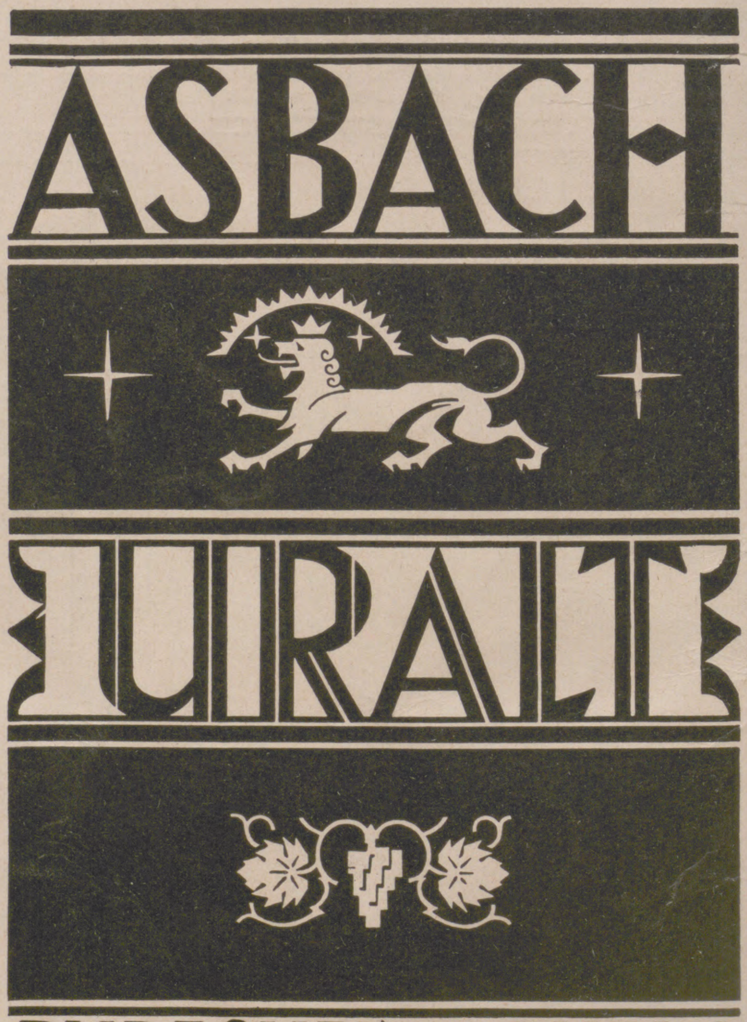
Musikerromane und -novellen. Die uns am reifsten dünkende Leistung stammt von Kurt Arnold Findeisen. Sein „Davidsbündler“-Roman, dessen beide Bände „Herzen und Masken“ und „Der Weg in den Aschermittwoch“ (Verlag von Grethlein & Co., Leipzig und Zürich) zwei in sich abgeschlossene Teile bilden und in wunderbar menschlich und musikalisch einfühlender Weise den Lebensweg Robert Schumanns bis zu seinem tragischen Ende nachzeichnen, gehört zu den wenigen klassischen Musikerromanen der deutschen Literatur überhaupt. Den bisher besten Wagner-Roman legte im gleichen Verlag Zdenko von Kraft vor. In drei Bänden — „Barrikaden“, „Liebestod“ und „Wahnfried“ — ersteht hier der Mensch und Künstler Wagner in meisterhafter Darstellung zu einem lebensvollen Bilde. Mit der sturm- und drangvollen Dresdener Zeit des jungen ringenden Musikers beginnt das Werk, auf Bayreuther Höhe schließt es. Wie Findeisens Schumann-Roman, so hält sich auch Krafts Trilogie eng an das geschichtliche Geschehen. Die beiden Werke dürfen daher unbedenklich als Musikerbiographien von hoher literarischer Haltung angesprochen werden. In seinem groß angelegten „Verdi“-Roman (Verlag von P. Zsolnay, Wien) stellt Franz Werfel den größten italienischen Opernschöpfer dem bedeutendsten deutschen Musikdramatiker gegenüber. Er hatte recht, sein Werk überhaupt „Roman der Oper“ zu nennen; denn es handelt sich dabei im Grunde um den gleichen Gegensatz wie in den Zeiten Glucks und Puccinis oder Beethovens und Rossinis. Auch Werfels Buch ist eins von Rang. Der eigenartigste der Musikerromane ist aber zweifellos das Buch „Sonnenmelodie“ von Otto Stoeßl (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Hier tut der Wiener Schriftsteller einem noch kaum als allgemein bekannt geltenden modernen Tonsetzer die Ehre an, sich im Spiegel eines großen Romans zu sehen. Eingeweihte wissen nämlich, daß hinter der Hauptgestalt, dem Musiker Körrer, dessen Jugendgeschichte Stoeßl glänzend und mit Überzeugung und Wärme schildert, der aus Wiener-Neustadt gebürtige Komponist Josef M. Hauer steht, dem das Buch auch zugeeignet ist. Das Erscheinen einer wohlfeilen Volksausgabe berechtigt uns, noch auf einen schon älteren Musikerroman von Bedeutung einzugehen, zumal da er noch längst nicht nach Verdienst geschätzt wird: Friedrich Huchs „Enzio“ (Verlag von J. Singer, Leipzig). Das ist die Lebens-

geschichte eines begabten Musikstudierenden, der durch Schuld und Schicksal unters Rad kommt und untergeht. Das Buch eines Meistererzählers. Eins, das durch echte und starke Gefühlsdurchtränkung ans Herz geht, und einer der wenigen als literarische Leistung in Frage kommenden älteren Musikerromane überhaupt. Unter den verschiedenen Ausgaben musikalischer Novellen gebührt den neuerdings bei Fr. Kistner und C. F. W. Siegel in Leipzig veröffentlichten in mehrfacher Beziehung eine Ausnahmestellung. Einmal der wertvollen Auslese, dann aber vor allem der kostbaren Ausstattung halber: Außer einigen ganzseitigen Bildern nach durchweg wohlgelungenen Originallithographien berufener Künstler — Namen wie H. Steiner-Prag, P. Horst-Schulze, W. Tiemann und E. Gruner findet man darunter vorteilhaft vertreten — stammt auch der für jedes dieser handlichen Taschenbändchen eigens hergestellte Einband von der gleichen Künstlerhand. Sowohl die Klassiker der Musikernovelle als auch neuere Schriftsteller von Namensklang sind vertreten. Von Th. Storm findet man die sinnige Geschichte „Ein stiller Musikant"; ihm steht „Der Stadtpfeifer" von W. H. Riehl als ziemlich gegensätzlicher Musikertyp gegenüber. Von den drei Novellen, worin ein Jünger der Musik zu dem von ihm verehrten Meister eine lange Fußreise unternimmt, ist wohl nur eine frei erfunden: „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven" von Richard Wagner. Dagegen ist die Pilgerfahrt des jungen J. S. Bach zu Buxtehude nach Lübeck, die Karl Söhle in sein musikalisches Kulturbild „Die letzte Perfektionierung" verwoben hat, geschichtlich verbürgt, und in der Geschichte „Eroika" teilt der gleiche Erzähler wohl ein verwandtes Stück aus dem eigenen Leben mit. Richard Wagners andere Novelle „Ein Ende in Paris" durfte in der Sammlung nicht fehlen. Von drei zeitgenössischen musikfreudigen Erzählern stammen die bisher darin noch erschienenen Bändchen: „Eine Altwiener Geschichte von der verdammten armen Seele des Herrn Kläuser" von R. H. Bartsch; die drei gemütvollen Novellen „Lockung des Lebens" von Kurt Arnold Findeisen und „Der fremde Vogel" von Martin Platzer, eine Beethovennovelle, die den alten Vorwurf von des Meisters unfreiwilligem Liebesverzichte in neuer Fassung, und zwar gut literarischer, behandelt. Einer besonderen Empfehlung bedürfen diese schmucken, wertvollen Bändchen nicht.

M. U.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



ZUR ERÖFFNUNG DES DEUTSCHEN MUSEUMS IN MÜNCHEN AM 7. MAI 1925

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4181 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band



F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

KLARYBELLA-SEIFE + PUDER + KOPFWASSER + TOILETTEWASSER
BADESALZ + RIECHKISSEN + STANGENPOMADE & BRILLANTINE

Allianz-Konzern

ALLIANZ-KONZERN

Gesamtgarantiemittel
85 Millionen Reichsmark

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin

Badische Pferdeversicherungs-anstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.

Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin

Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.

Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg

Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin

Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln

Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs v. D. in Berlin

Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.

Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.

Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.

Sächsische Landes-Lotterie

Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Fast jedes 2. Los gewinnt.

→ Jetzt auch in Preußen genehmigt. ←

500 000 150 000
300 000 100 000
200 000 3 x 50 000 RM

und namentlich viele Mittelgewinne

120 000 Lose, 54 000 Gewinne und eine Prämie in 5 Klassen, verteilt auf 5 Monate.

Insgesamt 11 Millionen 160000 RM.

Es wird wieder jede Gewinn-Nummer einzeln gezogen, nicht mehr nach Endzahlen.

Ziehung 1. Klasse am 13. und 14. Mai 1925.

Lose 1. Klasse:

	Zehntel	Fünftel	Halbes	Ganzes
RM	3.—	6.—	15.—	30.—

Für 2. bis 5. Klasse ist der Lospreis derselbe.
Zahlung nach Erhalt der Lose oder unter Nachnahme.



Hermann Straube
Staatl. Lotterie-Einnahme seit 1900.
Leipzig, Lortzingstr. 8.
Postscheckkonto: Leipzig Nr. 7516.

(In Oesterreich und Ungarn verboten)



HORCHWERKE A.G. ZWICKAU-BERLIN
HAUPTVERWALTUNG: BERLIN NW 7, MITTELSTRASSE 15

VERTRETUNGEN AN ALLEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS



Ein guter Flügel

ist ebenso wichtig wie ein tüchtiger Lehrer. Klangsinn und Technik können sich nur an einem vollendeten Instrument entwickeln.

Größte Sicherheit hierfür bieten
Steinway-Flügel und Pianinos.

Auch selbstspielend lieferbar mit
Welte-Mignon und Pianola.

Herabgesetzte Preise.
Zahlungserleichterung auf Wunsch.

STEINWAY & SONS
Einzige deutsche Steinway-Fabrik
Hamburg, Schanzenstr. 20/24.

Eigene Ausstellungsräume in Berlin, Budapester Straße 6, Hamburg, Jungfernstieg 34.
Vertreter in allen größeren Städten der Welt.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4181. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 30. April 1925.

Allgemeine Notizen.

Für Forderungen im Ausland pflegen sich deutsche Firmen in zunehmendem Maß direkt oder durch Vermittlung der Handelskammern an die deutschen Konsulate im Ausland zu wenden. Diese haben jedoch keine andere Möglichkeit, als die einer mehr oder weniger höflichen schriftlichen Anfrage oder Aufforderung, auf die zumeist keine Antwort erfolgt. Sonstige Zwangsmittel hat das Konsulat nicht, und es bleibt den geschädigten Firmen nichts anderes übrig, als ihr Recht auf dem Weg der Klage zu suchen. Eine solche ist aber meistenteils wegen der hohen Unkosten für deutsche Firmen nur in den wenigsten Fällen angängig. Zumeist würden die Kosten des Verfahrens und der Rechtsvertretung höher sein als der strittige Betrag. Dazu kommt, daß das deutsche Konsulat auf Grund der Gebührenvorschriften genötigt ist, den deutschen Firmen für die zumeist vergebliche Vermittlung hohe Gebühren zu berechnen, die oft in keinem Verhältnis zu der Streitsumme stehen. Man muß daher unseren Exportfirmen nur immer wieder empfehlen, die größte Vorsicht walten zu lassen und rechtzeitig Erkundigungen einzuziehen. Mitgliedern des Außenhandels-Verbandes (Handelsvertragsverein) stehen für diesen Zweck dessen Vertrauensmänner zur Verfügung, ebenso dessen Vertrauensanwälte in allen Fällen, da zur Vermeidung eines Prozesses eine gütliche Einigung möglich und erwünscht erscheint. Anfragen sind an das Büro des Außenhandels-Verbandes in Berlin W 9, Köthenerstr. 28/29 zu richten.

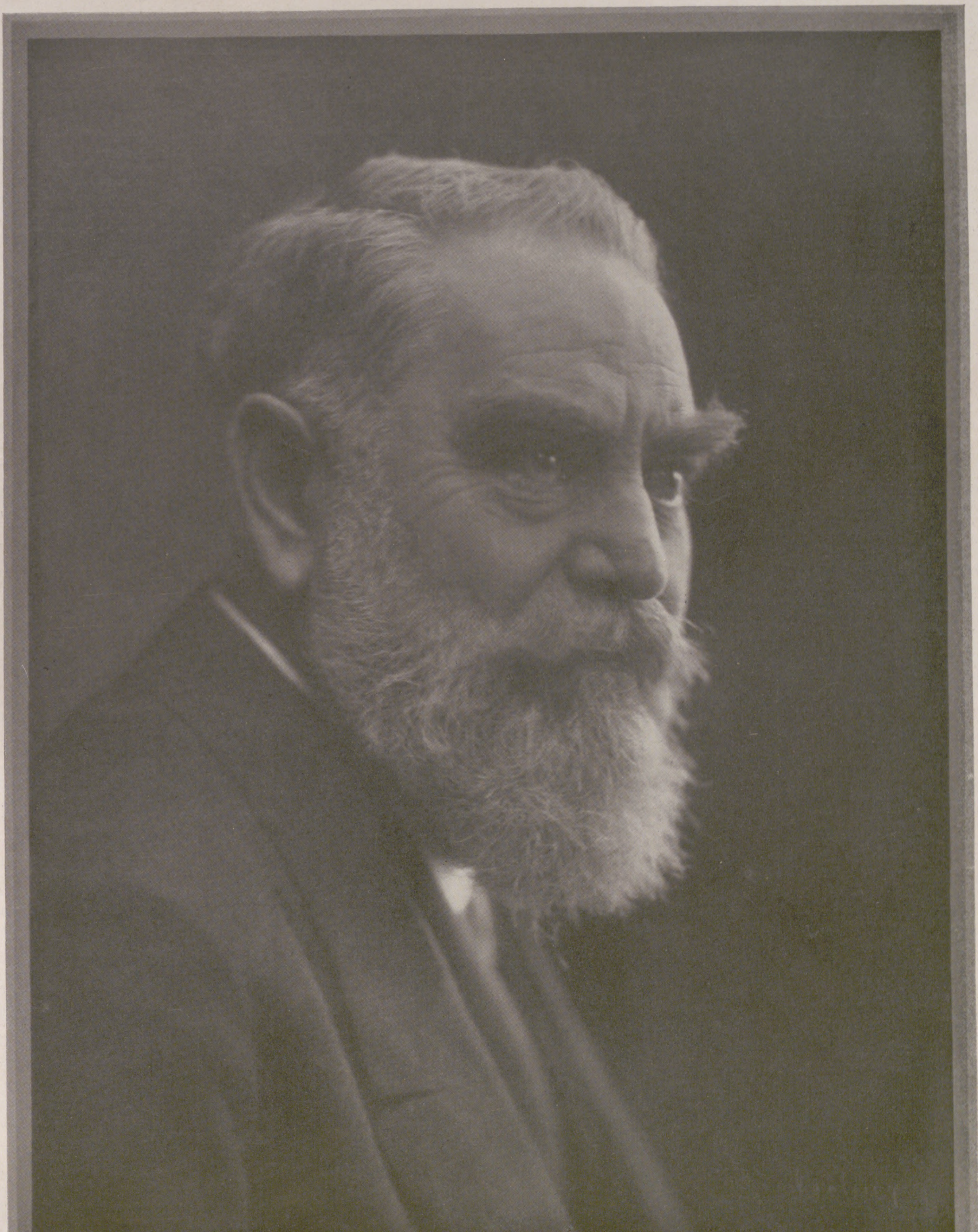
Bad Borkum. Unter sachkundiger Leitung ist nunmehr die Wahl des Flugplatzes erfolgt. Derselbe wird zwischen Ost- und Westland am Jägerheim liegen. Es besteht begründete Hoffnung, daß die Kommandantur Borkum sich bereit erklärt, zur Beförderung der Fluggäste die Kleinbahn zur Verfügung zu stellen, wodurch dann die Entfernung des Platzes überhaupt keine Rolle spielt. Die tägliche Verbindung ab Industriegebiet wie ab Bremen nach Borkum wird am 15. Mai aufgenommen. Ferner wird es die Borkumfreunde interessieren, daß ein hervorragendes Orchester gewonnen wurde. Dadurch wird die Promenade auf der Wandelhalle einen noch größeren Genuß als in den früheren Jahren bieten. Der Bau des Tattersalls und des Taubenschießstandes ist bereits in Angriff genommen.

Für die Saison ist sonach eine Fülle von neuen Unterhaltungen und Verbesserungen geschaffen.

Bad-Nauheim. Wenn Bad-Nauheim auch in der Bewahrung und Weiterentwicklung seines Weltrufes nie rastet, so ist gerade in diesem Jahr durch verschiedene technische Verbesserungen und Erneuerungen der Vervollkommnung des Badebetriebes besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Im Laufe dieses Winters wurden zunächst die Badehäuser 1 und 8 den anderen modernen Badehäusern in badetechnischer Hinsicht gleichgestellt. Im Zusammenhang mit diesen Renovierungen wurden auch die übrigen technischen Betriebe von Grund aus überholt. Das Inhalatorium wurde vollständig mit neuen Apparaten modernster Bauart ausgestattet und durch Aufstellung einer zweiten pneumatischen Kammer vergrößert. Die Gradierbauten erhielten neue Bedornung, das Teichhaus, der beliebte Aufenthaltsort an dem See, ist vollständig neu hergestellt, die Tennisplätze sind erweitert. Im Kurhaus sind die Aufenthaltsräume der Kurgäste modern hergerichtet und die Ausstattung und Einrichtung der beiden Theatersäle mit ihren Bühnen vervollkommnet. Für die Orchesterkonzerte wurde eine große Konzertorgel angeschafft. Alle diese Erneuerungen werden für die Freunde Bad-Nauheims bei ihrem Besuch in diesem Jahr eine willkommene Überraschung bilden, ein weiterer Beweis, daß dieser Weltkurort unermüdlich bestrebt ist, den Rahmen seiner kostbaren Heilschätze immer schöner und wertvoller zu gestalten.

Sanatorium Bilz, Dresden-Radebeul hat zahlreiche technische Neuerungen vorgenommen. Ganz besonders sind die Kur- und Baderäume derartig modernisiert, daß ein jeder der früheren Gäste über die erfolgten Verschönerungen und Erweiterungen entzückt ist. Infolge der günstigen klimatischen Lage und der entsprechenden inneren Einrichtungen eignet sich das Sanatorium Bilz besonders für Frühjahrskuren, mit welchen namentlich bei Nerven-, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenleiden, sowie für Ruhe-, Erholungs- und Nachkurbedürftige die besten Erfolge erzielt werden. Zwei erfahrene Ärzte überwachen die gewissenhaft durchgeführte Kur. Die Direktion sorgt für regelmäßige wöchentliche Unterhaltung, und die in wenigen Minuten erreichbare Kunststadt Dresden bietet so vielerlei Anregung und Unterhaltung, daß Langeweile nicht aufkommen kann. Der Besuch des Sanatorium ist daher schon jetzt ein sehr guter.

Illustrirte Zeitung



Oskar v. Miller, der Schöpfer des Deutschen Museums.

Nach einer photographischen Aufnahme von J. B. Ciolina, Frankfurt a. M.

DER WERDEGANG DES DEUTSCHEN MUSEUMS



Der Neubau des Deutschen Museums (im Mittelgrund) auf der Museumsinsel, früheren Kohleninsel, im Stadtbilde Münchens. Im Hintergrund links mit den Doppel-Kuppeltürmen: Die Frauenkirche. Rechts von ihr: Der Rathausturm. (Phot. Jaeger & Goergen, München.)

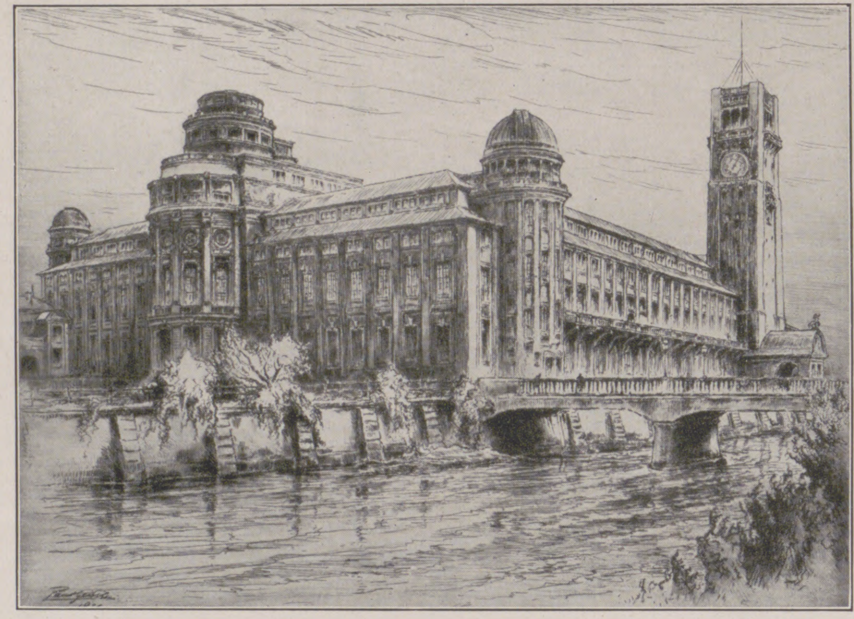
Das Große, Echte und Dauernde pflegt meistens in keimhafter Stille zu entstehen. Und so hat auch der Gedanke des Deutschen Museums seine Lebensweihe in einer intimen Besprechung eines kleinen Kreises von Gelehrten und Technikern, von Vertretern staatlicher und städtischer Behörden empfangen, denen Oskar v. Miller am 5. Mai 1903 seinen Plan zur Gründung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik vorlegte.

Das Museum sollte die historische Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung, der Technik und der Industrie in ihrer Wechselwirkung darstellen und ihre wichtigsten Stufen durch hervorragende und typische Meisterwerke veranschaulichen. Eine lebendige Geschichte des Erfinder- und Forschergeistes aller Zeiten und Länder sollte es sein, eine Ruhmeshalle der Männer, die führend in dieser Geschichte auftraten, eine Quelle historischer Erkenntnis für den Gelehrten, eine Fundstätte für den Techniker, Vorbild und Ansporn für das ganze Volk.

Das Vertrauen in die Zukunft des Planes, das sich in der einmütigen Zustimmung bei jener ersten Besprechung schon kundgegeben hatte, kam alsbald auch praktisch zum Ausdruck durch die Stiftung eines Münchner Großindustriellen in Höhe von 100000 Mark als Grundstock des Museumsvermögens und durch den einstimmigen Beschluß der städtischen Kollegien, den Platz für einen Bau in Erbbaurecht zu überlassen. Jetzt erst trat man mit dem Plan an die Öffentlichkeit. Unter der Patenschaft des Vereins Deutscher Ingenieure und unter dem Protektorat des Prinzen Ludwig, des nachmaligen Königs Ludwig III., erfolgte am 28. Juni 1903 im Festsaal der Akademie der Wissenschaften die Gründung des Museums.

Nun folgte wieder eine Zeit stiller, eindringlicher Arbeit: der geistige, organisatorische Aufbau des großen Planes und die Herbeischaffung der Museumsobjekte. Hier standen dem Gründer des Museums seine Kollegen im Vorstand Geheimrat Dr. v. Dyck und Professor Dr. v. Linde, der Vorstandsrat und die gewählten Gruppenreferenten zur Seite. Mit Rat und Tat, in Wort und Schrift kamen die gelehrten technischen Kreise dem Unternehmen entgegen. Mehr und mehr rundete sich, vielseitig und einheitlich zugleich, die Darstellung der aus Naturwissenschaft und Technik entspringenden und mit ihnen fortschreitenden Kultur, auf jeder Stufe aus ihrer Zeit heraus verständlich gemacht und mit der Gegenwart in wirksamen Vergleich gebracht.

Alsbald ergab sich eine Zweiteilung des Museumsinhaltes in die eigentlichen Sammlungen und in die Bücherei mit Plansammlung. Dort vor allem historisch bedeutsame Originalapparate und -maschinen, Erstlingsentwürfe, Skizzen und Berechnungen, das sonstige Rüstzeug der menschlichen Arbeit aller Zeiten, Modelle und Bilder der Arbeitsvorgänge, originale oder naturtreue Arbeitsräume; anderseits in der Bücherei eine zentrale Sammlung aller technischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Schrift- und Druckwerke, dazu als Neues ein



Nordansicht des Deutschen Museums. Nach einer Radierung von Paul Geißler. (Mit Genehmigung des Kunstverlags Ludwig Möller, Lübeck.)



Die feierliche Grundsteinlegung für das Deutsche Museum auf der Kohleninsel in München am 13. November 1906.

Planarchiv von ausgeführten oder projektierten Werken der Technik, ferner eine Urkunden- und Handschriftensammlung aus der Welt der Forschung und der Erfindungen.

Zu erdrückender Fülle wuchsen mit der fortschreitenden Vertiefung des Planes die Aufgaben und zu stattlichem Umfang alsbald der Fundus der Sammlungen wie der Bücherei — dank der unermüdlichen persönlichen Sammel- und Werbetätigkeit des Vaters des Museums und seiner Helfer, einer Tätigkeit, die immer erneuten persönlichen Eintretens, immer neuen Zusammenwirkens aller Glieder bedurfte, und die sich räumlich weit hinaus über die Grenzen des Deutschen Reiches erstreckte und immer reicher fließende Sach- und Geldstiftungen zur Folge hatte.

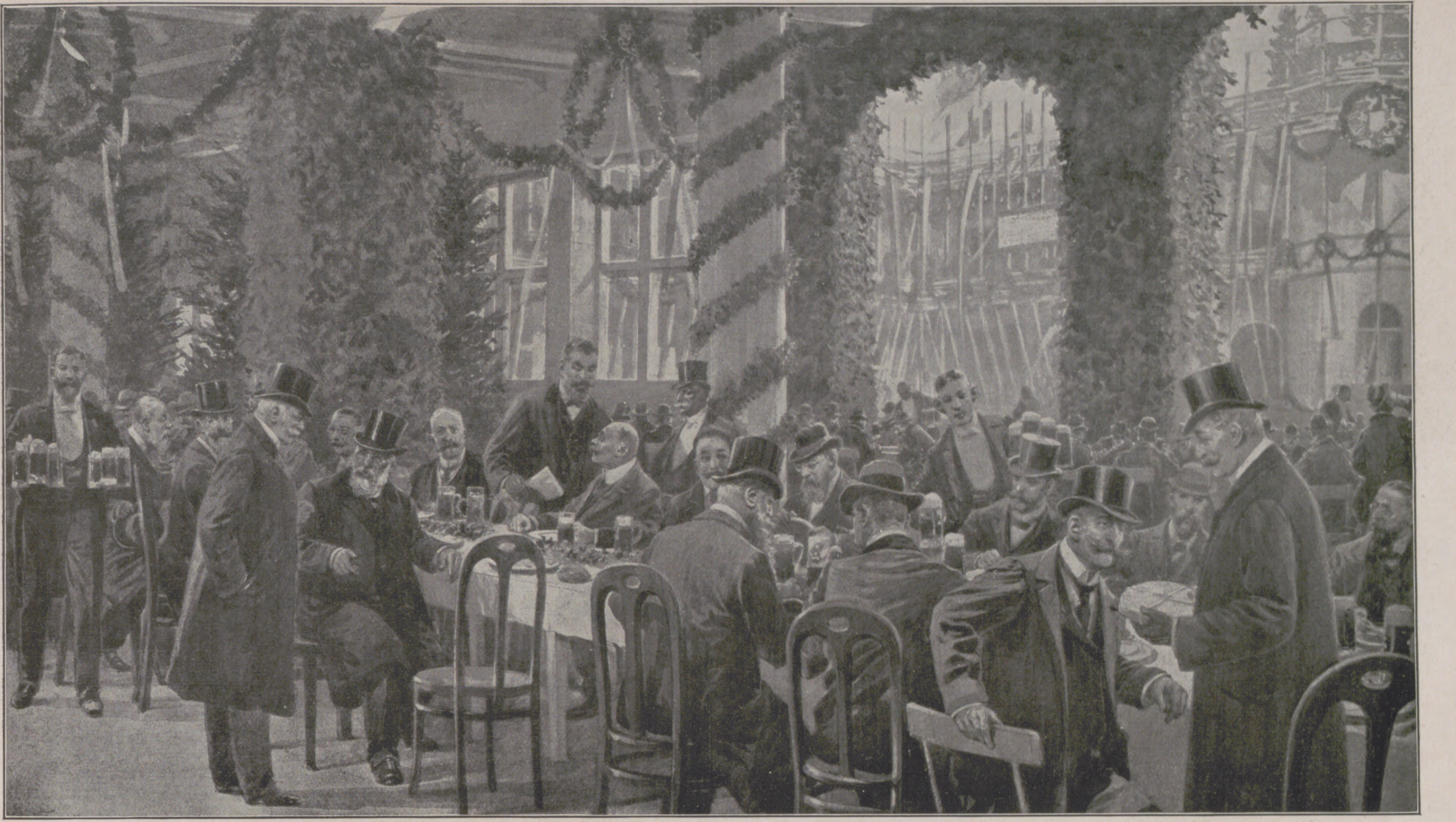
So mußte sich endlich der Museumsgedanke auch als Bauaufgabe fordernd erheben. In ständiger Verbindung mit der Museumsleitung hatte der Altmeister der Münchner Baukunst, Gabriel v. Seidl, ein Vorprojekt für einen Museumsbau auf dem südlichen Teil der Kohleninsel entworfen, auf Grund dessen im Jahre 1906 ein Wettbewerb veranstaltet wurde, der dem Fertiger des Vorprojektes den ersten Preis und die Ausführung brachte. Der Voranschlag forderte eine Summe von siebenundeinhalb Millionen, von denen eine Million die Stadt München, je zwei Millionen Bayern und das Reich beisteuerten, während der Rest aus Stiftungen gedeckt werden sollte.

Der 13. November 1906 war der denkwürdige Tag, an dem das Deutsche Museum in seiner ersten, vorläufigen Gestalt aller Welt vor Augen trat. Es war der Tag der provisorischen Eröffnung der Sammlungen im alten Nationalmuseum an der Maximilianstraße und der Tag der feierlichen Grundsteinlegung auf der Kohlen-, nunmehrigen Museumsinsel, die sich in Anwesenheit des Prinzregenten Luitpold und des Deutschen Kaiserpaares vollzog. Die Auffahrt zu dem Akt bewegte sich durch ein München, in dessen Haus- und Straßenschmuck sich die dekorative Schöpferfülle seiner Künstlerschaft wieder einmal glänzend bewährte.

Ein Jahr später war es gelungen, auch den zweiten Teil der Sammlungen des Museums in seiner vorübergehenden Unterkunft in der alten Reiterkaserne an der Zweibrückenstraße zu vollenden.

Bild und Wirkung des bis dahin Gewordenen waren kräftig genug, das Endgültige eindringlich zu vergegenwärtigen. Das war etwas ganz Neues, eine neue Museumserscheinung dem Inhalt, der Fülle nach wie auch nach der Betriebsform, die sich ausgesprochen praktisch-volkstümlich anließ. So haben dann an manchem Tag bis zu 4000 Besucher die Räume durchwandert. Und während sonst bei Neueröffnungen das Neue anzieht, lockte hier gerade die Unmöglichkeit, im ersten Anschauen nur annähernd alles Fesselnde aufzunehmen, zu immer neuen Besuchen.

Inzwischen begann auch das Bauprojekt mehr und mehr in seine Rechte zu treten. Der Entwurf wurde in den folgenden Jahren immer neu gemodelt, gewandelt, verbessert. Endlich konnte im Januar 1909 mit dem Bau begonnen



Aus der Zeit der Erbauung des Deutschen Museums: Der Richtschmaus anläßlich des Richtfestes am 5. Oktober 1911. Nach einer zeitgenössischen Originalzeichnung von Prof. Hans W. Schmidt.

Von links nach rechts, vordere Reihe: Freiherr v. Stengel; bayrischer Minister des Innern v. Brettreich; Graf Zeppelin (stehend); Prinz Ludwig von Bayern; Staatsminister a. D. Graf v. Posadowsky-Wehner; Dr. v. Duisburg-Elberfeld; bayrischer Ministerpräsident Graf v. Podewils; Dr. Oechelhäuser-Dessau. Hintere Reihe; Regierungspräsident v. Halder; österreichisch-ungarischer Gesandter Wirklicher Geheimrat Dr. Velics v. Lászlófalva; Reichsrat Dr. Oskar v. Miller; Oberstzeremonienmeister Graf v. Moy; Architekt Professor Gabriel v. Seidl, der Erbauer des Deutschen Museums (stehend); württembergischer Gesandter Geheimer Legationsrat Moser v. Filseck; Geheimrat Professor Dr. v. Heigel, der Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften; Dr. W. v. Dyck; Dr. Linde; Dr. v. Borscht, Oberbürgermeister von München.

werden. Die Ausführung war selbst ein wertvoller Beitrag zum Grundgedanken des Deutschen Museums, reich an Problemen und Schwierigkeiten von der Betonpfahlgründung bis zur Isolierung der Innenwände.

Als der Krieg begann, war der Rohbau vollendet. Bald aber stellte es sich heraus, daß an eine Eröffnung zum vorgesetzten Termin 1916 nicht gedacht werden konnte. Immerhin faßte man im Jahre 1917 noch den Baubeginn für die zweite Hälfte des Bauprojektes ins Auge, den Büchereibau für mehr als 50000 Bände mit Vortrags- und Kongreßsälen, dessen weitere Bearbeitung nach dem Tode Gabriel v. Seidls an seinen Bruder Emanuel v. Seidl übergegangen war.

Doch die Zeiten wurden immer schwerer. Es fehlte an Arbeitskräften, an Geld. Die vorbildliche Opferwilligkeit, mit der seither ganz Deutschland und seine Industrie immer wieder zu dem Ruhmestempel menschlichen Wissens und Könnens gesteuert hatten, mußte erlahmen. Die Zeit des Währungsverfalles tat das übrige...

Aber die zähe, zielsichere Kraft des Mannes, der das Werk ins Leben gerufen hatte, blieb diesem treu und überwand auch jene bösen Tage. Ende des Jahres 1923, als uns kaum der erste Frührotschimmer nach schwerer Nacht traf, lebten auch in den Mauern des Neubaues auf der Museumsinsel Wille, Werk und Hoffnung wieder auf. Der zage Hammerschlag, der auch in den schlimmsten Zeiten nicht völlig verstummt war, wurde wieder häufiger und lauter. Man sprach wieder vom Tag der Eröffnung. Seit Jahr und Tag ist die altgewohnte Emsigkeit dort eingekehrt, und am 7. Mai d. J. ist die Hochburg des Forscher- und Erfindergeistes und der von ihnen befruchteten Arbeit so weit, daß mit der Weihe des Hauses der Öffentlichkeit ein hinreichend vollkommenes Bild des Gewordenen und Werdenden geboten werden kann, das schließlich nichts anderes ist als eine Zusammenfassung der abendländischen Zivilisation.

Wenn dieser Weihetag mit einem persönlichen Gedenktag verknüpft wurde, mit dem 70. Geburtstag Oskar v. Millers, so war dazu aller Grund. Mit Siebzig darf man sein Lebenswerk überschauen. Stolz kann Oskar v. Miller das Deutsche Museum als Krone seines Lebenswerkes betrachten. Und wenn er sagen würde: Das Deutsche Museum bin ich, so hätte er nicht zu viel gesagt.

Wir wollen hoffen, daß seiner vorbildlichen Tatkraft die zweite, immerhin leichtere Hälfte seiner Museumsbauaufgaben ebenfalls zur Vollendung gedeihe.

Friedrich Kroff.



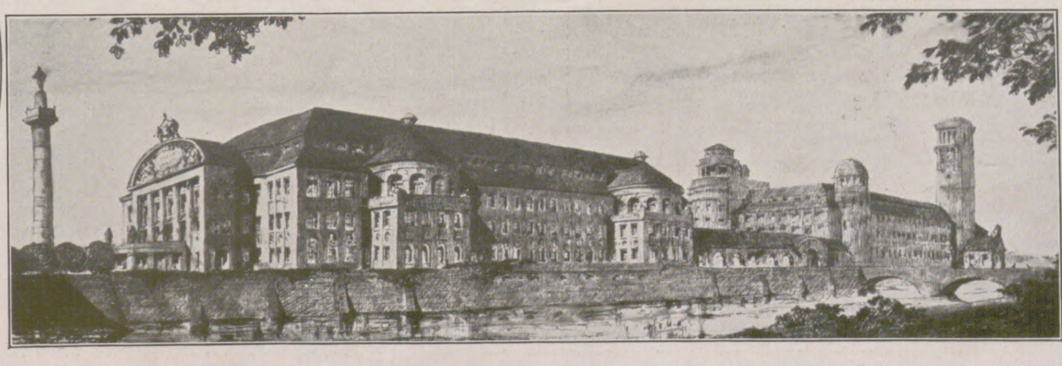
Von der zehnjährigen Jubiläumstagung des Deutschen Museums im Herbst 1913: Am Vorstandstisch während der Ausschußsitzung im Festsaal der Königl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften unter dem Ehrenpräsidium des Protektors des Museums, des Prinzregenten späteren Königs Ludwig von Bayern (auf dem Thronsessel) am 1 Oktober.

Rechts vom Prinzregenten: Reichsrat Dr. Oskar v. Miller, der geistige Schöpfer und Förderer des Deutschen Museums, und Staatssekretär des Reichsamts des Innern Dr. Delbrück. Links vom Prinzregenten: Dr.-Ing. Blohm-Hamburg; bayrischer Ministerpräsident Dr. Freiherr v. Hertling; Geheimrat Professor Dr. C. Duisberg; Geheimrat Professor Dr. v. Dyck; Geheimrat Professor Dr. v. Linde; Hofrat Professor S. Finsterwalde.



Prof. Dr. Gabriel v. Seidl

(1848—1913), der Sieger im Wettbewerb und erster Erbauer des Deutschen Museums. (Ausschnitt aus einem Gemälde von Prof. Leo Samberger.)



Gesamtprojekt des Deutschen Museums mit dem noch zu bauenden Bibliotheksbau (links), von Nordwesten aus gesehen.

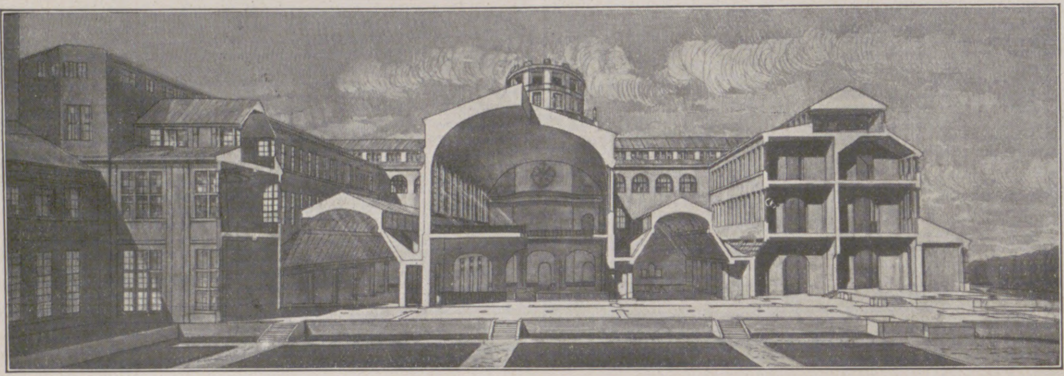


Emanuel v. Seidl

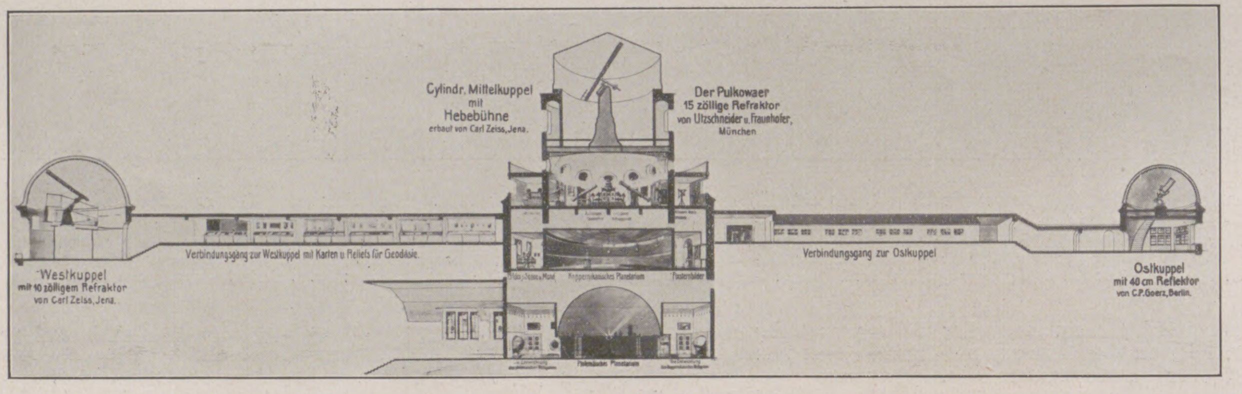
(1856—1919), wie sein Bruder Gabriel bedeutender Münchner Architekt, nach dessen Tode (1913) Oberleiter des Baues des Deutschen Museums.

DAS DEUTSCHE MUSEUM

Man hört oft sagen, daß wir im Zeitalter der Technik leben. Das ist ein abgebrauchtes Schlagwort und, wie alle Schlagwörter, falsch und richtig zugleich. Denn die großen Probleme, unter denen die Menschheit nun einmal zu leben und zu leiden bestimmt ist, bleiben unwandelbar die gleichen: beim einzelnen der Kampf ums Dasein, in der Gemeinschaft die Ethik und für eine Gesamtheit von Volk oder Staat das Streben nach Geltung. Der Inhalt alles menschlichen Wesens, Fühlens und Strebens ist von allem Anbeginn derselbe. Auch seine Form hat sich im Grunde nicht geändert, sie tritt im Verlaufe der Jahrtausende nur in jeder Richtung schärfer hervor als Ausdruck des ewigen Widerspruches zwischen dem als richtig Erkannten und dem Gewollten. An strengem Maßstabe gemessen, blieb alle Geisteswissenschaft bisher Utopie, und wir sind heute dem goldenen Zeitalter ferner denn je. Innere und äußere Kultur zu besitzen und sich ihrer in vollem Umfange der Zeiterrungenschaften zu erfreuen, ist heute wie seit jeher das glückliche Los ganz weniger. Immerhin: die Voraussetzungen für eine äußerlich harmonische Lebensgestaltung haben sich im Laufe der Zeit wesentlich gebessert, und dem, dessen Willen sich die nötigen Mittel gesellen, stehen heute gesteigerte Möglichkeiten zur Verfügung. Dies verdanken wir in erster Linie den Naturwissenschaften und ihrer Tochter, der Technik, deren Entwicklung in den letzten Jahrhunderten stürmisch gewesen ist. In aber hundert Jahren wird auch das, was bisher erreicht wurde, vielleicht nur als ein Anfang betrachtet werden; doch dürfen wir uns heute schon des Errungenen freuen und im Besitze von Eisenbahn, Flugzeug und Radio ruhig die weitere Entwicklung abwarten.



Querschnitt durch den Ausstellungsbau.



Der Astronomie-Aufbau. (Querschnitt.)

Das „Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik" in München hat sich die Pflege geschichtlicher Überlieferungen, die Vermittlung des Verständnisses, die Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten und die Förderung praktischer Bestrebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik zum Ziele gesetzt. Ein stolzes Programm! Das, was Entdecker, Forscher und Erfinder durch Eingebung oder mühevolle Arbeit im Laufe von Jahrtausenden fanden, vor Augen zu führen, und zwar in einer Form, die nicht nur dem Fachmann, sondern — und gerade in erster Linie — auch dem Laien die Entwicklung und den heutigen Stand verdeutlicht, das ist eine riesenhafte Aufgabe, die Verständnis, Erfahrung, liebevolle Kleinarbeit und daneben reichste Mittel erfordert. Nun: hier ist einer der Glücksfälle, in denen alle Voraussetzungen für die Erreichung des hohen Zieles gegeben waren. Auf Anregung und unter der — heute und hoffentlich noch recht lange währenden — Leitung eines der führenden Ingenieure Deutschlands, Oskar v. Millers, ist der Gedanke 1903 entstanden und unter tatkräftiger Mitwirkung maßgebender Kräfte, des Deutschen Kaisers, des Prinzregenten von Bayern, staatlicher Behörden, wissenschaftlicher Institute und der Gesamtheit von Deutschlands Industrie und Gewerbe der Verwirklichung zugeführt worden. Er fiel in die glückliche Zeit, in der Deutschland seinen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte; die Stifter wetteiferten miteinander, und so entstand im Laufe der verflossenen 20 Jahre eine Sammlung, der auf der Erde wohl nichts Ähnliches an die Seite zu setzen ist.

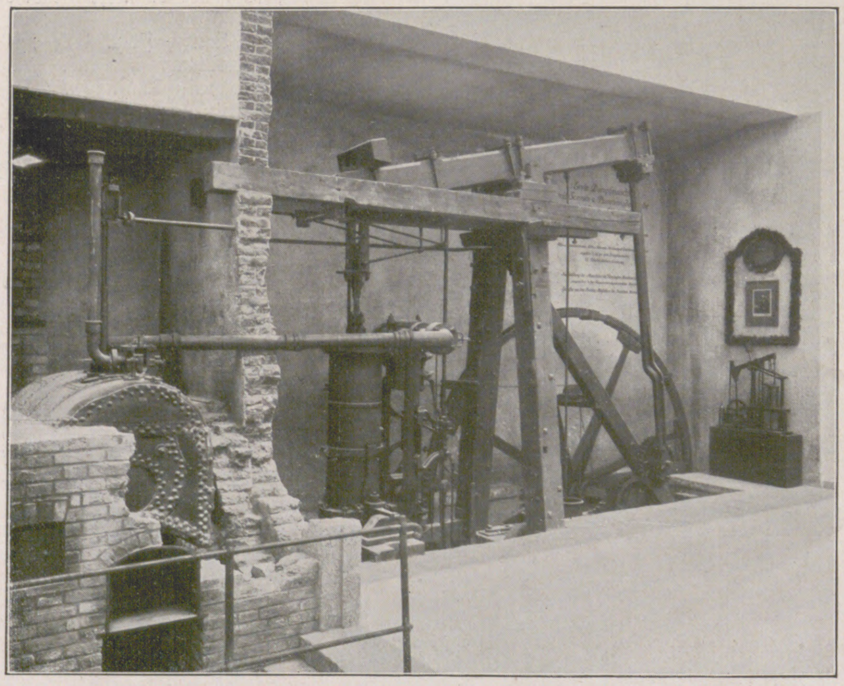
Ein kurzer Rundgang durch das nunmehr vollendete Museum mag einen Überblick über die Sammlungen geben. „Kurz" gilt hier nur für die Beschreibung; denn der Rundgang ist ungefähr 14 km lang, erfordert also zum Ablaufen im Marschtempo annähernd 3 Stunden. Es darf deshalb auch jedem, der das Museum besichtigen will und nur über eine begrenzte Zeit verfügt, geraten werden, sich zuerst und vorzugsweise dorthin zu begeben, wohin ihn sein besonderes Interesse zieht. Denn die Fülle des Dargebotenen ist so reich, daß sie geradezu erdrückt und bei längerem Verweilen die Aufnahmefähigkeit des Besuchers erschöpft.

Durch die mächtige Eingangshalle mit den Büsten und Gedenktafeln hervorragender Naturwissenschaftler und Ingenieure führt der Weg zunächst in die Abteilung „Geologie", deren bildliche und namentlich plastische Darstellungen Aufbau, Erscheinungsformen und Veränderungen von Erdrinde und Erdoberfläche zeigen. Schon hier tritt eindringlich das Prinzip hervor, von dem das ganze Museum beherrscht wird: die überaus klare und lebendige Verdeutlichung des Gezeigten. Sie besteht zunächst in einer ausführlichen Beschriftung, die weit über das bei Museen Übliche hinausgeht. Dem gesellt sich eine zugleich mit feinem Verständnis und großer Liebe durchgeführte Anschaulichkeit der Darbietung, die das Gezeigte überaus sinnfällig macht und ohne viele Worte dem allgemeinen Verständnis näherbringt.

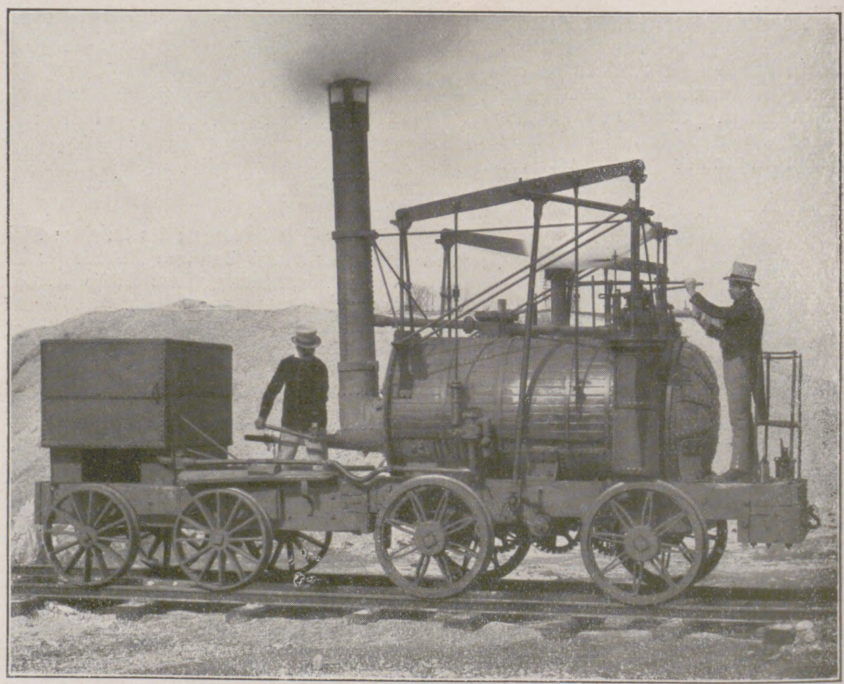
Die Abteilung für Schachtbau und Bergwesen schließt sich an. An Originalmaschinen ist Gelegenheit, die Abmessungen, an Modellen und plastischen Darstellungen, die Arten und Arbeitsstadien des Bergbaubetriebes kennenzulernen. Eine Meisterleistung ist die in Naturgröße dargestellte Nachbildung des Erz-, Kohlen- und Salz-Bergbaues im Untergeschoß. Hier ist man richtig in ein Bergwerk versetzt. Man wandelt durch die gezimmerten Stollen, sieht die Arbeiten vor Ort, die Förderung des Gutes — alles in absolut naturgetreuer und lebenswahrer Darstellung. Wer dieses Bergwerk sieht, hat einen völlig zutreffenden Eindruck davon, wie es tief unter der Erdoberfläche im Bergbau zugeht.

Das Metall- und Eisenhüttenwesen wird in seiner geschichtlichen Entwicklung und seinem derzeitigen Stande gezeigt; von den primitiven Vorrichtungen vorgeschichtlicher und exotischer Völker an bis zu den mit allen neuzeitlichen Einrichtungen versehenen Hochöfen der Gegenwart. Alles Wesentliche ist so erläutert oder in Schnitten dargestellt, daß sich die Geheimnisse dieses Gebietes jedem Besucher erschließen.

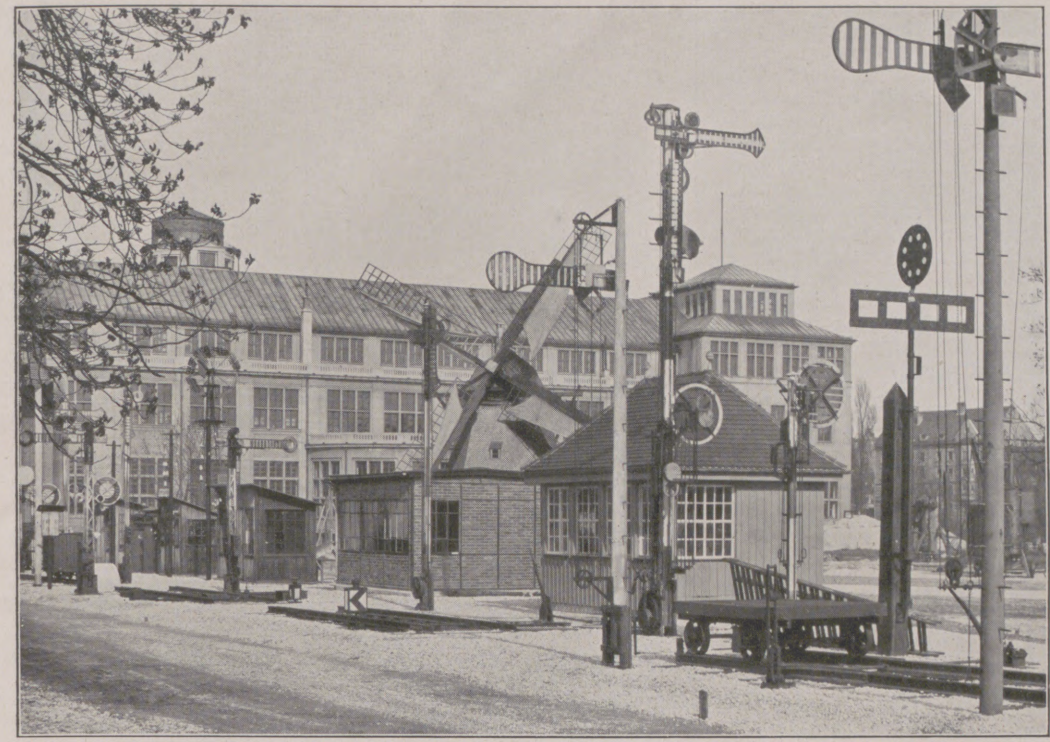
Die Verarbeitung der durch Bergbau und Hüttenwesen gewonnenen Rohstoffe zeigt die Abteilung „Metallbearbeitung." Sie führt durch alte und neuzeitliche Schmieden, an Walzwerken vorbei, zu den Maschinen und Einrichtungen, die zum Bohren, Schneiden, Drehen, Hobeln, Schleifen, Fräsen usw. dienen. Entwicklung und Einrichtungen von Schmelzereien und Formereien werden gezeigt, denen sich

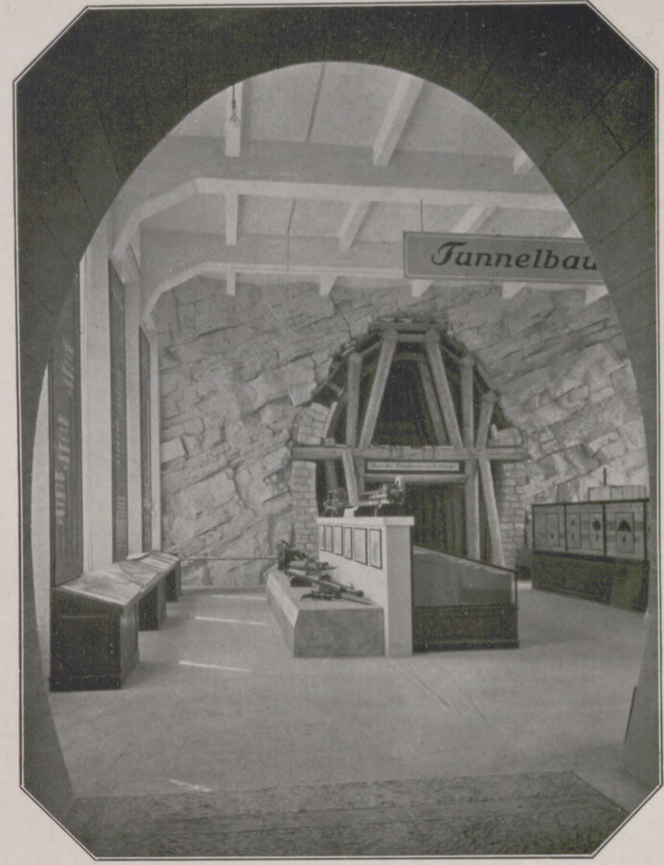


Nachbildung der im Kensington-Museum zu London stehenden Wattschen Dampfmaschine mit Kofferkessel aus dem Jahre 1788. Der Kolbendurchmesser beträgt 475 mm, der Kolbenhub 1244 mm. Bei 48 Schwungrad-Umdrehungen in der Minute und ungefähr 1/3 kg pro qcm Dampfspannung leistet die Maschine 13 Pferdestärken.



Vorführung des „Puffing Billy", einer getreuen Nachbildung der ältesten, 1813 zum erstenmal in einer englischen Kohlengrube in Betrieb genommenen Lokomotive, im Garten des Deutschen Museums zum Zweck einer Filmaufnahme am 21. März 1924. Bei 25 Pferdekräften hat die Maschine eine Zugkraft von 675 kg.

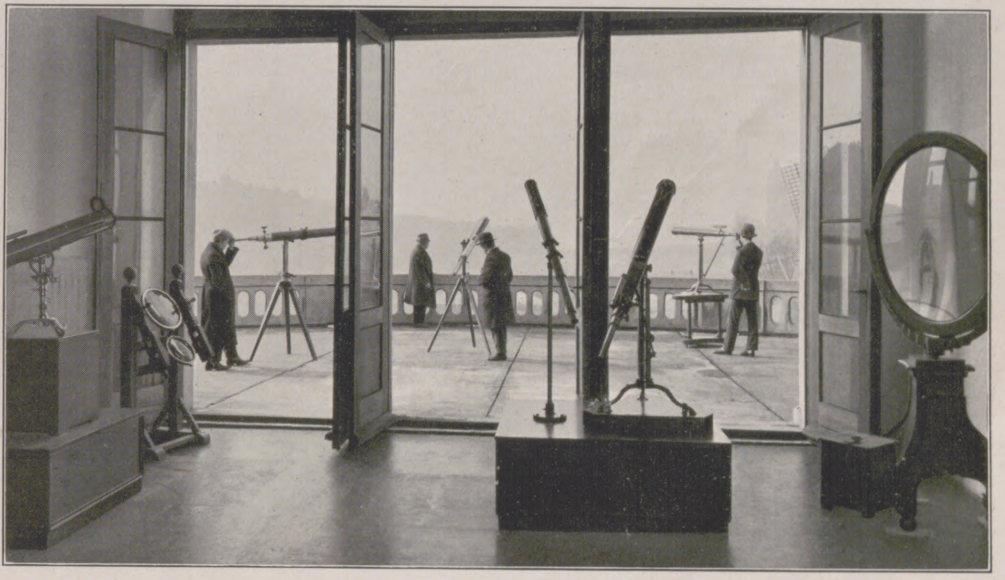




Überſicht über die modernen techniſchen Anlagen zur Sicherung des Eiſenbahnbetriebes: Die Stellwerk-Anlage mit den Signalvorrichtungen im Muſeumshofe. Die dahinterſtehende holländiſche Windmühle war bis 1917 in Zingſt an der Oſtſee im Gebrauch.

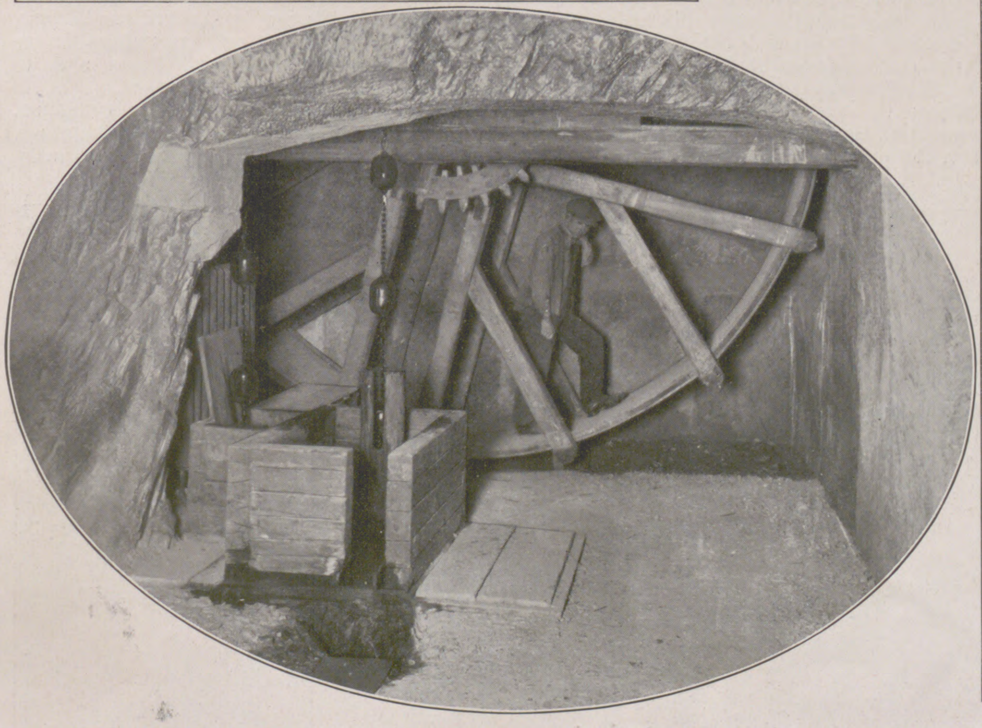
Aus dem Saal für Tunnelbauten: Naturgroßer Querſchnitt des Simplontunnels während des Baues (1898—1905).





Blick vom Saal der Gruppe „Optik“ aus auf die anſtoßende Terraſſe.

Links nebenſtehend: Moderne Brauereianlage: Modell eines Sudhauſes.





Links: Alte Entwäſſerungskunſt im Bergbau: Schöpfwerk mit Tretrad. — Rechts: Arbeiten vor Ort im Steinſalzbergwerk Wieliczka in Galizien. Das Steinmaterial zu dieſer naturgroßen getreuen Nachbildung iſt anſtehender Salzſtein aus dem genannten Bergwerk.



Sensenschmiede aus der Zeit um 1800 (Original), vordem in Neuenbürg (Württemberg).

auf diese Weise nach Funktion und Betriebsart aufs anschaulichste kennengelernt werden können. Aber damit nicht genug; fast alle großen Originalmaschinen können durch Elektromotoren in Bewegung gesetzt werden, so daß der Besucher einen lebendigen und nie erlöschenden Eindruck von der Entwicklung des Kraftmaschinenbaues empfängt.

Ähnliches gilt von den Heißluft- und Verbrennungsmaschinen, die im nächsten Saal Aufstellung gefunden haben.

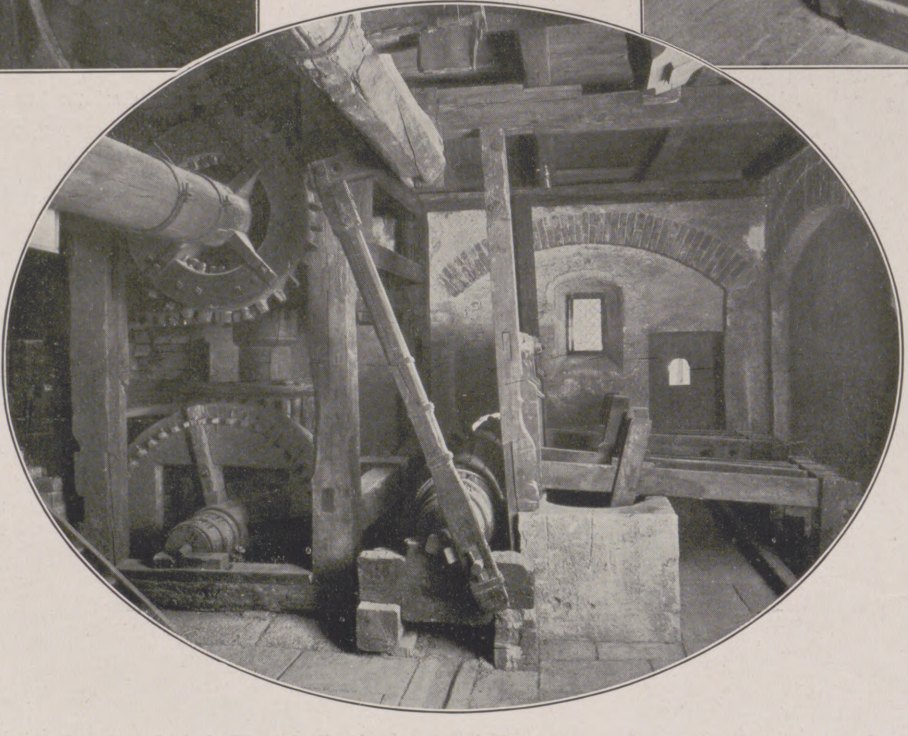
Von den Landtransportmitteln sind die ursprünglichen bis zu den Schlitten und Wagen im Ehrensaal des Verkehrswesens zu einer technisch und kulturgeschichtlich reizvollen Sonderausstellung zusammengefaßt. Ihren Mittelpunkt bildet der Prachtwagen König Ludwigs II., ein ganz in Gold gehaltenes, prunkvolles Stück im Geschmack jener Zeit, dessen Fahrt durch die Straßen Münchens sich die ältere Generation vielleicht noch zu erinnern vermag.



Die Gutenbergstube mit alter hölzerner Druckpresse und Setzkästen.

eine Sammlung von Meisterleistungen auf dem Gebiete der Schmiede- und Gießkunst anschließt.

Es folgt die Kraftmaschinen-Halle, die nach Abmessungen und Inhalt einen der Glanzpunkte des Museums bildet. Beherrscht von einem mächtigen Gemälde (15×10 m) Fritz Gärtners an der Nordwand, die „Sonne als Urquell der Kräfte“ darstellend, zeigt sie die Entwicklung von den ältesten Muskel-Kraftmaschinen ab über Wind- und Wasserkraftmaschinen bis zu der 200 Jahre alten Dampfkraftmaschine. Namentlich die letztere ist, wie sie es als mächtiger Kulturfaktor verdient, in einer großen Reihe von Originalen, Nachbildungen und Modellen vertreten, die einen geschlossenen Überblick über ihre Entwicklung ermöglichen. Überflüssig zu sagen, daß auch hier alles durch Beschriftung, Zeichnungen, schematische Darstellungen, Schnitte und Modelle auf das eingehendste und deutlichste erläutert ist. In reichem Maße ist hier von einer Sonderform der Darstellung Gebrauch gemacht, die sich auch sonst an den dafür geeigneten Gegenständen des Museums überall wieder findet. Es sind dies die betriebsfähigen Modelle. Während man sonst in Museen überall das Schild „Bitte, nicht berühren!“ findet, hat das Deutsche Museum gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen; es hat Originale und Modelle nach Möglichkeit betriebsfähig eingerichtet, so zwar, daß die letzteren von jedem Besucher durch Drücken eines Knopfes, Drehen einer Kurbel oder dgl. in Bewegung gesetzt und

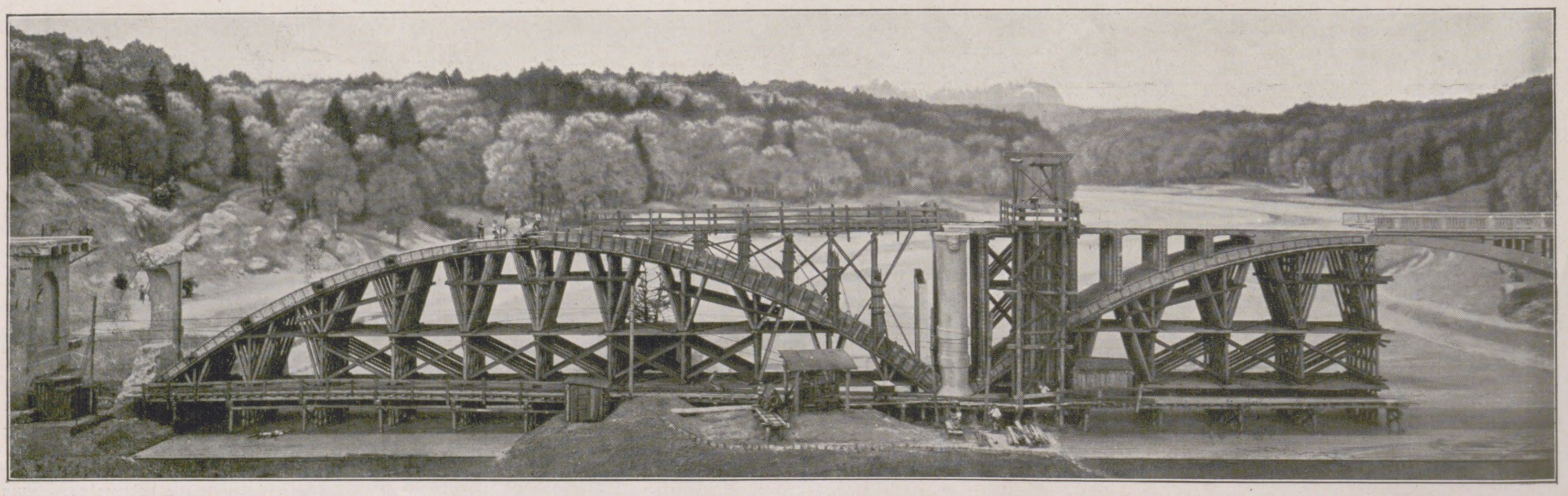


Die alte, ehemals zu Haynsburg bei Zeitz in Betrieb gewesene Papiermühle aus dem 18. Jahrhundert.

Durch weitere Säle mit Fahrrädern und Automobilen führt der Weg zu den Eisenbahnen. Auch hier findet sich eine überaus reiche Sammlung von Originalen, Nachbildungen und Modellen, die den Entwicklungsgang der Eisenbahnfahrzeuge lückenlos und übersichtlich veranschaulicht. Ein geschichtlich bedeutsames Stück ist eine getreue Nachbildung der ersten Lokomotive „Puffing Billy“, deren Original im Kensington-Museum in London steht, nicht aber, wie die Nachbildung im Deutschen Museum (durch Druckluft), in Betrieb gesetzt werden kann. Das Innere einer Lokomotive, ihre Einrichtungen und Wirkungsweise zeigt das Museum an dem Original einer Maschine, die einschließlich des Tenders von vorn bis hinten so geschickt der Länge nach durchschnitten ist, daß alle Innenteile bloßgelegt sind und ihre Funktion dem Verständnis nahegebracht wird. Die Ausstellung ist bis zu den neuesten Erzeugnissen des Lokomotivbaues, den elektrischen Lokomotiven, vollständig; auch von einer solchen ist ein Original zur Aufstellung gelangt, das wieder sehr geschickt präpariert, ja, man möchte sagen, seziert ist.

Es folgt nunmehr eine Reihe von Abteilungen, die in verschiedenen Sälen den Bau von Landstraßen, städtischen und Gebirgsstraßen, von Eisenbahnen, Untergrundbahnen, Zahnrad-, Drahtseil-, Hänge- und Schwebebahnen zeigen und schließlich im Garten ihre Fortsetzung in einer Ausstellung von Sicherheits- und Signalvorrichtungen der Eisenbahn finden. Es ist bei dem Reichtum und der Vielgestaltigkeit des Ausgestellten nicht möglich, einen genaueren Überblick zu geben; es weckt nur immer wieder lebhafte Bewunderung, wie es dem Museum gelungen ist, in jedem Zweige der Technik das Wesentliche und Charakteristische zu erfassen und es, sei es im Original, sei es in einer Nachbildung oder in Modellen, dem Verständnis nahezubringen.

Ein eigener Saal ist dem Tunnelbau gewidmet. Hier steht der Besucher unter anderm auf einmal vor einem naturgroßen Querschnitt des Simplontunnels,



Baumodell der Grünwalder Brücke bei München.

Von links nach rechts: Herstellung des Gewölbes, Aufführung der Fahrbahnstützen auf dem fertigen Gewölbe, die Fahrbahnträger nebst Fahrbahnplatte und Teil der fertigen Brücke.



Die Decke des Ehrensaales mit dem Gemälde von Julius Diez.

wie er während des Baues ausgesehen hat. Er sieht die mächtige Zimmerung, die Gestaltung der Ausmauerung und im Hintergrund, wo die plastische Nachbildung ihre Fortsetzung in einem Diorama findet, das Arbeiten vor Ort.

In den Sälen für Brückenbau, Wasserbau, Wasserstraßen- und Hafenbau herrschen, wie das bei der Größe und Natur der Objekte nicht anders sein kann, die Modelle vor; desgleichen im Erdgeschoß im größten Saal des Museums, der den Schiffbau enthält. Es mögen wohl an die hundert Schiffsmodelle sein, die hier Aufstellung gefunden haben; dabei ist der Maßstab dieser Modelle mit 1 : 50 fast überall der gleiche, so daß ein bequemer Größenvergleich und eine leichte Übersicht über die stets gesteigerte Größenzunahme der Schiffe möglich sind. Mögen es auch bittere Empfindungen sein, die uns deutsche Besucher beim Anblick der Kriegsschiffsmodelle überkommen, so sehen wir andererseits doch auch mit Stolz die der „Scharnhorst“, „Dresden“ und „Königsberg“, die im Weltkrieg ein ruhmvolles Ende gefunden haben.

Über eine Sonderausstellung von nautischen Instrumenten, durchweg Originale von hohem geschichtlichen und technischen Wert, gelangen wir ins Untergeschoß zu den Unterseebooten und ihren Einrichtungen. Hier ist im Original das 42 m lange Unterseeboot „U 1“ aufgestellt, und zwar mit allen seinen Einrichtungen, Maschinen usw. der Länge nach durchschnitten. Da es zugleich auch innen begehbar ist, hat jeder Besucher die Möglichkeit, ein U-Boot zu betreten und damit eine Vorstellung von dem Aufenthalt in einem solchen zu gewinnen.

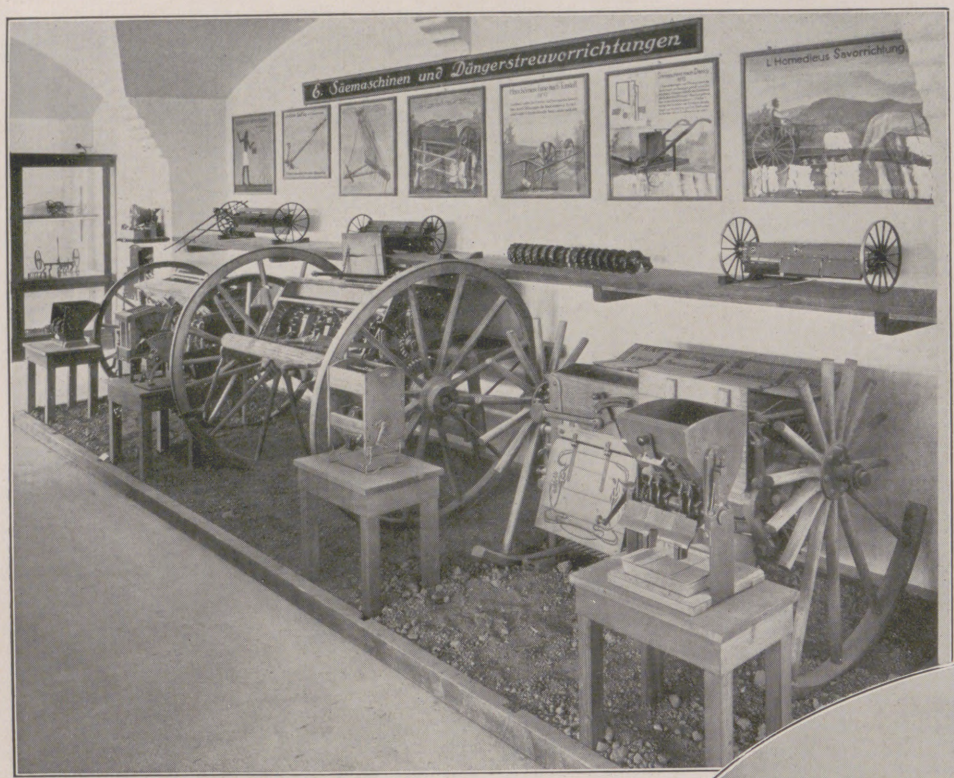
Das Vorstehende gibt einen flüchtigen Überblick über das Erdgeschoß des Museums. Vergegenwärtigt man sich, daß sich hierauf ein erstes und zweites Stockwerk von wenig kleinerem Ausmaße und schließlich noch ein Obergeschoß aufbauen, so mag man einen Eindruck von dem Umfange des Ganzen erhalten. Da mit diesem kleinen Aufsatz weniger beabsichtigt ist, eine Übersicht zu geben, als auf Charakter und Bedeutung des Museums hinzuweisen, so soll im folgenden nur auf besonders bemerkenswerte Einzelheiten aufmerksam gemacht sein.



Aus der Abteilung für Bergbau: Diorama einer Bergwerksgegend aus dem 16. Jahrhundert.

Die Abteilung „Luftschiffahrt“ weist neben Originalen von Freiballonen und Modellen von Zeppelin-Luftschiffen eine große Anzahl Flugzeug-Originale auf, darunter Erstlinge, wie das Lilienthalsche Flugzeug und das von den Gebrüdern Wright.

In der Abteilung für Physik, die alle Gebiete der Mechanik, Elektrizität, Akustik und Optik umfaßt, ist der Pflege geschichtlicher Überlieferungen in besonderem Umfange Rechnung getragen. Viele Gegenstände verlebendigen das Gedenken an die Träger großer Namen aus Naturwissenschaft und Technik. Geräte, mit denen die führenden Geister gearbeitet haben, finden sich in großer Zahl. So z. B. die Luftpumpe und die kupfernen Halbkugeln, mit denen Otto von Guericke schon vor Jahrhunderten den Luftdruck nachwies; die Original-Glasschliffe Fraunhofers; der erste Spektral-Apparat von Kirchhoff und Bunsen; der Versuchsapparat Robert Mayers, Original-Apparate von Helmholtz und Hertz u. dgl. mehr. Auch findet in dieser Abteilung das Pädagogische



Blick in die Landwirtschaftliche Abteilung: Stand der Säemaschinen und Düngerstreuvorrichtungen.

ganz besondere Berücksichtigung. Vielfach ist dem Besucher Gelegenheit gegeben, physikalische Gesetze und Erscheinungen an eigenen Experimenten zu studieren. Dies nicht nur auf Gebieten, die, wie z. B. Elektrizität, Optik, Röntgenstrahlen, Funktechnik u. dgl., der experimentellen Demonstration besonders leicht zugänglich sind, sondern auch auf solchen, die, wie z. B. die Mechanik, in mancher Hinsicht wegen ihrer Abstraktheit sich der Veranschaulichung durch einen einfachen Versuch zu entziehen scheinen. Es ist aber doch gelungen, Gesetze, wie z. B. die Konstanz des Produktes von Masse und Geschwindigkeit, und Wirkungen, wie z. B. die des Massenausgleiches bei Mehrkurbelmaschinen, oder begrifflich nicht ganz einfach liegende Erscheinungen, wie z. B. die Präzisionsbewegung des Kreisels, durch



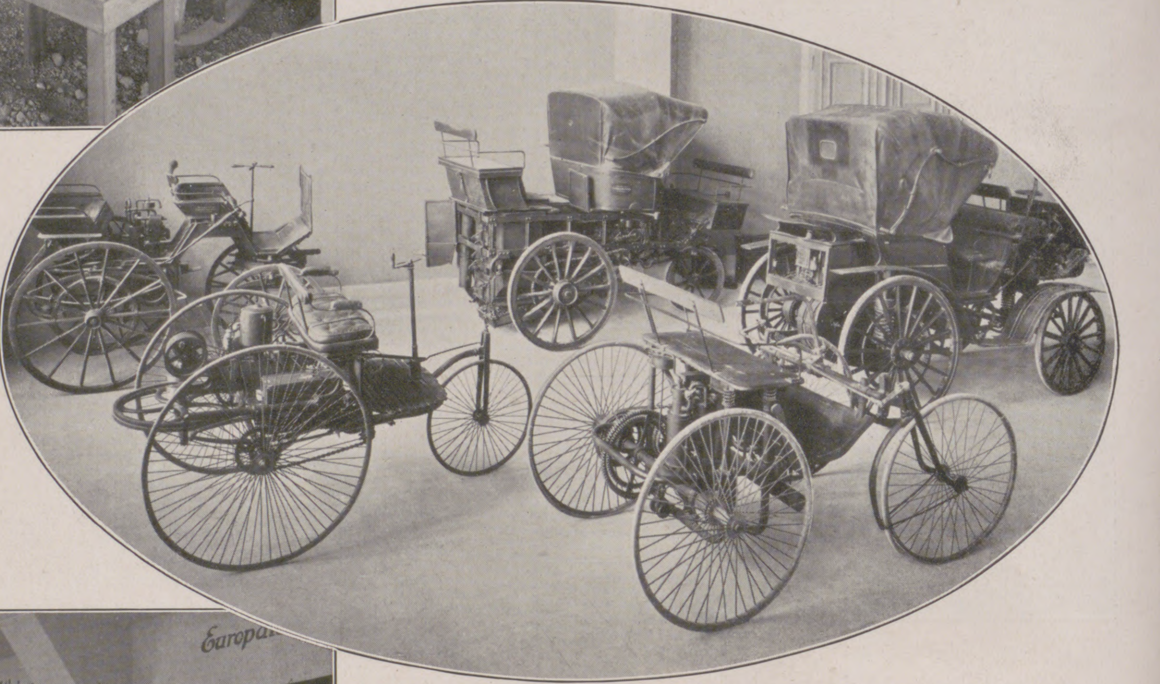
Alte Handschaftwebstühle. Im Vordergrund: Europäischer Schaftstuhl. Dahinter: Webstuhl aus Damaskus und japanischer Handschaftstuhl.

sinnreich gestaltete und von jedem Besucher selbst zu bedienende Apparate zu verlebendigen. Darin liegt ein Wesentliches der großen erzieherischen Momente, an denen das Deutsche Museum so reich ist. Wer unseren früheren Schul- und Hochschulbetrieb mit seiner Neigung zu abstrakter, theoretischer Doktrin kennt, wird die pädagogischen Vorteile zu würdigen wissen, die in der Möglichkeit liegen, jedermann Naturgesetze nicht zu lehren, sondern erfahren zu lassen.

Die Abteilung für Akustik hat eine besondere Ausgestaltung erfahren durch die Errichtung eines Konzertsaales, in dem eine große Reihe von Blas- und Zupfinstrumenten sowie Klavieren Aufstellung gefunden hat. Unter ihnen bildet das Reiseklavier von Mozart einen besonderen Anziehungspunkt.

Auch die Chemie ist in ihrer geschichtlichen und naturwissenschaftlich-technischen Entwicklung dargestellt. Es war ein glücklicher Gedanke, drei ganze Laboratorien, eins aus dem 16., eins aus dem 18. und eins aus dem 19. Jahrhundert nebeneinander je in einem eigenen Raum einzurichten. Kaum an etwas anderem wird die Tendenz unserer Zeit, das Streben nach Klarheit und Wahrheit auf Grund voraussetzungsloser Forschung, so deutlich wie hier. All das Übersinnliche und Mystische, das in früheren Zeiten das Forschen umhüllte, die Erkenntnis verschleierte und zu dumpfem Aberglauben führte, wird einem nirgends so klar, wie wenn man als Besucher des Deutschen Museums einen Blick in eine mittelalterliche Apotheke tut.

Die Astronomie weist als uralte und auf dem ganzen Erdkreis verbreitete Wissenschaft eine große Zahl alter, exotischer und neuzeitlicher Gegenstände auf. Den Gipfelpunkt dieser Abteilung bildet ein Projektions-Planetarium, ein Raum von ungefähr 10 m Durchmesser mit halbkugelförmiger Decke. Im Mittelpunkt der Kugel, etwa 2 m über dem Fußboden, steht ein Apparat mit einem von innen beleuchteten Kopf, aus dem etwa 4500 Sternbilder an die Decke geworfen werden. Der Apparat ist mittels eines außerordentlich sinnreich erdachten, komplizierten Bewegungsmechanismus so eingerichtet, daß die Sterne auf ihren richtigen Bahnen über das Himmelsgewölbe ziehen. Dabei kann aber die Geschwindigkeit der Gestirnbewegung so beschleunigt werden, daß die Vorgänge eines Jahres in 7 Sekunden ablaufen. Ferner ist es möglich, an dem Apparat auf Jahrhunderte hinaus einen beliebigen Zeitpunkt der Vergangenheit oder der Zukunft einzustellen und sich für diesen die Gestirnstellungen hervorzaubern zu lassen. Ein Ideal-Apparat für Astrologen — das Deutsche Museum wird sich über Mangel an Besuch von Horoskopisten nicht zu beklagen haben.



Aus der Entwicklungsgeschichte des Automobils: Gruppe von alten Automobilen, darunter das älteste dreirädrige Automobil von Benz aus dem Jahre 1885 (links vorn).

Der Oberstock umfaßt Maschinen und sonstige Gegenstände aus dem Gebiete der Textilindustrie, der Papierfabrikation, der Schreib-, Zeichen-, Mal- und Drucktechnik, der Brauerei und Brennerei und der Landwirtschaft. Als Beweis für die liebevolle Kleinarbeit, mit der das Museum seinen Besuchern das Verständnis für die ausgestellten Gegenstände zu vermitteln sucht, sei erwähnt, daß die landwirtschaftlichen Bearbeitungsmaschinen, wie z. B. Pflüge, Mähmaschinen usw., direkt im Erdboden bzw. auf einem künstlichen Getreidefeld stehen, ihre Wirkungsweise also jedem Besucher ohne weiteres verständlich wird.

Der Umstand, daß das Museum über eine große Plansammlung verfügt und eine überaus stattliche Bibliothek aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik besitzt, wird es je länger, je mehr zu einer Stätte machen, die nicht nur vorübergehend besucht, sondern auch zu intensiver Arbeit aufgesucht wird.

Es ist heute vielleicht noch gar nicht allgemein genug bekannt, welche Schätze das Deutsche Museum birgt, wie es insbesondere für geschichtliche Studien reichstes Material enthält. Aber nicht nur den Historiker und den Forscher, jeden, den Beruf oder Neigung mit Naturwissenschaft und Technik in Verbindung bringt, namentlich aber unsere Jugend, kann der Besuch des Museums nur fördern. München ist zu beglückwünschen, daß es diese reiche Sammelstätte menschlichen Forschungs- und Erfindungstriebes in seinen Mauern birgt. Alle Deutschen aber können stolz darauf sein, daß das Museum sich ein „Deutsches" nennt.

W. Richter.

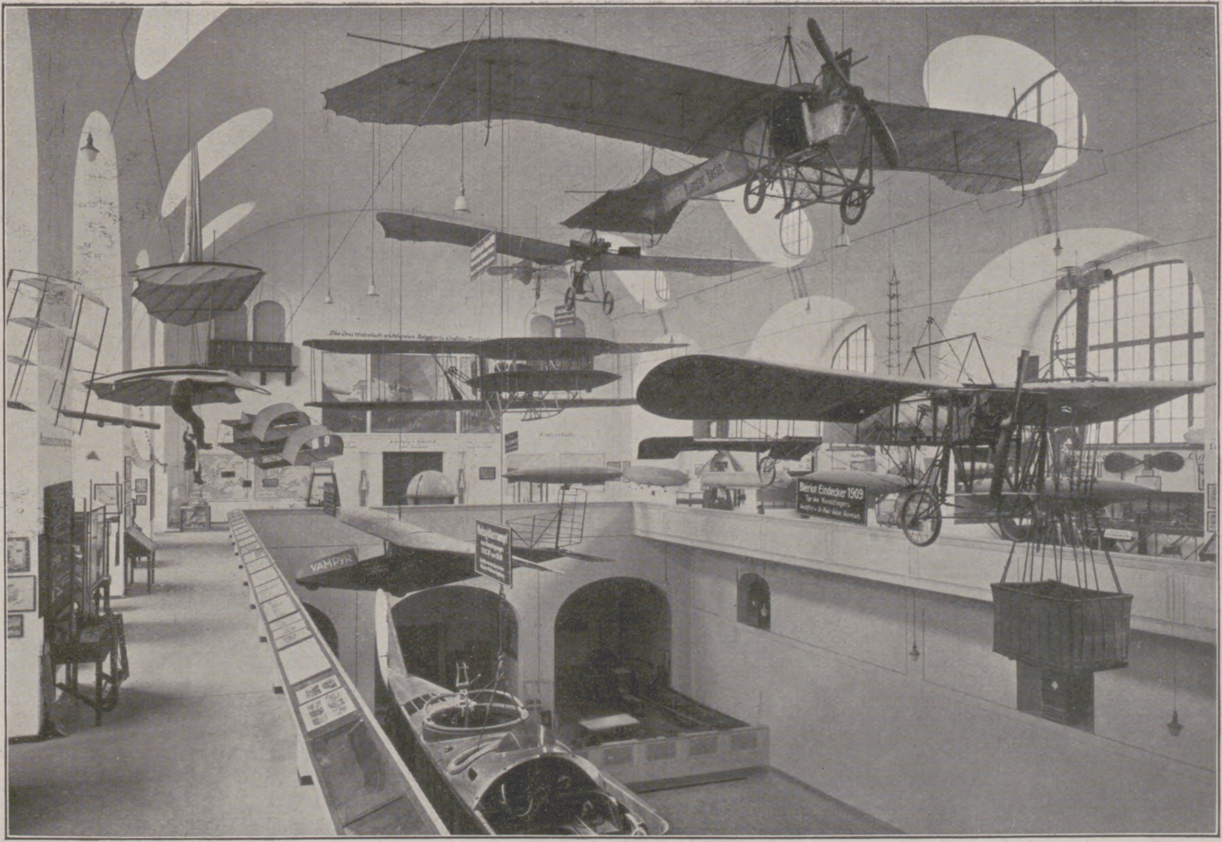


Die Darstellung der Entwicklung des Fahrrades in den charakteristischsten Typen.

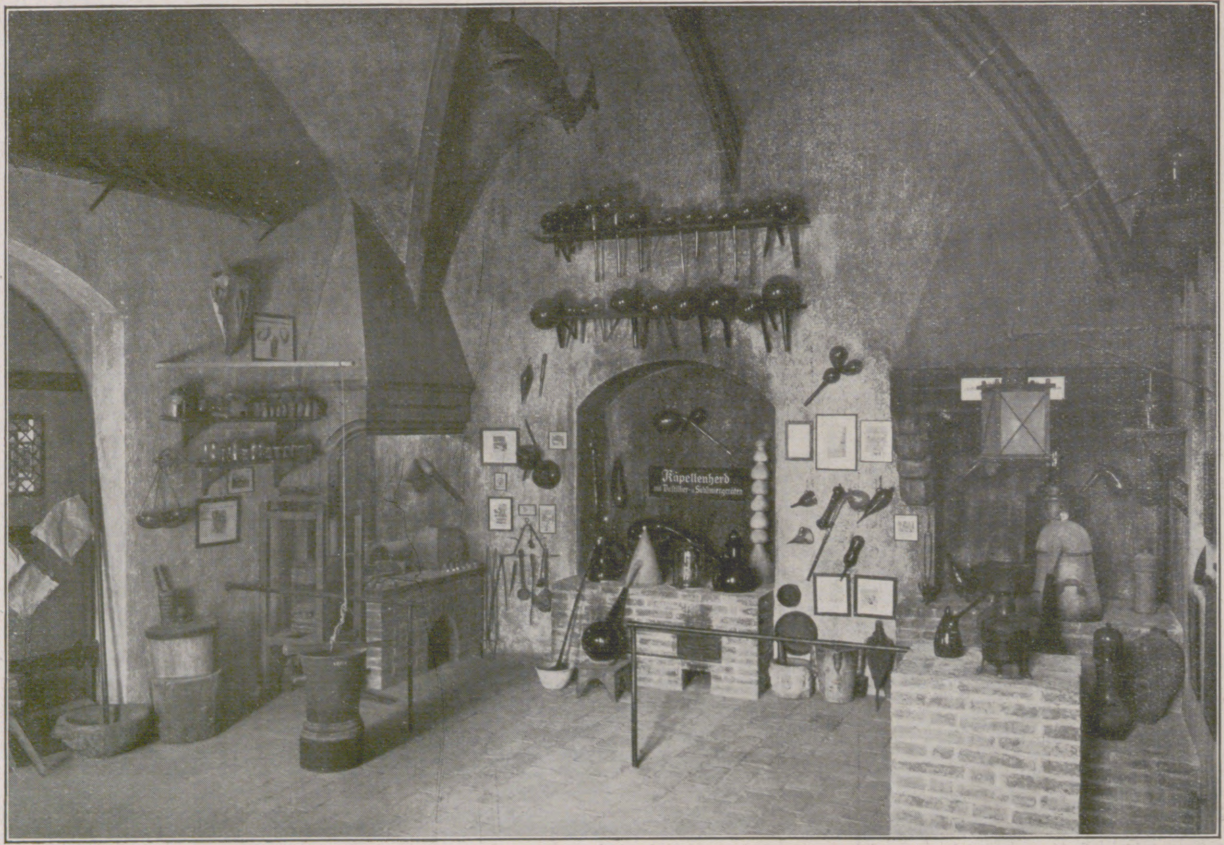
Eine Angabe an der Wand unterrichtet über die zurückgelegte Wegstrecke bei einer Kurbelumdrehung: Velozipfed 1870 mit 1 m Raddurchmesser und Tretkurbeln ohne Übersetzung 3,14 m; Hochrad 1888 mit 1,50 m Raddurchmesser und Tretkurbeln ohne Übersetzung 4,70 m; Niederrad 1925 mit 0,70 m Raddurchmesser und Übersetzung 1:4 8,80 m.



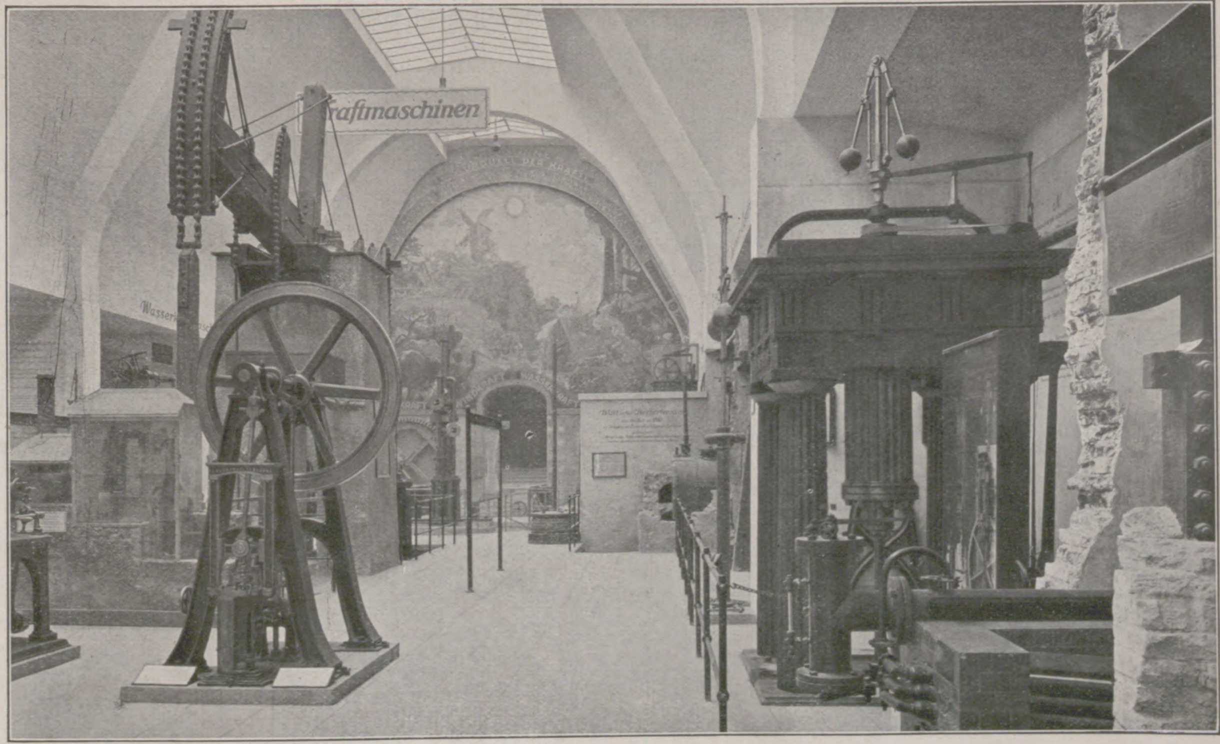
Ecke des Musiksaales mit alten und modernen Klavieren und Orgeln.



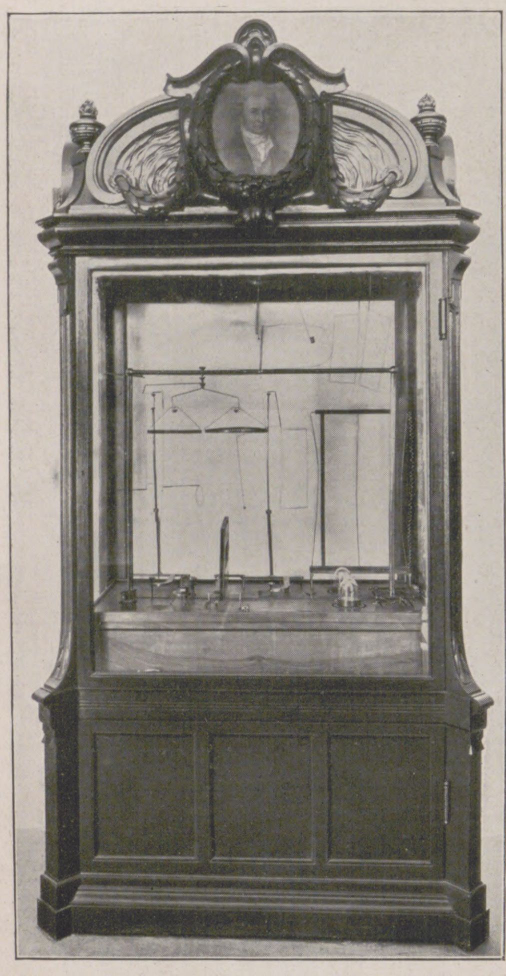
Blick in die Luftschiffhalle, in der Modelle und Abbildungen die Entwicklung des Flugwesens klar übersehen lassen.

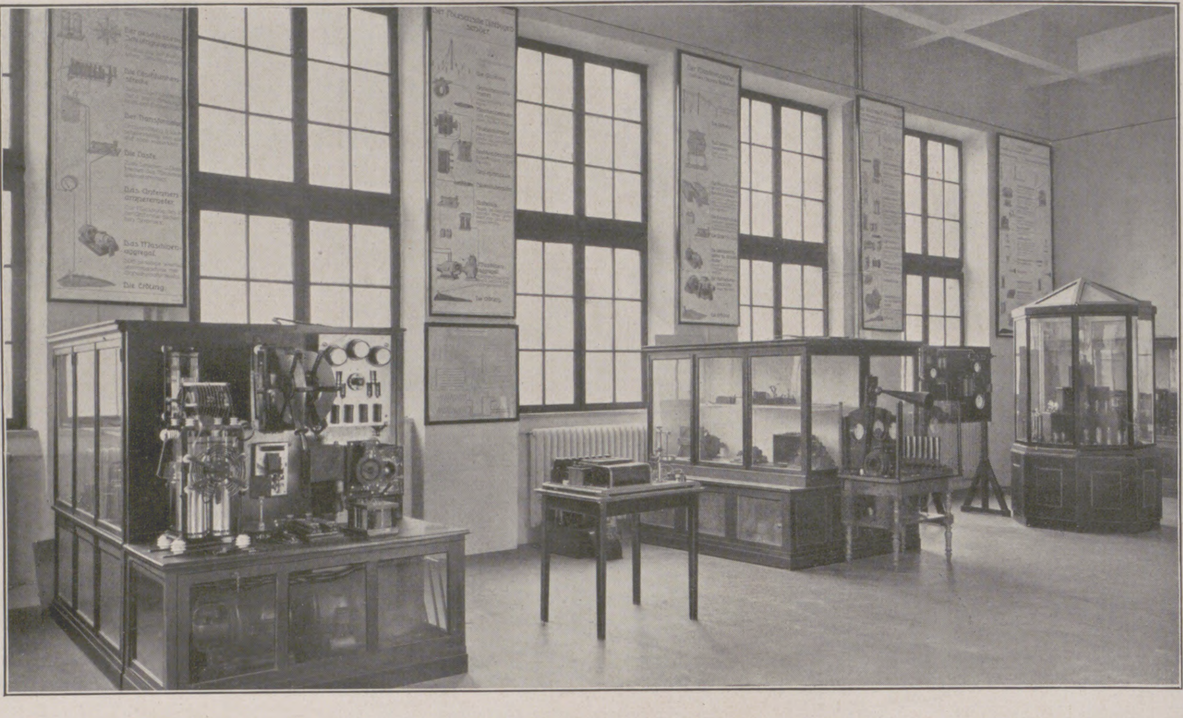


Alchimistisches Laboratorium. (Um 1600.)



Teil der Kraftmaschinen-Abteilung. An der Rückwand das Kolossalgemälde „Die Sonne als Urquell der Kräfte“ von Fritz Gärtner.



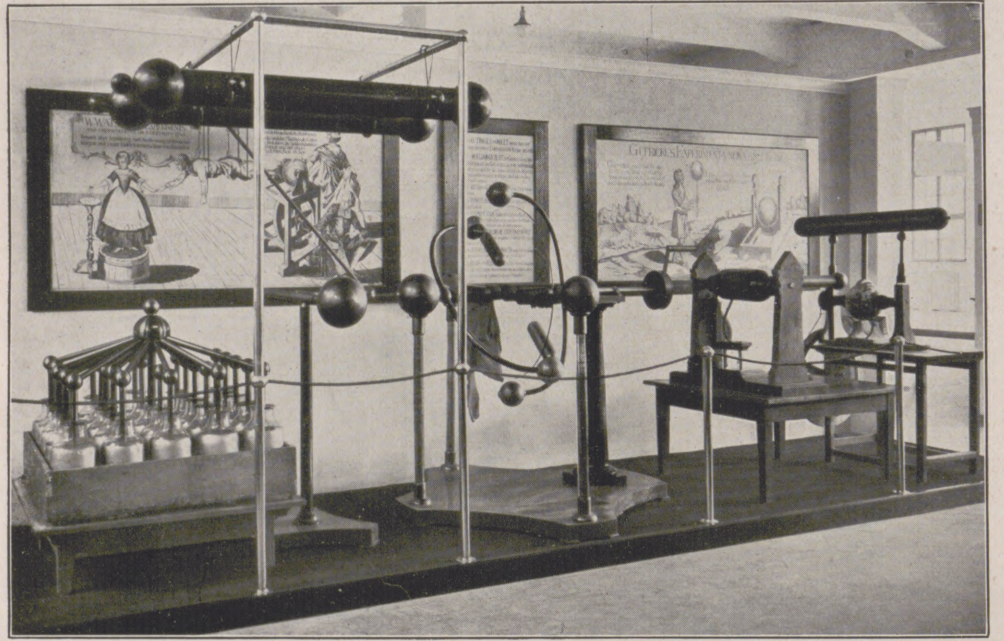


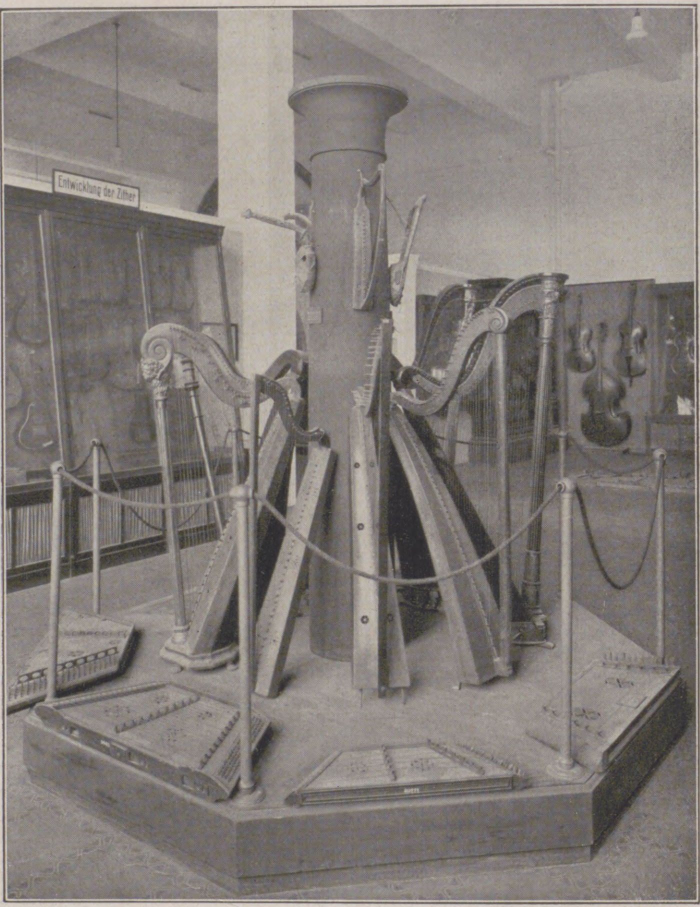
Oben.

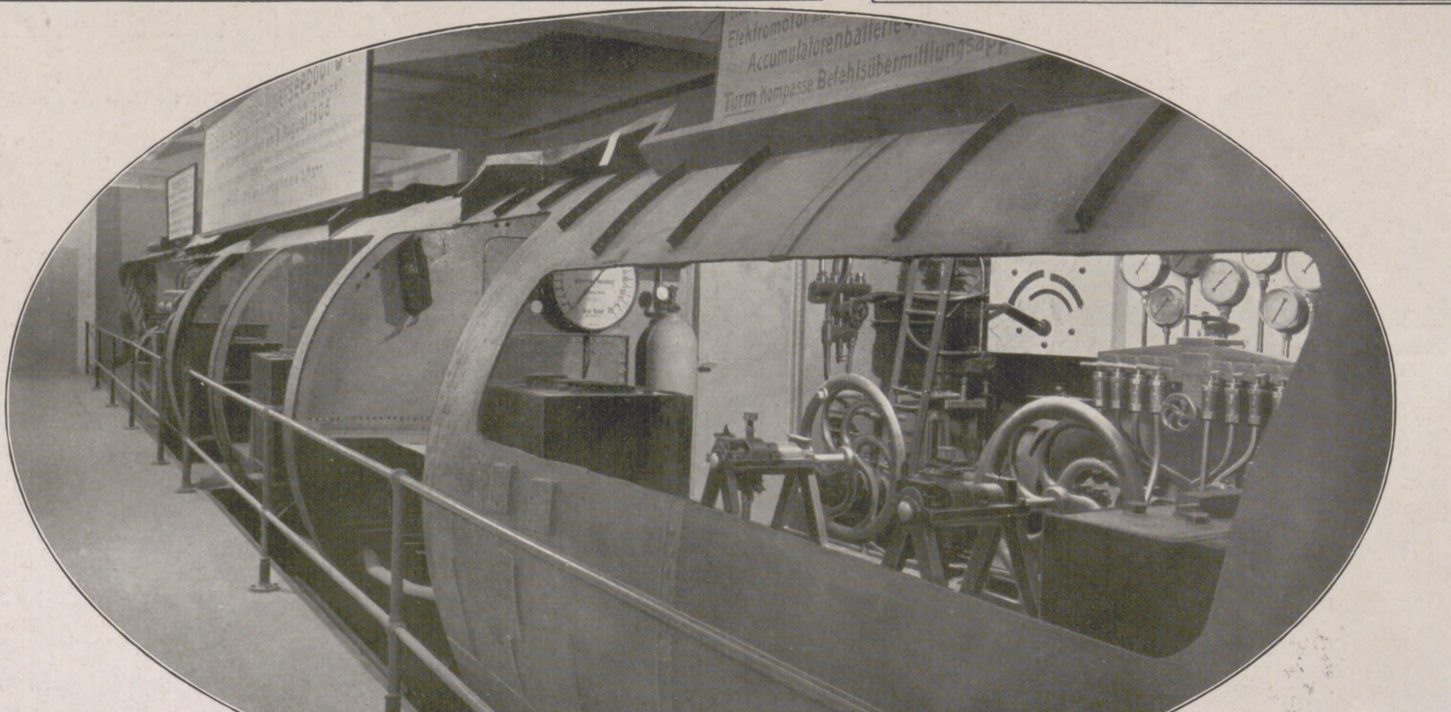
Links: Der Ampère-Schrank mit Originalapparaten des französischen Physikers (1775—1836). — Rechts: Blick in den Saal für drahtlose Telegraphie.

Mitte.

Links: Original-Elektrisiermaschinen der deutschen Physiker Georg Simon Ohm (1787—1854) und Otto von Guericke (1602—1686). — Rechts: Harfen und Zimbeln aller Völker und Zeiten in der Abteilung „Musik."







Das erste deutsche Unterseeboot U I in der Abteilung „Unterseeboote".

Das 42 m lange Unterseeboot U I lief 1906 vom Stapel. In diesem Originalboot des Museums ist die Seitenwand durchschnitten, um den Überblick über das Innere zu ermöglichen. Rechts vorn: Hauptmaschinenraum; dahinter: Offiziersraum, Mannschaftsraum und weitere Maschinenräume.



Von der Ballon-Wettfahrt des Bitterfelder Vereins für Luftfahrt zu Bitterfeld am 19. April: Start des neuen Ballons „Bitterfeld VII" nach vorhergegangener Taufe.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.





Zur Reichspräsidentschafts-Kandidatur des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg: Links: Eine große Kundgebung für Hindenburg vor seiner Villa in Hannover. — Rechts: Generalfeldmarschall v. Hindenburg (×) bei seiner Rede vor der in- und ausländischen Presse in der Stadthalle zu Hannover am 18. April.





Zu dem am 15. April erfolgten Ableben des Fürsten Günther zu Schwarzburg: Links: Panorama von Schwarzburg mit dem Schloß, dem Stammsitz der Fürsten von Schwarzburg. — Rechts: Fürst Günther mit einem von ihm erlegten ungeraden Achtzehnender.





Vom Besuch deutscher Sänger in Wien: Links: Die Begrüßung der Mitglieder des Neuen Leipziger Männergesangvereins am 19. April auf dem Westbahnhof in Wien durch Prof. Ernst Meithner im Namen der Wiener Gesangvereine. — Rechts: Dr. Hohlfeld, Erster Vorsitzender des Neuen Leipziger Gesangvereins, (vor der Fahne des Vereins) bei der Dankrede für den herzlichen Empfang.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(6. Fortsetzung.)

Der Fürst, der, wie er gern zu tun pflegte, Böttger mit einem gestielten Augenglas betrachtet hatte, ließ es jetzt sinken. „Wollet vor allem wissen, mein Lieber, daß ich Euch gleich vom ersten Augenblick an von ganzem Herzen zugetan bin und Euch mein volles Vertrauen schenkte. Hätte der Anerkennung Euerer Person durch Tschirnhausen und die anderen Herren gar nicht erst bedurft, Euch liebzugewinnen. Ich meine, mich auf Menschen zu verstehen, und an Euch sah ich nur den redlichsten Willen und aufrichtigste Beflissenheit zu Seiner Majestät Dienst. So wollet auch mir vertrauen, wenn ich Euch sage, daß Ihr mich nicht wohl begleiten könnt. Nicht allein, daß Seine Majestät, der König von Preußen toben und heimlich nach Euch fahnden lassen wird, so ist auch die Reise wegen des Krieges mit Schweden gefährlich. Wer kann wissen, was diesem schwedischen Karl durch den Sinn fährt, und wo er, wie es seine Art ist, plötzlich aus dem Busch hervorbricht. Macht er doch immer gerade das, was man von einem vernünftigen Menschen und Generalissimus am wenigsten erwartet. Ihr aber seid augenblicklich unseres kurfürstlichen Herrn und Königs von Polen kostbarster Untertan, und er mag Euch nicht der Gefahr aussetzen, auf dem Weg etwa aufgegriffen zu werden. Das wäre so etwas, wenn dann Eure Goldströme in die schwedische Kriegskasse fließen müßten! Darum sollt Ihr hier in Geborgenheit bleiben mit unserem getreuen Nehmitz zur Gesellschaft, damit Euch die Zeit nicht lang werde."

Mißmutig schaute Böttger auf Nehmitz, denn es dünkte ihn keine angenehme Aussicht, mit diesem Menschen, in dem er sich nicht zurechtfand, zusammengespannt bleiben zu sollen.

„Es soll alles nach Euren Wünschen geschehen", fuhr Fürstenberg fort. „Ihr werdet im kurfürstlichen Schloß Aufenthalt nehmen, und soll Euch dort ein Laboratorium eingerichtet werden, darinnen Ihr nach Herzenslust arbeiten könnt, damit das Goldmachen nunmehr flott vonstatten gehe, wie es für unsere leeren Kassen zu wünschen ist. Nun aber bitte ich Euch um die Probe für Seine Majestät."

Nehmitz zog das hölzerne Büchslein aus dem Busen und reichte es dem Statthalter. „Das Siegel ist unverletzt", sagte dieser, nachdem er das Gefäß mit seinem gestielten Augenglas von allen Seiten betrachtet und auch dem Bergrat Pabst von Ohayn zur Prüfung gegeben hatte.

„Haltet noch einen Augenblick ein", setzte er hinzu, als sich Böttger anschickte, das Siegel zu erbrechen. „Seine Majestät haben mir äußerste Vorsicht und Verschwiegenheit anbefohlen. Darum habe ich Euch, Herr Bergrat, gebeten, als Zeuge zugegen zu sein, daß alles mit rechten Dingen zugehe. Euch, Nehmitz, der Ihr jetzt viel um unseren wackeren Goldkoch sein werdet, muß ich einen Eid auferlegen nach dem ausdrücklichen Willen Seiner Majestät." Er nahm ein Kruzifix von der Kommode, das auf einem Kreuz aus Ebenholz einen wundersam geschnitzten elfenbeinernen Christus trug, und sagte: „So schwört mir, daß Ihr in allen diesen gegenwärtigen Feuerkünstler Böttger betreffenden Angelegenheiten bis ins Grab Stillschweigen beobachten und Euch hinsichtlich seiner unschätzbaren Kunst ganz ruhig verhalten werdet!"

„Ich schwöre", sagte Nehmitz, mit den Schwurfingern auf dem Kruzifix.

„Schwöret ferner, daß Ihr niemalen Böttger seines Arkanums wegen mit Fragen bedrängen und es, auch wenn er es Euch selbst antragen sollte, nicht von ihm annehmen, geschweige denn erlernen wollet!"

„Ich meine," wandte Nehmitz ein, „daß sogar, wenn Seine Majestät mir die Erlernung anbefohlen hätte, ich mich, dergleichen zu fassen, nicht kapabel fände."

„Schwört!" drängte der Statthalter.

„Ich schwöre!"

Nun brach das Siegel knisternd von dem Büchslein, und Böttger entnahm ihm das Gefäß mit dem Liquor und goß die Hälfte davon in ein Fläschchen mit einer aufschraubbaren Kapsel, das der Fürst mitgebracht hatte. Es schien ihm in diesem Augenblick bedenklich, einen so großen Teil der köstlichen Flüssigkeit dahinzugeben. Wie, wenn die Tinktur abhanden kam? Oder wenn der Versuch durch eine Ungeschicklichkeit ungeübter Hände mißriet? Er hatte schon so viel aus dem Verkehr mit der großen Welt kennengelernt, daß er wußte, es sei wohlgetan, sich für einen solchen Fall zu sichern und sich einen Ausweg zu seiner Entschuldigung freizuhalten.

Als hätte der Bergrat Pabst um Böttgers Gedanken gewußt und beabsichtige, sie wohlwollend zu unterstützen, äußerte er jetzt, es sei immerhin recht bedenklich, eine solche Probe ohne den Meister zu machen.

„So muß ich denn", sagte Böttger entschlossen, „auch Euer Exzellenz einen Eid abnehmen."

„Ich bin bereit dazu", antwortete der Fürst.

„Schwöret mir denn," gebot Böttger, „daß Ihr mit Seiner Majestät die Probe nicht früher vornehmen werdet, als bis Sie auf Ehre und Gewissen versprochen, Zeugen nicht zuzulassen und niemandem, weder jetzt noch künftig, etwas davon zu verraten."

Mit den Fingern auf dem Gekreuzigten sprach der Statthalter die Worte gewissenhaft nach.

„Und ferner, daß Ihr — worauf unendlich viel ankommt — nicht ohne die aufrichtigste Gottesfurcht und Frömmigkeit ans Werk gehen werdet."

„Ich schwöre!"

„Dann will ich", sagte Böttger mit einem unterdrückten Seufzer, „Euch noch die Anweisung schriftlich aufzeichnen, die Ihr aber, nachdem sie benutzt worden, sogleich im Feuer vernichten müsset."

„Es soll geschehen", beteuerte der Fürst, verabschiedete sich und entfernte sich mit dem Bergrat, während Nehmitz zurückblieb.

Was soll das? dachte Böttger, was will der hier?

Sein Erstaunen wuchs, als gleich darauf zwei Diener mit Laken und Kissen eintraten, die sie auf einem Diwan als Lager zurechtzumachen begannen.

„Ja, Ihr müßt mich schon als Euren Schlafgesellen annehmen," beantwortete Nehmitz Böttgers fragenden Blick mit einem spitzen Lächeln, „es ist Seiner Exzellenz Wille. Ihr braucht Euch um mich aber gar nicht weiter zu kümmern."

Und während Böttger die Platte des in Mahagoni und Gold kunstvoll gearbeiteten Schreibtisches herabließ und sich zum Schreiben bereitete, entkleidete sich Nehmitz und legte sich nieder. Wenig erbaut über diese allzu weitgehende Aufmerksamkeit, fing Böttger seine Arbeit an, aber bald nahm sie ihn gefangen durch das Bemühen, das Wesentliche klar, kurz und bündig darzulegen, ohne doch etwas von dem Geheimnis selbst zu verraten. Er wußte, daß dieses sein eigen bleiben müsse, wenn er in dieser Welt, in die er hineingeraten war, Macht und Ansehen behalten wolle.

Als er lange nach Mitternacht den Schlußpunkt setzen konnte, war der Schlafgeselle hinter ihm vergessen. Die Kerzen waren herabgebrannt, und wie Böttger einen Blick aus dem Fenster warf, sah er draußen über den Dächern den hellsten Mondschein, der sich aus dem gesunkenen Nebel losgerungen hatte. Silbern rann er über die Giebel der Stallungen in die Dunkelheit der Höfe hinab. Es drängte Böttger, einen Blick in die Umgebung zu tun, von dem Laubengang, den er auf dem Weg hierher durchschritten hatte, in den herbstlichen Park, auf die Türme hinter den Bäumen, in die tiefe schwarze Bläue zwischen den ziehenden Wolken.

Als er sich wandte, schlug Nehmitz auf seinem Lager die Augen auf: „Wohin wollt Ihr?"

Die plötzliche Frage des aufgedrungenen Schlafgesellen verdroß Böttger so, daß er keine Antwort gab. Er brummte etwas Unfreundliches und trat auf den Gang hinaus.

Eine Gestalt, die draußen neben der Tür auf einem Stuhl gesessen hatte, erhob sich.

Böttger erschrak, aber er ließ sich nichts merken und ging weiter, während ihm die Gestalt langsam folgte. Nach wenigen Schritten tauchte aus der Dunkelheit einer Nische zur Linken eine zweite Gestalt auf und schloß sich der ersten schweigend an. Jetzt erschrak Böttger nicht mehr, aber dafür wuchs ein Ingrimm in ihm, der ihn erzittern machte. Ein dritter stiller Trabant huschte vorbei und gesellte sich zu den übrigen.

Böttger ging, kochend vor Wut, aber schweigend, mit seinem Gefolge von Schatten weiter.

Er wollte um die Ecke biegen, in den Gang, der zu den Lauben über dem Park führte. Ein Diener trat ihm in den Weg und breitete die Arme aus. „Halt!"

„Was soll das?" schrie Böttger losbrechend. „Was wollt Ihr hier? Bin ich ein Gefangener?"

„Nein," beschwichtigte der Diener, aber ohne von der Stelle zu weichen, „nein! Aber Euer Gnaden Wohl ist unserer Hut empfohlen."

Da wußte Böttger, daß er wieder ein Gefangener war. Er war dem einen Käfig nur entronnen, um in einen andern zu geraten.

XI.

Man mußte aber wenigstens diesem Käfig dieses eine lassen, daß er überaus anständig und weiträumig war.

Das sogenannte Goldhaus, der Teil des Schlosses, in dem man Böttger untergebracht hatte, führte seinen Namen davon, daß in dem dort befindlichen Laboratorium der große Kurfürst August mit den Alchimisten Beuther, Schwerzer und anderen Vorgängern Böttgers gearbeitet hatte. Es lag zwischen dem Hofbrauhaus und dem Reithaus, unweit des Theaters und der Hofapotheke; die zwei großen Zimmer Böttgers sahen nach dem Schloßgarten hin. Die sogenannte Opernstube diente ihm als Billardzimmer, das Kirchstübchen des Gärtners als sein Andachtsraum. Das Laboratorium, das im Erdgeschoß gelegen war, bestand aus dem Probiersaal und einigen Gewölben zwischen diesem und dem Schloßbrunnen.

Alles Geräte dieser weitläufigen Wohnung war nach dem neuesten Geschmack mit einer lustigen Überfülle von Schnörkeln versehen, mit bunten Hölzern und Perlmutter ausgelegt, so daß auf den Flügeln der Schränke, auf den Platten der Kommoden und Tische die angenehmsten Abbildungen von Städten und Landschaften entstanden. Böttger speiste wie ein vornehmer Herr von Silber und Glas, sogar das Küchengeschirr war blitznagelneu, von Kupfer oder englischem Zinn. Besonders reich war das Laboratorium ausgestattet. Hier fehlte es an keinem Kolben, Tiegel oder sonstigem Werkzeug der chemischen Wissenschaft; was noch von des großen Kurfürsten Zeiten her vorhanden war, hatte man nach Böttgers Wünschen aufs sorgfältigste ergänzt und erneuert. An Material war so viel aufgehäuft, daß, wenn alles in Gold wäre umgewandelt worden, Seine Majestät hätte die Gunst nicht nur seiner Widersacher in Polen, sondern auch ganz Europas einschließlich seines schwedischen Feindes kaufen können.

Böttger, der selbst mit allem reichlich versehen war und eine überaus üppige Küche führen durfte, hatte die Erlaubnis, in jenem Teil des Hofgartens spazierenzugehen, der Feigengarten hieß, von den prächtigen Feigenbäumen, deren Pflanzung schon im sechzehnten Jahrhundert erfolgt war, und die heute als mächtige Baumgestalten dastanden. Ja, der König hatte dem hochgeschätzten Herrn Goldmacher sogar das Recht eingeräumt, auf dem schwarzen Gang zu lustwandeln, der sich, ein Bauwerk aus Brettern und Ziegeln, auf der Höhe des Festungswalles um die ganze Stadt herumzog. Wenn dieser Gang auch durch den schwarzen Anstrich, den man ihm innen gegeben hatte, und nach dem er hieß, einen düstern Eindruck machte, so zeigten doch seine Fenster bald nach innen, bald nach außen die reizvollsten Bilder von Stadt und Vorstädten, von den Hügeln und dem Elbestrom.

Auch an Gesellschaft fehlte es keineswegs. Wenn man den jungen Mann auch von der Welt abschloß, so ließ man doch die Welt — wenigstens in einer Auswahl von Vertrauenspersonen — zu ihm. Seine Tafelfreuden, an denen Böttger großen Gefallen fand, teilte außer dem unvermeidlichen Nehmitz eine große Anzahl von Gästen, die Böttger zu sich bitten konnte, sooft es ihm beliebte: der Bergrat Pabst, der Geheime Kämmerer Starke, ein überaus feuchtfröhlicher Herr, der Baron von Schenk, mit dem Böttger gern Billard spielte, der Leibarzt Doktor Tittmann, vor allem aber, als der am liebsten gesehene, der Freiherr von Tschirnhausen, der, sooft er nur in Dresden weilte, nicht versäumte, den wertgehaltenen Böttger zu besuchen.

Bei Tisch ging es zuweilen recht hoch her, auf des Königs Unkosten, der, um das Aufsehen bei den öffentlichen Kassen zu vermeiden, dem Amt Mutzschen geheimen Befehl gegeben hatte, die benötigten Summen anzuweisen.

Dessenungeachtet war Böttgers Laune zumeist überaus stachlig und verdrossen. Wenn er sich im Kreise seiner Tischgenossen recht ausgelassen und, seine Vergangenheit völlig vergessend, wie ein großer Herr betragen hatte, kam ihm nachher um so unwillkommener zum Bewußtsein, daß er doch nur ein Gefangener sei. Da war schon dieser Nehmitz, dessen unaufhörliche Anwesenheit ihm von Tag zu Tag widerwärtiger wurde. Auf seinen Spaziergängen im Feigengarten und auf dem schwarzen Gang sah er sich, wie an jenem ersten Abend im Fürstenbergschen Palais, immer von seinem stummen Gefolge von Wächtern begleitet und von fern beobachtet. Wenn er sich im Feigengarten dem Verbindungstor zum übrigen Teil des Hofgartens zu sehr näherte, fühlte er plötzlich einen heftigen Schmerz auf der Wange oder der Hand. Dann sah er oben am Fenster seiner Wohnung den Sekretär Nehmitz stehen und grinsend das Blasrohr schwenken, aus dem er zur Warnung mit einer Lehmkugel nach Böttger geschossen hatte.

„Was wollt Ihr dort?" schrie der Schütze, der sich offensichtlich über Böttgers Erschrecken freute.

Unter diesen Umständen wurden Böttgers Grimm und Trotz oft so mächtig, daß er gewaltig zu murren begann, was für ein Hundeleben das sei, und am liebsten wäre er schon seines Elends ledig.

Daß ihn Nehmitz bei solchen Ausfällen mit einer spöttisch boshaften Sanftmut ansah und ihn wie ein ungebärdiges Kind behandelte, vermehrte nur noch seinen Zorn. Da legte er sich denn für ganze Tage ins Bett und empfing keinen Besucher, nicht einmal den Barbier. Es machte ihn zu solchen Zeiten das einzige Vergnügen, daß Nehmitz mit ihm seine Haft zu teilen gezwungen war, und als er merkte, daß diesem so überaus säuberlichen Mann jede Vernachlässigung des Äußeren peinlich war, rächte er sich an ihm, indem er zwei Wochen den Barbier nicht vorließ, bis sie beide aussahen wie polnische Juden.

Von Warschau kam lange keine Nachricht. Der König war nach Eröffnung des polnischen Reichstages von politischen Dingen so bedrängt, daß er für den Versuch wohl keine Zeit gefunden hatte. Endlich kam ein Kurier an. Aber das Schreiben, das er überbrachte, versetzte Böttger in die größte Bestürzung. Es war bei dem Warschauer Laborieren keineswegs Gold herausgekommen, sondern eine unbekannte Masse, die so fest in dem Schmelztiegel eingebacken war, daß man diesen hatte zerschlagen müssen.

Nun war es aber hohe Zeit, ernsthaft an die Arbeit zu gehen. Böttger erkannte, wenn er die letzten Wochen seines Lebens überblickte, daß er sich allzusehr einem liederlichen Wohlleben oder einer kleinlichen Verdrossenheit hingegeben und seine Aufgabe versäumt hatte. Noch hatte der Fürst einen kleinen Teil des mitgegebenen Liquors, denn er hatte zu jener ersten Tingierung nur die Hälfte verwandt, und noch besaß Böttger einen Rest davon, aber jetzt mußte er endlich selbst dazusehen, aus Eigenem nach dem Rezept des Mönches neues Arkanum zu bereiten. Er fand, als er das Laboratorium gründlich untersuchte, daß die darin befindlichen Öfen aus der Zeit des Kurfürsten August keineswegs für seine Ansprüche zureichten. Sie mußten umgebaut werden, und sogleich berief Nehmitz auf Böttgers Wunsch die erforderlichen Arbeiter: Maurer, Ofensetzer und Schmiede, die nach der Anleitung des Laboranten ans Werk gingen.

Wie immer, wenn Böttger eine Sache mit Eifer in Angriff nahm, schonte er sich selbst nicht im mindesten. Er packte mit eigenen Händen an, schichtete Ziegel, strich Lehm und vergaß darüber fast den Verdruß über seine Gefangenschaft. Sogar während der Weihnachtsfeiertage ließ er keine andere Unterbrechung zu als nur am heiligen Tage selbst. Schon am nächsten Morgen aber mußten die Werkleute wieder antreten.

Am Silvesterabend war es, daß einer der Arbeiter, der eben als letzter seinen beschmutzten Kittel gegen die Joppe vertauschte, plötzlich an Böttger herantrat und sagte: „Der Meister sendet Euch seinen Gruß!"

Böttger, der eben, über den im Bau begriffenen Ofen gebeugt, die Weite des Rostes mit dem Zollstab maß, fuhr zusammen und stammelte: „Der Mei—ster?" Er schaute den Arbeiter an, erkannte ihn aber nicht und wußte in diesem Augenblick auch nicht, ob er ihn je vorher gesehen hatte. „Meint Er den Magister Zorn, meinen gewesenen Prinzipal?" fragte er zögernd.

„Den großen Meister!" entgegnete der Mann gemessen. „Euer Treiben hat ihn tief betrübt. Ihr seid nicht gewachsen an Erkenntnis und Wissenschaft, sondern nur an Selbstsucht und Eitelkeit. Großes durch Euch zu wirken, war sein Wunsch, Ihr habt Euch klein gezeigt. In die Tiefe hat er Euch gewiesen, nicht in die Flachheit. Ihr habt ihn unrecht verstanden und üblen Gebrauch von dem Gute gemacht, das Euch anvertraut wurde." Damit wandte er sich zum Gehen.

Böttger, der außer sich über diese Botschaft, lief ihm nach und faßte ihn an der Schulter: „Der Meister, wo ist er? Wo finde ich ihn?"

Der Mann befreite sich und sagte, ohne auf die Frage zu antworten: „Wundert Euch nicht, wenn Ihr geprüft werdet."

Verdonnert sah Böttger dem Davonschreitenden nach, und langsam nur ordneten sich seine Gedanken wieder. Wie sonderbar sein Leben unter dieser geheimnisvollen Führung stand, und wie rasch man mit dem Urteil über ihn bei der Hand war! Hatte er denn bisher überhaupt nach eigenem Ermessen sich entfalten können, war er nicht immer nur ein Spielball der Mächtigen gewesen? Wie kam er dazu, sein ganzes Leben nach einem fremden Plan einrichten zu sollen, zwischen zwei einander widerstrebenden Polen? Man sollte ihm die Freiheit geben und von keiner Seite dreinreden, dann würde man sehen, was er zu leisten und wie er sein Wesen zu entwickeln imstande war. Der Trotz, mit dem er sich immer häufiger gegen die Vergewaltigung empörte, bäumte sich wieder auf. Mochte sich der Meister von ihm abwenden, er würde auch auf sich selbst gestellt zeigen, daß er ein ganzer Kerl war!

Johann Friedrich ging zu dem Geheimschrank, der in die Wand eingelassen war, und in dem er hinter der eisernen Tür den Rest seines Liquors, seine alchimistischen Bücher und seine wichtigsten Papiere verschlossen hielt. Er sperrte auf, entnahm der Nische das Fläschchen, hielt es gegen das Licht. Es schien ihm weniger darinnen, als er sich zu entsinnen glaubte. Nun gut, er würde neues machen, heute nicht mehr, morgen, wenn der Ofen fertig wurde, am ersten Tag des neuen Jahres, das für ihn ein Jahr des Sieges werden sollte.

Er hörte Schritte kommen. Rasch verschloß er den Geheimschrank und steckte den Schlüssel zu sich. Nehmitz zeigte sich in der Tür des Laboratoriums: „Macht Schluß, wackerer junger Mann. Seine Exzellenz erwartet Euch."

„Seine Exzellenz?... Der Fürst?"

„Er ist heute abend gekommen, und sein erster Weg führt ihn zu Euch."

Atemlos kam Böttger im Wohnzimmer des Fürsten an; über dessen Gesicht war ein wenig Erfreuliches verkündender Ernst gebreitet.

„Es ist ein Unglück geschehen", sagte der Fürst ohne Einleitung und Umschweife. „Wir haben kein Stäubchen Gold zuwege gebracht."

„Wie hat das geschehen können?"

„Daß es das erstemal mißlungen, das ist Euch schon berichtet. Der König, weiß Gott, der beste Herr in der Welt, hat, so enttäuscht und bestürzt er gewesen, sich selbst und mich damit getröstet, daß wir die Masse nicht lange genug haben glühen lassen."

„Mag sein", warf Böttger ein.

„Zum andernmal haben wir es nun am zweiten Weihnachtsfeiertag unternommen, und diesmal haben wir es an nichts fehlen lassen. Damit auch das Gemüt in christlicher Frömmigkeit zum Werke bereit sei, hat der König tags vorher noch das heilige Abendmahl genommen. Ich selbst habe meine Gedanken einzig und inbrünstig auf Gott gerichtet. So haben wir nun an die zwei Stunden beim Feuer gesessen, auf daß die Materie gänzlich solvieret sei. Der Liquor hat indessen auf dem Kamin gestanden. Wie sie nun so weit gewesen, daß wir ihn in die Masse tun konnten, ist der Hund..."

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Hartmann & Mertens, Hannover.

von Hindenburg

Der erste vom Volke gewählte Präsident des Deutschen Reiches.



Ludwigstraße in Partenkirchen. Nach einem Gemälde von Emmy Pick.





Links: Vom Fußballstädtekampf Berlin-München im Deutschen Stadion im Grunewald bei Berlin am 19. April: Ein kritischer Moment aus dem Spiel, der vom Münchner Torwart glänzend gelöst wurde. Der Wettkampf endete unentschieden mit 1:1. — Rechts: Die feierliche Enthüllung eines Gedenksteines für den 1923 verstorbenen hervorragenden Turner Emil Kregenow auf dem Luisenstädtischen Kirchhof zu Berlin am 18. April.

Wie lebt man in Afrika? / Von Ministerialdirektor Dr. Meyer-Gerhard.

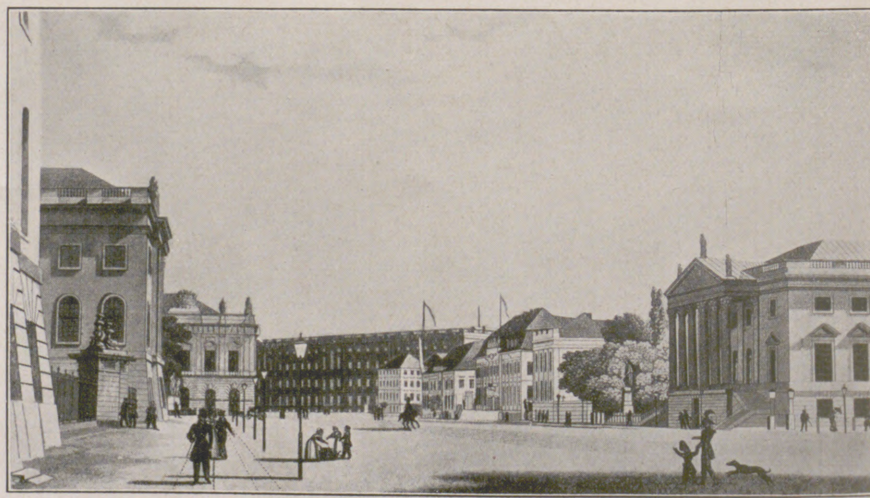
Wenn man feststellen könnte, was selbst die gebildeten Schichten Deutschlands von dem augenblicklichen Leben und den Zuständen in Afrika wissen, so würde das Ergebnis, abgesehen von den kolonialen und wenigen Geschäftskreisen, fast völlig negativ sein, obgleich Afrika die unmittelbare Fortsetzung unseres eigenen Erdteiles nach Süden ist, nur getrennt durch das leicht zu überwindende Einbruchsgebiet des Mittelmeeres. Afrika zerfällt in das große Gebiet des weißen Mannes im Süden, in die tropische Mitte und in den durch die Sahara getrennten Nordrand. Südafrika ist das Land der Sonne, der trockenen Luft, der weiten Steppen und der Hochflächen, auf denen es nachts so kalt sein kann, daß das Wasser in der Feldflasche des Reisenden gefriert. Aber die Nächte sind dort gerade wegen ihrer Kühle erfrischend; schon nach kurzem Schlaf erhebt man sich neu gestärkt, um den Ritt über die endlose gelbe Fläche fortzusetzen. Kein freieres Leben gibt es, als es der Farmer in diesen Gebieten führt. Durch diese hohe Lage hat Südafrika sich vom Kap bis zum Sambesi in ein einziges Siedlungsgebiet der weißen Rasse verwandeln lassen. Mit Bibel und Büchse sind die Nachkommen der eingewanderten Holländer immer weiter nach Norden vorgedrungen, ihr vorbildlicher Kinderreichtum — Familien mit 12 bis 16 Kindern sind fast normale Erscheinungen — zwang zu rascher Ausbreitung. In den Städten macht sich Europas Kultureinfluß bemerkbar, die Perle unter ihnen ist Kapstadt. Wer je den Zauber des Lebens dieser Stadt gespürt hat, wird stets die Sehnsucht danach mit sich führen, als wenn er einen einzigen strahlenden Frühlingstag, angefüllt mit Blumenduft, erlebt hätte. Kapstadt und seine nächste Umgebung werden viel mit der Riviera verglichen. Der Vergleich ist keine Übertreibung. Luft, Farben und Blumen vereinigen sich am Fuße des Tafelberges in bestrickender Schönheit. Die Engländer haben die Schönheit Südafrikas und Kapstadts im besonderen erkannt; es bürgert sich bei



Eröffnung der Wanderruder-Saison durch den Wanderruder-Verband „Mark Brandenburg": Ankunft der Boote in Grünau bei Berlin. Im Hintergrund die Müggelberge.

ihnen mehr und mehr ein, den schlechten Monaten des englischen Klimas von November ab durch eine Reise auf den schnellen Dampfern der Union-Castle-Linie zum Kap aus dem Wege zu gehen. Wer in Deutschland Zeit und Geld übrig hat, dem Winter zu entfliehen, findet in Südafrika nicht nur Wärme, Sonne und Komfort, sondern außerdem eine Bevölkerung, die den Kriegshaß gegen alles Deutsche überwunden hat und bereit ist, mit den Deutschen freundschaftlich zu verkehren. Von Kapstadt kann der Reisende im bequemen, durchgehenden Wagen in die frühere deutsche Kolonie Südwestafrika fahren, um dort in dem rein deutschen Seebade Swakopmund Seebäder zu nehmen. Eine neue Schnellzugverbindung mit Schlaf- und Speisewagen bringt ihn von Kapstadt nordwärts nach Kimberley, Johannesburg und Pretoria. Beim Überschreiten des Vaalflusses genießt er den malerischen Anblick zahlreicher Diamantgräber, die, wie einst die Goldgräber Kaliforniens, aus dem Flußgebiete des Vaalflusses die wertvollen Steine gewinnen. In Kimberley, einer schön angelegten Stadt, die ihre Entstehung der Entdeckung der größten Diamantminen der Erde verdankt, beginnt sich gerade jetzt das Leben lebhafter zu gestalten, nachdem die schwerste Depression auf dem Diamantenmarkt überwunden ist. Johannesburg, ein Neuyork im kleinen, würde ganz den Eindruck einer europäischen oder amerikanischen Fabrik- und Minenstadt hervorrufen, wenn nicht der blaue Himmel und die merkwürdig belebende Luft den afrikanischen Charakter verrieten. Hier tritt der soziale Gegensatz, diese Krankheit Europas, zum erstenmal zutage; Unternehmer und weiße Arbeiter bekämpfen sich in Formen, die im Interesse der Aufrechterhaltung des Ansehens der weißen Rasse vor den Augen der zahlreichen Schwarzen weniger schroff sein sollten. Nach einem kurzen Besuch in Pretoria mit seinem pompösen Regierungspalast, seinem wunderbaren Zoologischen Garten und seinen eleganten Straßen bringt uns der Pullmanwagen über

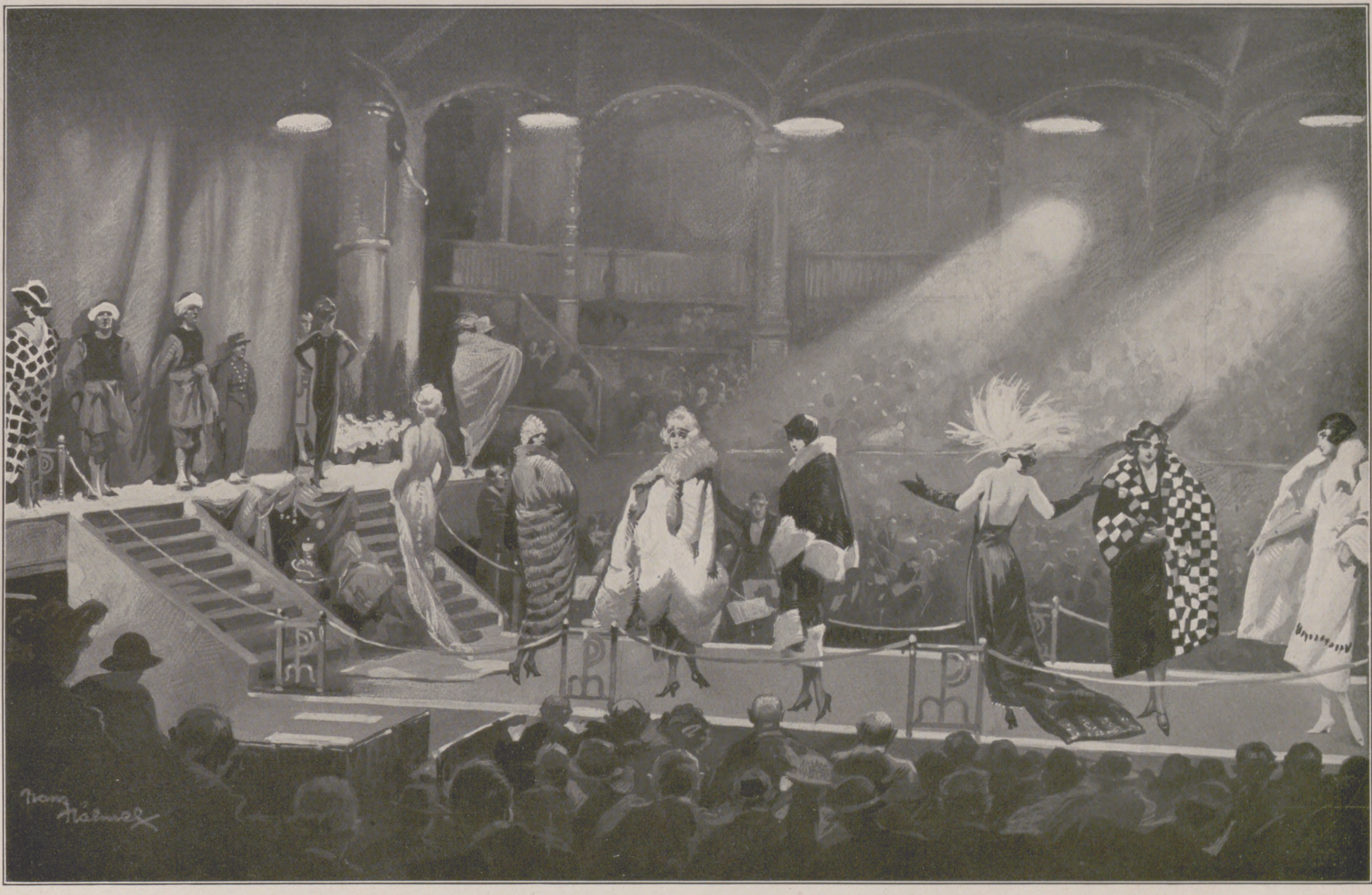




Zur 100-Jahrfeier der Straßen-Gasbeleuchtung in Berlin am 21. April: Links: Die Neue Wilhelmstraße mit dem Ausblick nach dem Schiffbauerdamm vor Einführung der Gasbeleuchtung. Die Beleuchtung erfolgte durch Laternen, die freischwebend an einer Schnur quer über der Straße hingen. — Rechts: Der Platz am Opernhaus mit den ersten Gaslaternen. Im Hintergrund das Königliche Schloß.



Figuren aus dem in der Alberthalle aufgeführten Bühnenspiel „Ein neues Märchen aus Tausend und einer Nacht" (Verfasser: Gustav Herrmann; Regie: Rudi Gfaller).
Von links nach rechts: Kut Alkulub, entflohene Sklavin (Therese Wiet); Kafur, der Obereunuch (Rudi Gfaller); Magier (Hans Beßler); Märchenerzähler (Gustav Herrmann); Prinz Kamr essaman (Jochen Poelzig); Perisadah, Tochter des Königs (Edith Kleist).





Vorführen der Pelzmoden durch Mannequins auf der Vorführbühne in der Alberthalle.

Links nebenstehend:

Von rechts nach links: Zobelfarbiger Seehundmantel mit Skunksbesatz; origineller Mantel aus Kanin; Fehrücken-Cape; Kindermäntelchen aus Slinks, mit Tibet garniert.

Rechts nebenstehend:

Links: Abend-Cape mit Silberstickerei, dessen Futter mit dem Abendkleid harmoniert. — Rechts: Maulwurfsmantel mit modernem angeschnittenen Rock und Kindermäntelchen mit Tibetgarnitur.

Mittleres Bild nach einer Zeichnung von Hans Hähnel; alle übrigen nach Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.



Die Deutsche Pelzmodenschau zu Leipzig 1925, die am 20. und 21. April in der Alberthalle des Krystallpalastes stattfand: Szenen und Figuren aus den Vorführungen.

Die vom Reichsbund der Deutschen Kürschner veranstaltete Pelzmodenschau brachte eine phantastische Fülle von bezaubernden Modellen: Pelzkleider und Pelzkostüme, Pelze für Luxus und Sport, für Frühjahr und Winter. Die fast verwirrende Buntheit der Vorführungen erhielt durch das heiter-freundliche Revuespiel von Gustav Herrmann einen künstlerischen Hintergrund.



Der Besuch des tschechoslowakischen Ministers des Auswärtigen in Warschau zum Zweck der Beratung mit der polnischen Regierung wegen des Verhaltens der Kleinen Entente gegenüber den deutschen Sicherheitsvorschlägen: Dr. Edward Benesch, der tschechoslowakische Außenminister, (mit dem Blumenstrauß) nach seiner Ankunft auf dem Hauptbahnhof in Warschau.



Zum Kabinettswechsel in Frankreich: Vorn in der Mitte: Doumergue, Präsident von Frankreich; links hinter ihm: Briand, Außenminister; links neben Briand: Painlevé, Ministerpräsident und Kriegsminister; rechts reben Briand: Caillaux, Finanzminister.

die weiten Steppen Rhodesiens an den Sambesifluß, den die Bahn an den Viktoriafällen, den größten Wasserfällen der Erde, überschreitet. In den Matoppo-Bergen Rhodesiens schläft sein Begründer, Cecil Rhodes, seinen letzten Schlaf. Diese gewaltige Natur, welche sich der Herrenmensch ausgewählt hat, lohnt schon vom reinen Schönheitsstandpunkt aus einen Besuch. Nördlich der Viktoriafälle geht die Bahn durch das noch weniger entwickelte Nord-Rhodesien nach dem minenreichen Südteil der belgischen Kongokolonie, dem Katangabezirk. Eine zukunftsfreudige weiße Bevölkerung hat sich hier mit kolonialem Unternehmungsgeist der Aufschließung dieses zu den großartigsten Minenländern der Erde zählenden Gebietes zugewandt. Da der Katangabezirk einen Teil des innerafrikanischen Hochplateaus bildet, ist die Hitze erträglich. Hat der Weiße hier aber einmal das Bedürfnis nach stärkerer Ausspannung und nach erfrischendem Wintersport, so setzt er sich in ein in ganz Südafrika verbreitetes Fordauto und fährt nordwärts, bis er hart nördlich des Kongostaates bei Gondokoro am Nil in das vorzügliche Straßensystem Ugandas und der britischen Keniakolonie einschwenkt und in einenhalb Tagen am Kenia, dem zweithöchsten Berge Afrikas, sich in alpiner Luft befindet. Hier kann er unmittelbar unter dem Äquator auf dem Spiegel eines schönen Bergsees Schlittschuh laufen und auf den schneebedeckten Hängen Wintersport aller Art treiben. Die weiße Bevölkerung der Keniakolonie ist stolz darauf, daß 75 Proz. des männlichen Teiles einschließlich der Knaben dem Automobilverein Kenias angehören. Wie das Automobil den Farmer Nordamerikas aus seiner trostlosen Isolierung befreit hat, so bringt es auch den Farmer in Afrika in einem in Europa nicht gekannten Umfange mit der Außenwelt in Verbindung. Bei dem frischen Sport- und Unternehmungsgeist, der die weiße Bevölkerung auf den Hochflächen östlich des Viktoriasees beseelt, kann damit gerechnet werden, daß in wenigen Jahren gute Automobilstraßen von Uganda und Kenia nach dem ägyptischen Sudan geschaffen sind, der jetzt durch Gewährung einer Anleihe von 7 Mill. engl. Pfund durch die Londoner Zentralregierung in eines der wichtigsten Baumwoll-Produktionsgebiete verwandelt wird.

Daß Ägypten im Winter einen Treffpunkt der eleganten Welt bildet, ist bekannt. Der Saison am Nil versucht das französische Nordwestafrika mit allen Mitteln Konkurrenz zu machen, in dem es für die Aufschließung des Landes und für die Bequemlichkeit des Reisens in den letzten Jahren Großes geleistet hat. Tunis, Algier und Marokko sind durch die Compagnie Générale Transatlantique für den verwöhntesten Reisenden erschlossen. Er hat die Wahl, ob er von Algier im Auto der Gesellschaft die östliche Corniche d'or nehmen und zunächst am Rande des Mittelmeeres bis Bougie, dann über Constantine und Timgad nach Besichtigung der Trümmer antiker römischer Städte Tunis mit dem Reste Kar-



Der neue, von Fokker konstruierte absturzsichere Verkehrseindecker: Der bekannte Konstrukteur bei der Vorführung seines Flugzeugs vor englischen Regierungsvertretern in Croyden (England).



Ministerialdirektor H. Knipping,
bisher im Auswärtigen Amt tätig, wurde zum Gesandten für Brasilien ernannt und überreichte am 25. April dem Präsidenten von Brasilien sein Beglaubigungsschreiben.



Ernst Hardt,
der bekannte Schriftsteller, bisher General-Intendant des Deutschen Nationaltheaters in Weimar, wurde zum Intendanten des städtischen Schauspielhauses in Köln gewählt.



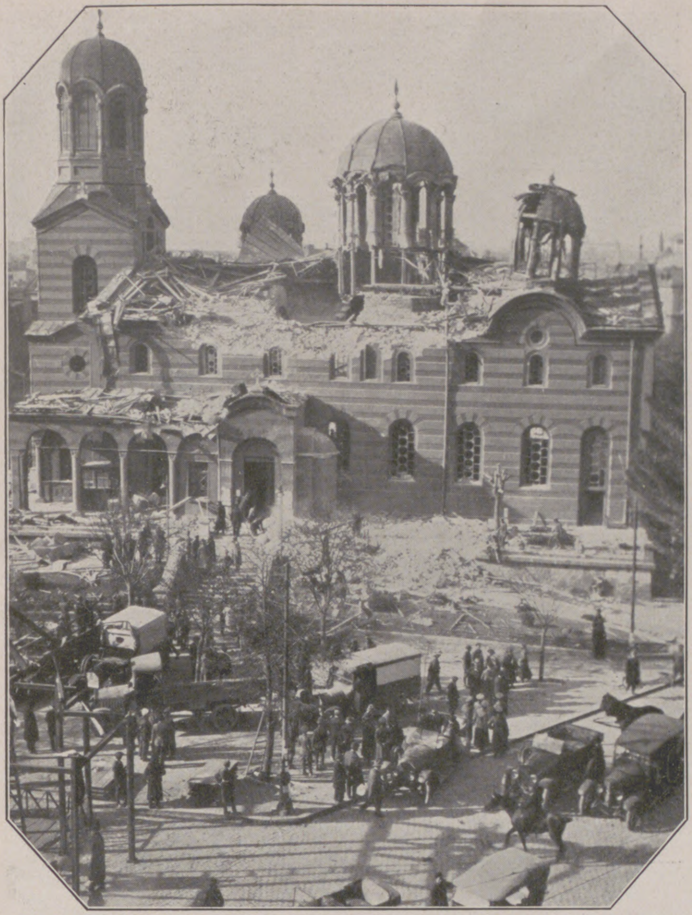
Prof. Dr. Wilhelm Sieglin,
namhafter Vertreter der historischen Geographie, früherer Leiter des historisch-geographischen Instituts der Universität Berlin, konnte am 19. April in seinem Ruhewohnsitz Regensburg den 70. Geburtstag begehen.



Vom Beiram-Fest (Osterfest) der islamitischen Gemeinde in Berlin vor der Moschee in Wünsdorf bei Zossen, das am 24. April stattfand: Prof. Kheiri (im Auto stehend) beim Vorlesen aus dem Koran vor den Gläubigen.



Prof. Dr. Friedrich Hirth,
hervorragender Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, 1902—1907 Professor an der Columbia-Universität in Neuyork, feierte am 16. April in München seinen 80. Geburtstag.





Blick in das verwüstete Mittelschiff der Kathedrale, in das die mittlere Kuppel hineinstürzte.

Links: Die durch die Explosion einer Höllenmaschine zerstörte Kathedrale Sweta Nedilja.



Der Ministerpräsident Zankow bei der Begrüßungsansprache an den König vor dem Palais in Sofia anläßlich seiner Errettung bei dem auf ihn verübten Attentat.



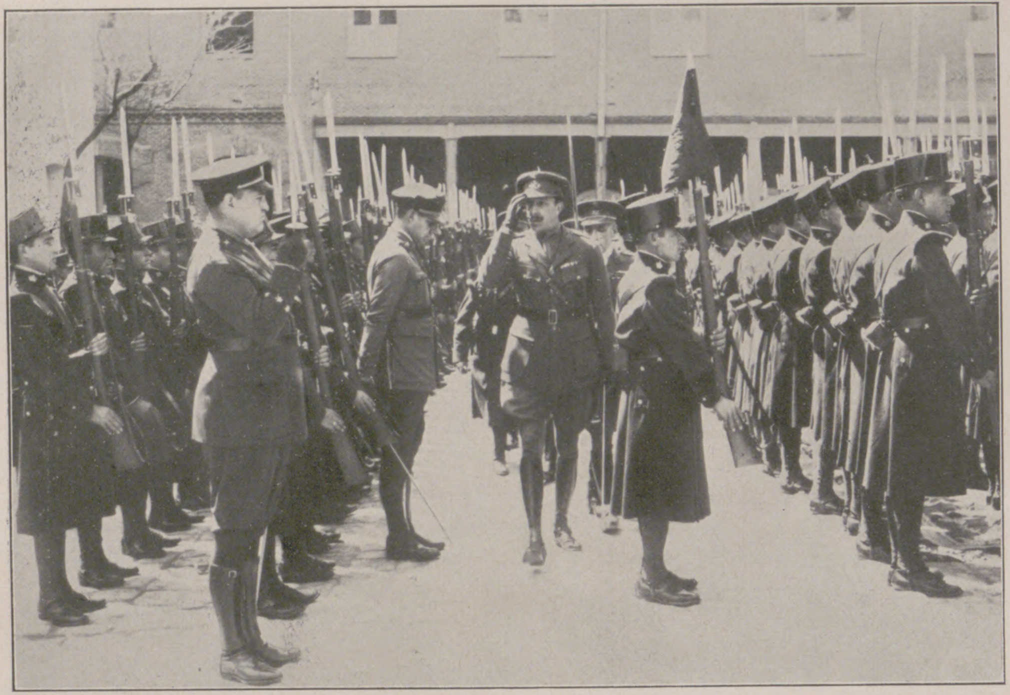
Vorbeimarsch der Garnison von Sofia vor dem König.





Bischof Nefit (×) bei der Segnung des Königs (××) wegen seiner glücklichen Verschonung. — Links nebenstehend: Beisetzungsfeierlichkeiten für die Opfer der Katastrophe in der Kathedrale. Unter den Teilnehmern befinden sich Verwundete mit verbundenen Köpfen.

Aus dem von revolutionären Umtrieben erschütterten Bulgarien: Von dem Attentat auf König Boris III. und dem Bombenanschlag auf die Kathedrale Sweta Nedilja in Sofia, bei dem 180 Menschen getötet und über 1000 verwundet wurden.



Zu den Kämpfen in Marokko: König Alfons von Spanien nimmt eine Parade über aus dem Kampfgebiete zurückgekehrte Truppen ab.



Rechts nebenstehend: Von der Internationalen Mailänder Messe, die am 12. April eröffnet wurde: Blick in den deutschen Pavillon mit dem Modell des Z R 3 und der Funkstation von Nauen.

thagos aufsuchen und von dort einsame Ritte auf Kamelen in die Wüste machen will, oder ob er sich von Algier nach Westen mit den brandenden Wellen des Mittelmeeres zur Rechten wenden will. Letzterenfalls führt ihn sein Auto nach Verlassen der Küste in Oran in die Wunderwelt der Mauren und Kabylen.

Die weiten Gebiete des südlichen, östlichen und nördlichen Afrikas, auf dessen Leben wir kurze Schlaglichter geworfen haben, besitzen alle das Gemeinsame, daß sie europäische Bevölkerung in raschem Tempo an sich ziehen. Fast hat es den Anschein, als hätten moderne Hygiene und europäischer Komfort den noch vor wenigen Jahrzehnten afrikanischen Plätzen anhaftenden Ruf, des weißen Mannes Grab zu sein, ganz beseitigt. Für Westafrika trifft das indessen noch nicht in vollem Umfange zu. Zwar sind die Opfer, welche Malaria, Gelb- und Schwarzwasserfieber hier früher forderten, auf ein Mindestmaß zurückgegangen. Weiße Männer und Frauen haben sich, namentlich in den rasch aufblühenden Handelsplätzen der Küste, in zunehmender Zahl niedergelassen. Aber sie sind dort kein bodenständiges Element; nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt müssen sie nach Europa zurückkehren, um Kraft und Gesundheit für eine weitere Periode in Westafrika zu sammeln. Es ist begreiflich, daß die Weißen hier wegen den ungünstigen klimatischen Bedingungen nur eine dünne wirtschaftliche und gesellschaftliche Oberschicht bilden. Hier macht sich die jahrhundertelange Anpassung der schwarzen Rasse als Faktor der Überlegenheit geltend. Sie ermöglicht es unseren schwarzen Brüdern, mit den Weißen in erfolgreiche Konkurrenz zu treten und sich wirtschaftlich so emporzuarbeiten, daß sie es den Weißen auch gesellschaftlich gleichzutun unternehmen können. Der reich gewordene Schwarze der Westküste schickt seine Kinder in europäische Pensionen und kleidet seine Frau in moderne Pariser Toiletten. In der freien Republik Liberia haben die Schwarzen auch politisch die Führung der Weißen zu vermeiden gewußt.



Vom Brand des Dorfes Süs im Unterengadin (Schweiz) am 19. und 20. April, bei dem 90 Gebäude, darunter viele alte Patrizierhäuser aus dem 16. Jahrhundert, eingeäschert wurden: Im Vordergrunde der zerstörte Teil des Dorfes; jenseits des Inn die unversehrten Gebäude und die Kirche von Süs.





Links: Die Hochleistung eines deutschen Flugzeugs: Das Dornier-Metallflugzeug „Komet III“ auf der Strecke Berlin-Mailand, die es in $7^1/_2$ Stunden zurücklegte, beim Überfliegen der Alpen. — Rechts: Von der Rückkehr des englischen Luftschiffes „R 33“, das bei einem Sturm von seinem Ankermast losgerissen worden war: Das Einbringen des am Bug stark beschädigten „R 33“ nach 29stündiger Fahrt. Die Tatsache, daß das Luftschiff trotz der erheblichen Beschädigung aus eigener Kraft sich retten konnte, beweist die Zuverlässigkeit der nach dem Vorbild der Zeppelin-Luftschiffe ausgeführten Konstruktion.

Idyllen aus dem Tierleben.

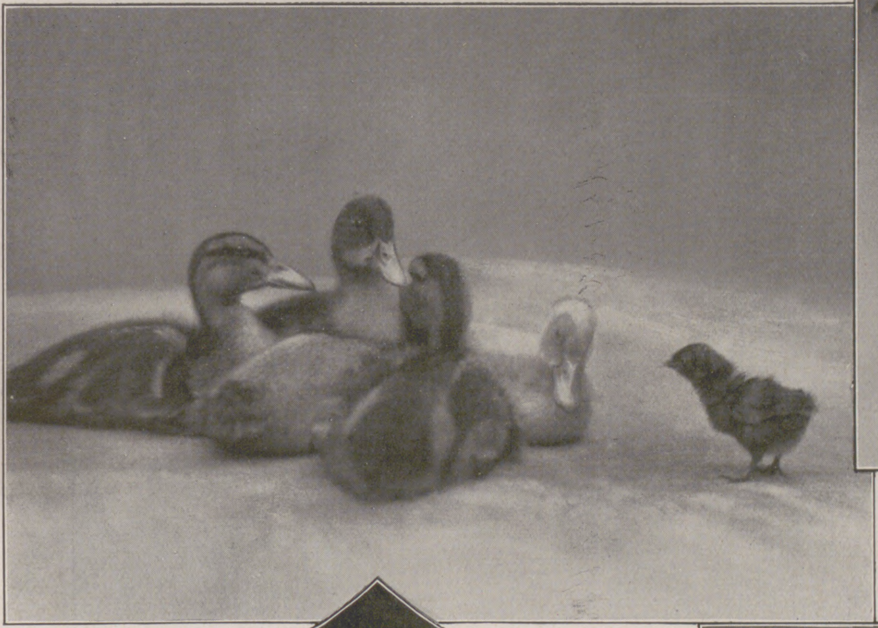
Nach photographischen Aufnahmen von Käthe Hecht





Zwei Freunde.

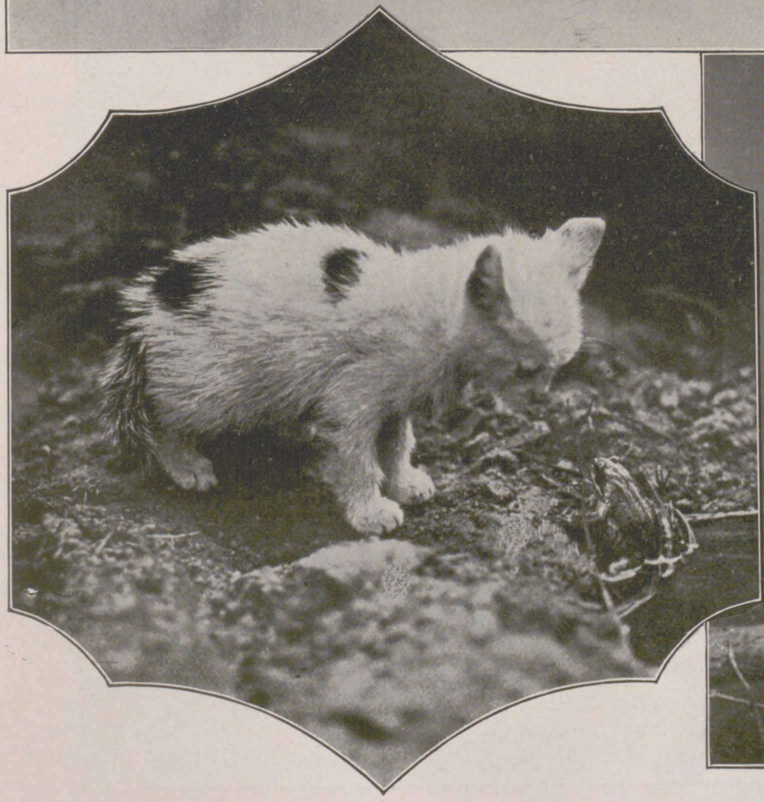
Rechts oben: Junge Liebe.





Der unartige Spielgefährte.

Links nebenstehend: Ein kleiner Naseweis.



Erste Begegnung mit dem Häßlichen.



Das Nesthäkchen.



Die Tänzerinnen. Nach einem Gemälde von Paul Wendling.

SCHATTENSPIEL IM SÜDEN

NOVELLE VON ARNO EHRICHT

Es ist ganz merkwürdig (sagte mein Freund nachdenklich), wie sich mitunter unsere Lebenslinie mit der fremder Menschen schneidet, wie in dem Brennpunkte ein Erlebnis aufglüht, verlöscht und die Bahnen auseinandergehen, ins Dunkel, ins Fremde sich verlieren, nach Ost, nach Süd, was weiß ich. Manchmal verstrickt uns das Schicksal selbst als Handelnde darin, ein andermal sehen wir mit dem stillen Staunen des Zuschauers sich ein Geschick vollenden, als hätte es nur auf unser Kommen gewartet. Rätselhaft haben Raum, Zeit, Menschen ineinandergewirkt, um, nun wir da sind, vor unseren Augen ihr Spiel zu beginnen.

Vor einigen Jahren saß ich unter dem hellen Himmel einer herzegowinischen Sommernacht in den Bergen an der Küste. Tagsüber brannten die Steinöden in weißen Feuern, und in der Nacht lagen sie gespensterhaft starr in einem bläulichweißen Lichte wie eine Urwelt da.

Und während ich, in die Gluten des Lagerfeuers starrend, nach wochenlangen Fahrten im Unwegsamen ein neues Ziel suche und irgendwo da drunten die Adria dumpf in mein Brüten hineinrauscht, wird die Stille der ureinsamen Nacht durch einen rauhen Schrei jäh zerrissen. Eine Stimme aus dem All, unwirklich und gigantisch-groß, kommt aus den Lüften, spricht über Berge und Täler hin, meilenweit, gleichsam, als hätte sie eigenes Leben.

„Was ist das?" frage ich.

„O Herr, es sind Schiffer, die unten auf dem Meere fahren."

„Fragt sie, wohin sie wollen."

Laut rufen meine Miriditen in die schlafende Nacht hinaus, daß die rauhen Kehllaute verloren über das Gebirge geistern.

„Sie wollen nach Venezia, Herr."

Venedig... Menschen... Kultur... Lärm... Plötzlich, ungestüm ist eine Sehnsucht da nach wühlendem, drängendem Leben. Gegensatz lockt mit Urgewalt.

„Fragt, ob sie einen Fremden mitnehmen wollen."

Wieder ruft die Stimme in die Ferne, kommt als Antwort zurück.

„Ja, Herr, man erwartet dich."

Das Feuer brannte einsam nieder, sank zusammen, und wir gingen zum blauen Meere hinunter.

Nach einigen Stunden schaukelte ein Trabakel vor uns auf den Wassern. Ein Boot stieß los und brachte mich mit meinen Habseligkeiten an Bord. Am Ufer winkten ein paar lange Flintenrohre Abschied, die braunen Segel schwellten sich langsam, und der Bug teilte, nordwärts sich leicht einsenkend, die leise atmende See.

Und nun begann eine Märchenfahrt ins Blaue. Mutwillig wie ein junges Füllen durchschnitt das Schifflein die azurne Adria, immer an der Küste entlang kreuzend. Tagsüber standen Wolkenballen blütenweiß, wie aus schneeigem Marmor gehauen, unbeweglich, seltsam deutlich in einem leuchtend-blauen Himmel. Darunter wogte in seidigem Glanz die blaue, unendliche Fläche des Meeres in erhabener Eintönigkeit.

Als ich am ersten Morgen nach kurzem bärentiefen Schlafe auf das Deck heraufkam und in die klar-heitere Frühe eines südlichen Morgens trat, hatte ich eine ebenso unerwartete wie liebliche Überraschung. Backbords vorn am Bug stand eine junge Frau in weißen Kleidern und blickte in das überirdisch helle Licht, das der kommende Tag wie aus einem unversieglich strömenden Quell über die Wasser warf. Und das Glänzen vor ihr flutete über sie hinweg, daß die Gestalt von einem lichten Scheine umflossen dastand.

„Buon giorno", sagte ich, sachte hinter sie tretend.

„Buon giorno, Signor Tommaso", erwiderte sie. Indem sie sich umwandte, erkannte sie ihren Irrtum und stieß einen leisen Schrei des Erschreckens aus.

„Vielleicht auch: Guten Morgen!" verbesserte ich mich lächelnd, denn ich erkannte die Landsmännin und stellte mich ihr vor.

„Sind Sie vom Himmel gefallen, oder wo kommen Sie so plötzlich her?" fragte erstaunt die junge Frau.

„So ähnlich wenigstens ist's gewesen. Wenn ich auch nicht vom Himmel fiel, so kam ich doch aus den Bergen dort und bin in der Nacht mit meinen beiden Beinen an Bord geklettert."

„Auf jeden Fall heiße ich Sie willkommen auf unserer Nußschale," sagte die junge Frau mit einer unbefangenen Liebenswürdigkeit, als ob wir uns schon wochenlang gekannt hätten, „und ich glaube, wir gehen jetzt erst einmal in die Kajüte, um den Kaffee zu nehmen, Sie werden hungrig sein. Ich habe wenigstens einen Mordshunger. Dort lernen Sie auch unsere Gesellschaft kennen."

Wir gingen die Treppe zur Kapitänskajüte hinunter. In dem schmucklosen Raum saß ein Herr, in dem ich auf den ersten Blick den Gelehrten zu erkennen glaubte, obwohl alle die kleinen weltfremden Äußerlichkeiten, die diesen Beruf sonst leicht erraten lassen, hier fehlten. Es war vielmehr nur ein Ausdruck in den Zügen des vergeistigten, sympathischen Gesichtes, ein gewisser Blick der klugen, ein wenig verschleierten Augen, ein zurückhaltendes Etwas in seiner Haltung, wie man das zuweilen bei Männern trifft, die geistig viel gearbeitet haben.

Auch in seinem Gesicht spiegelte sich die Überraschung wider, als ein Fremder so unerwartet auftauchte. Meine Begleiterin lachte und sagte zu ihm: „Hier bringe ich dir einen Landsmann, den ich oben gefunden habe. Denke dir nur, er war auf einmal da. Ja, die Morgen hier im Süden haben ihre Wunder, gelt, Friedrich?"

Wir nannten unsere Namen, und während wir schon mitten im Gespräche waren und bereits nach den ersten Worten jene eigentümliche Herzlichkeit fühlten, die, im Verein mit einer rücksichtsvollen Zurückhaltung, auf Reisen den Verkehr zwischen ganz fremden Menschen angenehm macht und ihn ermöglicht, ohne gegenseitig Zwang und Beengung zu fühlen, erschien in der Tür abermals eine Gestalt.

„Buon giorno. Gut geruht?"

„Grazie, Signor Tommaso."

Mit eiligen Schritten kam ein kleiner beweglicher Herr mit tiefschwarzem Haar und großen dunklen Augen auf uns zu, begrüßte die alten Bekannten, mit italienischer Lebhaftigkeit die Worte hervorsprudelnd, und kam dann mit gewinnender Freundlichkeit auf mich zu, meine Anwesenheit als Tatsache ohne Verwunderung hinnehmend.

Klar, heiter, lichtdurchflutet, in einer ruhigen, edlen Schönheit lag das Meer Tag für Tag unserer Fahrt da. Wir saßen lange Stunden in wohligem Nichtstun unter dem Sonnensegel auf Deck, schwiegen, hingen Gedanken nach und ließen uns von der Sonne bräunen. Erst am Abend erwachte die Lust am Gespräche, und wir tauschten die Beobachtungen des Tages aus, all die Kleinigkeiten unserer winzigen Welt mit großem Ernst ausführlich behandelnd. Dann strebte die Rede wohl aus dem Kreise der Alltäglichkeit heraus in freiere, höhere Bahnen, wir griffen in unser Leben zurück. Angesichts der funkelnden Welten über uns kamen uns Fragen der Ewigkeit und ein Suchen nach dem Sinn des Ganzen ringsum. Mit einer warmen Stimme sprach Friedrich. Ich hörte den Unterton eines tiefen Glückes heraus, und unschwer konnte ich bemerken, daß hier zwei Menschen die zärtlichen Seligkeiten einer ganz jungen, scheuen Liebe genossen und sich zwischen ihnen alle jene hauchzarten Beziehungen spannen, wie sie in ihrer unberührten Frische nur der erste Liebesfrühling gibt.

Im seltsamen Gegensatze zu der glücklichen Ruhe der beiden war Tommaso ganz Bewegung, Feuer, Unruhe. Er war immer unterwegs, blieb nie lange bei unseren Gesprächen, in die er ab und zu ein geistreiches, funkelndes Zwischenwort warf, und wenn er, während wir saßen, neben uns auf und nieder ging und seine großen Augen in dunklem Glanze auf Gabriele ruhten, wollte ein leises Gefühl des Unbehagens nicht von mir weichen, als wäre das quecksilbrige Männchen ein Störenfried unseres Friedens. Ich kann eigentlich nicht sagen, woher mir dieses Gefühl kam, denn der Venezianer war mit dem ausgesuchten, rührenden Bemühen des Cavaliere um Gabriele besorgt. Er erfand feine Aufmerksamkeiten, kam jedem ihrer Wünsche zuvor und war mitunter von einer übermütigen Ausgelassenheit, die Gabriele herzlich lachen ließ; und obwohl sie mit feinem weiblichen Scharfsinn den Unterton seiner Huldigungen herausfand, blieb sie ihm gegenüber, im Gefühl ihrer Sicherheit, immer freundlich.

Unser Schifflein zog in einer Symphonie von Blau und Weiß dahin, als fahre es, frei von irdischer Schwere, mitten durch himmlische Gefilde. Sein Rauchfähnlein zog einen langen schwarzen Strich hinter sich — bei Windstille tuckerte seine kleine Maschine — und in der Ferne sah man die Küste auftauchen mit ihren grünen Buschwäldern. Irgendein armseliges Nest klebte an dem Felsen, und alte Römertrümmer sahen gespenstisch einsam aus dem Grünen. Nach Tagen tauchten die zerfressenen, ausgebrannten Kalkgerippe Dalmatiens auf, und als wir vor Fasana kreuzten, braute über dem Steingewirr des Ortes dunkelschwarz ein Gewitter. In geisterhafter Weiße lagen die Häuser da, wie eine Vision aus dem Schwarzen herausleuchtend. Ängstlich wie ein Küchlein huschte die „Santa Maria" unter vollen Segeln in den schützenden Hafen, Menschen und kostbare Fracht vor dem Unwetter zu bergen.

Wenn abends im Westen die Sonne in tausend Feuern verglutete, sanken traumselige, lichte Nächte voll magischen Zaubers auf das schwarze Wasser; droben zogen weiße Sterne ihre Bahnen, und vom Lande her kamen laue verschlafene Winde auf die auskühlende See, bargen in sich schwere, volle Düfte, daß die Sinne berauscht wurden und die Phantasie an seltsamen Träumen der Liebe spann. Die Seelen wurden unruhig und aufgewühlt in diesen Nächten südlicher Wunder.

Da geschah es, daß in einer solchen Stunde die unter der Galanterie und den hingebenden Huldigungen verborgen schwelende Leidenschaft Tommasos plötzlich durchbrach und er, einen Augenblick unserer Abwesenheit nutzend, die Hand Gabrieles nahm und sie mit Küssen bedeckte. Die junge Frau, im Innersten durch die aufbrechende Leidenschaft und den dunklen, schwirrenden Glanz der Augen des Italieners erschrocken, entzog ihm heftig und voller Zorn ihre Hand, so daß die unbesonnene Glut fast im Augenblick zusammensank und gleichsam in die Maske der alten Aufmerksamkeit zurückkroch. Als wir kamen, hatte

sich der kleine Sturm bereits gelegt, Tommaso war derselbe wie immer, und Gabriele schien die Episode als südliches Überschäumen zu werten und schon halb vergessen zu haben.

So tropfte ein Tag nach dem anderen wie eine Kette schimmernder Perlen voll makelloser Schöne in das blaue Nichts des Gewesenen.

Eines Morgens lag Venedig da...

Der Kampanile stach in einen grünhellen Himmel wie ein Pfeil hinein, und vor uns streckte sich der Lido mit seinen langen Mauern, gegen die die Wellen sanft anschlugen. Während wir langsam näher kamen, schwamm von der Terra ferma ein dunkles Wölkchen herauf und blieb über den Lagunen stehen. Bald kam ein anderes dazu, in das Grün des Himmels mischten sich dunkle Töne, ein giftiges Gelb stand unwahrscheinlich lebhaft am Horizont. Dann ballte sich nachtschwarzes Gewölk drohend über der Stadt zusammen, die Luft roch mit einem Male feucht nach Wasser, eine Sirene heulte wie irr, und in der lautlosen Stille wurde das ruhelose Schlagen der Wellen hörbar. Mit frohen Mienen gingen unsere Schiavonen einher, ließen die Lire in der Tasche klimpern und kümmerten sich nicht um das aufziehende Wetter.

Während der erste Blitz in zackigem Laufe durch das Unwetter zuckte und Regen herabrauschte, machte die „Santa Maria“ an den Speichern der Giudecca fest. Die Gallonen voll köstlichen Zypernweines, der träges nordisches Blut mit südlichen Sonnenfeuern durchglühen sollte, polterten schon aus dem Bauche unseres Schiffleins, als wir in den Großen Kanal einfuhren. Mit hellem Geräusch trommelten die Regentropfen auf die Wasserfläche, stumm und mißmutig huschten Gondeln an uns vorüber. Bald legte das schmale Boot an einem alten Palazzo — unserer Unterkunft — an. Der Gondoliere empfing sein Trinkgeld und verbeugte sich: „Grazie, Eccellenza, grazie.“ Tommaso, der weiterfuhr — er hatte seinen Wohnsitz an der Festlandsküste — hatte sich schon vorher verabschiedet, wobei es Gabriele nicht verhindern konnte, daß er, einen gesellschaftlichen Brauch klug nutzend, ihr die Hand küßte. Gabriele hatte, aus der Enge der kleinen Welt, die uns in den letzten Wochen umgeben hatte, befreit, ihre Unbefangenheit wiedergefunden und erwiderte seinen Blick freundlich.

Dienstbare Geister erschienen auf der Treppe, mit tiefer Verbeugung begrüßte der Direktor des Hotels die Ankommenden, und mit Wohlbehagen spürten wir uns von Luxus und Bequemlichkeit umgeben.

Der Palazzo war mit der ganzen Solidität gefügt, mit der die Gotik baute. Längst war das Geschlecht vermodert, das ihn schuf, längst war die machtvolle Herrlichkeit des geflügelten Löwen dahin, aber unförmig dick ragten die Mauern noch immer aus dem Wasser, standen breitgequadert da und umschlossen sicher das Leben in ihnen. In seinem Innern waren die Gemächer mit jener Unregelmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit angelegt, wie sie alten Bauten oftmals eignet. Lange Gänge, die hoch und fensterlos waren, durchliefen den Palast, sich regellos bald nach dieser, bald nach jener Richtung verzweigend und winklig weiterlaufend; Treppen, Durchlässe verbanden sie untereinander und schufen so ein Labyrinth, das in seiner Weitläufigkeit den Fremden verwirrte. Es war immer etwas Kühles, Feuchtmodriges in den Korridoren, das sich wie ein Druck auf die Brust legte.

Venedig war meinen Freunden noch unbekannt. Wir badeten draußen am Lido, lagen im Sande und guckten aus der Froschperspektive über die tiefblau in tausend Lichtern sprühende Adria hin. Die Lichtfluten schienen alles zu durchdringen, als gäbe es nichts Körperliches. Buntbewegtes Leben, helle Rufe waren ringsumher.

Unermüdlich, in heiter-angeregtem Zusammenleben durchstöberten wir Bauten und Museen, bummelten ohne Ziel und Zweck durch das alte Reich des geflügelten Löwen. Die schwermütige Schönheit des Gewesenen, die über den Dingen dieser Meerstadt ist, das Geheimnis einer hellen Sommernacht in den Lagunen, der mit stolzen und düstergrausamen Erinnerungen beladene Dogenpalast — einst der Stahlkern der Macht der alten Republik — alles das bewegte meine Freunde tief.

Eines Spätnachmittags glitt unsere Gondel auf dem Canale Grande durch das laute Leben und Treiben am Rialto. Santa Maria della Salute lag majestätisch vor unseren Augen. Wir kamen aus dem Museo civico, wo wir, Venedigs alte Kunst wie einen schönen Traum genießend, den Nachmittag verbracht hatten, und Friedrich sprach in der ihm eigenen, etwas dozierend-schleppenden Weise von der Merkwürdigkeit, daß diese eine Stadt Jahrhunderte hindurch Macht und Kunst in so ununterbrochener Fülle hatte hervorbringen können, da schoß aus dem San-Marco-Kanal in schneller Fahrt eine Gondel heraus, bog in den Großen Kanal ein und war schon an uns vorübergeglitten, als sie plötzlich beidrehte und an die unsere herankam. Aus dem Rücksitz erhob sich ein kleiner, sehr eleganter Herr, und wir erkannten mit dem Staunen der Überraschung Tommaso. Mit südlichem Redeschwall begrüßte er die Reisegefährten und schloß sich uns an, indem er es als eine Selbstverständlichkeit ansah, daß er die alten Beziehungen wiederaufnahm. Vielleicht aus freudigem Stolze, als Venezianer uns seine Vaterstadt zeigen zu können, vielleicht auch aus einer unklar gefühlten Besorgnis, wir könnten uns unter irgendeinem Vorwande verabschieden, entstand aus den anfänglichen Höflichkeitsfloskeln ein improvisierter Vortrag über das Stadtbild, an dem wir langsam vorüberfuhren. Als das alte Fondaco dei Tedeschi vorbeiglitt, verfehlte er nicht, der Beziehungen zwischen der alten Lagunenstadt und unseren Altvordern des Mittelalters artig Erwähnung zu tun. Und während so die stillen, verträumten gotischen Fronten an uns vorüberzogen, ihre Fenster tot in den Kanal starrten, wurden ihre Bewohner, die großen, glanzvollen Namen der alten Dogengeschlechter vor unseren Augen wieder lebendig. Längst verklungenes Leben erwachte, und wir wären gar nicht verwundert gewesen, wenn zwischen den Säulen des Palazzo ducale — wie vordem so oft — ein Gerichteter gehangen hätte. Ich mußte den kleinen beweglichen Mann beobachten, der im Feuer seiner Rede aufgestanden war, mit seinen großen schwarzen Augen unverwandt zu der blonden Frau hinstarrte und alle seine Worte nur an sie richtete. Es lag in diesem Hinstarren ein eigentümliches Schwelen, das Zwingende einer kaum verhüllten dämonischen Leidenschaft. Und als ob plötzlich die eigenartige Geschichtsstunde beendet wäre, bog die andere Gondel wieder von unserer Seite ab, der Cavaliere verbeugte sich galant zu Gabriele hin, grüßte uns mit vertraulicher Handbewegung und erbat sich ein Wiedersehen. Der Gondoliere, sich mit seinem langen Ruder in die neue Richtung hineinbringend, nahm sein unterbrochenes Liedchen wieder auf. Jäh war er im Gewirr der Kanäle verschwunden.

„Welch seltsamer Cicerone“, sagte Gabriele, ein wenig lächelnd und in anmutiger Art die Augenbrauen etwas hochziehend, so daß ich aus dieser fast unmerklichen Geste sah, daß sie ein anfängliches Erschrecken schon überwunden hatte.

„Vielleicht ist er mehr ein Cicisbeo“, meinte ich lächelnd und blickte unseren Freund an.

„Ja,“ erwiderte Friedrich, „das scheint den Männern hier noch immer im Blute zu liegen. Tommaso hätte vor dreihundert Jahren leben sollen. Jetzt denkt man über so etwas anders.“

„Les extrêmes se touchent. Wenn hier auch nur ganz einseitig“, spottete ich.

„Deine Blondheit hat seine romanische Seele in helle Flammen versetzt, und nun brennt er ganz lichterloh“, neckte Friedrich Gabriele. „Trotz aller Löschversuche. Gott sei Dank, daß wir hier genug Raum zum Ausweichen haben.“

„Oh, welch entzückendes Bild!“ rief Gabriele, der das Gespräch nicht behagte, aus und zeigte auf eine Nische in einer Wand, in der eine kleine steinerne Madonna, durch die Feuchtigkeit altersgrün geworden, inmitten von blühenden Blumen stand und zu dem Jesusknaben herablächelte. — —

Voll von tiefem Erleben, voll bunter Bewegtheit, kamen die Tage, gingen über zu Nächten, die, schwer von Geheimnissen, in weichem, blauem Dunkel über den Kanälen lagen.

An einem Abend, der einen schattenlosen, vor der Überfülle weißen Lichtes unendlich heiter-klaren Tag draußen in Malamocco in eine sanfte Dämmerung überführte, durchschnitt unser Boot auf der Heimfahrt den schwarzen Spiegel der Kanäle. Ein leiser modriger Dunst entstieg den Wassern, als seien auch sie uralt und müde wie die tote Stadt. Stumm, unbeweglich spiegelten aus ebenholzschwarzen Tiefen die Bauten der Uferzeile herauf wie eine versunkene Welt. Der kühn emporgeschwungene, messerscharfe Sporn der Gondel zerschnitt goldig glühendes Gewölk, daß es auseinanderzuschäumen schien. Matt verloren sich die Farben allmählich im Ungewissen, und wir glitten in einer hingebenden, wunschlosen Stimmung dahin. Weich ruhte der Abend in unseren Seelen. —

Es war gerade Nachtmahlzeit, als wir am Palazzo anlegten. Wir warfen uns schnell in unsere Abendanzüge und trafen uns unten im Saal. Man hatte schon den ersten Gang serviert, und eine lebhafte Unterhaltung war an den Tischen. Es war — wie das ja in Venedig ganz regelmäßig der Fall ist — eine bunte internationale Gesellschaft rings um uns.

Es ist merkwürdig, wie fest und klar die kleinsten Eindrücke dieses Abends, der einen so seltsamen Verlauf nehmen sollte, in mir haftengeblieben sind. Ganz deutlich höre ich, während ich den Steinbutt zerlege, das helle Gezischel eines kleinen Japaners neben uns, der seiner exotischen Freundin mit den fragenden Mandelaugen ein Erlebnis des Tages erzählen mag. Und während wir unserem Körper in einem gesunden Hunger die raffiniert angerichteten Speisen geben, kommt auch unsere Unterhaltung in Fluß.

Gabriele konnte ganz reizend plaudern, und ich mußte im stillen bewundern, von welcher grazilen Art ihre Worte, ihre Bewegungen und ihre Gesten waren.

Zufällig und halb unbewußt blickte ich des öfteren nach einem Herrn, der in ziemlicher Entfernung gegenübersaß und mir irgendwie bekannt vorkam. Und erst in dem Augenblick, als er aufstand und auf unseren Tisch zukam, wußte ich mit einem leisen Unbehagen, daß unser Schiffsgefährte von der „Santa Maria“ hier auf uns gewartet zu haben schien. An dem leichten Erschrecken meiner Freunde merkte ich, daß er plötzlich und unvermutet wie eine Erscheinung vor ihnen auftauchte. Wir mögen wohl alle drei in den ersten Augenblicken etwas befangen gewesen sein, denn er beherrschte sofort die Unterhaltung und ließ kein Schweigen aufkommen. Einen wohlgeformten Apfel in goldgelber Schale aus dem Aufsatz nehmend, in dem er eine zierlich gebaute Obstpyramide krönte, sprach er geist- und sinnvoll über diese gleichsam internationale Frucht, die in jedem Land wachse, in allen Erdteilen heimisch sei, sie als ein Symbol der Einheit ausdeutend, welche die bunte, aus allen vier Winden hergeschneite Gesellschaft hier umschlinge und verbinde. „Am schönsten“, fügte er, Gabriele anblickend, hinzu, „gedeiht sie dort oben im Norden, in Ihrem Lande.“

Als das Nachtmahl beendet war, gingen wir in den anstoßenden Gesellschaftssaal, dessen Wände, mit schweren lachsfarbenen Brokattapeten bespannt, zusammen mit der getäfelten Decke aus einem edlen, südlichen Holze, das vielleicht in einer der Kolonien des geflügelten Löwen vor Jahrhunderten gewachsen war, dem Raume etwas Festliches gaben. Hier wurde allabendlich in dem feierlichen Gestühl der Kaffee eingenommen. Gedämpfte Streichmusik erklang und umrahmte die Gespräche, deren Themen unwillkürlich etwas Heiter-Beschwingtes bekamen.

Als die Rhythmen immer spielerischer, einschmeichelnder wurden, ließ man sich gern und bereitwillig zum Tanze verlocken. Ein erstes Paar führte in lässig sich gehenlassender Eleganz die skurrilen Figuren eines neuen Tanzes aus, wurde bewundert und fand Nachahmer. War es zu verwundern, daß Gabriele, im Bewußtsein ihres anmutigen Könnens, sich bald mit der ganzen mutwilligen Freude ihrer Jugend dem Tanze hingab? Ich beobachtete ihr zierliches, schwebendes Dahingleiten mit vielem Behagen. Tommaso, der bis dahin in liebenswürdigem Plauderton des gewandten Weltmannes sich wohl meist an Gabriele gewandt, jedoch in weiser Zurückhaltung nur sachliche Anmerkungen über Menschen und Dinge gemacht hatte, ging jetzt wie ein vorsichtiger Plänkler, sich immer geschickt einen Rückzug offenhaltend, kühner vor. Er benutzte die Distanz, die ihr Tanz zwischen Gabriele und uns zeitweise schuf, um ihr, sich selbst verspottend und ironisierend, seine Neigung unter geschickt gewählten, halb spielerischen Worten zu entdecken. Gabriele nahm die überschwenglichen Huldigungen, im Gefühle einer selbstsicheren Unberührtheit, mit einem gewissen Gleichmut entgegen, sie leicht abwehrend und nur mit halbem Ohre hinhörend.

So ging das Spiel, ohne mehr als Oberfläche zu kräuseln, mutwillig hin und her. Und Gabriele behielt ihre heitere Unbefangenheit, ihre gleichbleibende Zärtlichkeit ihrem Manne gegenüber den ganzen Abend bei. Sie tanzte mit Friedrich wie auch mit anderen Herren, und man konnte vielleicht bemerken, daß sie den Aufforderungen Tommasos ein wenig gelangweilt, wie bei jemand, den man in seinen Reden nicht allzu ernst nimmt, den man aber aus Höflichkeit nicht abweisen kann, nachkam.

Dagegen war für einen aufmerksamen Beobachter in der Stimmung Tommasos nach jedem Tanze mit Gabriele eine Steigerung zum Zuversichtlichen, Übermütigen hin zu beobachten.

Tommaso schien in einer merkwürdigen Selbsttäuschung seiner Wirkung auf Gabriele und in einer sonderbaren Verkennung der Klangfarbe ihrer Antworten befangen zu sein. Vielleicht glaubte er, daß ein Eingehen — und sei es auch nur ein scherzhaft-abwehrendes — auf seine Werbungen bei der leidenschaftslosen Kühle nordischer Frauen schon ein Erfolg sei, den man nur weiterführen müsse. Kurz, er wurde immer leidenschaftlicher, flehentlicher, unverhüllter. In überschwenglichen Worten sprach er ihr von seiner verzehrenden Liebe, suchte sie zu einer abenteuerlichen Flucht nach dem Süden zu überreden. Gabriele, verwundert über diese ihr phantastisch erscheinende Umwandlung Tommasos und in der Absicht, ihn unmerklich abzulenken, ging lachend auf seine Werbung ein, in ihren Antworten scherzhaft seine Pläne übertreibend und ausbauend. Als aber die besinnungslose Leidenschaft undämmbar wie ein Wildwasser wuchs, wurde ihre überlegene Stellung unsicher; sie bat ihn, in ihrer mädchenhaften Seele zuinnerst erschrocken, sie zum Platz zu führen, und vermied es, fernerhin mit ihm zu sprechen.

Diese Wendung ging vor sich, ohne daß einer von uns etwas ahnte, und ich erzähle dies alles, indem ich hier die späteren Aussagen Gabrieles vorwegnehme.

Tommaso war — auch das ist mir erst später bewußt geworden — jetzt eigentümlich nervös und flackernd-unruhig.

Die Unterhaltung war einsilbig, schleppend geworden. Etwas war plötzlich zwischen uns getreten, was sie lähmte. Man fröstelte. Draußen war die Nacht kühl geworden.

„Lieber, sei so gut und hole mir, bitte, meinen Pelz", sagte Gabriele zu ihrem Gatten.

Als er schon an der Tür war, stand Tommaso wie in einem plötzlichen Entschlusse auf, ging schnell hinter ihm her, rief ihn an. Friedrich drehte sich um, erwartete ihn, und beide gingen zusammen hinaus. Wir waren in dem Glauben, daß ihm — wie es des öfteren zu geschehen pflegte — ein aufschießender Gedanke keine Ruhe ließ und er ihn in seiner impulsiven Art gleich anbringen mußte.

Gabriele und ich blieben allein zurück, sprachen Belangloses, tauschten Beobachtungen über ein Tänzerpaar und warteten, ohne es zu sagen, auf das Zurückkommen der beiden.

Es fiel uns indessen nicht weiter auf, als der Italiener allein in der Tür erschien und wieder neben uns Platz nahm. Er war jetzt nicht mehr so gesprächig wie vorher; seine Gesichtszüge konnten eine innere Unruhe nicht meistern. Gabriele fragte ihn nach ihrem Mann.

„Oh, Signor Friedrich wollte den Pelz holen, als wir uns trennten, Signora."

Es lag etwas Bittendes, Flehendes auf seinem Gesicht, als er dabei Gabriele ansah.

Der geheime Mißklang, der seit einiger Zeit in unsere kleine Gesellschaft gekommen war, wurde zum körperlichen Unbehagen. Es war, als ob etwas Lähmendes aufstände und feste Formen annähme.

Gabriele suchte meine Augen, und ich konnte aufsteigende, unruhvolle Angst in ihren Blicken lesen.

„Bitte, sehen Sie doch nach, wo Friedrich bleibt", bat die junge Frau leise und neigte sich dabei zu mir hin. Ich ging in den weiten Vorraum, der verlassen dalag, ging durch die langen Gänge. Ein Zimmermädchen in kleidsamer Tracht mit weißem Häubchen kam mir, unhörbar huschend, entgegen, mir „buona sera" wünschend. Merkwürdig dumpf lastete die Enge auf mir. Wie furchtbar solide und lichtlos das alles gebaut ist! mußte ich im Gehen denken. Die Türen, aus eisenfestem Holze, waren mit Schnitzwerk überreich beladen und glänzten in der dunklen Bräune des Alters. Ich stieg die Treppe empor, ging wieder durch ein Labyrinth von Gängen und trat in Friedrichs Zimmer ein.

Das Gemach war leer, über dem Sessel hing der Blaufuchs, und seine gläsernen Lichter blickten mich unbeweglich-starr an. Ich nahm den Pelz an mich und ging wieder hinaus, in Gedanken die verschiedensten Möglichkeiten über den Verbleib meines Freundes erwägend.

Als ich die Treppe hinabstieg, hörte ich vom Vorraum her jenes helle Stimmengewirr, an dem man Südländer von fern erkennen kann. Ich beschleunigte meine Schritte in der Gewißheit von etwas Furchtbarem, und war in wenigen Sekunden in der Halle, wo drei Carabinieri in aufgeregter Unterhaltung und lebhaft gestikulierend mit dem Geschäftsführer des Hotels zusammenstanden. Zwei braune Burschen, anscheinend Gondelführer, standen neben einer Bahre, die sie hereingetragen hatten. Näherkommend sah ich auf ihr die Gestalt meines Freundes liegen. Das stille Gesicht sah fast unverändert aus, und nur an der unbeweglichen Starre des Körpers erkannte man, daß hier ein Toter lag. Der schwarze Abendanzug glänzte vor Nässe, Wasser tropfte von der Bahre und rann zu einer kleinen Lache zusammen. Seltsam grotesk sah der Tote in seiner modernen Gesellschaftskleidung aus, und sein Schicksal, das ihn so urplötzlich aus blutwarmem Leben riß, schien mir von einer eisigen Tragik umwittert.

Die Carabinieri wandten sich zu mir und erzählten mit großem Wortschwall, daß die beiden Burschen auf dem Kanal gefahren seien, als sie plötzlich einen Menschen aus einer Tür im Palazzo ins Wasser stürzen sahen, und obwohl sie so schnell, als es ihnen möglich war, an den Ort, wo der Körper versunken war, ruderten, kamen sie zu spät und konnten nichts mehr von ihm wahrnehmen. Mit Hilfe von anderen herbeigeeilten Bootsleuten hatten sie den Kanal abgesucht und nach einiger Zeit den Ertrunkenen auch bergen können.

In meine Überraschung, meinen armen Freund so vor mir liegen zu sehen, kam bald tiefe Besorgnis um Gabriele, denn es erschienen bereits Neugierige in der Saaltür, und einige Frauen schrien, als sie die Bahre sahen, leise auf. Ich ging in den Saal, um Gabriele vorzubereiten, aber noch bevor ich das erste Wort gesprochen hatte, muß sie alles auf meinem Gesicht gelesen haben, denn sie nahm wie hilfesuchend meine Hand und ließ sich willenlos führen. Als sie den Geliebten in eherner Ruhe daliegen sah, rief sie, seine kalte Hand erfassend, innig seinen Namen, als könnte übervolle Liebe ihn zum Leben zurückzwingen. Und plötzlich, als erfaßte ihr Geist in ungläubigem Verstehen erst jetzt das unabänderliche herbe Geheimnis des Todes, ging in aufbrechendem Schmerze ein leises Schüttern durch ihren Körper, und während sie sich nun mit einer stillen, traurigen Geste voll innerer Hoheit über den Toten beugte und ihn küßte, kam ein leises, wehes Weinen über sie und brachte übermächtigem Schmerze leichte Linderung. Die Umstehenden waren ehrfürchtig vor diesem Bilde tiefen Frauenwehs zurückgetreten und standen in schweigender Ergriffenheit da. Der Hauch eiskalten, schicksalhaften Waltens wehte mich an, als stände meine Seele ureinsam-verloren im Weltenraum. Grauenhaft entschleiert lag der Irrsinn dieses Geschehens da. Wer zerschlug das reine, zarte Lieben zweier Menschenkinder? Warum fiel rauher Frost tötend in ersten Liebesfrühling? Ich fand keine Antwort. Urtragisch, mit kalten Rätselaugen starrte mich dieses Geschick an.

Langsam löste ich Gabriele von der Bahre, führte sie in ihr Zimmer, überließ sie dort fraulicher Obhut, um mich um den Freund zu kümmern.

Als ich wieder in die Halle trat, wurden gerade Bedienstete vernommen, die nach Art einfacher Leute weitschweifig und selbstgefällig erzählten, was sie von den Vorgängen wußten. Ich trat hinzu und sah, daß die Aussagen sich gleichsam im Kreise um das Begebnis herum bewegten, so daß die Umstände, die dem Vorfall vorausgingen und nachfolgten, scharf heraustraten, die Mitte aber im Dunklen blieb. War Friedrichs Tod ein seltsamer Unfall oder führte die Spur zu einem Verbrechen?

So schien es fast, als sollte sich das Geheimnis dieses Todes niemals aufklären, als meine Blicke plötzlich auf Tommaso ruhten und mir ebenso plötzlich irgendwoher Gewißheit kam, daß er allein die Lösung in seinen Händen hielt, und daß sie ihm angesichts der frischen Tat entrissen werden müsse, bevor die Zeit ihm kaltblütige Ruhe und sichere Entfernung gab.

„Vielleicht", sagte ich, unvermittelt in das Verhör eingreifend, „kann uns Signor Tommaso die notwendige Aufklärung geben." Ich sah ihm dabei starr und fest in die Augen und bemerkte, wie ein leichtes Erschrecken in seinem Blicke aufstieg und er sich bemühte, die unbefangene Haltung des Unbeteiligten zu bewahren.

„Ich verließ Signor Friedrich hier in der Vorhalle und ging in den Saal zurück. Mehr kann ich nicht aussagen", erwiderte er kurz.

Ich fühlte, daß die Entscheidung in den nächsten Minuten lag, und daß nur eine rücksichtslose Überrumpelung durch einen blitzschnellen Angriff, der alles einsetzte, der ihn nicht zu Atem kommen ließ, ihm das Geständnis entreißen konnte. Ein unsichtbarer, verzweifelter Kampf auf beiden Seiten begann.

„Ich will Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen, Signor", begann ich und zwang seinen Blick, der ausbrechen wollte, mir standzuhalten. Instinktiv, wie in einem jähen Aufleuchten, sah ich das Geschehene vor mir liegen, das, kaltblütig ausgeführt, aus düster schwelender Leidenschaft hervorkeimte.

„Als Signor Friedrich aus dem Saale ging, um den Pelz zu holen, gingen Sie in einem plötzlichen, festen Entschluß hinter ihm her und blieben allerdings in der Vorhalle stehen, um ihn unter belanglosem Vorwand zu sprechen. Das mag sein. Aber, nicht wahr, Signor Tommaso, Sie sind dann mit ihm zusammen weitergegangen und redeten ununterbrochen auf Friedrich ein, hier: die Treppe hinauf und die Gänge entlang. Der Korridor ist eng und läuft kreuz und quer. Man findet sich da schwer zurecht. Eine Tür sieht aus wie die andere. Das wußten Sie sehr gut, ebensogut, wie Sie den Toten kannten, seine etwas ungeschickte Art, seine Kurzsichtigkeit..."

Tommaso fühlte, wie sich alle Blicke ringsumher zu ihm wandten, auf ihm ruhten, fühlte, wie er der Mittelpunkt wurde. Der Beamte blickte ihn scharf prüfend an. Ich sah, wie langsam eine Unsicherheit, etwas Flackerndes in seine Ruhe kam, seine Hände machten eine nervös-abweisende Bewegung.

„Sie irren — ja, Sie irren..."

Ich fuhr unbeirrt fort, ohne seinen Einwand zu beachten. „Sie stellten das alles in Ihre Berechnung. Und als der Gang abbog, sprangen Sie hilfsbereit hinzu, öffneten eine Tür — es war aber nicht die Zimmertür, Signor Tommaso! — und Friedrich trat in die Luft hinaus, fiel in den Kanal. Jeder hier weiß, daß es solche Türen gibt, die unmittelbar zum Kanal hinausführen. Sie schlossen die Tür, gingen zurück, kamen zu uns und glaubten, nun läge der Weg zu Gabriele offen."

Ich war mir wohlbewußt, daß ich ein gewagtes Spiel spielte. Aber als ich nun sah, wie mein Gegner unter einem unentrinnbaren Zwange die beherrschte Haltung verlor und das Kainszeichen des Verbrechens seine Augen unstet machte und ihn verriet, da wußte ich, daß ich gewonnen. Jeder sah, daß hier ein Schuldiger stand. Die Aussichtslosigkeit, Gabriele zu erreichen, die ihm vielleicht in diesem Augenblicke ganz klar wurde, ihn furchtbar ernüchterte, so daß er aus wirrem Traume der letzten Wochen zur harten Wirklichkeit erwachte, das Vergebliche seiner Tat, alles das stand plötzlich riesengroß, unbarmherzig vor ihm. Da gab er den Kampf auf.

Willenlos, in sich gekehrt, folgte er den Carabinieri. — —

Als nach einigen Tagen der Expreß durch das große Loch hindurchkroch und auf der anderen Seite herbe Gebirgsluft durch das Fenster hereinströmte und die Wirklichkeit schweizerischer Landschaft sich vor den Augen wuchtig hinbreitete, da wurde das aufwühlende Erlebnis ferner und ferner wie ein wüster Traum. Unendlich lange Zeit schien sich dazwischengeschoben zu haben, so daß die Linien und Farben verblaßten und nur wie in weiter Ferne matt leuchtend auftauchte, was drunten in dem Sonnenloch in weißem Lichte und blauer Nacht geschehen war.

Aus Wissenschaft und Technik.

Der Arzt als Versuchsobjekt. Es ist eine häufig bestätigte und belegte Tatsache, daß sich die Lebensdauer bei dem ärztlichen Berufe besonders niedrig stellt: die Ärzte haben jedenfalls unter den akademisch gebildeten Ständen die kürzeste Lebensdauer. Man hört allerdings oft sagen, daß gerade die Ärzte wohl besondere Mittel hätten, sich gegen die schlimmsten Infektionskrankheiten, wie Pest, Cholera, Gelbes Fieber, Diphtherie, Influenza, Rückfallfieber u. a. zu schützen. Dem ist aber nicht so, wie denn überhaupt dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es mag manchmal erzählt werden, wie sich die Ärzte im Laufe der Jahrhunderte beim Besuch Infektiöser vor einer Ansteckung zu bewahren suchten. Und doch! Wie viele, ja tausende hervorragende Ärzte aller Zeiten und Völker sind an solchen Infektionskrankheiten zugrunde gegangen! Aus dem 17. Jahrhundert sind mir zum Beispiel vier berühmte Ärzte bekannt, die an der Pest starben. Noch in guter Erinnerung ist das traurige Schicksal des Wiener Arztes Müller im Jahre 1898, der, nachdem er in Indien viele Pestkranke behandelt hatte, ohne einer Krankheit zum Opfer zu fallen, nach der Heimat zurückgekehrt, durch den eigenen Laboratoriumsdiener infiziert wurde und schnell zugrunde ging. Von einem russischen Arzt Heinrich Zorn wissen wir, daß er sich das Studium der einheimischen Infektionskrankheiten erwählte und dabei nicht nur schweres Fleckfieber, sondern auch Typhus und Rückfallfieber durchmachte, dem er im zweiten Anfall — 42 Jahre alt — erlag! Ein Gegenstück dazu bildet ein anderer russischer Arzt, der dreimal von der Pest ergriffen wurde — und glücklich mit dem Leben davonkam. Ein italienischer Arzt Valli suchte sich dadurch vor der Pest zu schützen, daß er sich selbst dagegen impfte — aber danach schwer erkrankte. Der wißbegierige Arzt begab sich 1816 zum Studium des Gelbfiebers nach Amerika: er starb aber schon wenige Tage nach seiner Ankunft an dieser Krankheit, und zwar dadurch, daß er sich — experimenti causa — mit dem Hemd eines noch warmen, eben verstorbenen Gelbfieberkranken bekleidete! Der berühmte Entdecker des Erregers des Rückfallfiebers, Obermeier, starb im Alter von $30^1/_2$ Jahren an der damals (1878) in Berlin herr-

schenden Cholera. Ein Jahr darauf spritzte sich der Odessaer Professor Münch, um Obermeiers Beobachtungen zu bestätigen, Blut von solchen Rückfallfieberkranken ein, um einige Tage später die klassischen Fieberanfälle zu bekommen. Erst 1884 konnte der Kliniker Karl Gerhardt auf dieselbe Weise — allerdings nicht an sich selbst — die Feststellung machen, daß sich die Malariafieber durch Einspritzen von solchem kranken Blut auf andere Menschen übertragen lassen können. Noch wagmutiger waren die Experimente des französischen Arztes J. L. Guyon, gestorben 1870 im Alter von 76 Jahren, der in seinem 35. und 37. Jahr an sich selbst Impfversuche machte, um die Nichtansteckungsfähigkeit des Gelbfiebers und der Cholera zu erweisen! Im Weltkriege erlagen dem Fleckfieber die Kliniker Jochmann und Lüthje sowie der Protistenforscher von Prowazek. 1813 war der bekannte Berliner Kliniker Reil und 1871 der Wiener Kliniker Oppolzer dem selbst richtig diagnostizierten Fleckfieber erlegen. Zum Schluß mag an den denkwürdigen Versuch des Hygienikers Max von Pettenkofer erinnert werden, der am 7. Oktober 1892 im Alter von 74 Jahren ein Kubikzentimeter einer frischen Cholerakultur verschluckte, um den Beweis zu liefern, daß die Cholerabazillen unschädlich sind, wenn die örtliche und zeitliche sowie die individuelle Disposition fehlt. Als er nach diesem Experiment am eigenen Leibe gesund blieb, sagte er u. a., daß der Mensch, der höher stehen wolle als das Tier, bereit sein müsse, auch Leben und Gesundheit höheren, idealen Gütern zu opfern. Übrigens haben sich Metschnikoff und zwei seiner Assistenten demselben Versuch, wie ihn Pettenkofer unternahm, mit gleichem Glück unterzogen. Um die Frage zu entscheiden, ob sich bei einem gesunden, nicht belasteten Menschen durch Rindertuberkulose eine örtliche Tuberkulose erzeugen lassen kann, hat Garnault (1902) einen tuberkulösen Leberknoten — von einer kranken Kuh stammend — unter die Haut seines Vorderarms gebracht und dort liegen lassen. Recht häufig haben sich Ärzte in der Ausübung ihres Berufes eine syphilitische Infektion zugezogen. Auch harmloser erscheinende diätetische Experimente haben dem Londoner Arzt W. Stark (1742—71) das Leben gekostet, und zwar infolge einseitiger und mangelhafter Ernährung! Grundlegend und von gutem Ende begleitet waren die Stoffwechselversuche Santoros (1561—1636), der in jahrelang fortgesetzten Wägungen die unmerkliche Stoffabgabe durch Lunge und Haut nachwies. Nicht weniger bahnbrechend waren die Versuche, die der Wiener Kliniker Anton von Störk (1762) und der englische Arzt W. Alexander (1773) mit Prüfungen von Arzneimitteln an sich selbst und an anderen Gesunden anstellten! Jedenfalls erhellt aus diesen Ausführungen zur Genüge, daß es viele Ärzte gegeben hat, die aus Liebe zur Wissenschaft und zu ihren Mitmenschen jederzeit dem Tode mutig ins Auge gesehen haben. Hat man ihnen, außer Pettenkofer, auch kein steinernes Denkmal gesetzt, so verdienen sie, als leuchtende Vorbilder genannt und — nicht vergessen zu werden.

Dr. Erich Ebstein.

Die Entdeckung eines unbekannten Erdteils. Über die Ergebnisse einer amerikanischen wissenschaftlichen Expedition nach der Mongolei zur Erforschung der Wüste Gobi berichtet Professor Henry Osborn ausführlich in der Zeitschrift „Natural History“ (1924). Im Erdmittelalter, in der sogenannten Trias und im Jura, hoben sich am Fuße des südsibirischen Gebirges einzelne Inseln aus dem flachen Meere. Diese Inseln schlossen sich allmählich zu einem ausgedehnten Festland zusammen. In der Kreidezeit erkennt man bereits, daß sich dieses Festland bis Großbritannien nach Westen hin und bis Nordamerika nach Osten hin erstreckte. Die bezeichnendste Tierwelt der damaligen Zeiten waren die Saurier. In diesen Graden fanden sie das für sie am besten geeignete Klima und die ihnen zusagende Pflanzenwelt. Solange in der Jurazeit sich noch zwischen den langsam heraushebenden Inseln flache Meere fanden, lebten darin amphibische Saurier. Als aber sich die Inseln zu Land zusammenschlossen, nahmen die Landsaurier in der Kreidezeit überhand. Die Expedition hat aus der unteren Kreide 72 Schädel und 11 vollständige Skelette ausgegraben. Noch den obersten Juraschichten gehört das älteste Fossil der Gobi, der Protiguanodon, an. Es war ein Pflanzenfresser. In den gleichen Schichten fanden sich auch reichlich versteinerte Insekten, die auf ein feuchtwarmes Klima hinweisen. Raubsaurier entdeckte die Expedition in der Oberkreide. Ovorapter dyadochtari war ein Fleisch- und Eierfresser. Er war schnell beweglich. Aus der unteren Oberkreide stammt ein Dinosaurier, der einen vogelähnlichen Schädel besaß (Ornithoides oshiensis). Die Oberkreideschichten sind 160 m dick und enthalten Versteinerungen, aus denen zu schließen ist, daß das Land Savannencharakter besaß. Es trat stellenweise Wald auf, in dem sich zahlreiche Seen fanden. Aus diesen Schichten stammt der gewaltige Saurier Protoceratops andrewsi, von dem man die Entwicklung vom Ei bis zum ausgewachsenen Tier feststellen konnte. Seine Haut war mit gewaltigen Hornplatten bedeckt. Nacken und Hinterhaupt trugen einen Knochenkragen. Man hat auch feststellen können, daß in

der Oberkreide sich die Land-Dinosaurier von der Wüste Gobi aus nach Europa und Nordamerika verbreitet haben. Merkwürdig bleibt es, daß die Dinosaurier sowohl auf der Nordhalbkugel als auch auf der Südhalbkugel plötzlich aussterben. Osborn schiebt dies der tiefstehenden Brutpflege zu, indem die Saurier durch Fressen ihrer Eier die Aufzucht der Nachkommenschaft unmöglich machten. Die Wüste Gobi zeigte in den nächstjüngeren Schichten (Eozän) eine Reihe kleiner Kiefer von Säugetieren. In den oberen Eozänschichten fand man die Reste primitiver Raubtiere, Insektenfresser, paarzehiger Huftiere. In höheren Schichten, vielleicht dem Oligozän vergleichbar, zeigten sich hochbeinige Rhinozerosse. In noch jüngeren Schichten fand man Reste eines amphibisch lebenden Rhinozerosses, einen primitiven Wolf und einen Vorfahren unserer Hirsche. Den nächsthöheren Schichten entstammt das größte Landsäugetier (Baluchitherium). Mit ihm zusammen fanden sich acht Gattungen von Raubtieren, neun Gattungen von Nagetieren, zwei Gattungen von Insektenfressern, ein hornloses Rhinozeros und eine primitive Hirschart.

R. Hundt.

Ein dritter neuer Komet. Außer der Entdeckung der Kometen Schain und Reid, von der wir bereits berichteten (Nr. 4178), ist heute die inzwischen erfolgte Auffindung eines dritten Haarsternes zu melden, der sich unter allen dreien auch vom Sternfreund am günstigsten beobachten läßt. Dieser von dem Polen Orkisz am 4. April aufgefundene Komet hatte nach einer in Kopenhagen ausgeführten vorläufigen Bahnbestimmung seine Sonnennähe bereits am 8. April überschritten und wanderte infolge seiner sehr stark gegen die Ekliptik geneigten Bahn nach dieser Zeit durch eine Himmelsgegend, wo er etwa mit Hilfe eines guten Feldstechers und eines hinreichenden Himmelsatlasses leicht aufgefunden werden konnte. Schon Mitte April ging er für Mitteldeutschland nicht mehr unter und konnte am besten in den Morgenstunden tief am nordöstlichen Himmel im Sternbilde der Eidechse nahe der Andromeda aufgesucht werden. Am Ende des Monats ist er bei den Sternen 3, 5, 7 des genannten Sternbildes angelangt, wo er unter besonders günstigen Bedingungen mit unbewaffnetem Auge als äußerst zartes nebliges Fleckchen beobachtet werden kann.

Dr. H. H. Kritzinger.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung

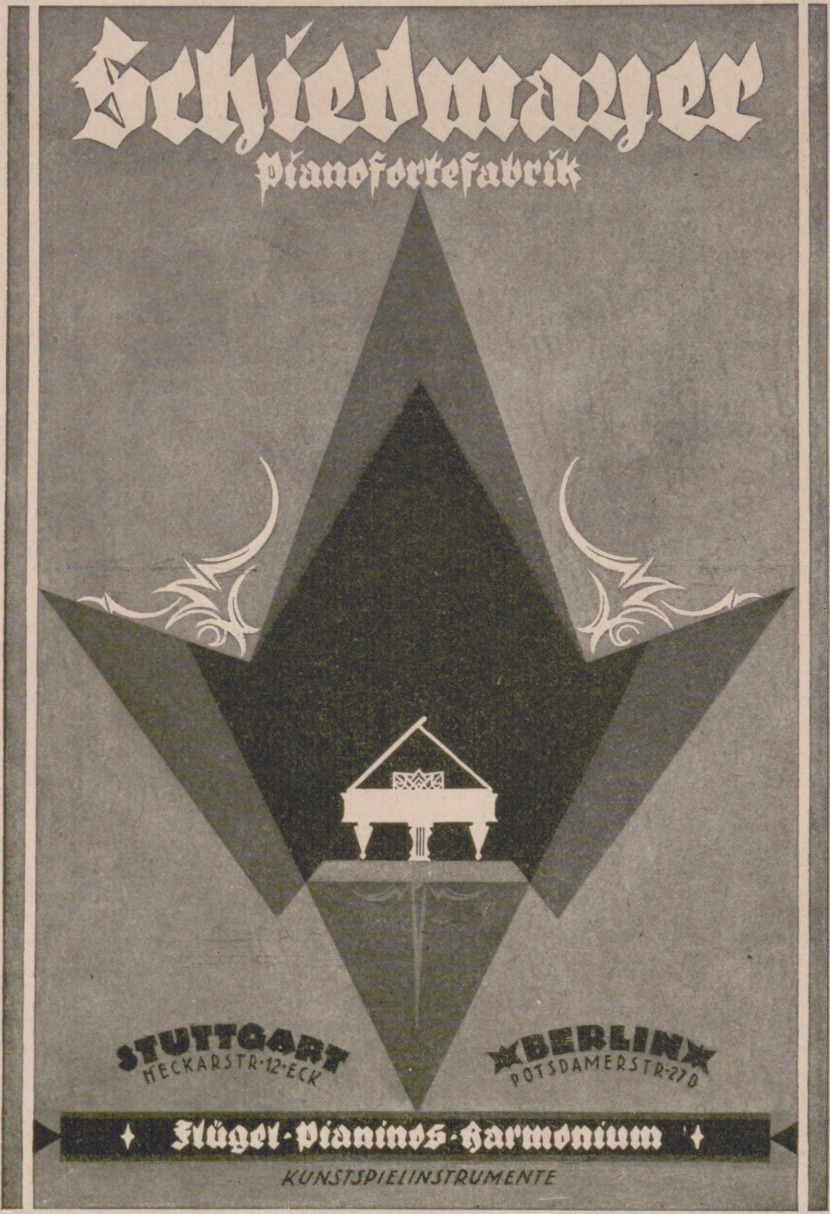


Verlag · J · J · Weber · Leipzig

Nr. 4182 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band


DUX
Der geräumige, dauerhafte u. geräuschlose Personenwagen für Stadt u. Reise 17/50 PS: 4 Cyl. 17/60 PS: 6 Cyl.
DUX
PRESTO
Deutscher Automobil-Konzern (D. A. K.) G. M. B. H. Leipzig Tröndlinring 4
MAGIRUS
VOMAG
PRESTO
Der sieggewohnte Touren- u. Sportwagen 9/30 PS von großer Zuverlässigkeit, sowie d. bewährte 750 kg. Lieferungswagen
Vertretungen an fast allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes


N.G.-Busch
Punktisken
die wissenschaftlich und technisch vollkommenen
Augengläser
Stellen die volle Sehschärfe wieder her
Erhältlich in allen optischen Fachgeschäften
Aufklärende Druckschriften durch die Fabrikanten:
Nitsche u. Günther A.-G. Optische Werke
Emil Busch A.-G. Optische Industrie
Rathenow


Schiedmayer
Pianofortefabrik
STUTTGART
NECKARSTR. 12 ECK
BERLIN
POTSDAMERSTR. 27 B
Flügel · Pianinos · Harmonium
KUNSTSPIELINSTRUMENTE


HORCH
10/50 PS
MIT VIERRADBREMSE
HORCHWERKE A.G. ZWICKAU-BERLIN
HAUPTVERWALTUNG: BERLIN NW 7, MITTELSTRASSE 15
VERTRETUNGEN AN ALLEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4182. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 7. Mai 1925.



BAD-NAUHEIM

HESSISCHES STAATSBAD – Am Taunus bei Frankfurt a. Main – **GANZJÄHRIGE KURZEIT**

Badesalz-, Wasser- und Pastillenversand.

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden.** Vielseitige Unterhaltungen, Vorzügliche Konzerte, Oper, Tennis, Golf, Wurftaubenschießstand, Auto-Gesellschaftsfahrten. **Sämtliche neuzeitliche Kurmittel / Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt / Vorzügliche Unterkunft in reicher Auswahl bei angemessenen Preisen.**

Man fordere die neueste Auskunftsschrift A 64 von der Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim und in den Reisebüros.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür. Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Prosp. fr.



Sanatorium v. Zimmermannsche Stiftung Chemnitz 28

Freie Höhenlage. Vorzügliche Kureinrichtungen. Individuelle Behandlung. Seelische Beeinflussung. Beste diätetische Pflege. Behandlung von Nerven- u. allen Organleiden, Korpulenz, Magerkeit, Gicht, Rheuma, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Lähmungen, Ausschlägen usw. Abhärtungs- und Stoffwechselkuren. Ausführlicher Prospekt. Telephon 2150. Chefarzt: **Dr. Loebell.**

Sommerstein

Schroth'- Heilbad b. Saalfeld (Thür.). Äusserst heilkräftige u. a. **Regenerations-Kuren.** Ill. Brosch. K frei

Bad Wildungen Hotel Kaiserhof

Beste Lage, prima Verpflegung, Zimmer mit fließendem Wasser. — Bes. K. Schumacher.





das **deutsche Nordseebad**

Besonders empfehlenswert Vorsaison Mai-Juni

Bäder und Kurmittel jeder Art

Wandelhallen

Flugverbindung Tattersall

Auskünfte und amtlicher Prospekt kostenlos durch die Badedirektion und bekannten Reisebüros

Nordseehotel direkt am Strande. Volle Pension von Mk. 8.— an.



Dr. Köhlers Sanatorium BAD ELSTER.

Alle Kurmittel (spez. Moorbäder) im Haus, Zander-Institut, Röntgen-Therapie, Diätkuren. **Das ganze Jahr geöffnet.**

BAD ORB

Die Krankheiten des Herzens und der Gefäße, deren Ursachen, deren Komplikationen.

Die an Kohlensäure überreichen radioaktiven Solsprudel von Orb, seine Lage in den Ausläufern des Spessarts, in einem wald- und wiesengeschmückten Tale mit den günstigsten klimatischen Verhältnissen, seine an Kohlensäure und Lithion reiche Trinkquelle, die MARTINUS-QUELLE, als Kampfmittel gegen Ursachen und Folgen der Herzfehler und der Aderverkalkung: Gicht, Rheumatismus, Fettsucht, Diabetes, Blutstockungen in Lunge und Unterleibsorganen, Stockungen des Gallenflusses, Magen-, Verdauungsstörungen machen das „Kleinod des Spessarts" zu einer Wallfahrtsstätte für Herz- und Gefäßkranke, zu einem Heilbade für die vielfachen Ursachen und Komplikationen der Herzleiden. Versand der Martinus-Quelle. Reiseweg von Wächtersbach (Frankfurt-Bebraer Eisenbahn) in 15 Minuten nach Bad Orb. Prospekte und Auskunft durch die Kurdirektion.

Auf nach Schweden!

Das ideale Touristenland im Sommer und im Winter

Nähere Auskünfte, Fahrkarten etc. durch

Schwedisches Reisebureau

Amtliches Reisebureau der schwedischen Staatsbahnen

Berlin W 8, Unter den Linden 22-23

sowie durch alle grösseren Reisebureaus

SPIEZ, PARKHOTEL BUBENBERG

Thunersee Schweiz — Haus I. Ranges. Schönste Aussicht von Spiez. — Park und Wald, Tennis, Auto-Garage. — Gute Küche und Keller. Pension von Fr. 12 an. Gefl. Prospekt L verlangen.

Luzern HOTEL DU LAC

Fliess. Wasser. Privatbäder. Eig. Badeetabliss.

Restaurant „Flora": Nähe Dampfschiff, Bahnhof und Post. — Garten.

H. Burkard-Spillmann, Direktor (früher Europe, Lugano).

Carl Below, Mammutwerke, Leipzig und Breslau.

Gegründet 1898.

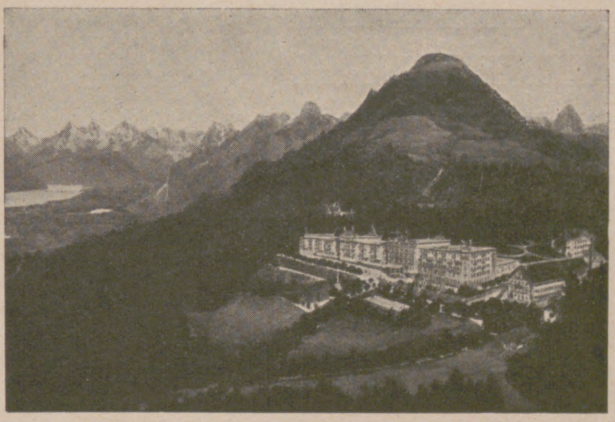
Genannt der Pionier der Sprechmaschinenbranche.

Erstklassig, vielfach prämiiertes Fabrikat.

Auch Abgabe von Federwerken, elektrischen und Zubehörteilen. Schallplatten, Nadeln etc. Export nach allen Ländern.

BAD GURNIGEL b. Bern

erstklassiges Kuretablissement (1150 Meter ü. M.). 400 Betten.



Täglich zweimal Autoverbindung m. Bahnhof Bern; Fahrzeit 1¼ Stdn.

Schwefelquellen.

Modernste Bade-Einrichtungen.

Diätkuren.

Herrl. Hochwald mit 40 km bequemen Spaziergängen.

Tennis. Orchester.

Eigene Landwirtschaft.

Pensionspreis von Fr. 15.— an.

Prospekte und Auskunft durch die Direktion.

Luzern Hotel Schweizerhof

Schweiz

Haus allerersten Ranges.

500 Betten. *O. Hauser, Besitzer.*

MARIENBAD

Tschechoslowakei ∗ Die Perle der Weltbäder ∗ Saison Mai-Oktober.

13 berühmte Heilquellen.

Ausschliesslich natürliche Kohlensäurebäder, Stahlbäder, Moorbäder, alle modernen Einrichtungen eines internationalen Weltkurortes. **In der Vorsaison ermässigte Preise.** Für die Rückreise 66% Fahrpreisermässigung auf den tschechoslowakischen Bahnen. — Internationales Schachmeisterturnier 23. Mai bis 7. Juni. Auskünfte und Prospekte durch den **Stadtrat Marienbad, Abt. B.**

Palace-Hotel Fürstenhof und **Hotel Newyork** — Letzter Komfort. Fliessendes Wasser.

Hotel Esplanade — Das mod. Haus des Kurortes. 100 Zimmer, 60 Badezim., grosse Halle, Konversations- u. Tanzsäle. Bestes Restaurant. 5-Uhr-Tee. Besitz. Jos. Zischka. Direkt. Eugen Künz.

Hotel Stern — 150 Zimmer, 40 Bäder. Haus ersten Ranges. Goetheplatz. E. Weiss, Besitzer.

Grand Hotel Klinger — Erstklassiges Haus an der Promenade. 200 Zimmer u. Salons. Wohnungen mit Bad. — Direktion: Wilh. Binkhorst.

Hotel Pension Waldidylle, am Wald, eigener Park. Nächst Kurplatz u. Bäder. Tel. 54. Erstkl. — F. Walter, Bes.

Kurhaus Villa Siegfried 30 Zimmer, herrliche Lage am Walde. Erstklassig.

Stift-Tepler Häuser: Zentralbad, Neubad, Tepler-Haus, Brunneninspektion, Brunnenversendung, Goldene Kugel, Weisses Rössl.

Allgemeine Notizen.

Die Universität Leipzig weist auch im Wintersemester 1924/25 hinsichtlich ihrer Bestandziffern nach dem im Anfang Dezember 1924 erfolgten Abschluß nur geringfügige Abweichungen von den vorausgegangenen Semestern auf. Die Zahl der Gesamthörerschaft beträgt 5460 (5388 im Sommersemester 1924), die der immatrikulierten Studierenden 4477 (4578 im Sommersemester 1924). Davon besitzen 2354 die sächsische Staatsangehörigkeit, während 2123 Nichtsachsen sind. Unter den immatrikulierten Studierenden befinden sich 371 Studentinnen (164 Sachsen, 207 Nichtsachsen). Neu immatrikuliert wurden 1159 Studierende (481 Sachsen, 678 Nichtsachsen). Von dem Gesamtbestand der Studierenden entfallen auf die theologische Fakultät 168 (2 weibl.), auf die juristische Fakultät 1202 (27 weibl.), auf die medizinische 505 (55 weibl.), auf die veterinärmedizinische 101, auf die Studierenden der Zahnheilkunde 104 (36 weibl.) und auf die philosophische Fakultät 2397 (251 weibl.). Von der philosophischen Fakultät studieren 84 Pharmazie (11 weibl.), 128 Naturwissenschaften (17), 407 Chemie (26), 375 Philosophie (61), 19 Pädagogik (4), 303 Philologie (70), 113 Neuere Sprachen (25), 95 Mathematik (5), 363 Landwirtschaft (5), 510 Staatswissenschaften (27). Der Lehrkörper umfaßt gegenwärtig 93 Ordinarien, 10 ord. hon. Professoren, 40 planmäßige ao. Professoren, 64 nichtplanmäßige ao. Professoren, 69 Privatdozenten, 12 Lektoren und Lehrer. Davon entfallen auf die theologische Fakultät 17, auf die juristische 19, auf die medizinische 72, auf die veterinärmedizinische 20 und auf die philosophische Fakultät 159 aktive Lehrkräfte.

Die Tätigkeit der Deutschen Akademie in München wird sich in ein wissenschaftliches und ein praktisches Arbeitsgebiet gliedern. Die wissenschaftliche Abteilung wird vier Sektionen umfassen: 1. deutsche Geschichte, 2. deutsche Sprache und Literatur, 3. deutsche Kunst und Musik, 4. deutsche Volks-, Staats- und Wirtschaftskunde. In der praktischen Abteilung wird unter anderm erstrebt, nationale Verantwortlichkeit durch völlig parteilose Einflußnahme auf die Heimat zu erwecken, den deutschen Gedanken unter den Auslanddeutschen zu fördern, das Deutschtum in den abgetrennten und gefährdeten Gebieten zu erhalten und die wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland wieder aufbauen zu helfen. Als Or=

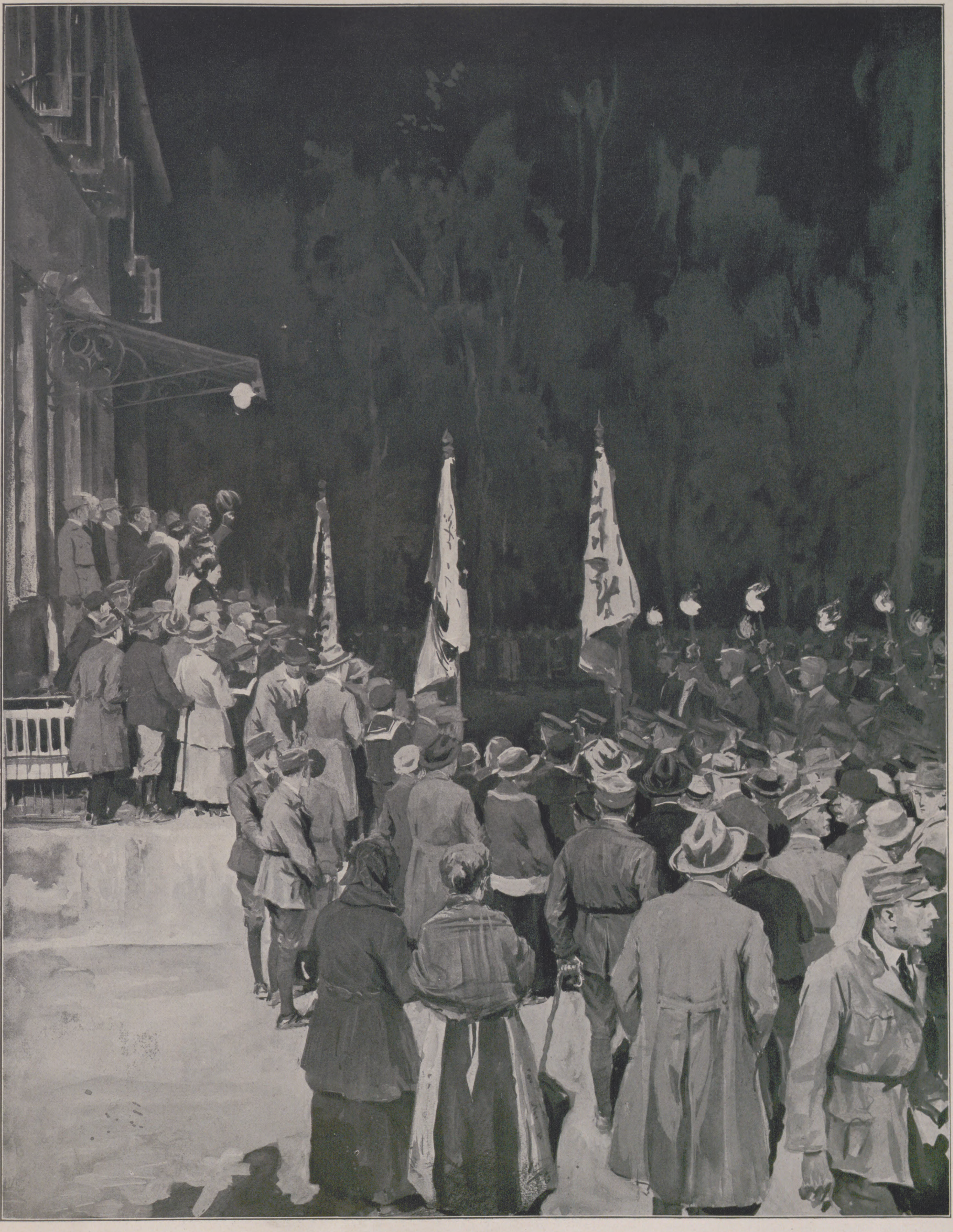
gane der Deutschen Akademie amtieren ein Senat, Großer Rat, Kleiner Rat, Finanzausschuß und der Präsident.

Der Reichsverband deutscher Privatschulen (erster Vorsitzender Oberlyzealdirektor Hasa in Gnadau bei Magdeburg) hat allen Kreisen des deutschen Volkes, die mit der Erziehung der Jugend zu tun haben, durch Herausgabe seines „Führers durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands" (Verlag Ullstein, Berlin) einen wertvollen Dienst erwiesen. Der Reichsverband deutscher Privatschulen umfaßt grundsätzlich alle privaten Schulen und Anstalten bzw. die Leiter und Lehrkräfte solcher privaten Schulen und Anstalten, die durch Unterricht und Erziehung allgemeine Geistesbildung vermitteln wollen oder rein erzieherische Ziele verfolgen. Er hat sich besonders zur Aufgabe gestellt, das Ansehen und die äußere und innere Leistungsfähigkeit der privaten Schulen als notwendige Ergänzung der öffentlichen Schule durch genossenschaftliche Selbstzucht zu stützen und zu heben. Zu diesem Zweck haben sowohl der Reichsverband selbst wie auch sämtliche ihm angeschlossene Landes- und Fachverbände Ehrenräte gebildet, denen es obliegt, über die Ehre der deutschen Privatschulen, ihrer Leiter und Lehrkräfte zu wachen. E. M.

Ein internationales Schachmeisterturnier veranstaltet die Städtische Kurverwaltung von Marienbad vom 23. Mai bis zum 7. Juni 1925 in den Räumen des Kurhauses, mit dessen Organisation und Leitung sie den bekannten englischen Schachmeister J. Gunsberg-London betraut hat. Es werden hierzu 16 Spieler zugelassen. Die Preise betragen I. 5000 Kronen, II. 3500 Kr., III. 2000 Kr., IV. 1500 Kr., V. 1250 Kr., VI. 1000 Kr. Die Nichtpreisträger teilen für sich 4000 Kr. nach dem Tietz-System. Alle Spieler haben als Gäste der Stadt Marienbad freie Hotelunterkunft vom 23. Mai bis zum 7. Juni. Der Londoner „Daily Telegraph" hat einen Sonderpreis von 10 £ für den besten englischen Spieler gestiftet. Ferner sind noch zahlreiche andere Sonderpreise in Aussicht gestellt. Anfragen und Anmeldungen sind an den Turnierleiter J. Gunsberg, 7 Tyson Rd. Forest Hill, London S. E. 23 oder direkt an die Städtische Kurverwaltung in Marienbad zu richten.

Aus Karlsbad wird gemeldet, daß sich die Kurzeit 1925 gut anläßt. Mit einem Mehr von 619 Besuchern gegen das Vorjahr weist die Kurliste bis zum 8. April eine Gesamtbesucherzahl von 1375 Kurgästen aus.

Illustrirte Zeitung



Die erste Huldigung vor Generalfeldmarschall v. Hindenburg nach seiner Wahl zum Reichspräsidenten: Der Fackelzug der Vaterländischen Verbände und Studenten am Montag, dem 27. April, vor Hindenburg auf Schloßgut Groß-Schwülper bei Braunschweig, wo er sich zur Zeit der Wahl bei seiner Tochter aufhielt.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus.



Die Eröffnung der Ersten Deutschen Reichsreklame-Messe zu Berlin am 25. April: Das Eröffnungskomitee beim Rundgang durch die Ausstellung. × Oberbürgermeister Böß; links von ihm: Handelsminister Dr. Siering und Minister Schreiber.



Die Zweite Deutsche Heimarbeits-Ausstellung in den Landesausstellungshallen am Lehrter Bahnhof zu Berlin: Während der Eröffnungsfeier am 28. April, an der der stellvertretende Reichspräsident Dr. Simons (×) teilnahm. Links von Dr. Simons Reichsarbeitsminister Dr. Brauns.

Die Gerechtigkeit bei der Besteuerung / Von Prof. Dr. P. Mombert, Gießen.

Die Forderung, daß eine Steuer gerecht sei, ist heute eine der allerwichtigsten Grundsätze bei der Besteuerung. Denn die Tatsache, daß eine Steuer als gerecht empfunden wird, kann damit versöhnen, daß man Steuern, auch hohe Steuern, zahlen muß, während das Gefühl, dabei ungerecht behandelt zu werden, nicht nur für den Steuerzahler erbitternd wirken muß, sondern auch gar zu leicht zu Steuerdefraudationen führt. So einfach und klar diese Tatsache ist, so muß man demgegenüber doch hervorheben, daß es keinen absoluten Maßstab dafür gibt, was in dieser Hinsicht gerecht und ungerecht ist. Haben doch die Urteile darüber im Laufe der geschichtlichen Entwicklung manche Wandlungen erfahren. Wir haben heute einen ganz anderen Maßstab für die Gerechtigkeit bei der Besteuerung, als es noch vielfach vor zwei Menschenaltern der Fall gewesen ist. Die Wandlungen, die sich in dieser Hinsicht vollzogen haben, hängen damit zusammen, daß man früher eine ganz andere Auffassung von den Beziehungen des einzelnen zum Staate und von den Aufgaben der Besteuerung überhaupt gehabt hat.

Die älteren Auffassungen bauen sich durchaus auf der individualistischen Anschauung auf, daß der Staat nichts anderes sei als die Summe seiner Bewohner, und daß es die alleinige Aufgabe des Staates sei, seinen einzelnen Bürgern bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit den nötigen Schutz und die erforderliche Sicherheit zu beschaffen. Die Steuer, die der einzelne zu zahlen hat, ist nichts anderes als der Preis, den er für diese Leistungen an den Staat entrichtet. Es besteht also zwischen beiden, zwischen Individuum und Staat, eine Art Vertragsverhältnis. Folgerichtig hat man damals die Auffassung vertreten, daß die Steuer, die der einzelne zahlen müsse, proportional den Vorteilen zu sein habe, welche er nach der genannten Richtung hin durch die Tätigkeit des Staates genieße. Auf dieser Grundlage entwickelte sich die sogenannte Äquivalenztheorie bei der Besteuerung, daß deren Höhe sich nach der Höhe von Leistung und Gegenleistung zwischen den dabei Beteiligten, dem Individuum und dem Staate, zu bemessen habe. Damit entstand die Proportionalität bei der Steuerbemessung, die in der Weise zum Ausdruck kam, daß jeder von seinem Einkommen und Vermögen den gleichen Prozentsatz als Steuer zu entrichten habe. Allein auf dieser Grundlage hielt man, von den dargelegten Voraussetzungen ausgehend, die Gerechtigkeit bei der Besteuerung für gewährleistet.

An die Stelle dieser eben dargelegten atomistischen Staatstheorie trat nun vom ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ab, langsam tastend und dann immer stärker ausgebildet, die sogenannte organische Staatstheorie, die sich dann auch auf die Steuerlehre übertrug. Diese neue Auffassung ging davon aus, daß die Besteuerung ihre Wurzeln in der Notwendigkeit der staatlichen Gemeinschaft für unser soziales und kulturelles Leben hat, und daß der Staat ohne steuerliche Einnahmen diese Funktionen nicht erfüllen kann. Daraus erwuchs dann der Gedanke der allgemeinen Steuerpflicht, d. h., die Auffassung, daß der einzelne mit seinen Mitteln an der Erfüllung dieser staatlichen Aufgaben mitzuwirken hat, ohne Rücksicht auf die Vorteile, die er von seiner Zugehörigkeit zu diesem Staate genießt. Die Steuer ist also



Ankunft eines Gold- und Silbertransportes aus Amerika an Bord des Norddeutschen Lloyddampfers „Columbus" in Bremerhaven: Ausladen der Silberbarren.



Senator H. S. Meyer, Bremen,
Vorstandsmitglied der Hansa-Lloyd-Werke, erhielt in Anerkennung seiner Verdienste um die technische Entwicklung des Elektromobils die Würde eines Dr.-Ing. h. c.



Das Internationale Schachturnier in Baden-Baden vom 15. April bis zum 18. Mai: Gruppe der Teilnehmer.
(Phot. Li Osborne, Baden-Baden.)
Von links nach rechts: Stehend: Mieses, Rubinstein, Carls, Rabinowitsch, Aljechin, Roselli, te Kolste, Bogoljubow, Reti, Dr. Treybal, Torre, Niemzowitsch, Marshall, Dr. Tartakower, Spielmann. Sitzend: Yates, Thomas, Dr. Tarrasch, Metger, Grünfeld, Colle, Sämisch.



Prof. Dr. Hermann Kuhnt,
Geh. Med.-R., besonders verdient um die operative Augenheilkunde, langjähriger Direktor der Universitäts-Augenklinik Bonn, feierte am 14. April seinen 75. Geburtstag.





Der amerikanische Einfluß auf die Architektur der deutschen Großstädte: Das neue, 18 Stockwerke zählende Hochhaus in Köln, das Geschäftszwecken dienen soll. — Links: Vom Besuch des Prinzen Wilhelm von Preußen in Spanien: Prinz Wilhelm (1), der älteste Sohn des Deutschen Kronprinzen, und der spanische Thronfolger Alfons (2), Fürst von Asturien, beim Verlassen des National-Museums in Madrid.





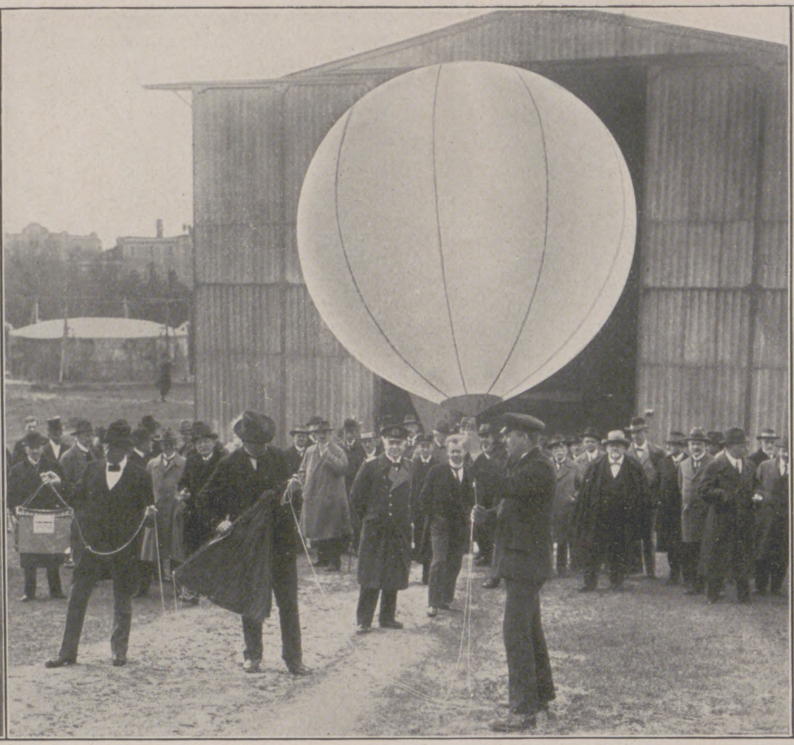
Die Einweihung der neuen Monbart-Brücke in Tschicherzig bei Züllichau am 29. April: Landrat v. Monbart (mit dem Blumenstrauß) und die Vertreter der Behörden und Gemeinden beim erstmaligen Überschreiten der Brücke. (Phot. J. Kaltenhäuser, Züllichau.) — Rechts: Der Gesteinssturz am Schieferhalde-Tunnel der Schwarzwaldbahn bei Triberg am 23. April: Der verschüttete Südeingang des Tunnels.





Besuch der deutschen Ärzteschaft in Bad Neuenahr (Rheinland) anläßlich des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin in Wiesbaden. (Phot. C. Genzel, Bad Neuenahr.) — Links: Neuerungen in der Verkehrsregelung in Berlin: Der mit leuchtenden Manschetten zum Anzeigen der Fahrtrichtung für die Fahrzeuge ausgestattete Verkehrspolizist.







Links: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hugo Hergesell, der Direktor des Instituts. — Mitte: Erklärungen an einem Registrier-Ballon mit meteorologischen Instrumenten. Beim Niedergehen des Ballons öffnet sich der über den Instrumenten angebrachte Fallschirm. — Rechts: Vorführung eines mit einem Flettner-Rotor ausgerüsteten Drachens.

Die Feier des 25jährigen Bestehens des Aeronautischen Observatoriums Lindenberg bei Berlin am 27. April.

nicht mehr ein Preis, den der einzelne für bestimmte Vorteile zu zahlen hat, sondern sie ist ein Opfer, das der einzelne der Gesamtheit zu bringen hat. Hier ist demnach bei Bemessung der Steuer die ältere Auffassung von Leistung und Gegenleistung vollkommen ausgeschaltet.

Wo aber nun die Steuer als Opfer betrachtet wird, da ergibt sich von selbst, daß jeder nach seiner Leistungsfähigkeit Steuern zu zahlen hat, und daraus ergibt sich für die Bemessung der Steuerhöhe der überaus wichtige Grundsatz, daß die Steuer in ihrer Höhe nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Steuerzahlers bemessen werden muß. Erst da, wo die Steuern so bemessen sind, daß jeder sie als gleiche Last empfindet, ist der Opfergedanke in seiner reinsten Form verwirklicht, erst da erscheint den Anhängern dieser Auffassung, der sich die neuere Gesetzgebung durchaus angeschlossen hat, die Besteuerung nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit durchgeführt.

Im einzelnen sind zur Durchführung dieses modernen Steuerprinzips vor allem zwei Gesichtspunkte wichtig. Einmal, daß die Steuer allgemein ist, d. h., daß jeder nach seinen wirtschaftlichen Kräften Steuern zahlen muß, und zweitens, daß die Steuersätze so abgestuft sind, daß diese verschiedene Leistungsfähigkeit dabei berücksichtigt wird. Es ist die Progression bei der Besteuerung, die Tatsache, daß höhere Einkommen und höhere Vermögen mit einem höheren Steuersatze belegt sind als geringere, die dazu dient, dieses Ziel zu erreichen. Freilich kann man diesen Gedanken der Steuerprogression im allgemeinen nur bei den Steuern auf Einkommen und Vermögensbesitz durchführen. Bei den Verbrauchs- und Verkehrsabgaben ist dies aus in der Natur der Sache liegenden Gründen nicht möglich. Man kann nicht bei der Salz-, Tabak- oder Biersteuer z. B. auf den Wohlstand des betreffenden Konsumenten Rücksicht nehmen; das hat zur Folge, daß bei diesen Steuern sogar vielfach die Besteuerung umgekehrt proportional der Leistungsfähigkeit ist. Denn da der Verbrauch an solchen Gegenständen, vor allem denen des täglichen Bedarfes, nicht mit steigendem Einkommen zu wachsen pflegt, so müssen bei diesen Verbrauchsabgaben die kleineren Einkommen mehr an Steuern zahlen als die größeren.

Demgegenüber ist es desto wichtiger, dann diese verschiedene Leistungsfähigkeit bei den Steuern auf Einkommen und Vermögen um so gewissenhafter und genauer durchzuführen. Freilich ist dabei auch der Begriff der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit nicht eindeutig bestimmt, sondern von mancherlei Faktoren abhängig. Im rein objektiven Sinne hängt die Leistungsfähigkeit des



Vom Billardwettkampf Bruno (Österreich) gegen Conti (Frankreich) im Café Zielka zu Berlin: Der Europa-Meister Reger Conti beim Stoß. Vorn links: Bruno und der deutsche Amateurmeisterspieler Poensgen.



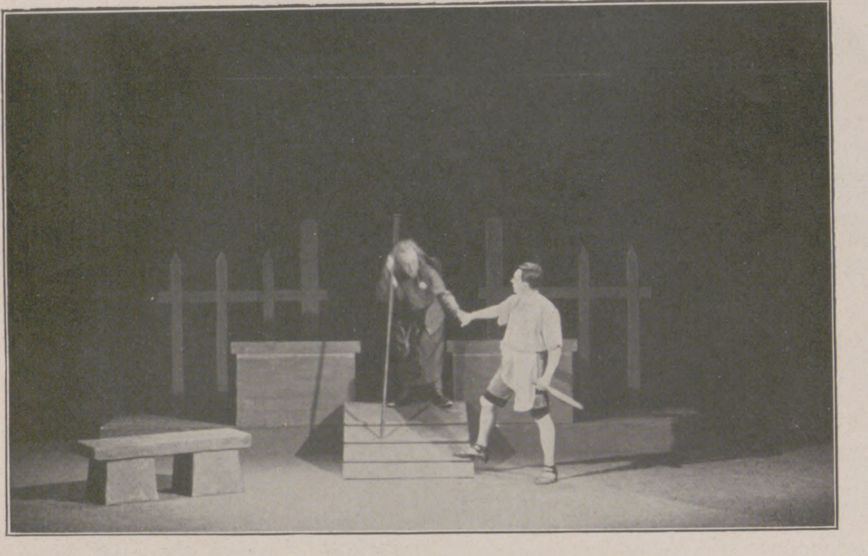
Eine Weltreise im Wohn-Automobil: Die beiden holländischen Weltreisenden aus Volendam lassen sich bei ihrem Aufenthalt in Berlin von einem Polizeibeamten Auskunft erteilen. Die Dauer der Weltreise ist auf 10 Jahre festgesetzt.

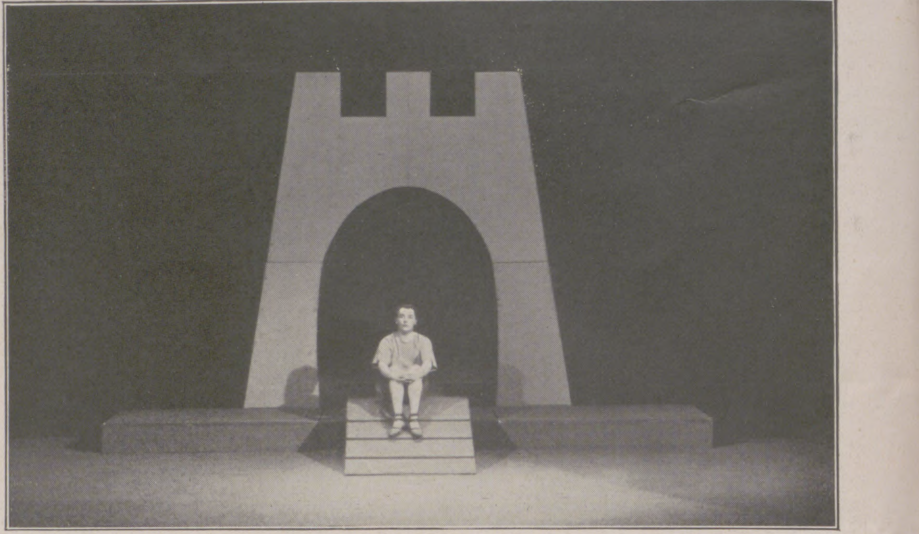
Steuerzahlers von der Höhe seines Einkommens und Vermögens ab. Daneben gibt es aber auch noch andere Momente, die seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit günstig oder ungünstig beeinflussen können. Es sei nur auf den Unterschied derer hingewiesen, die bei gleichem Einkommen nur für sich allein zu sorgen haben, und derer, die mit ihrem Einkommen eine mehr oder weniger große Familie unterhalten müssen. Demgemäß muß auch eine Steuer, die gerecht sein will, auf diese Unterschiede im Familienstand und in der Familiengröße Rücksicht nehmen. Aber selbst bei gleichem Einkommen und gleicher Familiengröße braucht die Leistungsfähigkeit in steuerlicher Hinsicht noch nicht die gleiche zu sein. Sie hängt auch in hohem Maße davon ab, welcher Art das Einkommen ist, das die betreffende Person bezieht, ob es sich dabei um sogenannntes fundiertes oder unfundiertes Einkommen handelt. Von dem ersteren spricht man dort, wo das Einkommen aus Vermögensbesitz stammt, von dem letzteren dort, wo es sich um Arbeitseinkommen handelt. Wo das erstere der Fall ist, kann der Betreffende sein ganzes Einkommen verbrauchen, ohne daß sich im Falle seiner Arbeitsunfähigkeit oder seines Todes seine wirtschaftliche Lage oder die seiner Familie zu verschlechtern braucht. Derjenige dagegen, der reines Arbeitseinkommen besitzt, wird dieses, wenn er ein vorsichtiger Haushalter ist, nicht ganz aufbrauchen dürfen; er wird Teile davon sparen oder vielleicht eine Lebensversicherung eingehen, um für seine Hinterbliebenen zu sorgen. Er kann also nicht sein ganzes Einkommen verbrauchen, wie jener erstere. Es würde also dem Grundsatz der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit nicht entsprechen, wenn man beide gleich hoch besteuern wollte. Die Besteuerung ist erst dann gerecht, wenn bei gleichem Einkommen derjenige mit fundiertem Einkommen gegenüber demjenigen mit dem unfundierten mit einer zusätzlichen Steuer, einer Kapitalertragssteuer oder Vermögenssteuer, belegt wird. Dieser Gedanke, daß eine Besteuerung erst dann gerecht ist, wenn sie die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit vollkommen berücksichtigt, hat dann in der neueren Gesetzgebung zu einer Reihe von Steuern geführt, die diesem Ideal in hohem Maße entsprechen. Man bezeichnet sie zusammenfassend als Konjunkturgewinnsteuern. Darunter versteht man all den Zuwachs, vor allem beim Vermögen, der einen mehr oder weniger großen Zufallscharakter trägt. Dazu gehörten z. B. die Kriegsgewinnsteuern, dazu gehörte die Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses an Grund und Boden, und dazu gehört vor allem die Erbschaftssteuer. Liegt es doch auf der Hand, daß ein derartiger Vermögenszuwachs steuerlich als



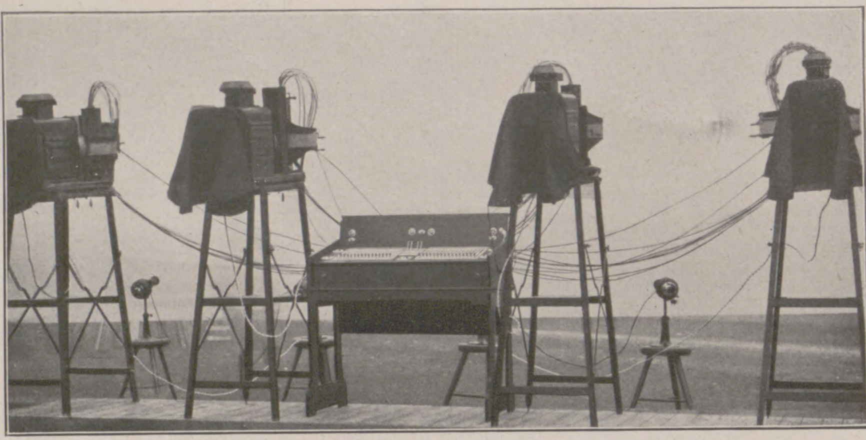
Augenblicksbilder von der Reichspräsidenten-Wahl in Berlin am 26. April.

Nach Zeichnungen aus dem Skizzenbuch des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Martin Frost.





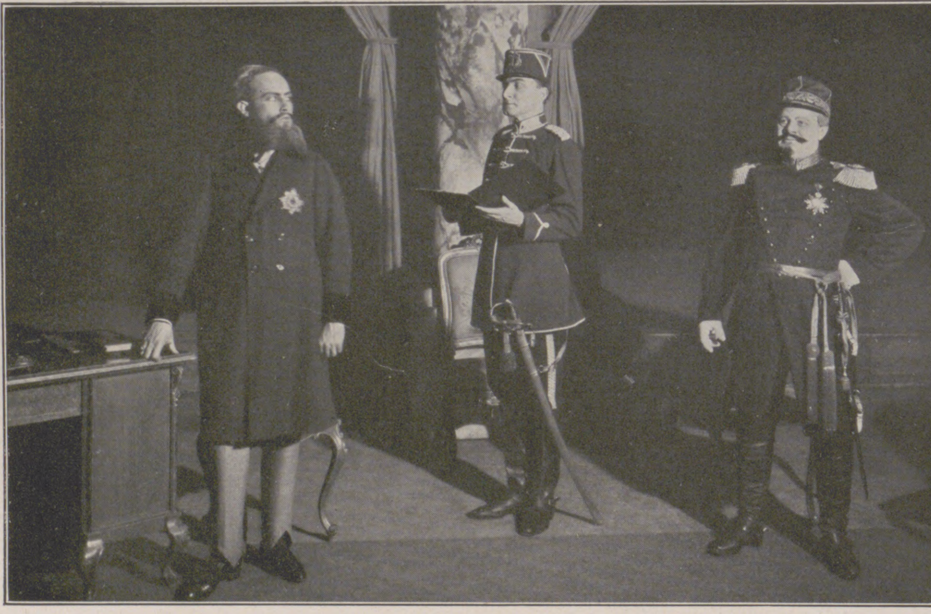
Vorbildliche Ausstattung für Wanderbühnen: Dekorationen der bayerischen Landesbühne (Intendant K. H. Strohm) für Franz Grillparzers „Weh' dem, der lügt!", die, in eigener Werkstatt angefertigt, in kurzer Zeit zusammensetzbar und leicht zu befördern sind. Links: Gartenpforte (1. Akt), rechts: Tor von Metz (5. Akt). Inszenierung: Dr. Walter Falk. Bühnenbilder: Wilhelm Reinking.



Links nebenstehend: Das von Alexander Laszlo (München) konstruierte „Farblichtklavier". Dieses Farblichtklavier besteht aus Schaltbrett, 4 großen und 4 kleinen Projektionslampen und ermöglicht die Aufführung der „Farblichtmusik", die als neue Kunstgattung eine Verbindung zwischen Ton- und Farbkunst bezweckt.

besonders leistungsfähig erscheint, weil hier trotz einer noch so hohen Besteuerung sich für den Besteuerten immer noch ein Vermögenszuwachs, also eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage ergibt und die Steuer für ihn nicht mit einer Einschränkung seiner Lebenshaltung verbunden ist. Es ist bekannt, daß unter diesen Steuern die Erbschaftssteuer in allen Kulturstaaten besonders stark ausgebaut worden ist. Es handelt sich hier um eine Steuer, bei der dann auch der oben dargelegte Gedanke der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit eine besonders gewissenhafte Berücksichtigung gefunden hat. So hängt in Deutschland die Höhe der Erbschaftssteuer von drei Faktoren ab. Einmal von der Höhe der Erbschaft selbst, zweitens von dem Grad der Verwandtschaft zwischen Erben und Erblasser und drittens von der Höhe des Vermögens, zu dem die Erbschaft hinzutritt. Daß die Besteuerung um so höher sein muß, je entfernter der Grad der Verwandschaft ist, liegt auf der Hand. Denn um so mehr Zufallscharakter trägt der Vermögenszuwachs, den der Erbe erhält. Daß die Steuer ferner einen Unterschied dabei macht, ob eine Erbschaft in der gleichen Höhe an jemand fällt, der vorher schon Millionen besaß, oder an jemand, der bis dahin ganz ohne Vermögen gewesen ist, entspricht auch durchaus dem, was wir alle als gerecht und billig empfinden.

So einfach es ist, in dem eben dargelegten Sinne die Gesichtspunkte aufzuzeigen, auf die es bei der Gerechtigkeit in der Besteuerung ankommt, und so sehr auch die neuere Steuergesetzgebung darauf eingestellt ist, solchen sozialpolitischen Überlegungen Rechnung zu tragen, so schwierig ist es doch auch vielfach in der Praxis, immer das durchzuführen, was in diesem Sinne als gerecht und sozialpolitisch wünschenswert erkannt worden ist. Es hängt dies in erster Linie damit zusammen, daß für die Höhe und die Art der Besteuerung nicht nur solch sozial-politische, sondern auch rein wirtschaftliche Erwägungen, die Wirkungen der Steuer auf die ganze Volkswirtschaft, in Rechnung gezogen werden müssen. Wohl gibt es Steuern, die in dem oben dargelegten Sinne sozialpolitisch günstig wirken, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Wirtschaft des Landes auszuüben. Es kann aber auch der Fall sein, daß in dieser Hinsicht Gegensätze vorhanden sind, und dann erhebt sich die für den Gesetzgeber nicht ganz leichte Frage, welche Gesichtspunkte, sozialpolitische oder wirtschaftliche, den Vorzug verdienen. Das ist eine Frage, die immer nur von Fall zu Fall entschieden werden kann, und die mit in erster Linie von der augenblicklichen Lage der betreffenden Volkswirtschaft abhängt. In Zeiten, in denen das wirtschaftliche Leben sich günstig entwickelt, wird man manche Steuern mit in den Kauf nehmen können und dürfen, die zwar sozialpolitisch gut sind, auf die Wirtschaft des Landes jedoch einen ungünstigen Einfluß ausüben. Anders liegt es in den Zeiten, in denen die Volkswirtschaft sich in einem erholungsbedürftigen Zustand befindet. Unter solchen Verhältnissen muß die wirtschaftliche Seite der Besteuerung in den Vordergrund treten.



Die Uraufführung von Franz Werfels dramatischer Historie „Juarez und Maximilian" am 20. April im Stadttheater zu Magdeburg: Bild aus der vierten Szene. Von links nach rechts: Kaiser Maximilian (Lutz Altschul), Kapitän Pierron (Harald Güthe), Marschall Bazaine (Michael Pichon). Spielleitung: Dr. Adolf Winds. (Phot. F. Beck, Magdeburg.)



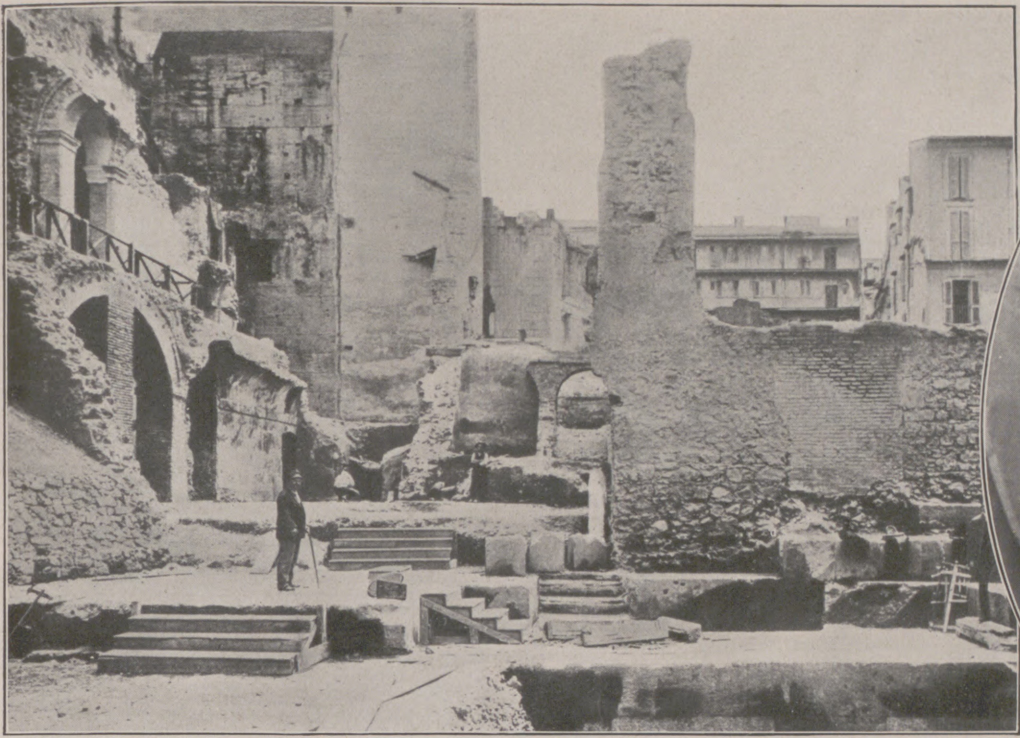
Gustav von Moser, der erfolgreiche Lustspieldichter, † am 22. Oktober 1903 in Görlitz, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 11. Mai fällt. (Siehe den Beitrag auf Seite 729.)



Szenenbild aus der deutschen Erstaufführung von Pirandellos „Die Wollust der Anständigkeit" am 24. April in den Kammerspielen zu Berlin. Von links nach rechts: Die Mutter (Hermine Straßmann-Witt), der Pfarrer (Weimann), Baldovino (Eugen Klöpfer), Agate, die Tochter (Mady Christians), der Marchese (Fritz Delius). Dekoration: Hermann Krehan. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

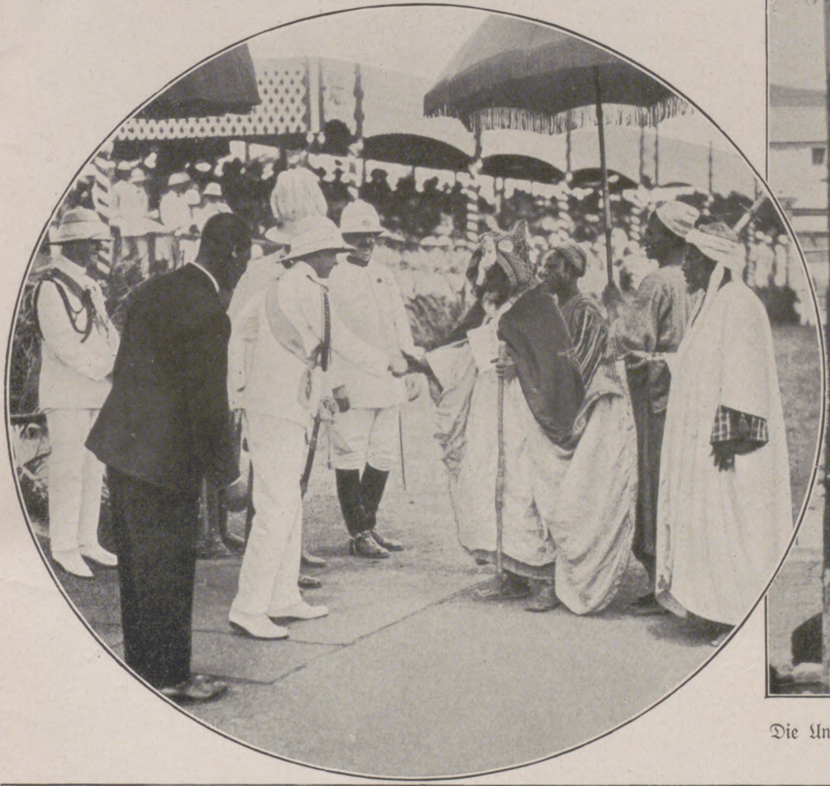


Prof. Josef Pembaur, bedeutender Pianist, Lehrer einer Meisterklasse für Klavierspiel an der staatlichen Akademie der Tonkunst in München, beging am 20. April seinen fünfzigsten Geburtstag.





Von der nunmehr vollständigen Freilegung des Augustus-Forums in Rom, das anläßlich der am 21. April gefeierten Wiederkehr der Gründung Roms in Gegenwart des Königs der Öffentlichkeit freigegeben wurde: Links: Die Nordseite des Marstempels. — Rechts: Ministerpräsident Mussolini (×) bei der Besichtigung der Pläne des Forums.





Die Unruhen bei Lord Balfours Aufenthalt in Palästina und im Libanon: Straßenkampf zwischen der Gendarmerie und der arabischen Bevölkerung bei deren Sturm auf das Hotel zu Damaskus, in dem Lord Balfour abgestiegen war. (Phot. Times.) — Links im Oval: Von der Weltreise des Prinzen von Wales: Begrüßung des Prinzen durch einen alten Negerhäuptling bei seinem Aufenthalt an der Goldküste.





Von der Beisetzung des in Wien verstorbenen portugiesischen Gesandten Dr. Francisco Manuel Couceiro da Costa am 23. April: Das Wiener diplomatische Korps nach der Leichenfeier.
Rechts: Von der Ernennung des spanischen Thronfolgers Infant Alfons zum Ehren-Instrukteur der spanischen Pfadfinder im Beisein des Königs und der Königin von Spanien: Das Königspaar beim Durchschreiten des Spaliers der Pfadfinder.













Typen aus der Rassehunde-Ausstellung zu Augsburg am 18. und 19. April.

Nach Zeichnungen von Irma v. Huppmann.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(7. Fortsetzung.)

Der Hund?" fragte Böttger.

„Seiner Majestät Lieblingshund Tyras, eine dänische Dogge, ist von seinem Platz vor dem Feuer aufgestanden, schnuppernd im Zimmer umgegangen, stellt sich plötzlich mit seinen großen täppischen Pfoten am Kamin auf, und gleich darauf klirrt das Glas, von ihm herabgestoßen, zu Boden, zerbricht, und der Liquor verrinnt in der Asche..."

Böttger atmete auf. So betrüblich dies war, so konnte man doch nicht seinem Liquor schuld am Mißlingen geben, sondern nur dem tückischen Zufall.

„Hm," äußerte Nehmitz nach einem betretenen Schweigen, „so hat der Monsieur Böttger doch darin recht gehabt, daß er alle Zeugen von dem Prozeß hat wollen ausgeschlossen wissen."

„Ist ein Hund ein Zeuge?" wunderte sich Fürstenberg.

„Es scheint doch so, daß er bei solchen subtilen und mirakulösen Unternehmungen höheren Ortes für einen solchen genommen wird." Nehmitz schloß die Augenlider bei diesen Worten bis auf einen schmalen Spalt, Böttger aber empfand doch die giftige Welle hämischer Schadenfreude in seinen Blicken.

Sollte er diesen geheimen Feind über sich triumphieren lassen? Mußte er nun nicht alles daransetzen, sich und seine Kunst vor dem König zu bewähren? „So will ich", sagte er rasch entschlossen, „nun selber mit Seiner Majestät die Probe machen."

„Dies ist es," stimmte der Fürst eifrig zu, „was ich Euch in Seiner Majestät Namen vorschlagen soll. Ihr werdet die Reise unter solchen Vorsichten und solchem Geleite machen, daß Euch weder Preußen noch Schweden aufheben können. Gleich morgen, wenn es Euch genehm ist."

„Gleich morgen."

Noch am selben Abend begab sich Böttger in sein Laboratorium, um im kleinen und für sich die Kraft seines Arkanums zu erproben und dann mit voller Zuversicht vor den König treten zu können. Als er den Geheimschrank öffnete und das Fläschchen hervorholte, taumelte er gegen die Wand.

Das Gefäß, in dem er noch vor kurzem den Liquor gesehen hatte, war vollständig leer. Er starrte das Fläschchen an, rieb sich die Augen. Es änderte nichts an der schrecklichen Tatsache, daß kein Tropfen darin zurückgeblieben war. Er hob die Kerze mit zitternder Hand und leuchtete in die Nische hinein, ob es nicht etwa durch ein unseliges Verhängnis ausgeronnen sei, aber keine Spur wies darauf hin.

Da wußte er, daß der Meister seine Hand von ihm abgezogen hatte.

XII.

Auf dem Dresdner Marktplatz war ein lebhaft bewegtes Menschengetümmel. Es sollte einer auf dem Esel reiten und dann am Pranger stehen, ein Hutmachergeselle, wie es hieß, und das war ein immer gern gesehenes Spektakel. Was er eigentlich verbrochen hatte, konnte keiner so recht sagen. Man vermutete nur so viel, daß er wegen Verbreitung unsinniger Gerüchte vom Gouverneur zu dieser Strafe verurteilt worden war.

„Was wird er gesagt haben?" murmelte man. „Daß der Mann, den der König im Schloß verborgen hält, dem Land ein unvernünftiges Stück Geld kostet."

„Es ist ein römischer Jesuit," sagte ein Kupferschmied halblaut, „der mit dem katholischen Statthalter Pläne schmiedet, wie der reine Glaube in Sachsen zu unterdrücken sei."

„Das könnte eine halbe Wahrheit sein", meinte ein Buchdrucker.

„Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge", rief ein breitschultriger Sänftenträger, der von der vornehmen Gesellschaft des Hofes seinen Verdienst hatte und darum dessen Partei nahm.

„Nehmt Euch in acht," warnte einer, „daß Ihr nicht auch auf den Esel kommt, wie der Hutmacher."

Man war im Lande Sachsen nicht allzu beglückt über die Vereinigung des Kurhutes mit der polnischen Krone, die man dem Ehrgeiz und der Prunksucht des Landesvaters verdankte, und die das Vaterland mehr kostete, als sie ihm einbrachte. Hatte August nicht, um polnischer König zu werden, seinem Glauben entsagen und den Katholizismus annehmen müssen? Und nun war eine ganze Überschwemmung durch ausländische Katholiken hereingebrochen, die täglich anstieg und sich auf die besten Stellen im Hof und in den Ämtern erstreckte.

Und der Krieg gegen Schweden, der kein Ende nahm!

Dazu die beständige Abwesenheit des Königs, während der seine Vertreter und Günstlinge ein nicht gerade mildes und einsichtsvolles Regiment ausübten!

Jetzt drang der scharfe Schlag von Trommeln durch das Gemurmel der Menge, und an der Mündung der Kreuzstraße auf den Marktplatz schob sich ein dichter Klumpen zusammen, der sich langsam löste und sich über den Platz ergoß, während die Partisanen der Lanzenträger über den Köpfen der Menschen in der Sommersonne blitzten. Die Mannschaft mußte mit festen Tritten und grimmigen Flüchen die andrängenden Massen vor sich her stemmen, damit der Gerichtsbote Platz bekam und der Büttel, der den Esel am Strick hinter sich herzog. Auf ihm saß der Verurteilte, verkehrt, das Gesicht dem Hinterteil seines wenig ehrenvollen Reittieres zugewendet; er hockte zusammengesunken da, ein Häuflein Elend.

„Sitzt ein Esel auf dem andern," sagte ein Handschuhmacher, „warum hält er das Maul nicht!"

„Wenn alle, die sich das Maul zerreißen, auf einmal sollten reiten müssen," meinte der Sänftenträger wieder, „so gäbe es nicht genug Esel im Lande Sachsen."

Der Kupferschmied aber maulte uneingeschüchtert, damit werde nicht aus der Welt geschafft, daß man allen Grund zur Unzufriedenheit habe.

„Die Stände werden schon anfragen", äußerte ein politischer Kopf.

„Was denn?"

Der Wohlunterrichtete blies sich auf. „Sie werden es sich nicht nehmen lassen, anzufragen, wohin die Summen kommen, die für den Gefangenen im Schloß ausgegeben werden."

„Es ist ein Prinz Sobieski", schrie einer.

„Der Polack?"

„Ja, ein Prinz Sobieski. Und der König hält ihn im Schloß in Haft, bis er — gegen eine ungeheure Menge Geld natürlich — auf seine Rechte an den polnischen Thron verzichtet hat."

Indessen war der Eselreiter am Pranger angelangt, wurde abgebunden und bestieg das Gerüst, wo er, weithin sichtbar, an den Pfahl gefesselt wurde. Der Gerichtsbote trat neben ihn und verlas das Erkenntnis, wonach er wegen unziemlichen Räsonierens zur Warnung der Bürgerschaft hier ausgestellt werde. Die Trommeln wirbelten; die Soldaten kämpften gegen das Gewühl; Gelächter und Murren mengten sich.

„Geschieht ihm recht!"

„Man wird doch noch sagen dürfen, was man denkt!"

„Halt's Maul! Der Statthalter..."

Ein Wagen, der auf dem Weg über den Marktplatz in der Menge steckengeblieben war, setzte sich wieder langsam in Bewegung. Die Zunächststehenden zogen die Hüte. Man sah hinter dem Glasfenster der Kutsche das unnahbare Gesicht des Fürsten Fürstenberg, der gar nicht zu bemerken schien, daß ein solches Menschengewoge um ihn war.

Er hatte es aber doch gar wohl bemerkt, denn als er im Schloß den Freiherrn von Tschirnhausen und den Leibarzt Doktor Tittmann seiner wartend traf, meinte er: „Das Volk erregt sich wegen unseres Freundes im Goldhaus... Ich habe auf der Fahrt einiges zu hören bekommen."

Tschirnhausen warf einen Blick aus dem Fenster: „Man muß sie reden lassen. Sie wissen ja nicht, um was es geht. Und daß ein Gelingen auch Glück und Wohlsein für sie bedeutet."

„Wenn es nur schon gelingen wollte!" rief Fürstenberg. „Es wäre an der Zeit, uns endlich einmal wenigstens ein Geringes von all dem Versprochenen sehen zu lassen. Muß man sich nicht über die wahrhaft erhabene Geduld Seiner Majestät wundern, die Monat um Monat sich vertrösten und hinhalten läßt?"

Tschirnhausen legte beschwichtigend die Hand auf den Arm des Freundes: „Das will alles seine Zeit haben und muß langsam reifen. Diese Dinge lassen sich nicht übers Knie brechen. Ein solches Werk bedarf nicht nur des Wissens um den Weg, sondern auch der peinlichsten Vorsicht und Sorgsamkeit, ja, sogar eines günstigen Standes der Gestirne. Nicht alle Tage sind gleich geeignet zur Arbeit, und bei widrigen Einflüssen ist es besser, eine Pause zu machen, als gegen sie etwas erzwingen zu wollen, was das Ganze schädigen könnte."

„Immerhin," sagte der Statthalter, „so wohlgesinnt ich einem Menschen bin, von dem du so große Stücke hältst, so habe ich ihn doch mehrere Male ernstlich vermahnen müssen, Prästanda endlich zu prästieren und wenigstens mit der Elaborierung eines Partikularwerkes zu einem Ende zu kommen, wenn er nicht für einen Schwindler angesehen werden soll."

„Wie kannst du", rief Tschirnhausen nicht ohne Vorwurf, „jetzt in den armen kranken Menschen so dringen, wo er sich doch in einer Verfassung befindet, die äußerste Schonung seines Geistes gebietet. Ich kann mir denken, wie ihm zumute ist: Der Freiheit beraubt, zu einem Werk gedrängt, das mehr als jedes andere Ruhe und Gleichgewicht erfordert... nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht daran schuld werdet, wenn er am Ende gar in Raserei verfällt. Höre dir nur einmal unseren wackeren Medikus an, was der dir erzählen kann."

„Habt Ihr den Laboranten besucht?" wandte sich der Statthalter an den Leibarzt.

Mit einer leichten Verbeugung antwortete Tittmann: „Ich habe ihm nach den Anweisungen Eurer Exzellenz eine Visite gemacht...

nun ist es an dem, daß seine Gesundheit einigermaßen gelitten hat, noch mehr aber sein Verstand. Er stiert oft stundenlang vor sich hin, dann aber kommen wieder Anfälle über ihn, daß er wie ein Pferd schäumt und wie ein Ochse brüllt. Er knirscht mit den Zähnen, manchmal rennt er plötzlich mit dem Kopf gegen die Wand, dann wieder wirft es ihm die Glieder so durcheinander, als sollten sie ihm vom Körper fallen, so daß zwei starke Soldaten seiner kaum Herr werden können. Auch hat er sich aufs Trinken geworfen, schüttet den Tag über bisweilen zwölf Kannen Bier in sich hinein, um sich zu betäuben."

„Meint Ihr nicht!" fragte der Statthalter mißtrauisch, „dies alles könnte Verstellung sein, damit wir ihn als einen unnützen Kostgänger laufen lassen? Vielleicht ist, aller unserer Vorsicht ungeachtet, irgendein anderer Bewerber um seine Kunst an ihn auf geheime Weise herangekommen und hat ihm Versprechungen gemacht. Der Herzog Georg von Weißenfels, der gäbe was drum, wenn er ihn kriegen könnte; hat unserm Herrn auch schon Anspielungen genug gemacht. Und die Preußen treiben sich noch immer in allerlei Verkleidungen im Land herum unter Anführung eines relegierten Studenten aus Wittenberg. So meine ich, es könnte sein, daß der Böttger uns eine Komödie vorspielt, damit er uns entkomme, weil er glaubt, es anderswo besser zu haben und seine Freiheit zu kriegen."

Über diese allzu scharfsinnigen Vermutungen schüttelte sowohl Tittmann als auch Tschirnhausen den Kopf. Er sei schon richtig krank, meinte der Arzt, so viel Urteil traue er sich schon zu. Eine Gemütsverdüsterung sei es, durch die Gefangenschaft hervorgerufen. Auch könne sich Böttger mit seinem Wärter Nehmitz durchaus nicht vertragen. Er habe dem Gefangenen nach dem Befehl Seiner Exzellenz gesagt, daß man ihn, wenn er nicht so krank wäre, schon längst hätte gern freilassen mögen; also daß er, wenn er nicht wirklich krank wäre, seine Verstellung würde aufgeben wollen, um freizukommen. Wie die Sache aber stehe, sei zu fürchten, daß er mit seiner Drohung ernst machen und sich eines Tages selbst entleiben würde.

„Ich will ihn aufsuchen", sagte plötzlich Tschirnhausen, der dem Bericht des Arztes mit Teilnahme gefolgt war.

„Geh zu ihm," stimmte der Fürst zu, „vielleicht, daß dein Anblick sänftigend auf ihn einwirkt."

Vor der Tür Böttgers angekommen, hörte der Freiherr ein eintöniges Gemurmel aus dem Zimmer hervorquellen. „Wie geht es ihm?" fragte er die beiden Soldaten, die auf dem Gang standen.

„Schlimm genug!"

Es krampfte sich Tschirnhausens Herz zusammen, als er bei seinem Eintritt Böttger ganz oben auf einem mächtigen Schrank sitzend fand. Der Gefangene hatte die Beine untergeschlagen wie ein Türke und hielt sich mit emporgehobenen Armen an den Zinken eines weitgespannten Hirschgeweihes, das über ihm an der Wand befestigt war. Ins Leere starrend, plapperte er etwas vor sich hin, das ebensogut ein Gebet wie ein sinnloses Wortgeröll sein konnte.

„Böttger!" sagte Tschirnhausen schmerzlich bewegt, „kennt Ihr mich nicht?"

Der Gefangene richtete den Blick auf ihn: „Gegrüßet seist du! Ich kenne dich wohl, du bist der Erzengel Gabriel!"

„Kommt zu Euch, Böttger, nehmt Eueren Verstand zusammen. Ich bin nicht der Erzengel Gabriel, ich bin Euer Freund Tschirnhausen."

„Du bist der Erzengel Gabriel", beharrte der Kranke, „und kommst im Namen des Heiligen Geistes."

„So steigt herunter, legt Eure Hand in die meine, schaut in meine Augen, damit Ihr mich erkennet."

„Der Heilige Geist hat mich verworfen, denn ich bin schuldig der Sünde wider ihn. Meine ewige Seligkeit ist hin." Und Böttger brach in ein klägliches Jammern aus.

„So überzeugt Euch doch," bat der Freiherr, „ich bin es, ich, der Euch liebt. Haben wir nicht viele Stunden froher und ernster Gespräche gemeinsam? Wißt Ihr nicht, wie ich Euch schätze, und daß ich von Eurem Wissen und Eurem redlichen Eifer gar sehr überzeugt bin?"

War es wirklich der warme Strahl der Liebe, die Stimme eines innig zugetanen Herzens, die das Gewölk um Böttgers Geist durchdrang? Böttger ließ das Hirschgeweih los, stützte die Hände auf die Kante des Schrankes und sah den Freiherrn von oben herab lange an. Dann zog es wie ein körperlicher Schmerz über sein Gesicht hin, und als das heftige Muskelspiel sich gesänftigt hatte, blieb ein bitteres, aber hellsichtiges Leiden zurück. Langsam ließ sich Böttger an dem Schrank herab.

„Was werdet Ihr von mir denken?" murmelte er mit beschämt abgewandtem Kopf.

„Nur Gutes, lieber Freund! Ihr tut mir innig leid, und ich möchte Euch gern helfen."

„Ihr könnt mir nicht helfen, so gut Ihr seid."

„Ihr dürft den Mut nicht verlieren", ermunterte Tschirnhausen, indem er Böttger beide Hände entgegenstreckte.

„Ich will Euch etwas sagen", flüsterte der Gefangene, indem er nahe an den Freund herantrat. „Ist Nehmitz hier?"

„Ich habe ihn fortgeschickt!"

„So will ich es Euch sagen: Ich kann es nicht wirken" — er sah den Freiherrn qualvoll zerrüttet an — „es gerät mir nicht! Nächte und Nächte... immer wieder, wenn ich glaube, nun habe ich es — es ist nichts... eine Täuschung! Und ich glaube doch, daß ich es einmal gewußt habe. Aber in meinem Gehirn ist etwas wie weggelöscht. Irgend etwas, worauf alles ankommt, fehlt. Eine Kleinigkeit vielleicht — aber ich kann sie nicht finden!"

„Ihr müßt Geduld haben", mahnte der Freiherr wieder. „Das weiß niemand besser als ich. Was ist mir nicht alles schon mißraten. Plage ich mich nicht schon seit Jahren ums Porzellan. Geduld, Geduld und wieder Geduld, das ist der große Helfer..."

Es war dasselbe, was ihm einst der Meister gesagt hatte. Aber selbst aus diesem Freundesmund hörte sich das heute wie Hohn an. „Geduld — wenn man ein Gefangener ist!" murmelte er verbittert.

„Es mag schmerzlich sein", gab Tschirnhausen zu. „Vielleicht gelingt es mir, den König zu bewegen, daß er Euch gegen Ehrenwort freigebe... ich vertraue Euch, mag Euch das ein Trost sein. Und es wird ein Tag kommen, an dem Ihr triumphieren werdet."

„Gebe Gott, daß ich Euch Euere Treue einmal vergelten kann!" sagte Böttger bewegt und konnte nicht verhindern, daß sich ihm die Augen mit Tränen füllten.

XIII.

Es stand schlimm um Böttger.

Er hatte sich, vom Statthalter und von immer dringender werdenden Briefen des Königs beständig gemahnt, zu Versprechungen verstiegen, die er nicht halten konnte. Hatte Termine angegeben, zu denen er große Summen hergestellt haben werde, zur Peter-und-Paul-Messe auf einmal dreihunderttausend Taler, dann monatlich regelmäßig hunderttausend Taler. Er hatte sogar — als habe er wirklich den Erfolg schon in der Tasche — angefragt, ob er das gewonnene Gold erst allemal dem Statthalter anzeigen oder dem König unmittelbar senden solle. Dabei war er klug genug gewesen, den König wieder zu erinnern, daß er Gott vor Augen und im Herzen haben und sich stets so hoher Gnade würdig machen müsse, also daß Böttger schlimmstenfalls, wenn es nicht nach Wunsch ging, sich darauf ausreden konnte, die Schuld liege nicht an ihm, sondern an des Königs leichtfertigem und unfrommem Wandel.

Seine Verlegenheiten hatten ihn zu Schlichen und Praktiken verleitet. In ein ganzes Netz von Lügen versponnen, hätte er sich jetzt nur noch durch ein aufrichtiges Bekenntnis seiner Unfähigkeit befreien können. Das aber wagte er nicht, da ihm bereits große Geldsummen durch die Hände geflossen waren und er fürchten mußte, als Betrüger zur Verantwortung gezogen zu werden. Während der König und alle Eingeweihten, von Böttgers Verheißungen entflammt, auf den Goldstrom ungeduldig warteten, war er von seinem Ziel so fern wie nur je. Umsonst stürzt er sich in den lichten Pausen zwischen den Anfällen seiner Verstörtheit auf die Arbeit, zerbrach sich den Kopf über die dunklen Worte seines geliebten Helmont, suchte Rat in Merkers „Archotologia cosmica", sogar in Kunckel von Löwensterns „Ars vitraria experimentalis". Immer wieder grübelte er über jenes Rezept, das er damals nach den Weisungen des Meisters zu Papier gebracht hatte, und immer deutlicher wurde ihm, daß ihm irgendein entscheidender Punkt entgangen sein mußte.

Darüber rann seine Jugend dahin, der das Gold der Freiheit genommen war, ein begehrenswerteres Gold als jenes, das er sich zu machen vermaß.

Dieses alles hielt sich Böttger vor, während er im Feigengarten unter einem scharlachroten, mit schwefelgelben Flammen überwehten Abendhimmel seinen Spaziergang machte. Auf all die Lebensdüsternis war jetzt noch ein besonders breiter und bedrohlicher Schicksalsschatten gefallen. Mit einem hämischen Behagen hatte ihm Nehmitz erzählt, daß der König schon wieder eine große Bataille verloren habe. Nachdem die Sachsen vor kaum Jahresfrist bei Klissow geschlagen worden waren, nachdem Karl der Zwölfte Krakau eingenommen hatte, war der König vor kurzem von seinem Feind bei Pultusk unter großen Verlusten niedergerungen worden. Nun belagerte der Schwede die Stadt Thorn, und der eben eröffnete Reichstag zu Lublin ließ sich ganz so an, als ob dem König bei dieser Gelegenheit die polnische Krone völlig vom Haupte rutschen würde. Unter sotanen Umständen wurde der König, wie Böttger aus Erfahrung wußte, immer besonders dringend, und Nehmitz versäumte nicht, seinen Schützling darauf aufmerksam zu machen, daß ihm diesmal die hohe Politik eine höchst ungemütliche Schlinge um den Hals lege.

Jetzt lagerte Nehmitz, zufrieden mit der Angst, die er in Böttgers Seele geschüttet hatte, im Gras und schaute zwischen den Feigenbäumen in den roten Himmel, während er mit einem Grashalm in den Zähnen stocherte.

Wie Böttger in seinen Sorgen auf und nieder ging, stand plötzlich hinter einem Fliederstrauch ein schwarzgrau gekleideter Knabe, der ihm leise zuflüsterte, er möge an das Gitter kommen, wo ein Herr warte, der ihn zu sprechen wünsche.

„Was will der Herr?" fragte Böttger.

Der Knabe zuckte die Achseln und schlüpfte ins Gebüsch. Zögernd warf Böttger einen Blick zurück, aber Nehmitz lag jetzt auf dem Bauch und bemerkte nichts. Da ging der Gefangene langsam zum Gittertor und fand da richtig einen kleinen Herrn mit einer geradezu lächerlich schiefen Nase, der durch ein blaues, mit Goldstickerei besetztes Kleid und einen roten, gleichfalls goldgestickten Mantel sich als ein Mann vom Stande auswies.

(Fortsetzung folgt.)



An der Obermainbrücke in Frankfurt-Sachsenhausen. Nach einem Aquarell von August Lachenmeyer.

Der Börsenverein der Deutschen Buchhändler in seinem ersten Jahrhundert.

Von Dr. Friedrich Schulze, Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig.



Carl Christian Horvath, der die Anregung zur Gründung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler gab und zu dessen Ehrenvorsteher ernannt wurde.



Der Geschäftsführende Ausschuß der vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler gegründeten Deutschen Bücherei zur Zeit der Erbauung. Nach einem Gemälde von Prof. Hugo Vogel.

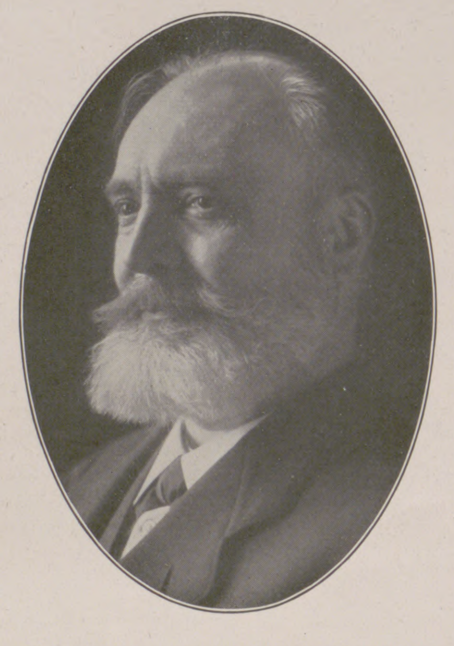
Von links nach rechts: Stehend: Kommerzienrat Artur Seemann, Leipzig; Oberbürgermeister Geh. Rat Dr. Dittrich, Leipzig; Geh. Kommerzienrat Dr. h. c. Karl Siegismund, Berlin; Prof. Dr. Paalzow, Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Sitzend: Hofrat Dr. Erich Ehlermann, Dresden; Staatsminister Dr. Otto Schroeder, Dresden; Geh.-Rat Prof. Dr. Boysen, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig; Hofrat Dr. Arthur Meiner, Leipzig.



Dr. Friedrich Campe, eigentlicher Begründer und erster Vorsteher (1825 bis 1828) des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

Je weniger ein örtlicher innungsmäßiger Zusammenschluß für die Buchhändler früherer Zeit zweckdienlich und möglich war, da sie ihrer Aufgabe, Bücher zu vertreiben, gerade in weitmaschiger Verteilung über das ganze Land hin am besten nachkamen, um so stärker mußte schließlich der Ansporn werden, durch eine Vereinigung vieler Standesgenossen deutscher Zunge eine umfassendere Berufsgemeinschaft herzustellen, die ja auch kein künstliches Gebilde war, sondern den tatsächlich vorhandenen, nach allen Seiten reichenden buchhändlerischen Geschäftsbeziehungen entsprach. Eine solche umfassende Berufsgemeinschaft ist der nun seit hundert Jahren bestehende Börsenverein. Woher rühren seine Anfänge, und wie ist seine Entwicklung verlaufen?

Es ist merkwürdig, daß auch von geschichtlich Unterrichteten recht abweichende Gründernamen genannt werden. Während der eine Perthes als Stammvater bezeichnet, hält der andere mit gleicher Bestimmtheit Carl Christian Horvath aus Potsdam dafür, und wenn auch keiner von ihnen recht hat, so hat auch keiner ganz unrecht, denn die Wirksamkeit beider Männer ist aus der Geschichte nicht wegzudenken. Man kann selbst noch weiter bis in die Zeit zurückgreifen, als zur Ostermesse 1765 Philipp Erasmus Reich, der Teilhaber und Geschäftsführer der Weidmannschen Buchhandlung, in Leipzig die „Buchhandels-Societät" ins Leben rief. Vorausgegangen war jene entscheidende Absage der norddeutschen Buchhändler an die Frankfurter Büchermesse, und Leipzig sollte nun auch der Mittelpunkt der den Buchhandel durchdringenden Reformbestrebungen werden. Die „Societät" war in mannigfacher Hinsicht Vorstufe des Börsenvereins. Auch sie hatte bereits als Hauptziel die Bekämpfung des Nachdruckes in ihre Statuten aufgenommen, und sie wollte überdies gegen „teils zwiefache, teils betrügliche Bücherpreise" und gegen jede Form des Scheinbuchhandels vorgehen. Mehr als fünfzig deutsche Buchhändler aus einem Gebiet zwischen Zürich und Königsberg, zwischen Hamburg und Breslau hatten sich unterschriftlich auf diese Grundsätze verpflichtet. Den damaligen Messegewohnheiten entsprechend, waren noch zwei Versammlungen im Jahre vorgesehen. „Jedesmal der erste Mittwoch nach eingeläuteter Oster- und Michaelsmesse, und zwar von drei Uhr des Nachmittags an, in Hrn. Erckels Behausung eine Treppe hoch", war für die Zusammenkünfte festgesetzt worden. „Hrn. Erckels Behausung" war Nicolaistraße 24, Quandts Hof.



Max Röder, der jetzige Erste Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. (Phot. Fritz Reinhard. Leipzig.)

Aber wann hätte je ein erster Ansturm in eine Mauer von wirklichen oder vermeintlichen Privatvorteilen Bresche geschlagen? So war es nicht unklug, daß man sich das nächstemal ein viel eingeschränkteres Ziel, die Erleichterung der Abrechnung, steckte. Paul Gotthelf Kummer, der „Musterkommissionär", der zuerst diesen Gedanken faßte, mietete zur Ostermesse 1792 in dem schönen Romanushause, Ecke Brühl und Katharinen-Straße, für diesen Zweck gemeinsame Räume. Er erkannte, daß es noch am ehesten gelingen würde, die Berufsgenossen für die Benutzung einheitlicher Börsenräume zu gewinnen. Wenn die Organisation des deutschen Buchhandels später den für den Fernerstehenden stets schwer begreiflichen Namen „Börsenverein" erhielt, so liegt hier der Ursprung.

Aber selbst für das praktisch Begrenzte zu werben, hielt noch schwer genug. Der Leipziger Kummer ließ die Idee fallen, und ein Auswärtiger, Carl Christian Horvath, nahm sie auf. Seine Schöpfung war die Buchhandelsbörse im Paulinerhof. Jetzt wurde der Zusammenhang von Buchhandel und Wissenschaft gewissermaßen schon äußerlich betont, indem man die Gastfreundschaft der Universität genoß, die im Erdgeschoß desselben Gebäudes, in dem jahrhundertelang die Universitätsbibliothek lag, den theologischen Hörsaal gegen eine vertragliche Mietzahlung überließ. Die Horvathsche Börse, die eine von den regelmäßigen Teilnehmern gestützte Privatunternahmung war, bestand von 1797 bis 1824.

Bei Horvaths zunehmendem Alter, nicht weniger aber aus inneren Gründen, ergab sich dann das Bedürfnis einer Änderung. Sie wird am Sonnabend vor Kantate, 30. April 1825, in die Form fester Beschlüsse gebracht, die äußerlich mehr als die Fortbildung des bisherigen Zustandes erscheinen, tatsächlich aber ein ganz neuer Anfang sind. An der Spitze steht nun der Grundsatz: „Die von den auswärtigen Buchhändlern gestiftete und von ihnen mit Mobiliar und Utensilien versehene Buchhändlerbörse ist ein öffentliches Institut, der gesamten Korporation gehörig, worüber auch, und zwar





Links: Die am 26. April 1836 eingeweihte Deutsche Buchhändler-Börse in der Ritterstraße zu Leipzig. — Rechts: Die Festfeier im Großen Saal der Buchhändler-Börse am 28. April 1861 zur Erinnerung an die erste, zur Ostermesse 1836 in diesem Gebäude abgehaltene Generalversammlung des Börsenvereins. Nach zeitgenössischen Zeichnungen in der „Illustrirten Zeitung".

Zur Hundertjahrfeier der Gründung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler am Kantate-Sonntag, dem 10. Mai.

alljährlich, öffentlich Rechnung abgelegt werden muß.“ Nun pflegen sich auch im staatlichen und kommunalen Leben an Haushaltdebatten und Rechnungslegungen die wichtigsten Erörterungen anzuschließen, und etwas Ähnliches schwebte schon den Anregern dieser Umwandlung vor, unter denen der Nürnberger Buch- und Bilderhändler Friedrich Campe und Bernhard Friedrich Voigt aus Ilmenau hervorragen. Sie wollten parlamentarische Praxis und die bewußte Schaffung einer allgemein gebilligten Tradition. Sie erstrebten „Grundakten des Buchhandels“, die, ohne die Handelsfreiheit anzutasten, zu einer aus freien Stücken angenommenen Ordnung führen sollten. Damit ging man über den Gedanken der Abrechnungserleichterung weit hinaus und knüpfte wieder an ältere Reformprogramme im Reichschen Sinne an.

Aber zunächst brachte die Ausgestaltung der Börse noch hinreichend Sorgen mit sich, zumal sich nur ein Teil des deutschen Buchhandels zu der Notwendigkeit einer solchen neuen Einrichtung bekannte. Namentlich die Leipziger schlossen sich aus. Sie waren es gewohnt, daß die Auswärtigen zu ihnen kamen, aber sie übersahen, daß dies kein dauerndes Recht bleiben konnte. Schon bald, nach 1815, begann die Stadt sich zu dehnen, und mehrere große Betriebe, wie Brockhaus und Teubner, siedelten sich vor den Toren in der östlichen Vorstadt an. Die Entwicklung des noch heute stark buchhändlerisch betonten Leipziger Ostens nahm ihren Anfang. Da war es denn eine Zumutung, wenn mit jedem der vielen Einzelbeträge, die gezahlt oder empfangen werden sollten, Wege verbunden waren. Der Auswärtige, der häufig wochenlang der Häuslichkeit und dem Geschäfte fernbleiben mußte, hatte alles Interesse an einer Abkürzung seines Besuches und empfand es unangenehm, daß er auf so wenig Entgegenkommen stieß. Aber innerhalb des ersten Börsenvereinsjahrzehntes wird diese Spannung überwunden, und da die alten Räume im Paulinum nicht mehr ausreichen, gehen die Leipziger und die Auswärtigen nunmehr vereint an den Bau eines eigenen Börsengebäudes für den Buchhandel heran. Das Haus östlich der Nikolaikirche, das Geutebrück in den Formen eines unaufdringlichen Klassizismus errichtete, ist heute wieder in den Besitz der Universität übergegangen, und der große Börsensaal des ersten Stockes dient als Speisesaal des studentischen Konvikts. Vordem hatte eine der Bursen, die Bursa bavarica, auf diesem Platze gestanden. Die Grundsteinlegung am 26. Oktober 1834 war ein großes, weit über das Lokale hinausgehendes Ereignis, ein Vorspiel der ganz Deutschland begeisternden Gutenbergfeier von 1840. In dem Zuge, der sich aus dem Paulinerhofe zur Ritterstraße hin bewegte, waren die Farben aller deutschen Bundesstaaten vertreten. „Ich habe wohl kaum eine schönere Feier mitgemacht“ lautete das Urteil eines der Veteranen der ersten Börsenvereinszeit, von Friedrich Johannes Frommann. Noch bei der 25-Jahrfeier der Einweihung, Kantate 1861, klingt etwas von der ursprünglichen Schöpferfreude nach, mit der die Weihestimmung bei der Übernahme des Deutschen Buchhändlerhauses 1888 nicht entfernt mehr verglichen werden kann. Begreiflicherweise, denn damals konnte die Standesbewegung bereits auf manche Erfolge zurückblicken.



Vom Jubiläum des 50jährigen Bestehens des Börsenvereins: Der Festaktus im Saal der Buchhändler-Börse am 25. April 1875. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung in der „Illustrirten Zeitung“ von G. Sundblad.



Von der Buchhändler-Kantatefeier im Jahre 1909: Otto Petters aus Heidelberg sammelt mit dem berühmten Hosenklingelbeutel am Sonnabendabend vor Kantate in Aeckerleins Keller zu Leipzig zum zehnten Male für die Otto-Petters-Stiftung zum Besten unterstützungsbedürftiger Angehöriger des Buchhandels. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung in der „Illustrirten Zeitung“ von Otto von der Wehl.

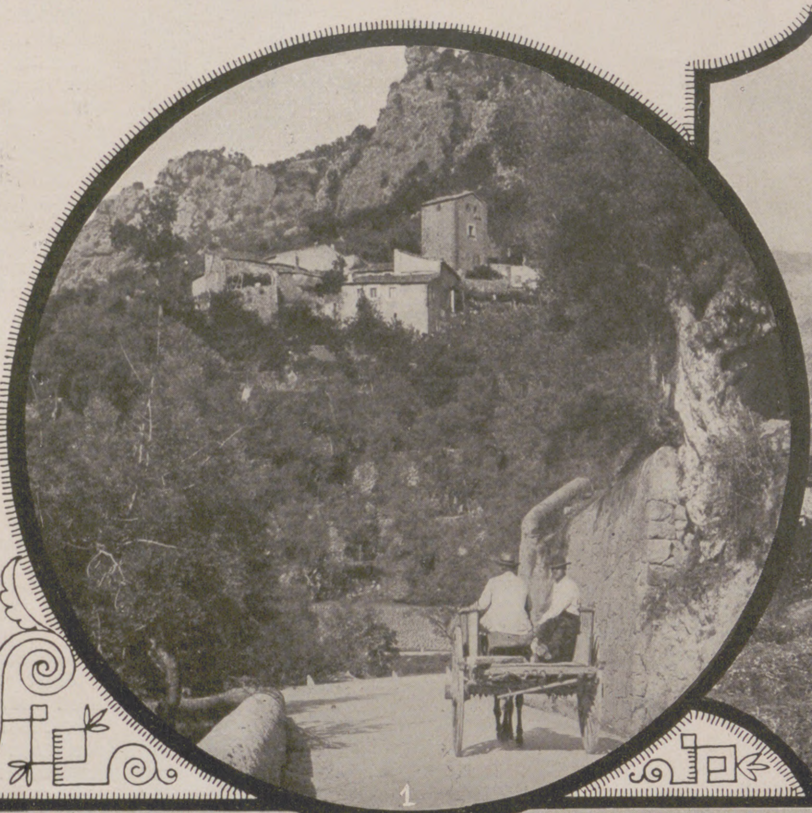
In den dreißiger Jahren liegt überhaupt der erste Höhepunkt der Vereinstätigkeit. Seit Anfang 1834 erschien das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, und damit war in der weitverzweigten Organisation ein zunächst wöchentlicher, später aber werktäglicher Zusammenhang hergestellt. Und ebenso griff man Reformpläne wieder auf, wie sie Philipp Erasmus Reich gehabt hatte, und kämpfte gegen Nachdruck und Zensur.

Als man 1875 die Fünfzigjahrfeier des Vereins beging, konnte man glauben, am Ziele zu sein. Und Erstes, Wichtigstes war geschehen. Aber neue Fragen und Anforderungen werden gestellt. Der Kampf um die Aufrechterhaltung des Ladenpreises war eine Sache wirtschaftlicher Selbstbehauptung. Es hat Jahre bedurft, bis man dafür die einigende Formel fand. Und vor noch größere Schwierigkeiten wird der Börsenverein in der Kriegs- und Nachkriegszeit gestellt. Auch diese gewaltigen Hindernisse hat der Verein glücklich überwunden, und er versucht nunmehr im Gegenteil, durch eine eifrige Werbetätigkeit im Inland wie im Ausland Verlorenes zurückzugewinnen und, wenn möglich, Neuland aufzuspüren. Zwischen diesen beiden aufreibenden Entwicklungsabschnitten der siebziger bis achtziger Jahre und neuesten Datums liegt eine längere ruhig-glückliche Zeit. In ihr bestand die Möglichkeit des Reifens für so umfassende Pläne wie die Errichtung der Deutschen Bücherei, die, mit Unterstützung von Stadt, Staat und Reich vom Börsenverein begonnen, zu Ende geführt und durch schwierige Zeiten hindurch gerettet worden sind. Damit ging ein wissenschaftliches Institut von hoher Bedeutung und gesamtdeutschem Wirkungsbereich aus dem Buchhandel hervor, da hier als an der einzigen Stelle das deutsche Schrifttum vollständig gesammelt wird.

Als fachliche Organisation hat der Börsenverein der Deutschen Buchhändler natürlich sich mit vielen Einzelheiten beschäftigt, an denen die Gesamtheit des Volkes im allgemeinen wenig Anteil nimmt, aber seine bedeutendsten Leistungen dürfen Anspruch auf geschichtliche Beachtung erheben. Sie sind, dem Wesen des Buchhandels entsprechend, eng mit den Bedingungen der deutschen Geistesentwicklung verbunden.



Das Kantate 1888 eingeweihte Deutsche Buchhändlerhaus in der Hospitalstraße zu Leipzig. Erbaut nach den Plänen von Kayser und v. Großheim.



1



2



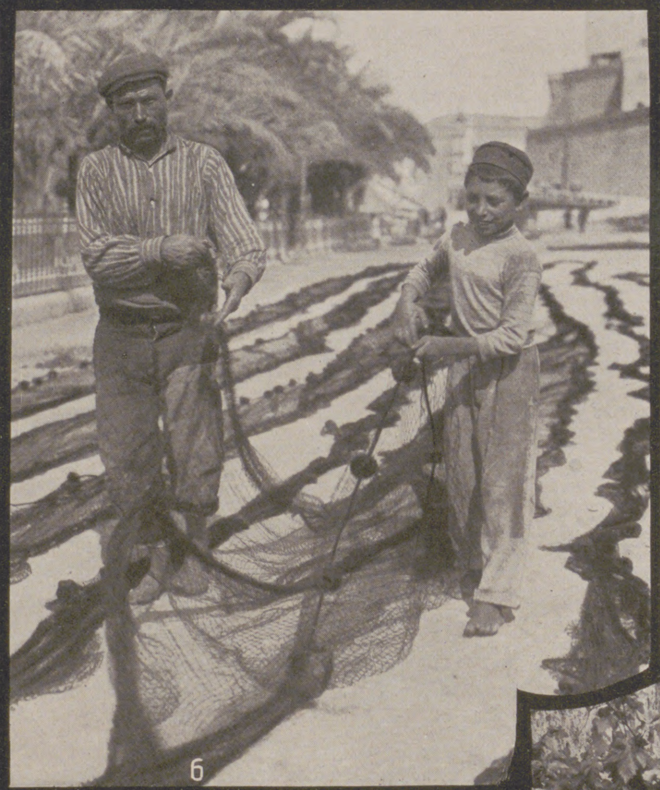
3



4



5



6

1. Landstraße im gebirgigen Nordwesten der Insel unweit des Dorfes Deya.
2. Ortseingang von Soller, dem am Fuße des Puig Mayor gelegenen bekannten Orangenexporthafen.
3. Das alte Kartäuserkloster „la Cartuja“ in der Ortschaft Valldemosa, wo Chopin einen Winter mit seiner Freundin George Sand verlebte und die meisten seiner berühmten Präludien schuf.
4. Windmühlen im südlichen Teil der Insel.
5. Die „Roca horadada“ (durchlöcherter Fels) an der malerischen Nordwestküste.
6. Fischer am Strande von Palma bei der Arbeit an ihren Netzen.
7. Häuser auf der alten Stadtmauer von Palma, der Hauptstadt Mallorcas.
8. Wallfahrtskapelle bei Felanitz im Süden der Insel.
9. Blick auf den Hafen und die Stadt Palma mit der Kathedrale im Hintergrund.
10. Ein Hauseingang in dem Dorfe Deya.
11. Die Kathedrale in Palma, daranstoßend der Palacio real, der sich auf den Resten der alten Königsburg erhebt.



7



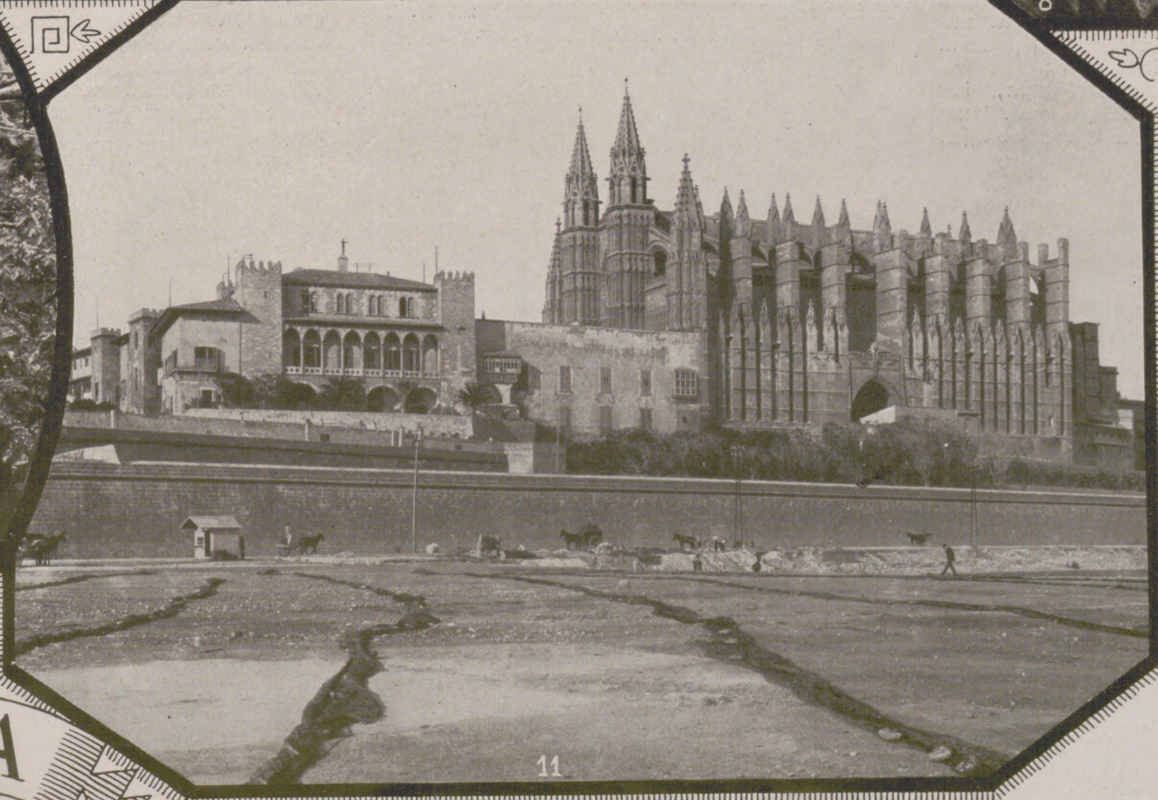
8



9



10



11

DIE INSEL MALLORCA

Die Forschungsreise des deutschen Kriegsschiffes „Meteor".



Übernahme des Proviants vor der Ausreise.



Das Schiff beim Verlassen des Hafens.

Die alte Kaiserliche Marine widmete sich vor dem Kriege rege und mit großem Erfolge wissenschaftlicher Forschungstätigkeit. Erinnert sei an die bekannten Tiefseeuntersuchungen des Dampfers S. M. S. „Gazelle" bei einer Reise um die Welt in den Jahren 1874 bis 1876, des weiteren an die Forschungsreise von S. M. S. „Planet" nach der Südsee 1906 bis 1908 und an die Expedition von S. M. S. „Möwe" nach Westafrika im Jahre 1911.

Der Weltkrieg machte dem plötzlich ein Ende, und die politischen und finanziellen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit gestatteten nicht, sofort derartige Unternehmungen wieder in Angriff zu nehmen. Doch bereits im Jahre 1919 begann die Marineleitung trotz der mannigfachen Schwierigkeiten wieder, an die alten Traditionen auf diesem Gebiete anzuknüpfen.

In enger Zusammenarbeit mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und wissenschaftlichen Instituten bereitete sie eine große ozeanische Forschungsreise vor, deren Plan von dem Direktor des Berliner Instituts für Meereskunde, Prof. Dr. Merz, entworfen wurde. Eine Kommission unter dem Vorsitz von Sr. Exzellenz Schmidt-Ott, dem Präsidenten der Notgemeinschaft, stellte den wissenschaftlichen Stab zusammen. Zur Erprobung der Maschinen und Instrumente und zur methodischen Einübung der Expeditionsteilnehmer im wissenschaftlichen Beobachtungsdienst unternahm dann im Januar 1925 das Vermessungs- und Forschungsschiff „Meteor" eine vierwöchige Vorexpedition in den Atlantischen Ozean, die sich bis zu den Kanarischen Inseln erstreckte.

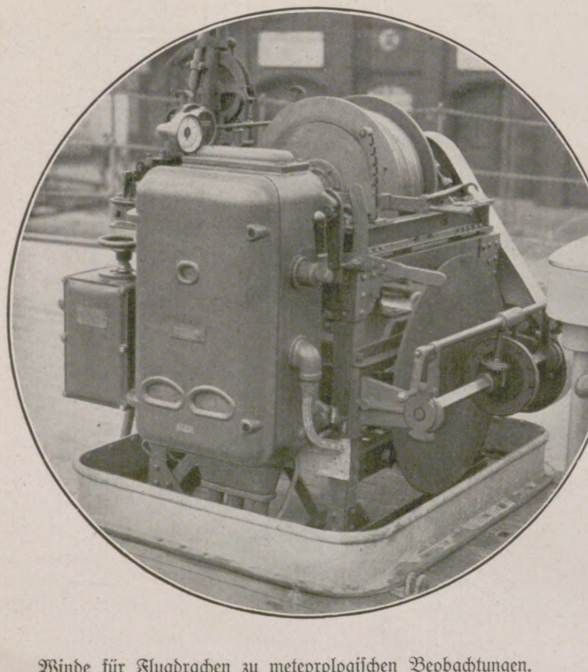
Am 16. April hat nun der „Meteor" unter seinem Kommandanten, dem Fregattenkapitän Spieß, mit einer Besatzung von 136 Mann aufs neue die Heimat verlassen und seine große zweijährige Forschungsreise nach dem südlichen Atlantischen Ozean angetreten. „Meteor" wird auf seiner Reise als erstes deutsches Kriegsschiff nach dem Weltkriege die Flagge wieder in südamerikanischen und afrikanischen Häfen zeigen und damit unsere Landsleute grüßen, die mit unerschütterlicher Treue an ihrem Deutschtum festhalten. Der Marine ist so Gelegenheit gegeben zur Erfüllung einer ihrer vornehmsten Aufgaben, der Stärkung des Ansehens der Auslandsdeutschen. Auch für die deutsche Wissenschaft ist von den Ergebnissen der Expedition viel zu erwarten.



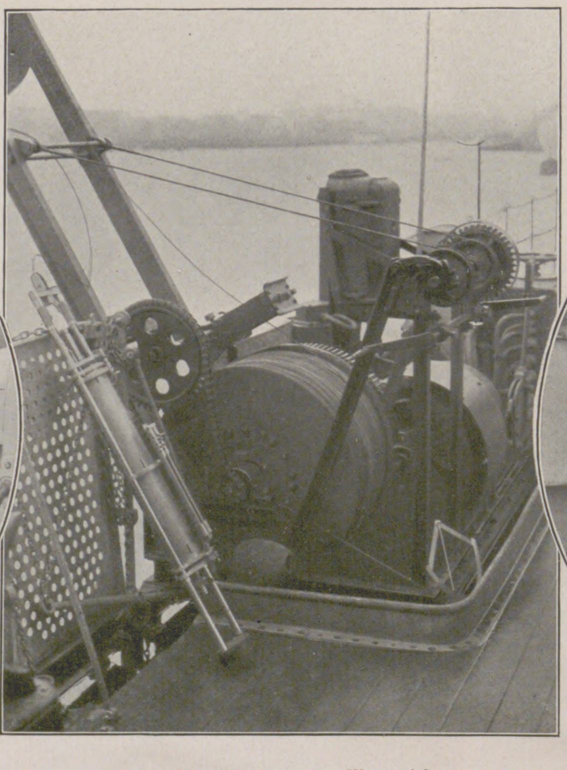
Der Kommandant Fregattenkapitän Spieß (links) und der Leiter der wissenschaftlichen Kommission, Prof. Dr. Merz.

Im Vordergrund der wissenschaftlichen Arbeit des „Meteor" steht die Ozeanographie mit dem Problem der ozeanischen Strömungen im südatlantischen Ozean. In engem Zusammenhang mit diesen hydrographisch-physikalischen Fragen stehen die biologischen Forschungen über das Vorkommen von Organismen und über deren wichtigste Nährstoffe im Meerwasser; hier schließen sich wieder die chemischen Untersuchungen über den Sauerstoff- und Stickstoffgehalt des Wassers in den verschiedenen Tiefen an. Die geologische Untersuchung der durch die Tiefseelotungen heraufgeheholten Proben des Meeresbodens bezweckt, neben rein geologischen und morphologischen Ergebnissen Aufschlüsse über die Bodensedimente in chemischer und biologischer Hinsicht zu gewinnen. Weiter gehört in den Aufgabenkreis der Reise die Meteorologie der Meeresoberfläche, für die Wind-, Temperatur-, Verdunstungs- und Strahlungsmessungen an der Wasseroberfläche vorgenommen werden sollen. Die meteorlogische Untersuchung der höheren Luftschichten wird der Erforschung der noch ganz unbekannten Luftzirkulation über dem Atlantischen Ozean dienen und ihre praktische Auswertung der Seeschiffahrt und der Luftschiffahrt dienstbar gemacht werden. Ferner sind nautische und technische Untersuchungen beabsichtigt, wie die topographische Aufnahme des Meeresbodens mit akustischen Lotmethoden, erdmagnetische Feststellungen, astronomische Ortsbestimmungen, Untersuchungen über Peilungen mittels Funkentelegraphie und luftelektrische Messungen. Schließlich sollen stereophotographische Wellenaufnahmen im Verein mit exakten Registrierungen der Bewegungen des Schiffes im Seegang Aufschlüsse über die Größe und Periode der Meereswellen bringen und mittels kinematographischer Zeitlupenaufnahmen der Flug der großen Seevögel, wie z. B. des Albatros, erforscht und dem Studium des Seefluges nutzbar gemacht werden.

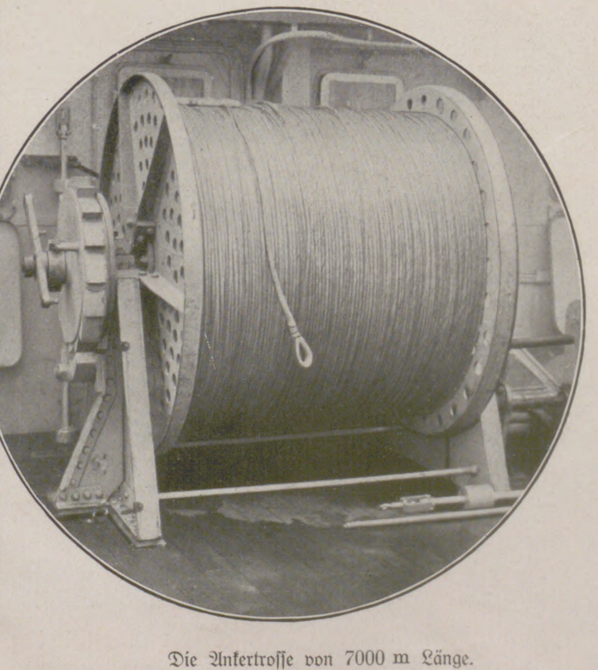
Zur Vornahme exakter Strömungsmessungen hat das Schiff eine besondere Tiefseeankereinrichtung erhalten, die ihm das Ankern auf Tiefen bis zu 6000 Meter ermöglicht. Neben einem modern eingerichteten chemischen Laboratorium, einem Zeichenraum, zwei ozeanographischen Heißtrommeln, zwei großen Lukas-Lotmaschinen und einer meteorlogischen Drachenwinde führt der „Meteor" noch Geräte zur Windmessung in größten Höhen mit sich, so daß er den ihm gestellten Aufgaben in vollstem Maße gerecht werden kann.



Winde für Flugdrachen zu meteorologischen Beobachtungen.



Wasserschöpfer für große Meerestiefen.



Die Ankertrosse von 7000 m Länge.

Sommer-Toiletten.

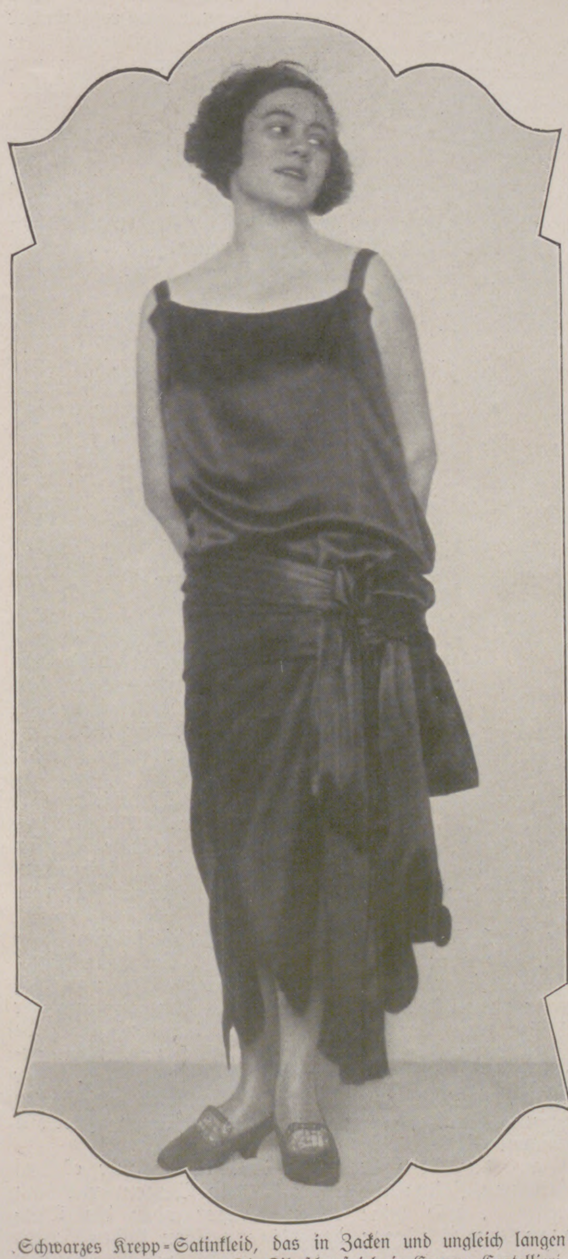


Die Filmschauspielerin Arlette Marschall in einem hellgemusterten Kleid und mit einem kleinen japanischen Schirm. (Phot. Zimbler, Wien.)

Obwohl unsere Frauenwelt noch mitten in den Frühlingsmodensorgen steckt, beginnt schon die Sommermode ihre Schatten zu werfen. Da ist vor allen Dingen der Pelerinenmantel in Holzbraun oder Beige, besonders für schlanke Frauen geeignet, zu nennen. Man will es dieses Jahr versuchen, die hellen beigetonigen Pelzarten im Sommermodenbild festzuhalten, und so erscheint der Pelerinenmantel vielfach mit breitem Luchsbesatz. Buntgestickte Kleider sind ebenfalls eine Neuheit für den Sommer, und man übersät weiße Crêpe-Georgette-Kleider mit buntgestickten Blüten. Die Zusammenstellung ist frisch und duftig und wirkt ungemein kleidsam und jugendlich. Der kleine japanische Schirm, im Vorjahr bereits vielfach am Strand zum Pyjama und Badekostüm getragen, wird dieses Jahr zur eleganten Toilette gewählt. Die wieder etwas länger werdenden Sommerabendkleider bevorzugen die ungleiche Zackenart, um damit größere Kürze vorzutäuschen. Claire Patek.



Mit weißen Wollblumen besticktes Seidenjäckchen, das eine duftige weiße Rüschengarnitur ziert. Trägerin: Die Schauspielerin Hilde Wall. (Phot. Zimbler, Wien.)



Schwarzes Krepp-Satinkleid, das in Zacken und ungleich langen Teilen endet. Trägerin: Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri. Modell: Schostal & Laderer, Wien. (Phot. Trude Fleischmann, Wien.)



Holzgelber Mantel in Pelerinenform mit Luchsbesatz. Dazu kleiner aufgeschlagener Hut. Trägerin: Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri. Modelle: S. Ungar, Wien (Mantel); Berteaux, Wien (Hut).



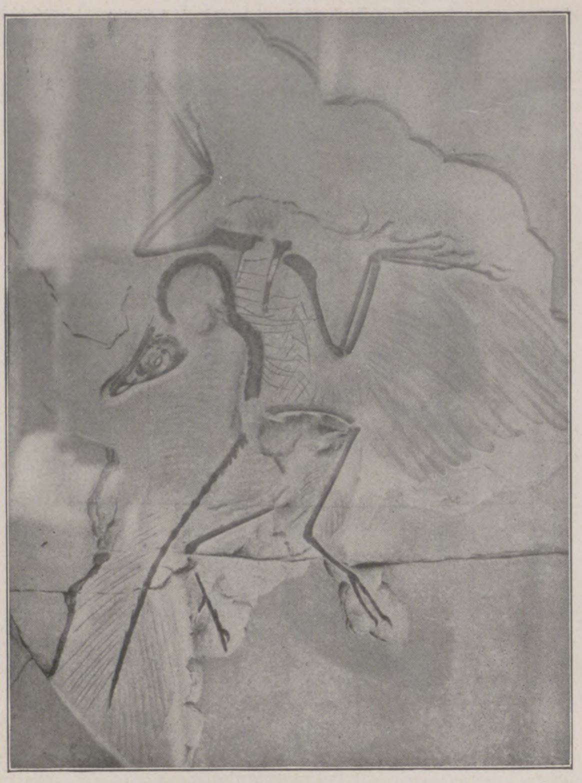
Rechts nebenstehend: Weißes Crêpe-Georgette-Kleid mit buntgestickten Blumen. Trägerin: Die Operettensoubrette Louise Kartousch. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Beginn des tierischen Lebens auf der Erde.

Von Dr. A. Schrammen. Mit vier Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Für unsere Erkenntnis ist der Werdegang der Tierwelt einem geheimnisvollen Tempel vergleichbar. Sein Vorhof ein dunkles Labyrinth; vor der Pforte zum Allerheiligsten, die nicht nur durch eins, nein, gleich durch zwei hintereinander liegende und fest verschlossene Tore gesperrt ist, harrt die Wissenschaft.

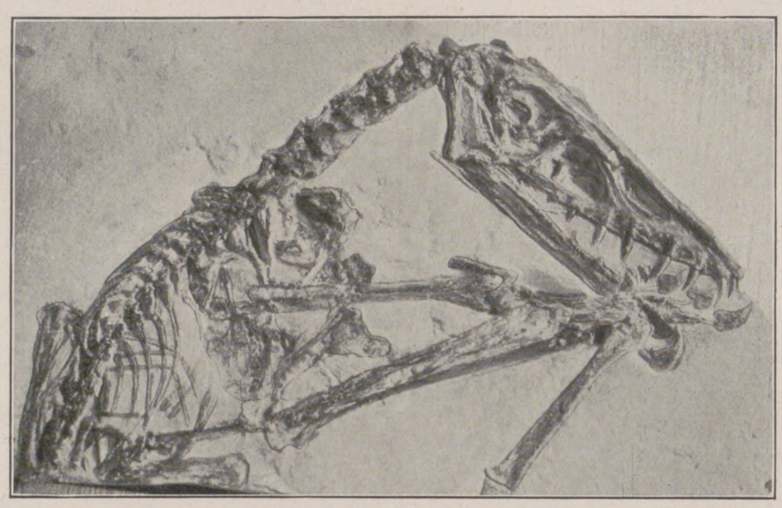
Was bedeutet das Bild? Es will weisen, daß die Forschung eines Ariadnefadens bedurfte — im Entwicklungsgedanken wurde er gefunden — der über die verschlungenen Wege leitet, welche die Tiergeschlechter und mit ihnen die Vorfahren des Menschen in Äonen gegangen sind, und daß der tatsächliche Nachweis des Beginns der Geschöpfe jetzt und für alle Zukunft auf zwei unüberwindliche Hindernisse stößt, die es bedingen, daß von allen tierischen Lebensformen nur der scheinbare, aber niemals der wirkliche Anfang erkannt werden kann.



1. Urvogel (Archaeopteryx). Aus dem Jurakalk von Solnhofen.

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so fern, da die mit den Tieren der Vorwelt beschäftigte Naturforschung von der Annahme ausging, die erdgeschichtlichen Perioden, die als geologische Formationen unterschieden werden, seien auch die Entstehungsstätten der durch versteinerte Überreste aus ihnen bekannten Tiere. Man ließ also das Leben in der kambrischen Formation oder wenigstens in ihrer Nähe beginnen, denn in jenen uralten Schichten werden die ältesten tierischen Relikte gefunden, die bekannt sind. Diese heute verlassene Annahme hatte mehrere Gründe. Einer der schwerwiegendsten war das Fehlen von irgendwelchen Versteinerungen in dem viele Kilometer dicken Mantel geschichteter Gesteine, die vor der Bildung der genannten Schichten aus den Niederschlägen der urweltlichen Meere entstanden. Ein weiterer Grund war die Primitivität der kambrischen Fauna. Wohl näherte sich manches schon dem Scheitelpunkt der Entwicklung. Die große Masse, namentlich der sogenannten höheren Tiere, fehlte aber scheinbar — das Wort wird mit Vorbedacht gebraucht — vollständig. Eine dritte Ursache ging von den ungünstigen Bedingungen aus, die die kambrische Zeit in bezug auf die Überlieferung von Lebewesen bot. Durch all dies konnte die Tierwelt des Kambriums das Bild einer noch in den Windeln liegenden Schöpfung vortäuschen. Inzwischen hat man aber erkannt, daß jene Fauna keineswegs die älteste Tiergemeinschaft der Erde darstellt, sondern nur erste wirklich erkennbare Fortsetzung einer sehr viel älteren und unübersehbaren Entwicklung ist. Und zwar begegneten sich Forschungsergebnisse der Geologie und der Tierforschung. Die Geologie konnte auf Grund eingehender Untersuchungen der auf das sogenannte Urgebirge folgenden, aber vor den kambrischen abgelagerten Schichtenverbände den Nachweis erbringen, daß die Bildung der Meeresniederschläge in jenen scheinbar vom Leben noch unberührten Zeiten unter ähnlichen Bedingungen wie auch später vor sich ging, daß aber die aus den Bodenniederschlägen der Urmeere hervorgegangenen Erdschichten von nachträglichen Umwandlungen betroffen wurden, die selbst die leisesten Spuren von Organismen herrührender Bestandteile vollkommen verwischen mußten. Wiederum kam die stammesgeschichtliche Erforschung der Tierklassen zu dem Schluß, daß unendliche Zeiten vergingen, ehe sich das Leben von seinen unbekannten Anfängen bis zur Höhe der ältesten bekannten, nämlich der kambrischen Fauna erheben konnte.

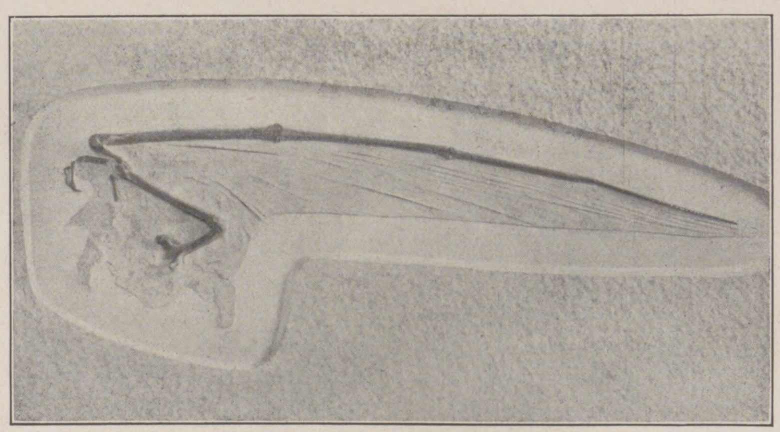
Ein ungelöstes Problem ist aber bis heute die Plötzlichkeit des Erscheinens der Tierarten geblieben, die Tatsache, daß in sämtlichen geologischen Formationen und bis in die Neuzeit aus allen Klassen des Tierreichs immer wieder neue Geschlechter scheinbar ohne Vermittlung von Vorfahren auftauchen. Zur Erklärung wurde unter anderm Entwicklung in Sprüngen angenommen. Eine einleuchtende Ursache jener explosionsartig das gesetzmäßige Naturgeschehen unterbrechenden Umbildung hat man aber nicht erbringen können. Es läßt sich zeigen, daß der so dunkel scheinende Vorgang ganz natürliche Gründe hat.



2. Versteinerung eines fliegenden Reptils (Scaphognathus).

Zur Klärung ist zunächst die Frage zu beantworten: „Was kann von den Bestandteilen des Tierkörpers versteinern und darum in den Erdschichten erhalten bleiben?“ Geeignet sind nur tierische Hartteile, die, wie Knochen, Muschelschalen, Korallen und dergleichen, vorwiegend oder gänzlich aus mineralischem Stoff, Kalk- oder Kieselverbindungen bestehen. Solche Versteinerungen, darunter einige von einer gewissen Berühmtheit, zeigen unsere Abbildungen.

Von dem nur in zwei Exemplaren aufgefundenen Urvogel (Abbild. 1) aus dem Jurakalk von Solnhofen sind nicht nur die Knochen, sondern auch selbst Abdrücke der Federn erhalten. Aus denselben Gesteinsschichten stammt das Knochengerüst eines fliegenden Reptils, des Scaphognathus (Abbild. 2).

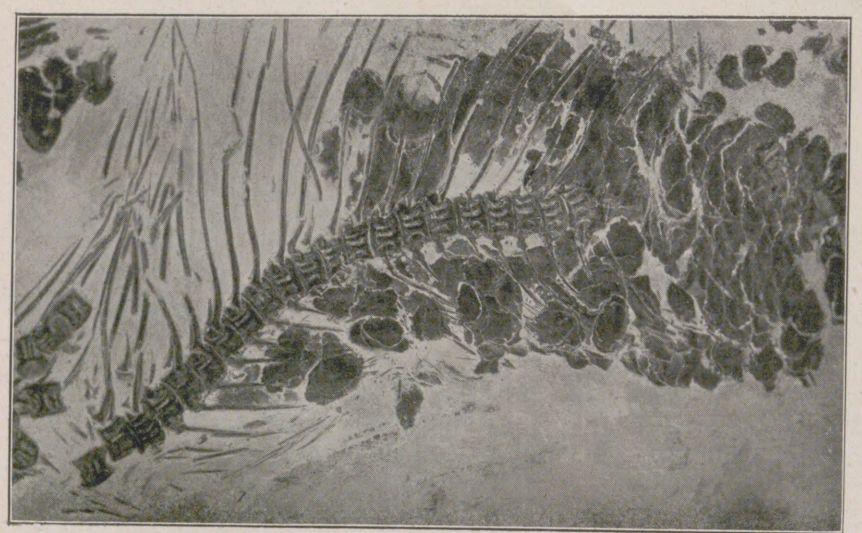


3. Flughaut eines Flugsauriers (Rhamphorhymhus).

Eine äußerst selten vorkommende Erhaltung zeigt Abbildung 3, nämlich den Abdruck der Flughaut eines anderen Flugsauriers (Rhamphorhymhus). Abbildung 4 stellt Teile des Knochengerüsts und auch Schuppen eines versteinerten Knochenfisches dar.

Die weiteren Überlegungen gehen von der tierischen Stammreihe aus. Sie ist der Grundbegriff, auf den sich die Erforschung der Entwicklung des Tierreichs, die Stammesgeschichte stützen muß. Wie sich die lebende Tierwelt in begriffsmäßige Grüppchen, die Arten genannt werden, auflösen läßt, kann man die gesamte Tiermasse der Vorwelt einschließlich der Jetztzeit in Stammreihen zerlegen. Stammreihen bestehen aus einer beliebig großen Zahl aufeinanderfolgender und durch Entwicklung auseinander hervorgegangener Arten, während Arten nur zeitlicher Ausdruck beliebiger Abschnitte von Stammreihen sind. Natürlich ist es belanglos, ob der Stammreihenbegriff auf Wirbeltiere, Muscheln, Korallen, sogenannte Urtiere usw. bezogen wird. Nur wolle man festhalten, daß alle die zahllosen „Arten“ der ausgestorbenen und lebenden Tiere nichts als Abschnitte und Entwicklungsstufen von Stammreihen sind.

Nun zu folgender Erwägung: Können die Stammreihen von vornherein und jeher so beschaffen gewesen sein, wie ihre Glieder (die Arten) in den Erdschichten und noch heute in die Erscheinung treten? Wäre es zum Beispiel denkbar, daß die Schnecken gleich mit harten Gehäusen, Wirbeltiere gleich mit verknöchertem und zusammenhängendem Skelett da waren? Eine Bejahung würde selbstverständlich den Verzicht auf jede natürliche Erklärung bedeuten! Wird aber am Entwicklungsgedanken festgehalten, so ergibt sich zwanglos und folgerichtig, daß in allen tierischen Stammreihen den jüngeren Abschnitten mit anorganischen und darum in den Erdschichten erhaltungsfähigen und nachweisbaren Körperbestandteilen (Knochen, Schalen, Gehäusen u. dgl.) ältere und primitivere vorangingen, die nicht versteinern konnten, weil erhaltungsfähige Bestandteile noch gar nicht oder zu schwach entwickelt waren.

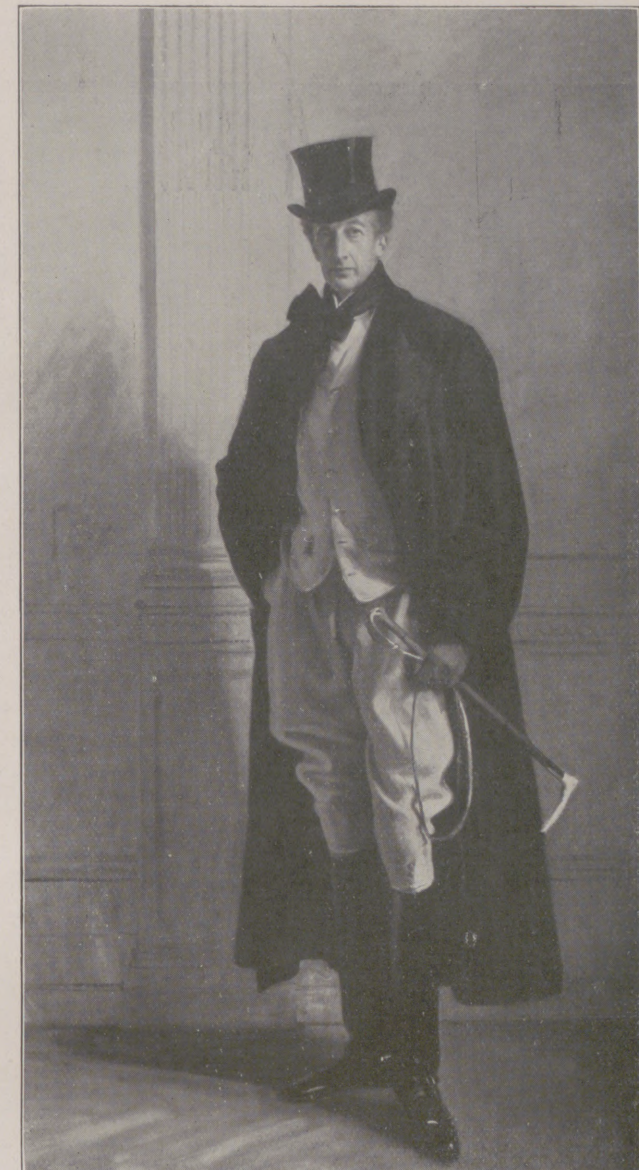


4. Versteinerter Fisch (Knochenfisch).

Darin liegt die Erklärung des plötzlichen Auftauchens der Tierarten. Sie müssen plötzlich und dem Anschein nach unvermittelt erscheinen, weil die tatsächlich vermittelnden älteren Vorstufen nur aus Weichteilen, spätere Stufen allenfalls aus durch Knorpel und dergleichen gestützten Weichteilen bestanden, die noch nicht eine Versteinerung erfahren konnten und darum unbekannt sind und bleiben werden.

Oben wurde gesagt, daß die kambrische Fauna nur scheinbar die ältesten Vertreter tierischen Lebens enthalte, daß aber der wirkliche Beginn der Entwicklung in noch unendlich viel weiter zurückreichende Zeiträume zu verlegen sei, und daß man von jenen fernsten Anfängen wegen der durch nachträgliche Umwandlung der Erdschichten verursachten Zerstörung aller Versteinerungen selbst dann nicht Kunde erhalten könne, wenn erhaltungsfähige Tierbestandteile in Fülle vorhanden gewesen wären. Hier die eine Schranke des eingangs gebrauchten Bildes. Der zweiten entspricht die Unmöglichkeit, die ältesten und älteren Abschnitte der tierischen Stammreihen jemals wirklich zu erkennen, denn versteinerungsfähige Hartteile waren so früh noch nicht vorhanden.

Wann das tierische Leben auf der Erde begonnen hat, ob es nur einmal oder wiederholt und zu verschiedenen Zeiten anfing, aus dem Weltenraum kam oder auf unserem Gestirn entstand, wie seine ersten Träger oder die Tierformen beschaffen waren, die an den Anfängen der Stammreihen stehen, wird also durch unmittelbar zu beobachtende Tatsachen niemals wahrgenommen werden können.



Bildnis des Lord Ribblesdale. (Nationalgalerie, London.)



Die Schauspielerin E. Terry als Lady Macbeth. (Tate-Galerie, London.)



Essie, Ruby und Ferdinand, die Kinder von Asher Wertheimer. (Nationalgalerie, London.)

Zu dem kürzlich in London erfolgten Ableben des englischen Porträtmalers John Singer Sargent: Drei seiner bekanntesten Werke.

John Singer Sargent, 1856 als Kind amerikanischer Eltern zu Florenz geboren, begann seine Studien in seiner Geburtsstadt. Während seiner Pariser Jahre übte dann der Impressionismus, den er selbständig zu verarbeiten verstand, starken Einfluß auf ihn aus. Später ließ er sich in London nieder und schuf dort seine geistvollen und lebendigen Bildnisse von berühmten Zeitgenossen und aus der Aristokratie, die ihm Weltruf brachten und ihn zum beliebten und gefeierten Porträtisten der englischen Gesellschaft machten.



In der Apfelkammer.

Nach einem Aquarell von Otto Delling.

Der verschenkte Wille

NOVELLE · VON · BODO · WILDBERG

Zu Beginn meiner Laufbahn (so erzählte uns der Schauspieler) war ich so erfüllt von tausend Kräften, daß alles in mir Energie und Wollen war. Und heute sehen Sie in mir einen Künstler, der, noch jung an Jahren, längst allem Persönlichkeitsstreben entsagt hat. Und es war nicht etwa das gefährliche Leben des Mimen, das meine Tatkraft allmählich aufrieb; fast mit einem Male entfloh sie mir, und ich habe sie niemals wiedergefunden. Es geschah auf dem Lande, in einem abseitigen Winkel der Welt.

Ich ging als Ferienwanderer im nordböhmischen Mittelgebirge; diese Gegend, eine der schönsten und eigentümlichsten Europas, war damals noch nicht auf den Touristenverkehr eingerichtet. Ich hatte mein Gepäck, in Erwartung einer ruhigeren Unterkunft, im Dorfwirtshause abgegeben und dann meinen Entdeckungsgang talaufwärts fortgesetzt.

Hundert Schritt hinter der letzten Mühle traf ich schon die starke Quelle des Bachs, die mit eigensinnigem Getöse aus dem grauen Sockel einer einsamen Rundkapelle sprang. Über dem Spitzdach dieses Kirchleins türmten sich wie lastendes Gewölbe die Kronen mächtiger Schwarzpappeln, uralter Linden auf; sie verhüllten mit stummer Trauer das abendliche Blau des riesigen Kegeldoms, der mir während meines ganzen Weges aus dem Talschluß entgegengewachsen war.

Nun bog ich um den Rundbau der Kapelle und sah, daß diese nicht, wie ich gewähnt hatte, in völliger Einsamkeit die Gewalt des Urquells heiligsprach; im Schatten der finsteren Bäume stand ein ebenerdiges, blaugrün bemaltes Haus, dessen hohes Schindeldach die niedrigen Mauern tief in den saftigen Rasen zu drücken schien. Vor dem Hause wurzelten hölzerne Tische. An einem von diesen, mir gerade zugewendet, saß eine Frauengestalt mit schwarzem Haar, einen hellen Schal um die Schultern — denn die Nähe des Quells verbreitete feuchte Kühle. Sie schien trotz des schwachen Lichtes, das Pappeln und Linden erlaubten, in einem Buche zu lesen, und zwar mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie meinen Tritt auf dem Rasen überhörte, bis ich am Eingang der Schänke meine Bestellung aufgab. Als ich mich dann zurückwandte und an ihr vorüberging, um am andern Ende des langen Holztisches Platz zu nehmen, bemerkte ich, daß sie mit dem Studium einer Rolle beschäftigt war. Kollegin also!

Die Wirtin brachte Kaffee. Ich fragte so nebenhin nach Unterkunft. Im Dachstock, meinte sie, sei noch eine Giebelstube frei, die andere bewohne das Fräulein. Wir wurden einig, und ein brauner, strohblonder Junge trabte ins Dorf, um meine Sachen zu holen.

Jedermann weiß, wie rasch in solcher Umgebung — an diesem Quellkirchlein, unter dem wuchtenden Dach der Pappeln und Linden — zwischen Mann und Weib, und nun gar unter Gleichstrebenden, eine Bekanntschaft ins Kraut schießt. Die Fähigkeit, solches Wachstum des Vertrautseins mit wenigen Worten feurig zu schildern, besitze ich leider nicht mehr. Die Sicherheit des Ausdrucks wird mir untreu, sobald ich Eigenes künden möchte.

Martha Zuban, die angehende Künstlerin, eroberte mich nicht zuletzt durch ihre Zartheit und Nervenschwäche, durch alles, was bei Starken und Entschlossenen zugunsten leidender Weiblichkeit zu wirken pflegt. Gern wäre sie eine große Tragödin geworden. Sie hatte alles in sich, was dazu gehörte — so klagte sie — aber es fehlte ihr der Wille, die Energie, die das große Innere nach außen zu werfen vermöchte. Auch in rein körperlicher Beziehung schien sie zu fein und ängstlich für ihr großes Wollen.

Darum war es mir in den ersten Tagen nicht möglich, sie zur Teilnahme an meinen Entdeckungsgängen zu überreden. Ich hätte gern alle die Kegel und Pyramiden erklettert, die kahl oder waldig aus den Wellen der Fruchtbaumwälder stiegen. Mich umfing zugleich mit dem Wesen Marthas der Zauber dieses einzigen Gebirges; mich bedrängte das heimliche Düften der weißen Orchis, dieser wundervollste aller Gerüche, der in Mittsommertagen von den Wäldern Nordböhmens unzertrennlich ist.

Ich wäre so gern mit Martha auf den einsamen Kahlen Berg gestiegen, der, von unserm Tälchen aus gesehen, einer Pyramide, doch in der Flanke betrachtet, einem ruhenden kopflosen Ungeheuer mit hoch emporgezogenem Rücken glich.

So ging ich zunächst allein auf die Höhen, nur jenen Kahlen Berg wollte ich mir für eine glücklichere Stunde aufsparen. Doch umstreifte ich ihn schon am zweiten Tage und verlor mich bald in einer der Mulden, die durch üppige Felder an den eigentlichen Fuß des basaltischen Untiers hinaufziehen. Aus der Fülle von Klee und Kronwicken, die den Rand des Pfades überwucherte, kam ein kleiner Nager hervor, rostfarben, anmutig, und verharrte inmitten des Pfades. Ich bin kein Zoologe. War's eine Haselmaus oder eine sogenannte Zeisel? Ich weiß es nicht. Aber das Tierchen gefiel mir, und in meiner fröhlichen Laune blieb ich stehen und rief ihm etwas Freundliches zu. Die Zeisel äugte klug und unsicher — da sprach eine heisere Stimme über meine Schulter: „Sie müssen es bannen!" Ich warf den Kopf herum und sah einen schlottrigen Menschen, der im weichen Kraute des Weges lautlos hinter mir hergegangen sein mußte. Ein widerliches Gesicht, fast lederfarben, mit ungleichmäßig braunem Knebelbart, die Augen zugekniffen, als tue ihm das Licht weh. „Sie müssen es bannen!" rief er nochmals mit starker, fast theatralischer Betonung des letzten Wortes; dann wandte er den Blick dem kleinen Wesen zu, und auf einmal waren seine Nachtvogelaugen weitgeöffnet und wie ein paar Geschützrohre auf die arme Zeisel gerichtet, die sich zitternd und völlig hilflos ins Kraut zu drücken suchte, ohne jedoch von der Stelle zu können. Der Fremde hob seinen schweren Knotenstock, um das schutzlose Tier zu erschlagen, aber ich fiel ihm in den Arm, daß der Stock beiseiteflog. Das Tierchen, vom Banne befreit, schoß eiligst ins Weizenfeld zu meiner Linken.

„Sie besitzen noch Energie", lachte der Schlottrige, dessen Augen wieder klein und unsicher geworden waren.

Das „noch" klang mir befremdlich, allein es versank sehr rasch im Unterbewußtsein.

„Ich habe nur Spaß gemacht. Wohnen Sie nicht in der Schänke am Ursprung? Mein Name ist Doktor Hawran. Bin Koleopterologe, zu deutsch: ich sammle Käfer. Und sonst noch mancherlei."

Die Nähe dieses Menschen hatte in mir eine Art körperlichen Übelseins erzeugt; dennoch ging ich höflich auf die neue Bekanntschaft ein und ließ es geschehen, daß er sich mir anschloß und mich durch das Schuttfeld am Nordfuß des Kahlen Berges nach Hause begleitete. Er sprach von den Sagen der Gegend: „Hier im Berge zum Beispiel soll ein Fuder köstlichen Tschernosekers verborgen sein, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in eine Felsspalte gesenkt wurde, die sich später zuschloß — und nun ist sein Versteck nicht mehr aufzufinden. Ich trau' mir schon zu, den Weinschatz herauszufühlen — aber augenblicklich hab' ich für so was keine Zeit." —

Martha saß an ihrem Lieblingsplatz, dort am Ende des langen Tisches unter der größten Schwarzpappel. Und im Nu hatte der Doktor Hawran die mittlere Dachstube in Beschlag genommen, die als eine Art Rumpelkammer den vorderen Boden zwischen ihrem und meinem Quartier ausfüllte.

Doch ließ er uns fürs erste in Frieden und ging Tag und Nacht seinen Käfern nach. Martha vertraute sich jetzt meiner Führung an. Ihre Kräfte schienen zu wachsen, und nachdem wir ein paar geringere Anhöhen erstiegen hatten, nahmen wir an einem linden Junimorgen den Kahlen Berg in Angriff. Wir wählten dazu den sanfteren Südhang. Nachdem wir uns einen Basaltbruch entlanggetastet, schritten wir federnd durch Ruchgras und Thymian, auf Polstern von Steinnelken dem Gipfel zu.

Plötzlich sah ich am Ende des Grates eine hohe Mannsgestalt mit breitem Hut sich vor der Luft abzeichnen. Ich dachte sogleich an Hawran. Jedoch ebenso rasch verschrumpfte der Riese zum harmlosen Hüterbuben, der ohne Laut hinter dem Grate verschwand.

Martha hatte die Erscheinung nicht wahrgenommen, da sie den blauen Schmetterlingen nachblickte, die wie azurne Flocken um unsere Schritte geisterten. Auf den Basalten des Gipfels setzte sie sich ermattet nieder. Ich lagerte mich neben sie und wollte ihr den Rundblick deuten, doch sie wehrte ab: „Ich kann das Entfernte nicht sehen. Mir genügt die süße Luft, und daß diese goldgelben Segler — sind es nicht Schwalbenschwänze? — so furchtlos um uns spielen." So entging ihr der edle Halbkreis traumhafter Felsgestalten, die in mystischer Prozession vom Donnersberge zur Eger zogen.

Jetzt aber hatte sie einen leichten Schrei ausgestoßen. In der Tat, am Rande des steilen Nordabfalls dicht vor uns stand ein Menschenkopf, von breitem Strohhut beschattet, und die Nachtvogelaugen des Käfersammlers blinzelten uns entgegen. Zwei lange Arme folgten nach, und Hawran hob sich grinsend über die Felsenbrüstung. „Verzeihung, daß ich Ihr Idyll störe!" Und er plumpste rücksichtslos zwischen uns auf den heißen Basalt hin. „Hier eine Seltenheit!" In einem Spiritusfläschchen, das er uns vorhielt, strampelte sich ein grüner Laufkäfer zu Tode. „Sehr müde, Fräulein? Ihr junger Freund müßte wirklich einen Teil seiner überschüssigen Kraft an Sie abtreten!... Reichen Sie sich einmal über meinem Leichnam die Hände, so! Jetzt denken Sie unablässig daran, werter Künstler, daß Sie Ihre Energie in die zarte Natur des Fräuleins hinüberströmen lassen — und Sie, Fräulein Zuban, denken Sie, daß Sie die Kraft Ihres Kollegen empfangen! Nun ruhig! Eine ganze Weile nur in diesem Gefühle leben!"

Der Versuch wurde wiederholt — öfters, auch ohne den Doktor und auf verschiedene Weise. Es machte uns viel Vergnügen; ich gab gern von meiner Willenskraft, und Martha nahm sie.

Daß ich irgendwie ärmer geworden, merkte ich erst, als wir nach einigen Tagen die Johanniskirche am Pleschen besuchten. Diese Kirche steht blank leuchtend auf einer Vorhöhe des Mittelgebirges und ist vor Jahrhunderten, da die Türkenwolke ihren Schatten bis nach Böhmen warf, mit einer festen Mauer umgeben worden. Im Hochsommer geht dorthin eine Wallfahrt, die den Charakter eines Volksfestes anzunehmen pflegt. Die Ankömmlinge lagern außerhalb der Mauer unter

Nußbäumen am Grashang des Berges, und von einer hölzernen Kanzel, die am Rande der Befestigung angebracht ist, predigt ein Ordensbruder. Mich lockte die Buntheit, das Landestümliche solcher Ansammlung, und Martha, die dergleichen schon öfter gesehen hatte, hieß die Gelegenheit willkommen, den kirchlichen Zauber zu atmen, der ihr von Kindheit an vertraut war. So wanderten wir, den Blick stets auf die nachmittagblauen Wunderberge im Westen gerichtet, in angenehmer Spannung unserm Ziele zu.

Doch wir sollten da in unerfreuliche Dinge hineingeraten. Schon von weitem drang uns, wie das Getöse eines Wasserfalles, das Murmeln und Schimpfen der unruhigen Menge entgegen. Wie wir später erfuhren, hatte die Behörde den sonst üblichen Ausschank von Spirituosen am Wallfahrtsorte für diesmal verboten, und der Prediger war so unvorsichtig gewesen, gleich nach dem Besteigen der Kanzel mit zustimmenden Worten an dies Verbot anzuknüpfen.

Ich zögerte; doch Martha drängte neugierig: „O bitte, bitte, gehen wir hin, es scheint interessant zu werden!" Noch hatten wir die Höhe nicht erreicht, da gingen die Enttäuschten mit einem wütenden Vorstoß zum Sturm über. Wir sahen den Mönch die Kanzel verlassen und mit gerafftem weißen Habit in die Kirche fliehen, deren schwere Tür er hinter sich zuschlug. Im Hui hatte der tolle Haufe die hölzerne Kanzel von der Mauer gerissen. Hand in Hand überkletterten Martha und ich die zackige Brustwehr; sie zog mich fort, sie schien das Ganze wie eine Theaterszene zu betrachten, in der sie mitwirken sollte.

So sprangen wir mitten unter ein paar wüste Burschen und Weiber, die eben Steine aufhoben, um die Kirchenfenster zu zertrümmern, denn die Enttäuschung dieser rohen Seelen war stärker als die überlieferte Frömmigkeit. Da trat Martha, die meine Hand losgelassen hatte, mit großer Gebärde unter sie und begann, erst in deutscher, dann in tschechischer Sprache (die sie als Prager Kind ganz leidlich beherrschte) den Leuten ihre Meinung zu sagen. Sie sah prachtvoll aus. Ich weiß noch, daß sie ein feuerrotes Kleid trug. Hoch reckte sie sich, ganz Tragödin, während ich eine völlige Lähmung meiner Tatkraft verspürte und weder zu ihrem Schutze vorzutreten noch mich ihrem Eifern anzuschließen vermochte. Die Menge wich vor ihrer Person zurück, besonders als sie ihre eigene Sprache hörte — der Sturm legte sich so rasch, wie er aufgekommen, und der weiße Prämonstratenser erschien auf dem Balkon über der Kirchentür, um Marthas Strafpredigt fortzusetzen.

Obwohl mir dieses Erlebnis eine Wandlung meiner Kräfte, vielleicht meiner ganzen Natur anzuzeigen schien, wollte ich eine Weiterführung der Übertragungsversuche nicht aufgeben. Hawran wurde immer zudringlicher, und es verstimmte mich ein wenig, als Martha ihm erlaubte, uns nach einem kleinen Schlosse zu begleiten, das am Eingang einer Talmulde in der Nähe des Kahlen Berges gelegen war.

Dieses Schloß oder Landhaus — denn es war nur von geringem Umfange — lockte uns mit seinen verhangenen Fenstern, die blind und traurig auf den verwilderten Garten herabsahen, an dessen Mauer eine Kreuzigungsgruppe inmitten wuchernder Holunderbüsche stand. Es wurde von seiner Herrschaft nicht bewohnt, und nach Andeutungen der Dörfler hatte sich vor nicht allzu langer Zeit ein Trauerspiel darin zugetragen.

Der alte Kastellan führte uns durch die oberen Zimmer; die unteren zeigte er nicht. Überall, auf Tischen und Kommoden, sah man große Sträuße von Orchideen. Der Kastellan sagte: „Unsere Herrschaft hat die Zauken (so nannte er fälschlich diese Orchidee) gar so gern; darum stell' ich sie noch immer hin, auch wenn niemand im Schloß ist."

Ich warf einen Blick durch die geöffnete Balkontür. Den wilden Garten teilte geradeaus eine Allee dickstämmiger, engverknoteter Aprikosenbäume; weißer Jasmin und Rosengeranke drängten sich zu beiden Seiten. Genau am Ende jener alten Allee stand die Kreuzigung und über allem das kopflose Ungetüm des Kahlen Berges. Zuletzt kamen wir in ein schmales pfauenblaues Zimmer; in diesem war nur ein einziges Bild zu sehen. In schwerem rundlichen Goldrahmen das Brustbild einer nicht mehr jungen, doch üppig stolzen Frau. Der Kastellan, der bisher als Führer ziemlich wortkarg gewesen, wandte sich nun mit vertraulicher Wichtigkeit an uns, vor allem jedoch an Hawran, der ihn blinzelnd ins Auge faßte.

„Das war unsre Frau Gräfin, die Mutter von der jungen Herrschaft. Das heißt: die Mutter von unsrer Komteß. Ihr hat früher das Schloß gehört. Und der jetzige Herr hat unsre Komteß geheiratet und ist so der Herr hier geworden. Die Leute aber sagen — und mir selber scheint es so — daß sie geglaubt hatte — die Frau Gräfin mein' ich — der gnädige Herr käm' ihretwegen ins Schloß. Und sie hat das Zusammensein mit dem jungen Paar nicht ertragen können, hat aber doch auch nicht fortgewollt von hier — war doch so verwachsen mit allem. Und da ist sie trübsinnig geworden und ist immer allein spazierengegangen rund um den Kahlen Berg. Und einmal ist sie nicht wiedergekommen — und dann hat man sie im Weidentümpel gefunden, dort hinterm Berg. — Gott behüt' ihre arme Seele!"

Er hatte zuletzt nur noch geflüstert, und jetzt brach es wie eine Entschuldigung aus ihm hervor. „Ich erzähl' das sonst keinem Menschen — aber es war mir jetzt gerade, als hätt's einer rausgezogen aus mir." Und er blickte scheu auf Hawran, der sich jetzt von ihm abkehrte, mit halb zugekniffenen Augen das Bildnis nochmals ansah und sich dann plötzlich mit spöttischem Lächeln mir zuwandte, wobei

das eulenhafte Licht seines Blickes sich wie der Schein eines gelben Wetterleuchtens zu umhüllen schien.

Das Bild hatte keinen besonderen Eindruck auf mich gemacht, und die Erzählung des Kastellans hatte ich mit jenem fernen Mitgefühl angehört, das ein junger Mensch für solche Herzensgeschichten, die ihm absonderlich erscheinen, eben noch übrig hat. Martha lächelte fremd, war überhaupt zerstreut, dabei jedoch von einer gewissen Starrheit. Alles Hingebende schien in ihr verloschen.

Am folgenden Morgen war ich zum erstenmal grundmüde. Dennoch gingen wir drei, da Hawran durchaus den „Weg der Gräfin“ sehen wollte, gegen Abend rund um den Kahlen Berg. Es war ein kaum bemerkbarer Pfad, der zwischen dem Feldgelände und dem eigentlichen Basaltstock des Berges hinlief. Als wir den Umgang halb vollendet hatten, erreichten wir einen ganz in Weiden eingehüllten Tümpel, der hier am wasserarmen Abhang keine geringe Überraschung war. Mir schien es, als entatme diesem Kreis tief herabgeneigter, über das bräunliche Wasser hintrauernder Weiden ein lauer, sündiger Hauch. Mit vampirischer Befriedigung äußerte Hawran: „Dies muß der Tümpel sein, in dem sich die Gräfin ertränkt hat.“ Und auf einmal kreisten seine Augen wie feurige Räder vor meinem Gesicht.

Dann war er mit Martha weit voraus. Und mir wollte es scheinen, als wären die zwei nicht wirklich, als gehörten sie einer anderen, schemenhaften Welt. Dagegen sah ich plötzlich die Frau des Bildnisses, die tote Gräfin, lebend und deutlich vor mir. Dort auf der morschen Holzbank unter den Weiden — dort saß sie im schwarzen Kleid. Da erfaßte ein Schwindel meine Sinne, die Erde verging mir. —

Im Dämmern des Abends erwachte ich, allein. Ich lag am Ufer des Tümpels. Die Luft war noch hell genug, um die Bank unter den Weiden sehen zu können — sie war leer. Ein Nachtvogel huschte vorüber. Mich fröstelte. Ich trat aus dem dumpfen Kreise der Weiden auf den Weg hinaus. Im Westen standen, sattblau vor der weißen Luft, die wundervollen Egerberge. Sehnsucht umwob sie. Ich erinnerte mich Marthas und stolperte in seltsam zwiespältiger Erregung heimwärts.

Als ich bei völliger Nacht die Schänke erreichte, waren Martha und Hawran schon schlafengegangen. Ich taumelte in meine Kammer und schlief bis in die neunte Stunde. Das Erlebnis des Vorabends floß beim Erwachen mit der Nacht zusammen und lag schon in großer Ferne hinter mir.

Martha saß auf ihrem gewöhnlichen Platz. Schon begann die Linde, die mit der großen Schwarzpappel über ihrem Haupt die Äste verschränkte, zu blühen, und sie verbreitete ahnungsschweren Duft. Auch Martha blühte, sie atmete Kraft und Wohlbefinden.

Als ich mich zu ihr setzte, blickte sie spöttisch von ihrem Buche auf. Sie nahm sich nicht einmal die Mühe, zu fragen, warum ich mich gestern so unvermittelt von ihr und Hawran getrennt. Vielleicht — dies ist mir erst später eingefallen — glaubte sie in meinem Zurückbleiben eine Absicht, einen raschen, leichten Verzicht erkennen zu müssen.

Unser kurzes Gespräch enthüllte den Abgrund, der sich in wenigen Tagen zwischen uns aufgetan hatte.

Nach einer unbehaglichen Pause, in der ich mein Frühstück beendete, sagte sie ganz obenhin: „Der Doktor schlägt eine Fahrt nach Teplitz vor, wir möchten uns dort ein wenig amüsieren. Machst du mit?“

„Nein, danke“, trotzte es aus mir. „Ich will jetzt den Radelstein und den Kuckucksberg besteigen.“ So sagte ich, obwohl ich wußte, daß ich für diese weiten Touren schon viel zu träge und gleichgültig geworden war.

„Mir auch recht.“

„Martha!“ Ich sprach's mit Gefühl und suchte ihre Augen, die mich wie reife Brombeeren anblickten.

„Ich muß jetzt studieren,“ wich sie aus, „die Medea.“

„Wirst du niemals spielen können“, hohnlachte ich in der Bitterkeit meines Herzens.

Sie schien sich wirklich nicht mehr zu erinnern, daß sie vor kurzem noch an allem Großen gezweifelt hatte. Tat vielmehr, als hätte ich niemals einen Willen besessen!

Und sie reisten wirklich. Der Abschied war nüchtern und frostig. Ja, ich empfand sogar eine gewisse Erleichterung, als ich in der Schänke am Ursprung mit mir allein war.

Jetzt stieg das Erlebnis am Weidentümpel aus dem unwahrscheinlichen Reich verwehender Träume aufs neue hervor und gewann eine beunruhigende Bildlichkeit. Und gar zu gern hätte ich das pfauenblaue Zimmer in jenem stummen Landhause wiedergesehen. Doch eine unüberwindliche Scheu verbot mir, noch einmal dort anzuklopfen.

Ich besuchte den Weidentümpel am Kahlen Berge. Ich saß an kühlen Vormittagen und an schwülen Abenden auf jener Holzbank im magischen Kreise der graugrün wallenden Weiden — aber ich verspürte keine Geisternähe, die Frau im schwarzen Kleide saß nicht neben mir, und beharrlich schwieg das lohbraune Gewässer.

*

Martha Zuban ist, wie ich höre, mehr durch ihre Energie und ihr zielbewußtes Streben als durch angeborene Begabung eine hervorragende Schauspielerin geworden — allerdings nicht die von ihr erhoffte ideale Tragödin. Ihren Bühnennamen muß ich natürlich verschweigen. Von Hawran habe ich nichts mehr gehört — und was aus mir selber geworden ist, das brauche ich nicht erst zu sagen.

Aus Wissenschaft und Technik.

Mallorka. (Zu der doppelseitigen Bildertafel.) „Wenn man vom Meere in die weite Bahia de Palma hineinfährt, so sieht man allmählich die Türme, dann die goldfarbigen Wälle und das Häusermeer der Hauptstadt der Balearen in der Ferne auftauchen, märchenhaft und still. Ein hoher saphirblauer Bergkranz bildet den Hintergrund derselben, scharf gezeichnet am blauen Äther wie das strahlende Bild einer Vision. Hoch hinauf steigen die grauen Pitonen empor und öffnen sich in dunkle Täler, welche Licht und Schatten zum glücklichsten Einklange verbinden. Rechts und links umsäumen die grünende Ebene zwei Reihen von Windmühlen, welche am Meere wie die ausgebreiteten, blendend weißen Flügel eines riesenhaften phantastischen Vogels erscheinen. Wenige Städte bieten dem Ankommenden ein so liebliches Bild, bei wenigen vereinigen sich Form und Farbe zu einem so völlig harmonischen Ganzen.“ So beschrieb Erzherzog Ludwig Salvator im Jahre 1896 den bezaubernden Eindruck, den ihm Palma, der Hauptort der Baleareninsel Mallorka, machte, und dem auch heute noch alljährlich zahlreiche Mittelmeerfahrer unterliegen, denn mit vollem Recht gehört ein Besuch der Balearischen Inseln, östlich vom Golf von Valencia, zum Programm einer jeden Mittelmeer-Vergnügungsreise. Ihr Klima ist eines der glücklichsten im Mittelmeer, gleichmäßig mild und gleichweit von der sengenden Hitze Nordafrikas und von der gelegentlichen Rauheit vieler Küstenstrecken der Nordseite entfernt, und an abwechslungsreicher Schönheit werden die Inseln, namentlich die Hauptinsel Mallorka, auch in dem an Glanz und Schönheit reichen Mittelmeergebiet von wenigen Stellen übertroffen. Die Stadt Palma, deren Schönheit Ludwig Salvator so beredt preist, liegt in dem wenig konturierten Teil der Insel, einem niedrigen Hügelland, das ein wildes, bis über 1500 m aufsteigendes Gebirgsland im Norden von einem Kalkgebirglein im Süden scheidet. Sie ist natürlich das am stärksten angebaute Stück des Eilandes, das an Gesamtfläche dem Freistaat Braunschweig oder der Provinz Oberhessen gleichkommt, das Hauptgebiet des Getreide- und Hülsenfruchtbaues, doch nicht allzu ertragreich, denn der kalkige Boden ist nicht sehr fruchtbar. Vielfach herrscht Mangel an Wasser, das man aus zahlreichen Schöpfbrunnen durch Maultiere und Esel oder durch Windmühlen mit Segelflügeln zur Oberfläche schaffen läßt, und der urtümliche Hakenpflug des Bauern ritzt nur die alleroberste Bodenschicht. Da ist das Gebirgsland im Norden im allgemeinen fruchtbarer und wasserreicher. In seinen windgeschützten Tälern finden Apfelsinen-, Zitronen- und Mandarinenbäume die günstigsten Kulturbedingungen, und an den Hängen daneben stehen die knorrigen Ölbäume. Auch Johannisbrot, Mandeln und Feigen — nicht zu vergessen den Wein — werden in bedeutenden Mengen geerntet. Der saftiggrüne Kapernstrauch wuchert an allen Wegen und auf vielen Mauern, mit Kaktusfeigen werden dürre, sonnige Hänge ausgenutzt, und der Safran von Mallorka gilt als der beste der Welt. Dattelpalmen vervollständigen das echt mittelmeerisch-südländische Bild. An den steileren Berghängen wuchert entweder Strauchdickicht aus duftreichem Buschwerk, oder es ist an ihnen noch Hochwald aus malerischen Kiefern, in größeren Höhen aus immergrünen Eichen erhalten geblieben. Früher war Hochwald viel stärker verbreitet; sein unverständiges Niederschlagen hat auch den Wasserreichtum und die Fruchtbarkeit der Insel stark vermindert, doch fehlen auf Mallorka wenigstens die frei umherstreifenden Ziegen, die in so vielen anderen Mittelmeergegenden die Todfeinde aller jungen Waldbäume sind. — Zu den Naturschätzen und Naturschönheiten, die Mallorka schmücken, und zu denen nicht an letzter Stelle auch die schroffen Felswände an der Nordküste der Insel gerechnet werden müssen, gesellen sich noch die reichen geschichtlichen Erinnerungen, aus der Römerzeit, aus der vierhundertjährigen Araberherrschaft und aus den älteren Zeiten der spanischen Herrschaft. Ihr vornehmstes Beispiel ist Palmas Kathedrale, deren Bau gleich nach der Einnahme der Insel durch die Aragonier im Jahre 1229 begonnen wurde.
M. W. G.

Von Pflanzen, die die Boden anzeigen. Es ist eine seit langem bekannte Tatsache, daß es Pflanzen gibt, die eine bestimmte Bodenart bevorzugen und dadurch, daß sie fast ausschließlich auf ihr wachsen, den Untergrund anzeigen. O. v. Linstow hat in einer wissenschaftlichen Arbeit („Die natürliche Anreicherung von Metallsalzen und anderen anorganischen Verbindungen in den Pflanzen. Versuch einer Übersicht über bodenanzeigende Pflanzen.“ Berlin, 1924) dieser Beobachtung sein Augenmerk geschenkt und umfassend alles zusammenstellt, was man bis jetzt darüber weiß. Man unterscheidet Salzpflanzen, Sodapflanzen, Glaubersalzpflanzen, Kalipflanzen, Pottaschepflanzen, Rubidium- und Caesiumpflanzen, Lithiumpflanzen, Kalkpflanzen, Kalkflüchter, Gipspflanzen, Bariumpflanzen, Strontiumpflanzen, Dolomit- und Magnesiapflanzen, Bittersalzpflanzen, Serpentinpflanzen, Berylliumpflanzen, Zinkpflanzen, Kupferpflanzen, Silberpflanzen, Goldpflanzen, Pflanzen des Lehmbodens, Pflanzen des Tonbodens (Aluminiumpflanzen), Thalliumpflanzen, Zinnpflanzen, Bleipflanzen, Chrompflanzen, Manganpflanzen, Eisenpflanzen, Kobalt- und Nickelpflanzen, Schwefelpflanzen, Alaunpflanzen, Stickstoffpflanzen, Ammoniakpflanzen, Salpeterpflanzen, Phosphoritpflanzen, Arsenpflanzen, Kohlenstoffpflanzen, Pflanzen des Schwarzerdebodens, Pflanzen des Rohhumus oder Trockentorfes, Pflanzen des Sandbodens und des Sandsteines, Pflanzen des Kies- und Geröllbodens, Lößpflanzen, Vanadinpflanzen, Titanpflanzen, Borpflanzen, Brompflanzen, Jodpflanzen, Fluorpflanzen, Wasserpflanzen, Thermalpflanzen, Pflanzen, die Wassermangel anzeigen, Graspflanzen, Pflanzen der sauren und alkalischen Böden. Es wäre hier nicht angebracht, nun von jeder Pflanzengruppe die einzelnen Vertreter anzuführen, viel mehr Interesse erzeugt, von Otto v. Linstow zu erfahren, welche praktischen Ergebnisse sich aus den Untersuchungen ergeben haben. Man gewinnt z. B. Jod aus Seetangen. Im Meerwasser sind gewöhnlich nur sehr geringe Jodmassen gelöst. Man hat bis 1,8 Milligramm in einem Liter beobachtet. Aber die Tange und ein paar andere Meerespflanzen bringen es fertig, in ihrem Körper so viel Jod aufzuhäufen, daß die Asche bis ein Prozent Jod enthält. Neuerdings hat man auch in den Abraumsalzen, die im Zechsteinmeer am Ende des Erdaltertums abgelagert wurden, Jod gefunden. Obgleich Brom in reicherem Maße im Meerwasser verbreitet ist, findet man es in den Seepflanzen nicht in dem Maße angereichert wie Jod. Die Salzpflanzen sind an Solquellen gebunden, die auf Spalten aus dem tiefliegenden Zechstein hochsteigen. Wenn man nun auf engem Raum eine Reihe von Salzpflanzenstandpunkten erkannt hat, ist es nicht ausgeschlossen, unter ihnen auf Salze zu stoßen. Für den Geologen und alle die Menschen, die mit dem Erdboden zu tun haben, ist es von Wert, zu wissen, daß die Ackerdistel stets auf Lehmboden, der Huflattich auf trockenem kalkhaltigen Ton (Tonmergel), manche Binsen auf feuchtem kalkarmen Boden gedeihen. Ein interessanter Baum ist die Süßkirsche. Sie gedeiht nur auf Lehmboden und meidet den Sandboden. Man hat beobachtet, daß in der Gegend von Bitterfeld, wo eine Straße abwechselnd über Sand- und Lehmboden führt, nur an den Stellen die Süßkirsche gedeiht, an denen sich Lehmboden findet. Sehr wichtige, im Boden Kalk anzeigende Pflanzen sind im Sommer Esparsette, Luzerne, im Herbst Centaurea, Scabiosa, Gentiana, während des ganzes Jahres die Schlehe. Wo die Mauerraute auftritt, kann man bestimmt auf Kalkgehalt des Untergrundes schließen. Die Untersuchungen, ob die Birke einen Eisengehalt des Untergrundes anzeigt, sind noch nicht abgeschlossen. Für die gerichtliche Medizin ist die Erscheinung wichtig, daß der Schimmelpilz Penizillium brevicaule auf arsenhaltiger Unterlage einen knoblauchartigen Geruch verbreitet. Der Adlerfarn ist wegen seines Kaligehaltes gelegentlich ausgebeutet worden. Manche Pflanzen deuten Bleiglanz-, Phosphorit- und Silbererzlagerstätten und kupferhaltige Ablagerungen an. Gewisse Wasser anzeigende

Pflanzen, darunter Weide, Erle, Eukalyptusarten, kann man zur Senkung des Grundwasserspiegels in sogenannten Grundwasserseen benutzen. Daß manche Pflanzen metallsalzfeindlich sind, kann man dazu benutzen, sie auszurotten. So sind manche Algen kupferfeindlich, die Kleeseide stirbt unter Chilesalpetereinwirkungen, die Stechpalme geht ein, wo Kalk sich im Boden zeigt. Manche Wasserpflanzen zeigen einwandfrei, daß das Wasser rein ist. Die Buren Südafrikas kennen in ihrem Waterdorn ein untrügliches Zeichen für das Vorhandensein von Nutzwasser. R. Hundt.

Nadelstrahlung oder Wellentheorie des Lichtes. Die moderne physikalische Forschung räumt mit den Theorien der sogenannten klassischen Physik und Chemie gründlich auf. Nachdem die radioaktive Forschung dargetan hat, daß die chemischen Elemente nicht unverwandelbar sind, und daß sogar eine willkürliche Zerlegung möglich ist, nachdem die Relativitätstheorie für die ganze theoretische Physik neue Grundlagen geschaffen hat, nachdem die Quantentheorie den Satz, daß die Natur keine Sprünge macht, widerlegt hat, gehen neue experimentelle Ergebnisse nun auch der Wellentheorie des Lichtes zu Leibe. Die Wellentheorie beruht bekanntlich auf der Vorstellung, daß das Licht und alle Vorgänge, die physikalisch dem Lichte entsprechen, also auch die Röntgenstrahlen und die Gammastrahlen der radioaktiven Substanzen, sich von dem strahlenden Punkt aus in Kugelwellen ausbreiten. Diese Theorie wird besonders durch die sogenannten Interferenzerscheinungen, die in der physikalischen Optik einen großen Raum einnehmen, gestützt. Neue Untersuchungen, die als Compton-Effekt bekannt geworden sind, sind mit dieser Vorstellung nicht vereinbar. Die Comptonschen Untersuchungen beziehen sich auf die Zerstreuung von kurzwelligen Ätherstrahlen bei dem Durchgang durch Materie. Beim Durchgang von harten Röntgenstrahlen durch Materie werden die Strahlen gestreut. Nach der klassischen Theorie der Elektromagnetik versetzen die einfallenden Wellen die Elektronen der streuenden Materie in erzwungene Schwingungen, und die von diesen ausgestrahlten Ätherwellen sind die gestreuten Strahlen. Nach der alten Theorie muß die Streustrahlung dieselbe Härte haben wie die einfallende Strahlung, und es muß die Verteilung der gestreuten Strahlen nach verschiedenen Richtungen gleich sein. Nun hat sich nach den Untersuchungen von Compton ergeben, daß diese Forderungen bei den sehr kurzwelligen Strahlen harter Röntgenröhren und bei der Gammastrahlung nicht zutreffen. Es zeigte sich experimentell, daß bei der Streuung die Wellenlänge nicht konstant bleibt, sondern sich ändert, und daß auch die Verteilung der Streustrahlung in verschiedenen Richtungen anders ist, als es die klassische Theorie verlangt. Inzwischen ist von Compton und anderen eine neue Theorie aufgestellt worden, die von der klassischen Theorie der kugelförmigen Wellenausbreitung abweicht, und mit deren Hilfe es möglich ist, die experimentell gefundenen neuen Tatsachen quantitativ genau zu errechnen. Die neue Theorie knüpft an die Quantentheorie an und geht von der Vorstellung aus, daß die Strahlung nicht in Kugelwellen vor sich geht, sondern daß die Strahlung gerichtet, daß sie eine Nadelstrahlung ist. Jedes ausgesandte Lichtquantum verteilt sich danach nicht auf einer Kugelfläche, sondern ist längs strichförmigen Bahnen konzentriert. Diese Vorstellung hat also eine gewisse Ähnlichkeit mit der früheren Newtonschen Emissionstheorie, die ja auf Grund der Interferenzerscheinungen des Lichtes zunächst durch die Wellentheorie des Lichtes abgelöst worden war. Nach der neuen Theorie überträgt ein Lichtquantum, das ein Atom durchsetzt, seine Energie auf ein getroffenes Elektron nach den Stoßgesetzen. Diese neue Auffassung vermag die neuen Erscheinungen vollkommen zu erklären, und da es inzwischen auch gelungen ist, auf Grund dieser neuen Theorie die Erscheinungen der Lichtinterferenz, die bisher eine der festesten Stützen der Wellentheorie des Lichtes war, zu erklären, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die neue Theorie der Nadelstrahlung die alte Wellentheorie des Lichtes ablösen wird. Ludwig Thor.

Literatur und Kunst.

Zum 100. Geburtstage des Lustspieldichters Gustav von Moser. Die „Literatischen" aus dem Café Größenwahn mögen nur die Nasen rümpfen, daß man eines Mannes wie Gustav von Mosers an seinem hundertjährigen Geburtstage (11. Mai) gedenkt! Er war ja wirklich „nur" ein Spaßmacher, hat sich nie mit ernsterer Literatur befaßt, kannte keinen höheren Ehrgeiz als den, seinen Zeitgenossen im Theater ein paar harmlos vergnügte Abendstunden zu bereiten. Und hatte sich, wie er selbst liebenswürdig-bescheiden in seinen 1908 von Paul Lindau herausgegebenen Lebenserinnerungen zugibt, am Schluß seines Lebens bereits selbst überlebt. Dennoch gedenken alle älteren Theaterbesucher, die seine Glanzzeit noch erlebten, mit wirklicher Dankbarkeit jener fröhlichen Theaterabende, die ihnen Gustav von Mosers ungezählte Lustspiele und Schwänke einst bescherten. Und bei den meisten sitzt dicht neben diesen Erinnerungen ein immer stärker werdendes Verlangen, wieder einmal so leicht, so fröhlich, so harmlos lachen zu können wie damals bei Gustav von Moser. Man braucht nur auf die heutige Zeit mit ihrem politischen und künstlerischen Wirrwarr zu schauen, um diese Sehnsucht vollauf zu begreifen. In solcher Zeit schwerer innerer Depressionen steigt unbezwingbar das Verlangen nach seelischer Erheiterung auf. Aber die Dichter unserer Zeit sind selbst zutiefst verstrickt in das Ernste, Lastende; ihre Lustigkeit hat etwas Bitteres, Krampfiges. Und die Gilde der berufsmäßigen Spaßmacher des Theaters, die Revue-, Sketsch- und Schwank-Verfasser von heute, sie sind ein anderes Geschlecht, abgebrüht, amerikanisiert, dem Groben, Raffinierten, Verzwickten, Sensationellen zugewandt. Weder dort noch hier lebt das befreiende, arglose, gemütvolle Lachen aus jenen glücklicheren vergangenen Zeiten, in denen Gustav von Mosers harmlose Fröhlichkeit das Zepter schwang. Freilich, dieser anständige, liebenswürdige, ewig heitere Amüseur schaffte aus einer unbeschwerten, sorglosen Zeit heraus für Zeitgenossen, die behaglich hinter den gewaltigen Schutzmauern des mächtigen deutschen Kaiserreichs saßen. Er hatte es leichter, fröhlich zu sein und Fröhliches zu schaffen. Aber bei keinem der Lustspielverfasser aus der Kaiserzeit ist doch das absolute innere Verbundensein mit dem Glanz jener Zeit so das Lebenselement seines Schaffens gewesen wie bei Gustav von Moser. Einer preußischen Offiziersfamilie entstammend, früh als Leibpage im Palais Wilhelm den Glanz des Hoflebens kennenlernend, ist er mit Begeisterung Offizier gewesen, bis ihn seine Heirat zum Landwirt machte. Als dann die Lust am Fabulieren, die sich schon in dem jungen Leutnant gemeldet hatte, immer stärker hervorbrach, er nach sechsjährigem Experimentieren den Landwirt an den Nagel hängte und sich nun endgültig ganz der Theaterschriftstellerei widmete, was war natürlicher, als daß er das Milieu, das er kannte und liebte wie kein anderes: das militärische, mit fröhlichster Lust konterfeit und verherrlicht hat! Er faßte es mit dem sicheren Blick des geborenen Lustspieldichters an seiner heitersten und harmlosesten Seite an, bei der faszinierenden Wirkung, die zweierlei Tuch von jeher auf das Ewig-Weibliche ausübte. In seinem „Veilchenfresser", seinem „Reif-Reiflingen" hat er den Typus jenes unwiderstehlichen liebenswürdigen Charmeurs und Herzensbrechers, des strahlend eleganten flotten, ewig verliebten Leutnants aus der Kaiserzeit überaus wirkungsvoll und erheiternd und durchaus nicht ohne leise liebenswürdige Persiflage auf die Bühne gestellt. In diesen seinen erfolgreichsten Lustspielen hat er der liebenswürdigsten Seite des preußischen Militarismus ein fröhliches Denkmal gesetzt. Es wäre indes völlig falsch, Moser nur als Militärhumoristen zu klassifizieren. Er hat in seinen hundertundacht (!) Bühnenwerken das gesamte Bürgertum seiner Zeit heiter beleuchtet und seine menschlichen Schrullen, Eitelkeiten, Schwächen wacker, aber nie verletzend ausgebeutet. Satyriker ist er nie gewesen. Seine ganze grundgütige, vornehme Natur widersprach dem. Er hat nur erheitern, unterhalten wollen. In diesem

Streben ist er gelegentlich auch unbedenklich in die derbere Schwankarena hinabgestiegen („Der Registrator auf Reisen"). Aber auch hier wie überall in seinen Lustspielen („Das Stiftungsfest", „Ultimo", „Der Hypochonder", „Der Bibliothekar" seien als die erfolgreichsten zitiert) hat ihn seine liebenswürdige Weltanschauung vor allem Rohen, Groben bewahrt. Man muß nur einmal nachlesen, wie der sonst so skeptische, bissige Paul Lindau in seinem Vorwort zu den obengenannten Lebenserinnerungen „Vom Leutnant zum Lustspieldichter" über den Menschen und Schriftsteller Gustav von Moser spricht. Er nennt ihn dort einen großen Lebenskünstler, der sich um die häßlichen Einrichtungen des Menschendaseins so wenig wie möglich kümmerte. „Der Schlüssel zu dem Geheimfach, in dem die Schätze unerschöpflichen Frohsinns für ihn aufgespeichert lagen, war seine Herzensgüte, gepaart mit echtester Vornehmheit der Gesinnung" — so sagt Lindau. Nicht zu leugnen ist ja, daß dieser Liebenswürdige uns seit der Jahrhundertwende aus dem Gesichtskreis geraten war. Die schärfere Luft, die überall zu wehen anfing, war seiner sanften Heiterkeit nicht zuträglich. Aber nun scheint es fast, als ob der Kreislauf der Zeit ihn doch wieder näherzurücken begänne. Mosers Militärlustspiele fangen an — im Film wieder aufzutauchen. Was auch der Grund dafür sei, der hundertjährige Geburtstag Gustav von Mosers sollte auch für unsere Theater ein Anlaß sein, das eine oder andere Lustspiel Mosers wieder ins Repertoire zu nehmen. Die Zeit hungert nach Frohsinn. Vielleicht könnte es noch einmal aufleben, das alte, liebe, gesunde, harmlose Lachen.

Dr. Egbert Delpy.

Karl Toth: „Weib und Rokoko in Frankreich." (Amalthea-Verlag in Wien.) Es ist in den letzten Jahren manches treffliche Werk über das Rokoko erschienen. Ich erinnere nur an Max von Boehns vierbändige, mit vielen Illustrationen ausgestattete Veröffentlichung und an Franz Bleis fesselndes Buch über die Sitten des Rokokos. Nun hat Karl Toth die vorhandene Literatur mit einem neuen Werk über „Weib und Rokoko in Frankreich" bereichert. Man sollte meinen, daß, nachdem die Brüder Goncourt in unnachahmlicher, von dichterischem Empfinden durchglühter Darstellungskunst dieses Thema behandelt haben, etwas Neues kaum mehr darüber zu sagen wäre. Karl Toth belehrt uns eines andern. Wenn er sich auch

in der Art der stilistischen Behandlung von dem großen Vorbilde abhängig zeigt — und welcher Schriftsteller, der über das achtzehnte Jahrhundert schreibt, kann sich dem Einfluß dieser Meister entziehen? — so bringt er doch vieles, was auf ein sehr gründliches Studium der Kultur und ihre selbständige Auslegung deutet. Das Bild, das er von der Gesellschaft jener Tage entwirft — die Schilderung der einzelnen maßgebenden Salons — zeigt die reizvolle Darstellungsnote eines Autors, der Forscher und Künstler zugleich ist, ohne die jede Wiedergabe des Rokokos matt und farblos wirkt. Wie er den femininen Zeitcharakter aus Literatur, Philosophie und Leben abstrahiert und das Weib als Kulminationspunkt der ganzen Kultur behandelt, stellt seinem psychologischen Scharfsinn das beste Zeugnis aus. Und was er schließlich über die Verschiedenheit deutscher und französischer Kultur jenes Zeitalters sagt, ist so tief durchdacht und so richtig erkannt, daß schon dieses eine Kapitel allein die Lektüre des Buches empfiehlt. Die stattliche Fülle gut reproduzierter Illustrationen und die gediegene Ausstattung tragen äußerlich dazu bei, dem Werk eine gebührende Beachtung zu sichern.

Dr. Valerian Tornius.

Für die Frauenwelt.

Alles wird bemalt. Vor kurzem hieß es noch: Alles wird bestickt, besteppt, mit Soutache benäht. Heute heißt es: Alles wird bemalt. Daher haben wir die reizendsten Wirkungen auf den verschiedensten Modellen. Anordnungen von Blumen und anderen Motiven sind apart, und jede Frau kann sich ein Kleid herstellen lassen, das nur sie allein hat. „Aber," wird man fragen, „was läßt sich denn noch bemalen?" Ach, wieviel verdanken wir der Einbildungskraft der Modistinnen! Man bemalt in diesem Sommer Capelinen aus weichem Krepp, und die Sonnenschirme werden in harmonische Übereinstimmung mit ihnen gebracht. Eine Toque wird mit einer Art einfarbigen Musselinschals bedeckt, dessen Bordüre gemalte Blumen sind. Auch bemalte, ganz feine, sehr elegant wirkende Seidenstrümpfe gibt es. — Ob das beim Waschen ausgeht? Ein strafender Blick von seiten der Erfinderin. — Das verbraucht sich ja zu schnell, um gewaschen zu werden! — Und schließlich die große,

sensationelle Neuheit, die man beim Rennen, im Theater, bei Hochzeiten sehen wird: lange, gerade, raupenlose Handschuhe, deren Außenfläche bemalt wird.

Nach Golde drängt... Die Mode gibt den Frauen so viel Gold! Alles ist aus Gold! Das Gold glitzert, blendet, triumphiert im Lichte des Abends wie in dem des Morgens. Wir sehen lange Kleider, Capes und Schals aus Gold. Es bedeckt das Chevreauleder, um Handtasche, Gürtel und Hut zu werden. Diese Kopfbedeckung würde den Frauen etwas Kriegerisches geben, hätte man sie nicht durch Blumen und Federposen „verweiblicht". Auch Strümpfe werden in goldenen Maschen gewebt, die vielleicht etwas kratzen, des Abends aber doch getragen werden. Schönheit muß eben Zwang leiden! Dann haben wir goldene Schuhe aus Chevreau, aus Brokat und aus gespannter Goldgipüre. Zum Tanzen sind die einen jedoch etwas zu hart und die anderen zu zerbrechlich (denn viele Herren, die sich für ausgezeichnete Tänzer ausgeben, treten den Damen doch auf die Füße!). Deswegen werden Schuhe aus zusammengesetzten schmalen Goldstreifen lanciert. Die sind weich und entzückend und wie geschaffen für kleine, temperamentvolle Füße.

Sommerpelze. Geschorener Marabu verschafft die Illusion, ein wirklich echter Pelz zu sein. Er wird in der Farbe des Kleides gefärbt, selbst wenn es sich um sehr krasse und helle Nuancen handelt, und bildet eine zarte, sehr neue und den Augen angenehme Garnierung.

Die kleine schmale Krawatte, die seitlich gebunden wird, versucht den breiten langen Schal zu entthronen und ihn zu ersetzen. Immerhin rüstet sich dieser zur Gegenwehr, denn er ist kleidsam, steht einem frischen Frauenantlitz zum Entzücken gut und harmoniert mit leichten Toiletten, während die schmale Krawatte einen ausgesprochen sportlichen Charakter trägt und das etwas männlich anmutende Golf- und Tenniskostüm vervollständigt.

Die große flache Handtasche wird wie eine Aktentasche unter dem Arm getragen, und der letzte Schick besteht darin, ihr Leder und ihre Farbe mit dem Leder und der Farbe des Schuhes in Übereinstimmung zu bringen. So sieht man graue oder braune Krokodiltaschen und Schuhe aus demselben Leder und in dunklerer Farbe.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



DIE RHEINLANDE

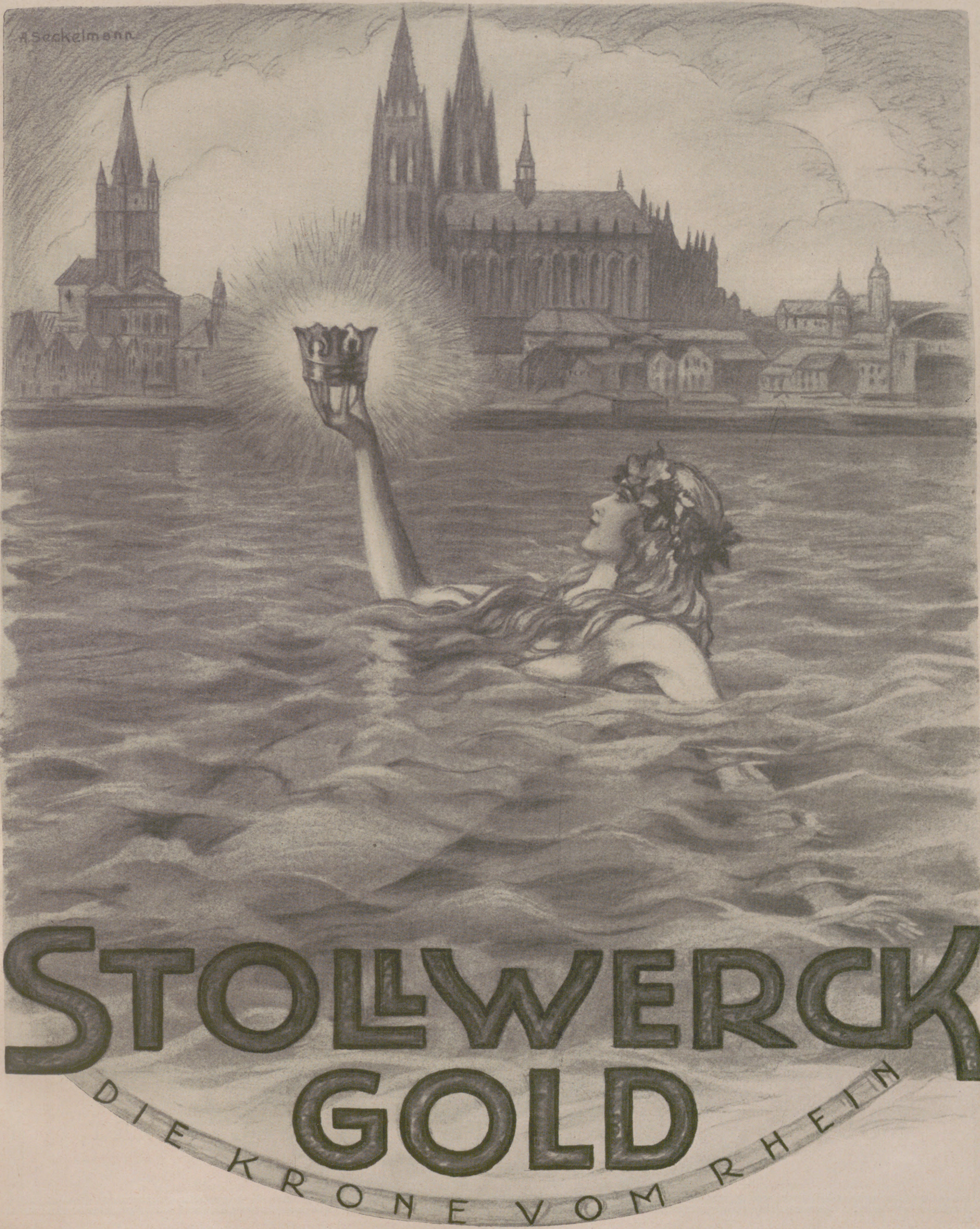
VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG

Nr. 4183 Einzelpreis (Inland) 2 Reichsmark 164. Band

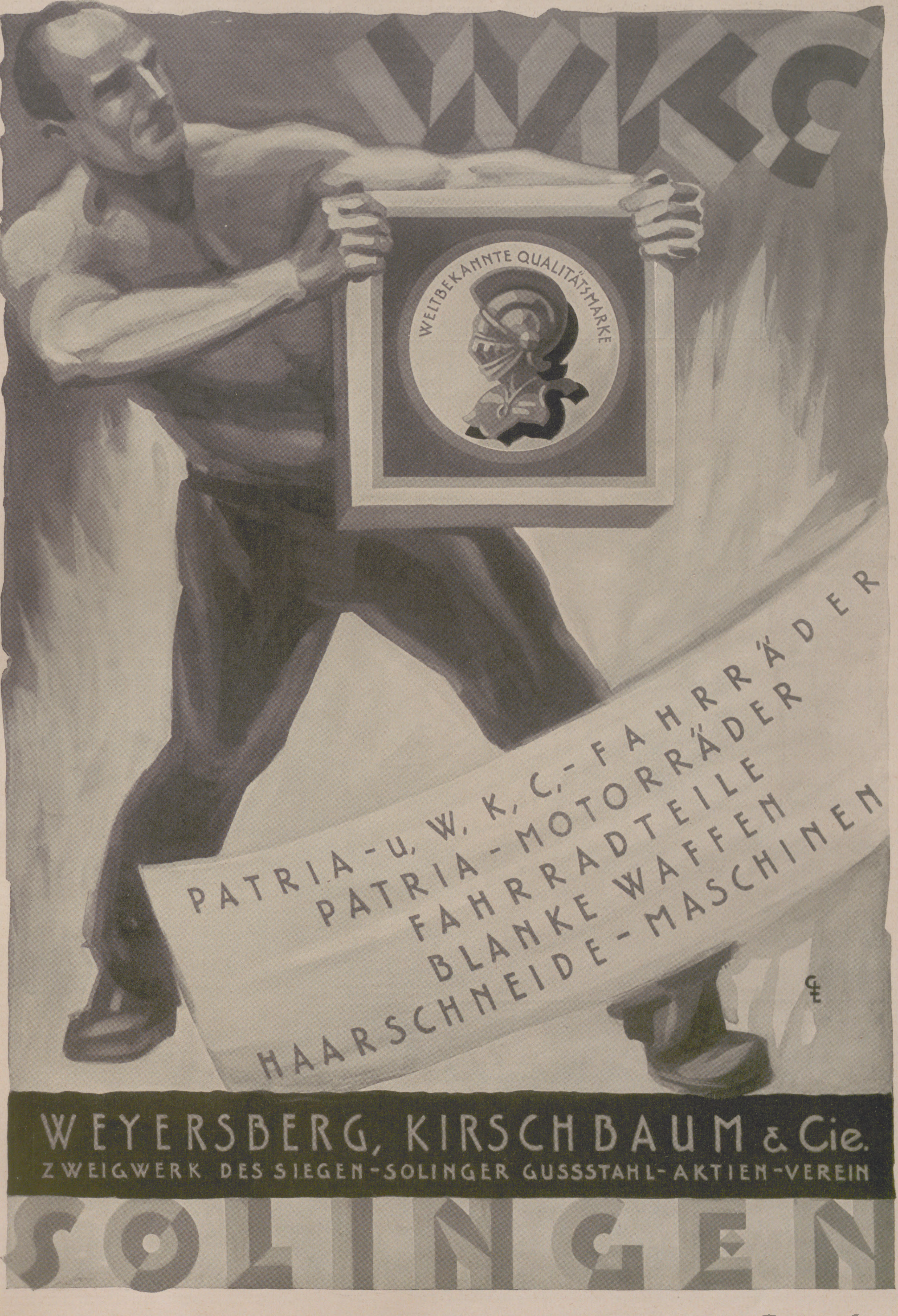
ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LEIPZIG / BERLIN / WIEN / BUDAPEST

Nr. 4183. 164. Band. Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 2 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 14. Mai 1925.




Lokomotiven
für Normal-u. Schmalspur
+
Güter u. Spezialwagen
+
Heißdampfpflüge
Landmaschinen
+
Aluminium-und
Emaillewaren
+
Schreibmaschinen
Rechenmaschinen
+
Rheinmetall
DÜSSELDORF, BERLIN
2588


WKC
WELTBEKANNTE QUALITÄTSMARKE
PATRIA- u. W. K. C.-FAHRRÄDER
PATRIA-MOTORRÄDER
FAHRRADTEILE
BLANKE WAFFEN
HAARSCHNEIDE-MASCHINEN
WEYERSBERG, KIRSCHBAUM & Cie.
ZWEIGWERK DES SIEGEN-SOLINGER GUSSSTAHL-AKTIEN-VEREIN
SOLINGEN

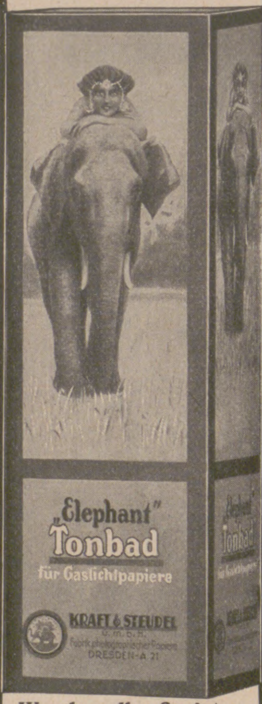
Allgemeine Notizen.

Köln als rheinisches Industriezentrum wird am besten durch die große Anzahl von modernen Werken illustriert, die in den letzten Jahren dort entstanden sind. Auch die führende rheinische Zigarettenfabrik S. Fabian hat ein neues hochmodernes Werk in Köln errichtet, das in seiner Architektur und Ausstattung eine Zierde und Sehenswürdigkeit Kölns, in seinem gediegenen Innern das Muster einer modernen Zigarettenfabrik ist. Daher denn auch die außerordentliche Beliebtheit der Fabian-Zigaretten als deutsche Wertzigarette in allen Raucherkreisen des In- und Auslandes.

Die neue Tapeten-Sonderkarte Wiener Werkstätte, nach Entwürfen aus der geübten Hand der Wiener Künstlerin M. Likarz, Frau Professor Strauß, bietet gegen die erste Sammlung eine erfrischende, auch von hervorragenden Innenarchitekten geschätzte Abwechslung. Schon bei einer flüchtigen Durchsicht finden wir die wesentlichen Stilarten der beiden letzten Jahrhunderte vertreten; neben dem leichten Rokoko der Mozartschen Zeit sehen wir das strenge Empire Napoleons und des Großen Friedrich, letzteres in dem wunderbaren Entwurf „Potsdam“. Auch des reizenden, schon zur neuen Richtung hinneigenden Empires im Muster „Douglas“ sei hierbei gedacht. Und nun erst der große Schritt zu den Künsten des fernen Ostens! Wie Märchen muten uns die herrlichen Entwürfe „Siam“ und „Maharadscha“ an, die auch in der Farbengebung vornehm und echt wirken. An altägyptische Stoffe erinnert das Muster „Kairo“, das, an sich quer gestreift, einen Längseffekt zeigt, der in recht gelungener Weise einen in Falten gelegten alten Stoffbehang vortäuscht. Dann ist der ferne Osten noch einmal vertreten in dem phantastischen, ganz im Japanstil gehaltenen Entwurf „Tee“. Diese Tapete zeigt in den verschiedenen Koloriten schon ihre Verwendungsmöglichkeiten durch Anpassung der reinen, feurigen Töne an Einrichtungen in farbigem Schleiflack, wie er heute so sehr beliebt ist. Es würde zu weit führen, alle die übrigen Muster dieser Künstlerkarte besonders aufzuführen. Hervorzuheben wären vielleicht noch das entzückende Muster „Meißen“ mit seinen zarten Pastellfarben sowie die in satten Tönen gehaltenen Entwürfe „Rosalinde“, „Lichtenstein“ und „Quaste“, die, mit zarten Bronzeeffekten ausgestattet, sich besonders zu Wohn-

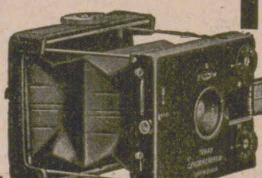
Fortsetzung auf Seite 744.











und Empfangszimmern oder auch zu sonstigen festlichen Räumen eignen. Im übrigen verweisen wir auf die Anzeige der Firma Flammersheim u. Steinmann in Köln-Zollstock auf Seite 755 der vorliegenden Nummer.

Das 55,555ste Instrument brachte dieser Tage die weltbekannte Schiedmayer Pianofortefabrik in Stuttgart zum Versand. Das Werk ist als ein „Scheola" eins der allgemein bewunderten Meisterharmoniums, die als eine Großtat auf dem Gebiet der Harmoniumbaukunst in ihrer Vielseitigkeit und der bestrickenden Schönheit der Klangfarben unerreicht sind. Die Firma Schiedmayer Pianofortefabrik stellt ihr Jubiläumsinstrument in den Mittelpunkt einer Ausstellung der gesamten Erzeugnisse des Betriebes, so daß auch Kunstspielinstrumente, Flügel und Pianinos sowie Harmoniums kleinerer Modelle sich in ihren mit vornehmstem Geschmack modern ausgestatteten Verkaufsräumen vereinigen und ein sprechendes Zeugnis von der Vielseitigkeit dieses schwäbischen Unternehmens ablegen, das seit vielen Jahrzehnten seinen Ruhm in allen Weltteilen gesichert hat und unter der Leitung seines weitblickenden Chefs Kommerzienrat Max Schiedmayer rastlos vorwärts strebt, seinen auf höchster Stufe stehenden Erzeugnissen die mitführende Stellung in den musikliebenden Kreisen aller Länder zu wahren.

Die berühmte theaterwissenschaftliche Sammlung des verstorbenen Leipziger Universitätsprofessors Geheimrat Dr. Albert Köster ist dank der Bemühungen des bayerischen Kultusministeriums, des Stadtrats München, der Münchener Universität und der Leitung des Theatermuseums für München erworben worden.

Festspiele der Bayerischen Staatstheater in München. Die Generaldirektion der Bayerischen Staatstheater veranstaltet in der Zeit vom 1. August bis zum 9. September d. J. wieder Festspielaufführungen von Meisterwerken Richard Wagners im Prinzregenten-Theater und W. A. Mozarts im Residenz-Theater in München. Zur Aufführung gelangen im Prinzregenten-Theater „Die Meistersinger von Nürnberg", „Das Rheingold", „Die Walküre", „Götterdämmerung", „Parsifal" und „Tristan und Isolde", letzteres Werk voraussichtlich in völlig neuer Einstudierung und Ausstattung. Für diese Aufführungen ist ein Einheitspreis von 20 RM. festgesetzt. Im Residenz-Theater werden „Cosi fan tutte", „Die Entführung aus dem Serail", „Figaros Hochzeit", „Don Giovanni" und „Zauberflöte", letztere beiden Opern in völlig neuer

Fortsetzung auf Seite 746.

Einstudierung und Ausstattung, aufgeführt werden. Die Eintrittspreise schwanken hier zwischen 6 und 35 RM.

Bad Ems. Rings von bewaldeten, fast überall bis dicht an die Häuser herantretenden Bergen umgeben, in seiner ganzen, nicht unbeträchtlichen Ausdehnung von der Lahn durchflossen, auf deren beiden Ufern es sich langgestreckt hinlagert, liegt der weltberühmte Badeort Ems. Die Witterung in Bad Ems ist die des Mittelrheines; gleichmäßig mild. Die Heilmittel des Bades sind vornehmlich angezeigt bei Erkrankungen der Luftwege (Katarrhe, Asthma, Emphysem, Folgezustände von Grippe, Rückstände von Lungen- und Rippenfellentzündung), Erkrankungen, die durch klimatische Verhältnisse ungemein beeinflußt werden und in Bad Ems eine außergewöhnlich günstige Heilungsbasis finden. Die Hauptkurzeit hat am 15. April begonnen, nachdem die meisten Hotels schon seit Anfang April ihren Betrieb in vollem Umfang aufgenommen haben. Die vielen Veränderungen und Neugestaltungen, die im Winter stattgefunden haben, lassen Bad Ems, „das Schmuckkästchen des Westens“ wieder in vollem Glanz erscheinen.

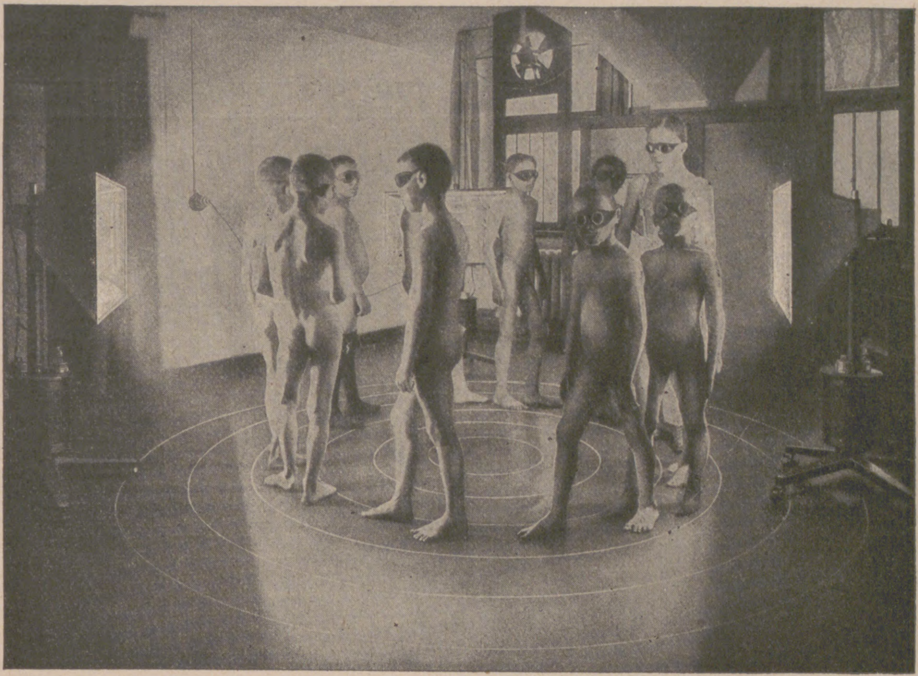
Bad Soden am Taunus, das prachtvolle, am Südabhang des Taunus gelegene Kurbad, bekannt und berühmt durch seine glänzenden Heilerfolge bei allen Erkrankungen der Atmungsorgane und des Herzens, ist in voller Hauptkurzeit. Durch vorgelagerte Bergketten im Norden, Westen und Osten vor rauhen Winden geschützt, ist das prachtvolle Taunusbad wenig großen Temperaturschwankungen unterworfen und erfreut sich eines ständigen, fast südlichen Klimas. Das größte Inhalatorium des In- und Auslandes im Verein mit bester Ärzteschaft befriedigt auch den verwöhntesten Heilungsuchenden. Die Kurdirektion ist bestrebt, für gesellschaftliche Abwechslungen durch ein gutes Kurorchester, Theater und sonstige Darbietungen den Aufenthalt in Soden angenehm zu gestalten. Wunderbare Waldungen und herrliche Ausflugsorte umgeben das Bad nach allen Richtungen. Für großstädtische Vergnügungen empfiehlt sich das nur dreißig Minuten Bahnfahrt entfernt liegende Frankfurt a. M. Alle Auskünfte erteilt die Kurverwaltung.

In Bad Wildungen findet vom 21. bis zum 23. Mai ein Auto-Turnier statt. Der Sauerländische Bob- und Auto-Club e. V., Sektion des Kölner Automobil-Clubs, hat folgendes Programm ausgearbeitet: 21. Mai (Him-

Fortsetzung auf Seite 748.

Skrofulose ◆ Rachitis ◆ Tuberkulose

Obige Krankheiten haben in erschreckender Weise zugenommen. In gleich erschreckender Weise sind die Unterhaltungs- und Verpflegungskosten der Heilanstalten gestiegen, sodass fast alle Heilanstalten ungeheure Zuschüsse erfordern. Die Anzahl der vorhandenen Heilstätten ist ausserdem viel zu gering für die Massennot. Skrofulose, Rachitis, Tuberkulose werden nach den Erfahrungen zahlreicher Autoritäten sicher geheilt oder erheblich gebessert durch die billige, bequeme und schnell wirkende Ultraviolett-Therapie mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" – Original Hanau –. Wirkt wie ein längerer Aufenthalt in den Hochgebirgskurorten und ersetzt den unerschwinglich gewordenen Aufenthalt in Heilanstalten. Ärzte und Stadtverordnete sollten deshalb dazu beitragen, dass den Schulen, den Fürsorgestellen, den Gemeinden und Wohlfahrtsämtern Bestrahlungshallen mit Quarzlampen „Künstliche Höhensonne" – Original Hanau – zur Behandlung nach Prinzipien von Professor Jesionek (Giessen) angegliedert werden. Für einen Bruchteil der Kosten, die die Anstaltskur nur eines Kranken sonst verursacht, können täglich viele Kranke mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" – Original Hanau – bestrahlt werden. Jede rechtzeitig begonnene Bestrahlungskur spart Unsummen öffentlicher Gelder, die sonst für Anstaltskuren geopfert werden müssen.



Bestrahlungsraum mit Quarzlampen „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — im Allgemeinen Krankenhaus St. Georg, Hamburg. (Leiter: Dr. Lippmann).

Die Kreise auf dem Fussboden dienen zur Dosierung. Bei der ersten Bestrahlung sind die Kinder weiter von den Lampen entfernt, als bei späteren Bestrahlungen. Die Strahlen wirken heilend durch Beeinflussung des Hautzustandes; die Haut wird sonnengebräunt und gut durchblutet. Nach der neueren, von den Universitäts-Professoren Hoffmann (Bonn) und Bloch (Zürich) begründeten Esophylaxie-Theorie besitzt die Haut des menschlichen Körpers eine bisher nicht genügend gewürdigte, für die Heilkunst aber ungeheuer wichtige, nach innen gerichtete Schutzfunktion (Esophylaxie), die Schutz- und Heilstoffe gegen zahlreiche Krankheitsgifte auch in lebenswichtigen inneren Organen bildet.

Fragen Sie Ihren Arzt!

QUARZLAMPEN-GESELLSCHAFT M. B. H., HANAU a. M., POSTFACH 169.

Wichtig für Kranke



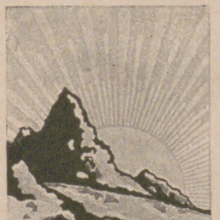
Einer der grössten medizinischen Erfolge des letzten Jahrzehnts, die Ultraviolettbestrahlungen mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — bewirken Selbsthilfe des krankheitsgeschwächten Körpers, daher natürlichste Heilmethode. **Häufig ergeben sich Heilerfolge, wo andere Behandlungsmethoden versagen.** Beschleunigung der Genesung bei Rekonvaleszenten. Über 1200 Urteile der medizinischen Fachpresse berichten über die oft erstaunlichen Erfolge auf überaus zahlreichen Krankheitsgebieten. **Fragen Sie Ihren Arzt** und verlangen Sie kostenlos Literatur-Nachweis vom **Sollux-Verlag, Hanau am Main, Postfach 172.**

Gesund bleiben



Ebenso wie die Urlaubsreise sollte der Arzt jedem Genesenden, namentlich Abgespannten und Überarbeiteten, Schlaflosen und Nervösen alle 4 Wochen einige Bestrahlungen mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — anraten. **Die Bestrahlung erzeugt ein überaus wohltuendes Gefühl der Kräftigung und der Frische, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch.** Der Bestrahlte fühlt sich auch **geistig lebhafter,** gut gelaunt, fröhlich gestimmt. Die Abwehrkräfte seines Körpers werden erstarkt, seine Widerstandsfähigkeit gegen Krankheitsgifte wird erhöht. **Fragen Sie Ihren Arzt** und verlangen Sie kostenlos Literatur-Nachweis vom **Sollux-Verlag, Hanau am Main, Postfach 172.**

Elternpflicht



Rachitis (englische Krankheit) ist in jedem Stadium durch Ultraviolettbestrahlung mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau" — mit Sicherheit heilbar. Da auch die Entstehung der Rachitis durch vorbeugende Bestrahlung sicher verhindert werden kann, so ist es **Elternpflicht, jeden Säugling in seinem ersten Lebensjahr vorbeugend bestrahlen zu lassen.** Die ultravioletten Strahlen sind in ganz besonderem Masse befähigt, auch tuberkulöse und skrofulöse Erkrankungen zu bessern, ja auszuheilen. **Fragen Sie Ihren Arzt,** und verlangen Sie vom **Sollux-Verlag, Hanau, Postfach 172,** das „Rachitismerkblatt" und „Skrofulosemerkblatt" für Mütter und Pflegerinnen.

Herzleiden



entstehen durch zu hohen Blutdruck und Überanstrengung des Herzens. Hofrat Dr. med. Schäcker, Bad Nauheim, schreibt: „Durch die Quarzlichtbestrahlung schwindet Unregelmässigkeit des Herzschlages sehr rasch, **der Blutdruck wird wesentlich herabgesetzt.** Sämtliche Herzkranke lebten auf, waren leistungsfähiger, die nervösen Symptome traten zurück; ein gesunder Schlaf trat ein; etwa vorhandenes Durstgefühl verschwand vollkommen. Die Ultraviolettbestrahlung vermag also Herz- oder Gefässkranken die besten Aussichten für eine längere Lebensdauer und relatives Wohlergehen zu eröffnen". **Fragen Sie Ihren Arzt.** Verlangen Sie kostenlos Literaturnachweis vom **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach 172.**

Jedes Mitglied einer Krankenkasse sollte Ultraviolett-Bestrahlungen mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — im eigenen Interesse beanspruchen.

Die Wunderkraft des Lichtes!

Die Sollux-Lampe — Original Hanau — erzeugt im Gegensatz zu der bekannten Hanauer Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" keine ultravioletten, kalten Strahlen, sondern leuchtende Wärmestrahlen und erzielt durch ihre wundervolle Hyperämiewirkung (Blutüberfüllung der Hautblutgefässe), die sehr tief geht und sehr lange anhält. Erfolge bei der Verjüngungs-Theorie nach Dr. von Borosini. Sie erzielt ferner **Schmerzfreiheit und schnelle Heilung bei Entzündungen, z. B. bei Entzündungen der Mandeln, des Mittelohres, der Stirn, Siebbein- und Kieferhöhlen, des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Hoden, Nebenhoden, Prostata, der Sehnenscheiden und Gelenke, der Lungen und des Rippenfelles;** ferner bei **Neuralgien (häufig auch Ischias), Furunkeln, Hämorrhoiden, Drüsen.** Bei jeder Erkrankung, die als „Entzündung irgendwelcher Art bezeichnet wird, sollte zunächst stets die „Sollux-Lampe — Original Hanau" — herangezogen werden. Angenehme, schmerzlose Anwendung. Stromverbrauch nur 300 Watt. **Preis rund 115 R.-M. franko Haus.** Bei Bestellungen bitte Netzspannung angeben.

Originalfabrikat der **Quarzlampen-Gesellschaft G. m. b. H., Hanau am Main, Postfach 169.**

Ein Segen für jede Familie!

Warme Umschläge, ihre Schmutzerei und Unbequemlichkeit sind überholt!

Wer sich näher unterrichten will, **befrage seinen Arzt** und lese die Schriften: **„Die Hyperämiebehandlung" von Dr. Heusner,** geh. 0.20 R.-M.; **Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" von Dr. von Borosini,** karton. 1.60 R.-M. Porto und Verpackung zu Selbstkosten. Versand unter Nachnahme durch den **Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postf. 172.**

melfahrt) Sternfahrt nach Bad Wildungen. 22. Mai Bergrennen auf der bekannten Bergrennstrecke Züschen-Winterberg. 23. Mai Geschicklichkeitsprüfung und Schönheitskonkurrenz im Kurgarten. Die Preisverteilung mit anschließendem Festball findet am 23. Mai abends im Fürstlichen Badehotel statt. Den Teilnehmern und Freunden des Automobilsportes, die zu diesem Turnier Bad Wildungen besuchen, wird ein viertägiger kurtaxfreier Aufenthalt gewährt. Die genauen Ausschreibungsbestimmungen sind durch die Geschäftsstelle des Sauerländischen Bob- und Auto-Clubs e. V. in Barmen, Wertherstr. 31 erhältlich. Die Veranstaltung verspricht einen vollen Erfolg, da den Teilnehmern am Wildunger Turnier die bequeme Möglichkeit gegeben ist, am 24. Mai das Herkulesrennen ebenfalls bestreiten zu können.

Westerland-Sylt. Das wegen seiner mächtigen Brandung und wunderbaren Heilkraft rühmlichst bekannte Nordseebad wird in diesem Jahr seine einzig schöne Strandpromenade zum erstenmal in ihrer ganzen Ausdehnung seinen Gästen zur Verfügung stellen, die durch keinerlei Bautätigkeit im Gebrauch ihrer Kur behindert sein werden. Ein kühnes Werk modernster Technik ist mit dieser steinernen, in ihrer vornehmen Breite höchste Bequemlichkeit bietenden Strandpromenade, die zugleich die Insel gegen die an der Sylter Küste besonders vernichtenden Sturmfluten schützen soll, vollendet worden. Ein Spaziergang auf ihr im erfrischenden Seewind gehört zu dem schönsten Kurgenuß, den die Nordsee überhaupt zu bieten vermag. Die Preise in Westerland sind nicht höher als in anderen gleichwertigen Bädern. Ein von der Städtischen Badeverwaltung in Westerland-Sylt herausgegebener Badeführer enthält außer interessanten Mitteilungen und zahlreichen künstlerischen Illustrationen ein ausführliches Preisverzeichnis über Wohnungen und Verpflegung, das mit dem alten Märchen von dem teueren Westerland gründlich aufräumt. Der Badeführer von Westerland-Sylt, der in jedem Reisebüro erhältlich ist, wird von der Städtischen Badeverwaltung Westerland-Sylt kostenlos versandt.

Im Wunderland der Dolomiten. Es gibt ein Gebirge, dem in seiner Eigenart kaum ein anderes gleichkommt, ein Gebirge voll märchenhafter Formenschönheit, voll launenhaften Wechsels der Erscheinungen und voller Rätsel der Bildung und des Vergehens. Es sind die Dolomiten, das Land südlich des Brennerpasses in den

Fortsetzung auf Seite 750.


MAUXION
Schokoladen

Ostalpen, das der Friedensschluß Italien zusprach. Die vielen Höhenstationen, seien sie nun am Ritten, wie Oberbozen-Klobenstein, oder seien sie am Fuß des Schlern, wie Seis-Salegg, oder im bekannten Grödnertal, wie St. Ulrich-Wolkenstein, oder seien es die bekannten Fremdenplätze Gossensaß-Sterzing im Eisacktal oder Bruneck-Sand, Pragser Wildsee, Toblach im Pustertal sowie auch die bekannten Dolomitenstationen Karersee, Canazei, S. Martino di Castrozza, Cortina d'Ampezzo, Misurina oder Madonna di Campiglio, Mendola, Molveno usw. Alle diese Plätze bieten eine Fülle von Naturschönheiten und Anregungen zu sportlicher, gesunder Tätigkeit und auch zu längerem Kuraufenthalt für Ruhe- und Erholungsuchende. Für Auskünfte und Kollektivprospekte wolle man sich an das Syndikat der Höhenhotels in den Venet. Trident., Meran-Obermais (Merano-Maia alta) wenden.

In den Zellstoff- und Papier-Industrien Kanadas ist ein Kapital von über 400 Mill. Dollar angelegt, und es dürften diese Industrien die größten und leistungsfähigsten der ganzen Welt sein. Kanada führte 1924 für 139,5 Mill. Dollar Papiermasse und Papier aus; hierunter allein 1,8 Mill. t holzartige Druckpapiere. Dabei werden noch immer größere und leistungsfähigere Fabriken errichtet. In Neuyork z. B. hat die Anglo-New-Foundland Pulp and Paper Co. unter finanzieller Mithilfe der englischen und neufundländischen Regierung durch die Armstrong, Whitworth & Co. in London eine moderne Fabrik mit einer Jahresleistung von 120 000 t Zeitungsdruckpapier unter Nutzbarmachung von 100 000 PS des Flusses Humber erbauen lassen. Auch England führt Neubauten durch, von denen einer, der der Firma Edward Hoyd Ltd. in London, jetzt in Kemsley, vor der Vollendung steht; hier soll auf zwanzig modernen Papiermaschinen Rotationspapier für England und das Ausland hergestellt werden. In Kanada werden zudem fünf weitere Papierfabriken mit einer Tagesleistung von 100 bis 200 t gebaut, in Kapuskasing (Ontario) wird mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Dollar eine neue Zellstoff-Fabrik errichtet, die eine tägliche Produktion von 600 t haben soll; die elektrische Kraft wird von den benachbarten Smokyfällen bezogen. Schon jetzt beträgt die Leistung der kanadischen Druckpapierfabriken 2,2 Mill. t, während Deutschland nur etwa 530 000 bis 550 000 t erzeugt, von denen etwa 230 000 bis 250 000 t holzhaltiger Druckpapiere im Inland verbraucht werden.

SCHWEIZERISCHE KURORTE sind das Reiseziel der guten Gesellschaft.

DIE SCHWEIZ

STÄRKEN SIE IHRE GESUNDHEIT durch einen Ferienaufenthalt in der schönen Schweiz.

DOLDER-HOTELS ZÜRICH
650 m ü. M.
10 Minuten vom Bahnhof

Am Waldrande gelegen.
Herrliche Aussicht auf See und Gebirge!
Bestgepflegter Golf, 7 Tennisplätze und Garagen bei den Hotels.

DOLDER GRAND HOTEL Pension von Fr. 20.— an.

WALDHAUS DOLDER Pension von Fr. 14.— an.

AROSA
Jahreskurort auf 1800 m Höhe.

Beliebter Ferien- und Sportplatz

Pensionspreise inkl. Taxen, von Fr. 10.— an.
Gratisprospekte und Sommerprogramm 1925 durch die
KURVERWALTUNG AROSA (Schweiz, Graub.)

TARASP & VULPERA
ENGADIN

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m.

15. Mai bis 20. Sept. Weltbekannte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- und Tropenkrankheiten usw.

Sommersport, Tennis, Golf usw.

Prospekte Nr. 25 durch Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbüro Vulpera.

MONTANA-VERMALA (Wallis)
Höhe 1500 bis 1680 m.

m. Siders (Simplonlinie) d. eine Drahtseilbahn verbunden. Fahrt 30 Min. Sonnenreichster Höhenkurort d. Schweiz. Alle Sommer- und Wintersporte. Golf. Prospektus durch Offiz. Verkehrsbüro.

THUN Berner Oberland
PALACE-HOTEL THUNERHOF, Pension von Fr. 15.— an.
HOTEL BELLEVUE UND PARK, Pension von Fr. 12.— an.
Letzter Komfort. Golf, Tennis, Orchester.

GRAND HOTEL DU PARC
MONTANA
Die schönste Lage von Montana. — Kalt- und warmfließendes Wasser. Privat-Badezimmer. Erstklassiges Hotel. Von großem Wald umgeben. Telegramm-Adresse: Parchotel.

LAUSANNE-PALACE
Familien-Hotel vornehmsten Ranges, im Zentrum der Stadt.
Wunderbare Aussicht. Eigener Park. Tennis.
Neue Direktion: Justin Baumgartner.

ADELBODEN Berner Oberland 1356 m ü. M.
HOTEL NATIONAL. Vornehmes Familienhotel. 120 Betten, Park, Tennis, Orchester. Zivile Preise.

ETABLISSEMENT STEPHANI
60 Betten
KURHAUS VIKTORIA 60 Betten
Für Erkrankungen d. Atmungsorgane. Luft- u. Liegekur. Heliotherapie. Ärzte. Preise v. Fr. 14.— i. Sommer; Fr. 16.— i. Winter.

GOLF-HOTEL MONTREUX
vorm. Hotel **Breuer** S. A., vollständ. renov. Appartements mit Badezimmer. Laufendes Wasser in allen Zimmern. Volle Pension von Fr. 14.— an. Beste Lage am See. A. Steiner.

FRUTIGEN
830 Meter über Meer — Berner Oberland

An der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn.
FRÜHLING — SOMMER — HERBST
Auskunft durch den Verkehrsverein.

BADEN
das berühmte Thermalbad heilt **Rheuma, Gicht, Ischias.** Anerkannte Heilerfolge.
HOTEL LIMMATHOF.
Thermal-Bäder im Haus. Pension von Fr. 12.50 bis 15.—.
Prospekte durch B. Gölden, Besitzer.

CHAMBY
20 Min. ob Montreux, 2 elektr. Bahnen. Herrliche Lage. — Genfer See. — Alpen.

GRAND HOTEL. Vornehmes mod. erstkl. Haus. Park. Volle Pension von Fr. 12.— an.

MONT-RIANT Sanatorium für Nerven- und Verdauungskrankheiten.

ADELBODEN
1400 m. Berner Alpen, Schweiz. (Station Frutigen a. d. Bern-Simplon-Bahn). **Das NEVADA PALACE HOTEL.** Vornehmes Familienhotel, Steinbau. Schattige Gartenanlagen, Tennis- und Kinderspielpl., Orchester, Dancing Zimmer m. Privatbad, Autogarage. Pens. Fr. 16.— b. Fr. 20.—. Gebr. Richert, Besitzer u. Leiter.

ZERMATT
unvergleichliches Touristen-Zentrum am Fuße des Matterhorn (1621 m) mit der elektrischen Linie der
GORNERGRAT-BAHN (3136 M)
der höchstgelegenen Europas unter freiem Himmel. Zahlreiche Hotels mit allem modernen Komfort.

SOLBAD RHEINFELDEN
(Das moderne deutschschweizerische Heilbad mit der stärksten Sole)
SALINENHOTEL IM PARK
Familienhotel mit jedem modernen Komfort am Ufer d. Rheins inmitten ein. 12 ha. groß. Parkes. Alle Privatbäder mit Solbad- u. Kohlensäurebad-Einrichtung. Sämtliche Kurmittel im Hause verbunden mit Trinkkuren der Kapuzinerquelle. Sichere vorzügl. Heilerfolge. Verl. Sie illustr. Prosp.

HÖHENKURORT BEATENBERG Berner Oberland
1150 m über Meer. Illustrierte Führer durch den Kurverein u. die Agenturen der Schweiz. Bundesbahnen.

INTERLAKEN Hotel Schweizerhof
Bestbekanntes Familienhotel I. Ranges. Schönste Lage a. Höheweg neb. d. Kurgarten. Aller neuzeitl. Komfort. Erstkl. Restaurant m. Terrasse. Autogar. m. Boxes. Prosp. d. Familie Wirth-Strübin, Bes.

SEILER'S HOTELS
MONT-CERVIN — VICTORIA
MONT-ROSE — BEAU SITE
RIFFELALP — LAC-NOIR
die führenden und bestbekannten Hotels von ZERMATT und Umgebung. Komfort. Gute Küche. Aufmerksame Bedienung. Tarif und Prospekte durch die Direktion.

MAMMERN AM BODENSEE (Schweiz)
Kuranstalt für Erholungsbedürftige und innere Krankheiten. Alle modernen Installationen. 3 Ärzte. Groß. Park. Luft- u. Seebäder.

DAS LEVENTINA-TAL
Südschweiz jens. d. Gotthard. Alpenpost. Drahtseilb. z. Ritomsee-Piora. An d. elektr. Gotthardbahn. Berühmtes Fremdenzentrum. Zahlr. Ausflüge. Höhenlage zw. 800 u. 1170 m. Prosp. d. d. Offiz. Verkehrsbüros in Airolo, Ambri-Piotta, Rodi-Fiesso und Faido.

ST. GOTTHARD HOSPIZ, 2114 m ü. M. **Hotel-Pension Monte Prosa.** Das ganze Jahr offen. Postautomobil. Ideales Gelände für Skisport. Prospekte. Gottardo Lombardi, Besitzer.
PIORA am Ritomsee, Tessin, 1840 m ü. M. **Hotel Piora.** Elektr. Seilbahn Piotta-Piora. Kur, Touristen- u. Passantenhotel. Prächt. Sommeraufenthalt. Prospekte. Severino Lombardi.

SILS-MARIA (Engadin) 1812 m ü. M.
HOTEL EDELWEISS. Erstklassiges Familien-Hotel in windgeschützter Lage a. Waldrand. 175 Betten. Gartenanlagen. Orchester. Tennis. Saison: Juni-September. Direktion: P. Ronzi.

PONTRESINA (Engadin)
ROSEG GRAND HOTEL
Erstklassiges Familienhotel. Jeder Sport. Schönste Lage. Illustrierte Prospekte durch die Direktion.

THUSIS mit der VIAMALASCHLUCHT
Übergangsstation von und nach dem Engadin. Ausgangspunkt der Postautomobilrouten über den Splügen- und den Bernhardinpaß. Prospekte durch das Verkehrsbüro Thusis.

LENK Berner Oberland. 1100 m.
HOTEL WILDSTRUBEL.
Komfortables Familienhotel. Eigenes Orchester. Pension von Fr. 11.— an. Prospekte.

Heiden
Bergluft und Sonnenschein. Nerv. Komplikation., Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Bleichsucht, geistig. Überanstrengung, Asthma des jugendl. Alters **werden geheilt.** ob dem Bodensee. 810 m ü. M. Zahnradbahn ab Rohrschach. 4 Kurärzte. Kasino. Kurorchester. Verkehrsbüro.

DAVOS PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING
Haus I. Ranges.
Fließendes Wasser in den Zimmern.
Prospekte.

SAN BERNARDINO
Graubünden 1626 m ü. M. **Der schönste Luftkurort der italienischen Schweiz. GRAND HOTEL VICTORIA** — 130 Betten. (Deutsche Leitung). Scheuer & Dummert.

Schiffskurse: Küßnacht a. Ri., Weggis, Vitznau-Rigibahn, Buochs, Beckenried, Treib (Seilbahn Seelisberg), Brunnen, (Bergbahn Morschach-Axenstein). Schiffahrt auf dem Zugersee. Elektrische Bahnen Zug-Zugerberg-Baar-Aegeri-Menzingen.



Schiffskurse: Kehrsiten (Seilbahn Bürgenstock), Stansstad-Alpnachstad (Bergbahn Pilatus-Kulm), el. Bahn Stansstad-Stans-Engelberg (Bergbahn Stans-Stanserhorn).

SEELISBERG 850m ü. M.
Idealster Kurort ü. dem **Vierwaldstättersee.**

Frühjahr. — Sommer. — Herbst.

Schiffstation „Treib". Elektrische Bergbahn Treib—Seelisberg. Motorbootverbindung Treib-Brunnen. Prospekte d. die **Hotels und Verkehrsbureau Seelisberg.**

	Betten	minimal Pensionspreis:
Grand-Hotel Sonnenberg	250	Fr. 12.—
Hotel Bellevue und **Terminus**	125	Fr. 11.— Fr. 10.—
Hotel Waldhaus Rütli	45	Fr. 8.50
Hotel Löwen	40	Fr. 8.—
Hotel Waldegg	40	Fr. 8.—

HOTEL 1900 m ü. M. STANSERHORN-BAHN 2 St. von Luzern
Großartiges Hochgebirgspanorama d. Mittelschweiz.

VIERWALDSTÄTTER SEE
und seine
BERG-BAHNEN
Bestempfohlenes Exkursionsgebiet der Zentralschweiz.
Treib-Seelisberg-Bahn, Bürgenstock-Bahn, Arth-Rigi-Bahn, Pilatus-Bahn, Rigi-Bahn, Stanserhorn-Bahn, Stansstad-Engelberg-Bahn, Brunnen-Morschach-Axenstein

WEGGIS HOTEL DU LAC — SEEHOF
Bestrenommiertes Haus.
Bekannt gute Küche. Pensionspreis von Fr. 9.— an. Bitte Prospekte verlangen.

BECKENRIED
Bevorzugter Luftkurort in sonniger, ruhiger und staubfreier Lage. Pensionspreise von 7.50—10.—. Prospekte durch den Kurverein.

KURHAUS SCHÖNECK
ob Beckenried. Saison Juni—September.
Diät-Kuren, Hydrotherapie. Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Direktion C. BORSINGER.

Hotel KRONE BUOCHS Hotel RIGIBLICK
Park, Tennis, eigenes Seebadehaus. Pension von Fr. 8.—9.50 Familie ODERMATT.
Direkt a. See. Prachtv. Aussicht. Pension von Fr. 8.50—Fr. 12.— AUGUST v. HOLZEN.

AXENFELS ob Brunnen, Gotthardlinie
GRAND-HOTEL PALACE AXENFELS, 200 Betten, 1. Klass-Haus. Golf, Tennis. Großer Park. Pension von Fr. 13.— und 14.— an. H. JOSSI, Direktor.

BRUNNEN
anerkannt schönste Lage am Vierwaldstättersee. Reichste Auswahl schöner und bequemer Spaziergänge und Ausflüge. Kursaal. Prospekte durch das Verkehrsbureau Brunnen.

SEEWEN BADHOTEL RÖSSLI
AM LOWERZERSEE, AM FUSSE DES RIGI altbekanntes, heimeliges Haus, Pension von Fr. 7.50 an. Prospekte.

GREPPEN zwischen Weggis und Küßnacht Schiffstation
HOTEL ST. WENDELIN. Prospekte.

Ferienaufenthalt im ½ Stunde von Zürich

ZUGERLAND
Gutgeführte Hotels, Pensionen und Kinderheime. — Auskünfte und Prospekte durch das Kantonale Verkehrsbureau Zug.

Angenehme Kuraufenthalte und Ausflugsziele ½ Stunde von Luzern

KUSSNACHT A. RIGI
Hotel Seehof ruhige Lage am See. Prospekte.

Bad Langenschwalbach

Stahl- und Moorbad im Taunus

Blutarmut :: **Frauenleiden** :: **Herzkrankheiten**

Nach Dänemark und dem Norden!

über Warnemünde - Gjedser.

Nur 2stündige Seefahrt mit neuen modernen Fährschiffen. Durchgehende Wagen I. und II. Klasse sowie Schlafwagen Berlin/Hamburg-Kopenhagen.

Von Dänemarks Seebädern an Nord- und Ostsee, sowie seinen besonderen Naturschönheiten seien nur genannt: Fanö, Skagen, Gilleleje, Marienlyst, Klampenborg, die romantische Felseninsel Bornholm, Kreideinsel Moen und das liebliche Paradies bei Silkeborg (Jütland), dazu die wunderschöne Hauptstadt des Landes **Kopenhagen** mit ihren Türmen, Museen und ihrer einzigartigen Umgebung.

Schriftliche und mündliche Auskünfte sowie Prospekte aller Gegenden Dänemarks. Fahrscheinhefte zu amtlichen Preisen.

Platzkarten und Bettkarten ausser nach Dänemark auch nach Schweden, Norwegen und Finnland im

REISEBUREAU „NORDEN“, Amtliches Reisebureau der Dänischen Staatsbahnen, Berlin W 8, Unter den Linden 30 (zwischen Friedrich- und Charlottenstr.), Tel. Zentrum 7549.

Schroth'- **Sommerstein**
Heilbad b. Saalfeld (Thür.).
Äusserst heilkräftige
u. a. **Regenerations-Kuren.**
Jll. Brosch. K frei

Photo- Moment-Apparate **Mordhorst-** Berlin W. 30
Lichtstärkste Klein-Kameras für Reise, Sport, Technik, Theater und Nacht-Aufnahmen. – Katalog 111 frei.
Viktoria-Luise-Platz 2 am Untergrund-Bahnhof.



So viel Freude

haben frische gesunde Jungen am Scheibenschiessen, dass jeder Vater seinem Sohne ein

Diana-Luftgewehr

kaufen sollte. Er wird selbst gerne damit schiessen, denn dies ist eine tadellos bewährte Scheiben- und Übungswaffe für Zimmer und Gang oder Hof und Garten. Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.

Drucksachen erhältlich vom

Dianawerk Mayer & Grammelspacher
Rastatt

Unterrichtswesen.



BARTHSCHE PRIVAT-REALSCHULE
MIT SCHÜLERHEIM IN
LEIPZIG
Gegründet 1863 Georgi-Ring 5
Die Anstalt besteht aus sechs Real- u. vier Volksschulklassen · Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses · Neues, modern eingerichtetes Schulhaus · Prospekte auf Verlangen · Direktor: Dr. L. Roesel

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt

Erfurt, **Hauswirtschaftl. Frauenschule.** Gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung. Wissenschaftliche Fortbildung. **Säuglingspflege.**

VORWERK – TEPPICHE
DECKEN – MÖBELSTOFFE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK & C, BARMEN



HOTELS
im Dolomiten- und Ortlergebiet

Bad Bachgart (Bagni Bachgart) 950 m Radioaktive Quellen. 2½ km Autofahrt von der Station Mühlbach (Rio di Pusteria) Pustertal. **Badhotel**, altrenommiertes Haus. Direkt. F. P. Wittling.

Karersee (Carezza al Lago), 1650 m Station Bozen. **Karersee-Hotel**, 460 Betten, erstklassiges Familienhotel.

Canazei 1470 m **Hotel Canazei**, 110 Betten, wohnliches Familienhaus.

Mendola 1400 m Eine Stunde per Auto oder Drahtseilbahn von Bozen. Alpiner Höhenluftkurort in den Dolomiten. **Grand Hotel Penegal** und **Grand Hotel Mendola** mit Depend. 500 Betten. Familienhotels ersten Ranges.

Molveno 960 m, (Brenta-Dolomiten). **Hotel Molveno am See.** Ruder- und Segelsport am See. Einziger alpiner See mit 3 monatlicher Badesaison. April–November.

Oberbozen (Soprabolzano), 1200 m Hervorragender Höhenluftkurort mit Zahnradbahn von Bozen. **Hotel Holzner**, modernes Haus ersten Ranges. Beste Lage. Geöffnet April–Oktober.

Prager Wildsee (Braies al Lago), 1600 m, im Zentrum der Dolomiten. **Hotel Prager Wildsee** erstklassiges Familienhaus mit allem modernen Komfort.

Seis am Schlern (Siusi), 1050 m, Dolomiten. **Grandhotel Salegg** von der Station Waidbruck (Ponte d'Isarco), 12 km Auto- oder Wagenfahrt. Beliebter und waldreicher Sommeraufenthalt. M. Honeck.

Sulden (Solda), 1900 m **Suldenhotel** am Fuße des Ortlers, erstes Haus am Platze, aller Komfort. 250 Betten, Garage, Tennis, Konzerte.

Toblach (Dobbiaco), 1200 m, Dolomiten-Italien. **Grandhotel** und **Südbahnhof**, Haus ersten Ranges. 300 Zimmer, Appartements, amerik. Bar, Hausorchester, Tennis, Autogarage.

Welschnofen (Nova Levante), 1180 m Beliebter und waldreicher Sommeraufenthaltsort auf der Dolomitenstraße. **Posthotel.** Tennis, Garage. I. Wiedenhofer.



„Ich höre Alles“

Schwerhörige

benutzen den ärztlich empfohlenen

Original-Akustik-Apparat

der

DEUTSCHEN AKUSTIK-GESELLSCHAFT m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf, Motzstr. 43

Älteste und führende Spezialfabrik elektrischer Hörapparate für jeden Grad von Schwerhörigkeit.

Verlangen Sie Hauptkatalog 7 kostenlos!

Webers Jllustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber in Leipzig 26.

Carl Below, Mammutwerke, Leipzig und Breslau.
Gegründet 1898.
Genannt der Pionier der Sprechmaschinenbranche.
Erstklassig. vielfach prämiiertes Fabrikat.
Auch Abgabe von Federwerken, elektrischen und Zubehörteilen. Schallplatten, Nadeln etc. Export nach allen Ländern.

MARIENBAD

Tschechoslowakei * Die Perle der Weltbäder * Saison Mai-Oktober.

13 berühmte Heilquellen.
Ausschliesslich natürliche Kohlensäurebäder, Stahlbäder, Moorbäder, alle modernen Einrichtungen eines internationalen Weltkurortes. **In der Vorsaison ermässigte Preise.** Für die Rückreise 66% Fahrpreisermässigung auf den tschechoslowakischen Bahnen. — Internationales Schachmeisterturnier 23. Mai bis 7. Juni. Auskünfte und Prospekte durch den **Stadtrat Marienbad, Abt. B.**

Palace-Hotel Fürstenhof und **Hotel Newyork**
Letzter Komfort. Fliessendes Wasser.

Hotel Esplanade
Das mod. Haus des Kurortes. 100 Zimmer, 60 Badezim., grosse Halle, Konversations- u. Tanzsäle. Bestes Restaurant. 5-Uhr-Tee. Besitz. Jos. Zischka. Direkt. Eugen Künz.

Hotel Stern
150 Zimmer, 40 Bäder. Haus ersten Ranges. Goetheplatz. E. Weiss, Besitzer.

Grand Hotel Klinger
Erstklassiges Haus an der Promenade. 200 Zimmer u. Salons. Wohnungen mit Bad. — Direktion: Wilh. Binkhorst.

Hotel Pension Waldidylle, am Wald, eigener Park. Nächst Kurplatz u. Bäder. Tel. 54. Erstkl. — F. Walter, Bes.

Kurhaus Villa Siegfried
30 Zimmer, herrliche Lage am Walde. Erstklassig.

Stift-Tepler Häuser: Zentralbad, Neubad, Tepler-Haus, Brunneninspektion, Brunnenversendung, Goldene Kugel, Weisses Rössl.

Das Rheinland ruft Euch zur Jahrtausendfeier!

Deutsche, besucht die Ausstellungen und festlichen Veranstaltungen, besucht den Rhein, seine Städte, Bäder, Berge, seine Burgen und Dome

AACHEN

Historische Jahrtausend-Ausstellung

Mai/Juni/Juli 1925. U. a.: Die deutsche Königskrönung (Insignien, Kaiserbilder und Erinnerungen) / Die Wallfahrt nach Aachen
Die Aachener Friedenskongresse und das Badeleben in Aachen
Ausgewählte Werke von Aachens Architektur und Kunstgewerbe

15. bis 31. Mai: Theaterausstellung in Verbindung mit Festaufführungen anläßlich des 100jährigen Jubiläums des Stadttheaters

15. Juni bis 31. Juli: Gewerbeschau aus Vergangenheit u. Gegenwart

Juni—Juli: Kunstausstellung moderner religiöser Malerei: „Bibel u. Bild“

Festaufführungen im Stadttheater und Konzerthaus / Kurveranstaltungen

Auskünfte durch das Verkehrsbureau der Ausstellung.

DÜSSELDORF

JUBILÄUMS-AUSSTELLUNGEN 1925

30. Mai bis 4. Oktober: Große Kunst-Ausstellung
a) die letzten 100 Jahre rheinischer Malerei, b) modernes deutsches Kunstschaffen, c) modernes Düsseldorfer Kunstschaffen.

30. Mai bis 15. Juli: Jagd- und Fischerei-Ausstellung unter dem Protektorat des Generalfeldmarschalls von Hindenburg

20. August bis 30. September: Gießerei-Ausstellung

19.—27. Sept.: Große Allgem. Gartenbau- und Bindekunst-Ausstellung

2. bis 4. Oktober: Obst- und Gemüse-Ausstellung

Großes Festspiel des Künstlervereins „Malkasten“ am Vorabend der Festsitzung des Rhein. Provinziallandtages in Anwesenheit der Reichs- und Staatsbehörden am Mittwoch, den 17. Juni „Werden und Wirken“, Bilder aus der Geschichte der Rheinlande.

8. bis 12. Juni: Wirtschafts-wissenschaftliche Woche

FESTKONZERTE unter Leitung von Pfitzner, Schillings und Schneevoigt, Festopern und Festschauspiele in der Woche vom 8. bis 14. Juni.

BONN

Jahrtausendfeier

16. bis 27. Mai 1925

Hauptveranstaltungen:

16. Mai: „Deutsches Frauenleben im letzten Jahrtausend“ (Szenische Leitung Haass-Berkow)

17. Mai: Philharmonisches Festkonzert (Leitung Musikdirektor Heinr. Sauer)

17. Mai: Festvorstellung im Stadttheater (Iphigenie)

18. bis 21. Mai: Musikfest — Beethoven, Schumann, Brahms, Reger (Leitung Generalmusikdirektoren Anton, Bonn und Kleiber, Berlin)

24. Mai: Festakt, sportliche Vorführungen, Massenchöre usw.

24., 25., 26. und 27. Mai abends: Großes historisches Festspiel „Bonn im letzten Jahrtausend im Spiegel der rheinischen und deutschen Geschichte“.

---

16. bis 23. Mai: Schaufensterwettbewerb, ab 16. Mai „Bonn im Blumenschmuck“

24. und 25. Mai: Festliche Beleuchtungen.

Im Mai: Ausstellung der Bonner bildenden Künstler.

Ausführliches Programm kostenfrei durch Städt. Verkehrsamt, Poststraße 27, Fernruf 3575.



DUISBURG

A. Ausstellungen 1925:

15. April bis 15. Mai: Niederrheinisches Kunstgewerbe und Niederrheinische Volkskunst
15. Mai bis 15. Juni: Lehmbruck-Ausstellung
15. Juni bis 1. Juli: Ausstellung: Der gute Industriebau
1. Juli bis 31. August: Ausstellung junger rheinischer Künstler
September 1925: Historische Ausstellung: Duisburg und der Niederrhein.

B. Festwoche vom 6.—14. Juni 1925:

Festaufführung. i. Stadttheater (Leitung Intendant Dr. Valadin Schmidt): „Lohengrin“ (6. 6.), „Oberon“ (7. 6.), „Alles um Geld“ von Herbert Eulenberg (8. 6.), „Oberon“ (9. 6.). „Der verlorene Sohn“ von Schmidtbonn (10. 6.), „Die Meistersinger von Nürnberg“ (11. 6.), „Traumspiel“ von Weismann (12. 6.), „Nibelungen“ I. Abend“ von Fr. Hebbel (13. 6.), „Nibelungen II. Abend“ von Fr. Hebbel (14. 6.).

Am 6. und 7. Juni: Reit- und Springturnier auf der Rennbahn. — Am 7. Juni: Enthüllung des Freiherrn von Vincke-Denkmals und Schiffsparade auf dem Rhein im Zeichen „Duisburg als größter Binnenhafen der Welt“. — Städtefußballspiel Amsterdam-Duisburg im etwa 40000 Besucher fassenden Stadion, Blumenkorso und Kunstfahren der Kraftwagen und Motorräder, 150 km Radrennen (Ruhrgaumeisterschaft), Rassehundeausstellung. — 11. bis 14. Juni: Großes allgemeines Tennisturnier. — 14. Juni: Kaiserbergturnfest; ferner in der Woche: Hafenrundfahrten, künstlerischer Schaufensterwettbewerb, Filmvorführungen und sonstige zahlreiche festliche Veranstaltungen.

C. Städt. Musikfest v. 15.—20. Juli 1925

unter Leitg. d. Generalmusikdirekt. Scheinpflug

15. 7.: Voraufführung des I. Hauptkonzertes (Beethovenabend). — 16. 7.: Hauptaufführung d. I. Hauptkonzertes (Beethovenabend). — 17. 7.: Kammerkonzert. — 18. 7.: II. Hauptkonzert „Das junge Rheinland“. — 19. 7.: Voraufführung des III. Hauptkonzertes „8. Sinfonie v. Mahler“ (Sinfon. der 1000). 20. 7.: Hauptaufführung des III. Hauptkonzertes „8. Sinfonie v. Mahler“ (Sinfonie der 1000).

Städt. Orchester 120 Musiker, Festchor besteht aus 800 Mitwirkenden — namhafte Solisten wirken mit.

KOBLENZ

8. August bis 13. September: 8. August bis 13. September:

REICHSAUSSTELLUNG „DEUTSCHER WEIN“

Weinbau, Weinhandel und verwandte Gewerbe

1. Der Wein und die deutsche Wissenschaft. 2. Der Wein und die deutsche Wirtschaft. 3. Der Wein und die deutsche Kultur.

Auskünfte durch die Geschäftsleitung.

ELBERFELD

BERGISCHE JAHRTAUSENDFEIER DER RHEINLANDE

23.—25. Mai 1925

Engelbertfeier des Bergisch. Geschichtsvereins

20.—23. Mai 1925

Errichtung eines deutschen Haines / Beleuchtung der Höhen um Elberfeld / Große musikalische Darbietungen / Kunst- und Heimat-Ausstellungen / Sportfest im Bergischen Stadion zu Elberfeld Festspiele

Hauptjahresversammlung des Rhein. Vereins für Kleinwohnungswesen. Thema: Wiederaufbau des Grundkredits für den Wohnungsbau.

ESSEN

die Großstadt im Herzen des Industriegebiets ist gleichbedeutend als Kohlenstadt, Industriestadt und Siedlungsstadt. Sitz zahlreicher, großer Verbände der Industrie sowie bedeutender industrieller Werke, wie auch einer großen Anzahl von Behörden. Neben einer Anzahl von Fachmessen und kleineren Ausstellungen, wie Rheinisch-Westfälische Lebens- und Genußmittel-Ausstellung, Rheinisch-Westfälische Tabakmesse, Chemie im Alltag, Bureauausstellung, finden in der Stadt Essen anläßlich der Jahrtausendfeier folgende große Ausstellungen statt:

9. bis 24. Mai: Ausstellung „Unser Sport“.

Im Juni: „Jahrtausendfeiern“.

18. Juli bis 16. August: „Bau-Ausstellung“.

13. bis 25. September: Ausstellung: „Gesundheit und Arbeit“ veranstaltet unter Mitwirkung der Deutschen Gesellschaft f. Gewerbehygiene.

Auskunft erteilen das Städtische Verkehrsamt (Rathaus) und der Verkehrverein (Handelshof am Hauptbahnhof).

Auskunft: Rheinischer Verkehrsverband e. V., Sitz Bad Godesberg / Die Verkehrsämter der Städte und die Verkehrsvereine

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Abend auf dem Fischmarkt in Aachen.

Nach einem Gemälde von P. Bücken.

Jahrtausendfeier der Rheinlande und des Reichs.

+ + + + + VON ARCHIVDIREKTOR DR. WENTZCKE + + + + +

Die Tatsachen und Geschichtszahlen, die uns heute Ausstellungen und Empfänge im reichsdeutschen Rheintal ins Gedächtnis zurückrufen, sind seit langem allgemein bekannt. Die innere Verknüpfung der gleichen Schicksalsfragen, die vor tausend Jahren schon das deutsche Volk und den deutschen Staat bewegten, sind uns in der letzten Notzeit im neuen Kampf um Rhein und Ruhr erst recht verständlich geworden. Seit dem Verlust wichtigster Volksglieder im Osten und Westen, im Süden und Norden des großdeutschen Reichs wächst uns aufs neue die Bedeutung des Staates als Hüters und Schützers der Grenzmark empor. Der tausendjährigen, nahezu ununterbrochenen staatlichen Lebensgemeinschaft zwischen den Rheinlanden und dem Reich gilt unser Gedenken.

Lange vor unserer Zeitrechnung schon und lange vor dem Einbruch der Römer, die die Einheit des Rheintals von Westen her bedrohten, bewohnten germanische Völker das Land. Niemals seitdem sind die völkischen Zusammenhänge aufgehoben oder getrennt worden. Die staatliche Einigung des linken und rechten Rheinufers war ebenfalls unter den fränkischen Königen bereits erreicht. Als deutscher Fürst ist Karl der Große der zweite Begründer dieser Herrschaft geworden; mit der Unterwerfung des Stammes der Sachsen wies er der Entwicklung neue Wege. Unter dem Sohn und Nachfolger dieses ersten abendländischen Kaisers deutscher Nation aber zerfiel bereits das gewaltige Reich, das nur auf der Persönlichkeit seines Schöpfers beruhte. Von innen heraus drängte ein neues Gefühl die germanischen und romanischen Völker, die sich ihrer Verschiedenheit in Sprache und Art bewußt wurden, zu staatlicher und kultureller Selbständigkeit empor. Ein heftiger Streit zwischen den drei Söhnen Ludwigs des Frommen führte zur Teilung des Reichs.

Der Vertrag von Verdun von 843 jedoch, mit dem man früher die Sondergeschichte des deutschen und des französischen Staates begann, hat zunächst nur neue Wirrnis geschaffen. Statt eine Scheidung nach den Sprach- und Volksgrenzen, die Jahrhunderte zuvor schon von Dünkirchen bis Belfort festgelegt waren, hatte er Zwietracht und Zwist im Gefolge. Im Rheintal, wo sich die Germanen zuerst zu Schützern der römisch-christlichen Kultur aufgeworfen hatten, wurde ein drittes „Mittelreich“ errichtet, das von einem Urenkel des großen Karl den Namen „Lotharingien“ erhielt. Auch die folgenden Abmachungen von Meersen (870), Verdun und Ribemont a. d. Oise (879/880) konnten die Ansprüche der Westfranken auf zweifellos deutschen Volksboden nicht bannen. Als sich 911 Herzog Konrad von Franken vergebens um eine neue staatliche Einigung der deutschen Stämme bemühte, schien Lotharingien und das Elsaß, das ganze linke Rheinufer also mit Ausnahme der Bistümer Speyer, Worms und Mainz, sowie ein breiter Landstreifen jenseits des Stromes von der Ruhr bis zur Mündung der Ems für immer der romanischen Herrschsucht verfallen. Der Sachsenkönig Heinrich erst gewann in den Jahren 921 bis 925 das verlorene Volksgut wieder. Schritt für Schritt setzte er sich durch. Zunächst erlangte er 921 die staatsrechtliche Anerkennung des westfränkischen Herrschers, der als einziger königlicher Sproß des karolingischen Hauses ein gut Stück der geltenden Überlieferung verkörperte. In kluger Ausnutzung innerpolitischer Zwistigkeiten, die auch Westfranken in diesem Jahrhundert ewiger Bürger- und Bruderkriege zerrissen, wußte er im Herbst 923 Ostlotharingien aufs neue mit dem ostfränkischen Staat zu vereinigen. Trier, Köln und Aachen unterwarfen sich nach langem Schwanken zwischen Osten und Westen endgültig dem deutschen König. Die letzte Sicherung auch dieser Lande brachte die Angliederung Westlotharingiens an der oberen Maas und Mosel, des romanisch durchsetzten Grenzgürtels, der sich rittlings über die Sprachgrenze legte und zum größten Teil bis 1648, ja, bis 1801 Deutschland vor Überfällen vom Westen her schützte. Der wichtigste und bedeutungsvollste Erfolg war im Herbst 925 die Eroberung der Stadt Metz, die den Zugang zum Ober-, Mittel- und Niederrhein gleichmäßig deckte. Mit diesem Feldzug erst, der mit der Sicherung des Elsaß endete, wurde die Angliederung der letzten Teilstücke des linksrheinischen Landes abgeschlossen. Zugleich vollendete dies äußere Ereignis den Aufbau des deutschen Staates, der sich in diesen Jahren aus dem Erbe Ludwigs des Frommen staatsrechtlich und machtpolitisch entwickelte.



Die Staatenbildung Mitteleuropas im Jahre 925.

Die Erhebung des Sachsenherzogs durchbrach die Überlieferung des fränkischen Staatsrechtes, das das Reich Karls des Großen als Haus- und Familienbesitz des Herrschergeschlechtes betrachtete. Mit der Rückgewinnung des Rheintals erst wurden die vereinzelten deutschen Stämme im Süden und Norden zu gemeinsamer Tat verkettet. Anschaulich zeigt die beigegebene Karte von A. H. Ziegfeld aus P. Wentzckes „Rheinkampf“ (Kurt Vowinkel Verlag, Berlin) die weltpolitische Lage Mitteleuropas. Auf sich gestellt, waren nicht nur die Rheinlande, Lotharingien und Elsaß jedem Stoß von außen preisgegeben; in Kultur und Wirtschaft gingen die Werke der karolingischen Glanzzeit zugrunde. Auch das Ostfrankenreich im engeren Sinne brachte nach dem Verlust dieses Kernstückes des alten Staates nicht mehr die Kraft zum Widerstand und zu selbständiger Entfaltung bodenständiger Kulturwerte auf. Vom Osten drangen die Slawen bis zum Mittelmain vor. Weder an Umfang noch an staatspolitischen Machtmitteln konnte dieses Teilreich Grundmauer und Stütze der deutschen Geschichte werden. In seiner Geburtsstunde noch schien der „Staat der Deutschen“, wie ihn zum ersten Male 919 bayrische Annalen nennen, auseinanderzufallen. Als die kraftvollen Stämme wurden Sachsen und Bayern zur Nordsee und zum Mittelmeer abgezogen. In der Geburtsstunde des Reiches schon wurden die Rheinlande Klammer und Stütze Ober- und Niederdeutschlands zugleich. Zu einer eigenen Staatsschöpfung war das von Natur zerrissene Flußtal nicht fähig. Nach ihrer landschaftlichen Gliederung und nach ihrer Volksart, nach ihrer Kultur und nach ihrer Geschichte, deren Spuren über Jahrtausende zurückgeht, waren die Rheinlande von Mitteleuropa abhängig geworden. Durch die Ostländer des damaligen deutschen Staatenbündels aber wurde vor tausend Jahren bereits das Deutschtum am Rhein vor der Verwelschung bewahrt. Dann erst, als die deutsche Westgrenze weitab vom Rhein fest und einwandfrei auf der Grundlage älterer Sprachscheiden gesichert war, konnten die Rheinlande das Kerngebiet dieses Reichs- und Staatsgebiets werden. Dann erst blühte überreich deutsche Kultur und Wirtschaft an beiden Ufern des Rheins empor.

Zugleich aber setzte mit der endgültigen staatlichen Angliederung dieser Landschaften die Umkehr des deutschen Schicksals ein, die die Gründung des neuen deutschen Reiches unserer Tage entscheidend bestimmte. Vom Rhein aus wurden in den folgenden Jahrhunderten zwei Fünftel des kleindeutschen Bundesstaates, der von 1870 bis 1914 zur Weltgeltung aufstieg, in der alten Heimat der Westgermanen, jenseits der Elbe und der Oder, wiederum dem Deutschtum gewonnen. Die größte Kulturtat, die die deutsche Volksgeschichte aufzuweisen hat, nahm vom Rhein aus ihren Ausgang. Das alte Kernland des Römischen Reiches Deutscher Nation aber verfiel darüber der Begehrlichkeit weltlicher und geistlicher Großen.

Im Jahre 1432 schon mußte der rheinische Kirchenfürst Nikolaus von Cues (an der Mosel) warnen: „Die Fremden werden unsere Wohnsitze nehmen und sie unter sich teilen. Wir selbst werden einer anderen Nation unterworfen werden.“ Als Deutschland zwei Jahrhunderte später den ersten Weltkrieg seiner neueren Geschichte verlor, mußte das Rheintal den Preis zahlen. Das Elsaß zuerst, dessen Wiedergewinn im Jahre 925 den Kreis des deutschen Reiches abgeschlossen hatte, fiel in die Hände der Fremden. Rücksichtslos bauten die französischen Heerführer und Staatsmänner die scheinbar so unwesentlichen Rechte der Besatzung und der Zustimmung zu Reichsgesetzen zur Annexion dieses deutschesten Landes aus. „Rhein, Elbe, Weser und Oder“, so klagte eine Flugschrift des Großen Kurfürsten von Brandenburg, „sind fremder Nationen Gefangene.“ Die dunklen Tage der deutschen Geschichte waren angebrochen, als keine einheitliche Reichsgewalt mehr dem eindringenden Welschtum in Kultur, Wirtschaft und Staatsgesinnung Halt gebieten konnte.

Im 19. Jahrhundert erst begann die zweite große Umkehr dieses einen Jahrtausends. Aus den Kerngebieten des deutschen Ostens wurden jetzt den Rheinlanden der nationale Wille und die verlorene staatspolitische Kraft aufs neue zugeführt. Als Preußen im Jahre 1815 die heutige Rheinprovinz und mit ihr Köln und Aachen, Coblenz und Trier samt dem rechten Ufer des Niederrheins, also den Hauptteil des alten Ostlotharingiens, erwarb, ward damit der Grundstock zu einer neuen nationalen Schicksalsgemeinschaft gelegt. Im Aufstieg und Sturz des kleindeutschen Bundesstaates, den die zwei Menschenalter von 1866 bis 1918 sahen, erneuten sich auf gleichen Schicksalswegen Glück und Ende, Aufbau und Niedergang des alten Reiches. Von Osten her wurden wiederum, wie in den Zeiten Heinrichs I., deutsche Kultur und deutsche Gesittung, deutsche Wirtschaftsgeltung und das staatliche Selbstbewußtsein des deutschen Volkes aus der Tiefe emporgerissen, in der diese nationalen Kräfte den Lockungen und Drohungen des Westens anheimgefallen waren. Als „Reichsland“ sollten die deutschen Landschaften Elsaß und Lothringen Sinnbild und Schild eines neuen deutschen Reiches werden. Mit dem Fall von Metz und Straßburg war in den Novembertagen von 1918 das Schicksal der deutschen Weltstellung wiederum besiegelt.

In solcher Rückschau erst, die ich selbst über tausend Jahre deutscher Schicksalsgemeinschaft in meinem Buch „Rheinkampf“ durchzuführen suchte, empfängt die rheinische Jahrtausendfeier als ein Fest gewaltiger großdeutscher Erinnerungen Bedeutung und Sinn. In solcher Verknüpfung ruft sie zugleich die deutschen Landschaften im Reich und weit darüber hinaus, wo nur die deutsche Zunge klingt und deutscher Staatsgedanke lebendig ist, zur Heimkehr zum Rhein, der hochschlagenden Lebensader deutscher Geschichte, auf.

Die große Jahrtausendausstellung 1925 in Köln.

+ + + + + + + + + VON DR. R. A. KELLER + + + + + + + + +

Nicht das Rheinland, sondern ganz Deutschland rüstet seit langem schon zu einer machtvollen Kundgebung deutscher Schicksalsgemeinschaft von der Maas bis an die Memel, von den Alpen bis zur Nordsee. Und weit über diese Grenzen hinaus hat das Vorbereiten einer großen Feier bereits seine Schatten vorausgeworfen. Von allen Ländern, von fremden Erdteilen hat sich schon allenthalben ein starkes Interesse für dieses Fest des Rheinlandes gezeigt, weil man fühlt, hier will ein Volk, das deutsche in seiner Gesamtheit, nach den vielen schweren Jahren härtester Verleumdung und maßloser Erniedrigungsversuche endlich einmal der Welt mit einer überwältigenden Beweiskraft zeigen, daß es als Volk viel besser als sein Ruf ist, daß im besonderen aber das Land am Rhein nicht nur ein Teil, sondern eben ein lebenswichtiges Glied des Deutschtums war und heute noch mehr als je ist. Es ist eine Apologie der deutschen Kultur und eine glanzvolle Illustration der deutschen Geschichte, was hier der staunenden Welt zusammengetragen und gezeigt wird. Man kann auch sagen, daß nicht Deutschland allein alle Kräfte angespannt hat, um alles an Ort zu bringen, was in dieser Gesamtschau über tausend Jahre deutscher Kultur vor Augen zu führen war, sondern daß Freunde unseres tapferen Volkes im Ausland ihr gut Teil mit dazu beigetragen haben. Denn wieviel von deutschem Gut ist in den langen Jahrhunderten verschleppt und zerstreut worden! Man hat versucht, das Unentbehrlichste wenigstens für einen kurzen Besuch wieder an den Ort seiner früheren Bestimmungen zurückzubringen, um es so in den Gesamtrahmen einzustellen.

Was aber ist die geschichtliche Veranlassung zu diesem Fest großen Stiles? Wir haben heute wenig Ursache, festesfroh zu sein, und wir am Rhein und unsere Brüder im Osten und Norden am allerwenigsten. Wenn wir es doch wagen, über die Härte der Zeit für wenige Tage hinwegzusehen und uns im stolzen Gefühl deutscher Kameradschaft mit unseren Freunden zu freuen, so müssen wir dafür wirklich eine ernste Veranlassung haben. Diese liegt darin, daß wir es als unbedingt notwendig erkannt haben, die Marksteine unserer Geschichte so deutlich aus ihrer zeitlichen Umgebung herauszuholen, daß künftig alle Welt sie sehen kann. Wir haben das viel zu sehr vernachlässigt, und die Folgen davon haben wir Heutigen herzhaft zu fühlen bekommen. Unsere westlichen Nachbarn sind uns hierin einen erheblichen Weg voraus und haben dabei politisch starken Gewinn erzielt.



Blick auf Köln vom Messegelände aus. Nach einem Gemälde von W. Lachenmeyer.

(Mit Genehmigung der Kunsthandlung von Wilhelm Goyert in Köln a. Rh.)



Bopparder Holzfigur aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. (Schnütgen-Museum, Köln.)



Buchdeckel mit Emails von Fridericus von St. Pantaleon (12. Jahrhundert). (Kunstgewerbemuseum, Köln.)

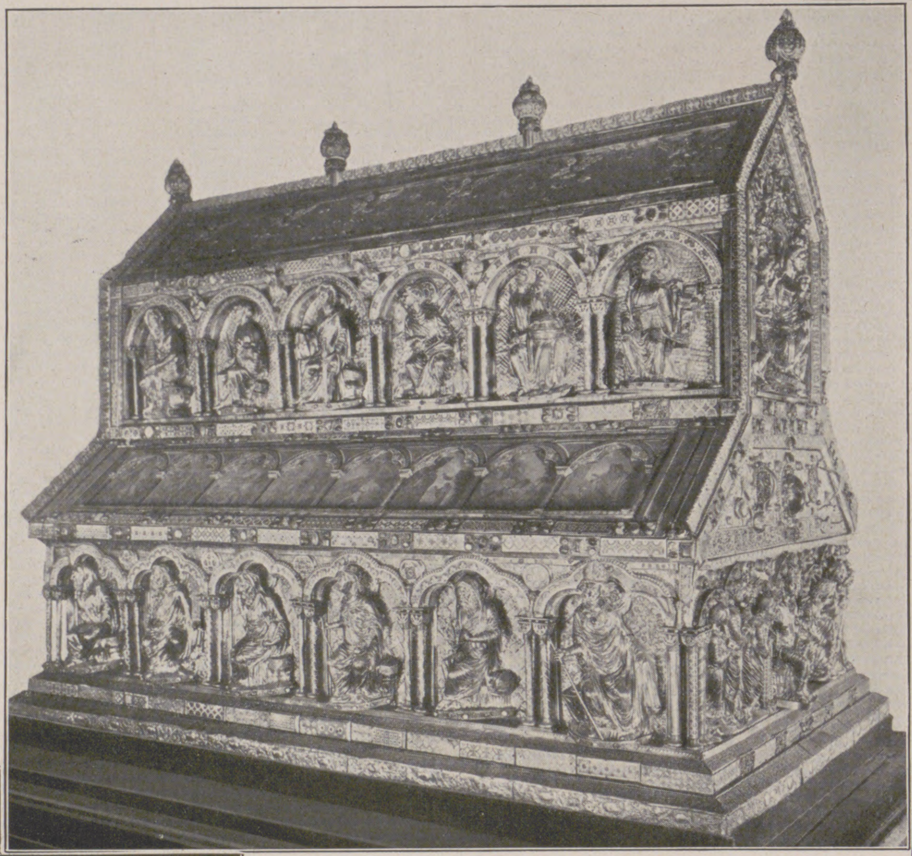
Wir begehen eine Jahrtausendfeier. Wir gedenken jenes Ereignisses in der deutschen Geschichte, das den Schlußstein bildet in der deutschen Staatsbildung im Westen. Den Schlußstein, nicht den Grundstein. Die Anfänge deutscher Geschichte am Rhein liegen nochmals weit über tausend Jahre zurück. Aber darum geht es uns jetzt nicht so sehr. Im Jahre 925 hat der deutsche König Heinrich I. den Herzog Giselbert von Lothringen endgültig zum Anschluß an das deutsche Reich gebracht und diese Verbindung dadurch noch bekräftigt, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. Mit diesem Anschluß Lothringens oder Lotharingiens, wie es zutreffender zu nennen ist, ist das letzte deutsche Gebiet aus jenem unglückseligen Zwischenreich Lothars, eines Sohnes Ludwigs des Frommen, dauernd zum Deutschen Reich gekommen. Dieses umfaßte nun das ganze deutschsprachliche Gebiet des Westens; einige romanische Streifen und Einbuchtungen lagen ebenfalls diesseits der deutschen Grenze. Staatlich bedeutet dies den Abschluß der nachkarolingischen Staatenbildung, bei der sich in hundertjähriger Auseinandersetzung die germanischen und romanischen Volksteile schieden. Jenem alten Herzogtum Lothringen gehörten aber fast die ganze heutige Rheinprovinz sowie das spätere Lothringen und Elsaß an.

Die Ausstellung gibt nun in einer geschichtlichen Überschau eine Fülle von Bildern, Porträten, Karten, Modellen, geschichtlichen Urkunden u. a., die zeigen, wie die deutsche Geschichte ihren Anfang von hier aus genommen hat, wie hier das Krönungsland der deutschen Könige ist, wie ein mächtiges Landesfürstentum entstand, das an fast allen großen Ereignissen einen bedeutsamen Anteil hatte, wie hier Städte von starker politischer und wirtschaftlicher Schöpfungskraft erstanden, und wie Reich und Rhein so eng miteinander verwuchsen, daß keines ohne das andere sein konnte, wollte es nicht sein altes Wesen verlieren. Der Überblick geht in die schweren Zeiten kriegerischer Bedrängnisse hinein und in die Zeiten der Fremdherrschaft und der Erneuerung im 19. Jahrhundert.

Diese geschichtliche Schau wird aber in einzigartiger Weise illustriert durch die Erzeugnisse rheinischer Kunst des Mittelalters. Nicht weniger als 17 goldene Schreine werden gezeigt. Darunter ist auch der Schrein der heiligen drei Könige, der kostbarste Schatz des Kölner Domes, den er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male verläßt. Die wundervollen Leistungen der rheinischen Kunst füllen ganze Säle, und wohl niemals mehr wird es sich fügen, daß man z. B. fast alle großen Dome romanischer und gotischer Kunst im Rheinland in hervorragenden Modellen beieinander sieht, daß man die prachtvoll geschnitzten Altäre des Niederrheins, kostbare Reliquiarien, Monstranzen, Kelche, Paramente, Buchmalereien im Original daneben bewundern kann. Neben der für das Rheinland besonders kennzeichnenden Kunst der katholischen Kirche ist in reichem Maße auch die evangelische vertreten, und in zahlreichen Handschriften und Sakralaltertümern zeigt die Judenschaft ihre bedeutende Entwicklung in den vergangenen Jahrhunderten. Auch in der Kunst wird die Linie bis in die Jetztzeit durchgeführt: Mobiliar, Keramik, Fayencen haben am Rhein alle einmal eine lange große Blütezeit gehabt. In Auswahl bester Stücke finden sie sich hier zusammen, um eine Vorstellung der Leistungen des Landes zu geben. Die historischen Städte erscheinen in gesonderten Gruppen mit ihren Stadtmodellen und charakteristischen Eigentümlichkeiten; das Bauernhaus in seiner typischen Herausbildung in der Pfalz, an der Mosel, am Mittel- und Niederrhein ergänzt diesen Abschnitt bürgerlicher Kultur.

Auch die Bedeutung des Rheinlandes im deutschen Gästeleben hat in einer besonderen Abteilung sprechenden Ausdruck gefunden. Es folgt dann die Entwicklung der heutigen Kultur in markanten Beispielen. Ausgehend immer von den besonders typischen Bildungen, sind aus der Fülle der Erscheinungen stets Sonderstücke erfaßt. Man hat dann den Großstädten die Möglichkeit gegeben, in besonderem Raum das zu zeigen, was das Hauptwesen dieser Städte ausmacht oder ihnen eine Sonderstellung verleiht. So zeigt z. B. Elberfeld seine Armenpflege, in der es führend ist, Köln die Aufgaben einer modernen Großstadt zur Versorgung der in ihr wohnenden Menschenmassen usw. Das Landwirtschaftswesen ist vertreten, die Industrie in überaus starkem Maße, da sie sich außerordentlich bereitwillig in den Dienst der großen Sache gestellt hat. Stets aber ist alles Reklamehafte vermieden, denn es handelt sich hier um eine kulturelle Schau. Deshalb sind auch in der Auswahl immer jene Firmen genommen worden, die für ihre Branche bahnbrechend gewesen sind. Und durch Nebeneinanderstellen des Alten und des Neuen wird am besten der Fortschritt gekennzeichnet. Handel und Verkehr fehlen selbstverständlich nicht; sie sind ja die Voraussetzungen wirtschaftlicher Höchstleistungen. Und im Gefolge alles dessen erscheint als menschliche Vorsorge die soziale Betätigung, die natürlich bei solch ungeheuren Spannungen ebenfalls weite Ausmaße zeigt.

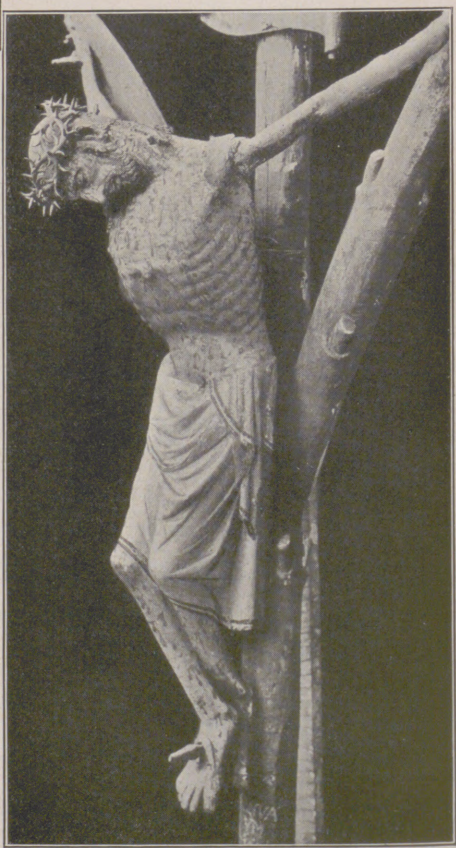
Diese Fülle der Schaustücke aus allen Gebieten hoher Kultur läßt den Gedanken zurückspringen zu dem herrlichen Lande, dem sie entsproßten. Die rheinische Landschaft ist nicht vergessen; sie hat auch in dieser großen Ausstellung ihren ehrenvollen Platz gefunden. Und der Beschauer geht, besinnlich geworden, aus den Räumen einer gedrängten Schau hinaus an den Rhein, an den deutschen Rhein, dessen ewig sich erneuernde Wellen ihm einen Gruß zuraunen und ihn hoffen lassen auf Zeiten, da auch er wieder, aller Fesseln ledig, der freie deutsche Rhein sein wird, wie einst in jenen herrlichen Tagen, die solche Kunstwerke und Großtaten fleißiger, friedliebender Menschen haben erstehen lassen.



Der berühmte Dreikönigschrein des Kölner Domschatzes.



Romanisches Reliquiar. (Dom, Köln.)



Ungarnkreuz. (Kunstgewerbemuseum, Köln.)

Alte rheinische Kunst in der Jahrtausendausstellung 1925 zu Köln.





Engelbert-Schrein (1633). (Dom, Köln.) — Links nebenstehend: Meister von St. Severin (um 1500): Ursula-Legende. (Wallraf-Richartz-Museum, Köln.)



Stephan Lochner († 1451): Weltgericht. (Wallraf-Richartz-Museum, Köln.)



Rechts: Sippenmeister (um 1500): Beweinung. (Wallraf-Richartz-Museum, Köln.)





Links: Vorderseite des Heribert-Schreins von Godefroid de Claire (12. Jahrhundert). (St. Heribert, Köln-Deutz.) — Rechts: Meister des Kölner Kalvarienberges: Kalvarienberg. (Wallraf-Richartz-Museum, Köln.)

Die rheinische Landschaft.

VON G. HÖLSCHER.



Saarburg im Saartal bei Trier. (Phot. August Rupp, Berlin.)



Malerische Brückenhäuser in Kreuznach a. d. Nahe. (Phot. Christian Herbst, Worms.)

„Der schönste Landstrich von Deutschland, an dem unser größter Gärtner sichtbar con amore gearbeitet hat," schreibt Heinrich v. Kleist an Karoline v. Schlieben und Wilhelmine v. Zenge im Mai 1801, „sind die Ufer des Rheines von Mainz bis Coblenz, die wir auf dem Strome selbst bereiset haben. Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken als dieses Tal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt." In diesem Tone geht es noch eine Weile fort im Lobe des deutschesten der Ströme, die unserem Vaterlande dienstbar sind und uns mit ihren lachenden Ufern erfreuen.

Und wie Kleist, wird es jedem ergehen, der einmal auf den Wellen des Rheins mit einem der stolzen Schiffe gefahren ist, die an Größe und Pracht von keinen anderen Flußdampfern Europas übertroffen werden.

Allem Wechsel im Inhalt des unbestimmten und sehr schwer definierbaren Begriffes Schönheit zum Trotz hat der Rhein seine Anziehungskraft durch anderthalb Jahrhunderte nicht nur voll bewahrt, sondern noch erheblich gesteigert. Auch die Schönheit der rheinischen Landschaft mußte erst entdeckt werden. Noch Dürer, von dem das Bekenntnis stammt: „Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht", scheint davon unberührt gewesen zu sein. Denn das Tagebuch seiner Rheinreise vom Jahre 1520 berichtet wohl von allerlei Vorkommnissen, aber vergebens sucht man nach einem warmen Worte über den Eindruck, den ihm die Landschaft vermittelt hätte. Ein kleines Silberstiftbildchen von Andernach ist die einzige künstlerische Frucht der Reise gewesen.

Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Schönheit der rheinischen Lande entdeckt worden; am stärksten ergriffen davon wurden die Romantiker zu Beginn des 19. Jahrhunderts, und Romantik (was das ist, das weiß ich nicht) ist auch der Charakter der Rheinschönheit. In der modernen Zeit ist die Romantik freilich etwas in Mißkredit gekommen, aber der Rhein wird „romantisch" sein, oder er wird nicht sein. Mag auch der Begriff schwer klarzulegen sein; kommt nur an den Rhein, und er wird euch aufgehen, wird euer Herz ergreifen und eure Sinne gefangennehmen! Dem Schwerbeweglichen wird, wenn nötig, der Wein das mangelnde Verständnis erschließen. Mögen auch die Namen der Städte und Dörfer dem Gedächtnis des Rheinreisenden entschwinden, die er geschaut und gepriesen hat, so wird doch niemals der Eindruck ausgelöscht werden, der, und sei es nur auf einer Dampferfahrt, durch diese einzigartigen Gefilde einmal in ihm hervorgerufen worden ist.



Boppard am Rhein. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)



Kaub mit der Burg Gutenfels und der Pfalz im Rheinstrom. (Phot. Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin.)

Vertieft werden diese Empfindungen durch die Fülle der Gesichte, die hier am Rhein sich uns aufdrängen. Hier ist heiliger Boden Das Land am Rhein war das Rückgrat des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Hier wurden seine Könige und Kaiser gekürt, gekrönt, abgesetzt und begraben; hier entstand eine städtische Kultur, die anderswo noch fehlte; hier wirkten die großen mittelalterlichen Maler, Dichter, Mystiker und Satiriker; in dieser Pfaffenstraße des Reiches waren Wissenschaft und Kunst zu Hause. In der Neuzeit aber erstanden auf dem Boden der Kohlenschätze die großen Industrien, die die Weltwirtschaft Deutschlands begründeten. Lodernde Hochöfen speien ihre Flammen in die Nacht, gewaltige Hämmer kneten das Eisen, Schwebebahnen führen über Straßen und Wasserspiegel, und unentwirrbar erscheint dem Uneingeweihten das dichte Schienennetz des rheinisch-westfälischen Industriegebietes.

Und auch dieser Teil des Rheinlandes besitzt seine Schönheiten; die Industrie hat zwar weite Strecken des Landes entwaldet und blühende Gegenden im Verlauf von etwa sieben Jahrzehnten in unfruchtbares Erdreich verwandelt; aber auch vor diesen gigantischen Öfen, diesen Riesenschloten, diesem verwirrenden Getriebe der Fördermaschinen, diesen gewaltigen Walzwerken und sprühenden Eisenhämmern wächst in uns das staunende Empfinden des wahrhaft Großen, Erhabenen: es ist das überwältigend Schöne, das uns vor diesen imponierenden Werken des Menschengeistes durchdringt.

Um den „schönen Rhein", unter welchem Begriff der Abschnitt zwischen Mainz und Bonn verstanden wird, einigermaßen kennenzulernen, genügt schon eine Fahrt auf einem Rheindampfer von der rheinhessischen Hauptstadt, die bereits im 12. Jahrhundert auf ihrem Siegel den selbstbewußten Titel „Aurea Moguntia" führte. Eine imposante Rheinfront liegt da vor uns, aus der der gewaltige Schloßturm, die große bürgerstolze Stadthalle, die ragenden Türme der ältesten rheinischen Kathedrale, in der 35 Kirchenfürsten von den Unvollkommenheiten des Erdendaseins ausruhen, hervortreten.

Nachdem das Schiff Biebrich-Wiesbaden, die Landestelle für das vornehme Weltbad, passiert hat, schwimmt es am Rheingau entlang, wo die besten Weine der Welt der Sonne entgegenreifen. In behäbiger Breite dehnt sich hier der alte Vater Rhein aus, die ehrwürdigen, aus der Weinkarte wohlbekannten Orte Eltville, Erbach, Hattenheim, Östrich-Winkel, Johannisberg, Geisenheim, Rüdesheim, Aßmannshausen und Lorch mit seinen Wellen benetzend; eine köstliche Perlenkette auf dem rechten Ufer!



Blick auf das Siebengebirge und die Stadt Honnef (im Mittelgrunde rechts) von Rolandseck aus. Nach einem Aquarell von Prof. Paul Preißler.



Ruine Drachenfels.
(Phot. H. Groß, Bonn.)



Schloß Stolzenfels.
(Phot. H. Groß, Bonn.)

Auf dem linken Ufer blockieren die Städte Bingen und Bingerbrück die Nahemündung, und aus dem Häusergewirr der ehrwürdigsten dieser Städte steigt auf einem Hügel die Burg Klopp wirkungsvoll empor. Mit welch anderen Gefühlen als unseren jetzigen wurde 1883 das gegenüber von der Höhe des Niederwaldes herabschauende Nationaldenkmal eingeweiht! Inmitten des Rheines hält der schmächtige Mäuseturm die Wacht vor der gefährlichsten Flußstelle, dem Binger Loch, dessen Bezwingung die Möglichkeit, die Isteiner Felsbarre im Oberrhein ohne Kanalisierung unschädlich zu machen, beweist.

Nun tritt der Fluß, seinen Charakter völlig verändernd, in das enge Felsental. Hier hat er sich in die 500 bis 600 m hohe Fläche des Rheinischen Schiefergebirges, dieses Überbleibsels der gewaltigen Variskischen Alpen, in vieltausendjähriger Arbeit eingraben müssen. Im übrigen gehört die schwierige Frage nach der Entstehung des Rheines zu denjenigen, über die sich die Gelehrten — hier die Geologen — trotz oftmaliger Lösung nicht einig sind.

Es beginnt die Flußstrecke, die, wie gesagt, Heinrich v. Kleist als den schönsten Landstrich Deutschlands erklärt hat. Eng schmiegen sich die Dörfer zwischen Fluß und Fels, auf dem Burgen, Schlösser und Ruinen seßhaft sind und mit ihrer silhouettenhaften oder plastischen Wirkung einen steten Wechsel des Landschaftsbildes hervorrufen, der auch durch einzelne liebliche Bilder, wie die pappelumgebene Clemenskapelle, hübsche Bachmündungen, groteske Felsen, wie die Lurlei, und schöne Stadtfronten, wie die von Bacharach, Kaub, Oberwesel, St. Goar, Boppard, Braubach usw., begünstigt wird.



Blick auf Braubach und die Marksburg. (Phot. August Rupp, Berlin.)

Bei Coblenz, der wundervoll gelegenen, von dem ragenden Ehrenbreitstein beschützten Hauptstadt der Rheinprovinz, verläßt der Rhein das Gebirge und tritt in das bis Andernach reichende sogenannte Neuwieder Becken ein, das ehedem ein Binnensee gewesen ist, auf den sich die Auswürflinge der Laacherseevulkane in ihren letzten Ausbrüchen ergossen. Diese Produkte münzt die heutige Zeit in Sandsteinen aus. Nachdem sich bis Andernach die Berge wieder zusammengeschlossen haben — rechts der Westerwald, links die Eifel — nähert sich der Fluß der Stelle, wo die letzten Nachwehen des Vulkanismus sich in dem bedeutendsten Kohlensäure-Vorkommen Deutschlands bekunden. Man braucht zwischen Rheinbrohl, von wo der römische Limes seinen Ausgang nahm, und Hönningen nur in die Erde zu stechen, und schon quillt Mineralwasser heraus.

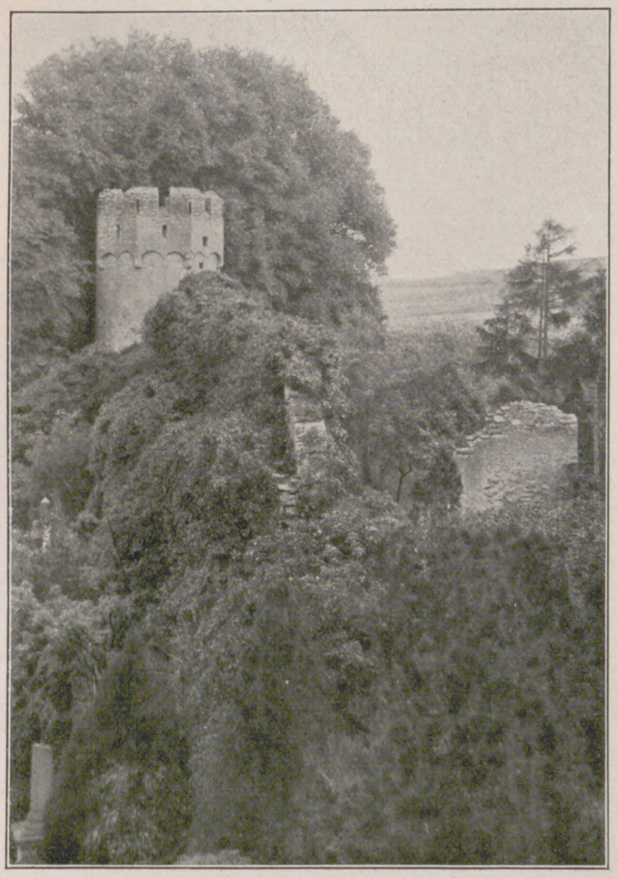
Auch diese Flußstrecke ist mit fachwerkgeschmückten Dörfern, ragenden Gotteshäusern, grünen Bergen, steilen Felsen, altersgrauen Ruinen und wiedererstandenen Burghäusern verschwenderisch ausgestattet, so daß es dem Beurteiler schwer wird, die Frage, welche Stromstrecke er mit größerem Entzücken betrachtet, zu beantworten.

Im Siebengebirge bei Honnef, dem rheinischen Nizza, faßt der Rhein dann zuletzt noch einmal all seine poetisch-romantische Schönheit zu einer gewaltigen Symphonie zusammen, und das herrlich gelegene Godesberg unterstützt diesen erhabenen Ausklang, der dann in dem dörferreichen Vorgebirge langsam verebbt. Bonn und Köln sind die Schlußpaukenschläge in diesem himmelstürmenden Konzert.

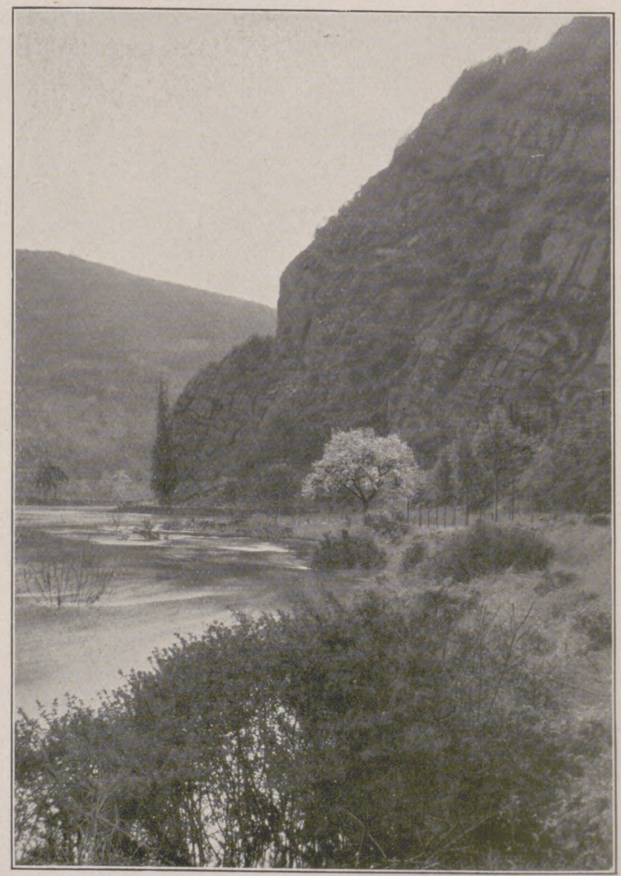
*

Wechselt das Rheintal in Großartigkeit und Lieblichkeit, Strenge und Zartheit, Groteske und Idyll seine Reize, so sind die zahlreichen Nebentäler von nicht minderer Anziehungskraft. Oft entdeckt man in kleinen Tälchen entzückende Landschaftsbilder, kühle Waldwege führen zu versteckten Burgtrümmern, interessanten Seen, einsamen Klosterruinen oder bemerkenswerten alten Kirchen. Wir können hier diesen anheimelnden Natur- und Kunstbildern nicht nachgehen, sondern müssen uns auf die großen Täler beschränken, die mit ihren Dörfern und Städten eigenes Leben bergen.

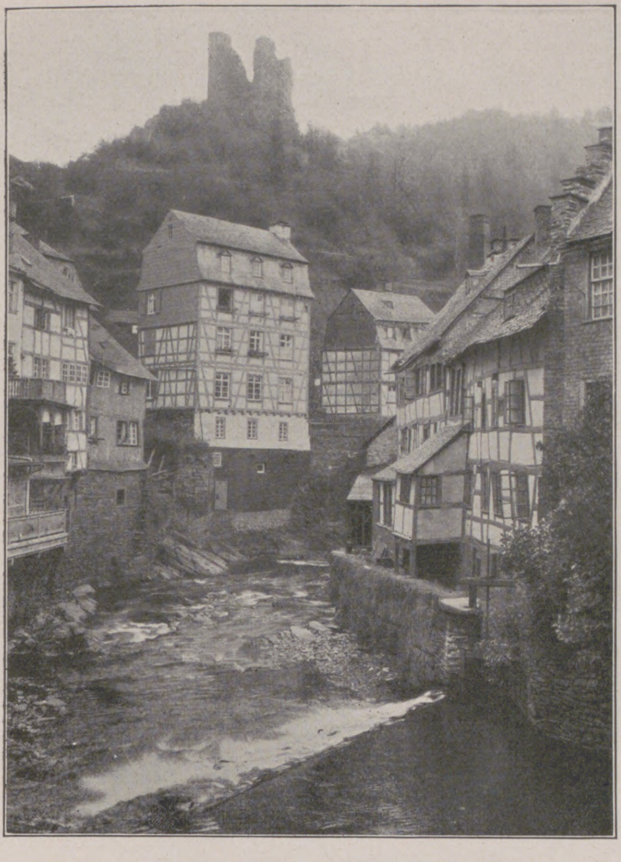
Bei Bingen führt das vielbesungene Nahetal 140 km ins Land. Die Eisenbahn, die es durchzieht, trifft gleich auf die Solbäder Kreuznach und Münster am Stein, wo der imposante Rheingrafenstein und die Sickingensche Ebernburg in ein paradiesisches Land hinabschauen. Eine Fülle prächtiger Landschaftsbilder birgt das Tal bei Sobernheim, Monzingen, wo der Weinbau endigt, Martinstein, Böckelheim, auf dessen Burg Kaiser Heinrich IV. 1105 in strenger Haft gehalten wurde,



Ruinen der Kaiserpfalz zu Ingelheim am Rhein.
(Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)



An der Lorelei.
(Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)



An der Ruhr in Monschau am Hohen Venn.

Oberstein mit seiner Felsenkirche, dem Mittelpunkt der Achatindustrie. Das Tal wird immer enger und romantischer, bis es in der Nähe von Selbach ausläuft, wo der Fluß entspringt.

Längst nicht nach Gebühr gewürdigt sind die Schönheiten, die das Lahntal in so reicher Fülle bietet. Wohl lösen noch die Ortsnamen Ems und Nassau gemeinhin Vorstellungen aus, aber schon das schloßgekrönte Diez, Limburg mit seinem wunderbaren Dom, Runkel mit seinem romantisch verwunschenen Schloß, Villmar mit seinen Marmorbrüchen, die flußumkreiste, ehemalige glänzende Residenz Weilburg, das burggezierte Braunfels sind leider dem größeren Publikum so gut wie unbekannt.

Die Lahn scheidet den südlichen Taunus von dem nördlichen Westerwald. Beide Gebirge sind durch Wandervereine auf das genaueste erschlossen und bieten sowohl den Touristen reiche Gelegenheiten zu herrlichen Wanderungen als auch den Erholungsbedürftigen stille Orte und den Kranken wirksame Heilbäder.

Beim Deutschen Eck in Coblenz hält das rheinische Provinzial - Kaiser - Wilhelm-Denkmal die Wacht beim Einfluß der Mosel in den Rhein. Sie kommt aus den Vogesen, aber seltsamerweise ist ihre eigentliche Quelle noch strittig. Ihre landschaftliche Anziehungskraft bewährt sie von Trier ab, wo auch sowohl ihre rätselhaften Krümmungen als auch der Qualitätsweinbau beginnen, der die Mosel in der ganzen Welt bekannt gemacht hat. Und diese alten, heimeligen und winkeligen Weinorte sind meist von einem entzückenden Reiz. Unter den malerischen Burgen erscheint Elz in einem idyllischen Seitental als ein wahrhaftes Märchenschloß.

Die Mosel ist der Grenzfluß zwischen dem südlichen Hunsrück und der nördlichen Eifel. Ist der eigenartige, herbe und groteske „Eifelcharakter“ des letzteren Gebirges, das Leopold v. Buch in geologischer Hinsicht als einzig in der Welt erklärt, mit seinen geheimnisvollen Maaren und tiefeingeschnittenen Tälern seit der Gründung des Eifelvereins im Jahre 1888 weitbekannt geworden, so verdient das dreiteilige Waldland: der eigentliche Hunsrück, Soon- und Hochwald, noch größere Beachtung, als ihm bisher zuteil geworden ist. Auch hier, wo der höchste Berg der Rheinprovinz, der 816 m hohe Erbeskopf sich erhebt, gibt es zerrissene Täler und prachtvolle Wälder.

Aus der Eifel kommen der Brohlbach, dessen hübsches, wenn auch durch die Tuffsteinindustrie stark beeinträchtigtes Tal das niedliche Bad Tönnisstein birgt, und die Ahr, deren Bekanntschaft durch das Bad Neuenahr in die weitesten Kreise gedrungen ist. Und sie freuen sich dieser Bekanntschaft, denn dieses Tal birgt in den Orten Ahrweiler, Walporzheim, Altenahr und Schuld und ihrer Umgebung landschaftliche Schätze ersten Ranges.

Zeigt die Ahr in ihrem oberen Teile schon echten Gebirgscharakter, so auch die aus dem Westerwald kommende Sieg, obschon sie bei ihrer nüchternen Mündung nichts davon ahnen läßt. Aber auch da ist das Tal noch schön, wo die Hämmer dröhnen, die Hochöfen rauchen und der uralte Bergbau im Siegerlande Erze zutage fördert.

Bei Köln, der tatsächlichen Metropole des Rheinlandes, beginnt der Niederrhein den ganz besonderen Zauber des Flachlandes mit seinen Luft- und Lichtwirkungen zu entfalten. Hohe künstlerische Werte sind an ihm geborgen. Das besterhaltene Beispiel einer mittelalterlichen Stadtbefestigung bietet Zons, das sich gern das „rheinische Rothenburg“ nennen hört. In einen wundervollen Park hat der Erbauer des Mannheimer Schlosses, Nicolaus de Pigage, das Benrather Schloß hineinkomponiert. Alte köstliche Städtchen vergangener Zeiten schlafen hier, und berühmte Werke der Schnitz- und Goldschmiedekunst schauen wir in Xanten, Calcar, Rees, Cleve und Emmerich. Die Großstadt Düsseldorf aber ist schon das Herz der niederrheinischen Schwerindustrie: 15 Syndikate und an 200 Aktiengesellschaften, die hier ihren Sitz oder ihre Zweigniederlassungen haben, bekunden die Bedeutung der Stadt, bei der sich schon ein regeres Schiffsleben auf dem Rhein bemerkbar macht. Das steigert sich aber noch bedeutend bei dem größten Flußhafen Europas: Duisburg-Ruhrort. Von ihm aus nimmt seit 1914 der Rhein-Herne-Kanal seinen Anfang, der den Beginn des Mittelland- oder Rhein-Weser-Elbe-Kanals zur Versorgung Norddeutschlands mit Erz und Getreide darstellt.



Blick von der Munterlei auf die Auburg bei Gerolstein (Eifel).



Das Nationaldenkmal am Niederwald.

Das rheinisch-westfälische Industriegebiet, das heute die beispiellose Bevölkerungsdichte von 1500 auf dem Quadratkilometer aufweist (gegen 320 in dem am dichtesten bevölkerten Staat Sachsen), war noch vor hundert Jahren eine gänzlich unbekannte, landwirtschaftliche Gegend. Erst mit der Einführung der Dampfmaschine im Jahre 1820 zur Kohlenförderung beginnt die industrielle Entwicklung des Gebietes. Der Bau der Köln-Mindener und der bergisch-märkischen Bahn steigerte von 1845 ab den Kohlenabsatz wesentlich. Im Laufe eines halben Jahrhunderts wuchsen zahlreiche Städte und Großgemeinden in dem Gebiet heran. Die Hüttenindustrie erzeugte vor dem Kriege jährlich 7 Millionen Tonnen Eisen. Der Wasserbedarf der Industrie ist hier so groß, daß die das Gebiet nördlich begrenzende Emscher davon völlig absorbiert wird und nur noch als Abwässerkanal besteht.

Der Niederrhein ist nun völlig zum Arbeitsfluß geworden; aber auch die Gigantenarbeit birgt Erhebung, Stolz und Schönheit in sich. Und es ist der Rhein von seinen Anfängen bis zum Verlassen deutschen Gebietes voll von eigenartigen, wechselvollen, anziehenden Reizen. Darum kann unseren Landsleuten nur als Mahnung der Rat gegeben werden: Lerne zuerst dein eigenes Land kennen, das schön ist wie der Tag, bevor du über seine Grenzen in die Ferne schweifst!



Blankenberg im Siegtal.

Nach photographischen Aufnahmen von Fritz Mielert, Dortmund.



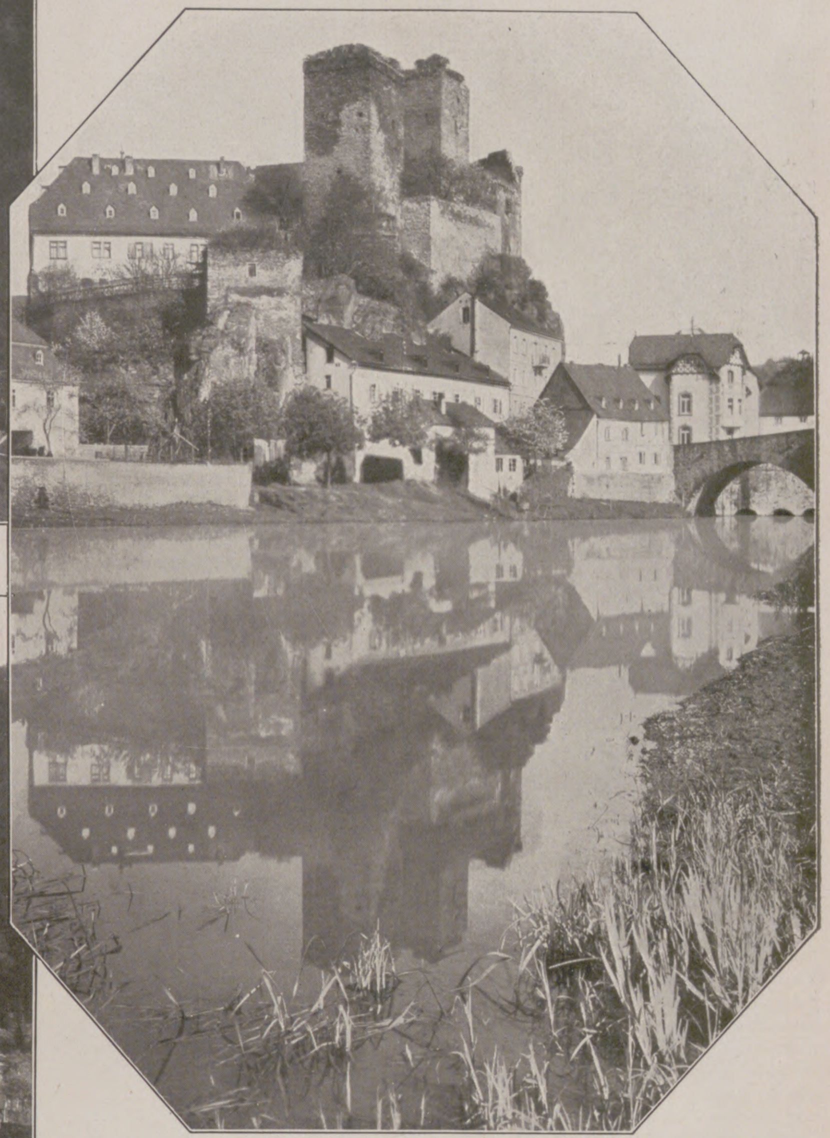
Tordurchblick auf das Rathaus in Rhens am Rhein.
(Phot. August Rupp, Berlin.)
Rechts: Das Rheintal unterhalb Andernach. (Phot. H. Groß, Bonn.)



Oberwesel mit der Schönburg. (Phot. August Rupp, Berlin.)



Bacharach und die Wernerskapelle (im Mittelgrunde rechts). (Phot. August Rupp, Berlin.)



Burg Runkel an der Lahn. (Phot. August Rupp, Berlin.)
Links: St. Goar (rechts) und St. Goarshausen mit der Burg Katz.
(Phot. August Rupp, Berlin.)







Blick auf Altenahr im Ahrtal. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)
Rechts nebenstehend: Im Frühling bei der Burg Cochem an der Mosel. (Phot. August Rupp, Berlin.)





Blick von dem 461 m hohen Großen Ölberg auf die über das Wolkenmeer ragenden Gipfel des Siebengebirges.
(Phot. H. Groß, Bonn.)

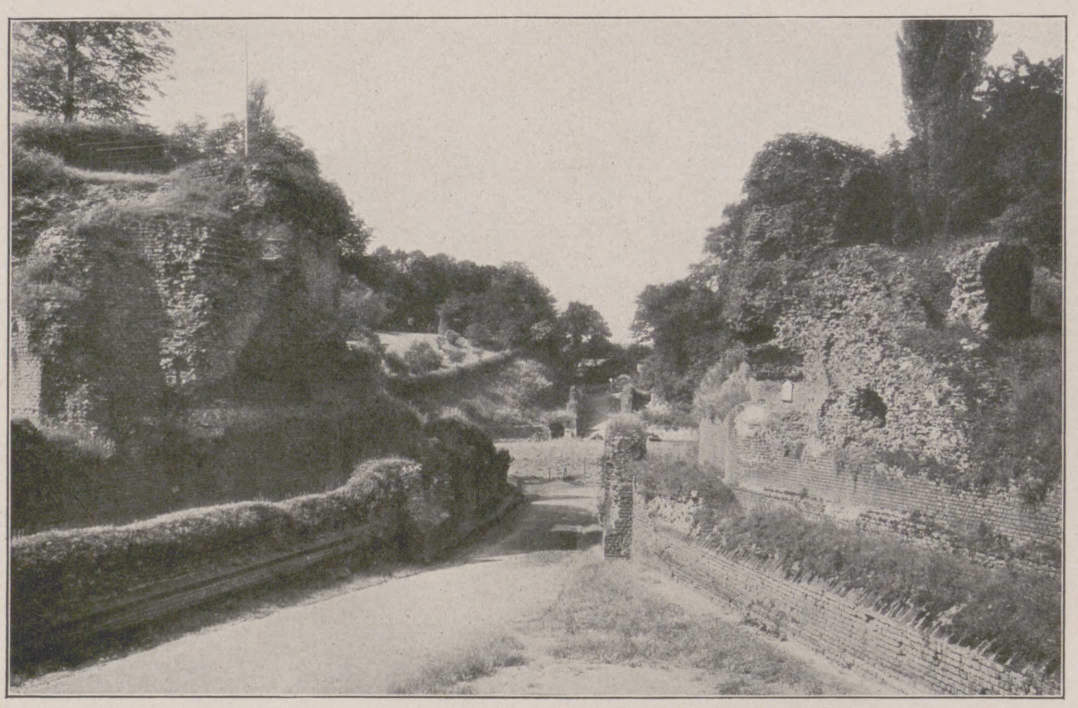
Rheinische Städte.

VON HERMANN RITTER.

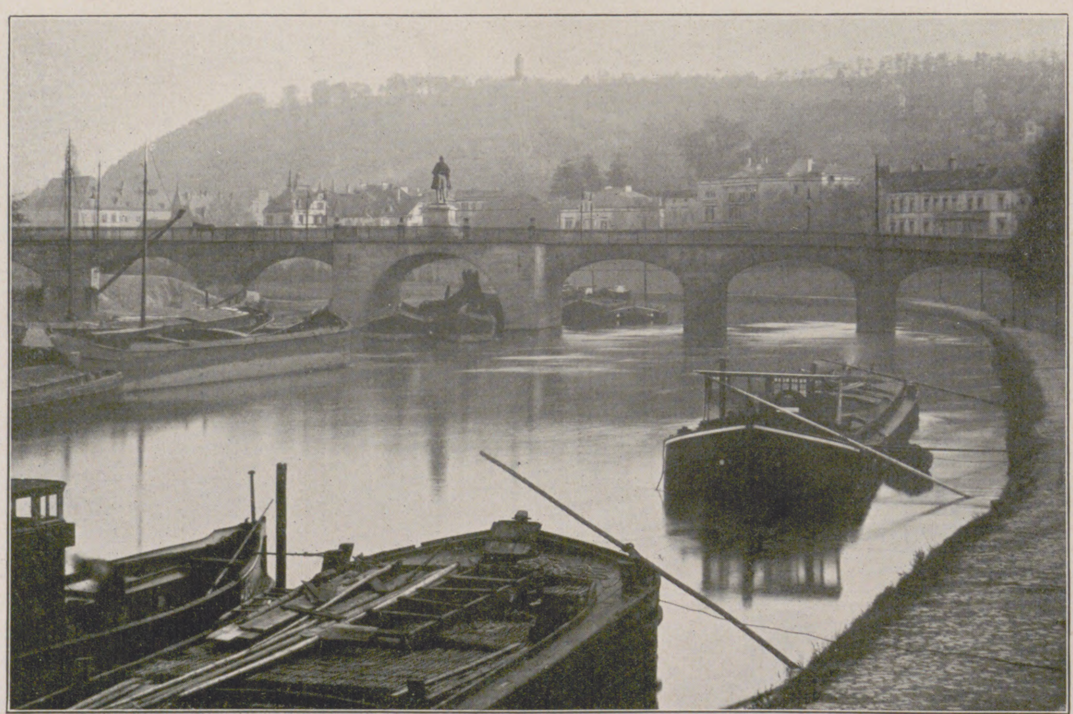


Rheinpartie bei Coblenz: An der Schiffsbrücke. Rechts Ehrenbreitstein. (Phot. H. Menzel, Coblenz.)

Das rechtsseitige Land der Rheinprovinz mit dem Gebirgsstock des Westerwaldes und den Bergischen Höhen ist im Gegensatz zum linksrheinischen Lande stets ein reines Germanenland gewesen, das von der Siegmündung nordwärts und in der schmalen rechtsrheinischen Ebene ein breiter Streifen der Urwälder, Sümpfe und toter Rheinarme von römischen Zeiten bis ins Mittelalter hinein verkehrhemmend vom linken Ufer abschloß. An der Erhaltung dieses wüsten Streifens waren sowohl Römer als auch rechtsrheinische Germanen interessiert, galt er doch nach beiden Seiten hin als Schutzwall gegen feindliche Angriffe. So hielt sich rechtsrheinisch germanisches Wesen in alter Reinheit, hielt man hier fest an der Väter Sitte, am zerstreuten Hausen auf eigener Scholle, verehrte man allen Missionaren zum Trotz heimlich oder offen hier noch bis über das Jahr 1000 hinaus die heimischen Götter und sah verächtlich hinüber auf das linke Ufer, wo sich Stammesgenossen in eine nicht reingermanische, romanisch beeinflußte Geisteswelt eingepaßt hatten. Einer Städtebildung war diese rechtsrheinische Denkart nicht günstig, und so sehen wir denn auch hier verhältnismäßig spät vereinzelte Städte entstehen, kleine Nester, die sich meist um eine Burg des Landesherrn oder ein Kloster scharten, wenn sie nicht aus einem Verband von Höfen hervorgingen, und die sich in manchen Fällen als lebensunfähige, künstliche Gründungen erwiesen, die verliehenes Marktrecht, Turm und Mauern nicht vor einem Zurücksinken zur Dorfschaft bewahrten. So wurde auf dem rheinischen Westerwald das im Anschluß an ein Schloß entstandene Altenkirchen im 14. Jahrhundert zu einer Stadt erhoben, die eine entsprechende Bedeutung in ihrer Landschaft errang, während einige andere Westerwälder Stadtgründungen keinerlei Entwicklung fanden oder sich als gänzlich verfehlt erwiesen. Das am Fuße des Bergkegels mit dem 1006 von Anno gestifteten Kloster entstandene Siegburg errang am Ende des Mittelalters hauptsächlich wegen seiner keramischen Industrie größere Bedeutung, dagegen blieben für das benachbarte Burgnest Blankenberg a. d. Sieg die 1245 verliehenen Stadtrechte fast bedeutungslos. Im eigentlichen Bergischen entstand im Anfang des 13. Jahrhunderts Wipperfürth als erste Stadt, die dann auch bis ins 14. Jahrhundert hinein trotz ihrer bescheidenen Ausdehnung und Befestigung die bedeutendste Stadt des Herzogtums Berg blieb. Ihm folgte hinsichtlich der Verleihung der Stadtrechte und des Baues von Mauerwall und Toren in demselben Jahrhundert Lennep, das dann mit Wipperfürth, Ratingen und dem 1288 zur Stadt erhobenen Düsseldorf zu den vier „Haupt"-Städten des Bergischen Landes gehörte. Elberfeld erhielt erst 1610 Stadtrechte. Im Jahre 1624 zählte das von Honnef am Rhein bis zur Ruhr reichende Herzogtum Berg nur 10 Städte von recht mäßiger Bedeutung, unter denen später Düsseldorf als Sitz der Landesregierung und unter den verschönernden Händen der kunstsinnigen Herrscher der Pfalz-Neuburger Linie eine besondere künstlerische Note erhielt. Im allgemeinen lagen die Verhältnisse im rechtsrheinischen Lande für Bildung von ansehnlichen Städten durchaus ungünstig, doppelt ungünstig, weil man hier von jeher gewohnt war, sich kulturell und gewerblich auf das linksrheinische Land einzustellen. Das Gebiet blieb bis in die Neuzeit hinein und trotz der hier früh erwachten gewerblichen Tätigkeit ein Land echt germanischer Einspänner, für deren geistige und kulturelle Weiterentwicklung, abgesehen vom religiösen Gebiete, diese kleinen Städte halbbäuerlichen Charakters sehr wenig bedeuteten.



Eingang zum Amphitheater in Trier. (Phot. M. Bätz, Trier.)



An der „Alten Brücke" in Saarbrücken. (Phot. August Rupp, Berlin.)

Das linksrheinische, die ersten vierhundert Jahre unserer Zeitrechnung unter römischer Herrschaft stehende Rheinland ist das Land großzügig angelegter, uralter Städte und die Wiege einer auf römischer Grundlage entwickelten Stadtkultur. Die wichtigsten und größten Städte im Rheingebiete waren Köln, Trier und Mainz. Das römische Trier entstand zweifellos auf Grund einer vorhandenen stadtähnlichen Siedlung der Trevirer, die sich ja, wie überhaupt das keltisch-germanische Mischvolk des linken Rheinufers, schon vor römischen Zeiten einer bemerkenswerten Kulturhöhe erfreuten. Für die Gründung von Mainz und Köln waren militärische Gründe maßgebend. In Mainz und Köln füllte später eine Wohnstadt mit öffentlichen Gebäuden, Tempeln usw. den Raum innerhalb der Befestigungsmauer fast völlig aus, und die Legionen hatten außerhalb der Stadt ihr befestigtes Kasernenlager. Trier war als Sitz der Landesverwesung und spätere kaiserliche Residenz prachtvoll ausgebaut. Die römischen Gründungen im Rheinlande waren recht zahlreich; die milden Flußtäler und das fruchtbare Flachland am Nordrande der Eifel waren mit städtischen und ländlichen Siedlungen derart bedeckt, daß man für die Zeit eines ungestörten hundertjährigen Friedens, den das Land bekanntlich während der Römerherrschaft einmal erleben konnte, hier eine der heutigen völlig gleiche Volksdichtigkeit annehmen darf. Ein Netz guter Straßen, das man heute vielfach noch im Ackerboden nachweisen kann, verband alle diese Siedlungen und herrschaftlichen Höfe und hatte Anschluß an die großen Staatsstraßen, wie die von Nymwegen über Köln nach Trier führende, die in Trier an die Straßen nach Reims und Lyon anschloß. Weitere große Straßen führten auf dem linken Rheinufer bis hinauf nach Mainz, von Trier nach Mainz und von Köln nach Maastricht. An diesen Strecken lagen hauptsächlich die rheinischen Städte aufgereiht, aus denen dann die deutschen Orte Bingen, Boppard, Coblenz, Andernach, Remagen, Bonn, Köln, Neuß, Xanten, Düren, Jülich, Bitburg, Trier usw. entstanden sind. Einige Römerorte, die an heilkräftigen Quellen des Landes aufwuchsen, haben, wie Aachen und Kreuznach, dank dieser Quellen später in germanischen Zeiten eine Auferstehung erfahren, viele andere sind nur noch an den Funden erkennbar, denn die Benutzung derartiger Heilwasser lag den Franken im all-





Blick auf den Hauptbahnhof in Essen an der Ruhr.

Links nebenstehend: Das Münster in Bonn. (Phot. Neue Photographische Gesellschaft, Berlin.)

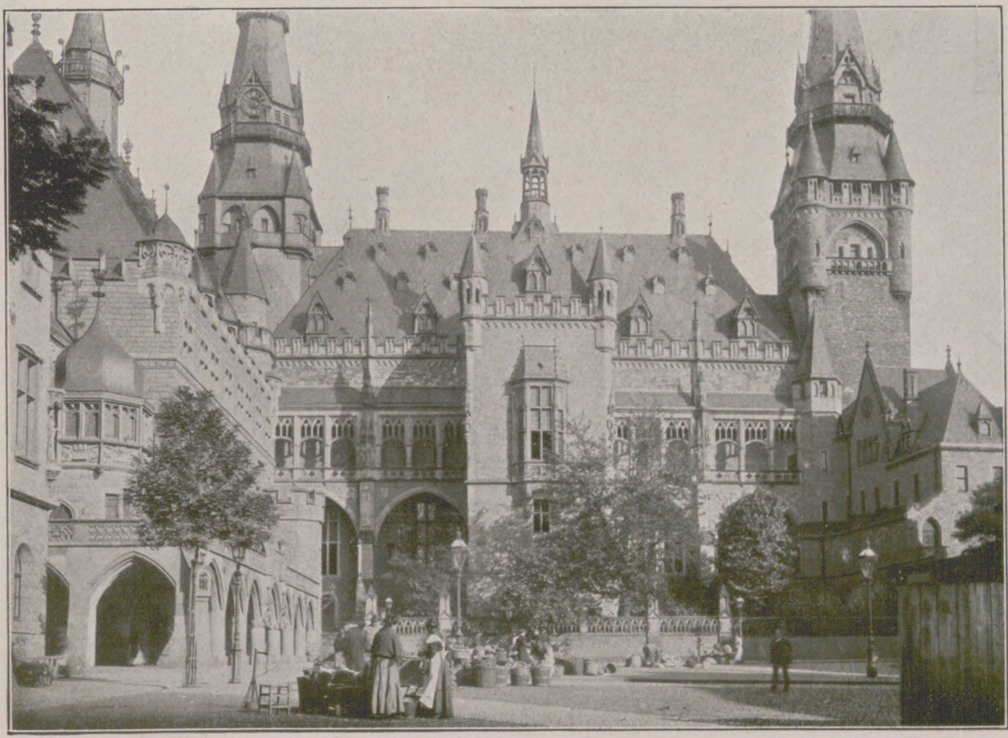




Links: Der Marktplatz in Düsseldorf mit dem Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm (Jan Wellem). (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.) — Rechts: Das Rathaus in Köln am Rhein.



Der Königsstuhl im oberen Umgang des Münsters zu Aachen.



Südseite des Rathauses zu Aachen. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)



Hindenburg-Wall mit dem Marx-Haus in Düsseldorf.

Nach einem Aquarell von Georg Hacker.



Das Rathaus mit dem Brunnendenkmal für den Geographen Gerhard Mercator in Duisburg. Im Hintergrund rechts: Der Turm der Salvatorkirche.



Das Rathaus in Elberfeld. (Phot. Wilh. Fülle, Barmen.)

gemeinen ebenso fern wie die Erhaltung von Wasserleitungen, die aus den Eifelbergen den Siedlungen am Rhein frisches Quellwasser zubrachten, oder die der Kanäle, die die Abwässer der Städte wegführten.

Über den Beginn der Germanisierung dieser römischen Städte, die einen übereinstimmenden Typ von Kultur und Bevölkerungszentren darstellten, kann man sich keine klare Vorstellung machen. Jedenfalls war mit der Germanisierung keine radikale Zerstörung verbunden. Die erobernden Franken waren mit römischem Wesen, römischen Städten und sogar auch mit der zuletzt das Römertum beherrschenden christlichen Vorstellungswelt zu vertraut, um als wütende Barbaren Mauern und Kirchen dem Boden gleichzumachen. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß sie Schäden der Stadtbefestigungen sorgfältig ausbesserten und im übrigen den Städten ihre überlieferte Bedeutung und den Bürgern die Sonderrechte ließen, die sie von jeher vor der Bevölkerung des flachen Landes auszeichneten. Das Stadtrecht wurde von den germanischen Landesherren auf römischer Grundlage aufgebaut.

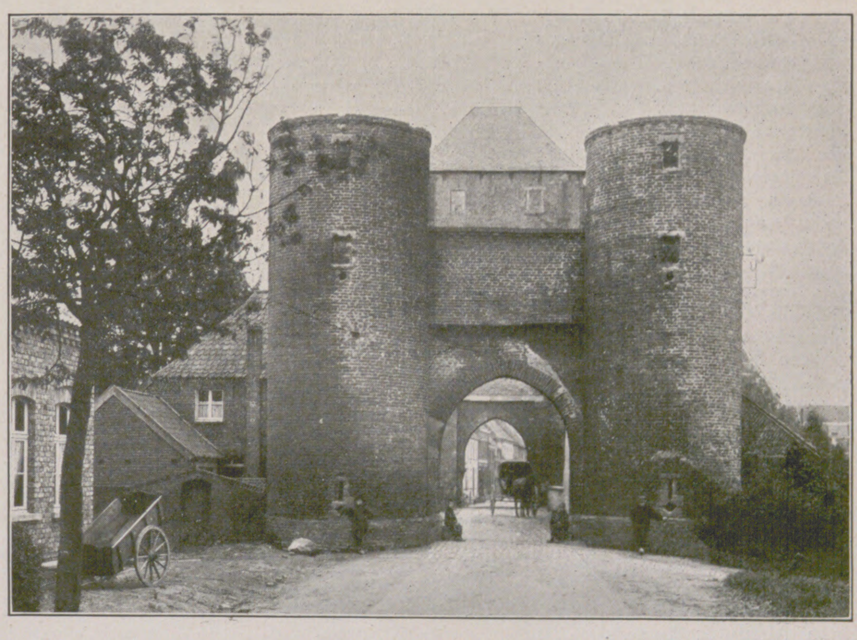
Die Stadt hatte Markt- und Asylrecht, war der Sitz der Gerichtsbarkeit, der monarchischen, aus der römischen Kaiserzeit stammenden Traditionen, an die die Frankenfürsten gern anknüpften zwecks Verstärkung ihres fürstlichen Ansehens und der in den huldvoll behandelten Städten für sie verfügbaren Machtmittel. Der Frankenkönig verleiht den von ihm begünstigten Orten das Burgrecht, das seine dauernde Königsgegenwärtigkeit ausdrücken soll. Kurzum, die fränkischen Städte sind römische Gefäße, die man mit germanischem Material auffüllte. Die germanischen Neubauten gaben den Römerstädten für Jahrhunderte ein mehr dörfliches Ansehen. Agrarwirtschaft neben bürgerlichem Gewerbe ist während des ganzen Mittelalters ein Charakteristikum der rheinischen und der deutschen Städte. Allmählich erst verdrängen stattliche Steinbauten die strohgedeckten Fachwerkhäuser in die Außenviertel und an die Stadtmauern. Am gewaltigsten entwickelte sich Köln, die mächtigste Stadt des deutschen Mittelalters. Die Römermauer umschloß hier bis weit ins Mittelalter hinein noch den Stadtkern, an den sich nach allen vier Seiten stattliche Vororte anbauten, die man dann mit einem gewaltigen Mauerring zu Anfang des 13. Jahrhunderts umschloß. Für das Bürgerhaus entwickelte sich hier eine während der Zeit der Gotik geborene Stilart, ein Gebäude mit Treppengiebel und Reihen zierlicher, nur durch schmalen Rahmen getrennter Fenster. Köln konnte hinsichtlich seiner gewaltigen handelspolitischen Bedeutung, seiner kriegerischen Macht, seiner herrlichen Kirchen und Profanbauten von keiner anderen rheinischen Stadt erreicht werden. Am nächsten kam ihm auf dem Boden der heutigen Rheinprovinz die reiche Krönungsstadt Aachen.

Die Rheinstraße ist seit frühmittelalterlichen Tagen besetzt mit Städten von verschiedener Entstehungsgeschichte, mit ehemaligen Römerorten, mit Städten, die die Landesfürsten, besonders die Kurfürsten von Köln und Trier, als Stützplätze ihrer landesherrlichen Macht im Anschluß an eine Höhenburg als eine Art erweiterter und mit verschiedenen Adelsgeschlechtern besetzter Burg entstehen ließen. Das obere Rheinland ist ungemein reich an kleinen Orten, die an Rhein, Mosel und Saar sowie auf dem Hunsrück und der Eifel von verschwundenen Dynastengeschlechtern erzählen und mit zerbröckelten Mauern, alten Türmen, Toren und einer Ruine auf dem Berge den schönen rheinischen Landschaftsbildern den Zauber der Romantik erhalten. Baulich im Gegensatz zu diesen aus Schieferstein und Fachwerk errichteten, traulichen Nestern stehen die aus dem Mittelalter stammenden Städte des rheinischen Niederlandes, in denen der Backsteinbau dominiert. Breite, behäbige Häuser mit Treppengiebel stellen sich hier an die Gassen und den Marktplatz, den, ebenso wie in Holland und Brabant, ein stolzes Rathaus im niederländischen Stil und mit aufstrebendem Turme ziert. Reich vertreten in der Rheinprovinz ist dann noch eine dritte Kategorie von Städten, deren Geschichte nicht tief in der Vergangenheit wurzelt, der Orte, die wachsende industrielle Tätigkeit aus Ortschaften zusammenfließen ließ, und denen dann meist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Stadtrecht verliehen wurde.





Am Rheinufer in Emmerich. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)

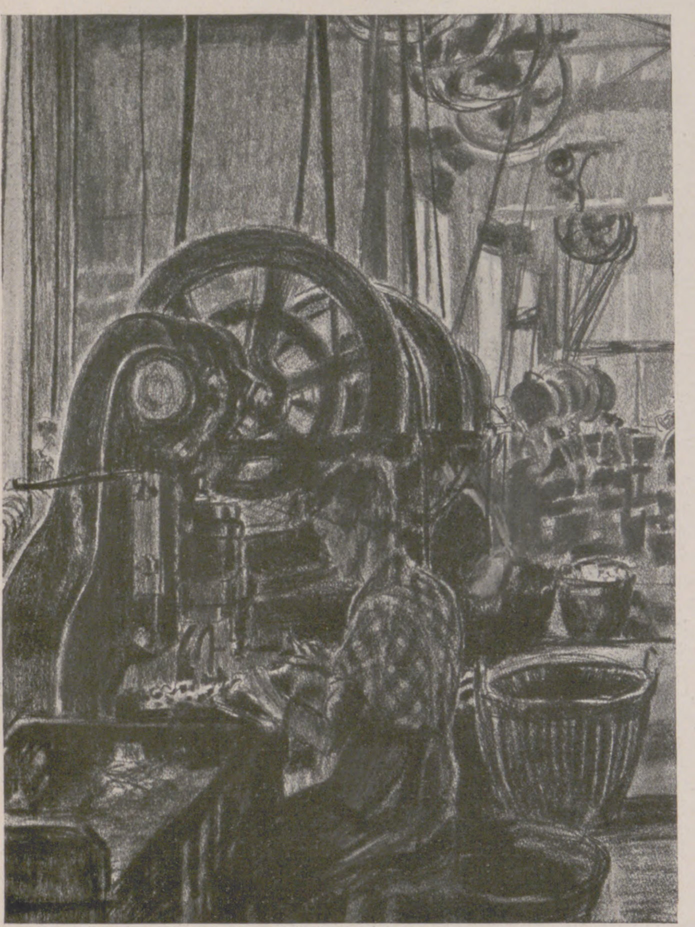


Das Clever Tor in Xanten am Rhein.

Oben: An der Schiffsbrücke in Mülheim am Rhein. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)

Rheinisches Wirtschaftsleben.

+ + + + VON UNIVERSITÄTSPROFESSOR B. KUSKE. + + + +



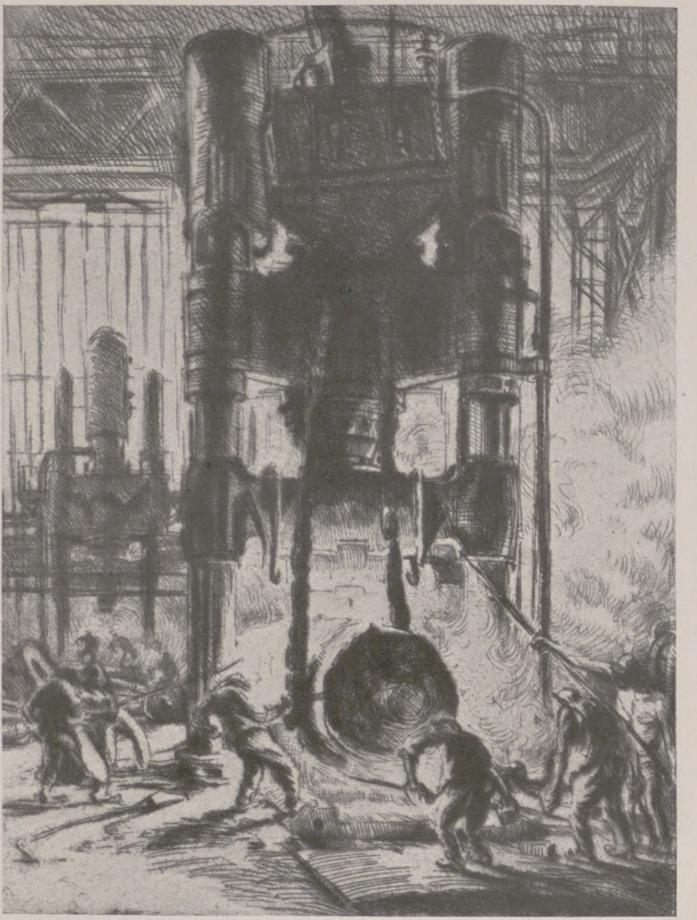
Maschinensaal in einer Solinger Fabrik. Nach einer Zeichnung von Hermann Peters.

Die rheinische Volkswirtschaft prägt sich innerhalb der deutschen durch ihr bedeutendes Schwergewicht und ihren eigenartigen Aufbau aus.

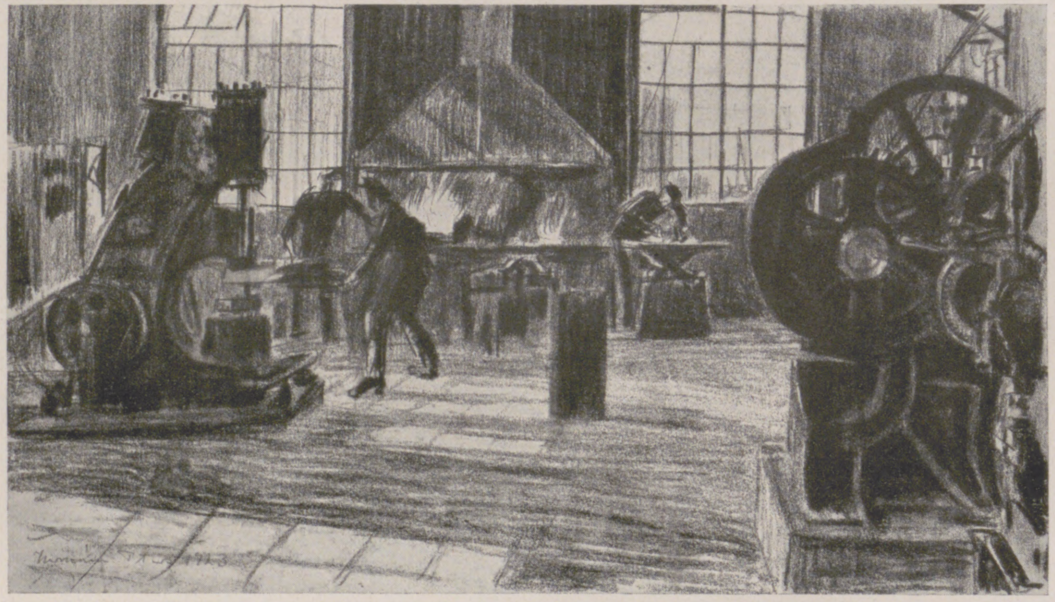
Eigentümlich ist ihr eine weitgehende Vielseitigkeit, bei der nur wenige Wirtschaftszweige vorhanden sind, deren Leistungsfähigkeit unter dem gesamtdeutschen Durchschnitt steht; vielmehr ergeben sich meist rheinische Anteile, die diesen übertreffen, und selbst wenn aus besonderen Gründen die Rheinlande einmal auf einem Gebiet zurückstehen, so bleibt dieses dennoch in irgendwelcher Richtung bemerkenswert.

Die Landwirtschaft ist am Rhein in ihrer Bedeutung für ihr engeres Gebiet und naturgemäß für Deutschland erheblich durch Industrie, Handel und Verkehr überflügelt worden; denn das Rheinland ist eine der deutschen Wirtschaftsprovinzen, in denen der unüberwindliche und naturnotwendige Drang Deutschlands zum Industriestaat am stärksten wirkt. Aber dennoch ist die rheinische Landwirtschaft im Vergleich zu der der meisten anderen Einzelgebiete durch ihren modernen Zug zur intensivsten Leistung gekennzeichnet, der selbst schon in den einstmals so verschrienen Bergländern der Eifel, des Hunsrücks und des Westerwaldes hervortritt und diese in blühende Landschaften umgewandelt hat. Eigentümlich ist ihr die mit einer bemerkenswerten Straffheit durchgebildete Logik der Zucht von Pflanze und Tier und die Bevorzugung der Oberstufen landwirtschaftlicher Produktion überhaupt, wie sie im Wein-, Obst- und Gemüsebau und vor allem in der Viehzucht zum Ausdruck kommt. Das Rheinland steht daher auch unter den zum Futteranbau neigenden deutschen Wirtschaftseinheiten bei weitem mit an der Spitze, ganz abgesehen davon, daß besonders seine nördliche Hälfte, in deren Niederungen und regenreichen Höhen das Seeklima am meisten zur Geltung kommt, seit alten Zeiten ein Hauptgebiet der Weidewirtschaft geblieben ist und sich dort im Zusammenhang damit bis heute weitgehend der Einzelhof erhalten hat. Von dieser Landwirtschaft, die z. B. schon in früheren Jahrhunderten oftmals zuerst in Deutschland neue Produktionen übernahm, sind auf dieses wichtige Anregungen ausgegangen. Die folgenreichste unter ihnen war der Genossenschaftsgedanke Raiffeisens, dessen Ideen wieder in der eigenartigen Bodenverteilung wurzeln mußten, die am Rhein mit seinem uralten fränkischen Erbteilungsrecht zum Parzellenbetrieb führte und damit Kreditprobleme dringend nahelegte von dem Augenblick an, da sich der Kleinbauer einer neuzeitlichen intensiven Wirtschaft zuwenden wollte.

Das Rheinland hat ferner eine Zuckerindustrie. Sie steht hinter der mittel- und norddeutschen wohl an absoluten Leistungen zurück, aber von ihr ist dennoch seinerzeit die Reform fast der gesamten Zuckertechnik ausgegangen.



Schmiedepresse in einem Düsseldorfer Eisenwerk. Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid.



Schmiede in einem rheinischen Eisenwerk. Nach einer Zeichnung von Hermann Peters.



Die Schifferbörse in Duisburg-Ruhrort. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Die als einzige ihrer Art am Rhein dastehende Schifferbörse in Ruhrort ist der Sammelpunkt der Schiffahrttreibenden und der Frachten- und Schlepplohnmarkt für das Gebiet der Rhein-Ruhr-Häfen, der größten Binnenhäfen Europas.

Auch in der Herstellung von Papier wird das Rheinland von anderen Teilen Deutschlands übertroffen; dagegen ist es in den Qualitätsleistungen stets führend geblieben, und bedeutende neue Gedanken, die namentlich die Anpassung der Weiterverarbeitung an den Massenbedarf betrafen, hat es zuerst gefunden.

Es ist im Hinblick auf die sonstigen großen Erscheinungen im westdeutschen Wirtschaftsleben auffallend, daß dieses im Aufbau der modernen deutschen Elektrizitätsindustrie, dieses erstklassigen Weltwirtschaftszweiges, so wenig aktiv war und sich darin vom Osten und Süden leiten ließ. Dieser Umstand, der sich wohl aus den Persönlichkeiten von Siemens, Schuckert und Rathenau erklärt, wird jedoch quantitativ durch eine großartige Organisation der Elektrizitätsversorgung auf der Grundlage der Ruhrkohle und der Kölner Braunkohle weit über den ganzen Westen hinweg ausgeglichen.

Die sonst aber weitgehende Vielseitigkeit der rheinischen Volkswirtschaft ist schon tief im Mittelalter vorhanden gewesen. Sie entstammt dem rheinischen Boden mit seinen besonders früher sehr verschiedenartigen Erzen, Steinen, Erden und Brennstoffen, seinen großen Laubwäldern und seinen zahllosen Wasserkräften. Sie entstammt der Leistungsfähigkeit des großen Stromes und dazu der zentralen internationalen Lage des Landes, die besonders einen äußerst vielgestaltigen Warenhandel und damit auch eine entsprechende Produktion hervorrief, die sich seit alten Zeiten somit auch an die Verarbeitung ausländischer Rohstoffe hält.



Aus dem Kaiserhafen in Duisburg-Ruhrort. Nach einer Radierung von Heinrich Otto.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags A. Bagel A.-G., Düsseldorf.)



Zeche Graf Beust in Essen. Nach einer Radierung von Hermann Kätelhön.

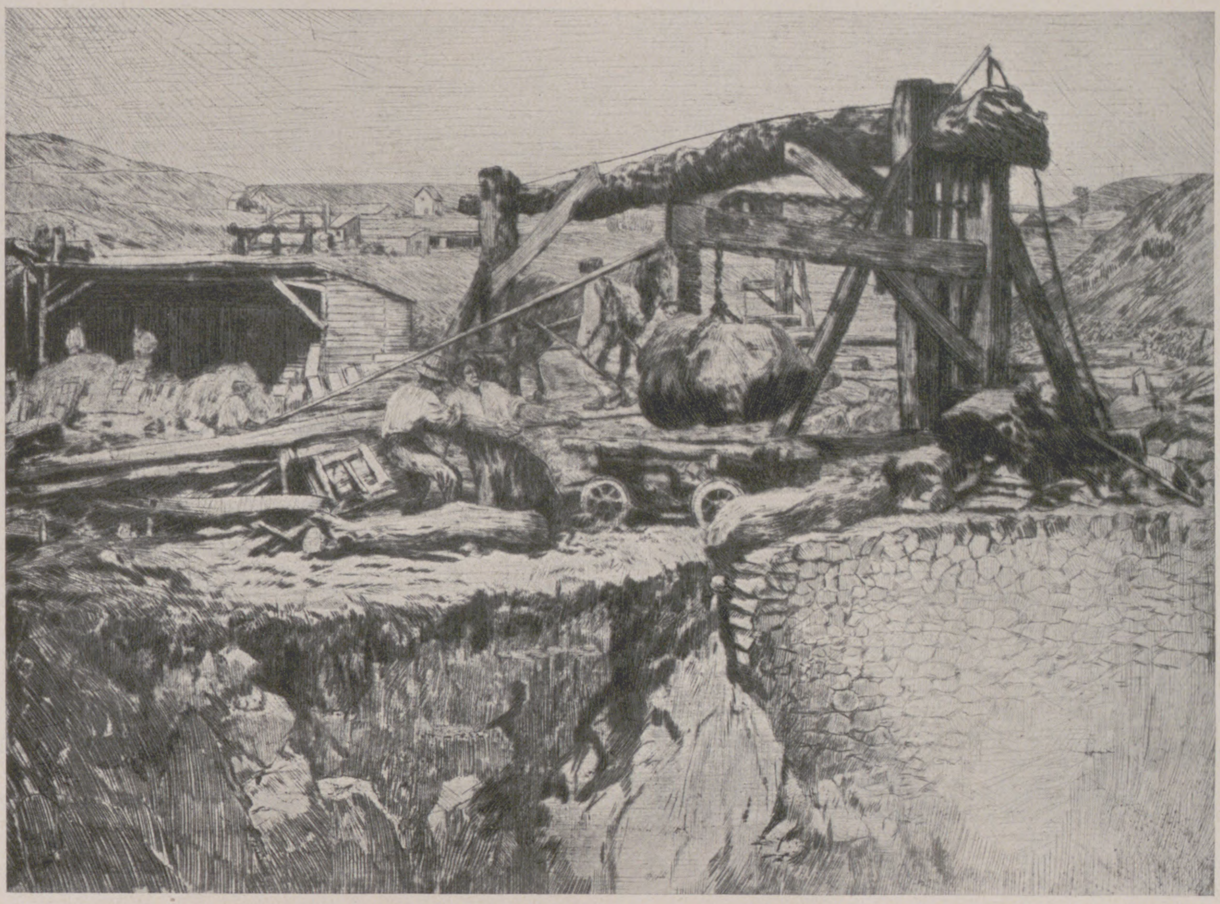


Im rheinischen Industriegebiet: Auf dem Niederrhein bei Ürdingen. Nach einem Gemälde von Wilhelm Hambüchen.

Der traditionelle Drang zum Welthandel hat die rheinische Volkswirtschaft später vor Rückschlägen bewahren können, als die einheimischen Rohstoffgrundlagen dem neuzeitlichen Massenbedarf zum großen Teile nicht mehr gewachsen war und daher die Ergänzung vom Weltmarkt der einzige Ausweg blieb, wie das namentlich bei der Beschaffung von Erzen, Holz, Fasern, Ölen und Fetten notwendig wurde.

Sehr erheblich hat bei dieser Wendung in der Entwicklung der rheinischen Volkswirtschaft der Rhein mitgewirkt.

Dieser Strom, der in der alten Zeit hauptsächlich Talfahrt betrieben, Wein und daneben verhältnismäßig vielseitige, an Mengen aber geringe Erzeugnisse abwärts und ins Ausland getragen hatte und von diesem die hochwertigen Waren des Westens und Nordens hereinführte, wurde jetzt ein Weg für die Bergfahrt der Massengüter, neben deren ausländische Gattungen sich die Beförderung von 20 Millionen Tonnen Ruhrkohle stellte. Er wurde mit seinem neuen Verkehr die bedeutendste Binnenwasserstraße der Welt. Er war früher eng verbunden mit Burgen, Kirchen, Klöstern und malerischen Städten und daher zugleich mit deren sozialen Schichten — mit Fürsten und Rittern, Bischöfen, Mönchen und dem Bürgertum alten Stiles — in einem Zusammenhang, der noch heute weithin als romantisch empfunden wird. Er ist jetzt die Schlagader der kapitalistischen Wirtschaft seines Landes geworden, die er dadurch steigert, daß er ihr die Massenstoffe billig zuträgt, sie weithin verbreitet und mit ihnen rechts und links in seinen Uferländern die Großunternehmung fördert und oft überhaupt erst möglich macht. Burgen und Kirchen sind an den Ufern des Rheins entweder verfallen oder zurückgetreten. Dafür türmen sich die Reihen der neuzeitlichen Großbetriebe empor. Der Strom ist eine Fabrikstraße von imposantem Reiz geworden, und es bestehen jetzt neuartige enge Beziehungen zwischen ihm und den neuen sozialen Kategorien, durch die das Leben unseres Volkes in der Gegenwart sehr wesentlich bestimmt wird: dem Unternehmertum und der Arbeiterschaft.



Basaltbruch bei Mayen an der Eifel. Nach einer Radierung von Heinrich Otto.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags A. Bagel A.-G., Düsseldorf.)



Ladebühne auf einer rheinisch-westfälischen Zeche. Nach einer Radierung von Hermann Kätelhön.

Eigentümlich wurde der neuen rheinischen Volkswirtschaft die Verbindung der Qualitätsleistung mit der Massenleistung in einer Weise, wie sie in keiner anderen deutschen Wirtschaftsprovinz vorhanden ist; denn bei den anderen baut sich das Leistungssystem meist nur auf irgendwelchen einseitigeren Grundgedanken auf.

Der Zug zur Qualitätsleistung ist Tradition. Er beruht darauf, daß das Rheinland die älteste städtische Kultur Deutschlands aufweist, die bis in die Antike zurückreicht. Da aber städtisches Leben mit differenziertem Verbrauch und dem stärkeren Drang zu vielseitigem Genuß führend in der Bedarfsgestaltung zu sein pflegt, so muß es auf seine Produktion entsprechend einwirken. Für das Rheinland ist diese Bevorzugung der städtischen Lebensweise immer bezeichnend geblieben. Weit über die Hälfte seiner Bevölkerung wohnt in Städten, und ein auffallend großer Teil der deutschen Großstädte liegt im Westen. Die auf Qualität gerichtete Gütererzeugung wird noch gefördert durch die allgemeine Verbrauchsrichtung des fränkischen Stammes, die besonders durch die starke Betonung des Kleiderluxus gekennzeichnet ist, wie ja auch die Verpflegungsgewohnheiten des Rheinländers, die im Vergleich zu denen des Ostdeutschen von alters her mehr auf Fleisch- und Gemüse- sowie auf Weinverbrauch gehen, nicht ohne Wirkung auf die Gestaltung von Landwirtschaft und Außenhandel blieben. Hinzu kommt, daß auch die katholische Kirche, die heute noch Gemüt und Haltung des Rheinländers erheblich an sich bindet, von der Eigenart ihres Kultus aus schon immer das Gewerbe qualifizierend beeinflußt hat. Da das linke Rheinufer bis in das 18. Jahrhundert auf Grund der römischen Schöpfungen führend in der städtischen Entwicklung war, so ist seine Industrie noch heute verhältnismäßig mehr auf die Qualitäts- und Fertigware gerichtet, wie aus ihrer Beschaffenheit in der Krefelder, München-Gladbacher, Kölner, Aachener und Dürener Gegend sowohl als auch oben an der Mosel und Saar deutlich hervorgeht.

Daneben ist aber die Bewältigung von Massenleistungen eine neue große und charakteristische Hauptaufgabe geworden. Sie beruht auf dem seit Ende des 18. Jahrhunderts durch die Maßnahmen Friedrichs des Großen und des Freiherrn vom und zum Stein im Ruhrgebiet einsetzenden Aufschwung des Kohlenbergbaues. Sie drängte daher — abgesehen von der Verstreuung der Kohle durch Rhein und Eisenbahnen auch nach anderen Gebieten — überwiegend nach dem rechten Ufer, so daß hier nun auch die großen neuzeitlichen Menschenhäufungen aufkamen und sich hierhin durchaus der Schwerpunkt großstädtischer Entwicklung verlegte. Das zeigte sich auch darin, daß die unmittelbar am rechten Ufer liegenden, früher unbedeutenden Städte — wie z. B. Düsseldorf oder Duisburg — große, blühende Gemeinwesen geworden sind, daß hier überhaupt ganz neue Städte entstanden und selbst das alte linksrheinische Köln sich genötigt sah, sich symmetrisch über beide Ufer zu lagern.

Die Massenleistung entwickelte sich demnach hauptsächlich aus der Verbindung des heimischen Hilfs- und Rohstoffes Kohle mit den fremden Rohstoffzufuhren. Sie äußerte sich besonders überwältigend in der Erzeugung der Steinkohle und ihrer zahlreichen Abkömmlinge sowie von Eisen und Stahl und deren unübersehbaren Weiterverarbeitungen. Gerade in diesen Wirtschaftszweigen sind die Rheinlande der allen anderen Teilen Deutschlands ganz außerordentlich überlegene Einzelkörper. Kraft ihrer Leistung konnte Deutschland — wie die internationalen Zahlen zeigen — trotz seiner großen Verluste noch immer das wichtigste Land Europas in der Eisenindustrie bleiben; denn für diese Stellung werden noch lange weniger die Erzbestände als vielmehr die Stahl- und Walzwerke und die sich auf diese gründenden Maschinen- und Metallwarenfabriken sowie der qualifizierte Unternehmer, Techniker und Arbeiter maßgebende Bedeutung haben.

Es drängte diese ganze Industriegattung, ebenso wie neben ihr die andere, im Rheinland ebenfalls höchst bedeutende, grundlegende Gruppe der Textilindustrien, durch ihren Roh- und Hilfsstoffbedarf auch die anderen Industrien zu Massenleistungen und -formen. Daher liegt die deutsche chemische Groß- und neben ihr vor allem die Farbenindustrie in ihren wichtigsten Zweigen ganz überwältigend auf der Rheinlinie, und ähnlich betont sich die rheinische Volkswirtschaft in der vielgestaltigen Verarbeitung der Steine und Erden, der Ton-, der Kalk-, der Steinindustrie, der Fabrikation von feuerfesten Produkten, von Glas und keramischen Erzeugnissen aller Art. Nicht zufällig stützt sich daher auch die Entwicklung des Beton- und Eisenbaues und seiner in Deutschland führenden Firmen auf den Westen.

Die rheinische Volkswirtschaft ist eine reiche und große Tatsache für Deutschland. Deutschland kann nicht leben, wenn ihm dieses Glied genommen oder wenn es auch nur um einen Teil davon verstümmelt würde.



Zons. Nach einem Aquarell von Erich Nikutowski.



Cleve mit der Schwanenburg. Nach einem Aquarell von Erich Nikutowski.

Rheinisches Volksleben.

VON PROF. DR. WILHELM SCHNEIDER-CLAUSS · MIT 6 ABBILDUNGEN NACH ZEICHNUNGEN VON LEO KÜPPERS

Da geht dir das Leben zu lieblich ein", sang in besseren, schöneren Tagen Karl Simrock in seiner „Warnung vor dem Rhein". Und wir Alten, die wir heute doppelt gern und dankbar in der Erinnerung leben, wir sehen bei den Dichterworten im Bilde unserer Zeit noch „die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär es ein adlig Geschlecht", schauen den fahrenden Gesellen, den pokulierenden Bruder Studio, das buntbewimpelte Schifflein mit seiner lebensleichten Fracht, Weinstube und Stammkneipe in ihrem breiten Behagen, rheinische Kirmes und Jahrmarkt, Winzer- und Schützenfest. Kurzum, die ganze liebe alte Rhein- und Weinpoesie, die Butzenscheibenromantik des glücklichen rheinischen Volkes von Anno dazumal fällt uns traumselig über Augen und Herz.



Am Martinsabend in Düsseldorf.

1914! — Das Donnerwort des Geistes, der eine Welt in Flammen schlug, schrie auch diesem rheinischen „feuchtfröhlichen"Leben ein jähes Halt. Was Dampf und Elektrizität immer noch nicht vermochten, dem Kriege gelang es mit einem Schlage; und als das Morden ein Ende nahm, als stille Hoffnung von neuem Leben träumte, da lähmte der Druck einer vieljährigen Fremdherrschaft Regung und Bewegung. Aber das leidgestählte rheinische Herz und seine Lebensfreude, die ein gutes Geschick als bestes Angebinde über unser „Muttergottesland" streute, sie lassen sich nicht erdrosseln und ersticken. Geläutert nur in mehr schon denn 10jähriger Qual beginnt selbst unter fremden Machthabern rheinisches Volksleben sich wieder zu regen. Unter dem Gift- und Schlinggewächs der Schieber-, dem Wucherkraut der Inflationszeit schaut mit blauen Sehnsuchtsaugen schon vielenorts die Wunderblume rheinischer Volksromantik in das leidzermürbte, schmerzgelähmte Leben am Rhein, schaut aus nach Sonnenschein und neuer Lebenswärme. Sind auch Sport und männerstärkendes Spiel, wie anderswo, so auch hier am Rhein des strengen Tages erste, ernste Losung, so blüht daneben doch in alt und jung die Freude auf am Altererbten, durch Jahrhunderte treu Bewahrten. Und so erwacht — will's Gott und ein besseres Geschick — auch hier allmählich wieder das Volksleben, wie es vorzugsweise und besonders das liebe Rheinland schmückte, erwacht — wir wollen, wir dürfen es hoffen — von Schlacken befreit, zu neuem, jugendfrischem Dasein.



„Die sieben Brüder."

Die wegen ihrer ursprünglichen Zahl „Sibbe Gebröder" genannten Wanderkapellen stammten früher meistens aus dem Musikerdorf Kofferen bei Erkelenz und werden auch bei geringerer Besetzung noch „Die sieben Gebrüder" genannt. Im ganzen Rheinland vom Frühjahr bis zum Herbst herumschweifend, spielen sie im kleinsten Dorf und in den größten Städten je nach Stimmung und Begebenheit die neuesten Schlager oder fromme Lieder.

„Dienet dem Herrn in Freuden!" könnte der Sinn- und Wappenspruch des Rheinlandes sein oder, wie ihn unser Landsmann Goethe prägte: „Tages Arbeit! Abends Gäste! — Saure Wochen! Frohe Feste!" Das gilt in den uralten, in heiß erkämpfter Unabhängigkeit und bürgerlicher Tüchtigkeit groß und stolz gewordenen Städten am lachenden Rhein, gilt im ernsteren Moseltal, klingt durch die reichgesegneten Fluren des kölnisch-jülichschen und niederrheinischen Landes, wird aber auch geübt in den Bergischen Höhen, auf Westerwald und Hunsrück, ja selbst und besonders in den Dörfen der starren rauhen Eifel. Sie alle, die landschaftlich, kulturell und dynastisch so verschieden gearteten und entwickelten Gaue, hält seit alten Tagen ein starkes Band in diesem Sinne vereinigt: die Religion, die Kirche, die früher und eindringlicher, vielseitiger und nachhaltiger nirgendwo in deutschen Landen gewirkt hat als hier im Machtbereich der drei geistlichen Kurfürsten, im Lande der Kirchen und Kapellen, der Dome und Klöster. Alles Leben, soweit es echtes, wirkliches Volksleben ist, hing von jeher und hängt auch heute noch überall da, wo Bodenständigkeit blieb, zusammen mit dem Gottesdienst, mit kirchlichen Einrichtungen und Gebräuchen.

Wo ein Kirchturm ragt, ist ein Wirtshaus in der Nähe; geistlich und weltlich Volksleben beisammen: ecclesia — die Volksgemeinde! Aus dem Hochamt geht's ans Kartenspiel, zum Kegelschieben; nach Vesper und Komplet zum „Rei", zum Tanzboden. In den von der Kriegsnot neu erweckten Spinnstuben der stillen Eifeldörfer erklingt in der Advent- und Fastenzeit Rosenkranzgebet, ehe Fuß und Finger sich regen und der Mund sich zu launigen Gesprächen, zu Mären und Liedern öffnet. Bei gemeinschaftlicher Arbeit, ja selbst in Fabriken wechseln nicht selten geistliche mit weltlichen Liedern. Der Stammgast in der behaglichen Weinschenke an Rhein und Mosel, der Witzbold und „Krätzgesmächer" am wuchtigen Rundtisch der Altbierkneipe ist zumeist auch ein regelmäßiger Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes. Selbst die Straßenschlingel der rheinischen Großstädte, „Kölsche Rabaue", „Düsseldörper Radschläger" und „Oecher Domgrofe" respektieren auch heute noch den Herrn Pastor mehr als den Schupomann. Auf dem Lande aber teilt wie seit Jahrhunderten die Aveglocke am Morgen, Mittag und Abend den Tag und seine Arbeiten ein.

Wie Tag und Woche, so nimmt auch das Jahr im Volksleben vom Kirchenjahr den Kranz seiner Feste. Zunächst die der Kleinen: Weihnachten, am Rhein „Chreßdag" geheißen, und vor allem der diesem vorausgehende „Hellige Manns-Dag", der Nikolaustag am 6. Dezember. Da wandelt in Städten und Städtchen, besonders aber in den Dörfern St. Nikolaus in primitiver Bischofsgewandung mit seinem Knecht, dem „Hansmuff", durch die Nachbarschaft, läßt die Kinder beten und singen, mahnt und straft die Unartigen und beschenkt schließlich alle mit Äpfeln, Nüssen, Printen und anderlei Backwerk, das er dem großen Sacke seines brummigen Knechtes entnimmt, dessen drohende Rute nur selten Anwendung findet. Das Weihnachtsfest, das hier erst seit 50 Jahren seinen lichterhellen Tannenbaum kennt, bringt jetzt die größere Bescherung, entweder am Abend vor dem Feste oder — dem katholischen Sinne gemäßer — am frühen Festmorgen nach der nächtlichen Christmette. Mit dem Christbaum vereinigt und zu dessen Füssen eingebaut, findet sich das alt überkommene „Kreppche", eine volksmäßig einfache Darstellung der Vorgänge zu Bethlehem. Von diesem „Kreppche" haben besonders in den letzten Jahrzehnten wieder Kirchen und Klöster oft künstlerisch hochstehende, zuweilen lebensgroße Darstellungen, die bis zum Erscheinen der heiligen drei Könige am 6. Januar sich großen Zulaufs erfreuen. Ein Umzug der drei Weisen durch die Gemeinde unter Einsammeln von Gaben ist hier nur in einzelnen ländlichen Gegenden Sitte.

Dagegen ist das dazwischenliegende Anschießen und Ausrufen des neuen Jahres trotz aller Polizeiverbote noch überall im Schwange, „Glöcksillig Neujohr!" klingt's und knallt's da die ganze Silvesternacht durch an allen Ecken und Enden, und es ist mehr Humor als Griesgram, was da antwortet: „Ich wollt, et wör wohr!" Da gibt's Weißbrotbrezeln in Menge für Patenkinder, Dienstboten und Stammgäste, und auf der Kartbank der Alten geht's in dieser Nacht nicht um Geld, „et Pöttche", sondern um oft radgroße „Neujohrsch-Brezele".

Unter diesen besonders den Kindern geweihten Festen hebt aber auch, zumal in den großen Städten, der rheinische Urschalk sein Haupt: Am 1. Januar beginnt in Köln der Karneval mit seinen berühmten Sitzungen und Maskenbällen. Am Donnerstag vor den eigentlichen „drei tollen Tagen" ist „Wiewerfastelovend", wo selbst auf entlegenen Eifel- und Hunsrück-Dörfern die „Weibsleit" sich oft recht toll gebärden. In Köln auf den Märkten, jetzt in den großräumigen Markthallen, reißen die Marktfrauen, besonders die aus Köln gebürtigen „Vörkäufersche", unter tollem Hallo und Umtrunk sich einander Mütze und Haube vom Kopf und schleudern sie himmelwärts: „Mötzebestoht!" An den drei Festtagen selbst geht's hoch her bei alt und jung, reich und arm: Prächtige Maskenzüge, farbenbunte Maskenbälle in ausgelassener und doch unter echten Rheinländern stets anständiger Freude, buntestes Volkstreiben auf Straßen und Plätzen, Musik aller Arten und aller Orten; darunter die berühmtberüchtigten „Sibbe Gebröder" mit ihrer ohrenbetäubenden Kunst und die noch schlimmeren „Harfe-Lißger" mit ihrem grausigen, wenn auch volksmäßigen Singsang. Alles das macht die würdige alte Colonia für drei Tage zu einem Hexenkessel, den nur der Rheinländer vertragen und lieben kann, der aber deutlich die Herkunft des Festes aus den alten Dionysien verrät — ach nein — verriet. Denn solange fremde Fahnen über der Stadt wehen, verzichtet der Kölner auf ein öffentliches Fest. Er feiert es nur im engen, geschlossenen Kreise der Familen und Gesellschaften bei Lied und Scherz, bei einem guten Tropfen und seinem Nationalgebäck: „Muze" und „Muzemandele". Wie Köln, so feierten Düsseldorf, Mainz, Aachen und Coblenz, feierte, in Abstufungen freilich nach Charakter und

sozialer Lage des Gaues, mehr oder weniger das gesamte Rheinland. Der Aschermittwoch bringt den Kehraus, das Aschenkreuzchen in der Kirche, den Fastenfisch im Hause; und wenn auch Sieben Gebrüder und Harfelißger ihre Tätigkeit noch eine Weile aufs Land verpflanzen — ihre Weisen und Lieder werden zeitgemäß ernsthafter und verklingen bald.

Und doch, sie tragen gewissermaßen die Lebensfreude aus der Enge der Städte aufs freie, dem Frühling entgegenatmende Land: Lätare, Mitfasten, bringt dort eine altgermanische Sitte manchenorts zur Geltung: Frühlingsfeuer in Form rollender Flammenräder, Strohkreuze oder Strohpuppen, ja selbst Feuerburgen — zur Abwehr von Mißwachs.

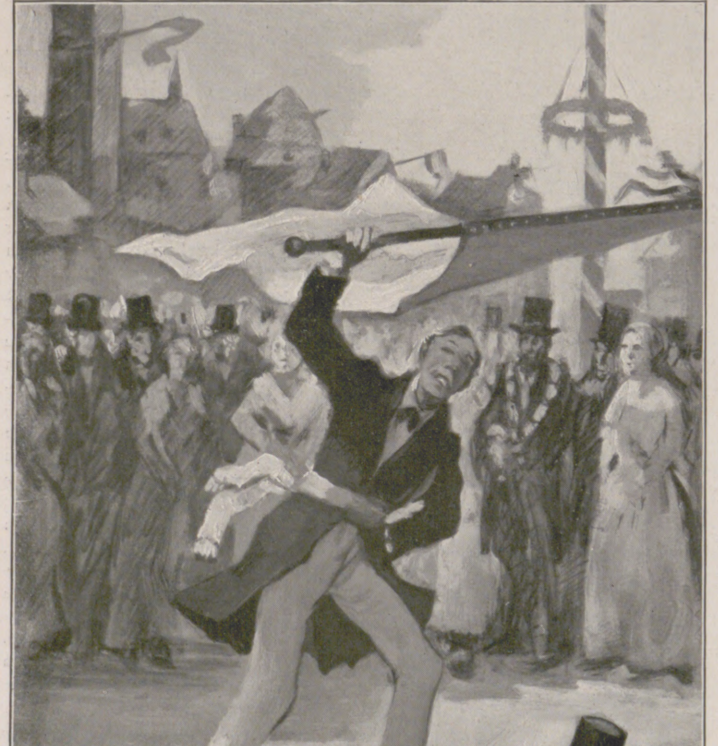
Palmweihe und Palmsonntag-Prozession leiten den Osterkreis ein und beginnen die Leidens-, die Karwoche. Der Pfarrer macht seinen Osterrundgang in der Gemeinde; am „grünen Donnerstag“ verstummen alle Glocken; sie reisen nach Rom, „Weckbrei“ zu essen; der Karfreitag ist der stummste Tag des Jahres, und wenn die Osterglocken am Samstag wieder läuten, dann erglimmt, wenigstens am Niederrhein, das Osterfeuer. Vorher aber ist in allen Häusern in Stadt und Land das große Reinemachen des Jahres, „den Judas auszutreiben“. Das Osterfest selbst ist der große Lichttag nach der dunklen Woche, das Ei sein Symbol — gefärbt und bemalt ein Geschenk für die Kinder, die Dienstboten, den Küster und die Messediener, oft auch ein Liebesorakel, je nachdem das Mädchen dem Burschen „paar oder unpaar“, in gerader oder ungerader Zahl davon schenkt.

Jugend und Frühling! Der erste Mai oder vielmehr der diesem voraufgehende „Mai-Ovend“ ist der Beginn des „Rei“, der Gemeinschaft ländlicher Burschen und Mädchen, die jene recht hübsch ihren Rosengarten nennen. Der „Maibaum“, eine Birke oder Tanne, mit Kränzen und Flittergold geziert, wird auf einer hohen Stange vor der Dorfschenke errichtet; „Maie“ von Buchen- und Birken-



Beim Schoppen in einer oberrheinischen Weinwirtschaft.





„Fändel-Schwenken.“
Beim „Rei“, der Gemeinschaft der ländlichen Jugend, ziehen zu Pfingsten und den vielen sommerlichen Vergnügungen die „Rei-Jungen“ zu Tanze unter Vorantritt des „Fändel-Schwenkers“. Dieser schwingt dabei nach einem alten Tanzlied eine Fahne um sich, ohne daß auch nur ein Zipfel die Erde streift.

„Kölsch Hännesge.“
Von Köln ausgehend und als Puppentheater auf Kirmesplätzen und primitiven Bühnen hauptsächlich von der Kölner Familie Millowitsch in Szene gesetzt, hat sich dieses Spiel allmählich zu einem richtigen Theater herausgebildet. In ihm spielen der Tünnes und der Schäl mit ihrem dem Rheinländer besonders verständlichen derben Humor die Hauptrolle.

grün den Holden vors Kammerfenster heimlich gesteckt, mißliebigen Maiden aber ein Dorn- oder Kirschzweig verehrt. Vor- oder nachher aber werden im „Mailien“ (Mailehen zugunsten der Rei-Kasse) die Mädchen des Ortes an den Meistbietenden versteigert; die ohne Gebot bleibenden „im Ramsch“ abgegeben. Die Schöne aber, auf die das höchste Gebot fällt, ist „Maikönigin“, ihr Ansteigerer der „Maikönig“.

Zu Pfingsten und bei allen anderen Festgelegenheiten — und deren bringt der Sommer gar viele — ziehen die „Rei-Jungen“ des Dorfes blumen- und bändergeschmückt unter Führung ihres „Scholtes“ (Schultheißen) zum Tanzzelt oder -saal. Vorauf der Fändelschwenker, der nach einem alten Tanzliede in kunst- und kraftvollster Weise eine mächtige Fahne um Kopf, Leib, Beine und Rücken schwenkt, ohne daß auch nur ein Zipfel den Boden berühren darf. Selbst bei der Fronleichnams - Prozession wird an mehreren Orten diese Sitte geübt. Aber das gewichtigste Volksfest des Sommers und damit auch des „Rei“ sind die Kirmessen, die von Dorfschaft zu Dorfschaft wechseln, Verwandte und Bekannte aus Nähe und Ferne herbeiziehen. Da wird von langer Hand getüncht und geputzt, geschlachtet, gebacken und gekocht, als gälte es, einer drohenden Hungersnot zu begegnen. Auf dem Dorfplatz bieten in Buden und Zelten fremde Händler Spielwaren und Zuckerwerk, Pfefferkuchen und „Moppen“ an. Hier ladet das „Driehbrett“ zum Gewinn von Kuchenherzen ein, dort schnarrt das Glücksrad zum Lockruf des Ausschreiers. Da schlägt ein „billiger Jakob“ seine Hosenträger und Taschenmesser zu jedem Preise los, und drüben singt an buntbemalter Schreckenstafel ein verwegen aussehender Kerl seine Mordgeschichte ab. Daneben ladet unter Trompetenton und Trommelschlag der „Tünnes“ des „Kölsch Hännesge“ zur Vorstellung seiner „Faxen“ ein. Hier wieder orgelt fort und fort das Karussell: „Ihr Härcher und Mamsellcher, kutt her vun fäns un noh!“ Vom fernen Wirtshaus klingen Tanzreigen, Rheinländer, Walzer: Rheinische Kirmes — drei lange Tage mit Schmausen und Trinken, Karussellfahren und Tanzen! —

Ganz so oder doch ähnlich geht's her auf den Jahrmärkten und bei den Schützenfesten, die von den vielen, oft fünfhundert und mehr Jahre alten Gesellschaften und Bruderschaften in schmucken Uniformen und mit soldatischem Drill begangen werden.

So geht's — nein, nein, so ging's den lieben langen rheinischen Sommer lang, bis der am Rheine mit aller Wärme eingehaltene Allerseelentag am 2. November der Festseligkeit mit dem Andenken an die geliebten Toten, deren übrigens der Rheinländer auch an allen anderen Festtagen zu gedenken nie vergißt, ein Ende macht und nur noch einmal am Martinsabend (11. November) die Jugend ihren Fackelumzug hält.



Bänkelsänger.
Die „Mordgeschichten“ - Sänger mit Ziehharmonika - Begleitung üben bei den rheinischen Kirmessen noch immer einen großen Einfluß auf die Schaumenge aus, die unter allgemeiner Belustigung nach den käuflich erworbenen Texten auch die zeitgemäßen Schlager mitsingt.



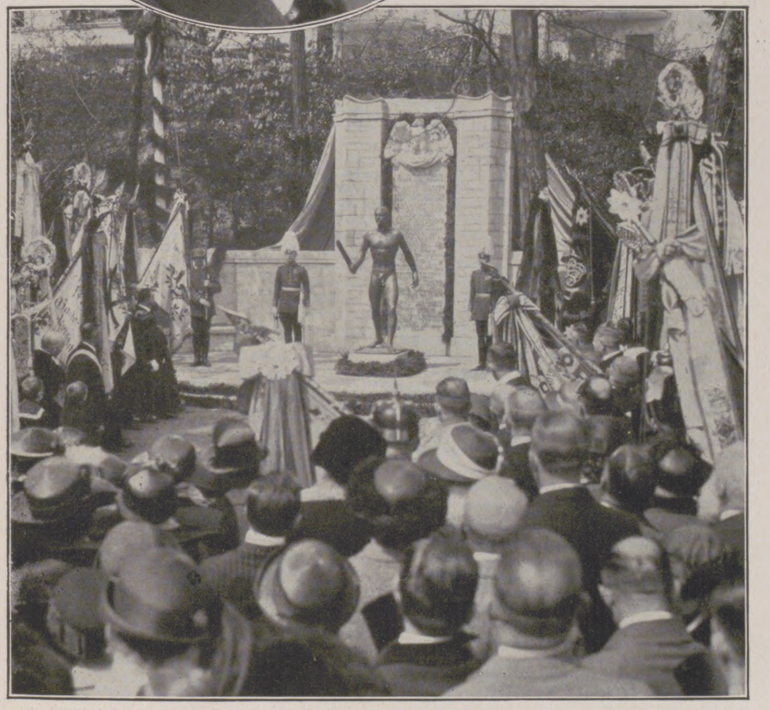
Alexander Graf v. Faber-Castell,
feierte am 1. Mai sein 25jähriges Jubiläum als Chef der bekannten Bleistiftfabrik A. W. Faber in Stein bei Nürnberg.



Das Begräbnis des Fürsten Richard zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, des Chefs der evangelischen Linie seines Hauses, eines der ältesten Geschlechter des westfälischen Uradels, der nach einem Automobilunglück im Krankenhaus zu Hanau im Alter von 42 Jahren den Tod fand: Die Trauerfeier im Schloßhof von Berleburg (Westfalen). (Phot Eschemann, Biedenkopf a. d. Lahn.)



Links: Kurt Küchler,
der namhafte Romanschriftsteller und Bühnendichter, geb. am 9. März 1883 in Essen a. d. R., starb am 1. Mai zu Hochkamp bei Blankenese im Alter von 42 Jahren.





Vom Gautag des Stahlhelms in Oldenburg (Ostfriesland): Die Bannerweihe auf dem Festplatz. — Links nebenstehend: Die Einweihung des Denkmals für die Gefallenen des Königin-Elisabeth-Grenadier-Regiments Nr. 3, die am 3. Mai unter zahlreicher Beteiligung im Park am Lietzensee zu Charlottenburg stattfand: Die Teilnehmer vor dem Denkmal bei der Feier.



Professor Otto Lohse,
der hervorragende Dirigent, früher Operndirektor in Leipzig, starb am 5. Mai im 67. Lebensjahre zu Baden-Baden.



Vom Deutschen Tag in Aue im Erzgebirge, der am 3. Mai unter Teilnahme von General Ludendorff stattfand: Die Kundgebung der Vaterländischen Verbände auf dem Marktplatz in Aue.



Rechts: Carl Bulcke,
der bekannte Romanschriftsteller und ehemalige Leiter der Filmoberprüfstelle beim Reichsministerium des Innern, konnte am 29. April in Charlottenburg seinen 50. Geburtstag begehen.





Der große Festzug zur Vorfeier am 5. Mai: Die Verkörperung der „4 Elemente“. Links: Der Wagen des Wassers, im Hintergrund der des Feuers. — Rechts: Der Wagen der Luft. Mittleres Bild: Das Ehrengeschenk der Stadt München für Dr. Oskar v. Miller, den Schöpfer des Deutschen Museums. Die Büste, die in einem Kästchen die Ehrenurkunde, mit der Dr. Oskar v. Miller die Goldene Bürgermedaille verliehen wird, enthält, stellt den Schutzheiligen Münchens, St. Benno, dar. Die in die Mantelschließe eingebettete Medaille ist herausnehmbar.

Aufgaben und Ziele der neuen Deutschen Akademie.

Von Prof. Dr. **Karl Haushofer**, Generalmajor a. D., Präsident der Praktischen Abteilung der Deutschen Akademie.

Die „Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des deutschen Volkstums“, kurzweg „Deutsche Akademie“ genannt, ist am 5. Mai 1925 in dem edlen, maßvoll prächtigen Raum der Großen Aula der Münchner Universität begründet worden. Ein erlauchter Patenkreis saß in dem Halbrund des Presbyteriums und in tiefen Reihen vor dem Rednerpult. Wer hier zu sprechen berufen war, der wußte, daß er eine große Hoffnung seines Volkes nach zweijähriger Vorbereitung ins Leben geleite, und neben jeder großen Hoffnung steht auch die Furcht, bereit, den Bangen von dem Wege, auf dem die Hoffnung lockt, zurückzuschrecken.

Es sind mehr als hundert Jahre, seit uns Goethe, der auch einmal eine Deutsche Akademie gegründet wissen wollte — ebenso wie Leibniz, König Max II. von Bayern, Ranke, Bismarck und mancher andere, der es mit dem deutschen Volk gut meinte — jene wundervolle Staatsallegorie im Zweiten Teil des „Faust“ geschrieben hat, darin der Staatselefant eingeführt wird, von Viktoria, der Göttin aller Tätigkeiten, gekrönt und von der Klugheit geleitet: „Zwei der größten Menschenfeinde, Furcht und Hoffnung, angekettet, halt' ich ab von der Gemeinde.“

Schmal genug ist ja der Weg zu den Aufgaben und Zielen! Das weiß niemand besser als die Männer, die auf den ernsten Mahnruf eines hervorragenden Deutschen aus dem Außendienst des Alten Reiches vor zwei Jahren zuerst in München zusammentraten, Bedenken und Zweifel überwanden, die Mittel zu einem vorbereitenden Fonds zusammenbrachten (zunächst aus dem furchtbar verarmten Bayern allein) und dann im Herbst 1924 das Echo im weiteren deutschen Kulturbereich auf die Probe stellten, zunächst an der Wasserkante, in Danzig, in der alten Ostmark, dann in den Kernlandschaften, im Rheinland, in Sachsen, im Hessischen und Schwäbischen und in der Reichshauptstadt. Mannigfach und ungleichmäßig war der Widerhall, den dieser erste Aufruf fand, entsprechend dem seltsam aus großzügigen Weiten mit kosmopolitischen Prospekten und aus uraltem Territorialgewinkel bestehenden Bau des deutschen Hauses. Ganz anders als bei glücklicheren zentralisierten Völkern mit langer einheitlicher Geschichte, mit klar und eindeutig ausgeprägtem Formgefühl in Kultur, Macht und Wirtschaft mußte dem deutschen Kultur- und Sprach-Bereich mit seinen hundert Millionen — auf allzu engem Raum zusammengepfercht oder heimatlos in der Welt verstreut — seine Akademie erstehen; ganz anders als etwa dem französischen, dem es das Genie zweier Kardinäle schuf, die allgewaltig über alle Mittel eines zentralisierten Staatswesens geboten, in dem nun nach dreihundertjähriger Überlieferung das damals geschaffene Werkzeug meisterhaft gehandhabt wird.



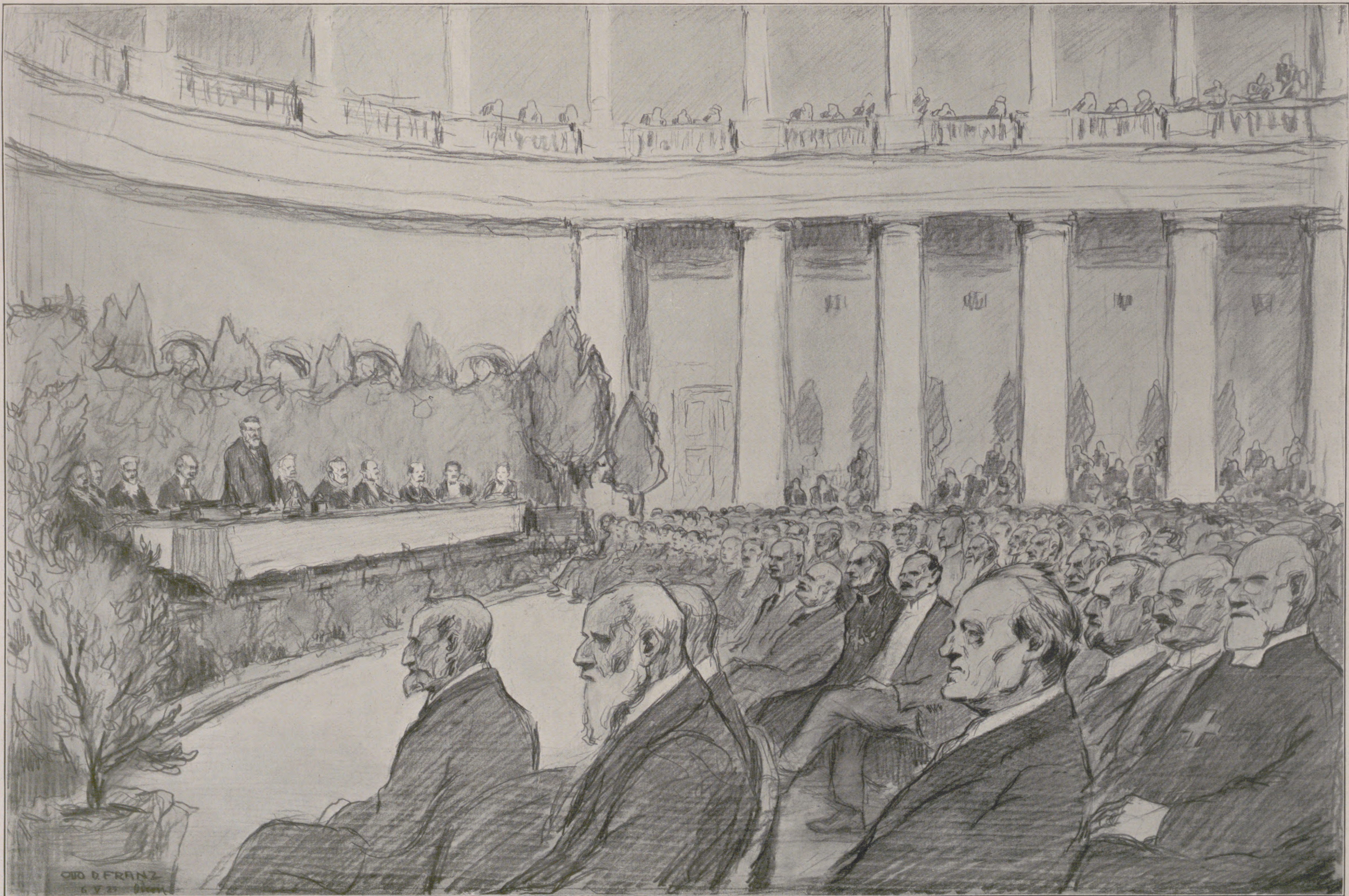
Der Wagen des Verkehrs, der Textilien und des Maschinenbaues im Festzuge am 5. Mai. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Albert Reich.

Trotz diesen grundlegenden Unterschieden in der Entstehung konnte der vorbereitende Ausschuß der Deutschen Akademie manches von dem Ausbau dieser Organisationen lernen, die dem französischem Volke in seiner Akademie, seinen Instituten und deren Schulen, dem weitverzweigten Netz der Alliance Française und der Vereine der Freunde französischer Kultur und Sprache in allen Ländern der Erde dienen. Als deren Wesen genauer erforscht ward, erkannte man bald, daß fast alle großen Völker der Erde schon derartige Einrichtungen besitzen, einzelne seit vielen Geschlechtern, andere als junge Gründungen, die dem besonderen Zwecke wissenschaftlicher Erforschung und Pflege ihres Volkstums in seinem Verhältnis zu den Quellen seiner Kraft und zu den anderen Völkern der Erde dienen. Vielfach sind sie klug verschleiert in ihrem Namen und in ihrer Wirkung, werden bald Sprach-Akademien, bald zusammenfassende Büchereien mit einem Stab politischer Professuren, bald Räte alter Staatsmänner und Senate, bald nur Reichsinstitute benannt, verfolgen aber alle verwandte Aufgaben und ähnliche Ziele. Nur Deutschland, die Heimat zahlreicher gelehrter Akademien und unzähliger, vielfach miteinander hadernder, in unfruchtbarem Leerlauf schwingender Vereine und Organisationen, besaß bisher gerade eine solche notwendige zusammenfassende Organisation nicht.

Das ist begreiflich aus seiner Geschichte, und daraus, daß die alten Akademien der Wissenschaften und ihre Tochterschöpfungen in der Enge der alten Territorialstaaten geboren waren, in manchen Richtungen früh erstarrten und mit unendlicher Treue die reine Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegten, auch wenn durch auf die Spitze getriebene „Voraussetzungslosigkeit“ höchstes Recht zum höchsten Unrecht am wirklichen Leben wurde und sich der Augenblick absehen ließ, wo auch das „Philosophieren“ für die Deutschen zu Ende sein würde, weil das Leben des Volkes, sein Recht auf seinen Boden, seine Sprache, sein Dasein von fremdem, gefahrvollem Willen abhing.

So entstand eine unheilvolle Lücke zwischen diesen gelehrten Akademien und ihrem Werk einerseits und allen den freien Vereinen andererseits,

Von den Festlichkeiten anläßlich der Einweihung des Deutschen Museums in München.



Von den Festlichkeiten anläßlich der Einweihung des Deutschen Museums in München: Die 14. Ausschußsitzung des Deutschen Museums, die am 6. Mai vormittags im großen Saal des Museums abgehalten wurde; Dr. Oskar v. Miller, der Schöpfer des Museums, bei der Dankesansprache für die ihm dargebrachten Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag und zur Vollendung seines Werkes. Nach einer Zeichnung für die „Illustr. Ztg." von Otto D. Franz.



Flug von Mitgliedern der Reichsregierung zur Eröffnung des Deutschen Museums: Nach der Ankunft auf dem Flugplatz im Oberwiesenfeld in München am 5. Mai.
Von links nach rechts: Reichsverkehrsminister Dr. Krohne; der bayrische Gesandte in Berlin Dr. v. Preger; Graf Lerchenfeld; Reichskanzler Dr. Luther.



Deutsche, österreichische und ungarische Polizeipräsidenten an Bord des Norddeutschen Lloyddampfers „Columbus“ auf der Reise zur Internationalen Polizeikonferenz vom 12. bis zum 16. Mai in Neuyork.
Von links nach rechts: Stehend: Ministerialdirektor W. Mosle, Berlin; Stadthauptmann Dr. J. de Szalay, Budapest; Polizeikommissar Fr. Seyffart, Berlin; Ober-Reg.-Rat Dr. Pott, Bremen. Sitzend: Polizeidirektor Gareis, Nürnberg; Reichskommissar Oberst H. E. Kuenzer, Berlin; Polizeipräsident H. Schober, Wien; Dr. Kazmer Bay Budapest; Polizeipräsident Kleibömer, Breslau.

die wohl versuchten, das eine oder andere der Gebiete zu betreuen, deren Gesamtheit die Lebensnotwendigkeiten eines Volkes auf der übervölkerten Erde umschließt, von denen aber keiner imstande war, das Gesamtfeld so zu überschauen und zu überwachen, daß nicht unbeobachtet tödliche Gefahren gegen das Ganze oder seine Teile, ohne Warnung, geschweige denn Abwehr, heranzuziehen vermöchten.

Alle solche Gefahren, die von innen und außen den Lebensraum wie das Kulturgut eines langlebigen Volkes bedrohen, ja, vernichten können, rechtzeitig zu erkennen, vorbeugende Maßregeln zu suchen, berufene Hüter zu bestellen, die Hochschulen, Vereine, Schutzbildungen zu warnen und mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug zu versehen: das ist die vornehmste Aufgabe einer Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege eines Volkstums. Es ist der Dienst zur vorbeugenden Lebens- und Gesundheits-Erhaltung eines wichtigen Einzelgliedes der Menschheit, mit der sie auch der Gesamt-Menschheit dient. Sie muß hoch über allem Partei-Getriebe stehen und unabhängig von ihm sein, muß höchste Duldung üben — freilich aber an der einzigen grundlegenden Forderung festhalten, daß, wer einem Volkstum so dienen will, sich mit seiner ganzen Seele und seinem ganzen Gemüt zu ihm bekennen muß.

Wer immer das tut, der soll als Mitarbeiter willkommen sein, zunächst in einer der Außenstellen oder Ortsgruppen der Deutschen Akademie. Das sind die weiteren unteren Schallkörper, die sie sich schaffen mußte, um unabhängig zu sein sowohl von den großen Wirtschaftsverbänden als auch vom Staat und von den Ländern, wenn sie auch deren Sympathien versichert ist, nicht bloß im Reich, auch in Danzig, in Österreich und wo immer Deutsche wohnen. In diesem Sinn muß ein echter tiefer Zug von altangestammter deutscher Freiheitsgesinnung und von stolzem Selbstbestimmungsdrang den ganzen Bau durchwehen, der aus den Tiefen des Volksbodens heraus getürmt werden muß, nicht nur auf den Ruf von Gründern und Gönnern nach deren Gutdünken entstehen kann. „Selber schuf er sich den Wert!“ sagt Schiller vom Deutschen in der stolzesten Zeit unseres Schrifttums — und so sollte es auch in künftigen Jahrhunderten heißen, wenn von der Schöpfung der Deutschen Akademie während einer der schwersten Prüfungen unserer an Zusammenbrüchen so reichen Geschichte die Rede sein wird.

Ein wohlabgewogenes gegenseitiges Ergänzen und Durchdringen von demokratischen und aristokratischen Zügen liegt dem Aufbau zugrunde, den zu oberst der Senat krönt, eine Auslese der lebenden Deutschen, die starke eigene Persönlichkeitsleistung zu den natürlichen Vertretern und Zierden ihres Volkes gemacht hat. Dieser Senat ist der oberste Wahlkörper der Deutschen Akademie; er zählte am Gründungstage 89 Mitglieder und soll sich durch eigene Zuwahl bis auf die vorgesehene volle Hundertzahl ergänzen. Aus allen Gauen und Landschaften des deutschen Kultur- und Volksbodens sind die Senatoren gewählt, aber auch aus solchen Gebieten des Auslandes, in denen sich deutsche Arbeit glückhaft und schmerzhaft in den Boden vertieft hat.



Die feierliche Eröffnung des Deutschen Museums in München am 7. Mai: Der stellvertretende Reichspräsident Dr. Simons verabschiedet sich von Dr. Oskar v. Miller.

Zwischen dem Senat, dessen Mitglieder mit dem Abzeichen des silbernen Eichenkranzes geschmückt sind, und den Außenstellen, wie Orts- und Landesgruppen, deren Einzelmitglieder den Eichenzweig tragen, stehen als vermittelnde Arbeits- und Verwaltungskörper: der Große und der Kleine Rat, der Finanzausschuß, die wissenschaftliche und die praktische Abteilung mit ihren Mitgliedern Die wissenschaftliche ist vorläufig vierfach geteilt in eine historische Sektion, eine für Literatur und Volkskunde, eine für bildende Kunst und Musik, eine für Staats-, Volks-, Bodenforschung, Staatswissenschaft und Recht, denen eine fünfte für deutsche Art in Naturwissenschaft und Technik nächstens folgen wird.

Guter Wille wird nötig sein, wenn ein verarmtes, entwehrtes, seiner Selbstbestimmung in weiten Teilen seines uralten Kulturbodens beraubtes Volk sich nun in den Trümmern seines Hauses einen Schutz errichten muß, den es nicht zuwege gebracht hat, als dieses Haus noch in Glanz und Pracht aufrecht stand — wie die lange Leidensgeschichte der Idee einer Deutschen Akademie beweist!

Vielleicht ist es erst in Zeiten der Erniedrigung und Schwäche des Staatsgedankens möglich gewesen, eine solche Tat des Selbstverwaltungs- und Selbstbestimmungstriebes reif werden zu lassen, deren sich sonst die Staatsgewalt oder die Parteien, genossenschaftliche oder gewerkschaftliche Kräfte angenommen hätten.

Vor der Deutschen Akademie liegen also Ziele und Aufgaben von einer Fülle, daß es wohl begreiflich wäre, wenn sich Furcht und Hoffnung in starken Schwankungen der Männer am Steuer bemächtigen würden. Diese aber sind sich der ungeheuren Schwierigkeiten wohlbewußt und sind trotzdem voll Vertrauen zu dem Genius ihres Volkes, der in den Tagen der Not sich immer besser bewährt hat als in den Tagen des Glücks.



Das schwere Eisenbahnunglück im Polnischen Korridor bei Preußisch-Stargard am 1. Mai: Blick auf die Unfallstelle. Das Unglück, bei dem nach Entgleisung des deutschen D-Zuges Eydtkuhnen-Berlin die Lokomotive und mehrere Wagen eine 6 m hohe Böschung herabstürzten, erforderte 29 Todesopfer.



Von den Festlichkeiten anläßlich der Einweihung des Deutschen Museums in München: Huldigung der Zünfte am Begrüßungsabend der Stadt München für die Ehrengäste in der neuen Halle für Luftschiffahrt der Deutschen Verkehrsausstellung am 6. Mai.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Albert Reich.

Der Begrüßungsabend erhielt durch Aufzüge von etwa 400 Mitwirkenden ein besonders festliches Gepräge. Nachdem Münchner Kellnerinnen die Erinnerungskrüge des Deutschen Museums in den Saal gebracht hatten, erschienen ländliche Gruppen, Brauknechte, Lehrlinge, Schäffler, Flößer und eine Chiemseer Gruppe. Seenixen und Fischer trugen einen großen Isar-Huchen, der den ersten Gang des Festmahles versinnbildlichte. Der zweite Gang wurde durch eine Kindergruppe mit einer großen Terrine eingeführt, der dritte durch Buben in Lehrlingstracht, die Hähne, Gänse, Schweinsköpfe, Würste usw. auf Stangen mit sich führten. Dann folgten Handwerker in Zunftgewändern, Kuhhirten, Senner, Sennerinnen und ein Hochzeitszug. Ein Bändertanz brachte den Abschluß der Aufzüge.





Von der Sizilienfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobilklubs: Die Automobile auf der Piazza Vittorio Emanuele vor der römischen Arena in Verona. Links: Das Erste Pfälzische Pressefest in Neustadt an der Haardt am 2. und 3. Mai: Regierungs- und Pressevertreter bei Besichtigung der Ruine Limburg bei Bad Dürkheim.



Das Festmahl zu Ehren des neuen amerikanischen Gesandten A. B. Houghton im Viktoria-Hotel zu London am 4. Mai, bei dem er eine aufsehenerregende Rede gegen die den Frieden Europas gefährdende Politik Frankreichs hielt.
Von links nach rechts: Prinz Albert, Herzog von York; A. B. Houghton; Lord Desborough; Premierminister Baldwin.



Vom Besuch der Kronprinzessin Cecilie mit ihren beiden ältesten Söhnen am spanischen Königshofe: Prinz Wilhelm (×) mit der Königin Viktoria Eugenia von Spanien und den Infantinnen Beatrix und Maria Christina als Zuschauer bei einem Stierkampf.



Die erste der Frau gewidmete Weltausstellung in Chicago vom 18. bis zum 25. April: Ein Raum der deutschen Abteilung.
Links: Frau Rudolf Leitner, die Gemahlin des deutschen Vizekonsuls in Chicago; rechts: Frau Ludwig Plate, die Schatzmeisterin der Ausstellung deutscher Frauenwerke.



Vom Motorrad-Hügel-Kletter-Rennen am Tecolote-Hügel bei San Diego in Kalifornien: Überschlagen einer Maschine an einem steilen Abhang.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(8. Fortsetzung.)

Was steht dem Herrn zu Belieben?" fragte Böttger leise.

„Dem König ist ein großes Unglück widerfahren", raunte der Fremde. „Ich komme in seinem Namen, Euch etwas Wichtiges zu übergeben, davon Ihr aber bei Verlust seiner Gnade keiner Seele etwas sagen dürfet. Gelobt Ihr es?"

„Ich gelobe. So gebt mir, was Ihr mir zu bringen habt."

„Hier ist wohl nicht der Ort dazu. Ich muß Euch allein, gänzlich ohne Zeugen sprechen."

„Das weiß der König selbst am besten," sagte Böttger bitter, „daß dies unmöglich ist. Hat er mich doch selbst hinter Schloß und Riegel gesetzt und mir seine Wächter gegeben."

„So kommt des Abends etwa um neun auf den schwarzen Gang vor Eurem Laboratorio. Ich habe von Seiner Majestät selbst den Schlüssel zu dem Gang erhalten."

So seltsam es Böttger erschien, daß der König seinen Wunsch oder Befehl nicht auf dem gewöhnlichen Weg durch den Statthalter übermittelte, sondern einen solchen geheimnisvollen Boten dazu benutzte, so war er doch zu neugierig, um nicht einverstanden zu sein. „Ich werde kommen!" sagte er kurz, und sogleich entfernte sich der Fremde.

Es war hohe Zeit, denn schon rief Nehmitz Böttgers Namen und kam gleich darauf selbst herangeschritten.

Bei der Abendtafel fiel dem Geheimen Kämmerer Starke Böttgers Versonnenheit und Schwermut auf, und er fragte nach deren Ursache. Er habe, entgegnete Böttger, in dieser Nacht noch drei Zentner Blei zu tingieren, die eben angekommen seien, und werde damit einen schweren Stand haben. Sie möchten sich um ihn nicht weiter kümmern, sondern einstweilen in den Garten gehen. Er werde seine Vorbereitungen treffen und ihnen später nachkommen, um noch ein Spielchen zu machen, ehe er sich wieder an die Arbeit begebe. Hierauf ging Böttger in das Laboratorium und begann dort ein Kramen und Rumoren, als sei es ihm mit der angesagten Arbeit Ernst.

Gegen neun Uhr trat er auf den schwarzen Gang hinaus, zwei geladene Pistolen im Gürtel; es war eine plötzliche Angst über ihn gekommen, daß man ihm von irgendeiner Seite her Übles sinnen könne.

Bald darauf kam der Fremde daher. „Ihr habt Euch bewaffnet?" sagte er lächelnd, mit einem Blick auf das Schießzeug, an das Böttger unwillkürlich die Hände gelegt hatte. „Was hättet Ihr von mir zu fürchten? Seht her, daß ich nicht einmal einen Degen trage." Damit schlug er den Mantel zurück und zeigte Böttger, daß er wirklich völlig waffenlos war.

„Vergebt," murmelte Böttger etwas verlegen, „ich habe gute Gründe, gegen Fremde mißtrauisch zu sein."

„Vertraut Ihr mir auch jetzt nicht?" fragte der Fremde, indem er einen Brief hervorzog, auf dem Böttger im Schein der Kerze auf dem Mauervorsprung das königliche Siegel erkannte. „So bitte ich Euch," fuhr der Bote fort, „daß wir miteinander an einen vor Überraschung gesicherten Ort gehen, wo Ihr dieses Schreiben lesen möget."

Sie traten miteinander in das grüne Zimmer, von dem aus eine Tür auf den schwarzen Gang führte, und nachdem Böttger allenthalben die Riegel vorgeschoben hatte, schnitt er den königlichen Brief mit der Schere auf.

„Es ist ein großes Unglück für das Kurhaus Sachsen", sagte der Fremde bedeutsam, während Böttger zu lesen begann. Und was dieser da dem Schreiben entnahm, war wirklich geeignet, ihn in die äußerste Bestürzung zu versetzen. Der König hatte einen schweren, ja, lebensgefährlichen Sturz mit dem Pferde getan, der die Ärzte äußerst bedenklich machte. Der Fall des Ablebens mußte ins Auge gefaßt werden, und es sei, wenn etwa dann Böttger und sein Geheimnis in die Hände des Herzogs von Weißenfels geriete, zu besorgen, daß dieser gar den Kurprinzen um die Nachfolge bringen werde. Darum und weil der König, selbst bei einem günstigen Ausgang, eben in der allerschrecklichsten Geldverlegenheit sei, solle Böttger samt dem so oft versprochenen und inzwischen gewiß hergestellten Gold und seinem Arkanum unverzüglich seinem Boten nach Polen folgen.

Wie Böttger von dem Brief aufschaute, glaubte er ein lauerndes Lächeln von dem verkniffenen Gesicht des Fremden hinweghuschen zu sehen. Mißtrauisch prüfte er Unterschrift und Siegel, aber es waren die ihm wohlbekannten Schnörkel der königlichen Hand, und das Petschaft erkannte er als das Daumensekret Seiner Majestät.

„Was soll ich tun?" fragte er mehr sich selbst als den Geheimboten.

„Was Euch der König befiehlt", drang dieser eifrig in ihn. „Es kann sein, daß Ihr ihm die letzte Liebe durch Eueren raschen Entschluß erweiset. Hat er es nicht um Euch verdient? Ich soll Euch einen Eid abnehmen, daß das Arkanum, das Ihr mitnehmt, der echte Berliner Liquor sei. Besinnt Euch nicht lange. Bereitet Euch zur Reise... Morgen abend stehen beim Pirnaischen Tor Pferde für Euch, mich und einen Knecht... Ihr könnt Euch nicht anders entscheiden als nach diesem vielleicht letzten Wunsch des Königs."

Allzu plötzlich war die Schicksalswende vor dem allen raschen und eigenen Handelns Entwöhnten aufgetaucht. „Ihr müßt mir Bedenkzeit geben!" sagte er zögernd.

„Wozu Bedenkzeit, wenn der König ruft?"

„Bedenkzeit nur bis morgen früh."

Die schiefe Nase des Fremden ruderte dicht vor Böttgers Gesicht heftig in der Luft: „Nun wohl..." sagte er nach einem kleinen Schweigen beinahe ungehalten, „ich mag Euch nicht überrumpeln. Stellet aber Euch vor Augen, daß Ihr den Brief eines vielleicht Sterbenden in den Händen habt, daß Ihr aber auch, wenn er mit dem Leben davonkommt, seiner allerhöchsten Gnade gewärtig sein könnt."

In namenloser Verwirrung blieb Johann Friedrich zurück. Es war ihm, als fege ein Sturmwind mit unerhörter Gewalt durch sein Inneres und wirble alles auf und durcheinander. Nun war es so weit, daß es sich mit ihm zum Biegen oder Brechen entscheiden mußte. Es konnte nun, wenn er vor den König treten sollte, nicht länger verhohlen bleiben, daß er ihn bisher mit leeren Versprechungen hingehalten hatte. Starb der König aber, dann sah es mit ihm noch übler aus; dann würden die Erben, die Stände, das ganze Volk von ihm Rechenschaft für die verschwendeten Summen verlangen, und man würde auch das, was im Laboratorium aufgebraucht worden war, als durch sein Wohlleben vergeudet ansehen. Warum dem König diese Geheimniskrämerei beliebt hatte, war Johann Friedrich noch immer unerfindlich.

Böttger klingelte und verlangte vom eintretenden Diener eine Flasche Wein. Vielleicht daß ihm der Rotgesiegelte zur Klarheit im Kopf verhalf. Nehmitz klopfte an der Verbindungstür: der Herr Bergrat Pabst von Ohayn wäre da. Man möge ihn in Ruhe lassen, sagte Böttger, er sei unwohl, müsse sich ausruhen, um später wieder laborieren zu können. Dann setzte er sich allein hinter seine Flasche, trank lautlos, aber als er das Glas niedersetzen wollte, erstarrte ihm die Hand mitten auf dem Wege.

Wie, wenn diese ganze verdächtige Geschichte nichts anderes als ein preußischer Anschlag war, um sich seiner zu bemächtigen! Die Handschrift! Das Siegel! Gut — aber Handschrift und Siegel konnten nachgeahmt sein. Böttger zweifelte nicht, daß man sich in Berlin keinen Augenblick bedenken würde, auch dieses Mittel anzuwenden, und es gab genug geschickte Hände zu seiner Ausführung. Dieser Mensch, dieser Herr von Sturmfeld, wie er sich nannte, hatte ihn Böttger nicht schon einmal irgendwo gesehen... diese schiefe Nase... war sie ihm nicht schon einmal aufgefallen... wo denn nur? Im Gesicht eines Wittenberger Studenten, wenn das Gedächtnis Böttger nicht täuschte. Klarheit! Klarheit!

Böttger klingelte nach einer zweiten Flasche, goß den Wein in sich hinein. Die Lebensgeister flammten auf, schwangen sich brausend im Reigen. Zwischendurch murmelte Johann Friedrich vor sich hin. Zweierlei war möglich, falls er mit dem Boten ging: wenn die Botschaft echt war, dann stand er als entlarvter Schwindler und Maulmacher vor dem König; wenn sie aber gefälscht war, dann fiel er in die Gewalt eines anderen Herrn, der gewiß nicht so viel Geduld haben würde wie August. Und dem Boten mußte er folgen, er mußte, es blieb nichts anderes übrig... wenn er nicht... außer wenn er...

Böttger fuhr vom Tisch auf, stemmte die Fäuste auf die Platte, runzelte die Brauen und sah eine blaue chinesische Vase auf der Kommode so scharf an, als wolle er die fremdartigen Schriftcharaktere enträtseln. Sammlung! Sammlung! Was war das gewesen, was da flüchtig wie ein Hauch durch seine Seele gestrichen war?... Langsam der Spur nach, die es in ihm zurückgelassen hatte, außer wenn er diese Gelegenheit selbst nützte...

Es gab etwas Drittes, ja etwas Drittes... die Flucht! Die Flucht auf eigene Faust! Nie hatte sich ihm eine solche Möglichkeit geboten. Der Fremde besaß, vom König ihm anvertraut oder, Gott weiß, wie sonst gewonnen, den Schlüssel zum schwarzen Gang. Man ließ sich von ihm aus dem Gefängnis helfen... aber nur, um seinen eigenen Weg zu gehen — nicht nach Warschau, nicht nach Berlin, sondern in die Freiheit!

Mit einem lautlosen Lachen warf sich Böttger auf sein Bett und sann seinem Plan nach.

Am Morgen um sechs meldete sich, wie verabredet worden, der Fremde durch ein leises Klopfen an der Tür zum schwarzen Gang.

Böttger öffnete sogleich, und: „Seid Ihr zur Reise disponiert?" fragte der Bote eintretend.

„Eines großen Königs Wille muß allemal disponiert machen!" sagte Böttger, die schiefe Nase ins Auge fassend. Ja, wahrhaftig, er glaubte sich nicht zu täuschen, daß er dieses absonderliche Löschhorn schon in Wittenberg gesehen hatte.

„So bitte ich um Euer Gepäck," fuhr der Fremde fort, „mein Bediener wird es gleich mitnehmen."

„Ich habe kein anderes Gepäck als das Gold und das Arkanum. Die bringe ich selbst, wenn es soweit ist."

„Wie Ihr wollt! Die Pferde werden abends um acht am Pirnaischen Tor sein. Zwei Pferde und ein Knecht werden Euch erwarten. Ihr kommt mit dem Hut unter dem Arm und das Schnupftuch in der Hand. Das ist das Zeichen für den Knecht, daß Ihr der Rechte seid. Ich selbst komme eine Viertelstunde später und hole Euch ein."

„Ich wundere mich nur," sagte Böttger bedachtsam, als wolle er sich noch zuletzt völlige Gewißheit verschaffen, „daß der König seinen Befehl an mich nicht hat durch den Statthalter ergehen lassen, da er ihm doch die Sicherheit meiner Person bei schwerer Verantwortung anvertraut hat."

Des Fremden Augen glommen ein wenig unruhig: „Das darf Euch nicht anfechten. Wenn Seine Majestät den Statthalter nicht von dem Handel hat in Kenntnis setzen wollen, so ist es deshalb geschehen, weil er ihn sonst auch hätte seinen Sturz vom Pferde wissen lassen müssen. Der aber soll Seiner Exzellenz dermalen noch verheimlicht bleiben, damit sie sich nicht sogleich zurückziehe, wenn dieser Sturz etwa den tödlichen Hintritt Seiner Majestät zur Folge haben sollte. Ist doch niemand mit den Staatsgeschäften so vertraut wie der Fürst, und es könnte der plötzliche Abgang des Statthalters von seinem Posten dem Land und dem Kurhaus zum schwersten Schaden gereichen! Was zu befürchten ist, wenn er vorzeitig von diesem Unfall erführe, da ja eine Menge von Leuten, die sich der Statthalter durch seine Anhänglichkeit an den König zu Feinden gemacht, nur auf seine Entfernung lauert."

Das war eine etwas gewundene Erklärung, und das unsichere Flimmern im Blick des Fremden trug wenig dazu bei, sie glaubhafter zu machen. Böttger aber tat, als sei er überzeugt, bekräftigte die Vereinbarung noch einmal durch Handschlag und ließ sich den Schlüssel zum schwarzen Gang aushändigen.

„Auf Wiedersehen auf dem Weg nach Polen!" flüsterte der Bote zum Abschied.

„Hol' dich der Satan!" murmelte Böttger hinter ihm drein.

Unter den Arbeitern in Böttgers Laboratorium war einer namens Frezelin, der dem Laboranten besonders zugetan war, und dessen sich dieser schon öfters zu verschwiegenen Botengängen in die Stadt bedient hatte. Heute trug der Mann unter dem Hemd ein Brieflein des Gefangenen zu einem Pferdeverleiher in der Scheffelgasse.

Der Tag verging wie sonst, nur daß Böttger beim Mittagessen besonders aufgeräumt war und Nehmitz' Bosheiten gar nicht zu bemerken schien. Den Nachmittag verbrachte er im Laboratorium und zog sich auch nach dem Abendessen gleich dahin zurück, indem er Nehmitz mit Starke und Tittmann beim Kartentisch sitzen ließ. Er verweilte jedoch nur wenige Minuten unter den Gewölben, die seine fruchtlosen Bemühungen gesehen hatten, stieg wieder in das grüne Zimmer hinauf, nahm sein Felleisen, den Beutel mit Dukaten, Degen und Pistolen und trat auf den Gang hinaus.

Unfern der Scheffelgasse führte eine enge Wendeltreppe zu dem Pförtchen, das der Schlüssel des Fremden öffnete. Wie ein harmloser Spaziergänger wanderte Böttger mit aufgestelltem Mantelkragen, den Hut im Gesicht, durch die Straßen, mischte sich unter die Leute, die einer Seiltänzerbande nachliefen, in deren Mitte ein Kamel mit einem Affen auf dem Rücken würdevoll dahinlatschte, und gelangte unangefochten zum Wilsdruffer Tor hinaus.

Vor der Schenke „Zum Sonnenschein" wartete er auf die bestellten Pferde, setzte sich, als sie kamen, sogleich auf und ritt, von dem Knecht des Pferdeverleihers gefolgt, in die Nacht hinein, aber nicht, wie ausgemacht worden, gegen Kamenz, sondern auf der Zehistaer Straße der böhmischen Grenze zu. Auf die Fragen des Knechtes gab er zur Antwort, so sei im letzten Augenblick zwischen ihm und dem Besteller die Vereinbarung abgeändert worden, um durch den Umweg größere Sicherheit zu gewinnen.

Bis hierher war alles glücklich gelungen, aber in Zehista stellte sich ein Mißgeschick ein. Der Postmeister konnte keine frischen Pferde verschaffen, und nach längerem Warten blieb dem Flüchtling, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, nichts anderes übrig, als auf dem ermüdeten Roß weiterzureiten. Zwischen bewaldeten Höhen stieg die Straße an, dem Kamm des Gebirges entgegen, den Böttger in der Morgendämmerung erreichte.

Die Grenze! dachte er, aber es wollte sich in seiner Ermüdung der rechte Jubel nicht einstellen. Schwer hing er auf seinem Pferd, das kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Die Wache am Schlagbaum trat vor, und Böttger gab Auskunft über sich, durch Vorweisung eines königlichen Briefes, in dem er nach Augusts geheimnistuerischer Gepflogenheit als ein Monsieur Schrader angesprochen war.

Erst von Peterswalde ab, auf einem frischen Pferd, als der Knecht mit den abgetriebenen Gäulen zurückgesandt war, drang Böttger das Gefühl der wiedererrungenen Freiheit näher ans Herz. Der Gesang der Lerchen über den Feldern war ihm wie die Wiederkehr neuen Lebens. Gern hätte er sich ins Gras geworfen, aber er hatte in Zehista kostbare Stunden verloren und wollte ein möglichst großes Stück Welt zwischen sich und sein Gefängnis bringen.

Er ritt weiter, war nachmittags um drei in Prag und am dritten Tag morgens zog er in Wien ein.

Der Wirt „Zum Goldenen Hirschen" und sein Hausknecht mußten ihn vom Pferd heben, denn Böttger war Tag und Nacht ohne eine Mahlzeit geritten. Das Fischgericht in Prag hatte er nicht genießen können, weil es mit Baumöl bereitet gewesen war. Eine Stunde Rast mußte er sich gönnen, ehe er sich imstande fühlte, sich zu Tisch zu setzen. Auch am Nachmittag war ans Reiten nicht zu denken, aber dennoch trieb ihn die Unrast fort, da es ihm noch immer war, als nahe sich ihm Gefahr im Rücken.

Einen Wagen! Einen Wagen! Er müsse weiter.

Es sei kein Wagen zu bekommen, berichtete der Wirt, der selbst herumgelaufen war.

Dann soll er in Gottes Namen einen kaufen, schrie Böttger außer sich. Zaghaft meldete der gefällige Herbergsvater nach einiger Zeit, es sei einer zu haben, aber er koste sechsundsiebzig Taler.

„Nur fort! Nur fort!" drängte der seltsam eilige Reisende. Um fünf Uhr endlich konnte er aufbrechen und war nach einer vierten Nacht im Städtchen Enns.

„Neue Pferde!" rief Böttger aus dem Schlag heraus. Berge waren vor ihm emporgewachsen, und er dachte, dort irgendwo im Hintergrund eines Tales, zwischen den Wäldern müsse sich für ihn ein Schlupfwinkel finden, wo er abwarten könne, bis ihn die Welt vergessen habe. Er hatte genug von ihr, er wollte nichts mehr als die Wiedergeburt seines inneren Menschen. „Neue Pferde!" befahl er noch einmal.

Aber der Postillon schüttelte den Kopf: „Dös gibts nöt. Bei Nacht fahren mer nöt."

„Warum nicht?"

„Die Weg san so vüll schlecht. Ma riskiert die Achsen und die Haxen!"

Fluchend kroch Böttger aus dem Wagen, zusammengerüttelt, mit lahmen Gliedern und einem schweren Kopf. Noch immer spürte er die Faust im Nacken. Trotz seiner Müdigkeit ging er in dem Zimmer, das ihm gegeben worden war, unruhig auf und ab, besah die Bilder an den Wänden, die von den Leiden der heiligen Märtyrer erzählten, warf ab und zu einen Blick auf das Fenster, auf die Berge, über die schwarzes Gewölk den Abendhimmel hinanklomm. Ein munteres, flinkes Dirnlein brachte das bestellte Essen, deckte den Tisch und entfernte sich mit einem freundlichen Wunsch gesegneter Mahlzeit.

Sie werden mich nicht fangen, dachte er, angesichts des reichlich bestellten Tisches nun doch von einem Behagen besänftigt. Wie sollten sie so schnell meine Spur gefunden haben, wie sollten sie mir nachgekommen sein?

Er steckte eben den ersten Bissen in den Mund, als er draußen eine Menge Menschen die hölzerne Treppe heraufkommen hörte. Gleich darauf ging die Tür auf, ein älterer Mann mit grauen Haaren auf dem eckigen Bauernschädel trat ein, und hinter ihm drängte etwa ein Dutzend anderer Männer nach, die sich zu beiden Seiten der Tür aufstellten, so daß diese frei blieb.

„Ich bin der Bürgermeister!" sagte der Graukopf, „und diese beiden Herren werdet Ihr wohl kennen!"

In die offene Tür waren indessen noch zwei Männer getreten. O ja, Böttger kannte sie nur zu gut, es waren Nehmitz und der Major von Bomsdorf, der oft genug die Wache im Goldhaus befehligt und an Böttgers Tisch gesessen hatte. Der Ertappte war außerstande, ein Wort hervorzubringen.

„Da Ihr die Herren kennt," fuhr der Bürgermeister fort, „so werdet Ihr auch wissen, was sie hier wollen!"

„Ich weiß es nicht", stammelte Böttger.

„Warum seid Ihr entwichen?" sagte der Major vorwurfsvoll. „Was ist Euch eingefallen?"

In Böttgers Brust arbeitete es, keuchend kochten seine Lungen: „Nun wohl... wenn man mir nachsetzt wie einem Verbrecher, so brauche ich auch keine Rücksicht mehr zu üben. Soll es also gesagt sein, daß ich auf Befehl des Königs nach Polen reise."

Eine allgemeine Heiterkeit folgte dieser Eröffnung. „Da habt Ihr Euch aber einen absonderlichen Weg nach Polen ausgesucht — über Prag und Wien und Enns!" lachte der Major. „Wie habt Ihr ihn fortsetzen wollen? Über Mailand und Rom? Oder über die Türkei?"

Warum hetzt man mich so? sauste es durch Böttgers Kopf. Da war er wie bei einer Treibjagd umstellt, von der Meute umkläfft, nun würde man ihn niederreißen und in den Käfig zurückschleppen. Er stierte den Major aus blutunterlaufenen Augen an: „Hätte ich durch Schlesien reisen sollen," knurrte er, „wo schon der Schwede ist, dem Eure glorreiche Armee keinen Einhalt tun kann?"

Jetzt, da die Ehre der sächsischen Armee angegriffen war, verging dem Major das Lachen. „Wollt es mir nicht für übel halten," sagte er gemessen, „wenn ich Euch jetzt muß verhaften lassen. Geschieht im Auftrag Seiner Exzellenz, des Herrn Statthalters. Euern Degen, wenn ich bitten darf."

Böttger nahm den Degen, der an einem Stuhl lehnte, und warf ihn klirrend dem Major vor die Füße. Gelassen hob ihn Bomsdorf auf und übergab ihn dem grauköpfigen Bürgermeister. Dann nahm er die beiden Pistolen von der Fensterbank und reichte sie gleichfalls dem Vertreter der Obrigkeit. „Ihr erlaubt," sagte er, „sie könnten losgehen." Vielleicht war es wirklich der verzweifelte Gedanke äußerster Gegenwehr mit Waffen gewesen, der Böttger in den Sinn gekommen war. Es übermannte ihn jetzt Raserei, da er sich hilflos seinen Häschern preisgegeben sah. „Was will man von mir?" schrie er mit schäumendem Mund. „Bin ich ein Tier? Wie kann man mich hier auf kaiserlichem Gebiet fangen und verhaften? Hier ist der Kaiser Herr, der will mich unter seine Protektion stellen."

(Fortsetzung folgt.)


MERCEDES
BENZ
Mercedes-Benz

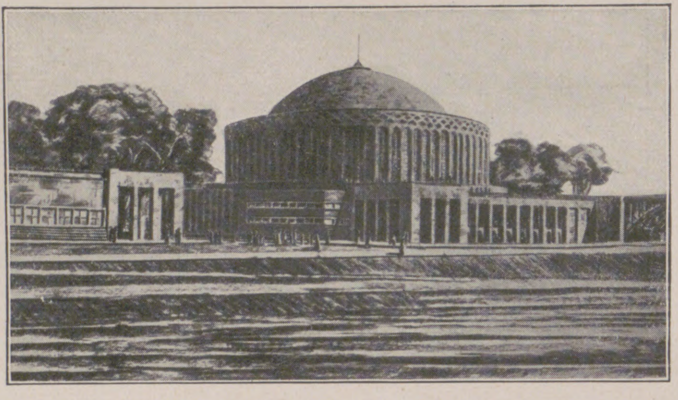
Düsseldorf von drinnen.

Von Hans Arthur Lux.

Für Heine war seine Vaterstadt Düsseldorf eine stille, verträumte Stadt, ein zartes Märchen. Ein Jahrhundert später war Düsseldorf schon die glänzende und wohl die modernste Großstadt des deutschen Westens, die Stadt der Künste, die schöne Wohnstadt, aber auch die mächtig bewegte Stadt der Industrie. Mehr noch als all das, was Düsseldorf damals schon war, packte den Besucher das, was Düsseldorf werden wollte. Überall in dieser Stadt tat sich ein großer Wille, ein ringsum drängendes Streben kund; sie lebte mit allen Regungen ihres reichen Lebens einer größeren Zukunft.

Dies alles hörte vor mehr als einem Jahrzehnt auf. Der Krieg vernichtete die schon im Entstehen begriffene große Ausstellung „Aus hundert Jahren Kultur und Kunst", die im Jahre 1915 den hundertsten Geburtstag preußisch-rheinischer Schicksalsgemeinschaft feiern sollte. Düsseldorf wurde die Kriegswerkstätte, die in großer Zahl fremde ungelernte Arbeiter unter die hochgeschulte Arbeiterschaft der heimischen Veredelungsindustrie mischte. Dieser Umstand erklärt die ungewöhnliche und hartnäckige Heftigkeit, mit der gerade in Düsseldorf soziale Kämpfe bis in die jüngste Zeit hinein ausgefochten wurden. Zu all den schweren inneren Erschütterungen kam Anfang 1921 die Besetzung der Stadt, die den Franzosen als starker Brückenkopf und später als Hauptquartier für ihren Vorstoß in das Ruhrgebiet dienen mußte. Eine gewaltige französische Garnison belegte zahlreiche öffentliche Gebäude und Tausende von Wohnungen. Die Leiter der Stadtverwaltung wurden ausgewiesen und durften nicht mehr nach Düsseldorf zurückkehren. Erst gegen Ende des Jahres 1924 setzte eine leichte Besserung ein und damit zugleich der Versuch Düsseldorfs, sich seinen Platz in der ersten Reihe der deutschen Großstädte wieder zu erobern. Dem, der den scharfen und jeden günstigen Augenblick nützenden Wettbewerb der rheinischen Großstädte kennt, ist ohne weiteres klar, daß dieser Versuch jetzt eine außerordentlich heftige Anstrengung Düsseldorfs erfordert, denn die Stadt hat in den Jahren feindseliger Hemmung und erzwungener Untätigkeit viel Raum verloren, auf dem sie ihre Eigenart aufzubauen gewohnt war. Dennoch: eines ist in dieser Leidenszeit gewachsen, die Anteilnahme der Bürgerschaft am inneren Leben der Gemeinde und die Bereitschaft, Hand anzulegen und mitzuarbeiten am Wiederaufstiege Düsseldorfs. Aus dem Tatendrang einer verjüngten Verwaltung, aber auch aus dem brennenden Ehrgeiz der Bevölkerung, Düsseldorf wieder vorwärts streben und seinen Vorrang behaupten zu sehen, ist eine Reihe großer Pläne entstanden, deren Ausführung die nächste Zeit bringen soll, und unter denen der Gedanke einer großen Ausstellung im Jahre 1926 an der Spitze steht.

Die Hemmung, die Düsseldorf bisher am freien Ausschreiten hinderte, erklärt die sonst unbegreifliche Tatsache, daß die Stadt, die von jeher des deutschen Westens bedeutendste Ausstellungsstadt war, die Jahrtausendfeier der Rheinlande nicht mit einer großen Ausstellung begeht. Erst Anfang 1925 gelang es, die wichtigsten Ausstellungsräume von der Beschlagnahme frei zu machen und so wenigstens der großen Jubiläumskunstausstellung 1925, einer Jagd- und Fischerei-Ausstellung, einer Gießerei-Ausstellung und einer Blumen- und Früchte-Schau den Weg zu ebnen. Den vielfach bewährten und im schärfsten Wettbewerb behaupteten Namen der Ausstellungsstadt kann Düsseldorf erst im Jahre 1926 zu vollem Klang bringen. Ganz Düsseldorf rüstet sich bereits für die große Ausstellung 1926, die Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen (Gesolei). Im Mittelpunkt dieser Ausstellung wird der Mensch stehen, der Mensch, den der Weltkrieg körperlich, geistig und seelisch niedertrat und dessen Wiederaufbau nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas Sache sein sollte. Die Regierungen des Reiches und der Länder, die Spitzenverbände der Selbstverwaltung, der Industrie und des Handels, die wissenschaftlichen Anstalten und Körperschaften haben sich in den Dienst dieser großen und zeitgemäßen Ausstellung gestellt. Mehr als jede andere Tat wird diese Ausstellung berufen sein, den ehrenvollen deutschen Namen in aller Welt wieder herzustellen durch eine umfassende Darstellung deutscher Forschung, deutscher Arbeit, deutscher Leistung für die gemeinsame Sache der Menschheit. Darum ist die Große Ausstellung Düsseldorf 1926 auch nicht eine Angelegenheit Düsseldorfs oder des Rheinlandes allein, sondern eine Angelegenheit des gesamten deutschen Vaterlandes. Und wenn Düsseldorf auch mit dieser Ausstellung seinen alten Ruhm als Ausstellungsstadt erneuern möchte, so verfolgt es mit dieser Schau doch den Leitgedanken, vor allem dem niedergebeugten leidenden Deutschland zu nützen. In dem Unglück, das Düsseldorf in allen diesen Jahren niederhielt, lernte es stärker auch empfinden die allgemeine deutsche Not. Und wenn es das ganze Deutschland einlädt, im Jahre 1926 nach Düsseldorf zu kommen, so sucht es nach den Jahren drückenden Darniederliegens nicht so sehr Trost und Anlehnung, sucht vielmehr vor allem das alte Gefühl der Willens- und Tatgemeinschaft wieder zu beleben, die Bande fester zu knüpfen, die von Geist zu Geist, von Mut zu Mut, von Tat zu Tat führen und mächtiger noch binden sollen, was Blut schon aneinanderbindet. Deutsche Not zu wenden durch die klare Erkenntnis einer oft genug bitteren Notwendigkeit, durch die Anregung des deutschen Willens und die Erweckung deutscher Tat, ist die Aufgabe der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926. Möge dieses Jahr 1926 glückhaft nicht nur für Düsseldorf, sondern für das ganze Deutschland sein!



Neubauten für die Große Ausstellung Düsseldorf 1926.
Entwurf Prof. Kreis-Düsseldorf.

ESSEN

Rheinlands zweitgrößte Stadt verdankt ihre wirtschaftliche Bedeutung ihrer Lage im Mittelpunkt des rheinisch-westfälischen Industriegebietes und ihrer wirtschaftlichen Tradition als Stadt der Kohle und des Stahls. Die hervorragende Stellung Essens innerhalb der deutschen Großstädte beruht auf der glücklichen Verbindung und Scheidung von Industriestadt und Wohnstadt. Essens Name wurde von der Kruppschen Gußstahlfabrik in der Welt bekannt gemacht durch ihre Erzeugnisse, die einstens der Waffenwehr Deutschlands galten und jetzt in anderer Form der Wiedererstarkung der Weltwirtschaft dienen. Die Ruhrkohle hat im Essener Stadtgebiet zweiundzwanzig Zechen und außerdem noch die großen Unternehmerverbände, wie das Rheinisch-Westfälische Kohlen-Syndikat, die Verkaufsvereinigung für Teererzeugnisse, den Zechenverband, den Bergbauverein; Eisen und Stahl haben bedeutende Werke wie die Fried. Krupp A. G. u. a. und als Verbände den Roheisenverband und den Drahtseilverband. Außerdem beherbergt Essen eine reichhaltige Industrie aller Produktionsarten, von denen besonders das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk einen weithin reichenden Namen hat.



Börse zu Essen. Architekt Prof. Körner.

Der Verkehr, die Schlagader der Wirtschaft, bietet vielseitige Transportmöglichkeiten zu Wasser auf dem Rhein—Herne—Kanal und zu Lande auf einem engmaschigen Netz von Eisenbahnen, Straßen- und Kleinbahnen. Von der Reichsbahn haben die Generalbetriebsleitung West und die Reichsbahndirektion Essen ihren Sitz in Essen, der Kraftwagenverkehr ist durch die Kraftverkehrs-Gesellschaft Rhein—Ruhr, der Luftverkehr durch die Luftverkehrsgesellschaft Ruhrgebiet A. G. (Lurag) in Essen vertreten. Der Wirtschaftsverkehr wird erleichtert dadurch, daß Essen Sitz einer großen Anzahl wichtiger Staats- und Landesbehörden ist. In der Börse für die Stadt Essen hat Essen eine der beiden bedeutenden rheinisch-westfälischen Kuxenbörsen, ferner eine Getreide-, Waren- und Schrotbörse. Das Ruhrgebiet zentralisiert sich in Essen in großen Verbänden, wie dem Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, der Emschergenossenschaft, dem Ruhrtalsperrenverein und dem Ruhrverband. Entwicklungsreiches Industriegelände steht am Rhein—Herne—Kanal im Norden der Stadt und bei Essen-Bergerhausen zur Verfügung. Der Großhandel und Einzelhandel ist stark vertreten; er hat im Mittelpunkt des über vier Millionen Menschen zählenden Industriegebietes ein fruchtbares Arbeitsfeld.

Die im Süden der Stadt an den Abhängen der Ruhrtalberge, im Ruhrtal und im bergischen Land liegenden Entwicklungsmöglichkeiten geben der Stadt Essen ein besonderes Gepräge als Siedlungsstadt. Die Siedlungen, welche die Firma Krupp seit mehr als fünfzig Jahren in immer vollendeterer Weise erstehen ließ, und die Entwicklung der städtischen Villenvororte, sowie die klimatisch gesunde Lage der Stadt geben Essen die besondere Bedeutung als Wohnstadt. Getrennt und unbelästigt von der Industrie zeigen diese Stadtteile schon jetzt trotz des Darniederliegens des Bauwesens wieder eine starke Weiterentwicklung. Baureifes Wohngelände liegt bereit. Die kulturelle Seite Essens ist außerdem betont durch das von Karl Ernst Osthaus geschaffene Folkwang-Museum, dessen Kunstschätze mit den Essener Sammlungen vereinigt sind, ferner durch Museen, Oper, Schauspielhaus, Operette, Vergnügungsstätten u. a. Zahlreiche Fachmessen, Fachausstellungen und Kongresse, welche in den letzten Jahren mit großem Erfolg in Essen abgehalten werden, geben der Verkehrsseite Essens eine neue vielseitige Bereicherung. Einen besonderen Reiz üben die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung Essens aus, wie sie das Ruhrtal und das bergische Land aufweisen. Auskünfte aller Art erteilen der Verkehrsverein im Handelshof am Hauptbahnhof und das Städtische Verkehrsamt im Rathaus.



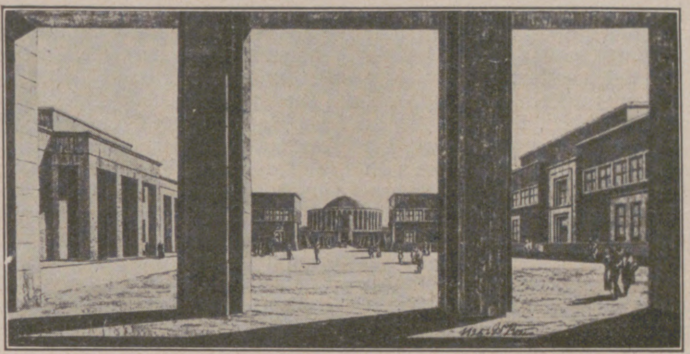
Blick ins Ruhrtal. Radierung von H. Kätelhön.

Düsseldorf von draußen.

Von Professor Arthur Jung, Köln.

Wer heute die Stadt Düsseldorf im Kranze der rheinisch-westfälischen Großstädte betrachtet, sieht sich sofort unter dem inneren Zwang, an das Düsseldorf der Zeit vor dem Kriege zu denken. Wohl kein Gemeinwesen der so hart bedrängten deutschen Westmark hat die Härte des Schicksals bitterer empfinden müssen, als die rheinische Kunst- und Gartenstadt.

Das rheinisch-westfälische Wirtschaftsgebiet ist mehr und mehr zu einem zusammenhängenden Ganzen geworden. Wenngleich die Bande des Verkehrs die meisten Städte noch nicht mit der Einigkeit verbinden, die die Wirtschaft erfordert, so hat sich der Austausch von Gedanken, Menschen und Gütern zwischen den vielen selbständigen Gemeinwesen mit unwiderstehlicher Kraft doch seinen Weg erzwungen. Was am äußeren Eindruck der Einheitlichkeit noch fehlt, geht mit immer schneller werdenden Schritten seiner Verwirklichung entgegen. Schnellbahnprojekte, Ruhrsiedlungsverband, Zusammenlegungen sind äußere Ausdrucksformen dieses steten Willens zur wirtschaftlichen, kulturellen Einheit.



Neubauten für die Große Ausstellung Düsseldorf 1926.
Entwurf Prof. Kreis-Düsseldorf.

Auf dem Wege zu diesem Ziel hat Düsseldorf immer eine ganz hervorragende Sonderaufgabe gehabt. Obschon es nicht an Einwohnerzahl die größte der rheinischen Städte war, war es unstreitig die wagemutigste und die am meisten mit führenden Kräften ausgestattete. Was Düsseldorf für die rheinisch-westfälische Wirtschaft bedeutet hat, findet seinen besten Ausdruck in der großen Ausstellung von 1902, einen Ausdruck voll hinreißender innerer Kraft, vor dessen gesundem Wollen auch die lauteste Kritik verstummen mußte. Nicht nur, daß zahlreiche Körperschaften des Wirtschaftslebens sich Düsseldorf zum Wohnsitz auserkoren haben, hat die Führerschaft Düsseldorfs bestimmt. Wichtiger war, daß die Stadt es verstand, ohne falsche Rücksichten immer die richtigen Männer an die richtige Stelle zu setzen und ihnen dann die Macht zu verleihen, die Voraussetzung für jeden Erfolg ist. So ist es gekommen, daß Düsseldorf, obschon geographisch nicht im Mittelpunkte des rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgebietes gelegen, trotzdem das Herz, dabei aber zugleich der Kopf des rheinisch-westfälischen Gebietes geworden ist, das man in diesem Zusammenhang der Klarheit wegen einmal wohl als wirtschaftliche Provinz bezeichnen darf.

Düsseldorf atmete den gesunden Geist des freien und auffliegenden Deutschland und die Stadt zog jeden in ihren Bann, der sie besuchte und ihre Eigenart kennen lernte. Was Düsseldorf auch heute von vornherein einen günstigen Eindruck sichert, sind die weiträumigen Straßen, die beim Austritt aus dem Bahnhof sofort jedem Besucher den Eindruck einer Großstadt geben. Kein anderes Gemeinwesen in Westdeutschland hat ein solches Entree. Die breiten und geradlinigen Straßenzüge führen in das Herz der Stadt, zur wunderbaren Königsallee, zum Hofgarten und zu den großen Parks, die sich nach allen Seiten den Straßenzügen angliedern. Zwar atmet man den Geist der früheren Residenz, doch in die moderne Zeit übertragen, atmet Freude an der Schönheit gepaart mit reifem Erkennen wirtschaftlicher Notwendigkeit.

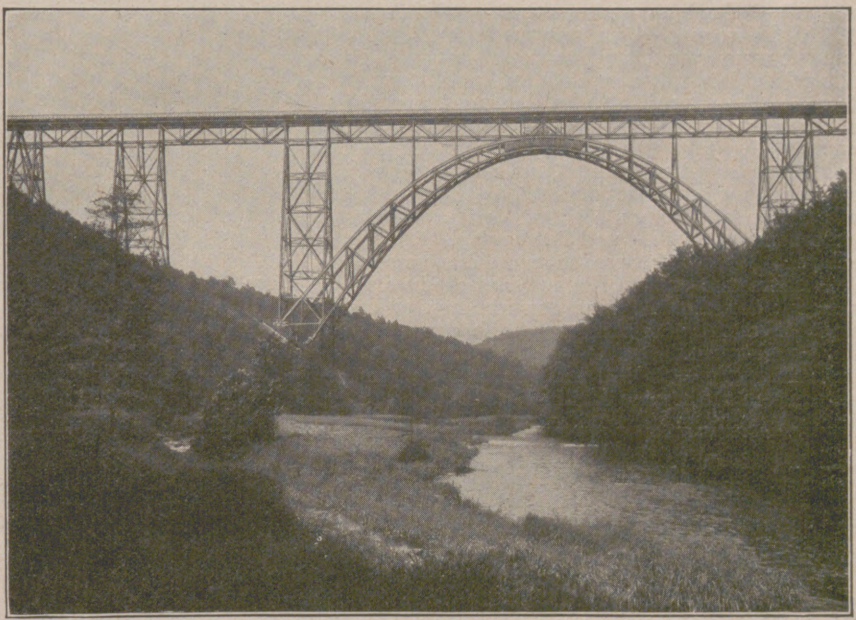
Dem äußeren Gewande der Stadt hat stets der innere Geist entsprochen. Düsseldorf ist die Kunststadt geblieben, die es seit kurfürstlichen Zeiten war. Die Düsseldorfer Kunst ist die alte doch ewig junge geblieben, während unendlich viel von üppig wucherndem Grün, das mit den lautesten Jubelhymnen begrüßt wurde, so vieler Orten heute nur noch dürres Laub ist; und neben der Stadt der Kultur, der rheinischen Akademiestadt, der Kunststadt ausgeprägter Eigenart, ist Düsseldorf stets die Stätte der Musik und die Stätte des Theaters geblieben. Düsseldorf besaß das erste selbständige private Schauspielhaus im Westen, das es verstanden hat, sich Beachtung zu erkämpfen, und Düsseldorf hatte das erste große und moderne Bunte Theater, das bis zum heutigen Tage seine führende Stellung behauptet hat.

Es ist ein schweres Los, das der Stadt Düsseldorf beschieden wurde, dadurch, daß über den Rahmen des Friedensvertrages hinaus feindliche Besatzung jede Entwicklung nach dem Kriege lahmlegte und jeden neuen Keim für den Aufbau der besseren Zukunft bis jetzt zerstört. Bis zum heutigen Tage trägt Düsseldorf schwer an der ihm aufgezwungenen Last. Tausendfältig sind die Schädigungen, die der Kommunalpolitik zugefügt worden sind. Mehr als einer der rheinischen Städte ist es in den letzten Jahren möglich gewesen, den äußeren Eindruck zu verbessern, dem inneren Leben die Möglichkeit fortschreitender Entwicklung zu geben. In Düsseldorf hat immer wieder der kalte Reif der jungen Keim erstickt, ehe er Frucht ansetzen konnte. Aber trotz alldem kann es nicht zweifelhaft sein, daß die führende Stellung, die Düsseldorf in der Vergangenheit im Kreise der rheinisch-westfälischen Gemeinden gehabt hat, auch in Zukunft nicht nur dadurch zum Ausdruck kommen wird, daß die Stadt Sitz der provinzialen Landesverwaltung ist, sondern daß sich das verkörpern wird in dem Ergebnis der Arbeit, die eine auch heute wieder tatenfrohe Verwaltung leistet und weiter zu leisten entschlossen ist. Wer das Leben in den rheinisch-westfälischen Städten miteinander vergleicht, wer die äußeren Eindrücke der Städte aneinander abwägt, wer die Entwicklung in der Vergangenheit kennt, der muß für die Zukunft auch wiederum zu einer optimistischen Beurteilung des Schicksals von Düsseldorf gelangen.

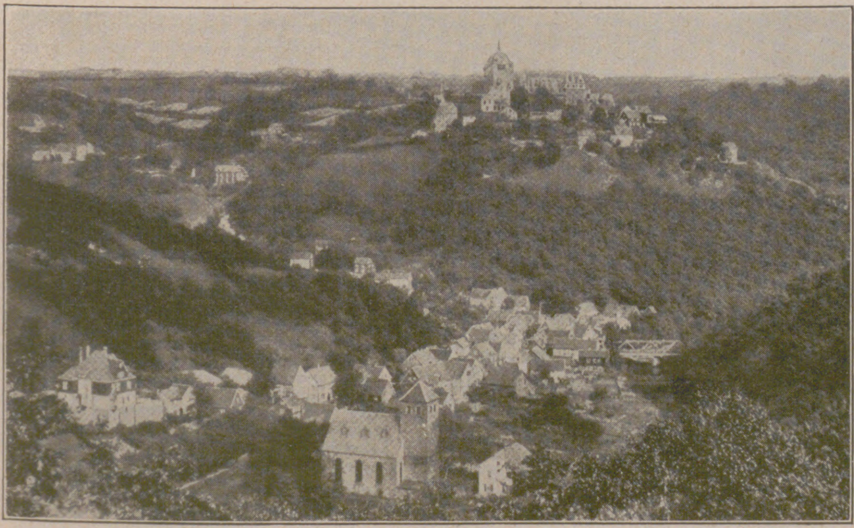
Düsseldorf ist immer eine Eigenart gewesen. Es fehlt im Westen jedes Gegenstück zu dieser Stadt. Als Rheinländer aber muß man erwarten, daß Düsseldorfs Neuaufbau, der mit der Befreiung von der Besatzung bald seinen ersten Ausdruck finden möge, nicht nur das Interesse des Westens findet, sondern das Interesse des ganzen Reiches, für das die große Gemeinde am Niederrhein so unendlich schwere Opfer gebracht hat.

Elberfeld im Bergischen Lande.

Ursprünglich fränkischer Königshof Elvervelde, Grenzort zwischen Franken und Sachsen, vermutlich bereits Stützpunkt für die von Karl dem Großen eingeschlagene Siedlungspolitik wird urkundlich zuerst im Jahre 1176 unter dem Namen Elberfeld erwähnt. Sehr genaue Befestigungspläne der „Elberfelder Freiheit" sind aus dem Jahre 1598 erhalten. Schultheiß, Bürgermeister, Schöffen, Rat, Boten, Knechte Elberfelds, die dem Kölner Erzbischof huldigen, werden 1444 zuerst erwähnt, ein Zeichen, daß der Ort zu dieser Zeit schon von gewisser Bedeutung war. 1610 wird Elberfeld zur Stadt erhoben. Bis zum 30jährigen Krieg herrscht der landwirtschaftliche Betrieb vor. Von da ab entwickelt sich die Bleicherindustrie und die „Garnnahrung". Das Garnnahrungsprivileg datiert vom Jahre 1527. In der Elberfelder Bürgeraufnahme vom Jahre 1702 werden u. a. Florettspinner, Garnhändler, Garnspinner, Kordenwirker, Posamentiere, Kantenwirker, Färber, Florett- und Leinenfärber, Gebildweber, Riemenschneider, Kordelwirker, Linthändler, Spitzenwirker usw. genannt. Hier liegen die Anfänge zu der später bedeutsam gewordenen Spezialindustrie der Breit- und Bandstuhlweberei- und Flechterei, der Fabrikation der Bänder, Kordeln, Litzen und Spitzen, der Bleicherei und Färberei, zu der in den letzten Jahrzehnten diejenigen der Kunstseide- und Glanzstoff-Fabrikation hinzugekommen ist. Zu besonderer Bedeutung gelangten außerdem die chemische Industrie und die der Farbstoffe, die Bekleidungs- und Konfektionsindustrie, die Papier- und Kartonnagen-Fabrikation, sowie einzelne Zweige der Eisenindustrie, die Brauindustrie und die der Öle und Fette (Margarinefabrikation). Im Handelsgewerbe nimmt der Textilgroßhandel die erste Stelle ein. Bedeutend sind ferner der Großhandel mit Nahrungs- und Genußmitteln und der Schlachtviehhandel, da von Elberfeld aus nicht nur das Bergische Land, sondern auch größere Teile des Ruhrgebiets versorgt werden. Der Verkehr mit den Nachbargebieten ist durch ein weitmaschiges Netz von Klein- und Schnellbahnen geregelt. Dazu kommen in nächster Zeit verschiedene Autobuslinien. Dem raschen Verkehr in der Stadt und nach den Nachbarorten dient die Schwebebahn. Verschiedene über das lokale Interesse hinausreichende Behörden und Zentralverwaltungen, darunter das Landgericht, Reichsbahndirektion, mehrere Berufsgenossenschaften, zahlreiche industrielle und wirtschaftliche Verbände und eine Anzahl deutscher Großbankfilialen, sowie bedeutsame Privatbanken haben hier ihren Sitz. Auf dem Gebiete des Wohlfahrtswesens betätigt sich die private Wohlfahrtspflege neben der amtlichen ebenso wie diese durch Einrichtungen aller Art und Unterhaltung zahlreicher Anstalten in besonderer Weise.



Müngstener Brücke



Schloß Burg an der Wupper

Die Handels- und Industriestadt Elberfeld ist ausgezeichnet durch eine betriebsame fleißige Bevölkerung von kerndeutschem Bürgersinn und reger Anteilnahme an dem Fortschreiten des Wirtschafts- und Geisteslebens, sowie der sozialpolitischen Entwicklung und ethischen Kultur unseres Volkes.

Die einzigartige schöne Umgebung Elberfelds in ihrer Durchdringung der Natur mit der Werktätigkeit der Bevölkerung wird auch dem Verwöhntesten gerecht in ihren entzückenden Bildern mit ganz neuen Farben und Tönen.

Das Löwenjunge. / Erzählung von Martin Proskauer.

Die Tür des großen Raubtierhauses fiel zu, der Wärter zog den klirrenden Schlüsselbund aus dem Schloß und ging mit schlürfenden Schritten über den sandigen Weg davon. Dämmerlicht füllte die Halle des Raubtierhauses, in dem an beiden Längsseiten die großen Käfige lagen. Im vordersten stand Pascha, der alte Löwe, preßte den dicken braunmähnigen Kopf an die Stangen und starrte mit glühenden Augen hinüber nach der anderen Seite, wo Simba, die Löwin, mit ihren drei Jungen lag. Pascha trat zurück, reckte den schmalen biegsamen Leib, daß sich an den Hinterschenkeln die Muskeln spannten, und brüllte.

Wie Donner rollte der Ruf durch den Raum, schwang sich durch die Mauer ins Freie und klang durch die heiße atemlose Sommernacht in die anderen Käfige und Ställe. Alle Tiere ringsum lauschten auf den Schrei der Wildnis, auf die Stimme der Heimat. Simba, die Löwin, sprang jäh auf, daß ihre Jungen durcheinanderrollten, streckte sich und schmiegte sich an das Gitter. Langsam verhallte Paschas Schrei, wie abziehendes Gewitter grollten die dumpfen Töne, dann setzte in allen Käfigen ringsum Fauchen und Kreischen, Knurren und Brummen ein; es war, als ob eine gewaltige Stimme alle Tiere der Nacht geweckt hätte.

Die Kinder der Löwin waren in eine Ecke getrollt. Sie wußten, daß jetzt ihre Mutter ruhelos am Gitter hin und her schreiten würde, unaufhörlich, auf und ab, den Kopf nach den beiden glühenden Augen dort drüben gerichtet, bis der Morgen kam und alle Tiere in ihre Schläfrigkeit zurückfielen. Hassan und Buschiri, die beiden kleinen der drei Jungen, rollten sich im Stroh in der Ecke zusammen und schliefen, eng aneinandergedrückt, ein. Nur Omar, der größte, lief an der Bretterwand auf und ab, wie er es von seiner Mutter gesehen hatte; und wenn er in die Ecke kam, wo seine Brüder lagen, setzte er jedesmal mit einem kleinen plumpen, doch lautlosen Sprung darüber weg.

Omar war drei Monate alt, ein kleines dunkelgelbes Tier, dick, mit wolligem Fell. Er war der Liebling der Besucher, wenn er nachmittags auf dem eingezäunten Rasenfleck draußen im Garten herumlief und immer wieder mit unwilligem Knurren die Versuche der Kinder abwehrte, die ihm durchaus Bonbons oder Kuchen in das Maul stecken wollten.

Omar lief hin und her. Er dachte daran, was seine Mutter, die Löwin, ihm von der Freiheit erzählt hatte, der weiten, endlosen heißen Ebene, über die Antilopen und Zebras trabten, und wo man frei und ungehemmt streifen und jagen konnte. Er wußte nicht, was Antilopen waren; er war im Käfig geboren und kannte nur seinesgleichen und Menschen vor dem Gitter, deren Dunst seine feine Witterung beleidigte. Er wußte auch nicht, daß er, wenn er größer war, an eine Menagerie verkauft werden würde und lernen mußte, durch brennende Reifen zu springen. Durch seine täppische Jugend brannte bereits das Blut der Eltern, die noch in der Wildnis gelebt und geherrscht hatten. Und er streckte sich in einem dumpfen jungen Kraftgefühl und machte im Dunkeln einen weiten Sprung, der ihn bis vor die Füße der rastlos wandernden Löwin warf.

Die Alte fegte ihren Sprößling mit einem unwilligen Hieb der Pranke aus dem Weg, daß er bis in die hintere Ecke zurückflog. Erschreckt und leise miauend lag Omar da, er fürchtete sich vor der Mutter und kroch tiefer in das Stroh. Als er sich an die Bretterwand schmiegte, fühlte er einen freien Raum. Er zwängte den kleinen Kopf zwischen die Planken, die tapsigen Vorderpranken folgten nach, und plötzlich stürzte Omar, der kleine Löwe, aus dem Käfig heraus. Er fiel auf harte kalte Fliesen und blieb entsetzt liegen. Über sich hörte er das Schreiten der Löwin und Rascheln im Stroh. Langsam raffte er sich auf, kroch unter dem Käfig hervor und saß plötzlich, von einem Mondstrahl hell beschienen, als kleiner gelber Fleck mitten auf dem breiten, fliesenbelegten, steinernen Gang, der sich zwischen den Käfigen hinzog.

Ringsum starrten und funkelten aus der Finsternis grüne und gelbe Augen auf den kleinen Löwen, dem vor Angst kaum zum Bewußtsein kam, daß er dem Käfig entronnen war.

Aber Pascha, der alte Mähnenlöwe, sah das Junge dort frei sitzen. Zorn und Neid und gefesselte Kraft peitschten ihn auf, und er warf sich gegen die eisernen Stangen, daß sie klirrten, und brüllte; der kleine Omar sprang entsetzt auf und lief den Weg entlang zur Tür, wo ein winkliger Ausschnitt für die Katze war, der auf der Mäusejagd der Weg offen gelassen werden sollte. Er kroch unter der Tür durch und saß nun vor dem Raubtierhaus im Freien.

Ringsum war alles leer. Die Kieswege glänzten im harten, weißen Licht des Mondes zwischen den schwarzen Schatten der Bäume. Die Dünste der Tiere und der Geruch der Blumen verbanden sich zu einem heißen fremdartigen Gemisch, das die Luft der glühenden Sommernacht aufreizte und seltsam durchzitterte.

Der kleine Löwe stand auf, streckte sich und sah sich unsicher schnüffelnd um. Der Geruch und die Einsamkeit machten ihn irre; aus den Häusern und Stallungen ringsum klangen fremde, drohende Geräusche. Drüben von den dicken Holzgittern her dröhnte das ungefüge Schnaufen des alten Bisonbullen, der durch die Nacht seines Geheges trabte. Hirsche klapperten mit den Geweihen an den eisernen Stäben, und dem Schrei der Wasservögel antwortete der schrille Ruf eines Kranichs, der mit brünstigen Sprüngen in seinem Käfig umherlief.

Omar setzte sich auf den Kies und versuchte, sich zurechtzufinden. Seine Nase fand im Strom des lauen Windes, der über ihn hinstrich, den Dunst seiner eigenen Rasse heraus. Langsam drehte er den dicken Kopf zum Raubtierhaus, aus dem dumpf knurrend die Stimmen von Tiger, Leopard und Löwe durcheinanderklangen. Aber er ging nicht zurück. Er empfand, daß er aus Gefangenschaft und engen Schranken entkommen war, sprang mit einem täppischen Satz nach vorn und trabte den Weg entlang.

Instinktiv, uraltem Gefühl der Sicherung gehorchend, hielt er sich im Schatten der Wegränder, setzte langsam die breiten unbeholfenen Tatzen voreinander und blieb hin und wieder lauschend stehen.

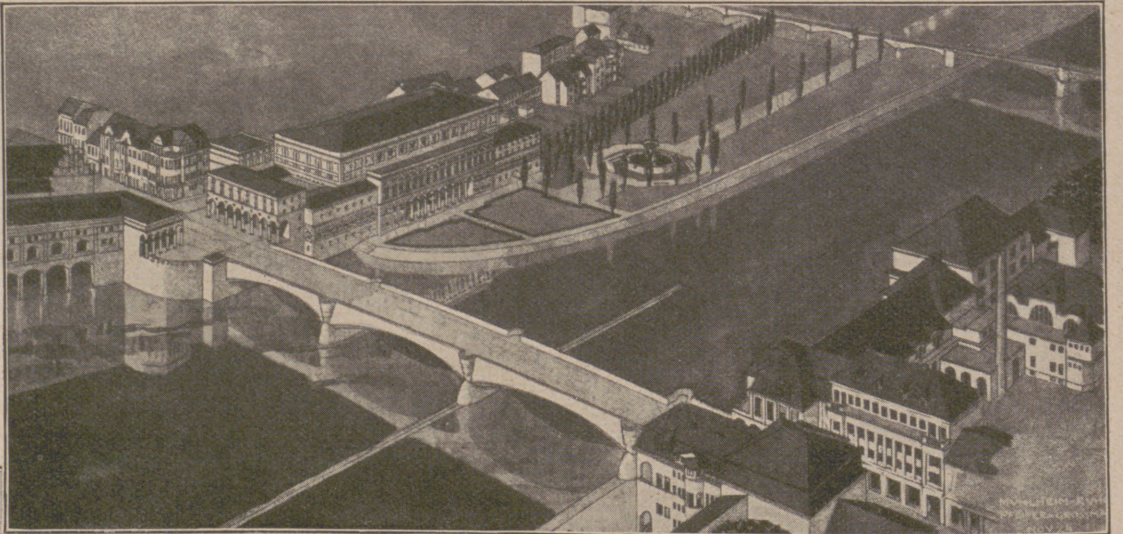
Eine Ratte wollte aus dem Dunkel vor dem kleinen Löwen die Straße überqueren, witterte den fremden Geruch und setzte sich zischend auf die Hinterbeine. Omar schob sich näher, streckte den dicken Kopf vor und duckte ihn zwischen die breiten Vorderpranken. Da fuhr die Ratte auf ihn los, biß ihn in das Ohr und zuckte blitzschnell wieder zurück. Omar sprang auf, quiekte ein wenig vor schmerzhaftem Erschrecken und schlug mit der breiten Pfote nach der Ratte, die schon fauchend in das Dunkel der Sträucher geglitten war. Der kleine Löwe sah verdutzt nach der Stelle, wo der Feind eben noch gesessen hatte; er hatte geglaubt, sie unter seiner Tatze zu haben wie den hölzernen Ball, mit dem er im Käfig immer gespielt hatte. Er stand auf und sah unter den Strauch, in dem noch wie Punkte zwei kleine grüne Augen leuchteten und leises Fauchen schnarrte, aber er wagte sich nicht in das Dunkel und blieb wieder unschlüssig im Mondschein sitzen.

Da horchte er plötzlich auf. Dort drüben, in dem hohen gewölbten Käfighause, war trotz Nacht und Sommerhitze Leben und Geräusch. Dort lebten die Affen. Kleine Körper glitten an den Gitterstäben entlang, huschten in langen Sprüngen von den Ästen des Kletterbaumes in die dunkeln Wandnischen und ließen sich geschickt in den weichen Sand des Bodens fallen. In Klumpen saßen die Rhesusaffen da, die kleinen greisenhaften Gesichter wie von Sorgen belastet und zusammengedrückt; ruhelos jagten die Gibbons durch ihren Käfig, und eintönig knirschte das Seil, an dem sich der schwarze Makak selbstzufrieden und einsam hin und her schwang.

Omar, der kleine Löwe, saß noch immer im Mondlicht und starrte mit blinzenden bernsteingelben Augen nach dem nächtlichen Leben im Affenhaus.

Mülheim an der Ruhr

Industrie-, Handels- und waldreiche Wohnstadt — 130000 Einwohner — im unteren Ruhrtal, in anerkannt bevorzugter Lage des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, mit ausgedehntem und bestgeeignetstem Siedlungsgelände in den von der Industrie unbeeinflußten Stadtbezirken, in unmittelbarem Zusammenhang mit den rund 20000 Morgen großen Waldungen zwischen Ruhr, Rhein und Wupper. Das von der Ruhr durchschnittene Stadtgebiet mit seinen reichen landschaftlichen Reizen, den architektonisch bemerkenswerten Alt- und Neubauten, gärtnerischen Anlagen, Wasserkraftwerken und Hafenanlagen mit Großschiffahrtsweg zum Rhein bietet die idealste Gelegenheit der Ansiedlung zu gewerblichen und wohnlichen Zwecken aller Art, besitzt in dem das ganze Jahr geöffneten Solbad Raffelberg (warme, erdmuratische Solquelle — 25° —) mit seinen prächtigen Parkanlagen ein wirksames Heilbad gegen Gicht, Rheumatismus, Skrofulose, Blutarmut, Herz-, Gelenk- und



Schloßbrücke mit Stadthallenneubau aus der Vogelschau.



Blick vom Kahlenberg ins Ruhrtal.

Frauenleiden, sowie katarrhalische Erkrankungen. — Sitz des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung, bedeutendster Unternehmungen des Bergbaues, der Großeisen- und Lederindustrie sowie weltbekannter Handelsfirmen und Schiffahrtsgesellschaften. Höhere Lehranstalten aller Art, Knaben- und Mädchen-Mittelschulen, Haushaltungsschulen usw. — Zwei Krankenhäuser, städtische Augenheilanstalt, Privatklinik, Spezialärzte aller Heilgebiete. — Internationaler Flug-Haupthafen, beste Eisenbahnverbindungen (direkt nach Köln, Holland, Berlin, Hamburg, Leipzig und Süddeutschland), ausgedehnter Straßenbahnverkehr innerhalb des ganzen Stadtgebiets sowie nach Duisburg, Essen und Oberhausen. Moderne Hotels, acht Banken (Reichsbank), Amtsgericht, Finanzamt, fünf Postämter, sieben Bahnhöfe. — Stadt-, Schwimm- und Flußbadeanstalten, vorbildliche Spielplatz- und Stadionanlagen für jeden Sport, Pferde- und Radrennbahnen, große Stadthalle mit neuzeitlichen Musik-, Ausstellungs- und Kongreßsälen. — Auskünfte bereitwilligst durch Stadtverwaltung und Verkehrsverein.

Plötzlich verstummten Lärm und Bewegung. Aus dem Käfig auf der Schattenseite klang ein Ton, leise und durchdringend, wie weinendes Winseln, ein schluchzender Laut, der das Klirren der Gitter und das Knarren der Kletterstangen übertönte. Die Rhesusaffen zuckten aus ihrer Gruppe auf, der Makak kroch in eine Ecke, und der kleine Löwe tapste mit hochgehobenem Kopf, den Schwanz wagerecht ausgestreckt, näher auf den Käfig zu, aus dem der seltsame Ton wie ein Klagelied klang.

Hier saß Bana, die Schimpansin, die vor einigen Tagen ihr Junges verloren hatte, ließ die schwarzen haarigen Arme durch das Gitter hangen und sang, wie jede Nacht, ihr jammervolles Klagelied. Sie hielt ihren Kopf mit dem kahlen klugen Gesicht und den braunen Augen an die harten Eisenstäbe gepreßt und weinte ihre tierische Sehnsucht in die dumpfe, heiße Sommerfinsternis.

Omar trabte langsam über den hellen Weg und wechselte auf die andere Seite in das Dunkel. Dann tauchte er in den Schatten des Hauses und strich langsam an der Mauer entlang. Jetzt war der weinende Ton ganz nahe, dicht über ihm, und plötzlich fühlte sich Omar von einem festen, harten Griff, von einem sicheren Zupacken ergriffen und hochgehoben.

Am anderen Morgen kam der Affenwärter atemlos in das Bureau des Tierinspektors gelaufen.

„Herr Direktor, kommen Sie schnell, die Bana hat einen kleinen Löwen im Käfig!“

Der Inspektor sprang von seinem Schreibtisch auf, und die beiden liefen nebeneinander durch den Garten zum Affenhaus, vor dem schon einige Wärter standen. Der Inspektor trat an die Gitterstäbe und sah in den Käfig. Da saß wirklich Bana, der Affe, ganz oben in die entfernteste Ecke gedrückt und hielt ein gelbhaariges kleines Bündel mit den langen Armen an den schwarzbraunen Leib gepreßt. Sie schaukelte sich im Sitzen ein wenig und schien die Menschen vor den Gitterstangen gar nicht zu sehen.

„Wie kommt der Löwe zu dem Affen?“ fragte der Inspektor halblaut, denn er erwartete keine Antwort. „Lebt der Löwe noch?“

„Ich glaube nicht,“ sagte der Wärter, „aber die Bana blutet, er hat sie wohl gekratzt!“ Und wirklich lief ein dunkelroter Streifen von der Brust der Äffin in das Gewirr der schwarzen Haare.

Der Inspektor rief und lockte den Affen, der sonst auf jeden freundlichen Laut hin sofort gekommen war; er ließ Früchte holen und reichte sie durch das Gitter. Bana rührte sich nicht. Mit müdem Blick sah sie auf die Männer, dann drehte sie den Kopf wieder fort und betrachtete den kleinen Löwen, der bewegungslos in ihrem Arm lag. Einmal bewegte sich ihre Hand, da zuckte es in dem kleinen gelben Körper, aber rasch preßte sie ihn wieder unlösbar fest an sich.

„Das geht so nicht weiter,“ entschied der Inspektor, „das Löwenjunge scheint noch zu leben, wir müssen hinein!“

Bald darauf krochen drei Wärter und der Inspektor durch die enge Tür in den Käfig, dicke lederne Stulpen über den Armen und derbe Stöcke in den Händen. Ein Wärter trug eine umwickelte Stange, mit der er vorsichtig den Affen zu necken und zu stoßen begann. Bana blieb zunächst sitzen, dann stand sie auf und schwang sich mit einem weiten Ausgreifen des Armes auf den Kletterbaum. Auch hierhin folgte die Stange, und nun begann der Affe im Käfig herumzuspringen, vom Baum an das Gitter, von da auf das Sitzbrett, schneller, als die Männer mit den Augen folgen konnten. Zuletzt gelang es doch, das Tier auf einen Baumast zu jagen, der zum Sprung zu weit hinausragte.

Da richtete sich die Äffin auf, sah sich hilfesuchend um und klammerte die beiden schwarzen Hände mit den kurzen ledernen Fingern um den Hals des kleinen Löwen, als ob sie ihn nie wieder loslassen wollte.

Dann lösten sich die würgenden Hände langsam, und vor den Füßen der Menschen fiel der kleine gelbe Körper tot in den Sand.

Die Musik im Menschenherzen. / Skizze von Josef Stollreiter.

Als der Schöpfer aller Dinge sein Strahlengeschöpf Mensch aus den Tiefen seiner eigenen Seele hob, gab er ihm den heiligen, blühenden Klang mit, der ihn selbst in all den Tagen der Erschaffung und Sternenarbeit durchfiebert, der ihn in Schönheit und Herrlichkeit, in Hingerissenheit und Grazie, in Wucht und besonnener Größe, in schwärmerischer Trunkenheit beben, atmen und glühen ließ — seine versunkene, segendurchgossene, wunderdurchwobene Musik.

Wie der Erdball Gold und gesteintes Licht, so sollte der Mensch seine Herzmusik, sein Wunder in der Seele tragen und nie von ihm lassen. In all seinen Sorgen und Kümmernissen, in allen seinen wilden Fährnissen, in allen Ungebundenheiten des gebundenen Stoffes, aus dem er nun einmal sein mußte, um der Erde Gottes Abbild sein zu können und nicht als ein Schemen auf ihr leben zu müssen, sollte diese tiefgründige, wunderbeharfte Musik ihm den Weg weisen zum Heil und zur grenzenlosen Schönheit, die sein Erbteil von Anbeginn war.

Von dieser Musik durchpulst, von ihrem heiligen Azur durchflossen, verstand der Mensch die Wünsche, die Sprache der Tiere, das Jubeln und Zwitschern, das Zirpen und Raunen der Vögel, die aus Gottesmusik gewebt sind, verstand das Rauschen und Wehen des Blattwerkes, das Tönen, Stöhnen und Vollaufbrausen der Stämme in den harzduftdurchschwängerten Wäldern, die Harfen des Erdballes sind, darauf der Sturmwind Gottessymphonien fiedelt, verstand die Melodien der Quellen, der Bäche, der Ströme, in die die Brust der Mutter Erde den ewigen Goldschatz ihrer Sehnsüchte gegeben, vernahm den heiligen, versunkenen Wunderklang im paradiesischen, webenden Duft der Blumen und Blüten und den großen Dithyrambus unersättlichen Lichtverlangens in den feinen stillen Halmen und Gräsern.

Alle Wunder, alle Schönheiten, alle Märchen gingen mit dem Menschen Hand in Hand um den großen Zauber seiner gottererbten Musik.

Die Wasser trugen seinen Fuß mit glücklichem Schäumen, die Augen der Tierwelt umstrahlten ihn auf allen seinen Pfaden, als wäre er Gott selbst.

Aber als Haß, Zwietracht, Bosheit und Gewinnsucht sich in das Herz des Gottesstrahls Mensch eingeschlichen und die Herrschaft über seinen Hang zum Schönen, Guten und Reinen ergriffen hatten, wurde diese Musik rauh, wild, hart und seelenlos.

Die besten und letzten Reinen wurden Musiker, suchten die Musik in allen Dingen der Welt und der Schöpfung zu erfassen und zu sammeln, in sich aufzunehmen und so der Menschheit wiederzugeben — aber die Menschen schrien nach Gewinn, nach Streit und Reichtum und schlugen die Musik im eigenen Herzen so tot, daß sie sie selbst nicht mehr verstanden, auch wenn sie einmal in stillen Nächten oder im Arme, am Herzen der Liebsten wiederauferstehen und gotttrunken klingen und raunen wollte.

Genuß war alles: Ruhmgier opferte Myriaden von Menschen einem einzigen, vergänglichen Ziele.

Könige standen auf und wollten die Erde, das Leben, die Freiheit aller Völker besitzen, verwüsteten mit zügellosen Heeren die große Schönheit weiter Länder, schlachteten Menschenmassen ihren wahnsinnigen Zielen, denn die Gottesfriedensmusik im Menschenherzen war tot und konnte nicht mehr klingen. Auch die

Musiker fanden in ihren Tiefen nur noch Kriegsfanfaren, Schlachtendrommetengeschmetter und wildes, tosendes Gebrause. Nur hier und da tauchte einer auf, der den reinen Klang aus dem Busen Gottes wieder in seinen Melodien trug — aber die Menschheit hörte nicht auf ihn, denn Krieg und Mord machten die Mächtigen reich — und die Armen, die Sklaven und Knechte hatten für Musik des Herzens und Gottes kein Ohr. Sie hatten nur noch das unbarmherzige Knallen der Peitsche, die sie zur Arbeit, zur Fron antrieb, im Ohr und wurden allmählich gegen die Süße und stille Größe der Musik im eigenen Herzen taub.

Die Musik ward häßlich, ward Schrei, Lärm und Getöse.

Was nutzte es, daß immer wieder Meister der Musik erstanden und Wunder aus ihren Herzbluttropfen vernahmen und wiedergaben? Die Menschheit raste weiter; sie schritt aus ihren Tempeln und stürmte spornstreichs wieder in Gewinnsucht, Haß, Mord und Unersättlichkeit.

Die Musik hatte in ihren Herzen keinen Raum; sie berauschte höchstens ihr aufgepeitschtes, brennendes Blut und rann über ihre Seelen, wie ein Quell über einen Stein rinnt.

Die Menschheit wurde heimatlos.

Auch die in ihren Palästen haben keine Heimat, wie die anderen in ihren Hütten und Schlüften.

Heimatlos sind alle Gedanken und Träume, alle Sehnsüchte und Werke. Heimatlos die ganze, ganze Menschheit!

Der Weg zur Heimat, zur Herzheiligkeit der Gottesmusik ist mit Myriaden Gewohnheiten, mit Geldscheinen und Dollarbergen verrammt; die Herzmusik, die weit jenseits von Gut und Böse — nach späten Begriffen — singt und Wunderwelten webt, ist dem Ohr des Menschen entsunken. Er vermag sie nicht mehr zu fassen, und im bewußten Ringen und Haschen nach ihr verliert er den Weg zu ihr ganz. Die Natur mit ihren ewigen, unauslöschlichen, unveränderlichen Zaubern und Herrlichkeiten, der Gesang der Vögel und Quellen, der Reigen der ewigen Gestirne, die Wünsche, Schmerzen und Freuden der Tiere, die große Bescheidenheit der stillen Blumen und Blüten, die leuchtende Hingegebenheit der Schmetterlinge und das große, heilige All des Lichtes müssen erst wieder den Weg durch uns hindurchgehen und uns heilen und heiligen, wenn wir wieder frei werden sollen von den wilden Unholden und Dämonen, die die Menschheit beherrschen und zermalmen.

Der Weg zur reinen Musik, zum Frieden und zur klingenden Schönheit aller Dinge liegt nur in uns selbst. Ihn müssen wir gehen, wenn wir die Sprache der Vögel und Quellen, das Rauschen und Wogen der Wälder, die geheime, gotterfüllte Musik der Halme und Gräser und alle Wunder der Schöpfung, die blühen, flammen und leuchten wie am ersten Tage, wiederverstehen und von Glück und Segen, von Schönheit und Klarheit übermannt sein wollen.

Menschenherzmusik muß wieder klingen — dann geht der Schöpfer mit uns Hand in Hand durch die blühende, unverwelkliche Welt.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Kraftquellen der Zukunft. Das Suchen nach neuen Energiequellen und das Gebot der Sparsamkeit mit den alten Energien sind nicht erst eine Erscheinung der neueren Zeit. Schon lange vor dem Kriege, also zu der Zeit, als neben den höchsten Errungenschaften der Technik auch die Sorge ging, was werden wird, wenn einmal die Kohle ihr Ende gefunden haben wird, waren Ansätze vorhanden, die in heutigen sensationellen Erfindungen ihre Vollendung finden, wie ich in meinem soeben im Verlage Manz A.-G. in München erschienenen Werke „Die sterbende Kohle, das kulturelle und wirtschaftliche Schicksal Europas“ eingehend erörtert habe. Vor allem war es die Sonne, die man in erster Linie sich dienstbar machen wollte. Nach den Berechnungen könnte man von einer 1 qkm bestrahlten Sonnenfläche — bei 100 Proz. Nutzeffekt — 250000 Jahrespferdestärken gewinnen. Die im Jahre geförderten 1300 Millionen Tonnen Kohle geben bei voller Ausnutzung nur 325 Millionen Jahrespferdestärken. Um diese Zahl mittels der Sonne zu erreichen, benötigte man bei 10 prozentiger Ausnutzung der zugestrahlten Sonnenkraft etwa 13000 qkm Sonnenfläche, die etwa einem Drittel des Flächeninhaltes der Schweiz entsprechen. Welch gewaltige Energiemengen würden der Menschheit zur Verfügung stehen, wenn es beispielsweise gelänge, die der Sahara zugestrahlte Sonnenkraft zu fesseln. Die direkte Ausnutzung der Sonnenenergie hat daher auch viele Köpfe beschäftigt, doch haben ihre Erfindungen, die Sonnenkraftmaschinen, die auf sie gesetzten Hoffnungen rationeller Ausnutzung bisher nicht entsprechen können. Jetzt soll nach einer Nachricht aus Kalifornien der Ingenieur Moreau dort eine Sonnenkraftmaschine erfunden haben, die 1575 Brennspiegel besitzt, mit denen eine Temperatur von 8000 Grad Celsius erreicht werden kann, das sind 2000 Grad mehr, als man in den besten Schmelzöfen erreicht. Es konnte in diesen Sonnenöfen Quarz, Eisen, Gold, Platin, Ziegel, Diamanten und anderes geschmolzen werden. Nichts wäre dem Menschen mehr unmöglich, wenn es gelänge, nur einen kleinen Teil der auf 500 Billionen Pferdestärke geschätzten Sonnenenergie auf der Erde zu fesseln. — Man ist weiter auf den Gedanken gekommen, sich Ersatz für die Kohle zu verschaffen aus dem Prozeß, der sich in den Blattgrünkörnern der Pflanzen abspielt. Der italienische Chemiker Ciamiccian berechnet den jährlichen Wert der pflanzlichen Trockensubstanz auf 32 Milliarden Tonnen, deren Verbrennungswert 18 Milliarden Tonnen Kohle entspricht. — In den letzten Jahren erregte großes Aufsehen das Buch des Hamburger Professors Plauson, der die Luftelektrizität der Menschheit dienstbar machen will. Plausons Theorie ist aber eigentlich nichts Neues. Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, wußte bereits, daß die Luft mit einer großen Menge Elektrizität geladen sei. An der Notwendigkeit einer Vorrichtung, die ein dauerndes Zusammenfließen von Elektrizität aus der Luft an einer bestimmten Stelle gewährleistet, sind jedoch bisher alle Versuche gescheitert. — Der Erfinder des Walzensegels, das als Energiespender für die Schiffahrt ungeahnte Möglichkeiten erhoffen läßt, hat sich zuerst bekanntgemacht mit der Erfindung des Flettnerruders, das durch die hinter dem Schiffe abströmende Wassermenge betrieben wird und dem Schiffe nicht nur 15 Proz. Kohle erspart, sondern auch seine Geschwindigkeit erhöht. — Der Wind wird neben dem Wasser schon seit Jahrtausenden als Energiespender für die Menschheit verwertet. Nachdem durch die Luftschiffahrt die Wissenschaft der Erforschung der Luft eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, weiß man, daß der Wind 600 mal mehr Kraft in sich birgt als das Wasser. Schon vor dem Kriege gab es in Deutschland über 13000 Betriebe, die ihre Betriebskraft dem Winde verdankten, und über 25 Proz. aller deutschen Mühlen wurden durch Wind betrieben. Die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiete der Winderforschung deuten darauf hin, daß wir beispielsweise in der Energiewirtschaft der Landwirtschaft vor einer großen Revolution stehen. — Die großen Bemühungen hinsichtlich der Ausnutzung der Gezeiten und der Wellenkraft des Meeres sind allgemein bekannt. Die Verbesserung der Methode, besonders des Wellenkraftmotors, hat die Erfinder nicht ruhen lassen, um auf diese Weise der Weltwirtschaft neue Kräfte zur Verfügung zu stellen. — Phantastisch ist das Projekt der Kraftgewinnung durch Ausnutzung der Regenkraft, die nur zu 7 Proz. in den Wasserläufen zur Auswirkung kommt. Dziobeko berechnete, daß die Kraft der Erdumdrehung sämtliche Maschinen der Welt 8 Billionen Jahre treiben könnte, wenn

es gelingen könnte, diese Energie der Menschheit nutzbar zu machen, was natürlich eine Utopie bleiben wird. Man hat an die Erdwärme gedacht, die in großen Tiefen Wasser zum Sieden bringen kann. Wenn in etwa 3500 Meter Tiefe Dampfkessel angebracht würden, glaubte man, die Erde würde durch ihre eigene Wärme das Wasser zum Sieden bringen. In Kalifornien, Chile, Bolivien, Alaska, Neuseeland, Japan und besonders in Italien verwertet man die Vulkankräfte heute schon in ausgiebigem Maße. — Phantastisch muten auch die Versuche an, die man mit der Kohle, neben ihrer sparsamen Verwendung in Industrie und Verkehr, selbst anstellte. Technik und Chemie sorgen ja heute ängstlich dafür, daß die Kohle um vieles besser ausgenutzt wird als noch vor zehn Jahren. Der Entdecker der Edelgase, Ramsay, kam bereits vor dem Kriege auf den Gedanken, die Kohle in ihren Lagerstätten auszubrennen und dann die Gase an die Oberfläche zu leiten, um dadurch einmal die Verluste bei der Förderung und der Lagerung auszugleichen, und ein andermal die in der Erde liegengebliebenen nichtabbauwürdigen kleinen Flöze der Verwertung nutzbar zu machen. In früheren Jahren hat man Versuche gemacht, durch große Thermoelemente die Kohle sich selbst verzehren zu lassen. Überhaupt sind die Versuche, die man in dieser Hinsicht gemacht hat, unzählig. Noch in jüngster Zeit wurde eine Erfindung bekannt, mittels der man Klingelstrom durch eine sinnreiche Hintereinanderschaltung von Metallplatten in Starkstrom transformieren kann. — Viel Hoffnung hat man in den letzten Jahren auf die Ausnutzung radioaktiver Erscheinungen gesetzt, vor allem aber auf die Zertrümmerung der Atome. Man stellte fest, daß aus dem Atomzerfall ungeheure Energiekräfte frei werden. Beispielsweise besitzt ein Gramm Radium so viele Wärmekalorien wie 300 Zentner bester Kohle. Bis heute ist die Zertrümmerung der Atome aber noch nicht geglückt. Neuerdings hat man Versuche gemacht, den Sauerstoff aus der Luft zu ziehen und seine Atome zu zertrümmern. Der Versuch scheiterte jedoch daran, daß man noch kein so widerstandsfähiges Metall hat, das diesen gewaltigen Prozeß aushalten könnte. Ähnliche Wege hat man in anderer Weise schon beschritten, indem man die Atomtheorie zum Aufsuchen von Erdschätzen benutzte. Mit Hilfe des Pastorschen Radio-Emanators ist es möglich, auf 30 Kilometer alle möglichen Erdschätze zu finden, wie Kohle, Eisen, Petroleum, Platin u. a. In meinem Buche „Die sterbende Kohle" habe ich darüber eingehenderes gesagt. Bemerkenswert sind die Mitteilungen des bekannten Kohlenforschers Hanns Fischer auf der Londoner Weltkraftkonferenz, nach denen es heute schon in der Theorie möglich ist, aus Wasser und Luft den für unsere Automobile so notwendigen Brennstoff zu ziehen. Daß man auf elektrolytischem Wege aus Wasser ein brennbares Gas gewinnen kann, ist bekannt. Die Indienststellung des Wassers für den Automobilverkehr, die auch durch die Erfindung der Hochdruckdampfmaschinen des Ingenieurs Becker in praktische Nähe gerückt ist, war bereits vor einiger Zeit Mittelpunkt des Interesses in der technischen Welt. Im vergangenen Jahre glaubte der Sorbonne-Professor Charles Henry einem Verfahren auf die Spur gekommen zu sein, durch das man das Wasser als Betriebsstoff für Automobile nutzbar machen könne. Er fußt auf der Ansicht, daß in der Natur Stoffe vorhanden sein müßten, die den bei gewöhnlichen Temperaturen sehr langsam verlaufenden Zerfall des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff derart beschleunigen, daß man die entstehenden Wassergase in einem Explosionsmotor zum Antrieb von Autos verwenden könne. Gelungen ist es bisher noch nicht, diese Stoffe zu finden. Möglich wäre es, daß eines Tages auch diese Tore geöffnet werden. Anton Lübke, Münster.

Römische Generalstabskarten. Ein Eroberervolk wie das römische der Kaiserzeit, das einen großen Teil des damals bekannten „Erdkreises" beherrschte und zur Sicherung seiner Herrschaft in den Grenzgebieten gezwungen war, ständig militärische Expeditionen in die nicht unterworfenen Außengebiete, nach Britannien, Germanien, Südrußland, Persien usw., zu unternehmen, ein solches Volk können wir uns nicht gut ohne militärische Karten vorstellen. Kartenähnliche Darstellungen, auf denen wenigstens die Küsten, die wichtigeren Flüsse mit ihren Furten, die Gebirge und die Hauptstützpunkte und Etappenorte samt ihren gegenseitigen Entfernungen eingetragen waren, mußten sowohl für die Zentralleitung des Reiches unentbehrlich sein, die ohne sie keine Feldzugspläne aufstellen konnte, als auch für die Truppenführer selbst zur Durchführung dieser Pläne. In der Tat wissen wir auch durch den römischen Militärschriftsteller Vegetius, der um 400 n. Chr. lebte, daß die römischen Feldherren bildliche Darstellungen der einzelnen Provinzen besaßen. Bis auf unsere Zeit hat sich aber keine dieser Originalkarten erhalten, sondern nur einige wenige Darstellungen, von denen wir vermuten dürfen, daß sie auf römische Generalstabskarten als Quellen zurückgehen. Auch ihre Zahl ist sehr gering, und einige davon sind gar keine Zeichnungen, sondern nur Listen von Übernachtungsplätzen („Itinerare") mit oder ohne Angabe der gegenseitigen Entfernungen. Bei weitem wichtiger und aufschlußreicher ist die berühmte „Peutingersche Tafel", eine im Jahre 1264 hergestellte Kopie einer römischen Karte aus der späteren Kaiserzeit. Diese selbst ist uns ebenso verloren wie die Originaldarstellung, auf die sie wahrscheinlich ebenso zurückgeht wie die vorher erwähnten „Itinerare", nämlich eine große, als Steinmosaik ausgeführte Karte des römischen Weltreiches, die der Kaiser Caracalla (211 bis 217) herstellen ließ. Bei dieser Gelegenheit von Spuren amtlicher römischer Kartenkunst darf die Auffindung einer weiteren, auf die gleiche Quelle zurückgehenden Darstellung lebhaftes Interesse beanspruchen, um so mehr, als es sich dabei um die erste derartige kartographische Darstellung aus dem Altertum selbst handelt. Allerdings ist nur ein kleiner Ausschnitt erhalten, der einen militärischen Marsch von Byzanz (Konstantinopel) westlich um das Schwarze Meer herum nach der Krim und dann, nach der Überfahrt nach Trapezunt, den Weitermarsch durch Armenien nach der römischen Garnison Dura Europos am Euphrat, dem heutigen Es Salihije, wiedergibt. Die Hauptrastplätze auf diesem Wege sind wie auf der Peutingerschen Tafel durch Häuser dargestellt, neben denen jedesmal der Name und die Entfernungszahl steht; außerdem sind die Hauptflüsse (besonders die Donau) eingezeichnet und benannt. Sehr merkwürdig sind die Umstände, unter denen sich diese farbige Karte erhalten hat. Ein Soldat, Offizier vielleicht, hatte sich auf seinen mit Tierhaut überzogenen Schild zum Andenken Karten der Heereszüge malen lassen, an denen er teilgenommen, wie heutzutage mancher Bergsteiger in seinen Bergstock die Namen der Gipfel einbrennen läßt, die er bezwungen. Bei dem vielleicht überstürzten Räumen des Festungsturmes des mesopotamischen Garnisonortes, den er mit seiner Kohorte zu bewachen hatte, blieb der Schild liegen. Bald hatte ihn der durch alle Fugen dringende Wüstensand begraben; er hielt ihn und die darauf befindliche Malerei in guter Hut, bis ihn jetzt, nach anderthalb tausend Jahren, französische Archäologen wieder ans Licht zogen. M. W. G.

Goethes naturwissenschaftliche Qualifikation. Für die Prüfung, ob der gelehrte Naturforscher den Dichter und Staatsmann Goethe nur als Außenseiter gelten lassen darf, ist zunächst wesentlich, wie Goethe in die Naturforschung eintrat. Dies geschah 1784 mit der Zwischenkieferarbeit. „Goethe kannte die neuen Theorien gründlich", sagt der ihm heute die Originalität am „gründlichsten" absprechende Autor, und gemeint sind die Theorie von der Übereinstimmung der Typen, nach der jedes Organ an jedem Tier wiederzufinden sein sollte, sowie die Lehre, daß der Zwischenkiefer dem Menschen fehle, und daß dies die Sonderstellung des Menschen kennzeichne oder rette. Der namhafte Anatom Blumenbach hatte übrigens 1781 den Zwischenkiefer auch dem Elefanten, Ameisenbären und Delphin abgesprochen. Die miteinander nicht vereinbaren Lehren regten Goethe zu seiner Untersuchung an, die er mehr oder weniger unter Leitung des Anatomieprofessors Loder in Jena vornahm. Die wichtigsten Ergebnisse waren folgende: Blumenbach hatte jenen Tieren den Zwischenkiefer mit Unrecht abgesprochen; der Zwischenkiefer kann aber, was man damals noch nicht wußte, bei Säugetieren manchmal mit dem Oberkiefer verwachsen; auch dem Menschen ist der Zwischenkiefer „zuzuschreiben", er ist auch hier in dem Kieferstück,

welches die oberen Schneidezähne trägt, zu erblicken und manchmal durch altbekannte (Literaturangaben) undeutliche Nahtreste zu umgrenzen; seine Kleinheit und zurückgeschobene Lage im Vergleich zur Tierschnauze bedinge es, daß die Nähte schon bei menschlichen Embryonen verwachsen sind. — Diese Ergebnisse der ersten naturwissenschaftlichen Arbeit Goethes bedingen für diese den Rang einer Doktorarbeit, die sich allerdings darin über die meisten erhebt, daß der Verfasser die Aufgabe nicht vom Lehrer erhielt. Manche Anerkennung fanden sie; daß manche ausblieb, ist kein ungewohntes Schicksal und beweist nicht Untauglichkeit: die heutige Forschung urteilt in der Zwischenkieferfrage genau so wie Goethe mit Obigem. Nun aber die Frage der Entdeckerpriorität. Da ist allerdings rückhaltlos zuzugeben, daß, als Goethe 1784 sein lateinisches Manuskript an Gelehrte versandte, er nicht wußte, daß Vicq d'Azyr in Paris schon 1780 dieselbe richtige Erdeutung des menschlichen Zwischenkiefers und dieselbe Erklärung für sein Verwachsensein vorgetragen hatte und dies 1784 zum Druck brachte; ferner, daß Goethe spätestens um die Jahreswende 1820/21 dies genau gewußt hat, wie Kohlbrugge an erdrückendem Material nachweist, und daß er mithin wohl besser getan hätte, bei seiner Drucklegung 1820 oder doch (in „Nova acta Acad. Leop. Carol.“ Bd. 15, S. 1—48, 5 Taf.) 1831 auch die gleichsinnige Auffassung des Franzosen zu erwähnen, statt nur alle die Forscher zu rühmen, die ihm (Goethe) inzwischen beigestimmt hatten. Seinen Feststellungen hätte eine Bezugnahme auf den ihm in der Kernfrage zuvorgekommenen bedeutenden Pariser Anatomen nur freimütigere Anerkennung eingebracht, und alle Prioritätsfrage daran wäre für die Mit- und Nachwelt geklärt gewesen, und zwar für die Nachwelt in dem Sinne, daß im Grunde die so häufige Duplizität der Fälle vorliegt. Jedenfalls aber ist das eine Sache für sich, und es bleibt dabei, daß Goethes Zwischenkieferarbeit 1784 gewissermaßen seine Inauguraldissertation war. — Fehlte ihm nun gleichwohl ein Examen in „Nebenfächern“, das er nicht hätte bestehen können, so war er hinwiederum durch seine sehr hohe geistige Originalität und seine Gabe für Beobachtung des Allgemeingültigen auch vielen Naturforschern voraus. In der heute als irrig verlassenen Wirbeltheorie des Schädels, einem zeitweilig anregend gewesenen und wichtig erschienenen, also jener Ära zugehörigen Problem, hat er unbedingt die volle Originalität und Priorität des Gedankens (1790 brieflich), Oken aber (1805) und demnächst Carus (1818) haben die Priorität der Veröffentlichung gleichsinniger Lehren, so daß Goethes kurze Veröffentlichung hierüber, 1820, die eigenen Auffassungen nur noch in Teilpunkten als neu bieten konnte. Für die Pflanzenmetamorphose (1790) nannte Goethe mehrere Vorgänger, z. B. Linné, später auch C. F. Wolff, für wertvoll hielt er gleichwohl seine Fassung dieser alten Lehre, und mit Recht, wie wir heute sagen müssen, da er volle Originalität und Priorität mit der Theorie der Vervollkommnung durch Differenzierung und Zentralisation behält, die auch die anatomischen Vorträge (1796) durchzieht. Aus bewundernswerter Originalität kam endlich die Zusammenstellung vieler anziehender Beobachtungen zu einer Farbenlehre (1808), obwohl Goethe hierbei sein Können in physikalischer Erklärung weit überschätzt hat. Prof. V. Franz, Jena.

Die „Einsicht“ der Menschenaffen. Die Tierpsychologie ist ein wichtiges Hilfsmittel für Erfassung der Wesensäußerungen des menschlichen Geistes. Anatomisch und entwicklungsgeschichtlich stehen dem Menschen am nächsten die Menschenaffen (Schimpanse, Orang-Utan, Gorilla, Gibbon). Der Bau des Skelettes, der Muskulatur gibt darüber ebenso Auskunft wie die Fügung des Gehirns und die biologischen Verwandtschaftsreaktionen im Blut. — In einer ausführlichen Studie über die Menschenaffen macht W. Schweisheimer in „Natur und Technik“ auf dieses wichtige Kapitel der Tierpsychologie aufmerksam. Es ist notwendig, nicht die in Gefangenschaft und Dressur gehaltenen Tiere zu untersuchen, sondern die möglichst natürlich gehaltenen, fern von angelernten und den Menschen abgesehenen Eigentümlichkeiten. Grundvoraussetzung ist die Anwendung einer richtigen Versuchsmethodik. Sie ist viel bedeutungsvoller als eine sinnreiche Erklärung der Befunde. Bei den gewöhnlichen Prüfungen werden meist zu schwere Fragen gestellt. Auch wenn sie scheinbar richtige Beantwortung finden, sind hier rein menschliche Gedankengänge den Prüfungen des tierischen Denkens zugrunde gelegt. Von großer Bedeutung sind daher die Beobachtungen an Menschenaffen, die erst 7 Jahre lang auf Teneriffa, dann im Berliner Zoologischen Garten in wissenschaftlich einwandfreier Weise in der Hauptsache von Köhler durchgeführt wurden. Köhler ist zu der Überzeugung gelangt, daß den untersuchten Schimpansen „Einsicht“ innewohnt. Der Schimpanse ahmt leicht nach, was er versteht, aber unsäglich schwer, was ihm nicht „einleuchtet“. Den Tieren wurden Aufgaben gestellt, die außerhalb ihres bisherigen Erfahrungskreises lagen. Die Lösung wurde, ohne weitere Beihilfe, ihren eigenen Fähigkeiten überlassen. Nach Köhlers Auffassung, die nicht unbestritten ist, aber von gewichtiger Seite gestützt wird, zeigten die Schimpansen einsichtiges Verhalten von der Art des beim Menschen bekannten. Dabei werden sie freilich nicht immer das tun, was dem Menschen als Klügstes und Zweckmäßigstes erscheinen mag. Die „Umwegversuche“ zeigen schon den Unterschied von anderen Tieren. Der gerade Weg wurde dabei in einer Weise abgeschnitten, die das Hindernis übersehen läßt, das Ziel (Futter) aber nur auf gekrümmtem Weg erreichen läßt. Das Finden des Umweges ist nicht selbstverständlich. Das zeigt sich bei Hühnern, die schon bei der Notwendigkeit viel geringerer Umwege, wenn sie das Ziel durch ein Gitter vor sich sehen, immer wieder gegen das Hindernis anrennen. Der Werkzeuggebrauch wurde den Schimpansen rasch von selbst verständlich. Auch umständliche Werkzeuge werden benutzt, so ein Seil, das man schwingend erklettern muß, um das Ziel zu erreichen. Strohhalme wurden zum Ameisenfang benutzt. Die Schimpansen fressen gern Ameisen. Konnten sie sie nicht mit der Zunge erreichen, so streckten sie Strohhalme durchs Gitter auf den Weg der Ameisen. In wenigen Sekunden war der Strohhalm mit Ameisen bedeckt, worauf die Beute schnell hereingezogen und im Munde abgestreift wurde. Geeignetes Werkzeug stellten sich die Affen her. Um eine Banane außerhalb der Umzäunung zu erreichen, bedurfte es eines Stockes. War keiner da, so brachen sich die Tiere von einem Baum erst einen ab, oder sie rollten ein zusammengerolltes Stück Draht auf, und zwar nur so weit, daß die Länge des aufgerollten und gestreckten Drahtstückes eben bis zum Ziel hinreichte. Drei und vier Kisten wurden zur Erreichung eines hohen Zieles aufeinandergetürmt. Brückenbauten konnten nicht hergestellt werden, also etwa das Auflegen eines Querbalkens auf zwei aufrecht stehende Pfeiler, um dann daraufzusteigen. Hier ist die Grenze der Einsicht gegeben. Die Schimpansen behängen auch ihren Körper mit Gegenständen, um sich zu schmücken. Ein Zusammenarbeiten im Sinn von absichtlicher Arbeitsteilung kommt nicht vor. Jedes Tier will für sich bauen, jedes schleppt Kisten usw. herbei, die dann im Bedarfsfall von einem andern Tier weggenommen werden. So kann der Eindruck entstehen, als helfe das eine Tier dem anderen. Bei aller Überzeugung von der Einsicht der Schimpansen übersieht Köhler nicht den gewaltigen Unterschied, der — schon durch das Fehlen der Sprache — zwischen Menschenaffen und selbst dem primitivsten Menschen besteht. — Von einer Seite allein wird man die behandelten Probleme nicht lösen können. Schweisheimer betrachtet als besonders wichtig den Vergleich mit der Psychologie des unentwickelten Menschengeistes, des Kindes. Auch hier sind kaum erst Anfänge zur Inangriffnahme der Fragen gemacht. — Die vorsichtigen Untersuchungen an Menschenaffen zeigen erst, daß die sogenannten „denkenden“ Hunde und Pferde — soweit nicht Betrug hinter ihnen steckt — Trugschlüsse sind. Von „Einsicht“ kann hier keine Rede sein; es handelt sich um rein mechanische Dressurfolgen, wobei die Zeichen zuweilen vom Dresseur nicht beabsichtigt sind. Nur einwandfreie Methodik wird in der Tierpsychologie weiterhelfen. Dann aber werden, wie Schweisheimer meint, ihre Ergebnisse von größter Bedeutung für die Erkenntnis des menschlichen Geistes in gesundem wie krankem Zustand werden — eine Erkenntnis, die im Vergleich zu gewissen anderen physiologischen Wissensaufbauten bisher noch ganz erstaunlich im Rückstand geblieben ist.

Das Kartell der Auskunfteien Bürgel

Das Kartell der Auskunfteien Bürgel dürfte wohl allen deutschen Handelsfirmen bekannt sein. Zählt doch das Unternehmen zu den bedeutendsten dieses Geschäftszweiges. Es leiht seine Dienste ausschliesslich dem Handelsstande und befasst sich mit der **Erteilung von Kreditauskünften** sowie dem Nachweis von Absatz- und Bezugsquellen. Die Auskunfterteilung über Privatverhältnisse ist ausgeschlossen.

Das Unternehmen hat seinen Sitz in Aachen. In Berlin ist die Hauptauskunftstelle. In etwa 300 Städten des In- und Auslandes befinden sich weitere Zweigstellen. Im Jahre 1883 wurde das Unternehmen in Berlin gegründet. Im Jahre 1903 wurden die Inhaber der Zweigstellen geldlich an dem Unternehmen beteiligt und demgemäss eine Kartell-Organisation geschaffen.

Dass Aachen als Sitz der Leitung des Kartells gewählt wurde, geschah vorwiegend aus organisatorischen Gründen. Im Jahre 1903 bestanden bereits zahlreiche Zweigstellen in Deutschland. Nunmehr sollte die Organisation auch auf die westeuropäischen Länder ausgedehnt werden. Das war von Aachen aus leichter zu bewerkstelligen. Bald entstanden dann auch neben den Auskunftstellen in Deutschland solche in Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Holland, der Schweiz, Spanien, der Türkei. Während des Krieges musste das Kartell eine Anzahl seiner Auskunftstellen schliessen und die Auskunfterteilung benachbarten Zweigstellen übertragen. Nunmehr ist der Wiederaufbau der deutschen Zweigstellen-Organisation fast ganz vollendet. Im Auslande konnten aus begreiflichen Ursachen die früheren Auskunftstellen noch nicht wieder eröffnet werden. Die Auskünfte auf Belgien, Frankreich, England und Holland werden von der Zweigstelle in Aachen, die auf Dänemark, Norwegen und Schweden von Hamburg aus bearbeitet und die auf Russland und die Randstaaten von Königsberg i. Pr. Es befinden sich jedoch im Auslande Zweigstellen in Budapest, Danzig für Polen, Konstantinopel, Madrid, Mülhausen/Els., Wien und Zürich.



Verwaltungsgebäude der Centrale des Kartells der Auskunfteien Bürgel G. m. b. H., Aachen.

Für ein so weitverzweigtes Unternehmen ist es wichtig, dass alle Auskunftstellen gleichmässig ohne Stockung und mit möglichster Zuverlässigkeit zusammenarbeiten. Das wird erreicht durch einen sorgsam organisierten straffen Geschäftsbetrieb. Die Zentrale in Aachen prüft sorgfältig die Eignung etwaiger Bewerber für das Auskunftswesen und beaufsichtigt die Geschäftsführung der Kartellmitglieder.

Trotz des Vorhandenseins von etwa 300 Auskunftstellen ist die Sammlung des Auskunftmaterials an einer Stelle auf das strengste durchgeführt. Den einzelnen Stellen sind genau abgegrenzte Bezirke zur Bearbeitung überwiesen. In den Archiven der einzelnen Auskunftstellen ist das gesamte Auskunftmaterial über die in ihrem Geschäftsbezirk ansässigen Geschäftsleute zusammengezogen. Das verstärkt die Zuverlässigkeit der Auskunfterteilung in hohem Masse. Es ist klar, dass die Erkundungen zuverlässiger sein können, wenn sie von einer Zweigstelle ausgehen, die nur einen engbegrenzten Bezirk zu bearbeiten hat, während auch der Laie sich die Schwierigkeiten vorstellen kann, die entstehen, wenn eine Auskunftei mit nur einem Büro Auskünfte auf entlegene Plätze einziehen muss. Die Zuverlässigkeit der Auskunfterteilung wird weiterhin gefördert, indem die Leitung des Kartells den Auskunftstellen regelmässig jede Woche in grossem Umfange Auskunftunterlagen (Nachrichten über Wechselproteste, Wechselschiebungen, Konkurse, Zwangsvergleiche, Zahlungsschwierigkeiten, Geschäftsaufsichten, Ableistung des Offenbarungseides, Auszüge aus Schwarzlisten wirtschaftlicher Verbände u. a. m.) überweist, die an den einzelnen Plätzen nicht zu beschaffen sind. Diese wichtigen Auskunftunterlagen werden durch eine hierfür besonders eingerichtete Organisation beschafft, und viele sind offenbar andern Auskunfteien nicht zugängig.

Die unmittelbare Berichterstattung aus etwa 300 Auskunftstellen und mit Hilfe von Auskunftunterlagen, die in langen Jahren sorgfältig gesammelt wurden und fortgesetzt ergänzt werden, gewährleistet gehaltvolle, ursprüngliche Auskünfte. So wird eine Leistungsbereitschaft erzielt, wie sie nur eine grosse, weite Handelsgebiete umfassende Auskunftei mit einigen hundert Zweigstellen besitzen kann.

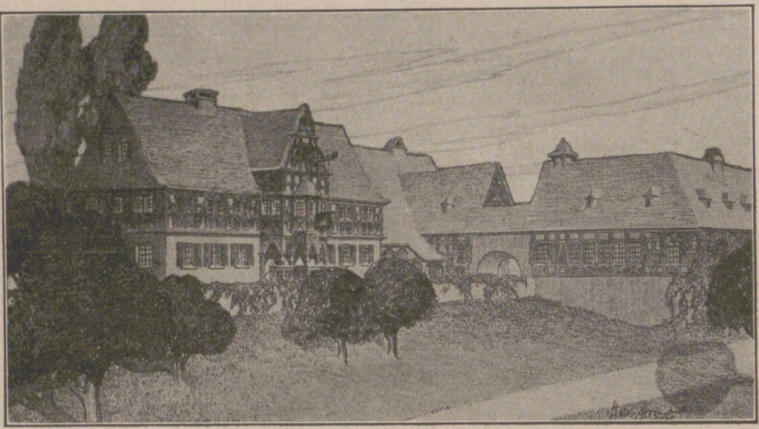
Neben schriftlichen Auskünften werden auch mündliche Auskünfte erteilt. Zu diesem Zweck erhalten die Kunden oder ihre Beauftragten (Reisende) Ausweiskarten, gegen deren Vorzeigung sie in den 300 Zweigstellen der Auskunftei Auskünfte der geschilderten Art erhalten. Diese Ausweiskarten bieten ihrem Besitzer einen Stützpunkt für Anknüpfung neuer und Befestigung bestehender geschäftlicher Beziehungen. — Auch das Nachprüfen uneinziehbarer Forderungen übernehmen die Auskunftstellen des Kartells. Forderungen, die z. Zt. nicht eingangsfähig sind, werden von den Auskunftstellen unter Nachprüfung genommen. Der Gläubiger erhält kostenfreie Nachricht, sobald in Erfahrung gebracht wird, daß der Schuldner wieder in bessere Verhältnisse gekommen ist und zahlen kann oder wenn Gelegenheit geboten ist, durch Vollstreckung einer gerichtlichen Urkunde die Forderung einzuziehen.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass der Tag der letzten Erkundung auf jeder Auskunft deutlich vermerkt ist. Dies Verfahren erhöht die Zuverlässigkeit der Berichterstattung. Der Auskunftempfänger kann sofort feststellen, dass er keine veralteten Archivauskünfte erhält.

Der Umstand, dass die Organisation des Kartells in der Vorkriegszeit einen starken Aufschwung nahm und dass sie die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit überwand, zeugt für die gesunde Grundlage, die dieses Unternehmen hat. Es ist berufen, bei dem Wiederaufbau der Deutschen Wirtschaft eine wichtige Rolle zu spielen. Die Mehrzahl der Firmen der Bank- und Handelswelt zieht ihre Auskünfte bei den Zweigstellen des Kartells der Auskunfteien Bürgel ein.

Reichsausstellung „Deutscher Wein" Koblenz 1925.

Die Reichsausstellung „Deutscher Wein" nimmt Form an. Fieberhafte Tätigkeit herrscht an sämtlichen Bauten im Ausstellungsgelände. Die Ausstellungsleitung glaubt, daß die Öffentlichkeit Interesse hat zu hören, in welchem Rahmen die Reichsausstellung „Deutscher Wein" sich darbieten wird. Das Ausstellungsgelände befindet sich in der städtischen Festhalle und in den Anlagen zum Rhein hin. In dem Säulenbau der Mittelrheinischen Industrie-Ausstellung 1924 werden Durchgänge geschaffen, die zu den Industrie-Anlagen und zum Weindorf führen. Über eine Freitreppe gelangen die Besucher in den Ausstellungshof, haben zur linken und rechten Seite die Hallen für die kulturelle Abteilung und als Mittelstück die 2000 qm große Halle, in der die wirtschaftliche Abteilung Unterkunft findet. Durch die Halle gelangt man wiederum über eine Freitreppe zu den Anlagen des Weindorfes, in dem jedes Weinbaugebiet berücksichtigt worden ist. Typische Häuser in der Bauart der einzelnen Weinbaugebiete geben ein harmonisches und ein Zusammengehörigkeitsbild. Das Weindorf wird zusammen von Weinbau- und Weinhandelsverbänden beschickt, und die Proben der einzelnen Weinbaugebiete werden in denselben von weiblicher Bedienung in ihren Landestrachten kredenzt. Die Gesamtanlage des Weindorfes wird einen kunstgeschichtlichen Beitrag zur Volkskunde der Weinbaugebiete darstellen. Dem Besucher wird Gelegenheit gegeben, auf seinem Rundgang eine kleine Ruhepause einzulegen, um den „Wein als Getränk" kennen zu lernen. Den Abschluß der Ausstellung bildet die chemische Industrie mit einem großen Kalibergwerk, einer Weinbrennerei und Sektverarbeitung.



Eingang zum Weindorf.

In der Festhalle wird die wissenschaftliche Hauptgruppe der Ausstellung Unterkunft finden und einen außergewöhnlich großen Umfang einnehmen. Die Ausschüsse für Ampelographie, Züchtung, für Organographie und Physiologie, für Phthallogie und Rebenveredelung, sowie für Klimatologie und Geologie können heute schon übersehen, welche Stücke zur Ausstellung gelangen. Hier kommt eine wissenschaftliche Musterschau zustande, wie sie bisher selbst ein Museum für Naturkunde nicht aufzuweisen hat. Die bedeutendsten Fachwissenschaftler der deutschen Weinbauinstitute sind als Sachbearbeiter gewonnen. Die Lehr- und Forschungsanstalten der gesamten deutschen Weinbaugebiete haben alle in dankenswerter Weise die Arbeiten gefördert. Auch die Biologische Reichsanstalt in Berlin-Dahlem mit ihren Zweigstellen in Naumburg und Trier wird mit besonderen Präparaten die Veranstaltung beschicken. Sämtliche Rebenveredelungsstellen stehen zur Verfügung.

Sämtliche staatlichen und kommunalen Stellen, sowie die wirtschaftlichen Verbände der Weinbaugebiete von Rhein, Mosel, Saar, Ruwer, Nahe, Glan, Ahr, Lahn, Hessen, Pfalz, Franken, Baden, Württemberg, Saalegebiet, Sachsen und Schlesien gehen als Freunde und Förderer der Reichsausstellung „Deutscher Wein" Hand in Hand. Ein mustergültiges und reibungsloses Arbeiten hat die Vorbereitungen in überraschend kurzer Zeit zu dem heutigen Ergebnis geführt. Die Ausstellungsleitung ist bestrebt, das umfassende Gebiet durch besonders typische Dinge zu erläutern. Alte und neue Kunstwerke sind der Ausstellung freundlichst zur Verfügung gestellt worden, besonders ist die Unterstützung des Koblenzer Unternehmens durch die National-Galerie in Berlin zu erwähnen. Der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Hauptgruppe liegt räumlich in der großen Halle, welche die Abteilung „Der Wein und die deutsche Industrie" aufzunehmen hat. Wie bereits erwähnt, soll die neue Halle in erster Linie den Ausstellungsraum für die Maschinen darstellen. Erfreulicherweise sind die Anforderungen von Seiten der Industrie zur Beschickung dieser Abteilung sehr groß, so daß für die noch dauernd einlaufenden Angebote nur noch ein ganz beschränkter Raum zur Verfügung steht.

Alle deutschen Länder und alle charakteristischen Weinbaugebiete wetteifern in ihren Bemühungen, um zu zeigen, in welcher Art und Weise Land und Leute mit dem deutschen Wein verbunden sind. Wein-Geographie, Weinbau-Geschichte, typische Weinanlagen, historische Stücke, die Erziehungsarten, landesübliche Geräte für Weinbau, Weinbehandlung und dergleichen mehr werden zur Schau stehen. Trotz der Vielheit und Verschiedenartigkeit der deutschen Landschaften kann von einem einheitlichen Bild gesprochen werden. Möge die Arbeit aller, die am Werke beteiligt sind, ihren Lohn finden! Wenn Ziel und Zweck der Ausstellung erreicht werden, so schlingt sich von der Stadt am deutschen Eck, jedem ihrer Gäste ein herzlicher Willkommenzuruf, ein Band durch alle Gaue, die an der Freude von Rheinland und Reich teilnehmen! Möge der Weinstock mit seinen tiefen Wurzeln das Symbol sein, für die Treue, welche die tausendjährige Schicksalsgemeinschaft zusammengefunden hat; möge am Zusammenfluß von Rhein und Mosel bei einem Glase deutschen Weines für uns und unsere Kindeskinder diese Treue aufs neue besiegelt werden! Wer weis, ob es nicht von einem höheren Willen so gefügt ist, daß am Eingange zur Ausstellung am Rhein das Denkmal des Freiheitssängers Max von Schenkendorf steht, der die vaterländische Mahnung geprägt hat: „Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn Ihr einig seid und treu!"

Auch in diesem Sinne will die Ausstellung Zeugnis geben. Nicht ohne Grund ist die Veranstaltung in eine wissenschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Hauptgruppe gegliedert. Sie will unterstreichen, daß Geistes- und Handarbeit zusammenstehen müssen, um gemeinschaftlich die deutsche Kultur zu stützen.

Die Reichsausstellung „Deutscher Wein" stellt sich bewußt in den Dienst des deutschen Wiederaufbaues. Sie sieht hierin ihre hehrste Aufgabe, die zusammengefaßt sei in die Worte: „Für Rheinland und Reich!"

Die Tausendjahrfeier der rheinischen Städte.

Alle rheinischen Gemeinden, die größten wie die kleinsten, rüsten sich, die Tausendjahrfeier festlich zu begehen. Leitgedanke ist für sie dabei die nachdrückliche Betonung der politischen Schicksalsverbundenheit, des unzerbrechlichen Zusammenhanges mit dem Deutschen Reiche; denn nur um die politische Zusammengehörigkeit handelt es sich bei dieser Feier, nicht etwa um das Deutschtum der Rheinufer, das weit älter als 1000 Jahre ist. Von der großen und umfassenden Jahrtausendausstellung Kölns bis zu dem freundlichen Festzuge eines niederrheinischen Dorfes ist ein weiter Schritt. Aber beide Veranstaltungen verbindet das gleiche Gefühl, verbindet der Wunsch, aus vollem Herzen heraus zu verkünden, daß der Rhein deutsch gewesen ist, deutsch ist und deutsch bleiben wird.

Die alte Krönungsstadt Aachen will mit ihrer Jahrtausendausstellung die politische Gemeinschaft von Rhein und Reich unmittelbar darstellen. Die deutsche Königskrönung ist das Hauptthema der Aachener Ausstellung. Ihren festlichen Raum findet sie in den herrlichen Räumen des alten Rathauses. Die alten Reichstädte Wien, Frankfurt a. M., Nürnberg, München haben ihre historischen Kostbarkeiten Aachen zur Verfügung gestellt. Das Aachener Münster steuert aus seinem reichen Schatz das uralte Lotharkreuz, das Brustbild Karls des Großen, Reliquien, Krönungsmäntel und anderes mehr bei. Die Schau umfaßt weiter eine große Anzahl von Urkunden und Handschriften, darunter das Gebetbuch Karls V. mit köstlichen Miniaturen und die Porträtsiegel der deutschen Könige seit Heinrich I.; Werke der Aachener Goldschmiedekunst, Modelle hervorragender Architekturen, Erzeugnisse der Aachener Münze, Darstellungen des alten Aachener Bades, Erinnerungen an den Aachener Schöffenstuhl und die Heiligtumsfahrt ergänzen die Ausstellung. An die historische Schau lehnen sich an: eine Aachener Industrie- und Gewerbeschau





vom 15. Juni bis zum 31. Juli und eine Musik- und Theater-Ausstellung, die das Aachener Stadttheater vom 15. bis zum 31. Mai aus Anlaß seines hundertjährigen Bestehens veranstaltet.

Bonn, die schöne Geburtsstadt Beethovens, stellt bei ihrer Jahrtausendfeier in die erste Reihe ein großes Musikfest, für das hervorragende Solisten und als Gastdirigent Generalmusikdirektor Kleiber-Berlin gewonnen worden sind. Im Mittelpunkt dieses Festes, das vom 18. bis zum 21. Mai dauert, steht eine Aufführung der Missa solemnis von Beethoven. Am 16. Mai veranstaltet der Verband Bonner Frauenvereine ein Festspiel mit musikalischer Begleitung unter dem Titel „Frauenleben im letzten Jahrtausend“. Das Spiel soll die Wandlung des Frauenideals im Laufe der Zeiten schildern. Künstlerischer Beirat ist Haas-Berkow. Am 24. Mai folgt ein großes historisches Festspiel in der Beethovenhalle „Bonn im letzten Jahrtausend im Spiegel der rheinischen und deutschen Geschichte“. In 12 Bildern werden die Geschicke der Stadt und ihrer Umgebung dargestellt werden. Jedes Jahrhundert kehrt im Bilde eines hervorragenden geschichtlichen Ereignisses wieder. Viele andere Festveranstaltungen, darunter Rheinfahrten und Rheinuferbeleuchtung, ergänzen diese Pläne.

Die Veranstaltungen der Stadt Duisburg sollen in ihrer Gesamtheit dem Aufbau und der Pflege des Heimatsinnes dienen. Sie wollen betonen, daß die Stadt der Industrie und der großen Häfen auch eine Stadt der Kunst ist. Die Ausstellungen Duisburgs haben bereits am 16. März mit einer Schau niederrheinischer Malerei und Plastik ihren Anfang genommen. In Vorbereitung ist eine Lehmbruck-Gedächtnisausstellung, die den in Duisburg-Meiderich geborenen Plastiker feiern soll. Während der Festwoche vom 6. bis zum 14. Juni wird eine Ausstellung „Niederrheinisches Kunstgewerbe und Volkskunst“ gezeigt werden. Auch die darauffolgende Ausstellung „Der gute Industriebau“ dient dem Gedanken, das Schauspiel der Industriestadt zu verschönen. Die lange Reihe der Ausstellungen beschließt eine Schau aus der Geschichte Duisburgs und des Niederrheins, die besonders wertvoll zu werden verspricht durch die Ausstellungsgegenstände, die sich auf Kortum, Kotzebue, die ehemalige Duisburger Universität







und andere Berühmtheiten der Duisburger Geschichte beziehen. Das Duisburger Stadttheater wird Festaufführungen von „Lohengrin“, „Oberon“ und Hebbels „Nibelungen“ beisteuern. In einer Musikwoche vom 15. bis zum 20. Juni sollen namentlich junge rheinische Komponisten zu Worte kommen. Unter den sonstigen Veranstaltungen sei noch besonders eine große Schiffsschau auf dem Rhein erwähnt.

Die Ausstellungsstadt Düsseldorf wurde durch die noch immer andauernde Besetzung gehindert, bereits zur Jahrtausendfeier mit einer großen Ausstellung auf dem Plan zu sein. Sie wird erst im Jahre 1926 mit der Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen Gelegenheit finden, sich in ihrem alten Glanze zu zeigen. Unter den Jubiläumsausstellungen 1925 steht in erster Reihe eine große Kunstausstellung, die vom 30. Mai bis zum 4. Oktober dauern wird, und die in eine geschichtliche und eine moderne Abteilung zerfällt. Die Abteilung „Die letzten 100 Jahre der rheinischen Malerei“ verspricht eine wertvolle Ergänzung der großen deutschen Jahrhundertausstellung zu werden, die 1906 in Berlin stattfand. Die moderne Abteilung wird einen Überblick über das letzte Schaffen der Düsseldorfer und zahlreicher eingeladener deutscher Künstler geben. — Vom 30. Mai bis zum 15. Juli wird die Jagd- und Fischerei-Ausstellung dauern, für die die Staatsforsten der preußischen Provinzen, die einzelnen Länder, große Jagdorganisationen und zahlreiche bekannte Jäger Kollektivausstellungen angemeldet haben. Die Abteilung „Fischerei“ zeigt große Aquarien und Terrarien und neben zahlreichen anderen Darstellungen auch eine umfassende Ausstellung der Hochseefischerei. Von den übrigen Ausstellungen seien noch erwähnt: eine besonders für die Industrie bemerkenswerte Gießerei-Ausstellung (20. August bis 13. September), eine große Gartenbau- und Bindekunst-Ausstellung (19. bis 27. September) und eine Obst- und Gemüse-Ausstellung (2. bis 4. Oktober).

Am 18. Juni tritt in Düsseldorf der rheinische Provinziallandtag in Anwesenheit der Vertreter des Reiches und der Länder zu der großen amtlichen Rheinlandfeier zusammen. Aus diesem Anlaß veranstaltet der Künstlerverein „Malkasten“ am gleichen Tage ein großes Festspiel „Wirken und Werden“, das unter

Aufbietung Hunderter von Mitwirkenden und des ganzen sehr bedeutenden Besitzes des „Malkastens“ an geschichtlichen Kostümen zu einem großen Ereignis zu werden verspricht.

Elberfeld veranstaltet aus Anlaß der Tausendjahrfeier in Verbindung mit dem Bergischen Geschichtsverein eine Heimatausstellung, die die Entwicklung der Stadt in sozialer und kultureller Hinsicht schildern will. An erster Stelle steht dabei in der Stadt, nach der das Elberfelder System benannt wurde, das Wohlfahrtswesen. Diese Abteilung der Ausstellung soll zunächst die organische Entwicklung der Wohlfahrtspflege zur Schau bringen. Ferner wird hier die praktische Handhabung der amtlichen und der freien Wohlfahrtspflege in graphischer und figürlicher Form, durch Urkunden, Landkarten, Bilder, Modelle, Denkmünzen dargestellt. Die zweite Abteilung „Bauliche Entwicklung und Verkehrsgestaltung“ schildert das städtebauliche Werden der Stadt, das Verkehrswesen und die Verkehrsmittel, unter denen besonders die Schwebebahn zu nennen ist, ferner Stadion, Sport- und Spielplätze und Friedhofswesen. An diese Heimatausstellung, die am 21. Mai eröffnet wird, reiht sich am 24. Mai eine Ausstellung der Bergischen Kunstgenossenschaft, auf der die bergischen Künstler zu Worte kommen. Unter den zahlreichen anderen Veranstaltungen seien besonders erwähnt: die Errichtung eines deutschen Ehrenhains durch die Schulen am 23. Mai, die Beleuchtung der Höhen um Elberfeld am Abend des gleichen Tages und ein großes Sportfest im bergischen Stadion zu Elberfeld am 24. Mai.

Die Bedeutung Essens als Zentrale eines großen Arbeitslandes gibt den Essener Veranstaltungen ihr besonderes Gepräge. Sie sollen der hart arbeitenden und der zum großen Teil aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung zu einem Teile Anregung für ihren Beruf, zum andern Erholung von der Arbeit gewähren. Die vom 9. bis zum 24. Mai dauernde Ausstellung „Unser Sport“ wird ein umfassendes Bild aller Leibesübungen bieten. Sie bringt in ihrer ersten Abteilung die von der Industrie für alle Sportarten hergestellten Gegenstände zur Schau, schildert in der zweiten Abteilung Sport, Turnen, Spiel und Wandern in den Vereinen, Verbänden und Lehranstalten, gibt in ihrem dritten Teile eine Darstellung der Sportwissenschaft

nebst Geschichte und Kultur der Leibesübungen, Sporthygiene, Sporttechnik, Übungsstätten und umfaßt schließlich in ihrer vierten Abteilung die allgemeinen Beziehungen von Turnen, Sport, Spiel und Wandern zu anderen Lebenszweigen.

Vom 18. Juli bis zum 16. August findet eine Bau-Ausstellung statt, die das Bau- und Wohnungswesen, die wichtigste Angelegenheit des Industriegebietes, behandelt. Dem Industriebau ist dabei besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Vereine des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieure zeigen eine Sonderausstellung „Deutsches Bauwesen“.

Die dritte große Ausstellung Essens wird den Zusammenhang von Arbeit und Gesundheit zeigen. Sie wird als Ausstellung für Gewerbehygiene und Unfallverhütung, für Arbeitswirtschaft und Arbeitseignung unter dem Namen „Gesundheit und Arbeit“ am 13. September eröffnet und dauert bis zum 25. September.

Coblenz feiert das Rheinland als Weinland mit der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ in der Zeit vom 8. August bis zum 13. September. Es hieße die Anziehungskraft, die diese Ausstellung schon durch ihren Namen ausübt, schmälern, wollte man sie in ihre einzelnen Abteilungen zergliedern und von Ausschüssen für Ampelographie, Organographie, Klimatologie und anderen schönen Dingen sprechen. So viel soll aber gesagt werden, daß in der wissenschaftlichen Abteilung der Ausstellung eine Musterschau zustande kommt, wie sie bisher wohl selbst ein Museum für Naturkunde nicht aufzuweisen hat. Alle deutschen Weinbaugebiete sind an der Ausstellung beteiligt. Die Abteilung „Der Wein und die deutsche Kultur“ wird eine auserlesene Sammlung von Gegenständen bringen, die den vielfältigen Beziehungen des Weines zum deutschen und vor allem zum rheinischen Volkstum Ausdruck verleiht. Besonders umfassend wird die Abteilung „Der Wein und die deutsche Industrie“ werden. In der Abteilung „Weinpropoganda“ errichten die deutschen Weinbaugebiete typische Häuser, die als Ganzes ein schönes deutsches Weindorf darstellen. Von besonderem Reiz wird es für die Besucher sein, in der Abteilung „Weinverarbeitung“ die Fabrikation des Schaumweines zu studieren. Vom 5. bis zum 8. September wird in Coblenz der 32. deutsche Weinbaukongreß tagen. Unter den übrigen Veranstaltungen ragt noch besonders hervor die

betriebswissenschaftliche Ausstellung des Vereins deutscher Ingenieure vom 1. bis zum 20. Oktober.

In den Mittelpunkt seiner und der rheinischen Veranstaltungen überhaupt rückt Köln seine Jahrtausendausstellung, eine Schau über 1000 Jahre rheinisch-deutscher Kultur, die am 15. Mai eröffnet wird. Die Ausstellung bringt einen Überblick über die gesamte historische, politische, kirchliche, kulturhistorische und wirtschaftliche Entwicklung der Rheinlande seit dem 10. Jahrhundert. Als Grundlage hierfür dient eine Darstellung der geographischen Beschaffenheit des Rheinlandes, in der Bilder und Modelle die Schönheit der Landschaft zeigen sollen. Den Glanzpunkt der Ausstellung bildet, wie es sich im alten heiligen Köln von selbst versteht, die Abteilung „Kirchliche Kunst“. In einer Abteilung wird der rheinische Städtebau gezeigt werden von den ältesten Stadtanlagen an bis zur modernen Großstadt. Eine besondere Gruppe stellt die Bauernkultur im Rheinlande dar. Die große wirtschaftliche und soziale Abteilung wird die Entwicklung der Rheinlande auf diesem Gebiete veranschaulichen. Das Oberpräsidium und die Provinzialverwaltung stellen in dieser Gruppe die Tätigkeit ihrer Behörden seit 1815 dar. Daran gliedern sich Ausstellungen der rheinischen Großstädte und schließlich eine Darstellung der interkommunalen Bestrebungen des Ruhrgebietes. Unter den Ausstellungen der einzelnen Wirtschaftszweige werden besonders hervorragen die Ausstellung der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz, des Bergbaues, der Metallindustrie und der chemischen Industrie. In einer besonderen Abteilung wird die alte Hansestadt die Entwicklung des rheinischen Großhandels im Mittelalter und seit Beginn des 19. Jahrhunderts darstellen. Dabei wird das Bank- und Börsenwesen besonders berücksichtigt werden. Große Anziehungskraft wird die Abteilung Rheinschiffahrt besitzen in ihrer gegensätzlichen Darstellung der alten und neuen Zeit. In der sozialen Abteilung werden die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, die Baugenossenschaften, die Konsumvereine, die Frauenvereine und die Wohltätigkeitsverbände eine sehenswerte Ausstellung zusammenbringen. Einen großen Raum wird schließlich auch das rheinische Handwerk einnehmen. In allen Abteilungen soll zugleich an die Persönlichkeiten erinnert werden, die auf die Geschicke des Rheinlandes wegweisend oder

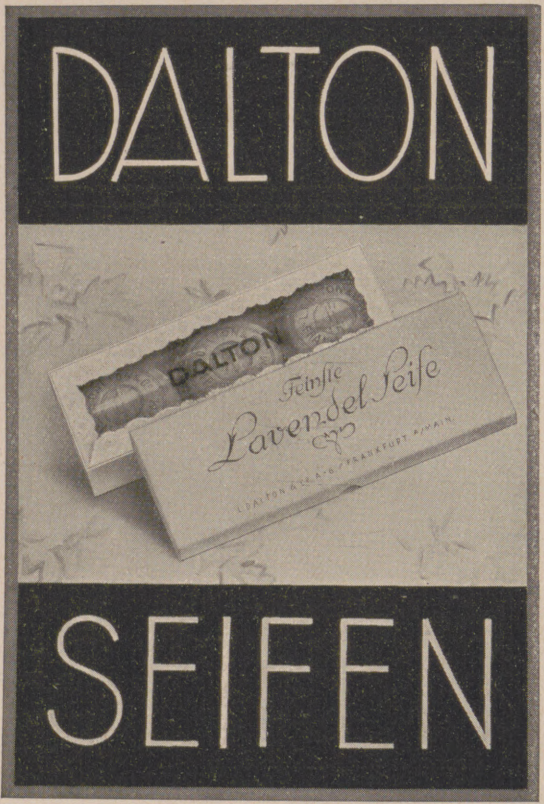
gestaltend einwirkten. Alles in allem wird in Köln eine Zusammenstellung von hervorragenden Schätzen gezeigt werden, die diese Rückschau auf 1000 Jahre rheinischer Vergangenheit zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges machen.

Auch die Stadt Trier, die älteste Siedlung auf germanischem Boden und heute der äußerste deutsche Vorposten der Westmark, die schöne Weinstadt an der Mosel, will hinter den Schwesterstädten am Rhein nicht zurückstehen. In den Tagen vom 3. bis zum 6. Mai veranstaltet die Stadt gemeinsam mit Saarbrücken und Koblenz ein großes mittelrheinisches Musikfest. Die vereinigten Orchester und Chöre der drei Städte wirken hierbei mit ersten Solisten zusammen. Eine besondere Note wird das Musikfest durch die Uraufführung einer Reihe von preisgekrönten Kompositionen junger Tonkünstler erhalten. Die Woche vom 10. bis zum 17. Mai bringt Festspiele im Stadttheater in besonders glänzender Ausstattung. An den Sonntagen der ganzen Sommerzeit wird als Freilichtspiel in den Kaiserthermen ein Heimatspiel des Dichters Weismantel aufgeführt werden, dessen Stoff der Geschichte der Stadt und des Kurstaates Trier entnommen ist.

Vom 2. August bis zum 13. September dauert die Trierer Gewerbeschau. Sie bezweckt die Erlangung neuer Arbeitsgedanken, eine hieraus erwachsende geistige Hebung des allgemeinen Gewerbefleißes und eine Erweiterung des Absatzgebietes. In erster Linie sollen hier Industrie, Gewerbe, Handel und Handwerk des Regierungsbezirkes Trier mit Einschluß von Birkenfeld und dem Saargebiet ihre Erzeugnisse zur Schau stellen. Von besonderem Wert wird also diese Ausstellung für das aus seinen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen herausgerissene deutsche Saarland sein.

Zahlreich und vielfältig sind, wie man sieht, die Veranstaltungen der rheinischen Städte in diesem Gedächtnisjahre. Niemand wird alles das sehen können, was ihn hier anlocken möchte. Dennoch wünscht das Rheinland, daß viele vieles sehen möchten. Denn wie jede Veranstaltung zeigen soll, daß sich das Rheinland eins und verbunden mit dem Reich fühlt, so sollte in diesem Jahre auch jeder Deutsche, der sich auf Reisen begibt, es als seine Pflicht ansehen, dem Rheinland seine Treue und seine Anhänglichkeit zu zeigen.


TRANCE
DER TALISMAN DER DAME
DER BELIEBTE MODEDUFT
Parfüm
Seife
Puder
Brillantine
Kopfwasser
Toilettewasser
Eau de Cologne
TERAS HAUS
MAX SCHWARZLOSE
BERLIN


DALTON
DALTON
Feinste Lavendel Seife
SEIFEN


Braunschweig
Gegründet 1837
ZW
PIANOS
ZEITTER u. WINKELMANN
Auf Anfrage
werden die Platzvertreter genannt.




Selbsthilfe!



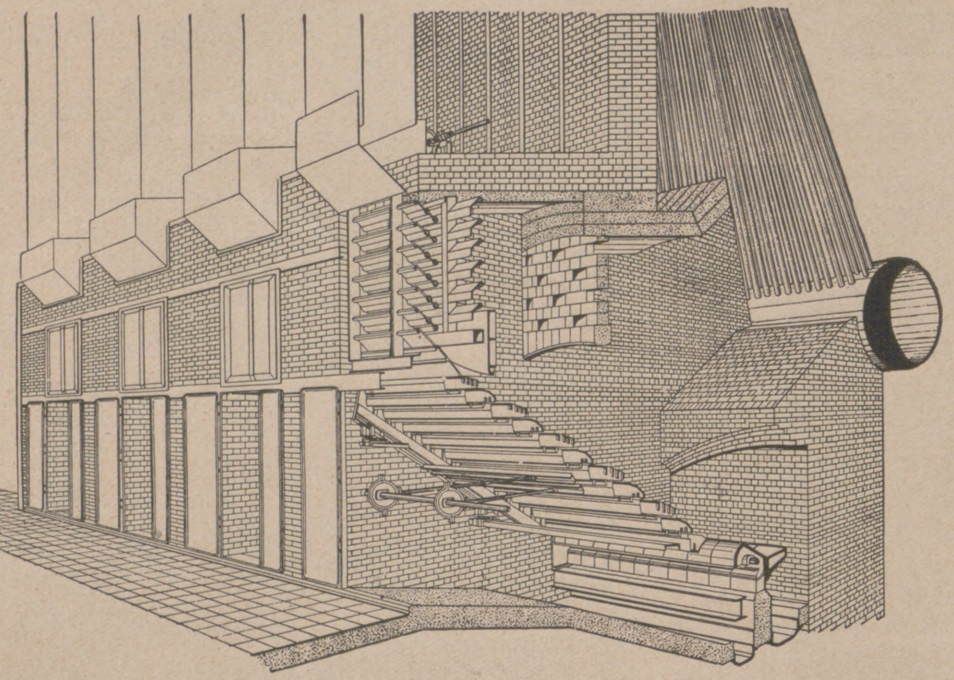

Rechnung


Hulstkamp
Liköre
Oude Genever
ROTTERDAM
HOLLAND
DEUTSCHLAND
DÜSSELDORF
Seit 1775 auf allen Erdteilen greifbar u. beliebt
Für Deutschland: H. A. C. Westphal, Düsseldorf, Loewenhaus


PERFA
IHR AUGE
erreicht bei Fehlsichtigkeit wieder die Leistung der Normalsichtigen durch das in jeder Blickrichtung punktscharfe Abbildung vermittelnde
PERFA
Punktuell-Glas
Verlangen Sie bei Ihrem Optiker stets das Perfa-Glas aus den Optischen Werken
G. RODENSTOCK
MÜNCHEN X
Druckschrift „Perfa B" kostenlos


Liegnitzer
Ring-Ausziehtisch
D.R.P.
Durch einen Handgriff rund zu vergrössern.
Jede Stilart! 4 Grössen!
In allen Möbelgeschäften!
Alleinige Hersteller H. Fritsche & Co., Liegnitz


CLARFELD-BESTECKE
ANKERMÆNNCHEN mit der MARKE
ALPACCA · SILBERWEISS UNVERWÜSTLICH
CLARFELD SILBER BESTER ERSATZ FÜR ECHT
CLARFELD & SPRINGMEYER A.G. HEMER i/W GEGR. 1858



WOLF & NETTMANN
KÖLN

BÜROS: DARMSTÄDTER- UND NATIONALBANK

Ausführung von Feuerungsanlagen
in Großkraftwerken

*

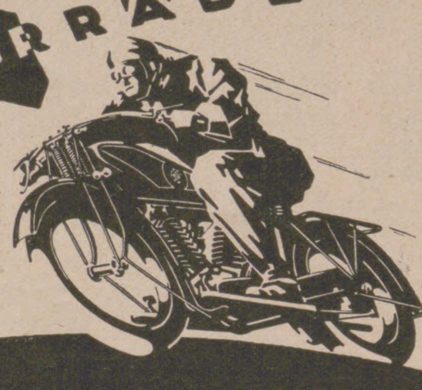
Beratung und Projektierung

*

Referenzen
von den bedeutendsten Großkraftwerken
Europas

TELEGRAMM-ADRESSEN: ENTROPIE ODER FEUERWOLF

NSU MOTORRÄDER



Unsere Sportmodelle
befriedigen durch erhöhte Schnelligkeit ein gesundes Sportbedürfnis des Motorradfahrers. Die gute Konstruktion gestattet dem Besitzer, sich an Prüfungsfahrten auf längsten und schwierigsten Strecken mit Erfolg zu beteiligen. Aber auch im täglichen Gebrauch des Motorrades verbürgt die Bauart eine absolute Betriebssicherheit und Leistungsfähigkeit von langer Dauer.

NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G. - NECKARSULM

Ehrenpflicht

im In- und Ausland ist es, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die

Leipziger „Illustrirte Zeitung"

von J. J. Weber in Leipzig

nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringe Bezugsgebühr (Preisangabe am Kopf der S. 737) vor allem

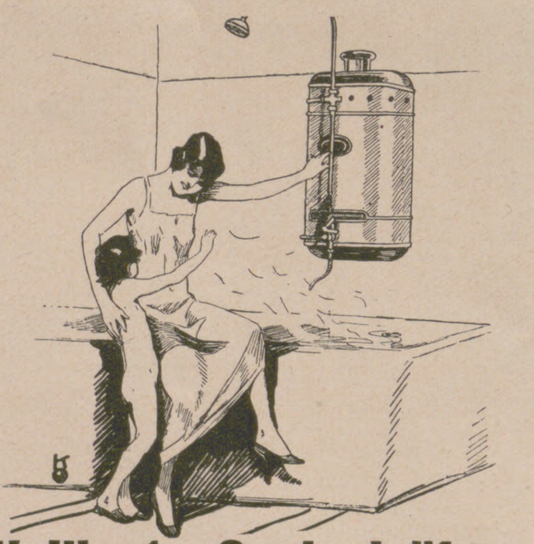
ständig zu halten.

Kübler's
gestrickte Kinderkleidung



Elegant gesund dauerhaft

Verkaufsstellen weisen nach:
Paul Kübler & Co., G.m.b.H., Stuttgart-O. 103.



Vaillants Gasbadeöfen.

Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe 17 kostenlos.

Joh. Vaillant * Remscheid.

Cirine flüssiges Bohnerwachs



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken **Deutschland:** Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 1;
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger;
Deutsch-Oesterreich: Oesterr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg.
Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre:
„Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäss?"

Torpedo



WEILWERKE A.G. FRANKFURT a/M. RÖDELHEIM

„DIANA" Wideburg & Co.
Eisenberg 4
S.-A. (Thür.) Deutschland



Züchterei und Handlung edler Rassehunde.

Versand aller Rassen (Luxus-, Schoss-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde) unter Garantie der Rassereinheit und guter gesunder Ankunft nach allen Ländern.
Für Uebersee beste Versandvorkehrungen.
Illustrierter Katalog 1 Reichsmark, auch in Briefmarken aller Länder.

AWS FABRIK-MARKE



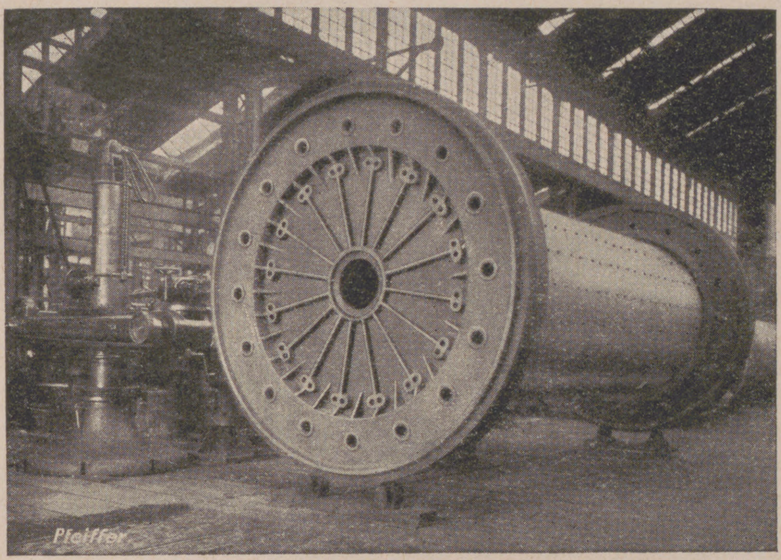
Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK
ALLEINIGE FABRIKANTIN: AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.

Gebr. Pfeiffer Barbarossawerke A.-G.
Kaiserslautern



Neuzeitliche Einrichtungen von
Zement-, Kalk-, Gips-
und Phosphatwerken

Grossdrehöfen - Trockenrohre

Selbsttätige Schachtöfen „Patent Thiele"

Pfeiffer's sieblose Mahlanlagen
mit Windsichtung
zur Erreichung höchster Feinheiten.

Zahlreiche D. R. P. u. Auslandspatente.

Mahlanlagen für Farben, Kakao, Zucker. — Hartzerkleinerungs- u. Sichtanlagen.

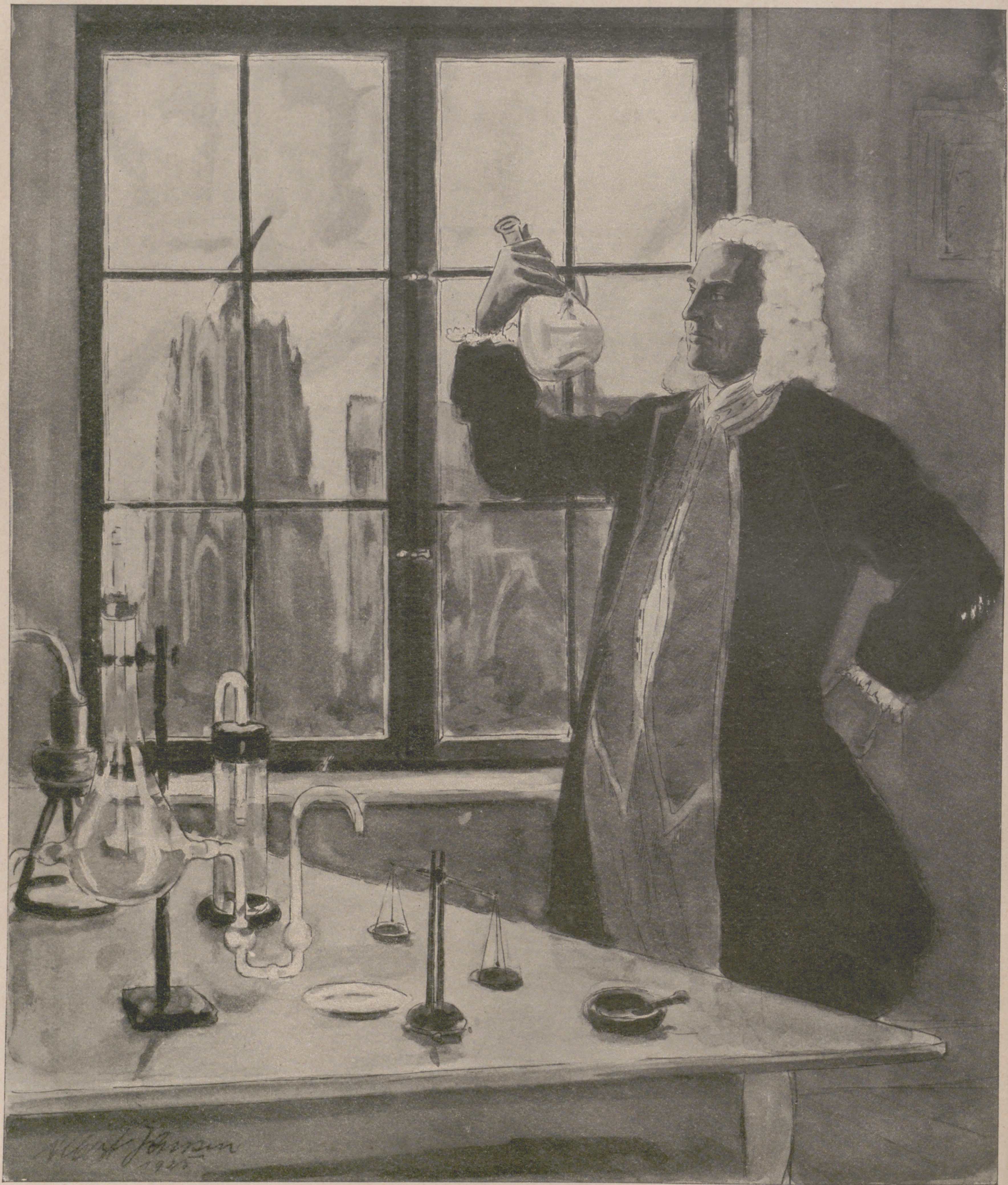
Indanthren

Wasch- u. lichtechte Hemden oder Blusen

sind der Wunsch jeder Hausfrau. Sie haben keinen Ärger über in der Wäsche ausgelaufene Farben, wenn Sie beim Kauf von Geweben oder Garnen aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide mit obiger Schutzmarke ausgezeichnete Waren verlangen.

Indanthrenfarbig
bedeutet
waschecht, lichtecht
tragecht, wetterecht

Vorstehendes Zeichen bietet Ihnen Gewähr für unübertroffene Farbechtheit.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4184 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band



Genf und der Mont=Blanc.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4184. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 21. Mai 1925.





Flims, Dorf und Waldhäuser.



Tarasp-Schuls-Vulpera, Tennisplätze.



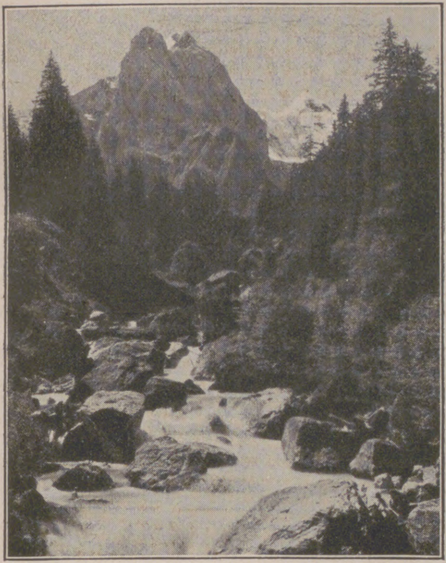
Uetliberg, Blick auf Zürichsee und Glärnischkette.

SOMMER IN DER SCHWEIZ

Zahlreiche Höhenkurorte, wundervolle Ausflüge und Spaziergänge, Hochtouren, Radsport, Automobilsport usw.

Für Auskünfte jeder Art über Reisen, Fahrkarten, Kurorte, Heilbäder und Sanatorien, sportliche und künstlerische Veranstaltungen, sowie öffentliche und private Erziehungsanstalten, Sehenswürdigkeiten usw. wende man sich an die

Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich und Lausanne.
Amtliche Auskunftsstelle der schweizerischen Bundesbahnen, Berlin NW 7,
Unter den Linden 57/58 und alle Reiseagenturen, **sowie alle Verkehrsbureaux** der untenstehenden Kurorte.



Meiringen, Wetterhorngruppe an der Gr. Scheidegg.

GRAUBÜNDEN

AROSA. Berühmter Jahres-Kurort und Sommersportplatz auf 1800 m Höhe. **FLIMS.** Das alpine Seebad 1150 m ü. M. in den herrlichsten Wäldern Graubündens. **PONTRESINA.** 1803 m ü. M. Das Oberengadiner Kur- und Touristenzentrum. **TARASP-SCHULS-VULPERA.** Das bedeutendste Bad der Schweiz, 1250 m. Engadin (Prospekt Nr. 42). **CHUR.** Das Eingangstor zu sämtlichen Kurorten Graubündens. **DAVOS.** 1500—1800 m. Erfolgsichere Kuren. Genussreicher Sommeraufenthalt. **KLOSTERS.** 1250 m ü. M. Prächtige Wälder, Hochtouren, Tennis, Schwimmen.

BERNER OBERLAND

ADELBODEN. 1356 m. Sommer-Kurort und Sportplatz. Tennis. Fischerei. Erstklassiges Klettergebiet. **GSTAAD** (Montreux-Interlaken). Exkursionszentrum, Angelsport, Tennis, Fechtturnier, Heilgymnastik, Bergfeste, „Tontaubenschiessen". **INTERLAKEN'S** Besuch und ein Aufenthalt in dort gehören mit in jedes Programm einer Schweizerreise. Ausgangspunkt zum Besuche des Berner Oberlandes. **SCHYNIGE PLATTE** Bahn, **JUNGFRAUBAHN** 3457 m. **GRINDELWALD.** Gletscher, **LAUTERBRUNNEN** — Trummelbach. Höhenorte: **MÜRREN-WENGEN. MEIRINGEN.** Hauptstation an der Brünigbahn. Zentrum für Auswanderungen und Hochtouren. Aareschlucht. Reichenbachfälle. **KANDERSTEG.** Sommer- und Winterkurort. Linie Bern-Lötschberg-Simplon.



Bei St. Nicolas

DAS WALLIS

Das grösste Sport- und Verkehrsgebiet der Alpen. Ausgezeichnete klimatische Verhältnisse. Bade- und Kurorte in einer Höhenlage von 400 bis 2000 m ü. M. Empfohlene Kurorte: **ST. NICOLAS,** 1120 m. **FINHAUT,** 1237 m. **LEUKERBAD,** 1411 m. **MONTANA,** 1500 m. **ST. LUC,** 1643 m. **EGGISHORN,** 2200 m. **JUNGFRAUJOCH,** 3457 m. **CHAMPEX,** 1460 m. **MARTIGNY-CHAMONIX.** Kühne, malerische, elektrische Bahnlinie, die die Züge des Simplon (Paris-Mailand) mit dem Mont-Blanc-Gebiet verbindet. **ZERMATT,** 1620 m, am Fusse des Matterhorn mit der berühmten **GORNERGRATBAHN** (3136 m).

GENFERSEE

GENF. Sitz des Völkerbundes. Idealer Aufenthalt. Zentrum für Automobilausflüge. Golf. **LAUSANNE.** Zentrum für Ausflüge in der romanischen Schweiz. Golf. **MONTREUX.** Idealer Aufenthalt für jede Jahreszeit. Prächtige Ausflüge mit der Montreux-Berner-Oberlandbahn. **VEVEY.** Idealer Mittelpunkt für Ausflüge auf den See und ins Gebirge. 16 Hotels, alle Sportgelegenheiten. **VILLARS** (Bex)-**CHESIERES-ARVEYES.** 1300 m. Golf, Schwimmen, Heilgymnastik.

ZENTRALSCHWEIZ

LUZERN am herrlichen Vierwaldstättersee. Kasino, Bälle, Seenachtfeste, Sport, Ausflüge per Automobil, Dampfer, Bergbahnen. **ANDERMATT.** Bevorzugte Sommerstation im Zentrum des Gotthardmassivs. **ENGELBERG.** Erstklassiger Luftkurort. Spaziergänge. Bergsport. Landhockey.

OSTSCHWEIZ

ZÜRICH, das intellektuelle und kommerzielle Zentrum der Schweiz. Der Ausgangspunkt für Schweizerreisen. Das schweizerische **BODENSEE-**Ufer, das **APPENZELLERLAND** und das **TOGGENBURG** gehören zu den bevorzugtesten Touristen- und Kurgebieten.

Allgemeine Notizen.

Deutsche Schulsammlung in Lettland. Der Chef des deutschen Schulwesens in Lettland erläßt gemeinsam mit der Zentrale Deutsch-Baltischer Arbeit und dem Deutschen Elternverband einen Aufruf für eine Sammlung, deren Ertrag dem Ausbau des deutschen Schulwesens in Lettland dienen soll; die Parole „Kein deutsches Kind ohne deutsche Schule“ müsse zur Tat werden.

Die soeben erschienene Statistik des Reichspatentamts führt das starke Anwachsen des Arbeitsumfangs dieser Behörde vor Augen. Im Jahr 1924 sind 56 831 Patentanmeldungen gegen 45 209 im Vorjahr eingegangen. Das Jahr 1924 übertrifft damit das bisherige stärkste Inflationsjahr 1921 (mit 56 721) und das stärkste Vorkriegsjahr 1913 (mit 49 532). Ende 1924 waren 75 466 Patente in Kraft. Am stärksten sind die Patentanmeldungen in den Klassen Elektrotechnik (Radiotechnik), Motorwagen und Chemie gewachsen. Den Löwenanteil an der Zunahme haben die deutschen Erfinder (31,6 v. H. gegenüber dem Vorjahr); das Ausland hat nur 2,5 v. H. Anmeldungen mehr eingereicht. Noch stärker sind im Jahr 1924 die Gebrauchsmusteranmeldungen gestiegen (53 884 gegen 37 200 im Jahr 1923). Der Stand von 1913 (mit 62 678) ist hier noch nicht erreicht. Die Warenzeichenanmeldungen haben um 82 v. H. gegenüber dem Vorjahr zugenommen und wie die Patentanmeldungen das letzte Friedensjahr 1913 und das Inflationsjahr 1921 übertroffen.

Slevogt im Britischen Museum. Dem Britischen Museum in London hat jetzt der verdienstvolle Leiter des dortigen Kupferstichkabinetts, Campbell Dodgson, der einer der besten Kenner der alten und neuen deutschen Graphik ist, ein graphisches Hauptwerk von Prof. Max Slevogt zum Geschenk gemacht. Es sind die 303 Lithographien Slevogts zu seiner bekannten Ausgabe von Goethes Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini in gewöhnlichen Abdrücken und in Probeabdrücken.

Eine Verkehrskarte der Ostseebäder. Der Werbeausschuß für den Lübecker Hafen in Lübeck, Breite Straße 6, versendet auf Anfordern kostenlos eine Verkehrskarte, aus der sich eine Übersicht über die Verkehrsmöglichkeiten von Lübeck nach den Ostseebädern ergibt. Die Länder sind durch auffällige Farbengebung gekennzeichnet. Hauptstraßen, Schiffslinien und Eisenbahnen sind besonders hervorgehoben.

Eine vorteilhafte Nordlandfahrt veranstaltet die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit ihrem neuen 20000 Tonnen-Doppelschrauben-Motorschiff „Monte Sarmiento". Dieses moderne Schiff bietet infolge seiner Raumeinteilung und seiner praktischen Kabineneinrichtungen einer großen Zahl von Reiselustigen Platz. Die Kosten sind auf 200 Mark (Mindestbetrag) bis 390 Mark (Meistbetrag) für eine 16tägige Nordlandreise durch die schönsten Fjorde Westnorwegens bis hinauf zum Nordkap und zurück bemessen, die volle Verpflegung sowie auch das Ein- und Ausbooten an den Anlaufhäfen einschließen. Näheres über die Reise ist in dem ausführlichen Prospekt ersichtlich, der von dem Hauptbureau der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Hamburg, Holzbrücke 8, sowie von deren sämtlichen Vertretungen und von den bekannten Reisebureaus kostenlos bezogen werden kann.

1800 Gewitter entladen sich durchschnittlich in jeder Minute. Auf die Sekunde kommen 100 Blitze, auf die Stunde 360000. Diese erstaunlichen Zahlen finden sich in einer statistischen Abhandlung von C. P. Brooks, die das Meteorologische Amt des englischen Luftministeriums veröffentlicht. Nach den Feststellungen von Brooks zählt man im ganzen Jahr 16 Millionen Gewitter oder 44000 täglich. In dieser Statistik sind die Berichte von mehr als 3000 Wetterstationen verarbeitet. Auf einzelnen tropischen Stationen sind in den Regenzeiten die Gewitter so häufig, daß die Beobachter sie gar nicht alle in ihre Register eintragen können. Die gewitterreichste Gegend der Erde dürfte Java sein, und deshalb wird man dieses Land bei der Wahl der Luftwege nach Australien möglichst vermeiden.

Zwei wertvolle Medaillen des hervorragenden Münchner Medailleurs Regierungsrat Josef Bernhart hat die Firma Müller & Sohn in München, Schäfflerstraße 9, zur Ausgabe gebracht. Die eine ist aus Anlaß der Eröffnung des Neuen Deutschen Museums geprägt worden und zeigt das meisterhaft gelungene Bildnis Oskar v. Miller mit entsprechender Inschrift; die andere ist eine Hindenburg-Medaille. Beide sind hochkünstlerisch ausgeführte prächtige Erinnerungszeichen, die allen Freunden von Münzen und Medaillen hochwillkommen sein werden. Notwendig ist es aber, sich sofort an genannte Firma zu wenden, da nur eine beschränkte Anzahl dieser beiden Medaillen vorhanden ist.

Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thür.

Illustrirte Zeitung



Die Begrüßung des Reichspräsidenten v. Hindenburg bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof Heerstraße in Berlin am 11. Mai. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Reinhold Koch-Zeuthen.

Das Bild zeigt das zehnjährige Töchterchen des Reichskanzlers Dr. Luther beim Überreichen eines Blumenstraußes und beim Aufsagen folgenden, vom Reichskanzler selbst verfaßten poetischen Grußes:
Die, vielen deutschen Dirn' und Jungen, / Die oft des Helden Lob gesungen, / Sie bitten Dich aus Herzensgrund / Durch eines deutschen Mädels Mund: / Führ' uns auf friedensvoller Bahn / Zu neuem Glücke nun bergan! / Wir sind die Zukunft, sind die Saat, / Wir wollen wachsen stark und grad'. / Sei uns ein guter Gärtnersmann! / Dir helfe Gott, der helfen kann!



Reichspräsident v. Hindenburg beim Verlassen des Reichstagsgebäudes nach erfolgter Vereidigung. Rechts neben Hindenburg: Reichskanzler Dr. Luther; links neben Hindenburg: Der Präsident des Reichstags Paul Loebe.



Reichspräsident v. Hindenburg beim Abschreiten der Front der Reichswehrehrenkompanie vor dem Reichstagsgebäude. 1. Reichspräsident v. Hindenburg; 2. Reichswehrminister Dr. Geßler; 3. General v. Seeckt, Oberstkommandierender der Reichswehr.

Angelsächsischer Imperialismus. / Von Generalleutnant Heinrich Meyer.

Geographische Verhältnisse, Klima, Bodengestalt, die ozeanische Lage, die Frage, ob ein Land Binnenstaat, Randstaat oder Inselstaat, ob es Agrar- oder Industriestaat ist, all dies hat auf den Charakter und damit auf die Geschichte eines Volkes den wesentlichsten Einfluß. Auch die Ideen, besonders die Ausbreitungsidee, haben von jeher für die geschichtliche Entwicklung aller kraftvollen Organisationen hohe Bedeutung in dem Maße, daß die meisten besonders starken kirchlichen und staatlichen Organisationen die Weltherrschaft anstreben. Große, bei schwachen Regierungen aber auch unbedeutende Männer greifen, wie der Verlauf der ganzen Weltgeschichte lehrt, wirksam in die Geschichte der Völker und Staaten ein, sie setzen die Ideen in Taten um; hierin beruht die Bedeutung der großen Persönlichkeit.



Die Rückfahrt des neuen Reichspräsidenten über den Pariser Platz nach der Wilhelmstraße. Links: Das Brandenburger Tor; im Hintergrund rechts: Das Reichstagsgebäude.

Dem Gedanken der politischen Weltherrschaft begegnen wir schon im Altertum. Solange es noch keinen ausgedehnten Handel, keine umfangreiche Küstenschiffahrt gab, strebten Binnenländer, dann mit der zunehmenden Bedeutung des Handels und der Küstenschiffahrt die Küstenländer, Randstaaten und schließlich am Abschluß des Altertums der römische Halbinselstaat mit seiner ausgedehnten Küstenentwicklung, mit seiner Seemacht, die im Laufe seiner Geschichte immer mehr zunahm, die Weltherrschaft an; vom alten Rom stammt der Ausdruck „Imperium". Der Sieg von Rom über Karthago ist der Sieg des Halbinselstaates über den Küstenstaat; er bedeutet den Abschluß des Sieges der nördlichen seßhaften Mittelmeervölker über die südlichen seßhaften Mittelmeervölker. Schon im Altertum schreitet die Weltgeschichte vom Osten nach dem Westen und dann nach Norden. Die Römer kolonisierten die eroberten Staaten in der Absicht, in den beherrschten neuen Gebieten neben der wirtschaftlichen Durchdringung eine direkte römische staatliche Gewalt auszuüben. Das römische Kaiserreich ging dann an seinem Völkerchaos, an seiner inneren Zersetzung, an seinem Pazifismus zugrunde. Schon bei der germanischen Völkerwanderung können wir die bemerkenswerte Erscheinung feststellen, wie sehr das Klima besonders auf die Entwicklung der politischen Energie eines Volkes einwirkt. Die germanischen Stämme, die bei der Völkerwanderung nach dem Süden zogen, die Ostgoten, die Westgoten, die Vandalen, die Normannen, verlieren mit fortschreitender Zeit, mit dem Verbleib in südlichen Ländern, in Italien, in Spanien, in Nordafrika, an Tatkraft; sie verschwinden, sie sind nicht imstande, im Süden dauernde Reiche zu errichten. Im Norden, im Nordwesten und Nordosten Europas dagegen schaffen die germanischen Angeln und Sachsen und die Franken sowohl bei der Völkerwanderung als auch bei der Kolonisation des Ostens dauernd sich erhaltende Staatsorganisationen.

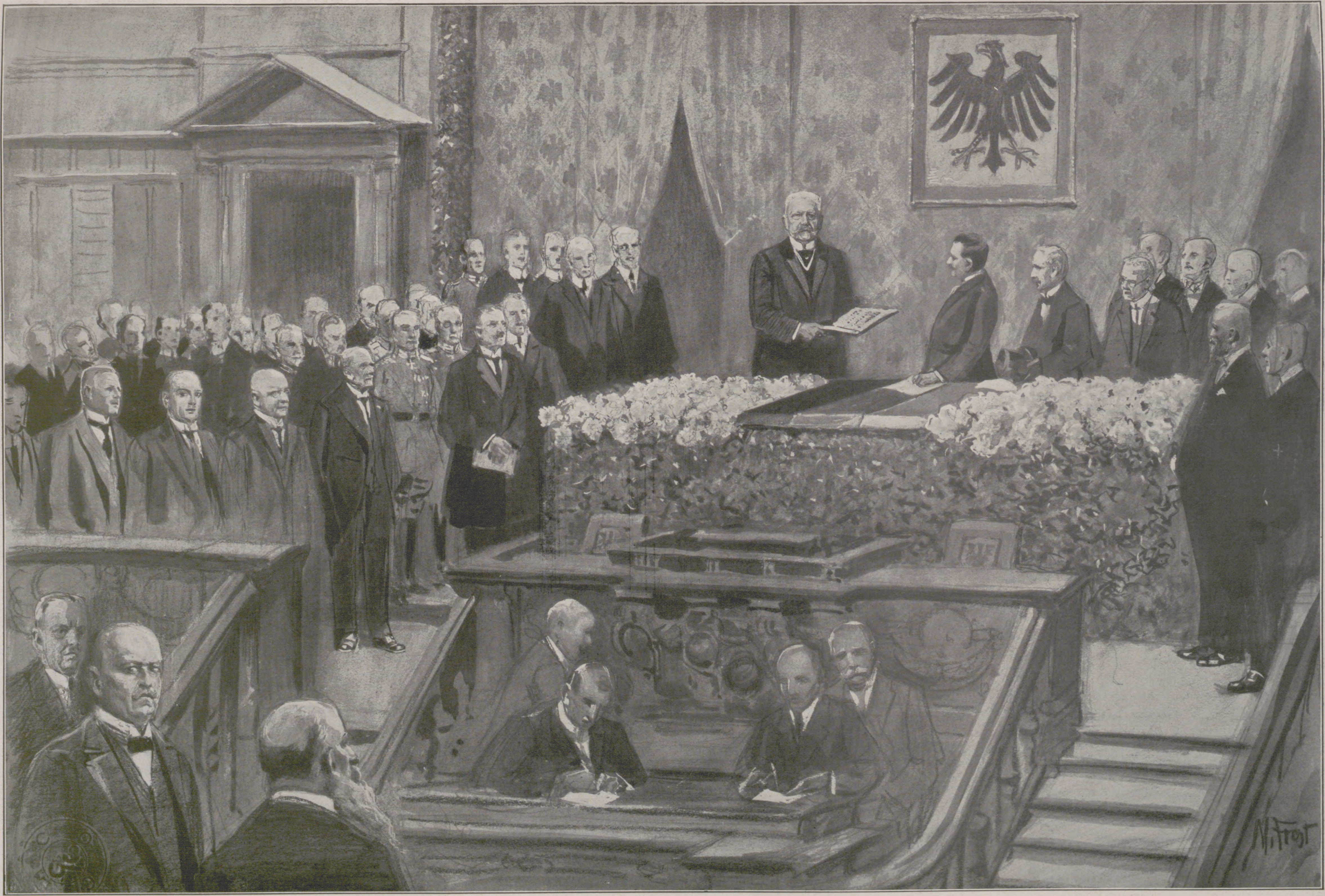
Im frühen Mittelalter spielte dann zunächst die Seeschiffahrt nur als kriegerische, als Seeräuberei, nicht als Handelsschiffahrt eine Rolle, und hieraus läßt sich erklären, daß das damalige Deutsche Reich des Mittelalters, das im wesentlichen ein Binnenstaat war, eine so große Rolle spielen konnte.



Die begeisterte Menge vor dem Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße beim Absingen des Deutschlandliedes nach dem Eintreffen v. Hindenburgs nach der Vereidigung.

Nach den Kreuzzügen, die den Handel wiederbelebten, traten zunächst mit der zunehmenden Bedeutung der Schiffahrt die Randstaaten des Mittelmeers und der Ostsee, Italien und Deutschland, in den politischen und wirtschaftlichen Vordergrund. Nach der Entdeckung Amerikas übernahmen die Randstaaten des Atlantischen Ozeans, Spanien und Portugal, dann Frankeich und schließlich mit der forrchreitenden Technik der Inselstaat England die Vorherrschaft. Schon unter Elisabeth, dann noch mehr unter Cromwell und Wilhelm III. wendet sich England auf Grund seiner Insellage, die keine Grenzsicherungen kennt, von seiner früheren Kontinentalpolitik, die auf dem europäischen Festland über das eigene Volkstum hinausgehend Länder erobern wollte, ab und geht zur überseeischen Kolonialpolitik über. Der englischen Kolonialpolitik liegen folgende Ideen zugrunde: „Jedes von farbigen Menschen bewohnte und beherrschte Gebiet ist als unmündig anzusehen und bedarf des Schutzes einer christlichen Macht", und „keine christliche Macht ist so berufen wie England,

Der Amtsantritt des neuen Reichspräsidenten v. Hindenburg am 12. Mai in Berlin.



Von der Vereidigung des neuen Reichspräsidenten am 12. Mai: Reichspräsident v. Hindenburg beim Sprechen der Eidesformel vor versammeltem Reichstag. Rechts neben Hindenburg: Reichstagspräsident Loebe, der die Vereidigung vornahm. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



Von der Eröffnung der Jahrtausend-Ausstellung zu Aachen: Gruppe der Ehrengäste.

1. Oberbürgermeister Farwick; 2. Archivdirektor Dr. Huyskens, Leiter der Ausstellung; 3. Hofrat Dr. Weixlgärtner, Vorstand der Wiener Schatzkammer; 4. Geheimrat Prof. Dr. Hansen, Köln; 5. Geheimrat Prof. Dr. v. Falke, Berlin; 6. Landeshauptmann Dr. Horion, Düsseldorf; 7. Geheimrat Dr. Friedländer, Berlin. (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)



Vom Deutschen Anwaltstag zu Berlin am 10. Mai: Blick auf die Ehrentafel beim Begrüßungsabend im Festsaale des Rathauses am 9. Mai.

1. Justizrat Drucker, Leipzig, der Vorsitzende des Deutschen Anwaltsvereins; 2. Bürgermeister Scholz, Berlin; 3. Justizrat Pinner, Berlin; 4. Frau Geheimrat Dr. Heinitz; 5. Reichsjustizminister Frenken; 6. Geheimer Justizrat Dr. Heinitz.

diese Vormundschaft zu übernehmen". Die Durchführung dieser imperialistischen englischen Ideen wird von Frankreich sehr gefördert, weil Frankreich, trotz seiner zwar nicht gleichen, aber doch ähnlich vorteilhaften Lage wie England, der Rheingrenzenpolitik gegen Deutschland immer mehr Wichtigkeit als seiner Kolonialpolitik gegen England beilegt. Das europäische Festland sucht vom 16. Jahrhundert an England durch den Gleichgewichtsgrundsatz zu beherrschen. Die Durchführung dieses Grundsatzes bewirkt, daß alle kleinen Staaten Freunde und Anhänger Englands sind, weil sie in ihm zwar einen egoistischen, aber doch bis zu einem gewissen Grade tatsächlichen Beschützer ihrer Freiheit und Unabhängigkeit sehen.

Anders als Spanien, Portugal und Frankreich regierte von jeher England seine Kolonien; wohl trieb die drei erstgenannten Staaten auch in erster Linie die Sucht nach Gold und Reichtum in die Ferne, nebenbei wollten sie aber in ihren Kolonien Staatengebilde aufrichten, die der alten Heimat möglichst ähnlich sein sollten. Diese Art zu kolonisieren hat versagt; die Engländer dagegen ließen in ihren Kolonien die gewohnten Regierungen, die bisherigen Gesetze bestehen und nutzten die Kolonien hauptsächlich materiell aus.

Schon nach dem Utrechter Frieden, also zu Anfang des 18. Jahrhunderts, war England die weltbeherrschende Seemacht. Die Weltkriege zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben dann die englische Weltherrschaft neu befestigt und vervollkommnet, die Macht Frankreich als Konkurrenten fortgesetzt



Die feierliche Einweihung dreier neuer Glocken für Schloß Gottorp in der Stadt Schleswig am 10. Mai: Nach der Festpredigt des Divisionspfarrers G. A. Büttel auf dem Schloßplatz. (Phot. J. Vahlendiek, Schleswig.)

geschwächt. Frankreich vermochte im Jahre 1830 sich seine neue Kolonie Algerien nur mit englischem Einverständnis zu verschaffen.

Nachdem Italien, die Nordstaaten Amerikas und Deutschland sich geeinigt hatten und demgemäß entsprechend erstarkt waren, trachteten diese Staaten nach dem Erwerb von Kolonien. Rußland strebte fortgesetzt immer stärker nach dem Meer; England suchte im 19. und 20. Jahrhundert alle Küstenländer des Atlantischen Ozeans immer mehr unter seine Abhängigkeit zu bringen, es schuf sich überall wichtige strategische Seestützpunkte.

Die kolonialen Bestrebungen Nordamerikas konnten in keiner Weise als imperialistisch bezeichnet werden, noch weniger die von Deutschland und Italien; die Deutschlands wurden aber von seinen Feinden zu jeder Zeit als „Weltherrschaftsbestreben" angesehen und zu seinen Ungunsten ausgenutzt.

Die Schlagwörter Wilsons von der Freiheit der Meere und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker richteten sich direkt gegen die englische Weltherrschaft. Im Vertrag von Washington 1921 einigten sich England und Nordamerika über die zukünftige Beherrschung der Welt. Der Vertrag von Washington bedeutet den tatsächlichen Beginn des angelsächsischen Imperialismus. England und Nordamerika stellen nun eine einzige große Seemacht dar; die ganze Weltgeschichte lehrt, daß es nur eine große Seemacht geben kann zur Ausübung der Weltherrschaft. Die oft in Deutschland erörterte Möglichkeit eines Bruches zwischen England und Nordamerika ist sehr unwahrscheinlich. Das ge-



Die Gedenkfeier für die Gefallenen des ehemaligen Infanterieregiments Nr. 106 am Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig am 10. Mai: Dr. Wapler hält die Gedächtnisrede.



Die feierliche Einweihung eines Heldendenkmals für die im Weltkriege Gefallenen der Stadt Gera am 10. Mai. (Phot. J. Mühler, Leipzig.)





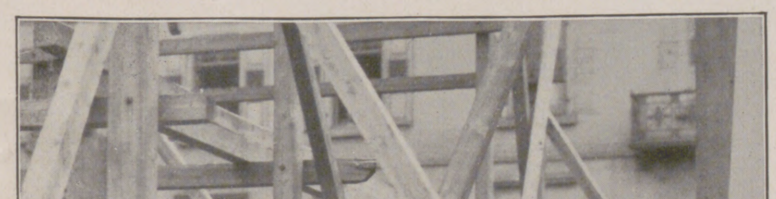
Der Besuch des Kreuzers „Hamburg" in seiner Patenstadt am 9. Mai: Der Erste Bürgermeister von Hamburg, Dr. Petersen, mit dem Kommandanten des Kreuzers, Kapitän z. S. Junkermann, beim Abschreiten der Front der Truppen auf dem Rathausmarkt. (Phot. O. Reich, Hamburg.)

Links nebenstehend: Das nach einem Entwurf von Prof. H. Lederer ausgeführte Denkmal für die Gefallenen des Leib-Grenadierregiments Nr. 8, das am 10. Mai in Frankfurt a. O. eingeweiht wurde. (Phot. M. Nakonz, Frankfurt a. O.)





Links: Von der Eröffnung der Fluglinie Stuttgart-Leipzig-Berlin am 12. Mai: Die Begrüßung von Dr. Klien (×), Syndikus der Handelskammer in Stuttgart, der Grüße der Stadt Stuttgart überbrachte, nach der Landung des ersten von Stuttgart angekommenen Flugzeuges auf dem Flugplatz in Leipzig. Die Flugdauer auf der Gesamtstrecke beträgt $4^{3}/_{4}$ Stunden. (Phot. Reinhard, Leipzig.) — Rechts: Die Eröffnung des Flugplatzes zu Dorsten i. Westf., der Auftakt zur Wiederbelebung des Flugverkehrs im Ruhrgebiet: Oberbürgermeister Bracht bei seiner Ansprache von der Tragfläche eines Flugzeugs aus.





Links: Die Grundsteinlegung zu einem Denkmal für die im Weltkrieg Gefallenen des Grenadierregiments in Karlsruhe im Beisein des Staatspräsidenten Dr. Hellpach. Der Entwurf des Denkmals stammt von Prof. Gruber. — Rechts: Zum Eisenbahnunglück im Polnischen Korridor bei Preußisch-Stargard am 1. Mai: Die riesige Menschenmenge, darunter Vertreter der Regierung und der Stadt Marienburg, vor dem Bahnhof in Marienburg bei Ankunft der mittels Sonderzuges übergeführten Leichen.



Die Einweihungsfeier des Deutschen Museums in München am 7. Mai: Während der Aufführung von Gerhart Hauptmanns Festspiel, das die Feier eröffnete, im Saal für Luftfahrt des Deutschen Museums.

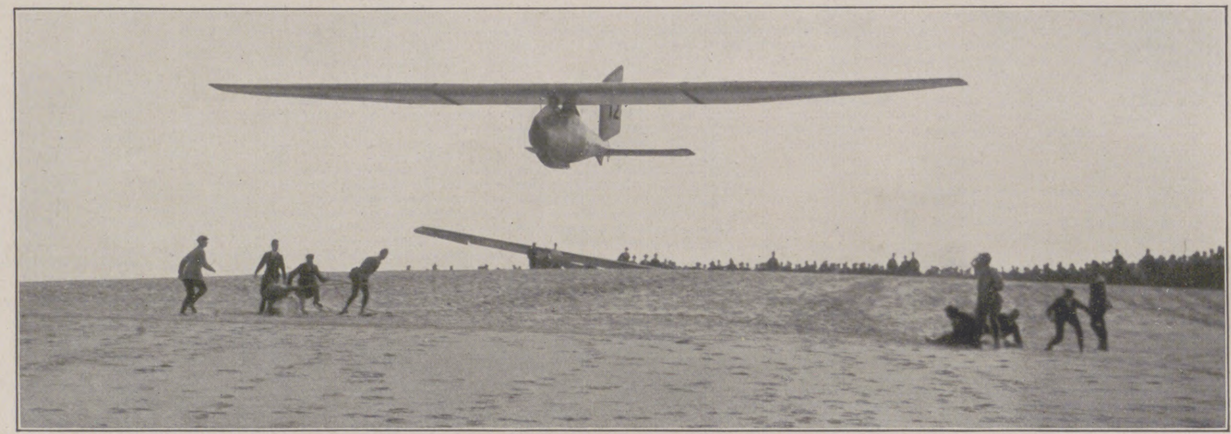
Nach einer Zeichnung unseres nach München entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.



Szenenbild von der Erstaufführung von Franz Schrekers „Der ferne Klang“ in der Staatsoper zu Berlin am 11. Mai. Stehend von links nach rechts: K. Jöken als Chevalier, Genia Guszalewicz als Milli, Herr Janssen als Graf, F. Richard Tauber als Fritz; liegend: Maria Schreker als Greta.

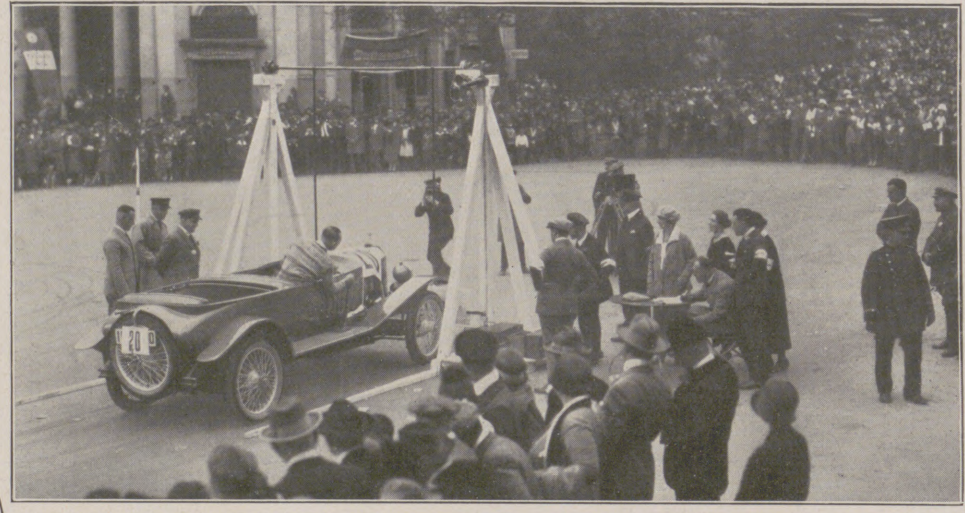


Die Erstaufführung der dreiaktigen Oper „Li-Tai-Pe“ von Clemens v. Franckenstein im Nationaltheater zu München am 30. April: Szenenbild. Der von Rudolf Lothar nach altchinesischem Stoffe verfaßte Text behandelt in gut gelungener Anpassung an deutsches Fühlen den Vorwurf „Wein, Weib, Gesang“.



Vom 3. Deutschen Küstensegelflug-Wettbewerb, der am 2. Mai auf der Kurischen Nehrung bei Rossitten (Ostpreußen) einsetzte: Das Segelflugzeug „D 1“ von H. Seiler-Liegnitz, das am 11. Mai mit einem Fluggast eine Rekordflugdauer von 1 Stunde 23 Minuten 38 Sekunden erzielte.

meinsame Rassegefühl, die ähnliche Kultur, die gleiche Sprache, die Erlebnisse des Weltkrieges bilden die Grundlage der englisch-nordamerikanischen Entente. Frankreich ist dem angelsächsischen Imperialismus gegenüber nicht so mächtig, wie man glaubt. In einem Kriege Frankreichs gegen England-Nordamerika wird nicht die Landrüstung, sondern die Seerüstung entscheiden. Wenn je Frankreich auf den Gedanken kommen sollte, England anzugreifen, wird Frankreich nicht nur auf die englische Flotte und auf die englischen Luftstreitkräfte, sondern auch auf die nordamerikanische Flotte und auf die nordamerikanischen Luftstreitkräfte stoßen. Nordamerika erwartet dafür von England eine Unterstützung seiner Politik im Stillen Ozean und seiner Politik gegen das romanische Südamerika. Die jüngst zustande gekommene asiatische Entente „Rußland, China, Japan“ ist die Reaktion auf den Vertrag von Washington. Eine wirkliche, zu einer Offensive geeignete Macht besitzt von diesen drei Staaten zur Zeit aber nur Japan. Rußland und China sind gegenwärtig in gewissem Sinne noch Rätsel, jedenfalls sind sie aber auch jetzt schon zu einem starken Widerstand befähigt. Nur dann, wenn der „asiatischen Entente“ eine Unterstützung der „Vereinigten Staaten von Europa“ zu Hilfe käme, bestünde Aussicht, daß der angelsächsische Imperialismus gebrochen werden könnte. Für die Verwirklichung des Gedankens „Vereinigte Staaten

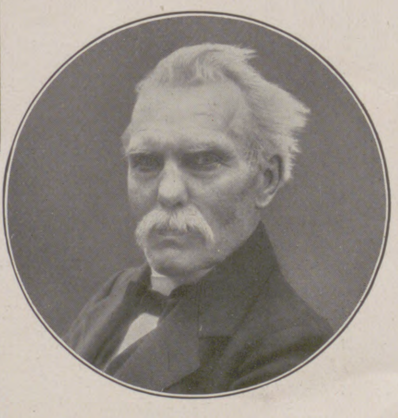


Vom Automobilturnier in Wiesbaden, das am 11. Mai begann: Otto Hofmann (Leipzig) auf Presto bei der Geschicklichkeitsprüfung, bei der eine Querstange in einem Doppelgestell leise anzufahren war.



Prof. Dr. Hermann August Korff,

bisher an der Universität Gießen, der als Nachfolger des verstorbenen Professors Albert Köster neuernannte Ordinarius für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Leipzig.



Geheimrat Dr. Dietrich Schäfer,

Professor für deutsche Geschichte an der Universität Berlin, namhafter Forscher, feierte am 16. Mai seinen 80. Geburtstag.



Sayfullah Yusry-Pascha,

Der neuernannte ägyptische Gesandte für Berlin.



Die Einweihung des von Prof. Georg Kolbe (Berlin) geschaffenen Ehrenmals für die im Weltkrieg gefallenen deutschen Buchhändler anläßlich der Hundertjahrfeier der Gründung des Buchhändlerbörsenvereins vor dem Buchhändlerhaus zu Leipzig am 10. Mai. (Phot. B. Riedel, Leipzig.)



Geh. Regierungsrat Dr. Hauschild,

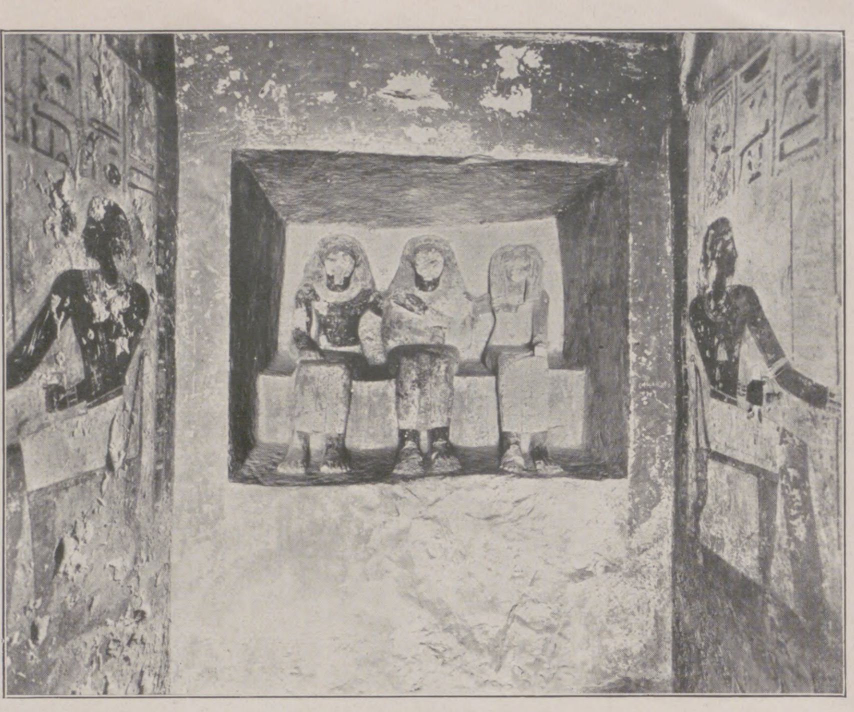
bisher Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt, der neue deutsche Gesandte für Finnland.



Die Feier des hundertjährigen Bestehens des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler im Großen Festsaale des Buchhändlerhauses zu Leipzig am 11. Mai: Während der Eröffnungsansprache des Ersten Vorsitzenden des Börsenvereins Max Röder. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Hans Hähnel.



Wand der Grabkammer mit Grabnische.



Plastische Gruppe in der hinteren Wand der Grabnische.

So viel auch die Gräberstätte der alten Pharaonenstadt Theben bei dem heutigen Luksor am Nil in Oberägypten bisher durchforscht worden ist, werden doch immer wieder neue, über die ägyptische Kultur reichen Aufschluß gebende Beerdigungsstätten unter dem im Laufe der Jahrtausende zu einer mächtigen Schicht über sie gelagerten Wüstensand gefunden. Nach den Pyramidenbauten der Pharaonen der älteren Dynastien hatte sich mit der Zeit in Ägypten eine Vorliebe für den unterirdischen Baustil der Grabanlagen herausgebildet. So ließen sich die Pharaonen der 18. bis 20. Dynastie (1550—1100 v. Chr.), die durch ihre Waffentaten und Bauten berühmten Herrscher des sogenannten Neuen Reiches, in den Kalksteinwänden der libyschen Gebirgskette westlich von Theben mühsam ausgehöhlte Grabstätten, errichten, deren Gesamtheit heute die Königsgräber genannt werden. An dieser Stelle finden sich aber auch Grabanlagen von reichen Privatleuten, Priestern und Würdenträgern, die an Ausdehnung und Ausstattung denen der Herrscher oft nicht nachstanden. Jetzt haben die Leiter der durch die Universität Liverpool subventionierten englischen Ausgrabungsexpedition, Robert Mond und Walter Emery, zwei solcher Privatgräber entdeckt, von denen besonders das eine, das eines Oberaufsehers der Gold- und Silbergravierer eines Pharaonen der 18. Dynastie (1580—1350 v. Chr.), durch seine Wandmalereien und feingeschnittenen Reliefs hohe künstlerische Wertschätzung beansprucht. Die Reliefs und die Malereien selbst stellen zu einem Teil Szenen aus dem Leben des Verstorbenen dar, zum andern Beigaben für das Fortleben des Verewigten im Seelenreich.



Blick auf die Querwand mit hieroglyphengeschmückter Tür.

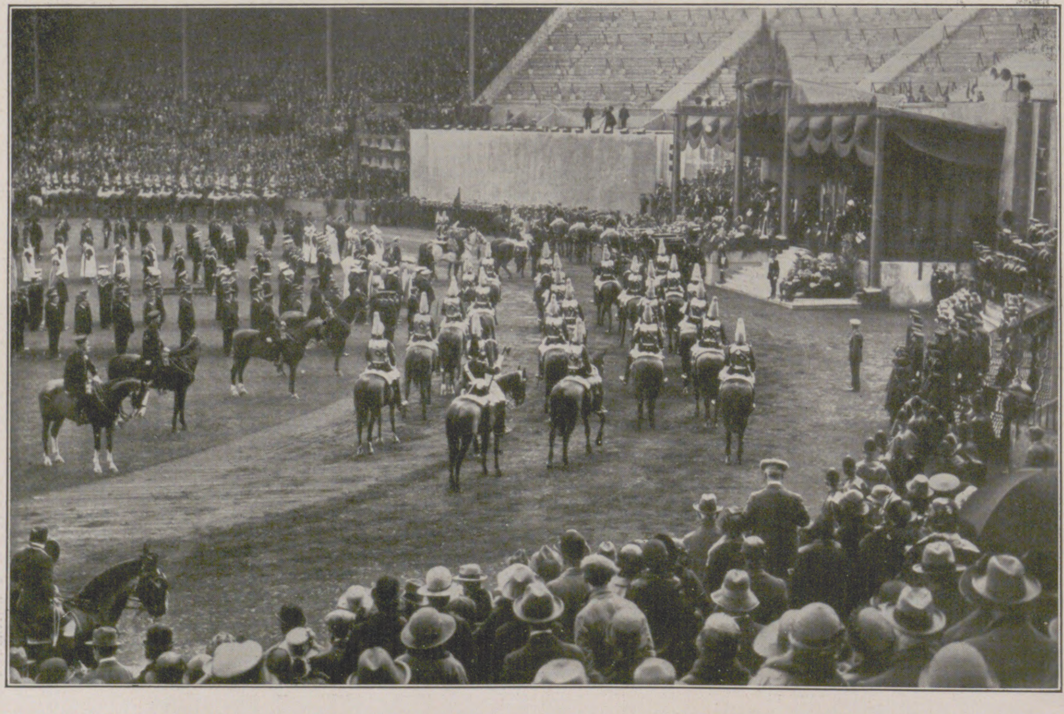
Neue Ausgrabungen auf der klassischen Gräberstätte bei Luksor in Ägypten: Die durch ihre künstlerische Ausstattung bemerkenswerte Grabanlage eines Beamten des thebaischen Herrscherhauses.

von Europa" fehlt jede Aussicht. Vor allem sind die Romanen und die Slawen Europas uneiniger denn je, von einem Zusammenschluß der Festlands-Germanen ist keine Rede. Vom Festlands-Europa hat der angelsächsische Imperialismus keine besonderen Schwierigkeiten zu erwarten. Bedeutend größere Schwierigkeiten als der Gedanke „Vereinigte Staaten von Europa" kann dem angelsächsischen Imperialismus das von Wilson in die Massen geworfene Schlagwort vom „Selbstbestimmungsrecht" der Völker bereiten. Dieses Schlagwort im Zusammenhang mit der im Weltkriege erfolgten Verwendung farbiger Truppen in Europa hat in Asien und Afrika eine riesige Gärung hervorgerufen, die erst begonnen hat. Wann und wie sie sich auswirken wird, ist jetzt noch nicht abzusehen. Da Deutschland zur Zeit keine Weltmacht, sondern dank der Dummheit seiner Selbstentwaffnung nur eine Ohnmacht darstellt, können wir, da wir uns immer noch in einem Zwischenstadium befinden, zur asiatischen Entente noch keine bestimmte Stellung nehmen; wir können und müssen sie aber, ebenso wie die Gärung in Afrika, in Indien usw., aufmerksam verfolgen. Vor allem aber müssen wir die Schuldfrage energisch aufrollen und damit die Abänderung des Versailler Vertrages bewirken, und wir müssen das ganze deutsche Volk zu einer einheitlichen Auffassung für alle außenpolitischen Fragen erziehen. Verständnis für Außenpolitik verlangt nun aber vor allem richtige Einschätzung der geographischen Lage des eigenen Landes und der Nachbarländer unter dem Gesichtspunkte, daß unsere Nachbarn meist nicht, wie der biedere Durchschnitts-Deutsche meint, unsere Freunde, sondern unsere Feinde sind, die nach dem englischen Grundsatz „Recht oder Unrecht, mein Vaterland" handeln, einem Grundsatz, der wenig christlich, aber sehr praktisch ist.

Die Entwicklung der imperialistischen Idee, des Strebens nach politischer Weltherrschaft vom Binnenstaat der südlichen Küstenländer zum deutschen Binnenstaat und von da zum nördlichen germanischen Inselstaat England und jetzt zum angelsächsischen Imperialismus gibt zum Schluß noch zu folgenden zusammenfassenden Betrachtungen Veranlassung.

In den ersten Geschichtsperioden des Altertums und im frühen Mittelalter konnten kräftige Binnenstaaten eine Art Vorherrschaft ausüben; mit der zunehmenden Bedeutung des Handels und der Schiffahrt geht aber nach der Erfindung des Kompasses, nach der erst die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien möglich war, zuletzt nach Anwendung der Dampfkraft die Weltherrschaft nach mehreren Weltkriegen an den Inselstaat England über. Die Weltgeschichte wandert im Laufe der Jahrtausende von dem sonnigen, frohen, leidenschaftlichen Süden nach dem kälteren, nüchternen Norden und Nordwesten, die weniger Sinn für Künste und Wissenschaften, aber mehr Verständnis für praktische Ziele haben. Der Süden kann in politischer Beziehung manches vom Norden, der Norden kann in sozialer Beziehung manches vom Süden lernen.

Ob der Luftverkehr in Zukunft dem Seeverkehr, was den Transport von Ware anlangt, namhaften Abtrag tun und damit den Imperialismus der Seemächte wesentlich vermindern kann, ist eine Frage, die hier nur erwähnt, aber nicht beantwortet werden kann.



Die feierliche Wiedereröffnung der Britischen Reichsausstellung im Wembley-Park zu London am 9. Mai: Paradeaufstellung vor dem englischen Königspaar im Ausstellungsstadion.



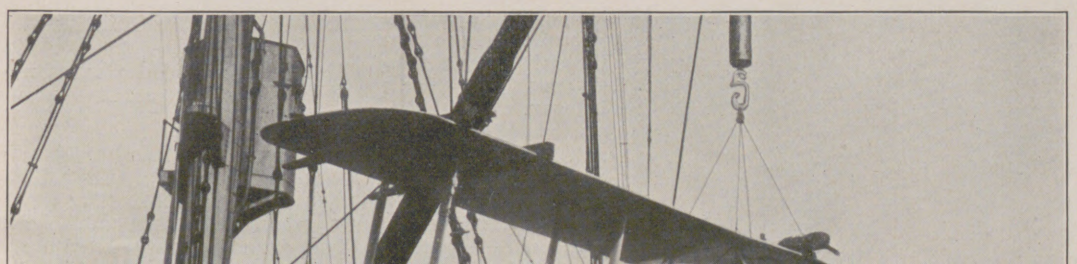


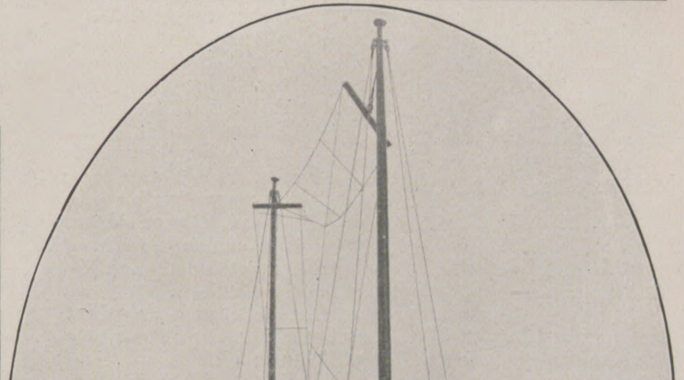
Die Einweihung des Wehrmannsdenkmals zu Basel am 10. Mai. Das Ehrenmal ist den Wehrmännern der Schweizer Grenzwacht aus der Stadt Basel im Weltkriege und vor allem denen, die damals im Dienste des Vaterlandes gestorben sind, gewidmet. Links: Die Fahnenweihe des Tiroler Alpenjägerregiments Nr. 12 zu Innsbruck am 10. Mai: Der Heeresprobst beim Einschlagen des ersten Nagels in den Fahnenschaft. (Phot. Karl Dornach, Innsbruck.)





Vom Flug des Luftschiffes „Los Angeles" nach den Bermuda-Inseln am 22. April: Das Luftschiff am Ankerturm der „Patoka" im Hafen von Hamilton. — Rechts: Von der 150-Jahrfeier der Schlacht bei Lexington im amerikanischen Freiheitskriege am 19. April: Vizepräsident Charles Dawes und andere bedeutende Persönlichkeiten während der Feier an den Gräbern der Gefallenen.





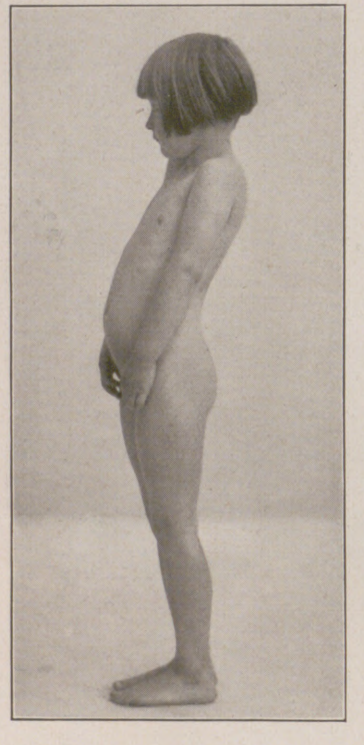
Links: Eine wichtige Neuerung im Aufklärungsdienst der amerikanischen Marine: Ein auf dem Kreuzer „Memphis" verankertes Wasserflugzeug, das durch eine Schleudermaschine vom Schiff aus gestartet werden kann. — Rechts: Das Radio im Dienste der Sicherheit der Schiffspassagiere: Ein Rettungsboot mit Radioanlage. Nach einem demnächst in Kraft tretenden Gesetz in England sollen alle Passagierdampfer dieses Landes mit einer Radioanlage versehen werden.

Leibesübungen im vorschulpflichtigen Alter.

Zum harmonischen Aufbau eines so wunderbaren Kunstwerkes, wie es der menschliche Körper ist, gehört nicht nur gutes Baumaterial, sondern auch die ordnende Hand des Baumeisters, besonders zu Beginn, weil sonst nicht wieder gutzumachende Konstruktionsfehler den ganzen weiteren Bau verschandeln können. Darum ist es nötig, daß schon sehr früh diese ordnenden, bald anregenden, bald hemmenden Einflüsse auf die Körperentwicklung einsetzen. Denn nicht nur der ganze Mensch, sondern auch jedes seiner Einzelorgane, ja, jede Zelle hat ein Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, gilt für alle Organe. Deshalb die Forderung, mit zweckmäßiger Körperübung so frühzeitig wie möglich zu beginnen. Eine Körperübung, die eine bestmögliche Entwicklung der ererbten Fähigkeiten erzielt, kann auch dem ärmsten Kinde zuteil werden, das keinen rhythmisch-gymnastischen Kursus oder dergl. besuchen kann, wenn nur die Eltern oder die Kindergärtnerin wissen, worauf es in jedem Lebensalter und für jedes Geschlecht ankommt. Die Knaben sollen zu kräftigen, willensstarken Männern, die Mädchen zu anmutigen, gemütsstarken Frauen heranwachsen. Statt weiterer theoretischer Erörterungen möge ein ganz kurzes praktisches Schema einer täglichen Turnstunde für Kleinkinder folgen, wie ich es gelegentlich eines Lehrganges über Leibesübungen für Ärzte an der Landesturnanstalt in München in schlechterdings vollendeter, anmutigster Form habe vorführen sehen.



Anspannung aller Körperstreckmuskeln in verschiedenen Stellungen.



Schlechte Haltung: Bauch heraus, hohles Kreuz.

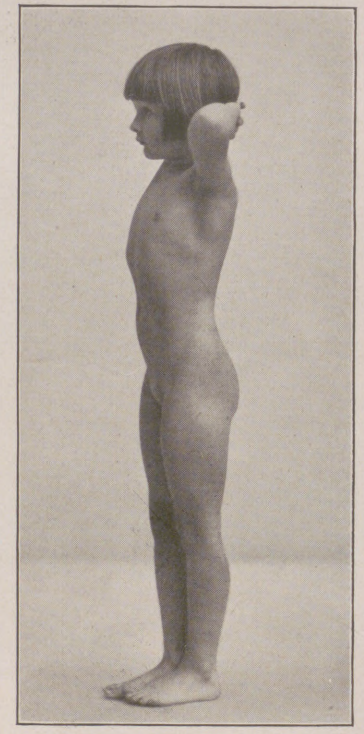
Das Grundprinzip ist: Übung des ganzen Körpers in gesundheitlich einwandfreier Umgebung in anregenden, aber nicht ermüdenden Spielformen, die der jeweiligen Alters- bzw. Entwicklungsstufe angepaßt sind. Die bisher gebräuchlichen Arten der Kinderspiele bewirken keine genügend harmonische Entwicklung des jungen Körpers. Der Hauptschaden, der nicht erst unsere Schuljugend, sondern leider schon die noch viel empfindlichere Vorschuljugend trifft und den meisten irgendwelche körperliche Mißbildung des Brustkorbes, der Wirbelsäule, der Beine oder Füße einträgt, ist das viele Sitzen, das ja leider auch in den Kindergärten, Spielschulen usw. unausrottbar zu sein scheint. Junge Kinder gehören auf die Beine oder, sobald sich Ermüdung einstellt, in eine physiologische Ruhelage, also Rücken-, Bauch- oder Seitenlage.



Atemübung: Arme stark nach hinten heben; durch Zehenstand Anspannung der Bauchmuskulatur.

Zum Ausgleich der vorgenannten Schäden aber gehört die tägliche Turnspielstunde, bei der der Turnlehrer, die Kindergärtnerin, die Mutter nicht durch viele Worte, sondern durch lustiges Mittun als Vorbild auf das so nachahmungsbegierige Kind wirken sollen. Einzelturnen ist für das Kind selbstverständlich zu langweilig. Man nimmt deshalb eine kleine Gruppe zusammen, aber nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig, um die Fehler leicht verbessern zu können. Die Hauptsache ist: häufig wechseln, nicht lange bei einer Übung und an einem Orte verweilen.

Am schönsten sind sogenannte Nachahmungsübungen. Man erzählt eine Geschichte, z. B. einen Spaziergang. Da findet man eine Blume. Hinknien! Abpflücken! An der Blume riechen! Tief einatmen! Blumenblätter wegblasen! Fest blasen! (Atemübung.) Jetzt einen Bach durchschwimmen! Auf den Bauch legen, Kopf heben, Beine mit gestrecktem Knie hoch! Nun schwimmen! Hörbar schnaufen dabei! Nun durch hohes Gras gehen. Knie ganz hochheben. Aber ganz leise auftreten, auf den Zehenspitzen (Fußmuskeln), damit das Häschen nicht ausreißt. Da läuft es! Schnell das Häschen (die Mutter, die Lehrerin) haschen! Jetzt haben wir es! Wie komisch das Häschen dasitzt. So setzen wir uns auch mal hin! In Kniebeuge auf die Fersen setzen, ganz zurück, Brust heraus, Bauch hinein, Kopf hoch und dabei ganz tief Luft holen! Husch! Da springt es fort. Das machen wir nach! Auf allen vieren springen wir nach! — Hu! Ein Frosch! Jetzt springen wir mal wie ein Frosch! Beine ganz lang ausstrecken, vorn auf die Hände stützen, Kopf hoch, tief atmen und nun hops mit lang ausgestreckten Beinen. Jetzt ruhen wir im Grase aus! Auf den Rücken legen! Ganz flach, Füße zusammen, Beine lang ausgestreckt, Arme über den Kopf gestreckt (Rückenstreckmuskeln), und nun blasen wir die Mücken fort, die uns so ärgern! (Atemübung.) So, nun schlafen wir zwei Minuten! — Horch, was läutet da so schön? Eine Kirchenglocke! Wie läutet der Türmer die Glocke? Er zieht an dem Seile mit beiden Händen und muß dabei tüchtig schnaufen. Da reißt ihn das Seil mit in die Höhe, daß er herumhüpft wie ein Hampelmann! Wie macht's der Hampelmann? Beine spreizen! Hüpft! Dabei Arme über den Kopf zusammenschlagen. Hüpfen. (Übung der Fußmuskeln gegen Plattfuß!) Und nun knien wir vor der Kirche nieder! Schnell, mit geschlossenen Knien, ganz leise hinunter. Hierauf ganz langsam sich wiederaufrichten, ohne Hände aufzustützen. (Übung der Rückenmuskeln!) Jetzt kommen wir ins Dorf. Da sitzt gerade die Frau Bäckermeisterin vor ihrer Haustür und schläft. Wißt ihr was? Wir kriechen einmal auf allen vieren unter ihrem Stuhl hindurch. Aber vorsichtig und leise, damit die Bäckermeisterin nicht aufwacht. Ganz flach hinlegen. Linkes Knie vorschieben, rechte Hand! So, nun umgekehrt und so fort. Nun ganz leise aufstehen! O weh! Die Bäckerin ist doch aufgewacht! Nun rette sich, wer kann! Über den Zaun geklettert, über die Bank gesprungen! (Gelenkigkeits- und Mutübung.) Nun laufen wir so schnell, wie wir können, nach Hause und ruhen uns zuerst aus von unserem Spaziergang, und dann spielen wir weiter. Wer weiß ein neues Spiel? Gretel, du willst fliegen wie ein Schmetterling? Also falte die Hände hinter dem Kopf! So! Die Arme ganz weit nach hinten drücken, Kopf hoch, Brust heraus, Bauch hinein, auf die Zehenspitzen und nun fliegen! Immer tüchtig mit den Flügeln schlagen. Ei! Da fliegen wir alle noch mal mit. Ganz hochrecken! Und nun fliegen wir bunt durcheinander! Daß aber keiner den anderen anstößt. (Geschicklichkeitsübung.) Und jetzt laufen der Hans und der Kurt und der Franz mit nach innen gedrehten Händen und Füßen herum wie die Dackel und schnappen nach den Schmetterlingen.



Gute Haltung: Bauch eingezogen, Brustkorb gut gewölbt.

Was haben die Schmetterlinge, die Dackel, die Spaziergänger getan? Sie haben in einer halben Stunde ihre sämtlichen Körpermuskeln geübt, auch solche, die sonst nie an die Reihe kommen; sie haben laufen gelernt (nicht mit auswärts, sondern mit vorwärts gerichteten Füßen). Sie haben sich tüchtig ausgeschnauft und haben dabei Brustkorb und Lunge erweitert; sie sind bei alledem vergnügt gewesen und haben gar nicht gemerkt, daß es eine Gesundheitsturnstunde war. Zum Schlusse mag noch besonders hervorgehoben werden, daß tägliche Körperübung nicht nur den Körper gesund erhält, sondern auch das Gemüt und den Geist. Im Gehirn liegen die Bahnen für Bewegung der Arme, Beine usw. dicht neben denen der Sprache und des geordneten Denkens und sind mit ihnen vielfach verbunden. Jeder Reiz, der den einen Teil trifft, geht mit auf den anderen über. Die vorstehend skizzierten Übungen sind deshalb zugleich in der Zeit der leichtesten Bildsamkeit eine gute Willens- und Charakterschulung, deren gerade sogenannte nervöse Kinder besonders bedürfen. Med.-Rat Dr. Welde.



Anspannung der Schulter- und Rückenstreckmuskeln.



Blick in Havelberg an der Havel.

Nach einem Aquarell von Wil Fritz.

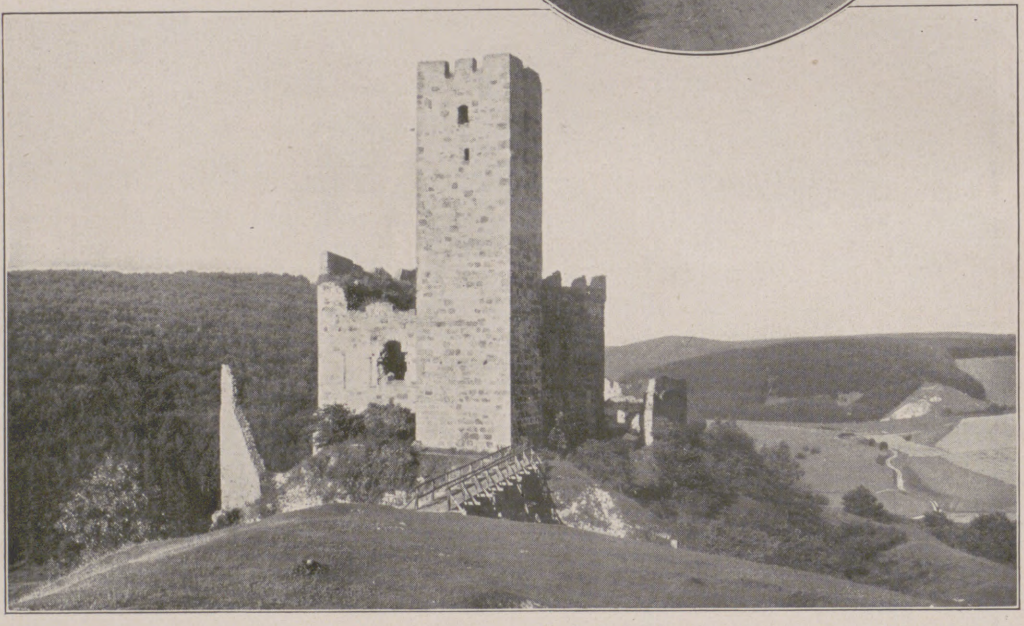


Ruine Dietfurt an der Donau.



Rechts nebenstehend:
Straßentunnel bei Gutenstein an der Donau.





Ruine Niederhaus bei Nördlingen.
Nebenstehend: Kloster Beuron und Benediktiner-Abtei.



Schloß Bronnen an der Donau.



Schloß Sigmaringen an der Donau.

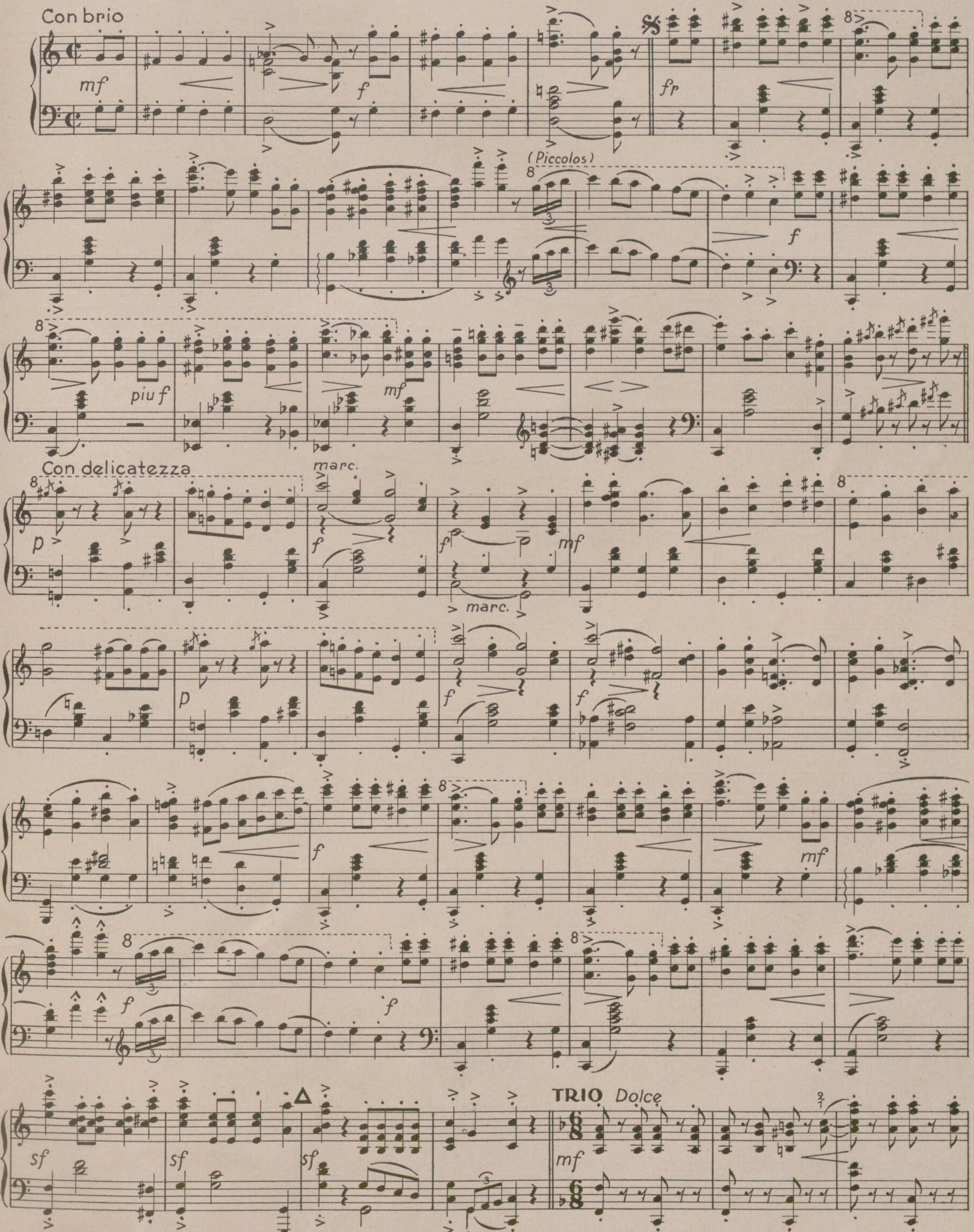
Aus dem schönen Schwabenlande.

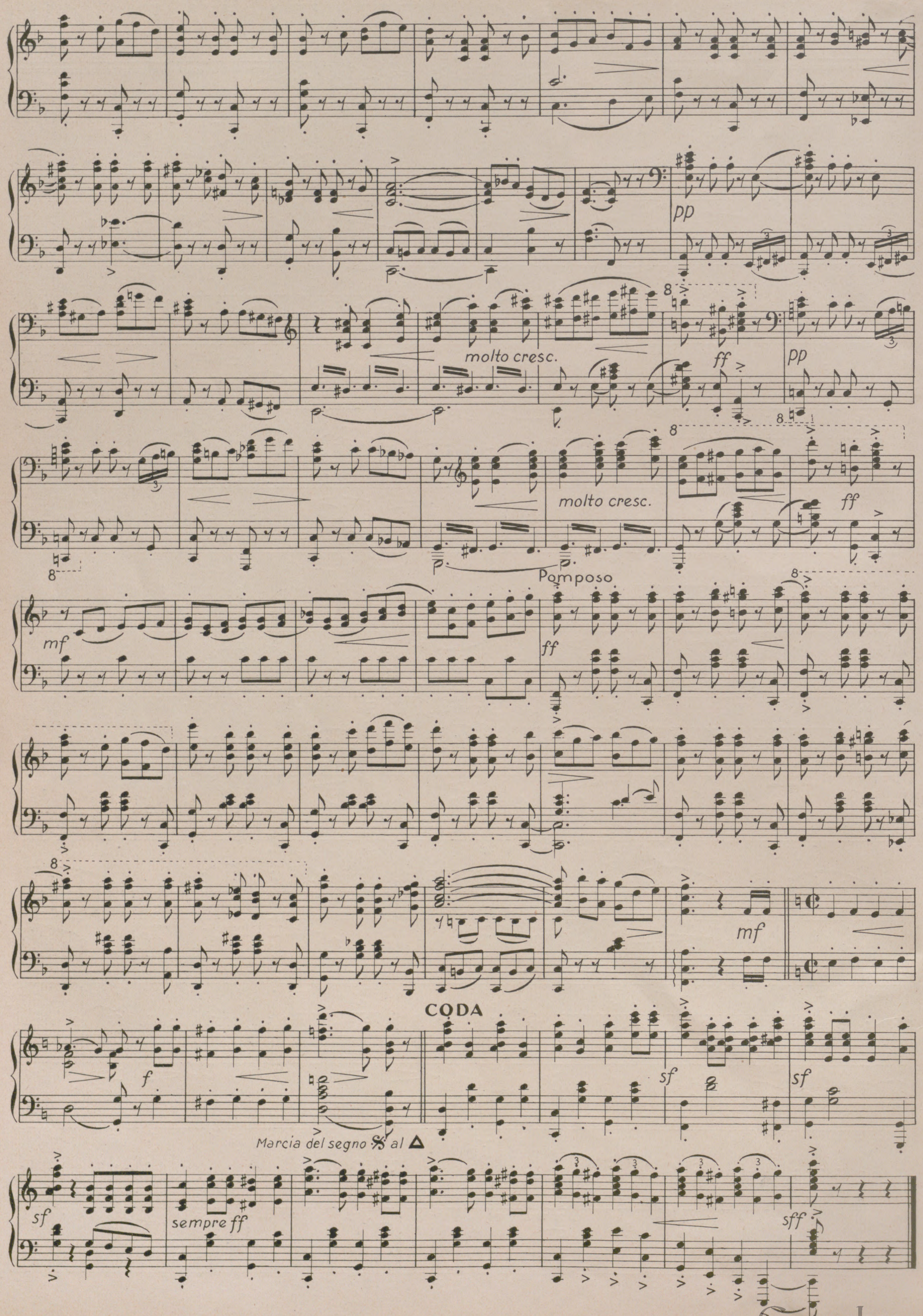
Nach photographischen Aufnahmen von Wilh. Brandner, Reutlingen.

HINDENBURG-FESTMARSCH

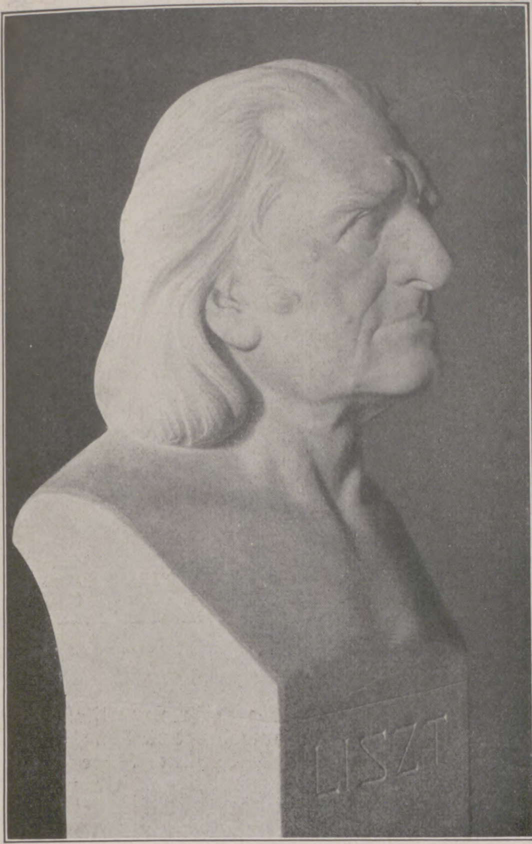
FÜR PIANO

EMIL KRONKE Op. 194




molto cresc.
molto cresc.
Pomposo
CODA
Marcia del segno 𝄋 al △
sempre ff

JOSEPH BREITKOPF-COSEL.



Franz Liszt.

Der Plastiker Joseph Breitkopf-Cosel ist am 19. Juli 1866 zu Borislawitz (Oberschlesien) geboren. Er genoß zuerst in Gleiwitz eine Werkstattausbildung in kirchlicher Kunst bei einem Bildschnitzer (Münchener Schule). Später lebte er in verschiedenen Städten Nord- und Süddeutschlands. Auf Grund von Auszeichnungen für bildnerische Arbeiten bekam er vom Kultusministerium Stipendien, die ihm das akademische Studium und Reisen nach Italien ermöglichten. In Berliner Ateliers arbeitete er dann bei verschiedenen Professoren, so auch bei Prof. Begas, an Denkmälern mit sowie an bildnerischen Werken im Abgeordnetenhause, im Reichstagsgebäude und in der Deutschen Botschaft zu Rom. Längere Zeit war er an der Kunstgewerbeschule zu Berlin-Charlottenburg als Lehrer der Bildhauerklasse sowie im Akt- und anatomischen Zeichnen tätig. Im eigenen Atelier widmet er sich der Architektur-Bildnerei und der Bildschnitzkunst und hat neben andern für das Landesmuseum in Darmstadt und Dessau, für die Garnisonkirche, die Staatliche Bibliothek und die Städtische Baugewerkschule in Berlin, ferner für verschiedene Kirchen und Kapellen der Umgegend von Berlin zahlreiche Plastiken geschaffen. Das Denkmal für die im Weltkriege Gefallenen auf dem Hohen Peißenberg (Ober-Bayern) und der Schalmeienbläser-Brunnen in Hirschberg (Schlesien) stammen von seiner Hand.



Schalmeienbläser-Brunnen in Hirschberg.

Wer Schöpfungen von Prof. Breitkopf-Cosel betrachtet, fühlt sofort den ruhigen, abgeklärten Zug, der allen seinen Werken eignet. In den Kinderplastiken tritt eine einfältige Kindlichkeit und liebevolle Naivität rührend zutage, während wieder über seine Porträtbüsten und seine Standbilder ein gereifter männlicher Ernst gebreitet liegt. In seinen religiösen Motiven offenbart sich eine tiefe, verinnerlichte Kunst. Alle seine Arbeiten zeigen eine unauffällige anatomische Gründlichkeit der Gestaltung, die von seinen eingehenden Studien auf diesem Gebiete Zeugnis ablegt. Die ganze Durchbildung seiner Werke verrät eine gute handwerkliche Schulung. Joseph Breitkopf-Cosel ist keiner ausgesprochenen Richtung ergeben. In weiser Selbsterkenntnis hält er sich von der aufgewühlten und zerrissenen modernen Kunst fern, wohl wissend, daß es unecht und gezwungen wirken würde, daß er seiner liebenswürdigen, ausgeglichenen Eigenart Gewalt antun würde, wenn er den neue Wege im Kunstland Suchenden sich anschließen würde. So empfinden wir beim Anblick seiner Werke eine stille Freude und ein Ausruhen von Hast und Unrast; und das danken wir ihm.



Kreuztragender Christus.



Dante.



Aller Anfang ist schwer.



David spielt vor Saul.

Der Kampf um die Dardanellen. / Von Generalmajor Nicolai-Pascha.



Rückzug der Entente-Flotte von den Dardanellen am 18. März 1915. Nach einem Gemälde von Ismail Hakki-Bey.

Am 18. März 1915 ist der Versuch der Alliierten, unter Einsatz starker Seestreitkräfte den Durchbruch durch die Dardanellen zu erzwingen, unter schweren Verlusten gescheitert. Das französische Linienschiff „Bouvet“, das englische Flaggschiff „Irresistible“ und die „Ocean“ sind dem Feuer der türkischen Küstengeschütze zum Opfer gefallen und liegen auf dem Meeresgrunde des Hellespontes, der in Sage und Geschichte so oft umstrittenen Eingangspforte zum Orient; verschiedene andere Schiffe haben sich schwerbeschädigt in den Schutz der Häfen des Mittelländischen Meeres zurückziehen müssen. Ein Jubelsturm durchbraust das Land von der im Flaggenschmuck prangenden Hauptstadt Konstantinopel bis zu den Schneefeldern des Hochlandes Kleinasiens und den in Sonnenglut getauchten heiligen Stätten Mekka und Medina. Er entfacht von neuem den stolzen Kampfesmut der osmanischen Armee, die sich seit Jahren fast ununterbrochen im Kriege befindet und unter der zielbewußten Führung Enver-Paschas nach deutschem Muster reorganisiert worden ist.

Es ist zur Gewißheit geworden, daß der Feind den Versuch der Bezwingung der Meerengen wiederholen wird, um durch Vorstoß auf Konstantinopel dem russischen Verbündeten die Hand zu reichen und einen politischen Zwang auf die noch neutralen Balkanstaaten auszuüben. Eine starke Landungsarmee wird der Flotte des Gegners den Weg durch die Meerengen zu öffnen versuchen.

Der Angriff wird die türkischen Truppen nicht unvorbereitet finden, die unter dem Befehle des Generals Liman von Sanders-Pascha auf der Halbinsel Gallipoli und auf der asiatischen Seite zur Abwehr bereitgestellt sind. — Es ist ungewiß, wo der Gegner landen wird. Die zu schützende Küstenstrecke ist lang. Sie reicht vom Golf von Saros über das Ufergelände der Meerengen bis zur Beschikbucht. Der Feind findet in seiner beweglichen Schlacht- und Transportflotte das Mittel, an selbstgewählten Punkten der ausgedehnten Küste überraschend zu landen. Er verfügt über moderne Kampfmittel seiner Landungstruppen und findet in dem reichen Geschützmaterial seiner Flotte den wirksamsten Rückhalt für seine kühne Unternehmung. Die Türkei ist durch die langen Kriegsjahre in ihren militärischen Kampfmitteln geschwächt und, da der Weg nach Deutschland über den Balkan noch nicht geöffnet ist, auf sich selbst gestellt. Es ist ein Glück, daß der Gegner nach der Niederlage am 18. März der türkischen Armee über einen Monat Zeit gelassen hat, ihre Stellungen zu verstärken und die Vorbereitungen zur Abwehr zu treffen. Nun kann der Feind kommen — und er kommt.



Aus der Schlacht bei Kum Kale an den Dardanellen am 25. und 26. April 1915: Der Divisionskommandeur Oberst Nicolai begrüßt seine anrückenden Reserven, deren Bajonettangriff den türkischen Sieg entschied. Im Hintergrund das brennende Dorf Jenischer. Nach einer Zeichnung von Georg Lebrecht.

Unter dem Schutze der Nacht vom 24. zum 25. April führt General Hamilton seine bunt zusammengesetzten Landungstruppen, Engländer, Franzosen und in ihren Diensten stehende Hilfsvölker, auf großen Transportschiffen von Ägypten und den Inseln unter dem Schutze seiner Flotte an die Meerengen heran. Eben tauchen die ersten Strahlen der über dem Idagebirge, dem sagenumwobenen Gefilde des Zeus, aufgehenden Sonne in die über der weiten trojanischen Ebene brauenden Nebel und erfassen die Bergspitzen des wild zerklüfteten Geländes der Halbinsel Gallipoli, da blitzt es aus Hunderten von Feuerschlünden auf. Die Flotte bereitet durch Beschießung der türkischen Küstenbefestigungen die Landung der Truppen vor, die auf Leichtern und Kähnen der Küste zueilen. Eine Landung ist kein leichtes Unternehmen. Das oft steile Ufer muß meist im feindlichen Feuer erstiegen werden. Hat der Fuß das Land betreten, dann gibt es nur eine Losung: Vorwärts, um Boden zu gewinnen, denn im Rücken liegt das Meer.

An vier Hauptstellen soll das Ufer gewonnen werden: auf der asiatischen Seite bei Kum Kale sowie bei Kap Helles, Kapa Tepe und Ari Burnu auf Galli-



Erstürmung des Friedhofes von Kum Kale durch die türkischen Truppen. Im Hintergrund die brennende Stadt und die Festung Kum Kale. Nach einer Zeichnung von Georg Lebrecht.

Vor zehn Jahren: Eine Erinnerung an den Kampf um die Dardanellen. Nach zeitgenössischen Darstellungen aus der „Illustrirten Zeitung“.

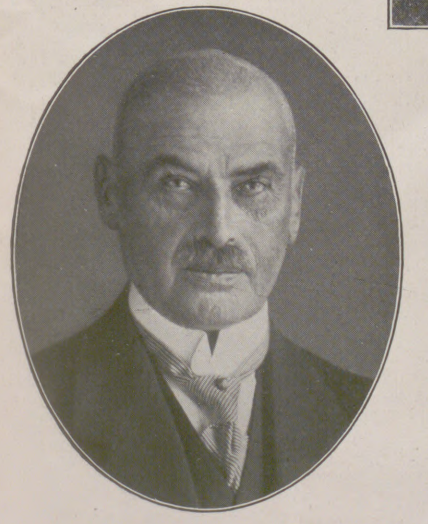


Reliefkarte des Dardanellengebietes. Im Vordergrunde die englisch-französische Flotte während der Beschießung der Dardanellenforts am 18. März 1915, die mit einem glänzenden Sieg der Verteidiger endete. Nach einer Zeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

poli. Zwar gelingt es, die vordersten schwachen Küstenbesatzungen zu überwältigen, nachdem das Feuer der Schiffsgeschütze in den Reihen des Verteidigers eine reiche Ernte gehalten hat, aber der Gegenstoß der wegen der Ungewißheit über den Ort der feindlichen Landungen absichtlich weit zurückgestaffelten türkischen Reserven läßt nicht lange auf sich warten. Auf der kahlen, von dem Feuer der Schiffe voll beherrschten trojanischen Ebene kann dieser Gegenstoß nur bei Nacht geführt werden, aber er führt zum Erfolg. Die Verluste der braven Anatolier sind schwer, sind doch einzelne feindliche Kreuzer bis zur Mündung des Menderesflusses, des „Skamandros" der Ilias, vorgedrungen, dort, wo an der kleinen Bucht einst das Schiffslager der Griechen zu suchen ist, und richten von hier aus ein verheerendes Flankenfeuer gegen die um den Besitz der beherrschenden Friedhofshöhe ringenden Türken. Laut dringt immer von neuem der Allahruf der im wütenden Nahkampf mit französischer Marineinfanterie und Senegalnegern den Verteidiger in Flanke und Rücken. Und trotzdem wird dem englischen Vordringen bald Halt geboten. Jeder Fuß Landes wird dem Feinde in Abwehr und Gegenangriff streitig gemacht. Jetzt greift der Gegner zu einem kühnen Mittel. Ein großer englischer Kohlendampfer, „Riverclyde", wird bei Sed ul Bahr auf Strand gesetzt. In seinem Inneren befinden sich zweitausend Dublinfüsiliere, die nun auf Booten und einer schnell erbauten Landungsbrücke das Ufer gewinnen sollen. Da setzt ein überraschendes Schnellfeuer der Türken ein, die Strömung reißt die Brücke fort, und fast alle kühnen Füsiliere fallen mit ihrem heldenhaften Führer, dem General Napier, dem Feuer zum Opfer oder versinken in den Wellen. Der Kampf um die Dardanellen tritt in ein neues Stadium, er wird zum Stellungskrieg mit all seinem Schrecken und seinem nervenzermürbenden Charakter. Neue Kräfte werden auf beiden Seiten eingesetzt. Immer wieder versuchen die verbündeten Streitkräfte Boden zu gewinnen, immer wieder schlägt sie der Gegenangriff des Verteidigers zurück.



Angriff der türkischen Truppen auf das englische Landungskorps bei Ari Burnu am Vorgebirge Kaba Tepe auf der Halbinsel Gallipoli. Im Hintergrund die englisch-französische Flotte. Nach einer Zeichnung von Salih Munir-Bey.



General Otto Liman v. Sanders,
August 1914 Oberbefehlshaber der 1., später auch der 2., 1915 der 5. türkischen Armee, der erfolgreiche Oberbefehlshaber der Landtruppen bei der Dardanellenverteidigung (Februar 1915 bis Januar 1916.)

stehenden Türken durch die schwüle Nacht. Jetzt greift auch die Küstenartillerie ein und sendet ihre schweren Geschosse gegen die Landungsstelle und den Strand von Kum Kale. Es ist hier kein Bleiben für den Feind, in der Rückkehr auf die Schiffe liegt die Rettung.

Auch bei Kaba Tepe gelingt es dem Ansturm der Türken unter Führung des späteren Nationalhelden Mustafa Kemal-Bey, die Feinde zurückzuwerfen. Dagegen faßt der Engländer bei Ari Burnu und an vier Stellen bei Kap Helles Fuß und gewinnt landeinwärts an Boden. Die äußerste Landspitze von Gallipoli ist auch von dem tapfersten Verteidiger nicht zu halten, wenn eine Flotte sie umstellt hat, und das Feuer ihrer Breitseiten sich auf das Land ergießt. Englische Kreuzer und Kanonenboote dringen in kühnem Anlauf in die Meerengen vor und fassen Zwar verlängert der Feind seine Front bis Anafarta und zur Suevlabucht, aber er kann den Sieg nicht erringen.

Die Lage der Türken ist oft verzweifelt. Es fehlt ja an allem, besonders an Munition; noch immer richten die Kriegsschiffe ihre Breitseiten gegen die türkischen Stellungen. Da leuchtet ein Hoffnungsstrahl auf. Deutsche U-Boote haben den Weg über Gibraltar nach den Dardanellen gefunden und bringen die ersehnte Hilfe. Der Weg durch den Balkan wird von deutschen Truppen geöffnet, und nun strömt unserem tapferen Bundesgenossen zu, was er in seinem Verzweiflungskampfe braucht. Die Dardanellen werden gehalten, eine Ruhmestat der Türken und ihrer Führer, des Oberbefehlshabers der Landarmee Liman von Sanders-Pascha, und des Führers der Küsten- und Seestreitkräfte Usedom-Pascha.



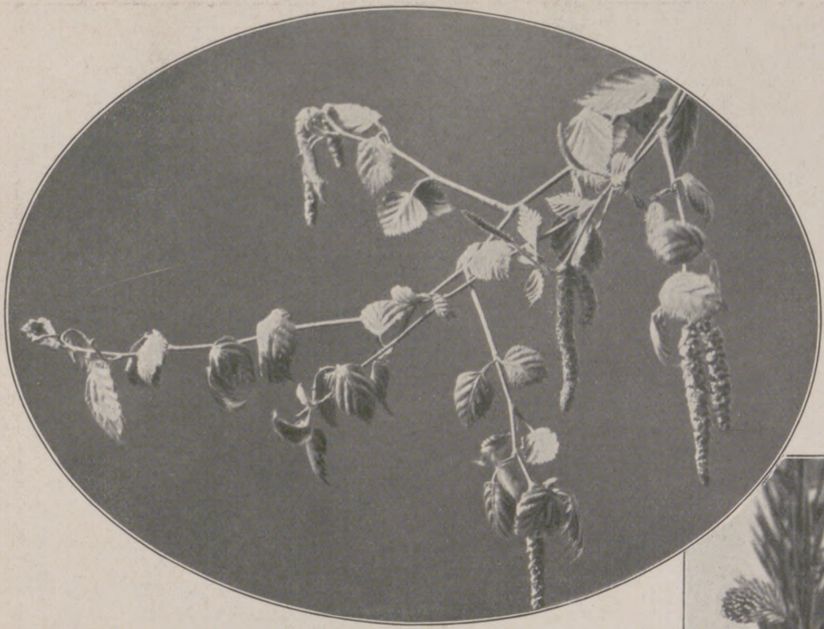
Admiral Guido v. Usedom,
der Oberbefehlshaber der türkischen Seestreitkräfte, der für die siegreiche Abwehr des Einbruchsversuchs der englisch-französischen Flotte in die Dardanellen das Eichenlaub zum Orden pour le mérite erhielt.

Vor zehn Jahren: Eine Erinnerung an den Kampf um die Dardanellen. Nach zeitgenössischen Darstellungen aus der „Illustrirten Zeitung".

Blühende Waldbäume.

Von G. S. Urff.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Birke mit Staubgefäß- und Stempelblüten.



Fichte mit Fruchtblüte.



Schwarzdornblüten.

Wenn im Wonnemonat Mai der Duft der Obstbaumblüte die ganze Landschaft durchzieht und der Apfelbaum sein rosa schimmerndes Gewand angelegt hat, dann lenken wir wohl unsere Schritte auch nach dem Walde in der Erwartung, dort ebenfalls Frühlingsblüten zu finden. Aber merkwürdig, während der Blütenschnee des Schlehdornes am Waldrande schon von weither leuchtet, auch die Anemonen und Schlüsselblumen sich auffällig vom grünen Boden abheben, bemerkt man an den Waldbäumen, flüchtig gesehen, gar nichts Besonderes, keine Farbe, die aus dem hellgrünen jungen Laube hervorsticht. Erst bei genauerem Hinsehen gewahrt man, daß auch hier bei den Waldbäumen Blütenhochzeit gefeiert wird. Von der Birke und Hainbuche pendeln zarte, lange Kätzchen im leichten Winde. Goldgelber Blütenstaub rieselt langsam zwischen den Schuppen hervor und wird von dem Lufthauch emporgehoben zu den Fruchtblüten, die etwas höher an den Zweigenden sich hochrecken. Bei dem Spitzahorn dagegen wie auch bei der Esche kommen die Blüten aus den Blattachseln. Die Rotbuche wieder blüht erst viel später, wenn ihre Blätter bereits entfaltet sind. Dann hangen die Staubgefäßblüten gleich matten Perlen zwischen dem seidig schimmernden Laube. Nur wenige Blüten, aus denen sich dann die Früchte bilden, stehen auf derben kurzen Stielen an den Zweigenden. Am allerspätesten entwickeln sich die Blüten des Eichbaumes, dieses verzärtelten Riesen unter unseren Waldbäumen, dem oft eine einzige Frostnacht im Mai sein junges Laub zerstört. Da dürfen sich die Blüten nicht so bald hervorwagen. Die Nadelbäume, diese Sonderlinge des Pflanzengeschlechtes, haben auch ihre Besonderheiten beim Blühen. Wer scharfe Augen hat, der sieht vielleicht hoch oben im Gipfel der Fichte, gleich kleinen elektrischen Glühbirnen, rote Zapfen stehen. Nur wenige sind es, in feine Fächer sind sie geteilt; alle Fächer richten ihre Öffnung nach oben, als ob sie von dorther etwas erwarteten. Sie öffnen sich dem Blütenstaube entgegen, der von den tiefer sitzenden kleineren Staubgefäßblüten erzeugt und von dem Winde hoch in die Luft gewirbelt wird. Eine Zeitlang erhält er sich dort schwebend, dann sinkt er langsam zu Boden. Viele Millionen Pollenkörner gehen verloren, aber einige wenige treffen doch auf die wartenden Narben der Fruchtblüten und führen die Befruchtung herbei. So bietet auch der Wald bei aller Unauffälligkeit seines Blühens eine reiche und bunte Mannigfaltigkeit.



Blühende Rotbuche.



Blütenzweig des Spitzahorns.



Föhre mit Staubgefäßblüten.



Spähende Amazone.



Störrische Pferde.

Nach Aquarellen von Arthur Grunenberg.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(9. Fortsetzung.)

„Laßt das unsere Sorge sein, wie wir uns mit Seiner Kaiserlichen Majestät auseinandersetzen.“ Auf einen Wink des Majors traten die Männer, die zum Teil Gerichtspersonen des Ortes, zum Teil Bürgerschützen waren, näher, und es sah aus, als wollten sie Hand an Böttger legen.

„Nicht anrühren!“ schrie er, indem er den Stuhl, der neben ihm stand, an der Lehne faßte.

„Nehmt Vernunft an,“ mahnte der Major, „fügt Euch in die Anordnung Seiner Exzellenz.“

Einer hatte bisher wie ein unbeteiligter Zuschauer den Auftritt vor sich abspielen lassen: Nehmitz. Er stand da ganz großartig und gebieterisch, mit untergeschlagenen Armen, und seine Augen funkelten vor Schadenfreude. „Man mache keine Umstände,“ sagte er jetzt, ohne seine Haltung zu verändern, „wenn er sich nicht gutwillig geben will, so gebrauche man Gewalt. Die Instruktion Seiner Exzellenz geht dahin, daß wir mit dem Subjekt nach Willkür verfahren mögen. Man schließe ihn an Händen und Füßen und werfe ihn in den Turm.“

Es war nicht klug gewesen, in einem Augenblick sich dem Zorn eines Menschen auffallend darzubieten, in dem dieser zum äußersten gereizt und seiner Sinne nicht mächtig war. Aufbrüllend hob Böttger den schweren Stuhl hoch und schwang ihn über den Kopf des Feindes, der ihm als der Urheber aller Unbill erschien, die er je erduldet hatte. Nehmitz duckte sich und hielt die Arme schützend über den Kopf. Aber er wäre zerschmettert worden, wenn nicht der bärenstarke Major Bomsdorf, mit festem Griff dreinfahrend, den Schlag abgelenkt hätte, so daß der Stuhl krachend in den Boden fuhr und mit zerbrochenen Beinen liegenblieb.

„Wollt Ihr Blutschuld auf Euch laden?“ rief er heftig. Aber schon war der Ausbruch vorüber. Erschüttert sank Böttger in sich zusammen und hielt sich am Tisch fest.

„Macht mit mir, was Ihr wollt“, murmelte er kraftlos.

XIV.

Zwischen dem Schloß zu Heidelberg am Neckar und der Festung Königstein an der Elbe bestand ein höchst absonderlicher Wettstreit. Er ging nicht um Festigkeit und Wehrhaftigkeit, denn darin war der unüberwindliche und unerstürmbare Königstein allen anderen Burgen und Schlössern im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation weitaus überlegen; er ging auch nicht um die Pracht des geschmackvollen und reichen Äußeren, denn darin hinwiederum konnte kein anderes weltliches Bauwerk Deutschlands der Heidelberger Pfalz bis zu ihrer Zerstörung durch französische Roheit auch nur nahekommen. Es handelte sich um etwas ganz anderes, nichts Kriegerisches und nichts Künstlerisches, sondern um etwas durchaus Bacchisches: um den Ruhm, das größte Weinfaß zu besitzen, um den jetzt schon fast hundertzwanzig Jahre gestritten wurde. Anno 1586 hatte der Pfalzgraf mit einem Ungetüm von 1185 Hektoliter den Anfang gemacht; da war auf dem Königstein 1624 eines von 1450 Hektoliter entstanden, aber den Pfälzer hatte dieser Sieg des Kurfürsten von Sachsen nicht schlafen lassen, und 1664 hatte er den Königsteiner Nebenbuhler mit einem Faß für 1651 Hektoliter übertrumpft. Darauf wuchs auf der befestigten Riesentorte aus Sandstein eines von 2235 Hektoliter Inhalt.

Da diese Schöpfung aus dem Jahre 1680 aber sehr bald baufällig geworden war, hatte König August der Starke befohlen, sie durch ein noch größeres Faß zu ersetzen: eines für 2428 Hektoliter, mit dem der Heidelberger dann endgültig geschlagen sein sollte. Aller Sorgen um Polen und Schweden ungeachtet, betrieb der König neben einer Menge anderer kostspieliger Pläne auch dieses Werk.

Seine Majestät war auf dem Reichstag zu Warschau entthront und Stanislaus Leszczynski an seiner Statt erhoben worden. Aber Meister Daniel Pöppelmann baute an dem phantastischen, übermütigen Gebilde seines Zwingers weiter.

Der König erlitt bei Warschau eine erschütternde Niederlage, aber es fiel ihm ein, daß niemand geeigneter sei als derselbe Daniel Pöppelmann, das neue Faß für den Königstein zu entwerfen, damit auch in diesem Werk der Böttcherkunst der modische Geschmack zur Geltung komme.

Der schwedische König stand im Lande Sachsen selbst und diktierte mit dem Degen in der Faust den Frieden zu Altranstädt. Was hatte das alte Faß gekostet? Zwanzigtausend Mark. Was würde das neue kosten? Dreiundzwanzigtausend! Aber das Riesenfaß ging in keine der bestehenden Räume auf dem Königstein hinein, und es mußte ein neues Gehäuse dafür gebaut werden. Gut! Man würde ihm also ein eigenes Haus bauen.

Meister Pöppelmann weilte auf der Festung, um die Örtlichkeit in Augenschein zu nehmen und die Maße zu vermerken. Am Abend seiner Ankunft schon hatte er den Kommandanten, Generalmajor von Ziegler, bei Tisch gefragt: „Ihr habt auch einen Gefangenen hier oben, den man den Mann ohne Namen heißt.“

„Ich weiß nicht, wen Ihr meint“, sagte der Generalmajor zurückhaltend.

„Man nennt ihn auch den Herrn mit den drei Dienern. Ihr braucht vor mir kein Geheimnis daraus zu machen, daß er hier gefangen sitzt. Seine Majestät hat mir gestattet, ihn zu sehen und zu sprechen.“

Da der Baumeister wirklich ein eigenhändiges Schreiben des Königs vorzeigen konnte, in dem der Kommandant angewiesen war, den Wunsch des Überbringers zu berücksichtigen, geschah es, daß am nächsten Morgen der stelzbeinige Majór Crux bei dem Mann ohne Namen erschien und ihm zu dessen Erstaunen in seiner bärbeißigen Art befahl, ihm augenblicklich in jenen Teil der Festung zu folgen, der Magdalenenburg hieß.

Dort saß Meister Pöppelmann neben einem Haufen verwitterter Steinkugeln in der Sonne auf einer Bank und hielt einen Zeichenblock auf den Knien, auf den er mit eifrigem Stift kühnen Schwunges eine Skizze hinwarf. Als er aufschaute, sah er den humpelnden Invaliden Crux auf sich zukommen, hinter ihm zwei Musketiere, die einen recht stattlichen Menschen zwischen sich hatten, dessen fahles, ungesundes Gesicht, dessen gedunsener Körper deutlich genug anzeigten, daß ihm frische Luft und Bewegung nur spärlich zugemessen waren. Seine Züge waren schlaff, seine Augen matt, um seinen Mund kroch Bitterkeit, und von einer erst kürzlich überstandenen Kopfrose rührte die Röte her, die sich unter der Allongeperücke hervor über Stirn und Wangen zog und scharf gegen die Blässe des übrigen Gesichtes abgesetzt war.

„Ich habe Euch sehen und grüßen wollen“, sagte Pöppelmann, indem er den Stift ruhen ließ und aufmerksam dem Mann ohne Namen in die verschleierten Augen sah. „Euer Aussehen enthebt mich der Frage nach Eurem Befinden.“

„Wie soll ein Mann anders aussehen, für den das Leben auch nicht den mindesten Wert mehr hat“, sagte der Namenlose mit einem verächtlichen Seitenblick auf Crux, der sich in einigen Schritten Entfernung aufgestellt hatte und, auf seinen Krückstock gestemmt, grimmig dreinschaute.

„Vergeßt nicht, daß der Schwede im Lande ist, und daß man Euch zu Euerer eigenen Sicherheit auf diesen uneinnehmbaren Felsen gebracht hat.“

Der Namenlose lachte kurz auf: „Ich weiß, ich bin Seiner Majestät kostbarster Untertan.“

„So freue ich mich aber doch, daß die tollen Geschichten, die man von Euch in Dresden erzählt, nur müßiges Gerede sind. Man sagt, daß Ihr bei Wasser und Brot unter der Erde sitzt, oder daß Ihr gar geblendet seid. Andere aber wollen wissen, daß Ihr Gold in Massen zu bereiten versteht, daß der Münzmeister Holland seine Dukaten aus ihm präge, daß der Hofjuwelier Irmer goldene Degen für die Offiziere vom Regiment des Statthalters aus ihm zu fertigen beauftragt sei ...“

„Das eine ist so wenig wahr wie das andere“, gab der Namenlose kurz zurück. „Ich weiß nur so viel, daß ich meine Arbeit am liebsten in Stücke schlüge und schon in der Grube läge.“

„Verzaget nicht!“

„Ihr schaffet in Freiheit. Da ist es leicht zu sagen: Verzaget nicht!“

Crux, der der Meinung zu sein schien, die Unterredung habe lange genug gedauert, trat herzu.

„Wie gefällt Euch das?“ fragte Pöppelmann, indem er dem Gefangenen den Zeichenblock hinhielt. Auf der lustigen Rundung eines Fasses saß der Gott des Weines in behaglicher Nacktheit, ein Rebengewinde um die Hüften, einen Rebenkranz im Haar, und hielt einen Römer empor. Vorn war allerlei vergnügter Zierat angebracht, Trauben und Früchte, die spielende Putten einander zuwarfen, während ein dickbäuchiger Silen sich über das Zapfenloch beugte und daraus zu trinken schien.

„Ich wollte,“ sagte der Namenlose seufzend, „Gott hätte mir beschert, in Euerer Kunst zu wirken, nicht in der meinen.“ Er wollte Pöppelmann die Zeichnung zurückgeben, da spürte er, wie sich unter dem Block aus den Fingern des Meisters ein Papier in die seinen hinüberschob. So überrascht er war, verriet er sich durch nichts, und als Crux nun in rauhem Ton sagte, es sei Zeit, zu gehen, barg er den Zettel in der hohlen Hand.

„Was soll ich dem König melden?“ fragte Pöppelmann.

„Meinen schuldigen Respekt“, murmelte der Gefangene, indem er sich anschickte, seinen Wächtern zu folgen. Man kam an dem tiefen Brunnen vorüber, von dem es hieß, daß er bis auf den Spiegel der Elbe reiche. Wenn man Wasser hineingoß, so konnte man bis neun zählen, ehe man es unten aufklatschen hörte, und wenn man Lichter an der Brunnenkette hinabließ, so konnte man daran, daß sie zuletzt nur wie winzige Funken aussahen, ermessen, wie ungeheuer tief er reichte. Jedenfalls tief genug, daß ein Sprung hinab die Freiheit gab. Aber trotz allen Elends und aller Verbitterung: und wenn die Hoffnung auch so klein war wie die Lichter in der Brunnentiefe, so lange

sie nicht völlig erlosch, war das Leben doch noch mächtiger als alle Todessehnsucht.

Der Namenlose schloß die Augen, als er an dem Brunnenschacht vorüberging, um der Anziehung der Tiefe nicht zu erliegen.

In seinem Zimmer angekommen, ließ er zuerst einige Zeit verstreichen, ehe er die heimliche Botschaft kennenzulernen wagte. Sein bis zur Krankheit gesteigertes Mißtrauen ließ ihn angebohrte Türen, durchbrochene Wände befürchten, durch die er ausgespäht, Spiegelapparate, mit denen er von drüben beobachtet werden könnte. Mit dem Rücken gegen das Fenster gestellt, erbrach er das Papier; es enthielt einige Zeilen Pöppelmanns und inliegend noch einen zweiten, gefalteten und mit einer Oblate gesiegelten Brief. Der Baumeister schrieb, das beigefügte Brieflein habe er eines Tages auf seinem Zeichentisch gefunden, ohne daß er hätte feststellen können, wie es in das verschlossene Zimmer gekommen sei. Es sei von einem Zettel begleitet gewesen, des Inhalts, daß man ihn bitte, da er doch auf dem Königstein Aufenthalt zu nehmen habe, das Brieflein dem ihm wohlbekannten Manne ohne Namen heimlich zu übergeben. Da jedoch aus des Mannes Anwesenheit auf der Festung ein groß Geheimnis gemacht werde, obzwar es in Dresden die Spatzen auf den Dächern pfiffen, so könne er nicht anders an ihn herankommen als mit königlicher Gestattung, die er sich unschwer werde verschaffen können.

Das Brieflein selbst aber, dessen Bestellung mit solcher Mühe bewerkstelligt worden war, enthielt gleichfalls nur wenige Zeilen: „Hütet Euch vor dem, was Ihr vorhabt. Was mißraten ist, mißrät. Wahre Freiheit will von innen heraus errungen sein. Ihr seid gewarnt."

Wessen Warnung war dies? Hatte der Meister sich seiner wieder erinnert? Und was besagte dieser Brief? Wie konnte der unbekannte Absender wissen, was hier zwischen den dicken Mauern der Festung vorging und sich bereitete?

Während Böttger das Papier noch zwischen den Fingern hielt und zum drittenmal überlas, regte sich ein leises Geräusch in der Wand. Man hätte nicht sagen können, ob es ein Geriesel von Mörtel oder das Klopfen eines Holzwurmes sei, und noch weniger, woher es komme. Böttger fuhr auf, zerknitterte den Zettel und schob ihn unter das Hemd. Dann ging er gleichmütig auf den alten Schrank zu, der an der Wand stand, als ob er ihm eines der Kleidungsstücke entnehmen wollte, die darin aufbewahrt wurden. Die Tür, die gegen das Fenster zu aufging, gab einen Schutz gegen Blicke von außen. Böttger wühlte sich durch die dicht hangenden Kleider und schob ein viereckiges Stück der Rückwand des Kastens heraus. Wie in einem Fenster zeigte sich eine kühne Hakennase mit einer dünnen schwarzen Schnurrbartsichel darunter und zwei scharfe, sengende Augen.

„Heute abend!" flüsterte der Nachbar. „Habt Ihr Euch entschlossen?"

„Heute abend?" fragte Böttger beklommen.

„Wir dürfen nicht länger zögern. Es wissen schon zu viele Menschen um unseren Plan, und es will mir scheinen, als mache der Major Crux verdächtige Augen. Der Prediger Harzer in Struppen hat mir sagen lassen, es komme ihm vor, als werde er beobachtet. Soll alle unsere Mühe umsonst gewesen sein? Laßt heute abend Euere Diener wieder Nachtmusik machen, wir geben der Wache Wein mit Opium darin, der ihr zu einem gesunden Schlaf verhelfen soll."

„Heute abend also?" wiederholte Böttger peinlich überrascht. Wenn man sich auch schon lange genug mit dem Plan zur Flucht beschäftigt hatte, so schlug ihm doch, da er sich plötzlich vor die Ausführung gestellt sah, heftig das Herz.

„Es ist höchste Zeit, wenn es nicht zu spät werden soll, vor allem für mich; und ohne mich könnt ihr nicht fliehen. Ihr wißt doch, daß der schwedische Karl, mein grimmigster Feind, im Altranstädter Frieden sich besonders ausbedungen hat, daß ich ihm ausgeliefert werde. Ich kann jeden Tag von hier geholt und dem Schweden übergeben werden. Ein Chiromant aus Berlin hat mir aus der Hand geweissagt, daß ich wie ein Hund an einen Pfahl gebunden und zuletzt von unten auf gerädert werden soll. Darauf möchte ich es just nicht ankommen lassen."

Der Mann hinter dem Kasten war der russische General Johann Reinhold von Patkul, der, obwohl als geborener Livländer schwedischer Untertan, im Kriege gegen Schweden Partei genommen hatte. Er war in sächsische, später in russische Dienste getreten, hatte mit seinen Dragonern Livland schrecklich verheert und den dortigen Adel gegen Karl aufzuhetzen versucht. Er war einer von den Menschen, deren Lebensaufgabe darin zu bestehen scheint, sich möglichst viele Feinde zu machen, und so hatte er auch des ihm sehr wohlwollenden Königs August Zorn gegen sich aufgebracht, indem er in einer Schrift: „Politische Offenbarung oder geringfügiges Bedenken von schwedischer Invasion in Deutschland" ebenso freimütig als grob enthüllt hatte, warum die Achtung vor dem sächsischen König Polens und vor dem Lande Sachsen überhaupt bei dem übrigen Europa so sehr gesunken sei. Des Königs Prunkliebe, Verschwendungssucht und Weiberwirtschaft waren darin schonungslos beleuchtet, und da Patkul nicht nur den König, sondern auch seine Minister sehr erbittert hatte, so war er — nicht eben völlig zu Recht, da er ja als russischer Bevollmächtigter am Dresdener Hof weilte — verhaftet und zuerst auf den Sonnenstein, dann aber auf den Königstein gebracht worden. Nachdem des gutmütigen Königs Zorn verraucht war, hatte er Patkul gegen den Willen seiner Minister einige Male schon Gelegenheit zum Entweichen gegeben; aber als der



rechte Starrkopf, der Patkul war, hatte dieser sich dessen geweigert und verlangt, daß man ihm wegen der harten und gegen das Völkerrecht verstoßenden Behandlung ordentliche Genugtuung gebe. Nun aber war es zu spät zum Einlenken. Seine Auslieferung war von Karl, der ihn als einen Landesverräter und Eidbrüchigen auf das heftigste haßte, zu einer Friedensbedingung gemacht, und nun mußte Patkul, der, wenn auch nicht eben das Eintreffen der chiromantischen Weissagung, so doch gewiß nichts Gutes von Karl erwartete, auf eigene Faust die Freiheit zu erlangen suchen.

„Der Stelzfuß kommt," sagte Patkul plötzlich, „um sechs soll alles noch einmal besprochen werden. Macht rasch!"

Böttger fügte das ausgeschnittene Brett in die Rückwand ein, schob die Kleider wieder vor und hatte gerade noch Zeit, den Schrank zu schließen, ehe der Major Crux eintrat.

Wildenstein, einer der drei Diener Böttgers, trug hinter ihm einen verdeckten Napf und eine Flasche und setzte beides auf den Tisch.

„Habt Ihr mit jemandem gesprochen?" fragte der Stelzfuß, indem er sich im Zimmer umsah.

„Ich habe meine Verse laut gelesen", sagte Böttger, und hob den Deckel von dem Napf, als sei er neugierig, was ihm zur Mahlzeit beschert sei. Er war in der langen Einsamkeit seiner Haft unter die Poeten gegangen und hatte eine Art Lehrgedicht begonnen, das von einem ihm sehr naheliegenden Stoff handelte, von der Eitelkeit aller irdischen Dinge.

Während er sich zum Speisen anschickte, stelzte Crux im Zimmer umher, warf einen Blick aus dem Fenster, rüttelte an den eisernen Gitterstäben, ob sie fest im Gemäuer säßen, und entfernte sich dann unter mürrischem Brummen.

Mit wenig Eßlust sprach Böttger der Mahlzeit zu, nur eben so viel, daß er nicht etwa Verdacht erweckte. Dann saß er lange am Fenster und sah in die sonnige Landschaft hinaus. Da kam der Elbestrom aus dem Böhmerlande daher, von jenseits der Grenze, floß an heiteren Städten und Dörfern vorbei, an den im Frühjahr von Blüten überschneiten Obstgärten, zwischen Königstein und Lilienstein hindurch und immer weiter, der grenzenlosen Freiheit des Meeres zu. Nun war es schon wieder ein Jahr, daß Böttger auf dem Königstein saß, der den fidelen Namen Quirlequitsch, den ihm der Volksmund gegeben hatte, sehr zu Unrecht führte.

Unzählige Male hatte er den König bestürmt, ihm doch etwas mehr Freiheit zu geben, denn in der Gefangenschaft sei es ihm völlig unmöglich, zu arbeiten. Wenn man aber die strenge Haft erleichtere, so werde sich sicherlich bald zeigen, ob es Gott gefällig sei, ihn durch den König oder den König durch ihn glücklich zu machen. Er hatte in seiner Verzweiflung, da seine Bitten unerfüllt blieben, den König sogar vor Gottes Richterstuhl für die ihm versagte Freiheit verantwortlich gemacht. War es nicht, da alles Flehen umsonst blieb, sein gutes Recht, sich durch List zu nehmen, was man ihm vorenthielt? Die Warnung! — Es war leicht, zu warnen, wenn man selber auf tausend Wegen in die Welt wandern konnte und nirgends Schloß und Riegel faßen.

Wildenstein kam und fragte, ob der Herr befehle, daß er mit Köhler und Schubert heute abend wieder ein Konzert mache. Dies war verstattet und geschah auf einem Vorsaal, so daß es nicht nur zur Unterhaltung Böttgers, sondern auch seiner Mitgefangenen in den Nachbarzellen diente, die es freilich allesamt hinter verschlossenen Türen anhören mußten.

„Macht Musik!" gebot Böttger. „Macht viel Musik!"

Es wurde sechs, und in das Verklingen des letzten Schlages der Turmuhr mischte sich das Zeichen im Schrank. Böttger hob das Brett aus und zwängte sich durch die Öffnung in der Wand, die auf der anderen Seite wieder in einem ähnlichen Schrank verborgen war. Mit unsäglicher Mühe waren die Mauern durchbrochen und das Geröll händeweise aus dem Fenster gestreut und in den Graben geworfen worden.

Im Zimmer Patkuls waren die Teilnehmer der Flucht versammelt; man hatte zwischen allen Nachbarräumen Verbindungen hergestellt und sogar die Decke eines im unteren Stockwerk gelegenen Zimmers durchbohrt, um den Grafen Beichling heraufzuholen, den einstigen Premierminister, Geheimen Rat und Großkanzler von Sachsen, der dem König Vertrauen durch Betrug vergolten hatte und sogar verdächtig war, ihm durch nekromantische Zaubereien und allerlei andere Umtriebe nach der Krone und wohl gar nach dem Leben getrachtet zu haben. In diese verräterischen Machenschaften waren auch der Kammerpräsident von Einsiedel und der Justitienrat Ritter verwickelt, die darum zugleich mit Beichling verhaftet und auf dem Königstein festgesetzt worden waren. Der stattliche Leipziger Bürgermeister Romanus stand diesen Umtrieben nicht fern, und der sechste im Bunde der Ausbrecher war ein Geheimer Kriegsrat von Holzringk, der es sogar für die sächsische Wirtschaft mit Bestechungen etwas zu arg getrieben hatte.

Sobald Böttger in Patkuls Zimmer geschlüpft war, begann dieser als das Haupt der Gesellschaft, noch einmal in Eile die letzten Anordnungen zu wiederholen. Es war also alles zur Flucht bereitet. Mit Hilfe einiger auswärtiger Freunde, namentlich des Struppener Predigers, war man im Besitz von Uniformen gemeiner Soldaten, in deren Verkleidung man sich davonmachen wollte. Man hatte falsche Bärte, schwarz angerauchte Tabakspfeifen, wie sie gemeine Soldaten haben müssen, sogar hohle Stöcke aus Bambusrohr, um darin Briefe zu verstecken.

(Fortsetzung folgt.)

„Man richtet mir eine Wohnung ein." / Von Carl Marilaun.

Auf meinem Schreibtisch liegt ein umfangreiches Paket von eingeschriebenen Briefen und offenen Postkarten, auf denen mein Freund, Herr Schmiedel, die Welt, Gott und das Gewerbegericht zu Zeugen meiner ungewöhnlichen Schäbigkeit anruft.

Und das alles kommt, ganz schlicht, von einem Stuhlbein.

Es ging aus dem Leim. Und da es als Briefbeschwerer nicht zu gebrauchen war, setzte sich in mir der Gedanke fest, es bei Gelegenheit wiederanleimen zu lassen.

Andere Menschen sehen sich in solchen Fällen nach einem netten, kleinen Schreinermeister um. Es gibt welche, bei denen man bloß drei- oder viermal vorzusprechen braucht, und schon schicken sie einen Lehrbuben zum Besehen des Schadens.

Aber mein Stuhlbein war offenbar kein gewöhnliches Stuhlbein. Schicksalsträchtig lungerte es anderthalb Monate in meiner Wohnung herum. Und dann berief ich meinen Freund, den Schmiedel.

Schmiedel ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der die Kunstakademie mit bedeutendem Erfolg besucht hat und nun auf Mäzene wartet, die sich von ihm eine Zwölfzimmerwohnung, einen Naturpark oder ein Privatkrematorium einrichten lassen.

Schmiedel wurde bewogen, sich für mein Stuhlbein zu interessieren. Er interessierte sich. Das heißt, er gab mir den Rat, meine sechs Sessel nebst Schreibtisch, Schrank und Bücherkasten hinauszuwerfen. Sie störten sein schönheitsgesättigtes Auge, und Schmiedel ging daran, mir ein auf meine Individualität abgestimmtes Studio zu entwerfen.

Zunächst entwarf er noch nicht. Sondern wir kamen zwei Wochen hindurch täglich zusammen, um miteinander schwarzen Kaffee zu trinken und einige Schachteln Ägyptische auszurauchen. Denn Herr Schmiedel entwirft als feinsinniger Künstler grundsätzlich keinen Drahteinsatz, bevor er sich nicht über das Innenleben seines Bestellers unterrichtet hat.

Er unterrichtete sich, wozu es nötig war, daß er nach dem schwarzen Kaffee der Einfachheit halber gleich zum Nachtmahl dabehalten wurde.

Beim vierzehnten Abendessen einigten wir uns, daß zunächst die Tapeten von den Wänden heruntergerissen werden müßten. Das Muster störte Herrn Schmiedel, und außerdem war er auch für eine Auswechslung der Türklinken sowie der Zimmerdecke.

Ferner wurde erwogen, daß sich der Grundriß meiner bescheidenen Zweizimmerwohnung durch Niederlegen der Hauptwand und Aufführung von ein paar Rabitzwänden ungeahnt eigenartiger gestalten ließe. Im Klosett entdeckte Schmiedel schlummernde Keime zu weitgehenden architektonischen Möglichkeiten. Nichts lag näher, als diesen für Repräsentationszwecke in seiner bisherigen Verfassung ungeeigneten Raum zu einem Erker, eventuell mit Wintergarten, auszugestalten.

Als wir so weit waren, brachte Herr Schmiedel zum schwarzen Kaffee sein Reißbrett, einen weichen Kohinoor, einen harten Kohinoor, blaue und weiße Kreide sowie eine Schachtel Wasserfarben mit.

Er begann meine neue Einrichtung zu entwerfen.

Und zwar entwarf er zunächst, um einem von mir eigentlich nicht gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, einen sehenswerten Lüster. Für vierundzwanzig Flammen, in Bronze getrieben, beziehungsweise mit der Hand gehämmert. Allegorische Figuren, die sieben Todsünden darstellend, waren vorgesehen. Schmiedel entwarf sofort mit Wasserfarben eine Anzahl weiblicher Rückenakte.

Nach dem Nachtmahl gingen wir in eine Bar, und Schmiedel tanzte dort einen sehenswerten Fivestep. Bei dieser Gelegenheit konnte er sich auch gleich für weibliche Nackenlinien interessieren, die er für meinen Lüster brauchte.

Als ich um drei Uhr morgens in meine Wohnung, von deren Wänden die scheußlichen Tapeten natürlich schon weggerissen waren, zurückkam, stolperte ich über irgendein Ding. Ich drehte die Lampe auf, und es stellte sich heraus, daß es mein im Laufe der Begebenheiten in Vergessenheit geratenes Stuhlbein war.

Ich schlief diese Nacht schlecht. Ich begriff in dieser Nacht nicht gut, weshalb man Hauptwände niederlegen, Tapeten abreißen und Spezialpläne für vierundzwanzigflammige Lüsterkronen entwerfen muß, wenn es sich eigentlich bloß um das Anleimen eines Sesselfußes handelt.

Am nächsten Morgen verständigte ich Schmiedel von diesen Bedenken. Schmiedel antwortete mit Rohrpost. Schmiedel teilte mir mit, daß meine Skrupel geeignet seien, seine Schaffenskraft zu beeinträchtigen.

Außerdem kam er an diesem Tage gleich zum Mittagessen, besichtigte ohne tieferes Interesse meinen Sesselfuß und gab Auftrag, schleunigst damit einzuheizen.

Von den sieben Todsünden war er übrigens abgekommen. Lüster waren nicht das Dringendste. Hingegen brachte Herr Schmiedel einen Entwurf für Fensterpolster mit, die er in meiner Gegenwart noch schnell auf meine Haarfarbe abstimmen wollte. Außerdem bemerkte er mißfällig, daß ich bis heute meine sechs Sessel nebst Schreibtisch und Bücherkasten noch immer nicht zum Trödler geschickt hatte.

Wo doch mein gesamtes Innenleben in einem Studio widergespiegelt werden sollte, das sozusagen schon in Bestellung war . . .!

Das mit der Bestellung schien mir etwas übertrieben. Und Schmiedel gab mir, durch eine vorzüglich gelungene Cremetorte zur Nachsicht gestimmt, recht. Er empfahl sich noch vor dem schwarzen Kaffee, um die Adresse eines Tischlers ausfindig zu machen, der mit einer zu meiner Individualität passenden Holzgattung eingedeckt sei.

Er fuhr, was natürlich nicht heißt, daß er sofort fuhr. Künstlernaturen pflegen im unpassendsten Augenblick von Eingebungen überrascht zu werden. Herr Schmiedel entwarf bei sich zu Hause einen geradezu grandiosen Plan für städtische Leichenverbrennungsanstalten mit anschließendem Urnenhain.

Er ließ sich ein paar Tage nicht bei mir sehen. Und als er, ermüdet, übernächtig, mit Ringen um die Augen, wieder zum schwarzen Kaffee kam, hatte ich Herrn Schmiedel peinliche Eröffnungen zu machen.

Unvorhergesehenes hatte sich ereignet, indes Schmiedel mit seiner Muse um jenen Krematoriumsentwurf rang. Meine Bedienerin — Bedienerinnen sind unberechenbar — war mit dem Sesselfuß zu einem netten kleinen Tischler gegangen. Und diese Seele von Tischler hatte sofort den Lehrbuben mit vier Drahtstiften und einem Leimtopf zu mir geschickt.

Der Lehrbub leimte das Stuhlbein an, was nicht mehr als sechstausend Kronen kostete. Da sechstausend österreichische Kronen gleich vierzig Pfennigen sind, stellte ich auf Grund angefertigter Berechnungen fest, daß ich für sechstausend Kronen noch nicht einmal eine mit der Hand gehämmerte weibliche Nasenspitze für meinen Lüster bekommen hätte.

Infolgedessen rüstete ich mich mit äußerster Entschlossenheit und eröffnete Herrn Schmiedel, daß mein nicht der Rede wertes Innenleben überhaupt nicht auf Lüster mit feuervergoldeten Rückenakten eingerichtet sei.

Schmiedel füllte seine Dose mit meinen Zigaretten und erklärte ziemlich entrüstet, daß er seine Zeit nicht gestohlen hätte. Ob ich vielleicht glaube, daß er rein um meiner schönen Augen willen fünfundzwanzigmal bei mir zu Abend gegessen habe!

In diesem Stadium beginnender Auseinandersetzungen machte meine Bedienerin von meinen häuslichen Rechten Gebrauch und warf meinen Freund Schmiedel hinaus.



Der Verkehr wurde trotzdem fortgesetzt, wenn auch in etwas einseitiger Weise. Schmiedel bewies mir an der Hand momentan nicht kontrollierbarer Gesetzesbestimmungen, daß ich bei ihm eine mit jeder Art von seelischem Komfort ausgestattete Inneneinrichtung in Bestellung gegeben hätte, auf deren Lieferung er bestehen müsse. Ich habe heute den vierten eingeschriebenen Brief des Rechtsanwaltes bekommen, den Herr Schmiedel auf meine Kosten genommen hat.

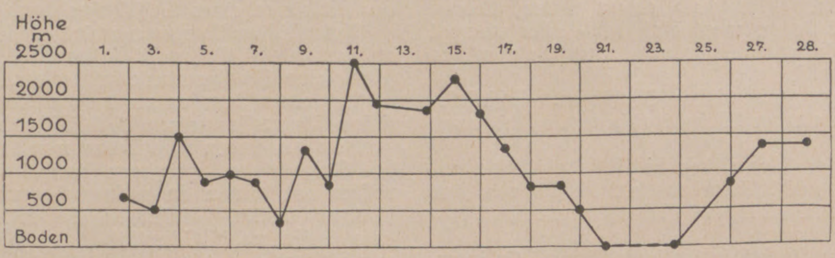
Außerdem weiß ich auf Grund teils wortreicher, teils kurzgefaßter Äußerungen, die Herr Schmiedel auf offenen Postkarten niederlegt, daß ich eines der schäbigsten Subjekte sein dürfte, die sich von Gottes Sonne bescheinen lassen.

Und das alles wegen eines abgebrochenen und wiederangeleimten Stuhlbeines.

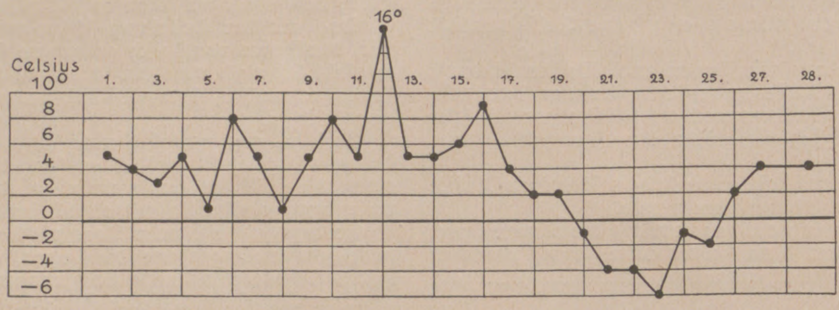
Ich habe es immer gesagt: das Leben ist eine kummervolle, aber glücklicherweise der überraschenden Wendungen nicht entbehrende Angelegenheit!

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Erforschung der höheren Luftschichten im Aeronautischen Observatorium Lindenberg bei Berlin liegt jetzt in den Ergebnissen abgeschlossen für den Monat Februar vor. Die Messungen erfolgen mit Hilfe von Leinwanddrachen, die man auf 6000 m Höhe steigen läßt, um in diesen Luftschichten die Temperatur, den Luftdruck, die Windstärke und Windrichtung sowie die Luftfeuchtigkeit festzustellen. Der Witterungsgang im Monat Februar ist insofern von ganz besonderem Belang, als man gerade in diesem Zeitraum den Ausgleich für die erstaunlich milden Temperaturen der vorangegangenen Monate Dezember und Januar erwarten durfte. Dieser Ausgleich ist aber nicht erfolgt, und es ist daher von um so größerem Interesse, die Vorgänge in den höheren Luftschichten zu studieren und nachzuforschen, inwieweit die Ursachen sich daraus ermitteln lassen. Die Lindenberger Messungen geben uns erwünschten Aufschluß über das Spiel der kalten Luftmassen gegenüber den Warmluftgebieten; sie lassen erkennen, ob die Kaltluftmassen im Abgleiten begriffen sind und sich dem Boden nähern, oder ob infolge der Druckverteilung neue Warmluftgebiete, Zyklonen genannt, die Oberhand gewinnen. Diese Einbeziehung der



Lage des Temperatur-Nullpunktes.



Bodentemperatur.

Die Temperaturenverhältnisse im Februar 1925.

Nach dem Bericht des Aeronautischen Observatoriums Lindenberg bei Berlin.

Vorgänge in den höheren Luftschichten ist das neue Moment, das die heutige Wetterkunde in Rechnung setzt, und das sie befähigt, nicht nur den praktischen Zwecken des Flugverkehrs zu dienen, sondern auch mit ungleich größerer Sicherheit gegenüber früheren Zeiten die Wettervorhersage abzufassen. Aus dem Lindenberger Bericht ergibt sich nun, daß am Anfang des Monats Februar die Zone der kalten Luftschichten bereits in einer Höhe von 1000 m erreicht wurde, so daß beispielsweise am 2. Februar in 1000 m Höhe — 3 Grad, in 2000 m Höhe — 10 Grad und in 3000 m Höhe — 19 Grad gemessen wurden. Diese letztere Temperatur war die tiefste, die im Februar überhaupt zur Feststellung gelangte. In der Mitte des Monats, vom 8. Februar an, rückt diese Zone kalter Luftschichten weit nach oben, sie wird am 11., 12. und 15. erst in 2500 m Höhe erreicht, während gegen Ende des Monats der erste winterliche Kälteeinbruch sich vollzieht, der für Mitteleuropa vom 20. ab sich durch Schneefall bemerkbar machte. Ein klares Bild ergibt sich für die Beurteilung dieser interessanten Vorgänge in den höheren Luftschichten, wenn man die Auf- und Abwärtsbewegung des Temperatur-Nullpunktes verfolgt, wie dies unsere Skizze

ermöglicht. Es ist daraus zu ersehen, daß die Lage des Nullpunktes sich am 11. Februar aus einer Höhe von 1000 m steil bis auf 2500 m Höhe emporschwingt und sich bis zum 16. in einer Höhe von etwa 2000 m erhält, während in den vorhergehenden Tagen in dieser Höhe 8 bis 14 Grad Kälte zu verzeichnen waren. Dies ist die bemerkenswerteste und entscheidende Abweichung vom normalen Verlauf in diesem Monat; sie kommt auch in der Bodentemperatur ganz parallel zur Erscheinung, denn am 12. Februar steigt die Bodentemperatur, wie aus der entsprechenden kleinen Skizze zu ersehen ist, auf die unerwartete außerordentliche Höhe von + 16 Grad, während diese vorher zwischen 1 und 8 Grad hin und her schwankt und vom 19. ab erst zu den Minusgraden herabsinkt, so daß die tiefste Bodentemperatur am 23. mit — 6 Grad notiert wurde. — Es ist nun ganz auffällig, daß die festgestellte Abweichung zeitlich mit dem Auftreten einer großen Sonnenfleckengruppe zusammenfällt, die am 11. Februar zu beobachten war — ein neuer schlagender Beweis für die Richtigkeit der Anschauung des Sonnenfleckenforschers und Meteorologen Dr. Abbot-Washington, wonach die Sonnenflecken eine erhöhte Sonnenstrahlung anzeigen, die sich in unserer irdischen Lufthülle durch elektromagnetische und Wärmewirkungen bemerkbar macht. Die parallel zu dem Auftreten des Sonnenfleckens gehende Erhöhung der Bodentemperatur wirkte derart kräftig, daß sich bis zum 20. Februar eine mittlere Temperatur von + 5 Grad ergibt; der Einbruch der Kaltluftmassen erfolgte erst, wie unsere Skizzen deutlich ausweisen, merklich vom 20. ab, so daß für die letzte Dekade des Februar der Mittelwert der Temperatur auf — 3 Grad sank; der Wintersport konnte nun endlich zu seinem Rechte kommen. Die Erforschung der Vorgänge in den höheren Luftschichten wird ohne Zweifel mit der Zeit die Möglichkeit eröffnen, die Wettervorhersage auf einen längeren Zeitraum auszudehnen; aus diesem Grunde sind die Bemühungen der Lindenberger Station bei Berlin von grundlegender Bedeutung für eine Neugestaltung des öffentlichen Wetterdienstes. In gleichem Sinne arbeiten auch die Deutsche Seewarte zu Hamburg und das Observatorium der Smithsonian Institution zu Washington, wo man eifrig bemüht ist, die Ergebnisse der atmosphärischen Forschung mit der Beobachtung der Sonnenflecken und der Sonnenstrahlung zu kombinieren, um daraus für längere Perioden das Wetter voraussagen zu können.

Prof. E. Kaiser.

Helgoland entstand zur Tertiärzeit, indem es sich vom Meeresgrunde abhob und über den Wasserspiegel gelangte. Es dürfte dann noch innerhalb der Tertiärzeit bis auf den Meeresspiegel herab zerbröckelt sein. Doch gegen Ende dieser Zeit wurde die Nordsee durch Bodenhebung zu Land und somit das Klippenfeld Helgoland zu einem Tafelberg, den die Eiszeit auch mit Gletscherablagerungen, wie erratischen Blöcken, bedeckte. Wie dann später das Eis zurückwich und den Helgoland-Tafelberg wieder freigab, war er durch Wegschleifen weicher Gesteine zu einem zweihügeligen Berg geworden, zwischen beiden Hügeln ein Tal mit einem Süßwassersee. Als darauf das Nordseegebiet sich senkte und wieder zu Meer wurde, wurde der Doppelberg noch nicht endgültig zur Insel, sondern er blieb noch eine Zeitlang gegen Schleswig landfest und wurde über diese Landverbindung wohl zum ersten Male von Menschen, nacheiszeitlichen Steinzeitmenschen, besiedelt. Erst eine letzte Senkung machte Helgoland zur zweihügeligen Insel mit Süßwassersee im Tälchen zwischen beiden Hügeln; durch Meeresarbeit wurde es zur hantelförmigen Insel, wie sie uns die älteren Karten zeigen. Soweit die einleuchtenden klaren Vermutungen der Geologen in kürzestem Auszug. Um 800 n. Chr. taufte Willibrord drei Heiden in der einzigen heiligen Quelle der Insel „Fosetesland". Fosete war der Name des Gottes jener Heiden. Etwa 90 Jahre später taufte Liudger alle Inselbewohner von „Fosetesland" in der heiligen Quelle. Ums Jahr 1000 hat Eilbert von Fühnen die Insel „Heiligeland" „wiedergefunden". Ihre Beschreibung paßt wie ihr Name nur auf Helgoland, und die darin abermals wiederkehrende Erwähnung einer einzigen Süßwasserquelle spricht stark dafür, daß „Fosetesland" gleichfalls Helgoland war. Im Jahre 1721 riß der inzwischen durch Meeresarbeit wohl abermals schmäler gewordene Landstreifen zwischen den beiden Hauptteilen der bis dahin hantelförmigen Insel durch; diese wurde damit zu der Doppelinsel, die wir heute als Hauptinsel (Felseninsel) und „Düne" kennen. Nach sicherer heutiger mündlicher Überlieferung wurde um 1800 der nun untermeerische Wall bei tiefstem Wasserstand infolge Springtide noch einmal für des Menschen Fuß gangbar. Im Jahre 1842 wird jene einzige Quelle wieder erwähnt. Heute gibt es auf Helgoland viele erbohrte Brunnen, doch ergibt eine Prüfung der Örtlichkeiten und der Berichte mit hoher und alleiniger Wahrscheinlichkeit, daß die heilige Quelle von Fosetesland und ihr Ort noch heute in der eisernen Pumpe auf dem „Brunnenplatz" des Unterlandes zu suchen sind.

Prof. V. Franz, Jena.

Für die Frauenwelt.

Modeblumen. Mögen die Damen die Knopflöcher ihrer Kostüme mit Blumen schmücken, aber mit solchen, die modern sind und nichts mehr mit denen gemeinsam haben, die im Winter alle Pelzmäntel und -jacken zierten! Jetzt sind es kleine, bescheidene, wollene Frühlingsblumen — Primeln, Veilchen — aus denen köstliche Sträußchen hergestellt werden, Sträußchen, die dem Auge wirkliche Blumen zu sein vortäuschen. Neben diesen Blumen sind es noch andere neue Einzelheiten, die auf den Kleidern angenehm auffallen, wie etwa Kragen und Manschetten aus weichem Leder, das mit winzigen Sternchen bestickt wird. In dem Netz glitzender goldener und silberner Seidenfäden bilden diese Sternchen eine reiche, zarte Mosaikarbeit.

Neues über Sonnenschirme. Wie hübsch ist es, selbst wenn die Sonne sich noch nicht recht hervorwagt, schon darüber nachzudenken, wie man sich gegen sie schützt. Da trägt man ein diskretes, etwas strenges Complet, das doch irgendwie — um einen Schneiderausdruck zu gebrauchen — „gehoben" werden muß. Der kleine Taftsonnenschirm ist hierzu besonders geeignet. Man öffnet ihn — selbst wenn nicht viel Sonne da ist — und um seine Anwesenheit zu rechtfertigen, schützt man ein „Geblendetwerden" vor. Vielleicht vergießt der graue Himmel aber ein paar Tränen! Schnell, kleiner Sonnenschirm, öffne dich, um alles, so gut es wenigstens geht, unter dein enges Dach zu nehmen! Wie eine aufgeblühte Marguerite siehst du aus! Aber strahlst du nicht, gleich einer Jockeimütze, in zwei Farben? Wenn man Hut mit Handschuhen, Schuhe und Schal in farbliche Übereinstimmung bringt, warum nicht auch den Sonnenschirm? Schwarz-weiß, beige-braun, rot-gold. Dann braucht man aber vielleicht eine ganze Menge Sonnenschirme in diesem Jahr?

Der Triumph der Quasten. Quasten sind augenblicklich wohl die Garnierung, die den größten Erfolg zu verzeichnen hat. Manche sind ganz klein und werden in reichlicher Anzahl an Überwürfen, Blusen, Röcken oder als Ärmelschluß angebracht. Aber es gibt auch viele größere Quasten, die — zu zweit — an Gürtelenden und vorn oder im Rücken als Abschluß eines Ausschnittes gesetzt werden. Manche

schmücken die ganze Rocklänge vom Gürtel ab, andere sogar das ganze Kleid. Die Quasten müssen in einer abweichenden Farbe gehalten sein, etwa Rot, Grün, Violett auf Schwarz. Das wirkt außerordentlich schick. Seidenquasten werden auch als Anhänger verwendet. Von der Mitte eines Sautoirs herabhängend, reichen sie oft bis zum Rocksaum. Und da Jade die Stelle wieder einzunehmen beginnt, aus der falsche Perlenkolliers sie eine Zeitlang verdrängt haben, sehen wir an dicken grünen Kordeln Quasten aus Jadeperlen hängen.

Alles wird gezeichnet. Da beklagen sich die Frauen immer, daß alles schon dagewesen ist und es nichts Neues gibt. Diesmal werden sie vielleicht, wenigstens in bezug auf die Mode, befriedigt sein. Alles muß, um recht schick zu sein, den Namen des Herstellers tragen. Nicht nur der Fächer, der für den Abend gewählt wird, ist gezeichnet, sondern auch die mit der Hand gemalte Tasche. Zu ihr paßt der Hut: auf der gespannten Seide, den Vögeln oder den Blumen findet man den Namen der Modistin! Dasselbe gilt von den Schals, den gestickten Kissen, den Lederarbeiten. Ja, selbst die Stoffe tragen das Zeichen ihres Fabrikanten. Auf dem Rande der schönen bedruckten Seidenvoiles kann man ihn in japanischen Buchstaben lesen, ebenso auf Blusenbordüren, auf Röcken oder Gürteln.

Drei neue Garnierungen. Zuerst in Aquarell gemalte Blumen auf breiten Bändern, mit denen man die Hutköpfe umgibt. Rosen und Anemonen eignen sich am besten für diese Art Dekoration. Dann Gipüren, die ganz und gar aus kleinen Seidenschwänzchen gemacht werden, deren Enden sich ineinander verflechten, und die sich besonders gut auf eleganten Nachmittags- und Abendkleidern ausnehmen. Und schließlich Perlenstickereien und Perlmutterknöpfe, durch die Morgenkleider verschönt werden und eine gefällige, jugendliche Note erhalten.

Eine amüsante Phantasie sind kleine Holzmedaillons in allen Farben, die zu der Nuance des Kleides passen, auf einfaches Gummiband aufgezogen und gereiht werden und neue Armbänder bilden, die einen speziellen Charakter haben und hübsch sind. Man setzt zwei Reifen so zueinander, daß sie sich gegenseitig zur Geltung bringen. Der eine ist in derselben Farbe wie das Kleid gehalten, der andere in etwas hellerem Ton. Das Ganze bildet einen entzückenden Zusammenklang.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER
LEIPZIG

Nr. 4185 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band



Genf und der Mont-Blanc.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4185. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 28. Mai 1925.



Allgemeine Notizen.



Sophie Voigt.

Sophie Voigt, die verdienstvolle Leiterin der mit einem Töchterheim verbundenen weitbekannten Koch- und Haushaltungsschule in Dresden kann jetzt auf ein dreißigjähriges Bestehen ihrer Anstalt zurückblicken. Mit einer kleinen Schülerinnenzahl und wenig Räumen begann sie im April 1895 ihre Wirksamkeit. Die hervorragenden pädagogischen Fähigkeiten und die mütterlich liebevolle Fürsorge der Leiterin ließ die Zahl der Schülerinnen ständig anwachsen, so daß bereits etwa 3000 derselben im Sophie Voigtschen Institut eine gediegene hauswirtschaftliche Ausbildung genossen haben. Neben praktischer Schulung, in die alle brauchbaren Neuerungen aufgenommen werden, ist den jungen Mädchen auch Gelegenheit geboten, sich in Musik und wissenschaftlichen Fächern zu vervollkommnen. Der treffliche Ruf des in feindurchdachter Weise das Praktische mit dem Idealen verbindenden Instituts ist weit über die Grenzen Deutschlands verbreitet.

Einer der besten Führer des deutschen Pianofortebaues, der Seniorchef des Welthauses Julius Feurich in Leipzig Kommerzienrat H e r m a n n F e u r i c h ist im Alter von 71 Jahren einer Herzlähmung erlegen. Er war der Sohn des Firmabegründers Julius Feurich, der sich 1851 in Leipzig selbständig machte, nachdem er im Ausland, namentlich bei Kleyel in Paris, seine reichen fachmännischen Kenntnisse vervollkommnet hatte. Hatten schon damals die Feurichschen Pianinos guten Ruf, so steigerte sich dieser durch die Tatkraft des gründlich vorgebildeten, jetzt verstorbenen Sohnes Hermann Feurich, der mit großem Erfolg den Flügelbau aufnahm und die Firma zu höchstem Ansehen in der ganzen Welt brachte. Kommerzienrat Hermann Feurich war Vorsitzender des Vereins deutscher Pianofortefabrikanten, der Berufsgenossenschaft der Musikinstrumenten-Industrie, und er bekleidete eine Reihe von anderen wirtschaftlich wichtigen Ehrenämtern. Pianisten von Weltruf waren seine ständigen Gäste. Sein hochherziger Charakter offenbarte sich vornehmlich in der Fürsorge für seine zahlreichen Angestellten und Arbeiter. Sein

Bildnis bringen wir in der vorliegenden Nummer. Die Firma leiten nunmehr im Sinne des Verstorbenen die beiden fachmännisch auf hoher Warte stehenden Söhne Julius und Erich Feurich. E. M.

Postkreditbriefe für die Reisezeit bieten bequem und billig die Möglichkeit, sich unterwegs in jedem Postort mit Bargeld zu versorgen. Postkreditbriefe können bei jeder Postanstalt bestellt werden. Sie sind bis 5000 Rm. zulässig und müssen auf volle 100 Rm. lauten. Gebühren werden nur bei der Bestellung erhoben, und zwar 10 Pfg. für je 100 Rm. (mindestens 1 Rm.) und 30 Pfg. für das Kreditbriefheft, das kostenlos unter „Einschreiben“ unter der gewünschten Anschrift zugesandt wird. Die Abhebungen sind gebührenfrei. Täglich können bis zu 500 Rm. abgehoben werden. Auszahlungen leistet jede Postanstalt während der Schalterdienststunden, also auch nachmittags und Sonntags. Bei der Abhebung ist ein Ausweis mit Lichtbild vorzulegen. Die Gültigkeitsdauer des Postkreditbriefes beträgt ein halbes Jahr. Nähere Auskunft erteilen alle Postanstalten.

Bad Altheide, Grafschaft Glatz. Wer heute nach dem altbewährten, gern und vielbesuchten Kurbad Altheide kommt, wird erstaunt sein über alle die Neubauten und Neueinrichtungen, die dem Bade eine besondere Note aufdrücken. An künstlerischen Genüssen wird den Kurgästen im neuen Kurkasino und neuen Kurtheater durch die Mitglieder des Meininger Landestheaters nur das Beste geboten. Der neue Prospekt der Badeverwaltung mit allen näheren Angaben ist kostenlos von der Badeverwaltung zu beziehen.

Blankenburg am Harz hat einen Führer seiner Schönheit herausgegeben, der textlich und bildlich rühmlich hervorgehoben zu werden verdient. Der vortreffliche Führer kann von der Kurverwaltung-Aktiengesellschaft in Blankenburg (Harz), Kurhotel Fürstenhof, bezogen werden.

Die dritte Deutsche Spitzenmesse findet vom 15. bis zum 22. Oktober d. J. in den Räumen des Zoologischen Gartens in Berlin statt. Diese Fachmesse hat sich als vorzügliche Förderin des In- und Außenhandels erwiesen. Auskunft und Platzverteilung sind bei der Geschäftsstelle in Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstraße 17 (Pfalzburg 733) möglichst bald zu erfragen.

Der Gütertransport aus Deutschland nach England und umgekehrt in Eisenbahnwagen ohne Umladung ist durch Verträge der Deutschen Reichsbahngesellschaft und

Die Vorbereitungen zur Reisezeit sind im vollen Gange. Dabei wird auch die Reiseausstattung einer kritischen Musterung unterzogen und festgestellt, daß dieses und jenes erneuert und ergänzt werden muß. Einen guten Ratgeber in diesen Fragen bildet der soeben neu erschienene Reisekatalog Nr. 777 von Albert Rosenhain, Berlin SW, Leipzigerstraße 72/74, der über 500 Abbildungen enthält und eine fast unerschöpfliche Auswahl alles für die Reise Nötige bietet. Vom Luxusschrankkoffer bis zum Rucksack findet man hier alles, was für die Reise erforderlich ist. Dabei stellt dieser Katalog nur eine kleine Auswahl dessen dar, was Albert Rosenhain an seinen Lagern zeigt. Ein Besuch dieses sehenswerten Geschäftes, der, wie von der Geschäftsleitung versichert wird, jederzeit ohne Kaufzwang erfolgen kann, sei daher allen Interessenten und auch Nicht-Interessenten nachhaltig empfohlen.

der Belgisch-Englischen Fährbootgesellschaft, den beteiligten Eisenbahnverwaltungen mehrerer Festlandsstaaten und Englands ab 1. Mai d. J. gegeben, was für die Bedürfnisse der auf sich angewiesenen deutschen und englischen Wirtschaft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Festlandsbeförderung erfolgt auf internationalen Frachtbrief, beginnt und endet mit der Übernahme der an die Fährbootgesellschaft zu richtenden Frachtgüter auf dem Fährbahnhof in Zeebrügge.

Deutsche Fabrikationsmethoden im Ausland. Von amtlicher Seite wird auf Fälle hingewiesen, in denen sich deutsche Fachleute an der heimischen Industrie insofern schwer vergangen haben, als sie deutsche Fabrikationsmethoden nach dem Ausland verpflanzen halfen und damit ihren Berufskollegen in Deutschland und der deutschen Wirtschaft überhaupt schweren Schaden zugefügt haben. In mehreren Fällen konnte nachgewiesen werden, daß die Absicht solcher Auswanderer, sich im Ausland eine neue dauernde Existenz zu schaffen, fehlgeschlagen ist. Der Dank, den sie geerntet haben, besteht darin, daß sie nach getaner Arbeit gezwungen werden, das Land zu verlassen. So werden neuerdings wieder zwei Fälle berichtet, in denen dies von englischer Seite geschehen ist. In dem einen Fall handelt es sich um einen Fachmann für Rasierklingen, in einem anderen um einen solchen der Seidendruckerei. Den Berufsverbänden erwächst daraus die ernste Pflicht, nachdrücklich auf die Folgen solchen Verhaltens aufmerksam zu machen.

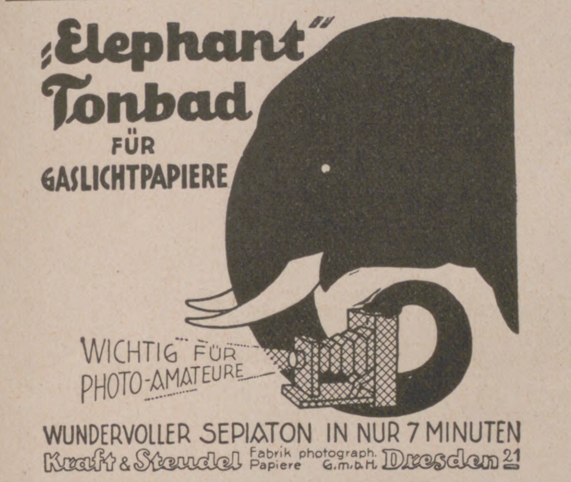
Methylalkohol aus Wassergas so billig herzustellen, daß der amerikanische Holzalkohol bei einem Preis von 48 Cts. die Gallone und einem Einfuhrzoll von 12 Cts. die Gallone noch um 10 Cts. unterboten werden kann, ist der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen (Rh.) gelungen. Seit Beginn dieses Jahres schätzt man die Methylalkoholeinfuhr der Vereinigten Staaten auf etwa 100 000 Tonnen, während voriges Jahr Methylalkohol noch Exportartikel war.

Kaiser-Natron wird als ein verbessertes, doppeltkohlensaures Natron, das sich durch verfeinerten Geschmack und erhöhte Bekömmlichkeit auszeichnet, von der Firma Arnold Holste Wwe., Bielefeld in schönen, sauberen Originalpackungen mit wertvollen Rezepten und praktischen Metall-Löffelchen (als Maßangabe) in den Handel gebracht. Beim Einkauf achte man auf die gesetzlich geschützte Marke Kaiser-Natron und die grünen Packungen.

Unter den mancherlei Bekleidungssystemen nimmt die garantiert reinwollene Professor Dr. G. Jaeger'sche Unterkleidung aus der allein hierfür konzessionierten Fabrik von Wilhelm Benger Söhne in Stuttgart den hervorragendsten Platz ein. Tausende und Abertausende von Gesunden und Kranken haben sie seit ihrem fast fünfzigjährigen Bestehen erprobt und ihre großen hygienischen Vorzüge schätzen gelernt. Insbesondere hat die Zeit nach dem Kriege ihr viele neue Anhänger aus allen Kreisen zugeführt. Wer seine Gesundheit erhalten oder die erschütterte wieder herstellen will, greift zu dieser altbewährten Unterkleidung.

Ehrenpflicht

im In- und Ausland ist es, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die Leipziger „Illustrirte Zeitung" Verlag von J. J. Weber in Leipzig nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringfügige Bezugsgebühr (s. Kopf der Seite 853) vor allem auch ständig zu halten.



Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. 7. Aufl. Preis R.-M. 1.50. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Wiederum die deutsche Meisterschaft

im Schreibmaschinenschreiben auf unserer

„Continental"-Schreibmaschine gewonnen!

Zum zweiten Male fand am 3. Mai, anläßlich der Bürofach-Ausstellung in Berlin, ein vom Fachverband der deutschen Büro-Industrie veranstaltetes Schreibmaschinen-Wettschreiben statt. Wie schon beim ersten Wettschreiben 1923, gelang es auch diesmal Fräulein Elli Gralow, Kiel, für ihre auf „Continental" erzielte außergewöhnliche Leistung

die höchste Auszeichnung

nämlich die „Meisterschaft von Deutschland" zu erringen. Dieses einzigartige Ergebnis ist umso bemerkenswerter, als an dem Wettbewerb, der gleichzeitig eine strenge Prüfung für alle Schreibmaschinensysteme, die für Schnellschreiben überhaupt in Frage kommen, war, die qualifiziertesten Konkurrenten Deutschlands teilnahmen. — Aufs neue hat sich die „Continental"-Schreibmaschine, welche in ihren Qualitäten auch von den renommiertesten ausländischen Fabrikaten in keiner Hinsicht übertroffen wird,

als Meisterschaftsschreibmaschine erwiesen!

WANDERER-WERKE A.-G., SCHÖNAU BEI CHEMNITZ





Illustrirte Zeitung



Pfingstpredigt.

Nach einem Gemälde von Gebhard Fugel.





Links: Die Eröffnung der Sportausstellung zu Essen am 17. Mai, der ersten der drei großen Ausstellungen, die aus Anlaß der Jahrtausendfeier der Rheinlande in dieser Stadt abgehalten werden: Wohlfahrtsminister Dr. Hirtsiefer bei der Festrede. — Rechts: Von der Einweihung des Flugplatzes der Luftverkehr-Gesellschaft A. G. in Essen: Die Festgäste bei der Besichtigung der Junkers-Flugzeuge.

Ungeschichtliches in der Weltgeschichte. / Von Fritz Martin Kintelen.

Was wir unter dem Titel „Geschichte" geschrieben finden, gilt im gewöhnlichen Leben als feststehende Tatsache. Die Aufzeichnung der Ereignisse der Weltgeschichte soll auch nichts anderes als die wirklichen Geschehnisse enthalten. Aber sie entstammt so verschiedenartigen Quellen, daß die historische Kritik, die das Zuverlässige vom Unzuverlässigen scheiden soll, oft eine sehr schwierige Arbeit vorfindet. Trotz aller Vorsicht läuft lange Zeit manches Unrichtige als echte Münze mit, bis die Forschung bewußte oder unbewußte Täuschung feststellt.

So hat eine ziemlich große Anzahl historischer Personen eine völlig veränderte Physiognomie erhalten; manche Begebenheiten erscheinen in falschem Lichte. Es fehlt sogar nicht an angeblichen Ereignissen, die sich schließlich als bloße Hirngespinste erweisen. Besonders zahlreich sind die schmückenden Zutaten, welche der dichtende Volksgeist oder ein spekulativer Chronikenschreiber in den schlichten Gang der Ereignisse eingeflochten hat.

Es gibt kein Volk und kein Jahrhundert, die nicht dergleichen aufzuweisen hätten. Aus der Geschichte des Altertums wissen wir, daß als Dichter der großartigsten epischen Gedichte, welche die Literatur kennt, der „Ilias" und der „Odyssee", Homer verehrt wurde, der blind gewesen sein soll, und dessen Geburtsort zu sein, sieben Städte sich stritten. Die Forschung hat den blinden Sänger Homer in das Reich der Fabel verwiesen. — Der Dichterin Sappho wird nacherzählt, daß sie sich aus unglücklicher Liebe vom Leukadischen Felsen in das Meer gestürzt habe, eine Fabel, auf der Grillparzer seine Tragödie „Sappho" aufbaute, die aber durch glaubwürdige Zeugnisse widerlegt worden ist.



Blick auf die ausgestellten Motorboote und -jachten.

Viele seltsame Mären heften sich an die Person des weisen Pythagoras, während tatsächlich sogar zweifelhaft ist, ob der nach ihm benannte Pythagoräische Lehrsatz von ihm herrührt.

Der geistesverwandte Sokrates ist von einem Nebel von Sagen und Anekdoten umhüllt. Von ihm wird berichtet, er habe im Nachdenken über einen plötzlichen Einfall 24 Stunden starr und steif wie eine Bildsäule gestanden; das ist aber schon physiologisch unmöglich. Die durch zahlreiche Klatschgeschichten zum Typ des bösen, zänkischen Weibes gewordene Frau des Sokrates, Xantippe, ist nach den wenigen zuverlässigen Nachrichten über sie sehr viel besser als ihr Ruf gewesen.

Die originelle Persönlichkeit des alten Zynikers Diogenes forderte zur Erfindung wunderlicher Anekdoten geradezu heraus, die zwar für die derbe Genialität des Mannes bezeichnend sind, aber tatsächlicher Unterlage entbehren. Selbst die berühmte Tonne des „toll gewordenen Sokrates", wie Plato den zynischen Philosophen nannte, war kein





Links: Vorführung des Aufpumpens eines Luftbootes, das in einem Rucksack bequem zu transportieren ist und in fünf Minuten fahrbar gemacht werden kann, vor Prinz Eitel Friedrich von Preußen (×) und seiner Gemahlin (rechts vom Prinzen). Das Gewicht des Bootes beträgt 10 kg. — Rechts: Während der Eröffnungsrede des Oberbürgermeisters Rauscher.

Die Eröffnung der Allgemeinen Wassersport-Ausstellung zu Potsdam am 16. Mai.





Alter Leinen-Handwebstuhl aus dem Jahre 1794.

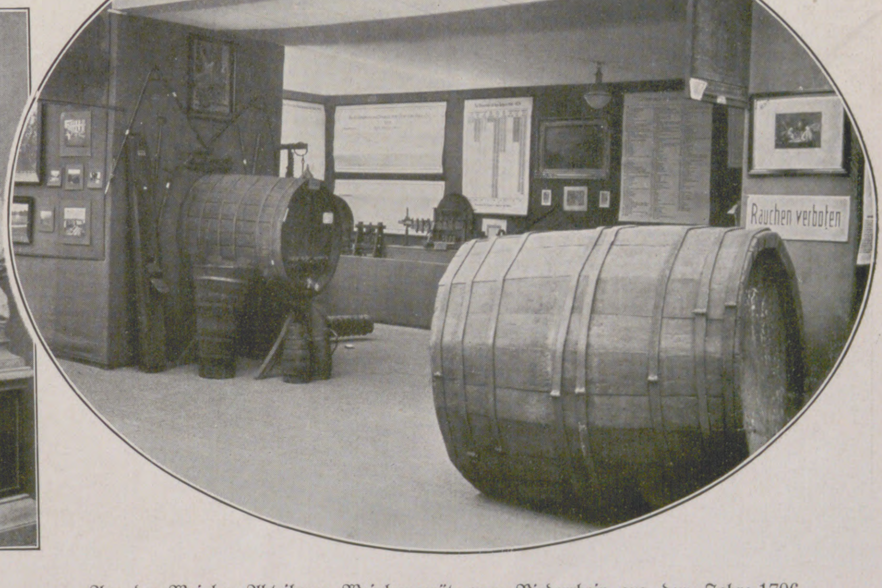
Links: Das Reichskabinett beim Rundgang durch die Ausstellung. × Reichskanzler Dr. Luther.



Blick in den Festsaal während der Ansprache des Oberbürgermeisters von Köln, Dr. Adenauer, bei der Eröffnungsfeier.
1. Reichsjustizminister Dr. Frenken. 2. Reichsaußenminister Dr. Stresemann. 3. Reichskanzler Dr. Luther. 4. Der preußische Ministerpräsident Braun. 5. Der bayrische Ministerpräsident Dr. Held. 6. Der badische Staatspräsident Dr. Hellpach.

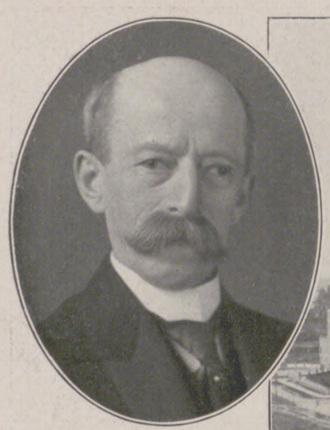


Blick in den Saal der Landesherren.



Aus der Weinbau-Abteilung: Weinbaugeräte vom Niederrhein aus dem Jahre 1706.

Von der Jahrtausend-Ausstellung der Rheinlande, die am 16. Mai in Köln eröffnet wurde.



Hermann Feurich, Kommerzienrat, Mitinhaber der bekannten Pianofortefabrik in Leipzig, † am 15. Mai im 71. Lebensjahre. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Zur Einweihungsfeier der neuerbauten Universitätskliniken zu Münster in Westfalen vom 15. bis zum 17. Mai: Gesamtansicht der Institute. Von links nach rechts: Chirurgische Klinik; Hygienisches Institut, dahinter die Medizinische Klinik; Pharmakologisches Institut, davor zwei Professoren-Wohnhäuser; Frauenklinik; Augenklinik.



Dr.-Ing. Alfred Soennecken, Inhaber der weltbekannten Firma F. Soennecken, Bonn, die am 27. Mai ihr 50 jähriges Jubiläum feierte.

Faß, sondern ein kleines Haus, das die Athener nur im Spott eine Tonne nannten.

Die römische Geschichte enthält nicht weniger unverbürgte und falsche Erzählungen. Schon die Geschichte von den drei Horatiern, die unter Tullus Hostilius mit den drei albanischen Curiatiern kämpfen, um den Streit zwischen Rom und Albalonga zu entscheiden, ist erfunden.

In der deutschen Geschichte ist die Annahme, daß die Vandalen unter ihrem Führer Geiserich besonders rohe Zerstörungen von Kunstwerken begangen hätten, so daß man noch heute von „Vandalismus" spricht, durchaus nicht beglaubigt. Selbst die Hunnen sind nicht so tierisch wild gewesen, wie man sie in späteren Zeiten häufig dargestellt hat.

Von den Anekdoten, die Kaiser Karl den Großen betreffen, sind sehr viele erfunden, so auch die heitere Geschichte, daß seine Tochter Emma ihren Geliebten, um keine Spuren eines Stelldicheins im frischgefallenen Schnee des Schloßhofes zu hinterlassen, auf den Schultern fortgetragen habe.

Die Sage von Ludwig dem Springer, der sich aus der Gefangenschaft durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster des Schlosses Giebichenstein hinab in die Saale gerettet haben soll, beruht auf einem Mißverständnis. Ein Chronist brachte Ludwigs Beinamen „der Salier" mit dem lateinischen Worte salius, der Springer, in Verbindung und setzte zu dessen Erklärung das erwähnte Histörchen in Umlauf.

Erfindung ist jenes Abenteuer, das dem Nürnberger Feldhauptmann Seyfried Schweppermann nacherzählt wird, dessen Pointe der bekannte Vers enthält: „Jedem Mann ein Ei, dem braven Schweppermann zwei." Der alte Haudegen hat an der Schlacht bei Mühldorf, nach deren Ende der Vorfall geschehen sein soll, wahrscheinlich gar nicht teilgenommen.

Die Geschichte von Arnold Winkelried wurde erst drei Jahrhunderte nach der Schlacht bei Sempach erstmalig erzählt.

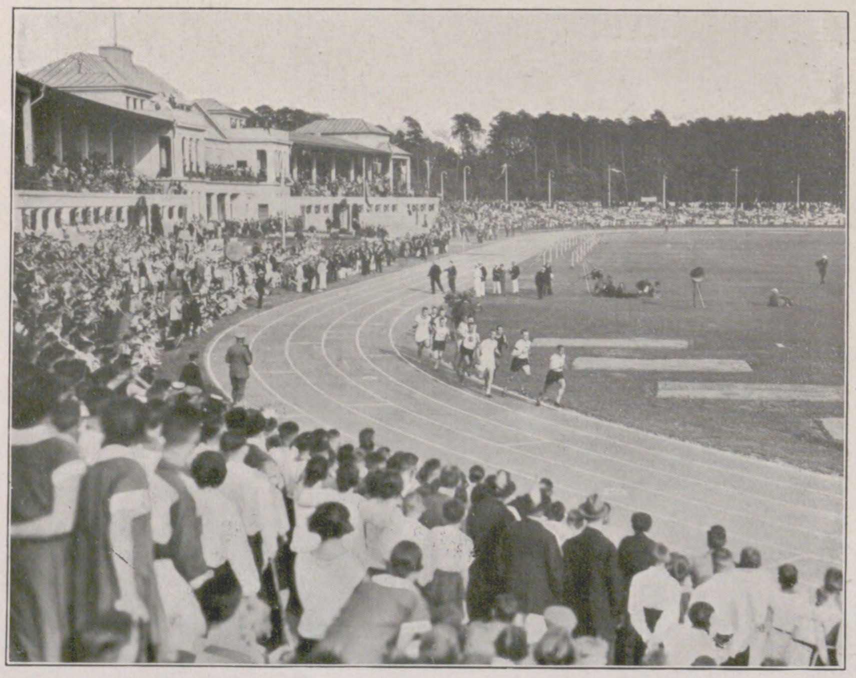
Die Verbreitung vieler Fabeleien über den Klosteraufenthalt Kaiser Karls V. ist besonders durch den schottischen Historiker Robertson geschehen. Namentlich ist es eine Erfindung, daß Karl V. angesichts seiner zahlreichen Uhren, die nicht im gleichen Tempo gehen wollten, es bereut habe, daß er alle seine Untertanen zu einer Religion hatte zwingen wollen. Im Nachlasse des Kaisers finden sich nur fünf Uhrwerke verzeichnet. Pendeluhren, mit denen man die Erzählung in einem Geschichtswerke abgebildet findet, gab es damals noch nicht.

Eine sehr schlechte Meinung war lange Zeit über den berühmten Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges, den Grafen v. Tilly, verbreitet. Er ist durchaus kein roher Wüterich gewesen. Daß er bei der Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631 gefühllos gesagt habe: „Der Soldat muß etwas haben für seine

(Fortsetzung siehe Seite 866.)



Das schwere Grubenunglück auf der Zeche Dorstfeld bei Dortmund am 16. Mai, bei dem 44 Bergleute den Tod fanden: Die Beisetzung der Opfer am 20. Mai.



Von der Einweihung des neuen Stadions auf dem Gelände der ehemaligen Schießstände zu Frankfurt a. M. am 21. Mai: Die ersten Läufe der Leichtathleten. An den Darbietungen beteiligten sich neben den Frankfurter Verbänden auch viele Sportvereine aus Süd- und Westdeutschland. Links: Die Haupttribüne.



Der historische Aufzug bei den Festlichkeiten anläßlich des 700jährigen Jubiläums der Stadt Kamenz in Sachsen am 17. Mai: Empfang des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen bei der Ankunft zum Landtag in Kamenz im Jahre 1621 durch den Bürgermeister der Stadt.



Der brennende Wald bei Altdamm-Gollnow.

Der Waldbrand bei Altdamm-Gollnow in Pommern.

Am 18. Mai gegen Mittag brach im Südteil des Kreises Naugard in Pommern durch noch unaufgeklärte Ursache in dem großen, zur Oberförsterei Friedrichswalde gehörigen Staatsforst, der östlich der Bahnstrecke Altdamm-Gollnow bei Stettin liegt, ein Riesenbrand aus. Bei der starken Dürre fand das Feuer sofort reiche Nahrung und verbreitete sich mit rasender Geschwindigkeit in dem Waldgebiet, das hauptsächlich von Kiefern wie auch von Buchen und Eichen bestanden ist. Am Nachmittag trafen dann die Feuerwehren der benachbarten Orte und auf Lastkraftwagen Reichswehrtruppen, Infanterie und Pioniere, aus Altdamm, Stargard und Stettin ein,

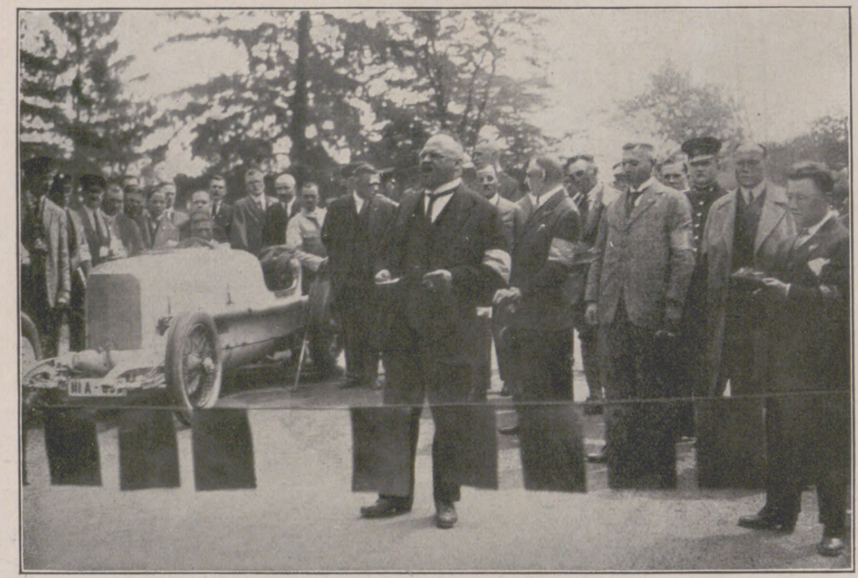




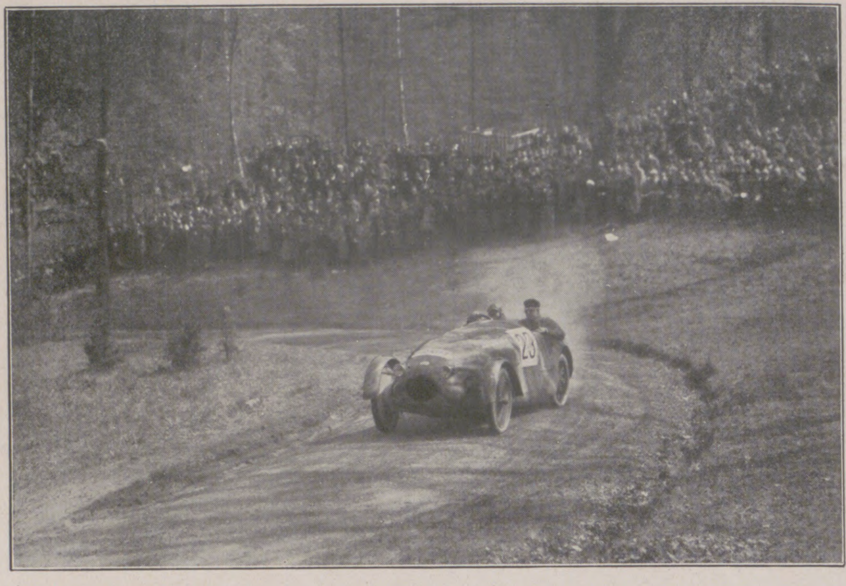
Militär und Einwohner beim Aufwerfen von Dämmen zum Schutz der vom Feuer bedrohten Ortschaften.
Links nebenstehend: Retten der Habseligkeiten aus den gefährdeten Häusern von Hornskrug.

Nach Zeichnungen unseres in das Brandgebiet entsandten Sonderzeichners Martin Frost.

die sofort unter Leitung ihrer Kommandeure mit dem Aufwerfen von Dämmen uud Schutzgräben begannen. Zunächst schien jedoch alle Mühe vergebens, und das Dorf Hornskrug befand sich, ebenso wie die Bahnhofsgebäude von Arnimswalde und Groß-Christinenberg, in höchster Gefahr. Schon gingen die Einwohner daran, ihre bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen. Insgesamt stand jetzt ein Gebiet von etwa 15 km Länge und 4 km Breite in Flammen. Da legte sich gegen 8 Uhr abends der Wind, und nun erst gelang es allmählich, den Brand einzudämmen und eine weitere Ausbreitung des Feuers zu verhindern. — Gegen 600 Hektar Wald sind der Zerstörung zum Opfer gefallen, und der Wert der verbrannten Baumbestände wird auf 10 bis 15 Millionen Reichsmark geschätzt. Auch der gesamte Wildbestand in dem heimgesuchten Waldgebiet ist völlig vernichtet.



Von dem Rennen „Rund um die Solitude“ bei Stuttgart um den „Großen Preis für Deutschland“ für Krafträder und Kraftwagen, das am 16. Mai begann: Dr. Bruckmayer-München, der Präsident des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs, bei der Eröffnungsansprache.



Vom Hainberg-Rennen bei Göttingen: Direktor Slevogt, der den ersten Preis in seiner Klasse erzielte und die beste Zeit aller Wagen, einschließlich der Rennwagen, fuhr, auf 8/40 PS Selve-Wagen in der Kurve. (Phot. W. Schwarz, Braunschweig.)

(Fortsetzung von Seite 864.)

Strapazen und Gefahren“, ist ganz unverbürgt. Tatsache ist vielmehr, daß er, der in seinem Heere auf strenge Manneszucht hielt, die Zerstörung Magdeburgs nicht gewollt hat, daß er Tränen vergoß, als er durch die leichenbedeckten Straßen ritt, und an die Hungernden Brot austeilen ließ.

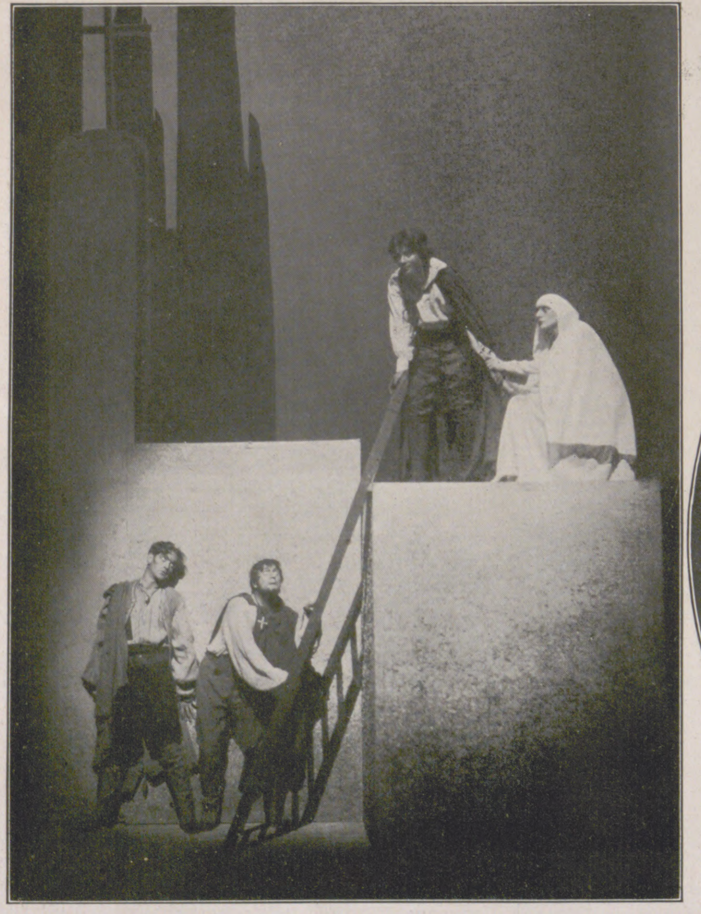
Auch Wallensteins Leben und Wollen ist, nicht zuletzt infolge Schillers poetischer Bearbeitung, mehrfach falsch gedeutet worden. Der Wiener Hof, der sich nach der Ermordung des Feldherrn in den Besitz seiner sämtlichen Papiere setzte, hat nicht den geringsten Beweis für die Absicht des Verrates zutage fördern können.

Ohne geschichtliche Grundlage erweist sich auch die Geschichte vom Stallmeister des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Emanuel v. Froben, der seinem Herrn in der Schlacht bei Fehrbellin dadurch das Leben gerettet habe, daß er mit dem Kurfürsten, der einen Schimmel ritt und so den Schweden ein leicht erkenntliches Ziel bot, das Pferd tauschte.

Eine große Rolle in den Anekdotensammlungen spielen die beiden Gegner Friedrich II. und Maria Theresia. Die oft illustrierte Erzählung von dem Auftreten der Kaiserin Maria Theresia, mit ihrem kleinen Sohn Joseph auf den Armen, vor den ungarischen Edelleuten in Preßburg ist — wenigstens in der üblichen Form — Erfindung, da der junge Prinz nachweislich erst zehn Tage nach der erwähnten Versammlung in Preßburg eintraf. Bei den vielen Anekdoten um die Gestalt Friedrichs sei nur erwähnt, daß sich auch die Wahrheit jener altbekannten Geschichte von Friedrichs Streit mit dem Müller von Sanssouci nicht hat feststellen lassen. Die „letzten Worte“ großer Männer sind meist erfunden. So ist es bezüglich Schillers „Einen Blick nach der Sonne!“ zwar wahr, daß der Dichter am Vorabend seines Todestages die Sonne zu sehen wünschte, ein sogenanntes „letztes Wort“ hat er damit jedoch nicht gesprochen. Mit Goethes „Mehr Licht!“ verhält es sich ähnlich. Das Bestreben, trockene Vorgänge durch zwar erdachte, aber lebendig bezeichnende Einschiebsel faßlicher zu machen, berühmte Leute ihres Rufes würdiger zu gestalten, verhaßte Personen scharf zu kennzeichnen, ist menschlich begreiflich.



Erfolgreiche Aufführung eines deutschen Stückes in Amerika: Szenenbild aus „Alt-Heidelberg“ von Meyer-Förster. Dieses Stück erntete bei seiner Aufführung in Chicago gewaltigen Beifall; bemerkenswert ist die Kostümierung nach amerikanischer Auffassung.



Szenenbild von der Uraufführung des Schauspiels „Die Andacht zum Kreuze“ von Calderon de la Barca (Nachdichtung von Otto Zoff), die am 10. Mai im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. stattfand. Von links nach rechts: Arthur Simon als Celio, Karl Heinz Jaffé als Ricardo, Robert Schiller als Eusebio, Ellen Daub als Julia. Inszenierung: Richard Weichert. (Phot. N. u. C. Heß, Frankfurt a. M.)



Professor Paul Rieth,
namhafter Illustrator und Bildnismaler, einer der bekanntesten Mitarbeiter der Münchener „Jugend“, Mitglied der Münchner Sezession, starb am 18. Mai zu München im 54. Lebensjahr.
(Phot. E. Wasow, München.)



Szenenbild aus der Uraufführung von Arnolt Bronnens „Rheinischen Rebellen“ im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin am 16. Mai: Agnes Straub als Gien Vonhagen, Albert Steinrück als Occe, der Separatistenführer. Regie: Intendant Leopold Jeßner. — Der Stoff des Stückes ist der rheinischen Separatistenbewegung entnommen. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Links: Riesige Schall-Empfänger zur Ermittlung der Entfernungen von Flugzeugen, die bei den letzten amerikanischen Manövern Verwendung fanden.



Von der Sportveranstaltung „Woche der jungen Turner" in Neuyork: Ein Teil des Zuges der 80000 Knaben in den Straßen der Stadt. (Phot. Preß-Photo-News-Service, Berlin.)



Nachschub für die spanischen Truppen in Marokko: König Alfons XIII. von Spanien beim Abschreiten der Front junger Offiziersaspiranten, die nach dem Kriegsschauplatz abkommandiert sind. (Phot. Preß-Photo-News-Service, Berlin.)



Das große Reit- und Fahrturnier der englischen Kavallerie auf der Olympia-Bahn zu London: Acht Tandempaare beim Sprung über eine Hürde.



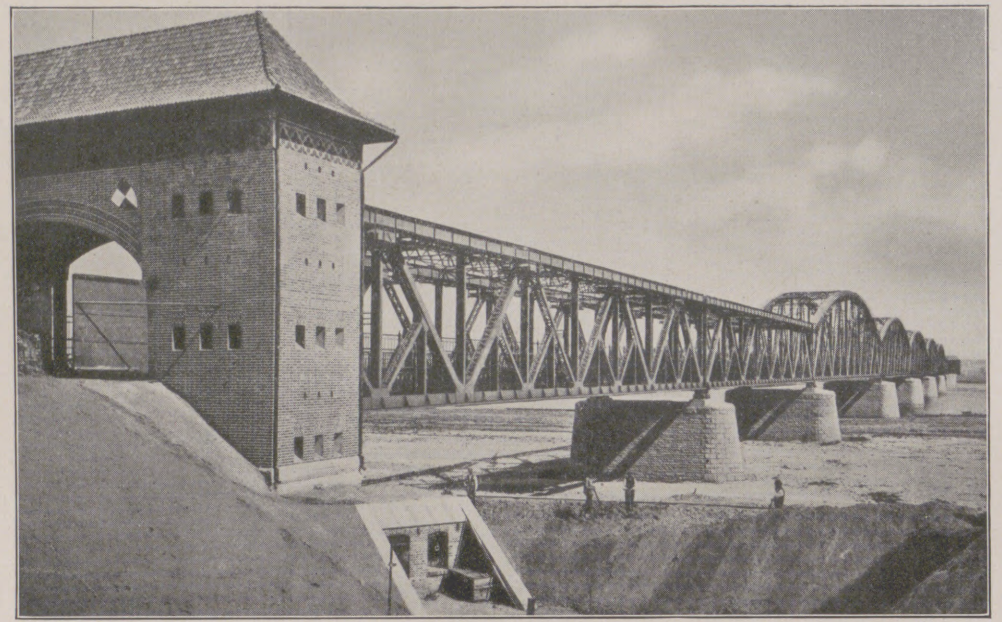


Links: Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Estland und Lettland: Besuch des Präsidenten Jakson von Estland (mit Blumenstrauß) beim Präsidenten Tschakste von Lettland (ganz rechts) in Riga am 11. Mai. — Rechts: Propaganda für die Benutzung der Staatsbibliothek in Moskau: Abwurf von Flugblättern aus Lastautomobilen in den Straßen der Stadt.

Die Weichselwunde.

Die politischen Erörterungen, die sich im Anschluß an die deutschen Anregungen zur Sicherheitsfrage entwickelten, haben das öffentliche Interesse auch auf die deutschen Ostgrenzen gelenkt. Trotzdem hat man in Deutschland noch immer keine klare Vorstellung von den tatsächlichen Verhältnissen an den neuen deutschen Ostgrenzen. Kurz nach seinem Amtsantritt hat der Reichskanzler Dr. Luther auch die deutsche Ostmark besucht und sich dabei persönlich von den gegenwärtigen Grenzverhältnissen überzeugt. Nach seiner Rückkehr schilderte der Reichskanzler in Berlin in einer Rede die Eindrücke dieser Reise und prägte dabei das charakteristische Wort von der „Weichselwunde“, die eine besondere Belastung unseres deutschen Schicksals darstelle. Reichskanzler Luther sagte damals u. a.: „Ich habe vor mir die Eisenbahnbrücke südlich von Marienwerder gesehen, ein Meisterwerk der Technik, auf der kein Zug mehr fährt. Ich habe den einen Zugang gesehen, den die Bevölkerung im allgemeinen auf eine Strecke von 44 km allein noch zur Weichsel hat, wenige Meter breit. Ich habe den Deich gesehen, über den die deutsch-polnische Grenze, achtmal Stücke herausschneidend, hin und her läuft. Ich habe den Zustand der Buhnen gesehen, wie sie einstmals zur Sicherung des Flusses von deutscher Hand angelegt waren, und wie sie jetzt zerfallen und der Weichselniederung nicht mehr den nötigen Schutz gewähren können.“

Mit diesen Ausführungen hat Dr. Luther in knapper Formulierung den Gegensatz gezeichnet zwischen dem, was einst war, und dem, was jetzt geworden ist. Es soll an dieser Stelle nicht noch einmal ausführlich dargestellt werden, welches Unrecht dem deutschen Volke durch diese willkürliche Regelung der Weichselfrage zugefügt worden ist. Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß die späteren Diktate der Entente über die Weichselfrage unbilligerweise zu unseren Ungunsten und im Widerspruch sogar mit dem Diktat von Versailles festgesetzt wurden. Jetzt, nachdem fünf Jahre seit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages verflossen sind, kann man aufs deutlichste erkennen, daß besonders an der Weichsel die getroffenen Bestimmungen dazu geführt haben, nutzlos und sinnlos die deutsche Kulturarbeit vieler Jahre zu vernichten. Auch da, wo man sich auf deutscher Seite bisher gegen eine Vernichtung noch hat wehren können, droht für die Zukunft eine schwere Gefährdung. Der Reichskanzler hat das Beispiel der verödeten Münsterwalder Eisenbahnbrücke mit Recht angeführt. Diese Brückenanlage hat mit dazu beigetragen, vor dem Kriege die wirtschaftliche Blüte des Landes bedeutend zu heben und den Verkehr zu steigern. In jeder Richtung passierten mehr als 40 Züge täglich diese Brücke. Dadurch allein ist schon der Beweis dafür erbracht, was eine solche Brückenanlage für das ganze Gebiet bedeutet. Jetzt sind alle wirtschaftlichen Hoffnungen, die mit Recht früher an den Bau der Münsterwalder Brücke geknüpft waren, zunichte geworden, und der Zugverkehr ist völlig zum Erliegen gekommen. Heute sind es nicht mehr Personenzüge mit schaffensfrohen Menschen und Güterzüge mit geschaffenen Werten, die die Brücke passieren; heute halten polnische Militärposten die Brückenwacht, und dieses neue System trennt, statt zu verbinden, zerstört, statt aufzubauen. Die Münsterwalder Brücke und die übrigen von Deutschen geschaffenen Weichselbrücken sind technisch ganz hervorragende Leistungen, die durch ihre außerordentliche Länge und ihre gediegene Konstruktion allgemeine Bewunderung verdienen. Es muß beachtet werden, daß die hohen Ufer der Weichsel weit voneinanderliegen, daß auch die Außendeiche selbst überbrückt werden mußten. Diese Denkmäler deutscher Kunst und deutschen Unternehmungsgeistes, vor allem aber die Münsterwalder Brücke, sind heute verlassen und verödet, sie sind dem langsamen Verfall preisgegeben.



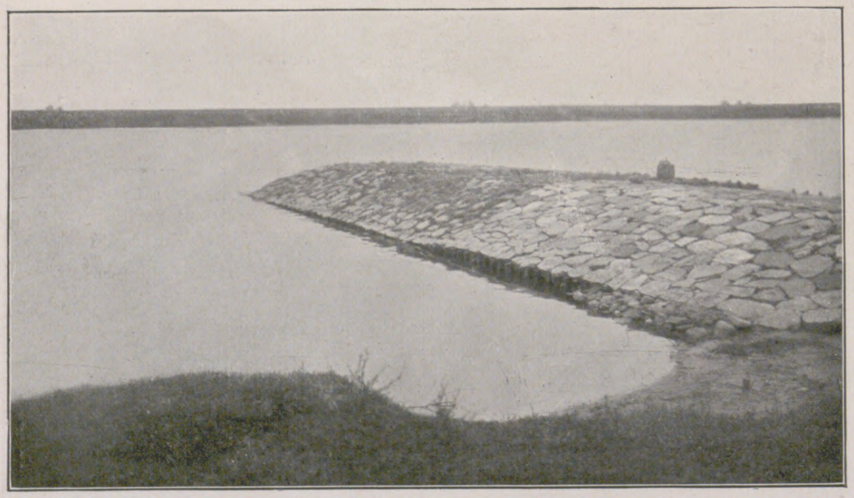
Münsterwalder Eisenbahnbrücke.



Polnisches Zollwächterhaus beim Hafen von Kurzebrack. Die schmale, etwa 4 m breite Straße bildet den einzigen, unzulänglichen Zugang Ostpreußens zur Weichsel.

Zu der Zeit, als die Weichsel in ihrem Unterlauf noch durch deutsches Land führte, war sie ein Strom des Segens für die deutsche Bevölkerung. Durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages und die der Botschafterkonferenz ist eines bisher erreicht worden: die deutsche Schiffahrt auf der Weichsel, die die Ausfuhrprodukte Ostpreußens, in erster Linie Getreide und Obst, nach dem Reiche verfrachtete, ist abgedrosselt. Die überaus kleinliche Handhabe der getroffenen Bestimmungen durch Polen hat dazu mitgeholfen. Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Bewohner der Marienwerderer Niederung längs der Weichsel vielfach Fischerei, Obst- und Gemüsebau oder Korbflechterei treiben. Ihre Erzeugnisse haben sie früher auf der Weichsel verfrachtet, teils nach Marienburg, teils nach Kurzebrack; von Kurzebrack gingen die Waren mit der Kleinbahn auf den Markt nach Marienwerder. Der Umschlagsverkehr am rechten Weichselufer im Kreis Marienwerder allein umfaßte im ganzen während der letzten Friedensjahre jährlich etwa 34000 t, außerdem etwa 2000 Fässer und 10000 Langhölzer. Diese Schiffahrtsinteressen der ostpreußischen Bevölkerung sind durch die Grenzziehung, durch die polnischen Schikanen, sie sind aber vor allem infolge des jetzigen Unterhaltungszustandes der Weichsel schwer geschädigt. Das wichtigste aber ist, daß der jetzige Weichselzustand zu einer außerordentlich schweren Gefahr für die gesamte Marienwerderer Niederung und für ihre rund 25000 Einwohner geworden ist.

Die frühere deutsche Verwaltung hat in jahrzehntelanger Arbeit keine Kosten gescheut, die preußische Weichsel zu einem für die Schiffahrt brauchbaren Strom zu machen und die Gefahren, die der Marienwerderer Niederung durch das Weichselhochwasser drohten, einzudämmen. Vom Jahre 1880 an erfolgte ein geregelter Ausbau des Weichselstromes nach einem System, das sich auch an anderen preußischen Strömen sehr gut bewährt hatte. Querwerke, sogenannte Buhnen, und Längswerke, Deckwerke genannt, bildeten die Hauptregulierungsanlagen. Diese Regulierung wurde vom Erfolg gekrönt. Die Uferabbrüche hörten auf, und zwischen den Buhnen bildeten sich Verlandungen, die durch Pflanzungen ausgebildet wurden, so daß ertragreiche Kämpen im Vorlande entstanden. Die schweren Deichbrüche



Eine unter deutscher Verwaltung in ordnungsgemäßem Zustand unterhaltene Weichselbuhne, die die im nebenstehenden Bilde ersichtlichen Folgen der Unterlassungssünden der polnischen Verwaltung klar erkennen läßt.



Die unter polnischer Vernachlässigung stark versackte Buhne mit zum Teil noch vorhandenen Buhnenkopf bei Johannisdorf. Dahinter eine Buhne mit versacktem Kopf.

Der Kulturverfall in dem Polen zugesprochenen Weichselgebiet.



Die Weichselbuhne bei Kanitzken. Von der Buhne ist nur das Mittelstück erhalten, während Buhnenkopf und Verbindungsstück zum Ufer fortgerissen sind.



Die Weichsel bei Großnebrau gegenüber Neuenburg. Die im Vordergrunde durchgerissene und versackte Verbindungsbuhne ist behelfsmäßig zur Herstellung des Überganges nach Neuenburg ausgebessert.



in den Jahren 1829, 1840 und vor allem 1855 zeigten mit erschreckender Deutlichkeit, welche Gefahr dieser Strom zu Hochwasserzeiten bilden konnte. Um diese Gefahren zu vermindern, ging die preußische Regierung an eine Verbesserung der Weichselmündung heran, die vor allem das fruchtbare Weichseldelta schützen sollte. In 25 Jahren wurde die 60 km lange, bis zur Stadt Mewe reichende, auch auf Hochwasser geregelte Mündungsstrecke der Weichsel vollendet, und damit wurde ein großartiges Kulturwerk geschaffen, wie es bis dahin kein preußischer Strom aufzuweisen vermochte. Der Erfolg war, daß sich nach dem Jahre 1888 wesentliche Deichdurchbrüche nicht mehr zugetragen haben. Für die Strecke oberhalb Mewe war ein großzügiger Hochwasserregulierungsentwurf vorgesehen. Selbst in den Kriegsjahren hat die preußische Strombauverwaltung die Strombauwerke und -anlagen auf und an der Weichsel sorgfältig unterhalten. Die gleiche Aufmerksamkeit wurde auch der Weichsel als Schiffahrtsstraße zugewendet. Die Preußische Regierung hatte die Vertiefung der Übergänge und die Schaffung besserer Schiffahrtstiefen vor dem Kriege in der Hoffnung veranlaßt, daß die Nachbarstaaten ihr folgen würden in dem Bemühen, die Weichsel zu einem modernen Wasserwege zu gestalten. Das Versailler Diktat machte die Absichten der preußischen Verwaltung zunichte. Zu Anfang des Jahres 1920 mußte der Strom auf dem linken Ufer bis Czattkau, auf dem rechten Ufer bis Montauer Spitze der polnischen Verwaltung ausgeliefert werden. Es wurde den Polen ein fast vollständig geregelter Strom übergeben, der den an ihn gestellten Anforderungen als sicherer Vorfluter und genügende Schiffahrtsstraße voll entsprach.

Das deutsche Kulturwerk der Weichselstromregulierung ist nunmehr nach nur fünf Jahren völlig in Verfall geraten. Seit der Übernahme der Weichsel durch die polnische Strombauverwaltung sind, abgesehen von geringfügigen Ausbesserungen, Stromunterhaltungsarbeiten in größerem Umfange nicht ausgeführt worden. Die durch die verschiedenen Hochwasserwellen entstandenen Schäden haben allmählich einen immer größeren Umfang angenommen und sind infolge der durch das Winterhochwasser des vorigen Jahres eingetretenen erheblichen Zerstörungen der Werke eine ernste Gefahr für den Deich der Marienwerderer Niederung geworden. Die Buhnen sind, wie die Abbildungen beweisen, zum Teil verschwunden, die Buhnenköpfe ragen bei Mittelwasser wie Inseln aus dem Strom empor, bei Hochwasser bilden sie Hindernisse für die Schiffahrt. Eine vor kurzem vorgenommene, eingehende örtliche Prüfung der Strombauwerke am rechten Weichselufer von Klein Wolz abwärts bis zur Montauer Spitze hat aufs deutlichste die Schäden gezeigt, die eingetreten sind. Der Strom, der nicht mehr durch Buhnen und Deckwerke zusammengefaßt wird, hat auch nicht mehr die Kraft, in dem ihm gewiesenen Bett die früher erreichte Tiefe zu erhalten. Der Strauch auf den Vorländern wird nicht mehr pfleglich behandelt und wächst sich zum Hochwasserhindernis aus. Die Gefahr einer Stromverwilderung rückt immer näher und damit die gänzliche Vernichtung der Arbeiten, die der preußischen Verwaltung Jahrzehnte hindurch Fleiß und Mühe und viele Millionen Mark gekostet haben. Schafft die Weichsel sich aber erst ein neues Bett, dann wird nicht nur die letzte Schiffahrt lahmgelegt, sondern der Strom wird auch wie früher die alten Ufer angreifen, und er gelangt an den Fuß der Deiche, die die fruchtbare Niederung schützen. Früher, vor der jetzigen Grenzziehung, wurden alle Gefahren durch die einheitliche Abwehrarbeit des Deichverbandes der Marienwerderer Niederung beseitigt. Oft erst nach schwerem Kampfe. Aber es ist in den letzten Jahrzehnten immer gelungen, das fruchtbare Land vor den reißenden Hochwassern der Weichsel zu schützen. Mit einem Deichbruch würde sich das ganze Weichselhochwasser in die fruchtbare Niederung ergießen, das Land überfluten und Menschen und ihr Hab und Gut vernichten. Die Kulturarbeit vieler Jahre würde bei einem solchen Hochwasser der Vernichtung anheimfallen. Die Deichbrüche an der Oder bei Breslau und an der Weichsel bei Warschau und ihre verhängnisvollen Folgen sind für die betroffene Bevölkerung noch in frischer Erinnerung. Diese Deichbrüche haben dazu geführt, alles zu tun, um das Niederungsgebiet vor solchen Katastrophen zu bewahren. Alle modernen Mittel, die man beim Deichbau kennt, sind angewendet worden, um das Kulturwerk der reichen Landwirtschaft in der Marienwerderer Niederung, die für Ostpreußen und für Deutschland gleich wichtig ist, vor den Naturgewalten zu schützen. Jetzt ist für dieses Gebiet und für diese Menschen eine riesige Gefahr entstanden. Die deutsche Bevölkerung hat die ihr drohenden Gefahren erkannt, und es ist nur ganz verständlich, wenn sie ihre Stimme erhebt, ehe es dereinst zu spät sein wird, diese Gefahren von sich und von ihrer Arbeit abzuwenden.

Die Weichsel besitzt an sich alle Eigenschaften dafür, daß man aus ihr eine Wasserstraße ersten Ranges schaffen kann. Diese Wasserstraße könnte Deutschland und Polen in der kommenden Zeit zum großen Segen gereichen. Statt dessen kehrt nun der Urstand der Natur wieder: aus Kultur wird Verwilderung, aus Sicherheit Gefahr. Wenn man wissen will, wie sich der Geist des Versailler Vertrages auswirkt, dann gibt die ungemein gefährliche Weichselwunde im deutschen Osten dafür ein unendlich trauriges Beispiel.





Der Weichselstrom unterhalb Weichselburg. Der Kopf der hier befindlichen Buhne ist vollständig versackt, und auch am Ufer ist eine große Strecke der Buhnenanlage versackt und vom Wasser fortgerissen.



Blick auf die Buhnen oberhalb Kurzebrack. Die Buhne im Vordergrund ist bis auf die Buhnenwurzel fortgerissen. Dahinter mehrere stark angegriffene, teilweise durchgerissene Buhnen, deren Köpfe verschwunden sind.

Im Oval: „Flissaken“, polnische Holzflößer, an ihrer Stohhütte.

Der Kulturverfall in dem Polen zugesprochenen Weichselgebiet.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(10. Fortsetzung.)

Der Großkanzler Beichling, ein quecksilbernes Männchen mit auffallend langen Armen, rieb sich die Hände; es müßte wohl mit dem Satan zugehen, wenn es nicht gelingen sollte.

Sobald die Abendmusik im Gange sei, fuhr Patkul fort, wollten sie den Dienern und den Soldaten durch einen für ihren Plan gewonnenen Schließer den Wein vorsetzen lassen, und wenn das Opiat gewirkt habe, würden sie allesamt durch Patkuls Zimmer, das der Schließer öffnen würde, entwischen. Ein Leutnant und zwanzig Gemeine, die heute in den Kasematten die Wache hätten, seien im Einverständnis und würden ihnen kein Hindernis in den Weg legen, wenn sie bei der Festungsschmiede über den Wall klettern und hinten bei der Zeughütte die Felsen hinabsteigen würden. Über die Elbe bringe sie ein bereit gehaltener Kahn, und drüben unterm Lilienstein würden Pferde stehen, auf denen sie durch die Felsenwirrnisse der Sächsischen Schweiz nach Böhmen gelangen könnten.

Böttger hatte den Anführer reden lassen, jetzt aber konnte er sich nicht enthalten, zu sagen, es wolle ihm nicht gefallen, daß so viele Leute in die Sache eingeweiht seien.

„Was wollt Ihr?" fuhr der Großkanzler auf. „Etwas muß gewagt werden. Wollten wir durchaus sicher gehen, so könnten wir bis zum Jüngsten Gericht hier sitzen. Und", setzte er mit einer gewinnenden Liebenswürdigkeit hinzu, über die er gebot, wenn er sich jemand gefügig machen wollte, „bedenkt und wägt Einsatz und Gewinn gegeneinander ab. Was kann Euch geschehen, wenn man Euch erwischt? Man wird Euch den Kopf nicht abreißen, Euch am allerwenigsten. Denn was macht der König mit einem Goldmacher ohne Kopf? Ihr könnt nur bleiben, was Ihr schon seid: ein Gefangener. Wenn es aber gelingt, so sollt Ihr sehen, zu welchen Ehren und Würden ich Euch bringen will. Da sollt Ihr erst erkennen, was ich vermag, wenn ich frei und ledig bin. Einen Anstieg sollt Ihr nehmen, daß Euch schwindeln wird." Das war eine jener geheimnisvollen Andeutungen, hinter denen Beichling ein großartiges Unterfangen zu verbergen liebte, das völlig zu enthüllen noch nicht an der Zeit war.

Die anderen, die mehr darum zu wissen schienen, nickten Böttger ermutigend zu. „Und muß es Euch", sagte der stattliche Bürgermeister Romanus, der auch im Gefängnis nicht aufhören wollte, der schöne Mann zu sein, „nicht eine Genugtuung sein, dem König einen Streich zu spielen, an den er denken wird? Wie hat er Euch nicht auf das elendigste traktiert und erbärmlich gehalten!"

„Das nun wohl nicht," widersprach Böttger, „er hat sich allzeit freundlich und geduldig gegen mich betragen. Aber ich will frei sein..." sagte er mit einem Dehnen der Brust und Ausbreiten der Arme.

„Nun wohl! Es ist alles in Ordnung", unterbrach Patkul ungeduldig. „Wenn Ihr dreimal den Ziegenmelker hört," er machte ein leises, aber durchdringendes Geräusch mit den Lippen, „so kommen wir alle hier zusammen und dann fort..."

Als Böttger sich durch das Loch in die Wand und den Kasten zurückdrängte, verfing sich die Tresse seines Ärmelaufschlages an einem Knopf der Mäntel, die da hingen, und während er sich noch bemühte, im Dunkeln sich loszulösen, war es ihm, als höre er ein Lachen in der in Patkuls Zimmer zurückgebliebenen Gesellschaft. Irgend etwas zwang ihn, zu horchen, was da noch gesprochen wurde.

„Ein unsicherer Patron!" hörte er Patkul sagen.

„Ein Dummkopf und ein Feigling," stimmte Beichling zu, „aber wir brauchen ihn. Wenn wir ihn bringen, wird man uns überall mit offenen Armen aufnehmen."

„Euch, lieber Freund Patkul, kann beim schwedischen Karl nur geholfen sein, wenn Ihr ihm den Königstein in die Hände spielt und den Goldkoch dazu. Da wird er seinen Zorn endlich fahren lassen müssen."

Das war der Bürgermeister Romanus gewesen, und Böttger hörte den General ingrimmig antworten: „Gott verdamme diesen schuftigen König August, der meinen Kopf als Friedenspreis dahingegeben hat. Wenn er einmal aus dem Lande gejagt ist und sich als ein Bettler auf den Straßen umhertreibt, dann will ich jeden ersten Becher in fröhlicher Runde auf das Elend Augusts trinken. Und wenn er an meine Tür kommen sollte, so will ich ihn mit einem Fußtritt in den Straßenkot zurückschleudern."

Böttger hatte genug gehört. Zitternd kroch er in sein Zimmer zurück, schloß die schwere Kastentür ab und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Stand es so? Das war nicht allein die vor den Augen Gottes zu rechtfertigende Flucht verzweifelter Gefangener, das war eine Verschwörung gegen den König, war Landesverrat, und er selbst war wieder nur eine Figur im Brettspiel der anderen. Er kreuzte die Arme über der Brust, ein Papier knisterte unter dem Hemd: die Warnung des Unbekannten. Nun wußte er, sie war gut gemeint, und mit einemmal war ihm der Sinn der Worte klar: „Was mißraten ist, mißrät." Wie einst seine erste Flucht mißraten war, so mußte auch diese mißraten.

Nein, noch war der Tag nicht gekommen, an dem sich ihm die Türen des Gefängnisses öffnen sollten. Er ging zum Tisch, nahm Feder und Tinte und begann, um den Tumult seines Innern zu besänftigen, sein Gedicht von der Eitelkeit aller Dinge fortzusetzen. Er war kein Dichter, das fühlte er selbst, aber es lag eine wundersame Erhebung darin, seine traurigen und entsagungsvollen Gedanken in Worte zu kleiden und die Reime zu finden, die zueinander paßten.

Darüber wurde es Abend, Wildenstein brachte das Essen und die Kerze und fragte, ob sie mit der Musik beginnen sollten. Sie könnten anfangen, murmelte Böttger, indem er in seiner Arbeit fortfuhr. Er hörte kaum, wie seine drei musikalischen Diener draußen auf dem Vorplatz ihre Instrumente stimmten, wie dann die Viola, Flöte und Klarinette nicht uneben zusammenklangen. Sie spielten einige einfache Tanzstücke, dann einen Choral, dann Volksweisen.

Es wurde lauter vor der Tür. Die Soldaten, die sich zuerst still verhalten hatten, unterhielten sich mit rauheren Stimmen und lachten durcheinander. Auch die Instrumente gingen nicht mehr im Takt; ab und zu glitt der Klarinette ein Lauf daneben, quiekte die Flöte, immer mißtöniger tappte die Viola herum.

Da ist wohl schon der Wein am Werke, zog es Böttger flüchtig durch den Sinn, indem er sich bemühte, seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Verse zu richten. Endlich erstarb die Flöte in einem Winseln, die Viola tat einige seufzende Kratzer, ein Murmeln von Stimmen war noch, dann erlosch auch dieses.

> „Welch' König würde nicht das allerschärffste Schwerdt
> Auf einen Bösewicht und Abgefallnen wetzen?
> Wer sich die Majestät nicht scheuet zu verletzen,
> Wird durch des Fürsten Grimm in einem Huy verzehrt"

schrieb Böttger.

Das zirpende Zwitschern des Ziegenmelkers ließ ihn auffahren. Sein Herz fing rasend zu klopfen an. Er blickte nach der Schranktür und fuhr dann mit dem Aufgebot aller Willenskraft fort:

> „So aber macht es GOTT mit seinen Knechten nicht;
> Gesetzt, sie haben sich oft wider ihn gelehnet,
> Und Seine Majestät aufs äußerste gehönet,
> Sie wissen dennoch wohl, daß ihm das Hertze bricht."

Es rumorte in Böttgers Schrank, dann klopfte es scharf von innen an die verschlossene Tür. Die Feder entsank Böttger; er wagte kaum zu atmen, und mit raschem Hauch verlöschte er die Kerze.

„Böttger!" rief es innen leise, „Böttger, wo seid Ihr? Es ist höchste Zeit!"

Als sei die Schranktür eine Scheidewand, die ihn gegen den Einbruch schrecklicher Nachtgespenster schützte, so starr sah Böttger auf sie hin.

„Böttger!"

Nein! bäumte er sich innerlich entgegen, ich will nicht.

Er hörte einen unterdrückten Fluch, dann raschelte der Mahner hinweg, und gleich darauf glitten flüchtige Schritte außen auf dem Gang an seiner Tür vorbei. Böttger trat ans Fenster. Die Nacht war hoch gespannt und sternenhell; unten in der Tiefe des Hofes vor der Georgenburg lagen schwere, schwarze, dicke Schattenklumpen. Nach einer Weile hörte Böttger das leise Geräusch zurückgeschobener Riegel, ein Huschen durch die Finsternis...

Plötzlich vernahm er einen Anprall, unterdrückte Schreckensrufe, ein Getümmel und wildes Ringen.

Des stelzbeinigen Crux gellende Stimme: „Ihr Höllenhunde, ihr vermaledeiten! Hab' ich euch!"

„Verspielt," stöhnte Böttger erschüttert, „verspielt und verloren!" Und ein wundersames Gefühl von Dankbarkeit über seine Errettung durchströmte ihn.

Das Keuchen und Schreien unter ihm war zu Ende, langsam zog sich der Lärm durch das Stiegenhaus hinauf, unter den Gewölben der Gänge widerhallend, schob sich an Böttgers Zimmer vorbei und verlor sich, indem er sich vereinzelte, in die Zellen der Gefangenen.

Am frühen Morgen wurde Böttger aus dem ersten Schlaf durch ein Waffenklirren vor seinem Fenster geweckt. Er erblickte das Gelb und Blau schwedischer Uniformen, das Geglitzer der Sonne auf Kürassen und Pallaschen. Schwedische Dragoner saßen ab, sechzig Mann; sie hielten in zwei Reihen vor der Georgenburg. Eine Weile später wurde der General Patkul herausgeführt und ihrem Kommandanten übergeben, der ihn in einen verschlossenen Wagen setzte und, von seinen Reitern umringt, abführte.

XV.

Der Prozeß, der gegen die Ausreißer geführt wurde, brachte das ganze Gespinst an den Tag und einen Teil der Verschworenen ins Stockhaus. Die Unvorsichtigkeit einer Soldatenwitwe, Anna Dorothea Großerin, die beim Festungskommandanten als Bettfrau diente und um den Plan wußte, hatte die Entdeckung im Gefolge gehabt. Sie selbst, fast alle Bedienten der Gefangenen, drei Musketiere, ein Kor-



Auf dem Sattelplatz.

Nach einer farbigen Zeichnung von Adolf Dahle.

poral und ein Büchsenmeister, zwei Mägde Patkuls und des Proviantverwalters wanderten ins Loch, die in die Sache verwickelten Soldaten wurden abgelöst, die vornehmen Herren selbst aber in andere Räume umquartiert, wo sie miteinander nicht in Verbindung treten konnten. Romanus, den man nach Patkuls Wegbringung als den Hauptanstifter beim Kopfe nahm, wurde auf den Sonnenstein in strengeren Gewahrsam gebracht.

Für Böttger aber, der, obwohl an den Vorbereitungen mitbeteiligt, sich doch von der Ausführung ferngehalten hatte, brachte dieser Ausgang eine neue Wendung.

Tschirnhausen erschien als Bote königlicher Gnade: er sei da, um seinen Schützling nach Dresden zu führen.

Nein, wehrte sich Böttger ängstlich, dem die Nähe des Königs unheimlich war, man solle ihn doch lieber auf dem Königstein lassen. Wenn man ihm da freien Gottesdienst und den Genuß des heiligen Abendmahles gestatte und ihn ungehindert auf der Festung spazierengehen lasse, auch einige Zimmer und Gewölbe zur Wohnung und Arbeit einräume, so sei er völlig zufrieden. Wenn man ihm gar seine Habe sende, ihm und seinen Leuten einen festen Gehalt aussetze, so wünsche er gar nichts anderes, als hierzubleiben, von der Welt vergessen zu werden und in Krieg und Frieden ruhig und in Sicherheit arbeiten zu können.

Nachdenklich sah ihn der Freund an. Er verstehe gar wohl, daß ihm der Schrecken über den üblen Handel, in den er beinahe hineingezogen worden, in die Glieder gefahren sei. Insbesondere, da er dabei wieder dahintergekommen, daß man es hauptsächlich auf ihn abgesehen habe. Auch sei nicht zu leugnen, daß der König nun schon wegen endlicher Erfüllungen seiner Hoffnungen einigermaßen ungeduldig sich geäußert habe. Aber Böttger möge doch einmal diese Bedenken beiseitestellen und ihn selbst ansehen.

Ja, meinte Böttger, es sei ihm gleich beim Eintritt aufgefallen, daß der Freiherr recht angegriffen und verfallen ausschaue.

„Ich weiß," nickte der Freiherr, indem er Böttgers Hand ergriff, „daß ich es nicht mehr lange machen werde. So tut mir denn die Liebe, in meiner Nähe zu sein, an meinem Werk mitzuhelfen, wenn Euch das Euere im Augenblick nicht geraten will, bis auch ihm einmal seine Stunde schlägt."

Da hatte Böttger die Hand des Freiherrn mit einer jähen Angst umklammert: „So will ich mit Euch gehen. Ihr dürft mir nicht genommen werden."

Nun saß er wieder in Dresden auf der Venus- oder Jungfernbastei, die mit den Mündungen Ihrer Kanonen auf den Elbestrom hinausdrohte, und war von sechs Offizieren bewacht, die unter Strafe ewigen Gefängnisses dafür verantwortlich waren, daß er nicht entweiche. Auch hier war er der Namenlose, und selbst in den seinethalben ergehenden Schriftstücken der Behörden hieß er nur „der auf der Jungfern-Bastei sich befindende Laborant".

Es gingen schauerliche Geschichten von diesem Festungswerk um, und man erzählte sich, es habe seinen Namen von jener fürchterlichen Maschine, die einst darin aufbewahrt wurde und die Gestalt einer eisernen Jungfrau mit erhobenen Schwertern in beiden Händen hatte. Wenn jemand eine gewisse Diele vor dieser Maschine betrat, so sausten die Schwerter herab und schlugen dem Unglücklichen den Kopf ab. Kopf und Körper aber fielen durch ein Loch des Bodens in die Elbe, und auf diese Weise wären schon viele Mißliebige im geheimen beseitigt worden, ohne daß man je erfahren, wohin sie verschwunden seien.

Für Böttger aber war das Heimliche Gericht, wie die Bastei auch hieß, weniger wegen dieser Maschine schrecklich als wegen seiner Aufgabe, die zu lösen ihm noch nicht recht glücken wollte. Dazu kam, daß man ihm wieder seinen unausstehlichen Nehmitz zur Aufsicht bestellt hatte, also daß Böttgers Gemüt zwischen den Erregungen des Ärgers und des Schreckens schwankte. Nur Tschirnhausens Zuspruch und die Arbeit mit ihm bildeten Trost für ihn.

In diesem Belang war einiger Fortschritt zu verzeichnen. Böttger hatte Tschirnhausen dahin gebracht, auf die Verwendung seiner großen Brennspiegel zu verzichten, und davon überzeugt, daß, wenn jemals das Porzellan gebrannt werden sollte, dies nur in eigens hierfür gebauten Öfen geschehen könne.

Die liegenden Öfen, die er im Laboratorium der Bastei vorfand, genügten nicht; er ersann neue, in denen sich weit höhere Hitzegrade erzeugen ließen, und da er für solche Glut wieder besonderer feuerfester Tonziegel bedurfte, war sein Bestreben zunächst auf die Herstellung solcher gerichtet. Es gelang, und mit Hilfe eines seiner Arbeiter, jenes Köhler, der ihn auf die Festung Königstein begleitet hatte, geriet ihm der Bau nach Wunsch. Der mürrische und händelsüchtige Köhler war in den nüchternen Zwischenräumen zwischen seinen Anfällen von Trunksucht ein geschickter und in seinem Fach tüchtiger Mensch. In diesen hellen Zeiten war er aber auch von dem Ehrgeiz geplagt, eine Hoftitulatur zu erhalten, da er ein Königlich Polnisches und Kurfürstlich Sächsisches Extraweib zur Schwägerin und einen Königlich Polnischen und Kurfürstlich Sächsischen Hoffeueressenkehrer zum Vetter hatte. Da dieser letztere Titel, der am ehesten auf ihn gepaßt hätte, schon vergeben war, stellte ihm Tschirnhausen für das Gelingen der Arbeit einen ganz neuen in Aussicht, den eines Königlich Polnischen Hof-Reise-Röhren- und Ofenloch-Verschneiders. Diese beglückende Möglichkeit spornte Köhler so an, daß er seine Erfindungsgabe zum guten Ende anstrengte, und daß der Ofen nun nach Böttgers Angaben dastand.

Die Masse, die Tschirnhausen und Böttger mischten, wurde in Kapseln getan und in den Ofen gesetzt, und um zu erkennen, wann der Garbrand vollzogen sei, waren im Ofen Probierlöcher angebracht, durch die man den Fortschritt beobachten konnte. In diese Löcher wurden kleine Kegelchen eingeführt, die aus dem Lehm des Plauenschen Grundes geformt waren. Fingen sie an, glänzend zu werden und zu fließen, dann war es an der Zeit, den Brand ausgehen zu lassen.

Freilich, was an gebranntem Zeug aus diesen Öfen zutage kam, war noch lange kein Porzellan: windschiefe und verdrehte Mißbildungen waren es, bröckelig und blätterig und von unscheinbarer, häßlicher grauer Farbe, unter der, wenn man zu schleifen begann, der rote Grund sichtbar wurde.

Immerhin war Tschirnhausen von diesen Ergebnissen entzückt und von der ganzen Hantierung so hingerissen, daß er oft viele Stunden hintereinander, ja, ganze Nächte hindurch mit Böttger vor den Öfen verbrachte. Er nahm auf seinen Zustand keine Rücksicht, und es geschah bisweilen, daß er am Ende völlig zusammenbrach. Man solle ihn gewähren lassen, sagte er auf Böttgers besorgte Mahnungen, jetzt sei man auf dem rechten Wege und habe keine Zeit, sich zu schonen.

Es war ein windiger Oktobertag, als sie wieder in ihrem Laboratorium an der Arbeit waren, in dem eine ganze Anzahl Gehilfen sich mit Kneten, Formen, Brennen und Schleifen beschäftigten. Der Sturm stieß heulend in die Schornsteine, drängte den Rauch zurück, und der Königlich Polnische Hof-Reise-Röhren- und Ofenloch-Verschneider Köhler war auf eine Leiter geklettert, um den Windfang besser einzustellen. Es kommt jemand, sagte er, indem er von seinem hohen Stand herab einen Blick durch das Hoffenster warf, und „Der König!" fügte Tschirnhausen hinzu.

Gleich darauf traten der König und der Fürst Fürstenberg ein, ehe noch Böttger Zeit gehabt hatte, sich zu fassen. Wie durch einen Nebel sah er die kraftvoll gedrungene Gestalt mit kurzen Schritten auf sich zukommen. Er stützte sich mit der Hand gegen den heißen Ofen, ein brennender Schmerz brachte ihn zu sich.

„Hat Er sich verbrannt?" sagte der König. „Das tut nichts. Bisher hab' nur ich mich an Ihm verbrannt." Er trug einen Soldatenrock, Kniestiefel und einen kurzen Degen mit einem Griff aus Porzellan. Übellaunig musterte er den Laboranten, und des Fürsten ernstes und ungnädiges Gesicht spiegelte verschärft die Stimmung seines Herrn.

Zum erstenmal stand Böttger vor dem König. „Majestät!" stammelte er.

„Majestät hin, Majestät her! Weiß Er, wieviel Er mit seinem Laborieren mich schon gekostet hat? Hat Er das einmal ausgerechnet? Jetzt hab' ich's satt und will mich nicht mehr länger von Ihm an der Nase herumführen lassen."

Das war ein ungnädiger Wind, der da wehte, scharf wie der, der in den Schornsteinen tobte.

„Ich weiß wohl," sagte Böttger beklommen, „was ich Eurer Majestät schuldig geblieben bin. — Aber ein solches Werk will seine Zeit..."

„Das hab ich oft genug von andern hören und von Ihm lesen müssen, und ich will meinen, daß ich Ihm Zeit genug gelassen habe."

„Wenn ich auf dem Königstein..."

„Reit' Er mir nicht den Königstein vor! Den hat Er seines Echappierens wegen reichlich verdient. Und zudem hab' ich Ihn vor den Schweden müssen in Sicherheit bringen. Weiß Er übrigens, welch ein schreckliches Ende der Patkul genommen? Er hat müssen gleich einem Hund drei Monate lang, mit einer Kette an einen Pfahl gefesselt, auf bloßer Erde liegen und ist dann langsam, von unten auf, gerädert worden. Was hat Er an mir dagegen für einen gnädigen König. Jetzt aber will ich endlich einmal etwas von dem Versprochenen sehen."

Böttger wand sich in seinen Nöten: „Ich habe Euerer Majestät zu vertrauen, daß ich auf dem Weg zu einer Universalmedizin..."

„Die Universalmedizin, die man von Ihm will, ist das Gold. Er soll endlich einmal etwas davon herausgeben, nachdem Er genug davon verschluckt hat. Glaubt Er, der Pöppelmann kann umsonst bauen. Und wenn mir auch der schwedische Karl die polnische Krone genommen und dem Leszczynski gegeben hat, so wird er in seiner Verrücktheit schon einmal irgendwo den Hals brechen; und wenn ich auch auf die Krone Polens verzichtet habe, dann wird sie schon wieder zu kriegen sein. Aber dazu muß man Gold in den Taschen haben. Also her damit!"

„Auch hab' ich", sagte Böttger zitternd, „einen Liquor gegen Fäulnis komponiert, der die animalischen Körper vor dem Verwesen bewahrt. Dann bin ich dem Borax auf der Spur, das ich aus den im Lande vorfindlichen Materialien herstellen will, wenigstens tausend Zentner jährlich, und um ein Drittel wohlfeiler als das, was von den Holländern und Venezianern kommt."

Der König schlug wieder mit der Degenscheide gegen den Stiefelschaft: „Was Medizin! Was Liquor! Was Borax! Gold möcht' ich sehen. Hör' Er, Böttger!" sagte er zornfunkelnden Auges... „Er darf nicht denken, daß Er der einzige Meister in seiner Kunst ist. Im Goldhaus laboriert jetzt der Bergsekretär Lichtwer mit dem Königsteiner Garnisonsmedikus Schäfer, und die haben mir zugesagt, daß sie, wenn sie nur einen Teil dessen von mir bekommen, was ich Ihm gegeben hab', gewiß eher etwas Großes zustande bringen werden als Er."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Spargelzeit.





Ablesen von Schädlingen auf einer großen Spargelpflanzung.

Links: Beim Spargelstechen.





Bei der Ernte.

Rechts oben: Beschneiden der Spargel auf eine bestimmte Länge.

Rechts nebenstehend: Waschen und Sortieren des Spargels.







Abwiegen und Registrieren des Spargels.
Rechts nebenstehend: Ernterast.

Der Pfingstausflug

Von Karl Escher. Mit 8 Zeichnungen von Hanns Langenberg.



Im wunderschönen Monat Mai.



Im wunderschönen Monat Mai — zehn Jahre später.

Der Pfingstausflug ist eine der besseren Freuden im Jahr. Er ist das Poetischste, könnte man sagen, was es im Freien gibt. Der Osterspaziergang hat ja auch seine Reize, aber er ist feierlich und mit geistigen Anstrengungen verbunden. — „Im Tale grünet Hoffnungsglück“ — wie soll man das so ohne weiteres kapieren, wo man seine philosophischen Hinterhältigkeiten doch längst verbraucht hat, um durch den Winter zu kommen! Aber der Pfingstausflug, der wirkt ganz aus sich selbst, wie eben jede wohlgelungene poetische Angelegenheit. Diese Einrichtung ist so schön, daß man in nüchterner Prosa ihren ganzen Reiz gar nicht erschöpfend darstellen kann; beim Gedanken an den Pfingstausflug tröpfeln ganz von selbst Verse aus dem sonst so ehrbaren Füllfederhalter. Sie lassen sich nicht zurückhalten, und darum müssen sie hingeschrieben werden:

Vater, Mutter, Hans, Emilie,
Fritzchen, Fränzchen, Lotte, Klaus . . .
Acht Uhr früh zieht die Familie
Festtagsfroh zum Tor hinaus.

Großstadtluft und Alltagsplagen
Sind vergessen; hochbeglückt
Staunt man, wie die Kiefern ragen,
Fühlt, wie Sand die Sohlen drückt.

Sucht, um selig einzulullen,
Einen Ruheplatz sich dann;
Mutter spendet Butterstullen,
Vater steckt die Pfeife an.

Heimlich gähnt schon die Familie . . .
Sachte streckt zum Schlaf sich aus
Vater, Mutter, Hans, Emilie,
Fritzchen, Fränzchen, Lotte, Klaus.



Für des Leibes Notdurft wird gesorgt.

Man sieht, es ist eine vielköpfige Familie, von der hier gesagt und gesungen ist, und es ist anzunehmen, daß mindestens zwei der hier namhaft gemachten Sprößlinge bereits erwachsen sind und einem Beruf nachgehen. An einem gewöhnlichen Sonntag werden diese beiden keineswegs an dem Familienausflug ins Grüne teilnehmen, sondern — selbständig, wie sie nun einmal sind — ihre eigenen Wege gehen. (Die Emilie ist sogar hinreichend verdächtig, einen Bräutigam zu haben, und von Hans wollen wir lieber gar nicht reden, er ist ein Windhund!) Aber zu Pfingsten ist das etwas ganz Anderes. Da werden die schon locker gewordenen Familienbande neu zusammengeknotet; da zieht alles, was an der Familie hängt und baumelt, vergnügt und einträchtig hinaus in die Frühlingsluft.



Strömt hinaus, ihr Völkerscharen!

Na ja, die Kirschen sind längst abgeblüht, an den Apfelbäumen hangen auch nur noch ein paar vereinzelte Blütenflöckchen, und nur die Kastanien, die nicht so recht an der Sonne stehen, haben noch den vollen Glanz ihrer Kerzen. Dafür aber blüht der Flieder, und der ist das dichterischste und sentimentalste Buschwerk, das es gibt, das mit Recht aus jedem besseren Liebesliede sehnsuchtsvoll duftet; und der Goldregen läßt seine gelben Blüten niederhängen, die Linden breiten wohlriechend ihren nutzbringenden Tee aus, die Akazien hängen weiße, muntere Blüten an ihre zarten Zweige und sind eigentlich gar keine Akazien, sondern Rubinien. Anspruchslosere Gemüter erfreuen sich an den kleinen gelben Sonnen des Löwenzahns und an den weißen Gänseblümchen. Auch kommt der liebe Spargel kräftig aus seinem Sandhügel hervor — kurzum: die schönste Zeit im Jahr ist da. Und da läßt sich der Mensch nicht in seinen Steinmauern halten.



Die Kremserpartie: Eng, aber gemütlich.

Für gewöhnlich denkt man so im Laufe der Geschäfte nicht viel an Feld- und Wald- und Wasserfreude, zumal der Großstadtmensch von heutzutage ja doch nur glücklich ist, wenn er Asphalt unter den Stiefelsohlen spürt; aber beim Eintreffen des Maikäfers wird er auf einmal von einer ganz ungewohnten „Sehnsucht nach Gegend“ befallen. Wie weit das die Schuld des Maikäfers ist, müßte noch wissenschaftlich untersucht werden. Jedenfalls läßt sich der Bureaumensch, der Fabrikarbeiter, der Pflastertreter auf einmal nicht mehr halten; ein jeder pfeift auf die Freuden der Großstadt und eilt in die freie Gottesnatur, und zwar zuerst am Himmelfahrtstage und dann — und



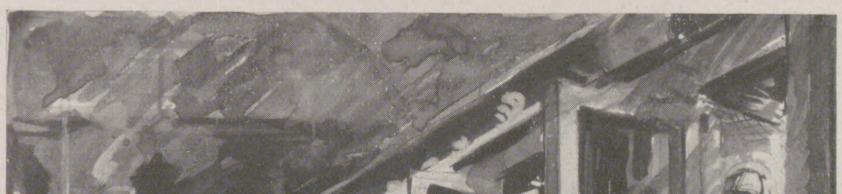
Stärkung für weitere Taten.



„Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“

recht ausgiebig — am Pfingstfest. — In deutschen Landen gilt die Sitte, daß der Himmelfahrtstag den Herrenpartien vorbehalten ist. Am frühen Morgen rüstet sich der Vater mit Butterbroten, mit Himbeerwasser und einem Taler aus, nimmt Abschied vom Weib und von den Kindern und tritt mit einem Dutzend guter Freunde wohlgemut seine Herrenpartie an, begleitet von den ... Segenswünschen der heimgebliebenen Familie. So soll eine Herrenpartie sein. In Wirklichkeit ist sie ganz anders. Erst hat es tagelange Kämpfe im trauten Heim gegeben, bis der Herr des Hauses glücklich so weit ist, daß er überhaupt seinen ihm eingewurzelten egoistischen Ausflugstrieb nachfolgen kann, und dann pflegt der Ausflug, die Herrenpartie, in dem ersten schönen Waldwirtshaus zu enden, weil es ja doch viel zu heiß zum Wandern ist — auch hat das ohne Familie gar keine Reize. Und weil gerade von Reizen die Rede ist, so läßt es sich am Wirtshaustisch doch weit bequemer Skat spielen als auf dem Waldboden. Glücklicherweise sind die lieben Gattinnen der Herrenpartie längst zu dem Entschluß gekommen, den Spuren ihrer Ehebären zu folgen; sie treffen dann gleich nach Tisch mit sämtlichen Kindern an dem nahen Ausflugsort ein, woselbst nun Überraschungs- und Begrüßungsszenen aufeinanderfolgen und die schönste Familienharmonie wiederhergestellt ist. Wobei viel Kaffee und mächtige Mengen von (mitgebrachtem) Kuchen als Speis'- und Trankopfer ihre nicht zu unterschätzende Wichtigkeit haben.

Die Herrenpartie am Himmelfahrtstag ist aber nur ein lindes Vorgeschmäcklein für den rechten, echten, wahren Ausflug zu Pfingsten. Man kann auf die verschiedenste Weise starten. Beispielsweise mittels eines Motorrades mit Soziussitz, wozu man allerdings verlobt sein oder sich im Anfangsstadium der Ehe befinden muß. Oder auf einem gewöhnlichen Fahrrad mit Tretmotor, wozu wiederum eine zahlreichere Gesellschaft gehört. Größere Familien mit kleineren Kindern fangen mit der Straßenbahn an, kleinere Familien mit größeren Kindern ziehen die Eisenbahn vor. Beides bleibt sich gleich, da man auf beiden in ganz derselben Weise gewalzt, gepreßt, geplättet wird, was unbedingt zu einem Ausflug ins Grüne gehört. Denn: wie sollte man die Freiheit der freien Natur erkennen, kostete man sie schon auf der Hinfahrt aus (in vollen Zügen)? Schließlich kann man auch mit einem Auto ins Freie kommen, was doppelten Spaß macht. Einmal fährt man ja nicht jeden Tag im Auto, und zum zweiten ärgert man seine Mitmenschen durch reichliches Staubaufwirbeln. Am schönsten aber ist es, man nimmt ein Stückchen seines trauten Heimes mit, indem man mit einem Kremser losfährt, jenem langgereckten Familienwagen, der mit Girlanden, Lampions und einem zwischen den Rädern baumelnden Bierfäßchen entzückend und gemütvoll ausgeschmückt ist ...



Heimwärts in drangvoll fürchterlicher Enge.

Der große Dichter Müller-Westernkotten hat den tiefsinnigen Spruch gedichtet:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt in großer Zahl.

Gott sei Dank irrt der Dichter. Hätte er recht, so wäre zu Pfingsten die ganze Welt höchst unvollkommen, soweit es grünende Fleckchen gibt. An diesen Festtagen kann man überhaupt erst einmal so recht die Bevölkerungsdichte der bewohnbaren Plätze unseres Heimatlandes feststellen. Man hat sie stets unterschätzt. Und man kommt aus dem Erstaunen nicht heraus, wie viele Kinder es eigentlich gibt. Es hat im Freien den Anschein, als ob auf jeden erwachsenen Deutschen drei Kinder kämen! Heil uns! Unser Vaterland kann nicht untergehen ... Und wo diese Kinder, Rangen, Gören, Bälger, Blagen und Trabanten überall sind — man sollte es nicht glauben. Auf den höchsten Zweigen der Kiefern sitzen sie und rauchen Zigaretten, in den moorigsten Gräben liegen sie und fangen schreckliche Schwimm- und Krabbeltiere in nicht zu diesem Zweck erdachten Biergläsern; an allen Tischen der Gartenrestaurants sitzen sie und lassen sich alles, was kaubar ist, vortrefflich munden. Zwischen den Tischen spielen sie Haschen, und auf jeder Rasenfläche haben sie einen Indianer-Wigwam mit obligaten Keilereien aufgeschlagen oder sind zu Fußballschlachten gerüstet.

Aber es gibt auch viele junge Damen, unendlich viele. Sehr schön. Sie haben sich alle riesig fein gemacht, führen ihre neuen Kleider und Hüte spazieren und sehen aus, als ob sie sagen wollten: „Von diesem Pfingstausflug komme ich entweder verlobt oder unverlobt zurück. Ein Drittes gibt es für mich nicht!“

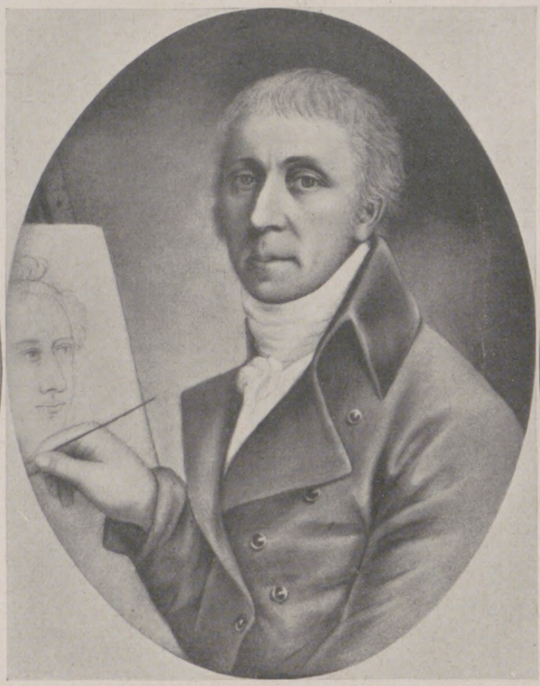
Und dann die Mütter und die Väter! Ah, welch eine Idylle! Die Väter pflegen sich meistens der Jackette zu entledigen; die allgemeine Pfingstausflugsfreude im Bunde mit der vorsommerlichen Hitze und der eifrig zugesprochenen — — Brauselimonade — — sie alle drei machen den Menschen warm. Die Mütter hingegen beweisen wieder einmal aufs schlagendste, daß sie ganz besondere Wesen sind. Sie sitzen scheinbar am freundnachbarlichen Tisch, während sie in Wirklichkeit draußen am Waldesrande bei ihrer Tochter Frieda sind, die im sanften Gespräch mit Herrn Baldrusch lustwandelt ...

Ach weh, daß auch der schönste Pfingstausflug sein Ende hat! Beim Schein der Sterne, beim Flackern der Papierlaternen geht's heim, zurück in die asphaltierte Welt. Und diese Heimfahrt ist noch schöner als die Herreise. Besonders verschönt wird sie durch die ungezählten Kinder, die, müde getollt, müde gerannt, nun auf ihrem Selbstbestimmungsrecht bestehen und es durchsetzen, indem sie brüllen oder heulen, und alles erreichen, was sie wollen. Die Heimfahrt vom Pfingstausflug muß man selbst erleben. Oder ein neuer Homer sein, um sie gebührend schildern zu können. Die Worte gewöhnlicher Sterblicher reichen nicht aus!

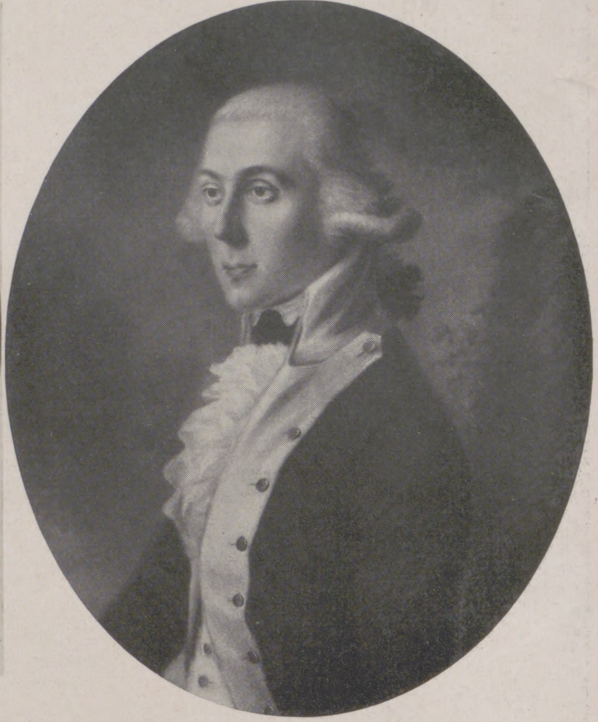
VERSCHOLLENE DEUTSCHE MALER: JOHANN PHILIPP BACH



Herzog Karl von Sachsen-Meiningen († 1782).



Selbstbildnis des Künstlers.



Prinz Christian August von Hohenlohe-Langenburg († 1796).

Am 5. August 1752 wurde dem Meininger Maler und Hoforganisten Gottlieb Friedrich Bach, der aus der Familie des großen Johann Sebastian stammte, ein Sohn geboren und auf die Namen Johann Philipp getauft. Die Karriere des Kindes war von vornherein vorgezeichnet: es mußte gleich dem Vater Maler und Hoforganist werden, und Johann Philipp, der das hohe Alter von 95 Jahren erreichte, hat denn auch diese Doppeltätigkeit bis zu seinem Tode im Jahre 1846 betrieben. Als Hoforganist war er allerdings schon 1842 in den Ruhestand getreten. Kinderreichtum aus zwei Ehen und bescheidene Einnahmen trieben Bach zu einer ungeheueren Produktivität an. Er hat Meiningen kaum verlassen. Im Jahre 1779 lernte ihn in Erlangen der Maler Conrad Geyger kennen, der baß erstaunt war, hier in einem fast unbekannten Maler eine sonst in Deutschland einzigartige Bildnisqualität zu entdecken, die ihm nach seinen eigenen Worten zum großen Muster wurde. Bach führte, gleich dem großen Johann Sebastian, ein ruhiges, friedliches und arbeitsames Leben. Er war ein eifriges Mitglied der Schützengesellschaft, bei der er sein 60jähriges Schützenjubiläum feiern konnte. Über den Verkauf seiner Bilder, die im günstigsten Falle etwa 18 Gulden für das Pastellbild zu bringen pflegten, hat er ein sauberes Einnahmebuch geführt, aus dem hervorgeht, daß er von 1791 bis 1841 allein etwa 1000 Pastellgemälde geschaffen hat. Fast jede



Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar (1757—1830).

Meininger Familie besaß und besitzt Familienbilder von seiner Hand. Bald nach seinem Tode wird er vergessen worden sein; bis zur Ausstellung „Barock und Rokoko", die ihn wieder ein wenig ausgrub, hat die deutsche Kunstgeschichte von Johann Philipp Bach nichts gewußt.

Sie weiß eigentlich auch heute noch nichts, und es klingt zunächst etwas paradox, wenn man in dem stillen Verwandten des großen Johann Sebastian zu Meiningen den vielleicht größten deutschen Bildnismaler zwischen zwei Jahrhunderten sieht, zum mindesten den größten deutschen Pastellmaler. Ob er englische Pastelle je gesehen hat, ist zweifelhaft, wenn auch nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls ist seine Kunst unendlich stärker, persönlicher und männlicher als selbst die des bis heute berühmtesten deutschen Pastellmalers Tischbein. Die männliche Charakteristik steht ihm ebenso zu Gebote wie die weibliche, er beherrscht den kräftigen Ausdruck und die zartesten Töne. Einzig in seiner Zeit ist seine völlige Natürlichkeit, die dem Modell mit einer unbestechlichen Sachlichkeit gegenübertritt, wie sie nur den Bildnismalern hohen Ranges eigentümlich ist. Wie weit sein Einfluß in dieser merkwürdigen Zeit, die ihre Künstler schlecht bezahlte und gering schätzte, in aller Stille hebend auf die Bildniskunst der nahegelegenen anderen Städte wirkte, wird einmal eine wirkliche Geschichte der deutschen Malerei festzustellen haben.

Lothar Brieger.



Miekjen v. Anthing, Gattin des Generals Carl v. Anthing, († 1823).



Herzog Emil Leopold August von Sachsen-Gotha und Altenburg (1772—1822).



Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz (1769—1818).



Heimkehr.

Nach einem Gemälde von Elisabeth Delbrück.

Romanische Dorfkirchen zwischen Saale und Elbe



1. Arien, Kreis Torgau.



3. Frankenau, Bezirk Schmölln (Thüringen).



2. Klinga, Amtshauptmannschaft Grimma.

Die kunstgeschichtliche Forschung hat sich erst in neuester Zeit mit der Dorfkirche beschäftigt. Offenbar liegt der Grund dafür in einer Wandlung, die die Auffassung vom Wesen der Kunst durchgemacht hat oder doch durchzumachen beginnt. Seitdem der kunstgeschichtliche Ästhetizismus, der sich in den letzten Jahrzehnten breitmachte, im Absterben begriffen ist und man wieder angefangen hat, in jedem einzelnen Kunstwerk ein Stück sinnvolle Form zu sehen, so daß sich also Zweck und Form einander entsprechen und in einem bestimmten Abhängigkeitsverhältnis voneinander stehen, wird auch die Dorfkirche als Objekt der Kunstgeschichte zu erfassen versucht.

Es fragt sich, was über die kunstgeschichtliche Bedeutung der romanischen Dorfkirchen zwischen Saale und Elbe gesagt werden kann. Sie bilden siedelungsgeschichtlich eine Einheit, insofern als seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts die Lande zwischen Saale und Elbe in ein und derselben Kolonisationsbewegung germanisiert und christianisiert worden sind. Die Notwendigkeit der Zeit forderte wehrhafte Kirchen. Gedrungene, sturmsichere Kirchtürme waren die letzte Zuflucht deutscher Bauern im Kampf gegen slawische Volksstämme. (Die Turmhaube auf Abbild. 3 ist nicht mehr romanisch). Möglich, daß auch eine spezifisch romanische Religiosität in der sächsischen Dorfkirche des 12. Jahrhunderts ihren architektonischen Ausdruck gefunden hat. Gott war für den sächsischen Christen damals ein streitbarer Fürst, dessen würdige Wohnung allein eine Burg mit festen Mauern sein konnte.

Aber auch in bezug auf das Formaläſthetische, in bezug auf das, was sich unabhängig vom Inhalt und Zweck über die sächsische romanische Dorfkirche sagen läßt, kann von einer bestimmten Gesetzmäßigkeit gesprochen werden. Ganz gleich, ob es sich um eine Anlage mit einem Westturm (Abbild. 1, 2 und 5), einem Chorturm (Abbild. 3) oder eine turmlose Anlage (Abbild. 6) handelt. In Auerswalde stammt der Nord- und Südflügel aus spätgotischer Zeit. Immer wird man finden, daß sich die einzelnen Bauglieder deutlich gegeneinander absetzen. Ein Prinzip, das anderwärts „additiv“ genannt worden ist.



Das Entscheidende ist, daß Zweckbetrachtung und formaläſthetische Betrachtung zusammenstimmen und eine kunstgeschichtliche Betrachtung möglich machen. Zweifellos ist das bei der romanischen Dorfkirche der Fall, denn Sinn und Form stehen in dem entsprechenden Verhältnis zueinander. Zu einer Kirchenburg, die als Wohnung des Kriegsgottes und letzte Zuflucht gegen den äußeren Feind gilt, paßt bloß ein bescheidenes Maß von nur ästhetisch zu wertenden Details. Und gerade deshalb, weil die romanischen Dorfkirchen reicheren Schmuck verschmähten, gehören sie in die Kunst und Kunstgeschichte. Kathedralenplastiken würden in der Dorfkirche nicht wirken.

Ein Unterschied besteht bei den sächsischen romanischen Dorfkirchen in der Lage des Turmes. Der Westturm, der im Norden und Nordwesten vorherrscht, ist offenbar von niedersächsischen und niederländischen Kolonisten nach Sachsen verpflanzt worden, während der Turm über dem Altarhaus aus Franken und Thüringen stammt. In der Turmlosigkeit zeigen sich vielleicht zisterziensische Einflüsse.

Dr. Siegfried Scharfe.

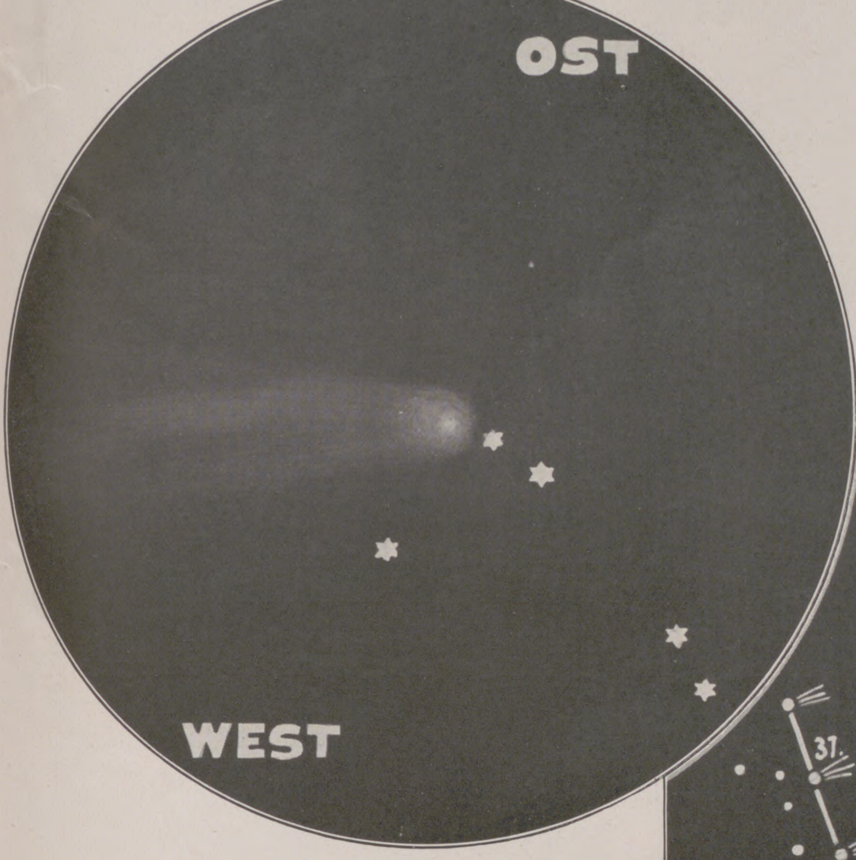




5. Sandersdorf, Kreis Bitterfeld. 4 (oben). Meuchen, Kreis Merseburg. 6. Auerswalde, Amtshauptmannschaft Flöha.

Eine neue Himmelserscheinung: Der Komet Orkisz. / Von Dr. H. H. Kritzinger.

Mit drei Zeichnungen von A. Hückel nach Angaben des Verfassers.



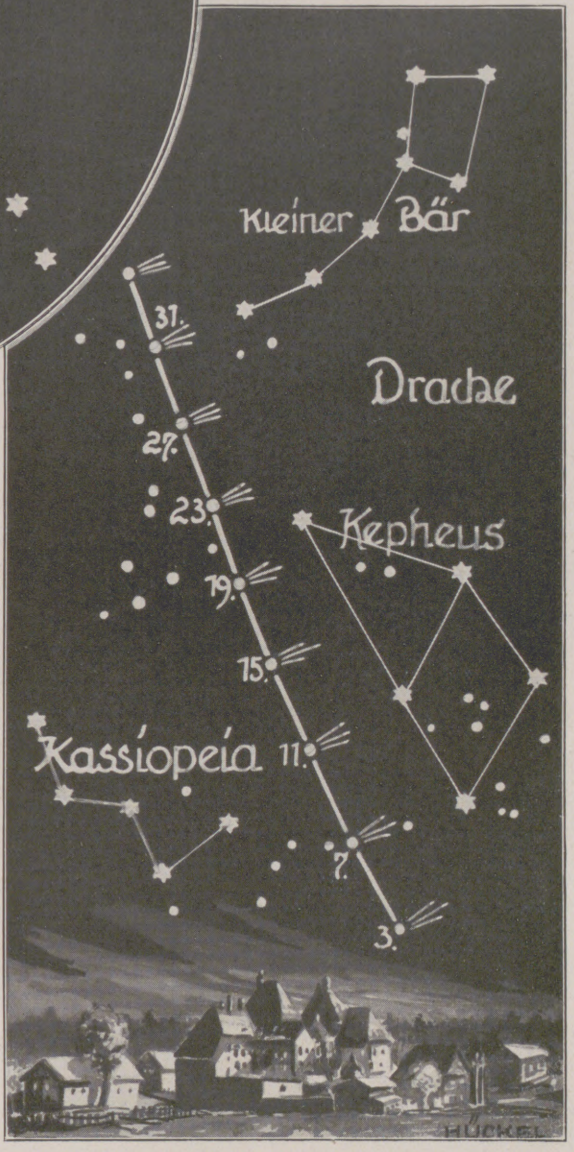
Anblick des Kometen im Teleskop am 15. Mai morgens 1 Uhr.

Wenn man bedenkt, wie seit Jahrtausenden die Wandelsterne Venus, Mars, Jupiter und die anderen sich stets in unmittelbarer Nähe der scheinbaren Sonnenbahn oder Ekliptik halten, deren Tierkreisfolge wohl jedem Leser aus der Schulzeit noch flüchtig in Erinnerung ist, so wird man verstehen, daß schon im Altertum die Schweifsterne oder Kometen (wörtlich übertragen „Haarsterne") auch als Irrsterne bezeichnet wurden, weil ihr Lauf sich weit vom Tierkreisgürtel entfernen kann. Ein echter Irrstern in diesem Sinne ist der am 4. April in der Nähe von Krakau von Orkisz aufgefundene Komet, dessen Bahnebene sogar nahezu senkrecht auf der Bahnebene unserer Erde steht. Wie die mittlere unserer drei Abbildungen andeutet, führt ihn sein Lauf gar in die Nähe des Himmelspoles, also durch Sternbilder, in denen man niemals einen großen Planeten wird beobachten können. Für den Astronomen macht diese ungewöhnliche Lage der Bahn keine Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Berechnung, da wir ja heute von den vereinfachenden Voraussetzungen, mit denen man derartige Berechnungen früher beginnen mußte, freigeworden sind. Dem berühmten Arzte Olbers, einem hervorragenden Liebhaber-Astronomen, der vor hundert Jahren in Bremen erfolgreich tätig war, verdanken wir ein Berechnungsverfahren, das so schnell arbeitet, daß man schon im Laufe eines Vormittags alle wesentlichen Arbeiten erledigt haben kann. Die parabolische Bahnform nähert sich in ihren beiden Ästen der Form einer geraden Linie, die daher auch lange Zeit als tatsächliche Bahnform der Kometen angesehen wurde.

Die Entdeckung des Kometen Orkisz, der als dritter dieses Jahres die wissenschaftliche Bezeichnung 1925c trägt, bestätigt die alte Jagdregel für dieses kosmische Edelwild, daß man mit der größten Aussicht auf Erfolg in der Nachbarschaft der Sonne, und zwar möglichst am Morgenhimmel, auf die Virsch geht. Allerdings wird hier die Geduld des himmlischen Jägers noch weit stärker als die des Weidmannes in Anspruch genommen, da man durchschnittlich 500 Stunden nach einem Kometen suchen muß. Auch bei dem von mir entdeckten Kometen 1914a sind im Laufe von etwa einundeinhalb Jahren so viele Stunden zusammengekommen.

Die wenigsten Kometen machen nun ihrem eigentlichen Namen als Schweif- oder Haarsterne insofern Ehre, als sie vielfach als ein winziges rundes oder ovales Nebelwölkchen erscheinen, das zum Leidwesen des Beobachters hin und wieder nicht einmal einen Kern oder eine sternartige Verdichtung aufweist. Bei oberflächlicher Betrachtung erscheint auch der Komet Orkisz, besonders bei dunstigem Himmel und heller Straßenbeleuchtung, wie ein solches Nebelwölkchen, aber wenn die Luft recht durchsichtig ist, wenn fern von heller Straßenbeleuchtung der Himmelsgrund dunkel erscheint, dann läßt er sich auch schon mit einem guten Opernglase erkennen. So war er z. B. in einem Goerz-Universal-Neo-Trieder von nur vierundeinhalbfacher Vergrößerung eben an der Grenze der Sichtbarkeit. In einem stärkeren Feldglase mit achtfacher Vergrößerung, einem Zeiß-Turact, vermochte man ihn als ovales Fleckchen leichter zu unterscheiden. An meinem kleinen Spiegelteleskop von 10 cm Öffnung habe ich bei sechzigfacher Vergrößerung eine Skizze angefertigt, die vom Künstler hier verwertet wurde. Der Komet hatte eine Gesamthelligkeit von etwa siebenter Größe, war also hart an der Grenze der Sichtbarkeit für das unbewaffnete Auge. Vielleicht haben Sternfreunde im Gebirge den Kometen auch ohne besondere Hilfsmittel erkennen können. Der Kometenkern war von der sogenannten Koma oder Nebelhülle umgeben, deren Durchmesser nur wenige Bogenminuten erreichte. Sobald sich das Auge vollkommen ausgeruht hatte, war es bei leichtem Klopfen an das Teleskop möglich, zu erkennen, daß der Komet auch einen überaus zarten Schweif, vielleicht von der Länge einer halben Vollmondsbreite, besaß. Dieser zeigte die von den wunderschönen Kometenaufnahmen von Prof. Max Wolf in Heidelberg her bekannte strahlig-faserige Struktur; es war also doch ein echter „Haarstern", wenn auch der Schweif mit dem Auge nur äußerst mühsam wahrzunehmen war. Vermutlich wird ihn die Photographie noch deutlicher herausgeholt haben, als das dem Auge möglich war. Bei der Himmelsphotographie sind wir in der glücklichen Lage, die Lichteindrücke durch Verlängerung der Aufnahmedauer zu häufen, während sich die Empfindlichkeit des Auges für schwache Lichteindrücke bei einmal erreichter „Dunkelanpassung" nicht weiter steigern läßt.

Die Sichtbarkeitsbedingungen des Kometen haben sich erst Mitte Mai günstig entwickelt, nachdem er vorher beim Überschreiten der Grenze der Sterne, die für uns überhaupt nicht mehr untergehen, in die Zeit der mondhellen Nächte hineinkam. Diese sind nunmehr vorüber, und bereits mit eintretender Dunkelheit kann der Versuch gemacht werden, den Kometen Orkisz auch schon mit bescheidenen Hilfsmitteln aufzufinden. Da er sich seit dem Überschreiten seiner Sonnennähe am 1. April wieder vom Tagesgestirn entfernt und die Zeit seiner Erdnähe seit Anfang Mai auch schon vorüber ist, so nimmt aus beiden Gründen seine Helligkeit wieder ab. Man wird daher über die hier gebotene Skizze hinaus einen kleinen Sternatlas für diese Beobachtungen zu Rate ziehen, unter denen der von Schurig-Götz wohl unter den Liebhaber-Astronomen sich besonderer Beliebtheit erfreut.



Der Lauf des Kometen unter den Sternbildern im Mai.

Vergleicht man die Eindrücke vom Kometen Orkisz mit den Beobachtungen anderer Kometen, so zeigt sich, daß er in allen wesentlichen Merkmalen mit dieser Gattung von Gestirnen übereinstimmt. Schon die Chinesen wußten vor Jahrtausenden, daß der Schweif der Kometen stets von der Sonne abgewandt ist, jedenfalls der dem bloßen Auge erkennbare Hauptschweif. Daneben weisen große Kometen noch gelegentlich ganz kurze, zur Sonne gerichtete Ausströmungen von Schweifcharakter auf, die aber nur im Fernrohr zu sehen sind. Die Schweifformen sind im wesentlichen auf die verschiedenartigen kleinen Teilchen zurückzuführen, die unter dem Einfluß der Sonnenstrahlung von dem Kometenkern abgegeben werden. Diese Teilchen sind so klein, daß sie von den Wellen des Lichtes mit fortgerissen werden, anstatt auf die Sonne zu stürzen. Auf diese Weise entsteht der fontänenartig aufgebaute Kometenschweif. Da der Strahlungsdruck von der Sonne ausgeht, so verstehen wir, daß die großen Schweife von der Sonne weg gerichtet sein müssen. Ein sehr augenfälliges Beispiel dafür bot der Halleysche Komet im Mai und Juni 1910, wo er zunächst am Morgenhimmel einen nach Westen gerichteten und dann Ende Mai und Juni am Abendhimmel einen nach Osten gerichteten Schweif erkennen ließ.

Neben dem Kometen Orkisz sind gegenwärtig noch zwei andere Gestirne dieser Art zu sehen, von denen der erste, den Schain entdeckte, wohl erst Ende dieses Jahres seine Sonnennähe erreichen wird. Der zweite, von Reid entdeckte, hat nach soeben bekanntgewordenen amerikanischen Berechnungen vermutlich eine geschlossene Bahn, die er schätzungsweise in 80 Jahren durchläuft. Da seine Beobachtungen auf der Südhalbkugel der Erde wohl noch lange werden fortgesetzt werden können, so wird sich bei der abschließenden Bahnberechnung auch diese Frage entscheiden lassen.



Lage eines Kometenschweifes gegenüber der Sonne am Morgen und am Abend.





Jesus erweckt des Jairus Töchterlein.
Links: Versuchung Christi durch Judas. (Gregor Chmara: Jesus; Alexander Granach: Judas.)





Beim Abendmahl: „Einer unter euch wird mich verraten.“ — Rechts: Maria Magdalena und Mutter Maria (liegend) am offenen Grabe Christi. (Asta Nielsen: Maria Magdalena; Henny Porten: Mutter Maria.)



Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung beim Gelage mit römischen Offizieren.



Judas begegnet Jesus auf dem Wege nach Golgatha.

Der Film im Dienste religiöser Darstellungen: Der deutsche Christusfilm „INRI“.

Der Christusfilm „INRI“ der Neumann Produktion G. m. b. H., Berlin, ist, nachdem er bereits in Deutschland die ihm gebührende Beachtung gefunden hatte, auch im Auslande, besonders aber in England, begeistert aufgenommen worden. Die tiefe Verinnerlichung der Darstellungen des Lebens Christi von seiner Geburt in Bethlehem an bis zu seiner Himmelfahrt nebst der Naturtreue der Örtlichkeiten und der Großartigkeit der Einzel- und Massenszenen hat die Engländer vergessen lassen, daß sie einem deutschen Film ihre jubelnde Bewunderung zuteil werden ließen. Die deutsche Filmindustrie kann diese Wertschätzung deutschen Könnens als ein Ruhmesblatt für sich in Anspruch nehmen.

DORIS

NOVELLE VON MARGARET LAUBE.

I.

Die Septembersonne brannte. In dem Birkengehölz, das von wenigen alten Buchen gekrönt wurde, leuchtete der Trug späten Sommers in warmem Gold. Gelbes Birkenlaub zitterte unter ihm, und das Gras, das zum zweitenmal hoch zwischen den Stämmen wuchs, funkelte, abertausend kleine Schwerter, prahlend in Sommerkraft. Als aus der Hecke des Stoppelfeldes sich ein Fasan schwerflügelig erhob, lief ein Kupferblitz über sein Gefieder.

Dann funkelte es bunt in der Lichtung des Gehölzes, und derselbe rotbraune Farbenfunke schoß auf aus dem Fell des Fuchses, der sich neben dem Schimmel durch das Gebüsch drängte.

„Geht's, Doris?" fragte Hans Thordsen mit heller Kommandostimme und hielt einen Birkenzweig hoch.

Das Mädchen senkte den braunen Kopf, der keine Kappe trug. Zerwehtes Haar glänzte einen Augenblick in der Sonne wie das Fell ihres Pferdes. Dann nickte sie stumm und sah den Gutsherrn großäugig an.

„Noch immer so besinnlich, Kind?" Er hielt seinen Schimmel zurück und blieb dicht neben ihr, so daß er seinen Arm um ihre Schultern legen konnte.

Da zuckte wildes Aufschluchzen gegen seinen Arm.

„Es wird mir so schwer, Onkel Hans."

„Aber, kleine Doris, ich verstehe das nicht. Föhr ist wunderschön, gerade im Winter — und wir waren doch sonst nicht so gefühlsselig! Was ist denn das? Das sind — na, na?"

Doris Falk hatte schon langsam ihren Kopf gehoben, blinzelte in die glutende Sonne, lachte mühsam:

„Verfluchte Sentiments —" sagte sie leise.

Hans Thordsen ließ ihre Schulter los. „Ja, Racker. So ist's gut. Verfluchte Sentiments. Nun hab' ich dich wieder. — Und in dieser Tonart wirst du mir jetzt weitersprechen, ja?"

Doris reckte sich, und ihr Fuchs fiel in Trab. Sie fuhr ganz rasch mit dem Handrücken über die Augen wie ein Kind: Lächelte Onkel Hans?

Nein, er lächelte nicht. Er sah unbeweglich auf die Pferdeohren vor sich.

„Los!" half er nach.

Doris warf den Kopf auf. „Schön, mach' du dein Feldwebelgesicht! — Warum soll ich im Winter nach Föhr? Damit Vater besser arbeiten kann? Weil ich zu unruhig bin für sein letztes Kapitel, wo er alle anderen geschrieben hat, während ich neben seinem Zimmer hauste! Vater schwindelt! Ich soll nach Föhr, damit ich nicht in diesem Winter wieder ums Tanzen bitte, Onkel Hans! Ich hab' mich gefreut wie ein Schneekönig, mit Benno tanzen zu dürfen, im ‚Kleinen Malkasten'. Aber das ist es! Wie kann Vater verstehen, daß man tanzen möchte. Er haßt Tanzen, haßt Gelächter, haßt alles dieses, was man möchte, wenn man jung ist."

Sie biß sich in die Lippen: „Es wird mir so schwer gemacht, dies dumme Leben!"

Sie galoppierte nun den weichen Sandweg entlang, Hans Thordsen beharrlich neben ihr. Er wollte ihre zuckenden Lippen nicht sehen, lachte gewaltsam auf:

„Dummes Mädel — spricht das Wort ‚Leben' hin und denkt an Tanzen! Ich finde Tanzen auch schön, das weißt du — ist auch Unsinn, daß dein armer, verketzerter Vater es dir nicht gönnt, Doris. Aber es ist zu früh für dich — für so ein Mondscheinkind! Du bist für durchtanzte Nächte mit nachfolgenden Schlittenfahrten, wie die verrückte Gesellschaft hier sie macht, noch zu zart und zu jung."

„Achtzehn", rief sie schrill mit der jungen Stimme, und ihre Augen waren nicht mehr dunkel und weich, sondern hellgrau und hart geworden.

Hans Thordsen lachte noch einmal. So wollte er sie.

„Fabelhaftes Alter, Kind. Aber hier im Norden werden die Frauen spät reif. Du bist noch ein halbes Kind und streckst deinen kleinen Körper jetzt ein paar Monate in Nordseeluft — darfst da ja auch reiten, Doris! Dein Vater ist der beste Vater der Welt, sehr ernst — ja, sei nur still — aber gerade gut für dich. Du hast viel zu leichtsinnige Freunde. Sieh mich an — und Benno Thein, den Tanzmaler — nee, den Dritten im Bunde kann man nicht leichtsinnig nennen, den Flamenabkömmling."

Wie Doris ihn anglühte! — „Er war deutscher Offizier wie du, Onkel Hans, fünf Jahre. Zweimal verwundet — zweimal verschüttet. Er ist seit Kindheit deutsch, wie seine Mutter!"

„Ja, Doris — gut. Er ist also deutsch. Aber eine grantige Kreatur. Wo hat der Kerl nur den frischen Leutnant gelassen, der er mal früher war? Benno ist unterhaltender."

„Und du bist ungerecht, Onkel Hans! Benno ist eben ganz anders. Ist glücklich, hat Geld, darf Maler sein — Johan darf es nicht. Und Benno —"

„— ist oberflächlich", wollte sie sagen. Aber ihr fiel zur rechten Zeit ein, daß Benno Thein es war, mit dem sie in diesem Winter tanzen wollte und nicht durfte.

Ein roter Schleier flog über ihr bräunliches Gesicht. Sie ballte die Hände um die Zügel:

„Ach was, sie sind meine Freunde, beide! Wie sie sonst sind, ist einerlei. Hörst du, Onkel Hans? Du bist auch manchmal ein Feldwebel — manchmal —"

Sie lachte verlegen und laut auf. Schlug den Fuchs leicht mit der Hand auf den Hals. Da verschwand das Pferd mit ihr in großen Sprüngen gegen die Tannenhecke zu, die Gut Leestedt einschloß.

Hans Thordsen folgte langsam. Doris war abgelenkt von ihrer Grübelei. Es war gut so.

Als er vor der Freitreppe hielt, stand sie schon neben einem Korb mit jungen Jagdhunden, die in der Sonne schliefen.

Neben dem Gutshaus, das weiß mit blauem Schieferdach blitzend im Licht dalag, wurde im Garten der Kaffeetisch gedeckt. Doris sprang der Wirtschafterin nach:

„So viele Tassen, Tante Rieke? Für wen?"

Rieke Sörnsen lachte. „Die beiden jungen Herren aus der Stadt haben telephoniert, daß sie kommen, Fräulein Doris." Sie drehte sich nach Thordsen um, der über die Astern hinweg in die Laube trat: „Das ist fast, als wären es Brüder von Fräulein Doris, bloß, daß Brüder nicht so anhänglich sind, sollte man meinen."

„Sind Brüder, Tante Rieke — das Kroppzeug hat zusammen gespielt von klein an. Laß sie man —"

Er sah nach dem Hof zurück. Da stand Doris vor der Stalltür und rief: „Ich reite ihnen entgegen — gerade kommt der Zug in Latrup an, hörst du?" Dann kam der Fuchs schon wieder aus dem Stall, und sie sprang in den Sattel. Hell klapperten die Hufe über den Hof.

„Laß sie man —" wiederholte Rieke Sörnsen halblaut und holte einen zweiten Teller mit Kuchen. „Wer weiß, wie lange sie vergnügt ist, die kleine Deern?"

Hans Thordsen wollte auffahren. Aber er besann sich, zog eine Pfeife aus der Tasche und stopfte sie langsam.

Rieke würde es nie begreifen, daß das Kind gesund sein konnte, auch wenn die Mutter jung gestorben war. Rieke war abergläubisch. Für sie lag diese Frage nicht beim Arzt. Über Doris stand Unheil, so meinte sie. Wie das Unheil über ihrer schönen Mutter gewesen war. Dumme, verfluchte Geschichten!

Hans Thordsen schleuderte das Streichholz weg. „Nicht heiraten, nicht tanzen, Seeluft", hatte der Sanitätsrat gesagt.

Dumme, verfluchte Geschichten!

In der Laube blieb es ganz still. Aber draußen auf der Landstraße klapperten die Hufe.

„Benno — Johan!"

Benno Thein fing sie auf: „Doris-Dorettl! Wie lieb, uns zu holen. Was macht Onkel Thordsen? Exerziert er seine Hühner?"

„Laß Onkel Hans in Ruh', Benno! Du warst zum Exerzieren zu dumm! Tag, Johan!"

Johan Bruylen stand wortlos da. Nahm ihre Hand. Sein großes, mageres Gesicht verzog sich zu ernstem Lächeln. Doris reckte sich, um in seine Augen zu sehen, die der Hut beschattete. Sie sahen sie umschleiert an.

„Kopfschmerzen?" fragte sie leise. Er nickte. „Hast du scheußliche Arbeit gehabt in dieser Woche? Und nichts gemalt?"

Er nickte wieder.

„Laß ihn in Ruh', Dorettl", sagte Benno Thein und strich an seinem blauen Sommeranzug herunter. „Er ist heute nicht zu gebrauchen. Frag' mich lieber, was ich geschafft habe!"

Aber Doris fragte nicht. Sie wickelte den Zügel von ihrem Arm los und gab ihn Benno. „Reit zurück!" drängte sie. „Es wird nichts Gescheites sein, Benno. Irgendeine junge Dame hast du gezeichnet, mit einem großen Hut, mit einem Stengelglas vor sich auf einem Kaffeehaustischchen. Das macht dir weiter keine Mühe. Reit doch!"

Benno lachte.

„Contessa, du bist launisch. Ich bringe dir den neuesten Trott nicht bei, wenn du meine Bildchen schlechtmachst!"

„Geh, Doris," sagte Bruylen ruhig, „mach' ihn nicht bös. Seine Bildchen sind schmissig."

„So. — Dazu hast du lange Zeit gebraucht!" Benno Thein sah ärgerlich auf seinen Freund zurück. Ärgerlich auf sich, daß ihn Bruylens Urteil so freute!

Er sprang in den Sattel. „Au revoir!"

Doris winkte flüchtig und hängte sich in Bruylens Arm.

„Hast du Pastellstifte mit, Johan?"

„Ja, Doris. — Ich möchte heute abend noch zu den Birken hinüber, da ist ein schönes Abendlicht. — Aber du bist blaß?"

„Ich soll nach Föhr, Johan. Zum Erholen."

Johan Bruylens dunkles Gesicht zuckte nervös. „Du bist undankbar, Doris."

„Johan, ich bin da so allein! Ich denke dann nur über mich selber nach. Das ist schrecklich!"

Johan Bruylen blieb stehen.

„Dir fällt dieses Glück in den Schoß, Zeit zu haben, Zeit für dich, Doris — um das ich mich zerreißen würde. Und ich muß verzichten, um leben zu können! Muß jede Tagesstunde, wo Mallicht am Himmel steht, elende, kleinliche Arbeit tun auf der Werft — und du, du —"

Bitter brach er ab.

Doris packte seine Hand. „Du weißt, daß Vater mir nichts an Geld versagt: Nimm es von mir!"

„Nein, Doris."

„Dann verstehen wir uns gar nicht mehr, Johan. Ich dich nicht — und du mich nicht."

Er antwortete nicht. Er sah seinen Schreibtisch auf der Werft! Sein kleines, dunkles Zimmer, erhellt von künstlichem Licht! — Und er sah eine Leinwand, mehrere Meter groß, riesengroß! Weiß! Nie würde er vor solcher Leinwand stehen! — Vielleicht, wenn er einmal alt war! Wenn unrastiger Fleiß und das Schaffen-Müssen kalt geworden waren. Zersplittert in Brotarbeit!

„Sich vollenden dürfen — arbeiten dürfen", knirschte er, unverständlich für das horchende Mädchen.

Das Weib neben sich sah er nicht. —

Dann waren sie in Leestedt, und Benno rannte ihnen mit einem Kuchenteller entgegen. Zwischen die Napfkuchenscheiben war eine Federzeichnung gestellt:

„Eine Dame mit großem Hut und mit einem Stengelglas vor sich auf dem Kaffeehaustischchen, Contessa", erklärte er ernsthaft und verbeugte sich vor Doris bis zur Erde.

Doris nahm das Bildchen in die Hand. „Ich?!" rief sie ungläubig.

„Ist das Sujet vornehm genug, Dorettl?" fragte Benno und beugte den schmalen blonden Kopf zu ihr. Doris erwiderte den Schmeichelton, der sie immer bezwang, mit einer raschen Bewegung. Sie strich ihm über den Scheitel.

„Bennolein, danke", sagte sie herzlich.

Es tat ihr einen Augenblick weh, daß Johan sich umwandte. Dann lachte sie auf und setzte sich neben Onkel Hans an den Kaffeetisch.

II.

Nun ging am Birkengehölz die Sonne unter. Abgewandt von der Abendröte stand Johan Bruylen. Starrte auf die andere Himmelsseite, eine kaltgrüne Wand über blauvioletter Erde. Er schlang mit den Augen die Farben in sich hinein.

Doris und Benno saßen nicht weit von ihm auf einem Baumstumpf und flüsterten. Sie fuhren zusammen, als Johan seinen Kasten mit den Pastellfarben zusammenklappte.

„Fertig?" fragte Doris froh.

„Ja. — Das heißt, fertig mit der Erkenntnis, daß so was sich nur mit Öl malen läßt. Daß ich das nur mit Öl malen kann. Also insofern fertig."

Benno zuckte die Schultern und blieb sitzen.

„Zum Geburtstag schenke ich dir Ölfarben — sag' mir nur die Marke, Johan", rief Doris herüber.

„Hm. — Vielleicht schenkst du mir dann zum Geburtstag auch diesen Sonnenuntergang. Sei nicht böse, Doris!" Er nahm ihren Arm. — „Sieh, wie blau jetzt die Bäume da drüben werden. Jetzt trinkt die Nacht alle Farben ein. Siehst du es? Wenn wir es nur sehen, das ist auch schon Gnade. Viele Menschen sind ja ganz blind. Nur Zahlen können sie merkwürdig gut auseinanderhalten!"

„Friedlich sein", bat Doris leise.

„Ja. Für Doris Falk muß die Welt einen Rosenüberzug haben — auch die Menschen. Schlechte, geldgierige, verlogene gibt's nicht, was? — Für Doris Falk muß eine Extrawelt da sein, damit sie ihre Füße nicht wundstößt."

Er preßte heftig ihren Arm in seiner großen Hand, dann trat er rasch zu Benno, der eingeschlafen schien.

„Träumst du immer? — An was denkst du, wenn andere Leute sich umsehen nach ihren Zielen?"

Benno stand auf und riß den Hut vom blonden Kopf. „Ich will in diesem Winter mal nach München. Hier bleibt immer alles beim alten. Ich muß eine neue Richtung kriegen, Dorettl! Johan sagt, daß ich sonst versande. Großer Zug fehlt mir, sagt der Kerl. Na ja, ist ja wohl so. Dann wird es nichts mit dem Fest im ‚Kleinen Malkasten', Dorettl. Du kommst ja doch auch nicht mit. Dorettl, was hast du?"

Er sah die grauen Augen glitzern. So stand sie wortlos vor ihnen, während die Dämmerung so rasch fiel, daß sie es nur an dem kühlen Wind spürten, der die Birkenkronen bewegte. Das schwindende Licht hatten sie alle drei übersehen.

Doris warf den kleinen Kopf auf. Sie hörte die Pappeln von Leestedt herüberrauschen. Die waren ihr heimatlich. Bald würden die Käuzchen schreien, und alle Nachtgeräusche würden lebendig werden. Das alles war heimatlich.

Ihr Herz schlug auf. Aber sie drückte es sofort zusammen. „Übermorgen, übermorgen — dann schlaf' ich auf einer Insel, auf einer wunderschönen Insel", versuchte sie zu singen.

„Ja," rief Benno laut und zog eine Haarsträhne unter ihrer Mütze hervor, wie er es als Junge immer getan hatte, „und wir können hier sehen, wie wir ohne Doris fertig werden."

„Was werdet ihr tun, Benno?"

„Frag' Johan: Arbeiten, arbeiten!"

„Du auch, Benno?"

„Ja. Versuchen. Aber ich bin ein Lausejunge, sagt Johan. Und du sagst es auch. Und mein Vater sagt es auch. Schließlich kann man nicht immer nur Bildchen mit hübschen Damen zeichnen, dann wird man von euch ernsthaften Leuten verachtet. Aber was soll ich? Ich begreife euer großes Lebensformat nicht recht, mir ist bei meinen Bildchen immer ganz wohl gewesen. Mal sehen, ob mir in München was Neues aufgeht!"

Er schlenderte ein wenig abseits. Er war gar nicht mehr verträumt.

„Wenn euch nur wohl ist", grollte Johan und warf seine braunen, harten Haare zurück. „Ich wollte, ich hätte einen Riesenblock, von dem ich Tag für Tag mit meinem Schweiß einen Brocken loswaschen und mir daraus mein Werk bauen soll! Aber ich will nicht von mir reden. Essen muß ich auch, wie alle anderen — schreiben wir also weiter Zahlen!"

Das erste Käuzchen schrie. Johan hielt ein. Er bereute, so viel gesagt zu haben. Aber es schien, als hätten die beiden anderen gar nicht zugehört. Doris stand auf einmal in seinem Weg, und was sie bis jetzt gedacht hatte, wurde laut. Sie warf es Johan entgegen:

„Ich will Freude haben! Ich hab' ein Recht auf Freude! Auch ein Recht auf Glück! — Ich bin jung und bin so hungrig nach Glück! — Ihr seid es auch: Johan sagt Arbeit, und das ist für ihn Glück! Benno will viele Leute haben, elegante Zimmer, will tanzen, will seine Bildchen zeichnen! — Und ich? Gebt mir etwas, was mich hochreißt, was mich schüttelt! Hier wachse ich fest in Vaters Sorgen, in Kissen, in Decken! Wo ist denn das, was mich hochreißt? — Ich finde nichts!"

Sie lief auf die große Buche zu, die hoch über den anderen Bäumen stand. Legte Kopf und Hände an den glatten Stamm.

Sie fürchtete sich vor Johan. Aber seine tiefe, ernste Stimme lief ihr schon nach.

„Versuch's mit Arbeit, Doris! Versuch's mit Kunst! Du hast Musik. Hast du daran nie gedacht?"

„Meine Musik ist Spielerei, du", murmelte sie verzagt.

„Dann mach' Arbeit draus! Das kann jeder, wenn er will."

„Du bist hart zu mir, Johan!"

„Ja, Doris."

„Wer hilft mir? Vater will, ich soll Wissenschaft treiben mit ihm — du willst, ich soll zur Kunst! Das alles ist nicht Leben für mich: ist zu schwer und zu ernst! Gibt es keinen anderen Weg zum Leben?"

Benno Thein kam nun auch zur Buche hinaufgestiegen. Er sah zärtlich auf die Erregte.

„Quäl' sie nicht, Johan. Er strich Doris über die zitternde Hand, die am Buchenstamm lag. „Doris heiratet und hat Kinder, das wird ihr Leben — sie ist ja eine Frau."

Benno erschrak sehr. Doris hatte nur den Kopf gesenkt, als denke sie über die neue Möglichkeit nach. Aber Johan warf sich so hart zu ihm herum, daß es Benno war, als stieße ein Raubvogel auf ihn herab. Wilder Zorn brach aus Johans finsteren Augen.

„Das kann sie nicht. Davon kann noch keine Rede sein — das ist keine Hilfe für Doris."

Er bückte sich zu Doris herunter.

„Geh nach Föhr, kleine Doris — grüble nicht! Ich bin ungerecht und hart mit dir! Ich bin ein Kerl, der sich die Hände blutig reißen darf — du nicht! Für dich soll ein Rosenschimmer sein. Vergiß, was ich sagte. Es war nur mein eigenes Kämpfen. Du sollst nicht kämpfen. Du bist unsere kleine Doris!"

Doris sah ihn an und kam nicht los von dem vertrauten Gesicht, das heute fremd wurde. Hinter der scharfen Trotzmaske dieses Gesichts leuchtete wildes Drängen, Überreden: Sorge.

Auch hier Sorge!

Er, der immer ehrlich gewesen war, ging jetzt auch in der Reihe all derer, die sie hüteten ohne Grund.

Sie hatte es immer geglaubt, daß es grundlos war. Nun mußte sie zweifeln.

„Johan, mir kann keiner helfen", sagte sie leise und heiser und reichte beiden rasch die Hände. „Bei Tante Pastor ist noch Licht, da will ich noch hinein! Auf Wiedersehen, Johan — auf Wiedersehen, Benno!"

„Doris-Dorettl!" rief Benno Thein und wollte ihr nach, die schon im Vorgarten des Pastorenhauses verschwand.

„Komm!" Johan nahm den Jüngeren um die schmalen Schultern und zog ihn mit sich. „Laß sie, sie muß sich allein zurechtfinden. Du kannst ja nichts dafür, daß du solche Eselei gesagt hast."

Benno wollte fragen. Aber er sah, daß Johans Mund ganz schmal geworden war. Da ging er nachgiebig mit, wie er es immer getan hatte seit ihrer Jungenzeit. —

Doris lief in Hast durch den großen Garten. Hinter den kahlen Bäumen funkelte schon der Hahn des Kirchturmes. Sein Gold stach im ersten Mondlicht glashart gespenstisch in den Himmel. Der Friedhof lag schwarz im Kirchenschatten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf alten Pfaden. / Skizze von Dr. Eugen Roth.

Die Bahnfahrt war zermürbend. Der überfüllte Zug, an dessen Trittbrettern noch die Leute sich anklammerten, stand mißmutig eine Stunde lang in der rußigen Halle, bis er in die schneedrohende Novembernacht hinauskeuchte, unwillig erst, kreischend und stoßend von verhaltener Wut, und dann dahinschleichend mit einer gleichgültigen Müdigkeit, die sich auch den zusammengepferchten, verdrossenen Menschen mitteilte.

Es hätte wenig gefehlt, und einer der Reisenden wäre noch im letzten Augenblicke ausgestiegen. Aber er brachte doch diese kurze Entschlossenheit nicht auf; es schien ihm gleich hoffnungslos, ob er in den Abend hinausfuhr oder in sein kaltes, marterndes Zimmer zurückkehrte. So blieb er stehen, wo er eben stand, auf der Plattform, zwischen stumpfe, häßliche Menschen eingekeilt und der schneidenden Kälte preisgegeben. Der Wind zerschlug sich an seinem Gesichte, vom Boden her wuchs eine qualvolle Erstarrung. Zugleich aber fror ihn von innen heraus, in einer wühlenden Traurigkeit, die ihn langsam aushöhlte. Anfangs suchte er sich wach zu erhalten durch eine krampfhafte Aufmerksamkeit, die er den Gesprächen der anderen, den belanglosen Dingen ringsum entgegenbrachte. Dann aber stierte er teilnahmlos und erloschen in den gleitenden Lichtstreifen und schreckte kaum mehr auf, wenn der Zug an einem der öden und verlorenen Bahnhöfe hielt.

Endlich, gegen Mitternacht, kam er an. In einem hastigen Schwall lärmender Menschen ward er auf die Straße gespült. Das Dunkel schwamm ihm feucht und schwer entgegen. Verstört noch von der Fahrt, ging er in den Gasthof. Es ward ihm ein Zimmer zugewiesen; es war kalt und unfreundlich. Er verkroch sich in die Decken wie ein Tier. Aus seiner Erstarrung auftauchend, war er nahe daran, in grenzenloser Verlassenheit hinzuweinen, als er übermüdet einschlief.

Glocken weckten ihn in der Frühe. Er fand sich in einem Bett, fremd, irgendwo, sinnlos. Er hatte Mühe, sich zu erinnern.

Er trat ans Fenster, sah über den verschneiten Markt, auf die walddunklen Höhen, hinter denen sich die Felsen steil aufwarfen, im matten Glanz des trüben Tages, mit breiten Fetzen Schnees in Klüften und Scharten.

Wie abwehrend streckte er die Hände aus. „Warum bin ich gekommen?“ fragte er sich mit einem bitteren Lachen. Und die Vergeblichkeit seines Tuns zerbrach ihn. Dennoch ging er den Weg.

Wollte er Totes aufwecken oder qualvoll Lebendiges zur letzten Ruhe begraben? Er wußte es nicht. Er ging. Diesen Weg, den er einmal gegangen, hin und zurück, zuckend vor Qual, brausend vor Glück. Er beschwor jenen Hochsommertag herauf, kühn und blitzend über Fels und Firn, grün und kühl durch die atmenden Wälder, jauchzend in den Lüften, hell und blau im trunkenen Blute.

Da war sie neben ihm geschritten. Morgendlich lächelnd und doch schon glühend in der Verheißung. Jeden Baum kannte er noch, jeden Stein. Hier war es. An der Brücke. Was war? Nichts. Ein Lächeln. Ein Blick. Dort. Den Hang hinauf. Blumen, Blumen und ein flüchtiges Streifen der Hände.

Und jetzt war er ganz allein. Ein Narr, der auszog im Winter, die flatternden Falter der Erinnerung zu fangen.

Er ging langsam und unschlüssig, als warte er noch auf etwas. Aber da war nichts als mürrischer November, in den er kaum sich hineinwagte.

In einer jähen Aufwallung von Gefühl meinte er, die Geliebte müsse ihm nacheilen, als ließe sie ihn nicht dahinwandern in der unsagbaren Traurigkeit dieses Mit-sich-Alleinseins.

Er verhöhnte sich selbst. Er lief ja nur den Träumen seiner eigenen einsamen Seele nach, der Frau, die er im Herzen trug, die zu lieben er verdammt war, seit sie einmal den Becher seines Lebens mit dem gefährlichen Wein ihrer Lüste gefüllt hatte.

Und die Stille schrie ihn an: Vorbei! Die Bäume schüttelten das kahle Haupt: Vorbei! Das Wasser rauschte hinunter: Vorbei!

Waren das dieselben Berge, zu denen sie damals emporstiegen durch den Tau der Gräser, durch duftige Sonnenwiesen, dieselben Berge, die mit graugoldener Stirn über der Tiefe gestanden, auffunkelnd, gewaltig und strahlend, Erzengel Gottes?

War das der Wald noch, webend seine unendlichen Träume, rauschend vom moosigen Geheimnis und von zauberisch verlorener Verlockung?

Was hatte diese Landschaft ihm zu sagen? Diese schweigende Schwermut, aus der die Verzweiflung schrie? Brüllend, langgedehnt, hoffnungslos.

Und nun rang er mit sich, das Unmögliche trotzdem zu erzwingen. Hier über diese Wiese waren sie gelaufen, nackt und warm zwischen Blumen und Schmetterlingen. Ja, durch das Gras waren sie gejagt. Es wogte um sie, die Sonne fuhr hinein mit goldenen Kämmen, und der Wind flatterte um Brust und Hüften. Und sie waren so dahingesprungen, ganz wie junge Tiere, voll Übermut, Lebenskraft, brausend, und doch still und rein in ihrem Blute.

Der versunkene Traum stieg empor, schwebte einen Augenblick lang, nebelhaft, über den braunen verwüsteten Stoppeln und dem laubverschütteten Wald. Aber dann riß den Einsamen plötzlich die Enge und Schroffheit des Weges empor. Eine Brücke kniete über den Bach, der grün und klar aus den Felsen fuhr. Nun stand er am Eingang der Klamm; aus dem zerschluchteten Gebirge dröhnte ein gleichmäßiges, verhaltenes Rauschen. Ein gehauener Gang tat sich auf. Feucht und finster. Er sah hinein, und es befiel ihn ein Grauen. Lächelnd und stürmisch war er hindurchgelaufen, damals.

Eine Tafel mit einer Inschrift. Er las sie nicht. Ihm war, als müßte sie lauten: „Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!“

Geheimnisvoll tat sich der Berg auf. Die Felsen schlugen droben zusammen, stürzten herab, Verdammte in schauerlicher Finsternis.

Phantastische Eisgebilde gewannen Gestalt und erschreckten ihn, riesenhaftes Schweigen wehte ihn an. Er verlor alle Gewalt über die Natur, die ihn umdrängte wie eine Horde böser Geister, die nach ihm griff, kalt und schlüpfrig, die ihn von überallher anbrüllte, mit Wasser überspritzte, mit steinernen Armen ihm drohte. Er stand, an die schroffe Wand geduckt, von der es tropfte und rieselte, und zog sich in sich zusammen, klein vor Angst. Aber dann faßte ihn jener letzte Stolz der Einsamkeit. Er trat vor, hart an den donnernden Sturzbach. Und er schrie. Schrie laut und feierlich in die gewaltig brausende Stille. In diese tragische Stille unbeugsamer Tapferkeit, der er, einen Augenblick lang, brüderlich in sehnsuchtsloser Kraft verwandt war. Doch schon erschrak er vor seiner Stimme, die, von den Felsen zurückgeworfen, von den stürzenden Wassern begraben ward. Er spürte mit einer würgenden Furcht die Erbarmungslosigkeit, die aus den starren Tiefen der Erde fuhr; er ahnte, daß das Brausen des Wassers ungeheure, nie gestillte Sehnsucht, das Emporschlagen der Felsen ein einziger ohnmächtiger Schrei nach Gnade war.

Das Wasser aber mußte hinunter, hinunter, fallend von Klippe zu Klippe, und die Felsen mußten stehen. Immer, immer. Was kann ein menschliches Herz halten? Nichts. Das Grauen der Vergänglichkeit schlug über ihm zusammen.

Hinter der steinernen Maske barg die unerlöste Schönheit der Erde ihr blutendes Antlitz.

Er begann zu laufen, um der unerträglichen Qual zu entrinnen. Keuchend stürmte er den Berg hinan. Nun dehnten sich wieder weithin waldige Höhen, eine edlere, gefaßte Schwermut der Landschaft lächelte, wie unter Tränen.

Die Sonne brach nur als gelber fahriger Fleck aus dem Nebel, undeutlich traten die Berge aus dem Dunst. Die Bäume stiegen frierend und zaghaft in den steilen,

kaltdampfenden Talkessel hinunter, aus dem nur noch ganz fern das Rauschen der Schlucht heraufdrang.

Und er, der sonst die Stirn brüderlich an jeden Baum gelehnt, der jeder Wiese sanft sich hingegeben, wußte heute die Sprache der Landschaft nicht zu sprechen. Er vernahm die Stimmen nicht, die sonst ihn riefen; er sah die guten Gestalten nicht, die sonst seinen Weg begleiteten. Er bat um irgendeine Sanftheit, irgendeinen Trost — einen Sonnenstrahl, ein Stück blauen Himmels, eine späte Blume.

Aber da war nichts als die erschütternde Wehmut des Untergangs, der lautlose Verfall der Vergänglichkeit. Es war vergeblich und eitel, hier lachen oder weinen zu wollen. Und so ging er verschlossen, eilig und rastlos den gefrorenen Weg entlang, hügelauf, hügelab, waldein, waldaus, immerzu, immerzu, gierig nach diesem tödlichen Schweigen.

Viele Gedanken arbeiteten in ihm, aber sie stiegen nur auf und liefen zurück, verwehten, zerplatzten in der Stille, und er mühte sich nicht, einen von ihnen festzuhalten. Nur manchmal, wenn eine Stelle des Weges, noch überfüllt von Erinnerung, ihn anrief, hob er den Kopf, als müsse er die Süßigkeit der Geliebten spüren. Aber es war nur der Geruch zerfallendes Laubes, über das träg und plump der Nebel kroch. Und er ging wieder schneller, sich grauend vor seinen Gedanken, geduckt, in rettungsloser Flucht vor sich selber.

Ein einsamer Hof lehnte am Berge. Aus der halb offenen Tür des Hauses sprang ein junger Hund ihm entgegen, freudig wedelnd. Er warf ihm ein Stück Brot zu, er streichelte ihm das krause Fell. Das Tier sprang an ihm empor in ungebärdiger Zärtlichkeit, der er sich nur mit Mühe erwehren konnte.

Er ging, und der Hund folgte ihm. Er trieb ihn zurück. Vergebens. So ließ er ihn mitlaufen. Die Unbekümmertheit, mit der dieses fremde Wesen, dem Drange seiner Zuneigung folgend, um ihn herumtänzelte, rührte ihn tief. Er empfand mit einemmal ein Gefühl der Wärme, und auftauend aus seiner Erstarrung, knüpfte er an dies so unbedeutende Geschehen eine Kette weitester Gedanken. Die Einsamkeit des toten Landes wurde ihm erdrückender. Endlich senkte sich der Weg in den Wald. Von unten her begann wieder ein Bach zu brausen. Demütig ging der Mann über die schmale Brücke. Und nun blinkte aus dem Tal ein Licht auf; es schwebte in dem verschwimmenden, frühen Abend wie eine Ampel. Er trat in das stille Gasthaus. Jetzt, da er allein war, mit einem verwüsteten Herzen, und da der gewaltige flammende Hintergrund der Berge fehlte, kam ihm alles ärmlich, schmutzig und verwahrlost vor. Er hatte es so ganz anders im Gedächtnis gehabt. In tausend Träumen vergoldet. Und nun fiel es über ihn zusammen wie Schutt und Asche.

Beklommen fragte er nach einer Mahlzeit und einem Zimmer. Mürrisch und unwillig wurde es ihm zugewiesen. Als er auf den Hund deutete, der ihm zugelaufen sei, lachte der Wirt und meinte, den kenne er schon, das sei der Köter vom Oberleitnerhof, der laufe allen Fremden nach, die vorüberkämen.

Der Wanderer schwieg betroffen, und so sehr er sich selbst gegen diese Lächerlichkeit wehrte, es brach eine Welt von Glauben und Vertrauen in ihm zusammen. Und als er nun aß, war es nur noch ein verachtendes Mitleid, mit dem er dem Tier seine Brocken zuwarf. Dann aber, als der Hund sich zärtlich an ihn schmiegte, übermannte ihn eine jähe Traurigkeit, so daß er aufweinend seine Augen in das weiche, warme Fell vergrub, noch dankbar für dies bißchen Liebe.

Er ging in das Zimmer hinauf. Im Ofen knisterte ein Feuer. Alles war noch ... wie ... damals. Dieses „Damals“ würgte ihm im Halse. Da war der Tisch, die alten Stühle, der schlechte Öldruck an der Wand, die niedrige Decke, von der der Kalk blätterte.

Und dort das Bett. Wie viele hatten seitdem darin geschlafen ... Fremde! Ah, es starrte ihn an, es verscheuchte ihn, es quoll wie Ekel aus der Ecke. Er hob die Hände, er spürte ein Weinen. Aber er erschlug es mit einem bösen, harten Gelächter.

Er ließ sich Wein kommen und trank. Schweigend, sich selbst belauschend, verhalten und höhnisch, wie da die leisen, schluchzenden Stimmen der Liebe in süßer Leidenschaftlichkeit heraufquollen, und wie er sie hinunterwarf in die grausame blutende Stille.

Er hob sein Glas. „Ich trinke dir zu, ewig Geliebte!“ rief er laut. Das Gelächter seines härteren Selbst spottete ihn aus. Wie albern, wie rührselig!

Und dann, als das Bildnis dunkel und lockend aufstieg, in der Qual letzter Enttäuschung, im schwelenden Feuer vielfacher und vergeblicher Erniedrigung, schrie er abwehrend: „Nicht dir, nicht dir!“

Blumenwiesen wallten die Berge herab. Ein nackter Leib leuchtete. Sonne brach auf. „Ja, ja“, schluchzte er.

Und wenn es tausendmal nur Gnade war und Spiel des Blutes! Du, es ist ein seliger Klang geblieben, ein überirdischer Glaube, eine Höhe des Gefühls, die mir gehört, ewig, ewig. Du entreißest sie mir nicht mehr, nie mehr!“

Aber dies stolze „Nie mehr“ zerbrach, wandelte sich zu seiner letzten, verzweifelten Bitte: „Nie mehr? Du? Nie mehr?“

Er schwieg, brütete vor sich hin. Schon rauschte der Wein durch sein Blut. Eine Musik brach herauf, groß und tröstend, und er saß nur und lauschte.

Er stand auf und trat an das Bett. Er kniete nieder in einer letzten, süßen Demütigung. Und flüsterte viele verworrene Worte.

Jetzt, als ob sie ihn riefe, hatte er sie beschworen. Ja, sie kam wieder, die weiße, klingende Nacht. Er löschte das Licht, er riß sich die Kleider ab. Dort, im Dunkeln wartete sie. Flammen stießen empor. Ein blaues Licht glühte sanft und heilig auf. „Ich komme, du! Ich komme!“

Im Fieber, im Rausche warf er sich in das Bett. Es war feucht und kalt, es griff nach ihm. Das war der Tod! Er lag, vor Kälte zitternd, in sich verrollt. Seine Zähne klapperten. Aber da schlug schon der trunkene Schlaf über ihm zusammen. Rote Tiefen sanken. Immer ferner. Dort unten lockte die Frau. Gütig, hingebend, mit sanften, klagenden Augen. Immer tiefer. Nun brannte nur noch, in einer jähen Lohe, ihr Schoß auf. Dann verlosch alles ... brausend, brausend ... Dunkel.

Er wachte auf, nüchtern und hart. Es hatte geschneit. Der Tag war klar und sonnig. Doch schien es, als sollte es nicht lange so bleiben. Die Berge im Schnee waren größer, strahlender als sonst. So still alles, so leicht. Die Tannen standen weiß und flockig.

Er ging. Der Hund folgte ihm. Es waren noch keine Spuren im Weg, nur ein paar Wildfährten überquer. Als er auf die Höhe kam, trieb es ihn, sich noch einmal umzusehen. Aber er tat es nicht.

Ein Klumpen von Schmerz lag in ihm, stieg manchmal bis zum Halse auf. Manchmal war ihm, als müsse er ganz plötzlich, mitten im eiligen Dahinschreiten, sich auf den Boden werfen und heulen. Laut heulen. Dann raste er mit verdoppelter Schnelligkeit dahin. Er ging in ein kaltes, übermenschliches Schweigen hinaus. Ganz allein. Scham brannte in ihm auf, der Weg war Schande. Ein lächerlich schwächliches Ringen mit dem Leben. Es war alles vorbei. Er lief, daß er dampfte. Der Schnee stäubte nur so weg. Er hätte fliegen mögen. Es war alles so weit, vorbei. Er trat hart und klirrend über gefrorenen Boden. Es sind Gräber darunter, schauerte ihn.

Der Hof stand wieder da. Der Hund verließ ihn. Er beachtete es kaum. Er rannte, es war eine rasende Flucht. Jetzt meinte er, die Frau stünde da mit dem kühlen, spöttischen Lächeln jenes letzten Abschieds. „Armer Kerl,“ sagte sie, „du hast mich so geliebt. Vergiß mich. Es ist nicht der Mühe wert.“ Warum ihr verfallen, warum ihr? Ein trauriger Narr bin ich! Er kämpfte mit der bösen

Zauberin, die ihm den grausamen Trunk der Verführung reichen wollte. Noch einmal, ein Narr, ein Narr!

Die Sonne war wieder erblindet. Er hätte die Wolken mit der Faust zerhauen mögen. Die Schlucht brauste herauf. Es trieb ihn hinunter, mit weher Gewalt. Er lief durch, er sang mit dröhnender Stimme, die von den Felsen prallte.

Er sah auf die Uhr. Überlegte, daß er den Mittagszug noch erreichen könnte. Auf dem breiten Weg sauste er nur so. Leute, die vorbeikamen, sahen ihm kopfschüttelnd nach. „Es ist ein Narr“, sagten sie. Ein Narr. Das Wort gellte ihm in den Ohren. Er keuchte dahin. Er sah die Berge nicht mehr, wollte nichts mehr sehen. Am Bahnhof löste er, in letzter Minute anstürmend, eine Fahrkarte. „Erster Klasse!“ schrie er den erstaunten Beamten an. Ganz allein sein, dachte er. Ganz allein. Er warf sich in die Polster zurück, der Zug fuhr schon. Er schaute hinaus, ganz starr, sah viele Bilder und Gestalten mit gläsernen Augen. Es brauste hohl unter ihm fort. Nur still — nur still! flehte er zu seinem eigenen Herzen.

Er zündete sich eine Zigarre an, zog ein Buch aus der Tasche ... und las ... mit einer krampfhaften Aufmerksamkeit.

Die Oberin. / Skizze von Grete Massé.

Die Schwestern sehen ihr nach, wenn sie durch den Flur des Krankenhauses und die Treppe hinabgeht, wieder über den Flur und in das letzte Zimmer, in dem der tobsüchtige Rittmeister Radeit liegt, vor dem sie sich alle fürchten, und dessen Pflege sie gern verweigert hätten, wenn ihre Dienstregeln ihnen die Verweigerung einer Pflicht erlaubt hätten. Sie denken alle dasselbe, wenn sie der großen Frau mit dem glatten, ährenblonden Haar und den kräftigen weißen Händen nachsehen.

„Die Oberin schreitet immer noch mit so starkem Schritt aus, als durchmesse sie mit ihnen wie einst die Güter, die ihre Besitztümer waren. Die Oberin paßt noch heute, wo sie eine alternde Frau ist, besser ins Feld, in Wind und Sonne als in diese enge, graue Anstalt, in der trotz Luft und Seife und Wasser der Geruch von Äther, Chloroform und anderen Arzneimitteln nicht zu tilgen ist.“ Die Schwestern denken ferner, daß es jetzt länger als ein Vierteljahr her ist, seit der gräßliche, tobsüchtige Radeit, dem man sein Ende schon vor Monaten prophezeite, in ihre Anstalt gebracht wurde, und sie wissen sich wohl zu erinnern, daß die Oberin ehemals, wenn sie bei ihren täglichen Krankenvisiten gezwungen war, in das Zimmer Radeits zu treten, erst draußen stehen blieb und einen inneren Widerstand in sich niederzuringen schien.

Jetzt aber hat sie sich in der Gewalt und geht so ruhig in dieses Zimmer wie in jedes andere. Ja — ihr, der Oberin, hat es der Rittmeister nur zu danken, daß er noch hier liegen darf, und daß man ihn nicht in eine Irrenanstalt gebracht. Er wäre längst fort, hätte die Oberin sich nicht für ihn verwendet und nicht in mancher Nacht, wenn der Säuferwahnsinn ihn schüttelte, selbst an seinem Bette gewacht, allein — oder in Gemeinschaft mit der alten Schwester Agathe, die hier Dienste getan, seit die Anstalt besteht. Merkwürdigerweise scheint die Oberin, die sonst auf jeden Kranken einen so beruhigenden und tröstenden Einfluß hat, in ganz anderer Weise auf den Rittmeister zu wirken. Er empfängt sie verächtlich und hat auf ihr sanftes, freundliches Wort nur Antworten voll Hohn und Spott. Man merkt, es reizt ihn geradezu, sie zu kränken und zu verletzen, und sein vom Trunke verwüstetes Gesicht strahlt nie zufriedener, als wenn er die stille Frau bis in die Seele gedemütigt und verletzt. Aber die Oberin duldet bei diesem Menschen, was sie bei keinem anderen geduldet. Je gemeiner er wird, um so ruhiger wird sie, und die Schwestern sagen sich schaudernd, daß zwischen diesem Mann und ihrer Oberin ein Geheimnis sein müsse, von dem sie nichts wissen.

In einer Nacht, während draußen der Frühlingsregen an die Fensterscheiben klopft, weckt die alte Schwester Agathe, die die Nachtwache hat, die Oberin. Sie hat den Befehl, sie zu wecken, wenn der Rittmeister Radeit mit dem Tode ringt.

Die beiden dunklen Frauengestalten gleiten durch die langen Korridore und über die Treppen. Als Schwester Agathe die Tür zum Zimmer des Rittmeisters öffnet, schließt die Oberin die Augen, die von dem plötzlich auf sie eindringenden Licht schmerzen.

Der Rittmeister richtet sich im Bette auf, als er die Oberin erkennt. Wut verzerrt und entstellt sein Gesicht, daß es nicht mehr einem Menschenantlitz, sondern einer Tierfratze gleicht.

„Dir — dir will ich es heimzahlen, daß du mich beherrschen und maßregeln wolltest“, schreit er. „Wenn mir das Saufen Vergnügen machte, was ging es dich an? Wenn ich das Gut vertrank, war es das deine? Mein war es — mein Besitz allein! Zum Vater gehört der Sohn! Was fiel dir ein, unsern Jungen wegzuschicken und zu verstecken vor mir?“ Und der Sterbende greift im rasenden Haß nach der Flasche auf seinem Nachttisch und wirft sie der Oberin an den Kopf.

Schwester Agathe erzittert. Sie will die Oberin hinauszerren aus dem Zimmer, in dem der Unhold stirbt. Aber die Oberin setzt sich auf den Stuhl neben dem Kranken, senkt demütig den Kopf und sagt leise:

„Ich habe wirklich Schuld auf mich geladen, Hendrik, dir das Kind zu nehmen, es dir durch hundert Advokatenkniffe zu entziehen. Der Junge hatte so viel Macht und Kraft in seinen schönen Augen. Vielleicht hätte er doch die Macht und Kraft gehabt, dich zurückzureißen von dem Abgrund, von dem ich dich nicht zurückzwingen konnte. Und als der Junge vom Pferde fiel und starb, da hattest du ihn sieben Jahre nicht gesehen, während ich mich sieben Jahre an seiner Schönheit und seinem Erblühen erfreuen konnte. Die Schuld zu büßen an ihm und an dir, zog ich das Schwesternkleid an. Ich glaubte gebüßt zu haben, aber nun, da ich dich hier so liegen sehe, Haß gegen mich noch in deiner Sterbestunde, fühle ich die Schuld als eine Bürde, die mich zu Boden drückt.“ Und die Oberin schlägt die Hände vor das Gesicht, und zwischen den Fingern quellen ihre Tränen hervor.

Als der Rittmeister die Frau weinen sieht, entspannt sich sein Gesicht. Es wird nachdenklich, es wird fast weich von den guten Gedanken, die auftauchen hinter seiner Stirn.

„Siehst du, Gabriele, jetzt, wo du weinst, tust du mir leid, und ich kann warm für dich empfinden. Du standest immer so hoch, so stolz und prahlend vor mir, und das machte mich nur noch böser und wilder. Immerhin warst du von uns der bessere und wertvollere Mensch. Du warst eine ideale Mutter und wärest auch eine ideale Frau geworden, wenn nicht dein Mann der betrunkene Rittmeister Radeit gewesen wäre ....“

„Klage dich nicht an, Hendrik!“ sagt die Oberin. „Laß uns beten, Hendrik, daß uns verziehen werde.“ Sie faltet ihre weißen, schönen Hände über den zuckenden Händen des Sterbenden und betet mit ihm, bis er seine Seele verhaucht. — —

Die Oberin und die Schwestern geleiten den Rittmeister zu Grabe, als wäre er ein Toter, den man sehr geliebt. Ehrfurcht und Schweigen umstehen die Gruft, in die man den Sarg hinabsenkt. Schwester Agathe hat den Kameradinnen auf Wunsch der Oberin mitgeteilt, daß der Rittmeister ihr Gatte gewesen, und die Schwestern lohnen das Vertrauen und das Geständnis damit, daß sie den Mann, der höhnisch ihren Abscheu herausgefordert, mit Ehren und Trauern geleiten zu der Stätte ewigen Schlafes.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Expedition von Hamilton Rice zu den Orinokoquellen ist die größte wissenschaftliche Forschungsunternehmung, die seit dem Ende des Weltkrieges nach Südamerika gegangen ist. Ihr Führer stammt aus Boston in den Vereinigten Staaten, könnte aber ebensogut als Engländer bezeichnet werden, da er auch in London eine ständige Wohnung besitzt und engste Fühlung mit den wissenschaftlichen Kreisen Englands hält. Er hat das Ziel der gegenwärtigen Expedition schon auf verschiedenen früheren Reisen vergeblich zu erreichen gesucht, hält aber mit echt amerikanischer Zähigkeit daran fest. Die Schwierigkeiten des Reisegebietes sind dreifacher Art: Gefährliches Klima, gänzlicher Mangel an gebahnten Wegen — man muß bis unmittelbar an den Fuß der Gebirge den Flüssen folgen, die aber in ihren Oberläufen nicht mehr befahrbar sind, und sich im Gebirge selbst Pfade durch den Urwald bahnen — und mit Giftpfeilen bewaffnete Indianer, die jedem Fremden feindlich gegenübertreten. Auch bietet das Land dem mit seiner Natur nicht eng Vertrauten kaum etwas Eßbares dar, so daß die ganzen Lebensmittelvorräte mitgeführt werden müssen. Doch ist Rices neue Expedition so gut ausgerüstet, daß sie vielleicht größere Aussichten hat als die früheren, obgleich sie von Anfang an nicht eben vom Glück begünstigt war. Die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände, die sie mitführt, sind zwei Wasserflugzeuge, zwei Motorboote und eine starke Station für drahtlose Telegraphie. Die Wasserflugzeuge haben sehr wertvolle Dienste zur genauen kartographischen Aufnahme des Mündungsgebietes des Rio Branco in den Amazonenstrom mit seinem verwickelten Kanal- und Inselgewirr geleistet, ferner zur Aufnahme des Laufes des Rio Branco selbst und seiner beiden Quellflüsse, des kleineren Tacutu und des weit größeren und längeren Uraricoera, dem die Expedition bis zu seiner Quelle auf dem Ostabhang des Parimegebirges auf der Grenze zwischen Brasilien und Venezuela folgen will. Am Westabhang des gleichen Gebirges entspringt der Orinoko. Als Niedrigwasser eintrat, wurden die Wasserflugzeuge in dem schnellenreichen Oberlauf des Rio Branco ebenso unbenutzbar wie die Motorboote. Der bisherige äußere Verlauf der Expedition wird durch folgende Daten bezeichnet: Ankunft in Manaos, dem wirtschaftlichen Mittelpunkt des Amazonenbeckens, am 23. Juli 1924, Abreise von dort nach einem durch eine gerade ausbrechende Revolution verursachten Aufenthalt erst am 20. August; an der Einmündung des Rio Branco in den Amazonas verweilte man vom 25. bis zum 27. August und traf in Vista Alegre am Mittellaufe des Rio Branco am 3. September ein. Dort nun wuchs sich das Schicksal der Expedition zu einer Tragik aus, die besonders uns Deutsche sehr nahe angeht. An der Expedition nahmen das Ehepaar Dr. Rich. Strong von der Harvard-Medizinschule nebst zwei Assistenten teil, zum Zwecke des Studiums der Tropenkrankheiten. Alle diese ärztlichen Expeditionsteilnehmer mußten, wohl weil sie das Klima nicht vertrugen, gleich nach der Ankunft in Vista Alegre umkehren. Der Expeditionsleiter brachte sie selbst nach Manaos zurück, erkrankte daselbst oder schon auf der Fahrt dorthin und konnte erst am 12. Oktober wieder stromaufwärts aufbrechen; am 20. Oktober kam er wieder in Vista Alegre an. Inzwischen war dort der deutsche Teilnehmer an der Expedition, der durch mehrere äußerst erfolgreiche Forschungsreisen in dem gleichen Gebiet berühmt gewordene Stuttgarter Völkerkundler Professor Dr. Theodor Koch-Grünberg, am 8. Oktober der Malaria erlegen! Man geht wohl nicht zu weit, wenn man in der Entblößung der Expedition von jeder ärztlichen Hilfe gerade während einer gesundheitlich offenbar besonders kritischen Jahreszeit und in dem durch die Abwesenheit des Expeditionsleiters verursachten Aufenthalt in dem Fiebernest Vista Alegre den Hauptgrund für den Tod des als Reisenden wie als Gelehrten gleich bewährten Forschers sieht. Sein Hinscheiden bedeutet einen ebenso schweren Verlust für die deutsche Wissenschaft wie für die Expedition, die sich in ihm ihres landeskundigen Führers und wichtigsten Mitgliedes beraubt sieht, und deren wissenschaftliche Ergebnisse nach dem Ausfalle des Ethnographen nun sehr viel geringer bleiben werden, als sie es sonst geworden wären. Während der Abwesenheit des Dr. Rice war der Lauf des Rio Branco bis Vista Alegre hinauf von den Flugzeugen aus photogrammetisch aufgenommen und zahlreiche Punkte astronomisch festgelegt worden. Die feintopographischen Ergebnisse der Expedition werden daher keinesfalls gering sein, zumal diese Flußaufnahmen später noch viel weiter aufwärts ausgedehnt worden sind. Um die Jahreswende 1924/25 verlegte Rice sein Standlager nach dem unteren (östlichen) Ende der großen Insel Maraca, die von zwei Armen des unteren Rio Uraricoera, des westlichen Quellflusses des Rio Branco, umflossen wird. Von hier an gestaltete sich das weitere Vordringen in dem von vielen Schnellen und Fällen unterbrochenen Flusse sehr mühsam; am 19. Januar war das Westende der Insel noch nicht erreicht. Gegen Mitte Januar gelangte die drahtlose Station der Expedition, die in Boa Vista am Oberlauf des Rio Branco seit Mitte September 1924 errichtet worden war und zunächst nur über Manaos mit der Außenwelt verkehrt hatte, in direkte Verbindung mit England, und zwar mit der Privatstation des Herrn Marcuse in Caterham bei London, sowie mit Neuyork und Neuseeland. Ob sie noch viele Erfolge von Rice zu melden haben wird, bleibt sehr zweifelhaft, falls es sich bewahrheitet, daß die Zentralregierung von Brasilien ihm schließlich das weitere Vordringen gegen die Grenze Venezuelas hin verboten hat. Es müßte denn der Zweigexpedition, die der Hauptexpedition auf dem Orinoko selbst entgegenkommen sollte, gelingen, über die Wasserscheide hinüber zum Amazonassystem vorzudringen.

M. W. G.

Der beginnende Siegeszug der Motorschiffahrt auf den Weltmeeren. Aus den neuesten statistischen Mitteilungen über die Auftragsbestände der deutschen Werften geht eine von der großen Öffentlichkeit bisher viel zu wenig beachtete Tatsache mit überzeugender Deutlichkeit hervor: daß wir vor einem beispiellosen Siegeszuge der Motorschiffahrt über die Weltmeere stehen. Lange Jahre diente der Motor überwiegend nur der Klein- und Lokalschiffahrt, in Gestalt der allbekannten Motorboote. Erst 1912 vollführten die ersten Hochseeschiffe mit Motorbetrieb Überseereisen. Als der Krieg ausbrach, betrug die gesamte hochseetüchtige Motorschiff-Tonnage der Welt erst 220000 Brutto-Registertonnen, d. h. noch nicht $^1/_2$ Prozent der Welthandelstonnage. In der Nachkriegszeit hatten sich die Verhältnisse bis jetzt noch nicht gar zu bemerkenswert gewandelt. Wenn auch die Kohle in rasch steigendem Umfang vom Öl abgelöst wurde, so war doch bislang die Ölheizung daran ungleich stärker beteiligt als der Ölmotor (Dieselmotor). Mitte 1924 waren nahezu 27 Prozent der Weltschiffahrt auf Ölfeuerung, dagegen nur wenig über 3 Prozent der Gesamt-Tonnage auf Motorenantrieb eingestellt. In naher Zukunft dürften wir aber auf diesem Gebiet eine weitgehende Wandlung erleben, von der gerade die großen Hochseefahrzeuge zumeist betroffen werden. Ist schon die Ölfeuerung der Kohlenheizung wirtschaftlich ganz bedeutend überlegen, so erweist sich der Antrieb mit großen, mehrtausendpferdigen Dieselmotoren noch ungleich vorteilhafter. Wie sehr wir vor einer Revolutionierung der Betriebsmittel der Seeschiffahrt stehen, zeigt die statistische Feststellung, daß am 31. Dezember 1924 auf deutschen Werften volle 274071 T Motorschiffe gegenüber nur 78539 T Dampfern auf Stapel lagen. Wenn man die Größe der jeweiligen Schiffsarten vergleicht, ergibt sich sogar das noch viel überraschendere Resultat, daß gerade die großen Ozeanfahrer immer mehr auf den Motorenantrieb eingestellt werden, während der Dampfbetrieb vornehmlich für kleinere, zumeist also wohl in der Küstenschiffahrt tätige Fahrzeuge vorgesehen bleibt. Trotz jenes gewaltigen Unterschiedes, der die Motorschiffe auf unseren Werften den Dampfern um mehr als das Dreifache überlegen sein läßt (77,2 gegen 22,3 Prozent; dazu noch 0,1 Prozent Segler), ist nämlich die Zahl der auf Stapel liegenden Motorschiffe kaum größer als die der Dampfer: 47 gegen 40 (dazu 2 Segler). Hieraus ergibt sich das höchst merkwürdige Resultat, daß die Durchschnittsgröße der zur Zeit

in Deutschland gebauten Motorschiffe 5830 T beträgt, die der Dampfer dagegen nur 1965 T. Auf den englischen Werften macht man ganz ähnliche Erfahrungen, denn am 31. Dezember war die Durchschnittsgröße der in Großbritannien auf Stapel liegenden Dampfer 4244 T, die der Motorschiffe aber 6403 T. Der Tonnage nach stellten die Motorschiffe in England freilich nur 24,7 Prozent der gesamten Baubestände dar (320137 von 1296971 T). Zur Zeit gibt es auf der Erde 178 Motorschiffe von über 4000 T, 21 von über 8000 T Größe. Diese Zahlen dürften aber in den nächsten Jahren einen entscheidenden Aufschwung nehmen, und die deutschen Werften werden daran den hervorragendsten Anteil haben. Auf allen Werften der Welt stellten die Motorschiffe noch Mitte 1922 nur $9^1/_2$ Prozent, 1923 schon $16^1/_4$ und Ende 1924 über 40 Prozent der Baubestände dar. Man hat also unzweifelhaft ein Recht, von einem beginnenden Siegeszug des Motorschiffes in der Weltschiffahrt zu sprechen. Die für den 30. Juni 1924 geltende Zahl von 1950 hochseetüchtigen Motorfahrzeugen der Welt mit 1975798 Brutto-Registertonnen dürfte in den nächsten Jahren rapide in die Höhe schnellen. Dr. R. Hennig.

Die Unendlichkeit des Weltalls steht wieder einmal im Vordergrunde des wissenschaftlichen Wettstreits. Im allgemeinen sind die Sternforscher jetzt geneigt, die Sternenwelt für endlich, d. h. räumlich begrenzt anzusehen. Insbesondere die beiden Gelehrten Prof. Archib. Henderson von der Nord-Carolina-Universität in Nordamerika und Prof. J. K. Jeans von der Sternwarte in Greenwich haben neuerlich Ergebnisse hierauf bezüglicher Forschungen veröffentlicht. Henderson findet, daß die Erstreckung des Sternenalls im Durchmesser zehnbillionenmal so groß sei wie die Entfernung der Erde von der Sonne. Da diese rund $149^1/_2$ Millionen Kilometer beträgt, ergibt sich daraus ein Weltalldurchmesser von 1490 Trillionen Kilometer. Nun hat Prof. A. Einstein auf Grund seiner Relativitätslehre ebenfalls die Endlichkeit der Welt behauptet, weil sich ja nach seiner Auffassung auch der Raum selber krümmen muß und die geometrischen Verhältnisse des Raumes von den in ihm enthaltenen Massen abhängen. Einstein kam auf Grund seiner Berechnungsweise zu dem Schluß, daß der Durchmesser des Alls 100 Millionen Lichtjahre beträgt. Da nun das Licht in einer Sekunde 300000 Kilometer, im Jahre ($=31^1/_2$ Millionen Sekunden) rund $9^1/_2$ Billionen Kilometer zurücklegt, so bedeuten 100 Millionen Lichtjahre 950 Trillionen Kilometer, also $^2/_3$ der Zahl, auf die Prof. Henderson kam. Auf diese „Übereinstimmung“ tun sich die Anhänger der Einsteinschen Lehren viel zugute. Nach Jeans beträgt die Anzahl der in diesem All eingeschlossenen Fixsterne von durchschnittlicher Größe unserer Sonne etwa $1^1/_2$ Milliarden. Wir dürfen aber nicht glauben, daß wir alle diese Sterne mit unseren besten Fernrohren sehen können. Nur 100 Millionen Sterne sind sicher erfaßbar. Die entferntesten Einzelfixsterne werden auf wenige tausend Lichtjahre Abstand geschätzt. Nur von den Sternhaufen erhielt Shapley größere Zahlen. So soll der kugelförmige Sternhaufen NGC 7006 zweimalhunderttausend Lichtjahre von uns abstehen, der Haufen NGC 6822 aber eine Million Lichtjahre. Da Shapley diesen für die entfernteste bisher erreichte Sternwolke hält, würde hervorgehen, daß unsere Mittel kaum $^1/_{50}$ des Alldurchmessers erfassen. Max Valier.

Die Entstehung der mitteldeutschen Braunkohlen- und Kaolinvorkommen. Deutschland ist das braunkohlenreichste Land Europas, und wiederum liegt ein großer Teil der deutschen Braunkohlen in Mitteldeutschland. Prof. Lang in Halle hat sich mit der Entstehung der mitteldeutschen Braunkohlen und des in engem Zusammenhang stehenden Kaolins beschäftigt und gefunden, daß die Braunkohlen der Provinz Sachsen als tropische Bildungen anzusehen sind. Die Braunkohlen von Eisleben sind unter anderen klimatischen Bedingungen entstanden. Die Niederlausitzer Braunkohlen sind subtropische Bildungen. An Buchenblättern haben sich sogar Frostspuren erhalten. Die tertiären Waldmoore, auf denen die Braunkohlen entstanden sind, waren Flachmoore, die auch heute noch in den Südtropen vorkommen (Cypress swamps Nordamerikas). Ursächlich mit der Braunkohlenbildung hängt die Kaolinentstehung zusammen. Beide wichtigen Bodenschätze, Braunkohlen und Kaolin, beruhen auf alten Bodenbildungen, die auch heute noch in den Tropen vor sich gehen, sind also Erzeugnisse eines **warmen** und feuchten Klimas in Sumpf-Flachmooren, die wiederum beweisen, daß auch unsere mitteldeutschen Braunkohlen und Kaoline in gleichen Klimaten entstanden sind wie die Humus- und Bleicherdebildungen in den Tropen. Rudolf Hundt.

Literatur und Kunst.

Wie entsteht Kunstgeschichte? Wir pflegen heute das Mittelalter als das uns zunächst liegende Beispiel derjenigen Kulturen zu feiern, in denen ein alles einzelne überschattender Gesamtgeist das künstlerische Schaffen der Menschen zu einer fast unpersönlichen Tätigkeit aller gemacht hat. Man verweist auf das große, alle produktiven Kräfte aufsaugende Werk der gotischen Kathedrale, auf die Anonymität der Architekten und bildenden Künstler, auf die von der Kirche vorgeschriebenen und überlieferten Sachinhalte — und sieht in dem allen einen unbestreitbaren Vorzug gegenüber der individualistischen Zersplitterung jeder späteren, vor allem unserer eigenen Zeit. Sicherlich haben wir angesichts der großartigen kulturellen Geschlossenheit des Mittelalters allen Grund zur Selbstkritik. Auf der anderen Seite aber sollten wir auch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und dem persönlichen Prinzip in der Kunst darum ganz allgemein den Krieg erklären, weil es zur Originalitätssucht führen und somit mißbraucht werden kann. Es ist doch nicht zu leugnen, daß, wie alle Geschichte, so auch die Kunstgeschichte nur durch einen Akt der Loslösung individueller Kräfte aus der indifferenzierten Masse des allgemeinen Bewußtseins zustande kommen kann. Gesetzt den Fall, das gewohnheitsmäßige Handeln, Denken und Fühlen der Menschen bliebe stets unangefochten, und niemandem fiele es ein, es selbstherrlich von sich aus neu bestimmen zu wollen, so käme es auch nie zu einem geschichtlichen Geschehen. Erst mit der Gegenüberstellung von Selbstbewußtsein und Massenbewußtsein wird Geschichte möglich. Mit anderen Worten: alles, was wir für überlieferungswürdig halten, ist nichts anderes als die zu einer freien Tat verdichtete Rebellion des starken Einzelnen gegen die Kollektivanschauung seiner Zeit. Wenn man will: ein Sündenfall, insofern nämlich, als der selbständige Täter dem Gesamtgeist widerspricht oder doch zu widersprechen scheint. Denn sieht man genauer zu, betrachtet man vor allem das historische Geschehen aus einer größeren zeitlichen Ferne, so ist das Verhältnis doch ein anderes. Nehmen wir ein Beispiel. Im Jahre 1642 schuf Rembrandt das unter dem Namen der „Nachtwache“ bekannte Gemälde der Kloveniersdoelen. Was war gefordert? Eins der in Holland üblichen Schützenstücke, bei dem jedes der dargestellten Vereinsmitglieder für seine werte Person nicht nur volle Bildnisähnlichkeit, sondern auch einen guten Platz im Bilde beanspruchen konnte. Das war für die Auftraggeber das allein Wichtige. Die künstlerischen Belange standen durchaus nicht im Vordergrund. Was tat Rembrandt? Er kehrte das Verhältnis um, d. h. er malte ein Bild, dem alle gewünschten Qualitäten fehlten, und das alle nicht gewünschten besaß — ein Bild, in dem Licht und Schatten in einem magischen Kampf liegen und die Bildnisfiguren eigentlich nur noch Vorwand für die Darstellung einer malerischen Vision sind. Jeder kennt es und wird nachsichtig genug sein, die Empörung, die es bei den Bestellern erregte, begreiflich zu finden. Mit Recht werten wir heute die „Nachtwache“ als eine jener kunstgeschichtlichen Großtaten, die der Physiognomie eines Landes das charakteristische Gepräge geben. Ohne die „Nachtwache“ kein Rembrandt, und ohne Rembrandt keine holländische Malerei. Denn mit ihr hat Rembrandt nicht nur sich selber gefunden, nicht nur alles Schwache und Nachgiebige, d. h. das Kollektivempfinden in sich überwunden, sondern auch die wahre, die eigentliche Seele Hollands entdeckt. Das ist nämlich das merkwürdige, alles Re-

bellische der geschichtlichen Tat mit einem wundersam versöhnlichen Schimmer umkleidende Moment des „Sündenfalls“: was alle dunkel ahnen, was der Gesamtgeist unbewußt in sich trägt, aus Mangel an Einsicht aber, aus Trägheit und Selbstzufriedenheit aus sich herauszustellen nicht fähig ist — das leistet in den entscheidenden Momenten des historischen Werdens die große Persönlichkeit. Nicht der Zufall wirft sie empor. Sie ist nichts anderes als der im einzelnen oder doch in nur wenigen Menschen sichtbar werdende, zur Besinnung seiner selbst gelangte nationale Genius, im Gegensatz zum „Milieu“, in dem sich das Nationale nur oberflächlich objektiviert. Er nimmt das Kreuz auf sich, zu sagen, was keiner zu sagen wagt, obwohl es doch gerade das ist, dem sich alle — nur ohne ein Bewußtsein, geschweige denn eine klare Vorstellung davon zu haben — innerlichst verbunden fühlen. Wir sehen an diesem einen Beispiel, das sich beliebig vermehren ließe: Indem einer den verborgenen Inhalt seines eigenen Lebens und seiner Zeit aus der dunklen Schicht der Gefühle und Ahnungen entschlossen heraushebt in eine Sphäre freier und wesenhafter Gestaltung, vollzieht er zwar einen Abfall von dem bisher Geltenden und Althergebrachten; nicht aber verneint er damit das eigentliche Wollen und Sehnen der Zeit. Im Gegenteil, er allein erkennt es. Der Widerspruch ist also nur äußerlich; er bezieht sich auf die Schale, nicht auf den Kern. Im tiefsten Grunde ist sein Beginnen ganz positiv. Ihm entspringt die schöpferische Tat, die zuerst verlacht, verhöhnt und verlästert, schließlich doch Epoche macht und dem kunsthistorischen Prozeß die Richtung weist. Ernst v. Niebelschütz, Magdeburg.

Neue Frauenromane. Ich weiß nicht, ob es Zufall ist oder tatsächlich dem wirklichen Verhältnis entspricht, daß von dreißig neuen Werken der Erzählungsliteratur, die mir kürzlich zugingen, die volle Hälfte aus der Feder schriftstellernder Frauen herrührt. Aber wie dem auch sei, erfreulich ist es jedenfalls, daß von allen diesen nicht ein einziges als wertlos und seicht abgetan werden kann, sondern im Gegenteil mehrere davon als ganz hervorragend und bedeutend bezeichnet werden dürfen. So namentlich der im Verlag von H. Haessel in Leipzig erschienene Roman „Die goldene Peitsche“ von Grete v. Urbanitzky, ein Gegenwartsroman aus Literaten- und Künstlerkreisen, mit dem heißen Herzblut einer klugen, verstehenden, scharf den-

kenden und kritisch urteilenden Frau in flottem und doch gewähltem, fesselndem Stil geschrieben; einer Frau, die das Leben kennt und versteht und nun schildert, wie dieses Leben, einer goldenen Peitsche gleich, die Menschen durch Arbeit, Liebe, Lust, Kunst und das Getriebe des Alltags hetzt, sie beglückt, erregt, an Leib und Seele bedrückt, zermürbt und zermalmt, bis sie, wie hier ein junges Paar, heimfinden zur Natur, zur Einsamkeit und zu Gott. — Und nicht minder der Roman „Die Tau-Streicherin“ (in der Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller) von Margarete Windthorst, der ein Stück westfälischen Bauerntums bietet und zugleich ein tief ins Innere gehendes Stück Leben eines vereinsamten und doch mit allen Fasern seines Herzens an dem angestammten Hof hangenden jungen Bauern, eines Sonderlings bis an sein Lebensende; eine Erzählung so schlicht und kraftvoll dabei, voll von Heimlichkeiten und Träumereien, starkem, heißblütigem Leben und seltsamem Aberglauben, voll von Glücksgefühl und bedrückendem Leid, voll von Schuld und Sühne, bei deren Schilderung man oft wohl an Immermanns „Oberhof“ erinnert wird. — Sodann „Renate im Irrgarten“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) von Clara Ratzka, eine tiefschürfende Seelenschilderung, in edler Sprache geschrieben, mit tiefem und zartem Verständnis der Frauenseele und weiblichen Empfindens für ein nach unbestimmtem Eigenen, Bedeutenden und wahrer Liebe hungerndes edles Wesen, das mitleidslos nach ihm Fremdem gedrängt wird, von dem es Ersehntes erhofft hatte, aber enttäuscht wird, dann von neuer Hoffnung auf endliches, wahres Glück erfüllt ist, die der Tod des Geliebten vernichtet, sie stählend zur freien Entfaltung des starken, reinen Menschseins in ihr, für das allein sie nun leben und sterben wird. — In frischem Unterhaltungston führt Emma Vely in ihrem Künstlerroman „Morgen ist auch ein Tag“ (Alster-Verlag, Hamburg) den Leser in die buntgemischten Gesellschaftskreise Roms, Berlins, Monte Carlos und Nizzas und erzählt von der unglücklichen Ehe eines kunstbegeisterten Archäologen und einer begnadeten Bildhauerin, die ernst und streng das Leben und ihre Kunst meistert, während er durch eitlen Genuß immer haltloser wird und daran zugrunde geht. — Eine außerordentlich spannende Erzählung aus dem Sowjetrußland der Gegenwart mit dem Gegeneinanderarbeiten zweier Mächte,

der vom Blutrausch erfüllten der Tscheka und der heimlichen, ständig von jener umlauerten der Anhänger der Vergangenheit, ist Gertrud von Brockdorffs Liebesgeschichte „Blutrausch“ (Verlag von Ernst Keils Nachfolger, August Scherl, Leipzig), in der mit diesem politischen Treiben das heiße, aber vergebliche Liebeswerben eines ehemals leibeigenen, jetzt im Dienste der Tscheka stehenden Bauern um die Gunst der Fürstentochter, in deren Dienst er einst stand, eng verwoben ist. — In mehr fraulichem Ton gehalten ist der Roman „Reifende Saaten“ (Verlag Johann Schwarck, Wilster in Holstein) von Toni Harten-Hoencke, der mit Ernst und leichtem Humor von junger Liebe, Mißverständnis und endlicher glücklicher Vereinigung zweier Liebenden erzählt, von schleswig-holsteinischen Groß- und Kleinstadtmenschen mit ihrer besonderen Eigenart, Heimatliebe und dem Streben nach der großen Welt. — Besonders für Frauen und die weibliche Jugend geeignet ist der Roman „Des Lebens Lehrling“ (Verlag von Rascher & Co., Zürich) von Johanna Siebel, der die oft so schweren und bitteren Stunden schildert, die eine junge Deutsche durchzumachen hat, die sich zur Linderung der Not im Elternhause entschließt, als Erzieherin nach England zu gehen, aber nach vielen traurigen Erfahrungen doch noch glücklich wird. — Gleichfalls vornehmlich für die reifere Jugend geeignet ist Friede H. Krazes wunderhübsch geschriebene Jungmädchengeschichte „Das Geheimnis“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), zart und innig, aus Glück und Wohlstand hinausführend in die Rauheit des Lebens, aber schließlich durch Edelsinn, Liebe und Verstehen alles Menschlichen hinführend zu innerer Glückseligkeit. — Eine Sammlung kürzerer Geschichten ist Helene Christallers neues Werk „Aus niederen Hütten“ (Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart), in denen sie sich mit viel Liebe in das Leben und Treiben und die Seelen ihrer Schwarzwälder, Kinder und Greise, Pfarrherren, Dirndln und Burschen, versenkt hat und nun in liebenswürdigem Geplauder von schweren und heiteren Stunden, tiefem Leid und harmlosen Freuden des Volkes erzählt, hübsch zu lesen zur Unterhaltung und zum Nachdenken über allerlei Begebnisse und Erlebnisse des Alltags.

Dr. Max Mendheim.

Bücher über Italien. Einen Künstler wie Camille Corot über Italien reden zu hören, hat seine besonderen Reize. Diese Briefe sind, von Hans Graber übertragen

und zu einem schmalen Bändchen vereinigt, im Verlag Klinkhardt & Biermann erschienen. Corot war, als er das Land seiner Sehnsucht betrat, 29 Jahre alt. Nachdem er sieben Jahre als Angestellter im Tuchhandel tätig gewesen war, erklärte sich sein Vater endlich damit einverstanden, daß er Maler würde, wogegen sich dieser bisher hartnäckig gesträubt hatte. Durch seinen ersten Lehrer Michelbau war seine Sehnsucht nach Italien entflammt worden. Mit einem Kurländer namens Behr tritt er nun die Reise nach Rom an, wo er drei Jahre lang bleibt. Aus der Zeit dieses ersten Romaufenthalts datieren auch die Briefe, die uns ein so ansprechendes Bild von seiner heiteren Künstlerpersönlichkeit gewähren. Den Italienbriefen hat der Herausgeber auch einige aus späterer Zeit beigefügt und außerdem einige von seinen Aufzeichnungen, unter denen die nachstehende so charakteristisch für den Künstler ist: „Folgt eurer Überzeugung. Es ist besser, nichts zu sein, als das Echo der Malerei anderer. Wie der Weise sagt: wenn man einem folgt, ist man immer hinter ihm.“ — In dem gleichen Verlag ist nun auch in dritter Auflage Julius Vogels Buch „Goethe in Venedig“ erschienen. Für die, die nach Italien reisen und der Lagunenstadt einen Besuch abstatten, sind diese Schilderungen der Stadt und ihrer Eigenart ein wertvolles Vademekum, zumal wir noch heute Venedig nicht viel anders sehen, als Goethe es seinerzeit sah. Sie sind eine nette Ergänzung zu Olga von Gerstfeldts und Ernst Steinemanns „Pilgerfahrten“, die man nächst Hehns „Italien“ und Goethes „Italienische Reise“ zu den aufschlußreichsten Reiseoffenbarungen aus diesem Lande zählen darf. — In dieser Rubrik mag noch die von Dr. Alexander Donner besorgte Auswahl von Winckelmanns Werken (Verlag Adolf Sponholz, Hannover) genannt werden, weil ja doch die Kunsterkenntnis dieses großen Entdeckers des Altertums auf dem klassischen Boden Italiens reifte. Die Auswahl ist geschickt zusammengestellt. Es wurde nur das aus seinen Schriften aufgenommen, was man noch heute mit Genuß und Vorteil lesen kann, während alles durch die spätere wissenschaftliche Forschung überholte Historische und Archäologische keine Berücksichtigung fand. Den großen Anreger zum Studium der Antike, der einen so nachhaltigen Einfluß auf Goethe ausübte, wird man in dieser knappen Darbietung entschieden deutlich erkennen.

Dr. V. T.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ✶ J·J WEBER ✶ LEIPZIG

Nr. 4186 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band







Besucht die Deutsche Verkehrs-Ausstellung
München 1925
Juni – Oktober

Auf nach Schweden!

Das ideale Touristenland im Sommer und im Winter

Nähere Auskünfte, Fahrkarten etc. durch

Schwedisches Reisebureau

Amtliches Reisebureau der schwedischen Staatsbahnen

Berlin W 8, Unter den Linden 22-23

sowie durch alle grösseren Reisebureaus



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4186. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. Juni 1925.

EMS SCHUTZ-MARKE

Emser Wasser (Kränchen)
Emser Pastillen
Emser Quellsalz
Überall erhältlich.

Bad Ems

Empfohlen von den berühmtesten Ärzten durch die Jahrhunderte

bei allen Erkrankungen der Luftwege (Katarrhe, Asthma, Emphysem, Folgezustände von Grippe, Rückstände von Lungen- und Rippenfellentzündung), Frauenleiden, Herz- und Kreislaufstörungen, Gicht und Rheumatismus.

Natürliche kohlensaure Bäder, Inhalatorien, Pneumatische Kammern, Staatliche ärztliche Untersuchungsanstalt mit den neuzeitlichsten Einrichtungen. Alle Kurmittel. Vielseitige Unterhaltungen und Sport jeder Art.

Konzerte, Oper, Schauspiel, Festvorstellungen, Wasser- und Kinderfeste, Beleuchtungen, Tennis-, Hockey-, Schwimm-, Ruder- und Segelsport, Motorboote, Jagd und Fischerei, Bergbahn, herrliche Waldungen. Gesellschaftsfahrten in das Rhein-, Mosel- und Lahntal, Taunus, Westerwald, Hunsrück, Eifel.

das weltbekannte ***Heilbad,*** *die historische* ***Erholungsstätte.***

Die einzigen warmen alkalisch muriatischen kohlensauren Heilquellen in Deutschland.—

Einreise und Aufenthalt unbehindert. Personalausweis der Ortsbehörde mit Lichtbild oder Reisepaß genügt. Zimmer mit voller Verpflegung von RM. 5.— an. Bad Ems ist D-Zug-Station der Strecke Coblenz-Gießen-Berlin (17 km von Coblenz) Rheindampfer halten Coblenz, Ober- und Nieder-Lahnstein. Druckschriften kostenlos durch die Staatl. Bade- und Brunnendirektion BAD EMS.



Reist nach Thüringen!

Bad Blankenburg (Thür. Wald). Klimat. Sommer- u. Winterkurort, 226 m ü.M. am Eingang i.d. Schwarzatal. Herrl. u. gesch. Lage. Prachtv. Umgeb. Mild. Klima. Günstige hygien. Verhältn. Privatheilanstalt. Thür. Waldsanat. Schwarzeck, Sanat. Am Goldberg, Hotel Kurhaus Chrysopras-Löscheshall.

Bad Liebenstein Perle des Thüringer Waldes. Herz-Bad. Luftkurort. :: Stärkste kohlensaure Eisen-Mangan-Arsenquelle Deutschlands.

Eisenach und die Wartburg, der Glanzpunkt Thüringens. :: Erfolgreiches Kurbad. Pensionspreis ab Mk. 4.50. Kostenlose Prospekte und Auskünfte bereitwilligst durch Verkehrsverein, Städtisches Verkehrs- und Reisebüro.

Oberhof (Thüringen), 800—1000 m, höchstgelegener Luftkurort im Thüring. Wald. Deutschlands größter Wintersportplatz. D-Zug-Station: Berlin—Stuttgart—Kissingen—Mailand.

Erfurt Lutherstadt, Blumenstadt. Dom und Severi, Universität 1392—1816, Kirchen und Klöster. Vornehme Gast- und Unterhaltungsstätten. Auskunft Stadtverkehrsamt — Verkehrsverein.

Rudolstadt Schönste Saalestadt und Luftkurort. :: Ausgangspunkt zum Schwarzatal und Thüringer Wald. Herrliche Ausflüge, gesündeste Lage. :: Auskunft: Stadt-Verkehrsamt, Fernsprecher 84.

Finsterbergen 500–710 m ü. M. Sehr beliebt., landschaftl. schön geleg. Höhen- u. Nachkurort. Wohnungen im Kurhaus, Hotels, Pens. u. Landh. Autoverb. m. Bahnh. Friedrichroda. Kurarzt.

Ruhla. Luftkurort in 400 m Höhe. Prächt. Laub- u. Nadelw. Ausgangsp. f. Ausflüge n. Inselberg, Schloß Altenstein, Wartburg. Gute preisw. Gaststätten.

Bad Frankenhausen (Kyffh.). Das altbewährte Heilbad am Kyffhäuser. Auskünfte durch die Badedirektion.

Salzungen Solbad und Inhalatorien. Solquellen von 5 und 27% Salzgehalt. Gradierhäuser (27% Solezerstäubung). Pneumatische Kammern. Moorbäder und kohlensaure Solbäder. Kurzeit Anfang Mai bis Anfang Oktober. Die Badedirektion.

Friedrichroda (Thüringer Wald) 450 bis 710 m ü.M. Beliebtester Sommer- und Winterkurort Thüringens. Wintersportplatz. Alle hygienischen Einrichtungen. Ganzjähriger Kurbetrieb.

Bad Sulza Solheilbad mit 6 Solquellen bis 27% Salzgehalt. Inhalatorium. Trinkhalle. 3 große Gradierhäuser. Bahnlinie: Berlin—Leipzig—Frankfurt.

Bad Jlmenau. Altberüh. Höhenluftkurort i. Th. Wald. 500—900 m ü. M. Quellwässer: radioaktiv. Herrlichste Umgebung. Goethestadt. Wintersportplatz. Segelsport. Familienbad. Ausführl. Werbeschrift. Telegr.-Adr.: Kurverwaltung Jlmenau.

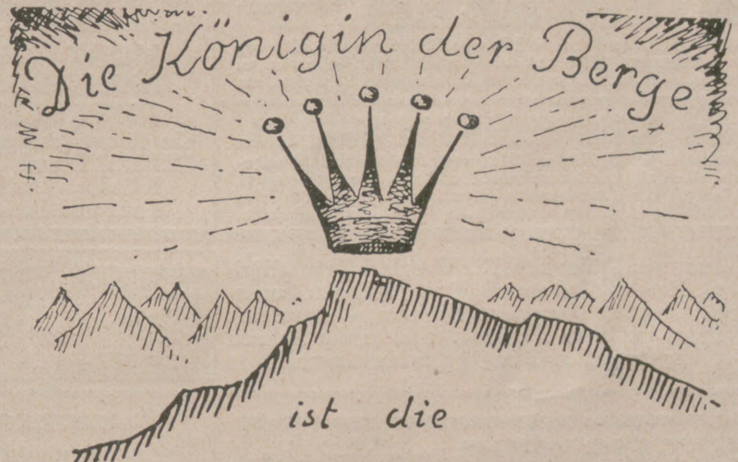
Solbad Kösen An der Thür. Pforte. Gesellschafts- u. Einzelinhalatorien. Pneumat. Kammern. Radium-Emanatorium. 5 eigene Quellen, Gradierwerk. Trink-, Milch- u. Traubenkuren. Sommer- u. Wintersaison. D-Zuganschluß von Naumburg mit städt. Kraftwagenlinie. Rudelsburg-Saaleck.

Tabarz Vielbesuchte Sommerfrische in geschützter Lage am Fuße des Inselberges.

Näheres durch die örtlichen Verwaltungen und den Triumph-Verlag in Rudolstadt. Thüringer Verkehrsverband E.V., Gotha.

WESTERLAND auf SYLT

Nordseebad
von unerreichter Heilkraft.
Gewaltige Meeresbrandung
Man verlange Prospekte in den Reisebüros oder von der Städt. Badeverwaltung.



RIGI

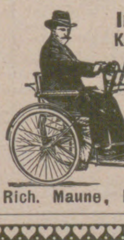
KALTBAD
1433 M. ü. M.
KURHAUS UND GRAND HOTEL
Erstklassiges Haus, 300 Betten.
Appartements mit Bädern. Ausgedehnt. eigener Waldpark. Lawn-Tennis. Kurorchester. Kurarzt.
Auf Wunsch Diättisch.
Pension im Juni und Sept. von Fr. 15.— im Juli und Aug. von Fr. 17.— an.

KULM
1800 M. ü. M.
HOTELS RIGI-KULM
Komfortables Haus, 600 Betten.
Berühmt durch schönste Sonnenauf- und Untergänge und das wuchtige Panorama.
Grosse Säle und Restauration.
HOTEL RIGI-STAFFEL
1600 M. ü. M.
Behagliches Familienhotel in schönster Lage. Pension von Fr. 9.— an.

RIGIBAHNEN bis Rigi-Kulm, bequem erreichbar in 2 Stunden von Zürich u. Luzern aus über Arth-Goldau oder Vitznau.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür. Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

Bad Wildungen Hotel Kaiserhof
Beste Lage, prima Verpflegung, Zimmer mit fließendem Wasser. — Bes. K. Schumacher.



Invalidenräder Krankenselbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.* **Krankenfahrstühle,** solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

Luzern Schweiz

Hotel Schweizerhof

Haus allerersten Ranges.

500 Betten. **O. Hauser, Besitzer.**

SCHWEIZERISCHE KURORTE sind das Reiseziel der guten Gesellschaft.

DIE SCHWEIZ

STÄRKEN SIE IHRE GESUNDHEIT durch einen Ferienaufenthalt in der schönen Schweiz.

DOLDER-HOTELS ZÜRICH

650 m ü. M.
10 Minuten vom Bahnhof

Am Waldrande gelegen. Herrliche Aussicht auf See und Gebirge! Bestgepflegter Golf, 7 Tennisplätze und Garagen bei den Hotels.

DOLDER GRAND HOTEL Pension von Fr. 20.— an.

WALDHAUS DOLDER Pension von Fr. 14.— an.

AROSA

Jahreskurort auf 1800 m Höhe.

Beliebter Ferien- und Sportplatz

Pensionspreise inkl. Taxen, von Fr. 10.— an.
Gratisprospekte und Sommerprogramm 1925 durch die KURVERWALTUNG AROSA (Schweiz, Graub.)

TARASP & VULPERA

ENGADIN

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m.

15. Mai bis 20. Sept. Weltbekannte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- und Tropenkrankheiten usw.

Sommersport, Tennis, Golf usw.

Prospekte Nr. 25 durch Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbüro Vulpera.

THUN Berner Oberland

PALACE-HOTEL THUNERHOF, Pension von Fr. 15.— an.
HOTEL BELLEVUE UND PARK, Pension von Fr. 12.— an.
Letzter Komfort. Golf, Tennis, Orchester.

MONTANA-VERMALA (Wallis)

Höhe 1500 bis 1680 m.

m. Siders (Simplonlinie) d. eine Drahtseilbahn verbunden. Fahrt 50 Min. Sonnenreichster Höhenkurort d. Schweiz. Alle Sommer- und Wintersporte. Golf. Prospektus durch Offiz. Verkehrsbüro.

GRAND HOTEL DU PARC

MONTANA

Die schönste Lage von Montana. — Kalt- und warmfließendes Wasser. Privat-Badezimmer. Erstklassiges Hotel. Von großem Wald umgeben. Telegramm-Adresse: Parchotel.

LAUSANNE-PALACE

Familien-Hotel vornehmsten Ranges im Zentrum der Stadt. Wunderbare Aussicht. Eigener Park. Tennis.
Neue Direktion: Justin Baumgartner.

ADELBODEN Berner Oberland 1356 m ü. M.

HOTEL NATIONAL. Vornehmes Familienhotel. 120 Betten, Park, Tennis, Orchester. Zivile Preise.

ETABLISSEMENT STEPHANI

60 Betten

KURHAUS VIKTORIA 60 Betten

Für Erkrankungen d. Atmungsorgane. Luft- u. Liegekur. Heliotherapie. Ärzte. Preise v. Fr. 14.— i. Sommer; Fr. 16.— i. Winter.

GOLF-HOTEL MONTREUX

vorm. Hotel Breuer S. A., vollständ. renov. Appartements mit Badezimmer. Laufendes Wasser in allen Zimmern. Volle Pension von Fr. 14.— an. Beste Lage am See. A. Steiner.

FRUTIGEN

830 Meter über Meer — Berner Oberland

An der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn.
FRÜHLING — SOMMER — HERBST
Auskunft durch den Verkehrsverein.

BADEN

das berühmte Thermalbad heilt **Rheuma, Gicht, Ischias.** Anerkannte Heilerfolge.

HOTEL LIMMATHOF.
Thermal-Bäder im Haus. Pension von Fr. 12.50 bis 15.—. Prospekte durch B. Gölden, Besitzer.

CHAMBY

20 Min. ob Montreux. 2 elektr. Bahnen. Herrliche Lage. — Genfer See. — Alpen.

GRAND HOTEL. Vornehmes mod. erstkl. Haus. Park. Volle Pension von Fr. 12.— an.

MONT-RIANT Sanatorium für Nerven- und Verdauungskrankheiten.

ADELBODEN

1400 m. Berner Alpen, Schweiz. (Station Frutigen a. d. Bern-Simplon-Bahn). **Das NEVADA PALACE HOTEL.** Vornehmes Familienhotel, Steinbau. Schattige Gartenanlagen, Tennis- und Kinderspielpl., Orchester, Dancing Zimmer m. Privatbad, Autogarage. Pens. Fr. 16.— b. Fr. 20.—. Gebr. Richert, Besitzer u. Leiter.

ZERMATT

unvergleichliches Touristen-Zentrum am Fuße des Matterhorn (1621 m) mit der elektrischen Linie der **GORNERGRAT-BAHN (3136 M)** der höchstgelegenen Europas unter freiem Himmel. Zahlreiche Hotels mit allem modernen Komfort.

Solbad Rheinfelden

(Das moderne deutschschweizerische Heilbad mit der stärksten Sole)

SALINENHOTEL IM PARK

Familienhotel mit jedem modernen Komfort am Ufer des Rheins inmitten eines 12 ha großen Parkes.
Alle Privatbäder mit Solbad- und Kohlensäurebad-Einrichtung.
Sämtliche Kurmittel im Hause verbunden mit Trinkkuren der Kapuzinerquelle sichern vorzügliche Heilerfolge.
Verlangen Sie illustrierten Prospekt.

HÖHENKURORT

BEATENBERG Berner Oberland

1150 m über Meer. Illustrierte Führer durch den Kurverein u. die Agenturen der Schweiz. Bundesbahnen.

INTERLAKEN Hotel Schweizerhof

Bestbekanntes Familienhotel I. Ranges. Schönste Lage a. Höheweg neb. d. Kurgarten. Aller neuzeitl. Komfort. Erstkl. Restaurant m. Terrasse. Autogar. m. Boxes. Prosp. d. Familie Wirth-Strübin, Bes.

SEILER'S HOTELS

MONT-CERVIN — VICTORIA
MONT-ROSE — BEAU SITE
RIFFELALP — LAC-NOIR

die führenden und bestbekannten Hotels von ZERMATT und Umgebung. Komfort. Gute Küche. Aufmerksame Bedienung. Tarif und Prospekte durch die Direktion.

MAMMERN AM BODENSEE (Schweiz)

Kuranstalt für Erholungsbedürftige und innere Krankheiten. Alle modernen Installationen. 3 Ärzte. Groß. Park. Luft- u. Seebäder.

DAS LEVENTINA-TAL

Südschweiz jens. d. Gotthard. Alpenpost. Drahtseilb. z. Ritomsee-Piora. An d. elektr. Gotthardbahn. Berühmtes Fremdenzentrum. Zahlr. Ausflüge. Höhenlage zw. 800 u. 1170 m. Prosp. d. d. Offiz. Verkehrsbüros in Airolo, Ambri-Piotta, Rodi-Fiesso und Faido.

ST. GOTTHARD HOSPIZ, 2114 m ü. M. **Hotel-Pension Monte Prosa.** Das ganze Jahr offen. Postautomobil. Ideales Gelände für Skisport. Prospekte. Gottardo Lombardi, Besitzer.
PIORA am **Ritomsee,** Tessin, 1840 m ü. M. **Hotel Piora.** Elektr. Seilbahn Piotta-Piora. Kur, Touristen- u. Passantenhotel. Prächt. Sommeraufenthalt. Prospekte. Severino Lombardi.

Schiffskurse: Küßnacht a. Ri., Weggis, Vitznau (Rigibahn), Buochs, Beckenried, Treib (Seilbahn Seelisberg), Brunnen (Bergbahn Morschach-Axenstein). Schiffahrt auf dem Zugersee. Elektrische Bahnen Zug-Zugerberg-Baar-Aegeri-Menzingen.



Schiffskurse: Kehrsiten (Seilbahn Bürgenstock), Stansstad-Alpnachstad (Bergbahn Pilatus-Kulm), el. Bahn Stansstad-Stans-Engelberg (Bergbahn Stanserhorn). Gotthardbahn: Goldau (Arth-Rigibahn) Brunnen-Altdorf (Klausenstr.), Göschenen.

SEELISBERG

850 m ü. M. Idealster Kurort ü. dem **Vierwaldstättersee.**

Frühjahr. — Sommer. — Herbst.

Schiffstation „Treib". Elektrische Bergbahn Treib—Seelisberg. Motorbootverbindung Treib-Brunnen. Prospekte d. die **Hotels und Verkehrsbureau Seelisberg.**

	Betten	minimal Pensionspreis:
Grand-Hotel Sonnenberg	250	Fr. 12.—
Hotel Bellevue und **Terminus**	125	Fr. 11.— Fr. 10.—
Hotel Waldhaus Rütli	45	Fr. 8.50
Hotel Löwen	40	Fr. 8.—
Hotel Waldegg	40	Fr. 8.—

VIERWALDSTÄTTER SEE

und seine

BERG-BAHNEN

Bestempfohlenes Exkursionsgebiet der Zentralschweiz.
Treib-Seelisberg-Bahn, Bürgenstock-Bahn, Arth-Rigi-Bahn, Pilatus-Bahn, Rigi-Bahn, Stanserhorn-Bahn, Stansstad-Engelberg-Bahn, Brunnen-Morschach-Axenstein

WEGGIS HOTEL DU LAC — SEEHOF

Bestrenommiertes Haus.
Bekannt gute Küche. Pensionspreis von Fr. 9.— an. Bitte Prospekte verlangen.

BECKENRIED

Bevorzugter Luftkurort in sonniger, ruhiger und staubfreier Lage. Pensionspreise von Fr. 7.50–10.—. Prospekte durch den Kurverein.

KURHAUS SCHÖNECK

ob Beckenried. Saison Juni—September.
Diät-Kuren, Hydrotherapie. Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Direktion C. BORSINGER.

HOTEL STANSERHORN-BAHN

1900 m ü. M. — 2 St. von Luzern
Großartigstes Hochgebirgspanorama d. Mittelschweiz.

Hotel KRONE BUOCHS Hotel RIGIBLICK

Park, Tennis, eigenes Seebadehaus. Pension von Fr. 8.—9.50 Familie ODERMATT.

Direkt a. See. Prachtv. Aussicht. Pension von Fr. 8.50—Fr. 12.— AUGUST v. HOLZEN.

AXENFELS ob Brunnen, Gotthardlinie

GRAND-HOTEL PALACE AXENFELS, 200 Betten, I. Klass-Haus. Golf, Tennis. Großer Park. Pension von Fr. 15.— und 14.— an. H. JOSSI, Direktor.

BRUNNEN

anerkannt schönste Lage am Vierwaldstättersee. Reichste Auswahl schöner und bequemer Spaziergänge und Ausflüge. Kursaal. Prospekte durch das Verkehrsbureau Brunnen.

SEEWEN BADHOTEL RÖSSLI

AM LOWERZERSEE, AM FUSSE DES RIGI altbekanntes, heimeliges Haus, Pension von Fr. 7.50 an. Prospekte.

GREPPEN

zwischen Weggis und Küßnacht Schiffstation.
HOTEL ST. WENDELIN. Prospekte.

Ferienaufenthalt im ½ Stunde von Zürich

ZUGERLAND

Gutgeführte Hotels, Pensionen und Kinderheime. — Auskünfte und Prospekte durch das Kantonale Verkehrsbureau Zug.

Angenehme Kuraufenthalte und Ausflugsziele ½ Stunde von Luzern

WALCHWIL am Zugersee

gegenüber der Rigi Ruder-u. Angelsport
Hotel Kurhaus Pens. Fr. 9.—. Prospekt.

Schönste Sommerfrischen
Treib-Seelisberg-Rütli
Urnersee-Oberbauen-Tellsplatte
Axenstrasse-Altdorf-Klausen.

URNERLAND

Tellspiele in Altdorf / Juli, August, September.
Prospekte und Auskunft durch das **Verkehrsbüro Uri in Altdorf.**

Unbeschränkter Autoverkehr
Reusstal-Maderanertal
Sustenpass-Göschenertal
Oberalp-Gotthard-Furkapass

UNTERSCHÄCHEN

Kurhaus KLAUSEN
1000 m ü. M. Alpine Lage. Idealer Ferienaufenthalt. Mit Auto 40 Min. v. See. **Gleiches Haus: Schwanen, Altdorf.**

GÖSCHENEN

Hotel u. Pens. Weisses Rössli
Das ganze Jahr geöffnet. Autogarage. Bestes und ältestes Haus am Platze. Familie Zgraggen.

GÖSCHENERALP

Hotel Dammagletscher
Höhenluftkurort 1800 m
Pension von Fr. 10.— an.

KURHAUS STOOS

Hochalpenhotel ob **BRUNNEN** Vierwaldstättersee. Idealer Ferienort. 150 Betten 1300 m ü. M. Grosses Exkursionsgebiet. Pension ab Fr. 9.—. Eigene Landwirtschaft. Butterküche. Arzt im Hause. Prospekte.

KÜSSNACHT AM RIGI

Hotel Seehof
ruhige Lage am See. Prospekte.

SCHWEIZ Fortsetzung nebenstehender Empfehlung Schweizerischer Kurorte und Hotels **SCHWEIZ**

SAMADEN Je 10 Minuten von St. Moritz u. Pontresina. Ideal. Sommeraufenthalt für Sport und Erholung. Berühmter Golfplatz. Angelsport.
Prospekte durch das Verkehrsbureau.

THUSIS mit der VIAMALASCHLUCHT
Übergangsstation von und nach dem Engadin. Ausgangspunkt der Postautomobilrouten über den Splügen- und den Bernhardinpaß. Prospekte durch das Verkehrsbüro Thusis.

SAN BERNARDINO
Graubünden 1626 m ü. M.
Der schönste Luftkurort der italienischen Schweiz.
GRAND HOTEL VICTORIA — 130 Betten.
(Deutsche Leitung). Scheuer & Dummert.

DAVOS PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING
Haus I. Ranges.
Fließendes Wasser in den Zimmern.
Prospekte.

SILS-MARIA (Engadin) 1812 m ü. M.
HOTEL EDELWEISS. Erstklassiges Familien-Hotel in windgeschützter Lage a. Waldrand. 175 Betten. Gartenanlagen. Orchester. Tennis. Saison: Juni-September. Direktion: P. Ronzi.

PONTRESINA (Engadin)
ROSEG GRAND HOTEL
Erstklassiges Familienhotel. Jeder Sport. Schönste Lage. Illustrierte Prospekte durch die Direktion.

LENK Berner Oberland. 1100 m.
HOTEL WILDSTRUBEL.
Komfortables Familienhotel. Eigenes Orchester.
Pension von Fr. 11.— an. Prospekte.

Heiden **Bergluft und Sonnenschein.** Nerv.Komplikation, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Bleichsucht, geistig. Überanstrengung, Asthma des jugendl. Alters **werden geheilt.**
ob dem Bodensee, 810 m ü. M. Zahnradbahn ab Rohrschach.
4 Kurärzte. Kasino. Kurorchester. Verkehrsbüro.



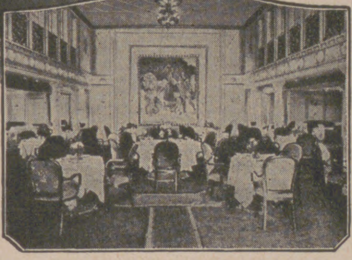
das
deutsche Nordseebad
Besonders empfehlenswert
Vorsaison Mai-Juni
Bäder und Kurmittel jeder Art
Wandelhallen
Flugverbindung **Tattersall**
Auskünfte und amtlicher Prospekt kostenlos durch die Badedirektion und bekannten Reisebüros
Nordseehotel direkt am Strande. Volle Pension von Mk. 8,— an.
DER KAISERHOF direkt am Strande. DAS HOTEL. Fahrstuhl.

1336 m ü. M. Schweiz **ADELBODEN** Berner Oberland Schweiz
Idealer Sommeraufenthalt
Bergsport — Tennis — Ruhe — Erholung — Zerstreuung.
Auskunft und Prospekte durch das Verkehrsbureau.

Beste Wirkung auf **Blut** und **Nerven** erzielt man durch **Krewel's** altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende
SANGUINALPILLEN
Zu haben in allen Apotheken, in Leipzig auf alle Fälle in der Engelapotheke. Prospekte kostenfrei.
Krewel A.-G. Köln

Hamburg-New York Hapag-Harriman




(Speisesaal I. Klasse D. Deutschland)

FÜR ÜBERSEEREISEN
werden die Dampfer **»Albert Ballin«, »Deutschland«, »Resolute«** und **»Reliance«** vorzugsweise benutzt. Größte Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage. / Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum außerordentlich beliebt gemacht. / Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. / Alles Nähere aus den reich illustrierten Prospekten ersichtlich. / Abfahrten ca. alle 5 Tage. / Auskünfte und Drucksachen durch
HAMBURG-AMERIKA LINIE (Hapag)
HAMBURG, Alsterdamm 25
und deren Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Gemeinsamer Dienst mit
UNITED AMERICAN LINES (Harriman)

ST. BLASIEN
VILLA GERTRUD
PENSION ab Mk. 7,—.
Liegehallen. Privatveranden.
Infektiöse ausgeschlossen.
Prospekte gegen Rückporto.

Für Ladengeschäfte eine wirksame u. unentbehrliche **Schaufenster-Reklame** sind die Aktuellen Bilder des Verlages J. J. Weber in Leipzig. **Die neuesten Tagesereignisse aus aller Welt,** die das Publikum in größtem Maße interessieren, bringen die „Aktuellen Bilder" in wöchentlichen Serien. Jedes Ladengeschäft sollte einen Versuch mit den „Aktuellen Bildern" als Schaufenster-Reklame machen. Probebilder und Bezugsbedingungen auf Wunsch kostenlos.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Die Sprache des Körpers
in 721 Abbildungen von
Dr. med. **Karl Michel.**
208 Seiten, auf Kunstdruckpapier gedruckt, in steifem Umschlag. Preis R.-M. 6.-.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.



färbt echt
und natürlich
in allen Nuancen,
vom hellsten Blond
bis zum tiefsten Schwarz.
Probekartons zu 1 Portion... Goldmark 1,50.
Orig.-Karton zu 4 Portionen - Goldmark 4,50.
J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
BERLIN, Markgrafenstr. 26.
Ueberall erhältlich.



Thermalbad u. klimatischer Kurort
425 m ü. M.
BADENWEILER
(SÜDL. BAD. SCHWARZWALD)
Schnellzugsstation Müllheim • Strecke Frankfurt—Basel
Kurorchester, Theater, Freilicht-Aufführungen
— Höhenfahrten in Gesellschafts-Autos —
Ausk. u. Drucks. d. die **Kurverwaltung e. Gen. m. b. H., Abt. 36.**

Hotel Römerbad Das ganze Jahr offen. Bes.: Gebr. Joner.
Park-Hotel | **Kur-Hotel Saupe**
Schwarzwald-Hotel 75 B., neben Kurhaus Dir. E. Borges.
Hotel-Pension Engler | **Hotel Waldhaus**



Dr. Köhlers Sanatorium
BAD ELSTER.
Alle Kurmittel
(spez. Moorbäder) im Haus,
Zander-Institut,
Röntgen-Therapie, Diätkuren.
Das ganze Jahr geöffnet.

Sommerstein
Schroth'- Heilbad b. Saalfeld (Thür.). Ausserst heilkräftige **u. a. Regenerations-Kuren.**
Ill. Brosch. K. frei

FRANZENSBAD
HOTEL KÖNIGSVILLA
Moderner Hotelbau. 120 Zimmer – 25 Badezimmer.
Zimmer von Kč 40.-. Pension Kč 55.-.

Warten Sie keinen Tag länger, die Motten zu vernichten, denn der durch Mottenfraß verursachte Schaden ist unersetzlich. Nehmen Sie Globol und nichts anderes! Globol tötet die Motten, darauf kommt es an.

Blankenburg/Harz
der beliebte Luftkurort
gibt den abgehetzten u. zermürbten Großstadtnerven durch ein mildes u. auch erfrischendes Gebirgsklima die alte Spannkraft wieder.
Prospekt u. Wohnungsverzeichnis durch die Kurverwaltung A. G.

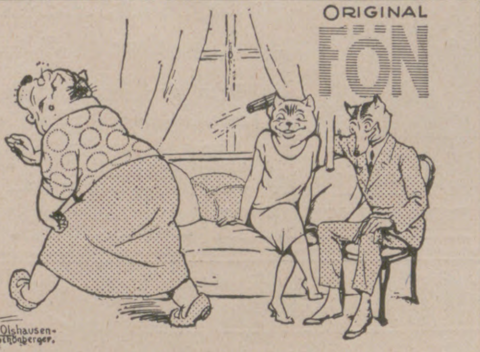
Berchtesgaden
Schönster Luftkurort der bayr. Berge.
500—1100 m. Herrliche Umgebung: Königsee—Hintersee—Funtensee—Watzmann—Untersberg—Göll u. a. – Direkte Wagen von München ab Anschluß an den Flugverkehr. Unterkunft für alle Ansprüche bei mäßigen Preisen. Näheres **Kurdirektion** und Fremdenverkehrs-Verein Berchtesgaden-Land.

Allgemeine Notizen.

50 Jahre Soennecken. Am 27. Mai d. J. waren 50 Jahre vergangen, seit Friedrich Soennecken in Remscheid seinen „Rundschrift"-Verlag begründete, den er ein Jahr später nach Bonn verlegte und in erstaunlich kurzer Zeit zum umfassendsten und größten europäischen Unternehmen auf dem Gebiet der Schreibwaren- und Bürobedarfs-Industrie ausbaute. Die in Bonn-Poppelsdorf, Bonn-Soenneckenfeld und Iserlohn gelegenen ausgedehnten Soenneckenschen Werke, die heute von Dr. ing. Alfred Soennecken geleitet werden, umfassen Federn-, Registraturwaren-, Schreibwaren-, Goldfüllfedern-, Kopiermaschinen-, Schreibmöbel- usw. Fabriken. Es bestehen Verkaufsniederlassungen in Berlin, Leipzig, Wien sowie Vertretungen in allen Kulturstaaten der Welt. Groß geworden ist die Firma dadurch, daß sie bei allen von ihr hergestellten Waren auf bestes Material und tadellose Ausführung Wert legte, so daß der Markenname „Soennecken" gleichbedeutend wurde mit dem Begriff „Qualitätsleistung".

Die Deutsche Buchausstellung in Buenos Aires ist als Wanderausstellung für Südamerika veranstaltet worden. Mit ihr bezweckte man, den argentinischen intellektuellen Kreisen den hohen Stand der deutschen wissenschaftlichen Literatur vor Augen zu führen und den geistigen Austausch zwischen beiden Nationen zu vertiefen. Der Deutsche Wissenschaftliche Verein hatte das Protektorat übernommen, auch von seiten der deutschen Gesandtschaft wurde lebhaftes Interesse gezeigt. An der von den Firmen Otto Meißner in Hamburg und Hans Fändrich in Buenos Aires veranstalteten Ausstellung, die etwa 10000 Bände umfaßte, beteiligten sich 200 Verlagsbuchhändler. Neben einer großen Auswahl von wissenschaftlichen und technischen Büchern fand man auch einige der schönen Literatur. Die Ausstellung war in den Räumen des deutschen Vereinshauses untergebracht.

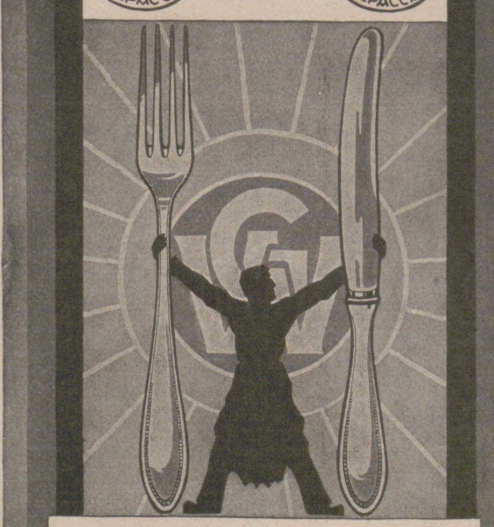
Besucher Deutschlands aus Amerika werden für diesen Sommer bestimmt sein: Brooklyn Arion, Brooklyner Sängerbund, Schlaraffia, American Pharmacists' European Tour, Badische Harmonie, Beethoven Männerchor, Deutsch-Amerikanische Skat-Reise, Cortelyou-Club. An der Reise des „Arion" beteiligen sich 175 Personen, an der Fahrt der „Schlaraffia" knapp 100 Personen, und zwar kommen von der „Schlaraffia" Vertreter fast sämt-

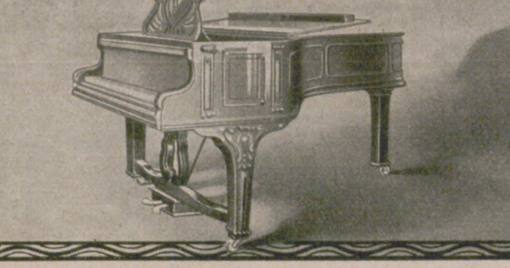












licher amerikanischen Bezirke: Brooklyn, Neuyork, Paterson, Jersey City, Newark, Chikago, Denver, Milwaukee, St. Louis, Cleveland, Buffalo usw. Für Brooklyner Arion und Schlaraffia stellt der Norddeutsche Lloyd den Dampfer „Sierra Ventana“. Die Reise führt nach Bremen, Berlin, Dresden, Leipzig, Weimar, Eisenach, Würzburg, Rothenburg, Nürnberg, München, Stuttgart, Baden-Baden, Schwarzwald, Heidelberg, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Mainz, Biebrich, Rhein-Tour, Bonn, Köln.

Seebäderfahrten des Norddeutschen Lloyd. Im kommenden Sommer sollen in der Zeit vom 14. bis zum 25. Juni und vom 2. bis zum 13. September viermal wöchentlich, und vom 26. Juni bis zum 31. August täglich die Dampfer „Delphin“ und „Lachs“ nach Wangerooge, vom 14. Juni bis zum 14. September dreimal wöchentlich der Dampfer „Najade“ nach Helgoland und Norderney (über Helgoland) verkehren. Außerdem sollen an den Sonntagen Hin- und Rückfahrten von Bremerhaven nach Wangerooge sowohl wie nach Helgoland sowie von Wilhelmshaven über Wangerooge und von Norderney nach Helgoland stattfinden. Der Sonntagsdienst Bremerhaven—Helgoland und zurück soll durch den geräumigen Doppelschrauben-Salondampfer „Grüßgott“ ausgeführt werden. Der Fahrplan des Norddeutschen Lloyd ist von allen Vertretern des Norddeutschen Lloyd, den Reisebüros und durch die Abteilung Seebäderdienst in Bremen, Bahnhofstraße 35 unentgeltlich zu beziehen.

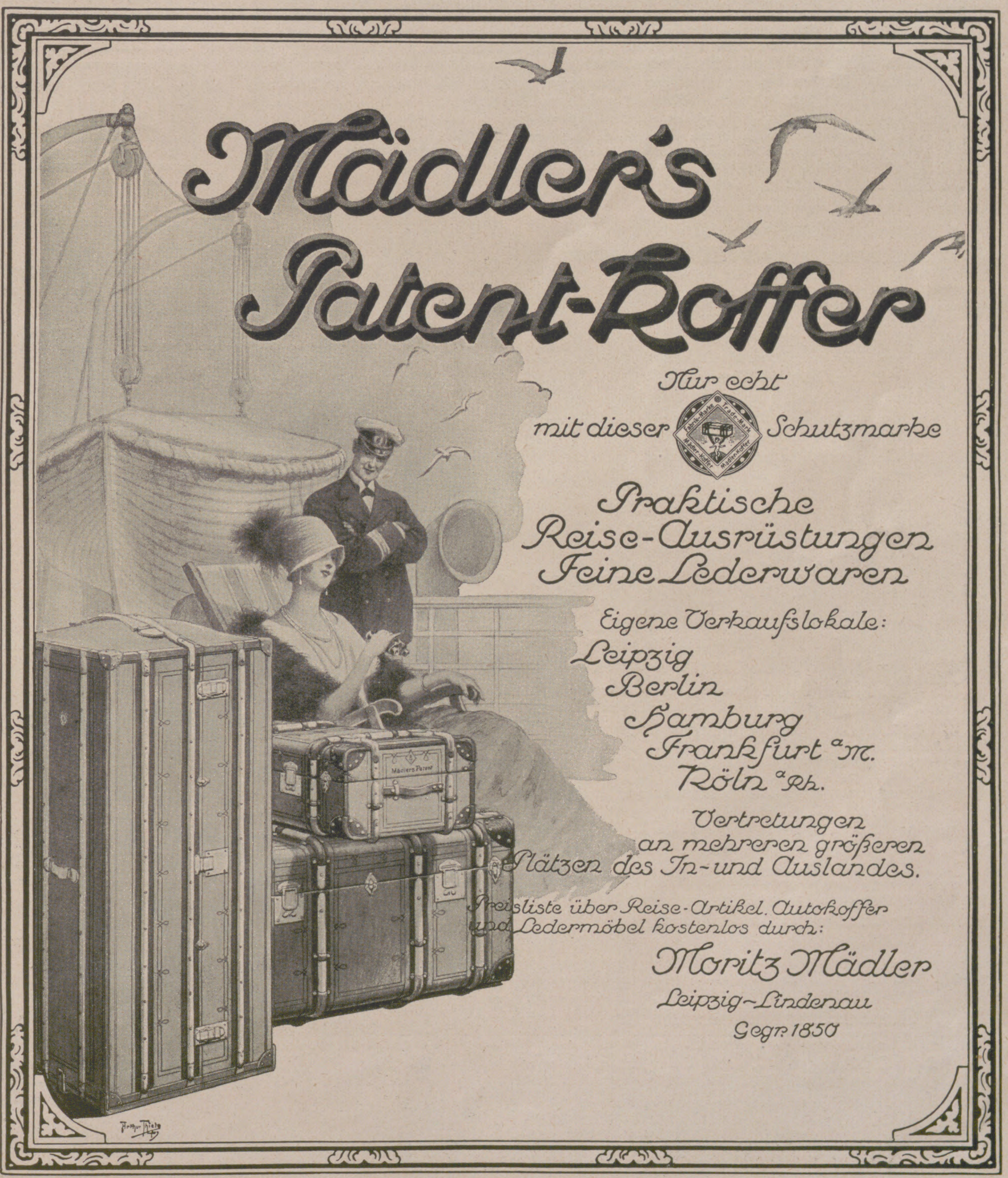
Eine Verkehrskarte der Ostseebäder. Der Werbeausschuß für den Lübecker Hafen in Lübeck, Breite Straße 6, versendet auf Anfordern kostenlos eine Verkehrskarte, aus der sich eine Übersicht über die Verkehrsmöglichkeiten von Lübeck nach den Ostseebädern ergibt. Die Länder sind durch auffällige Farbengebung gekennzeichnet. Hauptstraßen, Schiffslinien und Eisenbahnen sind besonders hervorgehoben.

Schloßbeleuchtung in Heidelberg. Die Tage der Beleuchtung des weltberühmten Heidelberger Schlosses, die von jeher besondere Anziehungskraft auf die Touristen aller Länder ausübt, sind in diesem Jahr wie folgt festgesetzt worden: 5., 8., 15. und 21. Juni, 26. Juli, 9. und 11. August sowie 12. September.

Die Leipziger Allgemeine Welt-Mustermesse findet vom 30. August bis zum 5. September, die Technische Messe vom 30. August bis zum 5. September statt.

Der große Erfolg der Reichs-Reklame-Messe hat den engeren Arbeitsausschuß, der aus den Vertretern

Tabarz (Thüringer Wald). Umschlossen von dichtbewaldeten Höhen, die bis 900 m ansteigen, liegt Tabarz, geschützt gegen plötzliche Temperaturschwankungen und die von der Wetterseite (SW) kommenden Winde und Niederschläge. Diese von der Natur begünstigte Lage macht Tabarz zum idealen Erholungsort für Rekonvaleszenten und für alle diejenigen, denen neue Kraft an Körper und Nerven zugeführt werden muß. Den Glanzpunkt der Umgebung bildet der von munteren Gewässern durchflossene Lauchagrund; durch ihn führt der bequemste Anstieg zu dem von allen Thüringenreisenden besuchten Inselsberg. Hierhinauf sowie nach einem großen Teil der anderen bekannten Thüringer Orte bestehen regelmäßige Auto-Linien, so daß auch diejenigen Gäste, die Tabarz als Ausgangspunkt größerer Ausflüge wählen, voll auf ihre Kosten kommen.



des Verbandes Deutscher Reklamefachleute besteht, zu dem Beschluß veranlaßt, die Reichs-Reklame-Messe alljährlich einmal im Rahmen der Fachmessen des Berliner Messe-Amtes in Berlin stattfinden zu lassen. Für die nächstjährige Reklame-Messe ist die Zeit vom 6. bis zum 14. Februar in Aussicht genommen worden.

Der Wiener Zentralfriedhof als Jagdgebiet. Die Sache klingt recht unwahrscheinlich, aber sie bleibt trotzdem wahr: der Wiener Zentralfriedhof ist sechs eifrigen Jüngern des heiligen Hubertus als Jagdgebiet überwiesen worden. Die sechs Jäger brauchten weder einen Jagdschein zu lösen, noch brauchen sie sich um die Bezahlung des Jagdpachtgeldes Sorge zu machen; sie mußten sich nur verpflichten, als Gegenleistung auf dem Friedhof, auf dem in der letzten Zeit zahlreiche Diebstähle vorgekommen sind, unentgeltlich den Überwachungsdienst zu übernehmen. Im übrigen scheint der Wiener Zentralfriedhof von allerdings riesiger Ausdehnung ein außerordentlich ergiebiges Jagdfeld zu sein. Vor den vielen Kostgängern, die sich dort herumtreiben, ist kein Grab sicher, und neben den Gräbern sind es besonders die Vogelnester, die unter den Angriffen des Friedhofswildes zu leiden haben. Besonders dreist benehmen sich die Hasen, die die Grabblumen als besondere Leckerbissen ansehen und es in erster Linie auf die Nelken abgesehen haben. Im verflossenen Jahr erlegten die Friedhofsjäger 32 Hasen, 70 Rebhühner, zwei Marder (zwei andere wurden in Fallen gefangen) und eine Fasanart, die in der Umgebung von Wien nur selten vorkommt. Nicht als Jagdbeute betrachtet wurden die mehr als 50 verwilderten Katzen, die man erlegte, weil sie sich den Singvögeln besonders gefährlich erwiesen. Es wurden ferner zur Strecke gebracht: Wachteln, wilde Kaninchen und Iltisse. Die Jagd findet wöchentlich einmal statt, und zwar bei Nacht.

Internationaler Tennisfriede. Die Internationale Lawn-Tennis-Association gibt bekannt, daß nunmehr alle Tennis-Turniere international offen sind. Die Ursache dürfte nicht zuletzt in den Forderungen verschiedener neutraler Länder liegen, die mit dem Austritt drohten, falls nicht vernünftige Zustände im internationalen Tennissport geschaffen würden. Es bleibt nun allerdings abzuwarten, inwieweit sich die Ententemächte an diesen Beschluß halten werden. Noch vor kurzem waren sie zum Teil weit davon entfernt.



Pädagogium Neuenheim - Heidelberg.
Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta - Reifeprüfung.** Reife für Ober II u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eigene Landwirtschaft.

AUGUST FÖRSTER
LÖBAU (Sa)
BERLIN W. 35, POTSDAMERSTR. 105 a
DRESDEN-A., WAISENHAUSSTR 8

Flügel u. Pianos werden nach den Grundsätzen gebaut:

ERSTKLASS. MATERIAL
BESTE AKUSTISCHE ANLAGE
MEISTERARBEIT

Wenn Sie sich nicht fürchten, die Wahrheit zu hören,
dann lassen Sie mich sie Ihnen sagen.

Gewisse Tatsachen aus Ihrer Vergangenheit und Zukunft, finanzielle Möglichkeiten und andere vertrauliche Angelegenheiten werden Ihnen durch die Astrologie, der ältesten Wissenschaft der Geschichte, enthüllt. Ihre Aussichten im Leben über Glück in der Ehe, Ihre Freunde und Feinde, Erfolg in Ihren Unternehmungen und Spekulationen, Erbschaften und viele andere wichtige Fragen können durch die grosse Wissenschaft der Astrologie aufgeklärt werden.



Lassen Sie mich Ihnen frei aufsehenerregende Tatsachen voraussagen, welche Ihren ganzen Lebenslauf ändern und Erfolg, Glück und Vorwärtskommen bringen statt Verzweiflung und Missgeschick, welche Ihnen jetzt entgegenstarren. Ihre astrologische Deutung wird ausführlich in einfacher Sprache geschrieben sein und aus nicht weniger als zwei ganzen Seiten bestehen. Geben Sie unbedingt Ihr Geburtsdatum an, mit Namen und Adresse in deutlicher Schrift. Sie können, wenn Sie wollen, 50 Pf. in Briefmarken oder Banknoten Ihres Landes (keine Geldmünzen einschliessen) mitsenden zur Bestreitung des Portos und der Schreibgebühren. Adressieren Sie Ihren Brief an Prof. ROXROY, Dept. 843 c, Emmastrata 42, Den Haag (Holland). — Briefporto 25 Pf.

KAFFEE HAG
ist jederzeit, auch spät abends bekömmlich
KAFFEE HAG







Illustrirte Zeitung



Die feierliche Weihe des „Hauses des Deutschtums" in Stuttgart am 21. Mai: Reichsaußenminister Dr. Stresemann bei der Begrüßungsansprache auf der Freitreppe im Hofe des „Hauses des Deutschtums". Nach einer Zeichnung unseres nach Stuttgart entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Gleichzeitig mit der Eröffnung der Ausstellung „Das schwäbische Land" mit ihrer Sonderschau „Schwaben im Ausland" wurde am Himmelfahrtstage das vom Deutschen Auslandsinstitut nach Plänen des Elsässer Architekten Paul Schmitthenner erbaute „Haus des Deutschtums" in Stuttgart eingeweiht. Das im Stile den benachbarten Bauten glücklich angepaßte neue Heim mit seinen wohlausgestatteten Vortragssälen, Ausstellungsräumen, Bibliotheken und Lesezimmern wird dem im Jahre 1917 gegründeten deutschen Auslands-Institute bei der Arbeit an seinen Aufgaben förderlich sein, die sich auf die wissenschaftliche Erforschung des Deutschtums im Auslande, die Pflege der Beziehungen der Auslandsdeutschen zum Mutterland, die Beratung von Auswanderern und ähnliches erstrecken.



Reichspräsident v. Hindenburg in Begleitung von Staatssekretär Dr. Meißner auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin vor der Abfahrt nach Hannover.



v. Hindenburg beglückwünscht den Sieger des Rennens auf der Großen Bult in Hannover, Freiherrn v. Zobeltitz.



Die Begrüßung v. Hindenburgs bei seinem Eintreffen auf der Rennbahn in Hannover durch den Oberbürgermeister Menge.

Die Waffen im Zukunftskriege.

Von Generalleutnant Heinrich Meyer.

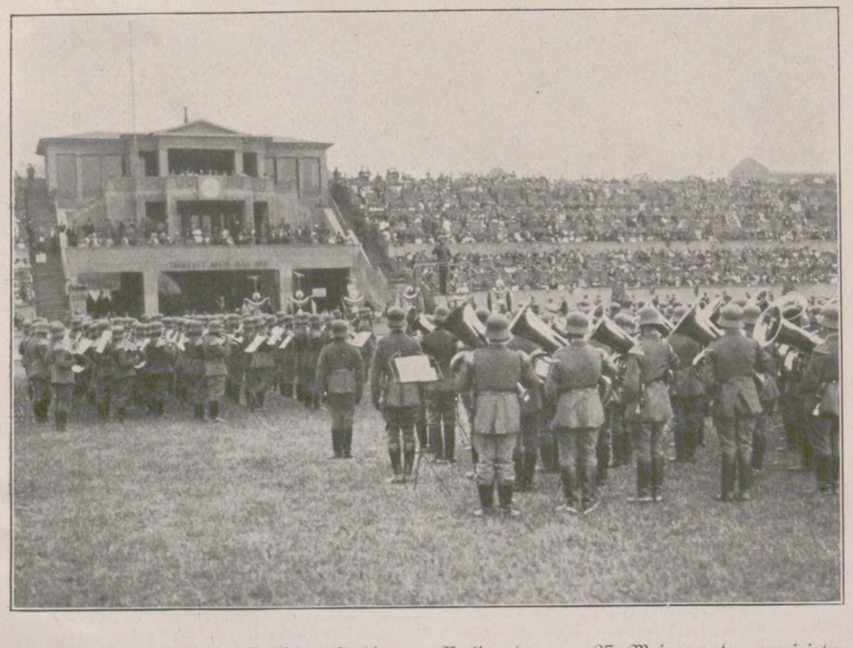
Moltke, der Feldherr des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71, hat in einem im Dezember 1880 an den bekannten Staatsrechtslehrer Bluntschli gerichteten Briefe der Hoffnung Ausdruck gegeben, die allmählich fortschreitende Gesittung werde sich auch in der Kriegführung abspiegeln. Moltke hat sich getäuscht. Seine Annahme, die Menschheit habe sich im Laufe der Zeiten in sittlicher Beziehung günstig entwickelt und werde sich weiterhin günstig entwickeln, hat sich als nicht zutreffend erwiesen. Heute ist der Durchschnittsmensch leider mindestens ebenso egoistisch, materialistisch wie zu den ältesten Zeiten; die Völker, die Staaten, die Klassen aber sind noch egoistischer als je.

Zur Zeit der Söldnerheere, im Zeitalter des Absolutismus, entschied nicht die Mehrzahl der Kämpfer, auch meist nicht die Wirkung der Waffen, sondern die Persönlichkeit des Feldherrn, wie z. B. die des Großen Kurfürsten oder Friedrichs des Großen, im Zusammenhang mit der Gesinnung und den kriegerischen Fähigkeiten des ganzen Offizierkorps; die Mannschaften waren, um es kurz auszudrücken, lediglich eine gedrillte Hammelherde. Mit der französischen Revolution kam für Frankreich und dann später für ganz Europa die allgemeine Wehrpflicht. Nun erlangte wiederum die Tüchtigkeit des ganzen Volkes neben der Fähigkeit des Feldherrn wie des Offizierkorps erhöhte Bedeutung. Daß Preußen von allen Staaten allein zu Anfang des 19. Jahrhunderts die allgemeine Wehrpflicht beibehielt, war mit ein wesentlicher Grund des preußischen Sieges 1866, dann des preußisch-deutschen Sieges 1870/71. Der Ausgang des Krieges 1870/71 war der Sieg der überlegenen deutschen Zahl, der überlegenen deutschen Moral, aber auch schon der überlegenen Technik (auf deutscher Seite raschere Mobilmachung des ganzen Heeres, Aufmarsch mit Hilfe der Eisenbahnen) gegenüber Frankreich, das Deutschland nichts Gleichwertiges entgegenstellen konnte. Bei Beginn des Weltkrieges stand Europa und damit die Welt mitten in der Entwicklung einer Anzahl ungelöster Fragen besonders auf technischem und chemischem Gebiet, die auch auf die Strategie und Taktik im Weltkrieg wesentlichen Einfluß ausübten. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Erfindung der Dampfmaschine nicht nur die Personen- und Frachtdampfschiffe, sondern auch die mit Dampf betriebenen Kriegsschiffe geschaffen. Es war daher nur folgerichtig und naturgemäß, wenn der so rasch fortschreitende Erfindungsgeist, der die Dampfpflüge, die Telephoneinrichtungen, die elektrischen Bahnen ermöglicht hat, auch den Heeren und Flotten die Riesengeschütze, die Unterseeboote, die Torpedos und Maschinengewehre schenkte, daß der Benzinmotor nun nicht nur die Luxus- und Lastkraftwagen, sondern auch die Kampf- und Bombenflugzeuge antrieb, daß die Fortschritte der Chemie sowohl der Industrie und der Medizin als auch dem Gaskrieg dienten. So wird es auch in Zukunft bleiben. Keine Verträge werden in Zukunft realpolitisch denkende Staatsmänner und Feldherren abhalten, alle mit Hilfe neuer Erfindungen konstruierten Waffen anwenden zu lassen, mögen sie noch so barbarisch sein.



Der Vorbeimarsch der ehemaligen Gardejäger, die am 24. Mai ihren Bundestag in Hannover abhielten, vor der Villa des Reichspräsidenten (×).

Vom Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg in Hannover am 24. Mai.



Vom Militär-Musikfest im Deutschen Stadion zu Berlin, das am 27. Mai von den vereinigten Musikkorps des Wehrkreises III unter Leitung des Armeemusikinspizienten Prof. Oskar Hackenberger veranstaltet wurde: Während der musikalischen Vorführungen der 20 Musikkorps.

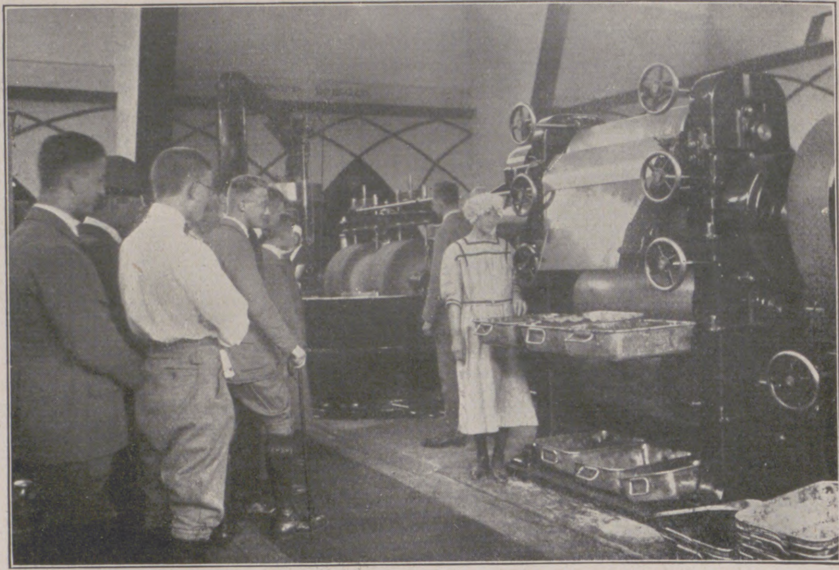


Die Trauerfeier für die beiden verunglückten Flieger Kapitänleutnant Wilhelm Löwe und Leutnant Rudolf Rienau auf dem Flugplatz in Staaken bei Berlin am 26. Mai: Der Geistliche bei der Gedächtnisrede vor den in einer Flugzeughalle aufgebahrten Särgen.



Vom Festakt der Studentenschaften der drei württembergischen Landeshochschulen Tübingen, Stuttgart und Hohenheim am 23. Mai im Hofe des „Hauses des Deutschtums“ aus Anlaß der Weihe dieses Hauses: Schwäbische Trachtengruppen unter den Festteilnehmern. Nach einer Zeichnung unseres nach Stuttgart entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.





Links: Die Verwendung der Erfindung Flettners für den Segelsport: Die erste, mit einem $1\frac{1}{2}$ P.S. Motor versehene Rotor-Jacht nach dem Stapellauf. — Rechts: Von der Ausstellung der deutschen Zuckerindustrie in Magdeburg, die am 23. Mai im Beisein zahlreicher Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden eröffnet wurde: Vorführung von Maschinen für Schokoladenfabrikation.

Den Weltkrieg konnten wir schließlich nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg infolge der damit auf der gegnerischen Seite eingetretenen großen Überlegenheit an Zahl und Material nicht mehr gewinnen, wir hätten uns aber trotzdem behaupten können. Den Schmachfrieden von Versailles verdanken wir lediglich dem Niedergang unserer moralischen Faktoren, dem mangelnden Wirklichkeitssinn eines Teiles der Oberschicht, dem verhängnisvollen Schritt der Selbstentwaffnung. Wenn man sich über die Waffen des Zukunftskrieges und ihre Verwendung unterrichten will, muß man sich vorstellen, wie voraussichtlich ungefähr der Land-, See- und Luftkrieg verlaufen wird. Von jeher hat der Grundsatz gegolten „Neue Waffen — neue Taktik.“ Auch Napoleon hat gesagt: „Man muß alle zehn Jahre seine Taktik ändern.“ Je länger die Zeitspannen zwischen den Kriegen sein werden, desto weniger wird der Krieg seinem Vorgänger gleichen.

In allen Staaten ist man zur Zeit der Ansicht, daß in Zukunft sowohl im Land- als auch im Seekrieg die erste Bedingung zum Siege die Beherrschung der Luft sein wird. Nicht nur alle Großmächte, mit Ausnahme Deutschlands, sondern auch die Balkanstaaten, Polen, Tschechoslowakei organisieren und vermehren ihre Fliegertruppen, bereiten den Gaskrieg vor, schaffen neue Geschütze an. Die von allen Theoretikern beim Auftreten neuer Waffen stets als Geheimnis des Sieges geforderte Vorherrschaft der neuen Waffe ist bis jetzt in der Praxis nie eingetreten. Nie hat die Waffengattung, die den Kampf eröffnete, dieselbe Waffengattung des Feindes vollständig vernichtet, und so wird es auch mit der neuen Luftwaffe gehen. Wohl werden in Zukunft bei Beginn eines Krieges zahlreiche Luftgeschwader versuchen, die feindliche Mobilmachung, die feindlichen Hauptstädte, die Verkehrszentren usw. anzugreifen und mit Gasbomben zu belegen und zu zerstören, sie werden auch danach trachten, ganze Landstrecken durch Abwurf giftiger Gasbomben zu bedrohen. Dem Gelingen der von vielen Theoretikern vertretenen Forderung, daß in Zukunft bei Beginn eines Krieges vor allem die Vorherrschaft in der Luft, gewissermaßen als Geheimnis des Sieges, zu erringen sei, wird man aber sehr skeptisch gegenüberstehen müssen. Hierzu ist folgendes zu erwähnen: Amerika verfügt zur Zeit über ein überaus stark wirkendes Giftgas, das Lewisit, und über einen Apparat, mit dem man imstande ist, ein ferngelenktes, unbemanntes Flugzeug an einen beliebigen Ort zum automatischen Abwurf der mitgeführten Bomben zu legen. — Gegen alle derartigen Luftangriffe wird sich natürlich das angegriffene Land mit allen Mitteln von der Erde aus und in der Luft zur Wehr setzen; das Ganze wird ein Ringen um die Vorherrschaft in der Luft darstellen, das aber wahrscheinlich meist einen unentschiedenen Ausgang nehmen wird.



Von der Feier des 60. Geburtstages des Königs Friedrich August von Sachsen am 25. Mai in Sibyllenort (Schlesien): Die Begrüßung des Königs durch den 1. Vorsitzenden des Vereins ehemaliger Kameraden der kgl. sächsischen Armee zu Breslau und Umgegend, Herrn Bruno Kaiser, und Überreichung des Frontrapportes sowie eines Ehrengeschenkes.

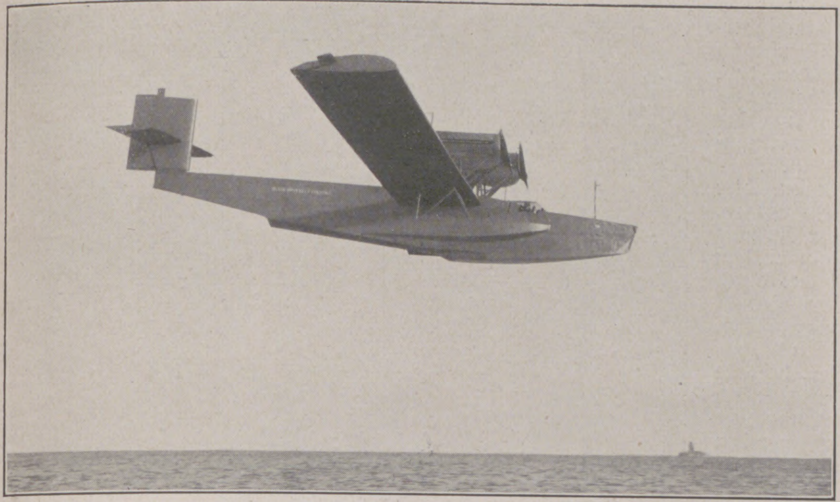
In manchen Richtungen wird aber auch in Zukunft der Landkrieg einen ähnlichen Verlauf wie bisher nehmen. Nach vollendetem Aufmarsch, der allerdings stets mit Störungen durch feindliche Flugzeuge wird rechnen müssen, werden die beiderseitigen Heere, ohne den Ausgang etwaiger Luftschlachten abzuwarten, ihre Operationen beginnen. In den dann folgenden Schlachten werden das Maschinengewehr, der Tank, die Geschütze, das Gas in Angriff und Verteidigung, die Kraft-

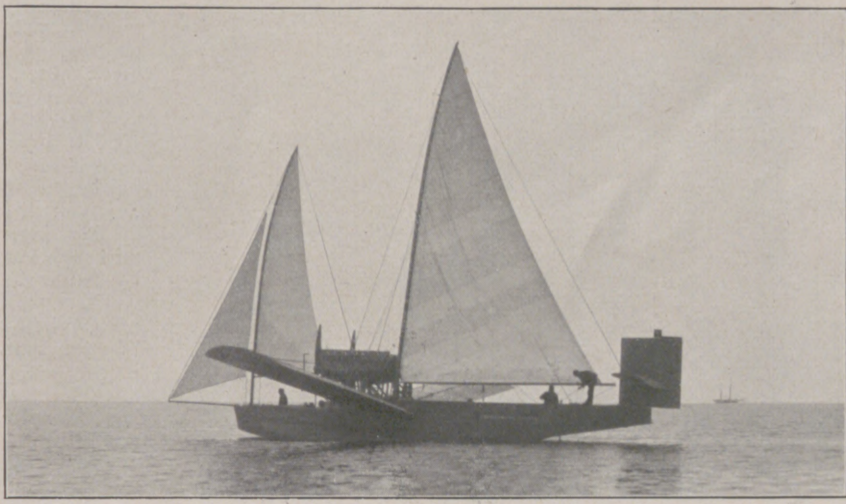


Der deutsche und der englische Botschafter als Gäste der spanischen Königsfamilie bei einem ländlichen Fest in Madrid. In der Mitte: die Königin von Spanien; links von ihr: der deutsche Botschafter Freiherr Langwerth von Simmern; rechts von ihr: der englische Botschafter Sir Horace Rumbold.



Der Kongreß des „Pen-Clubs“, der internationalen Vereinigung von Dichtern und Schriftstellern, in Paris, der am 27. Mai eröffnet wurde: Während der ersten Sitzung. Die deutschen Teilnehmer: Karl Federn (×) und Heinrich Mann (××).





Eine Hilfsbesegelung für Hochseeflugzeuge, die an dem Rohrbach-Leichtmetallflugboot „Ro 3“ erprobt wurde. Die Besegelung, mit der eine Geschwindigkeit von etwa 10 Knoten erreicht wird, hat ungefähr 90 qm Fläche, ist eine Art Schonertakelung und umfaßt ein Fock-, ein Vor- und ein Großsegel. Links: „Ro 3“ im Fluge. — Rechts: „Ro 3“ unter Segeln.



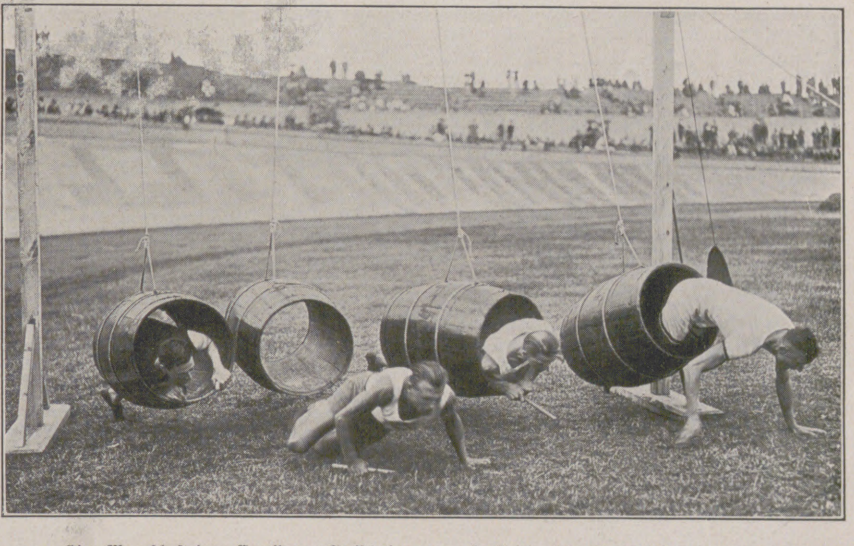




Vom 100-m-Lauf: Der Sieger Roszahegyi (Budapest) gegen Andersen (Oslo) und Schlößke (Berlin) beim Endlauf. — Links: Vom 110-m-Hürdenlauf: Der Sieger Troßbach (Berlin) beim Sprung über eine Hürde. — Rechts: Vom 400-m-Lauf: Der Sieger Schmidt (Berlin) am Ziel.

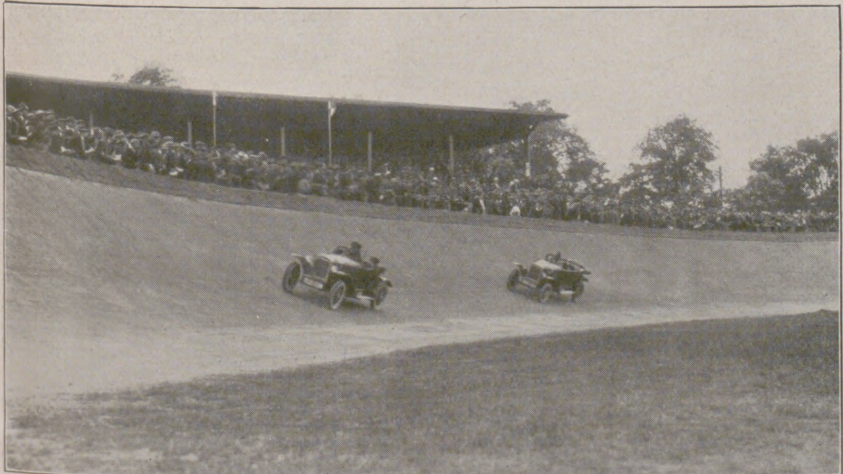


Moment aus dem Pushballspiel, bei dem der Polizei-Sportverein gegen den Deutschen Sportverein siegte.



Eine Mannschaft der „Gymkhana“-Staffel, des neuen Laufspiels, beim Durchkriechen der Tonnen.

Von dem Fünf-Städte-Kampf im Deutschen Stadion zu Berlin, der am 24. Mai zwischen den Städten Amsterdam, Berlin, Budapest, Oslo und Rom ausgetragen wurde. Sieger wurde Berlin mit 43 Punkten gegen Budapest mit 39 Punkten.



Die Einweihung der neuen, 1350 m langen Motorsportbahn zu Heide in Holstein am 21. Mai: Augenblicksbild aus dem Automobilrennen.



Von der Frühjahrs-Gruppenwettfahrt des Deutschen Segler-Bundes auf der Havel: Die Boote vorm Winde kurz nach dem Start.



Zur Aufführung des Stückes „Gesellschaft“ (Loyalty) von John Galworthy am Theater in der Josefsstadt zu Wien: Professor Max Reinhardt während einer Pause der Hauptprobe bei der Besprechung mit den Darstellern. (Phot. Willinger, Wien.)



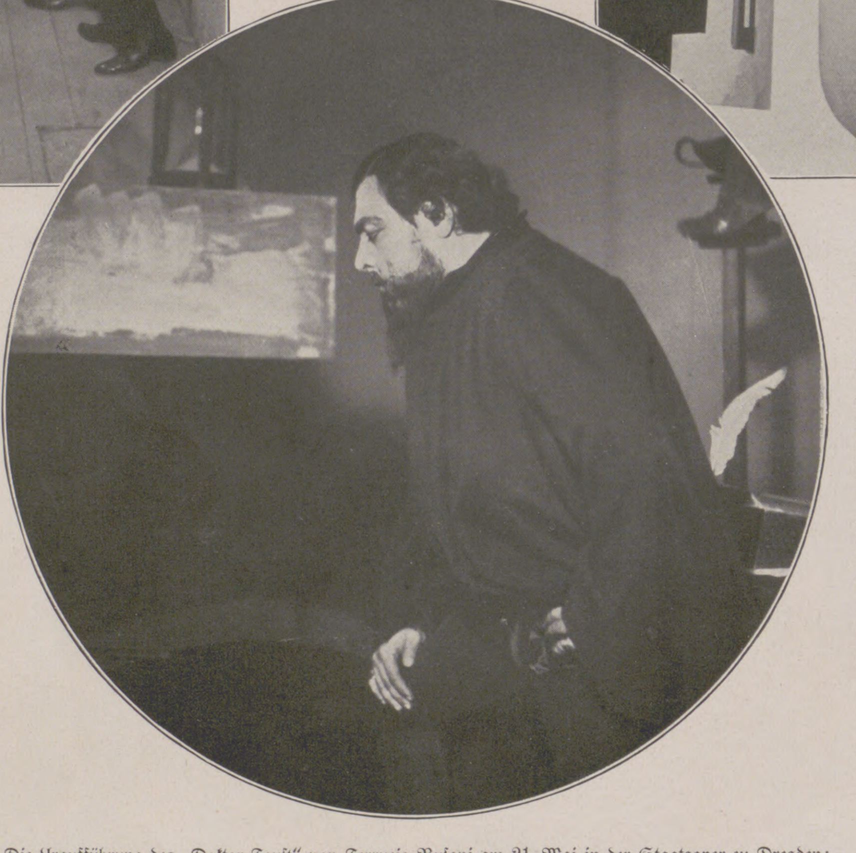
Die Erstaufführung von Georg Kaisers „Gats“ am Deutschen Volkstheater zu Wien: Der vierte Schüler (Herr Krauß) disputiert mit dem Kapitän (Herr Hadank) auf der Plattform der Arena. (Phot. Willinger, Wien.)

wagen aller Art, kurz, die Technik eine größere Rolle spielen als bisher. Beim Gaskrieg handelt es sich zur Zeit um ein Wettrennen zwischen Angriffs- und Schutzmitteln. Bemerkenswert ist, daß es heute schon möglich ist, Reserven, z. B. eine Infanterie-Division, mit etwa 400 Flugzeugen zu verschieben.

Nun zum Seekriege: Alle ausgesprochenen Seemächte, die Inselstaaten, Amerika, England und Japan, aber auch alle anderen Großmächte mit Seegeltung, Frankreich und Italien, verbessern zur Zeit ihre maritimen Kampfmittel nach im Vergleich zu früher veränderten Grundsätzen. Im Seekriege wird in Zukunft das Flugzeug noch mehr als früher die Gegner der Großkampfüberwasserschiffe und der Überwasserschifftypen überhaupt werden. Augenblicklich bestehen zwar noch überall Großkampfüberwasserschiffe, doch ist vielfach die Tendenz vorhanden, dem Bau von Unterseebooten und Hochsee-Unterseebooten (über 1000 t) größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen.

Der Seekrieg der Zukunft wird wohl damit beginnen, daß die Flotte des Gegners durch Aufklärungsflugzeuge gesucht wird, welche von mitgeführten Flugzeugmutterschiffen aufsteigen, die zur Zeit beinahe alle Marinen aufweisen; durch alle modernen Mittel, mit Hilfe von Gasbomben, Nebelbomben wird man von Hause aus danach trachten, die gegnerischen Großkampfschiffe zu vernichten.

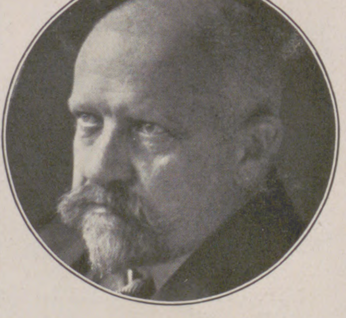
Wir sind jetzt ein Sklavenvolk, wir besitzen keine Souveränität, niemand weiß besser als wir Mitkämpfer des Weltkrieges, daß, nachdem wir uns selbst entwaffnet haben, ein deutscher Krieg gegen Frankreich für absehbare Zeit unmöglich ist. Trotzdem müssen wir Deutsche wie früher Sinn und Interesse für kriegerische Dinge behalten, denn immer wieder wird es aller Voraussicht nach Kriege geben. Maschinen, Flugzeuge werden im Kriege der Zukunft eine größere Rolle spielen als vordem. Die Menschen aber, die diese Maschinen bedienen, die Maschinengewehrführer, die Flugzeugführer, die Soldaten, alle Leute, die im Gaskrieg aushalten sollen, haben stärkere Nerven, haben mehr Patriotismus, mehr Tapferkeit, kurz, noch bedeutendere moralische Eigenschaften als bisher notwendig, müssen seelisch und körperlich noch besser vorgebildet sein als die bisherigen Menschen. Zahl, Material und Moral werden auch die Waffen des Zukunftskrieges bleiben.



Die Uraufführung des „Doktor Faust“ von Ferrucio Busoni am 21. Mai in der Staatsoper zu Dresden: Robert Burg als Dr. Faust. Bühnenbilder: Karl Dannemann; musikalische Leitung: Fritz Busch.
Das von dem im vorigen Jahre verstorbenen Komponisten nicht vollendete, durch Philipp Jarnach, seinen Schüler, ergänzte Werk geht auf die mittelalterlichen Puppenspiele vom „Doktor Faust“ zurück. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)



Dr. Federico M. Quintana,
der neue argentinische Gesandte für Berlin, der demnächst dem Reichspräsidenten sein Beglaubigungsschreiben überreichen wird.



Prof. Dr. Gustav Pazaurek,
Direktor des Landes-Gewerbemuseums in Stuttgart, der hochverdiente Förderer des deutschen Kunstgewerbes, feierte am 21. Mai seinen 60. Geburtstag.



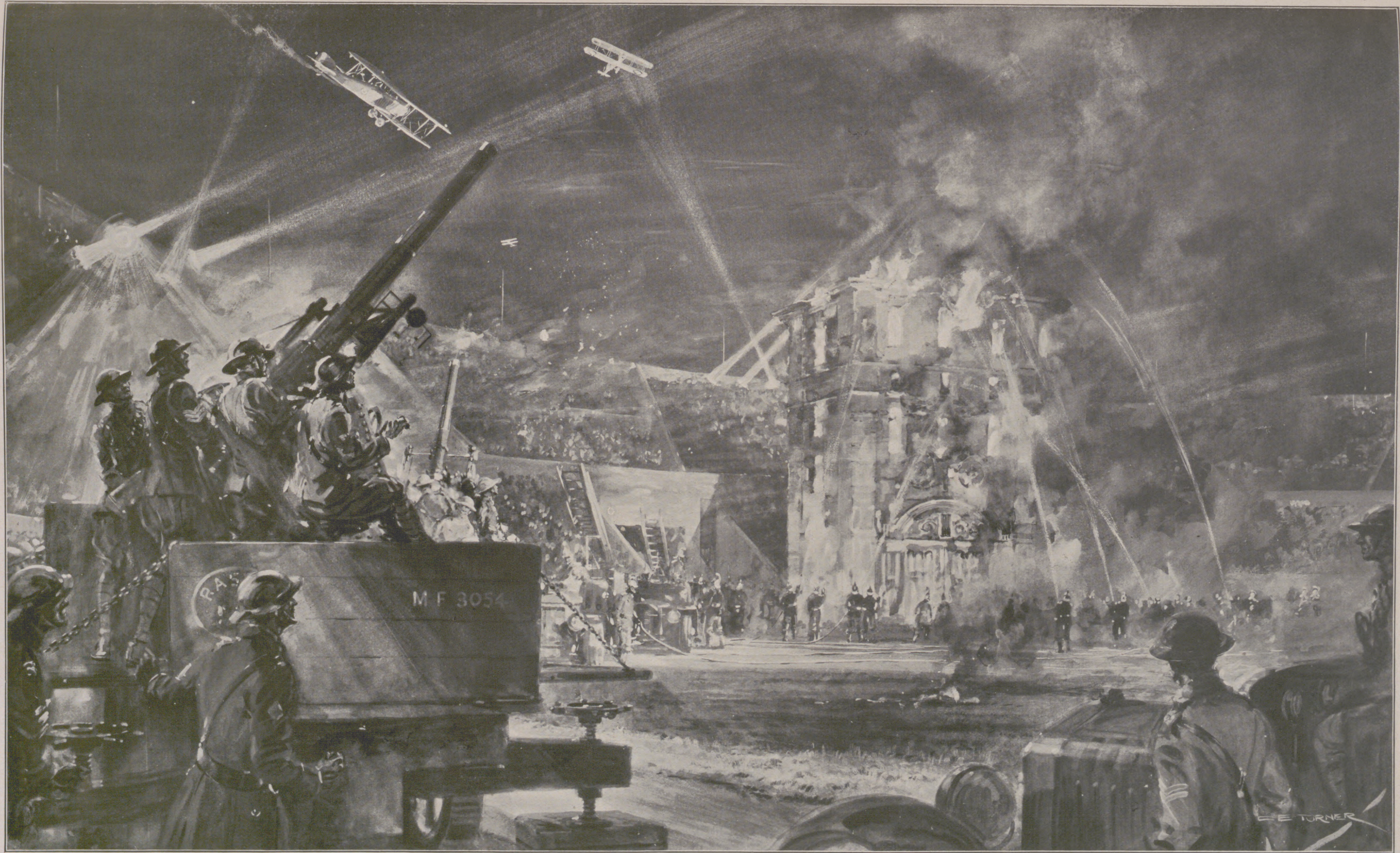
Die Erstaufführung von Igor Strawinskys „Petruschka“ am 23. Mai im Nationaltheater zu München. Der Inhalt dieser geistreichen Groteske ist das Werben des romantischen Petruschka (des russischen Pierrot) und eines reichen Genüßlings um die Gunst einer Tänzerin, wobei der Arme den kürzeren zieht; Ort der Handlung ist ein russisches Volksfest um das Jahr 1830. (Phot. Heyden, München.)



Thomas Mann,
der berühmte Romanschriftsteller und Novellist, beging am 6. Juni in München seinen 50. Geburtstag.



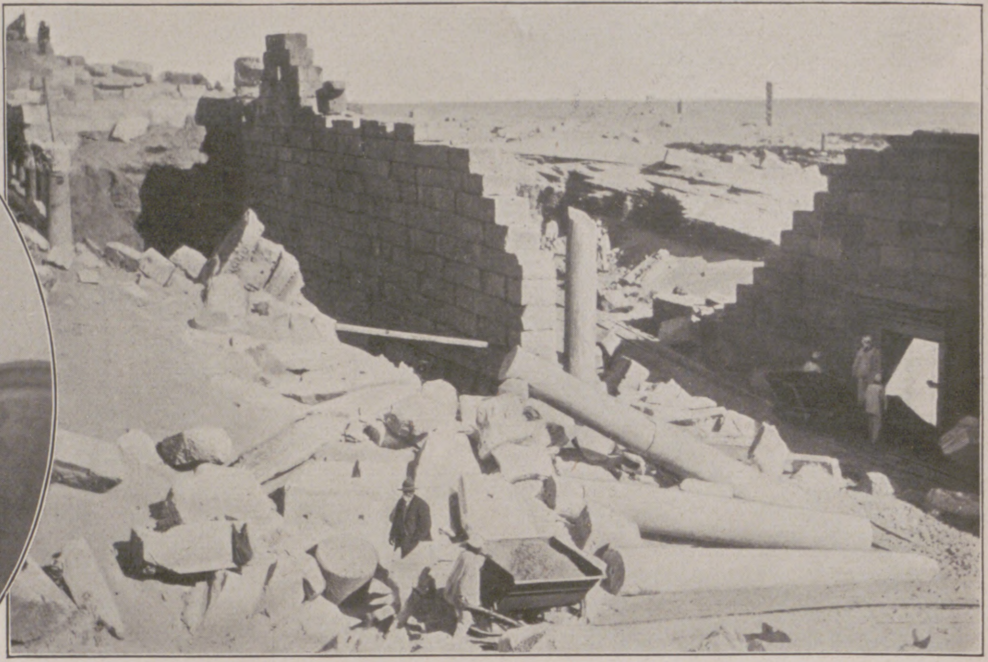
Ferdinand Eduard Freiherr v. Stumm,
Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Botschafter z. D., starb am 10. Mai in Locarno (Schweiz) im 82. Lebensjahre.



Ein „Krieg im Frieden“: Der Luftangriff und seine Abwehr als nächtliches Schauspiel im Stadion der neu eröffneten Britischen Reichsausstellung im Wembleypark zu London. Nach einer Zeichnung von C. E. Turner.

Die stolze Sicherheit des Engländers auf die bisher unangreifbare Insellage seines Landes hat durch die Entwicklung des Flugwesens seinen starken Stoß erlitten. Die englische Regierung ist darum bemüht, durch Ausbau der eigenen Flugstreitkräfte und Abwehrmittel jedem etwaigen Luftangriff begegnen zu können. Zur Beruhigung der Bevölkerung, zugleich aber auch, um ihr ein Schauspiel zu bieten, wie es an Lichtwirkungen und Aufregungen bisher einzig dasteht, werden allabendlich im Stadion der Britischen Reichsausstellung Luftangriffe von erleuchteten Flugzeugen mit Bombenabwurf auf ein Gebäude ausgeführt. Zwischen das Platzen der Bomben krachen die Abwehrkanonen, und die am nächtlichen Himmel umherschweifenden, die Flugzeuge aufsuchenden Lichtkegel riesiger Scheinwerfer sowie das brennende Gebäude, auf das Feuerwehr gewaltige Wasserstrahlen schleudert, hinterlassen nach all den vielen Vergnügungen des Tages in der Ausstellung bei den Zuschauern einen unauslöschlichen Eindruck.





Von den Ausgrabungen in der italienischen Kolonie Tripolis, bei denen die altrömische Kolonialstadt Leptis Magna aus dem Wüstensande bloßgelegt wurde und wertvolle Zeugen antiker Architektur und Kunst zutage kamen: Blick auf einen Teil der ausgegrabenen Stadt.

Links: Der Nordpolforscher Roald Amundsen mit seinem Begleiter Lincoln Ellworth in Oslo kurz vor der Abreise.





Die Feierlichkeiten zur Wiedereröffnung des Hafens von Yokohama, eines der wichtigsten Häfen Japans, der durch das große Erdbeben vor zwei Jahren zerstört worden war.

Rechts: Von der Afrikareise des Prinzen von Wales auf dem Schiff „Repulse“: Beehrung des Prinzen bei der Aquatortaufe mit der „Befehlshaberschaft über die sieben Meere“ und mit dem „Kommando über die alten Seehunde“ durch den König Neptun.





Von der Elfhundertjahrfeier der Universität Pavia am 21. Mai: Links: Während der Rede des deutschen Deligierten (auf der Tribüne) bei den Feierlichkeiten im Hofe des alten Kastells. Rechts: Die italienischen und ausländischen Vertreter der Hochschulen bei dem Festzuge von der Universität zum Kastell.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(11. Fortsetzung.)

Dem Freiherrn von Tschirnhausen schien es jetzt angebracht, dem Bedrängten zu Hilfe zu kommen: „Wollen Euere Majestät," sagte er, „dem Böttger zugute halten, daß ich ihn zum Teil von seinem Weg abgezogen und auf einen anderen gebracht habe."

Der König sah sich ungehalten im Raume um. Da standen Bottiche mit verschiedenen Erden, Mischtröge mit fließendem Wasser, Töpferscheiben, Schleifmühlen, Öfen, die eine dicke Gluthitze aushauchten, Scherben lagen in Haufen an den Wänden. Die Arbeiter hatten die Hände sinken lassen und sahen verdutzt dem gefährlichen Auftritt zu. „Ich merk's," sagte der König, „schaut hier nicht aus wie in einer Goldküche, sondern eher wie in einer Töpferei."

„Wenn aber", keuchte der Freiherr begeistert, „aus dieser Töpferei mit Gottes Hilfe sollte das Porzellan hervorgehen!"

„Das... wäre...," meinte der König zögernd, indem er die Stirn zusammenzog, „das wäre freilich fast so gut wie Gold."

„Besser, Majestät, besser!" rief der Freiherr.

Wie ein Hauch der Vergangenheit hatte es Böttger aus den Worten des Königs angeweht. Hatte man ihm nicht Ähnliches schon einmal gesagt? Wer denn nur? Jetzt entsann er sich, sein Prinzipal Zorn, damals, als der Goldtaumel über ihn hereingebrochen war.

Indessen hatte Tschirnhausen sich über das Probierloch des Ofens gebückt und sich überzeugt, daß der Segerkegel ins Schmelzen geraten sei. „Der Brand ist gar," rief er erregt, „Euere Majestät werden Zeuge sein..." Schon war der Königlich Polnische Hof-Reise-Röhren- und Ofenloch-Verschneider, der sich kraft seines Titels sehr im Vordergrund stehend vorkam, an den Ofen getreten und hob den Hebel. Die eiserne Tür ging auf, und man sah in die Glut hinein, in der die Kapsel mit dem Gut stand. Die Arbeiter waren jetzt auf einmal sehr eifrig bei der Sache; ihr Stolz war geweckt, sich vor den Augen des Königs mit diesen geheimnisvollen Erfindungen bemühen zu dürfen, um derentwegen man sie so streng unter Eid genommen hatte. Sie gingen Köhler zur Hand. Mit eisernen Zangen wurde die feuerfeste Tonkapsel gepackt und hervorgeholt. Einer schwang den Hammer gegen die braunrote Wand; in Scherben sank sie zusammen. Eine schlanke Vase stand da, nach der Art der chinesischen geformt, mit edlen Linien überaus gefällig sich darbietend, nur in einem unscheinbaren, stumpfen Grau. Es war das erste Stück, das ohne Verzerrung aus dem Brand hervorgegangen war.

Beglückt wollte sich Tschirnhausen an den König wenden, da gab es einen Ton wie das Reißen einer Saite, und um die Wölbung der Vase, wo sie aus dem Fuß hervorwuchs, zog sich ein feiner Sprung.

„Nun wohl," sagte Tschirnhausen gefaßt, aber doch mit einem feuchten Schimmer der Enttäuschung in den Augen, „das müssen wir hinnehmen. Wir haben keinen anderen Lehrmeister als die Erfahrung. Aber wir werden dennoch Fliesen machen, nach der Art der Delfter und vielleicht auch Porzellan..."

„Mein lieber Tschirnhausen," sagte der König, der dem Vorgang mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, „Euere Wissenschaft in Ehren, aber dahin werdet Ihr mit Euerem Gesellen hier niemals gelangen, daß Ihr den Chinesen gleichkommt." Und seinen Degen aus dem Wehrgehänge nehmend, hielt er ihn mit dem porzellanenen, drachenbemalten Griff Böttger vors Gesicht: „Will Er mit seinem grauen Steinzeug da sich wirklich vermessen, je etwas dergleichen zu machen?"

Es kam ein Strecken und Recken in Böttgers Gestalt: „Und doch will ich mich Euerer Majestät verpflichten..."

„Ja, im Versprechen und Wortemachen ist Er groß, das weiß ich schon", rief der König, erzürnt über diese Anmaßung. „Laß Er die Scherben in Ruhe und schaff' Er mir Gold. Er hat sich mir verbunden, monatlich wenigstens fünfzigtausend Dukaten zu liefern, die will ich vom ersten Dezember ab haben, bis der Betrag von sechzig Millionen voll ist. Tu Er mir zu recht, Böttger, sonst..." Er unterbrach sich, indem er den Degen ins Wehrgehenk zurückstieß und dann die Hand in der Luft zusammenkrampfte, als schließe er sie würgend um einen Hals.

„So habe ich", sagte Tschirnhausen sehr blaß, nachdem der König gegangen war, „Seine Majestät schon lange nicht gesehen. Und daß sich der Fürst so völlig schweigend verhalten und kein Wort geäußert, will mir nichts Gutes verheißen. Ich fürchte, Böttger, es geht Euch jetzt wirklich an den Kragen. Mag sein, daß dem König diese beiden anderen Goldmacher, der Lichtwer und der Schäfer, scharf zugesetzt haben, und daß er glaubt, Euch jetzt die Daumschrauben anlegen zu können. So viel ist gewiß, jetzt heißt es arbeiten. Entweder das Gold muß her... oder das Porzellan, sonst..."

Er stockte, sah Böttger angstvoll an und fuhr dann mühsam fort: „— — sonst seid Ihr verloren und..."

Er hielt wieder inne, wankte, fuhr mit der Hand nach der Stirn, auf der große Schweißperlen hervortraten, lächelte gezwungen.

„Was ist Euch?" fragte Böttger besorgt.

„Die Hitze," stammelte der Freiherr mit lahmer Zunge, „die Erregung..." Plötzlich taumelte er und brach, sich um sich selbst drehend, zusammen, während ihm ein Strom hellroten Blutes aus dem Munde schoß und ein mattes, verwundertes Lächeln auf sein Gesicht trat.

XVI.

Das war der letzte Tag gewesen, den der Freiherr im Laboratorium hatte verbringen dürfen. Er lag zu Bett und gab und empfing Nachricht nur mittels Zettelchen und Brieflein.

Böttger aber stürzte sich zähneknirschend auf die Arbeit. Er erneuerte seine Versuche, erfand Verbesserungen im Kleinen und Großen und war von einer Zähigkeit, die seine Arbeiter in Erstaunen setzte. Als ob er übermenschliche Kräfte in sich hätte, hielt er drei, vier Nächte hintereinander aus, ohne zu ruhen. Er fand sich dann oft, plötzlich aus einer Dunkelheit auftauchend, an irgendeiner Wand lehnen, wo er stehend eingeschlafen war. Mit einigen Flaschen Wein befeuerte er sich wieder und begann von neuem.

Seit Köhler, der Königlich Polnische Hof-Reise-Röhren- und Ofenloch-Verschneider, einmal in der Trunkenheit so unvorsichtig geheizt hatte, daß ein Stück glühender Holzkohle unter die Sägespäne geflogen war und dort nach stundenlangem Glimmen eine helle Flamme hervorgeschlagen war, verließ Böttger das Laboratorium gar nicht mehr. Wenn er zusammenbrach, schlief er einige Viertelstunden in der Kohlenkammer nebenan.

Es ging nicht mehr um den König, auch nicht einmal um den eigenen Hals, sondern nur um den sterbenden Freund, dem Böttger den Sieg wollte melden können, denn daß es mit Tschirnhausen zu Ende ging, versäumte Nehmitz nicht, täglich mit Genugtuung zu wiederholen.

Einmal aber mußte Nehmitz selber melden, es sei königlicher Befehl gekommen, Böttger zum Freiherrn zu bringen. In einer verdeckten Sänfte wurde der Laborant aus der Bastei getragen, die sechs verantwortlichen Offiziere gaben ihm das Geleit, und drei von ihnen blieben vor dem Portal des Tschirnhausenschen Palais, während ihn drei bis in das Vorzimmer führten.

Die Freifrau selbst kam Böttger entgegen. „Wie lang ist das nun her, daß ich Euch zum erstenmal gesehen?" sagte sie und gab sich selbst die Antwort: „Es mögen nun wohl acht Jahre sein!" Sie betrachtete ihn und fand, daß er in der kostbaren Kleidung, an der es der König ihm nicht fehlen ließ, recht stattlich und in seiner von Nachtwachen und dem Ringen um sein Ziel herrührenden Blässe ungemein interessant aussah.

„Kommt," fuhr sie fort, indem sie ihn an der Hand ergriff, „er will Euch sprechen."

Das ist ein Sterbezimmer, dachte Böttger, als er eintrat. Die Vorhänge waren vor die Fenster gezogen, fahl leuchtete das Linnen des Bettes. Das gelbe, eingefallene Gesicht auf den spitzenbesetzten Polstern, war das sein Freund?

Er versuchte, indem er an das Bett trat, möglichst munter und zuversichtlich auszusehen, als könne er damit dem Kranken irgendwie helfen. „Ich will nur wissen..." flüsterte Tschirnhausen, seine Hand mühsam unter der Decke hervorziehend und auf die Böttgers schiebend, „wissen, wie es um Euer Werk bestellt ist..."

Böttger sah sich um. Auf dem Tischchen neben dem Bett stand ein Glas Milch und eine Schale mit Pomesinensaft.

„Er nimmt nichts anderes," klagte die Freifrau, „er hat einen harten Kopf. Von den Medizinen will er nichts wissen. Er ist ein schlimmer Kranker!"

„Nicht mein Werk", antwortete Böttger dem Freund, ohne auf die Äußerungen der Freifrau einzugehen. „Nicht mein Werk... u n s e r Werk..."

Der Freiherr schüttelte fast unwillig den Kopf. „Ich hab' Euch nur den Weg gewiesen. Was hab' ich dazu getan? Wenn es gelingt, so habt Ihr Euch alles selbst zuzuschreiben."

Böttger holte unter dem Mantel einen verhüllten Gegenstand hervor und begann das Packleinen abzuwickeln: „Ich hab' Euch etwas mitgebracht!" Und stellte eine Teekanne auf das Tischchen neben dem Bett.

Mit einem Ruck saß der Freiherr aufrecht. „Licht!" rief er, „Licht!"

Die Freifrau zog die Vorhänge zurück, und der Tag spiegelte sich auf den glatten glänzenden Flächen des Gefäßes, die in einem herrlichen dunklen Rot erstrahlten.

„Wie wunderbar!" sagte der Freiherr, andächtig die Hände faltend. Dann nahm er die Kanne an sich, tastete über ihre Formen hin. „Kein Fehl," murmelte er, „untadelig, als... als... ob es Gott so geschaffen hätte."

Mit Tränen in den Augen sah er zu Böttger auf.

„Ich danke Euch."

„Das macht nun keine Schwierigkeit mehr," sagte dieser gleichmütig, „ich kenne nun die Tücken. Die Öfen sind verbessert, es mißrät mir kaum mehr ein Stück."

„Und diese herrliche Farbe," staunte der Freiherr, „die Ihr durch den Schliff zuwege bringt! Wir wollen es Jaspisporzellan nennen, weil es wie ein Edelstein aussieht."

„Und noch etwas, das Euch freuen wird," fuhr Böttger fort, indem er seine Stimme dämpfte, „ich bin dem echten, weißen Porzellan auf der Spur."

In die Kissen zurücksinkend, sah der Freiherr verklärt zum Betthimmel auf, den ein pausbäckiger Engel in Falten gerafft hielt, und die Hand, die in der Böttgers ruhte, zuckte und zitterte, verriet seiner Seele glückselige Bereitschaft.

„Erinnert Ihr Euch," flüsterte Böttger, „als wir uns zum erstenmal sahen, erwähnte der Bergrat Pabst der Schnorrschen weißen Erde. Ich menge sie mit Colditzer Ton im Verhältnis zwei zu eins, dazu kommt Alabaster oder Kreide, als Flußmittel Feldspat oder Kiesel. Das Feuer darf nur langsam gesteigert werden. Jetzt brennt der Ofen schon fünf Tage und Nächte."

„Wie lange noch?" murmelte Tschirnhausen kaum hörbar.

„Noch zwei Tage, schätze ich..."

„Noch zwei Tage..." wiederholte der Freiherr, „noch zwei Tage, dann... hört, Böttger, ich habe... vom König erwirkt, daß Ihr auf Verlangen jederzeit zu mir könnt... jederzeit... Nehmitz weiß davon ... wenn es so weit ist... das Land Sachsen..."

Seine Augen waren geschlossen, die Hand in Böttgers umschließenden Fingern erschlaffte.

Nach einer Weile, während der er regungslos gesessen hatte, fühlte sich Böttger an der Schulter berührt. „Kommt, er ist eingeschlafen..." sagte die Freifrau leise.

Böttger löste seine Finger behutsam von Tschirnhausens Hand und folgte ihr.

„Wollt Ihr mir nicht eine Viertelstunde gönnen?" fragte die junge Frau, indem sie eine Tür öffnete, die auf den Gang zum Krankenzimmer mündete. „Tretet auch in mein Reich."

Es blieb Böttger nichts anderes übrig, als ihr den Willen zu tun. Weiche Teppiche lagen unter seinen Füßen; in Silber und Weiß waren die Wände gehalten, deren geschnitzte Verzierungen sich um viele kleine Konsolen wanden, und auf jeder von diesen stand eine kostbare chinesische Porzellanvase oder ein kleines Figürchen.

„Das wollt Ihr also jetzt den Chinesen nachmachen?" fragte die Frau, auf die Wände weisend.

„Ja", sagte Böttger zerstreut.

„Acht Jahre also," nahm sie das Gespräch von vorhin wieder auf, „sollte man es glauben? Ich bin indessen eine alte Frau geworden." Sie fing seinen Blick auf und lenkte ihn auf sich, ihn zwingend, zu bemerken, daß sie noch immer jung, hübsch und begehrenswert war.

„Die Zeit hat keine Macht über Euch", murmelte er artig.

„Findet Ihr?" Sie lächelte ihm entgegen, nach mehr Schmeicheleien begierig. „Ihr seid ein Goldmacher. Macht Ihr allen Frauen so goldene Worte?"

Wie er in ihre lockenden, lachenden, lebenslustigen Augen schaute, überlief es ihn heiß.

„Ich habe wenig Freude in meinem Leben gehabt. Man muß sich nur wundern, daß man noch jung ist. Der Freiherr war mehr mit seinen Retorten und Mühlen verheiratet als mit mir."

Er wußte, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um diese zärtliche, zierliche, leichtgesinnte Frau an sich zu ziehen. Die Frau seines Freundes, der ihm in allen Widrigkeiten und Anfeindungen die Treue gehalten hatte, während ihm, wie man munkelte, in seinem Hause nicht Gleiches mit Gleichem vergolten wurde.

„Der Ofen ist im Brand!" sagte er beinahe zornig über diese Versuchung, die sozusagen am Krankenlager seines Freundes an ihn herantrat, „Ihr werdet mich entschuldigen!"

Er ging und lies eine Enttäuschte und Schmollende zurück. „Ungeschliffener Patron!" sagte sie halblaut und erbost.

Es war alles in Ordnung, als Böttger in das Laboratorium kam. Köhler, nüchtern wie eine Schulbank, hatte sorgsam Wache gehalten. Nur langsam war die Glut gesteigert worden, und nun ließ ihr Böttger neues Futter zuführen, denn noch rührten sich die Probierkegel nicht. Stunden schlichen träge hin, es wurde Abend, nur die drei Getreuen, Schubert, Köhler und Wildenstein, blieben bei Böttger zurück. Drüben starb der Freiherr, und hier wollte das Werk, das er erleben mußte, nicht reifen. Und doch durfte es nicht beschleunigt werden, denn wenn irgendwann, so galt hier vor allem das Grund- und Urwort alles Erfolges: „Geduld."

Während Böttger ruhelos zwischen Ofen und Fenster hin und her wanderte, hörte er plötzlich einen dumpfen Schlag hinter sich, und sich umblickend, sah er, daß Schubert, unfähig sich aufrechtzuerhalten, einfach zusammengesunken war und schlafend auf dem Boden lag. Auch die beiden übrigen sahen wandelnden Leichen ähnlicher als lebendigen Menschen, und Böttger entsann sich erst jetzt, daß sie gleich ihm nun schon die sechste Nacht wachten. Er schickte sie nebenan in die Kohlenkammer, um dort auf den Decken ein wenig zu schlafen.

„Der Ölberg," murmelte er, „das ist immer so, wenn die Entscheidungsstunde herannaht."

In der dritten Morgenstunde kam Wildenstein wieder hervor, noch torkelnd vor Schlaftrunkenheit, aber tapfer sich zusammenraffend; jetzt möge der Herr Laborant schlafen gehen. Das war Böttger unmöglich; aber ebenso unmöglich war es ihm, vor dem Ofen zu hocken. Von der Hitze betäubt, mußte er sich erfrischen, gegen seine Ermüdung durch Bewegung ankämpfen. Er nahm einen Leuchter und begann die langen, dunklen Gänge der Bastei entlangzuwandeln, durch die frische Zugluft strich, daß die Kerzenflamme flackerte. An vielen Türen kam er vorbei, die in unbekannte Räume führten. Schatten liefen vor ihm her, wichen auseinander, begegneten ihm und schlossen sich hinter ihm wieder zusammen. Eine halb offene Tür knarrte in den Angeln. Böttger öffnete sie ganz, sah in ein leeres, von niedrigen Gewölben überspanntes Zimmer.

Stand dort hinten nicht eine regungslose Gestalt?

Böttger hob die Kerze und trat näher. Es war eine eiserne Figur in altertümlicher Frauentracht mit einer Halskrause und steifem Faltenrock bis zum Boden herab; die Arme waren bis zur Schulterhöhe erhoben, und in jeder Hand hielt sie ein mächtiges Schwert. Die eiserne Jungfrau also und das Heimliche Gericht, von dem die Sage erzählte. Welches wohl die Diele war, auf der man dem Schwerthieb der Vernichtung anheimfiel?

„Das wissen wir niemals," sagte jemand hinter Böttger, „wann wir uns dem drohenden Geschick preisgeben."

Herumfahrend sah er sich einem hochgewachsenen Mann in einem alten, blauen polnischen Schnürrock gegenüber, mit einer ungarischen Mütze auf dem Kopf, von dem dichtes eisgraues Haar herabfiel.

„Der Meister!" stammelte Böttger, „Laskaris!"

„Ich bin gekommen," sagte der Grieche mit einem milden, sanften Lächeln, „um dir zu sagen, daß ich dich nun löse. Du hast selbst aus der Wirrsal finden müssen, in die du durch deine Schuld gefallen bist."

„Durch meine Schuld?" murmelte Böttger, dem gar bitter zumute wurde, weil das, was ihm an Gewalt und Unrecht getan worden, auf seine eigene Rechnung gesetzt sein sollte.

„Hast du nicht vergessen," fuhr der Mönch fort, „daß, was du dir erhalten willst, täglich neu gewonnen sein will? Habe ich dir damals nicht gesagt, daß das große Magisterium nur mit reinen Händen will betreut sein, daß Lug und Trug ihm fernbleiben müssen? Denn jedes Werk hat seine Seele, in allen Dingen ist Geistiges eingeschlossen. Und du? Wie hast du der Wahrheit Gewalt angetan? Hast du nicht die Leute glauben lassen, du habest das Arkanum aus dir selbst gefunden? Darum hast du dich immer tiefer in Lügen verstrickt bis zur Gefahr Leibes und Lebens und Unterganges deines besseren Ich."

Da sah Böttger den Zusammenhang alles Geschehenen so deutlich vor sich, daß er erschrak. „Es ist wahr..." sagte er beklommen.

„Nun aber bist du gelöst. Zum erstenmal hast du aus dir selbst gewirkt" — in freundlichem Blau leuchteten die Augen des Greises — „aus eigener Kraft hast du deine Hände gesegnet und dich gereinigt. Geh nun... geh... und vollende."

Wieder war es Böttger wie damals in Berlin, daß er in einem Zustand von Verwirrung zurückblieb, als erwache er aus einem Traum.

Er stand allein vor der fürchterlichen Henkersmaschine, deren eisernes Gesicht mitleidslos über ihn hinwegsah. Irgendwo in der Tiefe rauschte es wie Wasser. Rief ihn nicht da eine Stimme?

Zurück, zurück zu seinem Werk! Er beeilte seinen Schritt, angstvoll beinahe, daß er Wichtiges versäumen könnte. Man rief ihn wirklich. „Meister! Meister!" klang es dringend, und unter den Gewölben antwortete das Echo, daß es von allen Seiten zugleich scholl: „Meister! Meister!"

Es war das erstemal, daß er Meister gerufen wurde.

Wildenstein stand unter der Tür des Laboratoriums: „Die Kegel fließen!"

Böttger trat an den Ofen heran und riß den Hebel hoch. Sie packten zu zweit den glühenden Tonklumpen mit der mächtigen Zange an, zerrten ihn hervor. Unter den Hieben des Hammers barst die Form: da lag eine Schale vor ihm, edelster Form, von leuchtend reinem Weiß mit blauem Zierwerk in chinesischem Geschmack.

„Nun: besteh oder vergeh!" murmelte Böttger und ließ die fast noch glühende Schale aus der Zange in einen Bottich eiskalten Wassers gleiten. Es zischte auf. Aber unversehrt lag das Töpferwerk auf dem Grund, schimmerte hell durch die Flut. Böttger tauchte den Arm ein, holte die Schale hervor, hielt sie gegen das Licht. Undeutlich schimmerte es durch den Boden. Er wandte sie um. Da waren die blauen gekreuzten Schwerter, die Böttger aus dem sächsischen Wappen genommen und seinem Porzellan zum Zeichen gegeben hatte.

„Rasch," rief der Meister, „lauf' Er, weck' Er den Nehmitz und die Wache. Ich will zum Freiherrn —"

Durch den dämmernden Morgen ließ er sich im Laufschritt zu Tschirnhausens Palais tragen. Das Tor stand weit offen; eine Menge Diener waren damit beschäftigt, das Stiegenhaus mit schwarzem Tuch auszuschlagen. Immer langsamer wurde Böttgers Schritt. Er ging durch die Leute hindurch, die sich im Vorzimmer bereits versammelt hatten und trat in das Sterbegemach. Sechs Kerzen auf Silberleuchtern brannten auf jeder Seite des Bettes; schwarz stand der Pastor am Fußende des Lagers. Bei Böttgers Eintritt erhob sich die junge Witwe von den Knien und sah den Eindringling kalt, beinahe feindselig an. „Er ist tot", sagte sie.

Böttger hob die leuchtend weiße Porzellanschale hoch empor vor das stille, regungslose Gesicht des Toten, hielt sie einen Augenblick schwebend und ließ sie dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, fallen, daß sie klirrend zerbrach.

Das war sein Totenopfer für den Freund.

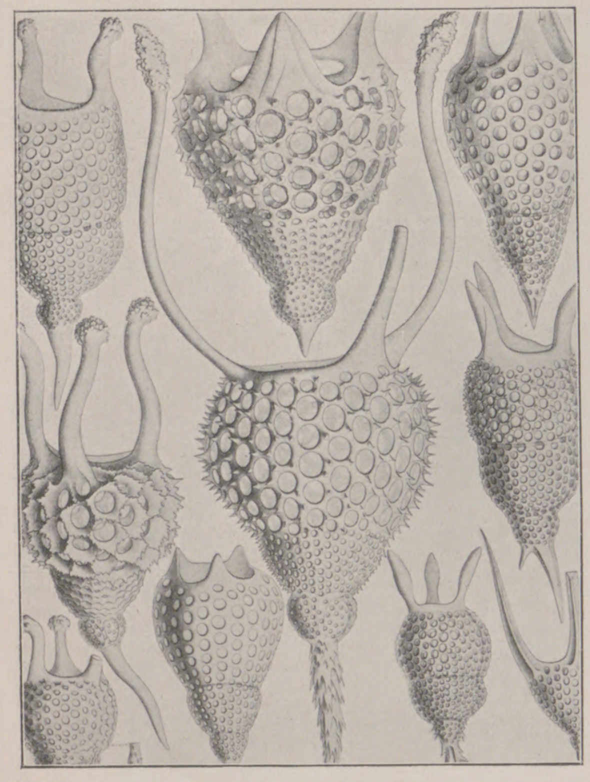
(Schluß folgt.)



An der Quelle. Nach einem Gemälde von Hans Rud. Schulze.

Die Überwindung des Lebens durch den Stoff.

Von Dr. A. Schrammen. Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



1. Kieselskelette von Strahlingen. (Aus dem Challenger Report.)

Hier soll kurz vom Erlöschen der lebenden Schöpfung nach unabänderlichen Gesetzen, denen auch die Menschheit unterworfen ist, gesprochen werden. Wenn wir nur die Tierwelt kennen würden, die auf und über der Erde läuft, schwimmt und fliegt, ahnten wir wohl kaum, daß so viele ihrer Gruppen gar nicht bis zur Jetztzeit gekommen, sondern schon vor undenklichen Zeiten geworden und in üppigster Entfaltung gewesen, aber bereits seit Jahrmillionen wieder vergangen sind. Es kam aber die Zeit, wo wachsender Erkenntnisdrang auch unter der Erde Zeugen vergangenen Lebens suchte und solche fand.

Bei diesen Forschungen haben immer wieder zwei große Probleme den über das einzelne hinausgehenden Blick angezogen. Die größten Namen, von Cuvier und Lamarck bis Darwin und v. Zittel, sind mit ihnen verknüpft. Das eine ergibt sich durch das plötzliche und scheinbar unvermittelte Auftreten der Tierarten.



3. Ausgestorbene Korallenart.

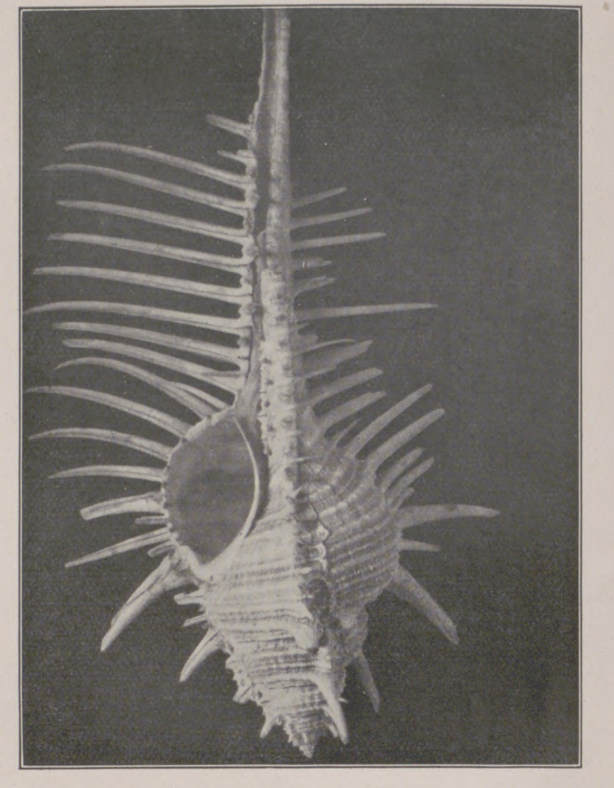
Seine Lösung hat der Verfasser in früher an dieser Stelle erschienenen Zeilen (Nr. 4182) in den Gedanken gefaßt: Alle im langen Lauf der Erdgeschichte neu erscheinenden Tierarten können gar nicht anders als plötzlich und scheinbar unvermittelt dastehen, weil sie erst nachweisbar werden, wenn die Entwicklung der Stammreihen bis zur Bildung von durch den Versteinerungsvorgang überlieferbaren Hartteilen vorgeschritten ist. Die vorausgegangenen, vermittelnden Entwicklungsstufen waren noch nicht erhaltungsfähig, darum scheinbar auch nicht vorhanden.

Das zweite Rätsel ist das vollkommene Erlöschen der Tierarten (Gruppen, Abteilungen usw.). Auch hier glaubt der Verfasser eine annehmbare Lösung geben zu können.

Überaus zahlreiche Tatsachen der Tiergeschichte zeigen, daß dem Erlöschen fast immer besondere und gleichsinnige Organisationszustände vorangehen. Ob sogenannte Urtiere, Schwammtiere, Korallen, Muscheln, Schnecken, Glieder- oder Wirbeltiere vorliegen, immer sind in jenen Fällen tote, mineralische Stoffe, meist Kalk- oder Kieselverbindungen, aber auch Chitin usw., mehr oder weniger weit über ein günstiges Verhältnis der Hartteile zu den Weichteilen entwickelt. Besonders klare Beispiele aus den Abteilungen der einzelligen Tiere bieten die Gerüste der Strahlinge oder Radiolarien (Abbild. 1). Sie bestehen aus Kieselerde, die die Organismen aus dem Meerwasser aufnehmen. Offensichtlich ist hier die Mineralerzeugung weit über den Bedarf des Gerüstes und selbst über die Bedarfsdeckung der Nebenfunktionen (Schwebefähigkeit usw.) gesteigert. Ähnlich ist es bei dem stacheligen Schneckengehäuse (Abbild. 2), der versteinerten Koralle (Abbild. 3) und dem Seeigel mit seinen keulenförmigen, aus Kalk bestehenden Anhängseln (Abbild. 4). (Bei letzterem lagern die lebenswichtigen Weichteile nur in den geschlängelten Rinnen; was dazwischen liegt, ist vom Tier ausgeschiedener Kalk!) Übertriebene Erzeugung mineralischer Stoffe bei Säugetieren, ein Gürteltier mit seinem Knochenpanzer, zeigt Abbildung 5. Die Beispiele wären unschwer beliebig zu vermehren. Alle würden zeigen, daß die eigentlichen Lebensträger, die Weichteile, von den toten Massen der Hartteile vollkommen überwuchert werden.

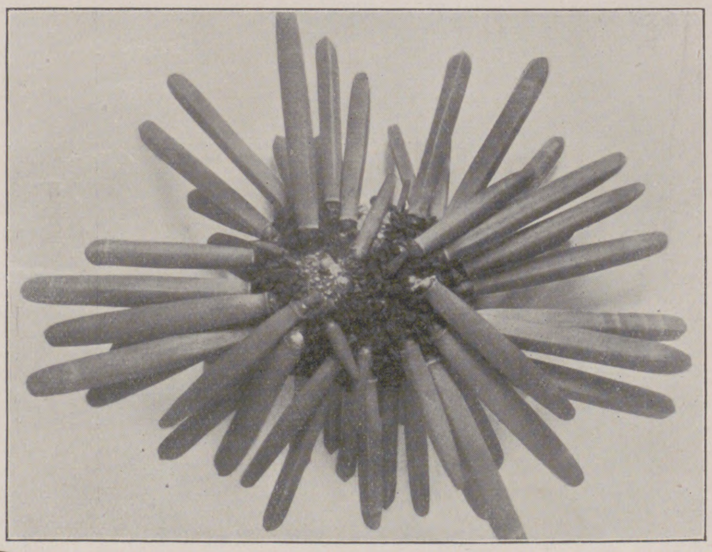
Nun lege man sich die Frage vor, ob massenhafte Ausscheidung von Mineralstoff und dergleichen schon von Anfang an auch bei den fernsten Vorfahren der betroffenen Arten vorhanden gewesen sein kann. Die auf dem Entwicklungsgedanken fußende Überlegung wird zu der Folgerung führen, die Fähigkeit zur Abscheidung starken Mineralwassers konnte ursprünglich noch gar nicht da sein, sie ist vielmehr ein Ergebnis langer Entwicklung. Eine weitere Frage: Ist es wahrscheinlich, daß der Entwicklungsgang haltmachte, sobald die Ausbildung mineralischer Hartteile in den Stammreihen erst einmal einen gewissen Grad erreicht hatte? Unzählige Tatsachen (u. a. auch die Abbildungen) beweisen das Gegenteil. Er schritt also weiter vor und untergrub die Widerstandsfähigkeit der Stammreihen durch völlige Zerrüttung des Gleichgewichts zwischen den lebenswichtigen und den Hilfsorganen. Die Folge war das Erlöschen der Arten.

Vielfach erwarben die Arten aber auch Einrichtungen, die den Vorgang der Selbstvernichtung entweder durch rechtzeitige Herstellung eines optimalen Verhältnisses zwischen Weich- und Hartteilen zum zeitweiligen Stillstand brachten oder wenigstens hemmten und verlangsamten. Der Gleichgewichtszustand wurde durch Entwicklung von Organtätigkeiten erreicht, die den Verbrauch anorganischer Substanz regelten und dem Bedarf anpaßten. (Hier liegt die Entstehung der sogenannten Hormonisierung.) Hemmend wirkte die allgemeine Massenzunahme der jüngeren Arten von

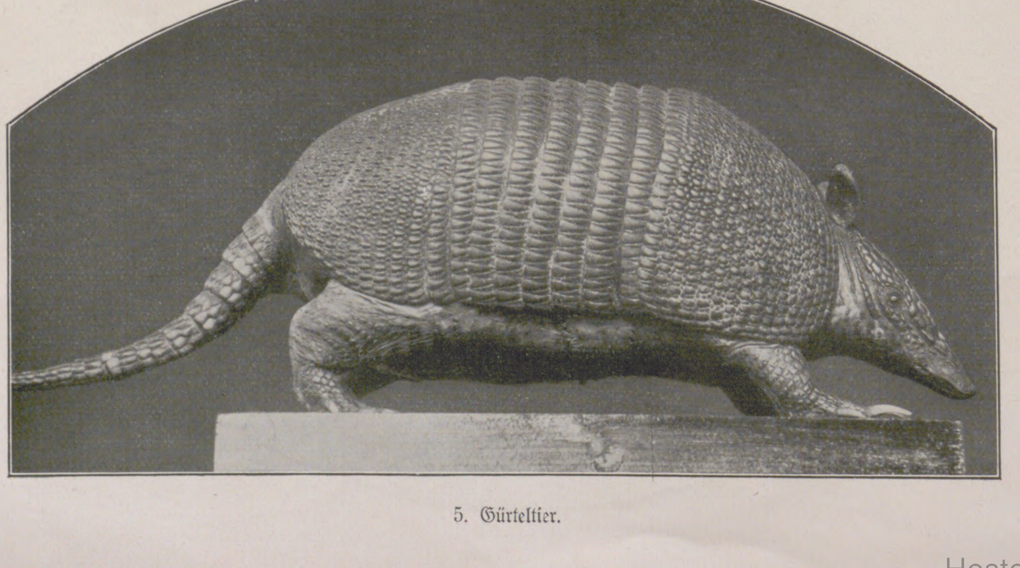


2. Schneckengehäuse mit sogenannten Verzierungen.

Stammreihen, die als gesetzmäßige Erscheinung schon lange bekannt ist, in ihrer Ursächlichkeit aber noch ungeklärt war. Eine andere Hemmungsform ist endlich in Erscheinungen verschiedenster Art zu finden, die als sogenannte „Verzierungen“, „Waffen“ usw. an den tierischen Hartteilen (Zähnen, Geweihen, stacheligen Schneckengehäusen und was es an dergleichen Überschutzmaßnahmen noch mehr gibt) auftreten. Für das Einzelwesen sind alle diese Hartteile vollkommen wertlos, wenn nicht gar mehr oder weniger hinderlich, aber auf der anderen Seite bedeuten sie für das Fortbestehen der Stammreihen sehr viel, weil sie die Möglichkeit bieten, die sich ständig steigernde Übererzeugung toter Massen durch Deponierung an einer für den Organismus erträglichen Stelle in die am wenigsten hinderliche Form zu bringen. Unter den angeführten Gesichtspunkten betrachte man noch einmal die beigegebenen Abbildungen.



4. Seeigel mit Stacheln.



5. Gürteltier.

Die Grundlage der abwegigen Entwicklung war schon gelegt, wenn eine Tierart die Fähigkeit gewann, den mit der Nahrung zugeführten anorganischen Stoff zum Teil zu behalten und zum Aufbau von Stützstoffen zu verwenden. War dies geschehen, so ging alles Weitere zwangsläufig aus der Zunahme jenes Erbmassenanteils hervor. Der Vorgang, der erst die Bedingungen der unendlichen Mannigfaltigkeit tierischer Formen schuf, trug in sich den Keim des Verderbens, indem er Entwicklungsrichtungen einleitete, die in unendlich vielen Fällen mit dem Sieg der Materie über das Leben geendet haben und noch endigen werden.





Das Geburtshaus Mörikes in der Marktstraße zu Ludwigsburg. Über der Tür (links) ein Reliefbildnis des Dichters.

Rechts nebenstehend: Die alte Dorfkirche in Cleversulzbach, wo Mörike in den Jahren 1834 bis 1843 als Pfarrer wirkte.





Links: Inneres der Dorfkirche in Cleversulzbach. Zur Linken die in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltene Kanzel, von der aus Mörike predigte. — Rechts: Das Mörike-Haus in Mergentheim (rechts), in dem Mörike in den Jahren 1844 bis 1851 wohnte.

Links im Oval: Mörikes Grab auf dem Prag-Friedhof in Stuttgart.

Rechts im Oval: Das Mörike-Denkmal im Silberburg-Park in Stuttgart.



Auf den Spuren Eduard Mörikes.

(Zum 50. Todestage des Dichters am 4. Juni.)

Eduard Mörike ist ein Kind des Schwabenlandes. Am 8. September 1804 wurde er als Sohn eines Arztes in Ludwigsburg geboren. Nach dem Theologiestudium auf dem Tübinger Stift und nach einer Hilfspredigertätigkeit in verschiedenen Orten Württembergs übernahm er 1834 das Pfarramt des Dorfes Cleversulzbach bei Weinsberg. Hier führte er ein ruhiges, nur durch anregende Geselligkeit belebtes Dasein, und hier in der ländlichen Stille des Pfarrhauses entstand seine bekannte humoristisch-idyllische Dichtung „Der alte Turmhahn“. Wegen Kränklichkeit zog er sich für einige Jahre nach Mergentheim zurück, wo er seine spätere Gattin Margarethe v. Speeth kennenlernte, die im selben Hause wie er wohnte. Danach war er in Stuttgart bis zum Jahre 1866 als Lehrer der deutschen Literatur tätig. Am 4. Juni 1875 starb er, 70 Jahre alt, und wurde auf dem Zentral-(Prag-) Friedhof bestattet, wo noch heute sein Grabdenkmal steht. Im Jahre 1880 ist seine Marmorbüste im Silberburg-Garten zu Stuttgart aufgestellt worden zur Erinnerung an ihn als den Dichter zarter, schlichter und überaus formschöner Gemütspoesie.



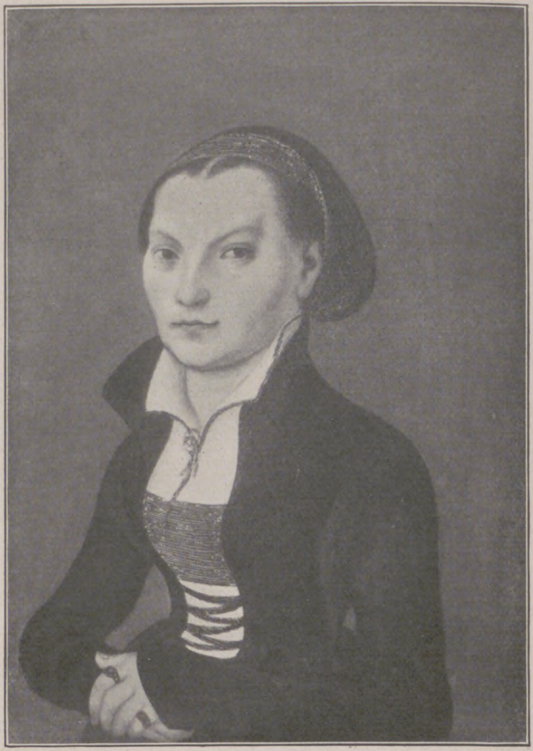
Zu Luthers 400. Hochzeitstag am 13. Juni.



Dr. Martin Luther.
Nach einem Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. aus dem Jahre 1526.
(Museum, Schwerin.)



Luthers Frau „Käthe" (1540).
Nach einem alten Medaillon in der Kirche zu Kieritzsch i. Sa.



Katharina von Bora als Luthers Frau.
Nach einem Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. aus dem Jahre 1526.
(Museum, Schwerin.)

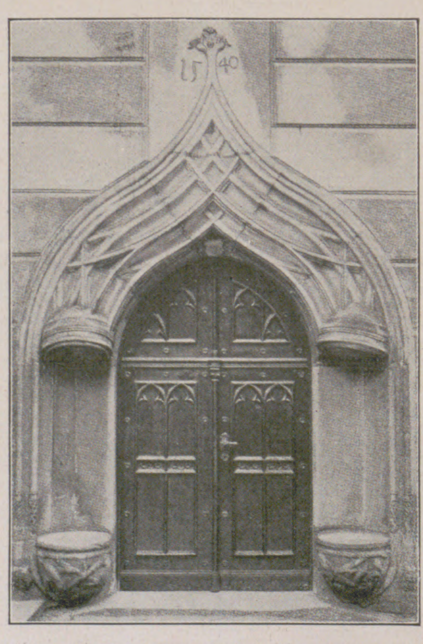
Am 13. Juni 1525 hat Doktor Martin Luther Katharina von Bora als seine Gattin in das Schwarze Kloster in Wittenberg heimgeführt. Wenn wir nach vier Jahrhunderten dieses Tages noch gedenken, so geschieht es deshalb, weil Luther die reichen Gaben, die neben den schon früh entwickelten Eigenschaften seines scharfen und furchtlosen Geistes in seinem treuen und tiefen Gemüte wurzelten, erst in der Ehe mit seiner Käthe zur vollen Entfaltung gebracht hat, und weil diese Ehe in ihrer Reinheit und Gemütsinnigkeit vorbildlich ist für jedes christliche Haus und im besonderen für das evangelische Pfarrhaus, das unserem Volk in vier Jahrhunderten eine Fülle gesunder Kraft und frommer Zucht geschenkt hat.

Zu Luthers weltgeschichtlicher Bedeutung hat seine Käthe gewiß nichts beitragen können; seine Größe liegt in dem, was er geschaffen hat, und in seinen Schriften. Die innere und äußere Wandlung aber, die sich mit ihm an der Seite seiner Gattin vollzog, tritt uns fast greifbar in den beiden Bildern entgegen, die er selbst und die Nachschreiber seiner Tischreden von dem Leben im Schwarzen Kloster vor und nach Käthes Einzug entworfen haben: Früher der einsame Mönch in seiner geflickten Kutte, in den verwahrlosten Räumen des Klosters den Tag über rastlos lesend, forschend und schreibend, bis er des Abends todmüde auf sein unordentliches Strohlager sank — jetzt der Gatte und Vater, immer noch unermüdlich tätig für andere, aber zugleich Haus und Hof ausbauend und nach getaner Tagesarbeit des Abends neben seiner Käthe sitzend, bald mit den Kindern scherzend und singend, bis sie zu Bett gebracht wurden, bald mit Freunden und treuen Schülern in ernsten Gesprächen oder heiterer Wechselrede sich unterhaltend.



Ruine des Klosters Nimbschen bei Grimma i. Sa., aus dem Katharina von Bora, später Luthers Frau, unter dem Einfluß der Reformationsbewegung am 4. April 1523 mit acht anderen Nonnen entwich.

Als Käthe, die aus dem Kloster Nimbschen geflüchtete Nonne, ihm die Hand zum Ehebunde reichte, war sie ebenso arm wie er. Aber unverzagt errichtete sie in dem großen, öden Kloster mit fester Hand ihr kleines Reich, und er fühlte sich schon sehr bald unter ihrer Fürsorge so wohl und behaglich, daß er nicht müde wurde, in den Briefen an seine Freunde über die „Kette" an der er lag, und seinen „Herrn Käthe" zu scherzen. Bares Geld war auch später noch in seinem Schatzkasten oft ein selten Ding, denn in seiner grenzenlosen Mildtätigkeit und Gastfreundschaft war er mehr aufs Hingeben als aufs Erwerben bedacht, aber seine Käthe verstand die goldene Kunst, die Ausgaben niedriger zu halten als die Einnahmen. Sie überwand allmählich die kleinen Schulden der ersten Zeit, sie konnte sogar ihr Reich stattlich erweitern. Damit wuchs freilich auch die Kopfzahl ihres Gesindes, auf das der Herr Doktor manchmal etwas bedenklich blickte; aber ohne Gärten und Felder, ohne Knechte und Mägde hätte Käthe unmöglich einen guten Teil dessen, was sie in ihrem umfangreichen Haushalt verbrauchte, in eigener Wirtschaft erzeugen können.



Das Portal zum Luther-Haus in Wittenberg, ein Geschenk der Gattin Luthers an ihn im Jahre 1540.

Der große Umfang ihres Haushaltes beruhte auf der großen Zahl der vorübergehenden Gäste und der ständigen Haus- und Tischgenossen, die ihr Gatte ihr zuführte. Gleich den anderen Wittenberger Professoren durfte sich auch Luther nicht der Verpflichtung entziehen, Studenten in Kost und Wohnung zu nehmen. Die Sorgen für diese Bursa nahm Käthe, so viel an ihr lag, ihrem vielbeschäftigten Gatten ab; ihr fielen auch die Einnahmen daraus zu, und sie waren eine willkommene Zugabe zu dem Gehalt ihres Gatten und den reichen Spenden, die seine Freunde und Verehrer ihr ins Haus sandten. Der Andrang zu ihrer Bursa war immer stark, denn Luthers Tischgenosse gewesen zu sein, war eine hohe Ehre und die schönste Erinnerung. Unter den reiferen Tischgenossen fanden Luther und Käthe zugleich die geeigneten Lehrer für ihre heranwachsenden Kinder und die jungen Neffen und Nichten, die sie in ihr Haus und ihre Pflege genommen hatten.

Sechs Kinder schenkte Käthe ihrem Gatten, und es war der größte Schmerz ihrer glücklichen Ehe, daß sie zwei wieder hergeben mußten; die kleine Elisabeth in der zartesten Kindheit und Lenchen, des Vaters Liebling, in dem blühenden Alter von vierzehn Jahren. Bei der Erziehung der vier Kinder, die ihnen blieben, Hans, Martin, Paul und Margarete, fehlte es auch nicht an Kummer und Sorge. Welches kinderreiche Haus wäre frei davon? Aber wenn wir alle die kleinen Aufzeichnungen, in denen uns die Tischgenossen in Käthes Hauswesen und ihre Kinderstube einführen, zusammenstellen, dann erhalten wir doch das Bild eines wohlgeordneten und überaus glücklichen Familienlebens. Während Luther die Leitung seines Haushaltes und seiner Bursa ganz seiner Käthe überließ, stand er ihr bei der Erziehung der Kinder treulich zur Seite. Täglich betete er mit ihnen den Katechismus. Für sie dichtete er das schöne Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her". Gegen die Knaben war er strenger als gegen die Mädchen. Als sein ältester Sohn Hans ihn einmal durch ein schweres Vergehen heftig erzürnt hatte, wollte er ihn drei Tage lang nicht sehen und begegnete den Fürbitten Käthes, Melanchthons und anderer Freunde mit den Worten: „Ich will lieber einen toten Sohn haben als einen ungezogenen." Er hielt darauf, daß es in seinem Hause bei aller Sorge für die leibliche Wohlfahrt nicht an der geistigen Nahrung und der sittlichen Zucht gebräche, denn er wußte, daß seine Gegner von allen Seiten nach ihm und den Seinigen spähten. Sein Haus sollte frei und offen vor allen daliegen, untadelig für die Feinde, ohne Anstoß für die Freunde, ja auch ohne den Schein eines Verdachtes.

Eine üble Nachrede heftete sich aber doch an sein Haus. Die guten Wittenberger glaubten zu bemerken, daß sich der gewaltige Herr Doktor in vielen Dingen von seiner Käthe leiten ließe. Zweifellos hatte die kluge und beredte, tatkräftige und selbstbewußte Frau einen großen Einfluß auf



Luther im Kreise seiner Familie. Nach einem Gemälde von G. Spangenberg. (Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

ihn. Da er nach seinem eigenen Eingeständnis für alles, was mit dem Hauswesen zusammenhing, weder Geschick noch Zeit hatte, übertrug er ihr allerdings alle Sorge hierfür, und nicht nur Fernerstehenden mochte es so scheinen, als sei „Herr Käthe" Herr im Hause. Luther selbst aber sprach hierüber einmal zu seiner Käthe die treffenden Worte: „Im Hauswesen gestehe ich dir gern die Herrschaft zu, aber unbeschadet meines Rechts." Betonte er hier sein Recht als Hausherr, so beharrte er noch viel mehr auf seinem Recht als Doktor der Heiligen Schrift. In seinem Lebenswerk ließ er sich niemals von ihr beeinflussen; wenn



Paul Luther, Luthers Sohn (1533—1593).
Nach einem späteren Kupferstich von Johann Georg Menzel.
(Luther-Halle, Wittenberg.)



Luthers Tochter Magdalene (1529—1542).
Nach einem Lucas Cranach zugeschriebenen Gemälde.
(Luther-Halle, Wittenberg.)

er auch manchmal in persönlichen Angelegenheiten auf sie hörte, so blieb er doch in allen wichtigeren Fragen unerschütterlich fest auf seinem Standpunkt. Er hielt überhaupt nicht viel davon, wenn Frauen über ihren natürlichen Wirkungskreis hinaus auf höhere Dinge zu sprechen kamen. Was er aber von einer rechten Ehefrau erwartete, das fand er in seiner Käthe: die freundliche Genossin seines Lebens, die treue Mutter seiner Kinder, die treue Verwalterin seines Hauswesens und die barmherzige Pflegerin seiner Gebrechen. Darum liebte er sie: „Ich habe meine Käthe lieb," sagte er schon 1532, „ja, ich hab' sie lieber denn mich selbst, das ist gewißlich war, das ist, ich möchte lieber sterben, denn daß sie und die Kinder sollten sterben." — Luther und Käthe erlebten nicht mehr die Freude, ihre Kinder versorgt zu sehen. Zu höheren Ehren brachte es später nur Paul, der Mediziner. Hans und Martin scheinen wenig begabt gewesen zu sein. Margarete, die einzige Tochter, vermählte sich mit dem jungen ostpreußischen Edelmann Georg v. Kunheim. Im Mannesstamm ist Luthers Geschlecht 1759 erloschen, aber in der weiblichen Linie haben zahlreiche noch blühende Familien durch Paul Luther oder Margarete von Kunheim Doktor Martin Luther und Katharina von Bora unter ihren Vorfahren. Ernst Kroker.



Margarete von Kunheim, Luthers Tochter (1534—1570).
Nach einem Gemälde von Lucas Cranach d. J. aus dem Jahre 1557.
(Kirche zu Mühlhausen in Ostpreußen.)

Zur Feier des 1200 jährigen Bestehens der Stadt Fritzlar vom 6. bis 8. Juni: Zeugen der Vergangenheit



Fachwerkhaus in der Haddamarstraße, eines der ältesten Gebäude von Fritzlar.
Rechts nebenstehend: Der Dom von Fritzlar (Ostseite).



Blick auf die Stadt Fritzlar mit Dom und Winterturm.



Der mittelalterliche Marktplatz mit dem Roland-Brunnen.



Kreuzgang im Dom mit Kreuzigungsgruppe in Hochrelief.
Links nebenstehend: Domkrypta mit Grab des Abtes Wigbert († 737).



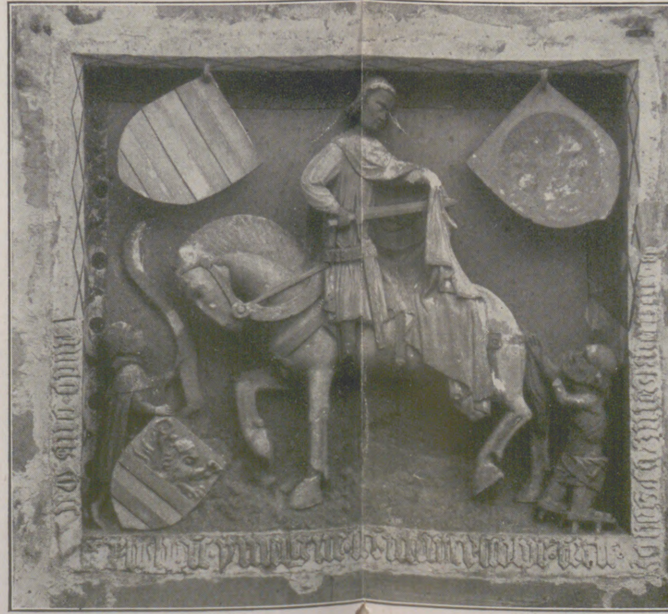


Sämtliche Abbildungen nach Aufnahmen des Hofphotographen Eberth, Cassel.



Die Kapelle auf dem Büraberg, dem einstigen fränkisch-christlichen Grenzstützpunkt.

Wechselreich ist die 1200jährige Geschichte von Fritzlar, der so reizvoll an der Eder gelegenen Stadt. Als Bonifazius 723 die Donareiche bei Geismar gefällt hatte, wurde in Fritzlar zur Erinnerung daran die Petrikirche errichtet, mit deren Gründung die Stadt in das Licht der Geschichte rückt. Schwere Zeiten brachten die Kämpfe Karls des Großen gegen die heidnischen Sachsen. Danach aber begann eine Blütezeit für Fritzlar: glanzvolle Reichs- und Kirchenversammlungen fanden in seinen Mauern statt. Einen schweren Rückschlag brachte im Jahre 1078 die Eroberung der Stadt durch Rudolf von Schwaben; dann wurde sie wieder 1232 von Landgraf Konrad von Thüringen bei einer Fehde mit Erzbischof Siegfried III. von Mainz belagert, erstürmt und verbrannt. Neue Kriegsnot brach im Dreißigjährigen Kriege über Fritzlar herein, und noch schwerer hatte es im Siebenjährigen Kriege unter häufig wechselnder, drückender Besatzung zu leiden. Damals fielen zum großen Teil die Türme und Mauern, und Fritzlar hörte auf, eine befestigte Stadt zu sein. Die politischen Erschütterungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts zogen auch das wieder aufblühende Gemeinwesen in Mitleidenschaft: 1806 wurde der hessische Landesherr Kurfürst Wilhelm vertrieben und die Stadt dem Königreich Westfalen unter König Jérôme einverleibt; doch schon im Spätherbst 1813 kehrte sie zu Kurhessen zurück. Als im Jahre 1866 das Land eine feindliche Haltung gegen Preußen einnahm, rückten preußische Truppen ein, und so wurde Fritzlar preußisch, wie es seitdem geblieben ist. Trübe Schicksale hat die altehrwürdige Stadt im Laufe seiner Geschichte erdulden müssen. Wie sie sich dabei stets von neuem aus schwerem Elend zu neuer Blüte emporgerafft hat, so wird sie, wie ganz Deutschland, gewißlich auch jetzt unsere trüben Zeiten kraftvoll überwinden.



Das Stadtwappen von Fritzlar am Rathause.



Das alte Rathaus mit dem Stadtwappen.

DORIS

NOVELLE VON MARGARET LAUBE.

(1. Fortsetzung.)

Sie stand hinter den Tannen und lauschte auf die verklingenden Schritte der Freunde: Wie sie sie alle quälten! Sie hörte nichts mehr. Aber dann knirschte es auf dem Friedhofskies. Schlich dort jemand?

Es knackte in den Friedhofswegen: scheue, hastige Schritte. Es klang, als trügen diese eiligen Füße keinen Glücklichen.

Dann wehte der Abendwind auf — Doris' Herz wurde kühl unter seiner Berührung: Was hatte sie mit fremdem Unglück zu tun?

Sie schämte sich sofort und fürchtete sich zugleich und lief, im Zwiespalt dieser Regungen, durch den Hausgang in die Tür.

Im Wohnzimmer saß Frau Pastor Nielsen und rief ihr freudig entgegen. Sie flüchtete in den Schein der Lampe und hockte sich zu der alten Frau.

Während Licht und Wärme Doris' Seelchen umfluteten wie ein gutes Lied, war es auf dem Friedhof ganz dunkel geworden. Herta Roloff nahm ihren Koffer aus dem Grase hoch und umklammerte mit den kalten Fingern fest den Griff.

Ob dieses Mädchen lange bleiben würde?

Ihr Mut würde wieder schwinden, wenn sie nicht bald vor das gute alte Gesicht treten konnte mit ihrer Bitte — nein, mit ihrem Hilferuf. Sie hätte es auch nicht gewagt, wenn sie nicht dieses Bild im Album ihrer Mutter gefunden hätte, die Schwester ihrer Großmutter: ein Gesicht mit großen, klaren Zügen. Ein Mund, der milde war und ganz anders, als alte, verbitterte Lippen oft sind. In diesem Gesicht war keine Anklage und keine Resignation.

Wer lehrte sie dieses Wissen um die Runen in alten Gesichtern? Nur ihre Angst, die sie hetzte? Hinhetzte zu dieser alten, fremden Frau, die noch als einzige aus ihrer Familie am Leben war? Oder war „fremd" ganz frevelhaft — war das Blut doch so lebendig, daß es immer noch Zusammenhang zeigte, sogar hier?

Familie? — Die Großstadt und das, was ihr Leben darin gewesen war, hatte sie das Wort mißachten gelehrt. Tante Line? Es klang doch fremd.

Erwog sie noch, wieder umzukehren?

Zurück ins donnernde Getriebe der Stadt? Unter seine donnernden Räder?

Alle Glieder fielen ihr schlaff herunter — so stand sie, bis die Haustür knackte. Das schmale Mädchen schlüpfte heraus. Noch im Gehen zwischen den Beeten zupfte Frau Pastor Nielsen an dem weiten Altfrauenmantel, den das Mädchen jetzt trug.

„Ist dir warm, Doris?" fragte sie.

Hertas Herz schlug wild auf. Wie diese Stimme voll Güte war!

„Ja," antwortete das vermummte Mädchen, „ganz warm. Sieh, Tante Pastor, wie der Mond lacht — über mich in meinem Beginenmantel."

Die grüngelbe Mondscheibe stand groß am Himmel. Das Licht fiel über Doris Falk. Herta sah den Umriß feiner, kühner Züge aufleuchten. Der weiße Scheitel daneben glänzte matt.

Tief drückte sie sich ans Gitter, bis Doris endlich gegangen war und zwischen den Pappeln der Landstraße verschwand.

Nun war ihr Weg frei. Ohne Besinnen — im Zwang der gehörten warmen Stimme und ihres Wissens: „Du mußt — mußt dich vor diesen alten Augen entkleiden, schonungslos" ging sie in das Haus. Stand rasch in dem Zimmer mit der gelben Lampe.

Nein, sie wollte sich nicht umarmen lassen — auch nicht hinsetzen.

Hochaufgerichtet stand sie. Und fühlte in dieser Stellung, daß es unmöglich sei, so zu sprechen, wie sie es gewollt hatte: wie ein Kind mit Bitten und Zerknirschung. Wie eine alte Verwandte es in diesem Fall verlangen konnte. Familie wollte es so, sie wußte es bitter.

Nun aber war zu viel Scham vor der Geste in ihr. Trotz stieg dunkel in ihr Gesicht, alles war gestrafft und ein „Entweder—Oder" geworden.

Entlud sich in kurzen, gerissenen Sätzen:

„Tante Line, ich habe keinen Menschen außer dir — ich bin in — in Verlegenheit —"

Wie bei diesem unwahren Wort der Stolz sich spannte zwischen ihren Brauen! Der Stolz aus dem Elend — nie wuchs er härter als aus dem Betteln müssen — —

„Nein, Tante Line — nicht in Verlegenheit. In Not — ein Kind —"

Hier riß die fliegende Stimme ab. Die alten Augen hatten sich auf sie gerichtet.

Keine Erniedrigung, kein Dünkel aus Familie. Nur ein „Ist es so?" fragten sie und prüften das blasse, zuckende Gesicht.

„Dann komm!" sagte Tante Line Nielsen. Eine magere Hand wurde ausgestreckt, und die von Elend und Stolz verzerrten Lippen drückten sich auf die welke Haut.

Es war nicht nur Dank. Es war bewundernde Liebkosung.

Es gab noch Menschen. Sie waren nicht alle kalte Tiere.

Es gab Hilfe ohne Gegenforderung. Hier, abseits von ihrem sonstigen Leben, wo die, die sie verlassen hatten, sich Freunde, Kameraden genannt hatten.

Ihr schwindelte. Das lag so fern auf einmal!

Dann fand sie sich auf einem Stuhl, vor ihr dampfte Speise, in dem Ofen knatterte Holzfeuer, und die alte Frau plauderte still. Von Doris Falk, von ihren Hühnern, vom neuen Kirchenbau...

Herta würgte es. Es war so unverdient, daß sie hier saß. Sie wollte erklären.

Da kam ein bestimmtes „Nein. Heute nicht — das spare dir für andere Tage auf. Für heute ist's genug, kleine Deern!"

Sie sank still auf ihren Stuhl zurück. Nahm das mütterliche Kosewort an. Dann kam ein weißes Bett in einem Stübchen, dem sich Buchenzweige gegen die Scheiben rieben.

Und dann kam der Schlaf. Zum erstenmal ohne würgende Angst.

III.

Der nächste Tag war grau überwölkt.

Septembernebel.

Aus flachen Gräben zwischen den Feldern stieg er; aus dem Gehölz schwelte er hervor und ergoß sich über die Gänsewiese, und von den Stämmen der Buchen rieselte er herab — sickerte in kleinen Bächen auf den Boden, wo er in den vertrockneten Buchecker nhülsen und unter Blättern verschwand.

Hans Thordsen stand vor dem Pferdestall und ließ sich die nassen Blätter um die Füße wirbeln. Über dem Sund im Westen drohte Sturm: schlechtes Reisewetter für das Kind.

Kleine Doris! — Wie oft diese Worte ihn anlächelten.

Zehn Jahre alt war seine Liebe zu dem Kinde Doris.

Es war ein Maitag gewesen. Da war ihm das kleine, braunhaarige Geschöpf, ein fremdartiges Vögelchen, über den Hof gehüpft und hatte sich nicht loslösen lassen vom Kälbergehege. Die schwarz und weiß gefleckten jungen Tiere sprangen scheu und neugierig an der Stelle vorbei, wo das Kind stand, dem die Spielseele aus den Augen leuchtete. Als ein Fremder, der dem Kinde nachging, es mit sich nehmen wollte, war er um das Gebüsch, das ihn versteckte, herumgetreten und hatte ihn gebeten, dem Kinde seinen Willen zu lassen.

Er hatte es in das Gehege hineingehoben, wo es einen Augenblick verdutzt allein gestanden hatte und dann mit einem hellen Schrei der Lust zwischen die springenden Tiere gerannt war.

Hier, unter der alten Windmühle hatte er mit Doktor Falk gestanden, dessen leidvolle Augen dem heißgetobten Kind in Sorge folgten. Hier erfuhr er in dieser ersten Stunde ihrer Freundschaft, wie still es in dem großen Hause am Sund, drüben in der Stadt, zuging. Doktor Falk hatte es für das kleine Geschöpf gekauft, damit es reine Luft atme Tag und Nacht. Für das Kind und für seine verbitterte Einsamkeit. Wie der Archäologe Falk einsam geworden war seit dem Tode seiner Frau! Sie war erloschen, als Doris geboren wurde.

Johanna Falk war aus einem alten Hause am Niederrhein in den Norden gekommen. Aus dem zarten Körper war wie der unbändige Künder starken Lebenswillens ein jauchzendes und singendes Lachen gequollen: bis zuletzt. Das braunhaarige Kindchen lachte ebenso. Es war das einzige, was in dem stillen Hause Doktor Falks lachte, wo sich alle Zimmer mit Büchern und schwerem Ernst füllten.

Hier, auf dem Hof, drüben im Garten stand es nun allwöchentlich, klein wie ein Elf zwischen den hohen, roten Lilien, die unter des Gutsherrn Arbeitszimmer wild wucherten! Mit seligem, schrillem Geschrei kündete es sich an, bis er seine Arbeit beiseiteschob und zu ihm hinausging.

Er, Hans Thordsen, der damals Fünfundvierzigjährige, war mit dem Kinde durch die Ställe gegangen, auf die Heuböden geklettert. Es hatte, ein kleiner bunter Pilz, oben auf seinen Erntewagen gesessen. Es hatte seine Enten und Küken in den dünnen Ärmchen herumgetragen.

Es gehörte zu Leestedt seit zehn Jahren und war ein Teilchen seiner Hagestolzeneinsamkeit geworden.

Er liebte es. Es sollte nicht gequält werden und leiden. Er würde zur Stelle sein, wenn ihm etwas geschah. Selbst, wenn es die Liebe eines Vaters war, die hier quälen wollte. — Und wenn man ihm das Glück, wer weiß, welchen Raubmächten des Lebens aus dem Rachen holen mußte!

Nun war es schon so weit. Doris weinte um verkümmertes Jugendlachen.

Er war zur Hecke getreten. Beklommen sah er lange um sich mit verdunkelten Augen. Langsam zogen Sturmfetzen über den Sund. Dunkelheit des Winters fiel über die nordschleswigschen Felder und Wiesen, kroch über die Ostseebucht, legte sich auf die Helgen der Werft.

Todesfahnen über Deutschland.

Indisches Leben



Bauern beim Trennen von Spreu und Korn.



Frauen beim Wasserholen am Brunnen.



Tempelkarren beim Umzug durch die Stadt.



Akrobaten auf der Straße von Madras.



Kulifrau als Mörtelweib bei der Straßenpflasterung; vor ihr der Aufseher.



Teakholz-Sägerei an der Malabar-Küste.

Was war dagegen das Glück eines kleinen Mädchens? Hans Thordsen sah den braunen Weg entlang, der zur Kirche führte. Dort, im Pastorenhaus, war das Kind, bevor es zum Vater heimkehrte, um gleich wieder fortzufahren zur Nordsee. Damit es dem Siechtum seiner Mutter abgetrotzt werde...

Er würgte, er versuchte, „verfluchte Sentiments“ zu sagen, es wurde aber — „kleine Doris“ — daraus.

Da senkte der alte Soldat den Kopf und schlug den Weg zum Pastorenhaus ein.

Schon im Hausgang hörte er Doris' helle Stimme. Er blieb stehen und lauschte.

„Zehnmal habe ich es hören müssen bei allen Bekannten, Tante Pastor: ‚Jetzt im Winter nach Föhr?‘ Ach, ich bin ein verzärteltes Vaterkind, ich habe keinen Beruf, keine Arbeit wie Johan und Benno, wie Onkel Hans, wie du, gar nichts — ich bin zu nichts nutz auf der Welt...“

„Scht!“ machte die alte Frau. Herta Roloff stand scheu im Zimmer und legte ein Tuch über den Tisch. So hatte Frau Nielsen es von ihr verlangt.

„Hier kommt meine Großnichte, Doris, die hat einen Beruf gehabt. Du hast keinen. Nun erzählt euch, was besser ist. Herta bringt Neues aus der Großstadt in unsere stille Ecke, wo nichts passiert.“

Sie drehte sich ruhig um. Hans Thordsen stand mitten im Zimmer.

„Hier passiert nichts, verehrte Frau Pastor? Wenn Sie die Großstadt kennen würden, wüßten Sie, daß dort die gräßlichsten Greuel und die größten Feiertage im Sande zerlaufen, kaum daß sie angefangen haben, denn sie jagen sich. Sie sind auch unpersönlich — laß, Doris, laß mich los, ich muß die junge Dame dort begrüßen!“

Herta hatte sich besinnen können. Sie bot nun Thordsen mit der Sicherheit der Städterin die Hand. Warum schlug ihr, der Trotzigen, das Herz? Sie konnte die Menschen hier nicht mehr fliehen...

„Also, bei uns in der Stadt zerläuft alles, meinen Sie? Das klingt nicht freundlich für uns.“

„Sind Sie feindselig deshalb, gnädiges Fräulein?“ Er sah aufmerksam auf das große Mädchen mit dem rotblonden Haar, das wieder hinter den Tisch zurückwich. „Was wollt ihr aber denn? — Ja, als eure großen Bahnhöfe noch Ventile waren, die graue Scharen ausspien nach Osten und Westen, ach was, nach allen Richtungen — da wart ihr was. Sammelpunkte. Hattet Riesendenkmäler, vor denen Kränze verwelkten. Jetzt sind wir mehr: denn wir wahren die Tradition und die Erinnerungen.“

„Leben wir für Erinnerungen, Herr Thordsen? Ist das unser Zweck? Ich dächte, es sei das Wunder der Großstadt, wie in ihr die Verbrüderung aller sich aufreckt und stark wird und uns zu einigen sucht, daß es keine Klassen mehr gibt. Das ist doch hier nicht so.“

Hans Thordsens Gesicht schob sich wie in eine Maske von Eisen.

„Nein,“ sagte er kurz, „das ist hier nicht so, Gott sei Dank!“

Mit einer kühlen Verbeugung ließ er Herta an sich vorbei und setzte sich neben Frau Nielsen an den gedeckten Kaffeetisch.

„Friedlich, friedlich, lieber Thordsen,“ bat die alte Frau leise, „laßt doch die Politik. Die bringt Unfrieden. Und heute will Doris Lebewohl sagen. Da soll es hübsch hier sein.“

Hans Thordsen nickte. Er bot Herta freundlich die Kuchenschale, die sie verlegen nahm. Sie war unter Tante Lines Blick sehr blaß geworden.

Sie war der Eindringling — brachte Unfrieden.

Es wurde leise und behaglich um den runden Tisch. Aber Doris war unruhig geblieben. Mit diesem Schluß war sie nicht zufrieden.

„Was erleben wir denn, Onkel Hans? Du sagst das so — so überlegen. Erzähl' es — ich sehe nichts davon!“

Sie hörte auf zu essen. Thordsen besann sich einen Augenblick. Wenn Doris bat? Was ging ihn das fremde Mädchen an!

Er lachte stark auf. Ein Ton voll Jugendfrische.

„Was hier passiert, Doris? — Hast du das erste Jahr im Krieg vergessen? Sind das nicht Dinge, die für viele Jahre reichen, wenn du ‚Erleben‘ aufzählen willst?

Hast du die Mutter des Leutnants Feddersen vergessen, die vor dem Kriege mit ihm im Flugzeug aufstieg, um dem größten Erleben ihres Jungen nicht fernzustehen? Und die dann, als er abstürzte, sich hinlegte und starb, ohne eine Träne über ihn geweint zu haben? Du weißt, daß seine und ihre Asche gemeinsam im alten Friedhof ruhen. Sie war die stolzeste Mutter!



Knabe mit einem Falken. Statuette von Ernst Gustav Jäger.

Hast du die Jünglinge von Langemark vergessen, von denen acht aus der Prima unseres Gymnasiums waren? Jeder erlebte ein Riesenschicksal.

Und Johan Bruylen, Doris, dein Spielkamerad! Weißt du noch, wie er als Leutnant mit der Armwunde heimkam? Da war er voller Pläne. Maler wollte er werden. Sein bissel Geld hätte gelangt. Nun ist's hin nach dem elenden Frieden. Nun sitzt er auf der Werft und rechnet Spanten aus! — Alltagsheldentum, fast das Schwerste.

Ich sah gestern abend die Tochter vom Mörkhof — sie trug Astern auf ein Grab. Weißt du nicht auch, daß sie nicht jammernd zu Hause sitzt, sondern im Kinderkrankenhaus die Kriegswaisen pflegt? Und froh scheint dabei?

Das ist Erleben, Doris. Das ist Heldentum. Genug für mich, Kinder. Was sagt Fräulein Roloff dazu? Hat die Großstadt mehr?“

Brennend sahen Doris' Augen die Großstädterin an. Sie schob ihre Hand in Thordsens Hände.

Herta Roloffs blaue, umschattete Augen aber waren starr und verbissen geworden. Langsam richtete sie sich auf:

„Die Großstadt hat anderes — andere Ziele, als das alte Morden zu verherrlichen. Sie will das Leben nun zu ihrer Pflicht machen, das Leben aller so lange Zurückgesetzten — nicht das Sterben, dieses grausame Sterbenmüssen für einen König und ein Reich. — Ich verstehe Ihre Menschen hier nicht: wie sie alle das Leben, das heilige Leben, verachten!“

„Nein, den Tod verachten sie, Fräulein Roloff! Das Leben heiligen sie, indem sie in ihm zu Helden werden. Was ist das Leben um seiner selbst willen? Es ist ein Nichts! Pflicht und Aufopferung und Hingabe ans Große, Ganze: das ist Leben. Nicht Genuß und nur Da-Sein. Ich bin kein Dichterfreund, aber ich kenne einen Vers, den unterschreibe ich, der ich Soldat war und noch gern wäre: ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht!‘ Verstehen Sie das nicht, Sie Kind? Ist das zu schwer für so junge Herzen? Unsere Jungen haben es doch verstanden, als sie bei Langemark sangen — Was wollt Ihr noch Größeres?“

„Wir wollen das Leben hüten — damit jeder einzelne sein Recht auf dieser Erde erhält, das Recht, die schöne Erde zu genießen —“ Leise, wie zerbrochen, wagte sich das Mädchen noch einmal hervor.

„Ihr? — Wer seid Ihr?“

„Wir lieben die Menschheit — wir sind Sozialisten —“

Hans Thordsen beugte sich vor und sah dem Mädchen in das wehe, blasse Gesicht.

„Glaubt Ihr, es sei etwas an solchem Leben? Das nicht opfern will? — Rücken Sie ab von diesen Gedanken, Kind! Unzufriedenheit und neue Gier ist alles, was Sie dabei gewinnen. Sich selbst geben, mit Haut und Haar: das ist Glück. Alles andere ist Trug!“

Tief bückte Herta sich auf ihren Teller und schwieg.

Sie waren anders als sie. Sie hätte es ja wissen müssen, daß sie in dieser Welt eine andere Sprache redeten als sie. Daß man aneinander vorübersprach. — Und doch war da etwas an diesen Worten, das lockte wie ein altes Kinderlied!

Wie aus einem Traum heraus lauschte sie, als jetzt die junge Doris Falk, fast im Jubel, rief:

„Gerade so spricht Johan, Onkel Hans! Gerade so! Nein, Tante Pastor, das ist nicht zu schwer für mich, wie du meinst. So will ich auch einmal hinaus ins Leben — und mich mit Haut und Haar herschenken an das Große! Es soll nicht an mir vorübergehen! Es soll nicht!“

Hans Thordsen schob seinen Teller zurück. Der trübe Morgen verflog: Sturm kam auf, und durch ihn hindurch brach Sonne.

„Mädel, sollst du auch! Wenn du ausgewachsen und ein ganzes Weib bist! Dann sollst du mitten hinein! Dafür sorge ich!“

Er rannte um den Tisch herum. Packte Doris am zierlichen Kopf und küßte sie.

„Feldwebel“, stammelte das Mädchen froh, „er ist der Beste!“

Damit drehte sie sich nach der Fremden um. Und wurde plötzlich still.

Herta Roloff saß tief in sich hineingesunken. Sie sah, wie die festen Türme, auf denen sie zu stehen glaubte, zitterten vor den alten Tönen, die sie vergessen hatte, und die früher einmal ihr Leben bestimmt hatten. Blitzhaft wußte sie, daß sie ihre jetzige Gedankenwelt einmal verachtet hatte. Das war lange her. Dazwischen lag unseliges Glück und Leiden.

In dunkler Angst begegnete sie Doris' leuchtenden Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

HERREN-ELEGANZ



Rot und weiß gestreifter Golfdreß.
Träger: Der Londoner Filmschauspieler Tot.
(Phot. Zimbler, Wien.)



Eleganter Frackanzug.
Träger: Schauspieler Günther vom Burgtheater in Wien.
(Phot. Zimbler, Wien.)

Sämtliche Abbildungen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Weißer Tennisanzug mit locker geschlungenem Schal.
Träger: Der Wiener Operettentenor Hubert Marischka.
(Phot. Willinger, Wien.)



Heller englischer Sommersakko.
Träger: Fred Hennings, Schauspieler am Burgtheater in Wien.
(Phot. Zimbler, Wien.)



Der moderne Fliegerdreß:
Sturmkappe und Wollsweater.
(Phot. Edith Barakovich, Wien.)



Aparter Burburry (imprägnierter Regenmantel aus Baumwollstoff).
Träger: Schauspieler Leo Heinz Fischer.
(Phot. Zimbler, Wien.)



Flüchtende Springböcke.



Rast.

Südafrikanische Landschaft.

Nach Gemälden von G. P. Canitz.

Der Regenmacher. / Von Otto te Kloot.

Wochen-, monatelang hatte es nicht geregnet am Mkijo-See. Das Wasser des Sees erschien wie grünliches Blei, an einigen Stellen aber drängten blutrote Ornamente winziger Pflanzen-Parasiten oder die gespenstisch weißen Ablagerungen seines Salzes wie Augen von Dämonen an die Oberfläche. Die afrikanische Sonne, die Sonne der Vernichtung, die Sonne des Ausdörrens jedes lebendigen Wesens, verbarg sich hinter brennendem Nebel, der wie in trägen Fiebern formlose Gestalten mit zerfaserten Fühlern, flockenartigen Fäden und Flügeln schuf und verschwimmen ließ. Der tote Boden klaffte, verdorrtes Röhricht, fahlblaue Aloen, magere Ukindu-Palmen, struppige Euphorbien standen wie von stummen und tödlichen Träumen an ihren Platz gebannt. Ab und zu erhob sich der Schrei eines Reihers; Störche und Pelikane, Enten, Königsfischer, Ibisse, das klebrige Glimmen von Millionen toter Schmetterlinge, die am Ufer und auf dem Wasser lagen, traten zauberisch und verwirrend aus dem Dunst.

Mukungu, das Dorf der Wasongora, lag am Seeufer. Ab und zu kamen von den im Süden gelegenen Flüssen Flotten von Kanus, oder die langsamen Karawanen aus Toro und Usongora trafen ein, um Salz gegen Getreide oder allerlei Gerät und bunte Stoffe einzutauschen. Alles das spielte sich wie in Reichen ab, wo die Kehle nach Wasser, das Herz nach Erfrischung lechzt, ja, wo selbst ein Blick auf die grausame Feuersonne dem Blute neuen Antrieb, der Seele Mut, dem Haupt Erquickung bedeutet hätte. So zogen sich die Dornzäune, die ockerigen Dämme aus Kuhdünger um die Seriben wie um Stätten, aus denen der perlende Trunk verdrängt, auf deren Rohrdach der Regen niemals wieder seine eintönig kühlenden Melodien klopfen würde.

Nurara saß vor der Hüttentür. Sie war schlank und hoch, ganz dunkel gefärbt, mit Gliedern, deren sanfte, metallische Spiegelung, deren runder Fluß verstört, verlöscht, eingesunken schien. Ihre traurigen tiefen Augen waren nach Irangara gerichtet, der Insel des Sees, über die Schwärme von Wasservögeln kreisten, und wo sich die Zauberer zur Beratung versammelt. Sie würden ihre Fetische schwingen, die kleinen, bizarren Geschöpfe aus Knochensplittern, silberharten Gräten, gefärbtem Vogelflaum würden in ihren Händen zucken. Kakuri, der mächtigste, würde in der geöffneten Brust eines Huhnes forschen, während seine Augen, aus denen ein trüber Schauder glomm, ins Ungewisse glitten, über den, über jenen — auch vielleicht über sie. Dann tanzte er — —

Ikingu ging vorüber. Er lehnte einen Augenblick an der bemalten Hüttentür, schüttelte den Speer gen Norden, senkte ihn mit einem kleinen Hieb. Dunkle Laute fielen von seinen Lippen, indes die Nüstern seiner Nase sich weiteten und seine Haare, da er den Kopf beteuernd schwenkte, glänzten.

Nurara folgte seinem Blick. Über verbrannten Hügelrücken, auf denen Felder mit Mais und Hirsekorn trauerten, rollten die Nebelwogen aufwärts, als bliese sie ein Mund, der der Erde Kruste gespalten, den Himmeln zu. Da droben war es, als balle sich ein Grat, die Mauer eines meilenlangen, in Schauern schrecklicher Entladungen erbauten Tempels. Wie Riesengeier, die sich in wegelosen, in lautlos verdichteten Welten verirrt, bleichten und schwebten Trümmer zerrissenen Brodems. Was sich dahinter verbarg, trat nicht hervor; eine Masse, die man nicht zu deuten vermochte, stemmte sich feierlich und gewaltig gegen die trägen Wolkenschultern.

Nurara lächelte. Sie ließ die Sesamkörner, die sie vor sich in der Schale enthülste, durch die Finger rinnen, dann spritzte sie sie, Korn nach Korn, verächtlich von sich. Ihr plötzlich verfinsterter Blick suchte die Insel, dann schmolz er, traurig, anklagend fast, in Ikingus Augen. Der sprudelte leidenschaftliche Worte hervor, Angst hockte auf seiner Stirn, er ließ den Speer fallen, als wolle er zeigen, daß er hilflos sei, ganz ohne Waffen, ohne Rat. Nurara stand auf. Ihr Nacken reckte sich schlank. Mit weitgebreiteten Armen, wie staunend, umfaßte sie den Nebel, der Woge nach Woge zu unsichtbaren Graten emporsandte — dann lächelte sie aufs neue, schmerzlich und wie entkleidet, und verschwand in der Hütte.

*

Kakuri, der Zauberer, hatte das Gesicht seines Fetisches auf Nurara gerichtet. Erschienen war es ihm, daß sie den Regen verhindere zu fallen, daß Unheil aus ihr hervorgehe, daß sie im Bunde sei mit bösen Mächten, und daß sie sterben müsse. So begann es zu raunen im Dorf, Schauder rann von Mund zu Mund. Sollte sie vergehen, die alle geliebt? Sollte des Zauberers geheimnisvolle Macht sie vernichten, sie, die Schönste des Stammes, an die Stolz, leise Ehrfurcht, wilde Scheu jeden band? Schrecklich war die Schlange, die an sie herankroch, diese Schlange aus des Zauberers Hirn. Ihre Farben schillerten, ihre Augen waren kalt wie Glas, Gift träufte aus ihrem Maul. Der Zauberer, dessen Hände sich krümmten wie die Krallen der Geier, wenn er um das Feuer tanzte — wahnsinnige Gebärden warf er in den Dunst, der seine phantomhaften Gestalten dichter und dichter, blasser und blasser auf ihn niederrinnen ließ. Die ganze Natur schien zu erbeben, selbst die Tiere, gepeinigt von Durst, sandten wehen Schrei durch der Nächte brennende Finsternis. Das gellende Lachen der Hyäne irrte ans Herz, am Ufer des salzigen Sees wurde der Löwe, der Leopard, wurden Schatten von Dämonentieren gesehen, die sich anfletschten und ihre Nasen witternd gegen das Dorf erhoben. Nur die Wasservögel, aufgeschreckt zu ungeheuren Wolken, strichen mit leerem Kreischen hinweg, wenn in der Ebene sich Menschen zeigten, oder wenn, das Schnarren eines Pfeils in der Brust, eines aus ihrer Mitte erstarb.

Aber Ikingu sann um Rat. Mionga, Nuraras Mann, war bei der Karawane, die von Rusesse her sich dem Dorfe näherte. Ihn eilte er aufzusuchen. Da der Tag sich neigte, salbte er den Körper mit Sesamöl, ergriff Bogen, Pfeil und Speer und begann den Lauf, nicht achtend der Gefahren, die ihn bedrohten, nicht achtend des Durstes, dessen Fieber ihm tief im Blute stand.

Tage gingen. Späher meldeten, daß die Karawane am Ujamagasani-Fluß lagerte, eine Seuche wütete in ihren Reihen, die Menschen und Tiere zu Boden warf. Wo war Ikingu, wo Mionga? Waren sie noch am Leben, schwebten ihre Schemen schon über der bleiigen Flut des Salzsees, der schreckliche Gerüche von sich stieß? Der Zauberer barg sich in seiner Hütte, er ließ sich nicht sehen, aber er konnte hervorbrechen wie ein Strahl, der jäh und furchtbar des Opfers pochendes Herz zum Schweigen bringt.

Nurara schlief nicht mehr. Sie stand in der Mitte ihrer Hütte, mit allen Sinnen hinausgespannt in das schwere Chaos der Nacht. Sie hörte das Lachen der Hyäne, den Donner aus des Löwen Brust, sie empfand das unbeschreibbare, drohend getürmte Etwas, das den Kern der wandernden Dünste bildete. Seltsame Gedanken beschlichen ihr einfaltsvolles, in scheuen Schmerzen ergossenes Herz. Sie hatte den Zauberer gehöhnt, Verachtung für ihn rann von ihrer Lippe, nicht laut, aber doch von innerem Glühen, vom Zucken bebender Adern genährt. Kein Regen fiel, kein Tropfen erquickenden Taues tränkte die Erde. War nicht sie es, die das verschuldet? War nicht sie es, die dem Zauberer, dem Regenmacher, dem Beschwörer der bösen Mächte widerstand? Horch — der Löwe! Ganz nahe schien er, knisterte nicht das Hüttenstroh unter dem Grimm seiner Kehle? Ritzte nicht seine Klaue das bemalte Holz der Tür? Warum nicht hinaustreten, sich ihm zum Opfer bringen, damit ihre Brüder, ihr Volk, ja, alle Pflanzen und alle Tiere, die ganze Erde nicht mehr litte unter ihrer Schuld? Sie glitt mit der Hand über Brust und Lenden — das schien gar nicht mehr ihr zu gehören, mitten im Düster der Hütte schien ihr das purpurne Feuer ihres Blutes verdorrt, und nur ihre Lippen, die gelästert hatten

und gefrevelt, brannten in verzehrendem Brand. Sie schürzte das Lendentuch — wandte sich zur Tür — —

Aber diese gleiche Nacht barg noch anderes in ihrem Schoß! Ikingus und Miongas Seelen hatten sich zusammengetan, beide aufgestachelt von dem Schmerz, Rurara, die dunkle Sonne, die des Dorfes Welt sanft bestrahlt, verlieren zu sollen. Sie durften nicht Hand legen an den Zauberer — war er gefeit, war seine Macht so groß, daß er auch den Tieren gebot, die im Dunkel schleichen? Da sie bei der Karawane lagen, die von lähmender Seuche an ihren Lagerplatz gefesselt war, füllten sie eine Kalebasse mit dem frischen Wasser, das dort vorhanden war, schlachteten eine Ziege, und als sie ihre Lenden gegürtet hatten mit dem Tuch aus Palmfaserstoff, brachen sie auf, ihr Dorf und Rurara aufs neue zu gewinnen.

Wo des Zauberers Hütte stand, abseits vom Dorf, häufte sich abgestorbenes Röhricht, verworrenes Gestrüpp, das der zurücktretende See der ausgemergelten Erde allein gelassen hatte. Schüttere Akazien, Gummibäume, nacktstarre Euphorbien schatteten im Kreis. Es war wie das Lager eines Phantoms, dessen glühender Leib, phantastisch hingewälzt, den Tod in die fade Dürre der Nacht hinsickern ließ. Ikingu und Mionga schauderten, als sie sich dem Orte näherten. Ihre Füße wollten nicht vorwärts, ihre Herzen brachen. Rurara, seufzte ihre Seele — Rurara — — — Sie nahmen den Verschluß von der Kalebasse, enthüllten das Fleisch von der Matte, mit der sie es bedeckt, legten beides am Saum des Dickichts nieder. Ein frischer, buhlerischer Geruch strömte hervor — sie häuften Zweige darauf, fegten die Erde, die ihr nackter Fuß betreten, und lautlos, wie ein Wirbel düsteren Staubes, der sich hinwegzieht, verschwanden sie im Dunkel.

Der Löwe kommt mit dem Schweigen der Nacht. Mit dem Schweigen der Nacht wallen die Zauberdämpfe aus den Hirnen und gären. Mit dem Schweigen der Nacht werden die Toten lebendig und glühen durch das Blut. So kam es, daß, als der Zauberer seine Hüttentür öffnete, dem Löwen der Dunst des frischen Wassers in die Kehle trieb. Rurara aber stand unter der Rotangpalme neben ihrer Hütte. Dunkelglänzend spiegelte ihre Brust, sie wendete, ging rasch und leicht am Saum der Hütte hin.

Der Löwe knurrte. Der enge Hals der Kalebasse hinderte ihn, grollend murrte der Grimm seines Durstes. Ein Geräusch reckte seine Ohren steil; der Zauberer stand an der Hüttenwand, und die Glut seiner Augen lohten trüb. Eine leise Bewegung der Luft ließ die Baume rascheln, er sog die Luft zwischen die Zähne, wandte die Blicke gen Norden, wo die Nebelmauern brüteten.

Es war, als zittere Licht in den Massen. Sie schienen dünner, durchsichtiger. Zuweilen schwelte das schnelle Licht einer bronzenen Kante auf, oder eine steile, schneegegliederte Fläche glitt im Dunkel. Dann seufzte es in Dickicht und Busch, die Erde schien sich zu dehnen, bereit, das kühlende Naß zu empfangen, das die Fesseln der Wolkenschalen sprengen wollte. Es war Zeit — — Sollte er, Kakuri, der mächtige Zauberer, seine Fetische umsonst geschwungen haben? Sollte sein Orakel im Leeren zerschellen, dörrte die Gier seiner Brust nach einem Opfer nur ihn selber aus? Er warf sich rasch herum — da sah er den Löwen.

Ein gelbliches Fell, Augen, die an ihm aufkrochen, dämonisch glimmend und spielend. Eine magische Betäubung durchflammte des Schwarzen Hirn, eine hellsichtige Berückung, die ihn wie Stahl durchschlug. Über den Löwen hinaus, wo des Dorfes Hütten schatteten, sah er eine Gestalt, die geschmeidig und lautlos näher kam. Jetzt streifte sie ein Licht — mit einem Blick umfaßte er den Löwen und jene — Rurara war es, Rurara, schreitend gegen das Tier, dessen hungriger Grimm in einem klirrenden Donner aufschrie, Rurara, die den Regen verhinderte zu fallen, Rurara, die er, der Regenmacher, zum Opfer auserseḣen . . .

Mit Blitzesschnelle wirbelten Gedanken durch des Zauberers Haupt. Ohne zu zielen, wie von einer Zuckung entsandt, ließ er den Speer aus seiner Hand sausen. Wie er rasselnd **hinter** dem Löwen die Erde schlug, schwang dieser sich herum, und jetzt sah er das Weib, dessen Anblick die Lefzen von seinen Zähnen drängte, daß sie blinkten.

Aber Rurara hemmte nicht den Schritt. Nur um ihre Lippen zitterte Schmerz, — sie reckte sich höher, breitete die Arme aus, als wolle sie das überirdische Licht, das sie in sich fühlte, und das nun jäh von allen Himmeln auf sie niederströmte, an sich reißen. Ein Windstoß ließ die Dünste flackern. Schroffen, Zinnen, Grate und Türme, brennende Gelenke einer meilenweit gestreckten, geisterhaft leuchtenden Bergkette, drangen aus der Tiefe des Himmels. Der Löwe duckte sich wie unter einer Geißel, die ihm das Rückgrat krümmte. — Rurara blieb stehen, sah mit Augen, die demütig zu welken schienen, auf das Schauspiel, das dem Düster das Zepter entriß. Da drüben fiel der Mantel von den Schultern eines Riesen, eines magischen Königs, daß das majestätische Haupt, die blendende Stirn, sein Nacken, der die Fesseln der Welten sprengte, betörend an die Seele sprangen. Das war der Wolkenthroner, der wahre, der einzige Regengott, der **Ruwenzori**, der die schwarzen Herzen mit Schauder erfüllt, der den Regen kündet, den seine gewaltigen Arme, sein vernichtendes Licht aus den Toren der Unendlichkeit strömen lassen. — —

Rurara sah. Eine Flamme fiel auf sie herab, vor der ihr kleines, von zagender Schuld berührtes Herz zerschmolz. Sie sah nicht den Löwen, sie sah nicht den Zauberer — sie sah ein Unbestimmtes, ein Ewiges, ein überwältigend Großes, vor dem sie nicht mehr leben konnte, und dem sie sich zum Opfer gab. Leise, mit einer weichen, schamhaften Bewegung, mit einer erfüllenden, fast anbetenden Gebärde der Ergebung ließ sie sich zur Erde gleiten, schloß Lider über ihre Augen, Schleier um ihre Seele — lächelte vergehend — und starb.

*

Mit dem ersten Morgenstrahl goß Regen auf die Erde, als wolle er sie zerschmettern. Aber den Herzen der Schwarzen, verbrannt von wühlendem Schmerz, brachte er nicht Erquickung. Um fahle Feuer bewegte sich der Tanz, der Rurara galt, Rurara, deren dunkler, herrlicher Leib erstarrt, Rurara, die auf ihrer Palmblattbahre lag und totenhaft dörrende Sonne in den wieder steigenden Nebeln, in dem immer noch strömenden Wasserschwall über sich vergluten ließ.

Wie errechnet man rasch die Wochentage eines jeden Jahrhunderts?

Zuweilen finden sich im geselligen Kreise Personen, die zum Erstaunen aller anderen im Bruchteil einer Minute berechnen können, auf welchen Wochentag irgendein beliebiges Datum der Vergangenheit fiel bzw. der Zukunft fallen wird. Diese Kunst ist durchaus nicht so hexenmeisterlich, wie es auf den ersten Augenblick aussieht. Auch in unserem scheinbar so maßlos komplizierten Kalender, dessen Daten alljährlich auf andere Wochentage fallen, wobei das Auftreten der Schaltjahre hoffnungslose Regellosigkeit hervorzurufen scheint, gibt es ganz feste Gesetze und Regeln, die freilich nicht ganz einfach herauszufinden und, soviel ich weiß, nirgends übersichtlich zusammengestellt sind.

Jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Gegenstand hat mich eine große Reihe von Gesetzmäßigkeiten des Kalenders herausfinden lassen, die von allgemeinerem Interesse sein dürften und eine so „bequeme" (cum grano salis!) Berechnung ermöglichen, daß für Daten, die Jahrhunderte zurück- oder um Jahrzehnte vorausliegen, fast ebenso schnell der Wochentag festgestellt werden kann wie für Daten

der nächsten Vergangenheit oder Zukunft. Es muß dabei freilich bemerkt werden, daß die Anwendung dieser Regeln bei einiger Übung viel einfacher und harmloser ist als ihre gedruckte Auseinandersetzung, die dem mit den Dingen nicht vertrauten Leser leicht einen Grusel einflößen kann. — Suchen wir nun nachstehend einen Überblick über die wesentlichsten Gesetzmäßigkeiten zu erhalten, die die Verteilung der Wochentage übers Jahr und übers Jahrhundert und Jahrtausend regeln!

Bestimmte Monate im Jahr bringen unter allen Umständen eine Übereinstimmung der Wochentage ihrer Daten mit anderen Monaten desselben Jahres. Ohne jede Ausnahme stimmen im gleichen Jahr in bezug auf ihre Wochentage überein die Monate: März und November — April und Juli — September und Dezember.

Bei allen übrigen Monaten gibt es derartige ausnahmslos gültige Regeln nicht oder doch nur, wenn man auf den Unterschied zwischen gewöhnlichen Jahren von 365 Tagen und Schaltjahren achtet. Dann gelten noch folgende Regeln. In gewöhnlichen (Nicht-Schalt-) Jahren bringen dieselben Wochentage am selben Datum noch: Januar und Oktober — Februar, März und November.

In Schaltjahren stimmen dagegen überein: Januar, April und Juli — Februar und August.

Mit keinem anderen Monat desselben Jahres decken sich jemals die Wochentage im Mai und Juni. Dagegen gibt es noch eine sehr willkommene und restlos in jedem Einzeljahr zutreffende Regel, nach der unter allen Umständen die gleichen Wochentage wiederkehren im: Mai und nachfolgenden Januar — Juni und nachfolgenden Februar.

Schon mit diesen paar Gesetzmäßigkeiten kann man sich leicht und schnell im Jahr zurechtfinden. Am 27. März 1924 wurde die Frage aufgeworfen, auf welchen Tag im laufenden Jahr der Totensonntag falle. Dieser wird bekanntlich stets im November, rund einen Monat vor Weihnachten, gefeiert. Nun war der 27. März ein Donnerstag; folglich war dieses auch der 27. November. Der Totensonntag war demnach der 23. November. Oder es tauchte die Frage auf, was für ein Wochentag der nächste Neujahrstag sein würde. Der 27. März wie der 27. November waren Donnerstage, folglich auch der 28 Tage später fallende 25. Dezember und der abermals 7 Tage spätere Neujahrstag 1925.

Auch über lange Jahre und Jahrzehnte vermag man sich nun verhältnismäßig schnell zurechtzufinden, wenn man folgende weitere Gesetzmäßigkeiten beachtet. Infolge der gleichmäßigen Wiederkehr der Schaltjahre im Jahrhundert stimmen Wochentag und Datum immer nach 28 Jahren wieder miteinander überein. Alle Wochentage des Jahres 1924 fallen also unweigerlich in den Jahren 1952 und 1980 wieder auf die gleichen Daten. Aber auch innerhalb dieses 28jährigen Turnus gibt es eine regelmäßige Wiederkehr derselben Kalender- und Wochentage, die sich auf die Formel

$$(6 + 11 + 6 + 5) = 28 \text{ Jahre}$$

bringen läßt; also stets kehrt der gleiche Wochentag am gleichen Datum 4 mal im 28jährigen Turnus des gleichen Jahrhunderts wieder. Genauer bezeichnet regelt sich die Wiederkehr nach folgenden Gesichtspunkten:

Vergangenheit	Ausgangspunkt	Zukunft
— 5 — 6 — 11 — 6	Schaltjahr	+ 6 + 11 + 6 + 5
— 11 — 6 — 5 — 6	Ungerade Jahreszahl nach Schaltjahr	+ 6 + 5 + 6 + 11
— 6 — 5 — 6 — 11	Gerade Jahreszahl (Nicht-Schaltjahr)	+ 11 + 6 + 5 + 6
— 6 — 11 — 6 — 5	Ungerade Jahreszahl vor Schaltjahr	+ 5 + 6 + 11 + 6

Anmerkung: Des Schalttags wegen zählt das „Jahr" in allen diesen Berechnungen vom 1. März bis 28. (29.) Februar. Der 13. Februar 1883 gilt also noch als gerade Jahreszahl (Nicht-Schaltjahr) 1882.

War also der 27. März im Schaltjahr 1924 ein Donnerstag, so war er es im gegenwärtigen Jahrhundert auch vor 5, vor 5 + 6, vor 5 + 6 + 11 Jahren, also 1919, 1913, 1902, und er wird es in 6, in 6 + 11, in 6 + 11 + 6 Jahren wieder sein, also 1930, 1941, 1947 usw.

Eine Variante dieser an sich einfachen Regel wird notwendig, wenn die Rechnung die Jahrhundertgrenze überschreitet. Die Jahre 1900, 1800, 1700 waren ja bekanntlich, obwohl durch 4 teilbar, keine Schaltjahre. Infolgedessen treten Störungen in obigen Formeln auf: Die sichere Wiederkehr desselben Wochentages am gleichen Datum erfolgt dann nicht nach 28, sondern erst nach 40 Jahren — dies aber ausnahmslos. Das Jahr 1924 deckte sich demnach nicht mit dem um 28 Jahre zurückliegenden Jahr 1896, stimmte aber mit dem Jahr 1884 in bezug auf alle seine Wochentage überein. Damit kommen wir aber gleich einen sehr bedeutsamen Schritt weiter, denn nun können wir ohne weiteres errechnen, daß der Wochentags-Kalender des Jahres 1924 genau derselbe ist, wie er es war in den Jahren 1884, 1856, 1828, 1788 (Jahrhundertgrenze), 1760, 1732, 1704, 1664 (Jahrhundertgrenze), 1636, 1608.

Will ich also wissen, an welchem Wochentag die Schlacht bei Höchstädt geschlagen wurde (13. August 1704), so brauche ich nur nachzusehen oder zu errechnen, auf welchen Wochentag der 13. August im Jahre 1924 fiel: es war ein Mittwoch — folglich fiel auch die Höchstädter Schlacht auf einen Mittwoch.

Die Formel für den 28jährigen Turnus gestattet nun ebenso rasch eine Ausrechnung für die dazwischenliegenden Perioden. Stimmte das Jahr 1924 mit dem Jahr 1884 in seinen Daten und Wochentagen überein, so ist ohne weiteres auch eine Übereinstimmung vorhanden mit den Jahren 1879, 1873, 1862, 1851, 1845, 1834, 1823, 1817, 1806 usw.

Die Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806) fand also an einem Dienstag statt, da dies Datum im Jahre 1924 auf einen Dienstag fiel.

Faßt man weiter zurückliegende Zeiträume ins Auge, so kann man sich die Sache noch vereinfachen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß beim Überschreiten der Jahrhundertgrenze mit absoluter Notwendigkeit nach 40 + 28 + 28 = 96 Jahren dasselbe Datum am selben Wochentag wiederkehrt, daß also 1924, 1828, 1732, 1636 unbedingt übereinstimmen müssen.

Bei noch ferneren Zeiten ergibt sich eine weitere, überaus willkommene Vereinfachung der Rechnung dadurch, daß im Gregorianischen Kalender der 29. Februar im Jahre 1600, ebenso 1200, 800 usw. nicht ausfallen darf. Daraus ergibt sich die höchst einfache Regel, daß immer vor (oder nach) 400 Jahren derselbe Wochentag am selben Datum wiederkehrt. Der Wochentags-Kalender des Jahres 1924 gilt also uneingeschränkt auch für das Jahr 1524, 1124 usw. — wohlgemerkt nur bei Umrechnung in den Gregorianischen Kalender, der dem damals geltenden Julianischen im 16. Jahrhundert um 10, im 12. um 7 Tage voraus war. Trotz der dadurch erforderlichen geringfügigen Umrechnung ist nun eine sehr schnelle Orientierung in den Jahrhunderten — bei hinreichender Übung — möglich.

Nehmen wir ein Beispiel! Aus irgendeinem Grunde wollen wir feststellen, an welchem Wochentage Magalhães seine Weltumsegelung antrat. Das Datum, der 20. September 1519 des Julianischen Kalenders, würde im Gregorianischen dem 30. September entsprechen, der aber 1519 unweigerlich auf denselben Wochentag fiel wie 400 Jahre später, 1919, und auch (nach dem oben Gesagten) 1924. Nun stelle ich an einem Kalender oder durch Berechnung im Kopf fest, daß der 30. September 1924 ein Dienstag war, und schon habe ich die Antwort: Magalhães' welthistorische Fahrt begann an einem Dienstag. — Ein anderes Beispiel! Es ergibt sich — vielleicht im Anschluß an gewisse historische Studien — die Notwendigkeit, zu ergründen, an welchem Wochentage Richard III. bei Bosworth fiel. Das Datum war der 22. August 1485 oder im Gregorianischen Kalender, der im 15. Jahrhundert dem Julianischen um 9 Tage hätte voraus sein müssen, der 31. August. Der 31. August fiel dann 1485 auf denselben Wochentag wie 400 Jahre später, 1885, und nochmals 40 Jahre später, 1925. Durch Berechnung oder mit Hilfe eines Wandkalenders überzeuge ich mich, daß der 31. August im Jahre 1924 auf einen

Sonntag fiel; 1925 ist's demnach ein Montag. Also: Richard III. starb an einem Montag. — Und wann starb, nochmals 400 Jahre früher, Papst Gregor VII.? Das Datum ist der 25. Mai 1085. Im 11. Jahrhundert blieb der alte Julianische Kalender um 6 Tage hinter dem später verbesserten Gregorianischen zurück. Ich muß demnach den 31. Mai der Berechnung zugrundelegen. Der 31. Mai fiel dann im Jahre 1085 auf denselben Wochentag wie 1485, 1885, 1925. Im gegenwärtigen Jahr 1925 war der 31. Mai ein Sonntag; folglich — der größte aller Päpste starb an einem Sonntag.

Man sage nicht ohne weiteres, daß all dies doch nur eine wertlose Spielerei sei. In vielen Fällen wird dies zutreffen. Aber kommt nicht jeder einmal in die Lage, im eigenen Leben oder auch aus Anlaß geschichtlicher Forschungen irgendein Datum feststellen zu müssen, von dem er nur ungefähre Angaben hat, und dessen genaue Festlegung für irgendwelche Zwecke von besonderer Wichtigkeit ist? Nehmen wir an, es müsse für ein Ereignis das Jahr festgestellt werden, über das nichts weiter bekannt ist als: Anfangs der 80er Jahre, als der Sedantag auf einen Sonntag fiel. Welches Jahr ist dies? Nun, im Jahre 1924 war der 2. September ein Dienstag: folglich war er auch 40 Jahre früher, 1884, ein Dienstag. Da dies ein Schaltjahr war, muß er sich im Jahre zuvor 2 Wochentage früher eingestellt haben, folglich: das gesuchte Jahr ist unzweifelhaft 1883! Oder nehmen wir an, irgendein Geschehnis sei nur durch die Datierung gekennzeichnet: Am Donnerstag nach der Schlacht von Magenta. Welcher Tag ist dies? Die Schlacht fand am 4. Juni 1859 statt; ihren Wochentag errechnen wir dadurch, daß wir uns erinnern: es muß derselbe Wochentag gewesen sein, auf den der 4. Juni 1887 (28 Jahre später) fiel und 1927 (40 Jahre danach) abermals fallen wird. Im Jahre 1924 war der 4. Juni ein Mittwoch; 3 Jahre später fällt er daher, da kein Schaltjahr bis dahin eintritt, auf einen um 3 Wochentage späteren Termin, d. h. auf einen Sonnabend. Demnach fand die Schlacht an einem Sonnabend statt, und der Donnerstag danach war der 9. Juni. Ähnlich unbestimmte Datierungen sind zumal in alten Chroniken und Urkunden ungemein häufig („am Montag nach Allerheiligen“ usw.), und die angegebene Rechenoperation, die sich übrigens viel rascher abspielt, als es sich auf dem Papier auseinandersetzen läßt, kann daher in der Tat gelegentlich von erheblichem Wert sein. Setzen wir den Fall, für das Datum der Sizilianischen Vesper seien zwei widersprechende Daten oder auch Jahre überliefert, und wir müßten nachprüfen, ob das gemeinhin angegebene Datum, der 30. März 1282, wirklich der Ostermontag gewesen sein kann. (Ähnliche Nachprüfungen haben sich aus Anlaß historischer Studien für mich des öfteren als notwendig erwiesen). Eine Umrechnung aus dem Julianischen in den Gregorianischen Kalender ist in diesem Fall nicht nötig, da die Kalenderabweichung im 12. und 13. Jahrhundert 7 Tage, also genau eine Woche, betragen hätte, so daß dieselben Daten beider Kalender stets auf dieselben Wochentage fielen. Der Wochentag des 30. März war nun 1282 genau derselbe wie 400 Jahre später, 1682, abermals 96 + 96 Jahre später, 1874, und wieder 40 Jahre später, 1914. Dies ist eine gerade Jahreszahl, aber kein Schaltjahr, folglich fallen die Daten des Jahres 1914 erst 11 Jahre später, 1925, wieder auf denselben Wochentag. Im laufenden Jahr 1925 fiel der 30. März auf einen Montag, und somit war in der Tat auch der 30. März 1282 ein Montag. Ein anderes Beispiel! Der „Berliner Lokalanzeiger“ brachte am 4. April 1924 einen Artikel über die Vertreibung des letzten Sultans aus Konstantinopel, die Dienstag den 4. März 1924 erfolgt war, und erwähnte dabei, alte Chronisten behaupteten, auch der Einzug des ersten Sultans im eroberten Konstantinopel sei an einem Dienstag erfolgt. Ist diese Angabe zutreffend? Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die auch den Einzug des Sultans Mohammed II. in die Bosporusstadt brachte, erfolgte am 29. Mai 1453. Im Gregorianischen Kalender würde dies Datum dem 7. Juni entsprochen haben (9 Tage Differenz im 15. Jahrhundert). Der Wochentag der Eroberung Konstantinopels muß also derselbe gewesen sein, auf den 400 Jahre später der 7. Juni 1853 und weiter der 7. Juni 1881 und 1921 fielen. Von 1921 bis 1924 sind es 3 Jahre mit einem Schalttag dazwischen; also muß man vom Wochentag des laufenden Jahres 3 + 1 = 4 Tage zurückgehen, um den Wochentag von 1921 und damit auch von 1453 zu finden. Der 7. Juni 1924 ist ein Sonnabend, folglich war dies Datum 1921 ein Dienstag — die Überlieferung der alten türkischen Chronisten ist demnach als richtig erwiesen!

Bei den vorliegenden Beispielen ist der Einfachheit halber die jeweilige Berechnung stets auf die Wochentage des Jahres 1924 fortgeführt worden, die man entweder am Kalender ablesen oder auf andere Weise leicht feststellen kann. In sehr vielen Fällen wird man, zumal wenn man einige Übung hat, diese Rechenprozedur abkürzen oder vereinfachen können. Für eine Anzahl von bedeutsamen historischen Gedenktagen oder auch Ereignissen in der nächsten Familie wird jeder, der sich mit diesen Dingen beschäftigt, den zugehörigen Wochentag ohne weiteres dauernd in der Erinnerung haben. So sagt mir mein eigenes Gedächtnis jederzeit, daß Friedrich der Große an einem Donnerstag gestorben ist, daß die Schlachten bei Kunersdorf und Belle-Alliance an einem Sonntag geschlagen wurden, die Schlacht bei Leipzig an einem Montag, daß meine am 14. November 1819 geborene Großmutter sowie ein am 24. April 1814 geborener Großvater Sonntagskinder waren usw. Ebenso weiß ich, daß bestimmte Familien-Geburtstage, der 30. Juni, der 22. September und der nachfolgende 12. Januar, unweigerlich in allen Fällen auf denselben Wochentag fallen usw. Derartige Erinnerungen erleichtern natürlich die schnelle Errechnung der Wochentage oft außerordentlich. Will ich z. B. aus irgendeinem Grunde feststellen, an welchem Wochentage die Schlacht bei Sempach (9. Juli 1386) stattfand, so spielt sich die Rechnung in wenigen Sekunden ab. Statt des 9. Juli muß ich wieder das Datum des Gregorianischen Kalender nehmen, das im 14. Jahrhundert eine Addition von 8 Tagen erfordert, also den 17. Juli. Der 17. Juli 1386 fiel auf denselben Wochentag wie der 17. Juli 1786. Da nun der 17. August 1786, des Alten Fritz Todestag, ein Donnerstag war (siehe oben), war auch der 20. Juli 1786 ein Donnerstag (4 Wochen früher) und somit — der Tag der Schlacht von Sempach ein Montag.

Eine weitere, leicht zu behaltende und immer richtige Regel lautet: Nach genau 100 Jahren fällt ein Datum stets auf einen um 2 Tage früheren Wochentag; genau 100 Jahre vorher dagegen entsprechend auf einen um 2 Tage späteren Wochentag. Weiß ich also oder habe ich errechnet, daß Schiller an einem Sonnabend geboren war, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die berühmte Zentenarfeier seiner Geburt auf einen Donnerstag fiel, und daß man die 200-Jahr-Feier an einem Dienstag begehen wird. Will ich andererseits wissen, an welchem Wochentag Kant geboren wurde (22. April 1724), so spielt sich der Prozeß umgekehrt ab: Im Jahre 1924 war der 22. April ein Dienstag, folglich muß er 200 Jahre früher auf einen 2 + 2 Tage späteren Wochentag, also auf einen Sonnabend gefallen sein. Will ich ferner wissen, an welchem Wochentag Wallenstein ermordet wurde (25. Februar 1634), so stelle ich zunächst fest, daß 1934 der 25. Februar auf denselben Wochentag fällt wie 6 + 5 = 11 Jahre früher, also 1923. Da dies ein Sonntag war, wurde Wallenstein an einem um 6 Tage späteren Wochentag, also am Sonnabend, ermordet.

So kann man also auf sehr verschiedenen Wegen zum gewünschten Ziel kommen, und es ist in jedem Einzelfall Geschmacksache, welchen man wählt. Die Geschwindigkeit, mit der der Geübte solche Rechenkunststücke zu lösen vermag, haben für den, der die Tricks und Regeln nicht kennt, fast etwas Unheimliches und geradezu Unbegreifliches an sich, aber dennoch gilt auch in diesem Fall nur die alte, gute Zauberregel: Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Professor Dr. R. Hennig.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Bedeutung des Chlorophylls für die grüne Pflanze in neuem Lichte. Durch den Chlorophyllapparat verarbeiten die grünen Pflanzen die Kohlensäure der Luft zu Zucker, wenn ihm die strahlende Energie der Sonne zugeführt wird. Man nennt diesen Prozeß Assimilation. Im Dunkeln steht er still; Zucker-, Stärkebildung und Wachstum der grünen Pflanze hören auf. Der grüne Farbstoff, das Chlorophyll, ist in den Zellen an gewisse eiweißhaltige Körper gebunden, die man Chloroplasten (Farbstoffträger) nennt. Welcher Körper besorgt nun die Assimilation: das Chlorophyll oder die Chloroplasten bzw. das Zellplasma? Um diese Frage zu entscheiden, hat man experimentell das Chlorophyll von den Chloroplasten getrennt. Aber gegen alle positiven Angaben, außerhalb des Organismus die Assimilation mit Chlorophyllextrakten durchzuführen, sind schwerwiegende Einwände erhoben worden. Zwar ist vom theoretischen Standpunkte aus die Trennung eines Teiles der zum Assimilationsprozeß gehörenden Funktionen vom lebenden Organismus keineswegs unmöglich; denn wir beobachten ganz analoge Prozesse bei chemischen Reaktionen, die vom Leben durchaus unabhängig sind. Aber es wäre verkehrt, dem Chlorophyll enzymatische Wirkungen zuzuschreiben. Enzyme beschleunigen lediglich chemische Reaktionen, die auch ohne jene nur sehr langsam verlaufen und mit einer Erniedrigung des chemischen Energiepotentials, also mit Freiwerden von Energie, verknüpft sind. Man hat deshalb in durchaus folgerichtiger Weise angenommen, dem Chlorophyll komme eine sensibilisierende Wirkung zu, wie wir ähnliche Wirkungen bei einer photographischen Platte beobachten, die wir für das Rot im Spektrum der Sonnenstrahlen dadurch empfindlich machen, daß wir sie in Eosin baden. Das Eosinrot transformiert hier die strahlende Energie der Sonne in chemische Energie, die das Chlorsilber der Platte zerlegt bzw. seine Moleküle lockert. Die Richtigkeit dieser Auffassung vorausgesetzt, ist die sensibilisierende Wirkung lediglich die eines Katalysators, also eines Körpers, der die strahlende Energie des Lichtes umformt in chemische Energie. Wie man sich dies vorzustellen hat, das ist freilich noch in tiefes Dunkel gehüllt, wie alle Wirkungen der Katalysatoren, z. B. des Nickeloxyds, das man in pflanzliche Öle einbläst, um Margarine zu erzeugen, des fein verteilten Platins, um aus Schwefeldioxyd (schwefeliger Säure) Schwefeltrioxyd (Schwefelsäure) zu gewinnen, um bei 200 Atmosphären Druck und 500 Grad Wärme mit Hilfe von Mangan oder Osmium den Luftstickstoff an Wasserstoff zu binden und so Ammoniak (Stickstoffdüngemittel) zu erzeugen. Jetzt haben die neusten Untersuchungen Carios und Francks unerwartet Licht in das Dunkel dieser Vorgänge gebracht, die uns die Wirkung eines Katalysators verständlich machen. Bekanntlich besteht das Molekül Wasserstoff aus zwei Atomen, die durch starke Affinität zusammengehalten werden. Durch Hitze lassen sich beide trennen, d. h. der Wasserstoff wird dissoziiert. Diese Dissoziation erkennt man daran, daß das getrennte Wasserstoffatom z. B. aus dem Kupferoxyd den Sauerstoff hinwegreißt und mit ihm Wasser bildet. Um 2 g Wasserstoff zu dissoziieren, sind 90000 Kalorien Wärme erforderlich. Durch die strahlende Sonnenenergie läßt sich Wasserstoff nicht dissoziieren, weil er für alle Strahlen vollkommen durchlässig ist. Cario und Franck mischten nun dem Wasserstoff Quecksilberdampf bei und bestrahlten diesen mit sehr kurzwelligem Lichte (253,7 $\mu\mu$; 1 $\mu\mu = 1$ millionstel Millimeter). Siehe da, der Wasserstoff dissoziiert sich, d. h. seine Molekel zerfällt in die beiden Atome. Der Quecksilberdampf spielt also die Rolle des Katalysators und findet sich am Ende des Versuchs in unveränderter Form vor. Wie ist das möglich? Durch das zugestrahlte Licht von bestimmter Wellenlänge wird aus dem Quecksilberatom ein Elektron abgespalten. Dieses sogenannte Leuchtelektron strahlt infolge der Energiezufuhr das aufgenommene Licht von gleicher Wellenlänge wieder aus, wie die Beobachtung am leuchtenden Quecksilberdampf zeigte. Dabei fällt es wieder durch Energieabgabe in seinen Kern zurück. Ist aber Wasserstoff zugegen, so strahlt es nicht die aufgenommene Lichtenergie wieder aus, sondern gibt die erhaltene Anregungsenergie an die Wasserstoffmolekel ab. Dadurch wird der Wasserstoff in seine Atome gespalten. Um 200 g Quecksilber anzuregen, sind 120000 Kalorien nötig, also 30000 Kalorien mehr als zur Dissoziierung des Wasserstoffs. Die Zerspaltung des Wasserstoffmoleküls ist also nur möglich, wenn die Anregungsenergie des Katalysators größer ist als die Dissoziationsarbeit des Wasserstoffs. So weit die Ergebnisse der beiden Physiker. — Vermutlich spielt auch das Chlorophyll die Rolle eines Katalysators, wenn ihm bestimmte Lichtquantenenergie zugeführt wird. Die Kohlensäure könnte hierdurch zu Ameisensäureperoxyd und dann durch Abspaltung des Peroxydsauerstoffs zu Formaldehyd und dieses durch schnelle Kondensation zu Traubenzucker ohne erhebliche Wärmetönung umgewandelt werden. Experimentell muß dies erwiesen werden. Sicherlich stellen sich dieser Untersuchung gewaltige Schwierigkeiten in den Weg, weil zweifellos die an der Grenzschicht von Chlorophyll und Chloroplast vorhandene, adsorbierte Kohlensäure umgewandelt wird. Dr. B. Stange.

Die Tiefengliederung und der Wärmeinhalt der Erde. Die Frage nach der Zusammensetzung des Erdinnern, der Temperaturverteilung und der dadurch gegebenen Wärmeströmung ist eine der wichtigsten Fragen der Geophysik. Es ist auf verschiedenen Wegen gelungen, Aufschluß über dieses Gebiet zu erhalten. Man hat an der Erdoberfläche mit den dort zur Verfügung stehenden Gesteinen Dichtebestimmungen machen, in den Schächten die Temperatursteigerung nach dem Innern der Erde zu messen können, man hat durch das Studium des Laufes der Erdbebenwellen über die elastischen Eigenschaften der Erde in verschiedenen Tiefen Aufschluß erhalten können, und auch radiologische Überlegungen sind in den Dienst dieses Problems gestellt worden. Dabei hat sich ergeben, daß die Erde nicht homogen ist, sondern daß das Erdinnere einen schaligen Bau aufweist, in dem Sinne, daß sich um einen flüssigen Kern von schweren Metallen eine Schale von schweren Oxyden und Silikaten herumlegt, und daß außen der Silikatmantel der Erdoberfläche liegt. Die Dichte der Erde ist also in den verschiedenen Tiefen sehr verschieden. Die Temperatur nimmt mit der Tiefe zu, und zwar in den den Menschen zugänglichen Tiefen um je 1° auf je 25—30 m. Die Temperatur hat diese gleichmäßige Zunahme wahrscheinlich nur an der Erdoberfläche, in größeren Tiefen steigt sie nicht weiter so stark an. Schwer zu beantworten ist die Frage nach der Herkunft der Erdwärme, die die Temperatursteigerung nach dem Erdinnern zu verursacht. Es sind die Wärmemengen berechnet worden, die vom Innern der Erde in den Außenraum hinauswandern, und man hat sich gefragt, wo dieser Wärmestrom seine Quelle hat, und warum die Erde nicht schnell erkaltet. Für die Beantwortung dieser Fragen sind die radioaktiven Erscheinungen mit heranzuziehen. Es hat sich bei Laboratoriumsversuchen gezeigt, daß beim Zerfall der radioaktiven Substanzen Wärme gebildet wird, und zwar sind die Wärmemengen, die radioaktiv erzeugt werden, recht beträchtlich. Beim Zerfall von 1 Gramm Uran wird zum Beispiel eine Wärmemenge frei, die rund 7 Liter Wasser zum Sieden erhitzen würde. Der Zerfall geht zwar sehr langsam vor sich, wenn man aber bedenkt, welche Uran- und radioaktiven Stoffmengen überhaupt in der Erde vorhanden sind, so sind die Wärmemengen, die durch die radioaktiven Prozesse gebildet werden, sehr groß. Da nämlich in allen Gesteinen an der Oberfläche der Erde durchschnittlich in 1 Gramm Gestein etwa ein Zweihunderttausendstel Gramm Uran und ein etwa dreimal so großer Gehalt an Thorium vorhanden ist, so befinden sich, falls man annimmt, daß in der ganzen Erde gleichgroße Mengen von radioaktiver Substanz im Gramm Gestein vorkommen, in der Erde viele Millionen Tonnen Radium. Die dadurch erzeugte Wärmemenge würde bei weitem größer sein

als die Wärmemenge, die durch den Wärmestrom von dem Innern der Erde in den Außenraum hinauswandert. Die Temperatur der Erde müßte infolgedessen nicht ab-, sondern stetig zunehmen. Die Geologie schließt aber aus allen ihr zur Verfügung stehenden Tatsachen, daß die Erde sich in einem stationären Wärmezustand befindet. Es ist daher nicht anzunehmen, daß auch im Innern der Erde ebensoviel radioaktive Substanz vorhanden ist wie an der Erdoberfläche. Um den Widerspruch zu beseitigen, nimmt man jetzt an, daß die Erde zwar bis in ihre größte Tiefe radioaktive Substanzen enthält, daß aber die Mengen der radioaktiven Substanzen nach dem Erdinnern zu abnehmen. Bei dieser Annahme würde der Erdmittelpunkt eine Temperatur von 1500° besitzen, die viel wahrscheinlicher ist als die Temperatur, die man bei der Annahme einer gleichmäßigen Verteilung von radioaktiven Substanzen erhält. Daß unzweifelhaft die radioaktiv erzeugte Wärme eine große Rolle spielen muß, hat man im Simplontunnel beobachtet. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Temperaturzunahme an dieser Stelle ganz besonders hoch war, und andererseits haben radioaktive Messungen ergeben, daß hier besonders viel radioaktive Substanz in dem anstehenden Gestein vorhanden war. Die erhöhte Temperatur ist daher unzweifelhaft auf radioaktive Ursachen zurückzuführen. Die Wärmeschichtung in der Erde und die Zusammensetzung des Erdinnern sind zwei Fragen, die eng zusammen gehören, und die bisher noch nicht endgültig beantwortet werden konnten.

Ludwig Thor.

Ein Fest der Aufforstung in Bulgarien. Am 11. und 12. April wurde in Bulgarien ein ganz eigenartiges Fest gefeiert, zu dessen Verständnis einiges vorausgeschickt werden muß. Wer Bulgarien, wie die meisten darüber Schreibenden, nur von den Bahnlinien her kennt, der glaubt kaum, daß das Land auch große Wälder aufweist. Im Jahre 1920 betrugen die Einnahmen des Staates aus Bauholz nicht weniger als 7720651 Lewa (1 Lew gleich 1 Frank), die der Gemeinden 6607330 Lewa; aus Holzkohleerzeugung gewannen der Staat 2219184 und die Gemeinden 1654175 Lewa; endlich ergab das Brennholz dem Staate 7914638 und den Gemeinden sogar 16221614 Lewa. Insgesamt betrug also die Nutzung des einen Jahres $42^1/_3$ Millionen Lewa. Trotzdem geschieht für den Wald zu

wenig, obwohl es gute Forstgesetze und Aufsichtsbeamte gibt. Einerseits treiben die Privatbesitzer so gut wie gar keine Forstwirtschaft, und andererseits wird die des Staates besonders durch die Ziegenherden und deren Hirten oft genug vernichtet. Als Stallstreu und Futter müssen bei dem meist mangelnden Heu und Stroh die Zweige und Blätter der Laubbäume herhalten, die daher zu keiner rechten Entwicklung kommen können. Die Ziegen fressen jeden jungen Nachwuchs bis zu anderthalb Meter Höhe ab und versuchen oft mit ihren Hörnern junge fingerstarke Stämmchen umzubrechen, wie ich wiederholt sah; die Hirten aber gehen mit ihrem Feuer recht leichtfertig um, und es macht ihnen nichts, wenn auch einmal ein Stück Wald abbrennt. Dann sammeln sie höchstens nachher die Holzkohle und verkaufen sie in der nächsten Stadt. In Kleinasien sah ich 1909 einen zu solchem Zweck angesteckten Wald in ungeheurer Ausdehnung brennen. Ganz ebenso geht es übrigens in den anderen Balkanstaaten zu. Nach dem Zusammenbruch Bulgariens 1918 haben überdies die Franzosen, wie bei uns im Westen, rücksichtslos große Waldungen niedergelegt. Diese verschiedenen Ursachen der Waldverwüstung und die Notwendigkeit der Aufforstung teils zur Deckung des großen Holzbedarfs des Landes, teils um das Abschwemmen des Erdbodens, wie es in Griechenland und Dalmatien so schädigend erfolgte, zu verhüten, legten es der Regierung nahe, dem Volke selbst die Bedeutung des Waldes eindringlich zu Gemüt zu führen. Am Nachmittage des 11. Aprils mußten in allen Schulen des Landes Vorträge über die Rolle des Waldes für die Wohlfahrt des Landes, der Gemeinden und des einzelnen gehalten werden. Am 12. April wurde in Sofia ein feierlicher Forstgottesdienst vor der prächtigen Kathedrale in Gegenwart aller Minister, Abgeordneten, Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, Universitätsprofessoren, Lehrer und Lehrerinnen und der Schüler abgehalten. Um 3 Uhr nachmittags zogen die Schüler gruppenweise an die ihnen zugewiesenen Plätze der Umgebung von Sofia, um dort zahlreiche Bäume zu pflanzen. Ähnlich geschah es im ganzen Lande. Dadurch werden Beziehungen zwischen den jungen Menschen und den von ihnen gepflanzten jungen Bäumen hergestellt, die sicher außerordentlich zur Waldpflege beitragen werden.

Prof. Dr. C. Kaßner.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4187 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4187. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. Juni 1925.

Allgemeine Notizen.

Die Würde eines Ehrenbürgers der Universität verlieh die Universität Köln dem Oberbürgermeister der Stadt Köln, Präsidenten des Preußischen Staatsrats, Dr. jur. h. c., Dr. rer. pol. h. c., Dr. med. h. c., Dr. phil. h. c. Adenauer „in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Gründung der Universität und die stete Wahrung und Förderung ihrer Interessen". Bei dieser Gelegenheit sei mitgeteilt, daß Dr. Adenauer auch für das Zustandekommen eines kunst- und kulturhistorischen Museums der Rheinlande in Köln eifrig bemüht ist.

Die Reichs-Schulmusik-Woche wird auch in diesem Jahr, die vierte ihrer Art, veranstaltet werden, um Anregungen und Erfahrungen für das gesamte Gebiet musikalischer Erziehung weiterhin auszutauschen. Sie wird vom 4. bis zum 10. Oktober vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Hamburg veranstaltet.

Englisches Urteil über die florentiner Buchausstellung. Die englische Zeitung „Times" hatte zu dieser Ausstellung einen Sonderberichterstatter entsandt. Er sagt, die englische Abteilung der Messe sei bewundernswert in Form einer Bibliothek zur Geltung gebracht und einundsiebzig Verleger hätten dazu beigetragen. Aber er gesteht unumwunden zu, daß die deutsche Abteilung weitaus die schönste der Ausstellung sei. Sie stelle ein wirkliches Museum neuer Buch- und Druckkunst dar.

Der Großindustrielle Paul Wellner, Mitbegründer der vor 35 Jahren neuerstandenen Firma August Wellner Söhne in Aue i. Erzgebirge als Nachfolgerin der altangesehenen Firma August Wellner, zugleich auch Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied der 1913 errichteten gleichnamigen Aktiengesellschaft, ist nach längerem Leiden in Bad-Nauheim, wo er Heilung suchte, an Herzlähmung verschieden. In Paul Wellner verliert die Großindustrie für die Erzeugung von versilberten Tafelbestecken und Hotelgeräten einen ihrer würdigsten Vertreter.

Die wirksamste Reklame. Eine sächsische Firma hat anläßlich einer Porzellanwoche bei ihren Käufern feststellen lassen, wodurch sie zu dem Kauf angeregt worden sind. Von 466 Personen, die Einkäufe getätigt haben, sind 153 durch Inserate, 118 durch die Schaufensterauslagen, 76 durch Bekannte, 46 durch die Verkäuferinnen, 31 durch Reklamezettel, die auf der Straße verteilt wurden, 30 durch die Ausstellung in den Ge-

schäftsräumen, 12 durch den Chef des Hauses zum Kauf angeregt worden. Auch danach übertreffen Inserate alle übrigen Reklamearten erheblich an Wirksamkeit.

Dr. Möllers Sanatorium in Dresden-Loschwitz sei chronisch Kranken angelegentlichst empfohlen. Die Nähe der Kunststadt Dresden, die herrliche Umgebung, die bevorzugte Lage in stets reiner Höhenluft, die großen Parkanlagen und die modernen Einrichtungen der Anstalt führen alljährlich eine große Anzahl von Erholung und Heilung Suchenden in diese Kurstätte. Die Werbeschriften der Anstalt geben genaue Auskunft.

Von Hamburg nach Westerland-Sylt wird der Deutsche Aero-Lloyd während der kommenden Badesaison die Flugverbindung wieder aufnehmen. Den Verkehr vermitteln moderne Kabinenflugzeuge, die die ganze Strecke in etwa 90 Minuten bewältigen. Es werden Passagiere zu verhältnismäßig niedrigen Fahrpreisen und auch Post befördert. Vom Flugplatz Westerland aus werden außerdem täglich die beliebten Inselrundflüge veranstaltet.

Bad Ilmenau im Thüringer Wald, streng geschieden von der gleichnamigen Stadt und doch mit ihrer schönsten Geschäftsstraße bequem verbunden, bewährt auch dieses Jahr seinen Ruf als Nervenkurort und Sommerfrische. Der neue Badeprospekt ist von der Kurverwaltung kostenlos erhältlich. Er ist ein wertvoller Wegweiser für einen der schönsten Teile der „grünen Berge Thüringens" und gibt über die vielen Beziehungen Goethes zu Ilmenau interessanten Aufschluß.

Solbad Kösen (das Nizza Thüringens). Jeder Reisende, der sich dem Saaledurchbruch nähert, empfindet bei dem Anblick dieses von Felsen umgebenen Talkessels die Reize einer echtromantischen Landschaft. Die so von Natur aus gegebene, wunderbar geschützte Lage Kösens, die reine Luft, Wald, Berge, Wasser, Sole, ebene Spaziergänge und Bergtouren, geben ihm die Voraussetzung, eine wirkliche Heilstätte, vor allem der Erkrankung der Atmungsorgane, zu sein. Unterkunft bieten eine Reihe neuzeitlicher Hotels, Pensionen und freundlicher Villen. Auf Anforderung gibt die Kurverwaltung jede gewünschte Auskunft über wohnungshygienische und sonstige örtliche Verhältnisse.

Bad Orb im Spessart feierte dieser Tage das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens. Zahlreiche Gäste fanden sich zu der offiziellen Feier der Bad-Orb-Gesellschaft im Festsaal des Kurhauses ein. Sanitätsrat Scherf,

seit 22 Jahren Leiter des Bades, gab in seiner Ansprache einen Rückblick über die Entwicklung des Bades, das während der Tätigkeit des Frankfurter Aufsichtsrats eine prächtige Entwicklung genommen hat und in jüngster Zeit noch erheblich verbessert worden ist. Das Spessartbad Orb gehört unter die an Kohlensäure besonders reichen Bäder Deutschlands. In dieser Kurzeit sind schon zahlreiche Kurgäste eingetroffen. Ihre Zahl steigt zur Hauptkurzeit in der Regel auf vier bis fünf Tausend.

Das Solheilbad Sulza im Thüringer Wald (Bahnlinie Berlin—Leipzig—Frankfurt a. M.) ist mit seinen sechs starken, heilkräftigen Solquellen, drei großen Gradierhäusern und Inhalatorium der ganz besonderen Beachtung der Leidenden und Erholungsbedürftigen wert. Auskünfte durch die Badeverwaltung in Bad Sulza.

Nirosta-Messer. Was mag wohl die Hausfrau denken, wenn sie im Anzeigenteil unserer Zeitschrift ein Nirosta-Messer in einem Apfel steckend dargestellt findet. (In der vorliegenden Nummer auf Seite 940.) Sie sieht gewiß im Geist schon ein über und über mit Säureflecken bedecktes Messer vor sich, das sie dann mit viel Mühe und Geduld wieder blank putzen muß. Ihre Vorstellung wäre richtig, würde es sich um ein gewöhnliches Stahl-Messer handeln. Das Nirosta-Messer dagegen wird bei jeder Hausfrau ein Gefühl der Freude erwecken, denn seitdem diese Messer im Handel sind, gibt es kein lästiges Messerputzen mehr. Einfaches Abspülen in warmem Wasser und Abtrocknen genügt, um sie blank und fleckenlos zu erhalten. Nirosta ist ein hochlegierter Chromnickelstahl, den die Firma Fried. Krupp A.-G. in Essen nach besonderem patentiertem Verfahren herstellt. In mehrjähriger streng wissenschaftlicher Forschungsarbeit ist es gelungen, verschiedene Sorten dieses rostfreien Stahles herzustellen, von denen jeder seine besonderen Eigenschaften und Verwendungszwecke hat. Alle diese Stahle behalten unverändert ihr silberähnliches Aussehen und ersparen so das sonst erforderliche Vernickeln. Die Messer bleiben auch bei Verwendung als Fischmesser, Obstmesser und bei sauren Speisen vollständig rostfrei und bewahren ihren prächtigen Spiegelglanz. Der Stahl läuft nicht an wie Silber und Nickel und weist, selbst wenn er dauernd feuchter Luft ausgesetzt ist, keine Spur von Rost auf. Ferner ist er gegen jegliche Abnutzung höchst widerstandsfähig, und auch Gase und Dämpfe haben keine nachteilige Einwirkung auf ihn.


NIROSTA
ESS-BESTECKE
AUS KRUPP'SCHEM
NICHTROSTENDEN STAHL

Illustrirte Zeitung



In der Sonne.

Nach einer Radierung von Karl Stratil.





Links: Am 31. Mai fand in Coburg im Beisein des Herzogs Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha die Grundsteinlegung zu einem Denkmal für die im Weltkriege gefallenen Angehörigen der deutschen studentischen Landsmannschaften statt, bei der Vertreter sämtlicher Landsmannschaften der deutschen Universitäten und Hochschulen erschienen waren: Während des Weihespruchs. — Rechts: Der Empfang des Tilsiter Sängervereins im Palais des Reichspräsidenten zu Berlin am 2. Juni: Reichspräsident v. Hindenburg beim Anhören der ihm dargebrachten Gesangsvorträge.

Die Republik Latvija. / Von Hans R. Dufour.

In sechsundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt gelangt der Reisende von Berlin unter Durchquerung Litauens an die lettische Grenze, in weiteren zwei Stunden nach Riga, der Stadt der Schlagsahne (Schmandes) und des Schnapses, die jahrhundertelang bis ins innerste Wesen deutsch war, und von der viele Deutsche vor dem Kriege doch nur wußten, daß sie in Rußland und an der Ostsee liege. Heute ist die Stadt der Sitz der Regierung der jungen Republik Lettland, deren offizieller Staatsname „Latvija" nach dem unserer Germania oder der Helvetia entsprechenden Namen für die lettische Idealfigur lautet.

Im Süden an Litauen und im Osten an Sowjetrußland grenzend, hat sie im Norden Estland zum Nachbarn und ist im Westen an langer Küste von den Wellen der Ostsee bespült. Sie bildet somit den mittelsten der sogenannten Baltischen oder Randstaaten, der mit seinem Flächeninhalt von rund 65000 qkm noch etwas größer ist als das Rheinland, Westfalen und Hessen-Nassau zusammen.

Riga, im Jahre 1201 bereits von Deutschen gegründet und lange Zeit mächtiges Mitglied der Hanse, hatte als Hinterland die von den Ordensrittern kolonisierten Gebiete, aus denen auch heute in der Hauptsache die neue Republik besteht, nämlich aus dem früher russischen Gouvernement Kurland, dem südlichen Teil Livlands (der nördliche ist estnisch geworden) und einem Teil von Witebsk. Das Gebiet ist heute in vier Verwaltungsgebiete eingeteilt: Livland im Norden, Lettgallen im Osten, Semgallen im Süden und Kurland im Westen.

Entgegen anderen durch den Weltkrieg entstandenen Staaten hat Lettland den Vorteil, eine wenigstens größtenteils nationale Bevölkerung in seinen Grenzen zu haben. Von den etwas über 2 Mill. Einwohnern sind 80 Proz. Letten, 9 Proz. Russen und 3½ Proz. Deutsche. Der Rest verteilt sich auf Juden (4½ Proz.) und Andersstämmige. Das Entstehen irgendwelcher irredentistischer Wünsche ist nicht zu befürchten; Hemmungen in der Entwicklung des Staatswesens sind in dieser Beziehung daher auch bis jetzt nicht in die Erscheinung getreten.

Die Letten bilden einen kleinen Zweig der baltischen Gruppe der Indogermanen, der mit den Litauern verwandt ist, wie auch ihre Sprache mit der litauischen vieles gemeinsam hat. Im Gegensatz zu ihren südlichen Nachbarn haben sie es jedoch nie zu politischer Selbständigkeit gebracht. Sie sind heute ein vorwärtsstrebendes kleines Volk, patriotisch und eifersüchtig darauf bedacht, ihr so spät erworbenes eignes Staatswesen zu erhalten. Die junge Intelligenz, die gelernt und studiert hatte, ohne je Aussicht auf staatliche Betätigung zu haben, ist plötzlich die regierende Klasse geworden.



Von der Frontsoldaten-Tagung, die zu Pfingsten in Bremerhaven-Wesermünde stattfand: Der Vorbeimarsch der Teilnehmer vor dem Grafen zu Eulenburg, Ostpreußen, und dem General Stolzmann (mit Helm), Hannover.



Vom Besuch des norwegischen Polarforschers Frithjof Nansen in Berlin: Nach dem Frühstück im Hotel Adlon, das der Reichsverkehrsminister Krohne zu Ehren Nansens gab. Reichsverkehrsminister Krohne (1), der österreichische Gesandte Dr. Riedl (2), Reichskanzler Dr. Luther (3), Frithjof Nansen (4) und Reichsfinanzminister v. Schlieben (5).

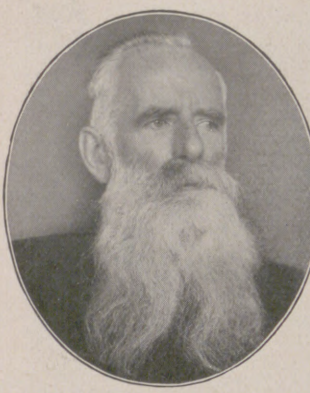
Noch 1914 haben die Letten wohl in ihren kühnsten Wünschen nicht einen eigenen Staat nach kaum fünfjähriger Frist zu erhoffen gewagt; sie sind sozusagen über Nacht eine „Souveräne Macht" geworden. Durch die Front in zwei Teile zerrissen, war das heutige Lettland 3½ Jahre lang Kriegsschauplatz und von Okkupationsarmeen besetzt; die lettischen Militärpflichtigen kämpften auf russischer Seite tapfer gegen uns. Die Verhandlungen zur Erneuerung des Herzogtums Kurland wurden in den Novembertagen 1918 illusorisch; die Regierung Ulmanis erstand und erklärte das Land am 18. November 1918 für unabhängig, freilich nur, um vor der anrückenden russischen Armee der Bolschewisten nach Libau flüchten und nach deren Zurückwerfung gegen den weißrussischen Führer Bermont kämpfen zu müssen. Erst seit den letzten Monaten 1919 konnte sich die Regierung wirklichen staatsmännischen Aufgaben widmen. Sie vermochte allerdings nichts dagegen zu tun, daß die damalige Landeswährung, der lettische Rubel, infolge des Einfuhrüberschusses und der Spekulation bis unter den Wert eines Goldpfennigs sank. Seit annähernd drei Jahren ist die Währung jetzt stabilisiert und auf Gold umgestellt (50 Rubel = 1 Lat = 1 Goldfrank), so daß Lettland heute als das bestfundierte der drei neuen baltischen Staatswesen gelten kann. Es hat die Verfassung einer demokratischen Republik, an deren Spitze ein Staatspräsident steht.

Lettland ist in erster Linie Agrarland und wird dies immer bleiben. Wie sehr das Leben des ganzen Staates von der Landwirtschaft abhängt, zeigte sich deutlich bei der Ernte des Jahres 1923, die äußerst schlecht ausfiel und Handel und Wandel zum Stocken brachte. Da die Staatsbank vollauf zu tun hatte, die wankenden, kapitalschwachen Jungwirtschaften zu stützen, stieg die Kreditnot ins Unerträgliche. Der Bauer ist der Hauptkäufer; hat er kein Geld, oder fürchtet er, keines zu haben, so wird der ganze Importhandel lahmgelegt. An sich sollte es dem lettischen Bauern gut gehen, sehr gut sogar, denn ihm ist wie seinen Genossen in Estland und Litauen der Besitz größtenteils in den Schoß gefallen. Durch die Ende 1920 zum Gesetz gewordene Agrarreform und Enteignung des Großgrundbesitzes sind annähernd neunzigtausend neue Bauernstellen entstanden und an Pächter, Kriegsteilnehmer usw. verteilt. Das Für und Gegen einer solchen Reform soll hier nicht untersucht werden, die Tatsache besteht, und wahrscheinlich hat es das Land nur ihr zu verdanken, daß es dem Kommunismus entzogen worden ist. Daß es der Jungwirt mit seiner kleinen Wirtschaft schwer hat, viel schwerer als früher der Großgrundbesitzer, ist sicher, aber die neuen Besitzer arbeiten mit ernstem Willen daran, aus ihrem Grundstück so viel



Von der Eröffnung der Deutschen Verkehrsausstellung in München, die am 30. Mai im Ausstellungspark in der Halle für Luftfahrt erfolgte: Schlußszene aus dem Festspiel von Eugen Roth „Der Herr der Welt". Nach einer Zeichnung unseres Sonderzeichners Albert Reich.

Die Bühne ist in vier Felder geteilt, die beherrscht werden von den auf Postamenten stehenden Gestalten der vier Elemente: (von links nach rechts) Luft, Feuer, Wasser, Erde. In der Mitte befinden sich Urriesen, die die zerstörende Macht des Chaos verkörpern. Sie werden bezwungen von der strahlenden Erscheinung des ordnenden Verkehrs, die, begleitet von Symbole tragenden Trabanten, aus der Höhe hervortritt. Von beiden Seiten der Bühne drängen die Massen des werktätigen Volkes heran.



Graf v. Posadowsky-Wehner, der frühere kgl. preuß. Staatsminister und Reichsstaatssekretär des Innern, bekannter Parlamentarier, beging am 3. Juni seinen 80. Geburtstag in Naumburg, wo er jetzt als Dechant des Domstiftes lebt. (Phot. A. Binder, Berlin.)



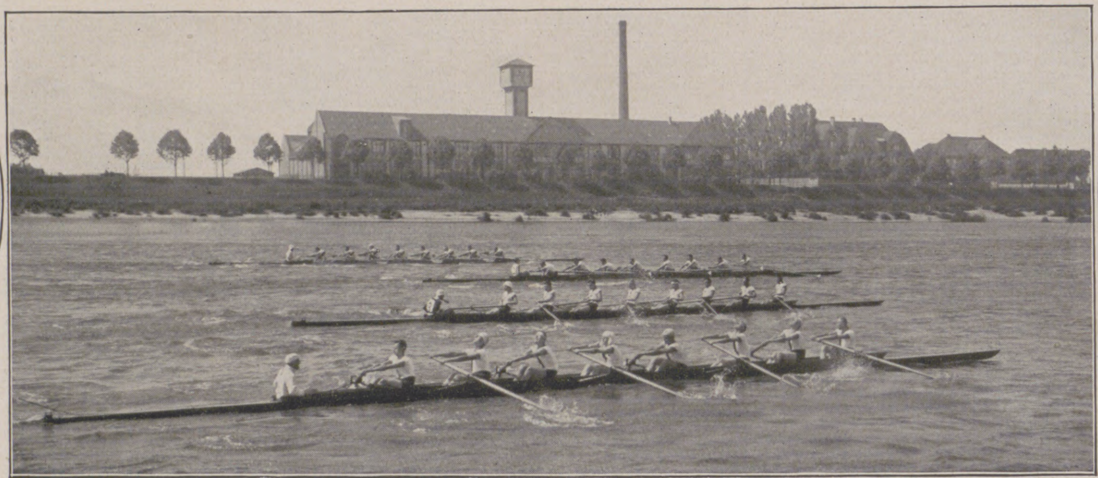
Vom Verbandsfest der christlich-deutschen Turnerschaft Österreichs, das vom 29. Mai bis zum 2. Juni in Graz (Steiermark) anläßlich ihres 25jährigen Bestehens stattfand: Die Banner an der Spitze des Festzuges.



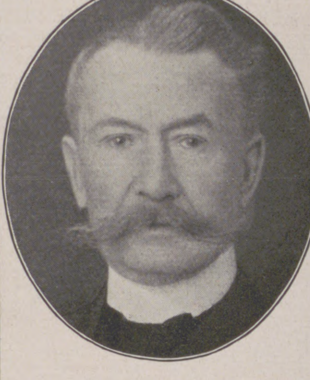
Frieda Jung, namhafte ostpreußische Heimatdichterin, Verfasserin von Novellen und Märchen, konnte am 4. Juni in Insterburg (Ostpreußen) ihren 60. Geburtstag feiern. (Phot. W. Lutkat Nachf., Insterburg.)



Dr.-Ing. h. c. Fritz Neuhaus, Generaldirektor der Borsig-Werke in Berlin, kgl. Baurat, ein Bahnbrecher auf dem Gebiet wissenschaftlicher Betriebsführung, feierte am 1. Juni sein 25jähriges Geschäftsjubiläum.



Von der Ruderregatta in Köln a. Rh. am 31. Mai: Start der Achter.



Dr. August Conrady, Professor der ostasiatischen Sprachen, Direktor des ostasiatischen Seminars an der Universität Leipzig, hervorragender Sinologe, starb am 3. Juni im 62. Lebensjahre. (Phot. Lisa König, Leipzig.)

wie nur möglich herauszuholen, wobei sie durch das sehr weitentwickelte Genossenschaftswesen unterstützt werden. So sind Lettlands Hauptausfuhrartikel landwirtschaftliche Erzeugnisse, insbesondere Flachs und Molkereiprodukte (Butter), dann Holz.

Ein Viertel der Oberfläche Lettlands ist von Wald bedeckt, der allerdings den Ansprüchen eines deutschen Forstmannes wohl nicht genügen würde. Von einer regulären Forstwirtschaft kann bis jetzt kaum die Rede sein. Im Kriege wurden große Strecken von den Armeen abgeholzt, und später wurde zeitweilig von der Regierung Raubbau getrieben, um den Export zu forcieren und Devisen für die Staatsbank zu beschaffen. Ungeachtet dessen ist der Reichtum des Landes noch groß, und man kann noch Wälder finden, die auf den Westeuropäer den Eindruck des Urwaldmäßigen machen.

Riga, der kommerzielle und geistige Mittelpunkt des Landes — mit seinen 300 000 Einwohnern und abgeschnitten vom großen russischen Hinterland ursprünglich bei der Staatsgründung ein ähnlicher „Wasserkopf" wie das Wien Deutsch-Österreichs — hat in den letzten Jahren viel gearbeitet, um sich umzustellen und seine alte Welthandelsstellung wiederzuerlangen, wozu freilich noch manches fehlt, und was ihm auch gerade infolge des fehlenden großen Hinterlandes so bald nicht gelingen wird. Trotzdem hebt sich der Hafenverkehr dauernd, und der Handel kommt mehr und mehr in Fluß, was um so mehr zu beachten ist, als die Hoffnung auf den Transithandel mit Rußland sich lange nicht in dem erhofften Maße erfüllte. Rigas und Libaus Großindustrie, die vom zaristischen Rußland künstlich großgezüchtet und ganz auf den russischen Markt eingestellt war, liegt auch heute noch sehr darnieder, und es bietet sich









Vom Deutschen Rundflug, der großen flugsportlichen Veranstaltung, die am 31. Mai in Berlin auf dem Tempelhofer Felde begann.
Oben: Start der ersten von den 52 an der Startlinie befindlichen Flugzeugen um 4 Uhr morgens. — Im Kreis: Kronprinz Wilhelm als Gast der Veranstaltung im Gespräch mit Herren von der Flugleitung. Links sein ältester Sohn Wilhelm. — Links: Das von der Firma Maurion zur Verfügung gestellte Flugzeug, das als Vorposten des Rundfluges die Strecke abflog, über dem Hamburger Freihafen. — Rechts: Ein Riesen-Radiolautsprecher auf dem Tempelhofer Flugfelde, der die ungeheuren Besuchermengen über den Verlauf des Fluges unterrichtet.





Von der vom 30. Mai bis zum 2. Juni abgehaltenen Landestagung der Bismarck-Jugend in Königsberg i. Pr.: Verpflichtung neueingetretener Mitglieder auf die Fahne. — Im Oval: Die Weihe des vom Börsenverein Deutscher Buchhändler anläßlich seiner Jahrhundertfeier gestifteten Erinnerungsmales für den Nürnberger Buchhändler J. Philipp Palm, der am 26. August 1806 auf Befehl Napoleons I. erschossen wurde, in Braunau am Inn: Das an der Stelle, wo J. P. Palm starb, errichtete Denkmal nach der Enthüllung.





Von der Taufe des Großflugzeuges „Bremen" des Deutschen Aerolloyds auf dem Flugplatz in Bremen: Während der Taufrede des Bürgermeisters Donandt (×). Neben der Taufkanzel Generaldirektor Geheimer Rat Stimming vom Norddeutschen Lloyd (××). — Rechts oben: Die Bekämpfung der Nonne, des gefährlichen Waldschädlings, von der Luft aus in den Forsten der Niederlausitz: Ein Flugzeug, mit Giftbehältern beladen, fertig zum Aufstieg.



Zur Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt Oberlahnstein an der Mündung der Lahn in den Rhein, die in der Pfingstwoche abgehalten wurde: Die Ritter des Johanniterordens in dem großen historischen Festzuge.



Vom „Stabenfest", dem historischen Kinderfest, in Nördlingen (Schwaben) am 25. Mai: Der Festzug in der Deiningerstraße. Im Vordergrund die Knabenkapelle.





Links: Das Wiederaufblühen des deutschen Schulwesens im Auslande: Das neue, vom Deutschen Hilfsverein in dem Vororte Miraflores erbaute Haus der deutschen Schule in Lima (Peru), das am 2. Mai in Gegenwart des deutschen Gesandten, Herrn Rohland (×), und der Vorstände der deutschen Vereine eingeweiht wurde. — Rechts: Vom Heiligen Jahr in Rom: Der Kardinal Faulhaber von München beim Abhalten einer Messe für die Münchner Pilger unter freiem Himmel im Kolosseum zu Rom.

wenig Aussicht, daß dies bald anders werden wird. Der Konsum der lettischen Bevölkerung ist an sich klein, außerdem fehlen der Industrie die Rohprodukte. Dem Mangel an Kohle wird zwar durch Ausbau der Wasserkräfte des Landes abzuhelfen gesucht; an der Düna wie an der livländischen Aa sind Kraftwerke projektiert, jedoch noch nicht in Angriff genommen. Bis jetzt hat Bedeutung über die Grenzen des Landes hinaus wohl nur die Holzindustrie, die ein Hauptfaktor im Wirtschaftsleben ist, und vielleicht noch die Papier-, keramische und Streichholzindustrie; für letztere soll sich bereits der schwedische Trust interessieren.

Viel Sorgfalt wird von Regierungsseite aus der Wehrmacht des Landes zugewandt. Eine Kriegsflotte besitzt Lettland zwar nicht, es ist lediglich ein größeres Polizeifahrzeug vorhanden. Dagegen entspricht das lettische stehende Heer mit etwa 50000 Mann im Verhältnis ungefähr der Friedensstärke des deutschen, und die Truppe, die nach französischem Muster aufgestellt ist, macht einen guten, disziplinierten Eindruck. Von Abrüstung ist also auch hier nicht viel zu merken, und das hat seinen triftigen Grund. Wer als Zuschauer einer Parade lettischen Militärs beiwohnt, sieht auf den Gesichtern der Zuschauermenge Freude an dem Schauspiel, und die Regierung tut alles, diese zu fördern und das Heer möglichst volkstümlich zu machen, was ihr bei der gesunden bäuerlichen Bevölkerung, an der kommunistische Ideen jetzt, nachdem sie allen Grundbesitz hat, abprallen, nicht schwerfällt. Denn im Hintergrund aller Gedanken bei der Regierung und beim Volk steht, wie in den beiden anderen Randstaaten auch, die Angst vor Rußland, vor der Expansionspolitik der Zwingherren im Kreml. Die Randstaaten sind von Moskau zwar als selbständig anerkannt, doch fehlt es nicht an Provokationen diesen gegenüber, wo sich gerade Gelegenheit bietet. Der Haß der Letten gegen die Russen war schon immer tief und gründlich. Sie wurden ebenso als Unterdrücker angesehen wie der baltische deutsche Adel, und die Bolschewistenherrschaft 1919 in Riga, als Moskau seine baltischen Provinzen für sich zu retten suchte, hat die Kluft unüberbrückbar gemacht. Gerade aus den damaligen Zeiten weiß Lettland aber auch, daß es auf die aktive Hilfe der Entente sich nicht verlassen kann, daß es und seine Bruderstaaten auf sich allein gestellt sind, wenn eine neue Dampfwalze nach Westen rollen sollte. Daß diese einmal kommen wird, ist wahrscheinlich, und der Ausbau des lettischen Heeres wird daher trotz der verhältnismäßig großen Belastung des Budgets mit Nachdruck betrieben, und es wird ferner versucht, zu Schutzbündnissen mit den Nachbarstaaten zu kommen. Dies ist mit Estland, mit dem der Kontakt überhaupt besser ist als mit Litauen, bereits geschehen; enge Zusammenarbeit der beiden Generalstäbe ist vorgesehen und kann sich nach Lage der Dinge nur gegen den großen gemeinsamen Nachbar richten. Mit Litauen ist eine Verbündung schwieriger, da es den immer wieder hervortretenden Streit mit Polen wegen Wilna hat und Lettland und Estland befürchten, unter Umständen in diesen hineingezogen zu werden. Andererseits hat auch Litauen Zollunionspläne irgendwelcher Art mit den beiden nördlichen Nachbarn bis jetzt abgelehnt, die bei den beiden letzteren allein größere Aussicht auf Durchführung haben, wenn sie zur Zeit auch aufgeschoben wurden. Man sieht also, der baltische Staatenbund, der zeitweilig propagiert wurde, hat noch lange Wege, und der große Randstaatenbund von Finnland bis Polen, den besonders das letztere mit der Spitze gegen Rußland wünscht, noch längere.



Die Bestrafung der Schuldigen des am 16. April erfolgten Bombenanschlages auf die Kathedrale „Sweta Nedilja" in Sofia am 27. Mai: Die letzte Verlesung des Urteils kurz vor der öffentlich vollzogenen Hinrichtung der drei zum Tode verurteilten Attentäter.

Der Zukunftsweg der jungen Republik liegt also in mancher Beziehung im Schatten; er wird in jedem Falle von der Entwicklung der Dinge in Rußland abhängen. Ein wieder erstarktes und seiner Macht bewußtes Russisches Reich wird auch den Kampf um die Ostseehäfen wiederaufnehmen und damit den Entscheidungskampf um die Existenz der Randstaaten bringen. An sich kann man es dem kleinen aufstrebenden lettischen Volk gönnen, daß es seine Selbständigkeit behält, die es heute, wo wir nun einmal im Zeitalter der Nationalstaaten leben, mehr verdient als mancher andere der Nachkriegsstaaten, wobei vom deutschen Standpunkt aus nur zu wünschen wäre, daß manche Härten gegenüber der deutschen Einwohnerschaft gemildert werden, die entstanden sind als Reaktion gegen frühere Verfehlungen mancher deutscher Grundherren, die aber jetzt größtenteils nur Unschuldige treffen. Lebensfähig ist der neue Staat, das hat er in den Jahren seines Bestehens bewiesen, wenn er auch arm und mit Naturreichtümern nur wenig gesegnet ist und immer sehr sparsam wird wirtschaften müssen. Die ihm zukommende Rolle als Glied im Wirtschaftskörper der Welt wird er ausfüllen.



Die Wiedereröffnung der Stadtbahn in Wien am 3. Juni nach ihrer Umstellung auf elektrischen Betrieb: Bundespräsident Hainisch (×) und Bürgermeister Seitz (××) bei der Feier vor einem der neuen Motorwagen. (Phot. C. Seebald, Wien.)



Von der Enthüllung eines Gedenksteins für die im Kriege Gefallenen österreichischen Flieger anläßlich der Eröffnung des Flugplatzes in Innsbruck am 1. Juni: Der Bürgermeister von Innsbruck, Dr. Eder, bei der Gedächtnisrede.



Der „Bund", die Hauptstraße im Fremdenviertel, mit den großen Banken, Gebäuden der Verkehrsgesellschaften usw. Rechts vorn: Das auf der Grenze der britischen und französischen Konzessionen sich erhebende „Siegesdenkmal" der Entente.







Chinesisches Begräbnis.
Links: Straße im alten chinesischen Viertel.
Rechts: Indischer Polizist im Fremdenviertel.



Chinesische Wachtparade.



Auf dem Flugplatz.

Zu den fremdenfeindlichen Bewegungen in China, einer Folge der internationalen Spannung im Fernen Osten: Bilder aus Schanghai, dem Hauptherd der Unruhen.

China, das noch unter den Erschütterungen des Bürgerkrieges zu leiden hat und zu keiner Konsolidierung seiner Regierung gelangen konnte, wird außerdem in seinem Streben nach Ordnung seiner innerpolitischen Verhältnisse schwer bedroht durch die Gelüste seiner Nachbarn Japan und Rußland und ferner liegender Großmachtstaaten, besonders Englands, nach politischem und wirtschaftlichem Einfluß im Reiche der Mitte. Bolschewistische Einwirkungen arbeiten gegen die japanischen Ansprüche, und zudem haben sich Engländer und Franzosen in den ihnen zugestandenen Konzessionsgebieten in Schanghai anscheinend Übergriffe erlaubt, die die einheimische Bevölkerung äußerst erregen. Streikbewegungen und Unruhen sind die Folge dieser gegeneinander spielenden Triebkräfte, so daß China gewissermaßen vor einem zweiten Boxeraufstand steht. Schon sind internationale Truppen in Schanghai gelandet worden, und auch mit Japan haben sich politische Schwierigkeiten ergeben. Alles in allem eine düstere Zukunft für die Bevölkerung Chinas.

GROSSE BERLINER KUNSTAUSSTELLUNG 1925



Wilhelm August Wrage: Legende.

Der Glaspalast im Moabiter Landesausstellungspark, in dem in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts die großen repräsentativen Landesausstellungen stattfanden, hat seitdem mancherlei Entwicklungen durchzumachen gehabt. Heute sind in der Berliner Künstlerschaft wieder Strömungen lebendig, die dem Glaspalast und seinen Ausstellungen die ursprüngliche Bedeutung zurückgeben möchten. Die Große Berliner Kunstausstellung beabsichtigte von Hause aus — das Kultusministerium war in dieser Richtung eifrig bemüht — die verschiedenen künstlerischen Gruppen und Verbände wieder zu einer einheitlichen Schau zusammenzufassen. Die dahingehenden Bestrebungen schlugen allerdings fehl. Die Eigenart des Gebäudes schreckte viele ab, und schließlich stellte sich auch schnell heraus, daß im heutigen Stadium der Kunst die trennenden Momente der Gruppen viel schärfer hervortreten als die verbindenden. So ist denn auch diesmal die Große Berliner Kunstausstellung nur Repräsentantin eines bestimmten und begrenzten Teils der deutschen Künstlerschaft geworden.

Da sie trotz alledem immerhin einige tausend Werke umfaßt, kann sich der Besucher keineswegs über leere Säle beklagen. Es zeigt sich wieder einmal, wie intensiv in der bildenden Kunst heute in Deutschland gearbeitet wird, auch der Breite der Wirkung nach. Überhaupt ist gerade zur Zeit, besonders wohl darum, weil die Nachfrage nach dem Kunstwerke weit hinter dem Angebot zurückbleibt, das Berliner Kunstleben sehr rege: außer sehr vielen Einzelausstellungen in Kunstsalons haben wir die „Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft", die „Ausstellung der Akademie" und etwa ein halbes Dutzend Gruppenausstellungen. Dazu kommen die Gäste: in der Sezession das junge Rheinland, im Orangerieschloß in Potsdam die Holländer. Unter all diesen Veranstaltungen ist es die Große Berliner Kunstausstellung, die die alte Tradition der deutschen Malerei pflegt, ohne sich dabei neueren Bestrebungen grundsätzlich verschließen zu wollen. Der Vorsitzende der Ausstellung, Prof. Langhammer, einer der feinsten Landschafter seiner Richtung, hat Organisation und Hängearbeit mit einer Energie durchgeführt, die so etwas wie ein gleichmäßiges und respektables Niveau zu erzielen vermochte. In welchem Sinne dieses Niveau gemeint ist, ergibt sich etwa daraus, daß der Ehrensaal Eduard v. Gebhardt gewidmet worden ist. So empfängt man von der Gesamtleistung einen viel besseren Eindruck als von den meisten Ausstellungen verwandter Art in Deutschland, ja, die „Große Berliner" könnte sogar durch den Vergleich mit ähnlichen ausländischen Veranstaltungen, also mit dem Pariser „Salon" und mit der „Royal Academy" in London, nur gewinnen. Geht sie nicht darauf aus, reformatorisch zu wirken, hat also gewissermaßen die Zukunft der deutschen Malerei von ihr keine entscheidenden Taten zu erwarten, so zeigt sie dafür um so entschiedener die ehrliche fachliche Arbeit, die zur Zeit bei uns in der Kunst in weitem Umfange geleistet wird.

Lothar Brieger.



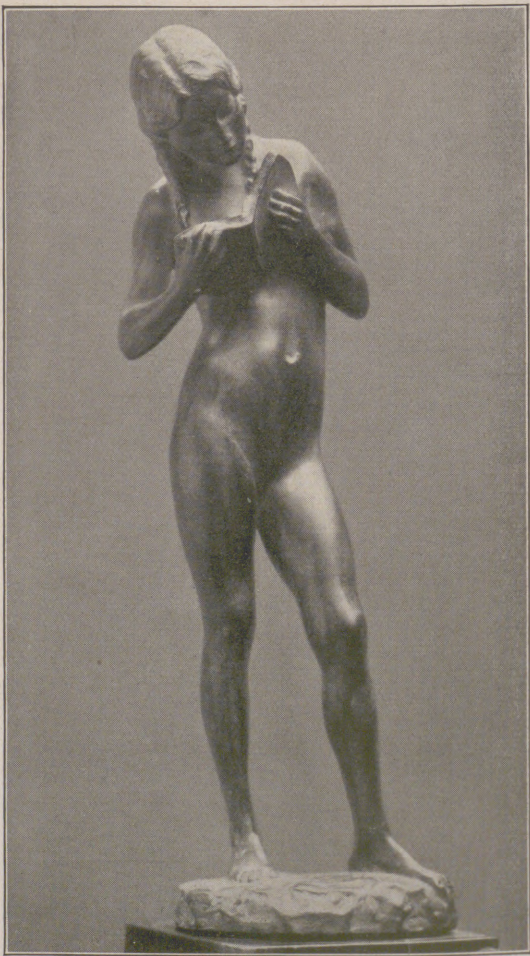
Ferdinand Dorsch: Feldbauer und seine Modelle.



Josef Limburg: Aurora. (Bronze.)



Käte Münzer-Neumann: Familie.



Arthur Lewin Funcke: Lesendes Mädchen.





Karl Gustedt: Der verlorene Sohn.
Nebenstehend: Ernst Kolbe: Vorfrühling.







Mitte links:
Reinhold Koch-Zeuthen: Andacht alter Männer.

Mitte rechts:
Franz Paczka: Ausruhende Bäuerinnen.

Unten links:
Ernst Kretschmann: Liebespaar.

Unten rechts:
Werner Schön: Die Vollendung.

GROSSE BERLINER KUNST-AUSSTELLUNG 1925



Für den Strand



Grünes Badecape mit Fransen. Dazu ein chinesischer Badehut. Trägerin: Die Operettendiva Louise Kartousch. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)





Kleinkariertes grün-weißes Badecapetuch mit Fransen. Trägerin: Die Kunstgewerblerin Olly Kotera.
Im Oval: Aparte Zusammenstellung in Blau-Weiß.



Schwarzer Taftanzug mit schottischem Kittel. Dazu ein japanischer Schirm. Trägerin die Kunstgewerblerin Olly Kotera.

Rechts nebenstehend:
Rosenholzfarbenes Badecape. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch.





Mit roten Holzperlen besticktes Kostüm. Dazu ein schottisches Mützchen. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch.

Außer Abbildung links oben: Modelle: D. Rosenfeld-Kohlmarkt; Phot. Zimbler, Wien. Sämtliche Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

DORIS

NOVELLE VON MARGARET LAUBE.

(2. Fortsetzung.)

Vielleicht vertragen wir uns doch, Fräulein Roloff," sagte Doris Falk, und es strömte von dem schönen Mädchen Güte zu ihr herüber, „wenn ich wiederkomme von Föhr. Dann besuchen wir Onkel Hans, und bei ihm denkt man nichts Schweres. Bei ihm ist es schön auf Leestedt!"

Sie hielt ihre schmale bräunliche Hand über den Tisch und erfaßte die Hertas mit festem Druck.

„Wir vergessen es nicht, nein?" bat sie noch einmal und tröstete die traurigen Augen der neuen Freundin.

„Nein", sagte Herta leise und trug rasch den leeren Kuchenteller hinaus. Draußen liefen ihr ein paar bittere Tränen über das Gesicht.

„Sie wird mich nicht mehr bitten — nachher. Sie ist aus der alten Welt — sie wird grausam sein wie alle."

Dann lief sie reuig in ihr Zimmer. Strich über ihr Bett, das Tante Line ihr bereitet hatte.

Und dann mußte Doris gehen.

IV.

Die Nordseewellen liefen in langen Linien auf den Strand zu. Ruhig. Stetig. In gleichem Abstand. Die Luft war still. Geschäftig quirlte das Wasser in die Vertiefungen der Pferdehufe hinein, die die beiden Reiter im Sand zurückließen.

Doris Falk mußte ihre Augen mit der Hand gegen den Lichtreflex schützen, der von der schon untergehenden Sonne auf der See aufspiegelte.

„Wie braun Ihre Hände sind!" sagte der junge Walter von Beschwitz versonnen. „Noch brauner als Ihr Gesicht. Ich möchte Ihre Hände einmal auf weißen Tasten sehen, Fräulein Falk. Wenn Sie doch einmal im Kurhaus spielen würden! — Ich liebe so sehr dieses Braun."

Doris wickelte den Zügel um ihre Hand und richtete sich im Sattel auf. „Nein, das Klavier ist schlecht, und ich bin gestört durch die fremden Menschen. Sehen Sie, Herr von Beschwitz, die Sonne verschwindet bald, und da kommt schon das Abendschiff. Vorwärts!"

Aber der Schimmel des Freiherrn stand immer noch. „Jetzt noch Abendsonne auf Ihren schönen Händen — lassen Sie, lassen Sie doch!" Er ließ keinen Blick von ihr.

Da fuhr Doris auf. Fast im selben Augenblick tanzte der Schimmel auf der Hinterhand einmal um sich selbst und tobte dann gegen die Zügel. Doris verzog den Mund und lachte versteckt. Schaumspritzer am Bauch konnte der Schimmel nicht vertragen — und ihr Brauner stampfte noch immer ungeduldig unter ihrer Hand im seichten Wasser herum.

Dann spritzte das Wasser weiß auf, denn der Schimmel ging mit verdrehten Augen und gestrafftem Hals bis an die Knie in die See und hob sich zum Galopp aus dem Wasser.

„Wollten Sie das?" rief Walter Beschwitz böse durch das Plätschern. Doris lachte. „Ja! Ja!" Sie brachte den Braunen an seine Seite. „Los!"

Beschwitz biß auf seine Unterlippe, aber er schwieg.

Sie trabten durch den Strandhafer. Die Pferde fielen in dem rieselnden Sandboden bald wieder in Schritt. So ritten sie langsam an den Fischerhäusern vorüber, den letzten Ausläufern der Dorfstraße.

„Erzählen Sie was!" forderte Doris.

Er war aber trotzig und jung genug, um dieses Mal beleidigt schweigen zu können. Doris sah ihn von der Seite an.

„Bitte", schmeichelte sie.

Nun unterlag er. Er wandte ihr seine Augen voll zu. Da sah sie, daß sie ihn quälte. Er wollte von sich selbst abgelenkt sein, wie sie auch. Sie sah, wie gut und schwach er war. In jäh aufsprudelnder Wärme quoll sein Name auf zu ihren Lippen, aber sie drehte rasch den Kopf auf die andere Seite, um ihn zu unterdrücken.

„Was soll ich erzählen?" Er sah alt aus auf einmal. Ganz zurückgefallen in eine schwere Erinnerung. Er bemerkte gar nicht, daß Doris' unruhig-schönes Gesicht weich und demütig geworden war.

„Ich habe nur einmal etwas erlebt. Da zogen meine Brüder ins Feld. Ich war siebzehn, aber ich konnte reiten, war gerade und gesund. ‚Wie lange dauert die Ausbildung?' habe ich Wolf, meinen ältesten Bruder, gefragt. Der sah mich merkwürdig an. Ich fühle noch seine Hand auf meiner Schulter. ‚Laß dir Zeit, Junge', sagte er und küßte mich. Ich konnte nicht mehr sagen, daß ich ebenso ungeduldig war wie er, hinauszukommen und dabeizusein, wo sie alle waren.

Ich habe dann den zweiten gefragt. Ich hab' meine Mutter gefragt. Ich hab' einen alten Freund meines Vaters gefragt. Da wußte ich endlich, daß man mich, den noch nicht Mündigen, aufsparen wollte, weil der Vater tot war und die anderen alle von der Mutter gingen. Rücksicht auf die Erbfolge. Mit mir konnten sie's ja tun. Ich war ja erst siebzehn. — Das ist alles, was ich erzählen kann. Alles andere ist nichts Besonderes."

Doris beugte sich weit vor. „Das ist alles?" fragte sie dringlich. „Was taten Sie denn, als Sie nicht mitdurften?"

Walter von Beschwitz warf das finstere Gesicht zu ihr herum. „Genügt Ihnen das nicht? Soll ich Ihnen erzählen, wie ich geflennt habe? Muß ich mich vor Ihnen schämen und Ihnen ausbreiten, wie ich hinter meiner Mutter hergelaufen bin wie ein kleiner Hund? Und daß es alles nichts genützt hat? Wollen Sie mich verrückt machen mit dieser Fragerei?"

Er hatte ihr Handgelenk zwischen seinen harten Knabenfäusten. Sie merkte es gar nicht. Sie sah weit über ihn hinaus.

„Doris!" rief er in aufsteigender Angst.

Ihr Blick, der aus einer Ferne zu ihm zurückkehrte, sagte ihm, daß seine Angst begründet war. Sie rückte von ihm ab. Er sprang aus dem Sattel und hob sie, ohne zu fragen, vom Pferd. Dann bog er wieder in die Dünen ein, fort von den Häusern. Er tat alles mit fiebriger Lebendigkeit.

Doris sah seine Not. Er tat ihr plötzlich leid. Sie bezwang sich und sprach zu ihm: „Es ist Ihnen schwer geworden, Herr von Beschwitz, ich kann es mir denken." Und schämte sich zugleich ihrer erlogenen Teilnahme.

Warum lief er nicht weg? dachte sie dabei. Er ist doch ein Mann. Warum ließ er sich halten!

Und nun sprach Beschwitz sofort wieder, hastig, als könne er sie damit zurückholen. „Schwer, sagen Sie, Fräulein Falk... das ist kein Wort dafür. Es ist gewesen, als ob ich verurteilt, fortgeworfen worden sei. Das klingt vielleicht übertrieben. Aber ich weiß kein anderes Wort, das dafür paßt."

Er zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen.

Und da gelang es ihm, sie noch einmal einzufangen. Sie war ja Doris Falk, immer voll von raschem Aufflammen. Sie legte ihren Arm in den seinen und hob ihr Gesicht, gierig im Fragen, zu ihm auf.

„Sie durften leben — und sagen doch: verurteilt. So wenig bedeutete es für Sie, daß Sie heil zu Hause bleiben konnten?"

„Ja. Heil zwischen Eiderdaunen. Pfui Teufel! Es hat mir für immer einen Knacks gegeben, daß ich es mußte."

„Aber Ihre Mutter?"

Er hielt ihre unruhige Hand fest. „Meine Mutter wäre besser daran, wenn ich gefallen wäre. Ich bin ihr nichts mehr, seit sie sich mir fremd gemacht hat. Den toten Jungen hätte sie vergöttert. Mit mir kann sie nichts mehr anfangen."

„Und Sie selbst? Können Sie auch nichts mit sich anfangen?"

Es war ihre eigene Qual, die sie aus ihm herausfragte. Heimlich suchte sie, ob er eine Lösung fände. Dabei wurde sie grausam.

„Nein," sagte er schroff, „gar nichts. Ich kann nur auf der Jagd mich durchregnen lassen und dann hier meine Erkältung auskurieren. Das ist alles. Jawohl. Unnütz sind wir alle geworden, die meines Schlages sind. Im Heer waren wir zu brauchen — vielleicht auch als Krauter. Aber das Gut gehört meinem Bruder. Freiherr nach der Revolution? Lächerlich."

Er sah das Mädchen an und erschrak. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen, und es war wieder der fremde Blick in ihren Augen.

„Ist es nicht so?" fragte er schnell. Das Blut stieg ihm in die Schläfen.

Doris sah übers Wasser. „Ich weiß es nicht. Ich bin auch in Zweifel und Quälerei. Weil sie mich alle vom Leben zurückhalten wollen. Aber ich glaube nicht, daß es so sein muß. Das ist kein Leben. Wollen Sie jetzt nicht richtig und aus aller Kraft leben, etwas Neues leben — weil Sie damals nicht sterben durften? Wollen Sie das nicht versuchen?"

Der junge Beschwitz fuhr zusammen. „Halten Sie mich nur für schlapp und unzufrieden? Ja? — Ich suche ja doch — aber ich finde keinen Ausweg. Es ist mir immer, als sei kein Platz für mich mehr da."

Sie sah, wie unglücklich er war. Sie sah seine ganze Hilflosigkeit.

„Ja, ja", beruhigte sie ihn weich. Ein Feuer fiel in ihr zusammen. Er war ebenso hilflos wie sie. Er hatte ihr Kamerad werden sollen im Suchen. Aber sie hatte sich geirrt. Sie mußte sich allein helfen. Hier war nicht das Leben.

„Ich habe einen Freund, der ist nervös und verwundet aus dem Kriege heimgekommen", sagte sie leise, als spräche sie nur zu sich selbst. „Er zeichnet vom Morgen bis zum Abend auf der Werft — und es ist ihm verhaßt. Er hat alles verloren, worauf er hoffte. Aber er versucht es doch. Er ist nicht weich und gut wie Sie, Walter Beschwitz — er verlangt von sich und uns das Allerschwerste. Aber er will, er will! Hoch hinauf will er und arbeiten!"

Beschwitz schlang plötzlich den Arm um ihre Schultern. Der Instinkt seiner Liebe spürte, wie sie ihm entglitt.

„Fräulein Doris", bat er heiß, als könne ihn primitive Glut noch retten. „Das alles ist grauenhaft traurig. Ich hätte wohl anders sein müssen, härter. Alles lag an mir. Aber wenn Sie mir helfen! Sie

können mir helfen. Sie reißen Ehrgeiz und Willen in mir auf. Kommen Sie zu mir! Ich habe Sie lieb, grenzenlos — Doris!"

Überrascht und scheu hielt Doris einen Augenblick still. Sie sah in das junge glühende Gesicht und auf den Mund, der ihr entgegenstrebte, rot und heiß. Er schrie, wie sie, nach Glück. Ein Zittern lief durch sie, wie rasendes Bejahen.

Da schob sich das Bild eines anderen Männergesichts vor ihren inneren Blick. Ernst, unerbittlich.

Sie riß sich fluchtartig aus seinen Armen und drängte das Pferd, das dicht hinter ihr ging, zwischen ihn und sich.

Als er nicht verstand und ihr folgen wollte, wurde sie zornig. Wurde wildes, verwöhntes Kind und hob sich nach alter Gewohnheit ohne Hilfe in den Sattel. Der Braune sprang sofort im Galopp an.

Walter von Beschwitz riß die Zügel über den Pferdehals. Dann ließ er die Hände sinken. Er glitt langsam in die Knie und hockte sich in den Sand. Mit beiden Händen schaufelte er, ohne es zu wissen, den kühlen Sand zu einem Häufchen auf. Erst als er es in den Augen brennen fühlte, raffte er sich auf, nahm eine Muschel, warf sie mit Verachtung und müde weit ins Wasser hinaus und führte dann sein Pferd auf einem Umweg durch das Dorf nach Hause.

V.

Doris schluchzte wild, bis sie den Reitstall durch Tränen dicht vor sich sah. Da fiel sie in Schritt und trocknete ihr Gesicht ab.

Unachtsam ritt sie bis vor die Tür und bemerkte den Wartenden, der dort stand, nicht eher, als bis er ihren Namen rief. Da erst erkannte sie ihren Vater und wurde sehr blaß. Er hob sie aus dem Sattel und küßte sie, ohne mehr als ihren Namen zu flüstern. Dann zog er sie mit sich und legte ihren Arm auf den seinen. Unterwegs sprach er kein Wort, und auch Doris war still. Das eben Erlebte hielt sie wie ein Traum fest.

Sie blieben schweigsam, bis sie auf der Veranda vor Doris' Zimmer standen. Hier küßte Doktor Falk seine Tochter noch einmal.

„Erst wirst du bleich, Liebling, und dann fühle ich, daß du ganz heiß bist. Du hast auch toll geritten. Warum finde ich dich so?"

Seine Augen standen, von tiefer Sorge erfüllt, über ihr. Augen mit tiefen Schatten.

Doris sah die Schatten. Sie sah auch die beiden Falten, die ihm von den Augenwinkeln abwärtsliefen. Sie wußte keine Antwort und legte nur ihren Kopf an seine Schulter.

„Ich hatte Angst um dich, Doris. Mir scheint, als ob deine Pensionsmutter sich wenig um dich kümmere. Kleines, wunderst du dich nicht, daß du mich hier findest? Freust du dich gar nicht?"

Doris fühlte stechend ihre plötzliche Scham: Der Vater warb um ihre Freundlichkeit!

„Ja, Vater!" Sie warf sich gegen ihn und umfaßte seinen Hals. „Ja! Aber ich kam nicht dazu, es dir zu zeigen. Ich hatte, bevor du kamst, eine Aufregung."

Doktor Falk nahm ihren heißen Kopf zwischen seine Hände: „Eine Aufregung? Wer —?"

„Nur ein Kamerad, mit dem ich reite, Vater. Er sagte mir dumme Sachen, alte, dumme Geschichten, bei denen er sich verkehrt benommen hat. Und nun habe ich Furcht, Vater, daß ich's auch einmal verkehrt mache, wenn's drauf ankommt." Sie haſtete über sein stummes Fragen weg und zog ihn am Arm die Veranda entlang zum Speisesaal. „Onkel Hans hätte hören müssen, was der Freiherr mir erzählte. Er hätte seine Feldwebelaugen gemacht, Vater! Unser alter Soldat! Was macht er, Vater? Er schreibt nie!"

„Du kennst ihn ja, Doris. Er ist ein Kauz. ‚Wozu dem Kinde schreiben, was es weiß?' sagte er. ‚Ich bin immer da, wenn es mich sucht. Daran ändert kein Brief etwas. Nur gesprochenes Wort ist lebendig.' Immer extrem."

„Ja, Vater! ‚Ganz oder gar nicht!' Das sagt er. Und das ist wunderschön. Was soll man mit dem Langweiligen, was dazwischenliegt? Ich möchte es auch so, Vater. Sieh, das hat mich so erregt heute — der Beschwitz durfte nicht mit ins Feld, und er hatte doch weiter keinen Wunsch — und hat sich's von der Familie verbieten lassen! Verbieten, Vater!"

„Und das gefiel dir nicht, Doris?"

„Nein."

„Aber sonst — hat dir der Freiherr gefallen, früher?"

„Gewiß, Vater. Ich ritt doch immer mit ihm. Schrieb ich es nicht?"

„Ja, das tatest du. Ich fürchtete in unserem stillen Haus, wo ich den Dingen so fern war, daß du häufiger mit dem Freiherrn rittest, als einer Freundschaft gut sei. Ich kannte ja diese Freundschaft nicht. Laß, Kind! Sei nicht so erstaunt, ich bin ja schon beruhigt."

Doktor Falk war kein Diplomat. Er liebte und war in Angst: Liebe und Angst machen Fehler. Und Doris begriff sofort diese Fehler, die immer mit der Sorge um sie zusammenhingen.

Sie löste ihren Arm aus dem ihres Vaters. „Mein Haar ist nicht in Ordnung, Vater. Dort unten kommen die Gäste zum Abendbrot, und ich habe noch meinen Reitrock an."

„Dann geh", sagte er leise. Seine Liebe war verwundet. Doris mußte es bemerken. Aber sie hatte jetzt keine Augen, ihn wie ein Kind zu betrachten. Es brauste in ihr vor Scham und Stolz. Sie lief davon.

Den Mann befiel Bitterkeit, wie er sich so allein sah. Er war ausgezogen, um eine Backfischliebe zu bekämpfen. Da war keine Backfischliebe. Da war der alte Fanatismus. Das Nicht-Warten-Wollen.

Mutlos sah er über den Bauerngarten zu seinen Füßen hinweg zum Meere hin, auf das graue Abenddämmerung herabsank.

Doris streifte in ihrem Zimmer den Reitrock ab und stand dann am offenen Fenster. Die Birke unten wendete die unzähligen Blätter, die hart und braun waren, im Wind hin und her. Neben dem weißen Stamm stand der Vater.

Sie hörte seine Worte noch einmal, glühte noch einmal auf in Scham, lehnte den wirren Kopf ans Fensterholz und weinte. Der ungeküßte Kuß des jungen Walter von Beschwitz zerbrannte plötzlich ihr Herz.

Sie hatte ihn weggestoßen. Aber nun wurde alles anders. Wenn sie seine Frau hätte werden wollen, dann hätte das alte „Nein" dagestanden. Das immer dagestanden hatte, solange sie zurückdenken konnte. Vor jedem ihrer Wünsche richtete es sich auf. Wie ein dunkler, rätselhafter Verneiner.

Sie ballte die Hände. Nun weinte sie um Walter Beschwitz. Sie fühlte, wie ihre stolze Weigerung herabgezogen wurde von der Bevormundung. Ein freier Entschluß war's gewesen. — Nun sah sie, daß dies ein Wahn von ihr gewesen war, so wie ein Kind sich erträumt, seinem kindischen Wollen folgen zu dürfen.

Jetzt erst sah sie, daß sie etwas verloren hatte. „Kamerad" hatte er sie wochenlang an den vielen schönen Tagen genannt. In jauchzendem Reiten. In Grübelei.

Bevor er ihr die dumme Geschichte erzählt hatte.

War es wirklich schmählich, was er getan hatte? Er war jung gewesen wie ein Kind. Sie war nicht anders: ritt unnütz an diesem Strand herum. Und die anderen taten Arbeit. Herta Koloff, Onkel Hans, Johan — alle waren nicht umsonst da.

Und sie hatte es gewagt, über den Kameraden zu urteilen. Selbst arm. Selbst klein. Ohne eine Guttat bis jetzt. Ohne Arbeit.

Sie trocknete die Augen und holte ein Kleid aus dem Schrank. Johan hat recht: Eine Extrawelt für mich, ein Extraglück für mich! Aber ich will nichts anderes mehr, als leben wie alle! Heute noch will ich die ganze Wahrheit!

Sie schloß ihr Kleid mit zitternden Fingern und ging hinunter.

Dann saß sie mit dem Vater am Abendbrottisch. Sie sah, wie man den Gelehrtenkopf ihres Vaters bewundernd ansah; sie hörte ihn plaudern. Seine hohe weiße Stirn war schön; der Bart, der grau und sehr weich war, versteckte den strengen Mund. — Irgendwie bin ich im Unrecht, dachte sie, aber ich muß es wissen.

Sie schob den Teller mit Früchten weit von sich. „Ich bleibe einige Tage hier — oder einige Wochen. Meine Studien haben Zeit", hörte sie den Vater zu Frau von Schenck, der Hausfrau, sagen. Tage oder Wochen mit einer ungefragten Frage?

Sie zog ihn nach dem Essen zum Strand. Langsam zerstreuten sich die Winterbadegäste. Es wurde einsam um sie herum. Doris' Herz schlug heftig.

„Vater!"

Doktor Falk erschrak. Er sah das Feuer in ihren Augen, das er aus den Augen seiner Frau kannte. Ehrlich, ohne Einschränkung und gefährlich.

„Vater, du mußt es mir heute sagen."

Er wollte näher an sie herantreten. Sie zuckte zurück, als fürchte sie Liebkosungen.

„Vater, warum sollte ich nicht mit Beschwitz reiten?"

Wollte sie das fragen? Wie sie sich des Umwegs schämte...

„Vater, meinst du, ich hätte ihn heiraten wollen?"

Nun ging es ohne Zartheit. Doktor Falk schob seine Scheu vor dem Kind fort. Das war kein Kind mehr.

„Ja," sagte er fest, „das fürchtete ich. Darum kam ich. Aber ich habe mich ja geirrt. Ich bin froh darüber, Doris. Du bist noch zu jung."

„Vater, das ist es nicht."

„Doch, Doris. Es ist jammervoll, mit achtzehn Jahren schon den schwersten Weg der Frau zu gehen. Deine Mutter ging ihn. Ich war jung und blind, als ich sie aus ihrer Unbewußtheit riß. Geh du den leichteren Weg. Du mußt ihn gehen, Doris. Nur noch einige Jahre —"

„Und dann?"

Magnus Falk wich ihrem Blicke aus. „Dann bist du kräftiger. Dann erst ist eine Frau ausgewachsen und reif. Jetzt noch nicht."

„Und bis dahin, Vater?"

„Wohin drängst du, Doris? Gibt es nicht so viel Schönes für dich auf der Welt? Lerne Schönheit sehen! Du kennst die Welt ja noch nicht. Ich will mit dir reisen. Die Wunder aller Natur sollst du haben. Du sollst sehen, wie reich die Welt ist ohne Tanzen und Liebelei. Oder heiraten mit achtzehn Jahren. Das sind Dinge für robuste Menschen, für ganz gewöhnliche, einfache Menschen. Ich will ein Kunstwerk aus deinem Leben machen, Doris, wenn du willst. Komm zu mir, in meine Welt! Ich will dir alles zeigen lassen, was ich dir selbst nicht erschließen kann. Ist das nichts, Doris? Nur gib dieses Streben auf nach — nach —"

„Nach dem Leben, Vater?"

„Das klingt wild, Doris. Leben ist nicht, seine Kräfte verschleudern."

(Fortsetzung folgt.)



Lied an den Abendstern.

Nach einem Gemälde von Paul Wendling.

Die höchsten Berge der Erdteile. / Von Prof. Dr. R. Hennig.

Über die höchsten Berge der verschiedenen Erdteile herrschen bei vielen immer noch unklare Ansichten, teils weil neuere Forschungen noch zu wenig bekannt sind, teils weil die Anschauungen über die Grenzen zwischen den Erdteilen, so zwischen Europa und Asien, schwanken.

So ist der Montblanc mit 4810 m Höhe nur der höchste Berg Mitteleuropas, nicht des ganzen Erdteils. Denn wenn auch die Grenze zwischen Europa und Asien im Südosten nicht ganz eindeutig feststeht, so muß doch in jedem Fall der Kaukasus noch zum Erdteil Europa gerechnet werden. Seine stolzeste Erhebung, der Elbrus, ragt aber mit 5629 m Höhe noch um mehr als 800 m über den Montblanc empor. Der zweite Gipfel des Elbrus mit 5593 m und der Kasbek mit 5043 m übertreffen ebenfalls den König der Alpen nicht unbedeutend. Strenggenommen ist daher der Montblanc erst der vierthöchste Berg Europas, ja, unter Umständen sogar erst der fünfthöchste, wenn man nämlich die Grenze Europas gegen Vorderasien längs der alten russisch-persischen Grenze verlaufen läßt, da in diesem Falle auch noch der 5165 m hohe Ararat in Armenien zur Hälfte Europa zugehört.

Was Asien betrifft, so hat sich ja neuerdings wenigstens in vielen Schulen die Erkenntnis durchgesetzt, daß die ehedem beliebte Bezeichnung des höchsten Berges „Gaurisankar oder Mount Everest“ fehlerhaft ist. Diese Verwechslung rührt von dem verdienten Afrikaforscher Herm. v. Schlagintweit her. Dieser hielt in den fünfziger Jahren nördlich vom Himalaja einen aus weiter Ferne gesehenen, von den Eingeborenen Gaurisankar („der Strahlende“) genannten, höchsten Berg für denselben, der im Süden des Himalaja Mount Everest genannt ist. Der damals verzeihliche Irrtum ist längst aufgeklärt, scheint aber nicht auszurotten zu sein. Dem höchsten Berg, der sich bisher, trotz aller englischen Anstrengungen, von des Menschen Fuß noch nicht hat bezwingen lassen, kommt nur der Name Mount Everest zu; der 8143 m hohe Gaurisankar ist ein rund 700 m niedrigerer Nachbarberg. Trotz seiner gewaltigen Höhe, die nach den bisher verläßlichsten Messungen 8882 m beträgt, bekommt man den obersten König aller irdischen Berge nur an wenigen Stellen der Erdoberfläche zu Gesicht, weil der Gipfel fast auf allen Seiten von niedrigeren Vorbergen dem Blick verdeckt bleibt. Auch der berühmte Blick vom Tiger Hill bei Darjiling, der unzählige Fremde anlockt, und der sich als Mount-Everest-Blick ausgibt, ist eine bewußte Täuschung, denn nicht den Mount Everest selbst hat man dort vor sich, sondern nur den Vorberg Makalu. — Zwar gehört auch er zu den höchsten Erhebungen der Erde; immerhin wird er, außer vom Mount Everest selbst, auch vom 8176 m hohen Dhawalagiri im Himalaja, vom 8385 m hohen Kantschindjinga ebendort sowie vom 8620 m hohen Dapsang im Karakorum an Höhe übertroffen, hat also bestenfalls erst auf den fünften Platz unter den Bergriesen Anspruch. (Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Karakorum noch einen zweiten, ähnlich hohen Berg wie den Dapsang enthält, denn bisher steht noch nicht sicher fest, ob daselbst ein als K_2 bezeichneter Berg mit dem Dapsang — auch Mount Godwin Austen genannt — identisch ist oder nicht.)



Die Höhenverhältnisse der höchsten Erhebungen der Erdteile.

In Afrika herrscht über den höchsten Berg und seinen Namen wesentlich mehr Klarheit als in Asien und in beiden Amerikas. Die oberste Spitze des auf der Grenze von Uganda und dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika gelegenen Kilimandscharo ist am 6. Oktober 1889 von Prof. Hans Meyer, Leipzig, und Purtscheller zum ersten Male bestiegen worden, und die Meereshöhe des höchsten Gipfels Kibo bei dieser Gelegenheit einwandfrei auf 6010 m festgelegt worden.

Durchaus ungeklärt ist dagegen noch die Frage nach dem höchsten Berge Amerikas. Jahrzehntelang galt als solcher der Chimborasso, dessen Name ja, ähnlich wie der des Gaurisankar, zur Sammelbezeichnung des Ungeheuren, Unübertrefflichen geworden ist, aber mit ähnlich geringem Recht. Noch Al. v. Humboldt, der den Chimborasso am 23. Juni 1802 bis zu der vorher von keinem Menschen irgendwo erreichten Höhe von 5810 m erklomm, glaubte, es sei der höchste Berg Amerikas, und seine Autorität hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, diesen falschen Ruhm des Chimborasso zu festigen, dessen völlige Ersteigung übrigens erst 1880 dem berühmten Alpinisten Whymper glückte. Heute wissen wir, daß der Chimborasso, der 6310 m hoch ist, von nicht weniger als etwa 20 anderen Andengipfeln an Höhe übertroffen wird. Verschiedene Berge Südamerikas bringen es auf mehr als 6500 m, so der Cololo in Bolivien auf 6570 m, der zweigipflige Sorata ebendort auf 6560 und 6617 m, der Llullaillaco an der Grenze von Chile und Argentinien auf etwa 6600 m, ebendaselbst der Tupungato auf 6710, der Cerro Meredario auf 6798 m, der Ampato in Peru auf 6950 m; des letztgenannten Höhe ist aber bisher noch nicht sicher festgestellt. Die meiste Anwartschaft auf den Ruhm, Amerikas höchster Berg zu sein, hat gegenwärtig der Aconcagua an der Grenze zwischen Chile und Argentinien. Die Höhe dieses Berges wurde früher zu 6970 m angegeben. Paul Güßfeldt, der ihn 1883 bis zur Höhe von 6400 m bestieg, bestimmte die Höhe trigonometrisch zu ungefähr 7020 m. Schließlich gelang es bei der einzigen vollständigen Besteigung des Berges durch Zurbriggen und Vines, die genaue Höhe auf 7039 m festzulegen. Es ist einigermaßen wahrscheinlich, aber noch nicht gewiß, daß damit der höchste Berg Amerikas ermittelt worden ist. Als Mitbewerber in Frage kommt noch der Huascán (oder Huascarán) in Peru in Betracht, dessen Höhe noch ganz ungewiß ist, vielleicht auch der obengenannte Ampato. Für den Huascán lauten die üblichen Höhenangaben allerdings nur auf 6720 m.

Nicht minder schwierig ist die Frage nach dem höchsten Berge Nordamerikas zu beantworten. Seine Lage und sein Name dürften heute zwar endgültig feststehen, aber seine Höhe ist noch unbekannt. Es zeugt von der Flüchtigkeit, mit der manche geographische Lehrbücher verfaßt werden, daß man noch jetzt in ihnen hier und da die Angabe findet, Nordamerikas höchste Berge seien der Mount Whitney in Kalifornien (Sierra Nevada) mit 4419 und der Blanca Peak in den Rocky Mountains mit 4409 m. Ebenso unrichtig ist es, wenn der an der Grenze von Alaska und Kanada, nicht fern von der Küste gelegene, 5495 m hohe Eliasberg (vom Herzog der Abruzzen am 31. Juli 1897 bestiegen) als höchster nordamerikanischer Berg bezeichnet wird. Denn 43 km hinter dem Eliasberg befindet sich ein viel höherer Berg, der Mount Logan, dessen Höhe 1893, gelegentlich der Grenzregulierung zwischen Kanada und Alaska, zu 5948 m ermittelt wurde. Auch dieser Mount Logan hat aber den nordamerikanischen „Höhenrekord“ nicht dauernd gehalten; unter 63° nördl. Breite und 208° westl. Länge entdeckte man 1898 im Alaska-Gebirge einen noch höheren Bergriesen, der dem damaligen Präsidenten zu Ehren Mount Mac Kinley genannt wurde, und der wohl endgültig der höchste Berg Nordamerikas sein wird. Die Höhe dieses Berges steht noch nicht genau fest; sie dürfte sich um 6240 m herum bewegen. Der Berg ist noch unerstiegen. Die Behauptung Cooks, er habe den Mac-Kinley-Berg bestiegen und dabei seine genaue Höhe zu 6239 m ermittelt, ist ebenso ins Reich der Fabel zu verweisen wie sein berüchtigter Anspruch, er habe den Nordpol vor Peary erreicht. Jedenfalls hat Cook für seine Behauptung, den Berg erstiegen zu haben, keine Beweise erbringen können.

Lenken wir unseren Blick weiter nach Mittelamerika, so ist der dortige höchste Berg unstreitig der Citlaltepetl (Pik von Orizaba) mit 5582 m Höhe. Der aus gewissem Grunde noch bekanntere und volkstümlichere Popocatepetl ist 5420 m hoch. Zählt man jedoch Mexiko noch zu Nordamerika, wie es zuweilen geschieht, so wäre der Citlaltepetl erst der dritthöchste Berg Nordamerikas, und die Frage nach dem höchsten mittelamerikanischen Berge läßt sich dann aus Mangel an verläßlichen Messungen wieder nur unter starkem Vorbehalt beantworten. Sicher gebührt dann der Preis einem Berge in Guatemala; aber ob der Vulkan del Fuego, dessen Höhe wechselnd von 3740 bis 4200 m angegeben wird, der höchste Berg ist oder der Acatenango mit einer Höhe von etwa 3906 m, ist noch unsicher.

In Australien ist das Problem einfach zu lösen. Des fünften Erdteils höchster Berg ist einwandfrei der Mount Townsend in der Kosciuszkogruppe der Australischen Alpen in der Südostecke des Kontinents, der es freilich nur auf 2241 m Höhe bringt.

Dagegen gibt es auf den Inseln um Australien und überhaupt in Polynesien bedeutend höhere Berge. Schon in Neuseeland erhebt sich der Mount Cook zu 3768 m Höhe. In Neuguinea, einem der noch am mangelhaftesten erforschten Länder der Erde, wo man noch vor gar nicht langer Zeit den vielleicht höchsten Berg der Erde vermutete, dem man sogar einen Namen gegeben hatte, „Herkulesberg“, und dem man eine Höhe von 9000 m nachsagte, gibt es zwar derartige Bergkolosse nicht, aber im Charles-Louis-Gebirge erreicht die Insel doch schätzungsweise 5100 m. Höhere Berge als Australien und Neuseeland weist auch Hawai auf, dessen berühmter Mauna Kea zu 4210 m Höhe ansteigt.

Schließlich muß auch des Südpolarkontinents gedacht werden, der ein sehr bedeutendes Gebirgsland birgt, und dessen Inneres ja auch heute noch nur sehr mangelhaft erforscht ist. Die schon von James Roß entdeckten, berühmten Vulkanberge der Randzone, Terror und Erebus, steigen bereits zu Alpenhöhe empor, der Terror zu 3317, der Erebus zu 3763 m. Der auch noch nahe der Küste gelegene, erst später entdeckte Mount Melbourne weist sogar 4570 m Höhe auf. Seit den großartigen Entdeckungsfahrten von Scott, Amundsen, Shackleton u. a. weiß man aber, daß auch im Inneren Bergketten von Monte-Rosa-Höhe und vielleicht noch höhere vorkommen. Liegt doch der Südpol selbst auf einem Hochgebirgsplateau. Für diesen letzten Kontinent ist also die Frage nach dem höchsten Berge bis heute auch nicht vermutungsweise zu beantworten.

Eigenartig ist die Tatsache, daß die Höhe der bedeutendsten Berge sich in genau der gleichen Reihenfolge anordnet wie die Größe der Erdteile selbst: der höchste Berg in Asien ist über 8000, in Amerika über 7000, in Afrika über 6000, in Europa über 5000, im Südpolarkontinent über 4000, in Australien über 2000 m hoch. — Zunächst haben (mancherlei Verbesserungen vorbehalten) die Angaben in der beigegebenen Skizze als die vorläufig verläßlichsten zu gelten.

FLORIAN GEYER.

(Zu seinem 400. Todestag am 9. Juni.) Von Alfons v. Czibulka.



Fähnrich und Trommler im Bauernkrieg. Kupferstich von Hans Sebald Beham. (Berlin, Kupferstichkabinett.)

Als ein junger Held, dessen flammender Zorn und unbändiger Trotz gegen Pfaffenherrschaft und Fürstenwillkür sich erhoben, als der ritterliche Freund des Volkes stürmt der Ritter Florian Geyer in dem Gedächtnisse der vielen durch jenen großen Bauernkrieg, der vor vierhundert Jahren so viele Gaue Deutschlands durchtobte. Überall an der Spitze seiner „Schwarzen Schar" mit Schwert und Fahne den Riesenhaufen der Bauern als einer ihrer obersten Hauptleute voranschreitend, Zwingburgen, Schlösser und Klöster brechend und sengend, so lebt er im Bilde und in der Dichtung fort. Als der opferfreudige Mann, der seine eigene Burg Giebelstadt den Bauern zum Opfer bringt und in Flammen aufgehen läßt. In dem Kampfe, in dem ein Teil des zusammenbrechenden Bauernheeres in den rauchenden Trümmern des über dem Flecken gleichen Namens gelegenes Schlosses Ingolstatt in der Sturmflut der anrennenden Knechte und Ritter des Schwäbischen Bundes unterging, hat er, wie die Sage zu erzählen weiß, als der Wildeste, Verwegenste gefochten. Und als er in einem kühnen Ausfall mit den wenigen Überlebenden, die die fallenden Mauern nicht begruben, dieser Hölle entronnen war, starb er wenige Tage später in einem Scharmützel unweit Schwäbisch-Hall den Reitertod. In dem Augenblicke, da der Traum seines jungen Lebens, die große Erneuerung im Reiche, um dessentwillen er Burg und Sippe seiner Väter verlassen hatte und ein abenteuernder Ritter geworden war, in den großen Schlachten des Bauernkrieges und in den wüsten Greueln seiner Parteigänger versank.



Überfallene Bauern im Kampf mit Landsknechten. Aus einem Holzschnitt von Hans Sebald Beham (1500 bis 1550). (München, Kupferstichkabinett.)

Eine völlig tragische Figur! Aber nicht in dem mit dramatischer Notwendigkeit sich zur Katastrophe steigernden Inhalt seines Lebens, sondern in nichts anderem tragisch als in dem Gegensatze, wie Sage und Geschichte sein Bildnis gestalten. Hat alle Sage auch einen historischen Kern, so geschieht es doch zuweilen, daß die beiden Gestalten, die Geschichte und Erinnerung des Volkes ein und demselben Manne geben, einander so entgegengesetzt sind, daß in der einen kaum noch eine Spur der andern zu finden ist.

Nicht anders ist es bei Florian Geyer. Denn das Volk, das in seiner Dumpfheit dennoch verworren das Große, Gewaltige und einer neuen Zeit Entgegenschreitende ahnte, das trotz allen Grauens und aller entfesselten Instinkte der Antrieb zu seinem großen Aufstand war, fühlte wohl, daß ihm der mitreißende Führer, der große Soldat, der Träger der Idee gefehlt hatte. So dichtete es nachträglich den Ritter Florian Geyer zu diesem Helden, der ihm fehlte, um und webte in seine Gestalt sein eigenes unerfülltes Sehnen, seine Wünsche und sein unseliges Schicksal. Daß nicht der fanatische Thomas Münzer oder ein Jakobiner wie Jäcklein Rohrbach, der Unmensch von Weinsberg, aber auch nicht der staatsmännisch-kluge Wendelein Hipler zu dieser verklärteu Gestalt wurde, sondern einer aus jenem verhaßten Ritterstand, der doch die Bauern am ärgsten plackte und quälte, ist seltsam genug. Seltsamer aber noch, daß ein Mann der Träger dieser Sage ist, dessen Leben, so leuchtend, gewaltig und männlich bewegt die Überlieferung des Volkes es schildert, vor der Geschichte nur ein kleines und kaum noch merkwürdiges Stück Menschenschicksal ist. Wenngleich an die vierhundert Jahre vergingen, bis man dies erkannte, und die oft so grausame Geschichte ein schönes Bild zerstörte.

Kaum darin ist sein Leben noch merkwürdig, daß er als ein adeliger Herr sich auf die Seite der Bauern schlug. Das taten damals viele. Die meisten, wie etwa Götz von Berlichingen, gezwungen oder weil das schöne Raufen, das in Aussicht stand, die alten Raubritter lockte. Er entstammte einem alten, begüterten fränkischen Geschlechte, das schon den Hohenstaufen sein



Florian Geyer. Nach einem Gemälde von R. Duschek.

Schwert geliehen hatte, der ritterlichen Sippe der Geyer von Geyersberg, aus der ein später Nachfahre als der Sohn der morganatischen Gattin des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den badischen Thron bestieg. Von Florian Geyers Jugend weiß man wenig mehr, als daß er ein noch junger Mann war, als er zum Entsetzen seiner Familie ins Lager der Bauern ging.

Als im Vorfrühling 1525 das Unheil zwischen dem Schwarzwald und dem Böhmer Walde, von Kärnten und Tirol bis zum Thüringer Walde und darüber hinaus in Sachsen, Hessen und Braunschweig losgebrochen war und der Bauernkrieg, alles vor sich niederwerfend, seinem Höhepunkt entgegenschritt, bildete sich auch im oberen Taubertale um das schöne Rothenburg ein gewaltiger Bauernhaufe. Hier mag, wie aus einem zeitgenössischen Briefe hervorgeht, der Ritter Geyer unter die Fahnen der Aufständischen getreten und für kurze Zeit der Hauptmann des Tauberhaufens geworden sein. Doch schon das Bestehen seiner berühmten „Schwarzen Schar", die er aus der Rothenburger Landwehr und den Tauberbauern gebildet haben soll, und die dann zur kriegsgeübten Kerntruppe des sonst so zuchtlosen Bauernheeres wurde, wird von der Geschichte bezweifelt.

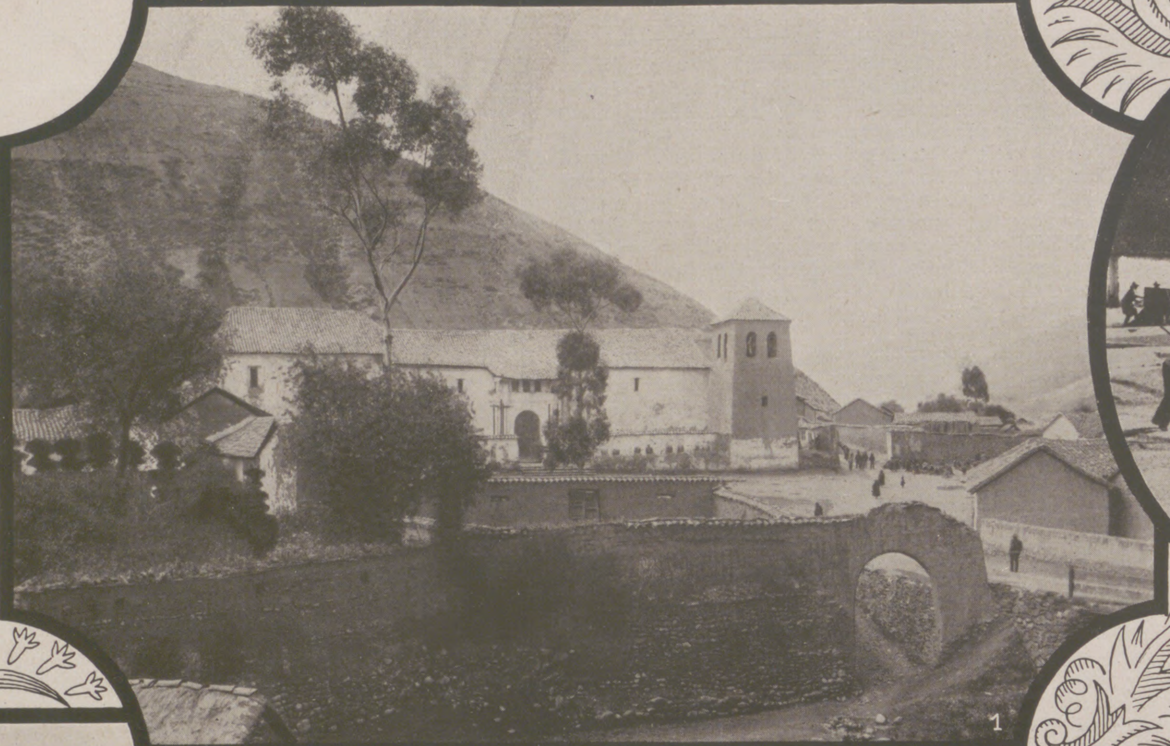
Mit seiner kurzen Anführerschaft ist aber die kriegerische Tätigkeit des Helden des Bauernkrieges merkwürdigerweise zu Ende, und von der Sage bleibt nichts. Nicht sein wilder kühner Handstreich auf Schloß Weibertreu bei Weinsberg, nicht sein Heldenkampf zu Ingolstadt und auch nicht sein Reitertod bei Schwäbisch-Hall. Wohl stimmte er für die Einziehung der geistlichen Güter und rief in flammender Rede zur Erstürmung und zum Schleifen aller Burgen auf und ließ auch willig seine eigene vor den Augen der Bauern in Flammen aufgehen. Als aber dann die Bauernheere von allen Seiten gegen das bischöfliche Schloß zu Würzburg heranzogen, warnte er vor dessen Erstürmung und Zerstörung, damit man die Reichsfürsten nicht reize. Daß er mit dieser versöhnlichen und weichen Art bei den immer radikaler sich gebärdenden Bauern, die ein Schreckensregiment zu üben begannen, das der französischen Revolution würdig gewesen wäre, kein Glück hatte und sie ihn bald als einen heimlichen Freund des Adels ansahen, obwohl er es sicher in Wirklichkeit gar nicht war, ist zu verstehen.

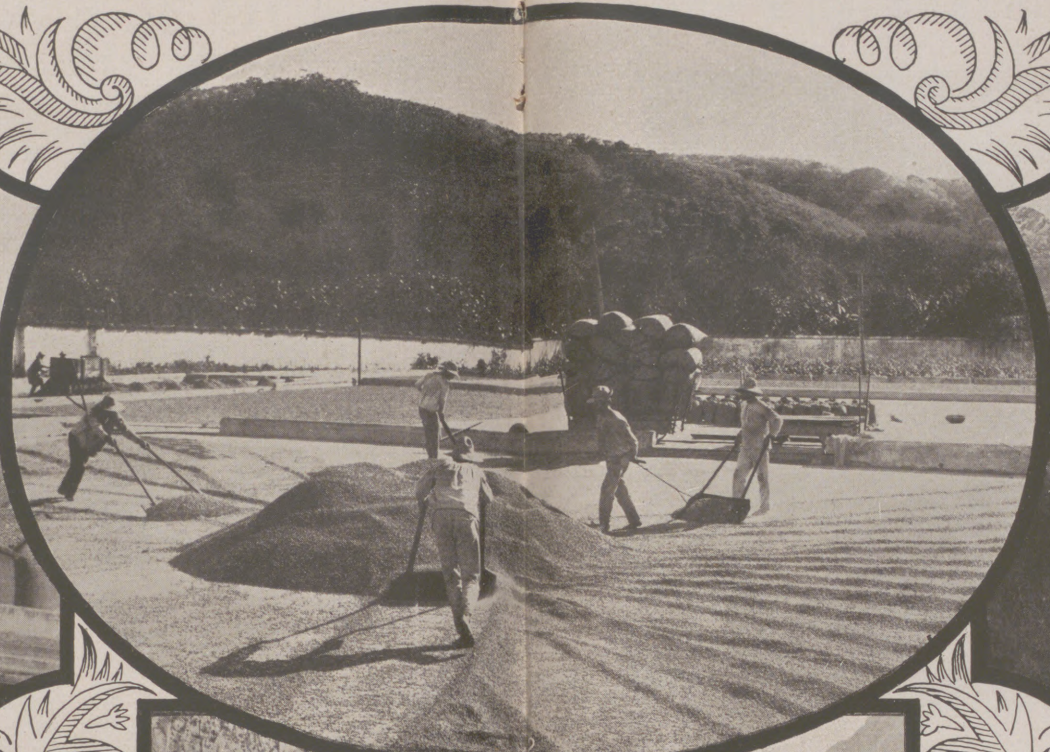


Aufständische Bauern mit der Bundschuhfahne umzingeln einen Ritter. Holzschnitt aus „Petrarcas Trostspiegel" (Augsburg, Steyner, 1539).

Als dann in den ersten Junitagen bei Königshofen, Sulzdorf und Ingolstatt die fränkischen Haufen vernichtet wurden, an welchen Kämpfen nicht Florian Geyer teilgenommen haben soll, erreichte auch ihn sein Schicksal. Zwei Wegstunden nördlich von Würzburg soll ihn, den Fliehenden, Wilhelm von Grumbach, dessen Schwester Geyers Braut oder Eheweib war, am 9. Juni 1525 durch einen seiner Knechte meuchlings ermorden haben lassen. Wohl um den Herren des Schwäbischen Bundes nicht selbst verdächtig zu werden und seinen guten Willen zu zeigen.

Das ist in großen Zügen alles, was die Geschichte von Florian Geyer zu sagen weiß. Die Frage liegt nahe, ob sie im Rechte ist. Denn in dieser geschichtlichen Gestalt ist nirgends auch nur ein kleiner Zug zu finden, der den Anreiz zur Bildung einer so kraftvollen Sage gegeben haben könnte. Der geschichtliche Geyer hat nichts von dem ungezügelten Temperament, von der bestechenden Erscheinung und der bewundernswerten Schlauheit, von dem Nimbus so vieler Revolutionsmänner, wie etwa des Grafen Fiesco, in sich, der doch auch dem Jahrhunderte des fränkischen Ritters angehört. Irgendwo muß hinter dem Schleier der Jahrhunderte etwas verborgen sein, das gerade ihn im Gedächtnisse des Volkes zum Helden machte.







1. Der Kirchplatz eines Hochlandsdorfes. 2. Trockenplatz einer Kaffeeplantage im Küstenlande. 3. Vanadium-Bergwerk in den Hochanden. 4. Indianische Händler auf dem Hauptplatz zu Cuzco, der alten Hauptstadt der Inkas.





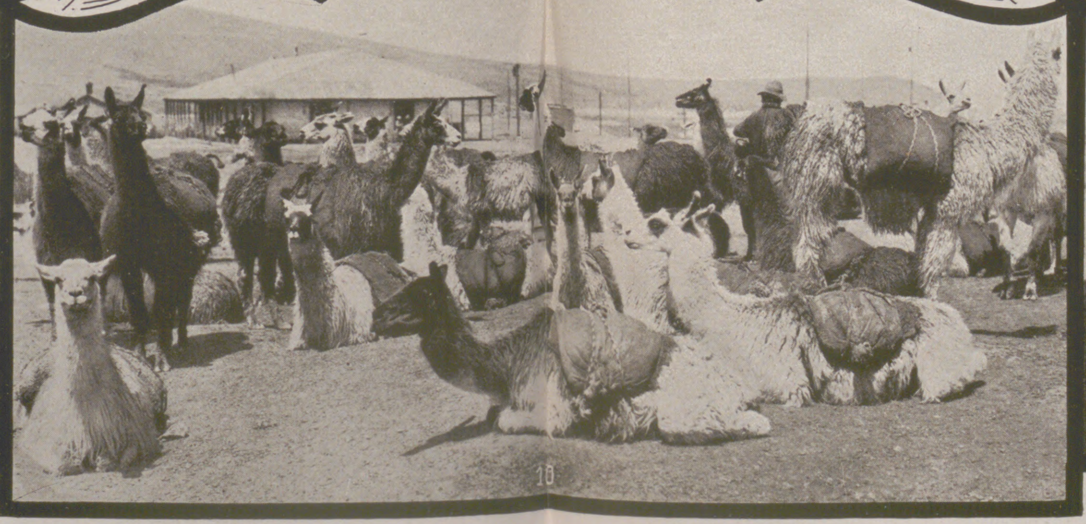


5. Hochlandsindianerin. 6. Von der Oroyabahn benutzte Schlucht am Westabhang der Anden. 7. Indianischer Minenarbeiter aus den Hochanden, mit Kupfererz beladen. 8. Die Kathedrale in Lima, der Hauptstadt von Peru.











9. Binsenkähne der Indianer am Titicacasee. 10. Rast einer mit Vanadiumerz beladenen Lamakarawane auf dem Wege von der Grube zur Erzschmelze. 11. Kramladen in Cerro de Pasco (4352 m ü. M.)

Landschaft und Kultur in Peru.

Die 600-Jahrfeier der Stadt Bad Ems vom 14. bis zum 21. Juni.



Das Denkmal Kaiser Wilhelms I.



Aus den Kuranlagen.

Von bewaldeten Bergen umgeben, in reichem Maße begünstigt von der Natur, liegt an den Ufern der Lahn, oberhalb ihrer Einmündung in den Rhein das durch seine warmen Quellen bekannte Bad Ems, das auf eine reiche geschichtliche Vergangenheit zurückblickt. Ausgrabungen haben gezeigt, daß es schon zur Römerzeit in hoher Blüte stand. Neue Kunde bringt das Jahr 1172, wo Ems zum ersten Male urkundlich genannt wird. 1324 wurden ihm durch Ludwig IV. von Bayern die Stadtrechte verliehen. Lange teilten sich dann Hessen-Darmstadt und Nassau-Oranien in den Besitz der Stadt. 1803 kam es zum Herzogtum Nassau, und 1866 endlich fiel es an Preußen.



Blick auf das linke Lahnufer mit der Russischen Kirche.

Eine geschichtliche Berühmtheit erlangte Bad Ems einmal durch die Emser Punktation, jene Beschlüsse des Emser Kongresses, der im Jahre 1786 hier tagte zur Sicherung der Rechte des deutschen Episkopats gegen päpstliche Übergriffe, und andermal durch die Unterredung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem französischen Gesandten Benedetti am 13. Juli 1870, in deren Folge v. Bismarck die „Emser Depesche“ an alle preußischen Gesandtschaften schickte, die dann von Frankreich als Vorwand zur Kriegserklärung benutzt wurde. An diese folgenreiche Unterredung erinnert heute noch eine Marmorplatte, der sogenannte Benedettistein, am Eingang des Kurgartens.

Zur 250. Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Fehrbellin am 28. Juni.

Es lag eine schwere Zeit über Brandenburg, als Kurfürst Friedrich Wilhelm I. 1840 den Thron bestieg. Der Dreißigjährige Krieg verwüstete die deutschen Lande, und noch lange nach dem Friedensschluß von Osnabrück und Münster im Jahre 1648 lasteten die Folgen des Krieges auf dem verarmten Volke. Doch unentwegt trieb Kurfürst Friedrich Wilhelm seine weitschauende Politik und arbeitete unbeirrt an der Ertüchtigung seines Heeres. Die Früchte dieser Arbeit durfte er dann ernten, als er am 28. Juni 1675 den entscheidenden Sieg über die Schweden bei Fehrbellin davontrug, der Europa aufhorchen ließ.

Auf Ludwigs XIV. Betreiben hin, der sich des unbequemen Gegners am Rhein entledigen wollte, fielen die Schweden unter Führung des Feldmarschalls Wrangel in die von Truppen entblößte Kurmark ein und verwüsteten das Land. Da zog der



Die Schlacht von Fehrbellin. Nach einer Steinzeichnung von Adolf Menzel.

Kurfürst unverzüglich in Eilmärschen vom Rheine nach der Mark. Bei Rathenow sprengte er das Heer der Schweden auseinander und griff sie dann bei Fehrbellin an. Er zeichnete sich im Verlauf der Schlacht durch persönliche Tapferkeit aus, und beim Rückzuge der Schweden traf eine Kanonenkugel den Stallmeister v. Froben an seiner Seite. Trotz der erheblichen Unterlegenheit seiner Truppen an Zahl gegenüber dem schwedischen Heere gelang es dem Großen Kurfürsten, den Sieg an seine Fahnen zu heften. Der Disziplin und der Tapferkeit und Begeisterung seiner Soldaten sowie seiner überlegenen strategischen Führung war es zu verdanken, daß die feindliche Übermacht weichen mußte. Dadurch wurde dem kriegerischen Ruhme der Schweden ein schwerer Schlag versetzt und zugleich der Grundstein gelegt zur späteren Größe und Macht Preußens und damit Deutschlands.

Die bäuerliche Flachsgewinnung. / Von G. S. Urff, Hanau.



Beim Flachsrupfen.



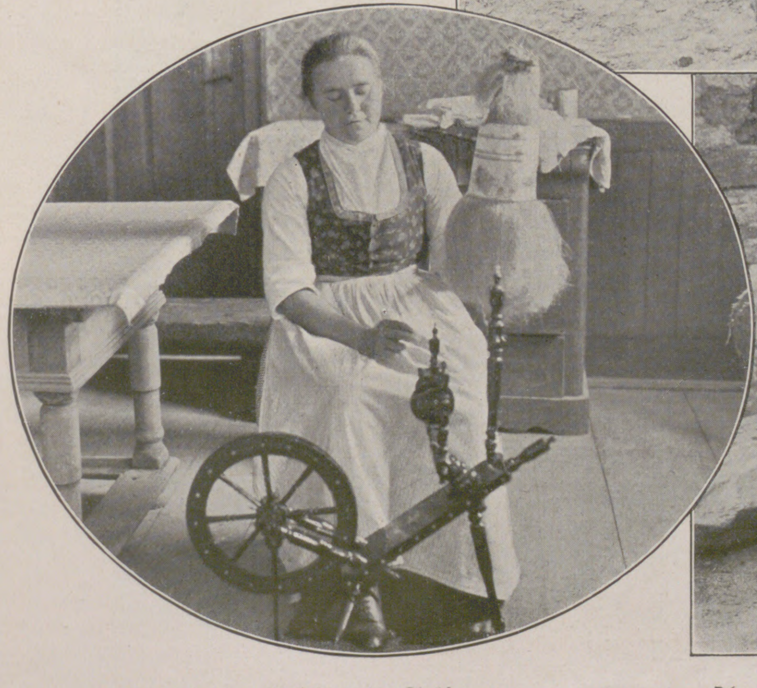
Einlegen in die Kaltwasserröste.



Das Schwingen des Flachses.

Tiefgründiger, humusreicher Boden ist für die Leinpflanze der beste, obwohl sie an und für sich nicht sehr anspruchsvoll ist. Man kann sagen, daß überall, wo die Kartoffel gedeiht, auch der Lein sein gutes Fortkommen findet. Gesät wird im April, nicht zu dicht, weil sich sonst die Frucht nicht gut entwickelt, aber auch nicht zu dünn, weil sich sonst die Pflanze zu stark verzweigt, wodurch die Faser entwertet wird. Die Blütezeit fällt in den Juli. Die Farbe der Blüten ist schön himmelblau, selten weiß. Gegen Ende August oder Anfang September erfolgt die Reife. Sie ist kenntlich an dem Gelbwerden der Stengel. Dann zieht alles, was daheim irgend abkömmlich ist, hinaus zum Flachsrupfen. Jedes einzelne Pflänzchen muß mit der Hand aus dem Boden gezogen werden, eine sehr mühsame Arbeit, die sich aber nicht umgehen läßt. Würde man die Pflanzen abmähen, so ginge gerade der wertvollste Teil, der dicht über der Wurzel befindliche Stengelteil, verloren. Die ausgerupften Pflanzen werden gebündelt und heimgefahren. An dem Eingang zur Scheune ist schon der Reff- oder Riffelbaum aufgestellt, auf dem die Riffelkämme befestigt sind. Es sind dies lange starke Stahlstäbe, die ziemlich dicht beisammen stehen. Eine Handvoll Flachs nach der anderen wird durch den Riffelkamm gezogen, damit die Samenkapseln abspringen. Die Kapseln werden noch eine Zeitlang an der Sonne getrocknet und dann gedroschen, damit die Samen frei werden. Diese wandern in die Ölmühle, wo das Leinöl aus ihnen gewonnen wird. Das Flachsstroh bringt man zunächst in die Röste. Hier macht es einen Fäulnisprozeß durch, der bewirkt, daß sich die allein wertvolle Bastfaser von dem Holzkern löst, wonach die Holzteile beseitigt werden können. Meist wendet man noch die Kaltwasserröste an, die etwa 8 bis 14 Tage dauert. Nach dem Rösten wird der Flachs getrocknet und dann gebrecht. Bei dem Brechen werden die Holzteile größtenteils abgeschieden. Noch gründlicher geschieht dies durch das Schwingen. Eine Handvoll Brechflachs wird auf dem Schwingstock mit einem stumpfen Messer geschlagen. Zum Verspinnen des Flachses ist es nötig, daß die Fasern gleichmäßig nebeneinander liegen, was durch das Hecheln bewirkt wird. Die nicht glatte, verworrene Faser bildet das Werg, von dem der bessere Teil zu einem groben Gespinst, der sogenannten Wergleinewand, verwebt wird. Das feinste Garn wird mit Hilfe von Maschinen erzeugt. In vielen abgelegenen Bauerndörfern sind namentlich an den langen Winterabenden zahlreiche Handspinnräder in Tätigkeit, den glänzenden Flachs zu verspinnen. Daraus fertigt dann der Dorfweber das Hausmacherleinen, das den Stolz und die Freude einer jeden rechten Bäuerin bildet.





Verspinnen des Flachses.

Oben: Alte Frau beim Flachshecheln.



Flachsbrechen.



Marktplatz in Wernigerode im Harz.

Nach einem Aquarell von Rudolf Poeschmann.



Marktplatz und Rathaus in Quedlinburg im Harz.

Nach einem Aquarell von Rudolf Poeschmann.

Das Geheimnis der blauen Schwerter.

Roman von Karl Hans Strobl

(Schluß.)

XVII.

Das war kein kleines Aufsehen auf der Leipziger Ostermesse des Jahres 1710, als sich jedermann davon überzeugen konnte, es sei kein Märchen, daß im Lande Sachsen, auf der Albrechtsburg zu Meißen, ein Porzellan erzeugt werde, ebenso schön, ja schöner als das chinesische oder indianische. Man hatte wohl schon früher genugsam verbürgt hören können, daß der König bei der vorhergehenden Neujahrsmesse eine ganze Reihe von fürstlichen Persönlichkeiten zur Besichtigung des neuen keramischen Wunderwerkes nach Leipzig geladen hatte. Außer dem Kurprinzen und Augusts Gemahlin, die seit seiner Religionsänderung getrennt von ihm in Torgau lebte, hatten sich viele andere hohe Herrschaften eingefunden, als wichtigste der König von Preußen, Friedrich der Erste, dem August mit besonderer Genugtuung zu verstehen gab, diese einheimische Erfindung sei wohl etwas, um das ihn ganz Europa beneiden müsse. Friedrich, der die ausgestellten Tassen, Vasen und Schalen mit vielen Hms und unter Zuhilfenahme verschiedener Prisen besah, sagte zunächst gar nichts, und erst abends bei der Festtafel äußerte er, da ihm der Wein die Zunge löste, mit kaum verhohlenem Ingrimm: der heillose Apothekerbursch, der ihm da entwichen, sei doch ein ganz verfluchter Kerl, und das Zeug sei wahrhaftig besser, als er sich's hätte träumen lassen. Mit Stücken der Meißner Fabrik reich beschenkt, reisten die Fürstlichkeiten heim, und es erhob sich wirklich allenthalben in Deutschland ein Raunen und Lobpreisen oder auch ein mißgünstiges Tuscheln und Spekulieren, wie man dem Lande Sachsen seinen Ruhm streitig machen könne.

Bald wurden auch die Holländer unruhig, die an dem Handel zwischen China und Europa schweres Geld verdienten. Diese sahen, daß das sächsische Porzellan die Preise des überseeischen drücken und ihren Gewinn schmälern würde. Sie sollten in Meißen nur nicht gar zu übermütig werden, schrieb ein Holländer in einer Flugschrift, denn dahin würden sie doch nie kommen, daß sie wie die Chinesen ganze Türme aus Porzellan bauen könnten, wie deren einer zu Tun-ge-han stehe, mit neun Stockwerken und einhundertvierundachtzig Stufen.

Es gab im eigenen Land auch genug Scheelsucht und Mißgunst bei den am Zwischenhandel reich gewordenen Leipziger Kaufleuten, aber ihre Stimmen gingen im Chor der Lobredner unter. Es fanden sich sogleich begeisterte Sänger und fromme Patrioten, die der Welt versicherten, in dieser Erfindung sei der Finger Gottes zu sehen, der dem Lande Sachsen für die bei der schwedischen Invasion erduldeten Leiden dadurch eine Entschädigung habe zukommen lassen wollen. Der König wurde in allen Tonarten gepriesen, daß er mitten in den Nöten und Kümmernissen des Krieges eine solche heilsame Unternehmung gegründet und gefördert habe. Ja, der König selbst, dem nach der Niederlage seines Feindes Karl bei Pultawa die polnische Krone wieder zugefallen war, schien nicht abgeneigt, zwischen diesem Ereignis und der glorreichen Erfindung einen geheimen Zusammenhang waltender Vorsehung anzunehmen.

Das war jedoch noch immer alles im Kreise der Auserwählten vor sich gegangen. Nun aber stand das Porzellan im vollen Licht der Öffentlichkeit da, und auf der Ostermesse konnte im „Blauen Engel" auch der ungläubigste Thomas das vielberufene Erzeugnis Meißens mit Augen sehen und mit Händen greifen und, wenn es seine Börse zuließ, einiges davon mit nach Hause tragen. Nicht bloß das braunrote Porzellan war da, das man auch Jaspisporzellan oder, nach seiner Farbe, Kapuzinerporzellan nannte, sondern auch das blütenweiße, reine, durchscheinende, und selbst der Kenner mußte sagen, daß es dem echten chinesischen nichts nachgab. Das Verkaufsgewölbe im „Blauen Engel" wurde den ganzen Tag von den Neugierigen gestürmt, die einander auf Einzelheiten der Farbe und Form aufmerksam machten und einander immer wieder die auf der Rückseite blau eingebrannten gekreuzten Schwerter zeigten, welche für die einheimische Herkunft des köstlichen Gutes bürgten.

Wer aber in großer Gloria dastand, war der nunmehrige Kammer- und Bergrat Nehmitz, der, vom König zum Generaldirektor der Porzellanfabrik ernannt, diese auf der Messe vertrat und die Fremden und Käufer empfing, indem er sich aufspielte, als sei die unerhörte Erfindung sein eigenstes Werk. Dabei hatte er im Einvernehmen mit einem seiner Vertrauten die besten Stücke auf sein Zimmer gebracht, wo er sie im geheimen und zu seiner eigenen Tasche Vorteil veräußerte.

Es war demnach nicht zu verwundern, daß der geschäftliche Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, und die Kosten der Messe den Erlös beinahe überstiegen. Um Böttger zu beschwichtigen, wurde ihm, dem rastlosen Raucher, ein Fäßchen Knaster mitgebracht, aber der wollte sich damit nicht zufrieden geben, denn er hatte inzwischen auf den künftigen Gewinn der Messe ein Darlehen von tausend Talern aufgenommen. Er tobte nun seinen Unmut darüber aus, daß er nicht wußte, wie er die Wucherer bezahlen solle, die ihm das Leben schwer machten.

Für ihn hatte auch die Übersiedlung nach Meißen nicht die Freiheit gebracht. Man hatte sich für die Albrechtsburg als Erzeugungsstätte entschieden, weil Meißen an der großen Poststraße nach Leipzig lag und zudem durch die Flußschiffahrt auf der Elbe der Verkehr erleichtert wurde, vor allem aber deshalb, weil die Burg auf einem Schloßberge stand, der nur durch die Brücke mit der Stadt Verbindung hatte und so für die Geheimhaltung der Porzellanarkana besser als anderswo Vorsorge getroffen schien. Man zitterte mehr als je vor Verrat. Eine besondere Schloßwache hütete die Burg; niemand durfte ohne gestempelten Zettel auch nur auf den Schloßplatz, und wenn die Gassenbuben mit ihren Spielen dem Berg zu nahe kamen, fuhr gewiß irgendein Posten aus dem Hinterhalt auf sie los und trieb sie mit gefälltem Bajonett in die Flucht. Die Arbeiter, die auf dem Schlosse wohnten, hatten es wenig besser als Gefangene. Es war ihnen verwehrt, in die Stadt zu gehen oder irgend jemanden, selbst ihren nächsten Verwandten, ohne Bewilligung des Direktors oder Wachkommandanten bei sich zu empfangen oder gar über Nacht zu beherbergen. Jeder Verstoß gegen diese Vorschriften zog ohne Gnade und Barmherzigkeit die Entlassung nach sich.

Es waren darum auch nicht gerade die gediegensten Leute, die sich dieser strengen Zucht unterwarfen, sondern allerlei verlaufenes Volk, ehemalige Bergknappen, verkommene Barbier- und Drechslergesellen, Pferdehändler, Stallknechte, gescheiterte Kaufleute, auch viele solche, die sich durch die Arbeit in der Fabrik der Werbung zum Militär entziehen wollten. Wenn sie aber erst einmal mit den Handgriffen, die sie erlernen mußten, vertraut waren, dann kam, da sie sich für unentbehrlich zu halten begannen, ein Hochmut und Dünkel über sie, der ihnen allen möglichen Unfug eingab. Sie verfielen in eine ärgerniserregende Liederlichkeit, kürzten sich ihre Gefangenschaft durch Kartenspiel und unmäßiges Trinken, gerieten miteinander in Raufereien und begehrten gegen Böttger und besonders gegen Nehmitz auf, dem sie an der unregelmäßigen Bezahlung schuld gaben.

Eines Tages legten die Töpfer und Former die Arbeit nieder und nahmen sie erst wieder auf, als ein eigener Bote aus Dresden Geld herbeigeholt hatte. Ein andermal brachen sie sämtlich aus und zogen in hellen Haufen selbst nach Dresden; sie stellten sich in Masse vor dem Schloß, gerade den Fenstern des Königs gegenüber, auf, bis dieser aufmerksam wurde und fragte, wer denn das Volk da unten sei. Und sie wichen erst, als man ihnen den rückständigen Lohn ausgezahlt hatte. Oft genug wandten sie sich an die Gräfin Cosel, die beim König großen Einfluß hatte, um ihre Beschwerden durchzusetzen.

Auch an dem Tag, an dem der Pastor von Klitzschen auf die Albrechtsburg kam, war wieder so ein Aufruhr im Gange. Es hatten wieder einige der Arbeiter nach Dresden laufen wollen, und da Nehmitz gedroht hatte, er würde ihnen die Zeitversäumnis anrechnen, waren sie mit geballten Fäusten auf ihn losgegangen, so daß er hatte Reißaus nehmen müssen. Nun fand der Pastor das Schloß an allen Eingängen mit Wachen besetzt, den Hof aber noch voll von Arbeitern, die in Gruppen beieinanderstanden und ein wildes Getöse machten. Der ärgste Lärm aber drang aus den offenen Fenstern der Trinkstube zur ebenen Erde, wo ein Teil der Tumultmacher seinen Zorn mit Bier begoß.

Der Pastor schritt durch die Menge hindurch und fragte bald diesen, bald jenen, wo er den Administrator Böttger finden könne, aber er bekam nur grobe und unflätige Antworten. Er solle zum Teufel gehen oder sich den Hundsfott selber suchen. Da wandte sich denn der geistliche Herr an die Wache, wies den Zettel mit Nehmitz' Unterschrift vor, der ihn zum Eintritt in das Schloß berechtigte, und bat, man möge ihn zu Böttger führen. Nach einigem Zögern wurde ihm ein Soldat mitgegeben, der ihm voran die Wand entlang zur Trinkstube schlich und, die Tür aufreißend, Böttgers Namen in den Lärm brüllte. Blitzschnell zog er sich wieder zurück, und der Pastor sah sich inmitten des wüsten Spektakels von der Staatsgewalt verlassen und auf sich allein angewiesen. Feindselige Blicke empfingen ihn; verdächtiges Knurren schwoll, als sei der Pastor in einen Käfig gereizter Bestien getreten. Da kam aus dem Qualm der Pfeifen eine breitschultrige Gestalt torkelnd auf den Geistlichen zu. „Kommt," sagte der Mann, dessen ursprüngliche kostbare Kleidung verwahrlost und mit Fett- und Bierflecken besudelt war, „kommt mit mir! Die Leutchen hier sind just nicht die frömmsten und kennen nur wenig Respekt vor dem geistlichen Gewand."

Damit ging er zwischen den Tischen hindurch einer steinernen Treppe im Hintergrund des Gewölbes zu, wobei der Pastor das Gefühl hatte, als müsse ihm jetzt eines der bissigen Untiere, die ihn aus den Rauchwolken anglotzten, nach den Waden schnappen. Es geschah aber nichts dergleichen. Der Führer öffnete eine Eisentür und ließ den Gast in einen kühlen, dunklen Gang eintreten, an dessen Ende sie eine Wendeltreppe nach dem oberen Geschoß hinanstiegen. Nach einer langwierigen Wanderung waren sie vor Böttgers Wohnung angelangt. Als Böttger die Hand auf das Schloß legte, ging drinnen ein freudiges Gekläff aus

mindestens einem halben Dutzend Hundekehlen los. „Laßt mich voran," sagte Böttger, „sonst zerreißen sie Euch."

Es war wirklich einigermaßen bedenklich, in diese Wohnung einzutreten. Sieben oder acht Köter von Kälbergröße tobten an ihrem Herrn hinan und donnerten dem Fremdling wütend entgegen, daß er wie angemalt stand und sich nicht zu rühren wagte. „Ruhig, Cosinus! Ruhig, Tangens! Halt's Maul, Minus!" rief Böttger den Hunden zu und scheuchte sie von des Pastors Beinen. Es dauerte aber eine ganze Weile, bis sich die mathematisch benamsten Ungeheuer so weit beruhigt hatten, daß die Menschen zu Worte kommen konnten. Die Hunde lagerten sich auf die mit Brokat bezogenen Sofas, auf die Stühle mit den dünnen goldenen Füßchen, die unter ihrer Last ächzten, und als sich Böttger nach einem Platz für seinen Besucher umsah, war alles besetzt. Er nahm einen Pack reiner Wäsche, der auf einem Armsessel lag und warf die Hemden im Bogen durch die offen stehende Tür ins Nebenzimmer, worauf er mit einem weltmännischen Schwung seiner Hand den Pastor zum Sitzen einlud.

„Ich weiß nicht, Herr Baron," sagte der Pastor, „so muß man Euch ja nennen, ob Ihr Euch meiner noch entsinnt."

Böttger wiegte den Kopf und sah den Fremden aus trüben Augen prüfend an. Man merkte, daß er reichlich getrunken hatte. Plötzlich wurde sein Blick hell: „Porst," sagte er, „Ihr seid der Prediger Porst ... der damals in meines Prinzipals Haus mit dabeigewesen, da ich die Goldprobe gemacht."

„Und jetzt!" unterbrach ihn der Bekannte seiner Jugend in beinahe seelsorgerisch strengem Ton. „Wie habt Ihr Euch verändert! Ist also nicht erlogen, was die Fama erzählt, daß Ihr Euch dem Saufteufel ergeben habt."

Böttger lachte dröhnend: „Ist doch der Saufteufel schließlich noch der unterhaltsamste Gesellschafter und schafft einem, wenn man einmal fast vierzehn Jahre gefangen sitzt, zwar nicht die ewige, aber doch die tägliche Seligkeit."

„Und ist es vielleicht christlich, daß Ihr mit solch reißendem, unvernünftigem Viehzeug umgeht, vor dem man sich nicht genug in acht nehmen mag."

„Das reißende, unvernünftige Viehzeug ist mir von allen am ehrlichsten und ergebensten gesinnt."

„Und wie hab' ich Euch finden müssen!" rief der Pastor klagend und vorwurfsvoll. „Macht Euch mit solchem lärmenden, stinkenden, widerhaarigen Pack gemein, sitzt mitten unter ihnen auf du und du, wetzet dieselbe Bank, stoßet mit ihnen ins selbige Horn."

Böttgers Augen hatten den rauschigen Ausdruck völlig verloren und sahen den Bußprediger mit fast heiterer Überlegenheit an. „Hört mich an, Domine! Dieses stinkende, widerhaarige Pack sind meine Arbeiter, und Gott sei's geklagt, daß sie nicht sauberer, nüchterner und gehorsamer sind. Mein Kopf und ihre Hände — das ist die Meißener Fabrik! Aber da haben sie in Dresden zwischen uns allerlei Direktoren und Inspektoren gesetzt, die nur Verwirrung, Unheil und Zwietracht gestiftet haben, und die man nicht zu Unrecht das Meißener Geheime Porzellankabinett nennt. Ich weiß ganz gut, daß von meinem Holz nur der kleinste Teil in die Öfen wandert und der größere zu den Böttgerschen Mauseklaftern wird. Ich weiß auch, daß gar viel Geschirr nicht an die richtige Stelle kommt, sondern den Weg in die Stadt findet, wo die Porzelliner, seit sie frei ausgehen dürfen, bei den Mädchen gar so beliebt sind, weil sie gar so hübsche Kleinigkeiten zu schenken wissen. Das alles weiß ich. Aber was soll ich tun, wenn von oben kein Beispiel von Ordnung und Redlichkeit gegeben wird, wenn es alle Ellen lang an Geld fehlt und ich bei Juden und Wucherern Kredit nehmen muß, damit die Fabrik von einem Tag zum andern weiterarbeite? Soll ich darum mein Leben lang Gefangener gewesen sein, damit mein Werk jetzt an den anderen zugrunde gehe? So muß ich mich unter meine Arbeiter mischen, mich mit ihnen gemein machen und sie bei guter Laune halten. Sie erzürnen sich über mich, sie werfen mir Schimpfworte an den Kopf, aber sie halten bei mir aus. Dem Nehmitz hätten sie längst den roten Hahn aufs Dach gesetzt oder wären ihm nach Wien, nach Berlin, nach Petersburg durchgebrannt, wo sie mit goldenen Ködern nach Porzellinern angeln." Er schwieg und sagte dann lächelnd: „Wenn Ihr Euch bloß darum bemüht habt..."

Der Pastor verstand gar wohl, daß die Fortsetzung lautete: so hättet Ihr Euch den Weg ersparen können, und richtete sich hoch empor zu Prophetengröße, als sei an ihm von Gott eine Berufung ergangen. „Nicht darum eigentlich," sagte er, „sondern weil ich Eurem Treiben im Namen der christlichen Nächstenliebe entgegentreten muß."

Den Hunden schien der Ton, in dem der Pastor mit ihrem Herrn sprach, nicht zu gefallen; sie knurrten dumpf, und Kubus, ein besonders schreckliches, weiß und gelb geflecktes Scheusal, fletschte die Zähne. Böttger aber hatte sich eine Pfeife mit einem Porzellankopf angezündet und qualmte vor sich hin.

„Ja, im Namen der christlichen Nächstenliebe..." fuhr der Pastor eifrig fort. „Einst hatte es den Anschein, als wolltet Ihr eine Bahn einschlagen, die Euch und allen Menschen zu Ansehen, Ehre und Ruhm gediehen wäre..."

„Ihr meint, damals, als ich mich mit dem Goldmachen abgab?" fragte Böttger mit einem unausdeutbaren Gesichtsausdruck.

„Gewiß! Da schien der Heilige Geist Euch erleuchtet zu haben... und jetzt... es ist ja gewiß auch etwas an der Erfindung, die Ihr gemacht habt, und der König und das Land Sachsen werden schon mit der Zeit ihren Vorteil daraus ziehen. Aber", rief er mit einer Steigerung, als ob er auf der Kanzel stünde, „Ihr habt bei alledem nicht bedacht, daß der Vorteil auf der anderen Seite großes Elend nach sich ziehen muß. Sind die Indianer nicht nach dem Willen Gottes im ersten Besitz des Porzellans gewesen, und ist es christlich, ihnen das Brot vor dem Munde wegzuschnappen?"

Böttger nahm die Pfeife aus den Zähnen und sah den Pastor völlig entgeistert an. Nein, darauf hatte er sich nicht gefaßt gemacht. „Ihr nehmt Euch der Heiden an?" murmelte er verblüfft.

„Sie sind auch Geschöpfe Gottes," donnerte der Pastor los, „und ich weiß nicht, ob es ratsam und vor seinem Angesicht wohlgefällig ist, so viel Porzellan zu erzeugen, daß die Leute es gar nicht vertun können und also den Indianern der Verdienst geschmälert wird."

Jetzt aber zuckte es verdächtig über Böttgers Gesicht: „Das kommt davon, wenn ein Pastor einmal glaubt, er müsse ein Freigeist sein und die Menschenbrüderschaft über das Christentum stellen. Und wenn er noch dazu ein deutscher Pastor ist. Nur einem Deutschen können solche Sorgen einfallen. Er gönnt seinem eigenen Vaterland einen Vorteil nicht, weil er sich ein Gewissen daraus macht, daß hinten bei den Indianern die Geschäfte schlechter gehen könnten."

„Ich habe..." begann der Pastor wieder, aber das Gespräch sollte zu keinem regelrechten Ende kommen; denn in diesem Augenblick ereignete sich etwas Fürchterliches. Weder er noch Böttger hatte bemerkt, daß die Tür leise geöffnet wurde, sich eine braune Gestalt von der Größe eines zehnjährigen Kindes lautlos von hinten an den Besucher heranschlich. Jetzt wurde dem Pastor plötzlich die Perücke vom Kopf gerissen, daß der Puder in einer Wolke aufstob, und der entsetzt Herumfahrende sah nur eben, wie eine braune langarmige, teufelsmäßige Ungestalt mit der Perücke davonrannte, mit ihr auf den Ofen kletterte und sie oben auf das eigene Haupt stülpte.

„Koko!" schrie Böttger, „Koko! Du Rabenaas! Gibst du gleich die Perücke her!" Es war Koko, Böttgers Affe, ein junger Schimpanse, der ihn durch seine dreisten Streiche erheiterte und heute seine Unverschämtheit gegen ein besonders würdiges Haupt gerichtet hatte. Koko dachte auch nicht daran, seinen Raub herzugeben, sondern saß höchst vergnügt, zähnefletschend, grinsend und plappernd auf dem Ofen und schob die Perücke von einem Ohr zum andern. Eine wilde Jagd entstand. Böttger warf mit dem Stiefelknecht, mit Büchern, mit allem, was ihm in die Hand kam, nach Koko, der, in langen Sätzen im Zimmer herumfahrend, den Geschossen auswich. Die Hunde begannen mörderisch zu bellen, und eine Weile hätte man glauben können, es habe sich wahrhaftig der Teufel selber seinen Spaß mit Seiner Ehren, dem Herrn Pastor machen wollen. Endlich gelang es Böttger, den Affen in eine Ecke zu treiben und ihm die Perücke zu entreißen, die nun, freilich übel genug zerzaust, zu ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückkehrte.

„Nun," sagte Böttger, nachdem sich der Pastor etwas verschnauft hatte, „wie meint Ihr das mit den Indianern?"

Aber Seine Ehren hatten alle Lust verloren, das unterbrochene Gespräch fortzusetzen, und wünschten nur, einen geordneten Rückzug anzutreten. So geleitete ihn denn Böttger hinab, und als sie an den Fabriksräumen vorbeikamen, aus denen der Lärm der wiederaufgenommenen Arbeit drang, wies er auf den in eine Porzellantafel eingebrannten Spruch über der Tür:

Der Pastor las:

„Es machte Gott der große Schöpfer
Aus einem Goldmacher einen Töpfer."

„Seht," sagte Böttger, „man muß sich mit dem bescheiden, was einem gegeben wird."

XVIII.

Des Königs Besuch auf der Albrechtsburg war angesagt und des weiteren gemeldet, daß ihn einige vornehme Fremde begleiten würden, der Fürst Dolgorukij, der Fürst Radziwill und der Graf Lascagno, denen die Fabrik gezeigt werden sollte. Mit dieser Ankündigung war aber zugleich die geheime Weisung gekommen, nicht etwa alles, sondern nur die ohne die Gefahr eines Verrates zu besichtigenden Räume und Anstalten zu zeigen.

Die Kanonen brüllten einen Willkommengruß, als die hohen Gäste über die Brücke kamen. Auf dem Schloßhof stand die gesamte Besatzung in glänzenden Uniformen zur Parade aufgestellt, und Nehmitz ging seiner Majestät mit zierlichen Schritten entgegen und verbeugte sich vor den Herrschaften.

„Das also ist der berühmte Böttger", sagte der dicke Dolgorukij, indem er Nehmitz wohlwollend auf die Schulter klopfte.

„Nein," berichtigte der König, „das ist mein Direktor Nehmitz."

„Ist nicht Böttger der Inventor?" staunte Dolgorukij.

„Da kommt er", rief August, indem er auf einen Mann wies, der eben, mühsam auf zwei Stöcken forthumpelnd, aus dem Schloßportal trat. „Was ist denn mit Ihm los?" fragte der König, der beim Näherkommen Böttgers bemerkte, daß dessen Augen von geröteten, wunden Rändern umgeben waren und einen seltsam verlorenen, wässerigen Blick hatten.

„Ich bin an die dreißig Wochen krank gelegen," sagte Böttger bedrückt, „und es ist heute das erstemal, daß ich mein Zimmer verlasse — Eurer Majestät zu Ehren."

„Und was hat Er an den Augen?"

„Die Ärzte meinen, daß ich das Augenlicht nicht lange behalten werde. Es mag ihnen das viele Hantieren mit Säuren und Dämpfen geschadet haben."

„Soso!" sagte der König, einigermaßen betreten über das Aussehen des Mannes, der als Dreiunddreißigjähriger wie ein schlecht erhaltener Sechziger aussah, und es wollte ihm die Mahnung verdrießlich erscheinen, daß er selbst an diesem Verfall nicht unschuldig sei.

Man trat in die festlich geschmückten Räume der Fabrik, in denen die Arbeiter in Feiertagskleidung aufgestellt waren, und besah die Säle der Massemischer, der Former, der Porzellanmaler, die Öfen der Brennerei, und Böttger, der als Führer voranhumpelte, erläuterte diese und jene der Vorrichtungen und Handgriffe. Dann ging man die Lagergewölbe durch, in denen die mannigfaltigsten Erzeugnisse der Manufaktur aufgespeichert waren: Geschirre aller Art, Figuren, unter denen der König seine eigene Gestalt in Rüstung und Mantel mit dem Marschallstab in der Hand mit ganz besonderem Wohlgefallen hervorhob, zierliche, zärtliche oder lustige Gruppen, Schäferszenen und galante Unterredungen, Tiere in Lebensgröße, aber auch Gegenstände des Gebrauches, Tischplatten, Türpfosten, Öfen, Kamine, Sonnenuhren, Glockenspiele, Puppen, die unter dem Namen Handgrenaden marktgängigen kleinen Wärmsteine in Kugelform, die von den Damen winters in den Muffen getragen wurden, Würfel und Becher, Schachspiele, Petschafte, Kämme, Puder- und Schmuckkästchen, Pomadenbüchsen, Bilderrahmen, Rock-, Stock- und Hemdknöpfe.

Es lag ein Reichtum von Einfällen, von künstlerischer Erfindung vor den Besuchern ausgebreitet, der den Gästen einen Ausruf der Bewunderung nach dem andern abzwang, und jedesmal lächelte der König wohlgefällig und geschmeichelt.

Vor einem länglichen menschengroßen Kasten, dessen Deckel ein Kruzifix und ein Totenkopf aufgesetzt waren, blieb der König stirnrunzelnd stehen. „Was soll das?" fragte er, der nicht gern an Grab und Tod gemahnt war, unangenehm berührt.

„Wir versuchen es jetzt auch mit Särgen," antwortete Böttger, „aber es hat mir bisher nur Ärger gebracht. Die meißnerischen Tischler können mir schon die Tischblätter und Türpfosten von Porzellan nicht verzeihen, und über die Särge sind sie gar außer sich. Haben darum auch im geheimen mit den Totengräbern eine Verschwörung angezettelt und sie bestochen. Und als wir unlängst die Witwe des Oberstallmeisters von Thielau in einem solchen Porzellansarg begraben wollten, haben die Kerls mit gespielter Ungeschicklichkeit den Sarg in die Grube fallen lassen, so daß er zerbrochen und die Leiche sichtbar geworden ist."

Auf diese Begebenheit spielte der Fürst Dolgorukij nachher beim Festmahl an, als er seinen Trinkspruch ausbrachte: „Kinderpuppen und Totensärge ... und was dazwischen liegt, Würfel, Becher und Schmuckkästchen ... das Porzellan begleitet uns durch unser ganzes Leben und ist imstande, auch noch den Tod durch ein Gelächter heiter zu stimmen." Darauf ließ er den König, die Fabrik, den Herrn Inventor und Administrator Böttger und nach einigem Zögern auch den Direktor Nehmitz leben.

Der König sah dabei nachdenklich den Letztgenannten an, der während des Rundganges eine etwas schwächliche und nebensächliche Figur gemacht hatte.

Mühsam erhob sich Böttger. Er dankte im Namen der Fabrik seinem königlichen Herrn und den übrigen werten Gästen für den ehrenvollen Besuch. Und weil sich Seine Majestät habe überzeugen können, daß die Fabrik, was den Betrieb anlange, im besten Gange sei, so wolle er bei dieser Gelegenheit seine untertänigste Bitte anbringen, Seine Majestät möge ihn in Gnaden von den Geschäften entbinden.

„Was fällt Ihm ein?" fuhr der König auf. „Mir vor meinen Gästen den Tort anzutun!"

„Ich bin ein kranker Mann," entgegnete Böttger fest, „das letzte Stückchen Weges möchte ich in Frieden und Ruhe gehen können."

Ein Diener kam herein und flüsterte Böttger etwas ins Ohr. Mit einem rätselhaft wehmütigen Lächeln in die Augen des Königs hinein erhob sich Böttger, bat um Entschuldigung, daß er abberufen werde, und humpelte hinaus. In einiger Verlegenheit begann Nehmitz ein Gespräch über die Nachahmungen anzubahnen, die in Wien und andernorts versucht worden, aber der König schwieg mißgestimmt und klopfte mit der Gabel gegen die fruchtgefüllte Porzellanschale, die vor ihm stand.

„Was soll das?" sagte er plötzlich, als ein Lärm aus dem Vorzimmer immer deutlicher in den Saal drang. Es schien, als begehre draußen jemand heftig auf, obwohl man den Versuch machte, ihn zu besänftigen ... „Ich will doch einmal selber nachsehen!" rief August, indem er sich erhob und hinausschritt. Im Vorsaal sah er sich nun einem allerdings peinlichen Auftritt gegenüber, indem Böttger von einem verwachsenen Männlein so bedrängt wurde, daß es aussah, als müsse es zu Handgreiflichkeiten kommen. Das Männlein hing an einem Rockknopf Böttgers wie der Marder an der Kehle seines Opfers und ließ ihn nicht, so sehr sich dieser auch schüttelte.

„Was geht denn hier vor?" rief der König. Jetzt erst konnte sich Böttger befreien, indem er den Verwachsenen unsanft von sich schob, der taumelnd zurücktrat und sich heftig verneigte.

„Wer ist der Mann?" fragte August.

„Es ist der Schneidermeister Lesch aus Dresden", sagte Böttger.

„Hab' ich den Namen nicht schon gehört?" sann der König. „Es ist mir ... ja, ich weiß es schon. Ist Er nicht einer von den sauberen Wucherern, die jetzt ihr Unwesen treiben?"

Der Schneidermeister krümmte seinen Buckel noch mehr und legte die Hand aufs Herz. „Gott behüte," beteuerte er, „wer hat Euerer Majestät solche Verleumdungen zugetragen? Ich gebe mein Geld an ordentliche Leute und gute Unternehmungen, aber ich gehe über die christlichen Zinsen nicht hinaus. Soll der Herr Administrator sagen, ob es wahr ist? Ob ich ihn schinde und plage? Ob ich nicht warte mit der Geduld eines Lammes?"

Wer den König kannte, wußte, daß sich hinter seiner Stirn ein Donnerwetter zusammenzog. „Und was will Er heute hier?" fragte er dumpf.

„Einmal muß doch Ordnung gemacht werden! Der Herr Administrator wird mir bezeugen, daß ich ihn wegen der zweitausend Taler nicht gedrängt habe. Und ich lasse sie gerne noch weiter stehen, geb' sogar noch fünftausend dazu, wenn ich dafür Sicherheit bekomme."

„Welche Sicherheit verlangt Er?"

„Es soll mir der ausschließliche Debit der Fabrik eingeräumt werden, daß nichts soll verkauft werden außer durch mich, daß ich das Dresdener Warenlager in mein Haus nehmen kann ... es wäre nur zu Euerer Majestät und der Fabrik Vorteil!" schmunzelte er mit einer unverschämten Untertänigkeit. Es war dieses geschäftstüchtigen Schneidermeisters wohlerwogener Plan gewesen, die heutige Anwesenheit des Königs dazu zu benutzen, Böttger die Daumschrauben anzusetzen und durch Androhung eines Skandals die Bewilligung seiner Forderung zu erpressen. Nun, da der König selbst dazwischengetreten war, glaubte er nach dem ersten Schrecken eine noch günstigere Gelegenheit gefunden zu haben. War der König nicht auch in beständigen Verlegenheiten? Wußte man nicht, wie es in der Fabrik zuging, und mußte es nicht auch Seiner Majestät willkommen sein, fremdes Geld für sich arbeiten zu lassen.

Aber August hatte einen seiner heroischen Tage, an denen er mit einer solch nachdrücklichen Großartigkeit aufzutreten verstand, als seien seine Kassen bis zum Überlaufen gefüllt. Drohend schritt er auf den zusammenknickenden Schneidermeister zu und wetterte mit seinem Löwenzorn auf ihn los: „Wenn Er nicht gleich sein ungewaschenes Maul hält, so lasse ich Ihn durch die Diener hinauswerfen und Ihm seine Frechheit anstreichen. Wie kann Er sich unterstehen, dem Herrn Administrator solche Vorschläge zu machen? Melde Er sich mit seiner Forderung bei meinem Rentamt, so wird ihm bezahlt werden. Und jetzt scher' Er sich gefälligst zum Teufel, verstanden!"

„Steht es so?" wandte sich der König zu Böttger, nachdem der Schneider katzbuckelnd verduftet war. „Was ist denn das für eine Wirtschaft?"

Böttger hatte den Kopf gesenkt und zuckte die Achseln. Sollte er dem König alle die Ränke und Kniffe aufdecken, mit denen ihm mitgespielt wurde, die Veruntreuungen enthüllen, die an ihm begangen wurden, die aufreibenden Kämpfe um den Fortbestand der Fabrik, die unter den Schwierigkeiten fast erlag? Er war für all dies zu müde und schwieg.

„Hör' Er, Böttger," begann der König wieder, „Er hat mich vorhin, was ein faux pas war, an der Tafel um seine Entlassung gebeten. Sie ist ihm bewilligt."

Er schritt Böttger voran in den Speisesaal zurück, setzte sich jedoch nicht, sondern blieb hinter seinem Stuhl stehen. „Meine Herren," sagte er, „Sie haben an dem Gedeihen meiner Fabrik so lebhaften Anteil gezeigt, daß ich Sie von einer soeben beschlossenen Änderung in Kenntnis setzen muß. Ich habe den bisherigen Administrator Böttger entlassen."

Der Fürst Dolgorukij schien etwas sagen zu wollen, aber der König fuhr sogleich fort: „Hiergegen hab' ich mich dahin entschlossen, dem bisherigen Administrator Böttger die ganze Fabrik auf Lebenszeit zu freier Verfügung zu überlassen, mit Genuß aller etwaigen Überschüsse und ohne die mindeste Rechnungsablegung."

Der Herr Direktor Nehmitz war von seinem Stuhl halb aufgefahren, als habe ihn von unten her der Stachel eines Skorpions gestochen, und sank nun langsam wieder zurück. Dolgorukij aber ließ ein frohes, zufriedenes Lachen hören.

„Gegen dem," setzte der König im Amtsstil hinzu, „daß mir die Arkana gehörig verwahrt werden, daß meine Bestellungen — gegen Bezahlung — zuerst ausgeführt und daß von allen neuen Erzeugnissen je eines oder zwei Stücke an meine Porzellankammer abgeliefert werden."

„Zur Gesundheit", rief Dolgorukij mit erhobenem Glas.

Aber der König war noch nicht fertig. „Und da", sagte er mit erhobener Stimme, „eine solche Aufgabe nur in Freiheit günstig gefördert werden mag, so sollen alle Beschränkungen hinsichtlich des Böttger von heute an aufgehoben und er in jedem Belang als freier Mann gehalten sein."

Jetzt erst sah der König Böttger an, und nicht ohne Ergriffenheit gewahrte er, daß sich dieser auf die hingestreckte Hand Dolgorukijs stützte, während ihm zwei große Tränen aus den Augen rollten. Böttgers Lippen bewegten sich, und August erriet, was der Beschenkte vor sich hinmurmelte: „Zu spät! Zu spät!"



XIX.

Böttgers Ahnungen, daß er sich seiner Freiheit nicht mehr lange zu erfreuen haben werde, sollten sich verwirklichen. Seine Krankheit und sein Augenübel verschlimmerten sich rasch, und bald konnte kein Zweifel daran sein, daß er binnen kurzem würde abberufen werden. Er litt an Schlaflosigkeit und befand sich dann oft in einem so sonderbaren Zustand, daß er Träumen und Wachen nicht unterscheiden konnte. Seine zitternden Hände waren außerstande, irgendein Ding festzuhalten, und von Schreiben war keine Rede mehr.

Im Herbst des Jahres 1716 begann das langsame Sterben und dauerte bis zum März des Jahres 1719. Er konnte seiner Atemlosigkeit wegen nicht im Bett liegen, sondern mußte Tag und Nacht im Lehnstuhl zubringen, Hände und Füße wurden starr und kalt und unempfindlich wie Stein. In lichteren und leichteren Stunden mühte er sich ab, seine Angelegenheiten zu ordnen. Er ließ sich von seinem getreuen Wildenstein die Papiere an den Lehnstuhl bringen, sichtete, ordnete die zusammengehörigen in Pakete und siegelte sie.

Im Februar erschien der Kammerrat Nehmitz und wies sich mit einem Befehl des Königs aus, daß er beauftragt sei, eine vertrauliche Botschaft Seiner Majestät auszurichten. „Der König", sagte er, „hat Euch so viel Gunst und Gnade erwiesen, daß sein Wunsch wohlgerechtfertigt ist, Euer großes Magisterium zu besitzen, den Stein der Weisen, damit die Wissenschaft von ihm nicht mit Euch zu Grabe gehe."

Böttger sammelte eine gute Weile Kraft zur Antwort. „Nehmitz," sagte er dann, „Ihr habt mich zu Lebzeiten genug gequält; ich bitte Euch, laßt mich in Ruhe sterben." Damit kehrte er sich gegen die Wand, also daß Nehmitz nichts anderes übrigblieb, als abzuziehen.

Als es zu Ende ging, bat Böttger seine alte Mutter an sein Sterbebett und hielt, während er das letzte Abendmahl empfing, ihre Hand in der seinen.

„Habt Ihr", fragte der Hofprediger Engelschall, der ihm den geistlichen Trost gespendet hatte, „besondere Wünsche hinsichtlich der Beerdigung?"

Böttger verneinte. Dann aber flüsterte er: „Ich habe dem Land Sachsen einen ehrenvollen Namen gemacht... so möchte ich... daß auch mein Name mit Ehren möge genannt werden."

In der letzten Nacht aber, als Wildenstein bei ihm wachte, begann er in den Morgenstunden unruhig zu werden, und sein Wärter, der ihn nach den Winken seiner Augen verstand, bemerkte, daß er eines der Fläschchen zu haben wünschte, die in einem Schränkchen dem Bett gegenüber standen. Wildenstein suchte so lange, bis er das richtige in der Hand hielt.

„Es ist", keuchte Böttger mit versagendem Atem, „mein Liquor gegen Fäulnis. Ich möchte... daß er an mir selbst erprobt werde."

Man erfüllte den Wunsch des Sterbenden. Aber als sich nach zehn Tagen, des Liquors ungeachtet, Spuren der Verwesung zu zeigen begannen, begrub man den Leichnam in aller Stille auf dem Johanneskirchhof.

So sollte ihn von allen seinen Versuchen, Arkanen und Geheimnissen nur das der blauen Schwerter überleben, freilich nicht allzulange mehr als alleiniger Besitz der Fabrik zu Meißen. Aber die unter Kämpfen und Gefahren erfolgte Gründung überstand die Schwächen und die Stürme späterer Zeiten und blühte empor zu immer schöneren Siegen deutscher Geschicklichkeit und deutschen Fleißes.

Aus Wissenschaft und Technik.

Bilder aus Peru. (Hierzu die doppelseitige Bildertafel auf Seite 956/57.) Hundert Jahre sind es jetzt her, daß der letzte Stützpunkt der spanischen Herrschaft in Südamerika fiel, indem Peru endgültig befreit wurde. Als erstes Gebiet Südamerikas war das Reich der Inkas 1531 in glänzendem Anlauf von Pizarro mit seiner kleinen Schar erobert worden, und von hier aus wurden alsdann die übrigen Teile der weitgedehnten Westküste Südamerikas der Herrschaft der spanischen Krone unterworfen. In dem von Pizarro gegründeten Lima nahm der spanische Vizekönig für Südamerika seinen Sitz; hier verankerte sich in der Folgezeit das Spaniertum am stärksten und fand daher auch die von den Südprovinzen, von Argentinien und Chile, ausgehende Befreiungsbewegung den geringsten Widerhall in der Bevölkerung, so daß diese die spanischen Machthaber nicht selbst vertrieb. Erst als 1820 die verbündeten Argentinier und Chilenen an der Küste von Peru gelandet waren, gelang es nach mehrjährigen wechselvollen Kämpfen, auch Peru zu einem Freistaat zu machen. Als der endgültige Tag der Befreiung kann der 9. Dezember 1824 gelten, der Tag der Schlacht bei Ayacucho; in der Hafenstadt Callao hielten sich die Spanier sogar bis Anfang 1826. Dreihundert Jahre hat die Herrschaft der Spanier somit gedauert, und dreihundert Jahre sollen vor ihnen die Inkas über das Land geherrscht haben. Beide Perioden haben ihre Spuren hinterlassen, auch die Inkaherrschaft, so sehr auch die spanische Priesterschaft bemüht war, alles auszurotten, was an sie erinnerte. Aber noch heute gilt dem Hochlandindianer die einstige Hauptstadt der Inkas, Cuzco, als heiliger Platz, obgleich von den Sonnentempeln und den anderen Heiligtümern des merkwürdigen Kulturvolkes längst nichts mehr vorhanden ist. Cuzco liegt im Hochlande, das bis heute den wirtschaftlichen Schwerpunkt des Landes bildet, wie auch drei Viertel der Bevölkerung in ihm leben. Das Küstenland längs des Stillen Ozeans ist nämlich sehr niederschlagsarm, da die Küste von einer kalten Meeresströmung bestrichen wird und es an ihr daher nicht zu Wolken- und Regenbildung kommen kann. So zieht sich hier meist Wüste hin, zum Teil sogar mit Sanddünen erfüllt, wie in den schlimmsten Teilen der Sahara, und nur, wo aus dem Gebirge Flüsse herauskommen und künstliche Bewässerung möglich ist, breiten sich Fruchtgefilde mit tropischer Vegetation aus. In einer solchen Flußebene legte Pizarro seine

Hauptstadt Lima an, die dann von den Vizekönigen zur prächtigsten Stadt des westlichen Südamerika ausgebaut wurde. Noch erinnern der Vizekönigliche Palast und die reiche Hauptkathedrale an die spanische Zeit. Von Lima aus ersteigt eine der kühnsten Gebirgsbahnen der Erde, die Oroyabahn, den Westabhang des Andenhochlandes. Gegen den Gebirgsfuß hin durchschneidet sie eine Zone, wo Tropengewächse, auch Kaffee, plantagenmäßig gebaut werden; dann taucht sie in die tiefen Gebirgsschluchten ein, an deren Grund der schäumende Fluß kaum ein paar Feldern und Hütten Raum gewährt. Brücken und Tunnels folgen einander, schließlich wird der westliche Hauptzug des Gebirges in Montblanc-Höhe in einem Kehrtunnel durchbrochen. Der Endpunkt der Bahn ist das Städtchen Cerro de Pasco, das in 4352 m Seehöhe liegt, der Mittelpunkt des wichtigsten Bergwerkbezirkes von Peru. Die berühmten Silberminen von Oroya liegen noch beträchtlich höher, in einer Wüstenlandschaft am Fuße von Schneebergen. An die dünne Hochgebirgsluft gewöhnte Indianer verrichten die schwere Arbeit in ihnen, die ausgebrachten Erze aber werden in kleinen Säcken Lamas auf den Rücken geladen und durch diese herab zu den Schmelzwerken getragen. Hunderte von Millionen haben die Silberminen von Oroya seit ihrer Entdeckung im Jahre 1630 den Spaniern eingebracht. Im Jahre 1830 wurde hier ein neues Metall, das Vanadium, entdeckt, das, dem Stahl in bestimmtem Mengenverhältnis zugesetzt, diesem eine besondere Güte verleiht, und ein günstiges Geschick hat es gewollt, daß seither in der Nachbarschaft der Silbererzgänge von Carro de Pasca aus noch reiche Vanadiumlager aufgefunden wurden. Peru deckt heute fast den ganzen Vanadiumbedarf der Welt. Aber — welche bezeichnende Wandlung! — diese Vanadium-Minen sind nicht mehr in spanischen Händen, sie gehören vielmehr den großen Stahlwerken der Vereinigten Staaten von Amerika. Im Besitz nordamerikanischer Gesellschaften befinden sich auch die Hauptvorkommen des dritten wichtigen Metalles im peruanischen Hochgebirge, des Kupfers. Auch die größten Kupferbergwerke liegen um Cerro de Pasco herum, aber die Kupferschmelzen dieser Stadt werden auch von solchen Indianern mit beliefert, die auf eigene Faust in die Berge ziehen, kleine nestförmige Kupfervorkommen aufsuchen und die herausgeklaubten Erze auf dem eigenen Rücken zur Schmelze schleppen. Für den Erlös decken sie in den Läden des Städtchens ihre bescheidenen Bedürfnisse, unter denen Kokablätter als unentbehrliches Anregungs- und Kraftmittel nicht fehlen dürfen.

M. W. G.

Wie wird Brot leichter verdaulich? Zahlreiche Volksgebräuche beruhen auf unbewußter Zugrundelegung gesundheitlicher Überlegungen. Auch die Backart des Brotes, seine Röstung usw. hat wie manche andere Art der Speisenzubereitung ihren Grund in der Wahrnehmung, daß Brot auf eine Weise leichter verdaulich und bekömmlich ist als bei anderer Zubereitung. Rubner hat schon früher festgestellt, daß die Ausnutzung des Brotes in hohem Maße von seinem Kleiegehalt abhängt. Neuerdings hat nun Kestner, der Vorstand des Physiologischen Instituts in Hamburg, an seinem Institut experimentell feststellen lassen, welcher Zusammenhang zwischen der Backart und der Verdaulichkeit des Brotes besteht. Es wurde zu diesem Zweck zunächst an Hunden der Sättigungswert verschiedener Brotarten untersucht. Der Sättigungswert einer Nahrung hängt von ihrer Verweildauer im Magen ab. Es zeigte sich, daß der Sättigungswert von Roggen- und Weizenbrot, aber auch von Brot aus feinem weißen Mehl und von Vollkornbrot sich nicht wesentlich unterscheidet. Einen kleinen Unterschied ergibt dagegen die Backart des Brotes. Das Brot in Form von kleinen Rundstücken (Brötchen, Semmeln) verweilt länger im Magen als ein großer Laib Brot aus demselben Teig: im ersteren Fall ist also der Sättigungswert größer. Bei allen Brotarten zeigte sich das gleiche Ergebnis. Ebenso verweilt geröstetes Brot länger im Magen als nicht geröstetes. Teig und Brotkrume ohne Rinde verlassen den Magen besonders schnell, haben also einen geringen Sättigungswert. Es wurden weiterhin, wie Kestner in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" berichtet, Untersuchungen darüber angestellt, worauf die längere Verweildauer im Magen beruht. Deshalb wurde an Hunden mit Magenfisteln geprüft, ob etwa geröstetes Brot auf chemischem Wege eine stärkere Magensaftabsonderung hervorruft. Das war in der Tat der Fall. Beim Rösten des Brotes entstehen Stoffe, die etwa in derselben Weise wie Fleischextrakt eine stärkere Magensaftsekretion hervorrufen. Die stärkere Verflüssigung des in Form kleiner Rundstücke gebackenen Brotes, wie sie bei den Versuchen zu erkennen war, ließ vermuten, daß dieses Brot vom Körper besser ausgenutzt würde. Angestellte Stoffwechselversuche bestätigen das. Von den verschiedenen Brotarten war die Ausnutzung des Weizenmehls (entsprechend früher gewonnenen Ergebnissen) erheblich besser, besonders gut bei den kleinen Rundstücken. Bei dem Roggenmehl ist die Ausnutzung an sich schlecht, die des Stickstoffs aber wesentlich besser, wenn das Brot in Form kleiner Rundstücke gegeben wird. Kestner kommt zu dem Schluß: es ist zweckmäßiger, Brot in kleinen Stücken zu backen.

W. S.

Japanische Tempelopfer. Eine alte Sage erzählt, daß bei dem im 7. Jahrhundert erfolgten Bau des berühmten Asakusatempels in Tokio, der wie durch ein Wunder von dem Erdbeben im September 1923 verschont wurde, eine reine Jungfrau ihren Körper als Opfer anbot und lebendig begraben wurde, um dem Grundpfeiler des Tempels als Fundament zu dienen. Der Ruhm dieser „antiken Heldin" ließ die bildschöne Tochter Tsune Karasumoto eines wohlhabenden Pächters in Kuchikimura nicht ruhen, und sie bot sich vor einigen Wochen der Geistlichkeit als lebendes Opfer für einen neuen Tempelschrein an, der in den Tempelgründen des für die Kaiser der Meijiperiode geplanten Mausoleums errichtet werden soll. Da ihre Bitte, lebendig begraben zu werden, nicht erfüllt werden konnte, ging sie in ihrem Dorfe von Haus zu Haus und überredete ihre Mitschwestern, ihre Haare als Tempelopfer darzubringen. Die opferwillige Jungfrau fand mit ihrer Bitte

Gehör, und 89 Dorfschöne beraubten sich des schönsten Schmuckes aller japanischen Frauen, ihrer langen schwarzen Haare, die nun unter dem Schrein begraben werden sollen, um ihn nach altem Volksglauben zu beschützen und die alte Tradition fortzusetzen. Dr. Fk.

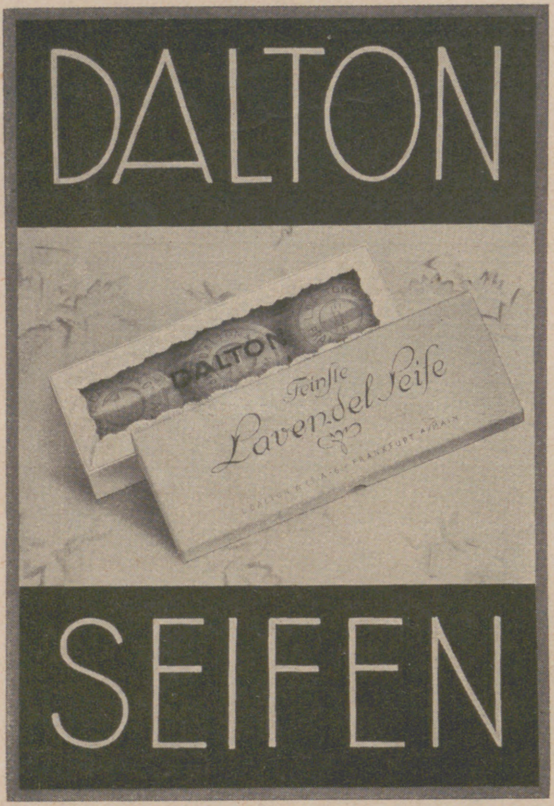
Von der Milchstraße sollen mindestens 5000 Jahre alte zeichnerische Darstellungen gefunden worden sein. Nähere Angaben fehlen. Vermutlich werden diese Zeichnungen (wenn sie überhaupt die Milchstraße darstellen) aber wieder nicht genau genug sein, um etwa seither erfolgte Veränderungen im Verlaufe und in der Helligkeitsverteilung feststellen zu lassen. Über die Natur der Milchstraße soll der Grieche Demokrit (460—370 v. Chr.) sich zuerst wissenschaftlich geäußert haben. Er hielt sie für eine Ansammlung kosmischer Massen. Aristarch aus Samos (280 v. Chr.) vermutete das nämliche, konnte aber mit seiner Anschauung ebensowenig durchdringen. Die erste vollständige Beobachtung der Milchstraße auf der nördlichen und der südlichen Erdhalbkugel mag der englische Matrose Thomas Wright gemacht haben, wobei er zu der Erkenntnis gekommen zu sein scheint, daß sie ein den ganzen Himmel umspannender, geschlossener Gürtel ist. Im Jahre 1740 in seine Heimat zurückgekehrt, schrieb er ein Buch darüber, betitelt „Neue Hypothese über das Sternenall“. Aber erst Herschel vermochte mit seinen mächtigen Spiegelfernrohren tiefer in die Geheimnisse der Milchstraße einzudringen. Er konnte sie teils in Einzelsternpünktchen auflösen, teils verblieb aber auch in seinen Rohren noch ein undurchdringlicher Schimmer. Neuerdings wendete sich besonders die Sternwarte am Vatikan der Erforschung der dunklen Stellen in der Milchstraße zu, die den Eindruck erwecken, als würde uns der leuchtende Grundstoff des flimmernden Bandes durch vorgelagerte dunkle Massen verdeckt. Die Entfernung der Milchstraße wird heute von den Fachgelehrten allgemein auf mehr als 10000 Lichtjahre geschätzt; Arrhenius nahm ihren Durchmesser zu 100000, Shapley zu 300000 Lichtjahren an. Im Sinne der Welteislehre ist die Milchstraße ein Gebilde von zwiefacher Natur, die eigentlich freisichtbare Milchstraße ein nur nach Lichtwochen im Durchmesser haltender, zu unserem engeren Sonnenreich gehöriger Ring aus Eisballungen. Max Valier.

Für die Frauenwelt.

Neue Armreifen. Das Kostüm duldet keinen auffallenden Schmuck. Es verdammt die dicken Perlenkolliers, die Diamantbroschen, gestattet dagegen aber die Perle auf dem Plastron der Hemdbluse, die hübschen Manschettenknöpfe und das kleine Sträußchen auf dem Revers. Auch werden die schönen Armbänder unter den Ärmeln nicht mehr getragen, die breiten Steinreifen, die die Damen so lieben, weil sie einmal teure Andenken und dann weil sie einfach schön sind. Dagegen bietet die Mode den Frauen ein neues scharmantes Spielzeug dar. Im vorigen Jahr waren es gläserne Armbänder, jetzt sind es silberne Reifen und neue, wenn auch wertlose, so doch ungemein anmutige, aus Meißner Porzellan mit gemalten Blümchen. Man kann mehrere zu gleicher Zeit tragen, des „Lärms wegen!“

Ein Jockey? Fast könnte man die junge Dame von weitem dafür halten, so sehr ähnelt ihre Kopfbedeckung jener der Jockeys. Derselbe Schnitt, die „Melonenscheiben“, die sternenförmig auf dem Gipfel zusammenlaufen und nach unten zum Rande zu breiter werden. Die Mode, die die Ränder im Nacken fortschneidet und nach vorn bringt, vervollständigt noch den Eindruck der Schirmmütze. Und dann noch die zweierlei Farben: Blau und Rot oder Grün und Gelb. Natürlich wird dieser neue „Hut“ nicht zu großen, feierlichen Gelegenheiten getragen, nicht zu Diners, nicht einmal zu nachmittäglichem Tanz, denn er paßt nicht zu einem eleganten Kleid. Wohl aber beim morgendlichen Spazierengehen, dem berühmten Footing, oder auch für Autofahrten.

Das neue Haarnetz. Abgeschnittene Haare sind für die Damenwelt fast zum Gesetz geworden. Sie sind unstreitbar sehr kleidsam unter der Bedingung, daß sie sich von einem allzu männlichen Haarschnitt entfernen. Aber sie verlangen sehr viel Pflege. Und wenn sich die Locken und Strähnen den ganzen Tag über in tadellosem Zustand gehalten haben, so sind die Damen doch oft sehr unglücklich über die schlechte Lage, die sie während des Schlafes ihrer Besitzerin annahmen. Diesem Übel wird nun leicht vorgebeugt, indem die Haare des Vormittags unter













einem Netz getragen werden. Das Netz ist reizend und kleidsam aus goldenem oder silbernem Filigran mit einem kleinen Blumensträußchen an jeder Seite. Zwei Patten, die leicht die Wangen bedecken und unter dem Kinn mit einem Bande gehalten werden, geben dem Ganzen, das ungemein kindlich wirkt, Halt. Und wenn die Dame des Nachts den Kopf hin und her bewegt und ruhig schlafen möchte, so kann sie dasselbe kleine Haarnetz tragen, aber aus Kordonnettseide, denn das Metall kratzt ein bißchen.

Das karierte Halstuch aus bedrucktem Tussor hat den langen Schal ersetzt. Die Farbenzusammenstellungen sind reizend: Blau-Gelb, Rot-Braun, Violett-Mauve. Was den Sweater betrifft, zu dem das Halstuch getragen wird, so hat er einen spitzen Ausschnitt und ein sehr feines Chinémuster. Zu diesem passen dann die Strümpfe, was das Schickste vom Schicken ist.

Für zukünftige Großmütter. Zu altern verstehen, ist schön. Welche Kunst, den Forderungen der Jahre nachzugeben, ohne daß man die Resignation spürt! Ohne Bitterkeit muß man sehen können, wie die Haare mit jedem Tag ein bißchen weißer werden, und man muß den Kühnheiten, die die Mode vorschreibt, ohne Bedauern Lebewohl zu sagen verstehen. Die Wahl der Modelle bleibt doch noch groß. Es handelt sich hier um die Frage, die goldene Mittelstraße zu wählen, die jede kluge Frau leicht findet. Im allgemeinen sind für ältere Damen dunkle Farben vorteilhaft, besonders Schwarz, das immer vornehm wirkt. Man kann die Mode genau befolgen, ohne darum ihr Sklave zu sein. Auch eine ältere Dame kann kurze Röcke tragen, wenn sie nicht mehr als den Knöchel freigeben, und dekolletierte Kleider, wenn der Ausschnitt angemessen ist. Die Taille darf nicht zu tief und der Ärmel nicht zu kurz sein. Weiß wirft eine helle diskrete Note auf die Complets und Spitze; Satin und Krepp sind sehr zu empfehlen. Kostüme und Mäntel werden klassisch: lange, gerade Jacken, etwas weitere Röcke. Als Kragenersatz dient ein schwarzes oder weißes Band, das den Hals hält. Mit einem hübschen Schmuckstück geziert, ersetzt es vorteilhaft Kolliers und Ketten. Und was die Hüte betrifft, so kommen nur Toques und Glocken mit Aigretten, Federn und Band in Frage.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

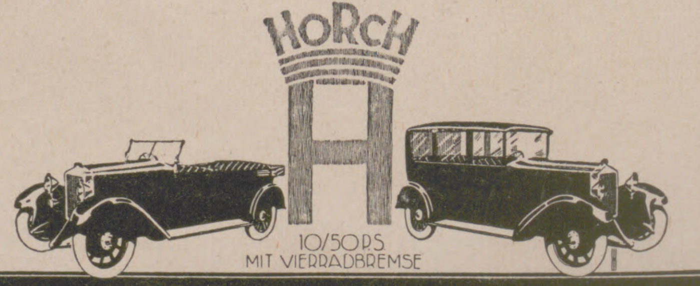
Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4188 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band


Kr.


HORCH
10/50 PS
MIT VIERRADBREMSE

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4188. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. Juni 1925.



Allgemeine Notizen.

Die 28. ärztliche Studienreise kam in dem weltbekannten Thermalschwefelbad Aachen zu ihrem Abschluß, nachdem vorher das schon zur Römerzeit bekannte Bad Ems mit seinen musterhaften Einrichtungen für die Behandlung von Erkrankungen der Luftwege, das romantische Eifelbad Bertrich mit seinen warmen glaubersalzhaltigen Quellen, Neuenahr, dessen alkalische Thermalquelle sich bei Zuckerkrankheit, Gicht, Gallensteinleiden und Magen- und Darmkrankheiten einen Weltruf erworben hat, das schön gelegene Bad Salzig und Godesberg mit seinen kohlensäurereichen Quellen die ärztlichen Gäste begrüßen durften. Die Teilnehmer an der Studienreise konnten aus eigenen Erfahrungen feststellen, daß jeder Reisende, der einen gewöhnlichen Personal-Ausweis besitzt, sich frei und unbehindert im besetzten Gebiet bewegen kann. Allgemein befriedigt war man über die lobenswerten Hotelverhältnisse, die ja auch Ausländer jetzt rühmlich hervorheben.

Deutsche Philologenversammlung. Die 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner findet vom 29. September bis zum 2. Oktober d. J. in Erlangen statt.

Der Internationale Forstkongreß soll Anfang Mai 1926 in Rom mit einer Ausstellung forstwirtschaftlicher Erzeugnisse und Maschinen im Zusammenhang mit der Internationalen Jahresbörse in Mailand stattfinden.

Die endgültigen Termine der Salzburger Festspiele sind: 13., 14., 15., 19., 20., 23. und 24. August Hofmannsthals „Das Salzburger Große Welttheater“ unter Regie Max Reinhardts; 16., 17., 18., 21., 22., 26., 27. und 29. August Aufführungen der Reinhardt'schen Inszenierung von Vollmoellers Marienlegende „Das Mirakel“ mit der Musik von Engelbert Humperdinck; Dr. Karl Muck dirigiert am 24. und 30. August Mozarts „Don Juan“, Frank Schalk am 25., 27. und 30. August Mozarts „Figaros Hochzeit“ und Bruno Walter am 26. und 29. August Donizettis komische Oper „Don Pasquale“. Die Inszenierung der Opernaufführungen leitet Prof. Hans Breuer von der Wiener Staatsoper.

Deutschlands Tennis-Länderkämpfe 1925 sind nun amtlich bekanntgegeben worden. Der Länderkampf gegen Holland soll voraussichtlich am 11. und 12. Juli vom Kölner Tennisklub-Stadion zur Durchführung gebracht werden. Ende August wird Frankfurt a. M. der Schau-

platz des Länderspieles gegen die Schweiz sein, während im Herbst die deutschen Vertreter die Reise nach Stockholm antreten werden, wo in der dortigen Halle ein Länderkampf gegen Schweden geplant ist. Die Termine für das Länderspiel gegen Österreich, das in Breslau stattfinden soll, und den Kampf gegen die Tschechoslowakei, der dem Berliner Schlittschuhklub zur Durchführung übertragen wurde, stehen noch nicht fest. Die Spiele um den Meden-Pokal sind wie folgt festgesetzt: bis zum 30. Juni sind die Schlußspiele in den einzelnen Bezirken zu erledigen. Es folgt dann die erste Zwischenrunde am 12. Juli, die zweite am 9. August, während die Vorschlußrunde und das Endspiel für den 12. und 13. September vorgesehen sind. Als Austragungsort für das Finale ist Mannheim in Aussicht genommen.

Die Sommerfeste auf dem Lido bei Venedig werden reichhaltiger als in allen früheren Jahren sein. In Aussicht genommen sind außer den phantastischen Schauspielen in den Zaubergärten, um den Leuchtbrunnen und den Vorführungen lebender Bilder in den Ballsälen fünf große Feste. So die „Nacht der Faune", in der sich Faune und Nymphen, aus den Tiefen der Mythologie geholt, in einer Juli-Nacht auf der Terrasse des Exzelsiors ein Stelldichein geben. Der „Maienkalender" heißt das nächste große Fest. Den Besuchern wird ferner eine florentinische Frühlingsnacht im dritten Jahrhundert vorgezaubert werden. Unter dem Motto „Hellenische Epopoe" wird das folgende Fest gefeiert werden. Bei diesem wird auch eine Nachbildung des trojanischen Pferdes nicht fehlen. In die „Abgründe des Meeres" wird das nächste große Fest hineinleuchten. Frauen und Mädchen in den Kostümen der Puppe Lenci werden reich prämiiert werden. Den Kindern wird das Grand Hotel des Bains ein Fest in den Salons und in den Parks bieten. Vielversprechend sind auch die vom Kabarett des Lido angekündigten Feste „Mitternachtssonne", „Feueranbeter", „Chinesischer Abend", „Ball im Pyjama", „Baccische Nächte". Diese Reihe venezianischer Sommerlustbarkeiten werden von Aldo Molinari, Journalist, Maler und Regisseur, und von Antonio Rovescalli, künstlerischer Mitarbeiter des Mailänder Scala-Theaters in Szene gesetzt.

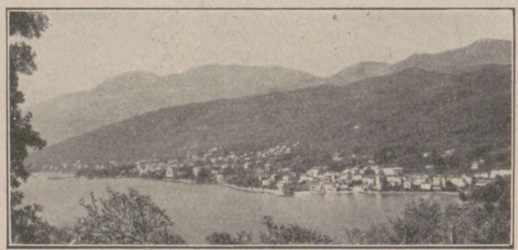
Die Leipziger Technische Weltmesse wird auf Antrag des Vereins Deutscher Werkzeugmaschinenfabriken (Maschinenbau G. m. H.) ein neues, gewaltiges Aus-

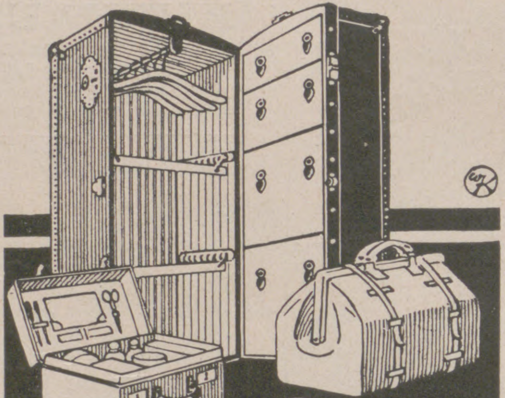
stellungsgebäude erhalten, obschon die Werkzeugmaschinenindustrie bereits die größte Ausstellungshalle Deutschlands mit einer Ausstellungs- und Verkehrsfläche von 21000 qm auf dem Gelände der Leipziger Technischen Weltmesse inne hat. Es hat sich gezeigt, daß bei der Entwicklung der Werkzeugmaschinenmesse bereits im Frühjahr 1925 eine große Anzahl von Firmen nicht aufgenommen werden konnte, weil der Platz in der bisherigen Halle trotz ihrer riesigen Ausmaße bei weitem nicht ausreichte. Der vorgesehene neueste Bau, dessen Entwurfsbearbeitung bereits in Angriff genommen ist, wird unter Wahrung der bisherigen Geschlossenheit allen Platzanforderungen in idealer Weise gerecht werden.

Der Leipziger Landwirtschaftliche Maschinenmarkt wird in wesentlich erweiterter, den neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechender Form alljährlich, erstmalig im nächsten Jahr, auf dem Ausstellungsgelände am Völkerschlachtdenkmal wieder stattfinden. Die Vorarbeiten für diese Neueinrichtung sind bereits aufgenommen worden.

Zunahme der Automobile in Amerika. Das Straßenamt der Vereinigten Staaten macht Angaben über die Zahl der Ende des letzten Jahres registrierten Motorfahrzeuge, wonach diese auf insgesamt 17591981 gestiegen ist. Auf jeden sechsten Amerikaner entfällt ein Motorfahrzeug, auf je 7,3 Personen ein Personenwagen und auf je 69 ein Motorlastwagen. Die Zunahme im letzten Jahr beträgt 16,6 v. H., die Personenfahrzeuge haben um 14,7 v. H. zugenommen, die Lastwagenautomobile jedoch um 32,9 v. H. Von dem Gesamterträgnis aus Fahrgebühren, das sich auf 285492000 Dollar belief, konnten 184393 Dollar für den staatlichen Straßenbau zur Verfügung gestellt werden.

Rußland auf dem Plan. Von der Russischen Handelsmission in Konstantinopel wird der türkische Markt jetzt außerordentlich stark bearbeitet. Die Konstantinopler Handelsmission hat aber auch ihr Vertreternetz über die neuen Staatengebilde auf der kleinasiatischen Halbinsel und nach Ägypten ausgedehnt, wobei besonders mit letzterem Land größere Abschlüsse insbesondere für Lieferung von Schwellenholz, Telegraphenstangen und Zündhölzern bereits erfolgt sind. Auch für die Türkei liefert Sowjet-Rußland zur Zeit hauptsächlich Holz, Öl, Kohle und Fette. Zur Unterstützung des russisch-türkischen Handels ist in Konstantinopel eine Filiale der Bank für den russischen Außenhandel errichtet worden.









Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem
altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thür.

Illustrirte Zeitung



Aus deutschen Buchenhallen: Im Glockenwäldchen bei Saarbrücken.

Nach einer photographischen Aufnahme von August Rupp, Berlin.

Kann Deutschland seine Stellung in der Weltwirtschaft wiedergewinnen?

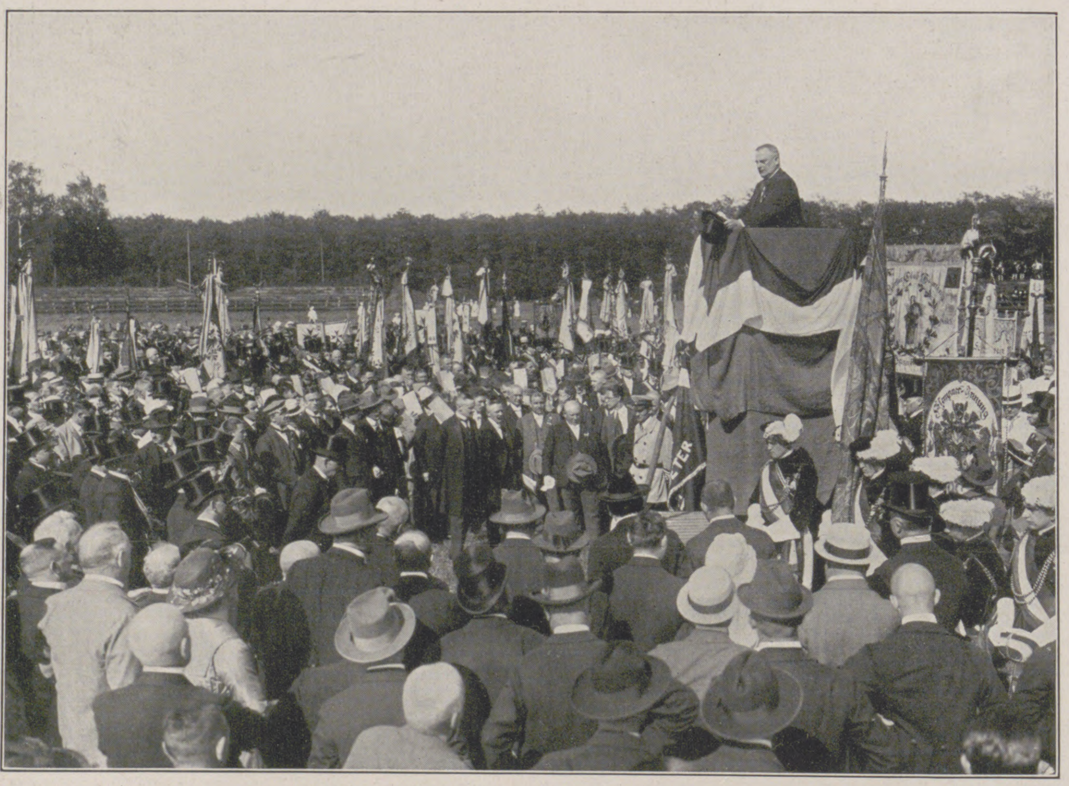
Um diese Frage, die heute den Kernpunkt so vieler brennender Probleme unseres Vaterlandes bildet, zu beantworten, müßte man in die Zukunft schauen können. Und doch ist es nützlich, die Frage zu stellen und über Möglichkeiten, ja Wahrscheinlichkeiten und über die Voraussetzungen nachzudenken, unter denen sich unser Wiederanstieg zu der einst von uns in der Weltwirtschaft eingenommenen Stellung vollziehen könnte. Dabei muß man sich natürlich zunächst darüber klar sein, was im einzelnen die deutsche Wirtschaft seit Beginn des Krieges und nach 1918 an wirtschaftlichen Werten und Möglichkeiten eingebüßt hat. Hierbei wiederum ist zweierlei zu unterscheiden. Erstens hat die Volkswirtschaft des Deutschen Reiches eine Reihe von schweren unmittelbaren Reichtums-Minderungen aufzuweisen, von deren wenigstens teilweisem Ausgleich es abhängen wird, ob wir unsere weltwirtschaftliche Position wiedererlangen können. Zweitens aber haben wir in mittelbarer Weise weltwirtschaftliche Verluste erlitten, dadurch, daß unsere Notlage schon während des Krieges und besonders auch nachher dazu führte, daß andere Nationen sich an die Stelle der von uns früher errungenen Positionen setzten. Es wird also unsere weltwirtschaftliche „Rehabilitierung" einmal von dem Wiederaufbau unserer inneren Produktivkraft und zum andern von unserer wettbewerblichen Fähigkeit auf den Weltmärkten abhängen, demnach von zwei Momenten, die natürlich wiederum vielfache Wechselbeziehungen untereinander haben.

Was haben wir verloren? Nach den Berechnungen, die unlängst die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände aufgestellt hat, beträgt heute der Wirkungsgrad unserer Wirtschaft kaum 70 Proz. der Vorkriegszeit. Wir haben 25,9 Proz. an Kohle, 74,5 Proz. unserer Eisenerze, 68,3 Proz. an Zinkerzen, 15,7 Proz. Weizen- und Roggenfelder, 18 Proz. Kartoffeläcker, einen Teil unserer so wertvollen Kalilagerstätten eingebüßt. Dazu kommt der Verlust von 89,4 Proz. unserer Handelsflotte, der Ertrag unserer Kolonien, und wir haben endlich, aber nicht „zuletzt" an Wichtigkeit in den uns entrissenen westlichen Gebieten einen neuzeitlich aufgebauten und besonders leistungsfähigen Produktionsapparat verloren. Dem deutschen Wirtschaftskörper sind in den fünf Jahren nach Abschluß des Krieges rund 45 Goldmark-Milliarden entzogen worden, von denen man uns nur knapp den fünften Teil gutschreiben will. Unter normalen Zeitverhältnissen würde dies die völlige, restlose Vernichtung Deutschlands als Wirtschaftsmacht bedeutet haben. Wenn wir heute noch „existieren", so ist es zu einem großen Teile dadurch zu erklären, daß infolge der allgemeinen weltwirtschaftlichen Not nach dem Kriege der Grad unserer Verarmung weniger stark in die Erscheinung tritt, als es der Fall sein würde, wenn die anderen Länder auf der Höhe ihres Vorkriegs-Wohlstandes geblieben wären.

Aber auch bezüglich unserer wettbewerblichen Position auf dem Weltmarkt sieht es trübe aus. Der Völkerbund hat unlängst eine beachtenswerte Tabelle herausgegeben, aus der sich gewisse Verschiebungen im Welthandel zwischen 1913 und 1922 erkennen lassen. Diese sehr nützliche Statistik zeigt unter anderm, welche Rolle heute gegenüber früher gewisse Länder als „Lieferanten" anderer Länder spielen. Da wirkt es nun verblüffend, wie stark der Anteil der Vereinigten Staaten von Amerika in einzelnen Weltwirtschaftsgebieten zugenommen und gleichzeitig der Deutschlands abgenommen hat. So bezog Japan vor dem Kriege 17 Proz. seiner Einfuhr aus den Vereinigten Staaten, dagegen 1922 bereits 31 Proz., während die entsprechenden Zahlen für den Bezug deutscher Waren von 9 Proz. auf 6 Proz. gesunken sind. Argentinien bezog im Jahre 1913 etwa 15 Proz. seiner Einfuhr aus den Vereinigten Staaten, im Jahre 1922 dagegen 22 Proz., während Deutschland im Jahre 1913 etwa 17 Proz., heute dagegen nur 13 Proz. des argentinischen Einfuhrbedarfes deckt. Aber auch in Ländern wie Frankreich, Belgien, Holland, Skandinavien und vor allem auch in den englischen Kolonien hat Amerika seine Stellung als Exporteur auf Kosten anderer Länder, besonders Deutschlands, erheblich steigern können.



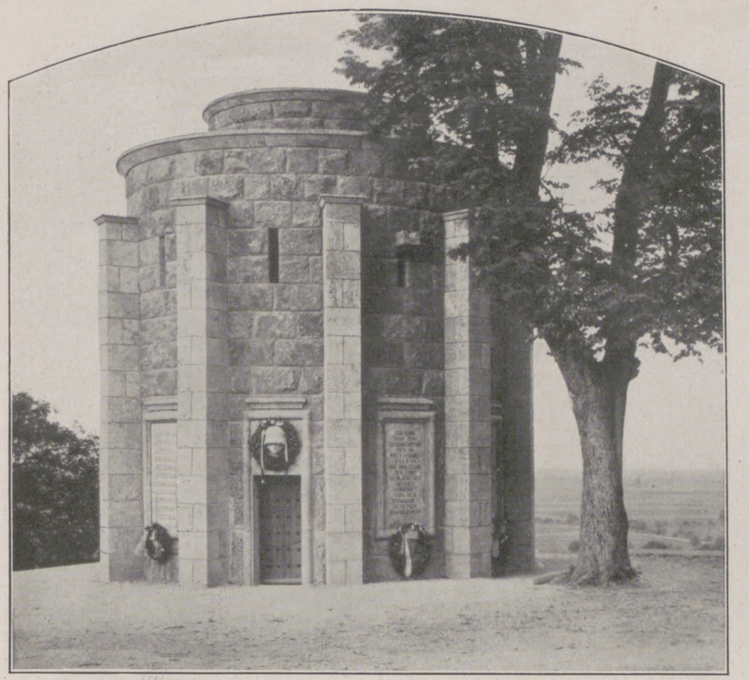
Von der zur Stärkung des Kolonialgedankens abgehaltenen Deutschen Kolonialtagung in München, deren Höhepunkt eine Kolonialgedenkfeier bildete, die am 7. Juni von den in der Kolonialen Reichsgemeinschaft zusammengeschlossenen Verbänden auf dem Königsplatz veranstaltet wurde: Die Spitze des Festzuges.

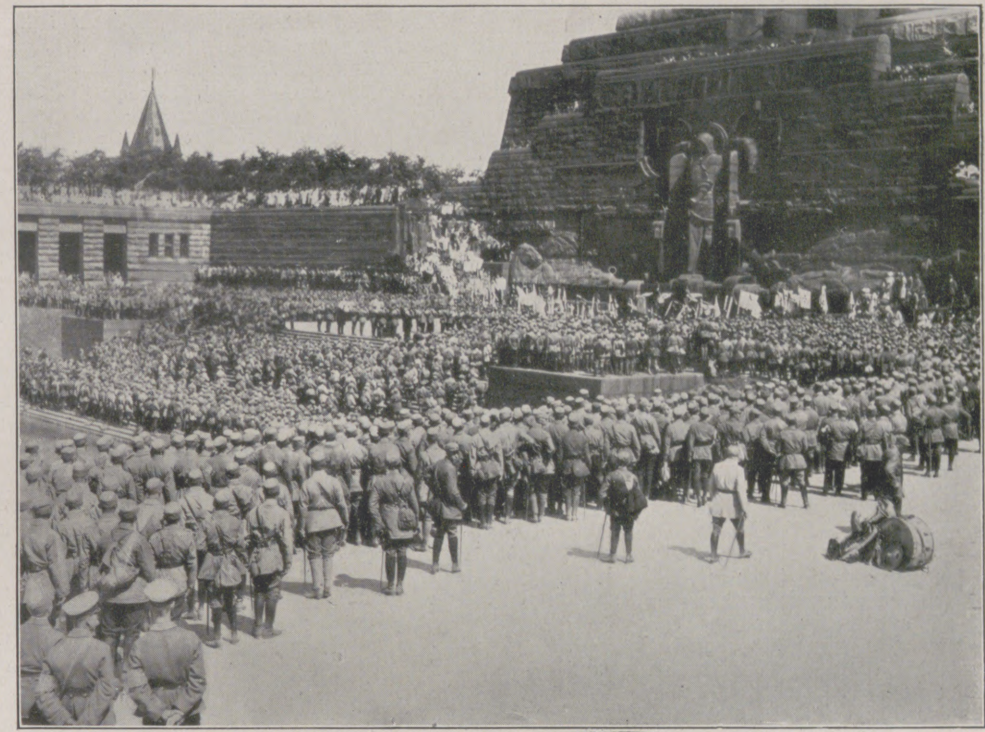


Die Kundgebung des Bundes „Saar-Verein", der für die Deutscherhaltung des Saargebietes eintritt, am 7. Juni im Stadion zu Hannover: Oberlandesgerichtsrat Andres, der Präsident des Saar-Vereins, bei der Ansprache.

Angesichts dieser beiden hier skizzierten Tatsachenkomplexe unseres weltwirtschaftlichen Rückganges ist es gewiß nicht leicht, Hoffnungen für die Zukunft zu schöpfen. Und doch sind gerade in letzter Zeit Anzeichen vorhanden, die darauf hindeuten, daß wir langsam zu einem neuen Wiederaufstieg in der Welt zu kommen scheinen. Es ist ja auch charakteristisch, daß man im Auslande — besonders in England — von neuem sehr ernstlich von einem Wiedererwachen der deutschen Konkurrenz spricht, und wenn natürlich diese ganze Gedankenrichtung zu einem Teile von imperialistischen englischen Kreisen ausgeht, die die Furcht vor der deutschen Konkurrenz ebensowenig vergessen können wie die Franzosen die Furcht vor dem deutschen Rhein, so liegt doch wohl in der englischen Auffassung eine gewisse Wahrheit, die sich aus ganz bestimmten neueren weltwirtschaftlichen Vorgängen herauskristallisiert. Man hat in England selbst in den letzten Jahren eingesehen, daß man ohne bestimmte deutsche Waren nicht auskommen kann, und die Versuche, die junge, aber für England nicht erfolgreiche Farbenindustrie mit der deutschen in eine freundschaftliche Interessengemeinschaft zu bringen, zeigten, wie abhängig man auf gewissen Industriegebieten von den deutschen Fertigkeiten ist. Es zeigt sich ferner, daß die Ausfuhr Deutschlands nach gewissen überseeischen Gebieten, wenn auch noch immer relativ klein, so doch im Wachsen ist, daß also — was stets sehr wichtig ist — die „Tendenz" einer Steigerung wieder besteht. Dies zeigt sich in unseren Handelsbeziehungen zu Kanada. Es betrug in kanadischen Dollars unsere Ausfuhr nach diesem englischen Dominion: im Jahre 1922 nur 44000, dagegen im Jahre 1923 bereits über 2,5 Millionen. Hierbei ist freilich zu bedenken, daß sich auch unsere Bezüge aus Kanada — Weizen, Felle, Metalle — in den letzten Jahren wesentlich erhöht haben. Aber gerade das ist ja für uns das Tröstliche an der Tatsache, daß wir vom Auslande viele Güter kaufen müssen, daß damit auch der Anreiz entsteht, von uns wiederum zu kaufen. Denn noch nie hat in der Wirtschaftsgeschichte ein Land auf die Dauer nur „Kunde" sein können. Alle Kundschaft bedingt auch die Notwendigkeit, als Lieferant aufzutreten, und in dem Maße, wie man im Ausland wieder darauf hält, Deutschland als Kunden zu besitzen, wird man auch zugeben müssen, daß Deutschland wieder als Lieferant bedeutsam wird. Man kann heute von allen Seiten hören, welch großer Wert auf die deutschen Käufe gelegt wird. Die westafrikanischen Kolonien Englands, die seit längerer Zeit eine stark notleidende Plantagenwirtschaft hatten, haben nach englischen Fachberichten seit dem Augenblick wieder einen besseren Absatz aufzuweisen gehabt, da Deutschland wieder als Käufer von Kakao und pflanzlichen Rohstoffen für die Öl- und Fettgewinnung auf den Plan trat. Auch das starke Interesse, das sowohl Frankreich wie England unserer Neugestaltung der Handelsverträge entgegenbringen, zeigt deutlich, welche Aufmerksamkeit man der deutschen Wirtschaft als „Kunden" widmet. Es wird nun aber gerade im Hinblick hierauf die besondere Aufgabe unserer Regierungsstellen sein müssen, zu bewirken, daß dieses Interesse des Auslandes an unserer steigenden Kaufkraft auch in einer reziproken Behandlung der deutschen Ausfuhr zur Geltung kommt, mit der wir unsere Bezüge bezahlen müssen. Die Erreichung der Meistbegünstigung allein kann dabei nicht das Ziel sein, so wichtig sie für uns ist. Vielmehr wird es sich auch darum handeln müssen, eine auf dem Grundsatz der Reziprozität aufgebaute Ermäßigung von Zollsätzen — von der Meistbegünstigung ganz abgesehen — da zu erlangen, wo Deutschland als „Kunde" einem Lande besondere Vorteile bieten kann.

Es wird sich nun für unsere weltwirtschaftliche Weiterentwicklung als entscheidend erweisen, ob unsere früheren Gegner zu der Erkenntnis gelangen, daß man Deutschland als Produzenten ohne die Gefahr einer eigenen Schädigung ebensowenig auf die Dauer unterdrücken darf, wie es sich schon heute erweist, daß man auf diesen wichtigsten mitteleuropäischen Abnehmer keineswegs ohne eigenen Nachteil verzichten kann. Unserer Eisenerze und anderer Rohstofflager zu einem guten Teile beraubt, haben wir versucht, und nicht ohne Erfolg, durch die Einfuhr von Rohstoffen unsere Fertigindustrie weiterzuentwickeln, ja, es gelangen schon heute Stoßseufzer ausländischer Industrien zu uns, daß man Deutschland durch diesen Rohstoffraub noch weit stärker auf die Bahn der Weiterverarbeitung getrieben habe, zum Schaden der Fertigindustrien anderer Länder. In der Tat hat sich der Verlust unserer





Das Erinnerungsmal für die Gefallenen des Weltkrieges auf einem Hügel oberhalb von Burgbernheim bei Ansbach. Es zeichnet sich durch seinen schlichten, wuchtigen Bau aus. — Rechts: Vom Jungdeutschen Tag in Leipzig am 6. und 7. Juni: Die Feier am Völkerschlachtdenkmal am 7. Juni, an der 30 000 Ordensbrüder aus Mitteldeutschland mit 800 Bannern teilnahmen. (Phot. Paul Heidelberg, Leipzig.)



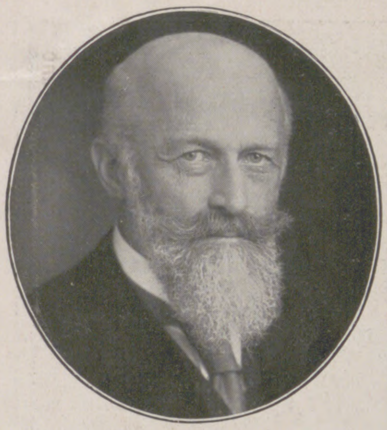




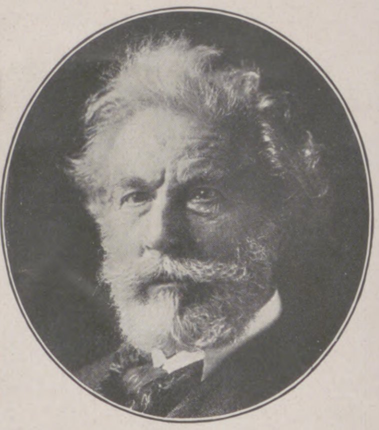
Links: Der Begrüßungsabend im Hotel Esplanade in Berlin am 7. Juni anläßlich des Besuches schwedischer Journalisten in Deutschland. — Rechts: Die Tausendjahrfeier der Rheinlande in Duisburg am 7. Juni: Begrüßung vor dem Rathaus. × Oberbürgermeister Dr. Jarres, ×× Wohlfahrtsminister Dr. Hirtsiefer.



Von der Feier des 1200jährigen Bestehens der Stadt Fritzlar am 7. Juni: Der Festzug mit Kaiser Heinrich I., dem Vogler, auf dem festlich geschmückten Marktplatz. (Phot. Eberth, Cassel.) — Links: Das Denkmal für die im Weltkrieg Gefallenen auf dem Rathaushof in Hersfeld bei Cassel. Der Entwurf stammt von Arnold Rechberg.



Bernd v. Arnim-Criewen,
ehemaliger königlich preußischer Minister für Landwirtschaft, hervorragender Förderer der deutschen Landwirtschaft, konnte unlängst seinen 75. Geburtstag feiern.



Camille Flammarion,
berühmter französischer Astronom, der Verfasser zahlreicher bedeutender Werke astronomischen Inhalts, † am 6. Juni im Alter von 83 Jahren.

Eisenerze nicht als jener katastrophale Schaden erwiesen, den man zuerst aus dieser Tatsache herleitete. Man muß bedenken, daß auch die englische Eisenindustrie schon in Friedenszeiten mehr als 50 Proz. ihres Roheisens aus eingeführten Erzen erblies. Aber dies zugegeben, wird der Besitz eigener Rohstofflager auch für Deutschlands wettbewerbliche Stellung auf dem Weltmarkt immer von großer Tragweite bleiben, und es ist diese Frage nach der Beschaffung der nötigen Kreditmittel durch die Auslandsanleihe vielleicht der wichtigste Punkt unserer wirtschaftlichen Zukunft. Mit einem geradezu bewundernswerten Aufwand von Mut und Energie baut Deutschland seine Handelsflotte wieder auf. Man wird auch den Wunsch nach neuer kolonialer Entwicklung Deutschlands nicht verneinen können, und es kann nicht genügend betont werden, wie wünschenswert es ist, daß von deutscher Seite die Wiedergewinnung auch dieses Teils unserer einstigen weltwirtschaftlichen Stellung stets als ein unumgängliches Ziel deutscher Wirtschaftspolitik aufgestellt wird. Neben diesen großen Gesichtspunkten unseres weltwirtschaftlichen Wiederaufbaues bleibt aber vor allem die unbedingte Notwendigkeit, daß wir im Inneren unserer Wirtschaft alles tun, um unsere Wettbewerbsfähigkeit nicht weiter zu verringern. Hier wird vor allem das Problem der deutschen „Arbeit" im Vordergrund stehen.

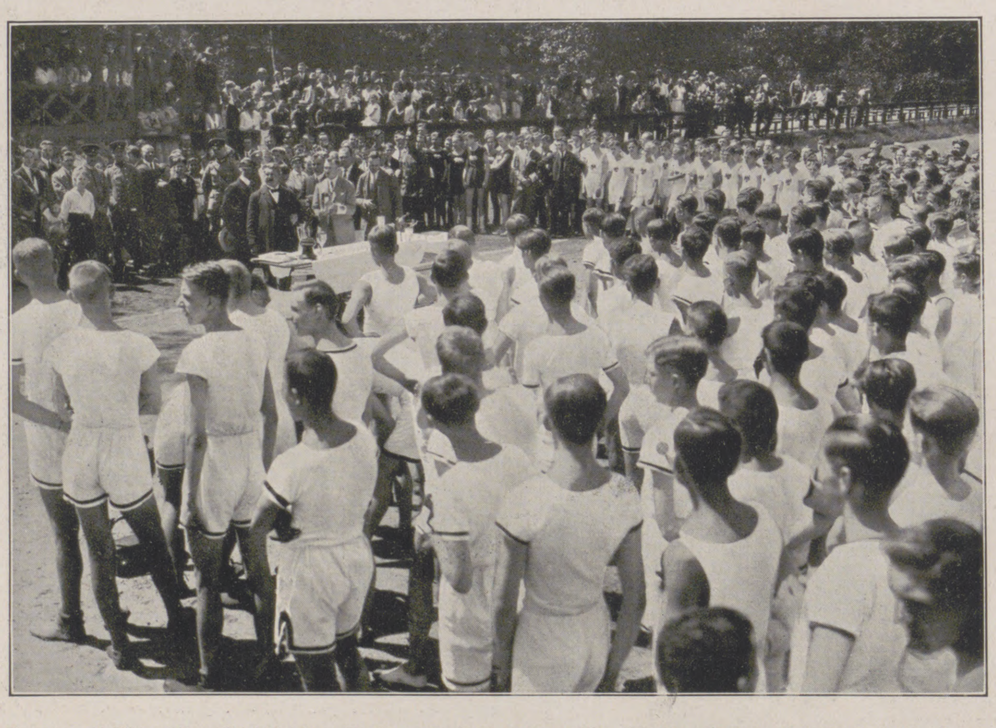
Es ist eine erschütternde Tatsache, wenn man in einer Abhandlung über „Die Arbeitszeitfrage in Deutschland", die die deutschen Arbeitgeberverbände herausgegeben haben, liest, daß der schematisch eingeführte Achtstundentag sowie Streiks und sonstige Arbeitskämpfe seit 1918 der deutschen Volkswirtschaft einen auf 30 Milliarden geschätzten Ausfall an Arbeitsstunden gebracht haben.

Seit Dezember 1923 ist nun freilich der schematische Achtstundentag modifiziert worden, und es wird allgemein anerkannt, daß sich seitdem die Arbeitsleistung in der deutschen Wirtschaft wieder wesentlich gehoben hat — ein Moment, das natürlich für die Wiedergewinnung unserer einstigen weltwirtschaftlichen Stellung von gar nicht abzuschätzender Tragweite ist. Es wird aber immer wieder — so auf dem Kongreß für Sozialpolitik in Prag — der Versuch gemacht, auch Deutschland auf den Achtstundentag festzulegen, seinen Beitritt zu dem sogenannten Abkommen von Washington zu erzwingen, das übrigens bezeichnenderweise die Vereinigten Staaten von Amerika selbst nicht unterzeichnet haben. Die Anwendung dieser gegen die Vorkriegszeit verkürzten Arbeitszeit in einem Augenblick, da die Mehrleistung unserer Industrie der oberste Grundsatz unserer Wirtschaftspolitik sein muß, müßte verhängnisvoll sein. Denn die schematische Anwendung dieses Arbeitstages bedeutet nicht nur eine geringere Leistung des Arbeiters, sondern sie unterbricht auch gewisse Produktionsprozesse in einer Weise, die verteuernd auf das End-Erzeugnis der Produktion wirken muß. Mag der Achtstundentag heute in Ländern angebracht sein, deren wirtschaftlicher Wohlstand dieses Zugeständnis an das Wohl der Arbeiterschaft gestattet, wir selbst werden es erst machen dürfen, wenn wir über die Not der jetzigen Zeit hinweg sind, die gebieterisch „Mehr"-Arbeit erfordert.

Der Mehrarbeit der Muskeln muß aber auch eine nicht ermüdende Leistung unseres Geistes zur Seite stehen. Immer deutlicher zeigt es sich, was die Weltwirtschaft deutscher Wissenschaft, deutscher Chemie, Pharmazeutik und Physik, deutscher Technik und allgemeiner Gelehrsamkeit verdankt. Wir haben hier einen Plus-Posten, der nicht auszulöschen ist, ob man nun an die unbesiegten deutschen Farben, an die Fahrt unserer Luftschiffe oder an den Flettner-Rotor sowie an die Errungenschaften der deutschen Medizin denkt, deren eine neuerdings wieder für die Überwindung der die afrikanische Wirtschaft bisher lähmenden Schlafkrankheit so erfolgreich zu sein verspricht. Es gibt kein Gebiet kulturellen Fortschritts, auf dem deutsche Wissenschaftlichkeit nicht vertreten ist. Und wer schließlich an dem Glauben festhält, daß aller Fortschritt der äußeren Kultur letzten Endes aus den Bezirken des Geistes herzuleiten ist, wird auch in diesen Erfolgen Deutschlands einen der Wege sehen, die wieder zur Gewinnung unseres einstigen weltwirtschaftlichen Ansehens führen werden. Prof. Dr. Herm. Levy.



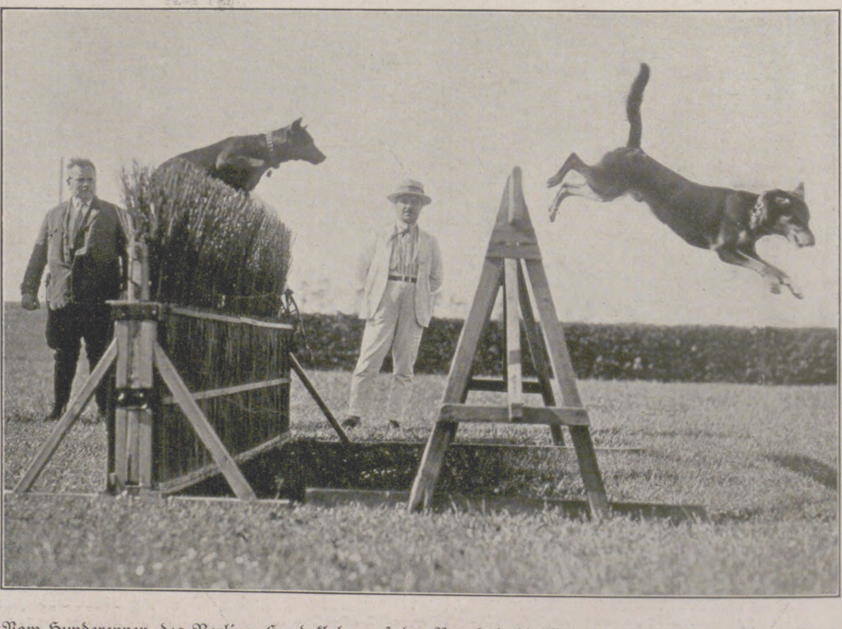
Der Kampf um die Deutsche Fußballmeisterschaft im neuen Stadion zu Frankfurt a. M. am 7. Juni, bei dem es dem Fußballklub Nürnberg mit 1 : 0 zum vierten Male gelang, die Meisterschaft zu erringen: Abwehr eines gefährlichen Torschusses der Stürmer des Fußballsportvereins Frankfurt durch den Nürnberger Torwart Stuhlfauth.



Von dem klassischen Stapellauf Potsdam-Berlin am 7. Juni, bei dem über 100 Mannschaften mit mehr als 5000 Läufern antraten und der Sportklub Charlottenburg den Sieg davontrug: Während der Preisverteilung auf dem Tiergarten-Sportplatz in Berlin.



Die angelsportlichen Wettkämpfe des Sportvereins Fischweid im Wurf mit Spinn- und Fliegenrute am 7. Juni im Schloßpark zu Charlottenburg, bei denen Herr Piper-Berlin den Wanderpreis für Ziel- und Weitwurf gewann: Während des Wettkampfes auf dem Rasenplatz.



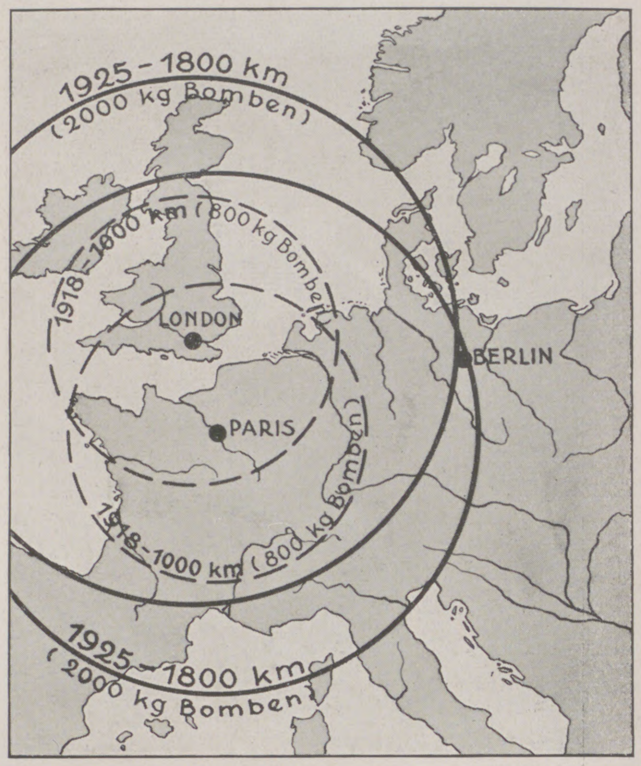
Vom Hunderennen des Berliner Hundeklubs auf der Rennbahn in Grunewald bei Berlin am 7. Juni: Moment aus der Weitsprungkonkurrenz. Rechts: Der Sieger im Weitspringen, „Flink von Zechenhaus" ($4^{1}/_{2}$ jähriger deutscher Schäferhund). Links: „Lux Blitz von Plattling" ($3^{1}/_{2}$ jähriger Dobermann).



Schützenfest in der Kleinstadt: Das Königsschießen zu Greiffenberg in Schlesien vom 2. bis zum 4. Juni, das seit elf Jahren zum ersten Male wieder stattfand; Eintreffen des Festzuges mit dem durch den Bürgermeister und die Ratsherren eingeholten Schützenkönig auf dem festlich beleuchteten Marktplatz der Stadt. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Frankreichs Sicherheit.

Ein Beitrag zu der Deutschland am 4. Juni übergebenen Entwaffnungsnote der Entente.



Flugbereich der Bomben-Großflugzeuge 1918 u. 1925 von Paris und London aus.

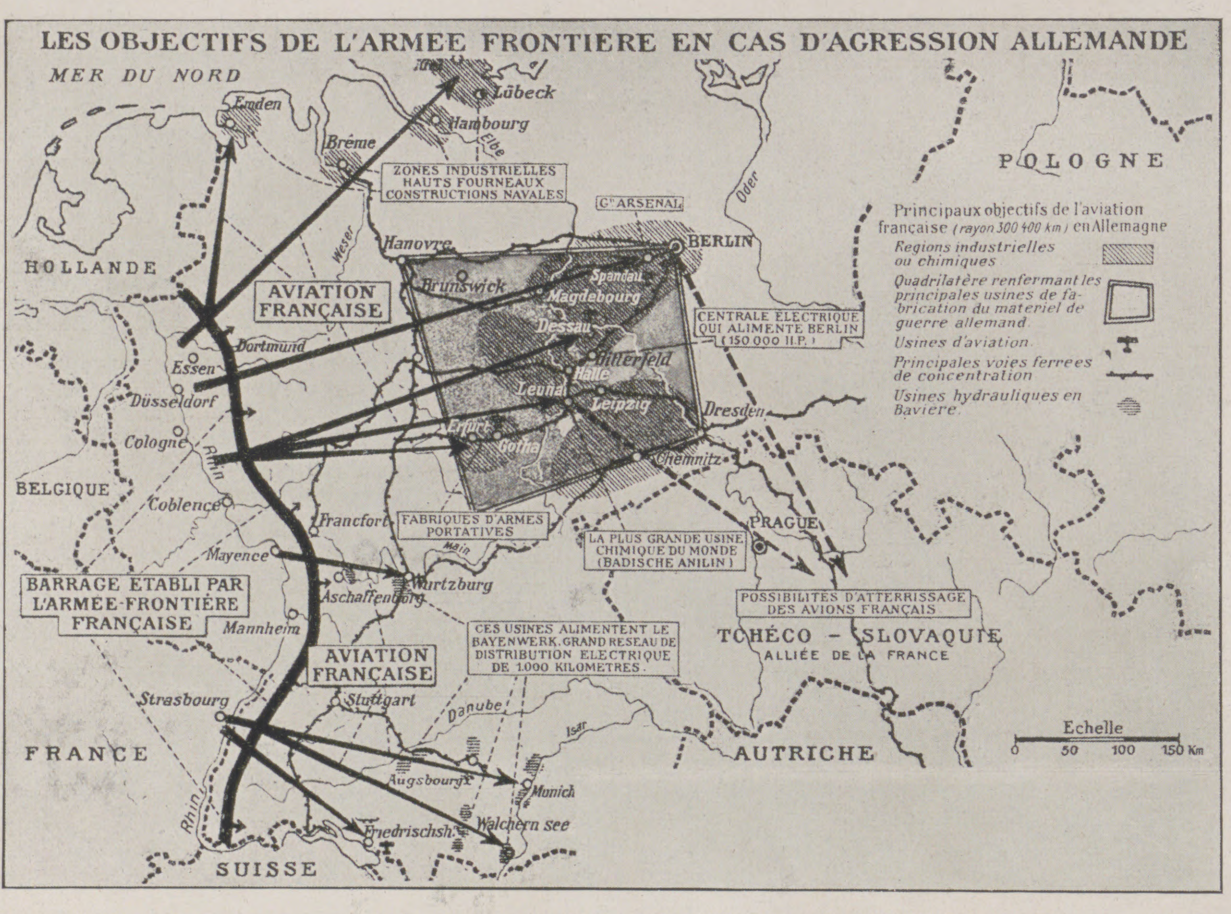
Die Frage der französischen Sicherheit bildet den Kern der diplomatischen Auseinandersetzungen zwischen den europäischen Kabinetten. Frankreichs Regierung benutzt sie, nachdem durch den Dawes-Plan die Bezahlung der Kriegsentschädigung durch Deutschland geregelt ist, um die Dauerbesetzung des Rheinlandes zu rechtfertigen.

Da lohnt es sich, einmal festzustellen, wie es denn eigentlich mit der Sicherheit Frankreichs bestellt ist.

Deutschland ist entwaffnet. Das schwache Freiwilligenheer hat keine wirksamen Waffen und keine Möglichkeit, sich im Kriegsfalle zu vergrößern, da ihm alle Mobilmachungsvorbereitungen verboten sind. Da ist es denn auch nicht verwunderlich, daß die neuen Forderungen, die infolge der sogenannten Generalinspektion erhoben worden sind, sich mehr auf die Zerstörung von Anlagen des deutschen Gewerbfleißes und auf Auflösung der Organisation der Polizeikräfte der Länder beziehen als auf militärische Dinge, auf welchem Gebiet die Forderungen mehr den Zweck haben dürften, Deutschland zu demütigen und dem französischen Prestige zu dienen.

Dem abgerüsteten Deutschland steht das waffenstarke Frankreich gegenüber. Der Vorsitzende des auswärtigen Ausschusses des Senates der Vereinigten Staaten von Amerika, Senator Borah, hat kürzlich öffentlich festgestellt, daß Frankreich die mächtigste Armee der Welt habe. Es verfüge über ein aktives Heer von 629012 Mann, das im Kriege auf 5500000 Mann anwachse. Die französische Armee, aktive und Reserve zusammen, sei mehr als doppelt so groß wie die aktiven und Reserve-Armeen von Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Japan zusammen. Es habe nur etwa 465 Piloten weniger als diese drei Staaten zusammen.

Deutschland hat zwischen Rhein und Elbe drei unzulängliche Divisionen von dem Versailler krüppelhaften Wuchse. Frankreich steht mit zwei Divisionen im Ruhrgebiet, mit sechs Divisionen im Rheinlande und mit sieben Divisionen an der eigentlichen deutsch-französischen Grenze; dahinter stehen weitere 17 Divisionen. Die Kriegsbereitschaft des französischen Heeres ist vollständig, so daß unmittelbar nach dem Entschluß der Pariser Machthaber das französische Friedensheer kriegsbereit an der Grenze der 50-km-Zone stehen kann. Der Franzose drückt das so aus: «En cas de guerre, l'armée frontière se portera sur la rive droite du Rhin pour mettre le territoire à l'abri de l'invasion et pour donner à la nation le temps de mobiliser dans les vingt régions de mobilisation.» (Im Kriegsfalle wird die Frontarmee sich auf das rechte Rheinufer begeben, um den Angriff auf das dortige Gebiet hinüberzutragen und der Nation die Zeit zu verschaffen, in den 20 Mobilisationsbezirken die Mobilisation durchzuführen.) Des weiteren heißt es im Hinblick auf die französischen Kolonien: «La France totale, avec ses colonies, est une nation de 100 millions d'habitants, a dit général Mangin. En cas d'agression allemande, c'est la France totale qui se porterait au Rhin, à la suite de l' Armée frontière.» (Frankreich in seiner Gesamtheit, mit seinen Kolonien, ist nach dem Worte des Generals Mangin eine Nation von 100 Mill. Einwohnern. Im Falle eines deutschen Angriffs [?] wird das ganze große Frankreich an den Rhein ziehen, im Gefolge der Frontarmee!) Jedenfalls können schon wenige Wochen nach dem Ausspruch der Mobilmachung über 100 Divisionen mitten in Deutschland stehen. Diesem gewaltigen Heere folgen dann die nicht zu berechnenden Massen des afrikanischen Frankreichs. Bei dieser Betrachtung sind die Kräfte der östlichen Nachbarn Deutschlands, deren Heere von Frankreich ausgerüstet und befehligt werden, nicht in Ansatz gebracht.



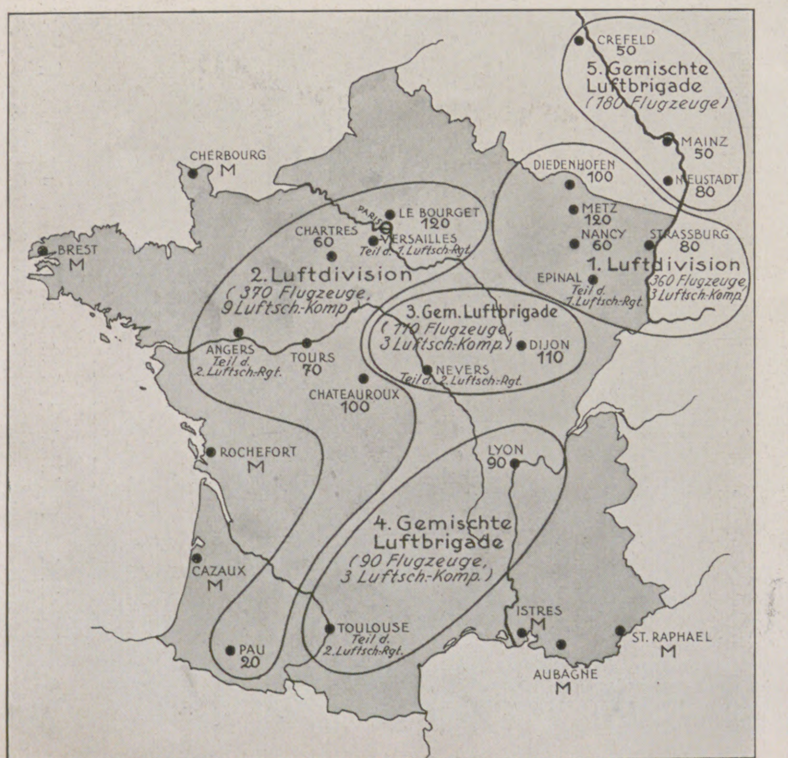
Frankreichs Pläne für einen Angriff auf Deutschland zu Lande und in der Luft.

Die an der rechtsrheinischen 50-km-Zone aufgestellte französische Front-Armee rückt nach Überschreitung der durch eine starke Linie in der Karte angegebenen Grenze in Richtung der kurzen Pfeile vor und ermöglicht eine ungestörte Mobilisierung in Frankreich. Die Luftstreitkräfte aber überfliegen Deutschland, um dessen lebenswichtigste Anlagen und Fabriken für Herstellung von Kriegsmaterial zu zerstören. In Süddeutschland richtet sich der Luftangriff in der Hauptsache gegen die Wasserkraftanlagen in Bayern (quergestrichelt) und die Flugzeugwerke in Friedrichshafen am Bodensee. Die Gebiete mit chemischen und Industrie-Anlagen (schräggestrichelt) bilden ein weiteres Angriffsziel von der Luft aus. So im Nordwesten Deutschlands die Hochöfen des Industriegebietes und die Werften in den Hafenstädten. Vor allem aber soll das auf der Karte durch zwei Linien umzogene Viereck von französischen Luftstreitkräften heimgesucht werden, weil die Franzosen in ihm die Hauptfabriken von Kriegsmaterial vermuten. Die in diesem Gebiete liegende Badische Analin-Fabrik in Leuna, die „größte chemische Fabrik der Welt", und die elektrische Zentrale für Berlin in Bitterfeld sind neben dem „Großen Arsenal" in Spandau besonders angegeben. Für alle Fälle sehen die französischen Angriffspläne jedoch eine Notlandung der angreifenden Flugzeuge in der mit Frankreich verbündeten Tschechoslowakei vor (gestrichelte Pfeile).

Die Franzosen selbst denken sich nach ihren Veröffentlichungen die Unterwerfung Deutschlands von ihrer Rheinstellung aus so, daß ihre Hauptkräfte vom Mittelrhein aus über das mitteldeutsche Industriegebiet auf Berlin vorgehen, eine Armee die Nordseehäfen in Besitz nimmt, eine Armee von Mainz die Mainlinie gewinnt und Nord- und Süddeutschland trennt, welch' letzteres von Straßburg aus besetzt wird.

Voraus gehen diesen Heeren die Fluggeschwader. Die Leistungsfähigkeit der modernen Bombengeschwader hat seit 1918 wesentlich zugenommen. Zum Schluß des Großen Krieges trugen die Flugzeuge 800 kg Bomben, jetzt 2000 kg, ihr Aktionskreis betrug 1918 1000 km, jetzt 1800 km.

Bombengeschwader, die in Paris ihren Standort haben, beherrschen also einen Raum, der die größere Hälfte Deutschlands (einschließlich Berlin und Wien) und ganz Großbritannien mit Ausnahme der nördlichsten Teile Schottlands und Irlands umfaßt. — Frankreich verfügt über zwei Luftdivisionen, deren Hauptquartiere in Metz und Paris sich befinden. Außerdem ist unter anderm eine Luftbrigade in das Rheingebiet vorgeschoben, deren Regimenter in Neustadt (Pfalz) und in Wackernheim-Bochum bei Crefeld stehen. Deutschland liegt unter den französischen Kanonen und Flugzeugen und teilt dies Schicksal mit den anderen Nachbarn Frankreichs. Diese haben aber Abwehrmöglichkeiten, wenn sie auch Frankreich gegenüber zu schwach sind.



Links nebenstehend:

Die Verteilung der französischen Luftstreitkräfte in Frankreich und dem besetzten deutschen Gebiete. Die Zahlen unter der Ortsbezeichnung geben die Anzahl der stationierten Flugzeuge an. Außer den Flugverbänden der Armee verfügt die französische Marine gegenwärtig über rund 350 Flugzeuge in den mit M gekennzeichneten Marine-Fliegerstationen.

Wer die sogenannte Sicherheitsfrage an der Hand der Kriegsrüstungen und Kriegsvorbereitungen der Länder prüft, muß zu dem Schluß kommen, daß nicht Frankreich bedroht ist, sondern seine Nachbarn, insbesondere Deutschland. Das Kapital der europäischen Geschichte, das die Jahre nach dem Kriege umfassen wird, wird nicht die Überschrift tragen: „Der Kampf um die französische Sicherheit", sondern „Frankreichs Vorherrschaft und sein Ringen um den Rhein".

K. v. Oertzen.





Von den Kämpfen der Franzosen in Marokko:
Links: Verwundete Senegalesen der französischen Kolonialarmee erwarten vor einer Verbandstation ihren Abtransport in die Lazarette. — Im Kreis: Maschinengewehrposten eines Zuavenregiments bei Ain-Aixa, das sehr unter den nächtlichen Angriffen der Rifkabylen zu leiden hat.





Von der Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Viktor Emanuel III. von Italien zu Rom am 7. Juni: Der König (×) und die königliche Familie verlassen die Tribüne nach der Feierlichkeit. — Im Oval: Die feierliche Grundsteinlegung eines Radiuminstituts zu Warschau am 7. Juni: Frau Marie Curie geb. Slodowska, die Entdeckerin des Radiums, und der polnische Reichspräsident Stanislaus Wojciechowski während der Rede Professor Krzysztalowicz', des Rektors der Universität Warschau.



Die Fahnenweihe des 6. Infanterie-Regiments des österreichischen Bundesheeres in Krems an der Donau vom 4. bis zum 6. Juni: Während der Klänge der Bundeshymne. Im Vordergrunde links an der Absperrungslinie: Heeresminister Vaugoin und der Erste Präsident des Nationalrats Miklas. (Phot. Mansky, Wien.)



Die großdeutsche Bewegung in Österreich: Die Feier bei der Kundgebung für den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich auf dem Hauptplatz der alten deutschen Grenzstadt Radkersburg (Steiermark) am 1. Juni.

Sommerkleider



Parmaveilchenfarbenes Crêpe-Georgette-Kleid mit aufgesetzten Glockenteilen. Trägerin: Die Filmschauspielerin Ruth Weyher. Modell: Flatow-Schädler. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)





Beigefarbenes Waschkleid. Dazu lavendelblauer, mit Silberfäden durchzogener Samthut Trägerin: Die Schauspielerin Maria Burg. Modelle: S. Ungar, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut). (Phot. Zimbler, Wien.)

Blaues Alpakakleid mit langem weißen, querplissee gearbeitetem Kasack Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: S. Ungar, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Im Oval: Bunt besticktes Waschkleid Trägerin: Die Schauspielerin Frl. Peter. Modell: Schostal & Laderer, Wien. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)







Gestreiftes Crêpe-de-Chine-Kleid. Trägerin: Die Schauspielerin Camilla Weberin. Modell: S. Ungar, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Schwarz-weißes Gaze-Imprimé-Kleid mit Jäckchen. Trägerin: Die Schauspielerin Maria Burg. Modell: S. Ungar, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Aufnahmen außer Abbildung oben links durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

I.

Kergeß fuhr mit seinem Hundegespann durch die Nacht. Weit und schweigend lag um ihn die Tundra. In seinen dicken Bärenpelz gehüllt, saß er im Schlitten; seine Hand hielt den Örstel, den derben Stab mit kräftiger Eisenspitze, den er in den Schnee stieß, wenn er die rasende Fahrt zu verlangsamen wünschte. Es war eine sternklare Nacht. Nicht allzu kalt, kaum vierzig Grad unter Null — das heißt, Kergeß kannte natürlich kein Thermometer, aber er war zufrieden, daß es so windstill war um ihn her, daß er die Kälte kaum spürte.

Er hatte die Kälte nicht gespürt, solange der Schlitten noch vor der einsamen Jurte am Rande der Taiga stand, in der Kergeß den Herbst über gehaust hatte, Zobelfallen gestellt und nach Eichhörnchen gejagt.

Nicht einmal den Pelz hatte er angelegt, während er den Schlitten belud, und doch war es so kalt, daß aus den Spuren seiner Füße und aus den Rinnen des schwer beladenen Schlittens, den er hin und her schob, ein bläulicher Hauch aufstieg, und daß in der Luft ein seltsames, metallisches Klingen war: das Lied der Kälte!

Dann hatte Kergeß die Hunde herbeigeholt, hatte ihnen den Rest der getrockneten Fische vorgeworfen, die er im Sommer im Anadyr gefischt und in der Sonne gedörrt hatte, und sie vor den Schlitten gespannt.

Freilich, nun pfiff der Wind, den die rasende Fahrt erzeugte, um seine Glieder, aber das dicke Bärenfell, aus dem er den Pelz genäht hatte, war gut, und einen Bart besaß er noch nicht, der mit den Zotten des Pelzes zusammengefroren wäre, wie es Vater Lachergeß zu gehen pflegte, wenn er über Land fuhr, und der dann immer im warmen Poloch erst aufgetaut werden mußte, wenn nicht die ungeduldige Tara ihn mit dem Messer lossäbelte, damit ihr Vater den heißen Tee schneller zu schlucken vermochte.

Da war Kergeß auch schon wieder mit seinen Gedanken — viele waren es ja nicht, die in seinem engbegrenzten Korjäkenhirn Platz hatten — am Ziel.

Unwillkürlich lachte er laut auf und stieß einen gellenden Schnalzlaut aus, seiner Freude Luft zu machen. Der Leithund verstand es anders. Oder hatte er in der Ferne die grauen Wölfe gewittert, die wie huschende Schatten aus dem niederen Buschwerk herausschwärmten, lauschend und schnobernd standen und zu überlegen schienen, ob ihnen die Jagd auf den einzelnen Schlitten lohnend genug wäre?

Jedenfalls stieß jetzt der Leithund ein heulendes Bellen aus, in das seine Kameraden einstimmten, und mit doppelter Schnelligkeit ging es über den stahlhart gefrorenen Boden.

Urplötzlich änderte sich das Bild. Felsen tauchten auf, schroffe Hänge, die auf beiden Seiten sich auftürmten und in rasender Geschwindigkeit von rechts und links heranzukommen schienen. Die Tundra wurde in ihrer ewigen Gleichmäßigkeit durch ein Tal unterbrochen, das, erst sehr weit, sich schnell enger zusammenschloß und sich in einen schmalen Hohlweg verwandelte. Kergeß fuhr auf. Das glückliche Lachen um seine Lippen erstarrte, und der jubelnde Schrei verwandelte sich in einen gellenden Zuruf an seine Hunde. In demselben Augenblick querten zwei wilde Renntiere, wahrscheinlich auf der Flucht vor Wölfen, den Weg. Laut heulten die Hunde; sofort erwachte in ihnen, die ja selbst noch halb Wölfe sind, der Instinkt der Verfolgung. Sie hörten nicht auf des Mannes Ruf, gehorchten den Zügeln nicht, sondern jagten den jetzt abschüssig durch den Hohlweg führenden Hang hinunter.

Über die Liebesgedanken hatte Kergeß an der bösesten Stelle die Vorsicht vergessen. Er richtete sich in dem Schlitten empor. Versuchte den eisenbeschlagenen Örstel in den Schnee zu stoßen. Hoch sprühte dieser zu beiden Seiten empor, aber die Gewalt des bergab sausenden Schlittens war schon zu groß. Der Örstel bohrte sich zu tief in eine Spalte, Kergeß mußte ihn fahren lassen und sich selbst rückwärts werfen.

Führerlos, vollkommen der erwachten Jagdlust, der Freude am wilden Dahinrasen preisgegeben, flogen jetzt die Hunde mehr, als daß sie liefen. Kergeß klammerte sich mit beiden Händen an die Kufen des Schlittens, der fast den Erdboden nicht mehr berührte. Er wußte, daß das Schlimmste noch kam. Auf halbem Weg wurde der schräge Hang zum steilen Absturz. Nur ein schmaler Grat bildete eine Art Pfad, der sorgsamste Lenkung erforderte.

Auch der Leithund kannte den Weg, lenkte ab und sprang zur linken Seite hinüber, um auf dem Grat hinunterzulaufen. Aber das Ausweichen war zu plötzlich. Der Schlitten schleuderte gewaltsam herum, kippte, glitt Sekunden auf einer Kufe, stürzte um, hing am Abhang hinunter und riß die Hunde mit sich. Kergeß aber flog wie ein leichter Pfeil hoch durch die Luft und stürzte dann acht Meter tief in den zum Glück weichen Schnee, der dort unten seltsamerweise noch nicht zu hartem Eise zusammengefroren war.

Wüstes Durcheinander! Heulende, jammernde, wütende Hunde, durch den Fall und die vollkommen verknoteten Zügel zu einem wirren Haufen zappelnder Glieder und um sich beißender Köpfe miteinander verstrickt. Ein paar hundert Meter entfernt Kergeß' Beine, die als ein einziges Überbleibsel aus dem Schnee emporragten.

Langsam folgte diesen Beinen der sich endlich wieder emporkämpfende Rumpf und endlich Arme und Kopf.

Kergeß saß auf dem Schnee. Er dachte nicht nach. Viel denken war seine Sache überhaupt nicht. Er blickte sich um und preßte die Hand gegen die Stirn. Unter dem weichen Schnee war er doch unsanft gegen den Felsen — oder war es eine mit Eiskruste umgebene Baumwurzel? — gestoßen. Jedenfalls war's eine schmerzende Wunde, und jetzt überkam ihn eine Schwäche, und er sank ohnmächtig zurück in den Schnee.

*

Kergeß erwachte und sah um sich. Jetzt plötzlich erschrak er — erschrak stärker denn vorher, als er den Abhang hinuntersauste. Neben ihm brannte ein Feuer, ein kleines helles Feuer, das ihn wärmte. Sein Kopf schmerzte nicht mehr, auch das Blut hatte aufgehört zu fließen, seine Gedanken waren frei. Er saß vor dem Feuer, dessen Wärme ihm wohl tat. Über diesem Feuer hing ein kleiner Kessel, und darinnen duftete eine köstliche Suppe aus selbstverständlich reichlich mit Haaren vermischtem Renntiertalg und Ziegeltee. Kergeß schüttelte den Kopf und ließ die Augen umhergehen. Es war kein Mensch in der Nähe; er war ganz allein. Aber noch ein zweites Wunder war geschehen. Die Hunde waren aus der Verknotung ihrer Zügel gelöst. Sie lagen, in sich zusammengerollt, ruhig schlafend wie kleine schwarze Fellhaufen im Schnee. Auch das war ein sicheres Zeichen, daß ein Fremder nicht hier war, sonst hätten die Hunde gebellt und nicht ruhig geschlafen.

Kergeß lauschte noch eine Weile, dann war um seinen Mund wieder ein Lächeln. Das Feuer war da, der Kessel hing vor seinen Augen, der Duft der mit Tee gemischten Talgsuppe stieg in seine Nase. Das alles war nicht zu bezweifeln, und da irgendein anderer Mensch nicht in der Nähe, war es ebensowenig zu bezweifeln, daß diese köstlichen Dinge für ihn bereitet waren. Er schüttelte den Kopf. Das war ein seltsames Ding.

Daß die ganze Welt von bösen, feindlichen Dämonen bevölkert ist, deren einziger Daseinszweck darin besteht, den armen Renntierkorjäken das Leben so sauer zu machen wie irgend möglich, das hatte er von Kind auf gelernt, aber daß es gute Dämonen gibt, die einem Verunglückten ein Feuer anzünden, ihm eine Suppe kochen und die Hunde absträngen, das war ihm neu. War er tot und in den seligen Gefilden des Paradieses? Träumte er?

Jedenfalls war er ein praktischer Mann und sah ein, daß es das richtigste war, ein paar neue Holzstücke, die ebenso merkwürdigerweise noch neben dem Feuer lagen, in dieses hineinzuwerfen und dann die heiße Suppe zu trinken.

Das tat er denn auch und freute sich sehr, daß Kessel und Suppe nicht als Traumgebilde unter seinen Fingern verschwanden, sondern daß die Suppe warm und belebend durch seine Kehle glitt. Dann überlegte er wieder. Eigentlich hätte er weiterfahren sollen, aber er war satt und hatte ein Feuer, das mindestens noch eine Stunde brannte. Undankbarkeit gegen den guten Dämon, der ihm dieses Feuer beschert, wäre es gewesen, wenn er es ungenützt verlassen hätte. So warf er den Rest des Holzvorrates hinein, streckte die Füße möglichst dicht an die heiße Asche und streckte sich aus, um zu schlafen. Seine blinzelnden Augen sahen in den Himmel. Auch jetzt dachte er nicht viel über all das Seltsame nach. Warum soll der Mensch besonders in der Nacht vor seiner Hochzeit nicht auch einmal Seltsames erleben? Sein halb geöffnetes Auge sah in den Himmel, an dem ein außergewöhnlich herrliches Nordlicht stand. Ein gewaltiger, in allen Farben vom leuchtenden Gelb, satten Blau, glänzenden Grün bis zum warmen Orangeton und flammenden Rot strahlender Bogen zog sich über den Himmel, und von diesem Bogen aus zuckten wie flackernde Fransen unzählige Flammenbüsche zum Polarstern empor, während Wellen von rotem und gelbem Licht über den ganzen Himmel zu fließen schienen. So herrlich der Anblick war, Kergeß schenkte ihm wenig Beachtung, denn ihm war es eine gewohnte und vertraute Erscheinung. Dann aber richtete er sich langsam auf. Das herrliche Nordlicht kam in Bewegung; riesenhafte Blitze leuchteten auf, keine Blitze, denen der Donner eines Gewitters folgte. Totenstill war es um ihn her, und majestätisch flossen diese Blitzlichter über den Himmel. Und dann war es, als würde der große Farbenbogen von der Hand eines Riesen zerschmettert. Jetzt war er kein Bogen mehr, sondern eine Brücke, die aus unzähligen einzelnen Stäben gebildet war, und jeder dieser Stäbe leuchtete in einer anderen Farbe. Es war, als müßten in jeder Sekunde die Dämonen leibhaftig auf dieser Brücke erscheinen.

Wieder ein Augenblick, und auch diese Brücke zerschmetterte. In atemberaubender Geschwindigkeit schossen all diese Stäbe, diese leuchtenden, gelben, blauen, grünen, lila Stäbe im wilden Durcheinander aneinander vorüber, während gleichzeitig rote und grüne Flammenwellen den Himmel übergossen.

Kergeß hatte sich halb aufgerichtet, starrte mit großen, entsetzt aufgerissenen Augen in dieses Chaos, das wie die Verkündung des Weltunterganges aussah, und dessen überwältigende, Grauen erweckende Pracht, dessen wilde Bewegung sich in der Totenstille abspielten. Und dann schien wiederum eine Dämonenhand das überirdische Riesenschauspiel hinwegzuwischen, und in Sekundenschnelligkeit verblaßte die Pracht zu einem fahlen, matten, Frösteln erregenden Schimmer. Jetzt hatte Kergeß plötzlich das Gefühl, irgendein feindliches Wesen sei ganz dicht bei ihm, stehe hinter ihm, wolle ihm etwas antun.

Zaghaft, von einem ihm sonst fremden Gefühl lähmender Furcht erfüllt, das jedenfalls die niegesehene Himmelserscheinung in seine Brust gepflanzt, bedrückt, sah er sich um. Hinter ihm saß eine menschliche Gestalt. Über dem Pelz trug sie einen langen schwarzen Fellumhang, der über und über mit bunten Stoffetzen, Messingringen, Eisenplättchen, Glöckchen und phantastischen Tierfiguren behängt und benäht war. Auf dem Kopf hatte diese Gestalt eine hohe Fellmütze, die mit Eulenfedern verziert war, und vor ihrem Gesicht eine grauenhafte, fratzenartige Maske.

Kergeß zuckte zusammen. Er kannte sie wohl, diese Gestalt. Kalpuginik war es, der Schamane seines Stammes.

Er wußte, daß der Schamane ihn haßte.

Gleichaltrig war er mit ihm. Zusammen waren sie als Knaben hinter den Renntieren hergelaufen, bis jener einst in epileptischen Krämpfen vor ihm zusammenbrach, Schaum vor dem Munde, und mit zuckenden Gliedern am Boden lag.

Da standen die Männer des Stammes um ihn herum, und auch der junge Kergeß sah mit ängstlichen Augen zu, während Oldochony, der alte Zauberer, bedächtig das Haupt wiegte.

„Kalpuginik kämpft mit den Dämonen. Stirbt er, dann haben sie ihn besiegt; lebt er, dann ist er stärker als die Dämonen und kann ein Schamane werden."

Kalpuginik erwachte. Er sah nicht aus wie ein kraftvoller Sieger, der schwächliche Knabe, und in seinen Augen war ein müder, verschleierter Schein, aber seit diesem Tage brach er öfter in Krämpfen zusammen. Freilich währten sie nicht mehr so lange, dafür war er um so erschöpfter, und freudig nickte der alte Zauberer.

„Seht, wie rasch er jetzt die Dämonen bezwingt!"

Da nahm er ihn mit sich aus des Vaters Jurte und blieb einen ganzen Sommer lang mit ihm in der Taiga. Im Winter kam Oldochony allein zur Siedlung zurück.

„Ist Kalpuginik tot?"

Der Zauberer schüttelte den Kopf.

„Er ist bei den Dämonen und lernt, sie zu beherrschen."

Drei Jahre blieb Kalpuginik verschwunden, dann kam er in dem Zaubergewand des alten Oldochony und mit dessen heiliger Schlagpauke umgürtet aus der Taiga.

„Oldochony ist für immer zu den Dämonen gegangen. Jetzt bin ich euer Schamane."

Wohl erinnerte Kergeß sich noch des Tages. An ihm hatte der gewaltige Brand die Taiga durchtobt. Sie hatten nach dem Schamanen gerufen, und da stand Kalpuginik plötzlich unter ihnen, tanzte genau so, wie es der Alte getan, schlug die Trommel und war vom Fliegenpilz trunken, dann aber brach er laut aufstöhnend zusammen, und die Dämonen mußten es gut meinen mit dem Schamanen, denn ein heftiges Gewitter schickte gewaltige Regengüsse hernieder und verlöschte das Feuer.

Seitdem war Kalpuginik der Schamane des Stammes, und niemand wußte es anders, als daß der alte Zauberer heimging zu den Dämonen.

Nur Kergeß wußte es anders. Der hatte in jener Nacht draußen gelegen in der Wolfshütte am Rande der Taiga, um die Renntiere zu schützen. Da hatte ihn ein Stöhnen geweckt, ein Todeswimmern aus menschlicher Kehle, und er war hinausgeschlichen und hatte gelauscht. Oldochony, der Greis, saß nackt gegen einen Baumstamm gelehnt, und Kalpuginik stand vor ihm, angetan mit dem ganzen Schmucke des alten Zauberers, und steinigte diesen mit harten, spitzen Felsbrocken zu Tode. Dann schritt er, unbekümmert um den noch zuckenden, furchtbar zerfleischten Körper, tiefer hinein in die Taiga.

Die Tat war nicht schlimm. Selbstverständlich ist es für den Korjäken, daß der Sohn seinen Vater zu Tode steinigt, wenn dieser sich für zu alt hält und zu schwach, um noch weiter mit den anderen durch die Tundra zu ziehen, und nicht einen Speer- oder Dolchstich vorzieht, aber von jener Stunde an konnte Kergeß nicht mehr glauben, daß der Alte, dessen menschlichen Tod er gesehen, zu den Dämonen gegangen sei.

Geweckter als die anderen war Kergeß, denn er war zwei Sommer in Anadyrsk bei den Russen gewesen und war sogar von dem Popen getauft worden. Deswegen mochte ihn der Zauberer nicht. Jetzt aber in dieser Nacht saß er plötzlich an seiner Seite. Regungslos saß er da, und sein Gesicht konnte Kergeß nicht sehen, weil es unter der Maske verborgen war. Nur seine Augen leuchteten aus dieser hervor und blickten ihn an.

In diesem Augenblick war es vielleicht zum erstenmal, daß auch Kergeß an die Zaubermacht des Schamanen glaubte.

War er auch intelligenter als die anderen Korjäken, so war er doch nicht gewohnt, zu denken. Grübelte nicht darüber nach, daß der Schamane es gewesen war, der das Feuer entzündet und die Suppe darübergehängt hatte. Der es verstand, die Hunde mit Blicken zu bändigen, und ihre Zügel entwirrte. Er hatte all das, mit dem Zufall des außergewöhnlichen Nordlichts vereinigt, als Werk der Dämonen hingenommen, und jetzt saß der Priester der Dämonen an seiner Seite. Kergeß raffte sich zusammen.

„Kalpuginik, du hier?"

Die unheimliche Maske nickte.

„Wie kamst du hierher?"

„Ich bin auf der Brücke des feurigen Bogens vom Himmel heruntergeschritten."

In diesem Augenblick wagte Kergeß nicht, an den Worten des Schamanen zu zweifeln. Es war ihm sogar, als hätte der feurige Schatten, den er über die leuchtende Brücke huschen gesehen, die Gestalt des Schamanen gehabt. Er wagte nicht, zu widersprechen, und nach langer Weile begann der Zauberer von selbst:

„Kergeß, du bist ein Kind des Glückes."

Die Nachricht war willkommen und konnte auch wahr sein. Hatte er nicht Glück gehabt in dieser Nacht? Der Schamane fuhr fort:

„Du wirst ein reicher Mann werden, Kergeß, und Tausende von Renntieren werden dir gehören."

Auch das war eine willkommene Nachricht, und Kergeß begann dem Zauberer manches abzubitten.

„Du wirst deinen Schlitten umwenden und der Sonne entgegenfahren. Taraß, der Teion (Häuptling), erwartet deine Hochzeitsgabe, und Byttcha, seine Tochter, wird dich im Hochzeitspoloch empfangen."

Kergeß sprang auf, wollte sprechen, aber der Schamane hob seine Hand.

„Byttcha wird dein Weib, und du wirst der Teion des Stammes und der Herr seiner Herden."

Kergeß schüttelte heftig den Kopf.

„Du irrst, morgen früh erwartet Vater Lachergeß die Felle, die ich ihm bringe, und seine Tochter Tara versteckt sich für mich im Poloch."

Der Schamane stand auf. Ohne daß Kergeß es merkte, hob er geschickt mit zwei Stangen Maske und Gewand so empor, daß seine Gestalt wiet übermenschlich groß erschien und rief:

„Nie wird Tara dein Weib! Lächerlich wirst du werden unter den Rutenstreichen der Weiber, wenn sie dir aus dem Poloch entflieht. Wenn du klug bist, wende den Schlitten und fahre zur Byttcha."

Gleichzeitig schien fernher ein heulender Laut zu kommen, wie Wölfe ihn ausstoßen. Auch ihn hatte der Schamane, der sich wohl auf die Kunst des Bauchredens verstand, laut werden lassen. Sofort standen die Hunde auf und zerrten an ihren Leinen und hoben die Köpfe witternd in die Luft. Kergeß stürzte zu ihnen hinüber, rief sie zur Ruhe. Die Hunde witterten nichts und knurrten nur leise. Kergeß sah sich um. Der Schamane war fort, spurlos verschwunden, hatte den kurzen Lärm, den er selber erzeugte, benutzt, zu verschwinden.

Kergeß war wieder allein. Es war noch dunkel, aber im Osten begann der fahle Schimmer des jungen Tages hell zu werden, dieses armen, trübseligen, kurzen Wintertages, dessen Sonne so wenig imstande ist, mit der leuchtenden Kraft des nächtlichen Nordlichts zu konkurrieren. Kergeß stand fröstelnd da. Leichte Nebel lagen über dem Tal, der erstarrende Hauch der atmenden Hunde, der Dunst aus den Löchern, die die Tiere während des Schlafes durch die Wärme ihres Körpers in den Schnee geschmolzen hatten.

Kergeß war unheimlich zumute. Der Dämonenglanz am Himmel war verloschen, das Feuer verglimmt, der Kessel mit dem Schamanen verschwunden. Nur er selbst war noch da, sein mit Fellen beladener Schlitten und die heulenden Hunde. Laut in ihm aber waren die Worte, die der Schamane gesprochen. Breitbeinig, mit untergeschlagenen Armen stand Kergeß da. Er wußte, daß Taraß es nicht ungern gesehen hätte, wenn er die häßliche Byttcha genommen. Taraß war reich — Lachergeß war reicher — hübsch war die kleine Tara mit den lachenden Augen und den blitzenden Zähnen.

Kergeß lachte auf. Während es heller wurde, schwand auch die Furcht vor den Dämonen und mit ihr die Furcht vor dem Schamanen.

Vor drei Tagen war er ausgezogen, um aus seiner versteckten Jurte in der Taiga die Hochzeitsgabe zu holen. Vorher hatte er noch die kleine Tara gesprochen.

„Im fünften Poloch erwarte ich dich. Früher ist es nicht möglich, sonst würden sie mich verlachen. Mußt schon bis dahin die Streiche erdulden, um so heißer und schöner ist dann die Belohnung."

Kergeß setzte sich auf den Schlitten. In der Sonnendämmerung war es noch kälter geworden. Der Atem der Hunde lag wie eine Wolke um ihre Köpfe. Jetzt sahen sie selbst aus wie fürchterliche Dämonen, denn die Haare um ihre bärtigen Schnauzen waren starr gefroren und gaben ihnen etwas unsäglich Wildes.

Kergeß hatte auch den Orstel wiedergefunden, jetzt schnalzte er laut mit der Zunge, und der Schlitten raste über die wieder ebene Tundra dahin.

*

(Fortsetzung folgt.)



In der Elsteraue bei Leipzig. Nach einem Aquarell von Freidank Schulz.

Der Sitzplatz im Garten.

Von Hans Schmidt, staatl. dipl. Gartenbauinspektor in Dessau.

Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



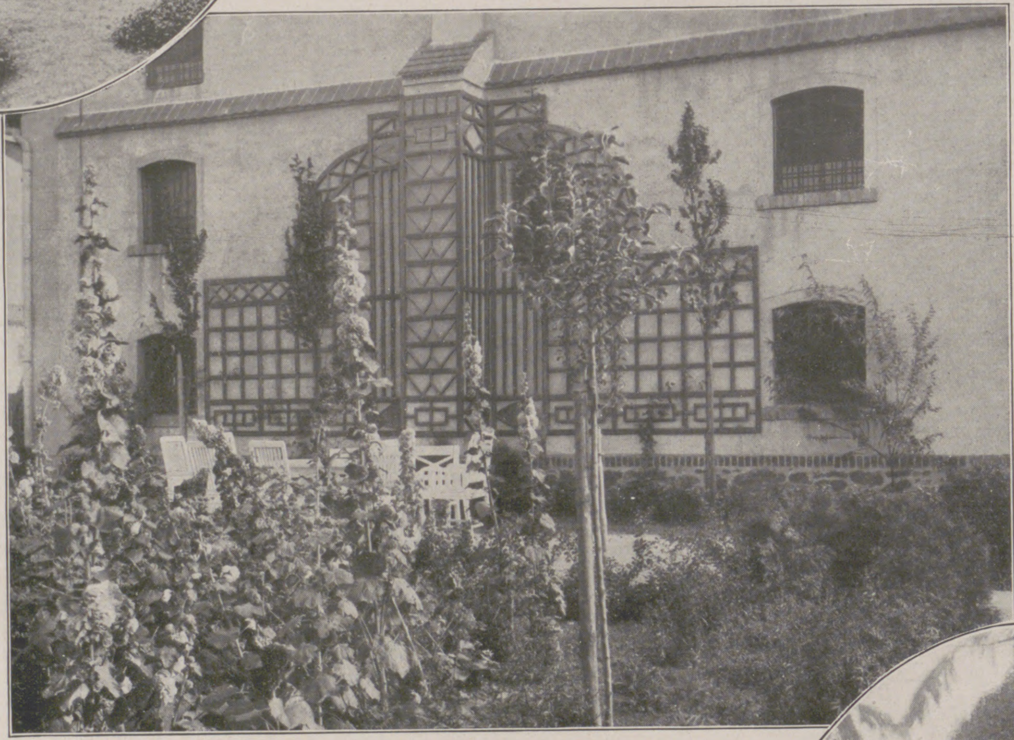
An der überlaubten Mauer.
(Schloßpark in Alt-Jeßnitz, Anhalt.)



Steinbank am Teich.
(Schloßpark in Mosigkau, Anhalt.)

Die Gartenkunst früherer Zeiten, besonders der französischen Renaissance, liebte es, für das höfische Leben mit seinen rauschenden Festen groß angelegte Tummelplätze zu schaffen, wo Glanz und Prunk sich reich entfalten konnte. Dabei setzte sie sich bewußt in Gegensatz zur Natur und machte ihren künstlichen Zwecken das Natürliche untertan. Die neuzeitliche Gartengestaltung dagegen geht andere Wege: sie trägt einen mehr intimen Charakter und bemüht sich, eine Übereinstimmung zwischen Natur und Kunst zu erzielen. Gleichsam zufällig, wie heimliche Vogelnester im verschlungenen Geäst eines Baumes, müssen sich nach unserem Empfinden Ruheplätze einer Gartenanlage verschwiegen und unauffällig ihrer Umgebung einfügen. Auch darf ihre Zahl nicht zu groß werden, da sonst ein schöner Garten, der gewissermaßen die Fortsetzung der Wohnung ins Freie hinaus bedeutet, viel von seinem trauten Charakter einbüßen würde.

Meister in der richtigen Einordnung schöner Gartensitze war die sentimental romantische Biedermeierzeit. Den folgenden Epochen ging das sichere Gefühl für Auswahl und Ausstattung lauschiger Sitzplätze verloren; hierin von neuem feinfühliger und erfindungsreicher zu werden, dazu hat vielleicht gerade das ruhelose Hasten in unserer Zeit wieder geführt.



An der schattigen Speicherwand.
(Gutsgarten in Zörbig, Prov. Sachsen.)

Heute ist der Gartenkünstler bestrebt, mit feinem Empfinden und liebevollem Einfühlen den verschiedenen Zwecken gemäß einen geeigneten Platz im Garten zu finden, ohne dabei den Einfluß von Sonne, Wind und Witterung unberücksichtigt zu lassen. Der Ruhesitz am Hause, der Teeplatz unter den Obstbäumen, der lauschige Winkel unter schattigem Laubdach, der einladende Warteplatz an efeuüberrankter Mauer — ein jeder muß in seiner Ausgestaltung, in Material und Form abgewogen und dem Charakter der benachbarten Umgebung angepaßt sein. Alles spielerisch Tändelnde, das den Eindruck des Unnatürlichen und Künstlichen erwecken würde, ist dabei zu vermeiden. Denn unser gegenwärtiger Zeitstil verlangt Wahrheit und sinnvolle Zweckmäßigkeit und duldet nicht überflüssige oder gar täuschende Beigaben. Ferner spielen die Größe der Gartenanlage sowie die besonderen örtlichen und klimatischen Verhältnisse eine bedeutsame Rolle beim Anbringen von Gartensitzen. All dies und noch tausenderlei scheinbar Nebensächliches muß berücksichtigt werden, wenn eine wirklich mustergültige Lösung dieser Aufgabe gelingen soll. Dann wird der Benutzer des Gartens in ihm den erhofften heiteren Genuß finden und ihn als eine Stätte betrachten, wo er in stiller, geruhsamer Behaglichkeit nach den Mühen des Alltags Erholung suchen und neue Lebensfreude schöpfen kann.



Erhöhter Gartensitz mit Ausblick auf eine Landstraße.
(Gutsgarten in Zörbig, Prov. Sachsen.)



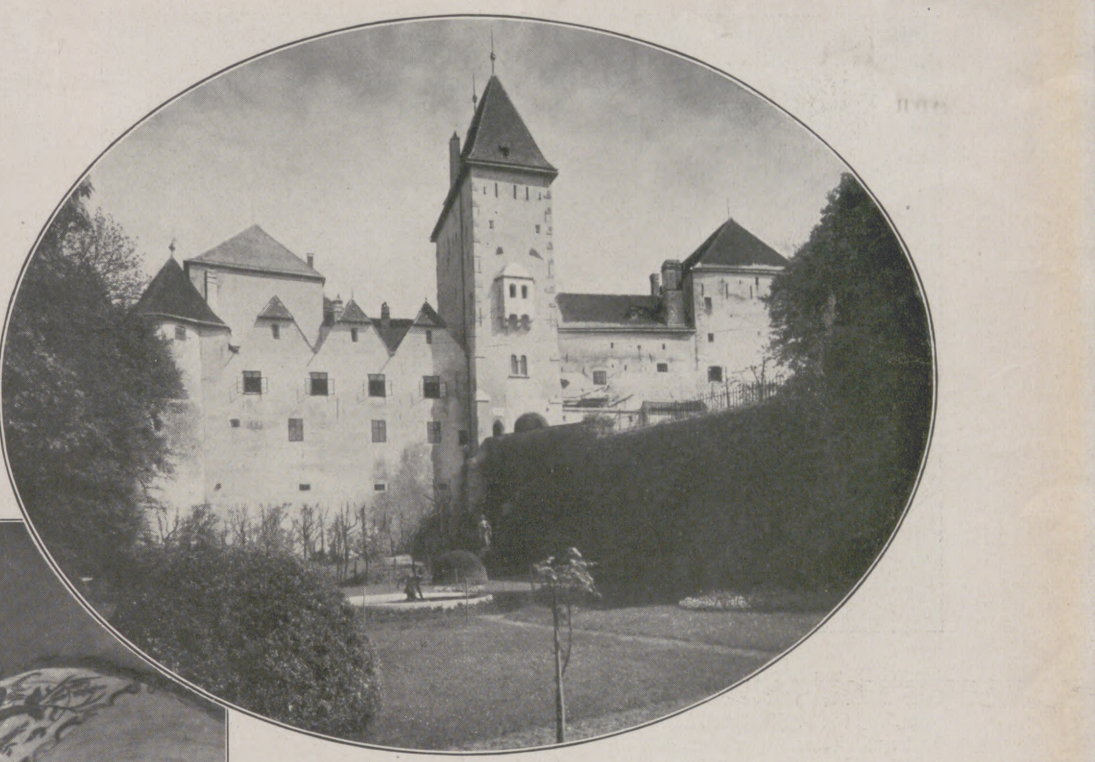
Geschützter Sitzplatz auf der Mauer.
(Wiesenburg in der Mark.)

Die Burg Feistritz in Niederösterreich

In dem Gebiete des Wechsel-Bergrückens liegt auf der niederösterreichischen Seite, drei Eisenbahnstunden von Wien, die Burg Feistritz, deren Restaurierung nach zweijähriger Arbeit vor kurzem vollendet wurde. Sie ist eine der ältesten und schönsten in Österreich.

Schon 1136 wird ein Adalbertus de Viustritze urkundlich erwähnt, und 1542 ist Wilhelm von Rothal Schloßherr. Ein Nachfahre von ihm, Johann von Rothal, verkaufte Feistritz 1682 an Carl von Perger. Die Mauern, die das Schloß umgeben, schützten es noch 1683 vor dem Ansturm der gegen Wien drängenden Türken. Der tiefe Graben, die Zugbrücke, das Tor mit dem Fallgitter sind noch vorhanden. Im Jahre 1815 kommt die Herrschaft in den Besitz von Joseph Dietrich, einem großzügigen, weitbekannten Unternehmer; 1922 endlich wird die Burg Feistritz aus der Hinterlassenschaft des Fürsten Sulkowski von dem Wiener Bankier Maximilian Mautner angekauft und — sie war fast Ruine — mit historischer Treue restauriert.

In ihrer heutigen Gestalt bietet die Burg Feistritz den Anblick eines geschichtlichen Denkmals. Das Äußere, die Fassaden, der Burghof mit den



Außenansicht der Burg Feistritz.



Burghof mit Galerien.

Rechts nebenstehend: Unterirdisches Gewölbe mit alten Waffen.

Säulengängen und Schwibbogen, ein langer „Sturmgang", der das alte mit dem neuen, bewohnten Schloß verbindet — es sind gleich schöne wie charaktervolle Werke alter Baukunst, die ja auch im Hinblick auf die dauernden Kriegsgefahren Zweckkunst war. Im Inneren der Burg haben heute, nachdem sie in den Zustand ihrer glänzenden Vergangenheit versetzt wurden, der große prächtige Rittersaal und die vielen kleineren Gemächer den Charakter eines Museums angenommen. Wenige Schlösser in Österreich und Deutschland können einen so schönen und reichen Schatz alter Waffen und ganzer Rüstungen zeigen wie die Rüstkammer der Burg Feistritz. Der heutige Schloßherr hat aus allen deutschen Gegenden Waffen für seine Rüstkammer gesammelt. So kam er auch in den Besitz der Rüstung Götz von Berlichingens. Unter den kostbaren Waffen findet sich ein Dolch, dem der römische Name Wiens „Vindobona" eingegraben ist. Es finden sich auch viele Stücke aus der Türkenzeit. Die Gemächer selbst haben alte gotische Holzplafonds, Öfen und Kästen erhalten, die zum Teil aus Südtirol, zum Teil aus dem Schloß Klesheim bei Salzburg stammen. Die Burg hat eine Kapelle mit altgemalten Glasfenstern und eine kostbare Bibliothek, deren neuestes Werk 1700 gedruckt ist. Unterirdisch befinden sich Verliese mit Waffen, Folter- und Mordwerkzeugen, wo Gericht gehalten wurde.







Bibliothekszimmer.

Rechts nebenstehend: Speisesaal.



Szenenbild von der Uraufführung der Oper „Traumspiel“ von Julius Weismann, Text von A. Strindberg, im Stadttheater zu Duisburg. Regie: Dr. S. Schmitt. Bühnenbilder: Johannes Schröder.

Von links nach rechts: Karl Siebold als Glasermeister; Hans Bohnhoff als Offizier; Sofie Wolf als Indras Tochter; Else Dröll-Pfaff als Türhüterin; Ludwig Heiligers als Zettelankleber.
(Phot. Paul Gieseler, Duisburg.)



Die Uraufführung des Lustspiels „Die Exzesse“ von Arnolt Bronnen durch die „Junge Bühne“ im Lessing-Theater zu Berlin am 7. Juni, die mit einem heftigen Theaterskandal endete: Begegnung auf dem Bahnhof.

Von links nach rechts: Walter Franck als Lois; Leonhard Steckel und H. H. v. Twardowski als Bankbeamte; Gerda Müller als Hildegard.
(Phot. J. v. Tucholka, Charlottenburg.)



Von der kürzlich erfolgten Uraufführung des Dramas „Der Bauernzorn“ von Eduard Reinacher im Stadttheater zu Aachen: 1. Bild. Spielleitung: Walter Kordt. Bühnenbilder: Reinhold Ockel.

Linke Gruppe Mitte: Otto Götze als der arme Konrad; rechte Gruppe: Nora Brand als Gräfin; Peter Großmann als Graf.

Die Kathedrale des Lernens.

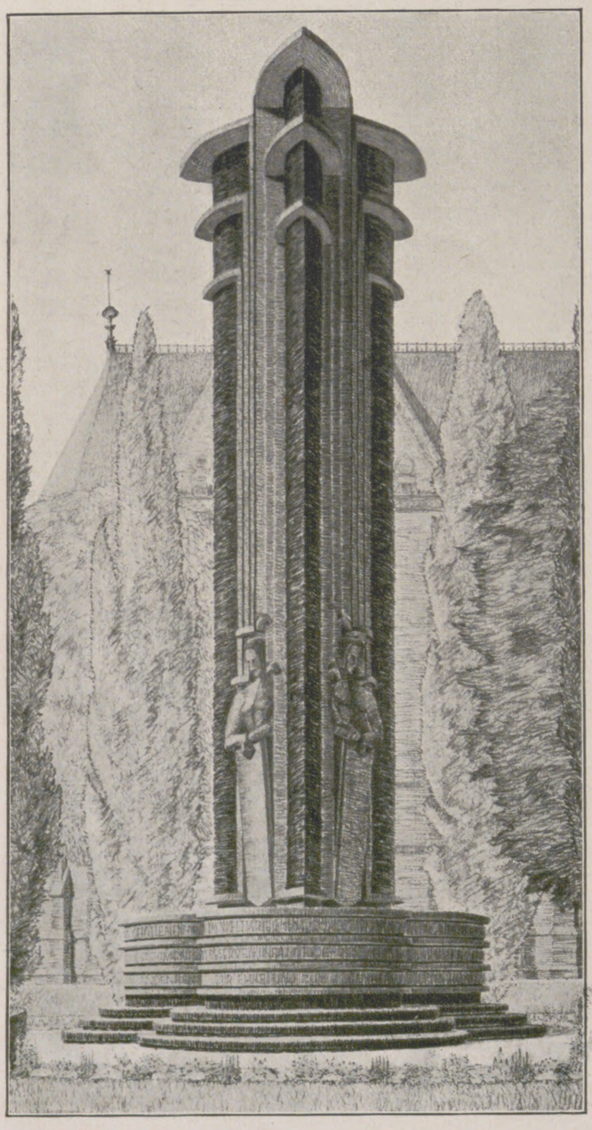
Aus der rauch- und rußgeschwängerten Dunstschicht der von qualmenden Hochöfen, feuerspeienden Schmelzen und Gießereien, funkensprühenden Essen und gluterfüllten Walzwerken umringten Stahlstadt Pittsburg, der Hauptstadt der Grafschaft Allegheny in dem nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, wird in absehbarer Zeit ein lichtes, ragendes Bauwerk hoch über den stählernen Alltag in die Lüfte emporwachsen: der gigantische Turmbau der Pittsburger Universität.

Der Grundriß des Gebäudes umschließt ein Geviert von 79 zu 79 m. Zwei niedrige Flügel verlängern die Front auf 109 m. Die Architektur ist Gotik. Die Höhe ist vorläufig auf 207 m, die Zahl der Stockwerke auf 52 berechnet. Das Universitätsgelände, in dessen Mitte sich der Turmbau erheben wird, ist ein Rechteck von etwa 57000 qm. Gotische Ornamentierung erscheint nur an den Turmecken und in den Spitzbogen wie im Zierat der Fenster. Im übrigen ist der Bau von strengster Einfachheit. Den ersten und zweiten Stock durchzieht eine mächtige Halle von 57 m Länge und 21 m Breite. Die Baukosten sind auf zehn Millionen Dollar veranschlagt. Als Baumaterial für die Fassaden ist der zwar etwas teuere, aber dauerhafte Kentucky-Kalkstein in Aussicht genommen. Die Baukosten sind nicht größer als der Voranschlag für eine ganze Gruppe niedrigerer Gebäude mit demselben Rauminhalt; dabei ist eine nicht zu verachtende Ersparnis an Boden in Betracht zu ziehen — $1\frac{1}{2}$ Millionen — da von dem zur Verfügung stehenden Gebiet nur $1\frac{3}{4}$ bebaut werden. Besondere Aufmerksamkeit mußte den Fahrstühlen geschenkt werden, da große Gruppen Studenten zu gleicher Zeit und möglichst rasch von einem Stock in einen anderen befördert werden müssen. Nachdem unter Zugrundelegung höchsten Andranges genaue Berechnungen vorgenommen worden waren, erweiterte man die Ausmaße und Belastungsfähigkeit der Elevatoren um volle 40 Prozent. Acht Fahrstühle hätten genügt, da man die unteren Klassen mit ihrer größeren Studentenzahl in den unteren Stockwerken einrichtet; man wird aber zwölf installieren und dazu noch drei weitere, die vom 29. Stock aufwärts zur Spitze des Mittelturmes führen.

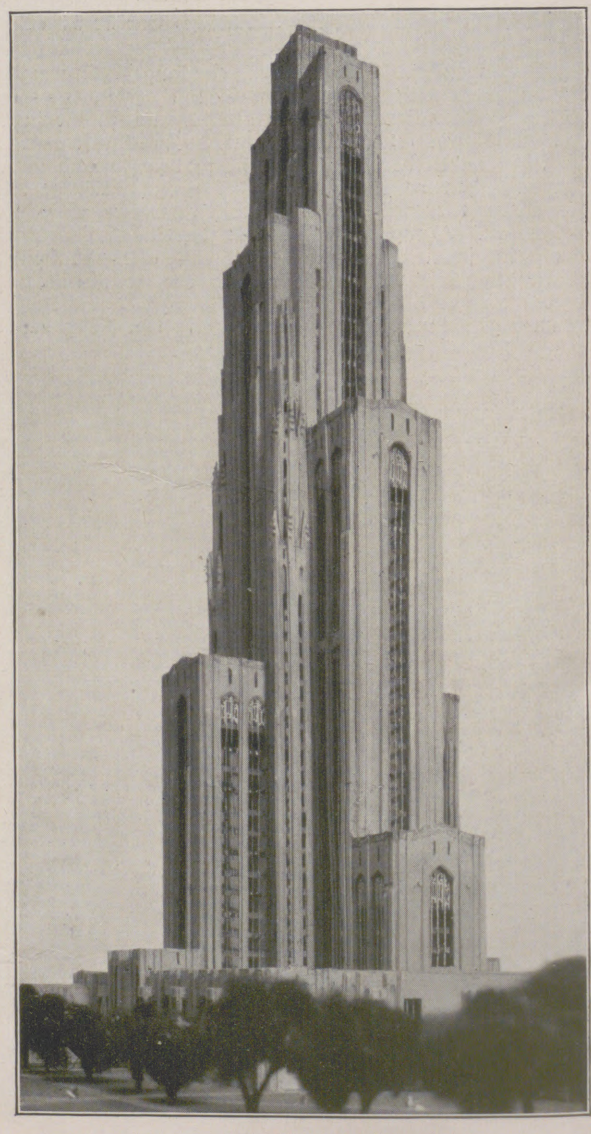
Bedeutende Ersparnisse lassen sich in einem Hochbau auch in der Beheizung erzielen, deren Kosten für den ganzen Bau 15000 Dollar nicht übersteigen werden. Ebenso in der Rein- und sonstigen Instandhaltung. Eine Aula wird 1200, mehrere Hörsäle werden je 500 Sitzplätze erhalten.

Bezüglich Schwankungen bei heftigem Wind gibt man sich keinerlei Besorgnis hin. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei Bauten, deren Türme nicht höher sind als das Fünffache ihrer Breite, eine bemerkenswerte Schwankung nicht zu verzeichnen ist. Das Fundament dürfte ungefähr 13 m in die Erde hinabsteigen, da man in dieser Tiefe bei Bohrungen (die bis 51 m fortgesetzt wurden) auf eine starke Schicht sehr harten blauen Tonschiefers gestoßen ist.

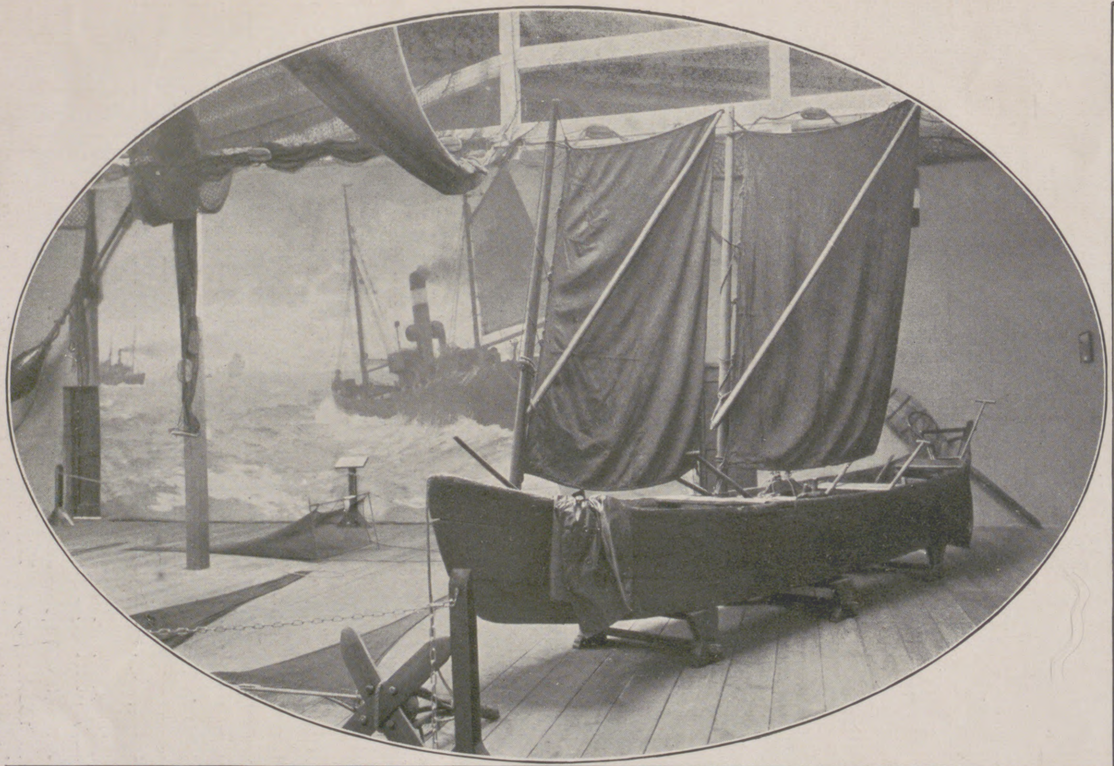
Arthur G. Albrecht.



Entwurf der Architekten Esselmann und Gerndtke B. D. A., Altona, zu einem Denkmal für die Gefallenen des Infanterieregiments Graf Bose (1. Thüringisches) Nr. 31 vor der Johanniskirche zu Altona.



Modell der „Kathedrale des Lernens“, des Turmbaues der Universität Pittsburg. Die Ausführung liegt in den Händen der Architekten Day & Klauder, Philadelphia, von denen auch der Entwurf stammt.









Oben links: Blick auf die Ausstellung der Hamburg-Altonaer Fischerei-Industriellen. — Oben rechts: Teilansicht der Ausstellung des Fischerei-Vereins für den Regierungsbezirk Düsseldorf. — Unten links: Holländisches Fischerzimmer. — Unten rechts: Tümpel-Landschaft.

Aus der Ausstellung für Jagd und Fischerei in Düsseldorf vom 1. Juni bis zum 15. Juli.

(Phot. Hans Luck & Langguth, Düsseldorf.)

DORIS

NOVELLE VON MARGARET LAUBE.

(3. Fortsetzung.)

Sie hergeben, Vater, sie hergeben! Vater, du willst, daß ich alt sein soll! Ganz sinnlos in Watte sitzen soll ich! Nun sag' es mir: Hab' ich keine Kräfte? Bin ich — bin ich — krank?"

Doktor Falk wurde sehr blaß. Doris sah es nicht. Nun war er Gegner, nicht der Vater.

Sie wartete mit harten Augen. Lange sah er übers Wasser hinaus. Dann brach die Lüge von seinen Lippen:

„Nein, Kind." —

Ein Jubelschrei stürmte zu ihm auf. Er sah in Doris' jugendschönes Gesicht, sah, wie das Blut aufglühte unter ihrer zarten Haut. Mit tiefem Atemholen nahm er ihren Kuß entgegen.

Vielleicht war es auch keine Lüge gewesen. Ein alter Arzt konnte sich irren, der da sagte: „Überzart, empfänglich für jeden Krankheitskeim." Hieß das „krank"?

Laß mich nicht gelogen haben, Gott, quälte es sich aus ihm heraus, der Gott nicht als Richter ansah seit seiner Kindheit her, nur als grünenden Baum, als Welle, als wechselndes All.

„Aber dann darf ich arbeiten, Vater? Nicht nur mit Büchern, wie du meinst — auch sonst arbeiten! Und froh sein, Vater?"

„Ja", sagte Doktor Falk leise.

Als das Mädchen die Treppen zur Veranda hinaufsprang, fiel ihn Schwäche an.

Kniete er nicht? Vor dem alten Kindergott? Vor dem Leben seines kleinen Mädchens? Wie lange kniete er schon?

„Aufrecht stehen und lächelnd opfern." Solche Worte waren von seinen Lippen geklungen wie Schwerter, als er jung war. Als er die Frau noch hatte, die wie ein jubelndes Lachen lebte.

Dann kam der Tod und das Leid, und er war alt geworden.

Er hielt sich fest am Geländer, als er die Treppen hinaufging, um zu ruhen.

VI.

Doris ging umher und lauschte.

Sie horchte auf, wenn sie Menschen ihrer Umgebung miteinander sprechen hörte. Da fielen bisweilen Worte über Frauenberufe, reife, ungerechte und törichte. Sie horchte auf alles. Vielleicht wußten diese einen Weg für sie.

Denn der Vater wußte keinen. Bücher, Kunsthallen, Reisen nach dem Süden in seiner Gesellschaft: das waren keine Wege für sie. Das waren Dinge, die mit leisen Händen angefaßt werden mußten. Und sie wollte lautes, klirrendes Arbeiten, lautes Lachen und laute Gesundheit. Denn sie war auch gesund!

Wie das Wort lachte! Rotwangig und mit strahlenden Augen!

Sie stand vor dem Spiegel, lange. Nein, rotwangig war sie nicht. Ihr schmales Gesicht war hellbraun von Seeluft. Ihre Augen groß und sehr ernst. Beides würde anders werden, wenn sie in alles ihre gesunden Arme hineinstrecken durfte. Keine Bücher, Vater, keine stille Kunst...

Es war ein junges Paar in der Pension eingezogen, blasse Großstadtmenschen. Sie saßen morgens auf der Veranda hinter bunten, undurchsichtigen Scheiben und fühlten sich allein. Und Doris bog sich lauschend an das bunte Glas, wurde rot und blieb doch.

Eine Frauenstimme sprach, die von Glück und Zärtlichkeit zitterte.

„Was tut es, Liebster? Ja, ich huste noch, aber das Bübchen ist stark."

Dann flüsterte eine Männerstimme, und Doris glaubte die schützende Gebärde zu sehen, die der jungen Frau geschenkt wurde. Dann sprach die glückliche Stimme wieder: „Und wenn ich nie wieder ganz kräftig werde, was tut es? Es war für ihn — und wir waren so glücklich!"

Sie nennen sie die arme kranke Frau, dachte Doris. Sie ist aber glücklich. Sie durfte etwas Großes tun. Es ist nicht Vollendung unseres Könnens, wie Johan sagt. Es ist etwas noch Größeres — herschenken mit Haut und Haar, Onkel Hans.

Dann sah Doris die beiden aneinandergelehnten Köpfe hinter dem Glas sich aufrichten. Sie schlich sich fort und lief leise unter der Veranda entlang in den Garten. Da raschelten noch Strohblumen, und sie konnte die struppigen kleinen Blumen aufrichten und sich so verbergen, bis der Freiherr vorübergegangen war draußen hinter dem Holzgitter.

Doris sah ihm böse nach. Da ging er nun. Und verzichtete. Wie er damals verzichtet hatte. — Er geht neben dem Leben her — ich will das nie tun! Ich will glücklich werden! Ich will Großes tun dürfen!

Dann kam ihr Vater. Nein, er wollte nicht mit ihr reiten. Es stürmte zu sehr. Er wollte Schach spielen.

Doris seufzte ein wenig. Dann ging sie mit ihm in das Kurhaus, wo die Schachtische in einem kleinen hochgelegenen Raum, der durch eine blanke Holzbalustrade vom Lesesaal getrennt wurde, standen. Draußen brachen sich die windgetriebenen Wellen am Bollwerk. Ein Rettungsboot hüpfte auf dem Wasser und zerrte knarrend an dem Tau, mit dem es festgebunden war.

Doris suchte einen Tisch am Fenster und stellte die Figuren auf.

„Wenn ich dich matt setze, Vater, habe ich dann einen Wunsch frei?"

Magnus Falk lächelte. Legte den feinen Kopf zurück.

„Geschäftstüchtig, mein Liebling?"

„Ich muß, Vater, du schiebst meine Wünsche sonst auf."

„Immer ungeduldig, Kleine?"

„Ja."

Sie bückte sich auf das Brett nieder, spielte mit der Königin. So sah der Vater ihre Züge nicht. Ihr war, als müsse sie das helle Licht ihrer Hoffnungen verstecken. Sie würden ihm weh tun. Und er war gut zu ihr gewesen.

Sie spielten stumm. Draußen hatte sich das Schiff an den langen Steg herangeschoben, und eine Kette flatternder Figürchen kämpfte sich durch den Wind und verschwand im Eingang des Kurhauses.

„Du bist hartnäckig, Kleine", sagte Doktor Falk und sann lange über das Brett hin. Doris ließ ihre Augen wandern. Jetzt kamen die neuen Gäste in die Säle herunter... drei, vier, nicht mehr?

Doch. Doris sah in den dämmerigen Lesesaal hinunter. Da kam eine Frau herein. Zwei sehr junge Mädchen folgten ihr. Sie trugen mit ihren farbigen Kleidern Licht in das Braun des Saales. Wie die schlanke Frau lachte und den kleinen Kopf froh zu den Mädchen zurückdrehte! Sie war schön...

Am Nebentisch ruhte das Spiel. Und Doris entging nicht, was man dort flüsterte:

„Karin Waag, aus Hamburg, Tänzerin."

Und Doris sah das faltige Gesicht des Sprechers sich in eine Art andächtigen Entzückens verwandeln.

Die Frau in dem hellgrauen engen Kleid schlang sich jetzt einen bunten Schal um die Schultern, den sie spielerisch mit der einen Hand bewegte, daß er sie umflügelte mit zwei blaugrün schillernden Schwingen. Ihr schmales Gesicht war in wechselnder Welle von Lächeln und Nachdenklichkeit überflutet.

Sie trug ihren Kopf, den die glatte Tracht des dunkelbraunen Haares am Hinterkopf verlängerte, hoch, so daß ihr Gesicht, wenn sie es den fremden Leuten zuwandte, kühn und herrisch aussah.

Wie alle den Strom, der von dem Selbstgefühl der schönen Frau ausging, spürten wie einen Zauber, so schlug er auf Doris wie ein Licht ein, dessen Farbe sie noch nicht kannte.

Sie kam aus Hamburg, aus der Großstadt. Herta Roloff hatte von der Stadt gesprochen, und es hatte schwer und traurig geklungen. Onkel Hans hatte die Stadt verachtet. Aber beide hatten etwas anderes gemeint, als sie „Großstadt" sagten. Diese Frau lebte auch dort. Mit einem Schlage wurde ihr die Stadt ein Garten, der Blüten hervorbrachte von höherer Art.

Und als sei eine Verbindung in ihrem Herzen zwischen diesem neuen Gedanken und ihrem Wunsch, nahm sie nun mit heißen Händen das Spiel wieder auf, als ihr Vater sie verwundert mahnte.

Es peitschte sie ein Unbekanntes, daß aus dem Spiel ein Kampf wurde.

Und sie gewann.

Sie küßte den Vater schnell und zog ihn dann in den Saal hinunter. Noch heute mußte sie die Tänzerin sprechen hören, sie dicht vor sich sehen.

Man sah ein neugieriges Kind in ihr und ließ sie gewähren. Nein, mehr, man half ihr.

Noch an diesem Abend sprach die schöne Frau mit ihr.

Und Doris träumte in der Nacht von Vögeln, die einen seligen Strand entlangfliegen, mit grünblauen Flügeln und Nachtigallenstimmen, und Glück hintragen, wo sie erscheinen, während Karin Waag nicht weit von ihr den schillernden Schal zusammenlegte und leise lächelte, als sie an Doris Falk dachte, die man ihr heute abend gebracht hatte.

*

Am nächsten Tag wehte es stärker. Und am darauffolgenden Tage stürmte ein sandaufwirbelndes Brausen über die Insel.

Vermummte wehten lachend aus dem Dorf heran, dem Kurhause zu. Hockten dort im Leseraum und im Musiksaal, aus dem ein Klavier heraustönte.

Doris kam aus einem aufgeregten Knäuel junger Frauen und stürmte auf ihren Vater zu, der sich in einen Ledersessel vergraben hatte.

„Vater, Karin Waag will tanzen!"

Doktor Falk faßte die unruhigen Hände.

„Und wenn schon, Doris —"

Doris glühte. „Das ist ein Geschenk, Vater! Sie sagen es alle. Einen Tanz will sie tanzen, den nennt sie ‚Freudenspenderin'. Komm, Vater!"



Ruperti=Dult in Salzburg.

Nach einem Aquarell von Hermann Ebers.

Langsam erhob sich Doktor Falk. Und sie sahen Karin Waag tanzen. Sie sahen scharlachrote Seide, den dunkelbraunen zarten Kopf mit dem Lichtglanz auf den Haarwellen, die keusche Sinnlichkeit eines Freudenrausches. Da war Jubel. Dankbarkeit. Ganz einfaches, selbstverständliches Schweben im Glück.

Doktor Falk sah die Schönheit und beugte sich vor ihr. Aber er sah zu gleicher Zeit, wie sich Doris verzehrte im begeisterten Rausch. Er wußte, daß nun ihre Augen kommen würden, um seine zu suchen mit Bitte und Forderung, und er zuckte kaum, als im Beifallsbrausen die helle Stimme zu ihm aufschlug:

„Vater, meine Schachpartie! Vater, ich will Tänzerin werden — Tänzerin, Freudenbringerin!"

Er legte den Arm um ihre Schultern und zwang sie hinaus.

„Nein, Doris — das ist Wahnsinn."

„Sie hat zu ihren Schülerinnen gesagt: ‚Schönheit verschenken dürfen in veredelter Bewegung, das ist höchstes Leben.'"

„Sie hat Künstlerblut, Doris. Nicht für jeden ist das Leben!"

„Sie ist ein Offizierskind, Vater."

„Trotzdem, Doris: nein!"

„Vater, und wenn es mein höchster Wunsch ist? Wenn ich nichts anderes von dir will? Ich bitte dich, dieses eine Mal laß mich gehen dürfen, dieses eine Mal — Vater."

Das Flüstern der kranken Frau versank — Walter von Beschwitz versank — Herta Roloff versank, der sie die Arbeit geneidet hatte.

Zweifel am Glück dieses Weges kamen nicht. Sie schoß wie eine Feder, die ein Luftzug erfaßt hat, einer fremden Erfüllung entgegen.

„Ich habe meinen Wunsch frei, Vater — und ich bin ja gesund, du hast es gesagt."

„Trotzdem: nein, Doris."

Da ließ sie ihre Hände von seinem Halse, wandte sich ab und versteckte sich vor ihm. Als er sie noch in den Räumen des Kurhauses suchte, lief sie, bei jedem Schritt vom Sturm bis ans anstürmende Wasser geschnellt, dem Dorfe zu.

Als Doktor Falk heimkam, lag sie in ihrem Bett. Von dumpfen Ängsten erlöst, schloß er leise ihre Tür. Dann ging er in sein Zimmer hinauf und schrieb an einen Freund in Verona, um seine und seiner Tochter Ankunft für die nächsten Tage zu melden.

Als er am anderen Morgen, mit dem Brief in der Hand, zu Doris gehen wollte, war sie verschwunden.

VII.

Schneidender Wind rüttelte an den Fenstern und Türen des langen weißen Hauses auf Leestedt. Vom Sund her krochen schweflige Wolken über den Nachthimmel. Sie sahen wie Schneewolken aus.

Doktor Falk durchschauerte die Kälte.

Dann öffnete sich die Haustür, und durch den von gelbem Lichtschein schwach erhellten Flur kam jemand im Pelz von der Treppe, die zum ersten Stockwerk führte, auf ihn zu.

„Es ist schon ein Brief da", rief Hans Thordsen ihm entgegen. „Während Sie noch auf dem Schiff waren, ist er gekommen. — Ruhe, Falk! Es ist ihr nichts passiert!"

Doktor Falk ließ sich ins Jagdzimmer hineinziehen. Dort lehnte er sich gegen den Ofen. Sein Gesicht war farblos und verstört, ganz ohne Leben.

Thordsen winkte Rieke Sörnsen zu, die in der Tür erschienen war: „Heißes Wasser, schnell!"

Er nahm Magnus Falk den durchkälteten Mantel ab und drückte den Erschöpften in einen Sessel.

„Wo?" fragte Falk hastig und griff in Thordsens Ärmel.

„In Hamburg, Doktor! Bei einer Freundin der Schulzeit. Gut aufgehoben fürs erste. Motive kann ich nicht beurteilen, da müssen Sie erst berichten. Hat sich natürlich was ereignet auf Föhr. — Ja, nun ist sie raus aus dem Käfig! — Nun trinken Sie aber zuerst. Unsinn, Falk — Sie sind überreizt! Trinken Sie! Und morgen fahre ich nach Hamburg!"

„Sie?"

Hans Thordsen goß ruhig Arrak in die dampfenden Gläser und warf seinem nächtlichen Gast ein Fell über die Knie.

„Ja, ich. Oder finden Sie, daß Ihr Erfolg auf Föhr glänzend war? — Falk, seien Sie nicht empfindlich..."

Falk sah ihn nicht an. „Fortfahren früh um sechs mit dem ersten Schiff, mich ohne Nachricht zurücklassen — hatte sie denn kein Herz für mich?"

„Doch, Doktor! Aber sie hat wohl diesmal sich selbst folgen müssen. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß sie schon seit Monaten aus ihrer kindlichen Welt erwacht ist? — Kinder bleiben nicht immer Eigentum. Muß ich, der ich keine habe, Ihnen das sagen? Kinder wollen einmal selbst ihr bißchen Leben in die Hand nehmen. Wenn Sie ihr nicht haben helfen können, kann ich's vielleicht. Morgen fahre ich."

Magnus Falk lehnte sich zurück. Schloß die Augen. Thordsen sprang auf. Er konnte nicht sehen, wie dieses leidgewohnte Antlitz sich wand wie unter Schlägen.

„Falk," rief er vom Fenster her, „Sie können sie nicht wieder herzwingen. Wir müssen nun nachgeben! Dann lassen ihre und unsere Wünsche sich vielleicht auf einen Weg bringen. — Und nun erzählen Sie von Föhr. — Nein, ich brauche keinen Schlaf mehr. Fahre trotzdem morgen mittag."

Er nötigte dem Doktor das heiße Glas zwischen die Finger. Dann sprach Doris' Vater lange.

Draußen tobte der Wind vom Osten her und schleuderte in gleichen Zeiträumen immer wieder eine losgerissene Holzplanke gegen die Scheunenwand.

Langsam dämmerte der Morgen herauf. Aus den fahlen Wolken, die den Mond verbargen, sickerte träge der erste Schnee.

•

Der Jagdwagen zog schwarze Furchen durch die weiße Decke.

Am Pastorenhaus schimmerte ein roter Haarhelm zwischen den Gemüsebeeten. „N' Morgen!" Thordsens Kommandostimme riß hell durch die reine Schneeluft. Sie war nicht zu überhören.

Trotzdem bewegte sich der rotblonde Kopf zur Seite und verschwand hinter den Beerenbüschen. Der Gutsherr schüttelte den Kopf. Die große Hamburgerin schien unversöhnlich. Schade. Dann gingen seine Gedanken wieder zu Doris zurück.

Zwischen den Vorstadthäusern ragten jetzt die Helgen der Werft auf; das Hämmern hallte sehr klar herüber, fast wie eilige, frohe, kleine Glocken. Es stimmte Hans Thordsen jäh freudiger.

Es schien ihm kein so schweres Rätsel zu sein, das die kleine Doris ihnen aufgab.

In der Jütländer Straße waren in einem alten, spitzgiebeligen Hause die Fenster trotz der Kälte weit geöffnet. Auf der Fensterbank konnte er einen roten Krug mit Pinseln stehen sehen. Ein Schatten bewegte sich dahinter. Er zog die Uhr und ließ halten.

Oben öffnete ihm Johan Bruylen die Mansardenstube und sah ihn überrascht hereinkommen. Der Maler stand noch einen Augenblick im Bann der Arbeit, von der er sich erhoben hatte, sah durch den Leestedter Gutsherrn hindurch, wie durch Glas, in irgendeine Ferne. Dann trat er übereilt an seinen Tisch und warf einige Blätter durcheinander.

„Lassen Sie das liegen, lieber Bruylen," wehrte Thordsen, „ich bleibe höchstens zehn Minuten." Aber Bruylen nahm die Blätter vom Tisch. Hans Thordsens Holzschnittgesicht war ganz in seiner Gewalt; seine Mienen folgten ruhig Bruylens hastigen Bewegungen, der weiter in dem schrägdachigen Zimmerchen räumte.

Nur die linke Braue schob sich einmal in die Stirn hinauf.

Doris' Profil. Doris' lachende Augen auf dem zweiten Blatt. Doris' Köpfchen mit einem Schäferhut — mehr hatte er nicht sehen können. Er nickte leicht. Es sah aus wie eine Bestätigung lange gefaßter Gedanken.

„Ich sah Ihren Umriß am Fenster, Bruylen, und in zwanzig Minuten geht mein Zug nach Hamburg. Da reizte es mich, Sie aufzusuchen. Man sieht nie was von Ihnen. Erlauben Sie?"

Bruylen nahm die kleine Leinwand hoch und hielt sie ihm hin: „Versuche, Herr Thordsen. Soweit meine Mittagspause reicht, arbeite ich."

„Immer Landschaften, Bruylen?" fragte Thordsen und stellte das kleine Hafenbild auf die Staffelei zurück.

„Meistens. — Zum Figurenmalen fehlen die Vorbedingungen. Obgleich ich möchte. Aber schöne Frauen bieten sich nur dem in Mode Gekommenen — oder dem Glückspilz. Und gar Akt? — Spiel junger Menschenglieder halten dürfen, Farben blasser, südlicher Menschen: dem Italienpilger wird das zuteil — uns nicht. Und bezahlte Akte hier in der Kleinstadt? Ich könnt's auch in der Großstadt nicht — und wollt's auch kaum. Zu teuer und zu rasselos."

„Hm — ja. Und wo nimmt der junge Thein die pikanten Figürchen zu seinen Zeichnungen her?"

„Wo er sie findet. Linie, Kleidung — irgendeine erlesene zarte Farbe: das genügt ihm. — Ich möchte etwas steiler hinauf. Unverbildete Körperlichkeit in unberührter Natur — lächeln Sie ruhig, Herr Thordsen — ist nicht zu haben für mich. So bleibt's vorläufig bei der Landschaft. Beherrschung des Wassers ist ja auch eine Etappe, an der man zu würgen hat."

Thordsen stand auf.

„Vorläufig, sagen Sie? Sie denken also sehr weit? Trotz kurzer Mittagspausen."

„Trotzdem. Mag sein. daß es noch lange beim Werftzeichentisch und der Mansarde bleibt. Aber ich lerne auch dabei. Benno Thein ist in München. Ein Jahr dort unten, das gäbe eine bequemere Treppe. Ich komme auch so ans Ziel, glaube ich. Ich zieh' mich an Stricken hoch."

„Ja, Bruylen. Ich glaube das auch." Thordsen schüttelte dem Maler fest die Hand. „Und nun leben Sie wohl! Soll ich Doris Falk grüßen? Sie ist in Hamburg."

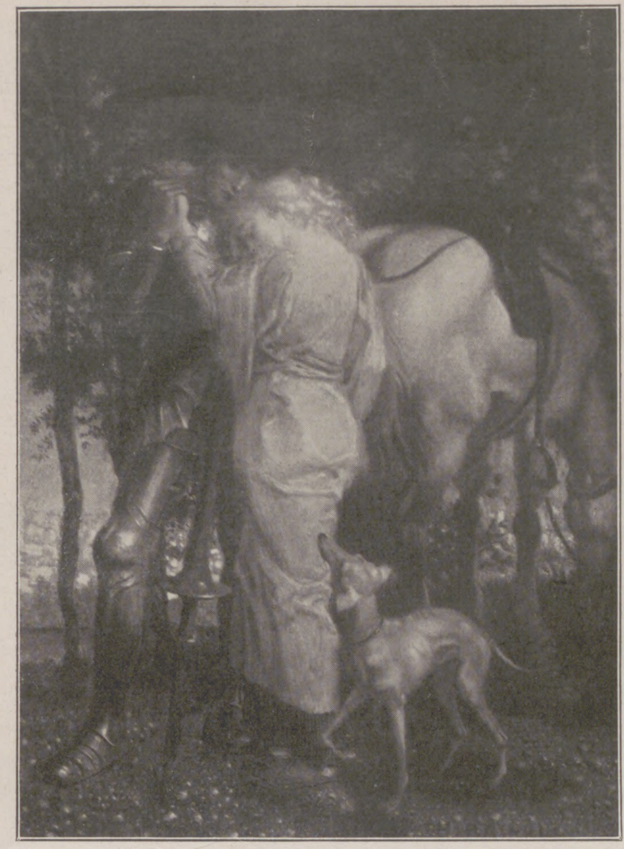
„Ja, bitte!"

Thordsen stampfte die alte runde Treppe hinab. Unten stand er einen Augenblick und sah mechanisch auf seine Pferde. Dann rief er dem Kutscher „Bahnhof" zu, und Johan Bruylen sah den gelben Wagen um die nächste Straßenecke verschwinden.

Bruylen betrachtete noch einmal sein Hafenbild. Er fand, daß die Farben gut zusammengingen — fand, daß das weiße Herbstsonnenlicht wie flüssiges Blei glitzernd über dem Wasser lag. Johan schloß den eigensinnigen Mund fest, nahm seinen Hut und ging.

Von der Werft schrillten ununterbrochen die Hämmer herüber. Ihm klangen sie nicht wie Glocken. Aber sie waren heute eine Zuflucht für ihn: sie sollten den Spuk dieses Mittagsbesuchs verscheuchen.

(Fortsetzung folgt.)











Oben links:
Theodor Baierl: Abschied.

Oben rechts:
Wilhelm Dachauer: Obsternte.

Mitte links:
Rudolf Sieck: An der Nidda.

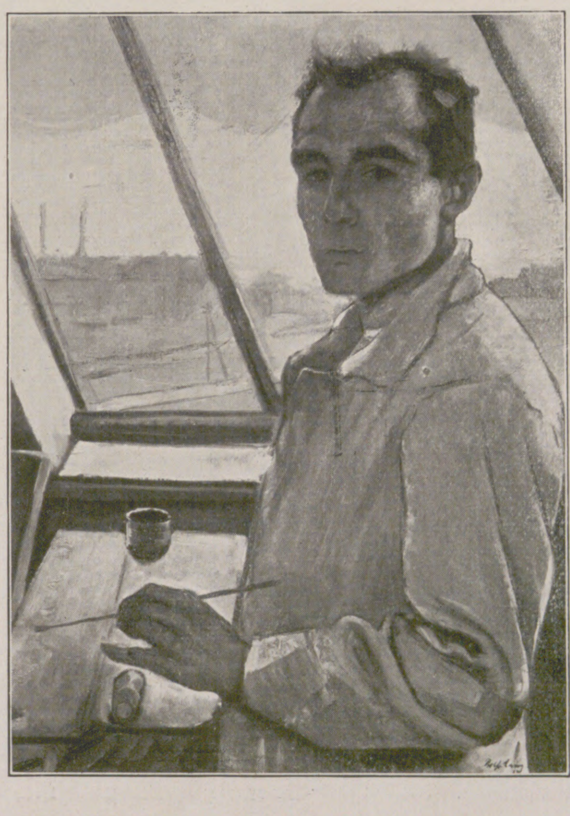
Mitte rechts:
Joseph Oppenheimer: Herrendoppelbildnis.

Unten links:
Fritz Klimsch: Erwachen.

Unten rechts:
Rolf Lang: Selbstbildnis.

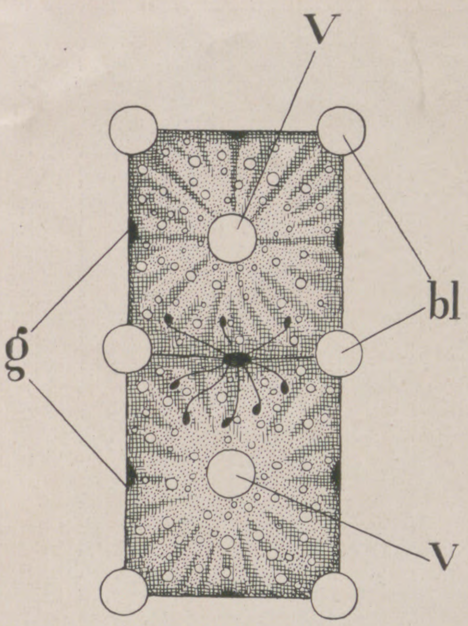
GROSSDEUTSCHE
KUNSTAUSSTELLUNG
DARMSTADT 1925.

(Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 1004.)



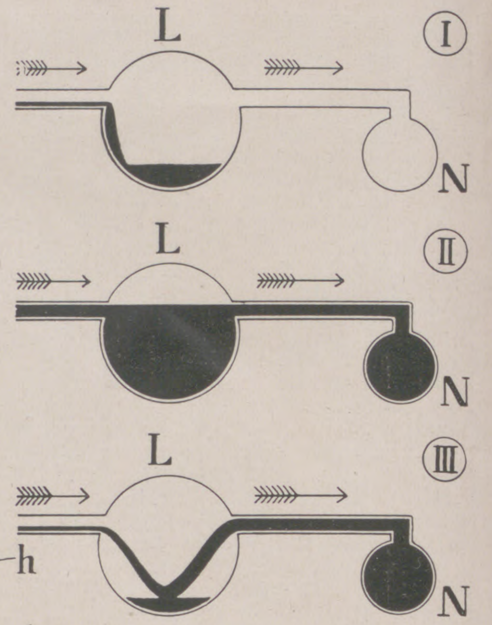
Leber und Galle.

Von Dr. W. Schweisheimer.



Zwei Leberzellen mit Gallen- und Blutkapillaren, stark vergrößert.

g = Gallenkapillaren, bl = Blutkapillaren, v = abführende kleine Venen. — An der Berührungslinie der beiden Leberzellen eine Gallenkapillare, zu der feinste Sekretkapillaren aus dem Innern der Zellen hinströmen.



Die Zuckerstapelung in der Leber.

I. Normale Zuckerstapelung. In der Niere (Harn) wird kein Zucker ausgeschieden. — II. Übermäßige Zuckerzufuhr zur Leber: Die Leber stapelt den Zucker auf; wenn das Reservoir überfüllt ist, „fließt der Zucker über", er erscheint im Harn. — III. Die kranke Leber kann wenig Zucker aufstapeln; der Rest des zugeführten Zuckers wird von der Niere (Harn) ausgeschieden. L = Leber, N = Niere.

Die Bedeutung der Leber und der Galle ist wenig bekannt. Jeder Gebildete weiß, was Herz, Magen, Lunge für eine Aufgabe zu erfüllen haben. Über die Leber fehlt solch allgemeines Verständnis. Diese Unkenntnis hängt mit der teilweisen Nichtlösung der Probleme durch die Wissenschaft zusammen. Die Leber ist nach wie vor ein vielfach unerkanntes Organ. Immerhin genügt das bereits Gefundene zur Gewinnung eines anschaulichen Bildes von ihrer Tätigkeit.

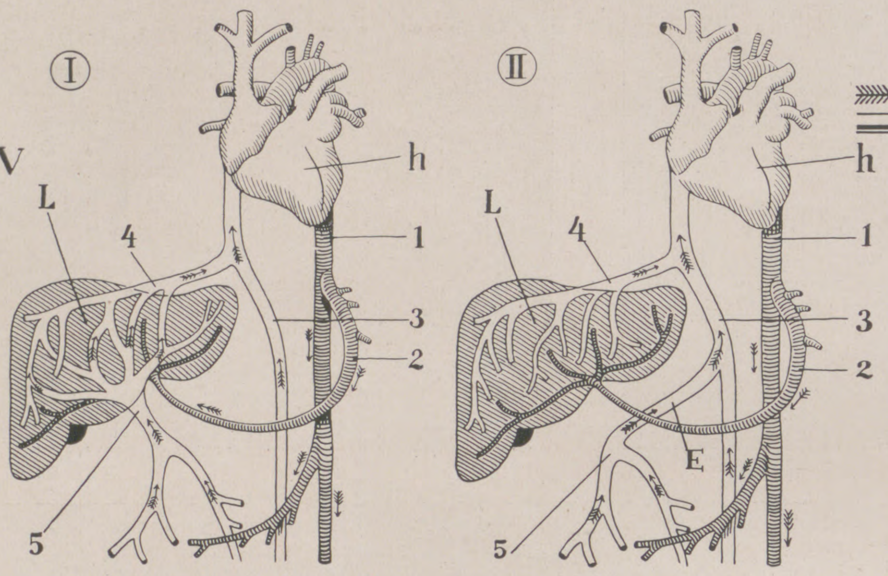
Die anatomischen Grundlagen des Leberbaues sind jedenfalls verständlich. Das Organ liegt auf der rechten Seite (die Milz auf der linken), im oberen Teil der Bauchhöhle, unmittelbar unter dem Zwerchfell. Im normalen Zustand ist sie von den Rippen bedeckt, bei Vergrößerung ragt sie weit unter dem rechten Rippenbogen hervor. Sie ist derb und fest, kann daher bei einem Unfall zerreißen oder zerbrechen. Ihr Durchschnittsgewicht beim Erwachsenen von 1500 g entspricht etwa dem 36. Teil des Körpergewichts. Beim Neugeborenen ist sie im Verhältnis zum Körpergewicht viel größer. Der wabenartige Eindruck der Leberoberfläche wird durch die Zusammensetzung des Organs aus vielen kleinen Läppchen hervorgerufen.

Im Gegensatz zu anderen Organen wird die Leber von zwei Blutkreisläufen durchströmt. Das Herz sendet Schlagadern, Arterien, aus. Sie splittern sich zu kleinsten Haargefäßen auf und dringen in jede Zelle ein. Sie bringen den Organen und Zellen mit dem Blut die lebensnotwendigen Stoffe. Die Haargefäße sammeln sich wieder zu Blutadern, Venen; sie führen das Blut zum Herzen zurück.

Dieser gewöhnliche Körperkreislauf ermöglicht die Ernährung jedes Organs, bringt die für seine Tätigkeit erforderlichen Stoffe, nimmt unbrauchbare, schädliche Abfallstoffe mit sich fort. Mit der Leberarterie dringt das nährende Blut in die Leber ein. Die Arterie splittert sich in feinste Haargefäße, sie sammeln sich schließlich wieder zu den Lebervenen, die das Blut in die untere Hohlvene und mit ihr zum Herzen zurückbringen.

Daneben besitzt nun die Leber einen zweiten Kreislauf, den kein anderes Organ besitzt. Er wird der Leber mit der Pfortader zugeleitet. Die Pfortader ist ein großes Gefäß in der Bauchhöhle. Sie entsteht durch Zusammenfluß wichtiger Eingeweidevenen, von Magen, Darm, Milz usw. Von diesen Eingeweiden stammen die einzelnen Äste, in ihrem Blut sind die Produkte der Verdauung enthalten. Mit ihnen gelangen sie in die Leber und werden dort verarbeitet. Auch die Pfortader teilt sich in der Leber in immer kleinere Äste auf; die Pfortaderhaargefäße münden schließlich in die Lebervenen. Die Lebervenen bilden also den Abfluß sowohl für die Aufsplitterung der Leberarterien als auch für jene der Pfortader.

Die Leber ist eine Drüse. Das Sekret, das sie absondert, ist die Galle. Die Leberzellen sondern die Galle in feinen Gallenkapillaren ab. Sie vereinigen sich zu größeren Gallengängen. Die Gallengänge vereint bilden den Lebergang (Ductus hepaticus). An der Unterfläche der Leber liegt die Gallenblase, ein häutiger Sack, der eine Flüssigkeitsmenge von 30 bis 50 ccm aufnehmen kann. Von ihr geht der Gallenblasengang (Ductus cysticus) aus. Die Gallenblase dient als Behälter für Galle, die im Überschuß erzeugt worden ist. Im Bedarfsfall gibt sie Galle ab, und zwar durch den Gallenblasengang in den eigentlichen Ausführungsgang der Leber, den gallеführenden Gang (Ductus choledochus). Lebergang und Gallenblasengang vereinigen sich nämlich zum Ductus choledochus. Er mündet in den obersten Teil des Dünndarms, den Zwölffingerdarm. Hier kann die Galle auf den Inhalt des Dünndarms ihre verdauende Wirkung ausüben.

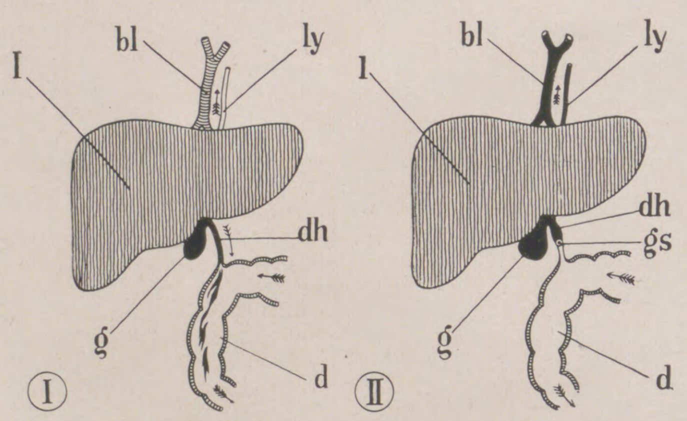


Anlegung einer Eckschen Fistel.

In Abbildung I besteht der normale Leberkreislauf. In Abbildung II ist die Pfortader durch die Ecksche Fistel (E) in die Hohlvene eingeleitet.
h = Herz, L = Leber, 1 = große Körperschlagader, 2 = Leberarterie, 3 = untere Hohlvene, 4 = Lebervene, 5 = Pfortader.

Ein ziemlich kompliziertes Gemenge von Gängen und Gefäßen ist, wie sich zeigt, in der Leber auf verhältnismäßig gedrängtem Raume vorhanden.

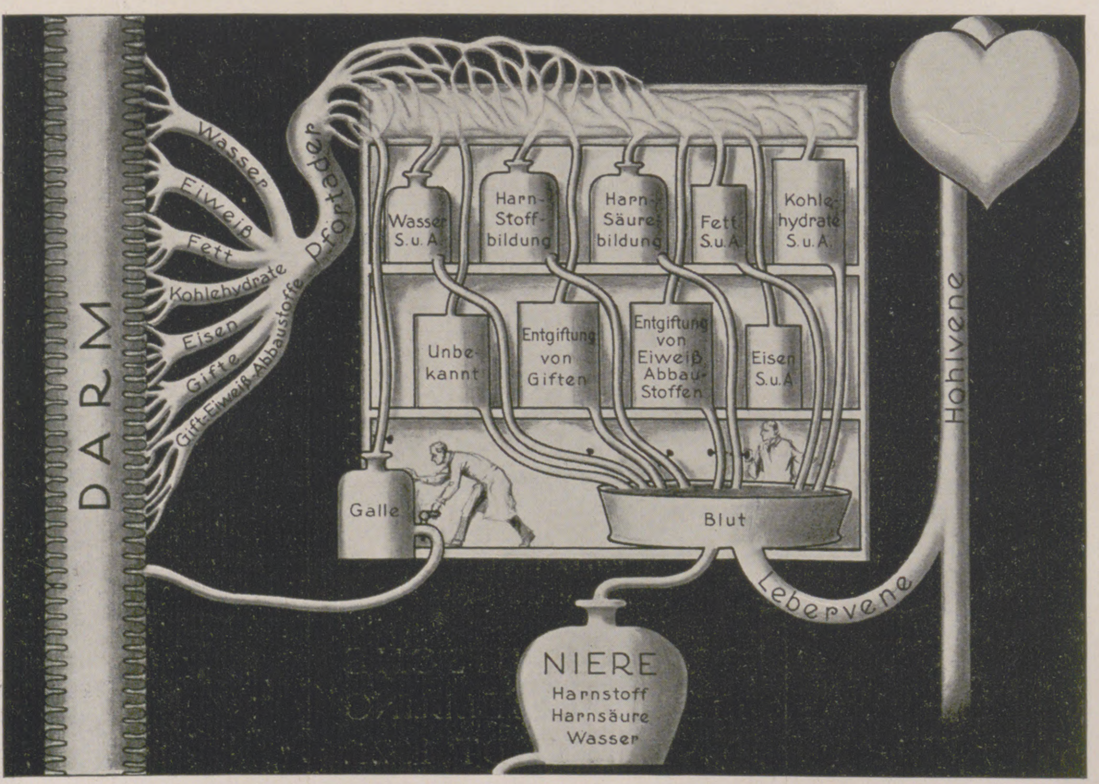
Die Leber ist das Zentrallaboratorium des Stoffwechsels. Das Pfortaderblut enthält die im Darm abgebauten Nahrungsstoffe. Nicht geeignete Stoffe werden in der Leber umgewandelt und dann in richtiger Form wieder in den Blutkreislauf abgegeben. Stoffe, die im Überfluß vorhanden sind, werden in den Vorratskammern der Leber aufgestapelt, bis sie gebraucht werden. Unverwertbare Stoffe werden mit der Galle in den Darm abgegeben. Die Galle ist gleichzeitig für die Darmverdauung selbst von Bedeutung.



Auftreten von Gelbsucht, schematisch.

I. Normalzustand: Die Galle fließt durch den Gallengang (dh) in den Darm. — II. Gelbsucht: Ein Gallenstein (gs) verlegt den Abfluß der Galle; die Galle ist ins Blut- und Lymphgefäßsystem übergetreten. Gallenblase und Gallengang vor dem Stein sind prall mit Galle gefüllt; im Darm keine Galle.
l = Leber, g = Gallenblase, dh = Ductus choledochus, d = Zwölffingerdarm, bl = Blutgefäßsystem, ly = Lymphgefäßsystem, gs = Gallenstein.

Im Blut befindet sich normalerweise Zucker (Kohlehydrat). Die Menge ist gering. Nach einer kohlehydratreichen Mahlzeit ist das Pfortaderblut reich an Zucker. Die Leber entnimmt dem Pfortaderblut den überschüssigen Zucker und entläßt das aus ihr abströmende Blut mit dem üblichen, für den Körper geeigneten Blutzuckergehalt. Den der Pfortader entnommenen Zucker speichert die Leber in Form von Glykogen (tierischer Stärke) in ihren Zellen auf. Wenn nun an irgendeiner Stelle des Körpers erhöhter Zuckerverbrauch notwendig wird, etwa im Hunger oder bei starker körperlicher Arbeit, so gibt die Leber aus ihren Reservevorräten Zucker an das Blut ab. Mit Hilfe eines Fermentes hat sie vorher das Glykogen wieder in den für das Blut beförderbaren Zucker umgewandelt. Die Notwendigkeit des Zuckernachschubes wird der Leber entweder durch Nervenreize gemeldet oder durch Fermentwirkung, die von anderen Organen, der Bauchspeicheldrüse, den Nebennieren, dem Hirnanhang, also Organen der „inneren Sekretion", ausgeübt wird. Wird der Leber zuviel Zucker zugeleitet, den sie nicht mehr aufspeichern kann, so fließt der Reservebehälter „über". Hier tritt die andere Sicherung des Körpers gegen Zuckerüberflutung in Tätigkeit: die Nieren. Sie geben den überschüssigen Zucker im Harn ab. Nicht so klar ist die Frage des Eiweißstoffwechsels in der Leber gelöst. Bei der Eiweißverdauung entstehen Stoffe, die — wie Ammoniak — auf den



Die Leber als Zentralstoffwechsellaboratorium. (S = Speicherung, A = Abgabe.)



Neue Forschungen auf dem Gebiete des babylonischen religiösen Kultus: Tieropfer und Choraufführungen in der Zeit Abrahams zur Verehrung des Mondgottes in Ur, der Hauptstadt Süd-Babyloniens.

Nach einer Zeichnung von A. Forestier.

In Mesopotamien erhoben sich im Altertum am rechten Ufer des Euphrat nicht allzuweit von seiner Vereinigung mit dem Tigris die Mauern von Ur, dessen Stadtkönige von etwa 2700 v. Chr. an die Herrschaft über eine beträchtliche Zahl Städte Süd- und Nordbabyloniens erlangten und so die erste größere Staatenbildung in jenem Gebiete Vorderasiens gründeten. Unter den vielen Göttern der Babylonier wurde in Ur besonders der Mondgott angebetet, dem als König und Heerführer gehuldigt wurde. Diesem Gott war in den Tempeln seiner Verehrung eine entsprechende Hofhaltung beigegeben. Außer Priestern und Staatsministern ein Chormeister, ein Oberaufseher des Haushaltes sowie des Harems, Leiter der Meiereien, des Fischwesens usw. Viele ihm geweihte Frauen waren im Tempel mit Weben beschäftigt. Vor der in einer düsteren Tempelnische thronenden goldenen Statue des Mondgottes, die durch ein vor ihr in einer Schale aufflackerndes Feuer mystisch erhellt wurde, fanden neben den Schlachtopfern von Tieren prunkvolle Aufführungen unter Chorgesängen und Musik statt. Die religiösen Aufführungen mag Abraham oft genug angestaunt haben, ehe sein Vater Tharah mit ihm und seinem Weibe Sara und Lot auszog aus „Ur in Chaldäa" zur Wanderung nach dem Lande Kanaan (1. Mose 11,31). Eine anschauliche Darstellung dieses Kultdienstes gibt A. Forestier in seiner oben stehenden Zeichnung auf Grund der neuesten Ausgrabungen, die von einer durch das Britische Museum in London und das Museum der Universität Philadelphia (Vereinigte Staaten von Amerika) unterstützten Expedition in jüngster Zeit gemacht worden sind.

Körper giftig einwirken würden. Sie werden in die bei geeigneter Konzentration ungiftige Form des Harnstoffes übergeführt. Der Harnstoff wird in der Leber gebildet und von der Niere ausgeschieden. Auch ein anderer Endstoff des Eiweißstoffwechsels, die Harnsäure, wird mindestens zum Teil in der Leber gebildet.

Die Rolle der Leber im Fettstoffwechsel ist manchen Menschen, die sich sonst nicht gerade theoretisch mit diesen Problemen befassen, praktisch aus der Entstehungsart der Fett- oder Mastleber bei Gänsen bekannt. Diese Tiere werden gemästet, indem in sie möglichst viel Nahrung hineingestopft wird, während man ihre Bewegungsfreiheit einschränkt. Nach Füllung der Fettlager im Unterhautgewebe kommt es zur Ablagerung von Fett in der Leber. Wie die Leber zur Aufspeicherung von Kohlehydraten dient, so bildet sie auch ein Stapellager für Fett. Die Fettablagerung kann sowohl bei übermäßiger Fett- als auch bei Kohlehydratfütterung stattfinden. Bei Bedarf wird das in der Leber gespeicherte Fett durch ein Ferment in Kohlehydrat verwandelt und in dieser Form den nach Brennstoffen begehrenden Muskelzellen mit dem Blut zugeschickt. Andere Leberfermente bauen Fett und Fettsäuren weiter ab, führen also den im Darm begonnenen Abbau des Nahrungsfettes weiter.

Auch Eisen speichert die Leber auf und gibt es bei Bedarf ab. Sie nimmt es aus der Nahrung und aus zugrunde gehenden roten Blutkörperchen. Sie gibt es auch an die Orte der Blutbildung — beim Erwachsenen das Knochenmark — zum Aufbau roter Blutkörperchen wieder ab. Die große Leber des Neugeborenen ist für den Eisenstoffwechsel von Bedeutung. Milch, die einzige Nahrung des neugeborenen Kindes, ist ein an Eisen armes Nahrungsmittel. Die große Leber liefert aus ihrem Eisenvorrat das notwendige Eisen. So wird die Nahrung vollwertig. Mit der Zeit erschöpft sich dieser Vorrat. Rechtzeitig müssen den Kindern daher eisenhaltige Nahrungsmittel, namentlich grüne Gemüse, zugeführt werden.

Manches Gift, das von einer Wunde aus, also bei unmittelbarem Eindringen ins Blut, schädlich wirkt, ist bei der Einwirkung vom Magen oder Darm aus unschädlich. Zwischen Darmverdauung und Blutkreislauf ist eben die Leber eingeschaltet. Sie wirkt entgiftend. Durch chemische Umänderung, Aufstapelung will sie das Gift vom allgemeinen Kreislauf fernhalten. Oft gelingt ihr das, in anderen Fällen genügt ihre Kraft nicht, und wieder in anderen Fällen geht sie selbst durch die Giftschädigung zugrunde. Anorganische Gifte, wie Blei, Arsen, Kupfer, Quecksilber, Phosphor, die mit der Pfortader zur Leber gelangen, werden dort nach Möglichkeit festgehalten und zerstört. Strychnin wird zum Teil chemisch verändert, zum Teil in der Galle gespeichert und nur langsam in kleinen Mengen abgegeben. Alkohol und beim Nahrungsabbau entstehende Gifte werden durch die Leber möglichst unschädlich gemacht, ebenso die Gifte der Bakterien. Die Festhaltung und Entgiftung von Eiweißstoffen, die „proteopexische Funktion" der Leber, kommt bei gewissen Leberkrankheiten in Wegfall.

Auch in seelischer Hinsicht wirkt die Leber entgiftend. Man spricht davon, wenn jemand sich ärgert, daß „ihm die Galle aufsteigt" oder „er wird grün und gelb vor Ärger", d. h. er bekommt Gelbsucht, oder „er wird noch leberkrank vor Ärger". In gleicher Richtung weist die Frage an einen, der mißmutig daherkommt: „Was ist denn dir über die Leber gelaufen?" Diese Dinge, wie viele andere ähnliche, sind ungeklärt, beruhen aber auf tatsächlichen Beobachtungen. Möglicherweise fängt die Leber Stoffwechselveränderungen ungünstiger Art, die durch den Ärger entstehen, ab und bringt sie, vielleicht durch gesteigerte Gallenerzeugung oder auf irgendeinem anderen Wege wieder ins richtige Geleise.

Der Stoff, den die Leber als Drüse erzeugt und nach außen abgibt, ist die Galle. Die Galle ist einmal das Abfuhrsystem der Leber. Stoffe, die beim Stoffwechsel innerhalb der Leber als unbrauchbar zurückbleiben und entfernt werden müssen, werden mit der Galle in den Darm abgegeben. Sie gelangen zuletzt mit dem Kot nach außen.

Außerdem spielt die Galle bei der Fettverdauung im Darm eine wichtige Rolle. Infolge ihrer alkalischen Reaktion hilft sie mit, die saure Reaktion des aus dem Magen kommenden Speisebreies in eine alkalische zu verwandeln — was für die Darmverdauung notwendig ist. Bei der Fettverdauung entstehen Fettsäuren. Sie geben mit den gallensauren Salzen zusammen die chemische Form der Seifen. In ihnen bilden die noch nicht verdauten Fette eine feine Emulsion, das ist eine ganz feine Art der Verteilung. Es handelt sich um kleine Fettkügelchen, die von der Darmwand aufgenommen und namentlich durch die vom Darm abführenden Lymphgefäße in den Kreislauf gebracht werden.

Das wichtigste Ferment zur Fettverdauung ist das Steapsin. Es ist im Saft der Bauchspeicheldrüse vorhanden. Dieser Saft wird in den obersten Teil des Dünndarms entleert. Dort trifft er mit der Galle zusammen, und sie ist es, die seine Einwirkung auf das Nahrungsfett erst richtig zur Geltung kommen läßt.

Die Fettverdauung ist sehr herabgesetzt, wenn der Gallengang vollkommen verschlossen ist (bei Steinbildung oder anderer krankhafter Veränderung). Das fettverdauende Ferment der Bauchspeicheldrüse ergießt sich zwar in den Darm; es fehlt jedoch der seine Wirkung auslösende („aktivierende") Einfluß der Galle. Ein Teil des Nahrungsfettes geht daher „unverdaut", unverwertbar wieder ab.

Die von der Leber abgesonderte Galle ist rotgelb, bränlichgelb oder grünlich. In der Gallenblase wird ihr nur Schleim beigemengt. Galle wird dort nicht produziert, sondern nur aufbewahrt. Menschliche Galle besteht zu rund 3 Proz. aus festen Stoffen, darunter Cholesterin, Lecithin, Schleim usw. Das Cholesterin ist chemisch verwandt mit den Gallensäuren, die sich in Form gallensaurer Salze in der Galle finden. Die Gallenfarbstoffe sind Abkömmlinge des Blutfarbstoffes: das rotgelbe Bilirubin, das grüne Biliverdin. Im Gegensatz zum Blutfarbstoff enthalten sie aber kein Eisen.

Die Gallenabsonderung geht — wie die Harnabsonderung — ununterbrochen vor sich. Innerhalb 24 Stunden werden beim Menschen 500 bis 1100 ccm abgesondert. Im Hunger wird wenig erzeugt. Bei Fleischnahrung und Fettzufuhr kann die Gallenabsonderung bedeutend gesteigert sein. Kohlehydratnahrung übt keinen fördernden Einfluß aus. Vermutlich werden bei Fleisch- und Fettgaben aus dem Darmkanal gewisse Stoffe aufgesogen, die auf die Gallenproduktion in der Leber anregend wirken. Manche Stoffe haben eine gallentreibende Wirkung („Cholagoga"). Von ihnen wird bei Behandlung von Gallen- und Leberkrankheiten unter Umständen Gebrauch gemacht.

Abgesonderte Galle sammelt sich in der Gallenblase. Ein kleiner Schließmuskel verhindert das Austreten in den Darm. Er öffnet sich zu Beginn der Verdauung, und dann strömt die Galle nach Bedarf in den Dünndarm. Der Reiz zur Öffnung des Schließmuskels wird durch den Übertritt des Speisebreies vom Magen in den Darm hervorgerufen. Es müssen hier auch Nervenverbindungen bestehen, die allerdings zum Teil noch nicht genauer erforscht sind.

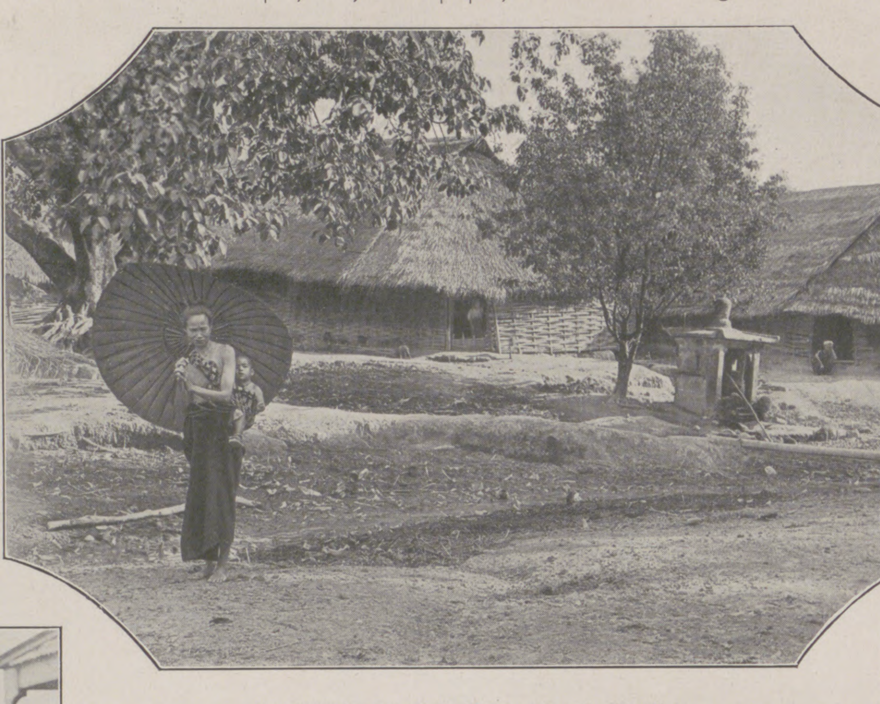
Eine desinfizierende, bakterienabtötende Wirkung — wie man früher annahm — scheint die Galle nicht zu besitzen. Eine ausgesprochene derartige Wirkung kommt dem salzsauren Magensaft zu. Wenn die Galle solche Fähigkeit besäße, so wäre es unverständlich, wieso gerade eingewanderte Typhusbazillen sich noch lange Zeit nach Abklingen eines Typhus in der Gallenblase finden können. Bei „Bazillenträgern" — das sind Personen, die auch nach abgeheilter Erkrankung noch Typhusbazillen in sich bergen und sie ausscheiden — ist der Sitz der immer wieder durch den Darm ausgeschiedenen Bazillen nicht selten die Gallenblase. Das wäre nicht möglich, wenn die Galle an und für sich bazillenabtötend wirken würde.

Frauentypen an der birmanisch-chinesischen Grenze. / Von Christine Scherman, München. Mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin.

Die Oberschicht der Bevölkerung Britisch-Hinterindiens bilden acht Millionen Birmanen und eine Million Schan. Dazu kommen die Bergstämme. In der Kulturentwicklung lassen sich lehrreiche Übergänge in ihren verschiedenen Phasen mit einer Deutlichkeit verfolgen, wie dies anderswo nicht oft glückt.

Die Assimilierung vollzieht sich beim männlichen Teil der einzelnen Stämme unverkennbar rascher; die Frauen haften an Tracht und Herkommen ungleich zäher.

Die Birmanin wird man nicht gerade schön nennen, sie versteht jedoch ihre Reize durch liebenswürdige Koketterie zu erhöhen; dabei ist sie klug und energisch, und wirtschaftlich überragt sie den Mann weit. Die Schan-Frau ist durchschnittlich wohl schöner, aber körperlich wie geistig ungewandter und massiver — ähnlich dem, was wir als Landpomeranze bezeichnen.



1. Wohnviertel der chinesischen Schan in Namkham.



2. Chinesinnen aus dem Palaungstaate Tawngpeng, Oberbirma.



3. Frauen der Rumai-Palaung.

Der gewöhnliche Reisende sieht selten etwas von den Schan und noch weniger von den Bergstämmen. Um die Eigenart dieser Volksteile kennenzulernen, gibt es außer dem meist recht beschwerlichen Besuch ihrer vom Verkehr abgelegenen Siedlungen nur eine günstige Gelegenheit: das sind die Basare, die im ganzen Orient seit alters den Kulturaustausch begünstigt haben. Abgesehen von den ständigen Märkten der größeren Städte sind in Birma in fünftägigem Turnus wechselnde Basare für die einigermaßen bedeutenden Dörfer eingeführt. Ein prächtiges Bild entrollt dank seiner bevorzugten Lage der Basar von Namkham; es ist der Hauptort des gleichnamigen Distriktes im Staate South Hsenwi, malerisch im Flußtal des Nam mao oder Shweli an den Fuß der Berge geschmiegt. Hier mündet der alte Karawanenzug aus Jünnan, der südwestlichen Grenzprovinz Chinas; er führt weiter nach Bhamo, der eigentlichen Grenzstadt Birmas gegen China. Ein mühevoller Weg über Berge, Täler und Flußläufe ist es, den man mit Ponys, Mauleseln und Packochsen zu bewältigen hat, um von Bhamo aus in fünf Tagen Namkham zu erreichen. Der Ort scheidet sich scharf in zwei gesonderte Teile. Der eine beherbergt in sauber gehaltenen, auf Pfosten errichteten Häusern die einheimischen Schan; im anderen stehen die Häuser regellos auf morastigem Grund, den Schweine durchwühlen. In diesen wenig ansprechenden Vierteln hausen die chinesischen Schan (Abbild. 1). Am Basartag nun strömen von den Grenzgebirgen Männlein und Weiblein herein, um Gemüse, Betel, Indigo u. a. m. abzusetzen und allerhand Hausbedarf einzukaufen. Manche von diesen Stämmen sind drüben in China beheimatet, und nur vereinzelte abgesonderte Gruppen haben sich in Birma ansässig gemacht. So die Lisaw (Abbild. 5); wegen ihrer bunten Tracht heißt man sie „blumige" Lisaw (sprich: Lisso). Die blauen, weiß und rot besetzten Gewänder, der Silberschmuck und die Kauirschneckenzier kleiden sie nicht übel; ihre bemerkenswert helle Gesichtsfarbe ist rosig angehaucht, bei mongolischen Völkern eine Seltenheit.

Die buddhistischen Palaung sind in zahlreiche Stämme gegliedert, die sich äußerlich am deutlichsten durch die Tracht der derben, untersetzten Frauen (Abbild. 3) voneinander abheben. Im eigentlichen Palaungstaat, wo man Tee pflanzt, der für ganz Birma die beliebte Delikatesse, eine Art von gegorenem Teesalat, liefert, herrscht Wohlhabenheit.

Vom äußersten Nordosten Birmas her haben die Katschin (Abbild. 6) ihren Weg genommen. Ihre gewalttätigen Erpressungen setzten ehedem den Nachbarvölkern hart zu. Auch bei ihnen ruhen die meisten Pflichten auf den Schultern der Frauen; diesen liegt die ganze Hausarbeit ob, das meiste vom Feldbau, Holzsammeln, Reisstampfen, Wasserschleppen und die Versorgung der Kinder. Man staunt, wie sie noch die Zeit erübrigen, mit dürftigstem Gerät auf Gewändern, Taschen und Gürteln farbenfrohe Wirkmuster anzubringen.

Schönheiten darf man unter all diesen Bergvölkern nicht suchen, und der stark verbreitete Kropf (der auch die Schan-Frau im Vordergrund rechts von Abbildung 4 ziert) macht ihre Erscheinung nicht anziehender.

Die Chinesen leben in erheblicher Zahl als Handwerker und Geschäftsleute an fast allen größeren Orten Birmas. Häufig verheiraten sie sich mit Birmaninnen, und der diesen Ehen entsprießende Mischtyp zeichnet sich durch besondere Tüchtigkeit aus. Man sieht aber auch Chinesinnen in ihrer nationalen Tracht und mit den Krüppelfüßchen (Abbild. 2).





5. Frauen und Mädchen der „blumigen" Lisaw im Basar von Namkham.

4 (im Oval). Schan-Familie auf der Hausveranda.



6. Frauen und Mädchen der Katschin im Basar. Im Hintergrund Schan-Männer. Distrikt Bhamo, nahe der chinesischen Grenze.

Fräulein von Behr. / Novelle von Hans-Eberhard v. Besser.

Auf dem Ringplatz der kleinen Stadt, unter der Ruhe der hochgiebeligen Häuser, sprudelte geräuschvolles, gestaltenbuntes Markttreiben. Eine bewegte Menge von Menschen umdrängte die Verkaufsstände, hinter denen Weiber mit zungenfertiger Geschwätzigkeit für die Güte ihrer Waren einstanden. Nur wenn die schrille Pfeife eines Kutschers ertönte, der, in die helle Leinwand eines langen Staubmantels gekleidet, hochmütig vom Bock eines vornehmen Jagdwagens auf die Auseinanderstiebenden herabblickte, stockte das Feilschen und Handeln für einen Augenblick. Die Weiber hielten inne, und die kauflustigen Leute schauten neugierig zu dem vorüberrollenden Gefährt hin. Die Familien, die in der Umgegend des Städtchens ihre Güter besaßen, waren überall bekannt; selbst Kutscher und Pferde wußte jedermann genau unterzubringen. So verlief ein Markttag wie der andere, und dennoch wurde jeder stets wiederkehrende Vorgang von den Kleinstädtern als neues besonderes Erlebnis empfunden. —

Deta von Behr schritt über die schlechte Steinpflasterung des Platzes. Sie ging ihrer Gewohnheit nach von einem Geschäft zum andern und ließ ihren Wagen langsam folgen, um ihm dann ihre Pakete abzugeben.

Im flüchtigen Aufschauen gewahrte sie jetzt auf der gegenüberliegenden Seite ein Juckergespann, das ihr wohlbekannt war. Hinter ihm tauchte, scharf umrissen, die zusammengefaßte Erscheinung Ferdinand von Reits auf. Über ihr feingeschnittenes Gesicht, das in seiner ebenmäßigen Schönheit etwas unbelebt und einförmig wirkte, flog ein rasches warmes Leuchten. Ihre Züge gewannen dann einen anmutsvollen Ausdruck, und die ganze überschlanke, von strengem Sport zu sehniger Kraft erzogene Gestalt straffte sich. Die Zeichnung ihres Profils verlor dann ihre überstarke Ausgeprägtheit, und die sorgfältige Gepflegtheit ihres Äußeren ließ nicht ahnen, daß für Deta von Behr schon der Frühglanz der ersten Mädchenjugend untergegangen war.

Über dem Ringplatz hing die Mittagssonne voll tiefen Glutens. Der Herbst hatte sich ihre letzte Kraft genommen und senkte sie herab auf die schwere Zackenlinie der Giebelhäuser, Spätsommer vortäuschend. Die steinernen Laubengänge, die den Platz im Viereck umliefen, warfen ihre sacht geschwungenen Rundschatten auf das Pflaster.

„Hallo, Ferdinand!“ rief Deta von Behr näher kommend den Jugendfreund des Nachbargutes an.

Dieser sah auf: „Morgen, Deta, was gibt's Neues?“

Sie schüttelten sich kameradschaftlich die Hände, und die Augen des Mädchens ruhten auf dem Mann mit dem Blick einer Liebe, der die Gereiftheit von Jahren in sich trug.

„Ich warte hier auf meinen Gast“, fuhr Ferdinand fort und versuchte, an das nahe Schaufenster tretend, in das Ladeninnere zu spähen. „Diese Lauben verdunkeln doch alles zu sehr, man kann nichts richtig erkennen, der reine Tunnel.“

„Wen habt ihr denn draußen bei euch?“ erkundigte sich Deta angeregt.

„Fräulein von Üllz, eine junge Dame, die ich mit grimmiger Freude in die Landwirtschaft einführe. Ich schleppe sie über Felder und Wiesen, durch Ställe und Scheunen, erkläre ihr die Dreschmaschine, den Motorpflug, die Mähmaschine und so weiter.“

„Und das Gesicht von ihr,“ Deta lachte belustigt, „das möchte ich sehen!“

„Es ist nicht so schlimm. Sie ist nicht, wie ich zuerst dachte, eine Städterin von üblicher Art. Nach anfänglicher Verblüffung hat sie bereits einen Hauch von Verständnis aufgebracht. Ich bin überzeugt, es kann noch einmal etwas aus ihr werden — eine gute Landfrau!“ Er lachte hell.

Deta horchte auf dieses unbekümmerte Lachen, das sie so gut kannte, und das er immer dann hatte, wenn eine innere glücksfrohe Leichtigkeit seine Seele emportrug. Noch ehe sie diesen Gedanken bis in seine Werdungstiefen zurückverfolgt hatte, wurde von dem dienernden Ladenbesitzer die Tür des Geschäftes aufgerissen, und eine junge Dame in gutsitzendem grauen Jackenkleid und dazu passendem Lederhut stand auf der Schwelle.

„Da bin ich!“ sagte sie frisch und ungezwungen mit all dem Liebreiz ihrer 22 Jahre. „Hat es zu lange gedauert?“

„Das Warten auf Sie, mein gnädiges Fräulein, wird mir nie zu lange,“ erwiderte Ferdinand von Reit mit schlagfertiger Artigkeit, „auch wenn ich dabei keine Gesellschaft gehabt hätte.“ Er nannte vorstellend die Namen.

Eine Pause entstand, nur für Sekunden. Das Denken der drei traf zueinander — wurde unbewußte Einheit, man schätzte ab — verglich — prüfte die Stellung zueinander. Dies währte kaum einen Atemzug lang, dann war man darüber hinweg, sprach weiter, so selbstverständlich leicht und plauderhaft, wie es Menschen tun, die dem gleichen Boden entstammen, und die eine gemeinsame Weltanschauung miteinander verbindet.

„Was wünschen Sie nun?“ fragte Ferdinand. „Sie haben Ihre Besorgungen gemacht. Ich führte Ihnen die Sehenswürdigkeit der Stadt oder vielmehr die Sehenswürdigkeiten vor, dort drüben das Rathaus — den alten Barockbau. Ich zeigte ihn von vier Seiten. Davor der fließende Brunnen, macht fünf, zwei mächtige Linden, macht sieben Sehenswürdigkeiten. Was also möchten Sie nun?“

„Etwas essen,“ sagte Helma offenherzig, „ich habe Hunger.“

Reit lachte wieder hell auf: „Naiv-ursprünglich im besten Sinne des Wortes. Gut, gehen wir zu Mutter Baum. Das ist die Konditorei, die Sie ja noch kennenlernen müssen. „Deta, du kommst mit!“

Diese nickte rasch: „Gern.“

Sie schritten über den Marktplatz.

Deta von Behr sah benommen vor sich nieder, und in ihr war, augenblickshaft geboren, ein ungläubiges Staunen, das sie noch nicht in seiner ganzen kalten Wucht fühlte. In ihre Bewußtheit schlich fahle Angst, ringende Unruhe, die sie nur mühsam zügelte. Sie betrachtete den Mann mit dem scharfen Auge dieser Stunde, die ohne Erbarmen war. Sie beobachtete das sonnenverbrannte Gesicht mit dem bartlosen Mund, in dem kurz verschnittenes Haar die hohe Stirn freigab; sie hörte sein frisches Geplauder, das beinahe knabenhaft und voll sprühender Ausgelassenheit war. War das der gleichaltrige Jugendfreund, der Mann ihrer Liebe? Und als sie jetzt zu Helma hinschaute, fühlte sie jäh, sie war alt, und diese war jung — jung wie der Mann an ihrer Seite. Die Empörung ihres heißen Herzens wandte sich gegen die andere. Kleines Ding, dachte sie verächtlich und wußte dennoch dunkel, daß sie ungerecht war, und daß sie in Helma von Üllz einen reifen Menschen anerkennen mußte.

In der kleinen Konditorei saßen wenige Gäste. Das Hinterzimmer mit den weißen Marmortischen und dem breiten Ledersofa war frei. Von draußen drängte das Geräusch des Markttreibens heran, verebbte. Die Pferde der auf der Straße wartenden Wagen scharrten ungeduldig mit den Hufen.

„Gib etwas zu rauchen, Ferdi,“ sagte Deta mit offenkundig zur Schau getragener Vertraulichkeit, „ein paar Züge auf Lunge, Donnerwetter, das bringt ins Lot.“

Sie war von einer überreizten, krankhaften Lebendigkeit; ihr Gesicht war blaß, und die Augen, die im Licht der Scheiben grell beleuchtet waren, erfüllte ein steiler Schein. Ferdinand sah erstaunt zu ihr hin und reichte ihr seinen silbernen Zigarettenbehälter.

„Wie ist das eigentlich mit dem Bock, Ferdi, dem gerissenen Kerl, dessen Fährte du kürzlich bei der Kobeliner Schneise ausgemacht hast? Du sprachst doch davon, daß du den Wechsel von und zu der Äsung genau kennst.“

Der Ton, den sie anschlug, war burschikos und wirkte peinlich.

„Hast du ihn endlich zur Strecke gebracht, Ferdi? Zum Teufel, du verstehst doch zu fährten! Wir sind doch so manches Mal zur Pirsch hinausgefahren. Die Büchse an die Wange und dann Krach, daß das Echo hochfliegt und der Forst aus den Fugen geht, und dann Schweiß, roter heißer Schweiß im grünen Moos, ah, das ist Weidwerk!“

Sie stieß den Rauch zur Decke empor und rückte den Stuhl heftig vom Tisch ab, so daß die Tassen leise klirrten.

Ferdinand von Reit erwiderte nichts, und es war, als wäre die Rede an ihm vorbeigegangen und wäre achtlos an den Wänden, die den kleinen Raum umgaben, verschallt.

„Ich sollte mit auf den Ansitz“, sagte Helma voll begütigender Weichheit. „Wir hatten bis jetzt immer so viel vor, daß wir erst in diesen Tagen den Kapitalen stellen wollen.“ Sie nahm von der Tortenschüssel und sah nachdenklich zum Fenster hinaus; ihr weiblich feines Empfinden ließ sie mit Sicherheit fühlen, was in Deta vorging.

Bald brach man auf.

Deta gab vor, noch etwas besorgen zu müssen, und ließ den Wagen der anderen abfahren. Um der Wahrheit ihren Tribut zu zollen, betrat sie ein Geschäft und kaufte irgendeine Kleinigkeit. Dabei fiel ihr auf, daß sie seit Jahren von dem alten Ladeninhaber bedient wurde — seit Jahren! traf es sie bitter. Die Uhr vom Rathause schlug, und wieder empfand sie, seit Jahren, seit Jahren schlug diese Uhr durch ihre Tage, so schwerfällig und dumpf, als würde es ihr schwer, diesen Auftrag in seiner ewigen Notwendigkeit zu erfüllen.

Die Pferde hatten die Nase nach dem Stall. Scharf griffen sie aus, und rasch blieb die kleine Stadt zurück. Die Landstraße dehnte sich wie ein straffes graues Band dahin. Mattgoldene Sonnentupfen blinkten auf den Fluren, verwehte Spuren von des Sommers letzten Lebensschritten.

Felder, abgeerntet und entfruchtet, rückten heran und wichen wieder zurück. Da und dort kroch der Rauch der Kartoffelfeuer am Boden hin, Wind kam, riß ihn spielerisch empor und malte damit eine hauchdünne geschwungene Linie in die Luft.

Deta von Behr saß aufgerichtet im Wagen; die Hände in den knapp anliegenden Handschuhen lagen auf der monogrammgeschmückten Decke. Sie sah darauf hin: „Fräulein von Behr“ murmelte sie, „Fräulein von Behr“ rollten die Räder; „Fräulein von Behr“ erklang es aus dem Gleichtakt der eiligen Pferdehufe. Ewig würde es so klingen, bis man einmal sagte: „Das alte Fräulein von Behr.“

Fernher tauchte eine Mühle herauf, die behende leicht ihre Flügel drehte — schwand.

Dann stieg steif, in gemessener Geradheit, die Zeichnung des Schlosses empor, dessen herbstbunter Park in angrenzende Waldungen überging. Ernst und abgeklärt kam es heran, und der Eindruck mutete in seiner Bildhaftigkeit an wie ein Kupferstich. Es schaute herüber in einer Zeitlosigkeit, die in ihrer Problemlosigkeit quälend und erlösend zugleich war. Die Wipfel des Parkes loderten brandrot und tauchten das Schloß in Glut.

„Halten!“ Deta rief es dem Kutscher zu — die Pferde standen schnaubend. „Ich komme gleich — können Sie bestellen.“ Sie nickte kurz, der Wagen rollte weiter.

Deta von Behr ging den parkstillen Weg hinauf, der Himmel spannte sich über ihr in herbstesstiller Traurigkeit. Langsam kehrte ihre Fassung zurück. Ihr kluger gerechter Lebenssinn, der keine Selbsttäuschung duldete, sagte ihr die Wahrheit. Sie war alt geworden, unmerklich war es geschehen, kaum ahnbar, kaum glaubhaft. — Sie gehörte zu den Menschen, die da meinten, der unbedingte Glaube an eine Sache verbürge ihre Wirklichkeit. Heute brach dieser Lebensgrundsatz zusammen. Sie konnte nicht an ihre Jugend glauben.

Allmählich kehrte die Ruhe in ihr Antlitz zurück. Die Harmonie ihrer Gestalt wurde eins mit ihrem Schritt, unter dem das Goldlaub raschelte. Langsam ging sie auf das Schloß zu, das in der Nähe in seiner steinernen säulengestützten Massigkeit ablehnend und unerbittlich wirkte.

Der Sturm der nachtsüber sein wildherziges Kampflied gesungen, war voller Leidenschaft gegen die Breite des Hauses vorgedrungen. Noch lagen verstreute Blätter gleich purpurnen Tropfen auf den steinernen Stufen.

Der Schloßherr stand in der Halle, die Tür zur Bibliothek war offen, er hielt ein Buch in der ausdrucksvollen Hand, auf das er voller Nachdenksamkeit niederschaute. In seiner überragenden Erscheinung prägte sich ein Aristokratentum aus, das beseelte Innerlichkeit und feine Geistigkeit war.

„Nun“ — Dieses Wort von seinen Lippen erwachte in Gedankenfernen — wurde eine Frage.

Und nur um etwas zu erwidern, antwortete Deta mit müder Verlorenheit: „Es ist Herbst geworden, Vater.“

Der Schlag ihres Herzens klang aus in Einsamkeit.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Eroberung der beiden Pole. Amundsen wird ja wohl den Nordpol erreicht haben. Er kann sich dann rühmen, der einzige aller Menschen zu sein, der sämtliche Breitengrade der Erde, vom 90. Grad südlicher bis zum 90. Grad nördlicher Breite, besucht hat! Zwei Forscher haben bisher am Nordpol, zwei am Südpol, zwei auch am magnetischen Nordpol auf Boothia Felix geweilt, und jedesmal war Amundsen der eine davon! Am Nordpol war Peary 1909 vor ihm gewesen, ebenso am magnetischen Nordpol Roß 1831; am Südpol aber war Amundsen als Erster um Mitte Dezember 1911, und erst vier Wochen später kam als Zweiter Scott dorthin, der dann auf der Rückreise den Tod fand. Zeigen schon diese paar Tatsachen die ganz eigenartige Stellung, die Amundsen in der Geschichte der Polarforschung einnimmt, so ist dieser große Forscher auch der einzige gewesen, dem in den Jahren 1903 bis 1906 auf seiner winzigen, nur 48 t großen „Gjöa“ die vollständige Bezwingung der jahrhundertelang hart umkämpften nordwestlichen Durchfahrt zu Schiffe gelang, ebenso wie Nordenskjöld der einzige geblieben ist, der mit dem Schiff 1878/79 die gesamte nordöstliche Durchfahrt bezwang. Es wird interessieren, zu sehen, in welchen Etappen sich die Eroberung der arktischen und subarktischen Zonen abgespielt hat. Nachstehende Tabellen geben darüber Rechenschaft. Zu den ersten Daten ist zu bemerken, daß Pytheas aus Massilia, der auf seiner Nordfahrt das berühmte Thule auffand, höchstwahrscheinlich in der Gegend von Drontheim geweilt hat, und daß Ohtere ein Normanne war, der im Auftrag des englischen Königs Alfred des Großen feststellte, wie weit sich Europa nach Norden erstreckte, und der bei dieser Gelegenheit bis ins Weiße Meer und zur Dünamündung vordrang. Was dagegen die Normannen betrifft, so steht fest, daß sie im 12. Jahrhundert an der grönländischen Westküste bis etwa zum 75. oder 76. Grade vorgedrungen sind, und daß sie im Jahre 1194 auch Spitzbergen entdeckt zu haben scheinen, dessen südlichste Spitze zwischen 76 und 77 Grad nördlicher

Breite liegt. Die systematischen Nordpolfahrten begannen dann erst im Jahre 1553. Die Erreichung des Nordpols vollzog sich dann in folgenden Breiten-„Rekorden“:

etwa 347 v. Chr.	Pytheas (Grieche)	etwa 64 1/2°
um 880 n. Chr.	Ohtere (Normanne)	71° 10′ (Nordkap)
1194	Normannen	76° 27′ (Südspitze v. Spitzbergen)
1594	Barento (Holländer)	77° 55′
1596	Barento (Holländer)	80° 11′
1607	Hudson (Engländer)	80° 28′
1773	Phipps (Engländer)	80° 48′
1806—1822	Scoresby, Vater u. Sohn (Engländer)	bis etwa 83°
1834	Graah (Däne)	über 83°
12. Mai 1876	Markham (Engländer)	83° 20′
13. Mai 1882	Lockwood (Amerikaner)	83° 24′
7. April 1895	Nansen (Norweger)	86° 14′
25. April 1900	Cagni (Italiener)	86° 33′
Frühjahr 1906	Peary (Amerikaner)	87° 6′
6. April 1909	Peary (Amerikaner)	90°

Ein bewußtes Vordringen in möglichst hohe Südbreiten kam dagegen erst in den Tagen des großen englischen Seefahrers James Cook vor 1 1/2 Jahrhunderten auf und war auch in der folgenden Zeit noch mehrfach von jahrzehntelangen Pausen unterbrochen, so z. B. von den vierziger bis zu den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Eroberung des Südpols, der, im Gegensatz zum Nordpol, auf festem Land liegt, sogar auf einem hohen Gebirgsplateau, vollzog sich dann in folgenden Etappen:

30. Januar 1774	Cook (Engländer)	71° 10′	
20. Februar 1823	Weddell (Engländer)	74° 20′	
Februar 1842	Roß (Engländer)	78° 10′	zu Schiff im Südlichen Eismeer
17. Februar 1900	Borchgrevingk (Norweger)	78° 50′	
29. Dezember 1902	Scott (Engländer)	82° 17′	
30. November 1903	Scott (Engländer)	77 1/2°	auf dem Festland
9. Januar 1909	Shackleton (Engländer)	88° 23′	
14. bis 17. Dezember 1911	Amundsen (Norweger)	90°	

Mit der Erreichung beider Pole ist natürlich das arktische und antarktische Problem durchaus nicht gelöst. Der Südpolarkontinent ist erst an ganz wenigen Stellen oberflächlich bekannt, und in der Arktis gibt es vor allem zwischen Nordamerika (dessen äußerste nördliche Festlandspitze bisher nicht einmal sicher bekannt ist) und dem Pol noch so gewaltige Mengen völlig unerforschter Gebiete, daß manche vermuten, es könne dort noch eine riesige Insel zu entdecken sein, die nicht viel kleiner als Grönland sei. Amundsens Flug und später die von Nansen geplante Luftschiffahrt zum Pol werden uns ja wohl über diese erdkundlichen Rätsel weitere Aufklärung bringen. Dr. Hennig.

Die Wunder der Quarzlampe. Die für unser Auge unsichtbaren ultravioletten Strahlen, die im Quarzlichte reichlich vorhanden sind, haben die Eigenschaft, organische Stoffe wie Pergament, Papier, Holz usw. fluoreszierend aufleuchten zu lassen, während anorganische Stoffe auf diese Strahlen nicht reagieren. Farbstoffe, Tinten usw. enthalten nun anorganische Bestandteile, wie zum Beispiel Eisenteilchen, die fast immer auch dann noch in genügendem Maße vorhanden sind, wenn eine Schrift durch atmosphärische oder andere natürliche Einflüsse vollkommen verblaßt ist, wenn sie aus irgendwelchen Gründen abgewaschen oder rasiert wurde, oder wenn Schriftstücke durch Witterungseinflüsse morsch und brüchig und ihre Buchstaben unlesbar geworden sind. Wird nun ein Pergament oder Papier, von dem Schriftzüge getilgt wurden, ultravioletten Strahlen ausgesetzt, so leuchtet es zart auf; nur jene Stellen bleiben dunkel, auf denen Tinte oder Farbe lag, und so erscheint auch die alte Schrift inmitten einer leuchtenden Fläche. Wie geht nun eine Quarzlichtaufnahme vor sich? Die Quarzlampe sendet, wie erwähnt, mit ihrem Lichte in reichem Maße ultraviolette Strahlen aus. Das Licht passiert eine optische Apparatur, die ebenfalls aus Quarz geschliffen ist, da Glas die ultravioletten Strahlen nicht durchlassen würde, und aus zwei Kondenserlinsen und zwei Prismen besteht, durch die das Licht der Quarzlampe um 90 Proz. abgelenkt und in seine Spektralfarben zerlegt wird. Ein Schirm, der das Spektrum auffängt, reflektiert nun die ganze Farbenskala und leuchtet dort fluoreszierend, wo die ultravioletten Strahlen auftreffen. Man blendet hierauf die Strahlen der Quarzlampe so ab, daß nur die fluoreszierende Partie auf dem Schirme sichtbar bleibt. So hat man ein Feld gefunden, das nur von ultravioletten Strahlen getroffen wird, und stellt in dieses das Schriftstück oder irgendein Objekt, das photographisch festgehalten werden soll. Die Aufnahme erfolgt mit einer der allgemein gebräuchlichen photographischen Kameras. Um mit dem Aufnahmeapparat nicht in den Gang der ultravioletten Strahlen treten zu müssen, wird der Fluoreszenzschirm, an dessen Stelle sich nun das zu photographierende Objekt befindet, in einen Winkel zur Achse der auffallenden ultravioletten Strahlen gedreht, wodurch es nun möglich ist, die Kamera dem Objekte gegenüber außerhalb des Strahlenganges anzuordnen. Die Aufnahmezeit währt 1 bis 2 Stunden. — Die Quarzlichtaufnahme ist ein noch junger Pflegling der optischen Wissenschaft. Der Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, Dr. P. R. Kögel, hatte die Bedeutung der Quarzlichtaufnahme für wissenschaftliche Forschung und Kriminalistik erkannt und machte schon im Jahre 1916 Aufnahmen zum Nachweise und zur Entzifferung unsichtbarer oder unlesbar gewordener Schriften. Die Wiener Nationalbibliothek hat dann als erste unter den Bibliotheken der Welt ein Institut für Quarzlichtaufnahmen zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung gegründet, das bald auch in den Dienst der gerichtlichen Photographie gestellt wurde. Bei Rasuren, Abwaschungen, Überdeckungen, Fälschungen usw. leistet die Quarzlampe unentbehrliche Dienste. Ebenso ist sie für die Wissenschaft äußerst wertvoll, da sie oft die Entzifferung von alten, mehrfach beschriebenen Pergamenten, sogenannten Palimpsesten, ermöglicht. Man darf aber, wenn man der Vorteile der Quarzlichtlampe gedenkt, nicht undankbar jene photographischen Aufnahmemethoden vergessen, die bisher — allerdings unter den denkbar größten Schwierigkeiten, aber mit ähnlichem Erfolge — für wissenschaftliche und forensische Forschung gemacht wurden. Durch Verwendung von Farbfiltern und eigenem Aufnahmematerial sowie durch Ausarbeitung subtiler Arbeitsweisen ist es schon vor der Ära der Quarzlampe häufig gelungen, Verborgenes photographisch aufzudecken. Auch heute noch können wir dieses alte Arsenal der gerichtlichen Photographie nicht ganz entbehren. Bisweilen sind Fälle zu verzeichnen, denen die Quarzlichtlampe machtlos gegenübersteht, und in denen dann eben diese alten Methoden wieder mit Erfolg in ihre Rechte treten. Ernst Friedmann, Wien.

Die Welt nach fünfzig Jahren. Wie die Welt in fünfzig Jahren aussehen wird, darüber läßt sich der englische Gelehrte Gernsback, der Herausgeber der Zeitschrift „Science and Invention“, in einem bemerkenswerten Artikel folgendermaßen aus: Als Jules Verne seine prophetischen Bücher schrieb und das Unterseeboot mit elektrischem Antrieb vorausschauend beschrieb, wurde er für einen Schwärmer und Utopisten gehalten. Zwanzig Jahre später war seine Prophezeiung zur Wirklichkeit geworden. Schaut man fünfzig Jahre zurück, so erscheint es geradezu unheimlich, was für Fortschritte die Elektrizität gemacht hat. Noch vor fünfzig Jahren gab es kein Telephon, kein elektrisches Licht, kein Kino, keine elektrische Straßen- und Eisenbahn. Die drahtlose Telegraphie wäre noch vor fünfzig Jahren für ein Märchen gehalten worden, und man hätte es als einen Wahnsinn belacht, hätte man damals versuchen wollen, auf drahtlosem Wege ein Bild von Neuyork nach London zu senden. Es ist daher wohl die Frage berechtigt: „Wie wird die Welt in weiteren fünfzig Jahren aussehen?“ In den meisten Städten sind die Verkehrsverhältnisse nachgerade unerträglich geworden. Es wird sich daher vielleicht als notwendig er-

weisen, eine ganz neue Art von Straßen zu bauen, und zwar wird jede Stadt eine sogenannte Gürtelstraße erhalten, die in mehreren Etagen übereinander angelegt sein wird. Die oberste Etage ist für leichte Personenfahrzeuge, wie Motorräder, bestimmt, die selbstverständlich elektrisch betrieben werden. Die elektrische Kraftübertragung erfolgt mittels Radios, und zwar gilt dies nicht nur für die Fahrzeuge, sondern auch für die Fußgänger, die auf elektrischen Rollschuhen dahingleiten werden. Ein Draht, der vom Rollschuh zum Kopf oder zur Schulter des Fußgängers verläuft und ihn mit der Radio-Kraftlinie verbindet, genügt, ihn mit einer mindestens vier- bis fünfmal so großen Geschwindigkeit fortzubewegen, wie dies heute möglich ist. Unter dieser ersten Etage wird die elektrische Eisenbahn fahren, die eine im Vergleich zur jetzigen weitaus größere Fahrgeschwindigkeit erreichen wird. Unter der Eisenbahn werden drei Trottoirs roulants nebeneinander verlaufen, von denen das erste mit einer Geschwindigkeit von nur wenigen Kilometern in der Stunde, das zweite mit einer solchen von 12—16 km und das dritte mit einer Geschwindigkeit bis zu 24 km sich vorwärtsbewegt. In fünfzig Jahren werden unsere Gelehrten auch das Problem der Beeinflussung des Wetters gelöst haben, wenigstens soweit Städte in Betracht kommen. Mächtige Konstruktionen für elektrischen Hochfrequenzstrom werden auf den Dächern der höchsten Gebäude angebracht sein und Regenwolken zerstreuen oder erwünschten Regen hervorrufen. Man hat oft die Frage erörtert, welche Wirkung die drahtlosen Stationen auf Lebewesen und Pflanzen haben. Derzeit kann man noch von keiner Wirkung sprechen, weil die Stationen nur eine geringe Kraftmenge aussenden. Aber in fünfzig Jahren, wenn Super-Radio-Stationen Millionen und Billionen von Kilowatts erzeugen werden, wird das Weltbild ein anderes sein, denn dann werden die Hochfrequenzströme Einfluß auf alle Wesen ausüben. Die Pflanzen werden ein zehnmal rascheres Wachstum erreichen. Versuche, die man mit Insekten angestellt hat, haben ein unter dem Einfluß der Elektrizität beschleunigtes Wachstum ergeben, und daher ist eine analoge Wirkung auch auf Tiere und schließlich auch auf den Menschen nicht ausgeschlossen. Und so wird möglicherweise in hundert Jahren ein sechsjähriges Kind unter Einwirkung der Elektrizität in der geistigen und körperlichen Entwicklung einem achtzehnjährigen Jüngling von heutzutage entsprechen. Die Stadt der Zukunft wird ihre elektrische Kraft auf dem Radiowege von fernen Wasserfällen und von der Sonne beziehen. Heute gehen noch ungeheure Mengen von Energie ungenutzt verloren, die man sammeln und auf drahtlosem Wege einer Zentralanlage zuführen könnte. In fünfzig Jahren wird man kaltes Licht anwenden und die Energie restlos ausnutzen, statt sie durch Wärmeverschwendung zu vergeuden. Im Winter wird es in allen Gebäuden warm, im Sommer kühl sein. Die Häuser der Zukunft werden nach dem System der Thermosflasche geheizt sein; sie werden Doppelmauern haben, deren Zwischenräume mit Kork oder einem anderen schlechten Wärmeleiter ausgefüllt sein werden. Auch der drahtlose Film wird dann etwas Selbstverständliches sein. Dr. Fk.

Ein 2500jähriges Kloster. Der gemeinschaftlichen Expedition, die das Britische Museum und das Pennsylvanische Museum nach Ur im Irak ausgerüstet hatten, ist es unter anderem gelungen, ein Kloster zu entdecken, das vor nahezu 2500 Jahren für eine Tochter des Königs Nabonidus (556—538 v. Chr.) erbaut wurde. In dem Bericht an das Britische Museum sagt hierüber der Leiter der Expedition, Mr. Wooley: „Der letzte König der Babylonier, Nabonidus, weihte seine Tochter Bel-Shalti-Nannar zur Hohenpriesterin der Mondgöttin und erbaute ihr zu Ehren ein Kloster in Ur. Wir fanden einen weißen Hofraum, umgeben von einem doppelten Wall, der eine lange Flucht von Zimmern mit gepflasterten Ziegelsteinen als Fußboden umschloß, die den Namen Nabonidus und die Beschreibung des Hauses der Priesterin trugen. Der Inhalt des Gebäudes war nicht weniger von Bedeutung als sein Charakter. Schreibmaterialien aller Art, schriftliche Übungen usw. scheinen zu beweisen, daß die Klöster auch damals erzieherische Aufgaben hatten, und die Tochter des Nabonidus scheint ein Museum in ihrem Kloster gehabt zu haben."

Literatur und Kunst.

Großdeutsche Kunstausstellung Darmstadt 1925. Auf der Mathildenhöhe, wo vor 24 Jahren der ehemals regierende Großherzog Ernst Ludwig von Hessen dem modernen Kunstgewerbe und Wohnungsbau die Wege bereitete, wurde in den letzten Maientagen eine Großdeutsche Kunstausstellung eröffnet. Leider fehlt noch in der umfangreichen Schau die Abteilung der Sudetendeutschen. Sie wird erst im Juli an die bestehende Ausstellung als Sonderglied angeschlossen werden. Doch das Vorhandene dürfte allgemein befriedigen. Die modernste Richtung wurde ausgeschaltet, wodurch der Gesamteindruck geschlossener wirkt als in den Ausstellungen früherer Jahre. Der Besucher wird nicht durch ein Gegeneinander der Kunstansichten aus der zum eingehenden Betrachten notwendigen Einstellung gerissen. Daher bekämpft die radikal gerichtete Künstlerschaft dieses Unternehmen. Man kann jedoch unparteiisch als Urteil buchen: diese Ausstellung steht auf einem Niveau der besten Münchener Glaspalastausstellungen ohne deren bedrückende Überfülle. Glänzende Spitzenleistungen zwingen nicht den Besucher, aber an vielen Gemälden und Plastiken findet der unbefangene Kunstfreund seine Freude, und von vielem wird ein „nicht interesseloser" Kunstgenießer den Besitz wünschen. Sehr erfreulich ist die Beteiligung der Wiener Künstler, deren kultivierter Geschmack manche Anregung gibt. In Zeiten wie der unseren, die um ein neues Weltbild ringt, wird immer die Kunst als Abbild innerer Kämpfe in auseinanderstrebende Richtungen zerfallen. Ein Gegeneinander förderte stets den Fortschritt. Heute leider wird dieser geistige Kampf in den politischen Streit einbezogen. Die stillen, auf alter Überlieferung ihr eigenes Leben aufbauenden Künstler werden als Rückschrittler beschimpft; die Traditionslosen glauben, uns die Wege zu Neuem zu weisen. Wer aber das Glück oder Unglück hat, viel in Büchern, die nicht allen zugänglich sind, zu studieren, wird entdecken, daß die sogenannten Traditionslosen meist nur an europafremde Tradition anknüpfen, an Wildenkunst oder an unbekannte Typen ägyptischer oder mongolischer Form. Alles das bedeutet für uns, die wir Europäer sind und bleiben müssen, nicht Zukunft. Für alle Kunst ist das Wesentliche der Mensch, der sie schafft aus dem Umkreis inneren Schauens. Enkel und Nachkommen sind wir alle; doch in wessen Blut das Geheimnis der Geschlechter Wort und Bild erhält, der ebnet dem Neuen den Weg. Einst überschätzten wir die Form in Wissenschaft und Kunst; heute wissen wir, daß die Form nur den Inhalt bindet, und daß seine Weite auch die Maße der Form sprengen kann, ohne die Kunst zu verleugnen. Wenn wir aus der Zerrissenheit der Gegenwart wieder zu einem gerundeten Weltbild gelangen, wird die Kunst ein geschlossenes Abbild dieser Beruhigung darstellen. Daß in der Darmstädter Ausstellung das sogenannte Umstürzlerische ausgeschlossen wurde, verleiht ihr einen Eindruck der Beruhigung und läßt sie eine Vorahnung stillerer und besserer Zeiten werden. Weil wir des Streites müde sind, der doch nur ein Tagesstreit ohne überzeitliche Bedeutung, wirkt diese Ausstellung so angenehm. Die in dieser Nummer abgebildeten Proben können besser als meine Worte den Richtungswillen zu einer Welt, wo Wollen und Können sich decken, belegen. Auch diese Welt ist nicht die beste der Welten, doch eine schönere als der Alltag und die Überschau verstiegener Neugestalter. Dr. Robert Corwegh, Darmstadt.

Neue Kunstbücher zur Renaissance. Carl Woermann, einer der Altmeister unserer deutschen Kunstgeschichtsschreibung, veröffentlicht unter dem Titel „Die Kunst zur Zeit der Hochrenaissance" (Bibliographisches Institut, Leipzig) einen Sonderabschnitt aus seiner „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" in der Sammlung „Kultur und Welt". Aber durch Neubearbeitung und Zusammenziehung ist auch ein neues Werk daraus geworden, dem ein weiterer Leserkreis sicher ist. In schöner ruhiger Darstellung, unterstützt von zahlreichen Abbildungen, werden wir mit der Kunst der Hochrenaissance bekannt gemacht, und zwar ebenso mit der italienischen

Renaissance in den Anfängen des 16. Jahrhunderts wie mit der deutschen, niederländischen und französischen Renaissance; die innere Einheit des Empfindens und die Gleichheit des Zeitgeistes schließen diese Kunstströme zusammen. — Wenn Woermann mehr geschichtlich vorgeht, so tritt Franz Landsberger in seinem Buche „Die künstlerischen Probleme der Renaissance“ (Max Niemeyer Verlag, Halle) vollkommen als Systematiker auf. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man den Breslauer Kunstforscher in die Nähe Burckhardts rückt, so klar arbeitet er die Kunsttheorien der Renaissance und ihre Gestaltungsweise heraus. Man findet über die Stellung der Renaissance zur Natur, über das Wesen der Schönheit, über das Nackte und die Proportionalität der Körper, über das Raumgefühl und die Anwendung der Perspektive, über die Kompositionslehren der Renaissance in dem sachgemäß und gut illustrierten Werke unendlich reiche Belehrung. Für die Bestimmung von Renaissancezügen wird es stets von großem Nutzen sein. — Den graphischen Anteil an der deutschen Renaissance beschreibt vorzüglich Zoege v. Manteuffel in seinem Kunstbrevier „Der deutsche Kupferstich“ (Hugo Schmidt Verlag, München). Von den 80 Abbildungen, die über Dürer bis auf Lautensack und Solis führen, ist ein auserlesener Teil dem Kupferstich der zumeist anonymen Meister des 15. Jahrh. gewidmet. Es gibt kaum eine klarere, technisch und ästhetisch gleich vollkommene Übersicht über das Gebiet als die von Manteuffel. Besonders liebevoll sind Schongauer und Altdorfer herausgearbeitet.

Dr Zeitler.

An unsere Bezieher!

Nachdem wir seit anderthalb Jahren verschiedentliche Erhöhungen der Löhne und Steigerungen der Materialienpreise stillschweigend auf uns genommen haben, sehen wir uns durch abermalige wesentliche Verteuerungen in der Herstellung unseres Blattes leider dazu veranlaßt, uns der von Verlegern anderer illustrierter Zeitschriften schon vor einiger Zeit durchgeführten Maßnahme anzuschließen und eine Erhöhung unseres Bezugspreises vorzunehmen. Zu dieser Erhöhung sind wir genötigt, wenn wir hinsichtlich der Reichhaltigkeit und der als mustergültig anerkannten Ausstattung unseres Blattes keine Einschränkungen vornehmen wollen.

Der Bezugspreis unseres Blattes wird vom 1. Juli dieses Jahres ab um monatlich 50 Pfennig erhöht, beträgt dann also monatlich 4,50 Mark bzw. vierteljährlich 13,50 Mark zuzüglich Zustellungsgebühren.

Vom gleichen Zeitpunkt ab gilt dieser Preis auch für das gesamte Ausland; die bisher am Kopfe unserer Zeitung aufgeführten Bezugspreise in der Währung der verschiedenen Länder verlieren demnach mit dem 30. Juni ihre Gültigkeit.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“
J. J. Weber.

Für die Frauenwelt.

Das „Überfüttern“ der Kinder. In seinem Buch „Schönheit und Verdauung“, das in zum Teil sehr origineller Weise den Zusammenhang von Verdauungsstörungen und frühzeitigem Altern des Menschen aufweist, kommt der Karlsbader Arzt Franz Xav. Mayr auch auf die Ernährung des Säuglings und Kleinkindes zu sprechen. Er tritt warm für die Durchführung der Muttermilchernährung ein und weist darauf hin, daß gerade bei der künstlichen Ernährung die Kinder nur allzuleicht einer Überfütterung ausgesetzt sind. Das Kind muß dabei die ihm von der weisen Mutter Natur mitgegebene Hemmvorrichtung gegen zu rasches und zu vieles Essen vergewaltigen und niederringen, um unter der Liebe seiner leiblichen Mutter, die immer wieder in der Flasche Milch nachschickt, nicht zu ersticken. Diese Fütterung geht fort, bis das Kind so erwachsen ist, daß es selbst den Löffel zu führen, sich zu füttern vermag. Es zeigt sich dann, daß alle Monate täglicher Vergewaltigung der Schling- und Sättigungsreflexe es nicht vermocht haben, sie ganz zum Schweigen zu bringen: das Kind, sich selbst überlassen, ißt, wie es die Natur will und es seinem Körperchen am zuträglichsten ist, langsam und wenig, so langsam, daß die Speisen auf dem Teller erkalten, und so wenig, daß es nach der Meinung der Mutter, der Kinderfrau und selbst des zum

Richter angerufenen Vaters unmöglich genügen kann, das Nahrungsbedürfnis des doch so stark wachsenden Kindes zu decken. Wiederum ist es die große Liebe der Eltern und der Pflegerin zum Kind, ihre ängstliche Sorge um sein Gedeihen — zu ihrer Ehrenrettung sei es gesagt — die Eltern und ihre Stellvertreterinnen treiben, der weisen Natur in die Arme zu fallen, das arme Kind mit Bitten, Versprechungen, Drohungen und sogar mit Strafen zu zwingen, selbst Hand anzulegen an seine Gesundheit, eigenhändig den feinsinnigen Verdauungsmechanismus zu zerstören, und wenn es nicht schnell genug geht oder gar nicht mehr gehen will, ergreift die Mutter, die Pflegerin mit nicht mißzuverstehenden Zeichen der Unzufriedenheit, des Mißmutes selbst den Löffel und schoppt rasch, nur um den Teller zu leeren, die einmal zugemessene Nahrungsmenge in den kleinen Körper, mag dieser selbst mit Tränen in den Augen oder gar mit Erbrechen dagegen protestieren. So wird schließlich ein Schlinger und Vielesser erzogen, die normale Verdauung ist dahin, die Versumpfung des Darminhaltes nimmt zu, und daß es nun so bleibt, dafür sorgt weiterhin der verführte und verführerische Gaumen.

W. S.

Die russische Frauenarbeit. Das Organ des russischen Bundes der Handels- und Bureauangestellten „Golos Rabotnika“ brachte unlängst einen Artikel über die Lage der weiblichen Angestellten in Rußland, dem folgende interessante Tatsachen zu entnehmen sind. Im allgemeinen ist die Zahl weiblicher Handels- und Bureauangestellter in Rußland im Vergleich zur Vorkriegszeit gestiegen. Im Staatsdienst machen die weiblichen Angestellten $^1/_4$ des Bureaupersonals aus. Bei den Genossenschaften und Banken sind bloß $^1/_6$ der Angestellten Frauen. Die höchste Ziffer weist das Statistische Bureau mit 83,9 Proz. auf. Die weibliche Arbeitskraft wird im allgemeinen weniger geschätzt und deshalb auch schlechter bezahlt. Die Lebensunterschiede sind mitunter sehr groß. Während der Durchschnitt des männlichen Personals 34 Rubel 77 Kopeken beträgt, erhalten die Frauen durchschnittlich nur 22 Rubel 72 Kopeken. Der Grad der Entwicklung des weiblichen Personals wird durch folgende Ziffern veranschaulicht: Analphabeten 4 Proz., Privatunterricht 9,2 Proz., Volksschulunterricht 29,7 Proz., unvollendeter Mittelschulunterricht 18 Proz., vollendeter Mittelschulunterricht 35,9 Proz., unvollendete Hochschulbildung 1,7 Proz.,





vollendete Hochschulbildung 1,5 Proz. Um die jetzt bestehenden Unterschiede zwischen den Löhnen der Männer und der Frauen zu beseitigen, empfiehlt der „Golos Rabotnika", der fachlichen Ausbildung des weiblichen Personals mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Dr. Fk.

Frauen lieben Blumen. Ist es der nahende Sommer, der den zart gefärbten, mit Gold und Silber umrandeten Blumen einen so weiten Raum in der Mode einräumt? Auf dem Kostüm, auf der Bluse, auf dem Schuh, auf dem Armband Blumen und immer wieder Blumen, an Stelle von Schnallen und Schmuckstücken. In duftigen Musselinen stecken Blumen in hellen Farben; sie umwinden die Hüften, liebkosen die Schultern, kuscheln sich in eine Tüllwolke, schmücken einen Volant oder einen Rocksaum. Auf den Hüten derselbe Überfluß. Hier hängen große Samtblumen durch Metallfäden so eng mit dem Hutkopf zusammen, daß man sie in das Stroh verflochten glaubt, und auf winzigen Formen ersetzen Blumenbüschel die Aigrette. Schon erscheinen sie auf wollenen und seidenen Stoffen, und voll erblühte große Blumen besingen auf Sonnenschirmen die Freuden der wiedererwachten Natur. Diese frischen modischen Hilfskräfte sind eine wahre Augenweide. Die Frauen können sie nicht mehr entbehren, sie haben sich an die Gesellschaft der Nelke, der Gardenie, der Rose und des kleinen bunten Sträußchens im Knopfloch gewöhnt. Wenn die Sonne schmollt, haben sie wenigstens die Blumen als Ersatz!

Was man nicht tragen soll. Dem Anschein nach sehr einfach, ist die Mode in ihren Einzelheiten doch so kompliziert geworden, daß manche Spezialzeitschriften eine neue Rubrik unter dem Titel: „Was man nicht tragen soll" eröffnen. So erfährt man, daß die Frauen unter keinen Umständen mehr ein Taschentuch in der Tasche ihres Kostüms tragen dürfen, daß der ausgesprochene männliche Pyjama nur noch in ganz abgelegenen Weltwinkeln angezogen werden darf, daß gestreifte Sweaters eine Frau alt machen, und daß der oben spitz zulaufende Glockenhut eine modische, nicht zu entschuldigende Blasphemie bedeutet. Aber wenn man alle diese Gesetze bis auf den Buchstaben befolgte, müßte man alle Tage sein Leben oder doch wenigstens seine Toiletten von Grund aus umkrempeln — was für manche Frauen auf dasselbe hinausgeht.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Merkel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4189 Einzelpreis (Inland) 1 Reichsmark 164. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4189. 164. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Reichsmark, vierteljährlich 12 Reichsmark. Einzelpreis dieser Nummer 1 Reichsmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreïs, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mka., Griechenland 80 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 15 Kronen, Österreich 15 österr. Schilling, Portugal 70 Escudos, Schweden 10 Kronen, Schweiz 16 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Kč., Ungarn 12 Reichsmark, zuzüglich Porto. — Berechnung der Anzeigen in Reichsmark nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. Juni 1925.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung steht nach wie vor unter den illustrierten Zeitschriften Deutschlands an erster Stelle. Seit 1843 erscheinend, ist sie stets darauf bedacht, ihre Tradition zu wahren und Gediegenes in künstlerischer und technisch einwandfreier Ausstattung zu bieten. Dabei trägt die Illustrirte Zeitung jederzeit modernen Strömungen in vernünftigem Maße Rechnung. Mit einem großzügigen Redaktions-Programm treten wir vor unsere Leser. Vor allem die vornehme Illustration pflegend, bringen wir in jedem Jahrgange unseres achttägig erscheinenden Blattes viele Tausende von Abbildungen aus der Tagesgeschichte. Farbige Kunstblätter nach Originalen erster Künstler schmücken jedes Heft. Die Leipziger Illustrirte Zeitung bietet ferner spannende Romane und Novellen, wertvolle illustrierte Aufsätze über Kunst und Kunstgewerbe, Kultur- und Naturgeschichte, Wissenschaft, Technik und Sport. Besonders gern greift die Frau zur Illustrirten Zeitung. Weiß sie doch, daß sie hier nicht nur regelmäßig die ersehnten Modebilder findet, die ihr vielerlei Anregung bieten, sondern ebenso mannigfaltigen anderen Stoff aus ihren Interessengebieten, auch häufig Beilagen leicht spielbarer Musikstücke. Hervorragende Künstler, namhafte Schriftsteller und Gelehrte sind unsere Mitarbeiter. Besonders interessanten Gebieten werden prächtig ausgestattete Sondernummern gewidmet, bekannt sind z. B. die das Ausland behandelnden Nummern unserer Zeitschrift. Somit ist die Leipziger Illustrirte Zeitung in jeder Beziehung als die Wochenschrift für die gebildeten Kreise anzusehen.

SCHWEIZ Fortsetzung nebenstehender Empfehlung Schweizerischer Kurorte und Hotels **SCHWEIZ**

SAMADEN Je 10 Minuten von St. Moritz u. Pontresina. Ideal. Sommeraufenthalt für Sport und Erholung. Berühmter Golfplatz. Angelsport.
Prospekte durch das Verkehrsbureau,

THUSIS mit der **VIAMALASCHLUCHT**
Übergangsstation von und nach dem Engadin. Ausgangspunkt der Postautomobilrouten über den Splügen- und den Bernhardinpaß. Prospekte durch das Verkehrsbüro Thusis.

SAN BERNARDINO
Graubünden 1626 m ü. M.
Der schönste Luftkurort der italienischen Schweiz.
GRAND HOTEL VICTORIA — 130 Betten.
(Deutsche Leitung). Scheuer & Dummert.

DAVOS **PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING**
Haus I. Ranges.
Fließendes Wasser in den Zimmern.
Prospekte.

SILS-MARIA (Engadin) 1812 m ü. M.
HOTEL EDELWEISS. Erstklassiges Familien-Hotel in windgeschützter Lage a. Waldrand. 175 Betten. Gartenanlagen. Orchester. Tennis. Saison: Juni-September. Direktion: P. Ronzi.

PONTRESINA (Engadin)
ROSEG GRAND HOTEL
Erstklassiges Familienhotel. Jeder Sport. Schönste Lage.
Illustrierte Prospekte durch die Direktion.

LENK Berner Oberland. 1100 m.
HOTEL WILDSTRUBEL.
Komfortables Familienhotel. Eigenes Orchester.
Pension von Fr. 11.— an. Prospekte.

Heiden ob dem Bodensee, 810 m ü. M. Zahnradbahn ab Rohrschach.
Bergluft und Sonnenschein. Nerv. Komplikation, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Bleichsucht, geistig. Überanstrengung, Asthma des jugendl. Alters **werden geheilt.**
4 Kurärzte. Kasino. Kurorchester. Verkehrsbüro.

DAVOS-PLATZ (SCHWEIZ) **Pension Tinzenhorn**
Neu eröffnet. Sonnige staubfreie Lage. Liegehalle. Bürgerl. Küche. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 12.—. W. Rodel, Bes.

SPIEZ, Thunersee Schweiz **PARKHOTEL BUBENBERG**
Haus I. Ranges.
Schönste Aussicht von Spiez. — Park und Wald, Tennis, Auto-Garage. — Gute Küche und Keller. Pension von Fr. 12 an. Gefl. Prospekt L verlangen.



WENGEN

1300 m ü. M. Schweiz

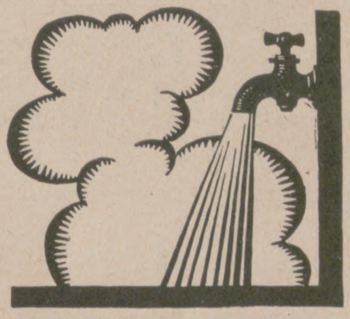
Druckschriften durch den Kurverein oder jede deutsche Auskunftei.

S.-R. Dr. Warda Nervenheilanstalt
(offene Anstalt)
Bad Blankenburg
(Thüringen).

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Asthma-
leidende erhalten sofort kostenlos wichtige Aufklärung.
Reinhardt & Jordan, München 102, Müllerstrasse 15

Die Sprache des Körpers
In 721 Bildern
von
Dr. med. Karl Michel
208 Seiten, auf Kunstdruckpapier gedruckt, in steifem Umschlag Preis 6 Mark.
Verlag von
J. J. Weber in Leipzig 26

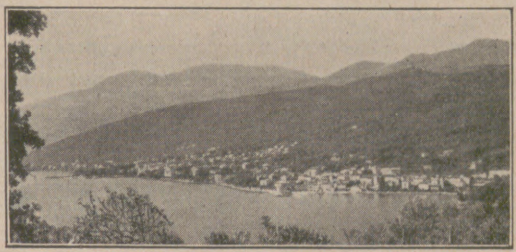


HEISSES WASSER

FÜR ALLE ZWECKE DURCH
JUNKERS
WARMWASSERAPPARATE U. BADEÖFEN
BEZUG NUR DURCH INSTALLATIONSFIRMEN
JUNKERS & CO. DESSAU

WILDBAD

Staatl. Thermalbad im Württ. Schwarzwald.
Weltbekannter Kur- und Badeort · 430 M. ü. d. M. · Linie Pforzheim-Wildbad
Glänzend bewährt bei Gicht · Rheumatismus · Nervenleiden · Unfallbeschädigungen
Alle neuzeitlichen Kurmittel · Sport · Fischerei · Theater · Bergbahn a. d. 750 M. hohen Sommerberg
Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein.



ABBAZIA

bei Fiume, Italien.

Badesaison: Mai bis November.
6 grosse Badeanstalten (auch für Kinder), Strandbad „Lido".

Sommer-Pensionspreise inkl. Zimmer
von 45 Lire an:
Palace-Hotel, Hotels Regina und **Quarnero, Hotel Quisisana, Grand-** und **Strand-Hotel, Savoy-Hotel**

von 40 Lire an:
Hotel Imperial und Speranza, **Hotel Breiner,** Klügl's **Hotel Esplanade, Hotel Bristol, Hotel Istria,** Pleterski's **Pension Augusta, Pension Fabri**

von 35 Lire an:
Pension Quitta, Hotel Louise, Hotel Auguszt, vorm. Pension Lederer, **Hotel Residenz, Pension Hausner, Pension Schlosser, Pension Lederer** Parkhotel. **Pension Venezia, Pension Royal, Pension Salus, Hotel Metropol, Pension Mascagni.**

SANATORIEN von 45 Lire an:
Neues Kurhaus Dr. Lakatos und Villa Jeanette, **Kurhaus-Pension Dr. Mahler.**

Logierhaus „al mare" (ohne Pension). — **Cafés: Principe Umberto, Pavillon Glacier.**

8 Banken, Reisebureau, Schlafwagenagentur.
Kurprospekte d. d. Kurdirektion. Hotelprospekte bereitwilligst durch obige Häuser.

Spiel-Kasino ZAMET
Gleiche Attraktionen wie Monte-Carlo. 10 Minuten von Abbazia.
Für Besuche des Kasinos Zamet ist ein auf **mehrmalige Reisen lautendes italienisches Pass-Visum erforderlich.**

Kurhaus und Palast-Hotel Radium-Solbad Kreuznach

Haus allerersten Ranges von vornehmster Heimkultur mit Sol-, Radium- und Süßwasserbädern.

Das ganze Jahr geöffnet. — Keine Einreise-Erschwernisse. — Direkte Schnellzüge und Gepäckabfertigung. — Friedenspreise.



MUSIK-INSTRUMENTE
spez.
Harmonikas, Lauten, Guitarren, Mandolinen, Sprechapparate etc.
Versand ab Fabrik direkt an Private
Katalog gratis. 14000 Dankschreiben
MEINEL & HEROLD
Musikinstr.-Harmonikafabrik
KLINGENTHAL/SA. No 499.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul.



3 Ärzte. Gute Heilerfolge. Prospekte frei.

Kurhaus Bad Nassau

Sanatorium für **Nerven-** und **innere Kranke**
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fr. Poensgen.**

Kurhaus Neukuhren

INH. RICHARD TIEDE
Größtes Hotel 1. Ranges am Seestrande. Internationale Küche, Keller und Konditorei. 50 renovierte Zimmer. Großer Saal und Terrassen. Täglich Künstlerkonzerte. Reunions. Solide Preise.
Sommer und Winter geöffnet. Zimmer mit und ohne Pension. Fernsprecher 6.

Photo- Moment-Apparate **Mordhorst-** Berlin W. 30
Lichtstärkste Klein-Kameras für Reise, Sport, Technik, Theater und Nacht-Aufnahmen. — Katalog 111 frei. Viktoria-Luise-Platz 2 am Untergrund-Bahnhof.

Allgemeine Notizen.

Die Studienstiftung des Deutschen Volkes bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, die im April von zahlreichen Bewerbern der höheren Schulen 150 besonders begabten, aber bedürftigen Abiturienten das Studium ermöglicht hat, gibt bekannt, daß die nächste Entscheidung eingelaufener Gesuche durch den zentralen Arbeitsausschuß Mitte Juli stattfinden wird. Berücksichtigt werden Abiturienten des Jahrganges 1925, in dringenden Ausnahmefällen auch des Jahrganges 1924. Bewerbungen sind von den höheren Schulen bis spätestens 1. Juli d. J. einzusenden, frühere Einsendung ist dringend erwünscht; später einlaufende Gesuche können keinesfalls berücksichtigt werden. Die nötigen Vordrucke übersendet auf Wunsch die Studienstiftung des Deutschen Volkes bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Dresden-A. 24, Münchner Straße 15.

Zur Erinnerung an die Schlacht bei Leuthen wurde vor Jahren ein Verein gegründet, die historischen Erinnerungen an die Schlacht zu pflegen. Nach großen Bemühungen und eifrigster Tätigkeit gelang es, ein Museum auf der Stelle zu errichten, über die Preußens Grenadiere unter Führung des Hauptmanns v. Möllendorff hinwegstürmten, um dem Feind das letzte Bollwerk zu entreißen. Die Erinnerung an die bedeutungsvolle Schlacht weiterfortleben zu lassen, gab der Verein eine künstlerisch ausgestattete Postkartenserie heraus (Mappe mit zwölf Bildern). Die Mappe enthält ferner einen kurzen Überblick über die Schlacht mit einem Schlachtplan. Freunden und Gönnern des Vereins kann ein Besuch des Leuthener Museums und Anschaffung der Serienmappe nicht warm genug empfohlen werden. Leuthen ist von Deutsch-Lissa (Vorortverkehr mit Breslau) in bequem fünfviertel Stunden Fußmarsch zu erreichen. Die Mappe ist zum Preis von Mk. 1.50 bei der Geschäftsstelle Georg Thiele in Deutsch-Lissa erhältlich.

Eine Broschüre für eine halbe Million Dollar. Der bekannte Antiquar Rosenbach, Philadelphia, dessen Name in letzter Zeit im Zusammenhang mit Bücherkäufen des öfteren genannt wurde, hat kürzlich bei einer Versteigerung in Neuyork eine dünne Broschüre, deren Ladenpreis seinerzeit drei Pence betrug, für die Rekordsumme von 540 000 Doll. erworben. Es handelte sich hierbei um eine vollständig vergriffene und überaus selten gewor-

dene Schrift von Stevenson mit dem Titel „Aufruf an den Klerus der schottischen Kirchen“, die in der angelsächsischen Kirchengeschichte eine sehr bedeutsame Rolle spielt.

„Deutscher Hotel-Führer“ durch die dem Reichsverband der deutschen Hotels, Restaurants und verwandten Betriebe angeschlossenen Hotels und Restaurants (Verlag der „Deutschen Hotel-Nachrichten“ vereinigt mit „Küche und Keller“, Heinr. Eisler, Hamburg 3). Der einzige offizielle Führer, der sich auf das authentische Material des Reichsverbandes stützt, mit Hotel- und Pensionspreisen. Es sind nahezu alle wichtigeren Reiseziele vertreten. Preis des 224 Seiten starken Buches im bequemen Taschenformat 1 Reichsmark.

Fünfundzwanzig Jahre Weck. Es ist nichts seltenes, daß sich aus kleinen Anfängen große Unternehmungen entwickeln. Wenn aber in fünfundzwanzig Jahren eine Firma Weltgeltung erreicht, dann muß das Unternehmen gut sein und seine Leitung Tatkraft und Weitblick entwickelt haben. Als die Firma Weck in Öflingen vor fünfundzwanzig Jahren gegründet wurde, kannte man in nur sehr wenigen Haushaltungen etwas von der Kunst des Sterilisierens von Obst, Gemüse, Fleisch und anderen Nahrungsmitteln. In zäher Arbeit ging das junge Unternehmen an das mühevolle Werk, die Hausfrauen zu überzeugen, daß sie sich außerordentliche Vorteile verschaffen, wenn sie selbst im eigenen Haushalt ihre Konserven bereiten. Und das ist der Firma Weck im Lauf der Jahre in der ganzen Welt gelungen. Die Sterilisier-Einrichtungen der Firma Weck helfen wesentlich mit, das Ziel der Wirtschaft zu erreichen, das in der Sicherung und Erhöhung der menschlichen Wohlfahrt besteht.

Das anmutige Ostseebad Ahlbeck hat einen prächtigen „Führer“ herausgegeben, der von der Badeverwaltung erhältlich ist. Das vortreffliche Büchelchen gibt über alles und jedes von Ahlbeck Aufschluß und erweist sich in seiner vornehmen Ausstattung als würdiger Werber neuer Freunde. Wer das reizvolle, durch seine Stärkungs- und Gesundungserfolge weltbekannte Ahlbeck besucht, dem wird es unvergeßlich bleiben, und immer und immer wieder wird er gern sein Gast sein.

Das deutsche Verkehrsbüro in Neuyork ist nunmehr nach den umfangreichen Vorbereitungen der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung eröffnet worden. Das Büro trägt den Namen: „German Railroad In-

formation Office“ und ist in der Fifth Avenue 630 gegenüber der St. Patrick-Kathedrale gelegen.

Die Hauptkurzeit in Abbazia ist in Anwesenheit mehrerer Fürstlichkeiten, die die Schönheit und Lieblichkeit Abbazias rühmlich hervorheben, voll in Betrieb. Ende Juni findet ein großartiges Landesturnfest statt; im nahen Fiume wird Ende Juli eine Industrie- und Kunstausstellung eröffnet; im Lauf des Sommers erfolgt eine Auffahrt des Italienischen Automobilverbandes.

Niedergang der deutschen Sektindustrie. Der Verband deutscher Sektkellereien in Wiesbaden schildert in einem Rundschreiben die schwierige Lage dieses Industriezweiges, dem folgendes zu entnehmen ist. Nach der amtlichen Reichsstatistik wurden versteuert: Im Durchschnitt der Jahre 1903 bis 1918 10 400 000 Flaschen. 1919 13 036 976 Flaschen, 1920 8 692 858 Flaschen, 1921 11 804 384 Flaschen unter dem alten Schaumweinsteuergesetz; unter der Wirkung der 30prozentigen Sektsteuer nach dem neuen Weingesetz: 1922 3 306 187 Liter gleich 4 408 249 Flaschen, 1923 3 888 786 Liter gleich 5 185 048 Flaschen. Die deutsche Sektindustrie ist mithin auf weit unter die Hälfte ihrer Produktion heruntergegangen und dies hauptsächlich auf Grund der unerträglich hohen Besteuerung ihres Erzeugnisses. Der Schaumwein ist doppelt so hoch mit Steuern belastet, als der Stillwein, und zwar beträgt die Differenz für Schaumwein gegenüber dem Stillwein an Reichsweinsteuer 50 v. H., bei der Gemeindegetränkesteuer sogar 200 v. H.

Das neue russische Urheberrecht. Die Sowjetregierung hat sich vor kurzem entschlossen, die literarischen und künstlerischen Eigentumsverhältnisse den sonst in der Kulturwelt üblichen Grundsätzen einigermaßen anzupassen. Es erstreckt sich allerdings grundsätzlich nur auf Werke, die in Sowjet-Rußland erschienen sind oder sich dort in Form von Manuskripten befinden. Werke des Auslandes genießen dagegen den Schutz des Urheberrechts nur in dem Umfang, der durch Verträge mit den betreffenden Staaten festgelegt ist. Das Urheberrecht gilt für eine Frist von 25 Jahren vom Zeitpunkt der Veröffentlichung des Werkes an. Stirbt der Verfasser vorher, so geht es auf seine Erben über, aber nur für höchstens 15 Jahre, falls die Schutzfrist von 25 Jahren nicht schon vorher abgelaufen sein sollte. Auch das Urheberrecht an Nachlaß-Werken geht für die Dauer von gleichfalls höchstens 15 Jahren auf die Erben über.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Im „Hause der Schiffergesellschaft“ zu Lübeck.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Reinhold Koch-Zeuthen.

Das Innere des 1535 erbauten, 1880 erneuerten Hauses der Schiffahrtsgesellschaft gibt ein anschauliches Bild der alten Kompaniehäuser.

Der Kolonialgedanke und die Münchener Kolonialtagung.

Von Reichskolonialminister a. D. Dr. Bell, Vizepräsident des Deutschen Reichstags.



Zur 900-Jahrfeier der Stadt Nienburg a. d. Weser: Große Kirchstraße mit der Martinskirche in Nienburg.



Von den Feierlichkeiten der Stadt Bad Ems anläßlich ihres 600jährigen Bestehens als Stadt: Ein Musikkorps in der Tracht aus der Zeit um 1300 im Festzuge.



Zur 1200-Jahrfeier der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach in Baden: Marktplatz mit Obertorturm in Gengenbach.

Städtefeiern in deutschen Landen.



Zur glücklichen Rückkehr des Nordpolforschers Amundsen nach Kingsbay am 18. Juni nach fast vierwöchiger Abwesenheit: Amundsen (links) mit seinem Monteur Omdal (rechts) im Flugzeug.

Berechtigter Stolz und schmerzerfüllte Trauer: das war die Grundstimmung der Feier des vierzigjährigen deutschen Kolonialjubiläums, die wir im vergangenen Jahre, den Zeitverhältnissen entsprechend, in aller Stille begingen. Was deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit in der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne von drei Jahrzehnten kulturell, zivilisatorisch und wirtschaftlich bis zum Kriegsausbruche 1914 in unseren Kolonien geleistet haben, das bleibt ein unvergängliches Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte. Gewiß haben auch wir dort, ungeübt und unerfahren in der Kolonialgebarung, ursprünglich Kinderkrankheiten überstehen müssen, doch begangene koloniale Fehler sind von uns niemals beschönigt worden. Im Gegenteil: die pharisäische und jeder Gerechtigkeit widersprechende Art und Weise, mit der unsere Kriegsgegner die von uns in den ersten Jahrzehnten unserer Kolonialtätigkeit daran manchmal allzu herb geübte Kritik gegen uns auszuwerten verstanden, sollte uns eine warnende Lehre für die Zukunft sein.

Stolze Erinnerungen an koloniale Errungenschaften, wie sie von keinem anderen Lande der Welt übertroffen wurden, vereinigen sich mit bitterem Schmerz über die gewaltsame Wegnahme unseres gesamten Kolonialbesitzes. Konnte sich der Kolonialgedanke seit 1884 bei dem durch Tradition und Geschichte auf Kontinentalpolitik eingestellten deutschen Volke nur langsam und allmählich durchsetzen, so mußte der ungeheuerliche Bruch der feierlichen Zusicherungen bei dem auf die 14 Punkte Wilsons ausdrücklich gegründeten Waffenstillstandsabkommen und vor allem die schnöde Verletzung des fünften Punktes, der „als Aufgabe des Weltfriedens eine freie, weitherzige und unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche bezeichnet, bei der die Interessen der eingeborenen Bevölkerung ein gleiches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Forderungen der Regierung, deren Rechtsanspruch auf koloniale Souveränität festgestellt werden soll“, das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Parteien und Stände in flammende Empörung versetzen. Die ehrliche Entrüstung unserer deutschen Volksgenossen wird um so verständlicher, je mehr man sich daran erinnert, daß die gewaltsame Wegnahme unserer Kolonien nicht etwa vom Machtstandpunkte damit begründet worden ist, daß der Sieger das Recht habe, über das Land des Besiegten zu verfügen, sondern daß unter dem Deckmantel des Rechts und der Gerechtigkeit der unleugbare Raub unserer ehrlich erworbenen und gewissenhaft verwalteten Kolonien mit dem Scheingrunde verschleiert worden ist, wir hätten durch unsere gesamte koloniale Gebarung, insbesondere durch unsere Eingeborenenpolitik, den Anspruch auf kolonisatorische Tätigkeit, auf die nur den Kulturstaaten und „fortgeschrittenen Nationen“ gebührende zivilisatorische Mitarbeit dauernd verwirkt. Gegen diesen ungeheuerlichen und durch viele frühere einwandfreie Zeugnisse gerade unserer Kriegsgegner schlagend widerlegten Vorwurf haben wir damals vom Standpunkt unserer kolonialen Ehre und Würde aus mit aller Entschiedenheit Protest eingelegt. Aber unser erdrückendes Beweismaterial wurde infolge der Kriegspsychose unbeachtet beiseitegeschoben. Unser Appell an das Weltgewissen verhallte ungehört in der Welt. Alle unsere berechtigten Kolonialansprüche und Vorstellungen wurden damals dem Siegertaumel geopfert. In dieser unserer verzweifelten Notlage bezeichnete es der Verfasser in seiner den Kolonialetat verabschiedenden Reichstagsrede als das politische Testament des nach menschlichem Ermessen leider für unabsehbare Zeit letzten Reichskolonialministers und zugleich als das heilige Gralsvermächtnis seines auf ruhmvolle Vergangenheit zurückblickenden Amtes, den kolonialen Gedanken in Deutschland nicht ersterben zu lassen, sondern ihn fortzupflanzen von Mund zu Mund, von Herz zu Herz, von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht.

Wie hinfällig die gegen uns geschleuderten kolonisatorischen Vorwürfe, teils wider besseres Wissen, teils ohne besseres Wissen in die Kulturwelt verpflanzt, sich in der Praxis herausstellen, dafür liefert den schlagendsten Beweis die während des Weltkrieges und nachher von den Eingeborenen uns gezeigte hingebende Treue und rührende Anhänglichkeit. Als wirksames Argument zur Ergänzung der von uns mit wuchtigem Beweismaterial beigebrachten Dokumente über unsere und der anderen Kolonialstaaten geführte Kolonialpolitik und Eingeborenen-Behandlung dient auch ein Vergleich zwischen dem Zustande unserer Kolonien zur Zeit unse-

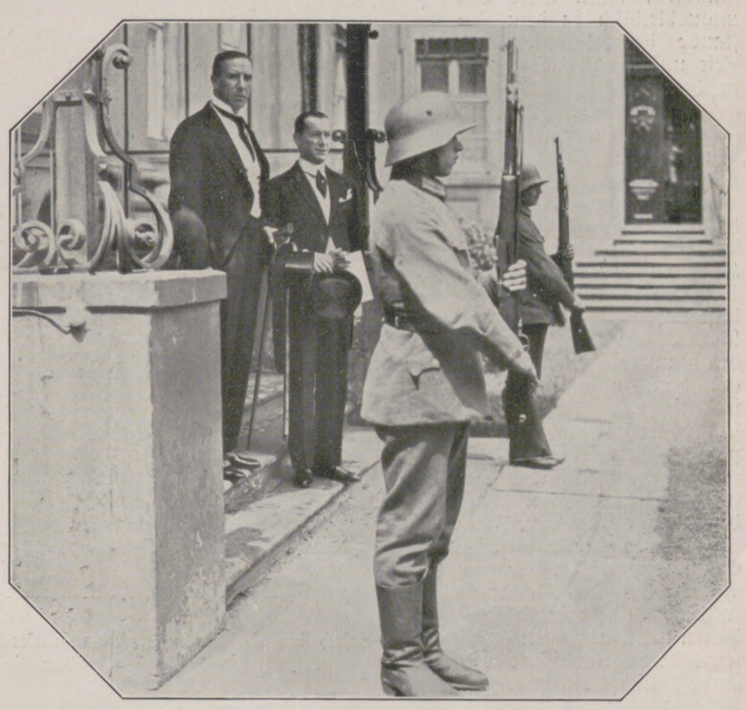




Die große Rheinlandkundgebung aus Anlaß der rheinischen Jahrtausendfeier und des Gedenktages des ost- und westpreußischen Abstimmungssieges zu Berlin am 14. Juni: Die Feier vor dem Reichstagsgebäude. — **Links oben:** Die Gruppe der Elsaß-Lothringer im Festzuge.



Die Feier zum Andenken an die Erstürmung der Takuforts während der Unruhen in Nordchina vor 25 Jahren, die am 17. Juni in Berlin stattfand: Die Teilnehmer an der Festtafel. × Admiral v. Lans, der Kommandant des Kanonenbootes „Iltis", das an den Kämpfen hervorragenden Anteil hatte.



Rechts nebenstehend: Der neue argentinische Gesandte in Berlin, Dr. Federico M. Quintana (links), beim Verlassen des Reichspräsidentenpalais nach Überreichung seines Beglaubigungsschreibens.



Der neue Rettungsturm am Müggelsee bei Berlin, der vor kurzem im Beisein von Vertretern der Reichs- und städtischen Behörden sowie unter Teilnahme von 90 Wassersportvereinen eingeweiht wurde.



Die Enthüllung des Grabdenkmals für den am 27. Juli 1924 verstorbenen berühmten Komponisten Professor Ferruccio Busoni auf dem Friedhof an der Stubenrauchstraße zu Berlin am 17. Juni: Während der Gedenkrede des Professors Waldemar v. Baußnern. Das Denkmal ist eine Schöpfung des Bildhauers Prof. Georg Kolbe.



Die Sieger im Deutschen Rundflug 1925 vom 31. Mai bis zum 9. Juni: Links: Ritter, der Sieger in Gruppe C (Maschinen bis 120 P. S.) auf Caspar-Theiß-Doppeldecker, empfängt von Dr. Caspar einen Blumenstrauß. Zwischen beiden der Konstrukteur des Apparats, Theiß. — Mitte: Hauptmann Lörzer, der Sieger in Klasse A (Maschinen bis 40 P. S.) vor seinem zweimotorigen (zu je 18,4 P. S.) Mercedes-Daimler-Flugzeug. — Rechts: Hochmuth, der Sieger in Klasse B (Maschinen von 40—80 P. S.) auf Udet-Eindecker. Rechts neben ihm der Konstrukteur des Apparats, der bekannte Kampfflieger Udet.

res Erwerbes und unseres Verlustes sowie der jetzigen Verhältnisse. Hätten wir so schlecht dort gewirtschaftet, wie unsere Gegner der Welt vorreden zu müssen glaubten, dann wäre das unausbleiblich in dem Zustande der Kolonien zur Zeit unseres Verlustes und in dem Verhalten der Eingeborenen zum Ausdruck gekommen. Dann aber würden unsere Kriegsgegner nicht mit allen erdenklichen Mitteln darauf hingewirkt haben, sich das Mandat des Völkerbundes über diese Kolonien zu verschaffen. Umgekehrt ergeben zuverlässige Zeugnisse des Auslandes, wie inzwischen die durch unermüdliche Kulturarbeit und opferkräftige Zivilisationstätigkeit der deutschen Pioniere mächtig emporgeblühten Kolonien unter den neuen Handelsherren heruntergewirtschaftet worden sind. Deutscher Imperialismus und deutsche Expansionsgelüste, die zur Begründung des Kolonialraubes auch wieder herhalten mußten, finden durch folgende Gegenbeispiele treffende Illustration. Der Kolonialbesitz Englands übertrifft das Mutterland um das 129 fache und macht $^1/_4$ der Erde und ihrer Bewohner aus. Frankreichs Kolonien überragen das Mutterland um das 21 fache und umfassen $^1/_{13}$ der Erde und $^1/_{17}$ ihrer Bewohner. Belgiens Kolonien waren schon vor dem Kriege 81mal so groß wie das Mutterland und hatten die doppelte Bewohnerzahl.

Nie ist der koloniale Gedanke in Deutschland stärker gewesen als seit dem Verluste unserer Kolonien. Heute ist er Gemeingut des deutschen Volkes. Das beweist auch die jüngst im Reichstag ohne Unterschied der Parteien gegründete freie koloniale Vereinigung. Nicht minder erfreulich für das ständig zunehmende Kolonialinteresse ist die Neugründung der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft der drei stärksten Kolonialverbände, nämlich der Deutschen Kolonialgesellschaft, des Kolonialkriegerbundes und des Reichsverbands der Kolonialdeutschen. Beide Gruppen verfolgen das nämliche erstrebenswerte Ziel: praktische Kolonialpropaganda zu treiben, den Kolonialgedanken zu fördern und die Kolonialschuldlüge aus der Welt zu schaffen. In dieser Zielrichtung war die erste gemeinsame Veranstaltung vom 7. Juli 1925 in München, verbunden mit der großen Tagung der neuen Arbeitsgemeinschaft, geradezu ein koloniales Ereignis für Deutschland. Aus dem reichhaltigen Programm seien herausgehoben die gewaltige und eindrucksvolle Kundgebung vormittags auf dem Königsplatz, die Aufstellung und Fahnenweihe der Kolonialkriegervereine, die weihevolle Gedächtnisrede auf Generalmajor a. D. Maercker durch Hofprediger Keßler, der kraftvolle Appell an das deutsche koloniale Gewissen durch Gouverneur a. D. Dr. Seitz und die ergreifende Totenehrung durch Major a. D. Fehn.

Glanzvoll unter Beteiligung von vielen Tausenden verlief auch abends der Kommers im Bürgerbräu mit Ansprachen des Vorsitzenden, Generals v. Epp, des bayrischen Ministerpräsidenten, des Münchener Oberbürgermeisters, des Kronprinzen Rupprecht und des Vorsitzenden der Kolonialen Reichstags-Vereinigung. Auf der Kolonialtagung gab namentlich der verdiente Gouverneur a. D. Dr. Schnee beherzigende Ausführungen. Alle diese Kundgebungen und Reden gipfelten in dem Gedanken, daß gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, unsere im deutschen Lebensinteresse unverzichtbaren Kolonialansprüche erneut geltend zu machen. Das gebietet nicht nur unsere tiefgekränkte nationale Würde und unsere schwerverletzte koloniale Ehre, sondern auch unsere durch Versailles bis ins Mark getroffene Wirtschaft. Allmählich scheint auch bei unseren früheren



Vom Besuch des Berliner Lehrervereins in Bernkastel an der Mosel anläßlich seiner Westmarkfahrt vom 2. bis zum 18. Juni: Beim Liedervortrag auf dem Marktplatz der Stadt.



Das Bundesfest der Deutschen Sängerschaft (Weimarer C. C.) in Weimar vom 3. bis zum 5. Juni: Der Frühschoppen auf dem Markt. (Phot. Leo Bonitz, Weimar.)



Von der Feier des fünfundsiebzigsten Stiftungsfestes der Landsmannschaft Grimensia an der Universität Leipzig vom 12. bis zum 15. Juni: Bei der Festrede des Senatspräsidenten Dr. jur. Reinhard-Dresden (A. H. Grimensiae) während des Festaktus in der Aula der Universität am 13. Juni. Nach der darauffolgenden Begrüßungsansprache des Prorektors Geh. Hofrat Prof. Dr. Steindorff fand die feierliche Übergabe einer neuen, von den Damen der Alten Herren gestifteten Fahne durch Amtsgerichtsdirektor Dr. jur. Hennicker-Leipzig (A. H. Grimensiae) statt. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Hans Hähnel.





Links: Von der Aufführung der neueinstudierten Oper „Cosi fan tutte“ von Mozart am Stadttheater zu Halle: Don Alfonsos Fest (8. Bild). Gesamtentwurf: Prof. Paul Thiersch. — Vordere Reihe von links nach rechts: Ewald Böhmer als Guglielmo, Fiordiligis Verlobter; Hilde Voß-Andrée als Dorabella; Martha Kolb als Kammermädchen Despina; Marriet Awissus als Fiordiligi; Christian Andersen als Ferrando, Dorabellas Verlobter. (Phot. S. Genthe, Leipzig). — Rechts: Die Deutschen Heimatspiele in Tecklenburg i. Westf., die Ende Mai ihren Anfang nahmen: Szene aus der Freilichtaufführung von Hebbels „Nibelungen“ auf der Burgruine Tecklenburg. Bearbeitung und Spielleitung: Dr. Konrad Krug. (Phot. R. Lichtenberg, Osnabrück.)

Kriegsgegnern das Verständnis dafür sich zu entwickeln, daß es nicht nur gegen Recht und Gerechtigkeit verstößt, sondern auch im Hinblick auf die Erfüllbarkeit des Dawes-Abkommens auf die Dauer untragbar ist, uns die Erfüllungsmöglichkeit dadurch zu entziehen, daß wir nach Wegnahme wichtiger deutscher Wirtschaftsgebiete auch noch vom Handel mit unseren Kolonien abgesperrt werden. Unsere trostlose Wirtschaftslage, vor allem auch die erschreckende Passivität unserer Handelsbilanz, sollte allen beteiligten Auslandsstaaten die Augen darüber öffnen, daß es keineswegs nur im deutschen Interesse erforderlich, sicherlich aber zur Verwirklichung ehrlichen Friedens und aufrichtiger Versöhnung Pflichtgebot der Stunde ist, uns aus unseren Kolonien den Bezug der notwendigen Rohstoffe zu erträglichen Preisen zu sichern und uns dort zugleich ein nicht in die ausländische Konkurrenzsphäre fallendes Absatzgebiet für unsere Wirtschaftserzeugnisse zu verschaffen.

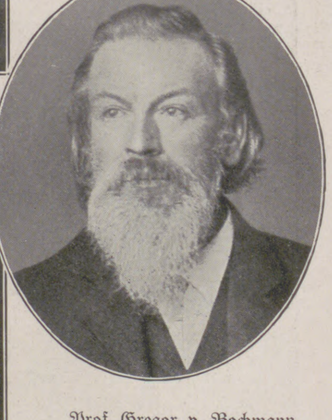
Möge in diesem Sinne — das sei unser Herzenswunsch — die Münchener Kolonialtagung einen Markstein bilden zur Erfüllung der berechtigten Ansprüche Deutschlands auf Wiederherstellung eines seiner Größe, Bevölkerungszahl und Leistungsfähigkeit entsprechenden Kolonialbesitzes.



Von der Festvorstellung in der Staatsoper zu Berlin, die die Berliner Frauenverbände anläßlich der Jahrtausendfeier der Rheinlande am 14. Juni veranstalteten: Schlußbild aus dem Festspiel „Sonnwendfeier“. Künstlerische Leitung: Dr. Eckart v. Naso.



Anselma Heine,
bedeutende Schriftstellerin, konnte am 18. Juni in Berlin ihren 70. Geburtstag feiern.



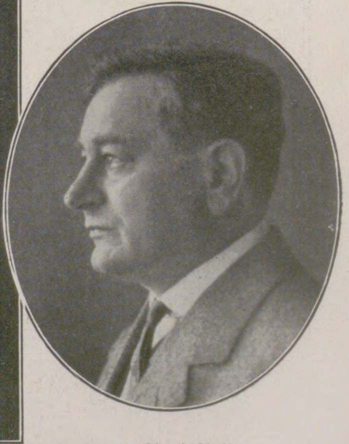
Prof. Gregor v. Bochmann,
der Senior der Düsseldorfer Künstler, bekannter Landschafts- und Genremaler, beging am 1. Juni den 75. Geburtstag.



Kommerzienrat Heinrich Ernemann,
Dr.-Ing. h. c., verdienstvoller Förderer der Photographie, Gründer der Ernemann-Werke in Dresden, feierte am 28. Mai seinen 75. Geburtstag.



Die Uraufführung von Cyrill Scotts „Der Alchimist“ im Stadttheater zu Essen am 28. Mai: Im Zauberwald (2. Bild). Erich Wolfgang Ritz als der Geist; Walther Favre als der junge Mann. Inszenierung: Dr. A. Schum. Bühnenbilder: Karl Wild. (Phot. Jos. Kunst, Essen.)



Paul Bekker,
namhafter Musikschriftsteller, wurde zum Intendanten des Staatstheaters zu Kassel ernannt. (Phot. K. Köhler, Hofheim a. T.)



Vom Fußballwettspiel des National-Fußballklubs von Montevideo (Uruguay), der Fußballmeister und Gewinner der Pariser Olympiade, gegen den Ersten Wiener Fußballklub zu Wien am 11. Juni: Blick auf das Spielfeld auf der Hohenwarte. Das Spiel endete unentschieden mit 1 : 1. (Phot. Atelier Willinger, Wien.)



Italienische Erziehungs- und Bildungsversuche an Insassen von Gefängnissen durch künstlerische und belehrende Darbietungen nach amerikanischem Vorbild: Der römische Schauspieler und Rezitator Gentile Miotti in einem Vortragssaale der Strafanstalt „Regina Coeli" zu Rom inmitten der Gefangenen.

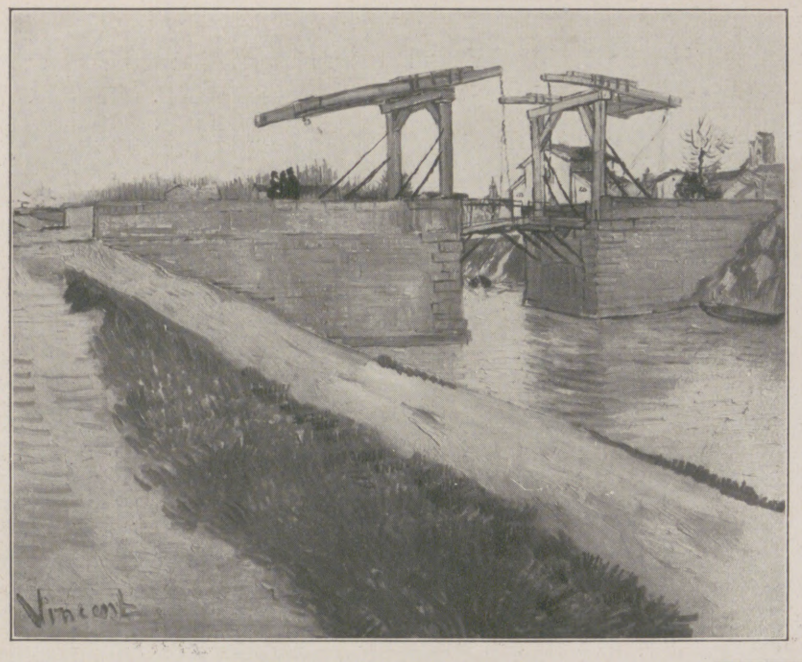


Der Kronschatz der Romanows, des ehemaligen russischen Kaiserhauses, der vor kurzem von der Sowjetregierung Mitgliedern des diplomatischen Korps und ausländischen Pressevertretern gezeigt wurde: Die Gäste bei der Besichtigung. Ganz rechts der deutsche Vertreter.





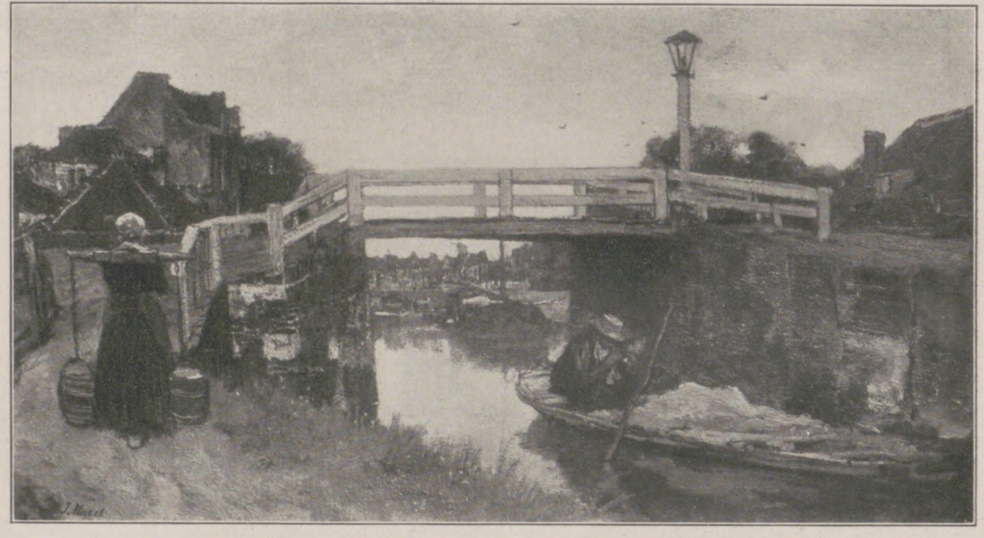
Aus dem französisch-marokkanischen Kampfgebiet: Links: Ein Maschinengewehrposten der französischen Kolonialarmee beim Beschießen der Zugangsstraße nach Ain-Aicha. — Rechts: Gesamtansicht der Ortschaft Ain-Aicha, des Stützpunktes der französischen Truppen unter dem Obersten Freydenberg.





Vincent van Gogh (1853—1890): Landschaft mit Brücke.

Oben rechts: Jozef Israels (1824—1911): Das Abendessen. — Nebenstehend: Jakob Maris (1837—1899): Die Brücke. (Städt. Museum, Amsterdam.)





Jan Toorop (geb. 1858): Madonna. — Nebenstehend: George Hendrik Breitner (1857—1924): Gracht in Amsterdam. (Städtisches Museum, Amsterdam.)





Matthieu Wiegman (geb. 1886): Verkündigung Mariä.



Jan Hendrik Weißenbruch (1824—1903): Strand. (Stadtmuseum Haag.)

Aus der Ausstellung „50 Jahre holländische Malerei 1875—1925“ in der Orangerie zu Potsdam.

(Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 1042.)

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(1. Fortsetzung.)

Iwan Michaelowitsch stand in der Tür seiner Hütte. Wild schaute sie aus, ein Gefüge aus unbehauenen gewaltigen Baumstämmen, mit Renntierflechten die Lücken verklebt, Steine gegen die Wände gewälzt, um sie vor dem Sturme zu schützen und das Ganze von Schnee überhäuft, von jetzt gefrorenem Schnee, der von den Herbststürmen glatt poliert war. Nur eins zeigte, daß hier ein Russe lebte, das eiserne Ofenrohr, das Iwan Michaelowitsch einmal mitsamt dem kleinen Ofen in Anadyrsk gestohlen hatte, als er wußte, daß der Isprawnik zu Schiff nach Gischiginsk gefahren war, um Proviant und neuen Wodka zu holen.

Kalpuginik, der Zauberer, hatte dem vierzigjährigen, den Bergwerken entlaufenen Sträfling die gute Nachricht gebracht, und mit heimlicher Freude hatte dieser dem Isprawnik selbst den Ofen und das letzte Fäßchen vom alten Wodkavorrat gestohlen, während der Schamane durch einen wilden Verzückungstanz die braven Einwohner von Anadyrsk um sich versammelte. — —

Iwan Michaelowitsch stand vor der Bohlentür seiner Hütte. Wild sah er aus. Letzte Fetzen einstiger Europäerkleidung, mit Korjäkenpelzwerk vermischt. Ein brauner struppiger Vollbart um das schmutzige, rohe Gesicht.

Die Korjäken wußten seit zwanzig Jahren, daß er in der Taiga hauste. Sie liebten ihn nicht, aber sie verrieten ihn auch nicht den Russen. Die Russen waren ihnen Freunde und Feinde zugleich. Freunde, weil sie ihnen den Wodka brachten; Feinde, weil der Dümmere stets den Klügeren haßt. Iwan hütete sich, ihnen etwas zu tun, und sie duldeten ihn, wie man ein Tier im Walde duldet, das einem nichts tut, und dessen Tod einem keinen Nutzen bringt. Sie duldeten ihn, und hatten auch Ania, das Tschuktschenweib, geduldet, die mit ihm gehaust, bis sie vor drei Jahren gestorben. Iwan Michaelowitsch schaute in den jungen Morgen hinaus. Ihn fror nicht, er war voll unruhiger Erwartung.

Ein Renntierschlitten sauste zwischen den jetzt weit auseinander stehenden Bäumen der winterskahlen Taiga heran.

Kalpuginik, der Schamane, saß in dem Schlitten. Iwan Michaelowitsch mußte ihn erwartet haben, denn er ging ihm entgegen.

„Nun?"

Er redete ihn in russischer Sprache an, und der Schamane antwortete in derselben.

„Erst ein Glas Wodka."

Ärgerlich zuckte der Russe die Achseln; er wäre am liebsten aufgefahren, aber er unterdrückte den Zorn.

„Komm!"

Der Schamane band das dampfende Renn mit dem Zügel fest, warf ihm eine Pelzdecke über und ging in das Haus. Ein einziges, viereckiges Zimmer, in der Mitte der Ofen, die Wände schwarz geblakt und verrußt, eine breite Bank ringsumher, ein roher Tisch in der Mitte, ein paar Haken an der Wand, daran ein Gewehr, ein großes Stück Renntierfleisch bratend über dem offenen Herdfeuer, dazu ein paar Felle und Decken, sogar ein paar zierliche Frauengewänder und ein reichgestickter Torbochan (Hochzeitsgewand), der einst der toten Ania gehört hatte. Iwan Michaelowitsch füllte einen schmutzigen Trinkbecher mit Wodkafusel, stürzte ihn hinunter, füllte einen zweiten und reichte ihn dem Schamanen. Dieser saß am Tisch, roch an dem Fusel, schlürfte ein paar Tropfen, roch wieder an dem Becher, strich sich schmunzelnd über die Lippen und trank langsam wieder. Ungeduldig sah der Russe ihm zu, und dem Schamanen schien es Freude zu bereiten, wie jener sich ärgerte. Endlich war der Becher geleert.

„Nun?"

„Alles, wie die Dämonen es wollen."

„Wo ist Kergeß?"

„Wenn er klug ist, auf dem Wege nach Osten; wenn er dumm ist, auf dem Wege nach Westen."

„Und seine Felle?"

„In seinem Schlitten."

„Du ließest sie ihm?"

„Ein Korjäke stiehlt nicht."

Ein ironisches Lächeln war um des Russen Mund.

„Auch ein Schamane nicht?"

Der Schamane, der jetzt seine Maske nicht mehr trug, überhörte mit feierlicher Miene den Einwurf.

„Und wenn er trotzdem Lachergeß die Brautgabe bringt?"

„Um so schlimmer für ihn, denn dann wird er zwei Bräute verlieren."

„Du sprachst mit Lachergeß?"

„Einem Russen, der in die Wälder floh, gibt ein Korjäke sein Kind nicht. Zudem sind deine Felle nicht so kostbar wie die des Kergeß."

Der Russe fuhr auf.

„Ich gab dir ein Fäßchen Wodka. Betrügt ein Schamane auch nicht?"

Um des Zauberers Mund war jetzt das ironische Lächeln, das vorher der Russe gehabt.

„Ein Schamane ist nichts. Ist nur der Diener der allmächtigen Dämonen."

Iwan unterbrach ihn zornig.

„Wer trank meinen Wodka? Du oder die Dämonen?"

„Herr, die Dämonen durch meinen Mund."

Iwan packte ihn an der Schulter.

„Hörst du, in dieser Nacht ist Tara in meinem Haus, oder —"

Der andere entwand sich seinem Griff.

„Es ist nicht klug, den zu beleidigen, der einem Gutes erweist."

„Wird Tara —?"

„Wenn die Dämonen es wollen. Ich habe alles aufs beste gerichtet. Leb' wohl, ich muß zu Lachergeß."

„Wehe dir, wenn du dein Wort nicht hältst. Ich brauche ein Weib. Hörst du, ich will sie haben! Besser wäre es gewesen —"

Der Schamane stand an der Tür.

„Wenn ich heute morgen nicht zu dir gekommen wäre, dann hättest du mich nicht geschmäht. Morgen hole ich mir den Wodka und den Spiegel, den du mir versprochen."

Er sprang auf den Schlitten, schnalzte mit der Zunge und fuhr eilig davon.

Iwan Michaelowitsch trat ärgerlich in sein Haus, warf die Tür zu und hob den gar gebratenen Renntierbraten vom Haken.

*

Im Lager der Korjäken war reges Leben. Acht große konisch gebaute Jurten standen um einen freien Platz. Weit umher war der Schnee aufgekratzt, und mehrere tausend Renntiere umgaben wie ein lebender Wall das Lager. Wie trockene Zweige starrten die vielästigen Geweihe empor und klapperten gegeneinander, während die Hufe der Tiere unaufhörlich den Boden zerstampften und das spärliche Renntiermoos herauskratzten, um es zu fressen. Geschäftig gingen im Lager die Männer der Korjäken umher.

Hochgewachsen waren ihre Gestalten, schlicht und kohlschwarz das Haar, lebhaft, offen und ehrlich ihre Augen, und der Ausdruck ihrer an die Indianer Nordamerikas erinnernden Gesichter hatte nichts mit dem mehr mongolischen Typus der Jakuten und Kirgisen gemein. Schwere, hemdartige Kleider aus geflecktem Renntierfell deckten ihre Körper, waren unten mit langen Fransen aus Vielfraßhaar besetzt, mit blanken Metallstückchen und Quasten aus rotem Leder verziert und wurden in der Mitte des Körpers durch einen Gürtel gehalten. Pelzhosen und Stiefel aus Seehundsfell umschlossen ihre Beine, und ihre Köpfe trugen Kappen aus Wolfsfell mit rechts und links emporstehenden Ohren. Lange Spieße mit metallenen Spitzen hatten sie in der Hand.

Eine Anzahl junger Leute umkreiste dauernd die Herde, um deren Ausbrechen zu hindern.

Vor der größten Jurte hantierten die Frauen und älteren Männer. Es war ein großes Holzgestell, darüber Renntierfelle gehängt und mit langen Seehundsriemen befestigt.

Ein Schlitten sauste heran. Kergeß war es. Das Heulen der Hunde, die den Rastplatz witterten, sprengte den Wall der Renntiere in wilder Flucht auseinander. Sofort verschwanden die Weiber im Innern der Jurte. Kergeß sprang ab.

„Wo ist Lachergeß?"

„Drinnen."

Der junge Korjäke hob ein Fellstück auf, und hinter diesem erschien ein kleines schwarzes Loch, eben groß genug, um hindurchzukriechen. Kergeß zwängte sich in den schmalen Gang, der sich fast zwei Meter lang in den gefrorenen Schnee eingrub. Hundegebell scholl ihm entgegen. Zurufe von innen, denen er Antwort gab. An den Schnauzen kläffender Köter vorbei, die ihn feindlich umschnupperten, kämpfte er sich in das innere Zelt. An drei Wänden befanden sich erhöhte Plattformen, auf denen wiederum acht winzig kleine Zelte aus allerdichtestem Renntierfell standen, die Polochs, in denen man schlief und sich wärmte.

Eine qualmende Luft herrschte in diesem Raum. In der Mitte brannte ein offenes Feuer, mit Renntiermist und feuchtem Holz genährt, dessen beißender Rauch, gemischt mit den fettigen Ausdünstungen schmelzenden ranzigen Renntiertalges, sich mühsam durch das ganz hoch in der Mitte angebrachte Rauchloch in der Zeltspitze einen Ausweg suchte.

Über dem Feuer hing ein Kessel mit dem unvermeidlichen Tee, mit Talg vermischt, heute aber staken auch ein paar große Stücke Renntierfleisch an den Haken, von denen das Fett in das Feuer triefte.

Mitten im Zelt hatte Tara, die Braut, gestanden.

Kunstvoll gestickt, mit unzähligen Plättchen und Quasten versehen, war der kostbare Torbochan, der ihre schlanke, junge Gestalt umhüllte.

Bis auf den Boden reichte dieses Gewand aus seidenweichem, kostbarem Pelzwerk, dessen Saum auf dem Lehmboden der Jurte nachschleppte und der jungen Korjäkin ein viel stattlicheres Aussehen gab als sonst. Als aber Kergeß' Haupt in dem Ausgang des Ganges erschien, huschte sie schnell mit leisem Aufschrei in den hintersten Poloch, während die alten Weiber, die, glattpolierte Stöcke in den Händen, mit nackten, mageren, braunen Hexenarmen in dem Kessel rührten, laut aufkicherten.

Neben dem Herde, ebenfalls im Feiertagsgewande, saß der alte Lachergeß mit einigen seiner Freunde. Er hatte ein sehr vergnügtes Gesicht und seltsam verschwommene Augen, denn trotz des frühen Morgens hatten die Männer schon Stückchen von den Fliegenpilzen genascht, die zur Feier des Tages für teueres Geld von russischen Händlern eingetauscht worden waren, und an denen sich heut abend der ganze Stamm berauschen sollte.

Geizig war er nicht, der alte Lachergeß, und ein stattlicher Haufen des gefährlichen, giftigen Pilzfleisches, das bei den Korjäken den Alkohol ersetzt, lag umher.

Heute, am Hochzeitstage der einzigen Tochter, sollte jeder sich den ersehnten Rausch verschaffen können.

Aber noch war Lachergeß nicht trunken. Er erhob sich.

„Bringst du die Gabe?"

„Die Felle liegen draußen auf meinem Schlitten, Teion. Es werden ihrer mehr sein, als du gefordert."

Der Alte kroch, gefolgt von Kergeß und den anderen Männern, aus der Jurte. Stolz zeigte ihm Kergeß die zarten Zobel- und die Eichhörnchenfelle.

„Zwei Jahre habe ich an ihnen gesammelt, zwei Jahre habe ich um Tara gedient — ich habe erfüllt, was du begehrt."

Der Teion wollte ihm wohl.

„Ich bin zufrieden mit dir. Wenn Tara will — du magst die Hochzeitsprobe bestehen."

„Laß die Trommel rühren! Laß mich nicht unnütz in Ungeduld harren!"

„Wo ist der Schamane?"

„Er steigt soeben aus seinem Schlitten."

„So schlagt die Trommel!"

Ein seltsames Lächeln spielte auf allen Gesichtern, während jetzt Männer und Weiber herbeieilten und Kergeß, abgesondert von allen, mit etwas bleichem Gesicht und zusammengebissenen Lippen neben der Jurte lehnte und die seltsamen Zeremonien seiner Hochzeit erwartete.

II.

Unweit der großen Jurte, die das Wohnzelt des Teion Lachergeß und seiner Familie bildete, erhoben sich vier kleinere Jurten. Nicht so sorgfältig gebaut wie die große, bestanden sie nur aus einfachem Holzgestelle, über dem eine Schicht Renntierfelle mit langen Riemen festgebunden war. Diese Jurten wiesen keine Innenzelte auf, denn sie bildeten die Magazine des Stammes.

Lachergeß war ein wohlhabender Mann. In zweien der Jurten hingen als festgefrorene Klumpen die im Sommer gedörrten Fische und große Schwarten Seehundsspeck sowie ebenfalls steifgefrorenes Renntierfett. In dem dritten Zelt aber waren die Felle aufgespart, die die Männer während des langen Winters erjagt hatten.

Während draußen die Männer und Weiber um die Hochzeitsjurte zusammenströmten, die Männer lange, zähe, oft auch noch mit Dornen besetzte Ruten herbeitrugen und diese an die lachenden Weiber verteilten, schleppte Lachergeß geschäftig die Felle, die ihm Kergeß als Brautgabe gebracht hatte, selbst in die Jurte.

Offen hatten sie auf dem Schlitten gelegen, während er mit dem künftigen Mann seiner Tochter sprach. Nie wäre ihm der Gedanke gekommen, daß jemand eines der kostbaren Felle entwenden könnte; nie war eine Wache vor diesem Vorratszelt, und selbst dem Schamanen war nicht der Gedanke gekommen, daß es das einfachste gewesen wäre, dem ohnmächtigen Kergeß im Walde die Felle zu nehmen, denn feiger Diebstahl war unbekannt unter dem Volk der Korjäken.

Lachergeß stand noch einen Augenblick vor der Jurte und blickte um sich. Anders war die Luft heute als in den letzten Wochen. Matt war zwar die Sonne am Morgen emporgestiegen, aber jetzt lag ein nebliger Dunst in der Luft, und es war wärmer geworden. Witternd hob Lachergeß die Nase in die Luft, und mit wohlgefälligem Lächeln lauschte sein Ohr auf ein dumpfes unbestimmtes Tönen, das sich fast anhörte wie das Grollen eines leisen Erdbebens, das aus der Ferne kam. Dann trat er in das Zelt.

Eine Tranlampe brannte in diesem und spendete kärgliches Licht.

Lachergeß saß auf einer alten Kiste, die der Zufall hierher verschlagen hatte, und nahm Fell für Fell in die Hand. Weich und wundervoll gezeichnet waren die Zobelhäute, weiß glänzend die Polarfüchse, die Kergeß freiwillig dazugegeben, buschig die Eichhornschwänze.

Lachergeß rechnete nach. Umständlich war seine Rechnung, und oft glitt die Rechte über die Finger der Linken. Er machte dann mit dem langen Messer eine Kerbe in den Stab, der neben ihm lag. Wenn er fünf Kerben gemacht hatte, nahm er einen anderen Stab, um wieder in diesen eine Kerbe zu schneiden, weil sein ganzes Rechenvermögen in der Fünf gipfelte. Aber die Arbeit verdroß ihn nicht, und immer fröhlicher wurde sein Gesicht. Kostbar waren die Pelze, und treu hatte Kergeß gedient. Der Alte lehnte sich nachdenklich zurück. Er wußte aus der eigenen Jugend, wie schwer es ist, Zobelfallen zu stellen, wenn der einsame Jäger, von den Wölfen umlauert, allein in der Taiga lebt, und wie mühsam es ist, mit Pfeil und Bogen das Eichhorn zu jagen und es auszustöbern aus seinem winterlichen Versteck.

Lachergeß rechnete nach. Viertausend Renntiere waren sein eigen. Wenn der russische Händler kam, den der Sommer brachte, gab er ihm scharfe Messer, feste Beile und gewebte Stoffe für diese Felle. Tausend Renntiere konnte er dafür von Taraß eintauschen. Trächtige Renntiermütter, die im Sommer ihm Kälber lieferten. Schon sah er seine Herde sich vergrößern. Tausend Renntiere — vielleicht fünfhundert Kälber oder noch mehr. Ein Lächeln war um seinen Mund.

Kleine Tara! Gut war's doch, daß er sie damals versteckte, als die große Hungersnot kam und das furchtbare Sterben, und als Oldochony, der alte Schamane, von ihm forderte, das dürftige Kind, das ihm doch nur eine Last sei, den Dämonen zu opfern.

Kleine Tara! Jetzt war sie fünfzehnhundert Renntiere wert geworden und brachte dazu den kräftigen Kergeß als Sohn in das Haus. Unwillkürlich sah er sich um und zuckte zusammen. Er hatte gefühlt, daß ein Fremder im Zelt war, und hatte ihn doch nicht eintreten sehen. Auf dem Haufen von Fellen, den er selbst gehäuft hatte, saß Kalpuginik, der Schamane. Wieder in voller Tracht, wie er draußen in der Taiga neben Kergeß gesessen, die Maske vor dem Gesicht. Der Teion mochte ihn nicht. Wer mag einen Schamanen? Wer liebt einen unheimlichen Menschen, der mit Dämonen verkehrt und im Bunde steht, zumal wenn dieser Zauberer einst ein Knabe gewesen, den man selbst mit der Rute gezüchtigt. Unheimlich ist ein Schamane und unwillkommen sogar seine Hilfe, denn sie kostet wertvolle Renntiere oder gute Felle. Unheimlicher noch, wenn dieser Schamane aus einem blöden Jungen, den niemand geachtet, plötzlich zum Zauberer wurde. Lange sprach der Schamane kein Wort. Er wußte, daß dies Schweigen wie eine Last auf des Mannes Herz liegen mußte. Endlich hob er die Hand.

„Unglück droht deinem Hause, Lachergeß."

Ein Trotz erwachte in dem Alten.

„Glück, denke ich, hatte ich heute."

„Gib die Felle zurück und weise Kergeß die Tür."

„Daß ich ein Narr wäre."

Dabei glitten seine Augen mit der Freude des Besitzes über den Ballen.

„Gestern bot Kergeß dieselben Felle Taraß, dem Vater der Byttcha, und dieser wies sie zurück."

„Das ist nicht wahr."

Der Schamane zuckte die Achseln.

„Glaube mir nicht."

Lachergeß wurde unsicher.

„Fünfzehnhundert Renntiere bringen die Felle."

Unbewegt blieb das Gesicht der Maske, denn das listige Schmunzeln im Gesicht des Schamanen konnte der Korjäke nicht sehen.

„Hübsch ist deine Tochter."

Der Korjäke antwortete nicht.

„Weißt du nicht, daß der Sohn des russischen Pelzhändlers sie mit Wohlgefallen beschaute? Dreitausend Renntiere bringt sie dir, wenn du sie mir gibst, damit ich sie dem Russen verkaufe."

Lachergeß ahnte nichts von der Gier des entlaufenen Verbrechers Iwan Michaelowitsch, aber er wußte wohl, daß es Russen gab, die auch Korjäkenmädchen kauften. Er wehrte unwillig ab.

„Ich verkaufe mein Kind nicht."

Der Schamane beugte sich zu ihm:

„Gib sie mir, tu sie von dir, verkaufe sie so weit wie möglich und opfere die Hälfte deines Erlöses den Dämonen."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über des Korjäken Gesicht, denn er wußte wohl, daß die Opfer, die man den Dämonen brachte, in die Tasche der Schamanen flossen. Kalpuginik fuhr eindringlich fort:

„Sie ist den Dämonen verfallen. Sie gehört den Dämonen. Weißt du nicht, daß Oldochony, mein Lehrer, der große Zauberer, dir schon befahl, sie zu opfern, als sie noch Kind war?

Gestohlen hast du sie den Dämonen, und die Dämonen lassen nicht mit sich spaßen."

Draußen dröhnte ein kurzes, donnerndes Krachen.

„Hörst du die Stimme der Dämonen?"

Lachergeß lachte.

„Der Frühling sprengt das Eis im Meere."

Eine Maske ist gut; sie verbirgt auch die Verlegenheit über eine mißglückte Drohung.

Der Schamane stand auf.

„Zum letztenmal warne ich dich. Gib mir dein Kind und bewahre dein Haus vor einem Unglück. Fünfzehnhundert Renntiere, sagst du? Der Russe wird sie dir geben, außer dem, was den Dämonen gebührt."

Einen Augenblick kämpfte Lachergeß mit sich, dann sagte er fest:

„Kergeß hat mein Wort. Ich nahm seine Gabe, und ich verkaufe mein Kind nicht."

„Dann renn in dein Unglück."

Der Schamane ging aus der Jurte, schritt über den Hof, setzte sich auf einen Haufen gefrorenen Renntiermist, starrte vollkommen in sich versunken vor sich hin und ließ die Schlegel in gleichmäßigem Abstand leise und dumpf auf das Seehundsfell seiner Pauke fallen.

(Fortsetzung folgt.)



Markt am Herodestor in Jerusalem. Nach einem Gemälde von Prof. Franz Kienmayer.



Barock; Zeit Ludwigs XIV., 1675.

Der Spazierstock. / Von G. Krähe.

Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff.

Wie der Hut in alten Zeiten ein Würdezeichen des Mannes war, genau so das Zepter, der Stab, der Stock, was alles ein und dasselbe zu bedeuten hat. Ob nun ein König, ein Bischof, ein Kavalier oder ein Korporal mit dem Stab Wehe gedroht, gefuchtelt oder kräftig dreingeschlagen hat, es lief immer auf dasselbe hinaus, nämlich auf die Veredelung der Menschenrasse. Der würdige Herr, der die von mir besichtigte Stocksammlung sich zugelegt hat, war natürlich in erster Linie auf die mehr oder weniger kunstreiche Ausschmückung der Krücke, des Kopfes oder des Rohres bedacht. Wir machen auch ein künstlerisch vergnügtes Gesicht über die Geschicklichkeit des Elfenbeinschnitzers, des Silberschmiedes, des Porzellanmalers und des Onyxschneiders und erinnern uns des Wohlgefallens, das uns angesichts der weltberühmten Krückstocksammlung Friedrichs des Großen in Potsdam und in Neubabelsberg überkam.

Da nun der Stock von alters her ein von Zeus verliehenes Würdezeichen bedeutet, so ist er selbstverständlich von vornherein höchst bedeutsam, ein schön und herrlich gekennzeichnetes Würde- und Prunkinstrument gewesen. Daher kommt es auch, daß der goldene, silberne oder beinerne Griff zu allen Zeiten reichlich Wasser auf die Eitelkeitsmühle des starken Geschlechts getrieben hat. Der Krückstock der schlagfertigen preußischen Könige war selbstverständlich recht solide gebaut, weil er dazu berufen war, nicht nur die erlauchte Hand des Trägers mit Löwenköpfen, Mythologien und Arabesken, sondern auch den Rücken des erziehungsbedürftigen Untertanen mit gediegenen Schwielen in allen Farben des Regenbogens zu zieren. Doch auch das Zepter, das der Wolkenversammler Zeus den homerischen Königen mit Weisheit und Humor in die Hände gegeben hat, diente in erster Linie als Gebrauchsgegenstand. Wurde in der Heeresversammlung einem Helden das Wort erteilt, so gab ihm der Herold zuvörderst das Zepter, d. h. den Stab oder Krückstock, in die Hand, und welch handgreiflichen Segen so ein erhabenes Zepter zuweilen stiftete, davon sprechen in der „Ilias“ die gewaltigen Schwielen auf dem krummen Buckel des plebejisch lästernden Thersites. Daß auch heißspornige Bischöfe des Mittelalters mit dem ebenso frommen wie kunstreichen Hirtenstab recht kräftig dreingehauen haben, davon gibt so manche Mönchschronik erbauliche Kunde. Kann man sich den Mercutio, den Romeo, den Bassanio oder irgendeinen Edlen von Verona auf Shakespeares Brettergerüst mit einem Spazierstöckchen in der Hand vorstellen? Nicht wahr, nein! Aber gefuchtelt haben die jungen Herren auch. Genau so wie unsere Dandys, die mit ihrem Stöckchen abenteuerlich und lebenslustig in der Luft herumfigurieren, bloß daß das Stöckchen des Romeo ein artiger Stoßdegen war, den er genau so in der Hand trug wie unsere jungen oder älteren Herren ihren silbergekrönten Krückstock. So ist also der Stock in der Hand des neuzeitlichen Herrn nichts anderes als ein Surrogat des Galanteriedegens, des Rapiers oder Raufdegens der Studenten in vergangenen Zeiten. Es liegt nun einmal im Blute des Mannes ursächlich begründet, daß er auf der Straße Würde, Wehr und Waffen ritterlich, forsch männlich und Respekt gebietend allem Volk für alle Fälle vor die Augen hält.

Es gibt historische Stöcke. So einer war der Krückstock des gewaltigen Papstes Julius II., des Gönners und Freundes des Michelangelos, der einmal einen Kardinal, der sich ein schiefes Wort über Michelangelo erlaubte, vor Würdenträgern und Domestiken tüchtig durchgeprügelt hat. Dieser Altersstock des hochbetagten Papstes trug schon einen wundervollen, ziselierten Löwenkopf, wie wir einen in der Sammlung des alten Fritz bewundern können. Der Philosoph von Sanssouci besaß aber auch manchen Bakel, der entschieden friedlichen und genießerischen Zwecken diente.



Empirezeit.



Zeit Ludwigs XV., 1750.

Lob der Einsamkeit.

Einsamkeit scheint vielen ein schweres, hartes Ding. Und doch ist sie für den, der sie recht zu nutzen weiß, die Quelle des wahren Frohsinns, der echten, tiefsten Freuden des Lebens.

Einsam mußt du wandern, willst du innige Zwiesprache halten mit Baum, Blume und Wolkenzug.

Einsam mußt du im Walde rasten und mit den Vögeln plaudern, die von Ast zu Ast ihr lustig Treiben haben. Wie Siegfried wirst du dann ihre Sprache zu deuten wissen und vernehmen, was der Buchfink dem Spechte zu erzählen hat.

Nur dem Einsamen offenbart sich die Heiligkeit wogender Felder, die durchglüht sind vom purpurnen Mohne.

In Sommernächten am Fenster stehen, einsam und still, und dem Lied wandernder Gesellen lauschen, das ist schön und befriedend.

Und kommt leise Wehmut und zages Sehnen im Herzen auf, so schmerzt das nicht, sondern beglückt den, der berufen ist, einsam zu sein.

Einsam bei Kerzenschein alte, längst vergessene Weisen spielen, einsam in Briefen lesen, die geschrieben wurden, einst vor vielen, vielen Jahren. . .

Den wahren Menschen macht die Einsamkeit groß und stark, der Schlechte vermag niemals allein zu sein.

Über der Tür eines alten Klosters fand ich einst diese Worte: „Solitudo coeli janua“, welches bedeutet: Die Einsamkeit ist die Pforte des Himmels.

Hans Gäfgen.



Knüppelstock.



Biedermeierzeit.



Zeit des Incroyable.



Zeit Ludwigs XV., 1750.



Ausflug einer Malschule. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.

Gewisse Dörfer und Städte bieten Malschulen ein beliebtes Ziel für Übungsfahrten zum Studium in der freien Natur fern der Enge des Ateliers. Häufig stellen die eifrigen Kunstbeflissenen bei der Arbeit dann in ihrer malerischen Gruppierung selbst ein reizvolles Motiv dar.

MASSENSZENEN IM FILM

Ziemlich bald, nachdem die Filmfabrikation ihre ersten Kinderschuhe ausgetreten hatte, überraschend schnell, selbst nach der ungewöhnlichen Entwicklung des Films gemessen, begann sich der Ehrgeiz der Filmfabrikanten und Regisseure auf die Entfaltung immer größerer äußerer Mittel zu konzentrieren, um die Konkurrenz mit möglichst vielen Hundertschaften von Komparsen zu übertrumpfen.

Bereits in den frühesten Zeiten, in denen man von einer Filmfabrikation größeren Stils sprechen kann, also immerhin schon einige Jahre vor dem Kriege, trachtete man danach, in den Großfilmen Menschenmassen zu entfalten, deren Anzahl auch heute kaum übertroffen wird. Man denke nur an den ersten Quo-Vadis-Film, der schon vor etwa fünfzehn Jahren in Italien gedreht wurde, und in



Bei der Aufnahme für den Film „Das Weib des Pharao". × Der bekannte Regisseur Ernst Lubitsch.



dem sicher fast ebenso viele Statistenheere zur Verwendung kamen wie in dem etwa vor Jahresfrist an den gleichen Stätten gedrehten Film desselben Namens.

Auch in Deutschland wollte man hinter solchem Aufwand nicht zurückstehen. Es war bei uns damals der junge Lubitsch, der um diese Zeit die ersten Sprossen seiner steilen Ruhmesleiter hinter sich brachte — es war vor allem Lubitsch, der sich in seinen ersten Großfilmen, in der Entfaltung riesiger Menschenmassen nicht genugtun konnte, sicherlich nicht wenig beeinflußt durch Max Reinhardt, der ja, auch ungefähr um dieselbe Zeit, im Zirkus seine großen Inszenierungen der griechischen Tragiker brachte, in deren Chören er Hunderte von Statisten beschäftigte.



In der Wüste.
Aus dem Film „Das Weib des Pharao". (Regie: Ernst Lubitsch.)

Lubitsch' eigene spätere Entwicklung ist in gewissem Sinne typisch für die gesamte Entwicklung der Filmfabrikation. In demselben Maße, in dem der Regisseur künstlerische Reife gewann, begann er sich von der Herstellung der „großen Schinken" auf die Inszenierung feiner gearteter „Kammerspiele" umzustellen, deren Wirkungskraft nicht in dem Aufmarsch Hunderter oder Tausender von Komparsen beruhte, sondern in den feinsten Nuancen mimischen Ausdrucksvermögens moderner Regiekunst und einer stetig verbesserten Technik.

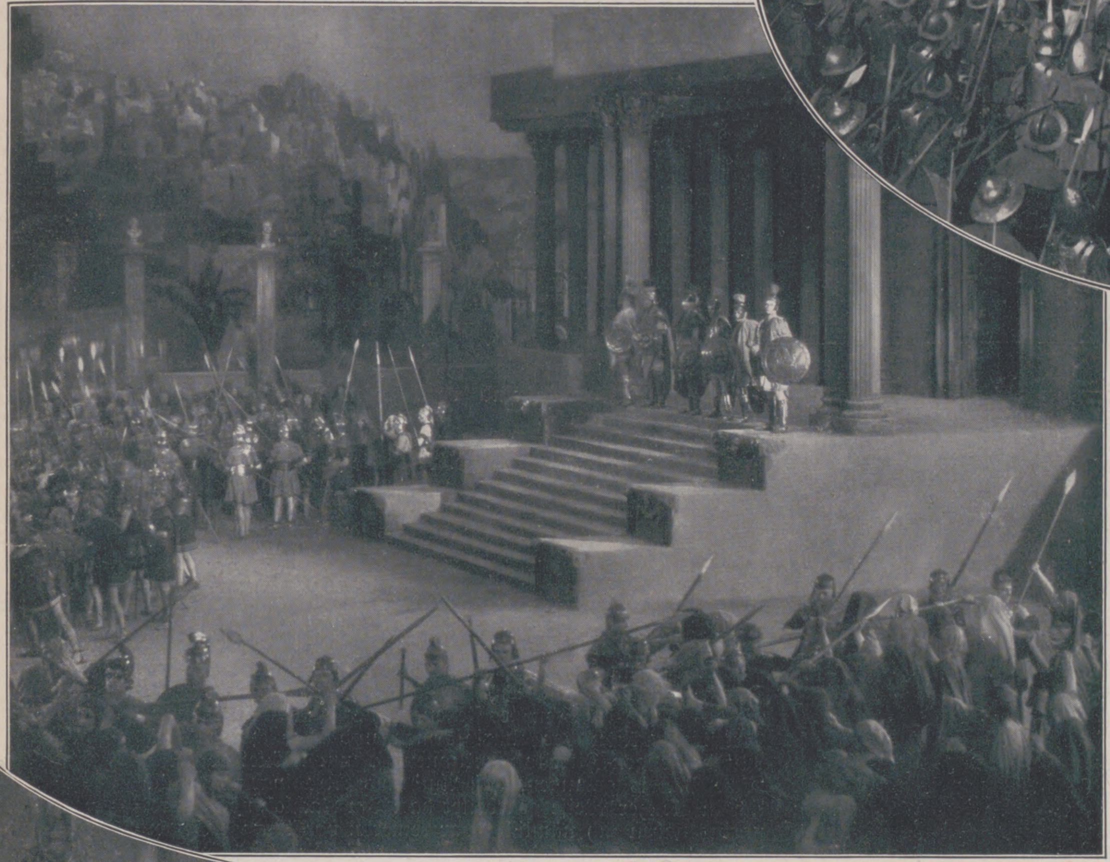
Heute sind die großen Massenfilme nicht mehr modern. Man sieht zwar auch heute so etwas gelegentlich ganz gern, aber nicht allzu häufig. Der Geschmack des Publikums hat sich zweifellos ebenso verfeinert wie die Methoden der Filmfabrikation, was ja insofern kein Wunder ist, als schließlich beides in einem gewissen Kausalzusammenhange steht.

Dazu kommt natürlich auch noch die nicht ganz unwichtige Frage der Finanzen. Vor zehn Jahren war die Finanzierung eines Films, im Verhältnis zu heute, ein Kinderspiel. Gegenwärtig handelt es sich jedesmal um große Vermögen.

Im übrigen ist es sicher keine ungemischte Freude für den Regisseur, eine Massenszene zu inszenieren. Mit dem Engagement der Hunderte von Komparsen hat er zwar nichts zu tun. Das besorgen der Hilfsregisseur und seine Assistenten. Wenn aber die Riesenmassen glücklich ins Atelier bzw. auf das Gelände transportiert und außerdem richtig kostümiert und geschminkt sind, dann beginnt die Arbeit des Regisseurs.



Sturmangriff. Aus dem Ufa-Film „Lucrezia Borgia".



Vor dem Palast des Pontius Pilatus.
Aus dem Christusfilm „INRI" der Neumann Produktion G. m. b. H., Berlin.



Bei großen „Kampfszenen", die auf dem Gelände gedreht werden (und zwar von mehreren Apparaten und von mehreren Seiten aus), ist es natürlich für den Regisseur unmöglich, das ganze Bild zu übersehen. Er muß sich dann, wie der General auf dem Schlachtfelde, auf seine Assistenten verlassen und sich selbst damit begnügen, die Direktiven zu geben. Oft lenkt auch der Regisseur auf offenem Gelände die Operationen hoch zu Roß, um sich möglichst schnell von einer Gruppe zur anderen bewegen zu können. Eine sehr große Rolle spielt bei solchen Aufnahmen natürlich auch das Megaphon; und die Kraftworte, die bei solcher Gelegenheit dem Schalltrichter zu entrinnen pflegen, lassen meistens weder an Deutlichkeit noch an Drastik etwas zu wünschen übrig.

Viel leichter ist es natürlich, im Atelier eine solche Massenszene zu lenken, denn zum mindesten hat ja der Regisseur den Vorteil, das gesamte „Schlachtfeld" überblicken zu können, ganz abgesehen davon, daß er nicht stets davor zittern muß, daß ihm der Wettergott einen Strich durch die Rechnung macht, und daß er, zum Leidwesen des Direktors und der Aktionäre, die teuer bezahlten Komparsen am nächsten Tage noch einmal bestellen muß.

Heinrich Fraenkel.

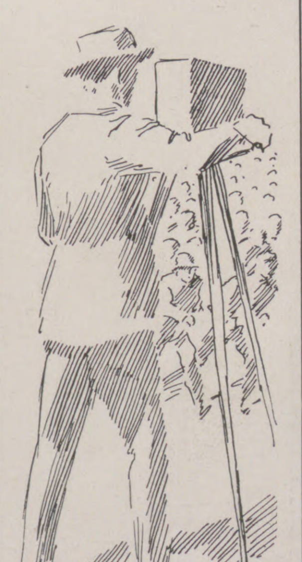


Der Abfall der Israeliten von Gott am Berge Sinai. Aus dem amerikanischen Film „Die zehn Gebote" (Regie: Cecil B. Mille.)





Ein Hofball im Filmatelier. Aus dem Ufa-Film „Luise Millerin".





Szene aus dem österreichischen Sascha-Film „Die Sklavenkönigin".

Der Goldene Schnitt im Geigenbau. / Von Dr. Alfred Gradenwitz.

Die kurze Blütezeit des italienischen Geigenbaues mit dem darauffolgenden schnellen Verfall gehört zu den auffallendsten Erscheinungen der Kulturgeschichte. Wie kommt es, daß schon die nächste Generation über das Konstruktionsgeheimnis eines Stradivarius und Guarnerius ganz ebenso im unklaren war wie unsere Zeit, und daß alle Bemühungen, den Schöpfungen jener Meister irgendwie Gleichwertiges an die Seite zu stellen, bisher vergeblich gewesen sind? Man hat vielfach auf das Alter jener Meistergeigen hingewiesen und darin die Ursache ihres Wohllauts gesucht, hierbei jedoch den Umstand außer acht gelassen, daß viele andere Instrumente gleichen Alters, die von anderer Hand stammen, nichts von den hervorragenden Eigenschaften der italienischen Geigen besitzen. Neben planlosem Suchen hat man vielfach in logisch vorgehender, wissenschaftlicher Forschung das Geheimnis zu ergründen versucht. Einen ersten solchen Versuch machte Antonio Bagatella in Padua (1755—1829), der seine Arbeiten in einer umfangreichen, durch Zeichnungen illustrierten Schrift veröffentlichte, trotz geistreicher Theorien jedoch der Lösung des Geheimnisses nicht näherkam. Neuerdings hat man vielfach die Ansicht vertreten, das Geheimnis bestünde in der gegenseitigen Abstimmung der Resonanzplatten; aber auch mit dieser Auffassung hatte man kein Glück, und selbst die besten Abstimmungen erreichten nicht das Ideal der klassischen Instrumente. Andere wieder schrieben dem vorzüglichen Lack der Italiener den Haupteinfluß zu. Wenn sie hiermit zwar einem nicht unwichtigen Faktor auf der Spur waren, so drängt sich doch der Einwand auf, daß alle, auch die weniger tüchtigen italienischen Meister, den gleichen Lack benutzten und dennoch nicht zu demselben Ergebnis kamen. Das von den Italienern sonst benutzte Rohmaterial, vor allem die Wahl der geeigneten Holzart, kann, als noch heute allen Geigenbauern zugänglich, gleichfalls keine ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Merkwürdigerweise hat man das Nächstliegende, die charakteristische Form der Geige und die Proportionen ihrer einzelnen Teile, bisher nur selten in Erwägung gezogen, und doch liegt gerade in der Form und den ganzen Verhältnissen der Geige so viel Unbekanntes, daß man eigentlich zunächst die damit im Zusammenhang stehenden Fragen hätte lösen sollen: Die Entwicklungsgeschichte der Geige in ihrer klassischen Form und der den alten Meistern eigenen Anordnung des Steges, der Stimme und anderer Teile war für den Erforscher der akustischen Verhältnisse immerhin von einiger Wichtigkeit.

Der Berliner Geigenbaumeister Max Möckel ist seit Jahren mit der Erforschung des Problems beschäftigt. Er hat von Anfang an gerade auf diese Fragen sein Augenmerk gerichtet und, wie sein gegenwärtiger Erfolg beweist, hiermit auch das Richtige getroffen. Schon öfter hat man auf die Bedeutung des sogenannten „Goldenen Schnittes" (jener eigenartigen Linienaufteilung, bei der der kleinere Abschnitt zu dem größeren im gleichen Verhältnis steht wie der größere zur ganzen Linie) für die gegenseitigen Proportionen gewisser Kunstwerke und auch für die Formen des menschlichen Körpers hingewiesen. Da es nun mit freier Hand nicht möglich ist, die Form einer Stradivarius-Geige zu entwerfen, kam Möckel auf den Gedanken, daß auch hier eine Anwendung desselben Gesetzes vorliegen könnte. Geometrisch erfolgte ja eine Aufteilung nach dem Goldenen Schnitt in dem regulären Fünfeck (dem Pentagramm), dessen Diagonalen sich sämtlich nach dem Goldenen Schnitt unterteilen und ihrerseits ein kleineres reguläres Fünfeck bilden, ein Vorgang, der sich bis ins Unendliche fortsetzen läßt. Das große Verdienst Möckels liegt aber nicht in der Auffindung der Verhältnisse des Goldenen Schnitts in der Geigenform, sondern darin, daß er durch Schaffung eines aus Pentagrammen bestehenden Schemas die Geigenform begrenzt und hierdurch für weiteres freies Schaffen die Grundlage gelegt hat. Zunächst gelang es Möckel, durch ein derartiges Schema die verschiedensten Gestalten der Eiform zu konstruieren, hiermit die Grundlage für die Konstruktion der Laute festzustellen und die Entwicklung der daraus entstandenen Geigenform mit ihren Umrissen und weiteren Verhältnissen, wie Wölbung, Holzstärke, Anordnung und Form der Schallöcher usw., auf diese Eikonstruktion zurückzuführen. Nehmen wir nämlich die Eiform als Grundlage, teilen die Längslinie zweimal nach dem goldenen Schnitt und konstruieren auf Grund hiervon rechts und links zwei kleinere Eiformen, so erhalten wir zunächst die bekannte Gambenform und — durch eine Kombination von Eiformen — auch die charakteristische Form der Schallöcher. Leonardo da Vinci war es wahrscheinlich, der aus diesen Formen mit ihren immerhin noch teilweise willkürlichen Änderungen durch noch weitergehende Anwendung des Fünfecks die klassische Geigenform geschaffen hat.



Vermutliches Bild von Antonius Stradivarius (1645—1737 in Cremona, Italien).

Das von Möckel konstruierte Schema besteht aus vier regulären Fünfecken, die die Begrenzungslinien der klassischen Geigenform darstellen, und auf die sich die ganze weitere Entwicklung von Geigenform, Schallöchern, Luftraum, Wölbung, Holzstärke und Anordnung der einzelnen Teile aufbaut. Will man die Linienführung irgendwie abändern, so braucht man dieses Schema nur zu verkürzen oder zu verlängern, um aus den neuen Begrenzungslinien wieder reguläre Fünfecke herzustellen und damit die Grundlage für neue Geigenformen zu schaffen.

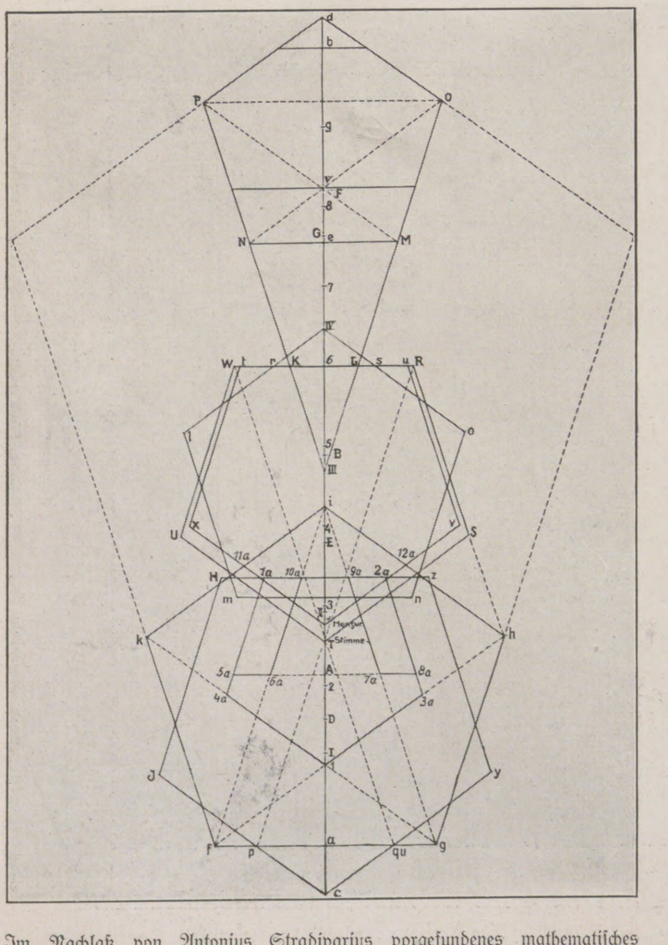
Es ist schwer zu verstehen, wieso diese Konstruktionsgrundlagen so vollkommen verlorengehen konnten. Anscheinend lag die Sache so, daß es den späteren Meistern, den Bergonzi, Montagnana, Ruggieri, Guadagnini, nicht gestattet war, einfach die Formen ihrer großen Vorgänger zu übernehmen und nachzubilden, sondern daß sie — den strengen Innungsvorschriften entsprechend — gezwungen waren, sich ihre eigenen Formen zu schaffen. Andererseits aber waren die einzelnen Meister eifersüchtig auf die Geheimhaltung ihrer Konstruktionen bedacht und vernichteten stets ihre eigenen Zeichnungen.



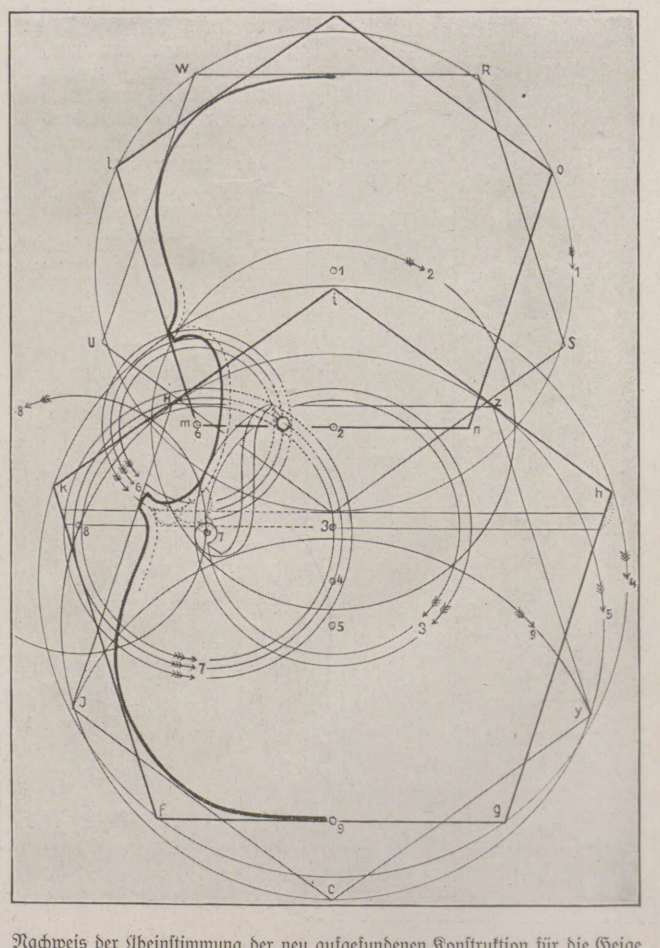
Die erste nach dem Goldenen Schnitt rekonstruierte Stradivarius-Geige (Vorderansicht), angefertigt von dem Geigenbaumeister Max Möckel, Berlin.

Möckel hat nun nach der von ihm aufgestellten Theorie eine Anzahl Instrumente gebaut, die allen Erwartungen nicht nur entsprochen, sondern sie vielfach noch übertroffen haben. Derartige Geigen sind den besten Schöpfungen eines Stradivarius oder Guarnerius durchaus gleichwertig, wenn nicht überlegen. In jedem Falle zwingt die Theorie keineswegs zur sklavischen Nachahmung überlieferter Formen, sondern gestattet freies Schaffen im Sinne der alten Meister und eröffnet hiermit eine neue Epoche für den deutschen Geigenbau.

Da die um die Pentagramme gezogenen Kreise in ihren Durchmessern (und Radien) zueinander gleichfalls im Verhältnis des Goldenen Schnittes stehen, ist natürlich auch eine reine Zirkelkonstruktion der Umrißformen und F-Löcher möglich. Mit derartigen Zirkelkonstruktionen ist nun Möckel der historische Beweis gelungen, daß Antonius Stradivarius tatsächlich in gleicher Weise gearbeitet hat: Im Nachlaß von Stradivarius haben sich nämlich zwar keinerlei vollständige Geigenkonstruktionen, aber doch zwei eigenhändige Zirkelkonstruktionen der F-Löcher vorgefunden, und diese Zeichnungen hat Möckel derart ergänzt, daß sie sich vollständig mit der von ihm ausgeführten Gesamtkonstruktion decken. Will man mit derartigen, im Geiste der italienischen Meister gebauten Geigen die bestmöglichen Leistungen erzielen, so muß man natürlich auch den — seit geraumer Zeit bekannten — italienischen Lack verwenden. Damit aber hat man sich alle Lehren der italienischen Meister zunutze gemacht und ihnen ihr so lange gehütetes Geheimnis wohl restlos abgelauscht.

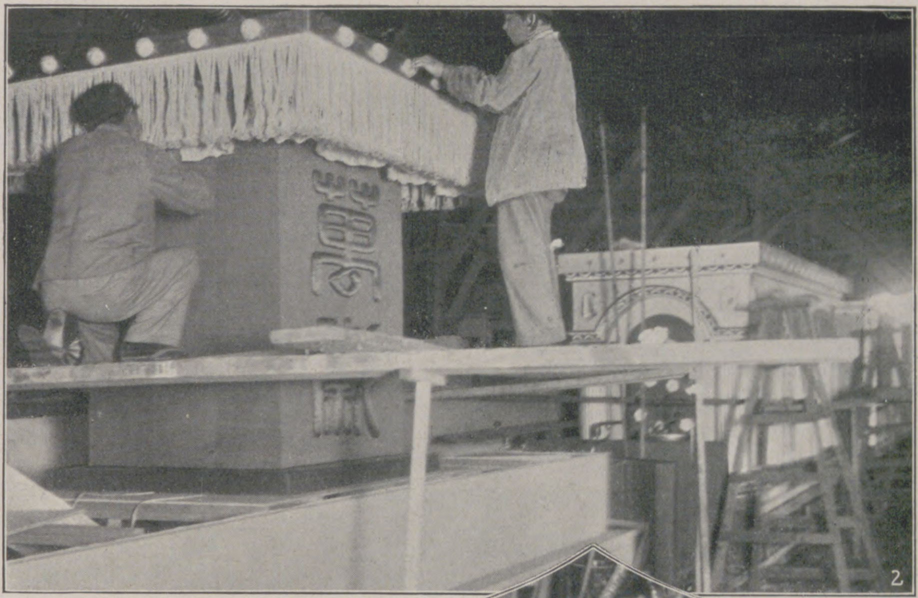


Im Nachlaß von Antonius Stradivarius vorgefundenes mathematisches Gerüst.



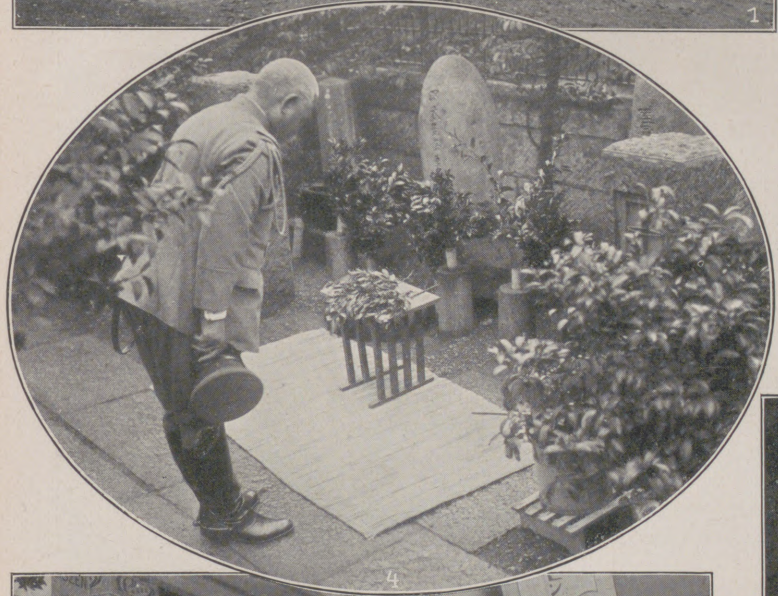
Nachweis der Übereinstimmung der neu aufgefundenen Konstruktion für die Geige nach dem „Goldenen Schnitt" mit der von Antonius Stradivarius stammenden.





1. Kirschblüte im Uenopark in Tokio. 2. Errichtung eines Triumphbogens vor dem Palast in Tokio für die Silberhochzeitsfeier des Kaiserpaares am 10. Mai. 3. Volksbelustigungen beim Kirschblütenfest in Asukayama, einer Vorstadt von Tokio. 4. General Kawai am Grabe des Generals Nogi, der sich im Russisch-Japanischen Krieg auszeichnete, anläßlich einer Feier am 3. Mai zur Erinnerung an den im Russisch-Japanischen Krieg erkämpften Sieg. 5. Japanische Rote-Kreuz-Schwestern auf dem Bahnhof der Hauptstadt. 6. Die Führerin des politischen Frauenbundes in Japan, Fräulein K. Kawamoto, an ihrem für den Gelderwerb zugunsten der japanischen Frauenbewegung errichteten Verkaufsstand. 7. Studentinnen der Frauenhochschule in Tokio bei einer Vorlesung über moderne kaufmännische Geschäftsführung.









AUS DEM JAPAN VON HEUTE





Chinesisches Zimmer in Schloß Finckenstein.

Nach einem Gemälde von Elsa v. Arnim.

DORIS

NOVELLE VON MARGARET LAUBE.

(4. Fortsetzung.)

Derweil schob sich der Hamburger D-Zug auf die hohe Brücke hinauf, die sich in runder Schlangenwindung an den Kaiser-Wilhelm-Kanal herantürmt. Er kroch über das schwebende Band, das sich tief unten im Wasser spiegelt, und rutschte behutsam wieder hinunter, zum anderen Ufer.

Auf dem Eisenbahnknotenpunkt, den er zu kreuzen hatte, stieg Thordsen aus und gab eine Drahtnachricht auf. Sie lautete: „Bin fünf Uhr in Hamburg, gnade dir Gott, wenn du nicht am Bahnhof bist."

Dann rollte er weiter durch Holstein. Sah die Torfhäufchen mit kleinen Schneemützen stehen und dazwischen die schwarzen, geheimnisvollen Schachte, bis oben hinauf mit regungslosem Wasser gefüllt.

Dann kam das blitzende Schienengeäder, das die Stadt ankündigte. „Der Trennung bildgeword'ne Teufelssymphonie" hatte der jugendliche Benno Thein einmal gedichtet. Das Wort „Trennung" packte ihn an, und er wurde, kurz vor dem Ziel, ungeduldig.

Von den Häuserreihen donnerte das Echo des knatternden Zuges. Dann kamen Brücken und unter ihnen durchkriechende Wagen, Lichtgeflirr — die längste Brücke, die ein Binnengewässer trennte, das umsäumt war mit Großstadtlichtern, aus denen Türme ragten — und dann der Bahnhof.

Eine Stimme schrie selig: „Onkel Hans!", und Thordsen küßte die kleine Doris, die ihm entgegenflog.

VIII.

Es war Abend. Die Luft, die von der Alster heraufwehte, war von Nässe schwer. Sie schlug kalt den drei Mädchen entgegen, die aus dem Gartenhaus und durch das weiße Gitter traten.

„Oh, Nebel!" Die kleine Blonde zog ihren Fellkragen bis an das Näschen hinauf, das schmal hervorsah.

Sie schritten rasch aus, in die Nebelwand hinein, die sich über die Parkwiese, die sie von den belebten Straßen der Stadt trennte, ihnen entgegenwälzte. Die Kastanienallee zum Stadtbahnhof war ein Tunnel aus schwarzen Arabesken, glitzernd in Nässe, den nur zuweilen eine Laterne unterbrach, düsterrot im Nebel. Einen Lichtkreis warfen die Laternen nicht.

Doris Falk hob den Kopf. „Wie schön!" sagte sie, jäh lebendig.

„Wo?" fragte die Dunkle, die führte. „Wo ist es hier schön?"

„Da!" Doris zeigte über die Parkwiese. „Der Bahnhof. Er ist eine Lichtquelle unter seiner Glasglocke. Sieh die kriechenden Züge. Sie sprühen gelbe Bündel Licht. Und im Qualm die Funken — dieser Tanz, Hanna, diese Geister im rasenden Hinauf! — Dieses leichte, dieses unkörperliche Aufzucken — ach, Hanna!"

Sie wartete keine Antwort ab. Sie hastete durch die Allee. Ihre Augen tranken die Eisenbahnbrücke, die Musik ihrer langgeschwungenen Träger, darauf die Zugschlangen, sich kreuzend, darunter, auf wasserspiegelndem Asphalt, ein brausendes Rot.

Fackeln sprühten, schleuderten Feuerzungen ins Grauweiß. Grell schrie eine Glocke. Eine zweite, tiefere dann, und es brauste hervor und schob sich in Raserei der Bewegung an den Bäumen vorbei.

„Feuer!" schrie eine Kinderstimme.

„Feuer!" wiederholte Doris entzückt und starrte auf die teufelsroten Kraftwagen. Sie stoben vorbei. Jede Fackel sprang einmal eine Sekunde in Doris Augensternen auf.

Hanna Uhlig lächelte mütterlich, wie sie war. „So viel Freude!" sagte sie und zog Doris zu sich zurück. „Und das Schönste kommt erst noch! Isabell, der sterbende Vogel! Aber Doris verausgabt ihre Begeisterung an Feuerwehr und Nebel."

Doris hatte noch große Augen. Sie griff fest um Hannas Arm: „Ja, seht ihr es denn nicht? Warum sehe ich es denn, wie schön es ist? — Johan Bruylen sieht es auch — oh, er sah es zuerst und zeigte es mir. Ich könnte nun nach Hause gehen, Hanna. Was ist mir noch die Isabell!"

Sissy, die junge Blonde, riß erschrockene Augen auf.

„Doris, Isabell ist doch dein einziger Gedanke gewesen seit Wochen. Du mußt sie sehen — du, als Tänzerin."

Doris fuhr zusammen. „Ja, Sissy, wir gehen ja auch."

Hanna Uhlig hatte scharf gehorcht und gesehen. Sie lenkte ab. Die Brücke wölbte sich nun über ihnen. „Da oben läuft ein Zug vom Norden ein, Doris. Weißt du noch, wie wir Hans Thordsen im September hier erwarteten? Ob er bald wiederkommt? Oder einmal dein Vater? Wie lange bist du hier? Wart! Weihnachten war's ein Vierteljahr, seit du bei Karin Waag zu tanzen anfingst."

Doris' Gesicht erlosch. „Lieber keinen Besuch, Hanna. Ich kann noch nicht genug. Nicht genug, um vor Vater meine Rechtfertigung zu haben. Nun bleibt's beim ersten, schweren Üben — und kommt nicht weiter."

Hanna winkte der Schwester mit den Augen, zu schweigen, als Sissy streiten wollte.

„Doris hat Zweifel. Die kommen bei jeder Kunst. Solche Quälerei erlaube ich nicht. Was würde Hans Thordsen auf Leestedt sagen, wenn er das hörte? ‚Immer schnurgeradeaus, Doris!' Heute sehen wir Isabell, und morgen gehen wir beide mit zu Karin Waag und hören, daß Doris aus der Elevinnenklasse herauskommt!"

Hanna Uhlig wollte wohltun. Doris empfand es immer, solange sie im Hause Uhlig sein durfte.

„Ja, geht mit! Und seid kritisch! Seht, ob alles langweilig wirkt, was ich tue! — Ich ringe um den Ausdruck. Es begeistert mich, wenn ich sehe, wie die schlanken Leiber alle gleichsam horchen. Dann ruft die Melodie — alle diese verschiedenen angespannt an diese eine Tonreihe — und ich fühle auf einmal, daß ich ihnen nur folge, daß aus mir nichts diesen Tönen entgegenkommt, wie Karin Waag es will. Sie, die unter der Musik ein anderes Ich wird. Sie ist nicht jung, Hanna, aber wenn ihre Glieder Musik hören, wird sie jung. Dann geht es von ihr aus wie Glück! Glück, leben zu dürfen! — Darum kam ich ja her!"

„Ja, Doris. Aber in drei Monaten lernt sich auch das große Glücklichsein nicht! Morgen werden wir sehen, daß du kleinmütig bist. Und Karin Waag wird es auch sagen!"

„Ich danke dir, Hanna, du bist gut!"

Wie heiß es klang!

Hanna schob Doris weiter durchs Gewühl bis zum Saaleingang, von dem der Name „Isabell" in handgroßen Buchstaben dunkel hervorstach.

Sie konnte die kleinen Lügen tragen. Sie hatte, was man braucht, um Notlügen zu tragen: einen Willen und ein starkes Herz.

Sie war's, im Bunde mit Hans Thordsen und Karin Waag, die Doris Falks drängenden Lebenswunsch leiteten — ein Jahr oder zwei, bis das schmale Körperchen Kräfte gewonnen hatte.

Aber jetzt glitten sie hinein in Isabells, der Schwarzhaarigen, Südlichen, Tanz: in Rausch und das Erlebnis dieser flatternden Angst, die mit wunderschönen Menschenhänden zuckende Flügel über den Boden schleifte, die hinflog vor dem Atem des Todes, um zuletzt gleich einem herabgebrannten Feuer zu einem Aschenhäufchen zusammenzusinken. Isabell, die dann, als es vorbei war, das Zittern und die Aufgewühltheit von den hundert heißen Gesichtern nahm, indem sie aus dem verbrannten Leid sich emporreckte, das lächelnde Weib. Sehnige, lächelnde Schönheit.

Doris sprudelte Worte hervor. Dank. Liebe. Ihr offenes Herz. Die Flamme in ihr tanzte hellauf. Und das, was ihrem Feuer das Gefährliche, Knisternde gab, war ihr Zweifel, der wie mürbes Reisig fortloderte.

„Ich will, Hanna — Sissy. Ich muß —"

Sie gingen schon wieder in der Allee. „Ja, Doris, morgen! Morgen erreichst du es! Denk nun nicht mehr daran, es nimmt dir sonst die Nachtruhe."

Sie schloß die Haustür auf und schob Doris zur Treppe. „Geh hinauf in dein Zimmer, ich bringe dir noch etwas zu essen — Sissy muß schlafen."

Sissy lächelte wohlig und ging, kindlich im Traum der gesehenen Bilder, in ihr Schlafzimmer.

Doris sah den glücklichen Ausdruck auf ihrem Gesicht und wandte sich heftig zur Treppe. Das ertrug sie jetzt nicht! Diese Fähigkeit, wunschlos zu sein! Dankbar zu sein! Sie krampfte ihre Hand zusammen und wußte: „Ich bin lieblos — und nicht glücklich. Ach, auch hier nicht glücklich."

Oben ballte sich Dunkelheit im Zimmer. Das Geräusch aus dem unteren Stockwerk hörte auf, als die Tür sich schloß. Doris stand plötzlich in der Stille, die sie empfing wie etwas Feindliches, das auf sie gewartet hatte. Schon am Morgen hatte sie es gefühlt: Hier wartet etwas auf dich — auf den Augenblick, da du allein bist und zuhören wirst!

Aber sie hatte abgewehrt.

Denn sie hatte sich gefürchtet.

Wovor?

Wovor fürchtest du dich, Doris? Heute morgen war Hanna ins Zimmer gekommen, als sie mit der Stille kämpfte. Und sie hatten, wie immer jetzt, von ihren Kursen gesprochen. Noch hörte sie Hannas Stimme, wie immer, sagen: „Geduld, Doris — Geduld!"

Sie zog die Schultern zusammen. Jetzt kam es doch!

„Ja, wenn man Zeit hat", sagte die Stille des Zimmers. „Aber du hast keine Zeit..."

Da war es, was im Zimmer auf sie gewartet hatte!

Wild sprang sie auf. Was hämmerte so? War das das Blut in ihr? Rauschte das empörten Takt, weil die Stille nun doch zu Worte kam?

Die gestern und heute und schon seit vielen, vielen Tagen hier saß, sie empfing, wenn sie aus der Tanzschule kam und vorsichtig die Tür hinter sich schloß, damit niemand es sah, wie sie auf ihren Stuhl sank, wie sie dann so müde war — so furchtbar müde!

„Du hast keine Zeit mehr."

Stand sie nun da und sah sie an, die Wahrheit?

„Ja —" Doris flüsterte heiser ins Dunkle hinein „— ich habe keine Zeit mehr. Ich bin krank. Vater belog mich. Alle haben sie gelogen und haben meine Zeit vergeudet — meine schöne kurze Zeit."

Leise wich die Dunkelheit zurück von der schmalen Gestalt, die ihr die Stirn entgegenhielt zum Schlag. Leise brach ein weißes Mondlicht durch die Scheiben.

Die Furcht wich von Doris. Jagende Gedanken tanzten durch ihr Hirn. Jagende Bilder.

„Als ich gestern umfiel bei der Rückenbeuge, wo sie alle wie Sprungfedern auf- und niederschnellten — als ich neulich nicht springen konnte und meinte, es seien meine Schuhe schuld — und Karin Waag mir nicht erlaubte, sie auszuziehen: da log sie auch. Da wußte ich es schon. Nur kam sie nicht zu mir heran, die Wahrheit."

Nun ist sie da — —

Wände öffneten sich, es wurde kalt. Die Tränen, die beißend hervorquollen, liefen, heißes Blut, über ihr Gesicht und machten sie blind. Und dann war alles dunkel.

*

Hanna Uhlig fand Doris am Fenster. Die Baumäste im Garten als funkelnde Kulisse hinter ihr. Hanna griff nach der Tischlampe. Da sah sie von der Seite Doris' unbewegliches Gesicht.

Das war nicht die kleine Doris, die tanzen lernen wollte, weil man keine andere Zeitausfüllung für sie gefunden hatte.

Das weiße Mädchengesicht war in den Händen eines Bildners gewesen, dessen Finger ihm die große Schönheit der Vergänglichkeit aufgeprägt hatten. Es leuchtete. Weißer Stein, der Leben glüht. Die grauen Augen leuchteten. Groß. Unter neuer Erkenntnis. In neuem Suchen.

Hanna stellte den Teller mit Brot und Früchten auf den Tisch und trat näher zu Doris.

„War jemand hier, Doris?" fragte sie verwirrt und erschrak gleich über die scheinbare Sinnlosigkeit ihrer Frage.

Doris legte ihre Hand auf Hannas Arm. Sie bebte noch leicht. „Ja — Hanna. Es war jemand hier. Aber davon kann ich nicht sprechen. — Ich bin lange hier oben gewesen, Hanna?"

„Nein, Doris, eine Viertelstunde. Sissy hielt mich auf. Willst du essen?"

Doris lächelte. Dieses Lächeln trieb Tränen in Hannas Augen. Sie kehrte sich ab.

„Zehn oder fünfzehn Minuten," flüsterte Doris, „mehr nicht? Und ich weiß nun mehr, als Jahre mir sagen konnten, Hanna!"

Hanna Uhlig sah auf den jungen Mund vor ihr. Er war rot, voll und reif. Das war nicht Doris.

„Komm! Höre! Ich werde morgen nicht zur Tanzschule gehen. Ich werde nie wieder tanzen. — Sag' nichts — sei gut, Hanna! Ich werde nach Hause fahren — nicht morgen, nein! Aber bald. Denn ich hab' zu Hause etwas zu tun, das hat nicht lange Zeit."

„Und was hast du zu tun, Doris?"

Doris schwieg einen Augenblick. — „Ich kann's dir nicht sagen, Hanna. Später!"

Sie sah sich wieder hinter der Glasveranda auf Föhr stehen und gierig lauschen. Die junge Frau, von der sie sagten, daß sie leidend sei, sprach zu dem, den sie liebte... „Was schadet es, wenn du nur glücklich bist? Sieh dein Kind an!"... Sie sah die Gebärde des Mannes. Eine Gebärde schrankenloser Liebe. Sie legten einander brennende Blumen in die Hände...

„Ja," sagte Doris leise, „wenn er will — — Wenn er will, Hanna — — —"

Hoffnung und Wille blühten auf ihrem blassen Gesicht. Hanna sah ein Rot hochstrahlen auf ihren Wangen, eine große, stille Sonne.

Sie sprach nichts. Da war nichts zu sprechen. Sie küßte den schönen Mund der Doris, die so neuerwacht vor ihr stand, und fing an, sie zu entkleiden. Doris, in Dankbarkeit, ließ es geschehen.

„Du hast kein Nein für mich und keine Fragen," sagte sie und heftete die Augen tief in Hannas warmen Blick, „du wirst mir helfen, Hanna?"

„Ja", sagte Hanna. Einfach, mütterlich. Nur ihre Gebärden sprachen. Hüllten Doris ganz ein, so daß diese den braunen zerwühlten Kopf bald in die Kissen zurücklegte und einschlief.

Als Hanna sah, daß sie schlummerte, verschwand das Lächeln von ihrem Gesicht. Schmerz kam in ihre Blicke. Sie sah den Weg, den Doris zu gehen hatte.

Es war dunkel und hell zugleich, wie alles Leben.

IX.

Das war die Heimat.

Lag nicht ein Festliches über ihr, das sie, Doris, noch nie gesehen hatte? War dieses Land immer so gewesen?

Da stand das schwarze Geflecht der Pappeläste vor den Schneefeldern. Da ragte weit hinten der Kirchturm von Leestedt. War die Holztreppe, die zum Kirchhügel führte, immer eine Himmelsleiter gewesen, auf der Engel der Kindheit singend aufstiegen? Warum gab es Worte, die in der alten Bibel immer gestanden hatten und nie Ton und Farbe gehabt hatten für sie? Warum traten sie heute aus ihrem Bann?

Stand sie nicht wie Jakob am Fuße der Treppe, und ihr Mund formte, was goldene Lettern vor Zeiten riefen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

Es war die Heimat. Sie war nie anders gewesen. Aber Doris Falk kam mit anderen Augen und anderen Ohren; und mit einem anderen Herzen, in dem ein dunkles Wissen ruhte.

Sie stieg die Holztreppe hinauf. Weiß flimmerte das Land unter ihr; goldglitzernd leuchtete der Kirchturmshahn. Sie griff in den Schnee und hob ihn an ihre warmen Lippen: liebkoste die nordische Heimat mit Mund und Augen.

Es war so viel Freude in ihr.

Bis ein Fenster unten im alten Pastorenhaus klirrte und gleich darauf zwischen den Häusern Hunde bellten. Da stampfte sie den Schnee von den kalten Füßen und stieg zum Kirchhof hinunter.

Dort stand sie, wo vor einem Jahr Herta gestanden hatte, und sah auf die verschneite Tür.

Aus der Stadt beide geflüchtet. Sie, Doris, fühlte sich heimgekehrt. Ob die große Gerta Roloff zurückwollte zu ihrem Unglück? Es ist nicht leicht, einen Unglücklichen zu besuchen, wenn man nicht von ihm gerufen wird. Doris scheute sich ein wenig. Würde es ihr, der Jüngeren, gelingen, das Rechte zu sagen?

Der Jüngeren? Nein, sie war gar nicht mehr jung. In diesem Sinne nicht. Die Dämmerung des Tastenden, Unsicheren war an jenem Abend von ihr abgefallen, als die Wahrheit ihres Schicksals sich vor ihr aufgerichtet hatte. Und kühles, helles Licht hatte sich über alle Dinge gelegt. Klarheit über ihr Ich und über andere.

Die Jüngere saß vielleicht dort drinnen. Stand am Beginn ihres Weges. Doris ging ihn ja schon mit bewußten Schritten.

In diesem Augenblick sah sie, daß sie zwischen Gräbern stand, erkannte, daß ihre Gedanken bis zu diesem Punkt in seiner Wirklichkeit noch nicht vorgedrungen waren — erschrak, krampfte die jungen Hände zum Herzen und sprang über den Kies zur Tür.

Das nicht — heute nicht — —

Schritte ertönten nach dem Klingelruf — die Tür öffnete sich.

Steil aufgerichtet stand die Rotblonde vor Doris Falk.

„Frau Pastor Nielsen ist nicht zu Hause, Fräulein Falk."

„Ich will nicht zu Tante Pastor, ich will zu Ihnen, Fräulein Roloff!"

„Das — glaube ich nicht, Fräulein Falk!" sagte eine mühsam beruhigte Stimme. „Oder man hat Ihnen verschwiegen —"

Doris trat an Herta vorbei in den Flur, öffnete eine Tür und ging vorauf ins Wohnzimmer.

Dort stand sie suchend einen Augenblick. Dann kehrte sie sich der zögernd ihr Folgenden zu. Lieblich stand Wärme und Schüchternheit in ihren Zügen:

„Wollen Sie mir Ihr kleines Kind wohl zeigen, Herta?"

Durch Herta ging ein Schlag. Ihre weiße Haut wurde grau. Ein wilder Wechsel von Empfindungen lief über ihre Augen. Unglaube, Stolz — Abwehr, Scham — — und zuletzt ein heißer Glaube. Ihr war, als strecke sie die Hände aus und nähme Doris' Finger in Dank und Liebe. Als sage sie „Schwester" zu dieser Lieblichen. Aber nur ihr Herz tat alles dies: sie stand, unbeweglich, und schließlich fand sie die Stütze, die die äußere Form ihr bot.

„Ja, gern", sagte sie und nahm Doris den Mantel von den Schultern. „Aber es schläft."

Sie winkte Doris. Ging mit ihr in das kleine Zimmer, das ihr einst geboten wurde, und das noch immer ihre Zuflucht war. Da standen die beiden vor dem Korb mit dem Kind. Silberblond lag ein Köpfchen im Leinen. Schlafend schien es die freundliche Nähe der Betrachtenden zu spüren — seufzte einmal tiefatmend auf und sank, Vertrauen und Ruhe ausstrahlend, wieder tiefer ins Weiß.

Herta richtete sich jäh auf.

„Es ist ungewöhnlich, Doris, daß Sie kommen!"

„Es ist auch ungewöhnlich, was ich tun will, Herta. Aber wenn es unser Weg ist, müssen wir ihn gehen, auch wenn die anderen nichts davon verstehen."

Herta beugte sich über das kleine Gesicht im Korb. Glanz von tiefem Glück blühte wie ein Sonnenblitz aus dem Ernst ihrer Züge. Aber Doris hatte ihn gesehen.

„Sie sind reich", sagte sie, klingend vor Erregtheit. „Kommen Sie ins Zimmer hinüber — erzählen Sie mir von dem Kind! Wie sind Sie reich!"

Staunen, Bitterkeit und Freude glitten über das Gesicht der Rotblonden. Sie blieb mit hangenden Schultern am Tische stehen, als Doris sich setzte.

„Reich —" wiederholte sie langgezogen und stützte beide Arme auf den Tisch. Da klagten Tage, Monate aus einem Ton. Da klagte das verborgene, behütete Unglück. Das erstickte Verlangen nach dem Leben. Und nun fand es auch Worte:

„Wer bin ich, Fräulein Falk, hier in der Einsamkeit? Was wird aus mir? Kann ich im Versteck bleiben? Kann ich von der alten Frau verlangen, daß sie mich und das Kind erhält? — Sprechen Sie nicht! Der die Mitschuld an allem diesem trägt, holt mich nicht. Und ich suche ihn nicht! Ich habe es verlernt, an ihn zu denken. Da ist etwas verwischt. Ich kann es nicht wiederfinden."

„Kann Liebe verwischt werden?" fragte Doris hell.

(Schluß folgt.)

Am Strand und im Gebirge





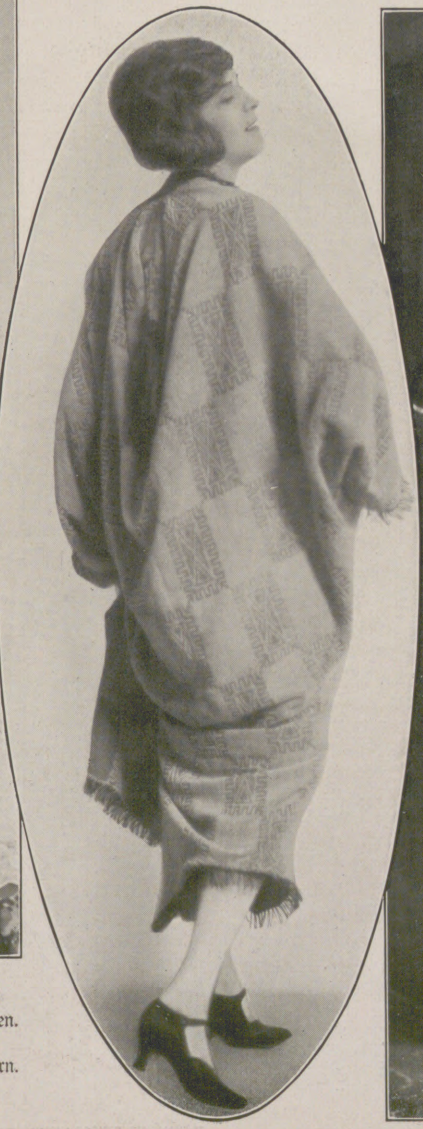
Links: Schwarzer Jumperpyjama mit bunten Borten. Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch. Modell: D. Rosenfeld-Kohlmarkt, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Im Oval: Strandpyjama in russischer Form aus schwarzem Seidenkrepp mit bunten Borten. Modell: D. Rosenfeld-Kohlmarkt, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)



Die Schauspielerin Grete Keller im Geisha-Kostüm mit chinesischem Schirm. (Phot. Zimbler, Wien.)







Die Schauspielerin Gerda Maurus im österreichischen Dirndlkostüm. (Phot. Atelier Adele, Wien.)

Im Oval: Capebademantel mit länglichen gelbroten Karos. Modell: D. Rosenfeld-Kohlmarkt, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Rechts neben Oval: Strandpyjama aus heller Rohseide. Dazu ein gebatiktes Tuch um die Schultern. Trägerin: Die Schauspielerin Lili Lohrer. (Phot. Atelier Adele, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Wie Fritzchen seine Vögel schützt.

Ein Beitrag zur Vogelschutzfrage von M. Behr.
Mit 7 Abbildungen nach Naturaufnahmen des Verfassers.

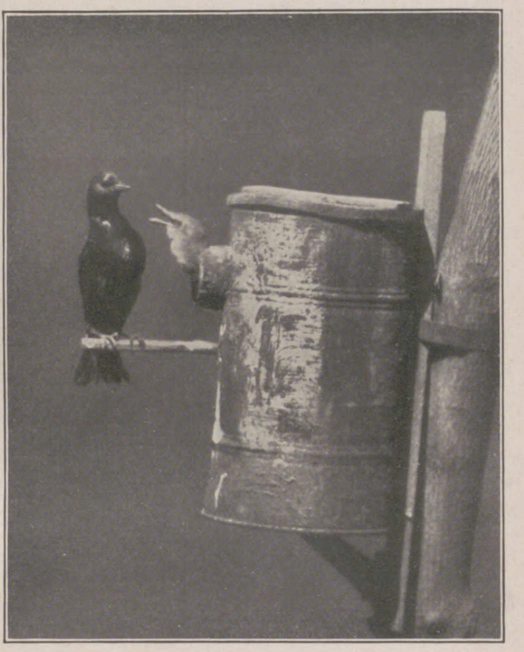
Einen vormaligen Gutsbesitzer und nachherigen Rentner, einen großen Vogelfreund und -schützer nannte ich meinen Onkel, und sobald es meine Zeit erlaubte, weilte ich auf seinem schönen Besitztum in einem kleinen Städtchen des mittleren Deutschlands. Inmitten eines etwa einen Morgen haltenden Grundstückes, das von Gärten umgeben war, lag das Wohnhaus. Zur einen Hälfte war das Gutsgebiet mit alten Waldbäumen und Gebüsch bestanden, die andere diente Wirtschaftszwecken und enthielt allerlei Obstbäume und Weinstöcke, die ganze Fläche war von drei Seiten mit einem mit Stacheldrähten überzogenen Bretterzaune umfriedet, der zur Abwehr der Katzen diente; die Straßenseite begrenzte ein gußeisernes, mit Maschendraht überspanntes Gitter, das ebenfalls mit Stacheldrähten versehen war. Zur weiteren Sicherung gegen Katzen stand in der einen Ecke eine vom Onkel selbst konstruierte Würgfalle, die jeden etwa eindringenden Vogelräuber zur Strecke brachte. An den alten Bäumen waren v. Berlepsche Nisthöhlen sowie solche seiner eigenen Bauart aus schwachen Brettern, dann solche aus verzinktem Blech sowie auch alte Konservenbüchsen, mit Flugloch versehen, bis zu fünf Stück je Baum angebracht. Die Stämme waren teils mit Reisigbündeln ringsherum umbunden, die ebenfalls ein Aufsteigen von Raubzeug hinderten und gleichzeitig Freibrütern eine erwünschte Nistgelegenheit boten, oder sie waren mit Waldrebe bepflanzt, die ebenfalls von Freibrütern besiedelt war und gleichen Schutz bot. Jeder Steil des Bretterzaunes bildete gleichzeitig eine Wand eines Nistkastens. Auch lange und kürzere Stangen waren angenagelt und an geeigneten Orten eingegraben, an denen Nistkästen verschiedenster Größe und Bauart angebracht waren. Die Rüstlöcher an dem von ihm umgebauten Hause hatte er vergrößern und mit Putz versehen lassen. In den also offengebliebenen Öffnungen lag ein Schieber aus Zinkblech mit Rückwand, auf dem die Vögel aufbauten, und der, herausgezogen, das Nest mit Inhalt kontrollieren ließ. Aber auch die Nistkästen waren mit abnehmbarer Vorderwand versehen.



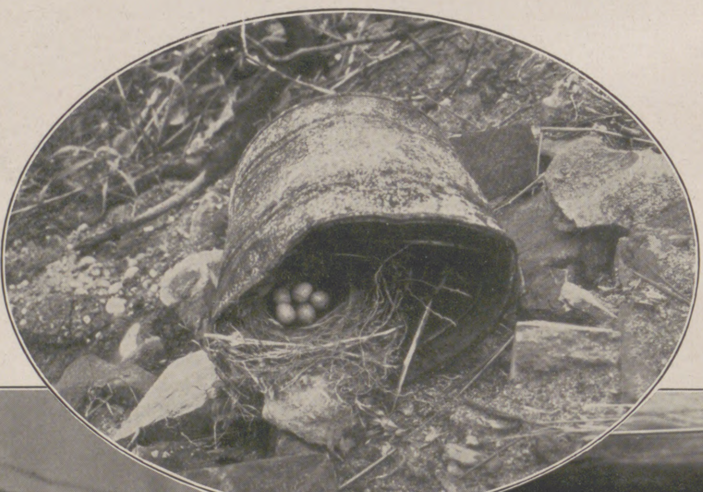
Nisthöhlen verschiedener Bauart an alten Bäumen.



Nest mit dreizehn jungen Kohlmeisen in einem Nistkasten.



Die Konservenbüchse als Starkasten.







Nest der weißen Bachstelze in einem am Boden liegenden Eimer. Das Nest ist herausgezogen.

Links: Weibchen des Gartenrotschwanzes mit Futter am Nistkasten.

Rechts: Alte Kohlmeise beim Wegtragen der Exkremente.

Unten: Stare nach dem Ausfliegen.



Suchte man nun den Onkel, so fand man ihn zumeist in einem fahrbaren Zelte sitzend und die Vögel beobachtend oder photographierend. Auch mich nahm er öfter mit in das Zelt, in dem vorn auf einem großen Kasten der photographische Apparat lag. Der Kasten barg Platten, Apparate, Objektive, Frühstück nebst Getränken usw., so daß es an nichts fehlte. Die Vorderseite des Zeltes enthielt eine fensterartige Öffnung, die mit Gaze überzogen war, unter der sich das Objektiv vorschieben ließ, und die es wohl erlaubte, das außen Vorgehende zu beobachten, aber dem Außenstehenden den Einblick in das dunkle Innere verwehrte. So saß denn der alte Frühaufsteher oft vom Morgengrauen bis zum Dunkelwerden mit nur wenigen Unterbrechungen in seinem Lieblingsaufenthalte. Von diesen Zelten, die auf das sinnreichste konstruiert und natürlich vom Onkel selbst gebaut waren, wie er denn auch seine photographischen Apparate selbst baute und konstruierte, hatte er fünf Stück, die er auch auf weite Reisen mitnahm, und die als Kinderwagen anstandslos auf der Bahn als Passagiergut schnellstens befördert wurden.

Aus seinen reichen Erfahrungen teilte mir dann der Onkel bereitwillig alles Wissenswerte mit, und ich will ihn in der Nisthöhlenfrage selbst reden lassen: „Du hast wohl gehört, daß ich schon als Schulknabe mich sehr für die Natur und namentlich für Ornithologie und Vogelschutz interessierte, und daß ich auch auf meinem Gute letzteren eifrig betrieb und dadurch von Raupenfraß fast vollständig verschont blieb. Als ich nun dieses Grundstück kaufte, beklagten sich meine Nachbarn sehr über Raupen und sonstige Insektenschäden, und allmorgendlich sah ich sie mit der Raupenschere ihres Amtes walten, was auch ich schließlich tun mußte, da im Frühjahr der Hausumbau und die Gartenanlage einen wirksamen Vogelschutz noch nicht gestatteten. Doch als es Ende Mai im Gärtchen ruhiger wurde, ließ ich die ersten Nistkästen aufhängen und an den Steilen der Bretterwand anlegen. Meine Freude war groß, als noch in diesem Sommer einige Kästen bezogen wurden. Etwa 92 Nistkästen, Höhlen und Mauerlöcher waren angebracht, und zwar so, daß v. Berlepsche und solche eigener Konstruktion durcheinanderhingen.

Nach meinen früheren Erfahrungen, nach denen der Vogel seine Behausung und seine Jungen sehr rein hält, auch die Exkremente letzterer wegträgt, ist es zweckmäßig, den Innenraum nicht zu knapp zu bemessen, damit die Eltern ihren Pflichten bequemer nachkommen können. Auch berücksichtigte ich beim Bau der Kästen die Zahl der Familienmitglieder und sagte mir beispielsweise, die Nisthöhle, die für einen kleinen Buntspecht mit fünf bis sechs Eiern bzw. Jungen genügt, erscheint für eine Kohlmeise mit 13 Jungen zu klein. Die v. Berlepschen Höhlen A für Meisen usw. haben an innerer Fläche im Durchschnitt 64 qcm, die Höhle B für Stare etwa 114 qcm, während die von mir gebauten Nistkästen eine solche erstens für Meisen $13 \times 13 = 169$ qcm und zweitens für Stare usw. von 260 qcm haben. Ich hing also versuchsweise v. Berlepsche Höhlen B mit meinen Kästen durcheinander. Letzere wurden von Kohlmeisen gut angenommen, ebenso auch große Konservenbüchsen. Der Star nahm, solange meine Kästen mit 260 qcm Fläche frei waren, keine anderen an, obgleich

die v. Berlepschen Höhlen B dazwischenhingen. Als eines Jahres alle meine Starkästen besetzt waren, mühte sich ein Starenmänchen ab, ein Weibchen für einen Kasten I zu gewinnen. Flügelschlagend und singend saß er auf ihm, und bald kam auch ein Weibchen hinzu. Flugs rupfte das Männchen einige Blätter ab, um sie einzutragen, und listig aus dem Flugloche schauend, wartete er den Erfolg ab. Und siehe da, das Weibchen kam herab, inspizierte den Kasten und flog von dannen. Der unglückliche Freier setzte seine Bemühungen fort, aber stets empfahlen sich die Schönen wieder. Es mußte also nicht alles in Ordnung sein. Da ich keinen Starkasten mehr zur Verfügung hatt, nahm ich den gemiedenen herunter, schnitt den Boden mit einem Stück Kasten ab und nagelte von außen Bretter darum, so daß die untere Fläche von 169 qcm auf 240 qcm vergrößert wurde. Nach einer Stunde konnte der Kasten wieder an seinen alten Platz gebracht werden. Sofort kam das Männchen, umflatterte ihn, setzte sich schließlich vorsichtig darauf und kroch ins Flugloch, um auch das Innere zu besichtigen. Nicht lange währte es, bis sich wieder ein Weibchen zeigte. Dasselbe Manöver wie früher. Die Inspektion fiel diesmal günstig aus, und am nächsten Tage bauten sie lustig ihr Nestchen. Es war ihnen also der Kasten I zu eng gewesen.

Übrigens lieben auch andere Vogelarten eine geräumige Nisthöhle, z. B. der Gartenrotschwanz. Daß namentlich die Kohlmeise die v. Berlepsche Höhle B der kleineren A gegenüber bevorzugt, ist bekannt. Für Spechte und Wendehälse, die kein eigentliches Nest bauen, sondern ihre Eier auf wenig Baumerde legen, sind die v. Berlepschen Höhlen das Beste. Die ovale Form des Bodens ist erforderlich, um die Eier zusammenzuhalten. Es läßt sich dies auch bei den Bretterkästen erreichen, indem man auf den Boden eine Lehmschicht bringt und genannte Vertiefung mit der Hand eindrückt oder diese aus Gips, vermengt mit Sägemehl, herstellt. Übrigens halte ich es für richtig, mindestens das Dreifache an Nistgelegenheiten anzubringen, als Vogelpaare zu erwarten sind, und zwar weil erstens der Vogel die zweite Brut lieber in einem noch unbenutzten Kasten macht, und zweitens, weil dann immerhin mehrere Paare einer Art auf engerem Raum einander dulden.

Ich hänge meine Kästen, wenn möglich, mit dem Flugloche nach Südost und vornübergeneigt auf, damit der Regen nicht so leicht in die Öffnung schlägt, aber wenn es nicht anders geht, nach jeder anderen Richtung. Im Boden der Kästen, Konservenbüchsen usw. bringe ich ein Loch von etwa 1 cm Durchmesser an, damit etwa doch eindringende Feuchtigkeit abfließen kann. Ein jährliches Reinigen halte ich für notwendig, da öfters tote Vögel die Benutzung hindern. Doch fand ich wiederholt auch ein neues Nest auf toten Vögeln oder alten Nestern mit Eiern aufgebaut.

Was nun die Nisthöhlen aus Blech oder Konservenbüchsen betrifft, so habe ich nie bemerkt, daß sie, selbst im Sonnenbrande, den Vögeln schädlich geworden wären. Eine große Konservenbüchse war neun Jahre hindurch alljährlich von Kohlmeise oder Star besetzt, bis sie verrostet abfiel, und immer war die Brut vollzählig ausgeflogen. In einer kleinen Kiesgrube ganz in der Nähe der Stadt, die mit Asche und sonstigen Abfällen ausgefüllt wurde, sah ich in eine weite Konservenbüchse eine weiße Bachstelze einschlüpfen und in eine andere einen Hausrotschwanz. Beide nisteten in den auf der Erde liegenden Büchsen.

Übrigens finden die wertvollen Fingerzeige, die das Büchlein „Lösung der Vogelschutzfrage nach Freiherrn v. Belepsch“ von Martin Hiesemann gibt, noch zu wenig Beachtung, denn sonst würden nicht mehr alljährlich die Forsten durch Schädlinge kahlgefressen werden. Möchten doch für jeden überständigen geschlagenen Nistbaum einige Nisthöhlen angebracht werden, um das Gleichgewicht in der Natur wiederherzustellen, das durch Menschenhand bisher so zu deren Ungunsten verschoben worden ist.

Da es sehr erwünscht ist, auch die Schuljugend für den Vogelschutz zu interessieren und diese meist schlecht bei Kasse ist, kannst du deinen Mitschülern das Herstellen billiger, fast kostenloser Kästen beibringen, und wenn Hunderttausende diesen Schutz in ihren Gärten betreiben, wird der Gesamtheit ein segensreicher Dienst geleistet.“

So der Onkel, dessen Anweisungen ich erfolgreich nachkam.

Die Geisterseher und das Hohenzollerngespenst.

Von Kurt Siemers, Hamburg.

Graf Höpken hatte der Königin Luise Ulrike versprochen, die besprochene Angelegenheit nach dem Willen Ihrer Königlichen Majestät zu entrieren. Freilich möge man sich unter seinem Bekannten, dem Herrn Assessor von Swedenborg aus Dalarne, nicht etwa einen schwärmerisch langlockigen Jüngling imaginieren. Der meistschreibende und vielbesprochene Geisterseher von Stockholm ist ein ernsthafter Mann, eher bigott denn freigeistig, wissenschaftlich bis zu Trockenheit und Desinteressement. Nichts für junge Frauenzimmer (die jüngeren Hofdamen lachten mit schicklichem Respekt vor königlicher Gegenwart und flüsterten sich Aperçus in die Ohren). Schon zu Hochseligen König Karls XII. Zeiten hat der Bergkollegiumsassessor von Swedenborg neben anderem ein sinnreiches Mittel erfunden, mit dem man die ganze Belagerungs-Maschinerie und Canons von Strömstad zum Ide-Fjord, zwei und eine halbe schwedische Meile weit, zur Belagerung von Frederikshald transportieret. In diesem Zeitalter der Aufklärung und der Freigeisterei sei dieser weitberühmte Mathematicus und Wundermann extraordinairement remarquable. Seine Communicationen mit der Welt der Verstorbenen werden in ganz Europa besprochen.

„Lassen Sie den Swedenborg in Gottes Namen herein zu uns.“ Die Königin winkt sehr bestimmt mit der Hand.

Auf springt die Flügeltür. Ein Männlein von noch nicht sechs Fuß tritt hin, neigt sich mit ziemlichem Anstand vor seines Landes Königin, daß der Kavaliersdegen mit dem geheimnisvollen Griff wehrhaft klirrt.

Luise Ulrike, in diesem Augenblick ihrem königlichen Bruder Friedrich von Preußen nicht ganz unähnlich im Gesichtsausdruck, betrachtet den auf Anrede Wartenden mit einer Falte voll leisen Spottes um den Mund: „Das ist also der Mann, der mit den Geistern auf Duzfuß steht wie Fred Bellman mit seinen Stockholmer Tavernenfreundschaften?“

Die Hofdamen kichern pflichteifrig. Der Eingetretene schüttelt seine Spitzenärmel glatt: „Ich bin Emanuel von Swedenborg, zu Diensten Ew. Majestät.“

„Sie kennen meinen Bruder?“

„Den großen und erhabenen König von Preußen?“

„Ich meine jetzt meinen verstorbenen Herrn Bruder, den Prinzen August Wilhelm. Ist sein Geist Ihnen schonmals begegnet?“

„Noch nicht, Majestät.“

Die Spottfalte vertieft sich: „Nun, Herr von Swedenborg, wenn Sie meines Herrn Bruders Geist begegnen, richten Sie ihm meine Empfehlungen aus.“

„Ich werde daran gedenken, Majestät.“

Die Königin spricht einige Worte zum Grafen Schwerin. Höpken winkt verstohlen im Hintergrnnd: Swedenborg ist entlassen.

Mit rechtschaffenem Bürgerschritt heimwandelnd, bog er in die Hornsgatan ein, froh, das grüne Achteck seiner schönen Studierlaube im Garten vor dem Hause wieder vor sich zu haben, wo er arbeitete, und wo sich die Geister ihm manifestierten.

* * *

Die Königin, deren fliegender und herrschbegieriger Geist immer neue Ziele suchte, hatte die Audienz schon am nächsten Tage wieder vergessen. Sie hielt ihren königlichen Gemahl für eine Schlafmütze. Sie fühlte sich geistig ihrem königlichen Bruder von Preußen verwandt: sie suchte sich selbst einen politischen Kopf aufzusetzen und diplomatische Karten zu mischen. Vielleicht mochte sie auch eine schwedische Katharina oder Maria Theresia werden wollen. In das Netz europäischer Hofranküne suchte sie eifrig ihre eigengesponnenen geheimen Fäden zu flechten. Durch ihre Hände sollten Völker- und Menschengeschicke laufen. Immer schmiedete sie verborgene Pläne, manchmal mit Hemmungslosigkeit, verfeindete sich, warb neue Freunde.

Eine Woche war vergangen. Da sah von einem Fenster des Schlosses aus eine Hofdame das Männchen im altmodischen schwarzen Samthabit wieder schloßwärts den goldenen Knopfstock über das holprige Stockholmer Pflaster stoßen, obwohl es noch früher Morgen und lange nicht Audienzzeit war. Dem Herrn von Swedenborg wurde flüsternd und verweisend bedeutet, die Königin habe das Weiße Zimmer noch nicht verlassen. Doch pochte er rücksichtslos an, während die Bedientenschaft ihm vergeblich steckte, daß nur Personen ganz hohen Ranges dorthin Zutritt hätten. Die Königin öffnete selbst, Swedenborg trat rasch und unverlegen auf sie zu, besondere dringende Audienz erbittend, da er die Grüße an den verstorbenen prinzlichen Bruder ausgerichtet und geheimen Auftrag aus dem Geisterreich zu überbringen habe.

Die starkgeistige Königin zwang sich ein Lachen ab und ersuchte den Herrn von Swedenborg, offen vor aller Ohren seine Neuigkeiten auszukramen. Unerschüttert entgegnete der Geisterbote, sein Auftrag sei geheim und dulde keine anderen Ohren als die der Königin. Ihre Majestät zog schließlich die Achseln hoch, winkte dem diensttuenden Kammerherrn Grafen Schwerin, an der Tür zu warten, und betrat mit Swedenborg ein benachbartes Appartement.

In einer Ecke sprach Swedenborg auf die Königin ein. Immer gedämpfter wurde seine Stimme, so daß Schwerin nur den Anfang des Gespräches verstehen konnte:

„Ich begegnete dem Geist des Herrn Bruders Ew. Majestät, richtete die Grüße aus und wurde von ihm darüber unterrichtet, wie Ew. Majestät in der Galerie des Charlottenburger Schlosses das letzte Mal mit ihm zusammentrafen. Ich soll Ew. Majestät an das ganz vertraute Gespräch in der Fensternische erinnern ..."

Hier sah Schwerin die Königin sich erblassend zur Seite wenden.

„Den Brief, den Ew. Majestät verstorbener Bruder schreiben wollte, wird man angefangen in einem geheimen Pult seines Schreibtisches vorfinden, da Krankheit und baldiger Tod Vollendung und Absendung an Ihre Königliche Majestät hinderten."

Schwerin hatte den Rest nicht mehr verstehen können. Mit weitaufgerissenen Augen starrte die Königin auf Swedenborg, als ob sie in ungeheure Fernen sähe, sie wankte; eine Hofdame sprang hinzu. Der Königin lief ein Schüttern über den Rücken, ihr ward übel vor erstauntem Grauen über den Mann, der aus jenen Grenzbezirken Botschaft brachte, wo Ahnung und Übersinnliches die Horizonte menschlicher Erkenntnisbegrenzung zu Zeiten fürchterlich erweitern.

* * *

Die „Hüte" und die „Mützen", die beiden gegeneinanderarbeitenden Hofparteien, erwähnten besondere geheime Pläne der Königin. Einige der schwedischen Aristokraten sprachen in den nächsten Tagen in Hornsgatan 43 bei Herrn von Swedenborg vor, versicherten ihn ihrer Gewogenheit und suchten mit List, versteckten Drohungen und Aussichten auf Vorteile Swedenborg zu veranlassen, das Geheimnis der Königin zu verraten, denn sie wußten, daß Luise Ulrike die Rechte des Königtums auf Kosten des schwedischen Adels zu erweitern trachtete. Swedenborg wies jedoch alle diese Zumutungen mit ruhiger Freundlichkeit von sich. Kein Sterblicher hat je den genauen Inhalt dieser Unterredung kennengelernt. Jedoch mutmaßt man, daß der Geist des Prinzen August durch Swedenborgs Mund vor der Ausführung politischer Pläne gewarnt habe, da dies der Königin zum Unheil ausschlagen würde.

Vor einer Reihe von glaubwürdigen Leuten, Gelehrten der Berliner Akademie der Wissenschaften, hat die Königin nochmals feierlich bezeugt, daß Swedenborg ihr den genauen Inhalt der letzten Unterredung mit ihrem Bruder vor seinem Tode mitgeteilt habe. Unmöglich sei es gewesen, daß er dies auf natürliche Weise durch einen anderen Menschen habe erfahren können.

* * *

Das 58. Stück der Haude-Spenerschung Zeitung vom Jahre 1772 berichtet über das Absterben des seltsamen Mannes: „Mit den letzten Briefen aus London haben wir die Nachricht erhalten, daß der durch seine Gelehrsamkeit, durch seine Schriften über verschiedene Gegenstände und besonders durch seine Geisterseherei berühmte Assessor Emanuel von Swedenborg daselbst am 29. März in einem Alter von 84 Jahren, 1 Monat und 7 Tagen gestorben. Während seiner Krankheit hat er viel Andacht bezeuget, und einige Tage vor seinem Tode das heilige Abendmahl genossen."

Herr von Knigge schrieb über Swedenborg: „Wo ich offenbares Gaukelspiel wahrnehme, halte ich es für Pflicht, freimütig dagegen zu reden; allein, daß ich etwas nur nicht begreifen kann, daß es nicht in meine Gedankenreihe, mein System paßt, das berechtigt mich nicht, es für Unsinn zu erklären. Es gibt gewiß eine Menge Wahrheiten in der Natur, die der größte Teil der Menschen nicht ergründet, weil er auf einerlei Wege sucht. Wenn nun einmal einer auf einer andern Bahn von Nachforschung eine besondere Kenntnis gefunden hat und dieselbe in der gemeinen Sprache mitteilen will, so entsteht natürlicherweise daraus, daß, da die gemeine Sprache nur nach gemeinen Begriffen eingerichtet ist, ein solcher Vortrag wenigstens verworren, wo nicht töricht, erscheint."

50 Jahre holländische Malerei 1875—1925.

Von Dr. Alfred Kuhn.

(Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 1026.)

In der Orangerie in Potsdam ist dieser Tage die holländische Ausstellung eröffnet worden. Nicht ohne Bedeutung war es, daß dabei der holländische Gesandte in Berlin und der deutsche Gesandte im Haag anwesend waren, denn die tiefen geistigen Beziehungen sollten dargestellt werden, die seit Jahrhunderten die deutsche und die holländische Kultur verbinden.

Welchen Einfluß die niederländische Malerei zu allen Zeiten auf die deutsche gehabt hat, ist bekannt. Schon Dürers Lehrer Wolgemut hat bei den großen holländischen Malern gelernt. Ihr Stil ist in der Art des jungen Nürnbergers noch fühlbar, und als dieser dann zu Ansehen und Ruhm gelangt war, reiste er selbst nach den Niederlanden, wo er mit Begeisterung empfangen wurde. Hundert Jahre später ist dort Rembrandt zur Welt gekommen, dessen Kunst in der Folgezeit für kein Volk von höherer Bedeutung geworden als für das deutsche. So hat der junge

Goethe der Ausgabe des Faustfragments eine Radierung des holländischen Meisters als Titelblatt vorgesetzt. Deutsche sind es im wesentlichen gewesen, an der Spitze Wilhelm v. Bode, die sein Werk zum Gebiet ihrer Forschungen gemacht und es in seiner ganzen Grandiosität aufgebaut haben. Ein Deutscher, Langbehn, hat Rembrandt zum moralischen Lehrer der Deutschen überhaupt erhoben. Die Malweise der großen Niederländer aus dem 17. Jahrhundert, eines Ruysdael, eines Hobbema, eines Jan Steen, ist für das gleichzeitige Deutschland ausschlaggebend gewesen und ist wirksam geblieben das ganze 18. Jahrhundert hindurch bis weit in das 19. hinein. Dann hat am Ende dieses Jahrhunderts wiederum Liebermann durch seine Verbindungen mit Israels den Zusammenhang erneuert.

Wenn man die schön gehängte Ausstellung durchschreitet, so fällt einem sofort als typisch ein Grau auf, das alle ausgestellten Bilder zu verbinden scheint. Wer kennt nicht jene dunstigen Schleier, die über der großen Ebene des Nordens lagern, den graulichten Nebel, der von den Kanälen aufsteigt, die Umrisse von Baum und Strauch, von Mühle und Haus verschwimmen läßt. Wer ist nicht an langen Sommertagen durch schmale Grachten gefahren, unter langsam sich öffnenden Brücken hindurch, hat vor Schleusen wartend gelegen, und wer hat dann nicht jene seltsame Melancholie, jene Gelassenheit der Seele, jene bis zur Depression sich steigernde Verträumtheit empfunden, die die Gegend ausströmt? Das ist denn auch der Grundton aller Bilder, die wir auf der Ausstellung kennenlernen. Ob wir die Namen Israels oder Weißenbruch, ob Mauve oder Breitner, ob wir Mesdag sagen oder Jakob Maris, immer lagert über den Bildern der graue Schleier eines bedeckten Himmels, immer verschwimmen die Umrisse der Gestalten in einem Dunst von Wasser und verschleiertem Sonnenhimmel.

Die alte holländische Tradition, die Verbindung mit den großen Ahnen des 17. Jahrhunderts, ist überall deutlich, die Lust an der Nuance, an der feinen malerischen Abtönung, an der Noblesse der Pinselführung. Wie ein Grau abgewandelt wird, wie es von dem dunkelsten Ton langsam aufsteigt bis zum Weiß, das ist gutes altes holländisches Handwerk. Dabei hat man sich gern den Malern von Barbizon geöffnet, die, ihrerseits auf dem Boden der alten Holländer stehend, die Poesie der Landschaft am weitesten entwickelt haben. Bis zu Manet ist man gegangen, der auch seinerseits sich nie von der Überlieferung entfernt hat.

Impressionistische Malerei jedoch hat man nicht für sich fruchtbar gemacht. Das revolutionäre Element, darin bestehend, daß ein paar Maler hinaus in die Natur gegangen sind, um dort unter dem blendenden Licht der Sonne ihre Bilder glatt herunterzumalen, lag den holländischen Meistern nicht, die, wie es uns scheinen will, im kühlen Lichte des Ateliers ihre Studien sorgsam ausgebaut haben. Ein Temperament, wie das van Goghs, steht deshalb auch zusammenhanglos inmitten der holländischen Entwicklung. Man beachte, wie auf seinen Bildern ein blauer Himmel herabstürzt auf ein rotes Dach, das dann seinerseits wieder auf einer flammengelben Hausmauer liegt, und man wird erkennen, daß diese Unbedingtheit, diese brutale Farbenfreudigkeit, diese lodernde Sinnlichkeit mit den Gepflogenheiten der holländischen Tradition nichts zu tun haben und auch nicht aus dem holländischen graudunstig überlagerten Boden emporgewachsen sind.

Ebensowenig scheint mir die lineare Kunst eines Toorop bodenwüchsig zu sein. Sie hat an die der englischen Präraffaeliten angeknüpft und hat daraus einen eigenen Stil entwickelt, einen solchen der Feinnervigkeit, der Adeligkeit und jener überempfindlichen Weltferne, den man in der germanischen Kunst immer wieder findet als Ausgleich zu der derben Freude an der Realität. Auf diesen Bahnen wandert auch van Konijnenburg.

Fassen wir zusammen, so ergibt die Ausstellung den Eindruck unbedingter volkshafter Geschlossenheit, der Kunst einer Nation, die fest auf ihrer mütterlichen Erde steht, und die mit Stolz in ihren Ahnen die Bedingung ihrer heutigen Existenz erblickt.

Aus Wissenschaft und Technik.

Geistige Vererbung. Eine amerikanische Autorität auf dem Gebiet der Vererbungstheorie, Casper L. Redfield, hat einen großen Teil seines Lebens dem Studium des Ursprungs berühmter Männer gewidmet und ist auf Grund seiner Forschungen, die sich auf 1028 prominente Persönlichkeiten aller Zeiten, Länder und Nationalitäten erstreckten, zu der Feststellung gekommen, daß diejenigen Kinder die besten Aussichten zu höheren, angesehenen Stellungen im Leben haben, deren Eltern sich zur Zeit ihrer Geburt bereits in vorgerückteren Lebensjahren befinden. Im allgemeinen haben die Kinder von Künstlern größere Chancen, berühmt zu werden, als die Nachkommen von Geschäftsleuten. Napoleon, Alexander, Roosevelt und Friedrich der Große waren Söhne von Vätern unter 30 Jahren, woraus zu schließen ist, daß militärische Eigenschaften und energische Charaktere von jüngeren Vätern vererbt werden. Künstler, Musiker und Literaten sind gewöhnlich Kinder von Eltern zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr, wie z. B. Bach, Beethoven, Mendelssohn, Goethe, Shakespeare, Raffael und Rembrandt. Die Zeit zwischen 40 und 50 Lebensjahren scheint für die Erzeugung von Staatsmännern günstig zu sein; so waren z. B. Bismarck, Cromwell, Gladstone und Cato die Kinder von Eltern in den vierziger Jahren. Bedeutende Philosophen, wie z. B. Konfuzius, Bacon und Franklin, haben Väter gehabt, die zur Zeit ihrer Geburt sich bereits in den fünfziger Jahren befanden. Als Gegenstück hierzu ist anzuführen, daß fast 90 Proz. aller Verbrecher von jungen Eltern geboren wurden. Aus der amerikanischen Statistik geht ferner hervor, daß der älteste oder jüngste Sohn einer kinderreichen Familie bessere Aussichten für eine hohe Stellung im Leben hat als solche Kinder, die unglücklicherweise dazwischen geboren sind. Das einzige Kind hat endlich geringe Aussicht, in der Nachwelt als ein „großer Mann" fortzuleben. Dr. Fk.

Eine vielleicht von Kolumbus selbst herrührende Weltkarte befindet sich in der Nationalbibliothek zu Paris. Sie war schon länger bekannt, galt aber als eine portugiesische Karte aus dem 16. Jahrhundert und wurde daher nicht weiter beachtet. Nun hat aber kürzlich der Historiker der französischen Marine, Charles de la Roncière, auf eine Reihe Tatsachen hingewiesen, die es ziemlich wahrscheinlich (wenn auch keineswegs sicher) machen, daß die Karte von Kolumbus selbst entworfen ist und das Weltbild darstellt, mit dem im Kopfe er seine berühmte Entdeckungsfahrt angetreten hat. Die „Kolumbuskarte" ist eine Doppeldarstellung: die eine der beiden auf einem Blatt vereinigten Karten zeigt die Küsten von Europa, Westasien und Afrika bis zur Kongomündung im Süden, die andere die ganze damals bekannte Welt in Kreisform, umgeben vom Ozean. Letztere enthüllt also das Weltbild des Kartenzeichners, erstere läßt durch die Hervorhebung einzelner Punkte Schlüsse darauf zu, welche Erdstellen für den Autor von besonderem Interesse waren. Aus dem Inhalt der Weltkarte geht hervor, daß sie zwischen 1488 und 1493 entstanden sein muß; denn sie enthält bereits die ganze Westküste Afrikas bis zum Kap der Guten Hoffnung, die erst durch die Reise des Diaz im Jahre 1488 entschleiert worden war, aber noch nicht Amerika, das 1493 zuerst neu erreicht wurde. Beweise für die Abfassung der Karte durch einen Italiener dürfen darin erblickt werden, daß die Kapverdischen Inseln mit einem italienischen Namen bezeichnet sind und ihre Entdeckung durch einen Italiener hervorgehoben ist. Ferner ist ein „Genuesenfluß" (rio del Genovese) an der Guineaküste eingezeichnet (Kolumbus stammte bekanntlich aus Genua!) und die Lage von Genua selbst besonders sorgfältig eingetragen. Auf Island ist durch eine Fußnote besonders hingewiesen, wobei man sich erinnert, daß sich Kolumbus für diese Insel in seiner Jugend besonders interessiert hat, wenn er auch keine Fahrt dorthin unternommen hat, wie man früher glaubte. Endlich enthält die Karte auch zwei lange Textstellen aus Pierre d'Aillys Buch „Tractatus de imagine mundi" (Abhandlung

von der Gestaltung der Welt), das Kolumbus vor seiner Amerikafahrt genau durchstudiert hat; das in seinem Besitz gewesene, noch heute erhaltene Exemplar ist von ihm mit Randbemerkungen versehen worden. Obendrein finden sich in diesen Schriftstellen die gleichen mittellateinischen Sprachabsonderlichkeiten, die Kolumbus in seinen eigenhändigen Randbemerkungen verwendet hat. Aber noch weitere Wahrscheinlichkeitsbeweise für die Autorschaft des Kolumbus bringt de la Roncière bei. Kolumbus trug seinen Reiseplan den spanischen Majestäten im Feldlager von Santa Fé während der Belagerung von Granada vor; das Städtchen Santa Fé wurde erst bei Gelegenheit dieser Belagerung gegründet. Merkwürdigerweise zeigt nun die „Kolumbuskarte" eine große befestigte namenlose Stadt und daneben eine kleine Festung, beide östlich von Sevilla. Der Gedanke liegt sehr nahe, daß damit Granada und Santa Fé gemeint sind. Endlich erinnert auch die Tatsache, daß auf der Weltkarte die damals bekannte „Welt" durch den Ozean ringförmig umgeben ist, an Kolumbus' Wort „Insula est tota terra" (die ganze Welt ist eine Insel). Es ist somit keineswegs unwahrscheinlich, daß Kolumbus der Autor der Karte gewesen ist; selbst gezeichnet hat er sie dagegen bestimmt nicht, denn die Handschrift stimmt mit der seinigen oder der seines Bruders Bartholomäus gar nicht überein. Wenn er sie also selbst entworfen hat, so hat er sie durch einen Kartographen oder Kunstschreiber zeichnen lassen. M. W. G.

Die empfindlichste Methode zum Nachweis chemischer Elemente. Es ist bekannt, daß Frau Curie sich bei der Entdeckung des Radiums der sogenannten ionometrischen Methode bedient hat, d. h. daß sie das neue Element mit Hilfe seiner Strahlung mit dem Elektrometer nachweisen konnte. Diese Methode ist vieltausendmal empfindlicher als die üblichen Nachweismethoden, die der Chemiker mit Hilfe einer Wage auszuführen gewohnt ist. Der Nachweis von chemischen Elementen mit Hilfe ihrer Strahlung ist heute bei den Radioelementen die übliche und feinste Methode geworden. Es gelingt mit ihrer Hilfe, im Gramm Gestein noch ein billionstel Gramm Radium nachzuweisen. Obgleich diese Methode schon außerordentlich kleine Mengen festzustellen erlaubt, so ist es doch noch nicht die empfindlichste, die wir heute kennen. Wesentlich empfindlicher ist eine Methode, bei der auch die radioaktive Strahlung benutzt wird, die also auch auf die Radioelemente beschränkt ist. Sie gründet sich auf die Erscheinung der sogenannten radioaktiven Höfe, die sich in vielen Mineralien vorfinden. Besonders in Glimmern und Hornblenden findet man in Dünnschliffen unter dem Mikroskop kleine verstreute Substanzteilchen, um die im Umkreis herum die Trägersubstanz sich verfärbt hat. Es hat festgestellt werden können, daß diese verfärbten Höfe von der Strahlung radioaktiver Substanzteilchen stammen, die in dem Kern der Höfe sitzen, und man hat aus der Art der Höfe, die sich in vielen Fällen ringförmig ausbilden, schließen können, welche Radioelemente im Kern vorhanden sind. Im Falle, daß kleine Teilchen von Uran sich im Mittelpunkte befinden, werden sich durch den Zerfall des Urans in diesem Zentrum alle Zerfallsprodukte der radioaktiven Uran-Radium-Reihe anhäufen, und da die Alphastrahlen verschiedene Reichweite besitzen, so werden die Höfe, entsprechend dieser verschiedenen Reichweite, verschiedene konzentrische Ringe erkennen lassen. Ist Thorium im Kern vorhanden, so werden sich die Zerfallsprodukte des Thoriums anreichern, und es werden bis zu 7 Ringen anderer Ausmaße entstehen. Der größte Radius des Uranhofes wird etwa 0,035 mm betragen, der größte Radius des Thoriumhofes 0,014 mm. Bei diesen kleinen Abmessungen sind die Höfe naturgemäß nur mit dem Mikroskop zu sehen und zu messen. Sie lassen sich aber genau voneinander unterscheiden. Diese Methode übertrifft bei weitem jede andere Methode zum Nachweis chemischer Elemente. Das kommt daher, daß die Strahlung, die zur Verfärbung des Hofes geführt hat, geologische Zeiträume lang sich addiert hat, und daß darum die Wirkung auf die Trägersubstanz sich auch bei allerschwächsten radioaktiven Substanzmengen langsam herausgebildet hat. Joly gibt an, daß es mit dieser Methode gelingt, noch den millionsten Teil von einem billionstel Gramm Radium festzustellen. Die Höfe zeigen nicht nur an, daß in dem Kern radioaktive Strahlen bestimmter Art vorhanden sind, sie geben auch Auskunft darüber, ob die radioaktive Strahlung, die wir heute im Laboratorium nachweisen, bereits in früheren, lang vergangenen Zeitepochen in derselben Weise bestanden hat. Joly nennt daher die Höfe mit Recht Hieroglyphen, eine Schrift in den Felsen. Sie zu deuten, ist mit Hilfe der radioaktiven Kenntnisse möglich. Ludwig Thor.

Der Bakteriengehalt des Badewassers in Hallenschwimmbädern. Vor einiger Zeit haben sich in Berlin wieder einige Fälle von Übertragung einer (an und für sich harmlosen, wenn auch lästigen) Augenbindehautentzündung durch das Badewasser zugetragen. Da ist es von Interesse, der Untersuchungen zu gedenken, die vor kurzem Ickert über die Ansteckungsfähigkeit des Badewassers in gemeinsamen Schwimmbädern veröffentlicht hat, und die bei genügender Sorgfalt eine Ansteckungsgefahr als sehr gering erscheinen lassen. Die durch die Badenden in das Wasser gelangenden Bakterien vermehren sich danach zunächst im Schwimmbad; der Vermehrung wird aber bereits am zweiten oder dritten Tage durch verschiedene Umstände ein Ziel gesetzt. Die Verminderung der Keime ist in erster Linie der Freßtätigkeit von Protozoen zu verdanken, die sich in jedem Wasser vorfinden, in zweiter Linie der Wechselwirkung zwischen den eigentlichen Wasserbakterien (Fluoreszenz-Gruppe) und den wasserfremden Keimen. Vorhandene wasserfremde Keime verlieren ihre Bewegung und sinken zu Boden, wo sie um so leichter von den Protozoen aufgenommen werden können; die Fluoreszenz-Gruppe sucht das Wachstum fremder Keime durch ausgeschiedene Stoffe überhaupt zu verhindern. So arbeiten Protozoen und Wasserbakterien gleichsam Hand in Hand, sich gegenseitig in der Wirkung unterstützend. Ihre Tätigkeit ist der Ausdruck eines Selbstreinigungsprozesses des Schwimmbadwassers, wie er bei jedem stehenden Wasser auftritt. Die jeweilige Bakterienzahl ist infolgedessen nicht ein Zeichen, wie groß die Verunreinigung ist, sondern nur ein Zeichen, in welchem Augenblick sich der Selbstreinigungsprozeß befindet. Die Bakterienzahl scheidet demnach für die Beurteilung des Badewassers ganz aus. Gegenüber den massenhaften Besucherzahlen der öffentlichen Bäder ist es, wie Ickert weiter ausführt, überraschend, wie wenig positive Fälle von sicherer Übertragung von Infektionskrankheiten durch das Badewasser beschrieben worden sind. Natürlich darf trotzdem die Infektionsgefahr des Schwimmbadwassers nicht sorglos verachtet werden. Da die Möglichkeit der Übertragung ansteckender Krankheiten durch das Schwimmbadwasser nicht geleugnet werden kann, hat die Aufsichtsbehörde die Pflicht, durch Erlaß bestimmter Vorschriften die Allgemeinheit vor dieser Gefahr zu schützen. Diese bestehen hauptsächlich in folgendem: Benutzung unverdächtigen Wassers zu Schwimmbädern; Reinigung des Körpers vor Benutzung; Anbringung von Spuckgelegenheiten in den Bädern; Anbringung von Aborten und Pissoiren; Ausschluß von Personen mit ansteckenden Krankheiten, soweit das festzustellen ist; Reinigung des Bades nach einer gewissen Anzahl von Besuchern; Zulassung von höchstens so vielen Badegästen, daß auf jeden Badenden möglichst 8 cbm, mindestens aber 2,4 cbm Schwimmbadwasser kommen; zeitweilige Desinfektion des Bassins mit Salzsäure und Kalkmilch; Schließung des Bades bei Epidemien. Geeignete Desinfektionsmethoden gestatten, die Krankheitskeime sofort nach ihrer Einbringung ins Badewasser abzutöten. Es wurde z. B. das gebrauchte Schwimmbadwasser belüftet und dauernd durch Sand filtriert. Das gebrauchte Badewasser wurde alle 1 bis 3 Tage mit Magnesiumhypochlorit desinfiziert. Zusatz von Chlorkalk setzte den Bakteriengehalt des Seewassers in abgeschlossenen Schwimmbädern wesentlich herab. Auch die Wiederverwendungsfähigmachung gebrauchten Schwimmbadwassers mittels des Ozonverfahrens hat bereits Erfolge gezeitigt. Aus diesen Ausführungen geht jedenfalls hervor, daß eine Ansteckungsgefahr in richtig geleiteten Badehallen im allgemeinen nicht zu befürchten ist, und daß deshalb eine Einschränkung des Badegebrauches — eines der wichtigsten Mittel der Volksgesundheit überhaupt — keineswegs angezeigt wäre. Dr. S.

Für die Frauenwelt.

Die Nebensächlichkeiten der Mode sind es, die uns beim ersten Blick die Frau von Geschmack zeigen. Hat uns der Schneider ein schönes Kleid geliefert, so ist es an uns, der Toilette den Stempel unserer Persönlichkeit aufzudrücken. — Für eine Frau sind die sogenannten Nebensächlichkeiten der Mode all die hübschen, scheinbar so überflüssigen Gegenstände, deren sie, sei es zu Hause, sei es in der Gesellschaft, sei es auf der Straße, bedarf. Handtasche, Schirm, Behälter für Puder und Lippenstift, Handschuhe, Kopfschmuck, Schals und Schärpen, Fächer und Taschentuch sind nur einige der notwendigsten Dinge, die eine moderne Frau täglich gebraucht, und die sie in soundso vielen Aufmachungen haben muß. Der Schuh ist ein Kapitel für sich. Wie viele Nuancen es jetzt darin gibt, zeigen uns die Auslagen unserer bekannten großen Firmen. Aber um so schwerer ist es, stets den passenden Schuh zu finden, in der Wahl des Modells keinen Fehlgriff zu tun. Dem Winter war der Brokat- und der Lameschuh vorbehalten; ihn haben wir sorgfältig verpackt, um ihn allenfalls jetzt zur Reisezeit wieder unserem Koffer einzuverleiben. Denn in den großen Kurorten wird im Sommer ebenso getanzt wie im Winter, und die Toilette macht im Ballsaal keinen Unterschied zwischen Sommer und Winter. Augenblicklich ist als Straßenschuh die offene Form gestattet, doch muß der Schuh aus Leder sein. Zwei verschiedene Leder, wie Lack und Chevreau, werden vielfach miteinander verarbeitet. Die spitze Form bleibt, aber sie etwas gemäßigter und der Absatz etwas niedriger als im vorigen Jahr. Stets muß jedoch der Schuh farblich zum Kleid und Strumpf in irgendeinem Einklang stehen. Auch die Handtasche muß zum Kostüm passen. Darin die verschiedenen modernen Formen und Variationen aufzuzählen, ist natürlich unmöglich. Es sei nur gesagt, daß allzu große wie allzu kleine Taschen nicht getragen werden. Zum Tailleur- und Vormittagskleid ist die Tasche aus plissierter, mit Leder eingefaßter Seide oder die Tasche, aus Lack und Krokodilleder zusammengestellt, sehr schick. Taschen aus kostbaren Stoffen in Gold und Silber und mit exotischen Stickereien können je nach der Form am Vormittag oder

Im **Verlag J. J. Weber, Leipzig 26** erschien:

H. A. Korff

ord. Professor an der Universität Gießen

Humanismus und Romantik

Die Lebensauffassung der Neuzeit und ihre Entwicklung im Zeitalter Goethes

Fünf Vorträge über Literaturgeschichte.

In Halbleinen gebunden 3.20 R.-M.

„. . Die teils sehr schwierigen Probleme sind von dem Verfasser, der über tiefgründiges Wissen verfügt, klar und lichtvoll dargestellt . . ." Berliner Lokal-Anzeiger.

„. . . die Darlegungen H. A. Korffs sind keine gelehrten oder pseudogelehrten Beiläufigkeiten, wie sie von feingeistigen Gehirnturnern geliebt werden, sondern zielen vom ersten Augenblick an auf das Wesentliche ab, auf das, was uns heutzutage einzig angeht — auf die Frage nämlich, welcher Art die seelenformende und seelenverwandelnde Macht ist, die sich durch das Werk unserer sogenannten Klassiker und Romantiker im innersten Leben unseres Volkes auswirkt. Und die Antwort, die H. A. Korff darauf gibt, ist in dieser Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit bisher noch nie ausgesprochen worden . . .

Schon diesen wenigen kurzen Andeutungen ist zu entnehmen, welche entscheidende Bedeutung der an Umfang so kleinen, an tiefen Gedanken so reichen Schrift Korffs zukommt. Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden". Deutsche Allgemeine Zeitung.

Bowlen und Pünsche.

Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit. Ein Rezeptbüchlein zur Bereitg. von allerlei herzstärkend. Getränken. Dritte Auflage, neu durchgesehen von Major a. D. H. G. Handwitz, Zeichnungen von Architekt und Maler Maximilian Ludwig Lutz, Berlin-München.

In Ganzleinen Reichsmark 3.—

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

am Nachmittag benutzt werden. Für kurze Gänge und für Besuchszwecke gibt es ganz reizende Taschen in Zylinderform mit einer Quaste am Ende; auch für das Theater ist diese Art Tasche sehr zu empfehlen. Immer noch haben wir den dicken kurzen Schirm, und in seinem Griff lassen sich das Puderquästchen und das Taschentuch verbergen; desgleichen kann man etwas Papiergeld darin unterbringen. Er bietet so zugleich Ersatz für die Handtasche, eine sehr gute Idee, denn Schirm und Handtasche sind zwei Gegenstände, die man ungern zusammen trägt. Violetta.

Das Teekleid ist eine Errungenschaft der letzten Jahre und bedeutet ein Mittelding zwischen Nachmittagskleid und Abendtoilette. Dieses Kleid erfreut sich der ganz besonderen Vorliebe der Modeschöpfer, denn hier können sie ihrer Phantasie freieren Lauf lassen und in Farben schwelgen. Da zum Nachmittagstee meistens ein Tänzchen veranstaltet wird, ist der Charakter des Kleides dementsprechend. Das Teekleid kann mit kurzem oder langem Ärmel gearbeitet sein, ist aber in jedem Falle halsfrei. — Kreppartige Seiden, von denen wir eine große Auswahl haben, sind die Stoffe, die hier am meisten verarbeitet werden. Die Perlenstickerei in gleicher Farbe oder in bunt ist vom Abendkleid übernommen, daneben spielen andere Stickereien in bunt und einfarbig sowie aparte Applikationen eine große Rolle. Vergessen sind die Tutanchamonmotive, man sieht jetzt nur noch stilisierte Blumen in ganz naiver Form und ganz einfache Zeichnungen, die hauptsächlich durch die Farbe wirken. Sehr hübsch ist Bandgarnierung. Das plissierte Band des vorigen Jahres hat dem glatt aufgesetzten Bauernband Platz gemacht; da das Bauernband aber nicht gerade jedermanns Sache ist, werden ombrierte Bänder und Reversibles in den Handel gebracht. Mit der Hand bemaltes Band ist besonders schick und darum sehr beliebt.

Sommerliche Abendkleider. Ob es sich um kleine oder große Abendtoiletten handelt, sie erscheinen alle gleich duftig und neuartig geschnitten. Man verwendet für sie sehr viele Spitzen und Seidenmusseline. Auch Phantasien werden gestattet: bedruckte Musseline mit vielen Blumen, in den Farbentönen abgestufte Crêpes und unendlich weicher Taft. Wenn es sich um große Abendkleider handelt, triumphieren Gold, Silber und Steine. Eine ganze Blüte zauberhafter Kleider. Man

glaubt sich bei ihrem Anblick in das Märchenreich von Tausendundeiner Nacht versetzt! Die Röcke bleiben auch bei ihnen weiter kurz, was einen scharmanten Luxus an Strümpfen und Schuhen gestattet. Die Farbe der Schuhe ist immer etwas dunkler als die der Kleider.

Panamaschuhe. Während die Panamahüte weniger modern sind, wird das Erscheinen der Panamaschuhe in Aussicht gestellt. Wie die Hüte, werden auch sie aus feinem Stroh gemacht. Es sollen in diesem Sommer anscheinend sehr viele am Strande getragen werden. Mit Bastblumen und Strohstickereien wird die Silhouette von 1925 fast die einer Stroh—Dame sein!

Der Pfeil, Amors Waffe, ist jetzt zu einer beliebten Waffe der Modistin geworden. Aber die Damen brauchen sich nicht zu beunruhigen; er inspiriert sie nur und ist sehr hübsch aus Gold, Silber und mit echten Steinen wie Saphiren, Rubinen, Türkisen oder Opalen besetzt. Man pikt ihn in die Hüte, um einen aufgeschlagenen Rand oder die Drapierung eines Turbans festzuhalten. Und das wirkt sehr schick.

Die rote Krawatte. Seit einiger Zeit tragen die jungen Damen, um die Wirkung eines spitzen Ausschnitts zu erhöhen, eine rote Seidenkrawatte, an der ein Schmuckstück, eine Quaste oder eine Plakette hängt. Man findet diese Garnierung auf weißen Blusen und Abendkleidern. Oft ist der rote Stoff bestickt und beperlt, bisweilen wird er aber auch von einem fein emaillierten Medaillon beschwert.

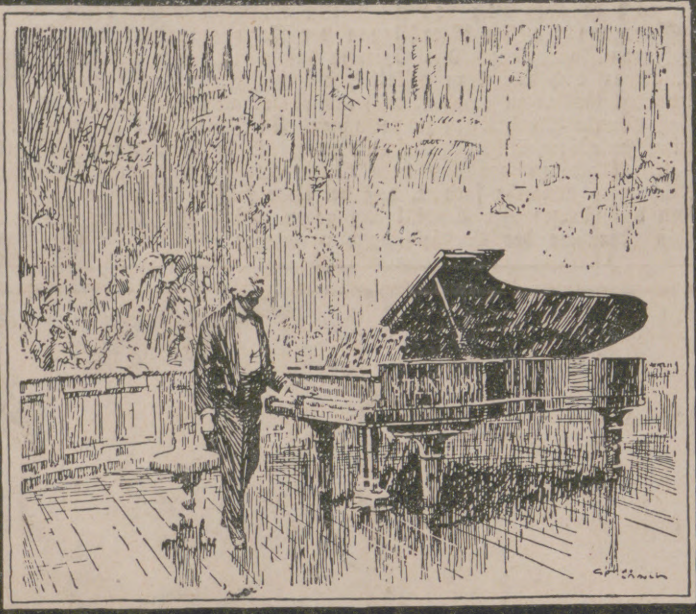
Die Bewegung für Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne macht auch in Japan Fortschritte. Das Eherecht hat nämlich eine gesetzliche Neuregelung erfahren, die es auch der Frau gestattet, die Ehescheidungsklage wegen unwürdigen Verhaltens des Gatten zu erheben, während bisher allein der Mann berechtigt war, aus diesem Grunde Ehescheidung zu verlangen. In Japan gibt es ferner eine Scheidung bei gegenseitiger Willensübereinstimmung, die in Deutschland bekanntlich nicht zulässig ist. Allerdings hat das neue Gesetz eine einschränkende Bestimmung getroffen, indem es nunmehr fordert, daß bei einer solchen Trennung die Eltern oder Großeltern des Paares ihre Einwilligung geben. Diese Maßnahme soll gewiß einer übergroßen Zunahme der Ehescheidungen vorbeugen.

















Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.